

<36612318760018

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Achtzehnter Jahrgang.

1824.

Juli.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock



Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Nro. 54.

Römische Ausgrabungen. (Aus einem Brief an den Herausgeber.) — Nachtrag zu dem Aufsaz über Malerey in Rom in Nro. 32. des Kunstblatts. — Paris den 26. Mai 1824. Lithographie.

Nro. 55.

Ueber die Quellen des Malerischen und Schönen. Von Einem welcher von den Künsten Nichts versteht. An den Herausgeber. Antwort des Herausgebers. — Kunstliteratur. Memorie Romane di antichità e di belle Arti. fasc. 1. — Hamburg.

Nro. 56.

Römische Ausgrabungen. (Beschluß der Nachricht in Nro. 54.) Rom, den 10. Juni 1824. — Römische Ausgrabungen. Rom, 21. Mai 1824. — Nachricht von noch mehr entdeckten Bildern des Gottes Thor. (Fortsezung zu Nro. 74. des vorigen Jahrganges.) — Zur Künstlergeschichte.

Nro. 57.

Mars und Venus. Neuestes Gemälde von David. — Nachricht von noch mehr entdeckten Bildern des Gottes Thor. (Beschluß.) Von Büsching. — Archäologische Literatur. La Antichità di Acre scoperte descritte ed illustrate del Barone Gabriello Judica, regio custode delle antichità del destritto di Noto. Mit 34 Kupfertafeln.

Nro. 58.

Notizen über einige der jüngeren Historienmaler in Rom. — Archäologische Literatur. Le Antichità di Acre etc. (Fortsezung.)

Nro. 59.

Ueber die Bildung junger Künstler. An Peter Cornelius, Director der Akademie zu Düsseldorf. Von C. Vogel. — Nachrichten von einigen zu Savaria (Stein am Anger) in Ungarn gefundenen römischen Alterthümern. (Ein Schreiben des Professor Bünig zu Savaria an den Professor Büsching zu Breslau. — Archäologische Literatur. Le Antichità di Acre etc. (Beschluß.)

Nro. 60.

Nachrichten von einigen zu Savaria. (Stein am Anger) in Ungarn gefundenen römischen Alterthümern. (Fortsezung.) — Paris.

Nro. 61.

Einige Bemerkungen über den jezigen Zustand der Historienmalerey in Frankreich. — Rom, den 16. Juni 1824. — Rom, den 10. Juli 1824. — London. Juli.

Literatur-Blatt.

Nro. 53.

Länder- und Völkerkunde. Lebrecht Hirsemenzels, eines deutschen Schulmeisters, Briefe aus und über Italien. Herausgegeben von D. Ernst Konrad. — Aus Italien. (Fortsezung.) — Schreibfehler. — Urtheilsfehler.

Nro. 54.

Taschenliteratur für 1824. Die Vorzeit, ein Taschenbuch für das Jahr 1824.

Nro. 55.

Lord Byron. — Unterhaltungs-Literatur. Wilhelm Meisters Meisterjahre. Erster Theil. — Edinburgh, den 30. Mai.

Nro. 56.

Dramatische Literatur. Don Carlos, Infant von Spanien. Ein Trauerspiel von Fr. Baron de la Motte Fouqué 2c. Mit einer Zueignung an Friedrich v. Schiller. — Literarische Mizellen. 1.

Nro. 57.

Dramatische Literatur. Don Carlos, Infant von Spanien. Ein Trauerspiel von Fr. Baron de la Motte Fouqué 2c. (Beschluß.) — Dramatische Dichtkunst. Roderich. Trauerspiel. Ein Versuch von dem Fürsten E. Lichnowsky.

Nro. 58.

Biographie. Memoiren oder Beyträge zur Lebensgeschichte des Generals Lafayette und zur Geschichte der constituirenden Versammlung, verfaßt von Regnault-Warin. Aus dem Franz. übersezt. Zwey Bände. — Dichtkunst. Diagoras. Von M. H. A. Schmidt.

Nro. 59.

Taschenliteratur für 1824. Annuaire pour l'an 1824, présenté au Roi, par le Bureau des longitudes. — Antwort. Von Müllner.

Nro. 60.

Lexicographie. Encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, bearbeitet von mehreren Gelehrten. Erster Band, herausgegeben von D. A. Binzer. A—Aoz. Fortgesezt von H. A. Pierer, Herzogl. sächs. Hauptmann. Zweyter Band. Erste Abtheilung. Ar—Ausstellen. — Literar-Geschichte. Histoire littéraire des Arabes ou des Sarrasins, pendant le moyen âge; traduit de l'Anglais de Joseph Berington. — Sappho in Wien. Von Müllner. — Literarische Mizellen. 2.

Nro. 61.

Biographie. Salvator Rosa and his Times. (By Lady Morgan.) 2 Vols

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine grössere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch grössere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, dass wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir diess bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, dass wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das **Kunst-Blatt einzeln** halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des **Literatur-Blatts**.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des **Morgenblatts**, mit Einschluss des **Literatur-** und **Kunst-Blatts**, würde nun also kosten . . . . 10 fl.

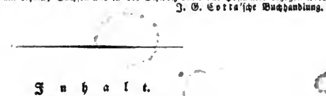
Der halbe Jahrg. des **Literatur-** und **Kunst-Blatts** ohne das **Morgenblatt** . . . 5 fl.

Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das **Literatur-Blatt** . . . 3 fl.

das **Kunst-Blatt** . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das **Morgenblatt** in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.



Inhalt.



(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

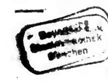
Erzählungen.

Biographie.

Aufsätze gemischten Inhalt.

Gedichte.

Korrespondenz.



Kunst-Blatt.

Literatur-Blatt.

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's *Halbjahr* uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 74.

Die Kunstausstellung zu Bern, im Juli und August 1824. — Rom, den 4. Juli 1824. (Beschluß.)

Nro. 75.

Die Kunstausstellung zu Bern, im Juli und August 1824. (Fortsetzung.) — Neue Kupferstiche. — Nekrolog.

Nro. 76.

Die Kunstausstellung zu Bern, im Juli und August 1824. (Beschluß.)

Nro. 77.

Rom, den 31. Juli 1824. — Paris, den 28. Juli 1824. Panorama von Rio-Janeiro. Antike Sculptur. Gallerie Angoulême. Kupferstiche. — Bemerkung.

Nro. 78.

Rom, den 14. August 1824. — Gebetbuch der Herzogin Blanca von Mailand. — Palermo. — Nekrolog.

Nro. 79.

Kunstausstellung in Paris. Zweyter Brief.

Literatur-Blatt.

Nro. 71.

Sir Walter Scott. — Aus Italien. (Beschluß.)

Nro. 72.

Länder-, Völker- und Alterthums-Kunde. Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der lybischen Wüste und nach Ober-Aegypten in den Jahren 1820 und 1821, von Heinrich Freyherrn von Minutoli. Königl. Preuß. General-Lieutenant. Nach den Tagebüchern Sr. Excellenz herausgegeben und mit Beylagen begleitet von Dr. E. H. Toelken. Mit einem Atlas von 38 Tafeln und einer Karte des Karavanenzugs. — Antikritische Bemerkungen über die Recension von des Herrn D. Eduard Gans „Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwicklung," im Lit. Bl. No. 29. v. J. 1824.

Nro. 73.

Länder-, Völker- und Alterthums-Kunde. (Fortsetzung der Recension von Minutoli's Reise.) — Literarische Miscellen.

Nro. 74.

Länder-, Völker- und Alterthums-Kunde. (Fortsetzung der Recension von Minutoli's Reise.) — Vermischte Schriften. Memoirs of Captain Rock, the celebrated Irish Chieftain; with some Account of his ancestors. Written by himself.

Nro. 75.

Länder-, Völker- und Alterthums-Kunde.) Beschluß der Recension von Minutoli's Reise.)

Nro. 76.

Länder- und Menschenkunde. Schriften von Carl Victor von Bonstetten. Herausgegeben von Friedrich von Matthisson. Zweyte vermehrte Ausgabe. — Almanachsliteratur für 1825. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft.

Nro. 77.

Ueberblick der englischen Literatur. IV.

Nro. 78.

Ueberblick der englischen Literatur. IV. (Fortsetzung.) — Lexicographie. Historisch-biographisches Handwörterbuch der denkwürdigsten, berühmtesten und berüchtigsten (berüchtigtesten) Menschen aller Stände, Zeiten und Nationen. Nach den besten Quellen bearbeitet von Dr. Karl Florentin Leidenfrost. Erster Band. A — Cem. — Unterhaltungs-Literatur. Bißmlein Wunderhold, oder Abentheur bey dem großen Freyschießen zu Straßburg im Jahre 1576. Romantische Erzählung von C. Spindler.

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Historische Aufsätze.

Biographie.

Erzählungen.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Gedichte.

Korrespondenz.

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Ausgaben, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrg. des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

---

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können. —

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Erhöhung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieß bey der Vermehrung von 3 — 4 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das **Kunst-Blatt einzeln** halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des **Literatur-Blatts**.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

. . .

Der halbe Jahrgang des **Morgenblatts**, mit Einschluß des **Literatur-** und **Kunst-Blatts**, würde nun also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrg. des **Literatur-** und **Kunst-Blatts** ohne das **Morgenblatt** . . . . 5 fl.

Der halbe Jahrg. von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das **Literatur-Blatt** . . . 3 fl.

das **Kunst-Blatt** . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das **Morgenblatt** in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

Nro. 157.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Juli 1824.

Es gab schön're Zeiten,
Als die unsern — das ist nicht zu streiten,
Und ein edler Volk hat einst gelebt,
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.

Schiller.

Ueber das heutige Griechenland.

Die Halbinsel des Pelops ist jezt, unter dem Namen Morea, eine der kleinsten Provinzen des ottomannischen Reichs. Hier stand einst die königliche Argos und Mycene des Hirten der Völker Agamemnon; die sandige Pylos des weisen Nestor; Lacedämon mit seiner langen Reihe von Königen von Menelaus bis Agesilaus; hier gaben die Ebnen und Hügel Arkadiens das Ideal des friedlichen Hirtenlebens; und hier gründete Sparta seine Macht durch die drey messenischen Kriege. Von allem diesem Glanze ist nichts weiter übrig, als daß Morea der lezte Theil von Griechenland war, der sich vor ungefähr hundert Jahren dem halben Monde unterwerfen mußte. Die größere nördliche Hälfte ist eine fruchtbare Ebne, die nur an einzelnen Stellen von dem hohen cyllenischen Gebirge durchschnitten wird; die südlichste Spitze, Maina, ist durch die Bergwand der verschiedenen Zweige des Taygetus von der übrigen Halbinsel getrennt, und vor feindlichen Angriffen geschüzt. An der südlichen Küste, zwischen Maina und Malvasia, ergießt sich der Eurotas (jezt Vasilipotamo genannt), an dessen rechtem Ufer das alte Sparta lag, in den Meerbusen von Lakonien. Der größte Fluß in der Halbinsel ist der durch die olympischen Spiele berühmte Alpheus. Die Oberfläche von Morea beträgt beynahe 400 geographische Quadratmeilen.

Die größte der griechischen Inseln — wenn man Kreta (jezt Kandia), die Wiege und das Grab Jupiters, und Kypern, wo Venus ihren schönsten Tempel und den auch als Künstler berühmten Priester Pygmalion hatte, wegen ihrer zu großen Entfernung ausnimmt — ist Euböa (jezt Negropont). Ihre Entfernung vom festen Lande ist, bey der Hauptstadt Negropont (ehemals Chalcis), so gering, daß von dieser Stadt bis zu einem Thurm in der Meerenge eine Zugbrücke führt, welche aufgezogen wird, um die Schiffe durchzulassen, und von dem Thurm bis zur Küste von Livadien eine steinerne Brücke von fünf Bogen. Euböa wird nach seiner ganzen Länge von einer Bergkette durchschnitten, die eine Fortsetzung der thessalischen Gebirge ist. Auf der südlichen Spitze, Athen gegenüber, liegt die wichtige Festung Karysto, die die Griechen in diesem Winter durch Sturm erobert haben. Sie beherrscht durch ihre Lage, am Eingange der Straße, nicht allein die ganze Insel, sondern auch das attische Gebiet, und war ehedem durch ihren grauen Marmor und durch eine Pflanze berühmt, deren Fäden ein unverbrennliches Gewebe gaben.

Die sieben Inseln im jonischen Meer sind nach ihrer Größe und Bevölkerung folgende: 1) Korfu, das alte Korcyra; 2) Kephalonien; 3) Zante, das alte Sacynthos; 4) St. Maura, ehemals die mit dem festen Lande von Akarnanien zusammenhängende Halbinsel Leukadien; 5) Ithaka (jezt Theaki); 6) Cerigo (einst Cythere) an der südlichen Küste von Morea; 7) Parà oder Paro an der südlichen Küste von Korfu.

Die unzähligen Inseln des Archipelagus oder ägäischen Meers (von den Türken auch das weiße Meer genannt) werden in die Cykladen (zusammenliegende Inseln), und die Sporaden (zerstreute) getheilt: die erstern liegen westlich unweit Morea; die leztern östlich nahe an der Küste von Klein-Asien.

Alle griechische Inseln zusammen haben ungefähr eine eben so große Oberfläche, wie Morea; so daß das ganze Griechenland, festes Land, Halbinsel und die Inseln einen Flächenraum von 1600 Quadratmeilen einnimmt.

Die jetzige Bevölkerung dieses Landes beträgt, nach der genauesten Schätzung, die sich anstellen läßt, wenn man aus den sehr abweichenden Angaben der Reisenden das Mittel nimmt, vier Millionen, wovon die Hälfte auf dem festen Lande wohnt, eine Million in Morea und Negropont, und eine Million in den Inseln. Diese Bevölkerung ist ein Gemisch von Griechen, Türken, muhamedanischen Albaniern, Juden, Zigeunern, Italienern und andern Europäern, die dort, wie in der ganzen Türkey, den Namen Franken haben, zum Unterschiede von den Griechen. Indessen kann man sicher annehmen, daß drey Viertel dieser Volksmenge aus eigentlichen Griechen bestehen, die ächte Abkömmlinge der alten Hellenen oder der Homerischen Danaer sind. Rechnet man hiezu die Griechen, die in Klein-Asien die ehemals so blühenden jonischen Städte bewohnen, ferner die sich in Rußland, Deutschland, der europäischen Türkey u. s. w. niedergelassen haben, so darf man wol die Anzahl aller jezt lebenden Griechen auf vier Millionen annehmen.

Das feste Land wird durch ein Gebirge, das sich vom ambracischen Meerbusen in Westen bis Thermopylä in Osten erstreckt, in das nördliche und südliche getheilt. Die nördliche weit größere Hälfte enthält die Gebiegsländer Epirus und Thessalien; in dem südlichen blühten ehemals die Republiken Athen, Megara, Theben, Phocis, Lokris, Doris. Epirus, der südlichste Theil des neuern Albaniens, gehörte nicht zum eigentlichen Griechenland, wiewol sich dort viele griechische Kolonien niedergelassen hatten, deren einige von der königlichen Nachkommenschaft Achills, des Helden der Iliade, beherrscht wurden. Allein so unbedeutend die Rolle ist, die diese nördlichen Länder in der blühenden Epoche der griechischen Geschichte gespielt haben, so wichtig sind sie in ihrer Mythologie. Epirus war der Eingang zur Unterwelt oder zum Höllenreiche der Griechen. Hier ergoß sich das untrinkbare Wasser des Kocytus und der für Niemand zweymal schiffbare Acheron in das jonische Meer. Hier stiegen aus dem Avernus (jezt Val dell' Orso genannt) giftige Dämpfe empor. Der See, aus welchem jene beyden Flüsse entspringen, hat jezt den wohl bekannten Namen Janina, und nicht weit von ihren Mündungen liegt Parga, dessen unglückliche Bewohner in der Geschichte der lezten Jahre, durch ihre Ueberlieferung von den Engländern an die Türken, so bekannt geworden sind. Weiter nördlich lag die uralte Stadt Dodona, wo Griechenland sein ältestes Orakel in einem Tempel des Jupiters hatte, der nach der Vorschrift zwey schwarzer Tauben, oder vielmehr zwey egyptischer Priesterinnen, erbaut war. Man würde jezt die Stelle dieser einst so berühmten Stadt vergebens suchen, so wie die unzähligen Statüen und Geschenke, womit der Tempel Jupiters geziert war; aber die nie versiegenden Quellen und der heilige Eichenwald, womit er umgeben war, würden die Spur leicht anzeigen, wenn das Land Herren hätte, die sich um solche Kleinigkeiten bekümmerten.

Epirus ist, besonders in der Nähe des Meers, ein sehr fruchtbares Land; es bringt Wein, Korn und Früchte hervor. Unter den Thiergattungen waren die Kühe wegen ihrer ungeheuern Größe, die Pferde wegen ihres schnellen Laufs, und die Hunde wegen ihrer Größe und Wuth, im Alterthume berühmt. Diese Racen scheinen aber, so wie die großen Männer, die Epirus hervorbrachte, ausgegangen zu seyn. Pyrrhus, den Hannibal selbst für einen der größten Meister in der Taktik erklärte, überwand die Römer mehrmals durch seine überlegene Kriegskunst; und Skanderbeg behauptete sein kleines Kroja immer siegreich gegen die ganze Macht des ottomannischen Reichs unter Amurath und dem Eroberer von Konstantinopel. Noch die jetzigen Albaneser sind als tapfere und unermüdete Krieger bekannt; sie machen den Kern der türkischen Armee, besonders ihrer Kavallerie, aus, und der schlaue Ali Pascha war immer von einer albanischen Garde umgeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Evelina.

(Fortsetzung.)

Evelinens Mutter, ihr Oheim, hatten alle Bitten, sie zur Wahl eines Gatten zu vermögen, an sie verschwendet; der Oheim fürchtete das Erlöschen seines Geschlechts, die Mutter sah ihre Gesundheit täglich abnehmen, und zitterte, ihre geliebte Tochter ohne alle Stütze als die eines alternden Oheims, ohne alle Umgebung als die Gesellschaft einer eben so jungen Verwandtin zurückzulassen. Evelina schauderte selbst vor dem Bilde ihrer Zukunft, aber diese Furcht selbst vermochte nicht, sie zu einem Entschluß zu bringen; sie fühlte sich strafbar, ihre geehrten Verwandten in dieser Ungewißheit zu erhalten, das vermehrte aber nur das Schmerzvolle ihrer Lage. Endlich reifte der Entschluß in ihr, freywillig mit ihrer Mutter über den so sehr gefürchteten Gegenstand zu re-

den. Der Augenblick dieser entscheidenden Erklärung kam herbey, allein Evelinens ganze Natur empörte sich vor dem Gedanken, jetzt ihre Zukunft unwiderruflich zu bestimmen. Nach einer vergeblichen Bemühung, zu sprechen, sank sie, in Thränen ausbrechend, auf ihren Sessel zurück. Ihre Mutter schien sie zu errathen, sie schien den Sinn der Worte, die auf ihren Lippen erstarben, zu ahnen, sie streckte ihr die Arme entgegen, und heftete einen mildern Blick auf sie; da sie aber wahrnahm, wie sehr ihr Kind litt, konnte sie nicht länger widerstreben; sie verhinderte Evelina, den Vorschlag auszusprechen, den sie jezt, wie ihren lezten Seufzer, auszuhauchen im Begriff stand, sie wendete jede Erklärung ab, und war nur bedacht, den Schmerz ihrer Tochter zu zerstreuen.

Ein solcher Kampf zwischen kindlicher Unterwerfung und den lebendigsten Empfindungen des jugendlichen Herzens war zu angreifend, um Evelinens zarten Körper nicht zu erschüttern; die Jugendblüthe schwand von ihren Wangen, wenn nicht fester Vorsaz sie aufregte, blieb sie in schweigender Schwermuth versunken, ihr Blick ruhte unbewußt auf bedeutungslosen Gegenständen, und verrieth durch den Wechsel des innigsten Ausdrucks, daß fremde Gedanken, süße Erinnerungen ihn belebten. Von allen ihren Noten behielt sie nur wenige Arien auf ihrem Piano und einige Lieblings-Romanzen, während deren Gesang blickte sie abwärts von dem sie bewundernden Kreis in den Hintergrund des Saals, als stehe dort Jemand, der sie verstehe, der sich freue, sie zu hören. Sie vernachlässigte Pinsel und Kreide, doch in der tiefsten Heimlichkeit ihres Zimmers arbeitete sie eifrig an einem Gemälde, das sie, so wie das Original, das sie nachahmte, sorgfältig vor Aller Augen verbarg.

Vergeblich hatte man seine Zuflucht zu allen Zerstreuungen, welche Paris darbieten kann, genommen, um in Evelina die erstorbene Lebenslust wieder zu erwecken; sie weigerte sich, Gesellschaft zu besuchen, und wenn sie aus Gefälligkeit dahin ging, schien sie davon so abgespannt, daß ihre Mutter Verzicht darauf that; dem Kreis, welchen diese bey sich versammelte, wohnte sie, obschon er sie der Beflissenheit ihrer Bewunderer aussezte, gerne bey; sie war gegen Jeden gefällig, und besorgt, Keines Eigenliebe weder zu schmeicheln, noch zu verletzen. Einem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß irgend ein Interesse sie in diesem Kreise beschäftige, ihr Ton, ihr Blick waren nicht die eines gleichgültigen Herzens, aber wenn der Beobachter ihr Auge jezt auf der That ertappt zu haben glaubte, heftete es sich mit gleichgültiger Kälte auf einen Gegenstand, den es unmöglich mit so begeistertem Blick gesucht haben konnte.

Man machte bey Frau von Kirkaldi vortreffliche Musik. Evelinens sanfte, reine, rührende Stimme war deren glänzendste Stütze. Sie liebte vor Allem eine Cavatine, durch die sie alle Herzen zur Wehmuth hinriß. Besonders schien ihre ganze Seele in dem Schluß auszuhauchen, der in folgenden Worten bestand:

> Benchè l'avversa sorte
> Ingiusta con te è stato,
> Da te solo la morte,
> Dividermi potrà.

Eines Tages, wo sie diese Zeilen mit dem herzergreifendsten Ausdrucke sang, gebrach ihr die Stimme, sie sank in einen hinter ihr stehenden Sessel, gab zwar diesen Zufall der Hitze des Saals zu, sang aber seitdem nie wieder in einem großen gesellschaftlichen Verein. Das Schauspiel machte ihr oft Langeweile, andre Male, besonders wenn es das Aufkeimen einer verhehlten Leidenschaft schilderte, bezeugte das Wogen ihres Busens, die Gluth ihrer Wangen, wie tief sie den Dichter empfand. Oft schien sie aber auch der Bühne gar keine Aufmerksamkeit zu schenken, sondern warf zwischen ihrer tiefen Träumerey einzelne schüchterne Blicke auf eine Seite des Hauses, wo kein Gegenstand ein anderes Auge anzog. Nach einem so zugebrachten Abende war sie noch unruhiger wie gewöhnlich. Eben so wenig war die Lektüre ein sicheres Mittel, sie zu zerstreuen. Lucie las ihr vor; sie verwarf oft alle ihre ehemaligen Lieblings-Schriftsteller, wollte nur Scenen aus Shakespeare's Juliette hören, einige Seiten aus Pope's Heroiden, einige Sonette Petrarka's — aber ihre Blässe, oder die Fieberröthe ihrer Wangen bezeugten, wie schädlich dieser Zeitvertreib für sie sey.

Evelinens Mutter konnte sich gegen alle diese Anzeigen einer tief eingreifenden Liebe nicht verblinden, aber sie fühlte, mit welcher Vorsicht sie in ihrer Tochter Geheimniß einzudringen bemüht seyn müsse. Strafbar konnte Evelinens Neigung nicht seyn, aber unbedachtsam; in diesem Fall wollte sie sich ihr, so lange es ohne Gefahr angehe, widersetzen, sie, wenn von der Zeit, von Reisen, von der Entfernung etwas zu hoffen sey, erlöschen lassen; wenn aber ihrer Tochter Glück es unerläßlich forderte, wollte sie ihr nachgeben. Lady Kirkaldi versuchte vor Allen durch die innigsten Bitten das Vertrauen ihrer Tochter zu gewinnen; sie sprach mit Nachsicht von den Leidenschaften jugendlicher Herzen, und äußerte mehr Mißbilligung über das Verhehlen eines solchen Gefühls als über die Leidenschaft selbst. Evelina erröthete, erblaßte, und verneinte schüchtern, ein solches Geheimniß zu verwahren. Die Mutter ward dringender, und nun bat Evelina mit Thränen im Auge, diesen Gegenstand fallen zu lassen; versicherte, daß ihre Kränklichkeit keinen moralischen Grund habe, daß sie baldige Herstellung hoffe, und dann ihre geliebten Verwandten durch vermehrte

Heiterkeit für diese trüben Tage zu entschädigen gedenke.

Der Comthur berührte diese Seite nie in Gegenwart seiner Nichte. Dieser Gegenstand war ihm so wichtig, er hing mit seinen eigensinnig festgehaltenen Begriffen so nahe zusammen, daß er ihn nie gelassen behandeln konnte. Er fürchtete aber, sich gegen Evelinen einen heftigen Ausfall zu erlauben. Rauhe, strenge Menschen haben oft eine sonderbare Behutsamkeit, Anderer Schwäche zu berühren, aus Furcht sie zu verletzen; der Instinkt ihrer Heftigkeit treibt sie an, die Gelegenheit zu deren Ausbruch zu vermeiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juni.

(Beschluß.)

Als neue Oper sahen wir Egilda in Provenza. Die Komposition dieser Oper, die einzig und allein auf den Gesang berechnet ist, dünkt uns überaus matt, es fehlt ihr Geist und Originalität. Bey allem dem hat sie in Venedig vierzig Mal nacheinander Furore gemacht. Man kann sich darüber nicht wundern, wenn man weiß, daß dort die Lalande, Vellnti, Crivelli und die Lorenzani darin auftraten. Pavesi hat bey der Komposition dieser Oper den alten italienischen Tonsetzer nachgeahmt, er hat nämlich die einfache Melodie hingeschrieben, und den Sängern selbst die Ausarbeitung überlassen. Ueber solche Kräfte gebietend, konnte er dieß in Venedig allerdings thun. Anderswo möchte er es gerathener finden, den Vortrag der Arien hinzuschreiben, wenn er nicht will, daß Geschmackloses zum Vorschein kommt, denn Sänger und Sängerinnen, die das Genie besitzen, selbst zu schaffen, sind auch in Italien selten. — Wir hier in München bewunderten in dieser Oper den grandiosen Vortrag der Lalande und die schöne Stimme der Schechner ließen auch den Bemühungen des Hrn. Vecchi und der Sgra. Pellegrini Gerechtigkeit wiederfahren. Ersterer that sein Möglichstes, aber seine Parthie erfordert einen starken, klangvollen Tenor und eine ungeheure Kraft für die deklamatorischen Momente, die Hr. Vecchi nicht besizt. Die Vorstellung ließ das Publikum etwas kalt, schon seiner langen Dauer wegen. Der Kompositeur hat die alte italienische Etiquette beybehalten, der zufolge jeder Sänger eine Sortitte, ein Duett und eine große Scene zu singen hat, das führt nun bey vier Individuen zu einer ungeheuern Länge. Das Gedicht ist nicht besser und nicht schlechter als die meisten andern. — Wir haben nun nur noch die Semiramide und der Mosé zu erwarten, dann ist der italienische Cyklus für dießmal geschlossen, die Lalande ist aber für's nächste Jahr wieder gewonnen.

Im Theater am Isarthore gibt die Seiltänzerfamilie Chiarini Vorstellungen. Sie nennen sich Acrobaten. Ich erlebe, daß es mit der Grecomanie so weit kommt, daß sich die Häfenbinder ins Griechische übersetzen. — Diese Springer sind in ihrer Art große Virtuosen, die Alles weit hinter sich lassen, was man bisher in ihrer Kunst gesehen. Sie scheinen privilegirte Körper zu haben, und man verwundert sich, wie man an der Stufenleiter der Geschöpfe mit diesen Wesen auf derselben Sprosse steht. Dabey ist einer dieser Seiltänzer der wohlgebauteste Mensch, den man sehen kann, ein wahrer Antinous. — Kein Wunder also, daß die Damen in den Logen in Ekstase gerathen, und vor lauter Bewunderung und Entzücken ihre Perspektive den Zuschauern im Parterre auf die Köpfe fallen lassen, wie dieses unlängst geschehen ist. — So bewundernswerth aber der Tanz und die Sprünge dieser Leute sind, so schlecht sind ihre pantomimischen Vorstellungen, und die Musik dabey ist wahrhaft exerabel.

Karlsruhe, 16. Juni.

Seit ihrem ersten Auftreten auf unserer Bühne sahen wir Mad. Maurer bis jezt noch als Pagen in den Pagenstreichen, als Emma in den Kreuzfahrern und als Egle in der Laune des Verliebten. Im Tragischen hat sie Töne und Uebergänge, Licht- und Schattenpunkte, die von ergreifender Wirkung sind, auch herrscht in ihrem Spiele viel Mäßigung, durch welche allein die Würde gewonnen werden kann. Bey so vielen Schauspielern und Schauspielerinnen folgt der mimische Ausdruck immer erst den Worten; aber in den Gebehrden dieser Künstlerin kündigt sich jede Veränderung des Gemüthszustandes an, noch bevor er sich durch die Sprache kund gibt. Hier und da könnte eine ihrer Bewegungen, ihrer Attitüden bedeutsamer oder malerischer seyn. Ihre glänzendsten Parthieen in den Kreuzfahrern waren die Scenen, wo sie durch die Aebtissin des Geliebten Untreue erfährt und die Unterredung mit Balduins Knappen. Mad. Maurer wurde in diesem Stücke durch Dlle. Maaß (als Aebtissin) und Hr. Mayer (als Balduin) trefflich unterstüzt. Auch Hr Mayerhofer (als Emir) genügte vollkommen seiner Rolle. Nur die Fatime kam uns gar zu modern-europäisch vor.

In den Pagenstreichen erfreute Mad. Maurer gleichfalls durch leichtes, gewandtes und richtiges Spiel. Etwas mehr Muthwille hätten wir der Darstellung dieser Rolle als Folie gewünscht. Dlle. Gutsch gab das Truchen, und zeigte ein schönes Talent für das Lustspiel, dem blos die Gelegenheit zur Entwickelung im Technischen fehlt.

Die Laune des Verliebten bietet eine schwierige Aufgabe dar. Es sind keine Theocrit'schen Hirten, die hier auftreten, sondern Schäfer à la Fontenelle, welche Romane lesen, und die Kunst zu lieben im gentil Bernard studirt haben. Zumal hat der Charakter Egle's einen Anstrich von Koketterie, der fast an Leichtfertigkeit grenzt. Hier muß die Kunst sich hinter die Natur zu flüchten wissen, wenn das Ganze nicht zum frivolen Spaße werden soll. Mad. Maurer faßte ihre Rolle mit weiblichem Zartgefühl auf; sie wußte der listigen Kokettrie einen Anstrich von komischer Naivität, ja selbst von Unschuld zu geben, und den Charakter dadurch zu retten, daß sie den Ernst in drolligten Scherz und arglose Schalkheit verwandelte. Auch hatte sie (da nun einmal das Stück, außer dem Namen, nichts Griechisches hat) das Kostüm sehr zweckmäßig gewählt und etwas idealisch geordnet. Die Amine hätte man in bessere Hände geben können. Der hochtragische Ton klang possierlich, und das Scandiren der Alexandriner, mit jedesmaliger Bezeichnung der Cäsur vermehrte noch den Eindruck. Das Hinanfheften des Gewandes auf der rechten Seite möchte gleichfalls Tadel verdienen. Zwischen der Draperie in Gemälden und auf dem Theater gibt es einen Unterschied. Er ist derselbe, der zwischen der Wirklichkeit und dem Scheine der Wirklichkeit statt hat.

Beylage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 158.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. Juli 1824.

Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele.
Nur in dem Ganzen wirket er.
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.

Schiller.

Ueber den Umgang mit Menschen.

Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Nichts ist herrnlos auf dieser Erde, nicht einmal der Herr; nichts ist frey, nicht einmal die Luft — man kann sie dir nehmen. Gelüstet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem sie wachsen, ist einem Menschen eigen. Suchst du Weisheit: der Mensch lehrt sie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willst du in den Himmel: Petrus hat den Schlüssel. Bist du arm, brauchst du Menschen, die dir geben; bist du reich, brauchst du Menschen, welchen du gibst. Denn ob du einsam auf einer wüsten Insel darbst, ob du einsam im wüsten Herzen genießest, du bist nicht glücklich, wenn du einsam bist. Dein Glück auch in der Einsamkeit zu finden, mußt du heilig seyn, und das bist du nicht, wenn du willst; Wenige sind auserkoren. Was dir Menschen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du hast, oder theurer, mit dem, was du bist. Auch Freundschaft wird dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in seinem Leben einen schönen Kindertag, wo er, wie die ersten Menschen im Paradiese die Früchte des Feldes, so auch Liebe, ohne Sorgen und Mühe findet. Ist dieser Tag aber vorüber, erwirbst du, wie dein Brod, so auch Liebe nur im Schweiße deines Angesichtes. Ihr müßt Herzen säen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menschen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Einsatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beschaffen, die wir niemals sehen. Aber wie die Menschen beschaffen, die uns umgeben, und welche Wege sie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen, unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen, und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde schmeicheln, und das träge anspornen, schwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menschen gebrauchen, und böse beschwichtigen; wie wir dem Stolzen schmeicheln, und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen, und durch ihre Leidenschaften schwimmen — das lernen wir nicht. Ihr sagt: Das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künste und andere Fragen. Doch *soll* man nun den Menschen dienen? *Darf* man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuschen? Soll man ihm schmeicheln? Du kannst noch viele solche Dinge fragen, und findest keine Antwort darauf. Und wärest du der klarste Geist, und das tugendhafteste Gemüth, du wüßtest nicht, was recht ist. Glücklich auch hier, daß du nicht frey bist; daß dir die Natur, gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften gegeben oder versagt, die dich auf diesen oder jenen Weg führen, und dir die Mühe der Wahl ersparen. Bist

du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens, und Meister zu thun, was du willst: so wähle. Es gibt zwey Wege, die zu den Menschen führen: du mußt sie lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten, sie als göttliche Wesen oder als Sachen ansehen. Es gibt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge sich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig bist, wirst du geliebt; wenn man dich liebt, wirst du liebenswürdig gefunden. Andern gefallen, ist leicht, schwer ist nur, daß uns Andere gefallen. Hier ist die Kunst, mit Menschen umzugehen! Du sagst: „Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht.“ Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? „Aber er ist frey, er kann sich bessern.“ Glaube an deiner eigenen Freyheit, wenn du den Muth hast, dein Thun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen diese Last auf. „Er ist ein Wütherich, ein Attila.“ Er ist ein Blitz. Bewunderst du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigsten Gewürm? „Er ist dumm.“ Er ist nur ein dummer Mensch, aber das klügste Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er ist ungesellig.“ Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinstock gibt dir seine Früchte, die Eiche ihren Schatten; hast du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinstocke begehrt? „Er hat weder Geist, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe; er ist ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrst. Ein Riese ist nur zweymal so groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg ist ein halber Riese. Ein gleiches Maß von Kraft hat die Natur den meisten Menschen gegeben. Hier bildet sie sich zum Geiste, dort zur Tugend, bey Einem zur Schönheit, beym Andern zur Gesundheit, beym Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe ist selten Einer. „Aber er ist einer dieser Seltenen; er hat weder Geist, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigstens einen guten Magen haben, und es gibt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbst diese ist schlecht.“ Dann wird er wenig essen und trinken; lobe seine Mäßigkeit, mache aus seiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht schmeicheln; schmeicheln ist sündlich.“ So liebe ihn! Liebe ist eine Schmeicheley, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachsenen, Guten wie Bösen — und sie ist auch Gott gefällig. (Der Beschluß folgt.)

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Epirus wird von Thessalien, welches jetzt unter dem Namen des Paschaliks von Larissa und Janina bekannt ist, durch das Gebirge des Pindus getrennt, welches ehemals den Musen geheiligt war, aber längst mit seinem neuen Namen, Metzowo, der Vergessenheit übergeben ist. Thessalien wird in Osten durch das ägäische Meer, in Norden und Süden durch die Gebirge des Olymps und des Oeta, im Westen durch den Pindus begrenzt. Eine Menge kleiner Flüsse, von denen es gewässert wird, fließen in den Hauptstrom Peneus (jetzt Salompria), der sich durch das, von den Schluchten des Olymps eingeschlossene, Thal Tempe in die See ergießt. Das Land ist reich an Korn, Wein und den in Griechenland einheimischen edeln Früchten. Die meisten Städte dieser nördlichsten Provinz Griechenlands erinnern an wichtige Begebenheiten in der alten Geschichte. Zu Phtios war die königliche Burg des Peleus und seines größern Sohnes Achilles. Zu Anthela bey Thermopylä waren die Herbst-Versammlungen der griechischen Bundes-Staaten, die einst unter dem Namen der Amphiktyonen so ehrwürdig und nützlich waren. Hypate (jetzt Patra-Tziki genannt) war der vornehmste Sammelplatz der berüchtigten thessalischen Zauberinnen, die ihr Beschützer in eben dem Elende schmachten ließ, wie die Hexen neuerer Zeiten. Larissa, im alten Griechenland berühmt wegen der Stierkämpfe, die dort auf ähnliche Art gefeyert wurden, wie jetzt in Madrid, war der Waffenplatz Julius Cäsars vor der Schlacht bey Pharsalien, die ihn zum Herrn des römischen Reichs machte; sie ist jetzt die reichste, größte und bevölkertste Stadt in Thessalien, der Sitz des Pascha's und eines griechischen Erzbischofs. Philippi, wo Oktavius und Antonius die römische Monarchie auf den Trümmern der Republik gründeten, liegt, wie Pharsalia selbst, längst in Trümmern. Die in den Kriegen der Römer nicht weniger berühmte Stadt Gomphi heißt jetzt Stagi. Die östliche Erdzunge, die sich weit in das ägäische Meer erstreckt, besteht aus dem Gebirge Pelion, welches die Giganten auf den Ossa thürmten, um den Himmel zu erstürmen: auf dem Gipfel des Pelion (jetzt Petra) ist eine berühmte Höhle, in welcher der Centaur Chiron, Achills Lehrer, gewohnt haben soll. Das Thal Tempe, das Paradies des alten Griechenlands, ist die nach einer alten Tradition durch ein Erdbeben bewirkte Oeffnung zwischen dem Olymp und dem Ossa, durch welche der Peneus fließt. Dieses Thal ist ungefähr zwey Stunden lang und hundert bis zweytausend Fuß breit. Eine schwelgerische Vegetation von Platanen, Pappeln und Aeschen bedeckt die Berge, aus deren Seiten unzählige Quellen krystallreinen Wassers entspringen, welche die Luft auf die angenehmste und heilsamste Art erfrischen. An beyden Ufern des ruhig dahin fließenden Peneus zeigen sich dem Auge romantische Grotten, grüne Rasenplätze, oder zur Ruhe einladende Lauben von Lorbeerbüschen. Mit der Rückkehr des Frühlings ist das Thal mit dem schönsten Schmelz der Blumen bedeckt und durch den Gesang unzäh-

figer Vögel belebt. Auch Tempe erinnert an die Worte des englischen Dichters: „Die Natur ist noch eben so schön, die Luft eben so rein, die Aussicht eben so herrlich, aber — — —"

Die Grenze zwischen Thessalien und dem jetzigen Livadien macht das Gebirge Oeta, wenig bekannt unter seinem jetzigen Namen Kumaihta; und der einzige Eingang, wenigstens für Artillerie, ist ein enger Paß zwischen den steilen Felsen des Oeta und dem sumpfigen Ufer des malischen Meerbusens. Dieß ist die berühmte Straße Thermopylä (von den warmen Quellen so genannt), die Leonidas mit einigen Tausend Griechen gegen die ungeheure Armee des Xerxes vertheidigte, und wo er, als ein griechischer Verräther den Persern einen Weg über den Oeta gezeigt hatte, mit seinen Spartanern und Thespiern den Tod für das Vaterland einem ehrenvollen Rückzuge vorzog. Auch im jetzigen Kriege sind hier mehrere Gefechte vorgefallen, besonders bey der etwas nördlicher gelegenen Stadt Zeituno, dem alten Lamia. Die Straße ist ungefähr drey Stunden lang, und an einigen Stellen so eng, daß kaum für einen Wagen Raum ist. Auf dem nahen Gipfel des Oeta errichtete Herkules einen Scheiterhaufen, auf dem er seinem thatenvollen Leben ein Ende machte.

Aus der Straße Thermopylä betritt man das Land der Lokrier, den nördlichsten Theil von Livadien, dann weiter südlich Phocis, Böotien, Attika und Megaris. Phocis (Türko-Chorio) wird nach seiner ganzen Breite von dem Strom Cephisus, und südlicher von den Bergen des Parnassus (Japora) durchschnitten. Der Cephisus fließt durch Ebnen, welche mit den reichsten Kornfeldern, Wiesen und Waldungen bedeckt sind; und jede Stelle im einsamen Parnaß erinnerte den Griechen an die Heldenthaten seiner Vorfahren, oder an Gegenstände seiner Andacht. Auf die höchste Spitze des Parnaß, Lykorea (Liakura), flüchteten sich die Phocier vor der Ueberschwemmung zur Zeit Deukalions; und dort feyerten die berauschten Bachantinnen ihre Orgyen. Die Seiten der Berge sind voll von Höhlen, die den Nymphen, dem Pan oder dem Bacchus geheiligt waren. Am Fuß des Gebirges lag, umgeben von steilen Klippen und Abgründen, die dem Apollo geheiligte Stadt Delphi, unter dem Schutz und der Herrschaft des höher liegenden Tempels, in dessen innerstem Heiligthume die pythische Priesterin auf ihrem Dreyfuß die unzusammenhängenden und dunkeln Orakel des delphischen Apollo aussprach. Neben dem Tempel stürzte in schönen Wasserfällen von den Felsen herab die, den Musen geheiligte, kastalische Quelle, in deren Krystallwasser die Priesterin, und Jeder, der sie befragte, sich reinigen mußte. Der Tempel, auf Kosten des ganzen Griechenlands erbaut, war einer der prächtigsten Gebäude der alten Hellas; angefüllt mit den Geschenken der Dankbarkeit und Andacht der Städte und Könige, die einen günstigen Orakelspruch erhalten hatten, oder einen ungünstigen befürchteten, mit Statüen und Vasen von massivem Golde, mit ungeheuern Summen an Gelde, und mit den kostbareren Werken der größten Künstler. Die Umgebungen waren bedeckt mit Denkmälern der Helden, der Sieger in den öffentlichen Kampfspielen, und aller, die sich um das Wohl oder den Ruhm Griechenlands verdient gemacht hatten. Alle Reichthümer Griechenlands waren in diesem Heiligthum angehäuft; denn Delphi war zugleich die Bank, wo der Reiche sein Kapital unter dem Schutze Apollo's niederlegte, wiewol dieser Schutz nicht hindern konnte, daß die Schätze des Tempels mehr als einmal von Griechen und Barbaren geplündert wurden. So ist endlich von aller dieser Herrlichkeit nichts übrig geblieben, als das Dorf Kastri, wo man kaum noch einige Spuren von dem Tempel des pythischen Apollo entdeckt; so wie aus der ehemaligen Hauptstadt von Phocis, Elatäa, der Flecken Turko-Chorio geworden ist. Auf einem Vorgebirge am krissischen Meerbusen (Golfo di Lepanto) lag Antikyros, berühmt durch das von den Griechen sehr geschätzte Helleborum (Nieswurz), und durch die Purpurmuscheln, die hier gefangen wurden; auf den Ruinen der Stadt steht jezt das Dorf Aspro-Spitia.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, im Mai.

Nicht ganz uninteressant kann es den Lesern dieser Blätter seyn, zu erfahren, wie und unter welchen drangvollen Umständen die jezt in allen Theilen des großen russischen Kaiserstaates ausgebreiteten Bibel-Vereine unter uns zuerst begründet wurden, welche Erfolge sie bisher in ihren Leistungen bewirkten und in welcher Verfassung sie sich in unserer neuesten Zeit befinden. Wir wollen ihre Geschichte, von ihrem Entstehen bis auf den heutigen Moment, aus der offiziellsten Quelle entlehnt, in einen gedrängten Ueberblick zusammenfassend, hier darstellen.

Psychologisch und empirisch ist's erwiesen, daß Völker wie Individuen nur in bartbedrängten Epochen Trost im Göttlichen, Trost in allem dem, was unmittelbar von Ihm ausgeht, suchen. — Im Jahre 1812, dem verhängnißvollsten in der neuern russischen Geschichte, gab auch Rußlands großherziger Kaiser und sein durch harte Kriegsdrangsale und Leiden geläutertes Volk der durch die Engländer wenige Jahre früher rege gemachten Idee, durch Bibel-Vereine und Bibel-Verbreitungen in allen bekannten Theilen der Welt, die Menschheit wieder zur Urquelle der wahren unverfälschten Christus-Religion zurückzuführen, von der sie die Afterphilosopheme einiger Freygeister, die blutigen Ereignisse der lezten Decennien zu sehr entfernt hatten, Gehör und den ersten Zutritt.

Am 18ten Dezember 1812 erfolgte die monarchische Bestätigung des, während der Besezung Moskaus vom Feinde im Namen der Großbritannischen Bibel-Gesellschaft durch den Pastor Paterson gemachten, Vorschlags zur Errichtung eines Bibel-Vereins in St. Petersburg. Die erste Versammlung desselben fand am 23sten Januar 1813 statt, und der gegenwärtige Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichtes, der wirkliche Geheime-Rath Fürst Alexander Golizyn, wurde zu dessen Präsidenten erwählt. Am 10ten September 1814 ertheilte ein Kaiserlicher Befehl dieser Bibel-Gesellschaft den Beynamen der

Russischen. Der Kaiser trat gleich anfänglich als Mitglied bey, bestimmte ihr 25.000 Rubel als außerordentliches Geschenk und 10.000 Rubel als alljährlichen Beytrag, so wie in der Folge ein eignes Haus und eine besondere Summe zu dessen Ausbau. Der Bibel-Verein selbst unterzeichnete bey seiner ersten Versammlung 5750 Rubel als Geschenk und 4800 Rubel als jedesmaligen Jahresbeytrag. Die Großbritannische Bibel-Gesellschaft übermachte ihr, zur Bestreitung ihrer ersten Bedürfnisse, einen Beytrag von 500 Pfund Sterling (nach unserm Gelde gegen 7000 Rubel in Papier). Sogleich im ersten Jahre der Gesellschaft schlossen sich die Ostsee-Provinzen an dieselbe an, und es bildeten sich Abtheilungen zu Dorpat, Mitau, Riga und Reval, außerdem auch zu Moskau und Jaroslaw. Aus allen Theilen des Reichs, selbst den entferntesten, von allen Klassen und Ständen seiner Bewohner liefen die zahlreichsten und großmüthigsten Beyträge zu ihrer Unterstützung ein. Gegenwärtig zählt der Bibel-Verein in Rußland überhaupt 57 Abtheilungen und 232 Hülfsgesellschaften. In zehn Jahren, vom Januar 1813 bis Januar 1823, waren bey der Petersburgischen Komität eingekommen 2.816.293 Rubel, bey der Moskau'schen 384.588 Rubel, bey den nunmehr sechs Komitäten der Ostsee-Provinzen 222.056 Rubel. Zu diesen Summen hat die Großbritannische Bibel-Gesellschaft 16.833 Pfund Sterling (354.200 Rubel nach unserem Gelde) beygesteuert. Theils selbst drucken lassen, theils angekauft hat die russische Bibel-Gesellschaft 184.851 ganze Bibeln, 315.928 neue Testamente und 204.052 einzelne biblische Bücher in 41 verschiedenen Sprachen und Dialekten. Darunter sind neue von ihr herausgegebene Uebersetzungen des neuen Testaments in russischer, persischer, samojitischer, türkischer und tartarischer Sprache; auch einzelne biblische Bücher in kalmükischer, korelischer, mongolischer, mordwinischer, tscheremisischer und tschuwaschischer Sprache. — Da jezt viele Russen aus den höhern und gebildeten Ständen, vermöge der heutigen ihnen zu Theil werdenden Erziehung, des slavonischen Dialektes, in welcher Mundart die Bibel ursprünglich für sie existirte, unkundig sind, so befahl der Kaiser dem heiligen dirigirenden Synod durch einen Allerhöchsten Ukas vom 12ten März 1816, unter der Aufsicht von beyder Dialekte kundigen Geistlichen aus des Synods Mitte, ungesäumt eine Uebertragung des neuen Testaments aus der alten slavonischen in die neue russische Mundart veranstalten zu lassen und solche zugleich mit dem slavonischen Texte zu versehen. Auf Aufforderung des Synods erwählte die Kommission der geistlichen Schulen sofort aus der hiesigen geistlichen Akademie fünf dieser wichtigen Arbeit völlig gewachsene Männer, unter deren unmittelbaren Leitung nun diese Uebersezungen ununterbrochen fortschreiten und die erwünschtesten Erfolge haben. Bereits ist in russischer Sprache das neue Testament und der Psalter in mehrmaligem Druck zu 10.000 Exemplaren vollendet und herausgegeben worden. Die fünf Bücher Mosis befinden sich unter der Presse, und die Uebersezungs-Komität beschäftigt sich jezt mit der Revision der schon übersezten folgenden Bücher des alten Testaments.

Sogar in die bulgarische, servische, syrjanische und wotjakische Sprache werden jezt Bibel-Uebersezungen veranstaltet.

Merkwürdig ist der Bericht, den zwey Missionäre der evangelischen Brüder-Gemeinde zu Sarepta, Zwick und Schill, über die Resultate ihrer Reise, die sie mit dem Konsens des Ministers des Kultus und des öffentlichen Unterrichtes, Fürsten Alexander Golizyn, zu den Kalmücken-Stämmen im verwichenen Jahre vom 26sten Mai bis zum 22sten August unternahmen, der hiesigen Bibel-Komität geben. Dieser Bericht gelangt hier nun so eben durch die zwey neuesten Hefte des mit diesem Jahre begonnenen biblischen Journales zur offiziellen Kunde unsers Publikums; die einzige Tendenz dieser Mission zu jenen Nomaden-Horden, bey denen bis jezt noch der Götzendienst herrschte, war Versuche zur Einführung einzelner Bücher der Bibel einzuleiten. Wir heben aus diesem Bericht, zur Kunde des Auslandes, nur die interessantesten und wesentlichsten Data aus: — „Nachdem wir (beginnt Hr. Zwick) die nöthigen Empfehlungsschreiben des, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten stellvertretend dirigirenden Staats-Sekretärs Grafen Nesselrode, an die Fürsten verschiedener Kalmücken-Horden erhalten hatten, verließen wir Sarepta am 26sten Mai 1823, begleitet von den herzlichsten Segenswünschen unsrer ganzen Gemeine. Wir richteten zuerst unsern Weg nach Tschernojar, wohin wir, nach einer dreytägigen Reise, Abends den 28sten Mai kamen. Hier trafen wir einige nothwendige Vorkehrungen zur Fortsezung unserer Reise, und traten diese am 30sten Mai nach der torgutischen Steppe an, die eine öde, gras- und wasserarme Gegend ist, wo wir während ganzer Tagereisen auch nicht einem Menschen begegneten, und nur zahlreiche Heerden von Antilopen zu sehen bekamen. Hin und wieder stießen wir auf gegrabene Brunnen, wo wir nothdürftiges Wasser fanden und an welchen wir gewöhnlich unsere Lagerpläze aufschlugen. Ein am ersten Tage unserer Steppenreise uns begegnender Kalmücke schilderte uns die zu passirende Gegend als höchst unsicher, und erzählte uns viel von verübten Mißhandlungen und Beraubungen der Reisenden. Diese Nachricht war nicht ohne Grund, denn es befeindeten und beraubten sich gerade damals gegenseitig mehrere Kalmücken-Horden. Am ersten Juni gelangten wir an einen Arm der Ssarpa, wo mehrere Kalmückenhütten standen; hier hielten wir unser Nachtlager. Am 2ten früh sezten wir über diesen Arm der Ssarpa, befanden uns in einer bewohnten Gegend, und je weiter wir reisten, desto mehr nahmen die Hüttengruppen nach und nach zu, und wir befanden uns in dem Gebiete der Kalmücken-Fürsten Erdeni und Zerren-Ubaschi. Am Nachmittage dieses Tages erreichten wir die Hoflager gedachter Fürsten in derjenigen Gegend der Ssarpa, die bey den Kalmücken Baktur-Maikh heißt. An den Fürsten Erdeni hatte ich ein Empfehlungsschreiben abzugeben. Wir machten ihm noch denselben Abend unsre Aufwartung. Er las das an ihn gerichtete Schreiben mehrmals bedächtig durch, befragte uns über den Zweck und die Veranlassung unserer Reise. Wir suchten ihm diese bestmöglichst auseinanderzusezen, indem wir bemerkten, daß durch die Thätigkeit der russischen Bibel-Gesellschaft die Bücher der heiligen Schrift in das Kalmückische übersezt würden, damit auch sie daraus Heil für ihre unsterblichen Seelen schöpfen könnten. Wir wären gekommen, dieselben unter seinem Volke auszubreiten, und bäten dazu um seine Erlaubniß und Mitwirkung. Am anderen Tage erklärte er uns sehr artig, er müsse sich vorher mit dem Fürsten Zerren-Ubaschi und mit seinem Lama berathen, ehe er uns eine bestimmte Erklärung geben könne. An demselben Tage machten wir noch dem Fürsten Zerren-Ubaschi unsre Aufwartung, an den wir freylich kein besonderes Empfehlungsschreiben zu überreichen hatten. Wir machten auch ihn mit dem Zwecke unserer Reise bekannt, und empfahlen sie ihm zu geneigter Förderung. Seine Antworten lauteten günstig und er bemerkte uns, daß in seiner Horde kein Lama sey. Am 4ten Juni statteten wir unsern Besuch bey dem Lama des Fürsten Erdeni ab und sezten auch diesen von den Zwecken unserer Reise in Kenntniß.

So dauerten unsre Verhandlungen bis zum 8ten Juni fort, wo eine in der Horde Zerren-Ubaschis ausgebrochene Masern-Epidemie beyde Horden von einander trennte. Hiedurch geriethen unsre Verhandlungen in Stocken, denn der Fürst Edeni wagte nicht, uns eine entschiedene Erklärung zu geben, bevor er sich nicht darüber mit Zerren-Ubaschi besprochen hatte.

Beylage: Literaturblatt Nro. 53.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 159.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Juli 1824.

Wenn ernst und mild die Vorwelt zu dir spricht,
Mit Worten, Thaten, wundervollen Werken,
So mag dich das zu neuen Thaten stärken,
Und im Genuß vergiß die Nachwelt nicht.

Q.

Axel.

Frey nach dem Schwedischen des Professors und Ritters Tegner.

Der Karoliner hehre Zeit
Hat für mich hohen Werth, sie deutet
Auf ihre Thaten stumm, und schreitet
Hervor aus der Vergangenheit.
Sie lebt in manchem alten Liede,
War froh wie des Gewissens Friede,
Voll Kraft, und muthig wie der Sieg;
Vom Himmel glänzt, zu dem sie stieg,
Noch an des Horizontes Rande
Ihr Wiederschein in Nordens Lande.
Mit Schwedens Farben, Gelb und Blau,
Wie sie hier einst auf Erden wallten,
Durchwanken mächtige Gestalten
Im Mondenlichte still die Au;
Des Grabes dunkler Schooß erschließet
Sich ihnen nächtlich. Seyd gegrüßet
Ihr Helden einer höhern Welt,
Auf die mein Blick voll Ehrfurcht fällt,
Im Koller und mit langem Schwerte,
Das Ruhm und Lorbeern euch gewährte! —

In meiner frühen Kindheit sah
Ich oft noch Einen dieser Kühnen;
Des Todes spottend, stand er da,
Ein Siegeszeichen auf Ruinen!
Am Faden seiner Tage spann
Der Parze Hand schon hundert Jahre;
Kein Silber hatt' der alte Mann,
Als nur das Silber seiner Haare.
Des grauen Kriegers Aufenthalt
War, einsam und versteckt in Wald,
Ein kleines Dorf. Die Freunde starben
Ihm ab, und ließen ihn allein;
Was Runen auf den Bautastein,
Verkündigten der Stirne Narben.
Der Mangel zwar umgab den Greis,
Doch waren ihm zwey Kostbarkeiten,
Die er besaß aus bessern Zeiten,
Nicht feil für irgend einen Preis:
Die Bibel war es, und die Klinge,
Auf der des Königs Name stand,
Und aller Reiche Schätze fand
Er gegen diesen Schatz geringe.
Des großen Fürsten Heldenlauf,
Zu frühe nahm das Grab ihn auf —
Wie Karl gekämpft, was er getrieben,
War tief in seine Brust geschrieben;
Des Königs Thaten standen hier,
Gleich Kämpenurnen in den Grüften;
Und treuer, als mit goldnen Schriften
Bewahrt in Marmor und Porphyr.
O, wie sein Auge hell dann strahlte,
Sich röther seine Wange malte,
Wie hob er stolz das Haupt empor!
Und kräftig, wie in Ritterfehde
Der Schwertthieb, klang des Alten Rede
Von seinen Zügen in mein Ohr.
Oft saß er spät bis in die Nächte,
Sah sich begeistert im Gefechte,
Und zog mit Karls des Zwölften Macht
Noch einmal wieder in die Schlacht.
Stets faßte, wenn der Greis ihn nannte,
Er an den abgetragnen Hut,
Und hoch in seiner Seele brannte,
Wie vormals, kriegerischer Muth. —
Verwundert an des Alten Knieen

Stand ich, denn höher war ich kaum,
Die Schatten seiner Helden ziehen
Mir oft vorüber als ein Traum,
Und dunkle Bilder mancher Sagen
Bewahr' ich noch aus jenen Tagen;
So schlummert, unter Eis und Schnee,
Im Keim, die Feuerlilie. —

Der Alte ruhet an dem Orte,
Wo Schweigen ewig herrscht, ihm bot
Den Gruß des Friedens längst der Tod.
Empfange, Norden, seine Worte!
Aus ihnen schöpft' ich dieses Lied,
Das, gegen sie, nur matt gerieth. —
Des Mitleids leise Klage schalle,
Und eine stille Thräne falle
Auf Axel's und Maria's Grab,
Das sie vereinigte, hinab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Umgang mit Menschen.

(Beschluß.)

Du hassest Könige, wenn sie rasen — rasest du nicht auch, wenn du getrunken? „Aber sie sollen nicht trinken, sie sollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!“ Aber sie sind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man ist nur Herr, sich den ersten Becher zu versagen, nicht den zweyten. Du Liberaler hassest den Ultra — was hat er dir gethan? „Er unterdrückt die Freyheit des Volks, er will Alles für sich allein, er will Vorrechte haben.“ Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn sein Recht auch nur ein Geschwür wäre, er stürbe daran, wenn man es öffnete. Doch sein Besitz ist edler, tausendjährig, und seine Vorfahren haben sich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er selbst hat kein Verdienst!“ Bist du besser? Verschwelgst du nicht im Müssiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit saurer Mühe erworben? Bist du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht ist wie Reichthum. . . . . Du Ultra verfolgst den Liberalen — warum verfolgst du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!“ Er will sie nur mit dir theilen, er ist ein Mensch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Besitz.“ Desto schlimmer für dich, du bist ihm auch die Zinsen schuldig. „Aber er ist ein Schwärmer, den man schrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.“ Und wenn du den Körper zerstörst, was gewinnst du? Der Geist bleibt, der Geist hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er spottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tausend fanatische Menschen hinrichten läßt, hast du darum den Fanatismus zerstört? Glaubst du das, dann bist du ein Thor, ein Kind. Schwärmerey ist wie eine Tontine, der Antheil der Verstorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrst, hast du nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Hände gebracht, daß er mächtiger wirke. „Also — sprecht ihr und ihr — sollen wir die Hände in den Schoos legen, und gelassen mit ansehen, wie uns unsere Feinde bedrohen, uns berauben, in unser Gebiet fallen?“ Nein, das sollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Bist du ein Krieger, fechte; bist du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche schone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menschenliebe, der auch den Mörder schützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menschen lieben, ich will Jedem zu gefallen suchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Bösen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?“ Das mußt du einen Andern fragen. Hast du einen hohen Geist, bückst du dich vergebens; so dumm ist die Dummheit nie, daß sie nicht die krumme Linie zur geraden umzumessen wüßte. Du mußt klein seyn, willst du kleinen Menschen gefallen. „Doch ich lebe unter Philistern, ich muß unter ihnen leben.“ Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch ist dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willst du wissen, wie unglücklich man ist, wenn man mit den Menschen zerfallen, denke an Rousseau. Sein Stand ist nicht mehr, du kennst sein Leben und seine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geistes gewesen. Du weißt aber auch, hättest du zu seiner Zeit gelebt, du würdest ihn, wie es Alle gethan, für einen Bösewicht und für einen Narren gehalten haben. Rousseau war ein Sklave seiner Freyheitsliebe, und wer die Liebe zur Freyheit bis zum Wahnsinn steigert, daß er, um aller geselligen Bande los zu seyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geschick. Darum suche die Menschen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnst den Menschen nicht, wenn du ihn nicht hochschätzest oder verachtest; und gibt es eine Kunst, in der zu stümpern lächerlich und verdammlich ist, so ist es die, mit Menschen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beyspiele warnen. Nur Einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — suchte ich von einem Großen etwas zu erschmeicheln. Es ist schon lange her, und es geschah noch in jenen guten Tägen, von welchen der Minister auf dem Blocksberge in Goethe's Faust gesungen:

> Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit,
> Ich lobe mir die guten Alten;
> Denn freylich, da wir Alles galten,
> Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Chesterfield gelehrt, wählte ich das Schönste und Beste,

band es zierlich zusammen, und überreichte den Blumenstrauß. Aber ich war falsch; mein Rücken war krumm, meine Seele war gerad; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Minister — warf mich zur Thür hinaus. D. B.

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Westlich von Phocis lag Lokrien, Aetolien und Acharnanien (Karnia). Die Einwohner dieser fruchtbaren Küstenländer waren größtentheils von fremder, oder, wie es die Griechen nannten, barbarischer Abkunft, und nährten sich hauptsächlich von der Seeräuberey. Unweit der Mündung des Achelous (Aspro-Potamo) in Aetolien liegt das im jetzigen Kriege so oft genannte Missolunghi, dessen Belagerung die Türken neuerlich haben aufheben müssen. Die Ufer dieses Flusses sind die einzige Gegend von Griechenland und Europa, die ehemals den Löwen zur Wohnung diente. Auf der südlichsten Spitze von Lokris, am krissischen Meerbusen, beym Hafen Naupakte, war eine der Venus geweihete Grotte, in welcher heirathslustige Wittwen die Göttin um einen zweyten Ehemann anflehten. Der alte Name der Stadt Naupakte ist minder berühmt, als der neuere Lepanto, durch den großen Sieg Don Juans von Oestreich und die Zerstörung der türkischen Flotte im Jahr 1571. Die nördlichste Spitze von Acharnanien, am ambracischen Meerbusen (Golf von Arta), ist, unter dem Namen Actium (Azio) allgemein bekannt durch die Seeschlacht, in welcher Antonius und Kleopatra dem nachherigen Augustus die Herrschaft der römischen Welt überließen. Nade dabey liegt Prevesa, welches im Jahr 1800, nebst Parga und der ganzen epirischen Küste bis Butrinto, oder dem Lande der alten Thesprioten, an die Türken abgetreten ward.

Süd-östlich grenzt an diese Länder, eingeschlossen zwischen dem krissischen Meerbusen und der Insel Euböa, das berühmte Böotien, ein von Bergen umgebenes, auch hin und wieder durchschnittenes Land, dessen Winter, wegen der ungewohnten Kälte, der Menge Schnee, des Mangels an Holz, und der dicken, trüben Luft, den südlicheren Griechen unerträglich schien. Allein dieses rauhe Klima begeisterte Dichter wie Hesiod, Pindar, Koronna, brachte Helden hervor wie Pelopidas, Epaminondas, und ganz Griechenland verehrte den thebanischen Herkules. Auch ist Böotien an Korn fruchtbarer als Attika, und kein Land hat so viel Schlachtfelder aufzuweisen, die oft das Schicksal von Europa entschieden haben. Bey Platäa, wo jetzt das Dorf Kolla liegt, vollendete Pausanias das Gebäude der griechischen Freyheit durch den Sieg über die 300,000 Perser des Mardonius. Bey Leuktra (jetzt ein Dorf, Parapogia genannt) machte Epaminondas den Anmaßungen der herrschsüchtigen Spartaner ein Ende. Bey Koronäa wurden die Thebaner von dem Spartaner Agesilaus geschlagen. Bey Chäronäa gründete Philipp den makedonischen Thron auf den Trümmern der griechischen Staaten.

Das berühmteste Gebirge Böotiens war der den Musen vorzüglich heilige Helikon (Sagara). Hier blühte der Musenhain auf einer Anhöhe, von der die Quelle Aganippe herabfloß; höher herauf entsprang die Hippokrene durch den Hufschlag des geflügelten Pegasus, und die Quelle, die dem Narciß sein Bild zeigte. Die reine, gesunde Luft des Helikon, die Menge seiner klaren Quellen, die Fruchtbarkeit seiner Thäler, die Schönheit, die Ruhe und der erquickende Schatten uralter Bäume, der Reichthum an Früchten und Pflanzen, die so heilsam waren, daß sogar die Schlangen, die davon gegessen hatten, ihr Gift verloren; alles dieses beweist wenigstens, daß es denjenigen, die die Lieblingswohnung der Musen und Grazien auf den Helikon verlegten, nicht an Gefühl für das Schöne fehlte; so wie denn überhaupt ein bis zur Begeisterung lebhafter Sinn für die Schönheiten der Natur ein Hauptzug in dem Charakter der alten Griechen war. Am Fuße des Gebirges lag die Stadt Lebadäa (Livadien), von der ein mit Tempeln und Statüen umgebener Weg zu der geheimnißvollen Höhle des Trophonius, Baumeister des delphischen Tempels, führte, in welcher sich eines der vielen Orakel vernehmen ließ, welche die so oft getäuschten Griechen nicht müde wurden, um Rath zu fragen. Eben dieser Weg führte zu den Quellen der Mnemosyne und der Lethe, des Gedächtnisses und der Vergessenheit. Nicht weit davon lag Leuktra, Platäa und Thespien, dessen Bürger die einzigen waren, die Leonidas außer 300 Spartanern bey sich behielt, um den Tod für das Vaterland zu sterben; Ruinen von Tespien sieht man noch jezt in dem Dorfe Neo-Chorio.

Die Hauptstadt Theben am Bache Ismenus, von Kadmus erbaut und dem Bacchus geheiligt, war im Alterthum berühmt durch die tragische Geschichte des Oedipus, welche die Belagerung von Theben und den ersten bedeutenden Krieg in Griechenland veranlaßte. Diese Stadt, als sie noch Männer wie Pindar, Pelopidas, Epaminondas hervorbrachte, war eine der größten und volkreichsten von Griechenland; jezt ist sie, unter dem Namen Stiwe, die unbedeutende Wohnung eines griechischen Bischofs.

Tanagra am Asopus (jezt der Flecken Sitarnino) war die Geburtsstadt der berühmten Koronna. Das Land brachte den besten Wein in Böotien hervor, und versorgte die griechischen Städte, die den Hahnenkampf leidenschaftlich liebten, mit Hähnen von vorzüglicher Größe, Schönheit und Muth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Mai.

Die alte ehrwürdige helvetische Gesellschaft hat ihre dießjährige Versammlung am 18ten Mai in Schinznach gehalten. Die Zahl der Anwesenden stieg über hundert, zur Hälfte Gesellschafter, die übrigen Gäste, das heißt, jüngere Schweizer, die, den Statuten des Vereins gemäß, zweymal denselben als Gäste besucht haben müssen, ehe sie darein aufgenommen werden können. Der dießjährige Vorstand, Hr. Professor von Orelli aus Zürich, hatte für seine Rede einen geschichtlichen Vorwurf gewählt: „Lälius Socinus stirbt (1562) im fünfzehnten Jahre der Verbannung ruhig in Zürich.“ Es liefert dieser aus den Quellen geschöpfte und mit eben so viel Scharfsinn als Umsicht bearbeitete Abschnitt aus dem Leben des vortrefflichen Mannes zur Geschichte der Verfolgungen in jener bewegten Zeit einen höchst anziehenden Beytrag, und seine verständige mannigfache Anwendung auf die Gegenwart mußte sich von selbst ergeben. Einleitende Betrachtungen beschäftigten sich mit dem Leben des versammelten Vereines selbst, und mit seinem Verhältnisse zu den übrigen allgemeinen schweizerischen Gesellschaften, ihren verschiedentlichen Bestimmungen und Zwecken. In diesen zahlreichen, künstlerischen, wissenschaftlichen und Bildungsvereinen wies der Redner eine der schönsten Eigenthümlichkeiten des Vaterlandes nach; er wünschte, daß ihnen auch ein pädagogischer sich anschließen möchte, worin sich die Lehrer der Akademien und Gymnasien, der vorzüglicheren Institute, denen höhere Ideen als die des Gewinnes zu Grunde liegen, und die ebenfalls mit Verstand und Kraft ihrem Geschäfte obliegenden Volksschullehrer, in der nazionalen Einheit ihres Berufes fänden und verständigten. Zurückgehend alsdann auf den eigenen Kreis, drückte Hr. von Orelli sich unter andern also aus: „Was in diesem ohne überspannte Hoffnungen sich wünschen läßt, beschränkt sich einzig darauf, daß, so wie früher etwa, von Zeit zu Zeit hier Gedanken ausgesprochen werden, die jeder gleich Fruchtkeimen zur That und Verwirklichung in seinem Kreise mit nach der Heimath nehme; daß schweizerische Kunst und Wissenschaft sich hier in Probeausstellungen mittheilen, um allgemeinere Theilnahme zu erregen; die Erwartung des Publikums — und hier findet es eine ehrenwerthe Stellvertretung — würde den Künstler und Schriftsteller spornen und erheben, wenn er anders keineswegs blos nichts-sagendes Lob einernten wollte. . . . Es fällt die Stiftung unserer Gesellschaft in die Zeit der neuen wohlthätigen Geistesanregung, welche sich in Frankreich, England, zum Theil auch in Italien — ich denke hiebey an den unsterblichen Beccaria, an Genovesi, Verri — früher noch äußerte als in Deutschland; doch auch in diesem bald nachher in den Kreisen der Theologie, Philosophie und allem Philanthropismus sich verspüren ließ. Dieser leztere nahm in seinem Guten und feinen Schwächen überall eine sehr bedeutende Stelle unter den damaligen Bestrebungen ein. Man suchte die auffallendsten Gebrechen der gesellschaftlichen Einrichtungen gleichsam in Güte zu heben; als auch dieß nichts fruchtete, stürzte das folgende Geschlecht, was nicht länger sich halten mochte; ein Theil des jezigen restaurirt. Jener Philanthropismus behagte dem milden Gemüthe der Schweizer besonders, und ihre alten Erinnerungen, die bey uns, weil wir wirklich eine herrliche Geschichte besizen, auch weit lebhafter waren als irgendwo, knüpften ihn an den Patriotismus. Gefühl, Wort, Mittheilung war auf's herzlichste gemeint; manches war harmlose Ergözung an den republikanischen Formen des Vaterlandes, die man oft in poetischer Täuschung überschäzte, ohne ihr Wesen zu besizen. Wie sehr im sonstigen Leben die Verwirklichung des Angestrebten zurückblieb, zeigte die Revolution, als der erste Sturmstoß von Außen das morsche Staatsgebäude umstieß. Unsere Gesellschaft war freylich daran so wenig schuld, als daß sie im Stande oder befugt gewesen wäre, die Umwälzung zu verschieben, oder ihr einen andern Gang zu schaffen. . . . Unserer Gesellschaft eigentlicher Zweck bleibt der ursprüngliche: trauliche Anknüpfung von Bekanntschaften unter solchen, die oft von einander hören, sonst aber sich niemals sähen. Dieses Zusammenkommen bahnt Freundschaft unter den sich wechselweise näher Anziehenden; gegenseitiges Verständniß soll dasjenige zusammenführen und verknüpfen, was sonst durch die Zersplitterung in zwey-und-zwanzig Kantone auseinander gehalten wird. Der Geist entgegenkommender Milde, des sich Annäherns zwischen ältern und jüngern Männern, der Uebereinstimmung in unsern Gesinnungen über Ehre und Wohl des Vaterlandes, liegt in dem innersten Wesen unsers Vereines. Jeder, der dieß nicht mißkennt, soll hier Befriedigung finden, wenn er nur nicht zu überspannte Ansprüche macht, und wozu frommt es, das Unmögliche zu verlangen?“ — Zum Vorstand für das kommende Jahr wählte sich die Gesellschaft den Hrn. Staatsrath Eduard Pfyffer von Luzern.

Tübingen, im Juni.

Hr. Nägeli aus Zürich hat nun auch hier seine Vorlesungen über Musik vor einem zahlreichen Auditorium von Damen, Professoren und Akademikern gehalten.

Wenn derselbe auch mit manchen seiner neuen Kunstansichten den unsrigen entgegen zu treten kam, und seine Urtheile über Kunst und Leben frey aussprach, so hat er uns doch durch den geschichtlichen Theil seiner Vorträge, der die größere Hälfte der zehn Vorlesungen ausmachte, völlig überführt, daß es nur vermittelst eines solchen Verfahrens möglich war, uns den Entwicklungsgang der Tonkunst in seinem innern Zusammenhange darzustellen. So fanden wir auch die Eintheilung der Kulturgeschichte der modernen Musik in sieben Perioden, die nur von einem so erudilten Manne gegeben werden konnten, ganz befriedigend und mit seiner Kunstphilosophie so zusammhängend, daß leztere wohl nur durch Beweise einer unrichtigen Auffassung der ersteren widerlegt werden könnte. Was derselbe besonders über die Oper und über den Choral, vermöge auch geschichtlicher Nachweisungen, theils urtheilte, theils folgerte, verdient, sowohl von der Lichtseite als der Schattenseite, volle Beherzigung, so wie auch unter dem Individuellen dasjenige, was er über Mozart hie und da mit Tadel, doch aber, wie es dem unbefangenen Kunstrichter zusteht, mit noch viel größerem Lobe aussprach.

Gerne sezen wir noch hinzu, daß Hr. Nägeli in seinem täglichen Umgange mit hiesigen Gelehrten und Künstlern dieselben ebensowohl für seine Person als für seine Kunstphilosophie gewonnen hat.

Auflösung der Charade in Nr. 153:
Fastnachtsposse.

Charade.

Es girrt in Eins der Tauber,
  Drin tönt der Wiederhall,
Entzückend und voll Zauber
  Schlägt dort die Nachtigall.

Zwey, drey, aus einer Quelle,
  Entsprießen, Freund, mit dir,
Auf einsam öder Stelle
  Welt's Ganze für und für.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 160.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 5. Juli 1824.

Drum heule, du Sturm, drum brause, du Meer,
Drum zittre, du Erdreich um uns her!
Ihr sollt uns die Seele nicht zügeln.
Die Erde kann neben uns untergehn;
Wir woll'n als freye Männer bestehn.
Und den Bund mit dem Blute besiegeln.

Theodor Körner.

Axel.

(Fortsetzung.)

Der Löwe Nordens lag in Bender,
Und es umgab des Siegers Kranz
Nicht mehr der alte Strahlenglanz.
Verwüstet waren seine Länder,
Dem Falle nahte sich das Reich;
Sein Volk war einem Kämpen gleich,
Der, schon bedeckt mit Todeswunden,
Noch hinterm Schilde knieend ficht,
Und Aller Hoffnung war verschwunden,
Nur aus der Brust des Königs nicht.
Mocht' über ihn der Donner schmettern,
Und tobend der erwachte Sturm
Im Buche des Geschickes blättern;
Doch, wie der bombenfreye Thurm
In der verbrannten Stadt, im Staube
Zerfallner Särge fest der Glaube,
Im Meer die Klippe steht, so stand
Er ruhig an des Abgrunds Rand. —

Die Sonne sank, zu Riesen hatten
Sich in den Thälern schon die Schatten
Verlängert, als der König rief:
„Hier, sprach er, Axel, ist ein Brief,
Und ohne dich wo zu verweilen,
Sollst du damit nach Schweden eilen,
Und dort in meines Rathes Hand
Ihn übergeben. Gott geleite
Dich heim; noch diesen Abend reite,
Und grüß von mir das Vaterland." —

An abenteuerlichen Zügen
Fand Axel, wie sein Herr, Vergnügen.
Er nimmt den Brief und nähet ihn
Im Gürtel ein. — Bey Holofzin
Fiel, fechtend an des Königs Seite,
Sein Vater ehrenvoll im Streite;
Verwaiset nun, erwuchs der Sohn
Des Lagers bey der Waffen Ton,
Und trat in seines Lenzes Blüthe.
Das blaue Auge blickte klar
Und rein zum Himmel auf, er war
Voll Biederkeit und Herzensgüte,
Und eine der Gestalten, wie
Zuweilen noch im Norden sie,
Gleich Tannen, hoch und schlank, erscheinen,
Und in sich Kraft und Muth vereinen. —
Wer kennte wol die Kämpen nicht,
Von denen noch die Kunde spricht,
Sie rühmend, jene Leibtrabanten,
Die Karl'n umgaben? Tapfer nannten
Sie selbst die Feinde; Axel war
Ein Waffenbruder dieser Schaar.
So viel, als Sterne an dem Wagen,
Aus sieben nur bestand die Zahl,
Bereit, sich immerdar zu schlagen,
Und unermüdet, hart wie Stahl.
Gelagert an der kalten Erde,
Gelehnt am Sattel ihrer Pferde,
Im Nothfall auch an einen Stein,
Verlachten sie des Wetters Tosen,
Und schliefen sanfter, als auf Rosen,
Gehüllt in ihre Mäntel, ein.
Nie nahten sie dem warmen Heerde,
Und trozten jeder Art Beschwerde.

Ein wahrer, ächter Wikingsstamm,
Und dem nicht ungleich, der vor Zeiten,

Sich Ruhm und Schätze zu erbeuten,
Auf Drachen durch die Fluthen schwamm,
Zu jedem Wagestück gerüstet,
Nur durch die Taufe jezt gechristet. —
Freywillig hatten selbst sie sich
Durch ein Gelübde fest verpflichtet,
Das manchem Krieger wohl erdichtet,
Und Mädchen scheinet: Einer wich
Vor Sieben nur im Handgemenge,
Die Brust den Feinden zugewandt;
Doch war ein Punkt nicht minder strenge,
Zu dem ihr Schwur sie noch verband:
In ihrer Jugend schönsten Tagen
Der süßen Minne zu entsagen,
Und unempfindlich, hart wie Stein,
Für Weiberliebe stets zu seyn.
Bis Karl einst würde sich vermählen,
Durft Keiner ein Gesponse wählen;
Nie schloß ein Liebchen, weich und warm,
Sie zärtlich in den Schwanenarm,
Und, angetrauet ihrer Minne,
Entsagten sie dem goldnen Ringe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Unter den übrigen Städten Böotiens ist Chäronäa (Kaprena) durch den Sieg berühmt, den Philipp und sein großer Sohn Alexander über die verbündete Macht der griechischen Freystaaten erfocht, und der das Schicksal nicht allein von Griechenland, sondern auch von Asien und Egypten entschied.

Das unbedeutende Gebirge Citheron (Elatäa) macht die Grenze zwischen Böotien und dem südlicheren Attika und Megaris. Attika, eines der unfruchtbarsten und berühmtesten Länder Griechenlands, bildet fast eine Halbinsel, die sich weit in das ägäische Meer erstreckt, und mit dem Vorgebirge Sunium (Kap Kolonna) endigt, wo die Athenienser eine Festung und einen prächtigen Tempel der Minerva erbaut hatten; von beyden sieht man jezt nur noch Ruinen. Troz der Unfruchtbarkeit des Bodens, verdankten die Einwohner von Attika ihrem Fleiße und dem Unterricht egyptischer Kolonien einen Reichthum, den sie aus ihren Kornfeldern, Weinbergen, Obstbäumen, aus dem Gartenbau, der Viehzucht, der Bienenzucht und dem Handel zogen. Ihr Obst war besonders wohlschmeckend; aber der vorzüglichste und einträglichste Baum war der, der Minerva geheiligte, Oelbaum, den Cekrops aus Egypten dahin verpflanzt hatte, und dessen Sprößlinge sich über ganz Attika verbreiteten. Ihre Weinlesen und Erndten wurden, wie alle Arbeiten dieses fröhlichen Volks, durch Tänze und Gesänge, Feste und Opfer gefeyert. Die attische Wolle war, durch die Sorgfalt, die sie auf die Schafzucht wandten, und durch die Kunst, die sie besaßen, ihr die schönsten Farben zu geben, allgemein berühmt. Der Berg Hymettus (Telowuni), ungefähr eine Viertelstunde süd-östlich von Athen, wimmelte von Bienen, die aus Thymian und andern aromatischen Kräutern einen Honig sogen, der durch seinen vortrefflichen Geschmack eine Quelle des Reichthums für die Bewohner dieses reizenden Landes ward. Außerdem gab ihnen der Berg Laurium, bey dem Kap Sunium, reiche Silberminen, deren Ertrag zur Unterhaltung der Flotte bestimmt war.

Am nördlichen Ufer des Ilyssus, der noch jezt diesen Namen hat, lag die einst in der ganzen gebildeten Welt berühmte Minerven-Stadt Athen, die auch noch jezt, als das Städtchen Setines, so allgemein bekannt ist, daß wir durch eine umständliche Beschreibung Nachteulen nach Athen bringen würden. In ihrem östlichen Theile steht die von Cekrops auf einem Felsen erbaute Citadelle, die Akropolis, die fast alle Schönheiten von Athen einschloß, und besonders seit dem Zeitalter des Perikles mit Tempeln und Statüen angefüllt war. Die vorzüglichsten Gebäude neben der Citadelle waren: das Prytanäum, wo fünfzig Prytanen oder Senatoren auf Kosten des Staats lebten; das Odeum, bestimmt zu musikalischen Uebungen und Proben; das Theater des Bacchus, wo die Athenienser sich versammelten, um über Staatsgeschäfte zu berathschlagen, oder die Tragödien des Sophokles und Euripides anzuhören; und in der Citadelle selbst die Propyläen, oder der auf Marmorsäulen ruhende, im schönsten Styl erbaute, Eingang zum prächtigen Tempel der jungfräulichen Minerva oder dem Parthenon, in dem die Statüe der Göttin, eines der Meisterwerke des Phidias, stand; die Altäre der Schamhaftigkeit und der Freundschaft, nebst unzähligen Statüen von der Hand des Phidias, Alkamenes ꝛc. In der eigentlichen Stadt zeichneten sich aus: der Areopagus, wo der höchste Gerichtshof sich versammelte; der Pnyx, ein Versammlungsort des Volks; der von Cimon, dem Sohne des grosen Miltiades, erbaute schöne Tempel des Theseus, des zweyten Stifters von Athen; der Poikilos oder bunte Portiko, dessen Wände mit den Werken der berühmtesten Maler geziert waren; der öffentliche Marktplatz, von Tempeln umgeben; der Keramikus oder die Werkstatt der atheniensischen Töpfer. Außerhalb der Mauern lagen die drey, zur Erziehung der atheniensischen Jünglinge bestimmten, Gymnasien: östlich das Lycäum, wo Aristoteles seine peripathetischen Vorlesungen hielt, und der Cynosarges; nord-westlich die Akademie, am Ufer des Cephisus, von ihrem ehemaligen Besitzer so genannt, wo Plato seine Wohnung hatte, und in den Gärten, zwischen dem Begräbnißplatze der Athenienser und dem Haine der Eumeniden, seinen Unterricht ertheilte.

Vom süd-westlichen Thore der Stadt führte ein von zwey Mauern (die unter dem Namen der langen Mauer in der Geschichte der atheniensischen Kriege so berühmt sind) eingeschlossener Weg von drey Stunden nach der Festung Phalera (St. Nikolas) und dem Hafen Piräus, der oft dreyhundert Galeeren beherbergte. Dieser Hafen, der jezt den Namen Porto Leone hat, ward von Themistokles erbaut, und die Athenienser errichteten diesem Admiral, auf der westlichen Spitze seiner Schöpfung, ein Grabmal.

Auch den Bewohnern von Attika fehlte es nicht an Oertern, die an die ehrwürdigen Gebräuche der guten alten Zeit und an die Thaten ihrer edeln Vorfahren erinnerten. Etwa acht Stunden nord-östlich von Athen lag Marathon (jezt ein Dorf desselben Namens), wo die Athenienser, unter Miltiades, die zehnmal stärkere Armee des Darius schlugen, und die Perser zum Erstenmal griechische Taktik, Disciplin und Tapferkeit kennen lehrten. Gegenüber dem Piräus lag die Insel Salamis (Kuluri), getrennt von der attischen Küste durch eine Meerenge, die nicht über eine Viertelstunde breit ist; in diesem engen Raume gewann Themistokles den großen Sieg über die ungeheure Flotte des Xerxes. An der Küste, gegenüber Salamis, kaum sechs Stunden von Athen, lag einst die Stadt Eleusis. Das heilige Thor Athens und der heilige Weg führten nach dem berühmten Tempel der eleusinischen Ceres und ihrer Tochter Proserpina. Ihr zu Ehren, und aus Dankbarkeit gegen sie, die die Einwohner von Eleusis zuerst gelehrt hatte, Korn zu bauen, statt Eicheln zu essen, die den Glauben an Unsterblichkeit, die Furcht vor dem Tartarus, und die Hoffnung eines künftigen Lebens in Elysium in ihnen erweckt hatte, wurden die allen Griechen ehrwürdigen eleusinischen Mysterien jährlich im Monat September gefeyert, die den Eingeweiheten die Strafen der Bösen und das Glück der Tugendhaften in einer bessern Welt bildlich darstellten. Ihr Ursprung verliert sich im Dunkel der Zeit; aber ihr Name hat sich in dem jetzigen Dorfe Lefsina erhalten.

Aus dem attischen Gebiete gelangt man durch Megaris (Megara) an den korinthischen Isthmus. Der Weg geht längs der Küste über Felsen, auf denen der berüchtigte Scyron seine Wohnung hatte, der die Reisenden plünderte und in die See stürzte, bis Theseus ihm das gleiche Schicksal bereitete. An der Stelle, wo die Erdenge (Hexa-Milia) nur zwey Stunden breit ist, hatten die Griechen, neben einem Tannenwald, dem Neptun, der hier das Land von beyden Seiten einschließt, einen Tempel erbaut, wo ihm zu Ehren die isthmischen Spiele gefeyert wurden. Ungefähr vier Stunden weiter liegt Korinth, am Fuß eines hohen Berges, auf dem die Citadelle, Akro-Korinth, erbaut ist, die im jetzigen Kriege so oft erobert und wieder erobert, und seit dem Ende des lezten Feldzugs in den Händen der Griechen ist, die den Sitz ihrer neuen Regierung dahin verlegt haben. Korinth war eine der blühendsten Handels- und Manufaktur-Städte der alten Welt; ihre Schiffe brachten die Reichthümer Italiens, Asiens und Afrika's nach Griechenland, und ihre Bronze-Arbeiten, aus Kupfer mit einem Zusatze von Gold und Silber verfertigt (aes Corinthium), waren in der ganzen Welt berühmt. Korinth ist jezt der Sitz eines griechischen Erzbischofs, und nur noch als Festung und Schlüssel des Peloponnes wichtig.

Westlich von Korinth blühte ehemals das alte Fürstenthum Sicyon, reich durch seine Produkte und seinen Handel. Nirgends in Griechenland herrschte ein solcher Luxus, wie am Hofe zu Sicyon, wo zuerst die Künste der Malerey und Bildhauerey entstanden seyn sollen. Der Glanz und die Herrlichkeit von Sicyon ward durch die mächtigeren Staaten Griechenlands verdunkelt; Korinth erbte von ihrer Nachbarin den Hang zum Luxus und zu allen sinnlichen Vergnügungen; und auf den Ruinen der Stadt Sicyon steht jezt der unbekannte Flecken Basiliko.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 20. Juni.

Als des Morgenblatts wirklicher Berliner Bühnen-Referent und Rezensent gehört es unstreitig zu meiner unerläßlichen Amtspflicht, über das Gastspiel einer Schauspielerin Bericht zu erstatten, die, wie Mad. Neumann, durch mannigfache Reisen in ganz Deutschland bekannt ist. Um wie viel mehr also ist es meine Schuldigkeit, von Mad. Neumann selbst zu erzählen, die, während Mad. Stich sich des Pariser, sich des Berliner Lorbers erfreut. Wenn ich mir die Sache leicht machen wollte, so würde ich nach der Vorzenhalle gehen und dort die fünf lezten Jahrgänge der verschiedenen und lebendigen Kunstjournale unsers kritischen Vaterlandes durchstöbern, um aus dem, was bereits so vielfältig über diese Künstlerin geschrieben ist, einen Auszug anzufertigen, der, durch meine Routine, schon so aussehen sollte, als ob er über Mad. Neumann etwas Neues sagte. Da ich aber, treu dem daß ich ein Rezensent bin, dennoch ein sehr zartes Gewissen habe, so kann ich von dieser beliebten Manier, Beyträge für Zeitschriften zu liefern, keinen Gebrauch machen. Ja was noch mehr ist: meine Freymüthigkeit (die ich aber mit der einer hiesigen Zeitschrift nicht zu verwechseln bitte) zwingt mich, zu gestehen, daß ich Mad. Neumann gar nicht gesehen habe, das heißt: nicht spielen; denn so oft ich Zeit hatte, war das Schauspielhaus schon überfüllt, und so oft es nicht voll war, hatte ich keine Zeit. Nun sollte das eigentlich gar nichts zu sagen haben; denn das müßte doch ein Stümper von Rezensent seyn, der nicht im Stande wäre, von Leipzig aus über das Wiener und von Wien aus über das Conne'sche Hoftheater die ausführlichsten Kritiken zu liefern. Anch'io son pittore, auch ich habe meine kritische Kunst so zum Handwerk gesteigert, daß ich nicht allein über Dinge absprechen kann, von denen ich durchaus nichts verstehe, sondern auch

über Künstler und Kunstwerke, die ich im Leben nicht gesehen habe. Um wie viel leichter wäre es mir, um Mad. Neumann zu kritisiren, die ich, wenn auch nicht dieses Mal, doch schon früher hier gastiren sah. Doch wie gesagt, ich habe zu derley Kniffen und Pfiffen leider ein allzu zartes Gewissen und mit der Jungfrau von Orleans kann ich ausrufen:

Deine Geister sende aus,
Die Großsprechenden, die Kleinen,
Die nie lachen, die nie weinen!
Nicht zum Rezensenten wähle
Die gewissenhafte Seele!

Und dennoch fordert es meine Amtspflicht, daß ich über das Gastspiel einer so ausgezeichneten Künstlerin Bericht erstatte. Ich weiß mir in dieser Klemme nicht anders zu helfen, als daß ich eben ruhig darin stecken bleibe. Mein Gewissen verbietet mir, über eine Schauspielerin zu urtheilen, die ich nicht gesehen habe: ich werde also nicht über sie urtheilen; mein Amt gebietet mir, sie zu beurtheilen: ich werde sie also beurtheilen. Wie man einen solchen Widerspruch vereint, das habe ich theils von meinen Herren Kollegen, den Rezensenten, gelernt, deren Urtheile oft keine sind; theils von den Geschichtschreibern, die, als rückwärts gewendete Propheten, ebenfalls, wie ich, über Dinge und Personen absprechen müssen, die ihnen gänzlich unbekannt sind. Unter den zahllosen Manieren der Lezteren scheint mir Eine die beste in meiner Lage zu seyn: sie stellt nämlich die beyden Pol- oder Ultra-Urtheile irgend einer Zeit über irgend einen ihrer Helden, jedes in seiner Integrität besonders auf, und überläßt, indem sie selbst auf dem Indifferenz-Punkte steht, die Pragmatik dem geneigten Leser. Diese Manier, die man, ihrer Pole und ihres Indifferenz-Punktes wegen, die magnetische oder die galvanische nennen könnte; oder, ihrer Positivität und Negativität wegen, die elektrische; oder, weil der Leser sich selbst das Resultat ergrübeln muß, die Platonische — diese Manier ist die einzige, die meine klemmende Lage mir heute gestattet; und möge man sie auch manierirt finden, ich bin zufrieden, wenn die vielbesprochene Künstlerin sie nur manierlich findet. Ich beginne also, meine Rezensenten-Natur verläugnend, das heißt, nun mit dem Ultra-Lobe zu schließen, mit dem übertriebenen, oder

Ultra-Tadel.

„Ist man wo gut aufgenommen, muß man ja nicht zweymal kommen,“ so spricht die alte weltkluge Zigeunerin zur jungen Preciosa; und wie wahr, wie aus dem praktischen Leben gegriffen dieser Sinnspruch ist, das beweiset eben die fremde Künstlerin, die jezt hier die Preciosa als Gastrolle gibt, nämlich unter andern. Als sie das Erstemal hier war, war sie neu, man erwartete nicht viel, und sie gefiel deßhalb so halb und halb. Dieß Halb-und-halb nahm sie als ganz auf und kam drum gleich wieder. Nun war sie aber nicht mehr neu und gefiel also nicht mehr so, bis sie endlich jezt bey ihrem dritten Hierseyn nur so so gefällt. Bey ihrem Debüt als Suschen im Bräutigam aus Mexiko wurde sie zwar auch dießmal mit Blumen und Gedichten beschneyet, und alltäglich prangen unsere Zeitungen mit poetischen Eisblumen zu ihrem Lobe, aber die Blumen sind weder des jungen Frühlings Gaben, noch die Gedichte Stimme der öffentlichen Meinung. Diese singt ein ganz anderes Lied. Wir wollen, sagt sie, nicht ungerecht seyn, und Mad. Neumann mit allzugroßem Maßstabe messen, wir wollen sie nicht mit einer Stich vergleichen, diese ist eine allseitige unübertreffliche, eine einzige Künstlerin; wir wollen ihr nicht einmal einen Stern zweyter Größe, eine Lindner, an die Seite stellen, wir wollen mehr als unpartheyisch, wir wollen milde seyn, und Mad. Neumann nur mit ihr selbst vergleichen. Mit einem nicht ungefälligen Aeußern und ohne den Anspruch, eine Künstlerin oder gar eine anerkannte und vollendete zu seyn, trat sie das Erstemal hier auf, und nur weil man durchaus nichts erwartete, überraschten die einigen glücklichen Naturanlagen. Ein Theil des Publikums und einige Journalisten hielten fälschlicherweise ihre Ueberraschung für Enthusiasmus, und das, wodurch sie überrascht wurden, für Kunst. Die Einen schrieen und klatschten, die Andern klatschten und schrieben, und zwar so laut und ununterbrochen, daß die gemäßigte Parthey der ruhigen Beobachter gar nicht zu Worte kam. Indessen müssen wir zur Steuer der Wahrheit eingestehen, daß auch diese Unverwundeten und Unverwunderten der jungen Gastspielerin die Gabe, naive und muntere Rollen mit einer gewissen Routine darzustellen, nicht eben geradezu absprechen wollten. Man hätte nichts Erhebliches dagegen einwenden können, wäre man damals so genügsam gewesen, die junge Gastspielerin als eine liebliche Erscheinung auf der Bühne zu bezeichnen; dann wäre sie es auch vielleicht geblieben. Aber nein, des Weihrauchs und des Posaunengetöns war kein Ende; die verzückten Anbeter ihrer Herzensdame standen gleichsam an der dramatischen Spielbank, und bogen so leidenschaftlich Ein Paroli des Lobes nach dem Andern, bis endlich die Dame verlor. So ist es! Ja! durch übertriebenes Lob hat Mad. Neumann verloren, das Posaunengetön sie betäubt, der Weihrauch schwindelich gemacht. Sie war es, als sie es noch nicht glaubte; nachdem man ihr es an- und einbildete, hat sie es aufgehört zu seyn — eine Künstlerin nämlich. Ueberall in ihrem Spiel, in der Rolle der Prinzessin, wie in der der Bäuerin, tritt uns die nackte Absicht entgegen, und sobald man Absicht merkt, sagt der Dichter, ist man verstimmt. Dabey ist diese Absicht größtentheils nur die, zu gefallen, und sie wird der Grundton, aus dem nun alle verschiedene Rollen gleicherweise gespielt werden. So wie wir die, mit mühevoller Nachlässigkeit geordneten, Flechten, Scheitel und Locken einmal wie das andere auf der nämlichen Stelle immer wieder zu sehen bekommen, so vernehmen wir bey jeder tragischen Gelegenheit dieselbe tiefe Monotonie, bey allen Aeußerungen der verschiedensten Empfindungen dieselbe hohe, empfindsame, verschwimmende und verhallende Thränen-Melodie, bey jeder muntern, offenen, mädchenhaften Rede, dieselbe hergebrachte Tonsteigerung einer konventionellen Bühnen-Unschuld und allbekannter Bretter-Naivität. Und dieses alles wird, statt der Kunst ganz hingegeben und in dem Charakter der Rolle selbstvergessen zu seyn, dem Publikum höchst selbstgefällig zugezählt. Es ist nicht zu läugnen, daß hiedurch zuweilen eine Wirkung entsteht, die sich durch Beyfallsbezeugung äußert; aber es ist nicht die Wirkung der Kunst, sondern die einer Kunst — der zu gefallen nämlich. Nach dieser allgemeinen Uebersicht wird man es uns gern erlassen, die einzelnen Leistungen der erwähnten Gastspielerin durchzugehen. Aber damit man uns nicht eines partheyischen Tadels beschuldige, wollen wir mit einem zwiefachen Lobe schließen: erstlich hat Mad. Neumann uns dieses Mal mit hochtragischen Darstellungen verschont, und wenn gleich sie in der Rolle der Preciosa und der Eboli es unternahm, sich mit unserer unvergleichlichen Stich zu messen, so hat sie doch wenigstens begonnen, die Grenzen ihrer Fähigkeit zu erkennen. Zweytens würden wir selbst diesen ausführlichen Tadel kaum ausgesprochen und noch vielweniger niedergeschrieben haben, wenn Mad. Neumann nicht durch mannigfache Naturgaben zu den ausgezeichneten Erscheinungen auf der deutschen Bühne gehörte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Juli 1824.

Und er lag im Schlaf vergraben
Mit gestilltem Muthe da.
Plötzlich kam ein mild Erlaben,
Und er wacht' und hört' und sah.

Fouqué.

Axel.

(Fortsetzung.)

Der Araber wurde ungesäumt
Zum Ritt gesattelt und gezäumt.
Nicht weit von der Ukraine Grenzen
Ist Axel schon, als durch den Wald
Im Morgenstrahle Waffen glänzen,
Und eingeschlossen wird er bald.
Ein Reiter stürmet aus dem Haufen
Hervor: „Das Leben kannst du dir
Nur mit des Königs Brief erkaufen;
Vom Pferde gleich, und gib ihn mir!“
Die Antwort war mit Blitzesschnelle
Ein Hieb, den Axel auf der Stelle
Ihm gab, für dieß Begehren taub;
Und plötzlich andres Sinnes, zeigte
Der Redner Höflichkeit und neigte
Hinab sich blutig in den Staub.
Der Kämpe spielt, durch eine Eiche
Gedeckt den Rücken, hohes Spiel,
Das schwere Schlachtschwert pfeift, es fiel
Ein Feind bey jedem seiner Streiche;
Er kämpfte, wie Rolf Krake stritt,
Und wich und wankte keinen Schritt.
Sechs Gegnern nur zu stehn, nicht sieben,
War in dem Eide vorgeschrieben,
Er lösete ihn ritterlich,
Und schlug mit zwanzig Feinden sich.
Doch immer folgt nicht Sieg dem Muthe,
Und mancher Wunde Purpurmund
Macht ihm die nahende Minute
Des lezten Augenblickes kund.
Sein Streben ist nur noch, im Sterben
Mehr Mitgesellen zu erwerben;
Am Schwertgefäß erlahmt die Hand,
Ein schwarzer Schleyer, dünkt ihm, breitet
Sich vor ihm aus, der matter streitet,
Und schwächer wird sein Widerstand;
Ach, Axel's Kämpfen ist vergebens,
Erschöpft die lezte Kraft des Lebens,
Er sinkt, besiegt durch Uebermacht,
Und seinen Blick umdunkelt Nacht.

Der Tod schwebt über seine Beute
Frohlockend und mit Grinsen schon;
Ein Hirsch bricht durch den Forst, die Meute
Folgt dem Gefährte, Hörnerton
Schallt weit umher, die Meuchlerhorde
Rafft sich zusammen und entrann,
Nach, wähnt sie, nun vollbrachtem Morde,
Und eine Jungfrau sprengt heran,
Auf stolzem, buntgeflecktem Rosse,
Begleitet von der Jäger Trosse.
Der Tiger stuzt und spizt das Ohr,
Umsonst wird Ruhe ihm geboten,
Hoch bäumt er, scheuend vor den Todten,
Sich mit der Reiterin empor,
Beißt auf die schaumbedeckte Stange,
Gehorcht nicht mehr des Spornes Zwange,
Und sezt zur Seite, — bügellos
Empfängt sie sanft des Rasens Schooß.
In der erschlagnen Feinde Kreise
Liegt hier der fremde Jüngling bleich,
Mit Ehre, nach der Väter Weise,
Gefallen, und an Wunden reich;
So, unter niederem Gesträuche,
Gefällt vom Sturme, liegt die Eiche.
Schön ist er noch, hat gleich der Tod
Verwandelt seiner Wange Roth.

Und blutgefärbt die blonden Locken.
Gerührt von Mitleid, und erschrocken,
Gleich einem Engel, abgesandt
Die Siegespalme ihm zu reichen,
Der heldenmüthig kämpfte, stand
Die holde Jungfrau zwischen Leichen,
Und über Axel hingebeugt,
Späht sie, ob sich noch Leben zeigt.
So in der Liebe süßem Ahnen,
Von Amor's Fittich sanft umrauscht,
Ward einst auf Latmos von Dianen
Der Schlaf Endymion's belauscht;
Nicht schöner war der Göttin Schäfer,
Nur fester schlief der blasse Schläfer,
Den die Bojarentochter fand,
Durch meuchelmörderische Hand
Im feigen Ueberfall gesunken;
Da zeigt sein leises Athmen ihr,
Verborgen glimme noch ein Funken
Von Hoffnung und von Leben hier;
Sie treibt die Jäger an, aus Zweigen
Wird eine Trage schnell gemacht,
Und er, ihm Hülfe zu erzeigen,
Nach ihrer nahen Burg gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

E v e l i n a.

(Fortsetzung.)

Das Beysammenleben junger Mädchen, wenn sie sich auch eine der andern nicht anvertrauen, gibt doch so manche Gelegenheit, sich einander zu errathen, daß Evelinens Geheimniß Lucie nicht ganz verborgen geblieben war. Eines Tages hatte sie es gewagt, einige Vermuthungen zu äußern, sie nahm aber sogleich wahr, wie weh sie ihrer Gespielin that, und brach das Gespräch ab. Der Gedanke, daß ihr Herz durchschaut worden sey, daß Lucie ihrer Mutter ihre Entdeckungen mittheilen könnte, erfüllte Eveline mit Entsetzen; sie brachte angstvoll eine schlaflose Nacht mit dieser Vorstellung zu, und suchte am frühen Morgen Lucie in ihrem Schlafzimmer auf, um sie zu beschwören, keinem lebenden Wesen ihre Vermuthungen mitzutheilen. Lucie konnte ihren ängstlichen Bitten nicht widerstehen, sie gab ihr ein feyerliches Versprechen, und benahm sich, ihrer gewissenhaften Denkart gemäß, dadurch die Fähigkeit, Evelinens Schicksal durch ein offnes Geständniß gegen deren liebevolle Mutter zur rechten Zeit eine glückliche Wendung zu geben.

Wenn wir die Erziehung betrachten, welche Eveline erhalten hatte, so wird uns die unüberwindliche Furcht des armen Kindes, seine Neigung oder vielmehr den Gegenstand seiner Neigung zu verrathen, nicht mehr so befremdlich seyn. Ihr Charakter hatte in seiner Anlage etwas Schüchternes, Grübelndes; die gänzliche Abgeschiedenheit von aller menschenthümlichen Wahrheit einer vornehmen rauhen häuslichen Erziehung, wenn sie nicht einzig für den Salon beabsichtigt ist, sondern den Zögling wirklich von allen zufälligen Berührungen abhält, bildet eine höchst merkwürdige Beschränkung aller Ansichten, verursacht Hartnäckigkeit in den Wenigen, welche der Auffassung zugelassen werden, und bewirkt mehr Gewaltthätigkeit wie Kraft in den einzelnen Zu- und Abneigungen in dem Gemüthe. Wird diese, von einer solchen Erziehung bezweckte, Abgeschiedenheit, ungestört von andern Verhältnissen, vollständig durchgeführt, so bildet sie den Charakter von Tugend und Schroffheit, den wir wol an unsern vornehmen Frauen sehen; wird sie (diese Abgeschiedenheit) durch Schuld der Miethlinge oder Uebermaß einer besondern Neigung in dem Zögling durchbrochen, so entstehen traurige Folgen, da das junge Mädchen nun alle auf jenem Wege gemachte Auffassungen in Geheimniß hüllt, und auch ihre Leidenschaften geheime Nahrung erhalten. — Dieser Vorgang erklärt wol viele traurige, gemeine oder abschreckende Erscheinungen unter den vornehmen Frauen. Die Abgeschiedenheit, in welcher Evelina von allen, ihrem Stande fremdartigen, Begriffen erzogen wurde, hatte nie eine Verletzung erlitten; die Leidenschaft, welche an ihrem Herzen nagte, mußte ihr daher selbst ungeheuer und unleidlich vorkommen; sie verschloß sie unerbittlich, und vermehrte dadurch ihre Wirkung auf ihr Gemüth, auf ihre Gesundheit. Das Bewußtseyn, nach ihren Begriffen, durch ihre Verschwiegenheit ihre Pflicht zu erfüllen, ihren geliebten Verwandten Kummer und Beschämung zu ersparen, war das einzig lindernde Gefühl, an dem sie sich erquickte. Meistens bleibt der unglücklichen Liebe der Trost, durch sinnreiche Ideenverbindungen und dem Gespräch gegebene Wendungen von ihrem Abgott zu sprechen, oder doch von Gegenständen, die ihn berühren, die mit ihm in Verbindung stehen, und wenn dieser Kunstgriff auch den Schmerz nährt, gibt er im Augenblick doch einen süßen Genuß. Einem armen Herzen, dem Evelinens Loos zugefallen, ist aber diese Täuschung versagt. Sie mußte wünschen, den geliebten Namen nie nennen zu hören, denn jedesmal verlezte er ihr Gefühl, und klang von gleichgültigen, gefühllosen Lippen wie eine Entweihung.

Von Herzensergießungen zwischen Evelina und Lucie konnte seit jenem Versprechen des Schweigens von Seite der Leztern nicht mehr die Rede seyn; allein wo das Herz so voll eines Gefühls ist, findet es dennoch einen Weg, sich zu ergießen. Das Gespräch vermochte eines Tages Evelina zu ihrer Cousine zu sagen: „Sieh nur, liebe, wie die Dinge oft so wunderlich vertheilt sind, und wie wenig es bedurfte, um ein jedes an seinen Platz zu setzen. Du würdest glücklich seyn, wenn du Vermögen hättest, und ich, wenn ich arm wäre. Könnte ich doch mit dir tauschen! Glaube mir, da wäre Alles bald in Ordnung. Oder weißt du, wie wir's machen wollten? Wir theilten zu gleichen Hälften, wir hätten gewiß Beyde

genug, oder wir brächten ein Gerücht in Umlauf von gefundenen Urkunden oder dergleichen, welche darthäten, daß unsere Güter dem Zweige deiner Familie hätten angehören sollen; ich erstattete dir Alles, und verließ mich nur *auf deine* Güte. Du solltest sehen, wie alle die Huldigungen, die dir so vielen Werth zu haben scheinen, sich dir zuwenden würden. Du hättest dann unter der Schaar der Bewerber zu wählen. Mich sezte kein Wählen in Verlegenheit; aber irgend ein wackrer Mann würde mich werthschätzen, die Furcht vor einer demüthigenden Verweigerung seines Antrags würde ihn nicht hindern, sich zu erklären — warum sollte er sich scheuen, sein Schicksal mit dem meinigen zu veedinden? Könnte er sich mir nicht im Gegentheil als einen Beschützer darstellen, und, um mich zu ernähren, auf sich selbst, auf seine Talente zählen? Und ich — warum sollte ich ihn ausschlagen, wenn meine Seele mit der seinen übeeeinstimmte? Wenn ich an seinen festen Willen, mich glücklich zu machen, glaubte? — Ich wäre dann frey, ich gehörte mir selbst an; meine Heirath hätte dann nicht diese unselige Wichtigkeit — und wie süß muß die Dankbarkeit gegen einen Mann seyn, der uns sein Leben widmet, indeß wie ihm gar nichts anzubieten haben, als uns selbst!" — Evelina hatte sich immer tiefer in diesen süßen Traum verloren, sie stand jezt begeistert, mit freudig gefalteten Händen, als wolle sie schon Dankgebete stammeln für ein so reizendes Glück — da umzog die Erinneeung der Wirklichkeit plötzlich ihr strahlendes Antlitz, wie eine Wolke den schimmernden Mond, sie legte beyde Hände über ihr Gesicht, und rief, schmerzlich sich abwendend: „Nie, ach, nie wird für mich ein solches Glück blühen!" —

Mit diesen Qualen im Herzen suchte Evelina die *aufgeregte* Aufmerksamkeit ihrer Mutter durch eine *erzwungene* Heiterkeit zu hintergehen; aber ihre körperlichen Kräfte hielten mit ihrer Willenskraft nicht gleichen Schritt, der Verfall ihrer Gesundheit ward zu sichtbae. Eine Reise nach Italien ward zur Zerstreuung der Kranken in Vorschlag gebracht; Evelina ließ sich ohne Weigerung fortführen; allein die Wirkung widersprach gänzlich dem Zweck. Lady Kirkaldi, welche, so leidend sie selbst war, ihre Tochter begleitet hatte, nahm deren zunehmende Schwermuth wahr, sie gelangte mit ihr nur bis Florenz, und kehrte dann schleunig nach Paeis zurück. Schon die Annäherung an diesen Ort schien Evelinens Kräfte zu heben; sie athmete freyer, alle Umgebungen schienen ihr heiter, ein zufriedenes Lächeln spielte um ihren Mund; wie sie in ihr Zimmer trat, schien sie jeden Gegenstand freudig mit ihren Blicken zu begrüßen — *ja* während einer kurzen Zeit schien sie zu genesen, *sie besuchte* Gesellschaften, sie ging ins Schauspiel — *aber das war* nur ein flüchtiger Augenblick; die tiefste *Niedergeschlagenheit* folgte ihm, das Uebel gewann die Ueberhand, und wer diese schöne Blume sah, ahnete, daß die Zeit ihres Dahinwelkens nicht mehr fern sey.

Wenn die Seele also von Schmerz durchdrungen ist, bleibt ihr keine Zuflucht wie Gott — das erfuhr auch Evelina; sie hatte ihn in glücklichen Tagen stets aufgesucht, nun alle Freude von ihr gewichen war, fand sie in ihm allein ihren Trost. Sie betete — nicht das Gebet, das der Glaube vorschreibt, sondern mit der Herzensergießung, die sie sich gegen die Menschen versagte. Sie unterwarf sich liebend ihrem Schicksal, sie dankte für alles Gute, was sie um sich erblickte, für alles das, was sie thun konnte — und dieses lezte blieb der Segen, den ihr Unglück noch nie getrübt hatte. Wohlthätigkeit hatte von jeher ihre frommen Uebungen begleitet; ihr ansehnliches Nadelgeld verwendete sie zum Besten wohlthätiger Stiftungen, ja nur in diesem Punkt hatte sie, seit ihr Herz so tief verwundet war, die Schranken, welche sie in ihren Stand bannten, überteeten, indem sie mit Lucien selbst die Stätten der Armuth besuchte, wo sie bey den Thränen über fremde Leiden, ihren eigenen Kummer auf Augenblicke vergaß. Dort lernte sie den Frieden kennen, den Familienliebe auch bey dringendem Bedürfniß zu erhalten weiß, dort lernte sie, wie es nur Gesundheit bedarf, um bey Arbeit und Betriebsamkeit frohe Gemüther zu schaffen. Bey ihren beschränkten Ansichten des wirklichen Lebens hielt sie den frohen Augenblick, den ihre wohlthätige Erscheinung in der Werkstätte mühseligen Fleißes hervorbrachte, für den gewohnten Zustand dieser Menschen, und träumte sich ein ihr ewig versagtes Glück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 20. Juni.

(Beschluß.)

Ultra-Lob.

Die geliebteste Tochter Thalia's, die wunderholde Neumann, ist wieder in unsern Mauern, aber auch dießmal leider nicht für immer; auch dießmal wird sie uns wieder verlassen! Uns beklagen wir, nicht sie! Oder sollte sie ihre Reisen aufgeben, die, Triumphzügen vergleichbar, der einzige rühmliche Lohn einer Kunst sind, von welcher der Dichter sagt, daß sie an der Gegenwart vorübergeht? — einer Kunst, die kein Werk, die nichts von sich zurückläßt als das Angedenken: dieses schwache Abbild lebendiger Herrlichkeit, die auch das dankbarste Gemüth, die kräftigste Phantasie kaum zu bewahren, aber durchaus nicht wieder zu geben vermag. Glücklicherweise ist uns diese unauflösbare Aufgabe nicht gestellt: wir sind nicht so anmaßend, daß wir uns einbildeten, für die Nachwelt zu schreiben, und dem Zeitgenossen haben wir nicht nöthig, die hinreißenden Darstellungen einer allbewunderten und allgefeyerten Künstlerin nothdürftig zu beschreiben. Denn wo ist ein Freund deutscher Bühnenkunst, der sie nicht kennt, diese Zauberin, die proteusartig immer eine Andere erscheint: bald im dem königlichen Perlenschmuck der ernsten Melpomene, bald mit der frohtönenden Lyra Thalia's, in voller bunten Blüthenpracht der Freude, oder einfach weiß in bescheidener Unschuld; bald gar den Schellenstab des losen lustigen Momus in Händen. Wir verzichten auf die fruchtlose Bemühung, das Unbeschreibliche zu beschreiben; und vermochten wir auch jede einzelne

Schönheit in den Darstellungen dieser herrlichen Künstlerin, jede Wendung, Feinheit und Abstufung vorzuzählen und nachzuweisen, wir würden ja den Totaleindruck doch nicht wiedergeben können, der alle Gemüther so unwiderstehlich bewältigt, wir würden durch Zergliederung das organische Werk nur zerstören. Das Liebe ist nicht darzustellen, wol aber seine Wirkungen, und so können wir nur von dem großen eindrucksvollen Antheil sprechen, den Mad. Neumann, wir überall, auch hier immer wieder von Neuem erregt. Man nenne uns die Künstlerin, die bey ihrer wiederholten Anwesenheit mit diesem rauschenden Beyfall, mit diesem allgemeinen Jubel empfangen wurde. Lorbeerkränze und Blumensträuße wurden ihr, als der Vorhang sich hob und das Publikum die Langentbehrte wieder erblickte, aus allen Rängen zugeworfen; Gedichte, die, wie ein Blüthenregen, auf die Versammlung niederflatterten, sagten ihr ein frohes herzliches Willkommen — und so wird sie stets, so oft sie die Bühne betritt, immer wieder freudig empfangen, nach jeder Darstellung immer wieder, um sie nur noch einmal zu sehen, hervorgerufen, und fortwährend sind unsere öffentlichen Blätter in gebundener und ungebundener Sprache voll von ihrem Lobe. Daß die also Gefeyerte von dem Neide angegrinz't und daß ihr, nach ihrer Abreise, von demselben erst recht nachge...... werden wird, das ist in der Regel. Denn die Kleinheit kann das Hohe nicht leiden, und die Gemeinheit erfreut sich nur am Neuen, sey es auch das Schlechtere. Sie ist es, die es der fremden Künstlerin gar nicht verzeihen kann, daß sie den Einladungen der Direktion und der Stimme des Hofes und der Stadt Folge leistete, und nach zweymaliger glänzender Aufnahme es wagte, zum Drittenmale wiederzukommen. Sie ist es, welche behauptet, daß die Künstlerin nur einer Parthey gefiele, daß diese durch übertriebenes Lob ihr geschadet, in der öffentlichen Meinung sowohl, als in der Ausübung ihrer Kunst, die früherhin in nichts anderm als in einem glücklichen Naturinstinkt bestanden, der aber nun in dem Wahne, eine vollendete Künstlerin zu seyn, untergegangen sey. Man wirft ihr Uebertreibung und Koketterie vor, und stellt ihr die schwache und negative Mittelmäßigkeit als ein höchst nachahmungswürdiges Muster entgegen. Dem kleinen Neide, der so spricht, dem antwortet täglich und strafend die öffentliche Stimme, die sich laut und enthusiastisch genug ausspricht — den Tadel ausheckenden Kunstrichter fragen wir aber, ob die norddeutsche kaltkritische Abgeschliffenheit nicht durch allzu verblasene und verblaßte Bühnenerscheinungen verwöhnt ist? und ob zu dem Farbenglanze der Dekorationen die negativen Leute sich nicht wie schwarze ombres chinoises oder gar wie überverschwebende Umrisse verhalten? Wenn Mad. Neumann Unschuld, Liebe, Naivität, Schalkheit, Munterkeit ꝛc. nicht gerade so darstellt, wie man es zu Hause beym Strickstrumpf, beym Thee, bey der Verlobung oder zwischen der Mehlspeise und dem Braten gewohnt ist, so kommt es diesen blöden farbentwöhnten Augen gleich geziert vor; sucht aber gar die Künstlerin jene verloren gegangene Wechselwirkung zwischen Parterre und Bühne wieder herzustellen, die, besonders bey der derben, wie bey der phantastischen Komik, so unumgänglich nothwendig ist, so schreien die negativen Liebhaber der Indolenz sogleich über Koketterie, die doch wahrlich unsern Stillen und Stummen nicht fehlt, und dennoch zu wünschen wäre. Wenn eine Madame oder Mamselle öffentlich Komödie spielt und aus gesellschaftlichem Hochmuth sich die Tortur gibt, um nur recht zum verlieb=indolent auszuschauen, wenn sie sich gar nicht genug thun kann im Unterlassen, Vermeiden und Vernichtigen, und so das Publikum gleichsam um Mitleid bittet mit dem höchst traurigen Loose, daß ein so anständiges Frauenzimmer aus der Stadt leider gezwungen ist, eine Schauspielerin zu seyn — wo bleibt, fragen wir, bey einer solchen lustspielenden Madame oder Mamselle, erstlich die Lust und zweytens das Spiel? Antwort: Beydes gehe verloren, und es bleibt nichts übrig als eine prosaische, talentlose, höchst widrige Ziererey, deren inneres lügenhaftes Wesen gerade die verwerflichste Koketterie ist, d. h. Gefallsucht ohne Unschuld und Grazie. Auch gefällt eine solche nur Einem, nämlich ihresgleichen, während Mad. Neumann dem gesammten Publikum gefällt, weil sie, Allen zu gefallen, die Lust hat, die Laune und die Huld. Wenn man den künstlerischen Drang, die Freude zu gefallen, überhaupt mit dem Namen Koketterie bezeichnen darf, so verbindet Mad. Neumann dieselbe mit einer so anmuthigen, süddeutschen Treuherzigkeit, daß sie uns selbst mit dem kalten französischen Gesellschaftsworte versöhnt. So wie aber das Sprichwort sagt, daß Nichts ohne ist, so ist auch wol dieses leise Schlangengezische gegen die anmuthige Künstlerin nicht ohne allen Grund. Eben jene treuherzige Bewußtlosigkeit ihres ausgezeichneten Werthes, ihrer mannigfaltigen glücklichen Naturgeschenke scheint die Gefeyerte in etwas verloren zu haben. Freylich ist hiemit ein unendlicher Reiz ihrer Darstellungen zu Grunde gegangen; aber eben aus diesem Grunde soll und wird das Höhere erblühen. Das Unbewußte der Kindheit geht überall in der Natur verloren, auch das Talent soll mündig, auch der Künstler seiner Kunst sich bewußt werden. Zwischen Naturalismus und vollendeter Meisterschaft gibt es aber eine Stufe, auf welcher jene Beyden noch nicht vollkommen versöhnt sind, und auf dieser, so glauben wir, steht jezt Mad. Neumann, und deßhalb der leise Tadel allzuvieler Absicht, ein Tadel, der zwar übertrieben, aber doch wohl nicht ganz ohne ist. Dagegen läugnen wir durchaus die fälschliche Anschuldigung, daß die junge Künstlerin sich nicht zum Tragischen erheben könne. Nichts ist leichter als die heut gang und gäbe Melodie und die wiederkehrenden drey Bewegungen der Tragödie nachzuahmen und so beym Abgang applaudirt zu werden. Von Mad. Neumann aber hegen wir andere Hoffnungen, wenn sie mit ihren großartigen Naturgaben, ihrem Fleiß und ihrer Liebe zur Kunst auf der so glücklich betretenen Bahn fortschreitet. —

Ich habe als seltener, d. h. als gemüthlicher, Rezensent versprochen, mit dem Ultra=Lobe zu schließen, und würde es auch thun, wenn ich dem geneigten Leser nicht noch drey Dinge zu sagen hätte.

1) Bitte ich ihn, zu bemerken, daß der Ultra=Tadel Lob, und das Ultra=Lob Tadel enthält; woraus man fast schließen sollte, daß die Macht der Zeit, selbst in Deutschland, kein Ultra=Urtheil mehr, weder für, noch gegen, weder über Kleines, noch über Großes gestatte. Da nun erst nach dem Urtheile die Thaten kommen sollen, so werden auch diese uns Alle mit der schmeichelhaftesten Hoffnung erfüllen.

2) Kann ich die Ueberzeugung aussprechen, daß Mad. Neumann, wenn sie etwa diese beyden Ultra= oder Pol=Urtheile liest, sich gleich mir, auf den Indifferenzpunkt stellen wird, von dem aus man nicht nur Andere, sondern auch sich richtig beurtheilt. Diese meine Ueberzeugung beruht darauf, daß ein Bruder von mir einen Bekannten hat, dessen Frau eine gute Freundin der Mad. Neumann ist und von derselben sagt, daß sie sich in ihrer Kunst etwas sagen ließe, ohne darüber böse zu werden — und wenn eine gute Freundin von der andern etwas Gutes sagt, so glaub' ich es unbedingt.

3) Wird der geneigte Leser aus diesen beyden sich widersprechenden Ultra=Rezensionen sehen, was er überhaupt auf Rezensionen zu geben hat, und also künftig nie wieder ein sogenanntes Kunsturtheil, blos weil es gedruckt ist, für ein Evangelium halten.

Beylage: Literaturblatt Nro. 54.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Juli 1824.

Zarter Frauen hold Gemüthe
Duftet süß wie Rosenblüthe.
So in Reden, als in Thaten
Ihre Hauche sich verrathen,
Schleichen, wie balsam'scher Wein,
In das Mark des Lebens ein.

Conz.

Axel.

(Fortsetzung.)

Wie neben einem Herkulsbilde,
Das in dem klassischen Gefilde
Von Attika zertrümmert liegt,
Sich blühend eine Rose wiegt,
So saß Maria jezt voll Kummer
An Axel's Lager, nur bedacht
Auf seine Pflege, da erwacht
Er endlich aus dem langen Schlummer;
Allein sein Auge, sonst so mild,
Schweift nun umdüstert, starr und wild
Durch das ihm unbekannte Zimmer,
Und irre redet er noch immer.
„Was willst du, spricht er, Weib von mir?
O, spare doch die Mühe dir,
Dem Schwedenkönige gehöre
Ich an, der Treue und der Ehre,
Und keines Mädchens Thräne darf
In meine Wunden fallen, scharf
Brennt sie. — Hinweg, Versucher, weiche
Zu deinem ewig finstern Reiche;
Mich täuscht dein Blendwerk nicht!“ — Bald rief
Er, angsterfüllt: „Wo ist mein Brief,
Der König hat ihn selbst geschrieben —
Und wo mein gutes Schwert geblieben?
Es war so theuer mir und lieb,
Vom Vater noch ererbt, und hieb
Gar lustig auf die Moskowiter — —
Doch schickt der König mein Gebieter,
Mich an den Rath nach Schweden nicht,
Und machte Eile mir zur Pflicht?
Was will ich hier? Ließ ich zum Pfande
Nicht Wort und Handschlag ihm zurück?
Gezählt ist jeder Augenblick,
Fort zu des blauen Mälers Strande!“ —
So phantasirt er lange Zeit
In seines Fiebers Heftigkeit,
Und sinkt dann mit dem Haupte wieder
Ermattet auf das Kissen nieder.

Es stritten Tod und Leben sich
Um ihn, den Sieg errang das Zweyte,
Des Fiebers Gluth, der Irrwahn wich,
Und auf die Jungfrau, ihm zur Seite,
Sah der Verwundete nun hin,
Zwar schwach, doch ruhiger sein Sinn.
Als hätten an Maria's Wiege,
Daß sie durch Reiz und Anmuth siege,
Vom Kinde freundlich angelacht,
Geschenke Feen ihr gebracht,
Gleicht sie der Schönheit Ideale
In Herzog Cosmus Bildersaale.
Ein leichtes Schweben ist ihr Gang,
Die Stimme sanft, wie Orpheus Leyer
Einst tönte, reiner Silberklang;
Die Seele Edelmuth und Feuer,
Wie in des Südens Sommerluft
Schwimmt Sonnengold und Blumenduft.
Sie war kein Mädchen der Idylle,
Umwogt von blonder Locken Fülle,
Mit Augen wie Vergißmeinnicht,
Das einsam durch die Fluren irret,
Bethränt Cypressenkränze flicht,
Und, liebesiech, nur seufzt und girret:
Ein Kind des Ostens war sie, reich
Ihr Haarwuchs, der sich üppig ringelt,
Und rabenschwarz, wie Seide weich,
Den Alabasterhals umzingelt;

So wirft den Schleyer um die Pracht
Der Lilien die Mitternacht.
Wie, blühend, mit dem frischen Kranze,
Der Künstler uns Aurora malt,
Erscheint Maria, hell umstrahlt
Von hoher Jugend Zauberglanze,
Und wie der Siegesgöttin Bild
Auf einer Amazone Schild.
Das dunkle Auge flammt und glühet,
Und blickt, bald stolz wie Jovis Aar,
Bald wieder wie das Taubenpaar,
Das Aphroditens Wagen ziehet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Schweizer-Auswanderers nach Brasilien.

(Fortsetzung.)

Den 18. April.

Ich unterbreche meine Erzählung, an der ich schon drey Tage schrieb, um dir, lieber Herzensbruder, zu sagen, daß wir gestern einen Neger nach Magé geschickt, um Eisenwerk, einen Schleifstein, eine trächtige Ziege und meinen kleinen Neger Joaquin heraufzuführen — stelle dir meine unendliche Freude vor, wie er mir bey seiner Rückkehr sagte, daß er einen Brief aus Europa für mich habe. Ich erkannte sogleich die Handschrift meines Freundes N., und wie ich ihn öffnete, die meines guten Karls. O du guter Herzensbruder, dir soll es Gott lohnen, daß du dich, ungeachtet deiner vielfachen Geschäfte, so herzlich meiner erinnerst, und mir so unerwartet eine so große Freude gemacht hast. Um ungestört und allein die ganze Fülle meines Glücks genießen zu können, entfernte ich mich von unserer Niederlassung, und begab mich in das Innere des Waldes, damit mich selbst der Gesang unserer arbeitenden Neger nicht erreichen könnte. O seelenvoller Augenblick des Lesens dieser geliebten Zeilen! auch mich hast du wehmüthig gemacht, so daß ich geweint habe, und noch weine, wie ein Knabe. Wie überschwenglich reich und gestärkt fühle ich mich durch so unverkennbares Wohlwollen und die herzliche Theilnahme, die ihr mir Alle schenkt. Seyd aber nur Alle getrost; unser Aller Vater wird Alles zum Besten lenken, und uns gewiß auch dereinst wieder vereinigen. Ich bin, Gott sey Dank! immer ruhig und zufrieden, und habe alle Ursache, mich eines zunehmenden Wohlstandes erfreuen zu können, der in einer Reihe Jahren mir eine fröhliche Rückkehr nach Europa verspricht. Was thut uns das Alter dann? weiß ich doch, daß unsere Liebe nicht veraltet. Ihr seht ja aus Allem, was ich euch erzähle, daß ich unser Unternehmen nicht hoch anschlage, allein das darf ich erwarten, daß Fleiß und Mühe sich reichlich lohnen*), u. s. w.

Doch ich kehre zu meinem Berichte zurück, von dem ich noch gar nicht absehe, wo und wie ich davon ein Ende werde finden können. Saget dann noch der lieben Großmama, daß das garstige Brasilien doch nicht ganz so garstig sey, wie sie es vermeint. Das europäische Getreide steht sehr gut und wächst sehr schnell; allein was die Muskiten, Chiques und häßlichen Thierchen aller Art betrifft, so kann ich ihr nicht unrecht geben, denn zur Stunde, da ich schreibe, kann ich fast nicht gehen, so haben mir die Chiques die Füße zerstochen. Ich sagte euch also, daß ich eine junge Sklavin — sie und ihr Kind für achtzehn Dublonen — gekauft hätte; sie mochte zwanzig bis zwey-und-zwanzig Jahr alt seyn, denn die Neger kennen ihr Alter nie genau. Ich führte sie im Triumph in mein Wirthshaus, denn Jedermann sah ihr, ihres interessanten Gesichts wegen, nach. Sie folgte mir schüchtern, mit gesenktem Blick, die Hände auf der Brust gekreuzt; ihre Kleidung bestand in einem Stück schlechter Leinwand, das ihr unter den Armen befestigt war und bis an die Knie reichte. Nach ihrer Angabe war sie von dem Stamme Benguela, von der Küste von Angola entführt; sie wußte kein Wort Portugiesisch, war aber mit dem Namen Juliana, so wie ihre Tochter mit dem von Joaquina, getauft. Die Barbarey, mit welcher man diese armen Geschöpfe behandelt, erstreckt sich bis auf diese heilige Ceremonie der Taufe: denn man brennt sie mittelst eines Eisens auf der Brust mit dem Zeichen des Kreuzes und dem Wappen von Portugal. Bald kehrte ich aber auf den Sklavenmarkt zurück und kaufte diesen Tag noch zwey Sklaven von Mosambique, einen männlichen und ein Weib, und drey von Angola, nebst einem zehn- bis zwölfjährigen Knaben, den ich zu meinem persönlichen Dienst erziehen und ihm wo möglich Anhänglichkeit an mich beybringen wollte. Mit diesem letztern bin ich eigentlich betrogen worden, denn man verkaufte mir ihn als ganz neu: wie ich ihn befragte, antwortete er mir auch durchaus kein Wort auf Portugiesisch, erst mehrere Tage darauf ertappte ich ihn, wie er diese Sprache ganz geläufig mit einem Mitsklaven sprach. Er gestand mir nun, daß er schon fünf Jahre einem Portu-

---

*) Das gehört nicht zu den Nachrichten von Auswanderern, aber diese Episode gehört zu der Geschichte der schönen Menschlichkeit, und daher verzeihe mir der biedere Briefsteller und seine würdigen Freunde, daß ich sie beybehielt. Wir verbinden mit dem Wort, Ansiedler in Amerika, kaum mehr ein Bild, sondern der auswandernde Bruder geht vor unserer Phantasie in einem Nebelmeer unter, aus dem, althergebrachten Begriffen zufolge, hie und da ein Bild von Elend, Negersklaven, Peitschenhiebe, und dergleichen, auftaucht. Hier sehen wir, wie der ausgediente Krieger, die Pflugschaar führend, seine Sklaven beaufsichtigend — also in Eigenschaften, denen wir in unserer geregelten Lebensweise gar gern die Weichheit des Gefühls absprechen, als weicher, treuer Mensch vor uns erscheint. Der Briefsteller mag immer der beste unter den ausgewanderten seyn; aber in wie vielen Hütten jener fernen Zone mögen warme Herzen für ihre Vergangenheit schlagen, fester Sinn sich eine ehrenwerthe, günstige Zukunft erstreben!

Der Herausgeber.

giesen gehört habe, dessen Maulthier er pflegte, aber endlich, da er zu klein und schwach geblieben, von ihm verkauft worden sey. Der Kaufmann habe ihn aber jedesmal, wenn er Portugiesisch gesprochen, geprügelt, wahrscheinlich um sein Alter zu verbergen, und ihn, indem er seine Schwäche seinem Knabenalter schuld gab, besser verkaufen zu können. Welches auch die Ursache seines Verkaufs gewesen seyn mag, habe ich nicht Ursache, meinen Kauf zu bereuen. Er kostete mir nur 120,000 Rees, und ist mit der Landessprache vertraut. Die sieben andern Sklaven, die uns gemeinschaftlich gehören, kosten, Einer in den Andern gerechnet, Einer vier-und-vierzig Napoleond'or (900,400 Rees). Landsleute von uns haben hier auf dem Platze fünfzehn und mehr Dublonen für ihre Sklaven bezahlt, auch sind sie schöner, wie die unsern, da sie dieselben von einem neu angekommenen Negerschiffe gekauft haben. (Die Fortsetzung folgt.)

E v e l i n a.

(Fortsetzung.)

Bald nahmen Evelinens Kräfte in dem Grade ab, daß selbst diese trostbringenden Arznei- und Krankenbesuche zu untersagen; Lucie, der ihr unbedacht versprochenes Stillschweigen schon lange als ein Unrecht das Gewissen beunruhigte, konnte den Anblick ihrer Hinfälligkeit nicht länger ertragen, sie theilte Lady Kirkaldi Alles mit, was ihr Evelina verrathen, und Alles, was sie gefolgert hatte. Die unglückliche Mutter ward von der so nahe liegenden, von ihr so unbegreiflich blind übersehenen, Lösung des unseligen Räthsels Anfangs sehr bestürzt, es bedurfte einiger Tage, ehe sie die erhaltene Aufklärung auf die Ansicht, die sie früher selbst bey der Möglichkeit einer geheimen Neigung ihrer Tochter gehabt hatte, anwenden konnte. Doch die Sorge für dieser Tochter Leben behielt die Oberhand über jede andere Rücksicht, sie entwarf einen Plan, Evelinens Lebensgeister durch die Hoffnung einer günstigen Wendung ihres Schicksals aufzurichten, und sagte ihr in dieser Absicht eines Tages, daß sie Herrn Deveau eingeladen habe, an ihrer Familientafel zu speisen. Die Wirkung, welche diese unversehene Nachricht auf die Kranke hervorbrachte, ist unbeschreiblich! Sie erröthete, erblaßte, ihr Herz schlug mit Heftigkeit, ihr Athem stockte, sie warf einen Blick auf Lucie, in dem Vorwurf und Freude sich bekämpften. Ihre Mutter getraute sie sich nicht anzusehen, allein alle ihre Züge drückten Verwirrung und Zufriedenheit aus. Erst nach einer langen Pause war sie im Stande, jedoch mit zitternder Stimme, zu sagen: „Das ist recht, meine Mutter, Herr Deveau ist ein junger Mann .... ich achte Herrn Deveau sehr ....“ Lady Kirkaldi, die ihre peinliche Verlegenheit sah, unterbrach sie mit den Worten: „Ich habe ihn von jeher geachtet, seine Talente weisen ihm einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft an, und man sagt, sein moralischer Charakter soll ihm eben so viel Achtung gewinnen. Wir können sein Betragen nur rühmen, und ihn wol unter die Zahl unserer Freunde aufnehmen.“

Es schien, während Lady Kirkaldi sprach, als sähe Evelina den Himmel vor ihren Augen sich öffnen. Ihr Blick ruhte entzückt und dankbar auf dieser gütigen, milden Mutter, schüchtern und begierig faßte sie jedes Wort auf, das sie hörte, und dem der gütigste Ton, der freundlichste Ausdruck noch mehr Werth gab. Eine lange Pause erfolgte, Evelina bedurfte Zeit, die ungewohnte Empfindung von Freude, die unverhoffte Ahnung von Glück in ihren Ideengang aufzunehmen. Mit dem Nachdenken entstand wieder Sorge, und nahm so überhand, daß sie, obschon mit mangelndem Athem und kaum hörbarer Stimme, die Frage wagte: „Glauben Sie denn, liebe Mutter, daß er kommen?“ – „Gewiß, antwortete diese, er verspricht es in seiner Antwort auf mein Billet.“ Evelina wagte kaum zu athmen, damit keine Sylbe von ihrer Mutter Rede ihr entging, seufzte dann leise und sagte nichts mehr.

Lady Kirkaldi wollte ihr Zeit lassen sich zu fassen, und sich an die neue Ansicht, von der sie überrascht worden war, zu gewöhnen; unter einem gleichgültigen Vorwand, aber mit einem Blick, der alle Innigkeit der Mutterliebe ausdrückte, verließ sie das Zimmer und ließ sie mit Lucie allein. Eveline nahm nun ein ernsthaftes Gesicht an, fragte, was vorgefallen sey, und ob sie ihre Vermuthungen ihrer Mutter verrathen habe? Luciens Entschuldigung war nicht sehr überzeugend! Evelinens Unwille nicht sehr bitter, allein sie empfand doch eine Verletzung des Vertrauens, und Lucien ward durch die Ahnung, wie selig ihrer Verwandtin Schicksal sich wenden könnte, das Bewußtseyn ihres liebearmen Lebens wieder so drückend, daß sie, aus Furcht die Kranke mit Klagen zu ermüden, sie allein ließ. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Mai.

Von der Gründung und dem ersten Gelingen der höheren Schulanstalt, welche durch einen Verein patriotischer Männer zu Trogen für den Kanton Appenzell Ausserrhoden neuerlich erzielt worden, hat das Morgenblatt vor einem Jahr ungefähr (1823, Nro. 125) Nachricht gegeben. Die damals zu Sicherung des Fortbestandes der Schule eröffnete Unterzeichnung freywilliger Gaben fand den besten Fortgang, und das Stammvermögen der Anstalt beträgt nun schon über zwanzigtausend Gulden, so daß mit Grund gesagt werden konnte: Es bewerke diese Stiftung, was Vaterlandsliebe und Gemeinsinn auch ohne große und öffentliche Hülfsmittel in den demokratischen Schweizerlandschaften zu leisten vermögend sind. Die Kantonsschule zu Trogen feyerte am 5ten April (1824) ihre zweyte öffentliche Prüfung, und es ist der Bericht davon mit den dabey gehaltenen Reden seither gedruckt erschienen. Die Herren Zellweger und Frey, als Aufseher, und der erste Lehrer, Hr. Krüsi (vormals in Iferten), sprachen wechsels-

weise über die wichtigsten Verhältnisse der Schule und über die bedeutsamsten Gegenstände ihres Unterrichts. Den vaterländischen Charakter derselben entwickelte zunächst Hr. *Frey*, der Ortspfarrer vom Hauptorte Trogen, indem er sich unter andern also ausdrückte: „So viel an uns ist, wollen wir überhaupt in der Kantonsschule allen *Nationalfehlern* entgegen arbeiten, deren auch in unserm Lande zu finden sind, wie anderswo. Wie jedes Volk, so hat auch das unsere seine besondern Mängel. Oder sollten Handel und Gewerbe nicht auch ihre eigenen Versuchungen zur Schlechtigkeit mit sich führen? Ist die Webkellerluft nur dem Leibe nachtheilig, oder bringt sie auch der sittlichen Gesundheit eben so bedeutende Gefahren? Ist jener Götzendienst gegen das alte Herkommen, der *alles Neue*, nur weil es neu ist, so unerbittlich haßt, der ob der ungleichen Nennung eines Buchstabens in die heftigste Bewegung geräth und die Religion darob in Gefahr glaubt, wie es allerdings eine Religion gibt, die nicht viel mehr als Buchstabenkram ist; diese leidenschaftliche Anhänglichkeit an das Veraltete, ist sie kein Gebrechen, dem gewehrt werden sollte? Bedarf unser Volk ferner nicht einer ganz eigenen Rücksicht, wenn seine Freyheit nicht zur Widerspenstigkeit, wenn das heilige Erbe der Väter nicht zum verderblichen Ungethüm ausarten soll? Keine ausländische Anstalt wird diese Bedürfnisse beachten; auch darum läßt sich die Nothwendigkeit unserer vaterländischen Stiftung nicht verkennen, und wer es gut mit dem Vaterlande meint, darf sich ihrer Beförderung nicht entziehen. *Die Eidgenossen schauen auf uns*, wie diese Anstalt gedeihe. Wir würden ihrem gerechten Tadel nicht entgehen, wenn wir sie verwahrlosen, wie auch die Geschichte unserm Geschlechte eine unausbleibliche Schmach mit Recht zurügen würde, wenn es dieselbe wieder zu Grund gehen lassen sollte; wenn künftig einst von ihr erzählt werden möchte: sie war der fromme Wunsch einiger gutherziger Schwärmer. Allerdings brachten diese sehr bedeutende Opfer bey ihrer Stiftung, gaben sich aber zugleich dem sonderbaren Wahne hin, daß auch Andere ihre Großmuth nachahmen sollten, diese aber waren klüger. Sie fanden in der Anstalt, trotz der schönen Worte, die man von ihr machte, einen entbehrlichen Kram. Für eine oder wenige Gemeinden, sagten sie, mag die Sache allerdings gut gemeint seyn, darob kümmern sich aber andere Gemeinden nicht, denn für ihre Bedürfnisse hat das Ausland solcher Anstalten genug, und unsere Söhne bringen doch von daher ein abgeschliffenes, *minder appenzellisches* Wesen zurück. Sie hatten es kein Hehl, wer seinen Kindern einen bessern Unterricht zugedacht habe, der möge ihn für sein Geld besorgen, wie sie es auch gemacht haben, und überhaupt zeigte sich der schöne Grundsatz: Jeder möge für sich selbst sorgen, in seinem vollen Glanze. — Daß eine solche Anstalt dem Vaterlande wohl anstehe; daß Mancher seine Bildung in ihr finden könne, der sie im Auslande nie suchen, oder von daher nur schalen Flitter zurückbringen würde; daß hier ein Geist walten solle, wie man in gewöhnlichen Abrichtungsfabriken ihn nicht finde; daß der Religiosität, der Sittlichkeit und Vaterlandsliebe die sorgfamste Pflege hier zugedacht sey; daß eine immer allgemeinere Bildung eine dringende Forderung unserer Zeit, das Asyl unserer Ehre und unserer Wohlfahrt, folglich jede Beförderung derselben eine Wohlthat für den ganzen Kanton genannt werden müsse; daß aus dieser Anstalt Männer hervorgehen können, die an der Spitze der Gemeinden, oder als Glieder der Obrigkeit, in unsern Rathsversammlungen und neben denselben, dem ganzen Lande zur Zierde und zum Segen gereichen; — von diesen und andern schönen Phrasen, wie dieselben weiter lauten mochten, ließen sie sich nicht berücken, und dem gescheiterten Versuche verdanken wir die Lehre, daß die Thorheiten, Vaterlandsliebe und Gemeinsinn genannt, endlich ausgestorben seyen... Verzeihen Sie mir diese Sprache. Nein, so wird die Geschichte unserer Anstalt nie reden müssen. Sie hat bereits so manchen schönen Beweis vaterländischer Theilnahme empfangen, die bisherigen Beyspiele sind zu schön, als daß sich nicht mancher auch künftig bewogen fühlen sollte, sich an dieselbe anzureihen, und die Kantonsschule wird fortblühen bis auf die spätesten Zeiten."

Und der großmüthigste Beförderer der Schule, Hr. *Zellweger*, sprach von den Leistungen der neuen Bildungsschule neben Anderm Folgendes: „Die Wünsche der Eltern, was und wie gelehrt werden soll, müssen so verschieden seyn, als der Grad ihrer eigenen Bildung oder Verbildung. Es ist eine allgemein herrschende Schwachheit des Menschen, zu glauben, er wisse so viel als für seinen Stand oder Beruf nöthig sey, die Kinder müssen nicht mehr als die Väter wissen. Der Senn ist zufrieden, wenn sein Knabe an der obern Thürschwelle mit der Kreide seine Rechnung führen kann; oft glaubt ein Kaufmann, sein Sohn habe nur nöthig Französisch plappern und rechnen zu können. Wäre es aber nicht eine Schande für den Institutsrath, wenn er Grundsätze so einseitigen Ansichten opferte? Würde er sich nicht selbst beschimpfen, wenn er herabstiege unter die Bildungsstufe, auf der schon vor dreyhundert Jahren unsere in Gott ruhenden Voreltern stunden? Schon zu der Zeit, als unsere Väter zum Erstenmal ihre Verordnungen und Gesetze in ein Buch verzeichneten, dem sie den Namen Landbuch gaben, forderten sie ausdrücklich: Es sollen die Verständigsten zum Regieren gewählt werden; es sollen die Richter nach Gottes Wort und geschriebenen Rechten richten; sie sollen nicht wankelmüthig seyn, keine Furcht haben, nicht im Zorn richten, nicht aus Neid und Haß, keine Schenkungen annehmen u. s. w. Nun frage ich, ob, wenn ein Mensch gut Französisch sprechen und rechnen kann, ob er dann die angeführten Eigenschaften schon besitze, oder sie durch die ausschließliche Erlernung jener Kenntnisse erlange. Da dieses verneinend beantwortet werden muß, so wird es für den Institutsrath heilige Pflicht, einen höheren Gesichtspunkt in's Auge zu fassen. Er muß sorgfältig erforschen, was jedem gebildeten, freyen Manne Noth thue zu wissen, und die Bezeichnungen unserer Voreltern ehren!.. Stimmen Sie demnach, liebevolle Väter und Mütter, nicht aus vollem Herzen uns bey, wenn unsere erste Sorge dahin geht, Ihre Kinder, auf die das Vaterland seine Hoffnungen stützt, allerforderst bekannt zu machen mit ihren Pflichten gegen Gott und die Menschen; wie schädlich es sey, sich den Leidenschaften hinzugeben, wie nützlich ihre Bekämpfung? Irren wir uns, wenn unsere zweyte Sorge dahin geht, die verschiedenen Geisteskräfte auszubilden, aufzuregen, in Einklang zu bringen, damit die Kinder lernen richtig denken? Oder was nützen Kenntnisse, wenn man nicht durch richtiges Denken sie auch gut und nützlich anwenden kann?.. Aber wahrlich, so wichtig es ist, daß jeder Mensch einen Beruf habe, und dem wohl vorsteht, so ist doch der Beruf nur ein Mittel, den Zweck zu erreichen, nicht aber der Zweck selbst des menschlichen Lebens. Dieser besteht in der Vorbereitung zur Ewigkeit; darin, daß durch unsere Hingebung für das Wohl unseres theuern Vaterlandes, für den Nutzen unserer Nächsten und Nebenmenschen, wir unserm Herrn und Heiland nachfolgen; darin, daß wir einen reinen Sinn und die mit ihm unzertrennliche innere Zufriedenheit durch alle Kämpfe unsers Lebens erhalten; darin, daß wir stets ringen mit unsern Leidenschaften, und wenn sie über uns siegen, wir schnell ihnen den Sieg wieder entreissen durch Rückkehr zur Tugend; darin, daß wir in angenehmen und unangenehmen Ereignissen stets die Mittel erblicken, uns zu veredeln; darin endlich, daß wir die Erdengüter als Schätze betrachten, die uns Gott anvertraut, von deren Verwendung aber wir ihm Rechenschaft geben müssen."

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 163.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Juli 1824.

Ueber Thal und Fluß getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen;
Ach! sie regt in ihrem Lauf
— — — — Meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer Morgens wieder auf.

Goethe.

Sonnenaufgang.

Auf hohem Felsen steht mein Fuß,
Der Blick eilt fernhin über's Meer —
Von dort schaut tale dem ersten Gruß
Die Morgensonne flammend her.

Und rings ist Leben, rings ist Licht!
Das Wasser wandelt still und klar,
Der Erde, des Himmels Angesicht
Lacht ihr entgegen wunderbar.

Hinunter in die helle Fluth!
Hinüber nach dem heil'gen Strahl —
Da drunten kühle den heißen Muth,
Dort drüben endet der Sehnsucht Qual!

Travemünde, den 7. Juni 1824.

Karl Grüneisen.

Briefe eines Schweizer-Auswanderers nach Brasilien.

(Fortsetzung.)

Mit dem Einkauf der Sklaven war aber dieses widrige Geschäft noch nicht beendet. Den folgenden Tag mußte ich, diesen armen Geschöpfen zur Seite, in allen Trödelladen herumlaufen, um sie, da sie fast unbedingt nackend sind, nothdürftig zu kleiden. Ich kaufte demnach *einem* Jeden ein Hemd, Pantalons, eine wollne Mütze *und eine* wollne Decke. Ich mußte ihnen die Kleidungsstücke *selbst* anlegen, denn sie fuhren mit den Beinen in *die Hemdärmel*, und hatten nicht übel Lust, die Pantalons *als Kittel* zu benutzen. Sobald ich damit fertig war, eilte ich, sie nach Magé zu führen, wo ich ihr Arzt und Apotheker ward, denn wie sie nun zu einer gesunden Kost und reinen Luft kamen, fingen die übeln Säfte, welche sie in der Stickluft der Sklavenmagazine eingeathmet hatten, erst an, sich zu entwickeln. Zwey von ihnen lagen an Masern besonders hart darnieder; die unwissenden portugiesischen Aerzte hielten sie für Kinderblattern; allein Herrenschwand, den ich mir in Paris gekauft hatte, belehrte uns eines Bessern, und zeigte uns die Behandlung des Uebels, die wir auch, so weit die elenden Apotheken dieses Landes es möglich machten, befolgten. Mein kleiner Neger befand sich unter den Maserkranken; allein noch unangenehmer war die unter unsern Negern eingewurzelte Krätze, die wir auch noch nicht ganz vertilgen haben können. In der Zeit, versichere ich euch, spürte ich keine Langeweile. Ich machte den Chirurg und Apotheker, führte die Wirthschaft, sorgte für die Nahrung der Neger, mußte unsere Kasse verrechnen und unsere Rechnungen führen, die immer doppelt waren, die für die täglichen Ausgaben, und die für die Einrichtung unserer Ansiedelung. Die junge Negerin und ihr Kind waren von sehr lästigen Geschwüren an den Füßen befallen. Ich verband sie früh und Abends mit der größten Sorgfalt. Juliane hatte aber auch einen gar so zierlichen Fuß, und litt Alles mit so viel Geduld, und suchte mir in allen meinen Wünschen zuvorzukommen. Ohne Zweifel hätte mir diese Schwarze gefährlich werden können, allein ich bemerkte, daß sie mit einem unserer Schweizer-Diener ein zärtliches

Einverständniß hatte, und von da an war sie mir gänzlich gleichgültig. Das wären geckenhafte Geständnisse, die meiner sanften Schwester N. und lieben Basen, wenn sie mich nicht schon lange besser kennten, sogar mißfallen könnten. Sie sollen hier einzig deßhalb einen Platz haben, um den Ungrund aller der nachtheiligen Begriffe zu zeigen, welche wir uns in Europa von den Negern machen. Ich, meines Theils, halte sie für eine sehr gute Menschenrace, mit eben so viel Verstand und Gefühl, wie die andern, begabt. Ich schreibe ihre Laster der ihnen widerfahrenden unmenschlichen Behandlung, keineswegs der Verderbniß oder Unfähigkeit ihrer Natur zu. Sie sind im Allgemeinen gut gebildet, tragen den Kopf hoch, und haben, vor allem die Weiber, einen edeln Gang; dabey besitzen sie eine unbegreifliche Kraft und Biegsamkeit des Körpers. Sie tragen Lasten, deren Gewicht schauderhaft ist, auf ihren Köpfen — diese müssen überhaupt vor andern verschieden gebildet seyn, denn sie gebrauchen sie auch im Zweykampf wie die Widder so heftig, daß man die Stöße von ferne hört. Ich könnte noch lange von diesem, mir besonders interessanten, Gegenstande sprechen. Jedesmal, daß ich Jemand sagen höre, diese Neger seyen keine rechten Menschen, kocht mir das Blut. Doch nicht alle Weiße hegen diesen unmenschlichen Wahn. Mein guter Freund in Magó, der französische Pflanzer, dessen Sklaven ich oft und lange beobachtet habe, sagte mir oft, daß er nur sehr selten genöthigt wäre, ihnen körperliche Strafen aufzulegen; er behandle sie, wie er seinen Matrosen gethan: nähre sie gut, beschäftige sie unaufhörlich, und übe Strenge und Gerechtigkeit gegen sie aus. Er hatte über vierzig Neger, sie arbeiteten mit erstaunlicher Rührigkeit, und waren dennoch vergnügt und wohl aufgeräumt. Die unsern haben wir, seit unserer hiesigen Niederlassung, rücksichtlich der Arbeit noch sehr geschont; dennoch zeigen sie noch wenig guten Willen, meine Geduld geht daher zu Ende; ich erwarte nur eine schickliche Gelegenheit, um ein Beyspiel von Strenge zu geben, denn bisher waren wir zu gütig gegen sie, so daß sie anfangen, wenn wir ihnen eine Arbeit gebieten, unserer zu spotten.

(Die Fortsetzung folgt.)

E v e l i n a.

(Fortsetzung.)

Lady Kirkaldi hatte Deveau's Billet, nicht unbemerkt von Evelinen, auf eine Chiffonnière gelegt; sobald sie sich allein sah, ergriff sie es eifrig, las und wiederlas es zehnmal, und suchte irgend einen geheimen Sinn hinein zu studiren. „Er werde eifrigst einer Einladung folgen, die ihn gleich sehr ehre und rühre," las sie noch einmal, und hielt sich bey den Worten auf: die mich sehr rührt, diese schienen ihr mehr sagen zu wollen, als die gewöhnliche Höflichkeit in so einem Billet erfordert. Endlich verbarg sie es in ihrem Busen, hoffend, daß es Niemand entbehren werde, und eilte in ihr Zimmer.

Die Gemüthsbewegung, in welcher Evelina sich befand, die Erschöpfung ihrer Kräfte selbst verhinderte sie unter den angegebenen Umständen nicht, ihren Anzug zu beachten. Sie blickte mehr wie einmal in den Spiegel; die Magerkeit, die sie sich nicht verleugnen konnte, schien wol Rührung, aber kein Bedauern in ihr zu erregen. Ihr Anzug war mit so viel Einfalt, als Zierlichkeit gewählt, nachlässig, wie es einer Kranken erlaubt ist, und durch jungfräulichen Anstand geschmückt. Ein himmelblaues Halstuch, ein eben solcher Gürtel wurden stets beybehalten — seit Deveau sie mit diesen Abzeichen gemalt hatte, machten sie unter allen Bedingungen ein Stück ihres Anzugs aus. Ein neues Leben schien sie zu durchglühen, sie machte sich manches kleine Geschäft, das sie schon Monate lang liegen hatte lassen; wenn Lucie ihr dabey begegnete, hielt sie schüchtern inne, warf ihr schweigend einen ausdrucksvollen Blick zu, und ließ sich nicht stören. Endlich schlug die erwünschte, und, auf eine unbegreifliche Weise, doch so gefürchtete Stunde des Mittagessens. Lady Kirkaldi hatte zu der gewagten Einladung des jungen Malers einen Tag gewählt, wo ihr Schwager, der Komthur, nicht zu Hause speiste; da sie daran zweifelte, seine Einwilligung zu diesem Schritt zu gewinnen, hoffte sie auf diese Weise allem Widerspruch zu entgehen. Die Thüre öffnete sich — Evelinens Herz pochte heftig — man meldete Herrn Deveau, und sie erzwang ihre Fassung.

Der junge Künstler hatte beym ersten Anblick nichts, was die Aufmerksamkeit auf sich zog; seine Züge hätten alltäglich scheinen können, hätten seine Augen bey lebhaftem Gespräch nicht Funken des Genie's gesprüht. Sein Name war unter den Künstlern geachtet. Die Familie Kirkaldi war nicht die einzige unter den großen Häusern, die seine Bekanntschaft gesucht hatte. Es waren nun zwey Jahre verflossen, seit Lady Kirkaldi mit ihrer Tochter einen Besuch auf einem, Paris nahe gelegenen, Landgute gemacht hatte. In der Nähe des Parks gab es sehr malerische Punkte: unermeßliche Felsen, die verschiedenartigsten Bäume, unter denen die Birke und die Buche hervorragten, ein alter Eichstamm von Epheu umkleidet, wilde Rosen, welche sich um seine abgestorbenen Aeste schlangen, blühende Rankengewächse, die ein altes Gemäuer versteckten, bildeten einen Anblick, welcher die Augen der Pariser Damen, die so selten die Natur von allem Kunstzwange unberührt sehen, entzückten. Die Schloßbewohnerinnen, welche diese Punkte oftmals besuchten, fanden dort einmal den jungen Deveau mit Zeichnen beschäftigt. Auf dem Lande spricht man wol zuweilen Unbekannte an, weil die Vereinzelung zur Annäherung hinzieht, indeß die Menge die Menschen vereinzelt. Die Damen umringten den

Künstler, und baten um Erlaubniß, seine Skizze zu sehen; Evelina, welche in dem Park ihrer Mutter schon ähnliche Zeichnungen versucht hatte, war eifrig bemüht, diese zu betrachten. Sie trat nahe an das Reißbrett, that mehrere Fragen über diese Arbeit, die Art, wie der Künstler bey deren Ausführung die Farben behandeln werde — und dabey ward ihre sanfte Stimme noch süßer, noch harmonischer. Damals war sie im Glanz ihrer Blüthe. Nach einigen Entschuldigungen, ihn gestört zu haben, sezten die Damen ihren Spaziergang fort, des andern Morgens kehrte Lady Kirkaldi auf ihre Güter zurück, und des Vorfalls ward im Gespräche nicht mehr gedacht. Nach einigen Monaten hatte die Gemälde-Ausstellung statt; Myladi kam mit ihrer Familie auf einige Tage in die Stadt, dieselbe zu besuchen. Eine entzückend anmuthige weibliche Gestalt zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Kaum hatte Lady Kirkaldi und Lucie dieselbe erblickt, als sie Evelina in ihr erkannten, sie selbst erkannte sich darin, und eine geheime Ahnung erhöhte die sanfte Röthe ihrer Wangen. Lady Kirkaldi hatte schon oft gewünscht, ihre Tochter malen zu lassen, die Vollendung des vor ihr stehenden Gemäldes, der Zufall, welcher die Phantasie des Künstlers mit Evelinens Zügen begeistert hatte, um sein Ideal darzustellen, brachte sie auf den Gedanken, daß er ihr unzweifelhaft das ähnlichste Bildniß von ihrer geliebten Tochter schenken würde. Ein Freund nahm es über sich, den Meister, der dieses Gemälde verfertigt hatte, aufzusuchen, sein Talent war nicht mehr unbekannt, er fand ihn sehr leicht, und wie dieser erfuhr, wer ihm zum Original sitzen wollte, schien er den Auftrag mit vieler Freude zu übernehmen. Lady Kirkaldi hatte wahrscheinlich Evelinens Vermuthung, daß der Maler der lieblichen, ihrer Tochter so lebendig gleichenden, Gestalt derselbe sey, welchen sie vor wenig Monaten mit seinem Reißbrett gefunden, getheilt, aber nur mit der angenehmen Idee, ein ähnliches Bild ihrer Tochter zu haben, beschäftigt, hatte sie an keine andere Folgerung gedacht. Der Künstler, der sich mit eben so viel Anstand als Behutsamkeit betrug, erinnerte sie nur sehr flüchtig an jenen Vorgang, nur Eveline, welche Deveau's Züge bey seinem ersten Eintritt wieder erkannte, empfand eine Regung, die mehr wie geschmeichelte Eitelkeit war. Vielleicht noch begeisterter durch die Wahrnehmung dieses Gefühls, schuf der Künstler in seinem Bildniß ein Meisterstück der Aehnlichkeit, der Anmuth und vollendeten Arbeit. Deveau trat mit Anstand auf, er sprach gut, ohne Anmaßung, und, sobald der Gegenstand es mit sich brachte, mit der Wärme eines edeln Gemüths. Sollte er sich während seiner Arbeit auch zuweilen mit Evelinen allein befunden haben, so hatte er zu viel Selbstherrschaft, zu viel Zartgefühl, um ein Wort zu sagen, das nicht auch im Beyseyn der Mutter hätte gesprochen werden können. Sein gesellschaftliches Betragen gewann ihm Vertrauen, und er mißbrauchte es nie. Wenn man ihm eine Unschicklichkeit vorwerfen konnte, so war es die Zögerung, die er anwandte, den Ehrensold für sein Kunstwerk zu bestimmen, und der unangemessen niedrige Preis, den er unter dem Vorwand dafür ansezte, daß die Arbeit für ihn selbst ein höchst nützliches Studium geworden sey. Nachdem das Bildniß vollendet war, sezte er seine Besuche bey Lady Kirkaldi fort, gar nicht häufig, und nicht einmal ohne Beruf, da er Evelinen bey ihrer Beschäftigung mit Pinsel und Kreide zur Hand ging; an großen Gesellschaftstagen gehörte er aber mit verschiedenen andern Künstlern zu den beständigen Besuchen des Salons. Die ehrenvolle Auszeichnung, allein in den Familienkreis der Lady Kirkaldi geladen zu werden, hatte er noch nie genossen, aus mehr als einem Grunde theilte er daher jezt bey seinem Eintritt die Befangenheit, mit der man ihn empfing. Mylady machte ihm einen verbindlichen Vorwurf, daß es ihm nicht schon längst beygefallen sey, sich bey ihr zu Gaste zu bitten, worauf er mit einer ganz angemessenen Entschuldigung antwortete; jene sezte das Gespräch mit der Bemerkung fort: daß die große Welt so selten Gelegenheit darbiete, wahrhaft freundschaftliche Verbindungen zu knüpfen, daß man, wo gegenseitige Achtung sich begründete, nicht säumen müsse, einander näher zu treten. Evelina, welche diesen liebreichen Worten aus dem Grunde ihres Herzens noch viel Innigeres hätte hinzufügen können, durfte nur ihre Augen sprechen lassen, aber nicht auf den so ausgezeichnet empfangenen Gast, auf ihre Mutter war ihr, Liebe und Dank strahlender, Blick, gerichtet. Das Gespräch war eine kleine Weile in diesem Sinne fortgegangen, sie wagte endlich einige Worte hinein zu sprechen, und bemühte sich durch sie Herrn Deveau zu ermuthigen, der zwischen Erstaunen, Schüchternheit und der Ahnung eines Glücks, das er sich nie nur zu denken erlaubt hatte, getheilt schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Juni.

Paris soll nun seine hängende eiserne Brücke bekommen, damit die Pariser auch diese Nachahmung der englischen Unternehmungen kennen lernen, ohne daß sie außerhalb der Barrièren zu gehen brauchen. Sie soll auf der Seine zwischen den champs elysées und dem champ de Mars angebracht werden und vorzüglich dem neuen Quartiere dienen, welches in den champs elysées angelegt wird. Nothwendig ist eine hängende Brücke hier eben nicht; eine steinerne hätte dieselben Dienste gethan und wäre nicht theurer zu stehen gekommen, da nach der Angabe des Baumeisters die hängende eine Million Franken kosten soll; allein es wird dadurch etwas Neues in Paris eingeführt, und vielleicht findet man es auch für zuträglich, die Eisenhämmer mehr zu beschäftigen. Die Abbildung der noch zu erbauenden Brücke ist bereits in allen Kunstläden zu schauen, und der Ingenieur Navier hat bey der Gelegenheit ein schönes Kupferwerk nebst einem vielumfassenden Bericht über jene Brückenart herausgegeben. Nützlicher wird wohl die hängende Brücke seyn, die Seguin — der Erste, welcher in Frankreich eine solche größere Brücke angelegt hat — über den Rhoneflus schlagen will, und zwar

vey einer Breite von 500 Schuh. Was das neue Quartier betrifft, welches in den champs élysées nicht fern von der hängenden Brücke angelegt wird, so hat man in Erwartung der Häuser damit angefangen, einen hübschen Springbrunnen zu errichten, vermuthlich weil gerade ein Baumeister beym Ministerium Einfluß genug gehabt hatte, um sich dieses Unternehmen zuschlagen zu lassen; denn durch solchen persönlichen Einfluß geschieht doch das Meiste. Nach und nach fängt man jedoch an auch Häuser zu bauen. Da jezt so viele Kapitalien müßig liegen, und die Pariser für die Bauten in außerordentlichen Wetteifer gerathen sind, so könnte es jedoch leicht der Fall seyn, daß in Zeit von zwey oder drey Jahren das ganze Quartier fertig würde, besonders wenn auch der Lustgarten Beaujon, der ein wenig höher hinauf liegt, sollte verkauft und der Grund desselben zu Anlegung von Häusern mit Gütern verwendet werden, wie die Rede geht. Obschon nun vor der Hand das neue Quartier blos aus einem Springbrunnen und einigen halbvollendeten Häusern besteht, so hat es bereits schon seinen Namen verändert. Es wurde anfangs zu Ehren Königs Franz I. benannt, dem die Wissenschaften und Künste in Frankreich viel verdanken, der aber leider auch die Protestanten verfolgt und die Censur eingeführt hat, welche erst unter Ludwig XVIII. wieder abgeschafft worden; jedoch im vorigen Jahre wollten die Royalisten dem Herzog von Angoulême dadurch schmeicheln, daß sie das neue Quartier Trocadero nannten; nun sollten sich die Hofleute, um das Kompliment vollständig zu machen, auch dort ansiedeln und Häuser bauen. Da dieß aber kostspielig ist, so werden sie nicht allzusehr eilen. Wer weiß jedoch, ob Trocadero der lezte Name ist, den das neue Quartier führen wird! Es gibt Straßen in Paris, die vier- bis fünfmal, je nachdem die Regierung republikanisch, kaiserlich oder königlich war, ihre Namen verändert haben. Daher man auch neulich die Vorkehrung getroffen hat, die Namen der Straßen an den Ecken derselben mit beweglichen Buchstaben, weiß auf schwarz, anzudeuten. Sollten künftighin Begebenheiten vorfallen, welche die Namensveränderung der Straßen veranlassen, so braucht die Stadt nur aus ihrem Typenvorrath andere Buchstaben zu nehmen, und die alten wieder hineinzulegen. Ich wüßte auch sonst nicht, wozu die beweglichen Typen dienen sollten. Ein großes Gebäude ist auf dem Boulevard des Italiens errichtet worden mit bedeckten Gängen, welche zu der neuen großen Oper führen. Diese bedeckten Gänge haben auf beyden Seiten elegante Buden mit zwey Stockwerken darüber; ein gläsernes Dach bedeckt die Gänge, die so wie die Buden mit Gas beleuchtet werden. Die bedeckten Gänge stehen miteinander in Verbindung, und eine Menge von Treppen führen in die obern Stockwerke. Die Miethsleute, welche die Aussicht auf die bedeckten Gänge haben, schauen also beständig den Himmel durch die Dachgläser, und athmen niemals freye Luft. Es gehört schon eine große Angewohnheit der Eingeschlossenheit dazu, um in einem solchen gläsernen Käfig zu leben. Dergleichen bedeckte Gänge haben aber in Hinsicht der Ausstellung kostbarer Waaren in den Buden ihren Vortheil, und sind bey schlechtem Wetter den Fußgängern sehr erwünscht. Deßhalb werden noch mehrere derselben in den volkreichen Stadttheilen angelegt. So läßt der bekannte Restaurateur Grignon einen solchen durch sein Haus neben dem Palais Royal anlegen, aus dem er sich, wie es heißt, einen Vortheil von fünfzig Prozent des darauf verwandten Kapitals verspricht. Durch Bauunternehmungen sind in Paris spekulierende Leute unermeßlich reich geworden; so hat der Anleger und Besitzer der schwimmenden Bäder auf der Seine, Vigier, seinem unehelichen Sohne und einzigen Erben ein jährliches Einkommen von 250,000 Franken hinterlassen, und dieser Vigier war doch ohne Geld, wie so manche andere arme Schlucker, aus einer gebirgigten Gegend Frankreichs, wo die Männer jährlich auszuwandern pflegen, nach Paris gekommen. Dem bloßen Zufalle kann man solche Bereicherung, wovon diejenige des Bankiers Lafitte ein ähnliches Beyspiel darbietet, nicht zuschreiben: dazu gehörten freylich begünstigende Umstände, aber auch eine große Berechnungsgabe, eine ausgebreitete Kenntniß der Menschen und der Lage der Dinge, und viele Ordnung und Gewandtheit im Betragen. Das Zu-rechter-Zeit-kommen ist dabey eine Hauptsache. Jezt, da in allen Stadttheilen warme Bäder vorhanden sind und sogar täglich Badewannen auf der Gasse einhergeschoben werden, um jedwedem, der Lust hat, sogleich ein Bad in seinem Zimmer zuzubereiten, würde Vigier mit Anlegung der Bäder auf der Seine schwerlich ein so großes Vermögen zusammen bringen, obschon man auch nicht läugnen kann, daß seine schwimmenden Bäder äußerlich und innerlich mit so vieler Eleganz und Bequemlichkeit eingerichtet sind, daß mancher ihnen deßhalb den Vorzug beym Baden gibt. Es ist möglich, daß Vigier der Stadt London oder einer andern großen Hauptstadt den Plan dieser Badeschiffe, die wie Palläste glänzen, abgesehen hatte; allein das ist eben die Kunst, einem fremden Volke etwas Nüzliches abzumerken, und es dem Geschmacke seiner eigenen Nation anzupassen. Ob die Art von Hühnerfabrik, die jezt nach dem Beyspiele einer ähnlichen Londner hier angelegt ist, von dieser Gattung sey, zweifle ich, und schwerlich wird der Unternehmer sich bereichern wie Vigier. Aus den Zeitungen ist bekannt, daß man sich in England des sonderbaren Gebrauches der Egypter, die Eyer in einem Backofen auszubrüten, zu Nutze gemacht hat, und auf den Einfall gerathen ist, sie vermittelst der Dampfwärme auszubrüten; und da in London Alles zum Schauspiele und für Geld geschehen wird, so hat man auch das Ausbrüten der Hühnchen zu einem Gegenstande des Schauens gemacht, das Jedermann für seinen Schilling sich zu seinem Vergnügen machen kann. Es werden sogar Eyer unter einem Glase offen gelegt, damit der Zuschauer die verschiedenen Entstehungsperioden der Brut beobachten kann. Vermittelst der Dampfmaschine können also Hunderte von Eyern zusammen ausgebrütet werden, und der Unternehmer kann auf Bestellung eben so viele Hühnchen zu einer bestimmten Frist liefern; hat jemand zu einem großen Gelage fünfzig oder hundert Hühnchen nöthig, so braucht er sie nur einige Monate zuvor bey der Dampfmaschine zu bestellen, die sich dann sogleich in Bewegung sezt und die erforderliche Anzahl Eyer ausheckt. Dieser Vortheil muß einem spekulirenden Pariser Kopfe recht einleuchtend gewesen seyn; denn er hat geeilt, um auch Paris mit einer ähnlichen Anstalt zu versehen. Nur ein Schauspiel hat er noch nicht daraus gemacht; vielleicht soll dieß später kommen. Vor der Hand läßt er die Eyer privatim ausbrüten, auch ist bis jezt noch kein öffentlicher Bericht über sein Verfahren erschienen. Wahrscheinlich ist es aber, daß weder die Londner noch die Pariser Ausbrütungs-Anstalt sich lange halten werden. Die Londner Literary Gazette, welche in einem Blatte des Maimonates das Schauspiel des Ausbrütens als eine große Merkwürdigkeit dargestellt hat, stimmt in dem folgenden Blatte den Ton sehr herab, und findet nichts als eine eitle Charlatanerie mehr darin; es soll gar kein Nutzen dabey seyn, da es mit dem Ausbrüten zwar leicht geht, aber mit dem Auffüttern der Hühnchen große Schwierigkeit hat, welches nämlich durch menschliche Bemühung geschehen muß, wogegen auf dem gewöhnlichen Wege das Huhn dieses ohne große Kosten verrichtet. Gegen diese richtige Bemerkung wird sich schwerlich etwas Gründliches erwähnen lassen; und somit wird denn wohl nicht lange diesseits und jenseits der Meerenge von Calais durch Dampfmaschinen gebrütet, sondern die Kraft des Dampfes zur Bewirkung nüzlicherer Dinge verwendet werden.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 164.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. Juli 1824.

Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane.
Still lenke sie zum Ozean
Der großen Harmonie!

Schiller.

Zwey Episteln*).

Aus dem Französischen übergetragen von Gustav Schwab.

I.

Alphonse de la Martine an Casimir Delavigne.

Saint-Point bey Maçon, den 9. Februar 1824.

— — — — — —

Ich habe die Gesänge nicht gelesen,
Wo deine Stimme nun zum Drittenmal
Messene's Jammer ihre Seufzer leiht**).
Vergebens hat aus einem Tagblatt mir
Der schwache, trügerische Wiederhall,
Veraltet Echo, zur Provinz gesandt,
Von deinen Versen Trümmer zugetragen,
Zerriss'ne Töne deiner Harmonien.
Doch hat dein Name durstig mich gemacht:
Das Blatt verschlang ich, harrend auf das Buch. —

Man spricht, daß dein entzückter Geist im Lied
Die alte Freyheit Neubekehrten predigt;
In deinen Reimen athme diese Göttin,
Nach dreyßig Jahren Schuld und Sklaverey,
Des keuschen, edeln Weihrauchs reinen Duft;
Zurückgegeben sey in deinem Sang
Der schöne Namen ihr, von drey Gewalten
Sey ihr ein Siegeszeichen aufgerichtet,
Die blut'ge Mütze habe deine Hand
Von ihrem Haupt genommen. — Dank sey dir!
So können wir hinfort anbeten sie,
Die wir vor deinem Lied beweinen mußten.
Rein ist, erlaubt in deiner Hand ihr Dienst;
Gewiß, verleugnen würdest du die Götter,
Wenn zum Verbrechen ihr Befehl uns trieb.

Ich freylich — vor dem Namen noch erzitternd,
Den sie getragen — nur mit Schüchternheit
Tret' ich vor den Altar, der ihr geweiht;
Das Bild der Gottheit, halbbefestigt nur,
Es möchte, fürcht' ich, jeden Augenblick
Vom Fußgestelle stürzend, uns zermalmen.
Ach, meine Furcht entschuldigt das Jahrhundert,
Das mich geboren; in der Wiege schon
Hab' ich das Tosen ihrer Wuth gehört.
Ihr Baum (die Wurzel war von Blut bethaut),
Anstatt der Früchte trug er Mord und Raub.
Als ihren Namen ich zuerst vernahm,
Vor schmählichen Gefängnißriegeln war's,
Im engen Thor der öden Kerkerhöhle,
Dort gönnte sie des Vaters Kuß mir kaum,
Der durch die Gitter seinen Sohn umarmte.

*) Gewiß verdient dieser poetische Briefwechsel der zwey ausgezeichnetesten lebenden Dichter Frankreichs in mehr als einer Hinsicht auch in Deutschland bekannt zu werden. Musterhaft ist in diesen Briefen besonders der Ton, in welchem zwey politische Gegner miteinander sprechen, sobald sie einander nur als Dichter gegenüberstehen. La Martine gehört der rechten Seite politischer Meinung, Delavigne der linken an. Der Brief des erstern ist im Laufe des Monats April im Journal des debats erschienen, und dadurch veranlaßt, daß Delavigne dem Verfasser sein Lustspiel, die Greisenschule, zugeschickt hatte. Delavigne hat seine Antwort ganz neulich als Flugschrift bey dem Buchhändler Ladvokat in Paris erscheinen lassen. Den Eingang beyder Briefe hat der Uebersetzer als ganz speziell und daher für deutsche Leser uninteressant weglassen zu müssen geglaubt.

**) Delavignes Messéniennes.

Bezahlend mit dem Ueberrest von Gold
Der Henker Mitleid. — Als ich größer ward,
Wegzerren sah ich sie mit blut'ger Hand
Von dem Altare zitterndes Gebet;
Befleckt, im Wind verstreut der Gräber Asche,
Entweihter Tempel Trümmer ausgesä't; —
Und schwanken Fußes, von der Orgie kommend,
Die phryg'sche Müz' ins platte Haar gedrückt,
Beym langen Schrey des Todes, den sie weckte,
Sie tanzen um das rieselnde Schaffot.
Sieh da, mit welchen Zügen mir der Jammer
Im düsteren Gedanken malt ihr Bild. —

O Freyheit! solche Züge zu verlöschen,
Bedarf der Mensch Jahrhunderte von Heil!

Beschleunige, du Sänger ihres Ruhmes,
Dieß heil'ge Glück und misch' ein weißes Blatt
In ihre trauerfarbige Geschichte.
Jungfräulich, rein von Menschenblut, den Dolch,
Der in der Hand ihr träuft, wegwerfend, zeige
Dein Lied sie uns, wie sie die freye Stirn
Vor dem gerechten Zepter willig beugt.
Das Gleichgewicht erhält von Kraft und Recht;
Mit des Gesetzes Schild deckt uns die Linke,
Die Rechte stüzt der Throne Majestät.

Doch, satt gesprochen ist vom eiteln Streit;
Die Zeit führt das Jahrhundert durch die Lüfte,
Und läßt verhallen in der ew'gen Nacht
Auch unsers Zanks armselges Geräusch.
Und andere Jahrhunderte, sie kommen,
Und bringen andere Verheißung mit;
Und sie auch trügen unsern Weisheitswahn:
Auf ihren Strömen wird der Mensch entzückt
In neuen Träumen neue Wahrheit schauen.
Arbeiten, leiden ist der Geister Loos,
Und eine Wahlstatt, Freund, ist diese Welt,
Wo Schatten im Vorüberfliegen kämpfen,
Für was? Für ein Phantom, ein Wort, ein Nichts.
Und wenn sie jezt nach dem Ideale greifen,
So plazt der Ball, und fleugt der Wind davon.

Du Nebenbuhler heil'ger Erdenschwäne,
Leih' deine Harfe nicht dem trüben Kampf!
Laß dieses eitle, prahlende Jahrhundert
Den Stein aufwälzen, der zurück stets rollt.
Nicht Galle laß in Hebe's Kelch uns gießen,
Nicht mischen uns der Himmelstöchter Stimme,
Nicht mischen der entweihten Leyer Klang
In fesselloser Leidenschaften Schreyn.
Laß uns zusammen Götter und Natur
Anflehn um jene lenkenden Gesänge,
Die göttlichen, die lieblich tönenden,
Der Tugend Lieder, deren heil'ger Einklang
Des großen Weltgeists Stimme manchmal gleicht:
Besänft'gend die Barbar'n, die Sitten mildernd,
Erhebend über irdisches Geschrey,
Und mit der Zeit durch alle Zeiten fliegend,
Wie Iris auf den Wolken glänzen sie.

Doch lebe wohl! Die Muse hebt zu kühn,
Epistelstyl vergessend, ihre Stimme.
Mit trauterm Wort, mit rührenderem Ton
Wollt' ich dir nah'n. — und siehe da, ich sang!
— So, wenn am Ufer meines stillen See's,
Verführt von seiner blauen, milden Fluth,
Ich mit zerstreutem Finger wol einmal
Den Ring, der meine Barke fesselt, löse;
Nur schüchtern will ich, auf bescheidner Fahrt,
Der heitern Bucht gewundner Krümmung folgen,
Und an der Ufertriften grünem Sammt
Hinschlüpfen, Blumen dem Gesträuche raubend:
Doch unvermuthet haucht des Windes Athem,
Spielt mit dem Segel, füllt es hinter mir,
Unmerklich flößt der flüss'gen Ebne Strom,
Der schweigende, die Barke mit mir fort:
Das Wasser flieht, es sinkt der Tag, erwacht
Seh' ich zu spät das Ufer vor mir schwinden.

Briefe eines Schweizer-Auswanderers nach Brasilien.

(Fortsetzung.)

Ich kehre zu der Erzählung unserer Ansiedlung zurück. Gegen Ende Februars erfuhren wir endlich, daß die Piloten, so nennt man hier die Feldmesser, Auftrag erhalten hätten, eine Quadratmeile Land in vier gleiche Theile abzumessen, welche dann an vier Familien, von denen ich mit meinen drey Gefährten eine ausmachte, durch das Loos vertheilt werden sollten. Eine jede der vier Familien, wie unsere kleine Vergesellschaftungen genannt wurden, schickte ein Paar Abgeordnete ab, um die Oertlichkeit kennen zu lernen, und bey der Vermessung zugegen zu seyn. Die Herren N. N. wurden von uns dahin gesendet. Da es seit dem Januar fast unaufhörlich geregnet hatte, war die Straße, wenn sie diesen Namen überhaupt verdient, unwegsam geworden; die Herren *** (von einer andern Familie geschickt) ließen sich davon solchergestalt abschrecken, daß sie dem ihnen bestimmten Antheil der erwähnten Quadratmeile entsagten, ihren ganzen Plan aufgaben, und mitten auf dem Wege nach Rio zurückkehrten. Unsere Gefährten hatten das Ablaufen des Regens ein wenig abgewartet, und ritten ein Paar tüchtige, von uns erst vor Kurzem gekaufte, Maulthiere, auf denen sie ohne besondere Beschwerlichkeiten an dem Ort ihrer Bestimmung anlangten. Nach drey Tagen sahen wir sie wieder bey uns eintreffen; sie versicherten uns, drey von den vier Theilen seyen sehr günstiger Boden, und da die Herren *** von ihrer Theilnahme abgestanden, werde nur um diese drey Theile geloost. Wir begaben uns nun nach Rio zu Sr. Excellenz von Miranda, dem Inspektor der Schweizer-Kolonie zu Campo-Gallo. Er benachrichtigte uns, daß, in gerader Richtung nach den vier Himmelsgegenden gemessen, uns das süd-östliche oder erste Viertel der Quadratmeile durch das Loos zugefallen sey. Nun war aber auf den andern drey Vierteln schon ein Theil des Bo-

dens urbar gemacht, einige arme Familien hatten mit Recht geglaubt, in diesen Urwäldern ein kleines Stück Feld zu ihrem Unterhalt anbauen zu können, besonders waren die, unserm Antheil gegen Norden gelegenen, zwey Viertel schon seit eilf Jahren von einigen sehr zahlreichen Familien bewohnt; in dem Nord-Ost-Viertel war eine Mühle gebaut, viele Kaffeebäume, Orangen, Bananen u. s. w. waren gepflanzt, so daß jene beyden Viertel gewiß als die besten der Quadratmeile angesehen werden konnten. Im vierten Viertel, uns nach Westen gelegen, befand sich auch ein kleiner, nichtbedeutender Anbau; allein weil unsere Abgeordneten dort einen Berg und einige zu Tage ausgehende Felsen gesehen hatten, schlossen sie, ohne zu wissen, ob in dem süd-östlichen Viertel je irgend eine Urbarmachung statt gefunden hatte, dieses westliche von den Loosen aus. Die Eintheilung ward von erzwungenen Arbeitern gemacht, die, nach Angabe des Feldmessers, in gerader Linie, über Berg und Thal, eine gewisse Breite des Waldes aushauten. Sobald uns das uns zugefallene Loos bekannt war, beschlossen wir, ein Paar der Unsrigen hinaufzusenden, daß sie das Land in allen Richtungen durchstrichen, und an dem gelegensten, zum Transport vortheilhaftesten Platz, der auch mit Wasser versehen sey, eine, vorläufig zu unserm Obdach geschickte, Hütte errichten möchten. Die Herren N. erboten sich dazu, wenn ich sie begleiten wollte, und obgleich ich wußte, daß mich dort schwere Arbeit erwartete, ging ich doch mit ihnen, so gern ich in Magé geblieben wäre, um meinen kleinen Neger Joaquin, der die Masern hatte, und ein Paar andere kranke Sklaven zu pflegen. Die beyden Herren N., ich selbst und unsere zwey Schweizer-Diener machten uns also, nebst den zwey mit Lebensmitteln auf zehn oder zwölf Tage und allerley Handwerksgeräthe bepackten Maulthieren, den 9. Februar am frühen Morgen auf den Weg. Während fünf Stunden kamen wir durch ein wohl angebautes Land; Manioc, Mais, wenig Kaffee, aber Zucker, und einige gute Weideplätze wechselten ab. Da wir wußten, daß unser Weg durch verschiedene Flüsse und mehrere Sümpfe führte, gingen wir baarfuß, welches hier zu Lande, wo man, außer in den Flußbetten, keine Steine antrifft, sehr leicht ist. Gegen Mittag kamen wir an den Fuß des Orgelberges, der seiner Gestalt wegen also heißt, weil er aus hoch aufragenden Felssäulen besteht, die in abgedachter Höhe eine neben der andern in Reihen stehen. Hier hielten wir an bey der Fazenda des Franziskanermönchs, Jove Elie, an den uns unser wackerer Portugiese, Manuel Antonio Faceca, in Magé, empfohlen hatte, gaben unsern Thieren etwas Mais, und genossen selbst etwas Käse und Brod. Um zwey Uhr brachen wir wieder auf, und nun hatten wir einen sehr beschwerlichen Marsch. Der Berg war unmäßig steil, und die Wege, welche auf königliche Kosten unterhalten werden sollten, in so einem Grade vernachlässigt, daß sie gerade Flußbetten glichen, und meistens einzig von den Regenströmen ausgegraben waren. Außer in Istrien ist mir nie etwas Aehnliches vorgekommen. Da es sehr heiß war, und uns der Berg überall Quellen bot, deren Wasser, in Vergleich dessen der Ebene, uns von köstlichem Geschmack schien, hatten wir im Gehen zu oft getrunken, so daß Herrn N. ohnmächtig ward, und es mir nicht viel besser ging. Auf dem Gipfel des Berges genießt man der schönsten Aussicht, die je zu finden ist; man sieht eine Welt zu seinen Füßen, die in der weitesten Ferne der unermeßliche Ocean begrenzt. Von da stiegen wir eine kleine halbe Stunde bergab zur Fazenda eines gewissen Clementis, der hier drey Meilen herrliches, aber sehr vernachlässigtes Weideland hat. Hier erhielten wir Erlaubniß, die Nacht zuzubringen, packten unser Küchengeschirr aus, und in Ermangelung des Abendbrodes tranken wir Kaffee, der bey der scharfen Luft dieses Gebirges, welche plötzlich die Ausdünstung bey uns unterdrückt hatte, äußerst wohlthätig wirkte. Den folgenden Morgen sezten wir, nach einem Frühstück von Kaffee mit vortrefflicher Milch, unsern Weg bey Tagesanbruch fort. Bisher war es noch der nach den Bergwerken führende gewesen, und ging noch zwey Stunden durch ein schönes Thal, in dem ziemlich zahlreiche Heerden fast wild gewordener Kühe und Pferde weideten; dann bogen wir wieder in diese unermeßliche Wälder ein, worin der Weg eben nur nothdürftig die Breite hat, einem bepackten Maulthiere Raum zu gestatten; hierhin dringt nie ein Sonnenstrahl, auch ist in der Regenzeit und kurz nach ihr der Boden so geweicht, daß Thier und Menschen bey jedem Schritt einsinken. Da uns Stiefel und Schuhe in dem zähen Schlamme stecken blieben, versuchten wir's, mit bloßen Füßen zu gehen, allein da verwundeten wir uns an den versteckten Baumwurzeln unbarmherzig die Füße. Dieser Weg, der wirklich den Geduldigsten hätte zur Verzweiflung bringen können, dauerte ununterbrochen vier Stunden lang, endlich stießen wir auf einen ehemals angebauten Boden, der sich auf dem vierten, nicht verloosten Viertheil des uns zugefallenen Landstrichs befand, und bald darauf langten wir in der Mitte unsers Quadrats an, wo die Feldmesser in den Hütten der Leute wohnten, die hier Mais, Bohnenfelder und dergleichen angebaut hatten, und nun alle um unsertwillen verjagt werden sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Juni.

(Gefälligst eingesandt.)

Es befindet sich in Nro. 120 des Morgenblattes ein Aufsaz aus Berlin, der mit Mangel an Oel beginnt und dem gedeihlichen Fortgange des neuen Theaters schließt; den übrigen Theil füllen nur Schmähungen gegen den General-Musik-Direktor der hiesigen Oper, Ritter Spontini, aus. Wir würden ganz darüber geschwiegen, es dem Urtheil unpartheyischer Leser überlassen haben, was davon zu halten sey; denn, kann man Schmähungen widerlegen? — wären nicht Entstellungen und offenbare Unrichtigkeiten darin enthalten, die wir hier näher beleuchten wollen. Wir übergehen die Herzensergießungen des geehrten Hrn. Referenten über die Oper Fernand Cortez, eine Oper, welche fast 400 Vorstellungen in Paris erlebt hat, in London und Neapel, in Wien und Berlin mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen wurde, und kommen gleich zu seinen eben so witzigen als wahren Bemerkungen über Olympia. Frühlings-Vorstellung, nicht Frühlings-Oper, nannte man die lezte Aufführung dieser Oper, worin müssen leider! die geistreichen, botanischen Witzeleyen wegfallen; warum legt aber überhaupt der Hr. Ref. diese freylich etwas seltsame Ankündigung dem Komponisten, dem gebornen Italiener, der kein Wort deutsch schreibt, zur Last? Glaubt Hr. Ref., daß Spontini sie vielleicht aufgesezt habe, um einigen Zeitschriftlern Stoff zu geben? — Wir versichern übrigens, daß die Oper eines jeden Menschen Kritik aushalten wird, und wir müssen den Hrn. Ref. aufrichtig bedauern, daß er keine Idee von dem Reichthum, der Größe und Gedankenfülle dieses musikalischen Riesenwerkes zu haben scheint; erbieten uns dagegen Nummer für Nummer die Oper öffentlich mit ihm durchzugehen, damit er uns vom Gegentheile überzeuge.

Ueber den Werth der Oper Nurmahal können wir gar nicht streiten, da der Hr. Ref. nur kurzweg den Stab über sie bricht; indeß scheint es, als ob das angeführte Wortspiel des Berliner Volkswitzes hier ein Beweis für den Nichtwerth derselben seyn soll. Spontini theilt dann dasselbe Schicksal mit Schiller, Goethe u. s. w., deren Werke nie dieser Volkswitz verschonte, sind sie aber darum weniger geachtet? — Der heitere Berliner Volkssinn erfindet den Scherz, der Augenblick gebt ihn, und eben so schnell vergessen geht er spurlos verloren.

Allein nicht diese drey Opern nur (wo blieb die Vestalin? warum nannte gerade diese der Hr. Ref. nicht?), selbst die Proben dazu sind dem scharfsinnigen Kennerblick nicht entgangen! Der Hr. Ref. führt die größten Geringfügigkeiten an, weshalb gleich wieder einige Proben angesezt werden, und daher komme es, daß nie Zeit und Raum zu denen anderer Werke bleibe. Dem müssen wir geradezu widersprechen. Proben sind allerdings mehr von diesen Opern als von jeder andern, aber glaubt der Hr. Ref., daß solche große Tonwerke, wenn sie auch nur kurze Zeit lagen, ohne wiederholte Proben aufgeführt werden können? — Wer nur den Begriff von der Schwierigkeit einer solchen Aufführung hat, wer nur bedenkt, daß die kleinste Evorzartvee in einer Spontinischen Oper zu einer bedeutenden wird, muß uns beystimmen! „Alles Ausgezeichnete aller Gattungen wird beseitigt, besonders die gefährlichen! Rossinischen Opern u. s. w." Der Hr. Ref. scheint Gluck, Mozart, Beethoven, Gretry, Catel, Winter, Weber, Fioravanti, Paesiello u. s. w., deren Werke das Repertoir füllen, etwas vergessen zu wollen; gefährlich nennt er die Rossinischen Opern, sie sind es aber nur — der Kasse! — Ist nicht sein Barbier von Sevilla troz der meisterhaften Darstellung stets leer? — Konnte wohl die uns neue Elisabeth das Haus, noch dazu am Feyertage, spärlich besezen! — Wozu also diese handgreiflichen Unwahrheiten? —

Doch jezt bringt der Hr. Ref. etwas zur Sprache, was die Aufmerksamkeit des Publikums fesselt, ein sehr straffälliges Vergehen; Euryanthe, die verfolgte Unschuld, schreit mit dem Hrn. Ref. um Rache. Nie sollen wir das Entzücken, die Wonne Wien's in unserm Musentempel sehen, selbst die Hoffnung zu einem glühend heißen Julitag ist verschwunden. — Die Korrespondenz mit C. M. von Weber zeigt deutlich, daß nur Spontini der Verfolger dieser armen Schönen ist, nur Spontini, der von einer in Wien mit Furore aufgenommenen Oper allerdings für seinen Ruhm fürchten müßte, der, als die Ouverture dieser Oper und ein Jägerchor vom Publikum kalt vorübergelassen wurden, lieber sie nicht gleich herausbrachte, weil sie zu sehr hätte gefallen können. Auch wir müßten jezt Spontini anklagen, auch wir uns zu Rittern der bedrängten Schönen erklären, auch wir dieß Betragen gegen sie, das Weber'n jezt das Triumphthor des Beyfalls öffnet (wofür er übrigens dem Hrn. Ref. gewiß dankt) laut tadeln — wären nicht schon seit einiger Zeit die Proben zu dieser Oper im Gange, und wüßten wir nicht aus guter Quelle, daß die trefflichsten Sängerinnen und Sänger mit vielem Fleiße sie einstudirten.

Schon lange war es der Plan, die Oper Euryanthe aufzuführen; wir wissen nicht, was die Verzögerung bewirkte, indeß sehen wir aus einem Aktenstücke, das ohne Spontini's Wissen öffentlich bekannt wurde, daß unter den ersten Opern dieses Jahres Euryanthe seyn sollte, und wenn gleich des Grafen Brühl öffentliche Erklärung dagegen Unrichtigkeiten darin rügte, so sind doch sehr Vielen in der Stadt die gültigsten Beweise für Wahrheit und Aechtheit des Aktenstückes bekannt geworden. Wir hoffen also auf eine öffentliche Rechtfertigung Spontini's, die auch bey seiner gerechten Sache nicht ausbleiben wird, und — doch es ist wohl nicht erlaubt, über eine Sache jezt weiter zu sprechen, die einem höhern Richter zur Entscheidung vorliegt.

Wir können schließlich nicht umhin, die Ruhe zu bewundern, mit welcher der Hr. Ref. große Unrichtigkeiten als dokumentirte Wahrheit anführt und sie zu den bittersten Schmähungen gegen einen Mann wie Spontini benuzt! — Spontini, den die Welt kennt und ehrt, dessen Namen in allen Ländern die Musikverständigen mit hoher Achtung und Bewunderung nennen, muß sich von einem anonymen Schmähsüchtigen öffentlich seines Betragens wegen tadeln lassen!! — — Noch einmal, wir bewundern die kecke Stirn des Hrn. Referenten! —

Genug davon! Wir hoffen, daß diese unpartheyischen Zeilen ihren Zweck nicht verfehlen werden, dem Auslande vielmehr beweisen, daß nur Partheylichkeit und Galle jenen Aufsaz diktiren konnten, den unsern Wahrheitsliebe; denn wir verbürgen uns für die Wahrheit unserer Meinung, und die Zukunft wird sie öffentlich beweisen!

Berichtigung.

In Nro. 153, Seite 609, Spalte 2, Zeile 3 von unten lies rechtlichen statt mächtigen. Ebendaselbst Seite 610, Spalte 1, Zeile 4 von unten, lies Landhäuser statt Landgüter.

Beylage: Literaturblatt Nro. 55.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 165.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Juli 1824.

Wie ihr mögt die Karten mischen,
Ordnen und wägen, gebet Acht!
Leise tritt ein Ereigniß dazwischen,
Das eure Weisheit zu Schanden macht.

Friedrich Rückert.

Briefe eines Schweizer-Auswanderers nach Brasilien.

(Fortsetzung.)

Wir quartirten uns unverzüglich zu den bisherigen Einwohnern dieser Gegend, und fingen sogleich an, unser Besitzthum zu untersuchen. Zu dem Zweck folgten wir dem Gehau, welches die Feldmesser vom Mittelpunkt des Viertels aus nach Süden, und dann nach Westen gemacht hatten. Es war ein mühseliges Unternehmen, und machte mir wenige Freude: denn ich fand, daß unser ganzer Boden von hohen Bergen bedeckt war, die nicht Thäler, sondern tiefe Erdrisse trennten, und sich keiner Bewässerung, als der eines einzigen schwachen Baches, zu erfreuen hatten. Bey dieser Entdeckung fiel uns aller Muth, und wir überhäuften Herrn N. mit Vorwürfen, da er diese Gegend zweymal besucht hatte, und uns doch von schönem Wiesenland vorgeschwazt hatte, so daß wir von Butter- und Käsemachen träumten. Schon der unergründliche Weg, der zu uns führt, nimmt dem Besitzthum allen Werth. Ein Entschluß war hier nöthig. Wir fanden es für unerläßlich, sogleich Vorstellungen wegen unserer Lage einzureichen, und ich, nebst einem unserer Gefährten, traten am frühen Morgen in dieser Absicht den Rückweg nach Magé an. Ohne von unsern Maulthieren herabzusteigen, legten wir den Weg, so halsbrechend das Bergabsteigen war, in einem Tage zurück. Leider erkannten wir, daß nichts für uns zu hoffen war. Wir hatten den Landstrich aus eigener Wahl angenommen, es stand nicht zu erwarten, daß die Regierung uns zu Gefallen eine neue Messung würde vornehmen lassen; uns blieb also nichts übrig, als mit unserm Loose zufrieden zu seyn, oder dem Besitz gänzlich zu entsagen. Die Sache veranlaßte vieles Hin- und Herreden; um so mehr, da das vierte, mit den übrigen dreyen nicht verlooste, Viertel indessen einem Dänen, Ringg mit Namen, zugetheilt worden war. Wir wagten dennoch eine Vorstellung: wie es hart sey, daß wir, die einen Haushalt von vier Mitgliedern ausmachten, den nachtheiligsten Boden erhalten haben, da die Besitzer der übrigen drey Viertel nur aus zwey, drey, ja nur einem Anbauer bestünden. Diese Auseinandersetzung gewann doch so viel, daß der Däne die Weisung erhielt, sein Viertel gegen das unsere umzutauschen, und das war mehr, als wir gehofft hatten. Mir machte es wenig Freude; ich hätte gewünscht, wir hätten den ganzen Plan, und in den Bergen anzubauen, aufgegeben, und dagegen ein Gut an den Ufern der Bay gemiethet, wo der Transport unserer Bodenerzeugnisse gar nichts gekostet hätte, ihr Absatz unfehlbar ist, und jeder Anbau natürlicher Weise einen doppelten Werth hat. Doch ich war mir meiner Pflicht bewußt, das Beste der Vergesellschaftung, die ich eingegangen war, zu befördern, ich faßte also den festen Entschluß, die Gründung unserer Kolonie nach allen Kräften zu unterstützen, doch mit dem Vorbehalt, mich von ihr zu trennen, wenn ich sähe, daß die Kosten des Transports unserer Produkte von dem Erlös derselben

nicht aufgewogen werden könnte. Den 10. März traten wir also unsern Rückweg in die Berge nach dem Viertel Nr. 4 an. Unsere beyden Schweizer-Diener, zwey Neger und fünf mit Lebensmitteln und Geräth bepackte Maulesel begleiteten uns. Nach drey Tagen langten wir in der verlassenen Hütte an, welche der Anbauer des hier urbar gemachten Bodens bewohnt hatte. Sie war an und für sich klein, zur Hälfte aber noch mit Maiskolben angefüllt, so daß wir kein hinreichendes Unterkommen in ihr fanden; unsere erste Arbeit war demnach, einen neuen Anbau zu errichten, der zu unserer Küche und der Wohnung der Neger bestimmt war. Nächstdem bearbeiteten wir einen Raum nahe am Hause, um einige Aussaaten zu machen, und seitdem lassen wir unaufhörlich den Wald niederhauen, in Erwartung der Zeit (im Monat August), wo wir das gefällte Holz verbrennen können, um nachher die Einsaat so vielen Mais und so vieler Bohnen wie möglich zu bewerkstelligen. Der Mann, welcher diesen Boden vor uns bewohnte, hat seine Hütte zwanzig Schritte von uns entfernt, und verläßt sie künftige Woche. Wir müssen ihm seine Ernte bezahlen, und für den Bau seines Hauses auch einige Entschädigung geben. Er hatte nichts wie Mais ausgesäet, der nach der in sechs Wochen stattfindenden Ernte vierzig Malter Korn geben wird. Anfangs forderte er für diese Gegenstände sechs-und-fünfzig Napoleond'ors; ich hatte schon bis auf zwanzig herabgedingt, da er aber vier Kinder hat, fand es N. billig, ihm fünf-und-zwanzig zu geben, wofür wir denn die Hütte, die Mais-Ernte, eine kleine Pflanzung von Bananen, ein Paar Enten von unglaublicher Schönheit des weißesten Gefieders, vier Hühner und einen Hahn erhalten haben. Schweine hatten wir schon gekauft, von denen eines trächtig ist, so wie auch unsere Ziege, so daß unsere Genüsse, sobald nur unsere Wohnung einigermaßen eingerichtet seyn wird, von Tag zu Tage zunehmen müssen. (Die Fortsetzung folgt.)

E v e l i n a.

(Fortsetzung.)

Ein unseliger Zufall störte dieses freundliche Beysammenseyn, das Evelina mit neuer Lebenskraft beseelte. Man war schon eine Weile bey Tische, als des Komthurs rauhe Stimme im Vorzimmer erschallte; er hatte sich in dem Tage seiner Einladung geirrt, oder hatte irgend eine andere Ursache zum Zorn, genug, er kam unerwartet und sehr übler Laune nach Hause. Herr Deveau erhielt nur einen sehr kalten Gruß, mit der Bemerkung: daß er nicht alle Plätze am Tisch besezt zu finden geglaubt hätte; zugleich wendete er sich zur Thür, als wenn er sein Mittagessen anderwärts zu suchen gedächte; Lady Kirkaldi hielt ihn aber zurück, indem sie versicherte, daß er sie aufs Angenehmste überrasche, und sein Gedeck fand unverzüglich seinen Platz. Der alte Herr hatte so viel Achtung für seine Schwester, ja bey aller Rauheit und böser Laune hatte er so viel ritterliche Artigkeit gegen die Frauen, daß er nicht zu widerstreben versuchte; allein seiner Abneigung legte er gar keinen Zwang auf, ja, wie ungezogene Kinder thun, entschädigte er sich durch üble Laune für den geleisteten Gehorsam. So lange die Tafel dauerte, gönnte er Herrn Deveau keinen Blick, kein Wort; er sprach geflissentlich, sobald jener seine Rede geendet hatte, von dieser ganz fremden Dingen; Lady Kirkaldi litt dabey, besonders als Hausfrau, allein Evelinen durchbohrte es das Herz. Ein innerer Antrieb bewog sie, dem gemißhandelten Gast um so mehr Achtsamkeit zu beweisen, und der Komthur, dem das nicht entging, steigerte in eben dem Grade seine Unart. Man hätte den jungen Künstler für den Unbefangensten halten sollen, er empfand die Beleidigung im höchsten Grade, allein er sah ein, daß die Umstände ihn jezt zwängen, sie ungerügt zu ertragen. In jedem andern Falle hätte er sogleich die Tafel verlassen, im gegenwärtigen blieb er, bis sie aufgehoben ward, dann nahm er unverzüglich von den Damen Abschied, und verbeugte sich gegen den Komthur mit einem Ausdruck, der deutlich darthat, daß er es verachte, sein ungezogenes Betragen durch Unhöflichkeit zu erwiedern. Da ein Jeder sich vor der nächsten Erklärung fürchtete, herrschte nach seiner Entfernung ein kurzes Stillschweigen. Bey dem alten Herrn beseitigte die Ungeduld bald jede andere Rücksicht. „Ich gestehe, Frau Schwägerin, fing er an, Sie haben eigene Ansichten! Bedenken Sie doch, daß man die Leute an ihrem Platz lassen muß. Was mich betrifft, so würde ich mich hüten, gewisse Personen, mit denen wir groß Unrecht hatten, ehemals zu unsern Soupee's uns zu vergesellschaften, zu Tische zu laden — Leute, die unsere Voreltern ohne Bedenken an ihren Gesindetisch hätten zum Essen geschickt.“ Lady Kirkaldi hatte genug gesunde Vernunft, um einen so wenig zeitgemäßen Satz zu widerlegen; allein den richtigen Gesichtspunkt über den Platz, welcher Talenten und Verdiensten in der Gesellschaft zukommt, konnte sie einem im Vorurtheil ergrauten, aus Mangel an Bildung eigensinnigen, Alten nicht unterschieden. Evelinen war das Herz zum Brechen voll; sie glaubte in ihrem Innern, wenn sie nur Muth, nur Stimme, nur keine Thränen hätte, die beständig überzuströmen drohten, so würde es ihr gelingen, ihrem Oheim Gründe anzugeben, die ihm seine Unbilligkeit bereuen machten; aber dazu hatte sie keine Fassung, ja im Fortgang des Gesprächs zeigte ihr des Komthurs unbezähmbare Verachtung jedes andern Vorzugs, als dessen der Geburt, daß ein kurzer, seliger Traum sie bethört, und keine menschliche Macht ihres Herzens Wünsche zu begünstigen vermöchte. Ihre Natur erlag dem Sturm ihrer Gefühle, kaum war sie fä-

dig, um die Erlaubniß, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, bitten zu können, und der Abend fand sie in einem heftigen Fieber, das von diesem Augenblick, zu allen Unheil drohenden Kennzeichen eines auszehrenden Zustandes, noch einen entzündlichen Charakter erhielt.

Der alte Oheim, bey dem doch endlich ein Moment ruhiger Ueberlegung eintrat, übersah nach und nach, welches Unglück seine störrige Laune herbeygezogen hatte. Er war untröstlich; allein es war zu spät! In alten Tagen ist der Verlust junger Geliebten ein fürchterlicher Verlust. Wir gewöhnen uns an die Hoffnung, von ihnen überlebt zu werden; unser erlöschendes Daseyn schließt sich einem erst aufstrebenden an, durch welches wir es fortgesezt zu sehen hoffen — müssen wir uns nun beschuldigen, ein so theures Leben selbst verkürzt zu haben, so ist unser Schmerz unerträglich. Der arme Alte verwünschte seine üble Laune, er hätte gern alle seine Vorurtheile, die er für Grundsätze ansah, hingegeben, um seine Nichte zu retten — doch schwerlich hätte diese Besserung Stand gehalten, mit der Genesung seines Schlachtopfers hätte seine alte Denkart wieder die Oberhand bekommen.

In der großen Welt bezeigt man den Kranken seine Theilnahme durch Besuche und Beschickungen. Das Haus der Lady Kirkaldi ward nicht leer von Herrschaften und Bedienten, die sich zeigten und sich einschrieben. In leichten Augenblicken ließ sich Evelina die Namenlisten vorlesen; aus einer sehr schlecht berechneten Vorsicht überging man, wie dieses zum Erstenmale geschah, den einzigen Namen, um dessen willen die Kranke diese Liste gefordert hatte, auf den sie mit süßer Sehnsucht wartete: er erschien nicht, und schmerzlich in ihrer Erwartung betrogen, rief sie, gemüthsschwach, durch die Gluth des kräfteverzehrenden Fiebers: „Ach, es gibt also manch Einen, der mich vergißt!" Lucie verstand sie, und benahm ihr ihren Verdacht; sie zeigte ihr die Liste, der geliebte Name fehlte nicht, Evelinens matter Blick heftete sich mit Sehnsucht auf ihn, und ohne die jungfräuliche Scheu, welche die Tyrannin ihres Lebens war, hätte sie ihn gerne geküßt. Von nun an überhüpfte man beym Vorlesen der Eingeschriebenen nie mehr den Namen Deveau, ja man sprach häufig von ihm, und erzählte ihr, daß er mehreremale des Tages sich persönlich nach ihrem Befinden erkundige. Ihre Mutter drückte sich mit einer Vertraulichkeit über ihn aus, welche ihr bewies, daß sie sich an seine Besuche gewöhnt hatte — noch vor Kurzem hätte diese Entdeckung Evelina glücklich gemacht, jezt versüßte sie ihr nur den Tod.

Derjenige, welcher an einem Unglück schuld ist, bemüht sich mehr wie jeder Andere, dasselbe zu veralten; er geht sogar aus seinem Charakter heraus, um durch dasjenige, in dem er fehlte, sich zu bestrafen. Nach einem sehr ängstlichen Zustande, der Evelina befallen hatte, und nur nach vielen ärztlichen Bemühungen gewichen war, sagte der alte Mann mit seiner altergebrochenen rauhen Stimme, die dadurch selbst etwas Feyerliches hatte: „Evelina, mein liebes Kind, ich habe Herrn Deveau ein Billet geschrieben, in dem ich mich bey ihm entschuldige, vor ein Paar Tagen meine üble Laune gegen ihn ausgelassen zu haben. Er hat es mit vollkommenem Anstand aufgenommen. Laß uns nun diesen Vorfall vergessen. Er ist ein vortrefflicher junger Mann, auf den ich immer viel hielt, mit dem wir uns gar nicht eng genug verbinden konnen. Da er sogar oft hierher kommt, sich nach deinem Befinden zu erkundigen, willst du nicht, liebe Evelina, daß ich ihn das nächste Mal zu dir herein führe?" Der Greis sprach langsam, er schien die Worte vorher überlegt zu haben, und brachte sie mit Mühe hervor. Evelina hörte sie mit Erstaunen, sie verbarg einige Augenblicke ihre Stirn mit ihrer Hand, einige schmerzvolle Seufzer verriethen den Kampf ihrer Seele, der feuchte Glanz ihrer Augen, die Röthe ihrer eingefallenen Wange zeugten, wie sie sich zu ihrem Oheim wendete, auch von ihm, aber ruhig, und mit einer Sicherheit im Ausdruck, die man nie an ihr gesehn hatte, antwortete sie: „Ich danke Ihnen innig, mein Oheim, für den Beweis, den Sie mir von Ihrer Theilnahme geben. Ja, Herr Deveau kann mich besuchen."

Man ging von diesem Gegenstande ab, aber durch anscheinend unbeabsichtigte Winke suchte man in Evelinens Busen die Hoffnung, ihre liebsten Wünsche erfüllt zu sehen, zu unterhalten. Wie eitel war diese Absicht! — Evelina weinte stille, schwere Thränen, wie sie die lezte Aufregung des Lebens noch vergießen kann; sie sammeln sich langsam, schmerzlich im heißen Auge und rollen einzeln über das erbleichte Gesicht. Die Aerzte hofften nichts mehr; auf die Frage, ob der versprochene Besuch schaden konnte, zuckte der jüngste die Achseln, der ältere, ein greiser milder Mann, sagte mitleidig: „er kann um Augenblicke das Leben verkürzen, aber, sezte er zögernd, dann bedeutend hinzu, den Tod unendlich erleichtern." Lady Kirkaldi rang die Hände, und die Stunde, wo man Deveau erwartete, schlug.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 29. Jun.

Warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe? Ich bin in den reizenden Thälern und auf den sonnigen Höhen der sogenannten sächsischen Schweiz umhergestreift, habe mehrere Wochen lang in dem vielbesuchten wirthlichen Bade bey Schandau gewohnt, und würde, von Natur und lieblicher Gesellschaft gefesselt, noch da seyn, wenn mich nicht das Wasser von dort vertrieben hätte. Ja, ja, die sanfte freundliche Elbe, die sonst so ruhig und gemessen zwischen den Schandauer Sandsteinbergen rechts und den gesegneten Fluren links ihres Ufers dahinströmt, bis sie zu den Rebenhügeln der Pillnitzer und Loschwitzer Pflege gelangt, und dann die schöne Hauptstadt Sachsens begrüßt. Schon am Johannistage begann sie ungewöhnlich zu steigen, man sprach von Wolkenbrüchen, welche in Böhmen gefallen wären: auch in Schandau ergoß sich der Regen in Fluthen, und Wogen auf Wogen wälzten sich trüb und brausend einher. Und so stieg der Strom am folgenden Tage und

am nächstkommenden auch, und stieg fort und fort, bis uns aus dem beengten Thale, worin das Bad liegt, das Anschwellen des dortigen kleinen Flüßchens getrieben hatte, und wir nun auch in der Stadt selbst nur mit Mühe noch ein Unterkommen fanden. Gestern aber nahm nun vollends die Gewalt des Wassers so überhand, daß es keine Straße mehr in der Stadt gab, die nicht unter Wasser gestanden hätte, und ich mich mit einigen andern Freunden aus den Fenstern meiner Wohnung in einen großen Elbkahn flüchten mußte, auf welchem wir dann, vom tiefen Strome schnell vorwärts getragen, gegen Abend in Dresden ankamen. Aber auch hier fanden wir ein wahres kleines Venedig, denn die niedriger gelegenen Straßen der Stadt waren ebenfalls mit Wasser bedeckt, und viele Kähne auf ihnen beschäftigt, die Kommunikation unter den Einwohnern zu befördern.

So stieg denn die Elbe immer auch noch gestern höher, bis sie um eilf Uhr in der Nacht den höchsten Standpunkt, nämlich die Zahl 8½ an dem Elbemesser, welcher am Kruzifixpfeiler der Brücke angebracht ist, erreichte. Dieß gewährt die Zahl von fast zehn Ellen über dem gewöhnlichen Wasserstand im Sommer, und allerdings erinnert sich Niemand, außer den Eisfahrten im Winter, jemals im Sommer eine solche Fluth erlebt zu haben. Auch besagen alle schriftlichen Nachrichten, daß seit hundert Jahren keine solche eingetreten sey. Die Ueberschwemmung ist allgemein und verbreitet sich bis tief ins Land. Noch heute ist der Wasserstand erst um eine Elle gefallen, und es werden noch manche Tage vergehen, ehe die alte Elbe wieder in ihr ruhiges Bett zurückkehrt.

Einen höchst interessanten Standpunkt gewährt auch jezt die schöne Elbbrücke Dresdens. Tausende von Menschen im buntesten Gedränge stehen auf ihr, um den Andrang der Fluthen an dieselbe zu betrachten. Auch ist die Gegend selbst, die man von dort aus überschaut, so reizend und interessant, daß sie durch den Anblick der großen Wassermasse, die von den Weinbergen herfluthet, die Altstadt und Neustadt trennt, und sich dann durch Ostragehege ergießt, dessen hohe Linden allerdings bis an ihre laubvollen Kronen unter Wasser stehen, fast noch zu gewinnen scheint, indem der Strom ein neues majestätisches Ansehen dadurch erhält. An den Ufern stehen nun eine Menge Menschen, welche mit langen Haken die Holzscheite zu fischen streben, welche die Elbe in reicher Maße auf ihren Fluthen herbeyführt. Denn leider hat sie fast alle die Holzvorräthe, welche am Ufer derselben aufgethürmt waren, mit fortgerissen, und dadurch den Eigenthümern derselben große Verluste zugefügt. Auch kommen dann und wann große Holzflöße auf ihr herab, die ebenfalls dem Ufer durch den reißenden Strom enthoben worden sind. Unaufhaltsam zerschellen diese dann an den starken steinernen Pfeilern der Brücke unter fürchterlichem Gekrach, und einzelne Balken lehnen sich wohl, vom heftigen Drucke geschnellt, bis hoch hinauf an die Brustlehne derselben, um dann wieder in die schäumenden Wogen herabzustürzen. Auch ein größeres, jedoch menschenleeres, Elbschiff hat die Gewalt der Wogen schon herbeygeführt und zertrümmert, so wie kleine Fährbrücken, Stege über Bäche, die in die Elbe fließen, halbe Dächer und ähnliche Trümmern. Zum Glück hat man bis jezt keine Nachricht, daß Menschenleben dabey in Gefahr gekommen sey.

Sie können leicht denken, wie wir, für welchen Naturerscheinungen stets das höchste Interesse haben, bey diesem mannigfach bewegten Gemälde Stunde und Tag dahineilt, und ich habe mich heute von dem Anblicke dieser Wassermasse nicht trennen können, um in's Theater zu gehen, wo man ein sogenanntes Ballet, der ländliche Morgen, aufführt, dem ich den Sommerabend auf der Brücke und der Brühl'schen Terrasse unbedenklich vorzog.

Auch diese leztere gewährt jezt einen neuen Anblick, denn es wimmelt eine solche Menschenmenge auf den Seiten und Gängen derselben, welche dem Flusse zugekehrt sind, und drängt sich an die eisernen Geländer, um das Schauspiel der Wasserströmung zu sehen, daß der Jahrmarkt, welcher jezt eben in Dresden gehalten wird, und natürlich die Menschenmasse noch um viele Tausende vermehrt, sich ganz dorthin gezogen zu haben scheint, und man Mühe hat, die Restauration zu erreichen, von deren schönem Altane aus man ungestöre diesen neudekorirten Flurenraum und Wasserspiegel übersehen kann. Eine besondere Belustigung gewährte der zuschauenden Jugend das Ausräumen eines vom Wasser bedrohten Behältnisses unter der zur Terrasse führenden breiten Treppe, worin eine Anzahl von Dekorations- oder sogenannten Versazstücken des Hoftheaters aufbewahrt gewesen. Ueber jeden einzelnen Baum, jedes Haus, jeden Felsen, der herausgeschafft und an einen trockenen Ort gebracht ward, machten die schaulustigen Umstehenden ihre Glossen; und als nun vollends einige gemalte Wasserwogen den eindringenden, und freylich sehr natürlich netzenden Fluthen entzogen wurden, da gab es nothwendig noch mehr Stoff zu lustigen Bemerkungen. Die größere Masse ist sich doch überall gleich: vom ernstesten Gefühle, durch That oder Wort geweckt, läßt sie sich so leicht durch eine eintretende komische Erscheinung zum Leichtsinn hinweglocken, und vergißt über dem fröhlichen Momente nicht selten die drohende wie die vorübergezogene Gefahr.

Doch genug für heute. Da ich nun einmal wieder in Dresden heimisch bin, sollen Sie auch den versprochenen dramatischen Kunstbericht nächstens erhalten. Guido.

Auflösung der Charade in Nr. 159:
Waldbruder.

Logogriph.

Fünf Zeichen.

Der Mode unterthan, soll's meist nur zieren;
Am liebsten seh' ich's einfach, nicht zu reich.
Sein Glanz kann den Verständ'gen nicht verführen,
Von welchem Schnitt es sey, das gilt ihm gleich.
Laßt ab, nur einzig darauf zu studiren,
Wie es euch steht, dieß, Mädchen, rath' ich euch;
Denn nie könnt ihr die Männerwelt entzücken,
Wenn beßre Zierden nicht die Seele schmücken.

Vier Zeichen.

Ist unsre frohe Kindheit hingeschwunden,
Dann kommt es, kommt und stört die süße Ruh,
Noch alle Sterbliche hat es gefunden,
Dieß weißt, sey wer du immer seyst, auch du.
Oft nüzt es auch; und ist es überwunden,
So lächelt uns die Freude wieder zu.
Am härtsten traf mich's, als des Schicksals Wüthen
Von meinem lieben Mädchen mich geschieden.

Drey Zeichen.

Ein wichtig schweres Wort kann ich euch nennen,
Doch leist' ich's nur, wenn mich's der König heißt;
Mit heil'gen Flammenzügen seh' ich's brennen,
Und furchtbar ernst ergreift's des Menschen Geist.
Und wer es bricht, den strafen die Erynnen.
Doch lob' ich den, der durch die That beweißt,
Daß, wenn er's auch nicht schwur, er doch der Treue,
Der Pflicht, dem Amt sich unverbrüchlich weihe.

Mörike.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Juli 1824.

König und Bettler, sie sind sich gleich,
Im Alles ausgleichenden Schattenreich.

Evelina.

(Beschluß.)

Evelinens Zustand war gespannt, ihre Verwandten waren schwach genug, ihre gesteigerten Kräfte noch für Anzeige der Besserung ihres Zustandes zu halten. Feyerlicher Ernst ruhte auf ihrer Stirn; wenn sie aber von einem ihrer Umgebungen angesprochen ward, zeigte die lieblichste Freundlichkeit, wie begierig sie war, Liebe und Dank ihnen zu zollen. Der Komthur führte Herrn Deveau herein; dieser blieb, fast überwältigt von dem Anblick der schon verklärt scheinenden Geliebten, in der Entfernung stehen. „Kommen Sie näher!" rief ihm Evelina mit ihrer melodischen, jezt so unendlich rührenden Stimme zu. „Kommen Sie, wir sind ja alte Bekannte, alte Freunde!" sezte Sie lächelnd hinzu. Der unglückliche junge Mann gehorchte einem Befehle, der unter andern Umständen den Inbegriff der Seligkeit ausgesprochen hätte, jezt aber, wie er wol einsah, ihm ewigen Jammer verhieß. Evelina reichte ihm ihre Hand, er ergriff sie mit Entzücken, benezte sie mit seinen Thränen, und sympathetisch mit der Sterbenden einverstanden: daß in diesem Moment alle Menschensazungen zerstäubten, sank er neben ihrem Lager auf die Knie, und ließ die theure Hand nicht wieder los. Evelina begann nun mit einer Stimme, deren Kraft jezt nur Unheil verkündete, und auch, ehe sie noch Alles ausgesprochen hatte, zum gebrochenen Hauche verhallte: „Fassen Sie sich, mein Freund, nicht um Ihren Schmerz aufzuregen, berief ich Sie zu mir. Sie sind gut, und würden schon allein aus Güte beklagen, daß ich so jung dem Leben entrissen werde. Ich wünschte Sie zu sehen, um Ihnen bey einem innigen Lebewohl etwas Tröstliches zu sagen. Für mich habe ich nicht mehr zu sorgen, aber die ich zurücklasse, machen mir das Herz schwer." Hier wollte der Schmerz sie bezwingen, sie schien aber ihren Gedanken so fest gefaßt zu haben, daß sie, ihn abwehrend, fortfuhr: „Die gesellschaftlichen Schicklichkeiten verwerfen, das weiß ich, diese Zusammenkunft, die für Sie sehr schmerzlich ist, und für mich die lezte meiner Freuden auf Erden; aber ich habe jenen gesellschaftlichen Schicklichkeiten mein Leben geopfert, sollte ich ihnen auch im Tode noch fröhnen? In dem Moment, dem ich mich jezt nahe, haben die Rangordnung, die weltliche Eitelkeit, gar keine Geltung mehr — ich fluche den Gesetzen nicht, welchen wir uns unterwerfen mußten, ich erfüllte willig mein Schicksal. Diese furchtbaren Gesetze verboten ihnen, mir Ihr Herz zu entdecken, aber ich habe es errathen. Ich weiß, Sie haben mich geliebt, und nun alle Erdenrücksichten verschwinden, halte ich mich nicht länger verpflichtet, ein Stillschweigen, das mir mein Leben gekostet hat, länger zu beobachten: so bekenne ich Ihnen, daß Sie meine innigste Neigung besaßen. Ich nahm an Allem, was Ihr Daseyn ausmachte, den ungetheiltesten Antheil; Ihr Ruhm, Ihre Hoffnungen, Ihre Bekümmernisse waren die meinigen; ich hätte es für das größte Erdenglück gehalten, mein Schicksal mit dem Ihrigen zu verbinden; ich hätte geglaubt,

wir würden Beyde dadurch unsere Veredlung bezweckt haben. Gott wollte es anders, er weiß, was uns nützt. Vielleicht hätten von unserm Willen unabhängige Ursachen uns unglücklich gemacht; vielleicht hätten wir das Glück von Menschen gestört, die wir froh machen sollten." — Hier machte Evelina eine kleine Pause. Unterbrechung brauchte sie nicht zu fürchten, Befremdung und Angst hielt die Zunge ihrer Verwandten, lähmender Schmerz hielt Deveau's Zunge gebunden. Die Kranke fuhr fort: „Ich hatte in meinem kurzen Leben und langen Schmerz nur Eine Freude: die der Wohlthätigkeit; mir ward bekannt, daß Sie, durch keine andern Mittel unterstützt, als die Ihr Talent Ihnen verschafft, denselben Genuß — vielleicht war es auch für Sie ein Trost — sich verschafften. Um dieses Trostes nie zu ermangeln, laß ich Ihnen ein Andenken; mein Oheim wird es Ihnen zustellen." Hier reichte sie dem Komthur ein gefaltetes Papier. „Und nun — leben Sie wohl! Bleiben Sie der Tugend treu; Ihr gebildeter Geist öffnet Ihnen mehr wie einen Lebensweg; Sie haben Mittel, sich selbst zu genügen. Gedenken Sie meiner! nicht um zu trauern, aber um sich zu ermuthigen, um Ihr Mißtrauen in sich selbst zu bekämpfen. Sollten Sie hie und da von unbilligem Urtheil leiden, so denken Sie, daß es ein Wesen gab, das Sie ganz zu schätzen, ganz zu lieben verstand. Leben Sie wohl! Wir sehen uns wieder! Diese Hoffnung hat mich mit dem Tode versöhnt, Ihr Anblick, Ihr Schmerz gibt ihm ...." Hier war ihre Kraft gebrochen, sie schien bemüht, seine Hand an ihre Brust zu ziehen, sie machte eine Bewegung, sich zu ihm zu neigen — aber ihr Geist entfloh seiner lieblichen Hülle.

Der Unglückliche blickte starr zu ihr hin, sprang auf, und einen Augenblick schien Wuth sich seiner bemeistern zu wollen. Doch einige tiefe Athemzüge, die seine Brust zu zersprengen drohten, ließen ihn Selbstherrschaft gewinnen; er beugte sich über die Leiche, drückte den ersten, den Bräutigams- und den Todeskuß, auf ihre Stirn, und schritt schweigend aus dem Zimmer. Noch an demselben Tage verließ er Paris, ein Freund ordnete seine Geschäfte, seine Bekannten, der Künstlerkreis, haben nie wieder etwas von ihm gehört. Lady Kirkaldi überlebte ihre Tochter nicht lange; der Komthur hatte die Befriedigung, Lucie, mit Evelinens reicher Erbschaft ausgestattet, einem armen alt-adeligen irländischen Lord zu verheirathen, der es sich gefallen ließ, den Namen Kirkaldi vor den feinen verfallenen Stammhauses zu setzen. Ob Lucie durch Reichthum und Ansehen glücklich ward, muß die Zukunft lehren, wir erfuhren nur noch, daß sie ihre schöne, unglückliche Cousine innig beweint hat.

Briefe eines Schweizer-Auswanderers nach Brasilien.

(Fortsetzung.)

Wahrhaftig, lieben Freunde, ihr erhaltet da einen sehr schmutzigen Brief! Ich schreibe auf dem Bette eines unserer Diener, und indeß ich einen Augenblick herausgegangen war, um nach etwas zu sehen, hatte sich die Ziege, die, weil sie nie allein seyn will, neben mir unter dem Bette lag, auf dasselbe hinauf gemacht, und sich dort so übel aufgeführt, daß Bett und Brief und Alles, was sie erreichte, die unanständigsten Spuren davon trägt.

Unser europäisches Getreide gedeiht hier sehr gut. Die Kartoffeln kommen nach zehn Tagen aus dem Boden; Kohl, Zwiebeln, Spinat u. dergl. nach sechs, Bohnen nach vier Tagen. Unsere zwey Schweizer-Knechte arbeiten sehr gut, sie sind den ganzen Tag im Walde, Bäume zu fällen; zwey Neger, die sie begleiten, hauen das Unterholz. Meinen armen kleinen Schwarzen hatte man heute in den Wald geschickt, einige Kohlpalmen zu holen, wobey er das Ungeschick hatte, sich solchergestalt in das eine Bein zu hauen, daß das Blut nicht allein floß, sondern wie ein Springbrunnen hervorsprang. Wir haben den ersten Verband angelegt, und werden Morgen sehen, ob Gefahr dabey ist. Unglücklicherweise ist unsere Hausapotheke noch nicht von Magé heraufgebracht. — Wir arbeiten Alle ohne Ansehen der Person. Unsere Hauptarbeit ist bisher die Besorgung des Gartens, der Küche und des Viehs. Den 1sten dieses Monats (April) begann es uns an Lebensmitteln zu gebrechen; da wir nun auch verschiedenes Arbeitsgeräth bedurften, beschlossen wir, nach Magé herabzusenden. Da ich sehr wohl einsah, daß die Abwesenheit eines unserer Schweizer-Diener ein unersetzlicher Verlust für die Arbeit sey, und doch einer der Unsern das Geschäft besorgen mußte, entschloß ich mich ganz kurz, selbst hinunterzugehen; ich hoffte mit zwey Negern, die ich noch aus Magé heraufholen sollte, die Aufträge wol ausrichten zu können. Ich machte mich also mit zwey Maulthieren allein auf den Weg, und kam denselben Tag glücklich in Magé an. Der junge N. wollte mit mir zurückkehren; wir stiegen demnach, er, zwey Neger und drey Maulthiere, diese so schwer, wie es der Weg gestattete, beladen, nach zwey Tagen wieder nach den Bergen hinauf. Aber mein Unternehmen bekam mir übel! Da ich ganz unbekannt war mit der Art, die Lastthiere zu beladen und anzutreiben, legten wir keine zweyhundert Schritte zurück, ohne daß etwas an dem Geschirr zerriß, so daß wir auf dieser Reise, die wir spätestens in drey Tagen hätten zurücklegen sollen, fünf Tage zubrachten, die wahrlich unter die allerpeinlichsten meines Lebens gehörten, so daß ich auch halb todt vor Ermüdung in der Kolonie ankam. Aber unlieb ist mir's doch nicht, das Ding erfahren zu haben, das bildet die Kräfte aus, und lehrt uns, uns selber zu helfen.

Auch treibe ich hier alle mögliche Handwerke. Folgendes kann zum Beweise dienen: Einer unserer Neger, der sehr von der Krätze geplagt war, beklagte sich bey mir über einen heftigen Schmerz im rechten Knie. Bey näherer Besichtigung fand ich ein tiefes Loch daselbst, das sich in mehreren Richtungen ausbreitete, und solchergestalt verdorben war, daß es Würmer erzeugt hatte. Ich sah und roch, daß da schnell geholfen werden müsse, ergriff also ohne Zögerung, aber, Gott weiß, mit herzlicher Anstrengung, eine Lanzette, machte einen tüchtigen Kreuzschnitt in die Wunde, und reinigte sie nach Möglichkeit von Würmern und Unflath; aber weiter getraute ich mir nicht zu gehen, das Uebel war zu bedenklich, ich bestand darauf, daß der Neger noch an demselben Tage nach Magé in geschicktere Hände gegeben wurde. Die Wunde meines kleinen Negers befindet sich, Gott sey Dank! im besten Zustand, ich verbinde sie täglich, wobey ich nichts anwende, als ein bischen Wachholderbranntwein, sie zu waschen, und trockene Charpie. Nur an mir selbst wird meine Kunst zu Schanden. Die veränderte Nahrung hat meiner Gesundheit empfindlich zugesezt; ihr würdet mich unkenntlich finden, besonders in meinem täglichen Anzug, das heißt einen großen Strohhut auf meinem sonnverbrannten, hohlbackigen, langbartigen Kopf, dazu ein langes, blaugestreiftes Hemd, das über große, weite, grauleinene Pantalons herabhängt, und Schuhe mit hölzernen Sohlen. Denkt euch diese Gestalt, wie sie, mit einem großen Stock in der Hand, umhersteigt, einen kurzen römischen Säbel in dem über das Hemd gebundenen Gürtel, so habt ihr das Bild des ehemals zierlichen Kapitäns ***. Ich meine *sicherlich*, daß alle die jungen Leute, welche uns nachkommen *wollten*, *keine Lust* zu einem ähnlichen Putz hätten — *und doch* versichere ich euch auf meine Ehre, daß ich mich täglich *des* Entschlusses freue, jene glänzende Uniform mit meinem jetzigen Anzuge vertauscht zu haben. Aber so kann freylich nicht ein Jeder denken, und das Leben, das wir jezt führen, ist nicht für jeden Charakter gemacht. Meine Gesundheit leidet auch noch bisher dabey, obschon sie früher viel Härteres ertragen hat; wir Alle haben, mehr oder weniger, an Magenschmerzen gelitten. Das Alles hat mich denn in diesem Augenblick ziemlich um meine Kräfte gebracht; allein mein größtes Uebel sind meine kranken Füße, die durch die vielen Einschnitte, welche ich, die Chigouas herauszuziehen, machen mußte, ganz von Eiter bedeckt sind. Das ist die ärgste Qual, die ich kenne. Dieses Insekt gleicht ganz kleinen Flöhen, und springt eben so; sie graben sich unmerklich unter die *Nägel* der Zehen, dort schwellen sie zu einem kleinen runden *Sack* an, der aber wenigstens fünfzigmal größer ist *wie das Thier* selbst, in den sie ihre Eyer legen; schneidet *man sie nicht* bald aus, so vermehren sie sich sehr schnell, und das Uebel wird höchst bedenklich. Man muß den kleinen Sack, ohne ihn zu zerreißen, mit einer Nadel herausziehen, denn zerstreut er seine Eyer, und bleiben welche davon zurück, so eitert die Wunde. Seit ich aber hier bin, ist mein Blut so erhizt, daß es zu dieser Verderbniß geneigt ist. Ich schreibe dieses dem Genuß des gesalzenen Fleisches zu, den wir seit unserer Abreise von Frankreich und fast ununterbrochen gefallen lassen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 20. Juni.

Aufgefordert durch periodische Blätter aller Farben, welche sich seit einem Jahre bald in Lob, bald in Tadel über das Werk der bekannten Mad. Campan, **Memoires sur la vie privée de Marie Antoinette**, erschöpfen, findet es der Einsender, vom reinsten Triebe der Erforschung und Wahrheit beseelt, für nöthig, einige, und zwar von den tüchtigsten Quellen herrührende Zweifel in manche ihrer Angaben zu setzen. Es würde für seinen Beruf, dem jede Parthey-Sache überhaupt fremd seyn muß, zu weit führen, um in eine detaillirte Kritik ihrer Angaben einzugehen; allein so viel scheint er für sicher annehmen zu können, daß noch eine Menge Augenzeugen, die auf dem damaligen Schauplatz des Jammers in Paris selbst lebten und wirkten, von seiner Ansicht durchdrungen seyn werden. Diese mögen aber nach der jetzigen Lage der Dinge ihre guten Gründe haben, alles in ihrem Werke Angegebene für baare Münze zu halten, und es ist begreiflich, obgleich es für den Geschichtsforscher sehr betrübt ist. Es wäre eine unnütze Mühe, die Beschuldigungen zu widerlegen, die der unsterblichen, in jedes Oestreichers Munde lebenden, so hoch verehrten Kaiserin Maria Theresia, die ewig als Vorbild der reinsten Sittlichkeit und Häuslichkeit dargestellt werden kann, in Hinsicht der Vernachlässigung ihrer Kinder gemacht werden. Es leben der Zeugen noch zu viele, die vom Gegentheil überzeugt sind, und es ist zu allbekannt, daß sich diese ehrbare Frau nur unter ihren Kindern glücklich fühlte. Einsender erinnert sich von einem ihrer alten vor einigen Jahren gestorbenen Diener, der die Monarchin täglich zu sehen das Glück hatte, und in dessen Aussagen er etwas Vertrauen haben kann, gerade in Betreff der Königin Antoinette einer Anekdote, die das Gefühl der kaiserlichen Mutter am deutlichsten beurkundet und obige Beschuldigungen auf das siegreichste bekämpfen würde. Am Abend vor der Abreise der damaligen Dauphine, sah die Kaiserin diesen treuen Diener, welcher sich wegen der Verbindung mit dem damaligen so verschrienen Hof Ludwigs XV. entsezt hatte, mit Thränen in den Augen im Vorzimmer. J. M., die ein Schooßhündchen mit sich hatte, nahte sich, und fragte ihn mit ihrer gewöhnlichen Leutseligkeit um die Ursache seines Kummers. Er erwiederte: „Ich beklage Euer Majestät geliebtestes Kind. Nicht dieses Hündchen möchte ich einem solchen Hof anvertrauen!“ Die Kaiserin, die in dieser Verbindung zum Wohl ihrer Völker das höchste Glück gefunden zu haben wähnte, begab sich in bangem Ahnungsgefühl in ihre Zimmer, und der treue Diener durfte ihr vertrauungsvoll seine Besorgnisse und seine

Denkungsart über das damalige Frankreich zu Füßen legen. Der Eindruck, den seine Ansicht auf sie machte, war von der Art, daß die Abschieds-Scene zwischen der Kaiserin und der Dauphine ersterer eine Krankheit zuzog. — Man sezt gewöhnlich bey Memoiren voraus, daß die Verfasser derselben nur dann Ansprüche auf Glaubwürdigkeit machen können, wenn sie ihr Charakter von Falschheit oder Entstellungssucht freyspricht, besonders sobald sie so thätigen Antheil an den darin schwebenden Handlungen genommen haben. Allein so leid es dem Einsender, der die Grundsätze, die Mad. Campan nach Beendigung der Revolution und Wiederherstellung der Bourbons auszusprechen scheint, vollkommen billigt, auch ist, so kann er nicht umhin, gegen die Verfasserin, nach seiner Ansicht und nach dem von einem Augenzeugen, der sie persönlich kannte, und in seiner Eigenschaft als Diplomat in den stürmischsten Tagen der Revolution mehr als einmal in persönliche Verbindung mit ihr treten mußte, schweren Verdacht zu schöpfen. Dieser noch lebende Augenzeuge, welcher in den Schreckenstagen troz seiner diplomatischen Eigenschaft im Gefängnisse schmachten mußte, fällt kein günstiges Urtheil über Mad. Campan. Namentlich erklärt er Alles, was über das verhängnißvolle Reise-Necessaire der Königin, welches sie bey Gelegenheit der Reise nach Varennes bestellt haben sollte, gesagt ist, für rein erdichtet. Eben so nachtheilig wird über ihre Stellung bey der Königin, die sie mehr als einmal verrathen zu haben beschuldigt wird, geurtheilt. Intrikengeist habe sie von Jugend auf beseelt, u. s. w. Da nun jedem Geschichtsforscher Alles daran liegen muß, die Wahrheit zu ergründen, und der Einsender dieses volle Ursache hat, diesem Urtheile Glauben zu schenken, so ist es eine Aufgabe für die noch in Frankreich lebenden Personen, die den Hofstaat dieser unglücklichen Königin bildeten und den Charakter der Mad. Campan zu beurtheilen im Stande seyn können, dieses Ziel zu erreichen. Dieß ist der Zweck dieser Zeilen, und wenn es gelingt, diese Anschuldigungen siegreich zu widerlegen, so würde es dem Einsender um so lieber seyn, je mehr ihn die Sprache, die in dem Werke der Verfasserin herrscht, einigermaßen bestochen hatte.

Darmstadt, 19. Juni.

Unsere Residenz gewinnt immer mehr an Verschönerung durch neue Straßen, schöne Bauten und Anlagen. Der Bau der neuen katholischen Kirche wird eifrig betrieben und ist im nächsten Frühjahr wahrscheinlich beendigt. Gestern wurde bereits der Dachstuhl aufgesezt. Das prachtvolle Gebäude ist von der Erfindung unsers berühmten Baudirektors Moller, dieses um die Geschichte wie um die praktische Baukunst höchst verdienten Mannes. Schade, daß es diesem großen Kenner der gothischen oder vielmehr altdeutschen Baukunst nicht vergönnt war, die Kirche in solchem alten Styl auszuführen, gleich wie dieses jezt am Niederrhein mit mehreren Kapellen und Kirchen geschieht. Es ist erfreulich, wie der Sinn für die alte ehrwürdige Kunst der Deutschen allmählig wieder Freunde und Verehrer gewinnt. Diese von Moller unternommene katholische Kirche ist in Form einer Rotunde, in schönen Verhältnissen erbaut. Ihre Kuppel hat 162 Schuh im Durchmesser. Sie ruht auf 28 Säulen, welche von Backsteinen aufgeführt sind und marmorartig begypset werden. Das ganze Gebäude wird wenig über 70,000 fl. zu stehen kommen, eine für die Schönheit und Pracht des Gebäudes allerdings geringe Summe.

Eine neue Verschönerung erhält die Stadt durch den auf dem Louisenplaze errichtet werdenden Brunnen, dessen Entwurf von viel Geschmack und Kenntniß zeugt. Er ist von unserm geschickten Hrgar.

In unserm benachbarten Mainz soll, wie die Zeitungen bereits bekannt gemacht haben, der ehrwürdige alte Dom, dessen neueste Zuthaten freylich mit dem alten Ernst wunderlich, ja, wenn man will, beleidigend kontrastiren (diese neurömischen Aufbäue sehen zierlichen Konditor-Aufsäzen nicht unähnlich) — ausgebessert und restaurirt werden. Es war die höchste Zeit, er befindet sich zum Theil in einem bedauernswerthen Zustande. Der Dom wurde von den Preußen in der Rheincampagne der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts durch Bombardement sehr beschädigt, besonders das Dach und die östlichen drey Thürme ganz zerstört. Man will indessen behaupten, daß die Kindbisten mehr als die Kugeln zerstört hätten. Später zum Heu- und Strohmagazin und 1813 und 14 zum Viehstall von den Franzosen während der Blokade eingerichtet, wurden, wie man sich leicht denken kann, fast alle Denkmäler der Kirche zerstört oder stark beschädigt. Nothdürftig hergestellt, wurde in ihr nach dem Frieden von 1814 wieder Gottesdienst gehalten, bis man im vorigen Jahr durch Kollekten so viel Geld herbeyzuschaffen wußte, daß das ganze Dach des Schiffs neu gebaut und mit Schiefer gedeckt werden konnte. In diesem Jahre soll nun das Dach des Kreuzes der Kirche, so wie die drey östlichen Thürme, gebaut werden. Ob leztere in ihrer ursprünglichen Form hergestellt werden, ist noch ungewiß, indem wahrscheinlich die Gelder nicht dazu hinreichen werden. Die Arbeit geht langsam von Statten, weil das Alles bewegende Geld noch sehr fehlt. Indessen sind sowohl in Mainz als auch in der Nachbarschaft schon bedeutende Summen zusammengebracht worden. Unser Großherzog soll einen sehr ansehnlichen Beytrag dazu verwilligt haben. In der freyen Stadt Frankfurt, welche sich von jeher durch frommen Wohlthätigkeits-Sinn ausgezeichnet hat, ist die bedeutende Summe von 2000 fl. zusammengebracht worden. Das arme Mainz selbst hat 6000 fl. aufgebracht. Die Leitung des ganzen Baues ist dem allgemein als geschickt anerkannten Mainzer Baumeister Sieglig übertragen.

Peter Bajus, der bekannte Schnellläufer, von welchem aus Frankfurt ausführlich in dem Morgenblatte berichtet ward, und der nunmehr sich hier in seinem neuen Dienste als Hofläufer mit seiner Familie sehr wohl befindet, hat einen beharrlichen Nebenbuhler an einem Samuel Hartwig von Offenbach gefunden, welcher gleich damals in der Nähe von Frankfurt seine Schnelligkeit zeigte. Er legte am 7ten dieses den Weg nach Bickenbach und zurück, eine Strecke von sechs Stunden, in zwey Stunden und zehn Minuten glücklich zurück. Morgen will er den Weg nach Auerbach, vier starke Stunden von Darmstadt, in verhältnißmäßig gleichkurzer Zeit beendigen. Seine Ausdauer ist bey der bedeutenden Wärme sehr bewundernswerth. Indessen fragt es sich, ob er es in die Länge wird aushalten, da er seine Fertigkeit früher gar nicht kultivirt hat. Peter Bajus war von Jugend auf ein guter Läufer. Sein Lauf von Mainz nach Frankfurt und zurück in fünf Stunden ist wohl das Bedeutendste, was in Deutschland, vielleicht auch in Europa vorgekommen.

Von unserm Theater ist wenig Neues zu berichten. Die Oper Olympia von Spontini wird fortwährend an Sonntagen gegeben und zieht noch viele Fremde an. Unser berühmter Tenorist, Hr. Wild, ist kränklich und sieht sich genöthigt ein Bad zu gebrauchen. Er laborirt schon längere Zeit an einer Unterleibs-Krankheit, die er sich durch Verkältung zugezogen haben soll, und welche er nun gründlich zu heilen beabsichtigt. — Gestern kam Hr. Genast mit Frau, Mitglieder des Leipziger Theaters, hier an, welche in diesen Tagen mehrere Gastrollen geben werden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 167.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. Juli 1824.

Von ihrer Zeit verstoßen flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Camönen Chor.

Schiller.

Zwey Episteln.

Aus dem Französischen übergetragen von Gustav Schwab.

II.

C. Delavigne an A. de La Martine.

Paris, den 20. April 1824.

Ja, diese Freyheit — du verstandest mich —
Die mir den Geist bezaubert, männlich schön,
Der meine Muse glühend huldiget,
Und deren Festtag *) meine Blumen kränzen,
Sie, hold dem Reinen, dem Verkehrten furchtbar,
Ist die, zu der dein Sokrates auch flehet **).
Messene betet' an Ithome's Fuß
Zu ihr; Venedig meinte sie zu fassen,
Doch es umarmt' ein blutiges Phantom.
Ihr Bogen trieb die Deutschen aus der Schweiz,
Es blitzt der Pfeil des Tell in ihren Händen. —

Geschaffen zu befehlen ohne Herrn,
Des Schöpfers unvollendet Meisterstück,
Zum Uebel hingerissen mit dem Trieb
Zum Guten, kam der Mensch auf diese Welt:
Die Tugend zu erwählen, ward ihm Freyheit.
Des hohen Rechtes Mißbrauch ist die Willkür:
Die Freyheit herrscht, die Willkür unterdrückt;
Sie war's bey uns, die unter röm'scher Maske
Schamloser Stirne Häßlichkeit verbarg.

Die, ungetreues Schattenbild der Freyheit,
Den Dank entriß, den der wir zugedacht.
Verderben zeuget irrende Vernunft,
Wie jeder Irrthum, und das große Gut —
Der Mißbrauch wandelts in ein großes Uebel.
Nun, willst du drum verbannen den Gebrauch?
Doch welche Wohlthat, welche weise Satzung,
Welch schön Gefühl — die Freundschaft nehm' ich aus —
Hat Mißbrauch nicht zur Geißel umgestaltet?
Der Klugheit folgt der schielende Verdacht,
Nacheiferung schleppt hinter sich den Neid,
Ja selbst der Weltweisheit — erzählt man mir —
Von langem Denken schwoll einmal das Haupt,
Es berst ihr krankes Hirn: da sprang der Trugschluß,
Mit Doppelsinn gepanzert, draus hervor.
Und zwischen Pascal und Euklid entspringt
Der Zweifel, von des Wissens Uebermaß,
Der bangend vor sich hin blickt und nicht sieht.
Die Schwachheit ist der höchsten Güte Kind,
Und äußerste Gerechtigkeit wird Rache:
Den Fehler strafend, höhnt sie Mißgeschick,
Befiehlt dem Schmerz, zu lügen auf der Folter.
Gerechter ward sie, seit sie milder ist;
Doch wird sie noch betrogen, und nicht stets
Neigt ihre hehre Wage sich zum Recht,
Ihr Richtschwert irrt und trifft oft ungeschickt.
Vor ihrem Throne hält mit langen Krallen,
Mit gelbem Antlitz die Chikane Wacht,
Umringt ihn mit der Formen Irrgewinde;
Und vom Vertheid'ger, in des Waldes Nacht,
Wird der Client, zum Tode wund, beraubt. —
Zeuch jenem Glückpilz ab der Robe Schmuck,
Und einen Thoren find'st du unterm Schlepprock! —
Was thun? Der Themis Tribunal zerbrechen,
Den Rock verbrennen sammt dem Doktorhut?

*) Die vêpres siciliennes

**) La mort de Socrate, ein Gedicht La Martines.

Allein dann seh' ich den Banditen schon,
Den kein Gericht mehr schreckt, am hellen Tag
An meinen Beutel seine Bitte stellen;
Und auf dem Kampfplatz mit dem Gegenpart
Den Kläger grimmig mit den Fäusten rechten!

Du edles Ritterthum, deß Banner einst
Vom Morgenland zurück das Licht uns brachte,
Mit Ariost gern rühm' ich deine Thaten,
Dein schweifend Richteramt, das dem Gesetz
Vorangeeilt, und deine jungen Helden,
Und die verliebte, holde Dienstbarkeit,
Die unsrer Sitten rauhe Härte zwang.
Doch, minder schuldlos manchmal in dem Spiel,
Die Lanzen angestemmt, durchplünderten
Den Wandrer deine Tapfren, von der Eh'
Begehrten sie verbotnen Zoll, sie faßten
Der Hintersassen Töchter mit Gewalt,
Den Männern von der festen Zinne dräu'nd,
Sie machten Waisen mehr, als sie getröstet. —

Soll deine Feen die Sage drum verbannen,
Dein Lorber schwinden aus der Thaten Buch?
Und was ein wüth'ger Burgherr mißgethan,
Soll Roland, Bayard, Duguesclin entgelten?

Wer leugnet's, daß in ihrer alten Gluth
Die heil'ge Liebe zu des Landes Fürsten
Der schönsten Opfer Heldenquelle ward?
Doch übertrieben höhnt sie das Gesetz,
Tritt Ehre, gutes Recht, Vernunft mit Füßen,
Stürzt rasend unters Joch sich der Gewalt,
Vergißt, um Einen Mann, das Vaterland.
Draus folgr' ich, daß die wankende Vernunft
Stets wandelt zwischen zwey Verirrungen:
Ein Fehltritt von der Laufbahn — und sie findet
Gefürchtet Unglück statt gehofftem Glück;
Gleich einem klaren Bach, der sonst dem Ufer
Nur Schätze spendet, nicht es überschwemmt:
Ein Wetter wandelt ihn in einen Strom,
Der Koth und Trümmer durch die Blumen schleppt. —
Wenn denn Gesetzen, Künsten, Recht, Geschmack,
Wenn Allem Mißbrauch droht und Alles schändet:
Nun, Freund, nicht schuld'ger ist die Freyheit dann,
Als jede Tugend, deren Mißbrauch sündigt.
Nicht nahm der keuschen Stirne meine Hand
Die phryg'sche Mütze, die sie niemals trug.
Was nennst du doch, verführet von falschem Schein,
Die Freyheit, während du die Willkür malst?

Was sprächst du, wenn ein finstrer Splitterrichter,
Mißkennend deines Liedes milden Klang,
In jener Himmelsjungfrau, die du feyerst,
Den Geist der Wuth und Lüge wollte schaun,
Der auf den goldnen Bänken des Concils
Zu Constanz vorsaß mit dem Feuerbrand,
Der betend einem Huß das Urtheil sprach?
Der die Tiare sich verirren hieß
Auf eines Alexanders Stirne; der,
Den Finger auf dem Mund, im Louvre saß,
Den Mordanschlag der Medicis befeuernd,
Und Karln den Neunten trieb, mit toller Hand
Das fromme Bley in Ketzer-Brust zu senden;
Der mit zerknirschter Miene, glühndem Blick,
Die Stirn sich kreuzend, aus dem Kloster schlüpfte,
Um Heinrich zu ermorden: — Der auch jezt,
Auf krummen Schlichen, keck, im kurzen Kleid,
Sich unter neue Jesuiten mischt,
Im Chorhemd kriecht und in der Kutte predigt,
Sein Fett in einen falt'gen Rock verstrickt,
Und trotz dreyfachem Kinn sein Fasten rühmt,
In die Finanzen von der Kanzel schleicht,
Entschlossen, wenn es seyn muß, vom Altar
In Rich'lieu's königlichen Stuhl zu hüpfen.

Doch nein — das ist der Mißbrauch, den ich tadle;
Nicht solche Schwärmerey hat dich entflammt,
Dir angezündet jene glühnden Pfeile,
Die deiner Muse lieh der Aar von Meaux*),
Den Wiederschein von seinen heil'gen Blitzen.
Nicht sie schuf jener Töne Wohlklang dir,
Ein frommes Echo von Aldaliens Chören;
Nein, sie ist's nicht, die deine Leyer sang:
Es ist die Religion, der Freyheit Schwester.
Mit ausgespanntem Flügel, in der Hand
Die Fackel, stiegen aus dem sel'gen Arm
Des Götterkönigs alle beyd' herab,
Und wollten, zu der Erde Königen
Verbannt, den Knecht befreyen oder trösten.
Zusammen irrten unter Gräbern beyde,
Und schwangen aus der Catacomben Nacht
Sich beyd' empor und folgten Einem Banner,
Verstreuten Licht, und nicht erstickten sie's.
Die Hoffnung reicht den Sterblichen die Eine,
Mit Martyrpalmen ihre Stirn geschmückt,
Verzeiht mit dem Gemüth noch im Tod,
Entzündet Fenelon mit milder Liebe,
Lenkt Paulla's Heiligen**), bekehrt Voltair',
Entflammt mit keuschem Feuer jene Schwestern,
Die Erdenengel, die dem Tode sich
Darbieten ohne Stolz und ohne Furcht,
Und Kranke retten, oder sterben helfen.

Die Andr' im Helmschmuck, ihren Fuß auf Ketten,
Schaut auf Miltiades mit Lust, begeistert
Demosthenes, spielt mit Washingtons Lorbeer,
Kränzt mit ihm Enkel marathon'scher Helden,
Frey, wenn sie siegen, wenn sie sterben, frey,
Die Kön'ge meiden, und ein Dichter schirmt***).

Komm, nicht verdamme den verschiednen Dienst,
Zu Beyder Fuß laß uns die Schwüre wechseln,
Von ihrem Blick erleuchtet, ihrem Fittig
Erwärmt, laß uns ganz einig seyn, wie sie,
Auf daß wir würdiger sie ehren können;
Dann laß an zwey benachbarten Altären
Uns bringen unter Eines Tempels Dach
Verschiedne Gaben mit verschlungnem Arm.

Wie lieb' ich deiner schwanken Barke Bild,
Dem Hauch gehorchend in so süßen Versen!
Wol wogen wir, bewegter Wellen Spiel,
Und Jeder führet seine eigne Flagge,
Doch, wo das Ziel auch sey, nach dem getrennt
Ein Jeder steuert auf der kühnen Fahrt:

*) Bossuet.

**) Sankt Vincent von Paula.

***) Lord Byron.

Daß mit dem Finger wir die Klipp' uns zeigen,
Die uns bedroht, daß wir mit Zeichengruß
Und Freundesblick uns winken, dazu laß
Die halbgehobne Ruderstang' uns senken.
Laß Einen für den Andern uns erflehn
Ein friedlich Meer und immer blauen Himmel,
Und einen Fahrwind, der, uns Beyden gut,
Mir deinen Wunsch, zurück dir meinen bringt.

Briefe eines Schweizer-Auswanderers nach Brasilien.

(Fortsetzung.)

Den 6. Mai.

Heute ist schon der 6. Mai. Ihr seht, wie lange ich an diesem Briefe schreibe, und die vielen Störungen, welche mich unterbrechen, benehmen meinen Ideen zugleich allen Zusammenhang. Der Portugiese, welcher die benachbarte Hütte bewohnte, ist endlich abgezogen, worauf wir dieselbe sogleich in Besitz genommen haben. Sie ist viel größer, wie unsere vorige; auf acht und zwanzig Fuß Länge hat sie drey Gemächer von sechszehn Fuß Tiefe, diese bewohnen wir vier Gefährten, hinter ihnen befindet sich ein Raum, wo unsere Negerinnen schlafen; unsere zwey Schweizer-Diener bewohnen noch unsere vorige Hütte, bis wir für sie und die farbigen Leute eine Wohnung werden gebaut haben. Unsere Arbeit in den Wäldern ist fürs Erste unterbrochen, weil es uns an Werkzeugen fehlt; unsere Aexte sind an der Härte des hiesigen Holzes sämmtlich zersprungen. Bis wir andere erhalten, beschäftigt uns der Bau eines großen, oben bedeckten, zur Seite aber offenen Schuppens, der in der Regenzeit zum Arbeitsplatz der Sklaven und zur Bergung der Mais-Ernte bestimmt ist. Diese wird dieses Jahr nicht ansehnlich seyn, denn der zu heftigen Regen wegen ist sie allgemein schlecht ausgefallen. In dem Bau eines hiesigen Hauses wird kein einziger Nagel gebraucht, das ganze Gebäude besteht aus gespaltenen, mit Liomen (eine Schlingpflanze) zusammengehaltenen Palmstämmen; das Dach wird mit Palmblättern einer sehr großen Gattung gedeckt, deren untere Lage sehr künstlich zusammengeflochten wird, was von innen sehr gut aussieht, und dieser Decke eine Dauer von zehn bis zwölf Jahren gibt. Fenster hat das Gebäude gar nicht, es fällt Licht genug herein durch die Ritzen zwischen den Palmenstämmen; die Thüre besteht ebenfalls aus gespaltenen Palmenstämmen, die man ein bey ein davor hinstellt, oder wegnimmt. Wir befinden uns hier sehr gut, und unsere Wohnung ist schon ganz heimelich geworden, besonders durch das Aufstellen unserer kleinen Bibliothek, die ein wahrer Schatz für uns ist, vorzüglich das neue Dictionnaire d'agriculture, das wir in Paris kauften, und das uns bey allen unsern Unternehmungen Rath ertheilt. — Jezt kann ich euch ein Bild unserer Lebensweise entwerfen: da wir unserer Viere sind, wechseln wir wöchentlich zu Zwey in der Aufsicht über die Küche und die äußern Arbeiten, bey den Gartenarbeiten und der Jagd ab; die dazwischen ausfallenden Stunden oder Tage werden dem Briefschreiben gewidmet. Der, welcher die Aufsicht über die äußern Arbeiten hat, weckt bey Tagesanbruch die Neger, welche nach einer Viertelstunde an ihr Geschäft gehen; dieses dauert bis neun Uhr, dann kehren sie nach Hause zurück, und erhalten ihr Maismehl und getrocknetes Fleisch, welches zu speisen ihnen eine halbe Stunde vergönnt ist; wir frühstücken früher, Kaffee ohne Milch und Maismehl, welches hier Fouba genannt wird. Es ist meines Bedünkens von sehr angenehmem Geschmack, sowol trocken gegessen, wo es das Brod vollkommen ersezt, oder eingeweicht und in den Kaffee gemischt (mêlé avec du café. Unsre beyden Schweizer-Diener essen Suppe von eben solchem Mehl, oder einen solchen dicken Brey desselben mit geschmolzenem Fett begossen. Könnte ihn mein Magen vertragen, so zög ich diesen dem Kaffee vor. Darauf werden die Arbeiten bis ein Uhr fortgesezt, wo den Negern eine gute Stunde zum Ausruhen und Mittagsessen zugetheilt ist. Das unsere besteht aus einer dicken Reis- oder Linsensuppe mit Salzfleisch, und trockenen Bohnen oder Linsen mit gesalzenem Speck. Von zwey Uhr bis Sonnenuntergang wird die Arbeit fortgesezt, dann gibt es noch einen Mehl- oder Reisbrey zur Nachtkost. Die Neger kochen zu allen ihren Mahlzeiten das Maismehl mit Wasser in einen so dicken Brey, daß sie ihn, ohne daß er klebt, mit den Fingern essen können. Unser Getränk besteht einzig in Wasser, indem wir unsern geringen Vorrath an Wein und Branntwein für die Kranken aufsparen. Die Jagd trägt wenig zu unserer Nahrung bey, man begreift nicht, warum in so menschenleeren Gegenden von Wäldern so wenig Wildbrät ist. Außer Eichhörnchen habe ich noch gar kein vierfüßiges Thier um uns her erblickt; die Papagaye, welche sehr gut zu essen sind, ausgenommen, auch keine größeren Vögel. Kleine Vögel gibt es genug, und von dem schönsten Gefieder. Ueberhaupt finde ich, daß man das Böse wie das Gute, rücksichtlich dessen, was man von diesem Lande sagt, übertreibt; vielleicht ist aber auch meine Phantasie so abgekühlt, daß ich die Dinge in einem so gemäßigten Lichte sehe. Auf alle Fälle schreibe ich euch nur das, was mir wahr und wirklich deucht.

Der uns nach viermonatlichem Warten zugetheilte Boden beträgt also eine Viertelmeile ins Gevierte, und ist ein-und-zwanzig Meilen von Rio entfernt; allein der Weg dahin ist so abscheulich, daß er nur mit Mauleseln gemacht werden kann. Wie sehr das den Transport unserer Bodenerzeugnisse erschwert, leuchtet ein. Viele-

Lastthiere zu erhalten, erfordert viel Land zur Fütterung, und zu ihrer Zucht müßten wir eine gewisse Anzahl Esel und Pferde halten, welche bey den heillosen Wegen gar nicht benuzt werden können. Diese Umstände sind uns bey dem geringen Umfang des uns zugetheilten Landes sehr nachtheilig. Deßhalb dürfen wir aber die Regierung nicht anklagen; es ist unsre Schuld: hätten wir Keckheit genug gehabt, um für jeden von uns einzeln ein Stück Landes zu fordern, so würde es gar keine Schwierigkeit gehabt haben, und wir würden im Besiz einer Quadratmeile seyn. Die Regierung hat uns in jeder Rücksicht mit der größten Güte behandelt, sie hat uns, wo sie es konnte, erleichtert. Schon daß sie das Land auf ihre Kosten kaufte und ausmessen ließ, war eine, keinem andern Einwanderer erzeigte Gunst. Die Messung allein hätte uns gegen hundert Louisd'or gekostet; auf unsere Vorstellungen über die Beschwerlichkeit des Transports unsers Gepäcks und Ackergeräthes sezte sie alle den Berg herabsteigende Maulesel in Requisition, so daß sie uns zu vier Franken das Stück vermiethet werden mußten. Die Regierung hat auch einer jeden Familie des Geviertels sechs Milchkühe versprochen, die wir aber, aus Mangel an Futter, noch lange nicht werden brauchen können.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. 31. Mai.

Die milde Jahrszeit lockt den Städter ins Freye und ladet ihn ein, in den schönen Anlagen um die Stadt zu lustwandeln. Unser geschickter Stadtgärtner, Hr. Rinz, ist durch Fleiß und Geschmack so gut einer Bürgerkrone werth als Mancher, welcher sich um unsere Republik verdient gemacht hat, und wenn wir die schöne Gartenkunst auch zu den Künsten rechnen dürfen, so ist er ein Künstler guter Art. Mit vielem Geschmack sorgt er für die freundlichsten Anlagen, für kühle Schattengänge, lachende Blumenbeete und Wiesen, heimliche Boskets, alles auf einem ziemlich schmalen Raum. Er weiß vom Frühling bis zur spätesten Jahrszeit die Blüthen so geschickt und sinnig über seine Schöpfung zu vertheilen, daß Duft und Farben niemals ausgehen, und wo das Eine abgeblüht hat, sogleich andere Blüthen daneben erscheinen. Hier sind die mannigfaltigsten Blumen, die schönsten Ziersträucher, die seltensten Holzarten und viele exotische Gewächse im Freyen, Alles in schöner Abwechslung anzutreffen. Wer Frankfurt vor fünfzehn Jahren sah, kann es in diesem Zustande der in Gärten und Anlagen verwandelten Festungswerke nicht wieder erkennen. Dem verstorbenen Maire Guiollett unter der Regierung des Fürsten Primas verdanken wir nebst andern schönen Einrichtungen auch diese Verschönerung und freundliche Gestalt der Stadt. Wo man ehemals zwischen Wällen durch das dunkle Festungsthor über den schilfbewachsenen, nur von einigen Wasserhühnern belebten Graben hinaus in's Freye ging, sind jezt stattliche Gitterthore in antikem Styl, zu deren Seiten sich schöne und prachtvolle Gebäude in italienischem Geschmack hinziehen, deren lachende Gärten in Terrassen zur Tiefe des ehemaligen Stadtgrabens hinabgehen. Wo man sonst in schmaler Allee mit geschwornen Bäumen und Hecken vor der Festung um die Stadt spazierte, breiten sich jezt jene schönen Anlagen wie ein duftiger, schöngewundener Blumenkranz um die stattlichen äußersten Häuser. Ueberall blühen aus dem Grün der nächsten Umgebungen freundliche Landhäuser, die an mehreren Seiten schon das Ansehen von Vorstädten gewinnen. Unsere Stadt ist nun nicht mehr den Gefahren von Belagerungen ausgesezt, welche sie zum größten Nachtheil ihres Handels in früheren Zeiten so oft zu bestehen hatte. Die Freundlichkeit ihrer Lage, in einer der gesegnetsten Gegenden Deutschlands, und die Gesundheit des Klima's, sind durch diese Veränderungen auf den höchsten Punkt gebracht worden.

Worauf ganz Frankfurt aufs Aeußerste gespannt und was in auswärtigen Blättern vielfältig verkündet war, der Bau eines neuen Theaters — unterbleibt! Das hiesige Schauspielhaus, welches man für die jezige Zeit zu klein und unvollkommen fand, ist nämlich Eigenthum der Stadt, und die Gesellschaft der Theater-Aktionärs hat es seit ihrem Bestehen miethweise inne. Voriges Jahr wandte sich die Gesellschaft mit dem Gesuch an den hiesigen Senat (Regierungs-Kollegium), daß man ihr erlaube, das Haus zu vergrößern und dafür einige Vergünstigungen an Zuschüssen und Erlaß von Miethgeldern verwillige. Der Senat genehmigte vor Kurzem das Gesuch, und ließ es zur endlichen Bestätigung verfassungsmäßig an die gesezgebende Versammlung (aus Senatsgliedern und Erwählten der Bürgerschaft) gelangen. Die hier zur Prüfung des Gesez-Entwurfs niedergesezte Kommission ließ sich in ihrem Gutachten abschlägig vernehmen, ihre Gründe siegten und bewirkten eine förmliche und endliche Ablehnung des Gesuchs durch Stimmenmehrheit. Dieser Beschluß machte natürlich große Sensation. Am unangenehmsten war die Sache für diejenigen der Herren Aktienairs, welche den Bau in Gang zu bringen suchten und schon verschiedene, zum Theil kostspielige Vorkehrungen getroffen hatten. Die Mehrheit der Aktionäre war im Grunde schon von Anfang gegen den Bau, und nur mit Mühe war im Laufe der Verhandlungen eine schwache Majorität für den Plan eines vergrößerten Hauses gewonnen worden, indem von Seiten des engern Ausschusses der Gesellschaft (Organisations-Ausschuß für bestimmte wichtige und außerordentliche Fälle) der Beweis unternommen wurde, daß der neue Bau, so bedeutende Kosten er auch verursache, zur Verbesserung des Theaters unumgänglich nöthig sey, durch ihn einem so lästigen jährlichen Deficit der Einnahme vorgebeugt, und am Ende das neu aufzuwendende Kapital mit Gewinn wieder herausgezogen werde. Zweifel und Unruhe der Herren Aktienairs wurden nun durch die ablehnende Entscheidung der gesezgebenden Versammlung mit einem Male gehoben. Da die Aktiengesellschaft die zu einem eigenen Theatergebäude erforderlichen großen Fonds nicht aufwenden will, so bleibt ihr nichts übrig, als das alte Haus zu behalten, dessen Mängel man nunmehr durch Aenderung im Innern so gut wie möglich zu heben bedacht seyn wird. Das Nähere hierüber muß ich wegen Mangel an Raum auf meinen nächsten Bericht versparen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 56.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Juli 1824.

Längst hat die Zeit mit leisem Schwanenflügel,
Den Traum verweht vor deinem Angesicht;
Und eingesunken sind der Helden Hügel,
Von denen des Jahrtausends Stimme spricht —
Du bist gereift, in männerstolzem Prangen
Schaust du zurück nach deiner Jünglingszeit,
Ernst ist die Zeit an dir vorbergegangen,
Doch viel der Kränze hast du aufgehangen
Im ew'gen Tempel der Unsterblichkeit.

Adelheid v. Stolterforth.

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Längs der nördlichen Küste des Peloponnesus dehnte sich das alte Achaja bis an das Vorgebirge Araxe (Cap Papa) aus. Dieses Land hat nur in der lezten Epoche der alt-griechischen Geschichte eine Rolle gespielt, da sein Name berühmt ward durch den achäischen Bund, den die griechischen Staaten zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit von der römischen Herrschaft vergebens schlossen. Aus der Hauptstadt Aegium ist das Städtchen Wostitza geworden. An der Meerenge von Lepanto (auch die kleinen Dardanellen genannt), die Morea von Livadien scheidet, lag Paträ, berühmt durch die Menschenopfer, die der Diana gebracht wurden; ihr jetziger Name Patras kommt im gegenwärtigen Kriege oft genug vor.

Südlich von Korinth, an der östlichen Küste des Peloponnes, lag das, an Denkmälern der griechischen Mythologie vorzüglich reiche, Gebiet von Argos. Am Sumpf Lerna (dem jetzigen Mühlenteich) tödtete Herkules die vielköpfige Hydra, und in der Höhle Nemea erdrückte er einen ungeheuern Löwen. An der Küste von Argos landete Inachus mit der ersten egyptischen Kolonie, und drey Jahrhunderte nachher Danaus, der Stammvater des Perseus und des Herkules. Hier herrschte Pelops, von dem die Halbinsel den Namen hat, und seine Nachkommen, Atreus und Agamemnon. In Argos erhielt Danae in ihrem Gefängnisse den Besuch Jupiters. Trözöne (das jetzige Dorf Damala) war die Geburtsstadt des Theseus, und die Grabstätte seiner Gemahlin Phädra. Die Hauptstadt Argos hat ihren Namen von den ältesten bis auf die jetzigen Zeiten unverändert behalten. Ihre Einwohner waren berühmt wegen ihrer Liebe zu den schönen Künsten, und wegen ihrer Anhänglichkeit an die alte echte griechische Musik. Einen schönern Ruhm verdankt Argos den Brüdern Biton und Kleobis, deren aufopfernde Liebe für ihre Mutter mit Statüen in Delphi und Argos belohnt ward.

Mycene, die Residenz Agamemnons, der die Griechen gegen Troja führte, ward von dem benachbarten Argos zerstört. Auf den Gräbern der Atriden, deren Verbrechen und Leiden den Stoff zu den rührenden Tragödien gaben, die auf allen Theatern Griechenlands gespielt wurden, wohnen jezt die Bauern des Dorfes Karvathos.

Nahe bey Argos, am Meerbusen, lag Nauplia, die durch ihre starke Befestigung, welche die alten Griechen für ein Werk der Cyklopen hielten, im jetzigen Kriege, unter dem wohl bekannten Namen Napoli di Romagna, oft der Zankapfel gewesen ist. Die Stadt hat einen vortrefflichen Hafen, und ihr Gebiet wird für eines der fruchtbarsten und angenehmsten in Morea gehalten; sie ist der Sitz eines griechischen Erzbischofs.

Auf der Stelle des jetzigen Dorfes Kastri, am ägäischen Meere, lag ehemals die Stadt Hermione, mit einem den Grazien geheiligten Haine. Gegenüber

liegt die felsige und unfruchtbare Insel Hydra, die in der neuesten Geschichte eine wichtige Rolle spielt, und das einzige Beyspiel in Griechenland ist von einem ehemals unbewohnten, jezt sehr blühenden Lande.

Höher herauf am ägäischen Meere war das Lazareth oder der Gesundbrunnen des alten Griechenlands. Bey der Stadt Epidaurus (Epitavro) hatte Aeskulap seinen berühmtesten Tempel, wo die Kranken aus der ganzen Hellas ihre Opfer darbrachten, um Gesundheit zu erkaufen. Ein genaues Register, welches hier über die merkwürdigsten Krankheiten und ihre Heilmittel geführt ward, war eine sehr nützliche Einrichtung, und die Quelle, aus welcher die größten Aerzte Erfahrung und Kenntnisse sammelten. Epidaurus gegenüber, in der Mitte zwischen den Küsten von Argos und Athen, liegt die Insel Aegina (Engia), die Zuflucht der atheniensischen Greise, Frauen und Kinder, als sie vor der Schlacht bey Salamis Athen den Persern Preis gaben, um der Sklaverey zu entgehen.

Die entgegengesezte westliche Küste des Peloponnes nahm die kleine, aber glückliche Landschaft Elis ein. Mit fruchtbaren und wohl bebauten Thälern bedeckt, und durch ihre Ritterspiele dem besondern Schutze Jupiters geweiht, genoß sie, während das übrige Griechenland durch bürgerliche Kriege verheert ward, Wohlstand und Ruhe, wenigstens so lange der Glaube der guten Ritterzeit dauerte, und war der reichste und bevölkertste Theil des Peloponnes. Ihre glücklichen Bewohner kannten den Krieg nur durch Erzählungen oder durch die Kampfspiele; denn selbst die kriegführenden Truppen mußten, so lange sie durch das Gebiet von Elis marschirten, ihre Waffen abliefern. Die reichsten Familien genossen die Reize des Landlebens, ohne je durch die Begierde nach Geld oder Ehre in die Städte gelockt, oder öfter als einmal in vier Jahren durch das Geräusch unschädlicher Waffen in ihrer Ruhe gestört zu werden. Die Hauptstadt Elis, am Flusse Peneus (wo jezt das Dorf Kallivia am Illiako liegt), war weniger berühmt, als die Stadt Pisa oder Olympia am Ufer des Alpheus, in welcher der prächtige Tempel Jupiters stand, dessen Inneres durch das schönste und erhabenste Kunstwerk des Alterthums geziert war, durch die weltberühmte, sitzende kolossale Statüe des olympischen Jupiters von Phidias. Hier wurden alle vier Jahre, im Anfange des Julius, die berühmten olympischen Ritterspiele gefeyert, zu denen aus allen Theilen der Welt, wo die griechische Sprache geredet ward, Kämpfer und Zuschauer sich versammelten, und die sogar die Chronologie der damaligen Zeit regulirten; denn die Griechen rechneten nach Olympiaden von vier Jahren, und jede Olympiade ward durch den Namen der Sieger bey den Kämpfen des Jahres bezeichnet. Die olympischen Spiele bestanden aus dem Wettrennen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen, aus dem Ringen und Faustkampfe der Athleten, aus dem Zielschießen mit der Scheibe oder dem Wurfspieß u. s. w. Allein nicht blos Stärke und Geschicklichkeit des Körpers, auch die Vorzüge des Geistes bewarben sich um den Beyfall des versammelten Griechenlands; hier las Herodot die neun Musen seiner Weltgeschichte vor, und ganz Griechenland hörte ihm aufmerksam zu; hier verbrannte sich Peregrinus Proteus, um den Griechen ein noch nie gesehenes Schauspiel zu geben. Wenn man den Nutzen bedenkt, der daraus entstehen mußte, daß zu bestimmten Perioden ein ganzes Volk, oder vielmehr die ganze gebildete Welt aus Europa, Asia und Afrika, sich durch Abgeordnete an einem Orte versammelte, um wenigstens auf einige Zeit allen Zwist zu vergessen, und sich, durch das gemeinschaftliche Band der Sprache vereinigt, die Bruderhand zu reichen; um die verjährten Rechte der Gastfreundschaft zu erneuern, und den alten Freund in diesem Leben noch einmal zu umarmen; um Zeuge der Fortschritte zu seyn, die die griechische Kultur in einer Reihe von Jahren gemacht hatte; um sich zu überzeugen, daß die griechische Jugend noch nicht ausgeartet sey; um neue Erfindungen und eine richtige Ansicht der politischen Verhältnisse und des gemeinschaftlichen Interesse aller hellenischen Völker in die entfernte Heimath zurückzubringen — wenn man alles dieß bedenkt, so kann man wol nicht anders, als bedauern, daß auch diese nützliche Einrichtung, die wahrlich mehr als ein bloßes Karrussell war, wie so viele andere verloren ist. Der Ruhm der bey den olympischen Spielen gekrönten Sieger ist vergessen, das Geräusch der Pferde und Wagen ist verstummt, die Waffen der Ritter ruhen, selbst der Tempel und die Statüe des olympischen Jupiters sind verschwunden, der Fluß Alpheus hat seinen wohlklingenden Namen mit dem barbarischen Namen Rophia vertauscht, und auf den Ruinen der einst so berühmten Stadt Olympia steht jezt das Dorf Miraka. Aber die Sagen der Vorzeit sind nicht verloren, und noch jezt erschallt von Zeit zu Zeit eine Geisterstimme der verstorbenen Helden, es erscheinen Gespenster der guten alten Ritterzeit: denn viele neuere Reisende erzählen den merkwürdigen Umstand, daß nicht ein Jahr vergeht, in dem nicht die Wellen des Alpheus alte Helme u. dergl. herabschwemmen, ohne daß man bisher hat entdecken können, woher sie kommen. Friede sey mit den Unbekannten, die sie trugen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Schweizer-Auswanderers nach Brasilien.

(Beschluß.)

Unser Boden ist bergig, er hat aber Thäler, die eines guten Anbaues fähig sind. Fürs Erste muß dieser, da es uns zu jedem andern an Armen fehlt, aus Bohnen

und Mais bestehen: Eine Kaffeepflanzung würde ohne Zweifel die einträglichste seyn, allein wir liegen zu hoch, und unser Boden, der viel Thon und Kies enthält, ist zu kalt. Es soll von Zeit zu Zeit hier Fröste geben; da ginge eine Kaffeepflanzung in einer Nacht zu Grunde. Wirklich haben wir während der Regenzeit Tage gehabt, wo wir, bey wollener doppelter Kleidung, nur am Feuer erwärmten. Mehrere Arme können wir aber, bey der Beschränkung unserer Mittel, jezt nicht kaufen. Eigentliche Arbeiter haben wir nur sechs: unsere beyden Schweizer, die freylich für Viere arbeiten, aber auch für Viere essen; dann unsere vier männlichen Neger; die zwey weiblichen sind mit der Küche, dem Haushalt und der Wäsche für uns sechs Weiße hinlänglich beschäftigt. Die zwey kleinen Neger leisten noch gar wenig, und meine und meiner Gefährten Arbeit, insofern sie von unsern Armen abhängt, ist nicht sehr ansehnlich. Diese sechs Arbeiter müssen also den Anbau der Lebensmittel für vierzehn Menschen, zwey Maulthiere, vier Schweine, für das Geflügel und zwey Ziegen besorgen: da aber unsere Nahrung gänzlich aus Getreide besteht, bedürfen wir dessen viel, und ich sehe gar nicht ab, wie wir davon werden viel verkaufen können. Allein sobald es da ist, sind wir des Absatzes gewiß. Maisbohnen finden in Rio immer ihren Käufer, und haben wir erst Boden genug gewonnen, um Kühe zu halten, so wird uns der Verkauf der Butter und des Käses schnell forthelfen. Indessen ziehen wir Geflügel; die Hühner werden in Rio gut verkauft, und man muß den kleinen Vortheil auch nicht verachten. Allein das bestätigt sich hier, wie so oft in unserer alten Welt: „Wer da hat, dem wird gegeben!" Könnten wir ein größeres Kapital auf den Boden und auf Sklaven verwenden, so würden wir schnellern Gewinn haben. In unserer Lage muß Geduld und Fleiß jenes ersetzen. Da ich das klar und ruhig einsehe, also keine Fehlschlagung mich drückt, könnt ihr mir auch glauben, wenn ich euch versichere, daß mich mein Entschluß mich hier niederzulassen, noch nie einen Augenblick gereut hat. Das Land gefällt mir täglich besser, ich habe erlangt, was mein Bedürfniß war: eine tägliche, zweckmäßige körperliche Arbeit, und zwanglose Ruhe in den Feyerstunden; ich bin keines Menschen Laune unterworfen, und wenn ich auch nicht unbeschränkt frey und unabhängig bin, kann ich doch, wem es auch sey, also antworten, wie es einem Manne geziemt. Seyd also meiner Zufriedenheit gewiß. Wollt ihr mich glücklich machen, so erhaltet mir zuerst eure Liebe, und bey der ersten Gelegenheit, und allen möglichen folgenden, schickt mir Bücher und Schweizer-Zeitungen und Wochenblätter — die ältesten machen mir die froheste Täuschung — legt alle alte Bogen für mich zurück. Vor Allem aber bitte ich auf das Dringendste: schickt mir „Seume's Spaziergang nach Syrakus." Dieser Mann ist mein Lieblings-Schriftsteller; ich führe ihn allenthalben mit mir, und alle Tage lese ich einige Seiten seiner Gedichte. Es hat wol nie zwischen zwey Menschen eine größere Aehnlichkeit der Gesinnungen und Ansichten gegeben, wie zwischen ihm und mir.

Die beyden Herren R., welche nach Magé hinuntergehen, wollen diesen Brief, an dem ich fast einen Monat geschrieben habe, mitnehmen. So gern ich noch lange mit euch schwazte u. s. w.

Wir brechen hier ab, so gern wir dem Leser auch den Ausdruck der treusten Verwandtenliebe mittheilten, die den wackern Mann noch eine lange Seite herunter beschäftigt. Möge Segen seine Bemühungen krönen! Ja, ich glaube, daß er mit Seume Aehnlichkeit hat. Wäre Seume's Schicksal dem seinen gleich gewesen, hätte dessen armes, beengtes Herz auch an dem Busen jener jungen Natur schlagen können, hätte er, statt der Lage, welche Hamlet schildert:

Der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächtigen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Der Uebermuth der Aemter, und die Schmach,
Die Unwerth steigendem Verdienst erzeigt . . . .

die freundliche, nie versagende Erde, wie unser Schweizer, um ihre Früchte bitten dürfen, so wäre er vielleicht von seinem Leide gesundet und lebte noch jezt. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., 31 Mai.

(Fortsezung.)

Neu war in diesem Monat auf unserm Theater nur das Melodrama: Ahasverus, der nie Ruhende. Schon ein fataler Titel. Aber der Inhalt übertrifft das Aushängeschild noch bey weitem an Fatalität, wiewohl dem Fatalismus darin so zu sagen entgegengestrebt ist. Ahasverus, der ewige Jude, kommt nämlich ganz unverhofft, er weiß selbst nicht, warum, zur ewigen Ruhe. — Schon der alte Schubart weicht in seinem lyrisch-rhapsodischen Gedicht von der Volkssage über den ewigen Juden ab, wenn er, nachdem Ahasverus sich bis zum Wahnsinn in dem Gedanken abgewüthet hat, daß Alles in der Natur veraltet, Alles sterblich ist, nur er niemals sterben kann, in welchen Tod er sich auch stürze: wenn der Dichter dann versöhnend das kräftige Gedicht mit den Worten beschließt:

Und Ahasverus sank. Ihm klangs im Ohr;
Nacht deckte seine borst'gen Augenwimper.
Ein Engel trug ihn wieder ins Geklüft;
„Da schlaf nun," sprach der Engel, „Ahasver,
Schlaf süßen Schlaf, Gott zürnt nicht ewig!
Wenn du erwachst, so ist Er da,
Deß Blut auf Golgatha du fließen sahst,
Und der — auch dir verzeiht!" —

Aber nur der Keckheit eines französischen Theaterschriftstellers (das Stück rührt aus dem Französischen her, aus welchem es Th. v. Haupt übertragen hat) konnte es einfallen, aus der Schreckensgestalt des ewigen Juden einen Theatergott zu machen, der im Ungewitter daherfährt, und nach einer guten That, die er im zweyten Akt verrichtet, im dritten auf den Wolken zum Tempel hinaus, d. h. in den Himmel fährt. Die gute That besteht darin, daß er irgendwo in Spanien

einen Schatz hebt, den er vor langen Jahren, mehrere Generationen zuvor, vergraben sah, daß er mit diesem Schatz eine unglückliche Familie in den rechtmäßigen Besitz großer Reichthümer und unschäzbarer Documente sezt, welche leztere dazu dienen, die über jene Familie triumphirende Bosheit zu entlarven. Dem ewigen Juden wird bey der ganzen Geschichte nichts im Geringsten sauer, denn er trägt nicht einmal den schweren Schatz, sondern nur die Documente aus dem Keller heraus. Er kann also wahrhaft von Gnade sagen, daß er für das Bischen Zusehen beym Vergraben und dafür, daß er zu rechter Zeit den Mund aufthut, mit der ewigen Seligkeit belohnt wird. Während man sich in poetischen Operntexten mit Glück versucht, darf doch auch die alte unsinnige Art nicht ausgehen. Hier in Frankfurt hat man bey der Aufführung die Ascension in eine Grablegung verwandelt. Ahasverus wird im Hintergrund von einer Wolkenwand bedeckt, diese geht wieder in die Höhe, Ahasverus erscheint weiter zurück, eine zweyte, eine dritte, eine vierte Wolkenwand bedeckt ihn, er erscheint immer kleiner und zulezt transparent gemalt in seinem Grabgewölbe stehend: dieser Theatercoup wurde das Erstemal beklatscht, und es ist löblich, daß man dem unglücklichen Kindlein aufhilft, so gut man kann. Ich setze nur daran aus, daß es mit den Verjüngungen, die doch wohl ein Entschweben in die Ferne bedeuten, etwas zu langsam ging, und daß man für das Ausharren zulezt mit einem Gemälde belohnt wurde, das nicht von Malerhand herzurühren schien. Ich möchte eine andere Verjüngung anrathen. Man stellt auf dem hiesigen Theater jezt die wilde Jagd des Freyschütz durch Schattenbilder einer laterna magica recht glücklich dar, ließe sich nicht auch die Vergrößerung und Verkleinerung einzelner feststehender Figuren auf dunkelm Hintergrunde durch die Zauberlaterne bewerkstelligen? — Doch zur Hauptsache, der Musik. Es ist gewiß sehr dankenswerth, daß der Hr. Kapellmeister Seyfried auf solche Weise Mozartische Kammermusik zum Gemeingut gemacht hat; nur paßt die herrliche Musik, so geschickt sie auch verbunden ist, schlecht zu dem höchst unglücklichen Text. Will man ganz streng urtheilen, indem man erwägt, wie Mozart die Kunst zu individualisiren, allen Regungen und Leidenschaften die rechte Sprache zu geben, im höchsten Grade besaß, so darf man eine solche Umwandlung von Kammermusik in's Dramatische grade bey Werken dieses Meisters nicht statuiren, während es bey anderen Komponisten weniger thut, da es bey ihnen wohl der Fall ist, daß einerley Motive auf das Verschiedenartigste angewandt werden, und damit wahrer Unfug getrieben wird, wie von Rossini. Mozarts Opernmusik ist auch ohne Text auf der Violine vorgetragen, lebendig und dramatisch, aber seine freyen Phantasieen gewinnen durch die geschicktesten dramatischen Bearbeitungen das Leben nicht, wozu sie nicht geboren sind. — Um die Aussprache des Namens Ahasverus hat man sich hier wie anderwärts lebhaft herumgestritten. Der Künstler, welcher den Ahasverus gab, sprach seinen Namen mehreremale mit kurzem e, ungeachtet er in einer Theaterkritik mit Hebräischem und Griechischem gründlich geschlagen wurde. Der Rezensent gerieth in Zorn und machte zulezt in einer allgemeinen Betrachtung über Rezensenten-Leiden einen satyrischen Ausfall auf den starrköpfigen Helden, worin die Stelle vorkommt, man müsse nicht allzustrenge seyn und zuweilen ein Auge zudrücken, damit nicht ein wildes Genie da oben sage: „Siehe, du infamer Kerl, nun thue ich's gerade nicht; ich will dich ärgern, daß du schwarz wirst!" Ob das wohl christlich sey? Wie glücklich sind doch die Kritiker, die sich, wie sie wollen, ihres Zorns entledigen können; wie sind dagegen die armen Theater-Direktoren zu beklagen, an die das Schwarzwerden über Künstler-Eigensinn nur zu oft kommen mag, ohne daß sie sich helfen können!

Das öffentliche Geheimniß von Calderon ist am ersten Mai zum Zweytenmal und seitdem nicht wieder aufgeführt worden, da unsere Donna Laura, Dlle. Lindner, hierauf einen sechswöchentlichen Urlaub nahm, um in Wien Gastrollen zu geben. In der ersten Zeit ihrer Abwesenheit trat eine Dlle. Fleckenstein von Würzburg in mehreren ihrer Rollen auf, als Bertha in der Ahnfrau, als Aurelia in der Prinzessin von Peien (Wald bey Hermannstadt), als Mohrin (von Ziegler) und zulezt als Preciosa. Obschon von der Natur reicher begabt als Dlle. Lindner, war sie doch nicht geeignet, besonderes Interesse einzuflößen, da sie sich in einer sehr einförmigen sentimentalen Manier bewegte. — Dlle. Lindner betreffend, bemerke ich noch eins. Dem Verf. der Lesefrüchte in der eleganten Zeitung, welcher so gütig ist, aus lauter Demuth seine christlichen Witzeitungen auf Verstöße aufmerksam zu machen, und besonders als geschäftiger Kammerdiener die Garderobe des Morgenblattes und der Abendzeitung recht rein zu wissen wünscht, will ich den Bürstenstrich über meine Aeußerung, daß Dlle. Lindner unbezweifelt die erste jezt lebende deutsche Schauspielerin sey, nicht eher als überflüssig zurückgeben, bis die kritische Welt von Wien gleich der von Berlin das eminente Talent dieser Künstlerin gewürdigt haben wird. Ich pflege nichts zu behaupten, was ich nicht auch zu beweisen im Stande wäre.

– Am 17ten dieses gab Dlle. Schweitzer, königlich baierische Kammersängerin von München, in dem nun bevorzugten neuen Konzertsaale des Gasthauses zum Weidenbusch ein glänzendes Konzert, welches die ersten diplomatischen Personen und die Angesehensten der Stadt mit ihrer Anwesenheit beehrten und das überhaupt sehr zahlreich war. Dieses in neuerer Zeit seltene Glück verdankte die Künstlerin dem Umstande, daß sie vorher in mehreren angesehenen Privatzirkeln ihr Talent zu zeigen Gelegenheit hatte, ferner der lobpreisenden Anzeige unseres Kapellmeisters, Hrn. Guhr, in den öffentlichen Blättern, in welcher bemerkt wurde: „daß sie dem ihr vorangegangenen künstlerischen Rufe nicht nur entspreche, sondern ihn bey weitem übertreffe." Dlle. Schweitzer gab hierauf noch ein zweytes Konzert im Schauspielhause, wo sie ebenfalls mit großem Beyfall belohnt ward. Dlle. Schweitzer besizt eine sehr anmuthige Sopranstimme in dem seltenen Umfange vom unteren C bis ins obere F (zwey Oktaven und eine Terz), welche jedoch nur in den Mitteltönen von bedeutender Kraft ist. Ihr Vortrag hat vielen Ausdruck und Geschmeidigkeit und ist im Piano äußerst anmuthig. Ihre Manier ist die neuere italienische, deren Fehler ihre Vorzüge weit überwiegen, die übertriebenen Künsteleyen mit ihrer Stimme gereichen d. her ihr wie allen Sängerinnen, welche in der Fertigkeit der Töne, in der leidigen Modulations- und Variationen-Sucht mit der Violine wetteifern, zum gerechten Vorwurf. Wenn man es recht bedenkt, welche himmlische Gabe die menschliche Stimme ist, wenn man anderwärts von einem seelenvollen Gesang bis zu Thränen gerührt wird, wie wahrhaft empörend muß man dann solche Verzerrung der Natur finden, welche den höchsten Genuß der Tonkunst, den einfachen Zauber der menschlichen Stimme, dem Bravo von musikalischen Gecken und eines Heeres von Nachbetern aufopfert. Ich eifere hier mit manchem echtem Kenner gegen den allgemeinen Verderb, und weiß wohl, daß Dlle. Schweitzer, wenn sie Ruhm ernten will, mit dem Strom schwimmen muß, aber ich hoffe auch, gleich Jenen, daß wir endlich auf dem Gipfel der Geschmacklosigkeit und des Unsinns angelangt sind und nun wieder zur Natur zurückkehren. Oder will man dereinst die Orchester mit vieltönigen, der außerordentlichsten Modulationen fähigen Menschenstimmen bevölkern und den Gesang völlig überall zur Instrumentation herabsinken lassen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Juli 1824.

Und der Vögel Singen,
Ward Trompetenklingen,
Und des Baches Rauschen,
Ward ein Schlachtruf dir. —
Doch in den Gefilden
Hier sollst du die wilden
Spiele nun vertauschen
Mit des Friedens Zier.

Fouque.

Der Tod des Kralewitsch Marko*).

Serbisch.

Von Goethe.

In der Frühe begab sich der Kralewitsch Marko
Am Sonntage vor der hellen Sonne
Dem Ufer des Meeres nach über das Gebirge Urwina.
Als Marko Urwina hinauf war,
Fing ihm an der Scharatz zu stolpern,
Zu stolpern, und die Thränen zu vergießen.
Dieß war dem Marko sehr schwer,
Und Marko sprach zu dem Scharatz:
„Hey, Scharatz, du mein Gut!
Nun sind's hundert-und-sechzig Jahre
Seit ich mit dir zusammengekommen bin,
Noch nie hast du mir gestolpert,
Und heute fängst du an mir zu stolpern,
Zu stolpern und Thränen zu vergießen:
Weiß Gott, es wird nicht gut seyn,
Es handelt sich Jemanden um den Kopf,
Um meinen oder um deinen."

Indem Marko in diesem Gespräche war,
Schrie die Wile vom Urwina-Berge,
Und rufte den Kralewitsch Marko:
„Wahlbruder, Kralewitsch Marko!
Weißt du, Bruder, warum dein Pferd stolpert?
Der Scharatz bedauert dich, den Herrn,
Denn ihr werdet euch bald trennen."
Aber Marko sprach zu der Wila:
„Weiße Wile, dein Hals soll dir weh thun!
Wie könnte ich mich vom Scharatz trennen,
Mit ihm durchreist' ich Land und Städte,
Bereiste den Morgen bis zum Untergange,
Wahrlich, über den Scharatz gibt es kein besseres Pferd,
Noch über mich einen bessern Helden!
Ich bin nicht gesonnen, mich von dem Scharatz zu trennen,
So lange mein Kopf auf dem Rumpfe steht."

Aber die weiße Wila antwortet' ihm:
„Wahlbruder, Kralewitsch Marko!
Dir wird den Scharatz Niemand mit Gewalt nehmen,
Noch kannst du Marko sterben
Von einem Helden und von einem scharfen Säbel,
Von dem Kolben und von der Kampf-Lanze,
Du fürchtest keinen Helden auf der Erde;
Sondern du, elender Marko, wirst sterben,
Von Gott, von dem alten Tödter.
Willst du mir aber nicht glauben,
Wenn du auf den Gipfel des Berges kommst,
So sieh' dich von Rechts nach Links um,
Du wirst zwey schlanke Tannen erblicken,
Welche den ganzen Wald mit den Gipfeln übertroffen,
Mit grünen Blättern gewürzt haben,
Zwischen ihnen ist ein Brunnen,
Da kehre den Scharatz um,
Steige von dem Pferde ab, binde es an die Tanne,
Neige dich über das Brunnenwasser,
Um dein Gesicht wie im Spiegel zu sehen,
Da wirst du sehen, wann du sterben wirst."
Da gehorchte Marko der Wila.

Als er am Gipfel des Berges war,
Sah er sich von Rechts nach Links um,
Er erblickte zwey schlanke Tannen,
Die den ganzen Wald mit Gipfeln überragt,
Mit grünen Blättern gewürzt haben;

*) Aus dem nächstens erscheinenden ersten Hefte des fünften Bandes. „über Kunst und Alterthum, von Goethe."

Da kehrte Marko den Scharatz um,
Stieg von ihm ab, band ihn an die Tanne,
Neigte sich über das Brunnenwasser,
Sah in dem Wasser sein Gesicht,
Marko sah, wann er sterben wird,
Er vergoß die Thränen und sprach:
„Betrügerische Welt, meine schöne Blume!
Wie schön warst du, ich wandelte zu kurz!
Kurz, dreyhundert Jahre!
Nun kommt die Zeit, daß ich mit der Welt tausche.“

Und der Marko Kralewitsch zog aus,
Er zog den Säbel vom Gürtel aus,
Und kam bis zu dem Pferde Scharatz,
Haute dem Scharatz mit dem Säbel den Kopf ab,
Damit der Scharatz den Türken nicht in die Hände komme,
Daß er den Türken nicht Dienste leiste,
Daß er nicht Wasser und die Kessel trage;
Und als Marko dem Scharatz den Kopf abgehauen hatte,
Hat er sein Pferd Scharatz begraben,
Besser den Scharatz, als den Bruder Andreas!
Er zerbrach den scheermesserscharfen Säbel in vier Stücke,
Daß sein Säbel den Türken nicht in die Hände komme,
Daß die Türken sich mit ihm nicht brüsten,
Daß dieß ihnen vom Marko geblieben sey,
Daß das Christenthum den Marko nicht verfluche;
Und als Marko den scheermesserscharfen Säbel zerbrach,
Zerbrach er die Kampf-Lanze in sieben Stücke,
Und warf sie zwischen die Tannenäste;
Marko nahm den mit Federn versehenen Kolben,
Nahm ihn in die rechte Hand,
Und warf ihn von dem Urwina-Berge
In das blaue, dicke Meer.
Und Marko sprach zu dem Kolben:
„Wenn mein Kolben aus dem Meere kommt,
Dann soll ein solcher Held aufstehen!“
Als der Marko die Waffen zerstört hatte,
Da zog er das Dintenzeug aus dem Gürtel,
Und aus der Tasche unbeschriebenes Papier,
Marko Kralewitsch schrieb einen Brief:
„Wer immer auf den Berg Urwina kommt,
Zwischen die Tannen zu dem kalten Brunnen,
Und findet hier den Helden Marko,
Soll wissen, daß der Marko todt ist;
Bey dem Marko sind drey Beutel mit Geld,
Was für einem Gelde? Lauter gelbe Dukaten!
Einen Beutel gebe ich ihm mit Segen,
Daß er meinen Leib begrabe,
Den andern Beutel, daß die Kirchen verschönert werden,
Den dritten Beutel den Krüppeln und Blinden,
Damit die Blinden in der Welt herumgehen,
Daß sie besingen und des Marko gedenken.“

Als Marko den Brief verfertigt hatte,
Sezte er den Brief auf die grüne Tanne,
Wo sie dem Wege im Gesichte ist;
Das goldene Dintenzeug warf er in den Brunnen.
Marko zog den grünen Rock aus,
Breitete ihn unter der Tanne auf dem Grase,
Machte ein Kreuz, und sezte sich auf den Rock,
Er drückte die Zobelmütze über die Augen,
Legte sich nieder, stand nicht auf.

Der todte Marko lag bey dem Brunnen
Von einem Tage zum andern, eine Woche.
Wer immer den breiten Weg gehet,
Und den Kralewitsch Marko bemerket,
Denkt Jedermann, daß hier der Marko schläft,
Er geht weit um ihn her,
Denn er fürchtet sich, daß er ihn nicht aufwecke.

Wo das Glück ist, da ist auch Unglück,
Wo das Unglück ist, da gibt es auch Glück:
Und das ganze Glück brachte her
Den Igumen Basilius vom Berge Athos,
Von der weißen Kirche Chilendar,
Mit seinem Schüler Isaias;
Als der Igumen den Marko bemerkt hat,
Winkte er dem Schüler mit der rechten Hand zu:
„Sachte, Kind, daß du ihn nicht aufweckest,
Denn der Marko ist aus dem Schlafe übellaunig,
Und er kann uns alle Beyde umbringen.“
Indem der Mönch sieht, wie der Marko schläft,
Sah er ober dem Marko den Brief,
Gegen sich hat er den Brief durchgelesen,
Der Brief sagt, der Marko sey todt.
Dann stieg der Mönch von dem Pferde ab,
Und rührte den Helden Marko an,
Aber der Marko ist schon lange todt.
Der Igumen Basilius vergoß die Thränen,
Denn ihm ist sehr leid um den Marko;
Er gürtelt ihm die drey Beutel Geld ab,
Gürtelte ihm ab, sich zu.
Der Igumen Basilius denkt Gedanken,
Wo er den todten Marko begraben wird,
Er denkt Gedanken, und denkt Alles auf eins hinaus:
Er nahm den todten Marko auf sein Pferd,
Und brachte ihn herunter an das Meerufer,
Sezte sich mit dem todten Marko in ein Schiff,
Brachte ihn gerade gegen den Berg Athos,
Sezte ihn unter der Chilendar-Kirche aus,
Brachte ihn in die Chilendar-Kirche,
Las dem Marko, was dem Todten gebührt,
Besang auf der Erde seinen Leib.
In der Mitte der weißen Kirche Chilendar,
Da hat der Greis den Marko begraben,
Sezte ihm kein Zeichen,
Daß man das Grab des Marko nicht erfahre,
Daß die Feinde über ihn nicht Schadenfreude haben.

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Den mittlern und höchsten Theil der ganzen Halbinsel nimmt Arkadien ein, die griechische Schweiz. Die hohen Berge, bedeckt von den schönsten, mit allen Arten von Wild angefüllten Waldungen, bestimmten die Arkadier zum Jägerleben; aber die fruchtbaren Thäler und Kornfelder zwischen diesen Bergen, die vortrefflichen Weiden, voll gesunder und aromatischer Kräuter, die die zahlreichsten Heerden ernähren konnten, machten sie zu Hirten. Der arkadische Jäger oder Hirte blieb immer frey und unabhängig, zeichnete sich in den Kriegen der Griechen durch Tapferkeit aus, und diente, wie die neuern Schweizer, Jedem, der bezahlen konnte, für Sold. Die arkadischen

Gebirge sind nicht weniger rauh und romantisch, als die Alpen, nicht weniger reich an Wasserfällen, Schluchten und Abgründen. So wie dort der Rhein und die Rhone, so floß von hier der Alpheus nach Olympia, und der Eurotas nach Sparta. In den frühesten wilden Zeiten Griechenlands herrschte in Arkadien die abscheuliche Gewohnheit, Menschen zu schlachten, um sie den Göttern zu opfern, oder, wie es scheint, sie selbst zu verzehren; und die griechische Fabel hat diese Schande verewigt durch die Geschichte des arkadischen Königs Lykaon, der seinen Gast Jupiter mit Menschenfleisch regalirte, und dafür von ihm in einen Wolf verwandelt ward. Cekrops, der aus Egypten menschlichere Sitten nach Griechenland brachte, führte anstatt der blutigen Opfer die Darbringung der ersten reifen Aehren ein, Pan ward die National-Gottheit der arkadischen Hirten, und ihr unschuldiges Leben war zwischen der Pflege ihrer Heerden und ihrer Aecker, zwischen Musik, Tanz und Dichtkunst getheilt.

In den rauhen Wildnissen Arkadiens verrichtete Herkules drey von den zwölf ihm auferlegten Arbeiten. Auf dem unter die Sterne versezten Berge Mänalus fing er die Hirschkuh der Diana und den erymanthischen Eber; in den unzugänglichen Gebüschen des Sees Stomphalos, wo jezt die Stadt Gumnos liegt, vertilgte er die menschenfressenden stymphalischen Vögel.

Unter den Städten Arkadiens verdienen besonders zwey bemerkt zu werden. Bey Mantinäa erhielt Epaminondas den Sieg über die Lakedämonier, und ein Grabmal; auch ward hier das Grab der berühmten Penelope gezeigt, die, nach einer, ganz anders als die Odyssee lautenden, Sage, ihrer Untreue wegen von Ulysses verjagt, nach Mantinäa geflohen war. Auf den Trophäen des Epaminondas steht jezt das Dorf Mondi. Die Festung Megalopolis ward von den Arkadiern, auf den Rath des Epaminondas, als Vormauer gegen Sparta erbaut; aus dieser großen Stadt ist das jetzige Städtchen Sinano entstanden. Nahe dabey lag die alte Stadt Tegea, deren neuer Name, Tripolitza, in dem jetzigen Kriege oft erwähnt wird.

Den südlichsten Theil der Halbinsel nahmen die feindseligen Staaten Messenien und Lakedämonien ein. In drey verhängnißvollen Kriegen kämpften die Messener für die Freyheit ihres Vaterlandes, bis sie, troz ihrer größeren Tapferkeit, durch die größere Einigkeit, Beharrlichkeit und Disciplin ihrer Feinde, durch Verrätherey und Unglück gezwungen wurden, sich unter das harte spartanische Joch zu beugen, das geliebte Vaterland zu verlassen, und in fremden Ländern eine ruhigere Wohnung zu suchen. Messina in Sicilien ward von diesen Ausgewanderten gegründet, und erhielt den Namen ihrer ehemaligen Hauptstadt Messene, den sie im Vaterlande verloren hat. Das alte Messene (Mawra Matia) lag zwischen dem Flusse Pamisus (Spirnazza) und dem Berge Ithome (Vulkano), auf dem die Nymphen das kindliche Alter Jupiters pflegten, und auf dem die Messener eine lange Belagerung aushielten. Ein Zweig des Gebirges Taygetes (Wuni) trennte Messene von Sparta, und war der Schauplatz der fast unglaublichen Heldenthaten und Abenteuer des edeln Aristomenes.

Messenien war ein fruchtbares, wohl bebautes und volkreiches Land, hat sich aber, seit es von den Lakedämoniern verwüstet und entvölkert ward, nie wieder erholt. Längs der ganzen Küste war eine Menge vortrefflicher Häfen: Kyparissia (jezt Arkadia), Pylos (Nawarina) eine volkreiche Handelsstadt, durch zwey starke Festungen vertheidigt, Pherä (Kalamata), Gerenia (Zarnata), Mothone und Korone, zwey, im jetzigen Kriege unter dem Namen Modon und Koron sehr bekannte, ansehnliche und wohl befestigte Städte; die erste besonders ist durch ihren ausgebreiteten Handel sehr wichtig; die leztere hat dem messenischen Meerbusen den Namen Golf von Koron gegeben. Modon und Koron sind, nebst Patras, die einzigen Festungen in Morea, die noch in den Händen der Türken sind.

Oestlich von Messenien lag das alte Lakonien, das Vaterland des Kastor und Pollux, und ihre Schwester Helena, die unter allen Fürsten Griechenlands, die sich um sie bewarben, Menelaus zum Gemahl wählte, sich von dem Phrygier Paris entführen ließ, und dadurch Griechenland und Asien in einen Krieg verwickelte, den Homers Gesänge im Andenken erhalten werden, wenn Marengo, Auerstädt und Waterloo vergessen sind. Durch die rauhe, kriegerische Erziehung seiner Jünglinge, durch eine strenge Disciplin und wohlberechnete Taktik, durch einen Ehrgeiz und Patriotismus, wovon die Geschichte kein zweytes Beyspiel aufzuweisen hat, durch weise Gesetze und Einrichtungen, aber noch mehr durch die strenge Befolgung derselben, unterjochte dieses kleine Land einen Staat nach dem andern und erhielt am Ende des beynahe dreyßigjährigen Peloponnesischen Krieges als Siegerin und Zerstörerin von Athen selbst die Oberherrschaft über Griechenland; bis endlich der undurchdringliche Phalanx der gewandteren Taktik der römischen Legionen weichen mußte. Als ganz Griechenland sich unter das eiserne Joch des Halbmondes gebeugt hatte, zogen sich die Nachkommen der alten Spartaner in den südlichsten Theil der Halbinsel zurück, behaupteten in den unzugänglichen Gebirgen von Maina ihre Unabhängigkeit, machten durch Streifzüge und Seeräubereyen ihren neuen Namen, Mainoten, berühmt, und zündeten den ersten Funken des Kampfes an, der nun schon drey Jahre fortdauert.

Lakonien besteht aus Gebirgsketten, die hin und wieder fruchtbare und anmuthige Thäler einschließen. Die Berge sind mit Wäldern bedeckt, die durch den Reichthum

an Wildbråt und durch eine im alten Griechenland sehr berühmte Gattung von Jagdhunden von jeher die Jagd zum Lieblingsgeschäft und Vergnügen der Lacedåmonier machten. Außer den in Griechenland gewöhnlichen Früchten brachte Lakonien eine Menge Arzneykräuter hervor; an den Küsten fing man die von den Alten sehr geschätzte Purpurmuschel; und die Ufer des Eurotos waren mit einem Rohre bedeckt, welches den Griechen zum Kriege und zur Jagd, wie zu den Künsten und Wissenschaften diente: denn sie verfertigten daraus Pfeile, Schreibfedern und Flöten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Unter die merkwürdigen Bücher der Zeit gehört Kapitån Cochrane's Reise durch Siberien (Cochrane's pedestrian journey theough Russia at Siberian Tartary); nicht allein um der vielen interessanten Nachrichten über jenes entfernte Land und seine mannigfaltigen Völker, die es uns in einem einfachen anspruchlosen Styl so reichhaltig mittheilt, sondern auch um seiner Bemerkungen über den gesellschaftlichen Zustand, der Sitten und Lebensweise der Russen in den meisten Provinzen des Reiches, besonders aber um seines redlichen Zeugnisses willen zu Gunsten russischer Gastfreyheit und Herzensgüte, die der Verfasser selbst allenthalben erfahren. Nach Dr. Lyal's Angaben ist eine solche Erscheinung besonders erfreulich, indem hier die allgemeinen Beschuldigungen dieses Verläumders des russischen Charakters durch das klarste Zeugniß, nicht durch eben so allgemeine Lobsprüche, sondern durch unwidersprechliche Thatsachen widerlegt werden. — Was zum Vortheil der Menschheit ausschlägt, muß den Guten immer erfreuen. — Auch sein Zeugniß für Deutschland ist sehr günstig. Er hatte Frankreich zu Fuße durchreist und war auf dem Wege von Metz auf deutschem Boden angelangt: er übernachtete in Saarbrücken; „Ehe ich zu Bette ging, sagt er hier, konnte ich nicht umhin, den Unterschied in der Erziehung eines Deutschen und eines Franzosen zu bemerken. Die Grenzen sind zu dieser Beobachtung am besten geeignet; man rede mit einem Deutschen, wie arm und niedrig auch sein Stand, über irgend einen Gegenstand, und seine Antwort wird zeigen, daß er wenigstens irgend etwas gelernt hat. Man spreche dagegen auf gleiche Weise mit einem Franzosen, und die Antwort fällt: Monsieur, cela je ne puis pas vous dire, begleitet von einem Achselzucken, welches nur ein Franzose so ausdrucksvoll und lächerlich machen kann. Der Vergleich bleibt aber noch nicht hier stehen. Die Sitten des Volkes, seine Lebensweise, die Einrichtung und Reinlichkeit in den Häusern, ja, die Bescheidenheit seiner Weiber — mit einem Worte, Alles, was das Leben angenehm macht, erinnert mich auf's stärkste, daß ich nicht in Frankreich zu Bette gehe.“ Von den Preußen indessen spricht er sehr ungünstig, und besonders im Brandenburgischen scheint er sehr viele Härte und unfreundliches Betragen erfahren zu haben, indem ihn die Wirthe fast nirgends in's Haus nehmen wollten, und ihn allenthalben mit Geringschätzung behandelten, so daß in Berlin der englische Gesandte ihm seinen Kutscher mitgeben mußte, ihm ein Quartier zu verschaffen, und daß er in Stettin würde haben in der Strenge des Winters unter freyem Himmel schlafen müssen, hätte sich nicht ein Seemann seiner erbarmt, und ihm ein Unterkommen für die Nacht verschafft. Die Ursache dieser ungastfreundlichen Behandlung war — weil er zu Fuße reisete und etwas bettlerhaft gekleidet war. Diese Ursachen würden freylich in allen gebildeten Ländern gleiche Wirkungen hervorgebracht haben; den rohen Russen aber scheinen ihn diese Mängel gerade als ein Gegenstand, welcher ihrer Gastfreyheit am meisten bedurfte, empfohlen zu haben! — So richtig indessen seine Bemerkungen über die Menschen und Sitten seyn mögen, so darf man doch seinen statistischen Bemerkungen nicht sehr trauen, indem er z. B. Mainz dem „Herzoge von Hessen-Kassel“ zuertheilt, und das preußische Gebiet in die Entfernung eines „Steinwurfs“ von Frankfurt sezt!

Ein gewisser Hamilton hat seit einigen Monaten ein neues Lehrsystem für Sprachen einzuführen gesucht, welches ihm auch durch die unverschämteste Marktschreierey in Zeitungsanzeigen, und noch mehr durch öffentliche Vorlesungen in und um London so weit gelungen ist, daß er und seine Gehülfen bereits mehrere Hundert Schüler unter sich haben. Dieses neue System (welches aber eigentlich nur in der allgemeinen Anwendung neu ist) besteht in der Mittheilung von Wörtern vor der Grammatik, und zwar auf folgende Art: z. B. in der französischen Sprache ist das erste Buch das Evangelium Johannis mit einer zwischenzeiligen wörtlichen Uebersetzung, indem der Schüler zuerst blos Wörter (nicht Säze) lernen soll. Der Lehrer liest den Saz und die Schüler wiederholen ihn der Reihe nach, nach ihm. Auf diese Weise gibt Hr. H. vor, soll ein jeder (was auch sein Alter, seine Fähigkeit oder Uebung innerhalb zehn Stunden alle in diesem Buche enthaltenen Wörter (die er mit den Biegungen auf 10,000 rechnet) vollkommen inne haben. In den zweyten zehn Lektionen durchgeht man Pirrin's Fabelbuch und in der dritten eine gewisse Anekdoten-Sammlung auf dieselbe Weise. Die achtzehn lezten Lektionen sind dem Uebersezen in's Französische, der Grammatik u. s. w. gewidmet, und am Ende derselben muß ein jeder Schüler die Sprache verstehen, sprechen und schreiben können. Dieselben Verheißungen ungefähr macht er hinsichtlich der alten Sprachen, des Deutschen, Italienischen ꝛc. Dieses abgeschmackte Versprechen ausgenommen, so wie noch einige andere Ungereimtheiten, z. B. daß jedes Wort in einer Sprache mit vielleicht zwey oder drey Ausnahmen nur eine Bedeutung habe, daß alle Wörterbücher nichts taugen und unnüz seyen, und Niemand die Sprache zu verstehen brauche, die er zu lehren wünscht (beyläufig gesagt, eine sehr gute Hinterthüre für H., welcher kaum seine Muttersprache inne zu haben scheint) verdient dieser Lehrplan beachtet zu werden, indem er, wie mich dünkt, in den Händen eines geschickten und thätigen Lehrers höchst wirksam gemacht werden könnte. Es ist nur zu bedauern, daß ein so unfähiges Subjekt das große Werk der Schulreformation, deren wir hier gewiß bedürfen, in die Hände genommen hat.

Vor Kurzem wurde von den Vorstehern der Gesellschaft für die Unterdrückung der Betteley ein Mann vor das Polizeyamt gebracht, welcher seit vielen Jahren durch den Ertrag von Bettelbriefen in seinem und anderer Namen im höchsten Glanze gelebt hat, und dieses glänzende Aeußere dazu benuzte, um sich das Ansehen eines vornehmen Beschüzers der Armuth zu geben. Da man ihn aber bis zum nächsten Verhör entließ, und inzwischen sich auch eine Menge Gläubiger meldeten, die dieser Menschenfreund zu verschiedenen Zeiten hintergangen, so hat er sich aus dem Staube gemacht. Indessen hat doch das Publikum durch die Bekanntmachung der Sache so viel gewonnen, daß es in Zukunft gegen ihn und Leute seines Gelichters mehr auf seiner Hut seyn kann.

Der neue Roman des Sir Walter Scott, tha Red Gaunltat, ist so eben erschienen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Juli 1824.

Mit Rosen umweben
Der Sterblichen Leben
Die gütigen Feen!
Sie wandeln und walten
In tausend Gestalten
Bald häßlich bald schön.

Matthisson.

Der verwünschte Prinz.

Mährchen von Fr. Laun.

1.

Es war einmal ein Prinz, kein Mensch wußte wo. Kein Mensch wußte auch wie er aussah, ja nicht einmal, wie er hieß. Das aber ging so zu: Das Land stand unter dem Protektorate der Feen. Dergleichen hatte vielleicht sein Gutes, wenn die Fee eine gute war; manche davon soll jedoch eine gar böse Sieben gewesen seyn. Man sagte sich das häufig ins Ohr. Denn herausplatzen damit durfte Niemand, der nicht eine Nase und zwey Ohren zu viel hatte. Alle hundert Jahre kam eine neue Protektorin, und zwischen ihrem Antritt und dem Abzuge der alten gab es einen Tag, wo das Volk, sich selbst überlassen, reden mochte, was es nur wollte. Der lezten Fee, Capricciosa mit Namen, soll von diesem Einen Tage das linke Ohr zweyhundert Jahre nachgeklungen haben.

Unter Hoffnung und Furcht harrte so eben Jedermann auf den Einzug der neuen Fee. Alle Fenster lagen und alle Bäume hingen voll Neugieriger an der Straße, vom Feenthore an, bis zum Schlosse des Königs, und unten auf dem Pflaster wimmelte auch Alles von Menschen. Der König stand mit sämmtlichen Großwürdenträgern auf dem Balkon, und wollte vor Ungeduld vergehen. Ein ausgesendeter Kourier nach dem andern brachte immer die nämliche trostlose Nachricht zurück, daß die Erwartete noch nirgend zu hören und zu sehen sey.

Auf einmal erscholl jezt ein allgemeines Ach! als ein Punkt, der Anfangs nicht größer gewesen, als eine kleine Kanonenkugel, über dem Schlosse hoch in der Luft schwebte, und wie er immer tiefer herabsank, auch an Größe immer gewaltiger zunahm, bis zulezt am Hauptportale, unter Trompeten- und Paukenschall, ein stattliches Luftschiff herab sich senkte, aus welchem die Fee Graziosa mit ihrem ganzen Gefolge stieg.

Am meisten waren vielleicht diejenigen zu beklagen, welche mit schweren Kosten Fenster in Häusern an der Straße gemiethet, oder beym Herunterfallen von den Bäumen Arme und Beine gebrochen hatten.

Mit diesem ersten Querstriche durch eine allgemeine Rechnung ermunterte Graziosa die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht sonderlich. Sie sah indessen so wunderschön aus, und hatte so gar liebliche Blicke und Manieren, daß im Schlosse kein Mensch den bald darauf folgenden zweyten Streich ihr zugetraut hätte. Vor ungefähr vier Wochen nämlich war die Königin von einem Prinzen entbunden worden. Da es nun der Gebrauch mit sich brachte, daß die jedesmalige Fee die Kinder des Königshauses aus der Taufe zu heben pflegte, und man der Fee Capricciosa wenig Gutes zutraute, so war die Taufhandlung bis zu Graziosa's Einzuge verschoben worden. Kaum aber wollte am Taufsteine die Wehmutter das Prinzlein der Fee auf die Arme legen, als der Täufling sammt dem von Gold und Edelsteinen starrenden Bettchen verschwunden war, und damit ein allgemeines Lamentiren zum Ausbruche

kam. Denn das Kind war weg und blieb weg. Die Fee aber zuckte die Achseln auf die Frage, was das bedeuten sollte. Jedermann konnte sich's freylich an den fünf Fingern abzählen, daß kein Mensch als sie wußte, wie es zugegangen, und wo das Kind hingekommen war. Es spizte sich auch schon jeder Mund und jede Feder, um der Störerin des schönen Festes tüchtig die Wahrheit zu sagen. Gleichwol kam es zu nichts, weil ein Jeder zu viel Vorliebe für seine Nase und seine Ohren hatte.

Zu den tiefbetrübten Eltern aber sprach die Fee: „Herr König und Frau Königin, was ihr auch sehet, oder vielmehr nicht sehet, so lasset euch darum kein graues Haar wachsen. Euer Prinzlein soll hoffentlich ein so guter Christ werden, als wenn er's in diesem prächtigen Taufbecken geworden wäre. Da ihr mich übrigens zu seiner Pathe erkoren, so nehmet die Geschenke in Empfang, welche ich ihm mitbringe. Ob er je wiederkehren werde, weiß ich zwar nicht. Für den Fall aber, daß es geschehen sollte, bitte ich, ihm das Erbrecht auf diesen Thron vorzubehalten. Und das wenigstens zwanzig Jahre lang. So viel ihr auch Prinzen noch erzielen möchtet, so darf doch erst nach Ablauf dieser Zeit einer davon als Kronprinz anerkannt werden. Und du, Frau Königin, nimm dieses güldene Reiflein mit dem Vergißmeinnicht aus meiner Hand, und stecke es an den kleinen Finger deiner Linken, wohin es gehört. Wenn je Einer käme, sich für deinen Erstgeborenen auszugeben, so versuche mit diesem Reiflein, ob er solches auch sey. Nur dann ist er's, wenn dieser Ring an seinen Goldfinger passen sollte. Und paßt er nicht, so lasset den Betrüger geradezu in's Narrenhaus sperren. Damit werdet ihr meine Wünsche erfüllen, und ihm, und euerm verlornen Prinzen, und euch selber das gebührende Recht verschaffen."

Während sie dieses sprach, hatten ein Paar Großwürdenträger ihre Geschenke für den verloren gegangenen Kronprinzen auseinandergelegt, und der Glanz derselben nahm, mit Ausnahme des tiefbetrübten Königspaares, Aller Augen dergestalt ein, daß kein Mensch bemerkte, wie sich die Fee mit ihrem ganzen Gefolge inzwischen entfernt hatte. Man gewahrte es erst, als plötzlich Trompeten und Pauken hoch aus der Luft herunterschollen. Das Luftschiff stieg eiligst höher und höher, erschien dann nur noch wie ein schwarzer Punkt, und verschwand endlich ganz aus dem Gesichte der Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Die Hauptstadt von Lakonien heißt eigentlich Sparta, ward aber auch mit dem Namen des ganzen Landes Lakadämon genannt. Ohne Mauern vertraute sie die Sicherheit ihrer Häuser, oder vielmehr Hütten, der Tapferkeit der Bürger an, die beständig mit der Jagd oder mit Kriegsübungen beschäftigt waren. Ihr vorzüglichstes Gebäude war der Tempel der Minerva, in welchem die Spartaner ihren König Pausanias, den Sieger bey Platäa, wegen seiner Verständnisse mit den Persern, tödteten. Nicht weit von der ansehnlichen und wohl befestigten Stadt Misistra, die aber jezt nicht mehr von Spartanern, sondern meistentheils von Juden bewohnt wird, findet man noch Ruinen des alten Sparta.

Lakonien wird durch einen Meerbusen, in den sich der Eurotas (Waßili-Potamo, der königliche Fluß) ergießt, in zwey Erdzungen getheilt: auf der östlichen war das maläische Vorgebirge (St. Angelo), auf dem westlichen Tenaros (Kap Metapan). Bey der Stadt Tenaros, dem jetzigen Dorfe Kalhwares, war eine berühmte Höhle, der Eingang zur dunkeln Wohnung des Pluto, durch welchen Herkules den Cerberus, und Orpheus seine Gemahlin, Eurydice, aus der Unterwelt entführte. Das Andenken dieser Fabel ward noch lange nachher durch die geheimnißvollen Gebräuche erhalten, mit denen die Priester am Eingange der Höhle die Seelen aus dem Reiche der Schatten hervorriefen, oder die Gespenster in ihre ruhige Wohnung zurückschickten. Zu Amyklä, nahe bey Sparta, stand einer der berühmtesten Tempel Apollo's, da wo jezt das Dorf Salavo Chori liegt. An der östlichen Küste, auf einer kleinen Insel, nahe bey dem ehemaligen Epidaurus Limera, liegt jezt die ansehnliche und sehr befestigte Stadt Napoli di Malvasia, deren herrliche Trauben einer eigenen Art von Wein den Namen gegeben haben.

In einer Entfernung von fünf Stunden von der südlichsten Küste Lakoniens liegt die Insel Cythere, an deren Ufer Venus dem Meere entstieg und Besitz von der Erde nahm, wo sie sich zuerst den Sterblichen zeigte und ihren ältesten Tempel hatte, oder, prosaisch zu reden, wo phönizische Seefahrer den Dienst der Venus zuerst in Griechenland einführten. Der Hafen, in dem die Phönizier Waaren aus Asien und Afrika landeten, hieß damals Skandäa, jezt St. Nikolas. Die Insel ist felsig und unfruchtbar; auch sagt die Fabel, daß Venus, nachdem sie sich ihren Geburtsort etwas genauer besehen hatte, ihn verließ, um lieblichere Gegenden zu suchen. Cythere hat jezt 8000 Einwohner, und ist unter dem Namen Cerigo eine der sieben jonischen Inseln.

Die nördlichste der jonischen Inseln, und der Sitz der englischen Regierung, ist Korfu, ehedem Korcyra genannt, und unter ihrem ältern Namen Scheria, oder die Insel der Phäaken, allen Lesern der Odyssee bekannt. Diese Insel, die durch einen sehr engen Kanal von der Küste von Epirus getrennt ist, bringt alle Früchte der warmen Länder im Ueberfluß hervor; besonders werden

ihre Feigen als die wohlschmeckendsten gerühmt, die man bisher kennt. Ihre jetzige Bevölkerung beläuft sich auf beynahe 70,000 Einwohner. Die Hauptstadt Korfu ist der Sitz eines lateinischen Erzbischofs, und hat einen vortrefflichen Hafen, der durch zwey Festungen vertheidigt wird. Nahe an ihrem südlichen Vorgebirge liegt die kleinste der jonischen Inseln, Paxo, die nur 3000 bis 4000 Einwohner hat.

Längs der Küste von Acharnanien oder Karnien liegen die jonischen Inseln St. Maura, Ithaka, und Cefallonia. Die erste hing ehemals durch eine schmale Erdenge mit der Küste, nahe beym Vorgebirge Actium, zusammen. Ihr alter Name, Leukadien, ist durch den leukadischen Sprung bekannt.

Auf ihrer südlichsten Spitze, Leukate (Kap Ducato), stand auf einem steilen Felsen ein dem Apollo geweihter Tempel, von welchem unglückliche Verliebte sich in das Meer stürzten, um gegen die böseste aller Krankheiten eine Radikalkur zu gebrauchen. Dieses Heilmittel gebrauchte die Königin Artemisia, die in der Schlacht bey Salamis einen Theil der persischen Flotte kommandirte; und die von dem schönen Phaon verlassene Sapho fand hier in den Wellen den Tod. Anfangs gebrauchte man alle mögliche Vorsicht, um die verzweifelten Springer zu retten; und so wurden viele durch das kalte Bad, wenigstens auf einige Zeit, von ihrer Krankheit geheilt. Als aber die Sache immer öfter eine unglückliche Wendung nahm, so kam der leukadische Sprung endlich aus der Mode, und man suchte sich zu helfen, so gut man konnte. Die Insel St. Maura ist sehr fruchtbar, hat eine wohl befestigte Stadt und 18,000 Einwohner.

Cefallonien ist die größte und eine der fruchtbarsten der jonischen Inseln: besonders ist ihr Muskatwein sehr berühmt. Die Hitze auf dieser Insel ist so groß, daß die Bäume auch im Winter blühen. Ihre Bevölkerung beläuft sich auf 60,000 Einwohner.

Zwischen Cefallonien und St. Maura liegt die kleine Insel Ithaka (Theaki), einst das Königreich des durch seine List und seine Abenteuer berühmten Odysseus oder Ulysses. Die jetzige Volksmenge dieses Königreichs beträgt nur 8000 Seelen.

Die jonischen Inseln gehören wegen ihrer Fruchtbarkeit, ihres sanften Klimas und ihrer malerischen Gegenden zu den Gärten der Erde; aber alle übertrifft an Schönheit und Fruchtbarkeit die Insel Zante, ehedem Zacynthos, wenige Meilen von der südlichen Küste Cephaloniens, und der westlichen von Elis. Fast ihre ganze *Oberfläche* besteht aus einem Weingarten, der durch *Gebüsch und* Alleen von Oliven, Orangen und andern edeln *Fruchtbäumen* durchschnitten wird. Mehrere Schiffe laufen *jährlich aus ihren Häfen*, beladen mit den getrockneten Weinbeeren, die man von der Stadt Korinth benannt hat, und die den größten Handelsartikel der jonischen Inseln überhaupt ausmachen. Sie hat 40,000 Einwohner, und außer einem griechischen auch einen lateinischen Bischof, wie die meisten jonischen Inseln seit der venetianischen Herrschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. 31. Mai.

(Fortsetzung.)

Indem ich zu dem in meinem lezten Schreiben angekündigten Bericht über die Jahresfeyer der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft übergehe, habe ich den Zustand und die Bereicherung dieses aufklärenden wissenschaftlichen Vereins zuerst in möglichst gedrängten Daten anzugeben. Mehrere Naturforscher der hiesigen Gegend, meistens Frankfurter, beschlossen durch Aufgebot eigener Kräfte und in der Hoffnung, von ihren wohlhabenden Mitbürgern zum Besten der Wissenschaft und zur Belehrung der Jugend ansehnlich unterstützt zu werden, so wie einige beträchtliche Privatsammlungen naturhistorischer Gegenstände zu gewinnen, ein naturhistorisches Kabinet für Frankfurt anzulegen. Zwey merkwürdige Frankfurter Reisende in entlegenen Welttheilen, der eine schon seit Jahren als Naturforscher in Brasilien, Freyreis, der andere nunmehr zum Zweytenmal auf Entdeckungen in Afrika, Rüppell, waren ganz dazu geeignet, der neuen Gesellschaft Glanz und Ansehen zu verschaffen, indem sie selbst naturhistorische Sendungen machten und zu Verbindungen ausgebreiteter Art Gelegenheit gaben. Es fand sich auch bald eine große Anzahl von Freunden und Gönnern zusammen, welche es möglich machten, das Institut gehörig zu organisiren und zu fundiren. Unter den hiesigen reichen Partikuliers ist der Hr. Banquier Moritz von Bethmann, der Freund der Künste und Wissenschaften, welcher bey jeder Gelegenheit seinen edeln und liberalen Sinn unter seinen Mitbürgern bethätigt, als mächtiger Unterstützer obenan zu nennen. Aber auch bemittelte Einwohner aus allen Ständen bewiesen ihren patriotischen Sinn, indem sie sich zu beytragenden Mitgliedern der Gesellschaft aufnehmen ließen. Der Verein wurde in den Stand gesezt, ein eigenes Haus zu bauen, wozu am 20sten November 1819 der Grundstein gelegt wurde, und das nunmehr, im Aeußern wie im Innern schön und zweckmäßig eingerichtet, eine Zierde unserer Stadt bildet. Es steht auf dem ehemaligen Eschenheimer-Wall dicht am Thor und geht zur Hälfte in den Hof des Senkenbergischen medizinischen Stiftes, dessen verewigter Gründer als ein edler Freund der Wissenschaft und der leidenden Menschheit durch Verleihung seines Namens gleichsam zum Schutzpatron des neuen Institutes erkohren ward. Bald wurden in diesem Gebäude ansehnliche Sammlungen aufgestellt und Raum wurde genug, denselben mit der Zeit immer größere Ausdehnung zu geben. Es war die größte Freude für alle Einwohner der Stadt und für alle Eltern, hier zur Belehrung und Unterhaltung die Natur im Kleinen aufgestellt, und die Sammlungen sich nach und nach durch regen wissenschaftlichen und patriotischen Eifer ansehnlich vergrößern zu sehen, um so mehr eine Freude, da das Kabinet aus sehr kleinen Anfängen hervorging. — Aus dem Senkenbergischen Stift erhielt die Gesellschaft ein ausgezeichnetes Herbarium der vaterländischen Flora

und eine schöne Mineraliensammlung. Durch Ankauf, Tausch und durch geschickte Ausstopfer kam man bald in den Besiz einer ziemlichen Anzahl vierfüßiger und anderer Thiere. Der um die Naturgeschichte der Vögel so verdiente Hofrath Meyer in Offenbach verkaufte der Gesellschaft sein berühmtes europäisches Vögelkabinet, das vollständigste, welches existirt. Freyreis sandte brasilianische Vögel und andere Thiere. Durch Geschenke einheimischer Freunde kam manches schöne Exemplar von Thieren und Mineralien in die Sammlung. Unter den Säugethieren ist in dieser Hinsicht vor Allen zu nennen das Schnabelthier (Ornythorhynchus paradoxus), das fünfte Exemplar in Europa, aus London erhalten, ein Geschenk des verstorbenen Domdechanten, Freyherrn von Hohenfeld. — Eine schöne Sammlung von Conchylien wurde von der Familie Gogel verehrt, eine schöne Sammlung von Schmetterlingen von Hrn. Hofrath Cordier. Insekten aus Brasilien und Surinam von Freyreis. Eine ausgesuchte Sammlung von Fischen durch den Hrn. Banquier Freyhr. von Rothschild in Neapel. Amphibien deßgleichen von ihm und vom Anderen. — Endlich langte vor einiger Zeit nach zwey früheren ansehnlichen Transporten die dritte naturhistorische Sendung von Rüppell aus Egypten an. Ehe ich davon ausführlicher rede, muß ich noch ein seltenes Geschenk nahmhaft machen, welches eine verehrte Mitbürgerin, die Frau Generalin von Panhuys, geborne Freyin von Barthausen, vor ganz Kurzem der Gesellschaft widmete. Der verstorbene Gemahl der Frau von Panhuys war längere Zeit holländischer General-Gouverneur von Surinam, und da sie denselben dahin begleitete, hatte sie dort Gelegenheit, interessante naturhistorische Forschungen zu machen und sich eine Sammlung dortiger Merkwürdigkeiten anzulegen. Diese sehr interessante Sammlung hat sie nunmehr der naturforschenden Gesellschaft zum Geschenk gemacht. Sie besteht aus Kunst- und Industrie-Erzeugnissen der Indianer in Surinam, theils von den Urbewohnern, eigentlichen Indianern (indigenae), theils aus Cayenne von den Negern. Die Kunstgegenstände sind hauptsächlich folgende: 1) Waffen der Indianer, Bogen und Pfeile, Schlagkeulen von Eisenholz (die eines Häuptlings mit einer Hand); 2) Federkronen eines Häuptlings; 3) das Modell einer indianischen Hütte nebst allem Hausgeräth, von Indianern selbst verfertigt; 4) eine indianische Hangmatte; 5) Weiberpuz: Halsschnüren von verschiedenen Sämereyen, zwey Weiberschürzen, ihre einzige Bekleidung circa 8 Zoll breit und 6 Zoll lang, mit europäischen Glasperlen geflochten; 6) verschiedene Körbe und eine Brieftasche, womit die Neger Briefe über Land tragen, aus Rohr geflochten; 7) von Rohr geflochtene Rasseln zum Tanz, mit Sämereyen, eine Art von Castagnetten; 8) verschiedenes Hausgeräth aus Thon, der in der Sonne getrocknet ist, unter andern Krüge, die sie mit nassem Tuch umwickeln und den Sonnenstrahlen aussezen, um das darin enthaltene Wasser abzukühlen; 9) Harz, wahrscheinlich Kopal, woraus die Indianer ihre Lichter machen; 10) verschiedener anderer Hausrath, unter andern ein Halsband von Krokodillzähnen, um den Kindern das Zahnen zu erleichtern. — Von Naturgegenständen sind vorzüglich merkwürdig: 1) Eine reiche Sammlung verschiedener Holzarten der Urwälder, welche in Surinam verarbeitet werden; 2) Früchte und Sämereyen verschiedener Art, größtentheils unbekannt. Hierunter verschiedene Früchte, die zu Hausgeräth benuzt sind, als Kokosnüsse, Calabassen, mitunter mit schön ausgeschnittenen und gemalten Zeichnungen geziert. Eine Reihe anderer seltener Naturgegenstände, welche aufzuzählen zu weitläufig wäre. — Frau von Panhuys ist aber nicht allein Naturforscherin und Sammlerin, sie besizt auch ein ausgezeichnetes Maleralent. Sie hat die Gesellschaft zugleich mit einer schönen Sammlung eigenhändiger Zeichnungen und Malereyen von ihrer Reise über Meer beschenkt. Es ist merkwürdig, daß gerade vor hundert Jahren die durch ihre Zeichnungen von Naturgegenständen, Pflanzen und Thieren berühmt gewordene Frankfurterin, Sibilla Merian, Tochter des berühmten Mälers und Kupferstechers Merian, dort in Surinam war und sich eben so, wie Frau von Panhuys, mit Abbildung dieser Gegenstände beschäftigte, und alle Kenner müssen zum Ruhme der lezteren eingestehen, daß sie die zweyte Merian genannt zu werden verdient, sowohl hinsichtlich der Treue ihrer Abbildungen, als auch wegen der sorgfältigen und zarten Behandlung der Gegenstände. Ihr Talent erstreckt sich zwar weniger auf Thierzeichnung, aber dafür ist sie eine vorzügliche Landschaftmalerin. Die dem Institut geschenkten sämmtlichen Zeichnungen und Gemälde aus jener Zeit bestehen in: 1) Landschaften, von den Kanarischen Inseln, von Teneriffa, Groß-Canari, Gegenden von Surinam, Landschaften und Baumgruppen, zusammen 25 Blätter; 2) Pflanzen und Blumen, zusammen 40 Blätter, hierunter auch ausländische und Südfrüchte; deßgleichen 14 Blätter mit Schmarotzer-Pflanzen; 3) Negertrachten 6 Blätter. Außerdem schenkte sie noch 3 Blätter mit Kolibri und 37 Blätter mit Schmetterlingen von Schiller in Surinam gezeichnet und ausgeführt. — Diese merkwürdige Sammlung der Frau von Panhuys verdient die Aufmerksamkeit der Naturfreunde in hohem Grade, und sie wird jezt erst, da sie dem Publikum zugänglich ist, die verdiente Berühmtheit erhalten, da sie die Kunst nicht weniger als die Wissenschaft bereichert.

Die öffentliche Sizung zur Jahresfeyer der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft wurde diesesmal wegen eingetretener Hindernisse auf den 5ten Mai verlegt. Sie war sehr zahlreich besucht von Fremden und Einheimischen. Folgendes sind die darin gehaltenen Vorträge: 1) Ueber Pflanzenleben, vom ersten Direktor der Gesellschaft, Hrn. Dr. Med. Neuburg; 2) über die auswärtigen Verhältnisse der Gesellschaft und insbesondere über Rüppells fortgesezetes Wirken, vom Direktor Hrn. Dr. Med Kretschmar; 3) Grundzüge einer Luftfeuerkunst und über den Bau nach den Regeln derselben lenkbarer Aerostaten und Fallschirme von Hrn. C. A. Erb, Professor der Philosophie in Heidelberg; 4) Naturgeschichte des Kuckuks, vom wirklichen Mitgliede, Hrn. Hofrath Dr. Mayer in Offenbach; 5) über Schlangen hiesiger Gegend, vom Sekretär der Gesellschaft, Hrn. Oberlieutenant von Heyden; endlich 6) Bericht über den Zustand der Gesellschaft seit der vorigen öffentlichen Sizung, vom Sekretär Hrn. Dr. Med. Mappes.

Unter diesen interessanten Vorträgen war dasjenige das Wichtigste, was über unsern Landsmann Rüppell berichtet wurde, dessen wohlgetroffenes Porträt an diesem Tage unter dem Katheder mit Blumen geschmückt aufgestellt war. Er beabsichtigt nun, nachdem er Egypten durchforscht, in das Innere von Afrika vorzudringen, mit alleiniger Begleitung eines geschickten Jägers. Die lezten Briefe sind beunruhigend. Er hat sich vorerst von seinem Begleiter trennen müssen, und hält sich an den Grenzen von Nubien bey der Armee des Pascha's von Egypten auf, in welcher Gegend ein heftiger Vertilgungskrieg mit den dortigen Stämmen geführt wird, weil dort vor einigen Jahren der Sohn des Pascha's umgebracht worden ist. Rüppell ist täglich in Gefahr, in die Hände der Feinde zu fallen, und hat in seinem lezten Briefe bemerkt, daß, wenn die Gesellschaft in vier Monaten keine weitere Nachrichten von ihm erhielte, so möchte die Direktion ihn aus der Liste der Mitglieder ausstreichen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 57.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Juli 1824.

Alle Schöpfung ist Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erschüttert die Welt.

Goethe.

Verzeichniß der gegenwärtig brennenden Vulkane.

(Auszug aus dem Annuaire pour l'an 1824.)

Nachdem einige Personen den Wunsch äußerten, in dem Jahrbuch eine Nachricht über die gegenwärtig entzündeten Vulkane zu finden, übernahm ich die Aufzeichnung *derselben*, ohne die Schwierigkeiten zu bedenken, die ich *später* bey der Arbeit selbst antraf. Die von den meisten *Reisenden* angeführten Details über diese großen Naturerscheinungen sind unvollständig und sehr unbestimmt. Nach dem Einen ist jeder Erdstrich, aus dem etwas Rauch emporsteigt, oder auf dem man einige Funken beobachtet, ein Vulkan; ein Anderer räumt diese Benennung nur Bergen ein, welche unaufhörlich Lavaströme ergießen, glühende Stoffe und Asche auswerfen. Die Erstern nahmen in ihr Verzeichniß die unbedeutenden Flammen von Pietra-Mala, von Barigazzo, von Vellela, von Persien, von Caramanien auf; die Zweyten führten sogar die Insel Santorin in der Klasse der Solfataren auf. Zu dieser ersten Schwierigkeit gesellt sich noch die größere, zu bestimmen, wie groß die Entfernung seyn muß, in welcher zwey Krater von einander stehen müssen, um als Anzeige für zwey unterschiedene Vulkane zu dienen. Zu Teneriffa erfolgte *der Ausbruch* im Jahr 1706 durch eine zwey Stunden von *dem Pic* entfernte Mündung; der Ausbruch, welcher Garachico *zerstörte*, kam aus der entgegengesetzten Seite an einem *Punkte hervor*, der anderthalb Stunden von dem Pic selbst entfernt ist. Es war daher ein Zwischenraum von viertehalb Stunden zwischen den beyden Mündungen, ohne daß man daran gedacht hätte, sie als zu zwey verschiedenen Vulkanen gehörend anzusehen. Sollen wir nun aber die Insel Palma, wo 1699 eine Ergießung von Lava statt fand, so betrachten, als enthalte sie einen von Teneriffa abgesonderten Vulkan? Soll die Zerstörung eines Drittels der Insel Lancerote im Jahr 1730 als die Wirkung eines Seitenausbruchs des Pic's, oder als die Anzeige von einem besondern Vulkan angesehen werden? Aehnliche Fragen bieten sich bey jedem Schritte dar, und man ist außer Stand, sie zu beantworten. Auch würde ich auf den Druck dieses Verzeichnisses in einem Jahrbuche verzichtet haben, das Alles ausschließt, was sich nicht durch einen gewissen Charakter von Genauigkeit auszeichnet, wenn ich nicht bey meiner Arbeit das Glück gehabt hätte, die beyden Männer zu Rathe zu ziehen, welche auf der Welt mit der physischen Geschichte des Erdballs am bekanntesten sind, nämlich Herrn von Humboldt und Herrn Leopold von Buch.

Vulkane von Europa und den anliegenden Inseln.

Vesuv (Königreich Neapel).
Aetna (Sicilien).
Stromboli (äolische Inseln).
Hekla (Island).
Krabla (Island, nord-östlich auf der Insel).
Kattlagiaa-Jokul (Island).

Evafialla-Jokul (Island, süd-östlich vom Hekla).
Evresa-Jokul (ebendaselbst).
Skaptaa-Jokul (ebendaselbst).
Skaptaa-Syssel (ebendaselbst).
Wester-Jokul (ebendaselbst).
Esk (Insel Jean Mayen).

Der Vesuv, der einzige gegenwärtig auf dem Kontinente von Europa brennende Vulkan, erlosch mehrmals, und entzündete sich wieder von Neuem. Vor der Regierung des Titus führte man diesen häufig besuchten Berg nur wegen seiner erstaunenswürdigen Fruchtbarkeit an. Vitruv und Diodor von Sicilien, welche zu den Zeiten Augusts lebten, sagen allerdings, der Vesuv hätte, historischen Angaben zufolge, vor alten Zeiten Feuer ausgeworfen, wie der Aetna. Sie sprachen aber von so entfernten Epochen, die beynahe im Andenken verwischt wären.

Im Jahr 79 nach C. G., am 24. August, öffnete sich der Vesuv von Neuem. Dieser Ausbruch begrub die Städte Herkulanum, Pompeji, Stabiä. Bekanntlich verlor der Naturforscher Plinius dabey sein Leben, da er diese erhabene Erscheinung mit allzu lebhafter Neugierde untersuchte.

Nach dem Ausbruch vom Jahre 79 blieb der Vulkan gegen tausend Jahre brennend. Später schien er völlig erloschen zu seyn, so daß im Jahr 1611 der Berg beynahe bis an seinen Gipfel bewohnt war, und im Innern des Kraters ein Wäldchen und kleine Seen waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der verwünschte Prinz.

(Fortsetzung.)

2.

Seitdem war Graziosa nicht zu hören, noch zu sehen. Das Schloß vom prächtigsten, schneeweißen Marmor, das ihre Vorgängerinnen zu bewohnen pflegten, blieb verschlossen und leer. Schon war zwischen den Stufen das Unkraut mächtig hervorgeschossen, weil Niemand sich daran vergreifen durfte. Denn alle Arbeiten in seinem Innern, wie an seinem Aeußern, wollten einzig von Dienstleuten der Fee bestritten seyn. Auch brachte jede Vorfahrerin ihr ganzes Hofgesinde mit, und nahm solches beym Wiederverlassen des Königreichs, bis auf den kleinsten Küchenjungen, mit sich fort.

Da jezt keine Fee mehr da war, so athmete Anfangs das Volk wieder recht ordentlich auf und meinte, wenn das doch immer so bleiben sollte. Als es nun eine Zeitlang wirklich so geblieben war, so hieß es: „Es war doch aber auch recht hübsch vormals durch das Hoflager der Feen. Immer gab es etwas zu sehen und zu hören. Der Verdienst war zehnmal so groß, als heut zu Tage. Geben durften wir auch nicht mehr, als jezt, weil die Feen ganz gratis herrschten. Die Appellation vom Könige an die Fee war überdieß ein gar herrliches Recht. Zwar half sie gemeiniglich nichts, weil die Feen selbst, in der Regel, von ernsten Geschäften wenig halten. Dann und wann wurde freylich auch Der und Jener, dessen Gesicht oder Kleidung oder Betragen der Fee nicht anstand, in ein Thier oder irgend eine andere, etwas unbequeme, Gestalt verwandelt. Dafür aber kam wieder Mancher zu Ehren und Glück, er wußte nicht wie."

Und wie sie sonst geseufzt hatten: „Ach, wenn wir doch unsern guten König allein hätten, und von dem Feenspuk gar nichts wüßten!" so seufzten sie nunmehr: „Ach, käme doch die gute alte Zeit des glänzenden Reichs unserer Fee recht bald wieder!" Das Alles aber rührte eigentlich nur davon her, daß das dortige Volk zum Theil aus einer Menge sehr vernünftiger Leute bestand, die nur niemals recht wußten, was sie wollten.

3.

Der König war ein Mann von Rechtlichkeit, Einsicht, Kenntniß und Fleiß, die Königin konnte ebenfalls für das Muster der Frauen gelten. Beyde würden sich wohl befunden haben, wie das Volk durch sie, wenn der verlorne Prinz nicht gewesen wäre. Denn die Prinzenquelle schien mit diesem einen versiegt zu seyn. Nur Prinzessinnen kamen noch nach, lauter Prinzessinnen, während der sechszehn Jahre, welche seit jenem unglücklichen Tanztage verflossen waren.

„Und wie — sprach eines Tages die Königin, den Gegenstand eben mit ihrem Gemahle abhandelnd — wie soll nur, nun so lange Zeit verstrichen ist, dieser kleine Ring dem Goldfinger eines sechszehnjährigen Jünglings anpassen? Ach, es scheinet, leider, allzugewiß, daß die Fee uns zum Besten gehabt hat!"

Kaum vierzehn Tage später erschien indeß wirklich ein kleines Zwerglein, dessen Nasenspitze aber just nach den Wolken hinausging, vor dem Königspaare. Das sagte, es sey der verlorene Prinz.

„Ja — seufzte da die Königin zu ihrem Gemahle hinüber — so läßt sich die Sache freylich erklären!" Das kleine Ding hatte nämlich allerdings einen Goldfinger, so daß ihm der Prüfungsring wol zu passen schien. Aber vor der ungemeinen Häßlichkeit des Zwerges konnte sie gar nicht zu der Freude kommen, daß sie ihren Sohn endlich wieder erlangt hatte, daher flüsterte sie zum König noch hinüber: „Ist es auch wol glaublich, mein Herr und Gemahl, daß solch eine Mißgeburt Bein sey von unserm Beine, und Fleisch von unserm Fleische? Meinet Ihr nicht vielmehr auch, daß die Fee unser Kind vertauscht haben müsse?"

Achselzuckend flüsterte der König zurück: „Was uns auch für Bedenken beygehen möchten, so werden wir uns immer zu bequemen haben, den Nothstand des Reiches durch Anerkennung dieses unförmlichen Geschöpfes, wo möglich, zu heben."

„Ach — sagte die Königin, indem sie schon das Reiflein mit dem Vergißmeinnicht von dem kleinen Finger ihrer Linken gezogen hatte — das Augenmaß allein ergibt es, daß der Ring ihm wie angemessen seyn muß. Drum eben verläßt mich der Muth, ihm solchen anzuprobiren. Ihr habt mehr Gewalt über Euer Herz, als ich über das meinige; thut es daher, bitt' ich, an meiner Stelle!"

Als nun der König ihr die Bitte erfüllt, da ergab sich wol, daß die Bangigkeit seiner Gemahlin ganz grundlos gewesen; denn der Ring war sogar für das erste Glied am Goldfinger des Zwergleins zu klein. Während nun der König sich besann, ob er betrübt seyn sollte, daß die Hoffnung auf einen rechtmäßigen Thronfolger schon wieder verschwand, oder ob er sich freuen könne, daß diese Vogelscheuche sein Sohn nicht war, sagte er zu dem Betrüger: „Schelm, die Strafe für solch einen Frevel sey dir zwar erlassen, doch begib dich, das befehle ich dir, auf der Stelle . . . ."

„Ins Narrenhaus!" rief da schnell eine jugendliche, klangreiche Stimme im Zimmer.

Erschrocken blickte der König nach dem Tische, woher die Stimme erscholl, dann sah er die Königin an, die ebenfalls nach dem Tisch ihr Auge richtete, wie alle im Zimmer anwesende Hofleute, und der Zwerg auch, welcher am ganzen Leibe zitterte.

Der König hatte allerdings nur sagen wollen: „Begib dich auf der Stelle aus meinem Lande!" Bey dem Ausrufe vom Tische her aber, welcher so querfeldein kam, gedachte er des Willens der Fee wieder, und sprach daher: „Ins Narrenhaus, ja wohl! Und damit du den Weg dahin nicht verfehlst, so soll der Profos dein Begleiter seyn."

Sodann befahl der König, daß alle Hofleute sich aus dem Zimmer entfernen möchten. Als nun Niemand mehr da war, außer ihm und der Königin, so näherten sich Beyde dem Tische, woher die Stimme kam, und der König sprach: „Liebtheuerste Frau Gemahlin, ich könnte, ich weiß nicht warum, sogleich meine Krone verwetten, daß jene sinnvollen Töne von unserm geliebten Herrn Sohne, dem Kronprinzen, herrührten."

„Ja — sagte die Königin — deß bin auch ich gewiß." Drauf vereinten sie ihre Bitten, daß der Werthgeschätzte hervortreten, und sich zu erkennen geben möchte.

Da seufzte es ganz in der Nähe bey ihnen recht tief, und der König, der schon ein Paarmal die Hand ausgestreckt hatte nach dem prächtigen Teppich, welcher vom Tische herab bis zum Boden hing, aber durch ein schauerliches Grieseln unter der Haut immer wieder zurückgehalten wurde, faßte sich nach diesem schweren Seufzer mit einem Male ein Herz und hob den Teppich auf. Doch, leider, war kein Prinz und überhaupt gar nichts darunter. Nun suchte man im Tischkasten nach, aber auch darin kein Prinz.

„Ach — sprach die Königin — unstreitig hat die grausame Graziosa unser liebes Söhnlein in diesen Tisch verwünscht."

Ein Seufzer, den hier abermals der Tisch von sich gab, bestärkte sie und ihren Gemahl in der Voraussetzung, und nun baten sie so flehentlich, daß ihr Sohn ihnen eröffnen möchte, auf welche Weise ihm Hülfe oder Linderung in seinem Unglücke zu reichen sey. Doch Alles umsonst; keine Antwort, als höchstens noch dann und wann ein Seufzer. Uebrigens erging ein strenges Verbot an den ganzen Hof, sich dem Tische zu nahen, oder wohl gar etwas darauf zu setzen.

Leider aber wurde die kleine Beruhigung, ihr geliebtes Kind bey sich, wenn schon in so betrübtem Zustande, zu wissen, den armen Eltern, wie es schien, sehr bald wieder entzogen. Wenigstens gab der Tisch, seitdem die Sonne untergegangen war, durchaus kein Lebenszeichen weiter von sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., 31 Mai.

(Beschluß.)

Kurz vor der Jahresfeyer, wie ich in meinem vorigen Briefe anzeigte, langte die dritte Sendung Rüppells aus Egypten an, welche die vorigen an Seltenheiten weit übertrifft. Es befinden sich darunter zwey ganz neue Arten Antilopen, wovon die eine nur durch die Zeichnung eines Engländers, an Ort und Stelle, in Europa bekannt geworden ist. Lichtenstein in Wien, welcher sich gegenwärtig mit einer Naturgeschichte der Antilopen beschäftigt, hat auf dringendes Nachsuchen von beyden ein Exemplar von der Gesellschaft zum Geschenk erhalten. Von beyden sind sogleich nach deren Ankunft dahier die schönsten Exemplare ausgestopft worden und gut gelungen. Der junge Dr. Med. Sömmering hat hierauf sogleich gut getroffene Zeichnungen von denselben gemacht und illuminirt, und wir hoffen sie bald in Kupfer gestochen zu sehen. — Ferner sind mit dieser Sendung gekommen: drey Strauße, ein männlicher, ein weiblicher und von einem männlichen das Skelett; sodann das Skelett eines Krokodills; eine noch unbekannte Art Hyäne; außerdem noch verschiedene unbekannte oder für fabelhaft gehaltene Thiere, von welchen allen Rüppell die Skelette den Thierbälgen beygefügt hat; sodann eine merkwürdige Sammlung von Eingeweide-Würmern und von Schmetterlingen, welche leztere sogleich aufgestellt worden sind. — Hr. Temmingk, Direktor des naturhistorischen Kabinets in Amsterdam und Leiden, welcher der Jahresfeyer beyzuwohnen verhindert war, hat sich kurz nach derselben sechs Wochen eigens deßhalb hier aufgehalten, um die neuentdeckten naturhistorischen Gegenstände zu bestimmen und zu benennen. Er wird sie späterhin sämmtlich am geeigneten Orte bekannt machen. — Rüp-

zeit hat die Gesellschaft durch reichliche Doubletten, wo es möglich war, welche aufzutreiben, in den Stand gesezt, den schon bedeutenden Tauschhandel mit auswärtigen Kabinetten zu vermehren und dadurch die seltensten Gegenstände zu erhalten. Es wird deßhalb nicht überflüßig seyn, in diesen Blättern alle Naturforscher und Besitzer von dergleichen Sammlungen, welche dieses noch nicht wissen sollten, mit diesem Umstande bekannt zu machen. Ich werde später ein kleines Verzeichniß der Seltenheiten, wovon Doubletten vorhanden sind, nachtragen. — Der Prinz Maximilian von Neuwied, der erlauchte Naturforscher, welcher durch seine, hier bey Brönner erschienene Reise auch dem größeren Publikum gebührend bekannt geworden ist, war leider durch den bekannten Todesfall in seiner Familie verhindert, dem Jahresfeste beyzuwohnen. Mit dem bedauernden Schreiben deßhalb übersandte er als Beweis seiner fortdauernden gütigen Gesinnungen verschiedene schöne naturhistorische Gegenstände. — Auch Hr. Professor Tiedemann, einer der ersten jezt lebenden Naturforscher und Anatomen, war abgehalten, das Fest der Stiftung an Ort und Stelle mit zu begehen, so wie einige andere, welche dazu Hoffnung gegeben hatten. — Der schöne Tag, wiewohl durch die voranstehenden Umstände einigermaßen getrübt, wurde auf die herkömmliche Weise mit einem frohen Mahle beschlossen, welches mehrere der hier anwesenden Herren Gesandten und die obersten Autoritäten der Stadt mit ihrer Anwesenheit beehrten.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 165.

Kleid. Leib. Eid.

Streck-Charaden.

(Von Müllner.)

II.

Dreysylbiges Wort.

Mein Erstes ist ein Geheimniß, dessen Verrath für schändlich gehalten wird, obwohl man es häufig von den Kanzeln verlesen hört; es hat sich schon in dem Magen eines Menschen verborgen, und der Magen hat es enthüllt, ohne eine Purganz einzunehmen. Ja Einige behaupten sogar, ohn' es auf natürliche Art von sich zu geben. Du kannst diese Charade vollkommen auflösen, und hast es dennoch nicht entziffert. Als es einmal — ich glaub' es war noch zu Napoleons Zeiten — aus einer berühmten Festung Spaniens kam, glaubte man in Deutschland, es würde die Franzosen lächerlich machen, aber es hinterging die Erwartungen der Deutschen, und vertrieb ihnen die Langeweile, ohne sich auf Politik einzulassen. Du kannst es dir zur rechten Zeit verschaffen für ein Stück Geld, nicht größer als du es einem Bettler geben würdest, und am rechten Orte gibt man dir vielleicht mehr als 10,000 rheinische Gulden dafür. Es gibt Leute, die bloß mit den Köpfen solcher Dinge handeln, und man kauft die Köpfe, um ihnen Leiber und Schwänze anzuhängen. Es fährt durch die Luft mit der Geschwindigkeit eines Vogels, begleitet dich aber auf Reisen Schritt vor Schritt, um bey der Hand zu seyn, sobald du es nöthig hast. Wenn es einmal trocken ist, so bleibt es trocken; man hat es schon in's Meer geworfen, ohne daß es naß geworden ist, aber der Regen verdirbt es, und wer eins an sich selbst im Spiegel betrachten will, der wird viele Mühe haben es zu erkennen, wenn er nicht zwey Spiegel dazu nimmt.

Mit dem, was meine beyden lezten Sylben bezeichnen, sind Erd' und Himmel umstrickt, wie mit einem Netze, und es ist eine Unvollkommenheit des Menschen, daß er darin nicht sehen kann, obschon Jeder sich darin bewegt, selbst das Kind im Mutterleibe nicht ausgenommen. Es trägt große Lasten und schafft kleine sehr geschwind von Ort zu Ort, obschon es allemal ruht, ehe es die Last an Ort und Stelle gebracht hat. Es ist ein Gemäß, nach welchem gewissen Arbeitern ihr Lohn und ihre tägliche Nahrung zugemessen wird, jedoch so, daß nicht derjenige es füllt, der den Lohn gibt, sondern der, welcher ihn empfängt. Die reine Mathematik lehrt zwar, daß man Größen nur durch ihres Gleichen ausmessen könne: Linien durch Linien, Flächen durch Flächen, Körper durch Körper; aber mit diesem Dinge macht sie eine Ausnahme: sie mißt damit Dinge, welche demselben ganz ungleichartig sind. Napoleon ist mit seinen Armeen häufig darüber weggezogen, für seine Person hingegen zog er am liebsten darunter weg; nur da, wo es in der schönsten Pracht zu sehen war, reichte seine Macht weder zu dem einen, noch zu dem andern hin. Das spricht jedoch nicht gegen sein Genie: denn es ist für jeden Menschen unmöglich, gerade darüber oder darunter zu kommen, wenn er auch noch so große Armeen bey sich hätte. Ich habe noch nicht gehört, daß es jemand ein musikalisches Instrument genannt, oder einen schönen Ton daraus hervorgelockt hätte; aber in der Musik leistet es gute Dienste, besonders der Lunge der Musikanten. Poetisch zu reden ist es die Federkraft der Liebe und folglich auch der Fortpflanzung; aber ein Gott und eine Göttin der Griechen sollen diese Federkraft gebraucht haben, um auf eine grausame Weise der Fortpflanzung des Menschengeschlechts entgegen zu wirken.

Das Ganze ist glatt, flach und zierlich, wie ein Stutzer, auch wohl parfümirt, wenn es auf Liebesabentheuer ausgeht. Im Handel wird es sehr häufig gebraucht, obwohl es wenig Werth und eine Eigenschaft hat, welche alle Rechenkunst verwirren könnte: denn wenn das Ganze voll ist, so wird es gebrochen und viel kleiner als vorher. Es kommt ursprünglich aus der Mühle, aber weder im Sacke noch auf dem Esel. Den Eseln hat es überhaupt nichts zu verdanken, aber ein anderes dummes Thier giebt gewöhnlich einen Theil seines Leibes dazu her, um es seiner Bestimmung entgegen zu führen, d. h. es zu demjenigen zu machen, wozu es gemacht ist. Und das ist etwas sehr Wunderbares: denn oft ist es mir vorgekommen wie ein Zauberspiegel, in welchem ich das Herz meiner Geliebten in einem goldenen Rahmen erblickte; oder auch ihren beweglichen Mund, der mit der größten Bitterkeit mir die süßesten Schmeicheleyen zu sagen schien; oft aber sah ich darin auch meine Frau, die, als ob sie mit mir zanken wollte, beyde Arme in die Seiten stemmte; und wenn ich eben mein Geld verspielt hatte, machte mir aus dem verwünschten Spiegel heraus ein Jude tiefe Bücklinge, welche deutlich zu erkennen gaben, daß er doppelt so viel Geld von mir zurück haben wollte, als er mir leihen würde. Wäre er zerbrechlich, der Spiegel, ich hätt' ihn schon hundertmal in Stücken geschlagen: denn er hat mir die Bilder geliebter Personen zuweilen im Sarge gezeigt, ehe sie gestorben waren, und ist unter meiner Hand zum Brennspiegel geworden, der wider meinen Willen das Herz meines besten Freundes zum Zorn gegen mich entzündete. Auch hab' ich gehört, daß er schon Leute vergiftet hat wie ein Basilisk, wenn sie hineingeschaut haben ohne Mund und Nase zuzuhalten. Erräthst du den Spiegel? Ich kann dich viel leichter darauf bringen, als die Charade, das wirst du ihr wohl angesehen haben, ehe du sie noch gelesen hast.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Juli 1824.

Nicht sieht der Mensch die Träume gern entschweben,
Die ihm das Reich der Herrlichkeiten zeigen
Und im Entfliehen jede Hoffnung rauben.

Georg Döring.

Der verwünschte Prinz.

(Fortsetzung.)

4.

Ein andermal Nachmittags aber, wie König und Königin durch den Hof ihres Landschlosses gingen, kam ein Entrich von äußerst schönen Farben auf sie zugewatschelt, und das so eifrig, als ob er ihnen etwas Wichtiges zu vertrauen hätte. Als nun König und Königin sich huldreichst nach ihm heruntergebogen, so legte er seinen Schnabel mit vieler Höflichkeit erst auf die Hand des Königs, und dann auf die Hand der Königin, und dann seufzte er just so, wie jener Tisch geseufzt hatte.

Wie nun die Königin das Thier auf den Arm und mit sich fort ins Zimmer nahm, da war solches so dankbar und zärtlich, daß das hohe Paar gar keinen Zweifel mehr hegte, wer in dem Entrich verborgen steckte. Schon beschloß man, ihm ein eigenes Zimmer einzurichten, mit Allem versehen, was einen Entrich erfreuen kann, und das Thier nicht wieder von sich zu lassen, auch die gesammte Weltweisheit des Landes um Rath zu fragen, wie wol der Entrich wieder zum Prinzen umzugestalten sey.

Leider aber war diese in ihnen aufblitzende Hoffnung auch von keiner Dauer. Denn gerade mit dem lezten Blick der Sonne stieß der Entrich einen ungemein herzbrechenden Seufzer aus, und dann war es wie ein leises Säuseln, das zum offenen Fenster hinausging. Das, glaubte der König, sey unfehlbar die bessere Seele des Thiers gewesen. Er fragte darüber auch die Weisesten im Lande, und beschrieb ihnen das Säuseln so genau, als ob es eben jezt erst stattfände. Unglücklicher Weise aber hatte noch kein Einziger eine Seele zum Fenster hinaussäuseln hören, daher denn auch ihre Antwort nicht genügend ausfiel.

An dem Entrich war es übrigens ganz deutlich geworden, daß der lezte Sonnenblick auch der lezte seines Geistes gewesen war. Denn mit ihm wurde er sogleich ein ganz anderes Thier. Er riß sich vom Schooße der Königin los, wo er zuvor recht behaglich gesessen hatte; und wollte sich, scheu, wie alle seine Brüder im Hofe, weder von ihr, noch von dem Könige, wieder erfassen lassen. Auch fehlten ihm auf einmal die zärtlichen Augen ganz, welche ihn kurz zuvor noch vor allen Entrichen so gewaltig auszeichneten.

5.

Eines Morgens, als die Königin eben wieder in ihren Schmerz um den geliebten Sohn versunken dasaß, erschollen auf einmal ganz laut aus dem Nebenzimmer, das eines ihrer Hoffräulein inne hatte, die Worte: „Pfui, schäme dich doch!“ Unmittelbar darauf hörte sie das Fräulein mit einem kläglichen Schrey zu Boden stürzen. Wie sie nun schnell die Thür aufriß, da half die Jungfer, welche eben mit der Toilette der Dame beschäftigt gewesen, dieser empor. Beyde starrten eben den großen Toilettenspiegel an, als müsse der unsichtbare Jemand dahinterstecken, welcher das ganz unerwartete Pfui ausgerufen hatte, wie das Fräulein immer fester und fester hatte zusammengeschnürt

seyn, und so ihren Wuchs und ihre Gesundheit zugleich verderben lassen wollen.

Es war aber so wenig ein Mensch hinter dem Spiegel, als damals unter dem Tische mit dem Teppich. Vielmehr kamen die Seufzer, welche bey der Annäherung der Königin sich vernehmen ließen, aus dem Spiegel selbst.

„Gott! — sprach die Königin Abends, nach Sonnenuntergang, nachdem keine Spur von Leben mehr in dem Spiegel zurück war, dem sie den ganzen Tag über zur Seite geblieben — was wird doch die grausamste der Feen noch Alles machen aus dem geliebten Leben, das ich einst unter meinem Herzen trug?"

Wirklich schienen die Verwandlungen gar kein Ende zu nehmen. Ein Paar Liebesleutchen, welche einst an einem kühlen Bächlein im Walde mutterseelenallein sich ergingen, wurden lange Zeit von einem kleinen schwarz- und weißzottigen Hündchen umschwänzelt. Das Thier schien die Güte selber zu seyn, und die jungen Leute würden sich gewiß recht sehr mit ihm abgegeben haben, wenn sie sich von ihrer Liebe etwas hätten abmüssigen können. Auf einmal aber, als auch kein Gedanke mehr in ihnen an das Hündchen ist, stellt sich das Thier ganz erzürnt vor sie hin, und bellt deutlich die Worte heraus: „Wollt ihr!" Und, als führe der Blitz zwischen das Pärchen, so lief die eine Hälfte davon hierhin, die andere dorthin. Später, wie die Leutchen schon in der Kirche mit einander getraut waren, konnten sie es doch nicht lassen, des Hündchens, als einer ganz eigenen Naturmerkwürdigkeit, Erwähnung zu thun. Da gab man ihnen denn Aufschluß, daß das unstreitig der so vielgestaltige, verwünschte Prinz gewesen wäre.

Aehnliche Zurechtweisungen, wie diesem Paare, waren auch vielen Andern geschehen. Besonders erlebten einmal an einem lieblichen Sommermorgen zwey vornehme Herren einen gewaltigen Schreck. Sie saßen in einer schönen Buchenlaube des Schloßgartens, und mochten eben recht viel Böses gegen den guten König im Schilde führen. Da schrie es auf einmal mitten aus den Buchenblättern ganz laut und vernehmlich heraus: „Verräther!" so daß sie schleunigst auf- und davonsprangen. Weil sie nun draußen vor der Laube auch gar Niemand sahen, und dachten, das kann keine Menschenseele gewesen seyn, als der verwünschte Prinz, so wurden sie eins mit einander, den Prinzen aufzusuchen, und ihm das Lebenslicht auszublasen, weil es sonst um sie geschehen war, wenn er künftig doch noch zur Regierung gelangte.

Allein schon während ihres ersten Schreckens machte der klügste aller möglichen Laubfrösche, welcher den Ausruf gethan, sich aus dem Staube, nach einem benachbarten Haselstrauche, wo er seine eigentliche Wohnung hatte. Während sie nun jedes Buchenblatt ängstlich durchstörten, saß er ganz still in den dicken Mantel seines Strauches gewickelt und dachte: „Wenn nur gleich mein allergnädigster Herr Papa oder die huldreichste Frau Mama hierher zu kommen geruhten, da wollte unsereins schon einmal Lärm blasen."

Und siehe, kaum hatte der Laubfrosch diesen Gedanken ausgedacht, so kam auch wirklich der König mit dem Polizeyminister in die Gegend. Die beyden Herren aber waren so vertieft in ihr Verfolgungsgeschäft, daß sie für andere Dinge weder Sinn noch Ohr hatten. Als darauf der König von weitem ihr hastiges Wühlen in den Buchenblättern bemerkte, so sagte er zu seinem Begleiter, er möchte wol wissen, was das zu bedeuten hätte, und gedachte sie ganz leise zu überraschen.

Wie sie nun schon dicht hinter den beyden Suchenden standen, da sprach der Eine zum Andern: „Wahrlich, wir dürfen nicht ruhen noch rasten, bis wir das Thier gefunden und getödtet haben. Sein Leben könnte uns leicht das unsrige kosten."

Da endlich fragte der König nach ihrem Suchen und der Bedeutung dieser Reden. Und plötzlich verschwand ihnen jeder Blutstropfen aus dem Gesichte, und so weit ihnen auch dabey der Mund offen blieb, so wagte sich doch lange, lange kein einziges Wörtchen über ihre veilchenblauen Lippen.

Das Alles fiel dem guten Könige um so mehr auf, da er den beyden Herren nicht viel Gutes zutraute, und er sprach: „Welches Leben war es denn, so euch das eurige kosten könnte?"

Jetzt endlich glaubte der Eine so gut wie den Stein der Weisen in der Antwort gefunden zu haben, indem er sagte: „In dieser Laube, deren Schatten so köstliche Kühlung gewährt, hat sich eine giftige Natter angesiedelt."

„Ja, — fiel der Andere, die gefundene Ausrede recht von Herzen billigend, ein — ja, die wollten wir erlegen, und das weniger unsertwegen, als Eurer Majestät halber. Ihr könntet doch auch einmal hier euch niederlassen . . ."

In demselben Augenblicke jedoch schrie der Laubfrosch aus der Haselstande, was er nur schreyen konnte: „Landesverräther! Landesverräther!"

Der König, sogleich auch in diesem Tone die geliebte Stimme seines Söhnleins erkennend, trat nun zu dem Laubfrosche, der jezt ganz frey dasaß. Und wie er seine flache Hand hinhielt, so sprang der Frosch herüber auf sie. Die beyden Herren aber machten Miene, das Hasenpanier zu ergreifen. Wie man jedoch dort zu Lande gewöhnlich den Verschmitztesten zum Polizeyminister zu machen pflegte, so hatte des Königs Begleiter immer nur das linke Auge dem Könige und dem Laubfrosche gewidmet, während sein rechtes die beyden Herrn festhielt. Daher ladete er diese höflichst ein, noch ein wenig zu verweilen, rief auch, als sie, sich mit Zeitmangel entschuldigend, davonspringen wollten, einige handfeste Gartenarbeiter herzu, seiner

Einladung augenblicklich Nachdruck zu verleihen. Das geschah. Und die beyden Herren waren wirklich wackere Propheten an sich selbst gewesen; denn schon am folgenden Tage kostete das Leben des Laubfrosches ihnen das ihrige.

Um so betrübter war aber der König darüber, daß er, wie gewöhnlich, den guten Geist seines Sohnes sich nicht erhalten konnte. Kaum erloschen nämlich die lezten Glanzlichter der Sonne in den Fenstern und an den Thurmknöpfen, so that auch der Laubfrosch, der bis dahin seine Zärtlichkeit zwischen dem Elternpaare getheilt, einen mächtigen Satz von der Hand der Königin hinweg, nach dem Haselstrauche, bey welchem beyde hohe Häupter den ganzen Tag zugebracht, und sich an der Liebe des so grausam Verwünschten erquickt hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß der gegenwärtig brennenden Vulkane.

(Fortsezung.)

Der Aetna. Pindar, der 449 vor C. G. lebte, führt den Aetna schon als einen brennenden Vulkan an. Thucydides hat nähere Angaben über den 476 vor der gewöhnlichen Zeitrechnung erfolgten Ausbruch hinterlassen. Homer nennt nicht einmal den Berg, obschon er in der Odyssee den Ulysses in Sicilien landen läßt. Dieses Stillschweigen eines Dichters, dem man immer wegen des Umfangs und der Allgemeinheit seiner Kenntnisse Bewunderung zollte, gab mit einiger Wahrscheinlichkeit zu der Vermuthung Veranlassung, daß der Vulkan lange vor dem Zeitraum Homer's erloschen war. Die römischen, und die Geschichtschreiber des Mittelalters und der neuern Zeiten haben so viele Ausbrüche des Aetna gemeldet, daß man vielleicht wol beweisen könnte, dieser Vulkan habe in einer Periode von zweytausend Jahren niemals auch nur ein Jahrhundert hindurch zu brennen aufgehört.

Seneka behauptete, die feuerspeyenden Berge lieferten dem Feuer keine Nahrung, sondern dienten ihm nur zum Austritt. Der Pater Kircher schien diese Aeußerung des römischen Philosophen commentiren zu wollen, als er im 4ten Buch seines Mundus subterraneus behauptete, die vereinigten Auswürfe des Aetna bildeten ein zwanzigmal so großes Volumen, als das ursprüngliche Volumen des Berges. Die Schrift des Pater Kircher ist vom Jahr 1660. Neun Jahre nachher bedeckte ein einziger Ausbruch des Vulkans einen Raum von sechs Stunden in der Länge und von zwey Stunden in der Breite mit Lava in einer mittlern Höhe von wenigstens hundert Fuß. Der Ausbruch vom Jahr 1755 brachte, nach Dolomieu, einen Lavastrom hervor, der vier Stunden lang, eine halbe Stunde breit, und von zweyhundert Fuß mittlerer Höhe war. Wenn man die unermeßlichen Lücken bedenkt, welche durch so beträchtliche Auswürfe in dem Berge und unter seiner Grundfläche hervorgebracht werden müssen, hat man dann nicht alle Ursache zu erstaunen, daß Ausbrüche, wie der von 1787, noch an dem Gipfel des Berges erfolgen können, der 3230 Meter über die Fläche des Meeres hervorragt?

Stromboli. Hr. von Humboldt hat die Bemerkung gemacht, daß die Thätigkeit der Vulkane im umgekehrten Verhältniß ihres Volumens zu erfolgen scheine. Der Stromboli dient zu auffallender Bestätigung dieses Grundsatzes. Er wirft in der That beständig Flammen aus, aber mit jener sonderbaren Eigenthümlichkeit, daß er seit 2000 Jahren keinen eigentlich sogenannten Ausbruch darbot, obschon aus dem umgebenden Erdstrich erhellt, daß er früher solchen Ausbrüchen unterworfen gewesen ist. Der Epomeo auf der Insel Ischia kann nicht als ein Vulkan betrachtet werden; aber er würde wahrscheinlich ein solcher werden, wenn der Stromboli erlöschen sollte.

Die Insel Santorin hatte im Jahr 1707 einen starken Ausbruch. Da sich indessen diese Erscheinung nicht wieder gezeigt hat, und die Insel keinen Krater, kein wahres vulkanisches Kamin zeigt, so habe ich sie nicht in die Liste der Vulkane aufgenommen.

Vulkane Islands. Der lezte Ausbruch des Hekla erfolgte im Jahr 1766. Die Ausbrüche dieses Vulkans haben, nach Sir Georg Makensie, im Allgemeinen nicht den Umfang, den man ihnen zugeschrieben hat.

Der neueste Ausbruch des Krabla war 1724.

Im Jahr 1756 erfolgten zwischen dem Januar und September fünf Ausbrüche des Kattlagiaa. Seitdem ist dieser Vulkan immer ruhig geblieben; am 26sten Juli 1823 aber hat er drey Ausbrüche mit starken Erdbeben gezeigt.

Der Eyafialla-Jokul, der seit mehr als hundert Jahren erloschen schien, warf am 20sten Dezember 1821 Flammen aus seinem Gipfel empor. Augenzeugen versichern, die Feuersäule sey noch am 1sten Februar 1822 sichtbar gewesen, und er werfe Steine von fünfzig bis achtzig Pfund bis in eine Entfernung von zwey Stunden. Am 26sten Juni 1822 öffnete sich der Berg an seinem Fuße und ergoß eine Menge Lava.

Oeresa-Jokul. Der lezte Ausbruch war 1720.

Skaptaa-Jokul und Skaptaa-Syssel. Die Ausbrüche dieser beyden Vulkane, die 1783 stattfanden, stehen im ersten Range der Naturerscheinungen dieser Art. Sie verheerten eine unermeßliche Landstrecke. Die Atmosphäre von Island war, in Folge dieser Ausbrüche, ein ganzes Jahr hindurch mit Staubwolken geschwängert, die kaum einigen Sonnenstrahlen den Durchgang gestatteten.

Wester-Jokul. Aschen- und Steinregen im Januar 1823.

Esk. Dieser Vulkan wurde im Jahr 1817 von Herrn Scoresby entdeckt und besucht. Er zeigte zu Ende des Aprils 1818 einen Ausbruch; die Rauchwolken hoben sich alle drey bis vier Minuten bis zu einer Höhe von 1200 bis 1400 Metern empor. (Die Fortsetzung folgt.)

Einzelnes*).

Von Goethe.

Das holde Thal hat schon die Sonne wieder
Mit Frühlingsblüth' und Blumen angefüllt,
Die Nachtigall singt immer neue Lieder
Dem Hochgefühl, das ihr entgegen quillt;
Erfreue dich der gottverlieh'nen Gaben,
Froh, wie Er dich erschuf, will Er dich haben.

*) Aus dem nächstens erscheinenden ersten Hefte des fünften Bandes, „über Kunst und Alterthum, von Goethe."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 7. Juni.

Eine literarische Merkwürdigkeit zieht in gegenwärtigem Augenblicke die Aufmerksamkeit des Publikums von der verderblichen Septennalität und den langen Gesichtern der fortreisenden deutschen, englischen, holländischen ic. Geldherren ab, welche unverrichteter Sache wieder heimgehen müssen; ein junges und schönes Mädchen ist als eine talentvolle Dichterin aufgetreten; die Freunde jauchzen ihr Beyfall zu, die Rezensenten, alte und junge, streuen ihr Weihrauch in freysinnigen, so wie in obscuranten Blättern; die Auflagen ihrer Gedichte erscheinen in kurzen Zwischenräumen nacheinander, und die reizende Dichterin wird wie eine zehnte Muse in Paris gefeyert; kaum ist ein Gedicht ihrer Feder entschlüpft, so nehmen auch schon die Zeitungen die Posaune zur Hand, um der Welt die wichtige Neuigkeit zu verkündigen. Diese gefeyerte Dichterin heißt Delphine Gay, und ist die Tochter einer geistreichen Dame, die sich ebenfalls als Schriftstellerin gezeigt und eine Menge von Freunden hat. Es ist unterhaltend, in den Zeitungen alle die übertriebenen Lobesfloskeln zu lesen, womit die entzückten Rezensenten, die natürlich großentheils zu jenen Hausfreunden gehören, das schöne Mädchen überhäufen; einer fängt seine Rezension mit dem enthusiastischen Ausrufe: O matre pulchra filia pulchrior! an; ein anderer verkündigt, daß die Verse der schönen Delphine noch von den Kindern der Kindeskinder werden gelesen und bewundert werden; sogar die gravitätische académia françoise, welche vor zwey Jahren von einem Gedichte der jungen Delphine über die Pest zu Barcelona zu sprechen hatte, wurde ganz galant, und wußte sie auf die süßeste Art darüber zu trösten, daß sie den Preis der Dichtkunst nicht davon getragen, da sie nur einen Theil der Preisaufgabe behandelt habe. Zu diesen öffentlichen Beweisen der Bewunderung denke man sich nun die Schmeicheleyen und Lobsprüche, die der angehenden Dichterin von allen Freunden, Freundinnen, Anbetern und Besuchern gespendet werden! Ist es nicht ein wahres Wunder, wenn das Mädchen noch ihre Fassung behält, und hübsch bescheiden von sich denkt, wie es einem Mädchen und einer Dichterin, und auch wohl einem Dichter selbst gebührt? J. J. Rousseau hält nicht viel auf Frauenzimmer, welche nichts weiter als Schriftstellerinnen seyn wollen, und meint, es gäbe keine, die sich in ihren Schriftstellerarbeiten nicht von einer männlichen Hand leiten lasse, oder welche man nicht im Verdacht habe, daß man ihr helfe. Dieser Verdacht ist auch in Hinsicht der jungen Delphine laut geworden; es ist auch sehr wahrscheinlich, daß eine verbessernde akademische oder nicht-akademische Hand ihre Verse ausfeilt; allein die Gedichte gehören ihr gewiß an; es herrscht etwas so Zartsinniges, Gefühlvolles, oft überraschend Feines darin, daß man keinen alten Akademiker anklagen kann, dieß hineingeschoben zu haben; er würde selbst Jahre lang suchen, ohne so glückliche Gedanken, oder so naive Ausdrücke zu finden; auch die Wahl selbst verräth schon das Geschlecht und das Alter der Verfasserin. Wie würde es z. B. ein akademischer Dichter anfangen, um das Glück, schön zu seyn, so anmuthig und reizend zu besingen? Hiezu gehört das volle entzückende Gefühl eines Mädchens, dem Jedermann huldigt, und das überall, im häuslichen Kreise, wie in den großen Zirkeln, Wonne und Bewunderung erregt. Nur ein Mädchen konnte sagen:

Ja benis mes perens de m'evoir fait si belle!
Et je reuds grâca à Dieu, dont l'insigne bauté
Ma fit le cœur aimant poue seulie ma baauté.

Die Dichterin scheint sich die Nachahmung der Einfalt der Bibel zum Gesetze gemacht zu haben; dieß Streben ist ihr nicht übel gelungen, besonders in einem Gedichte über Maria Magdalena, wozu der Stoff, oder vielmehr nur die Veranlassung aus der Bibel genommen worden ist. Eine Sünderin zu besingen ist für ein junges Mädchen freylich eine sonderbare Aufgabe; und diese Wahl zeigt, daß sie doch wohl kein so unbefangenes Gemüth haben kann, als man es nach einigen Versen schließen sollte; indessen hat sie den Stoff mit vielem Anstande behandelt; ohne ihr Wissen aber ist aus der Maria Magdalena eine Pariser Kokette geworden:

La soin de sa parure occupait tous ses jours;
Ses vœux étaient de plaire, et de pleira toujours.
Dans son cœur incdnstant quels yeux auraient pu lire?
Tantot de la falie alle evait la délire;
Puis d'une jenna filie imiteut la candeue,
Comme un ettrait de plus adoptait la pudeue,
De l'iunocence même osait feindre las charmes;
Mais ce cœur ignorait le mensonge des larmes,
Car il n'est plus d'espoir, et peiut de eapentie
Pour celle dont las pleurs ont appris à mantir.

Und ihr Joseph von Arimathia ist offenbar ein Pariser Verführer und Esprit fort; das wilde Gelag, das die Dichterin beschreibt, ist ein wahres Saufgelag nach heutiger Art:

Et le jeuue insensé, pleiu d'une double ivresse
S'enflammait eux regards de sa belie maitresse;
Et vanteut par ses vers un trop heureua emour,
Riait, parlait, buvait et chantait tour à tour.
Puis Joseph dans ses bras serrait la harpe entique;
Sainta, elie accompagueit uu profaua centique;
Tandis qu'autour de lui la vin oriental
Quittaut avec fracas la prison do cristal,
Où depuis quiuzo hivers son doux parfum sommeille,
Retombait dans le coupe an cascade vermailla.

Zulezt entfernt sich der Treulose; Magdalena wird nachdenkend über ihre hülflose Lage, bereuet ihr lockeres Leben, und bekehrt sich; nach Verlauf einiger Zeit erscheint er wieder, begibt sich nach Magdalenens Wohnung, begegnet ihrer kleinen Schwester, und vernimmt von dieser, Magdalena führe jezt ein ganz anderes Leben, all ihr Geschmeide habe sie verschenkt, sie nehme sich der Armen an, bete und weine:

Ella est douce, ello prie, alle pleuro toujours,
Et moi je la console; et sans rieu y comprendre,
Je pleure sue ses torts qu'on ne vaut pas m'apprendre,
Toi qui l'eimais déjà, tu l'eimeras biau mieua.

Diese Verse sind allerliebst, obschon sie mehr Pariser als alterthümliche Naivität aussprechen. Ueberhaupt erkennt man an allen Gedichten der Delphine Gay, daß sie in der eleganten Sphäre der großen Pariser Welt geboren und erzogen worden ist, und aus dieser ihre Gedanken und Empfindungen her hat. Dessen ungeachtet ist es zu bewundern, wie ein junges Mädchen es zu einer so großen Vollkommenheit in der französischen Dichtkunst hat bringen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 173.

Morgenblatt
für gebildete Stände.

Dienstag, 20. Juli 1824.

Und herrscht hienieden düstre Nacht,
So steh'n die Stern' in höh'rer Pracht.
Und aus der Heimath kommt der Schein —
Wie lieblich muß die Heimath seyn!
Nach Hebel, von Adrian.

Schlafessegen.

Von Ludwig Stuckert.

Schön bist du, o mitternächt'ge Stunde,
Wenn, von Schlafesarmen eingewiegt,
Von des Schlummergottes Macht besiegt,
Alles ruht auf weitem Erdenrunde.
Es schlummern die Müden,
Es schlafen die Sorgen,
Denn Engelein hüthen,
Dem Blicke verborgen,
Das Lager und Bette so treu —
So treu bis zum glühenden Morgen.

Wo der Engel Schaaren wachen,
Braucht's nicht Schloß, nicht Waff' und Wehr,
Lagerten auch Molch' und Drachen
Sich um Thür' und Lager her;
Spieen selbst der Hölle Schlünde
Gluth und Flammen drohend aus:
Böses fürchtet nur die Sünde,
Unschuld wohnt in Gottes Haus;
Hoch am nächt'gen Aether glühet
Seine Schrift in Sternenpracht,
Frommer Glaube liest geschrieben:
„Kind, dein treuer Vater wacht!“ —

Auch die Laster schlummern alle,
Zwietracht, Haß und blasser Neid;
Jetzt in Morpheus Friedenshalle
Ruhet Hader, Zank und Streit.
Was des Tages Kampf geboren,
Senkt die Nacht in sanfte Ruh,
Denn des Sternenhimmels Horen
Drücken mild die Augen zu.

Bald, ach! weckt die holde Sonne —
Licht und Leben zeigt ihr Lauf, —
Statt zu Liebe, Lust und Wonne,
Manches Herz zum Hader auf.

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Von Euböa und Attika süd-westlich liegt im Archipelagus die Gruppe der Cykladen, die, wie das spartanische Gebiet, fast blos von Griechen bewohnt, und nur selten von Türken heimgesucht werden, um den fälligen Tribut einzusammeln. Die meisten dieser Inseln sind reich an Wein, besonders süßen Liqueur-Weinen, und an wildem Geflügel, vorzüglich Wachteln, die bey ihren jährlichen Zügen über das Meer hier eine Station nehmen. Ueberhaupt sind die Inseln des Archipelagus der schönste Theil Griechenlands.

Die größte der Cykladen ist Naxos, fast im Mittelpunkt der ganzen Gruppe. Umgeben von steilen, nackten Bergen, verspricht sie von außen wenig; aber diese Berge beschützen die paradiesischen Ebnen und Thäler der Insel vor den Seewinden, und bewahren die herrlichen Geschenke, die die Natur hier angehäuft hat. Nie versiegende Quellen eines krystallreinen Wassers tränken die Heerden, die auf den fetten Weiden herumschwärmen; die edelsten Früchte wachsen hier im Ueberfluß, und die Waldungen

sind reich an allen Arten von Wilddrät. In diesem Paradiese verließ Theseus seine Retterin Ariadne, die hier von Bacchus gefunden und zur Gemahlin aufgenommen ward. Bacchus lehrte den Einwohnern die Kultur des Feigenbaums und des Weinstocks, und die dankbaren Einwohner verehrten ihn allein als den Schutzgott der Insel. Ihre jetzige Bevölkerung beträgt kaum 10,000 Einwohner.

Westlich von Naros liegen Paros und Antiparos. Die leztere, eine nackte Felseninsel, ist berühmt durch die merkwürdigste Höhle, die man bisher auf unserm Planeten entdeckt hat: sie ist 500 Faden tief, und man findet in ihr eine Menge steinerner Figuren, die, obgleich ohne Zweifel nicht mit dem Meißel, sondern von der Hand der Natur durch einen noch nicht völlig bekannten Prozeß gearbeitet, nach der Erzählung von Augenzeugen alle Kunstwerke an Schönheit übertreffen. Paros ist durch den schönsten weißen Marmor berühmt; aber die Einwohner hatten in der alten griechischen Geschichte einen übeln Ruf. In den medischen Kriegen beständig mit den Persern einverstanden, wurden sie von den übrigen Griechen als Verräther angesehen. Die Belagerung ihrer Stadt, die Miltiades aus ungegründeter Furcht aufhob, zog dem Sieger bey Marathon den Tod im Gefängniß zu. Das Volk von Paros, das einst mächtig genug war, Kolonien in entfernte Länder zu schicken, und eine Belagerung der siegreichen athenischen Flotte auszuhalten, besteht jezt aus etwa 6000 Seelen.

Nördlich von Paros liegt eine Insel, die kleiner als Moskau ist, aber eine große Rolle in der griechischen Mythologie spielte. Delos stieg, durch einen Schlag vom Dreyzack Neptuns, aus dem Meer empor, und schwamm darin umher, damit die von Juno verfolgte Latona das Zwillingspaar, Apollo und Diana, zur Welt bringen konnte. Aus Dankbarkeit für diesen wichtigen Dienst gab Apollo der Insel einen festen Stand zwischen den Inseln Mykone und Rhenea. Die unter dieser Mythe versteckte Wahrheit ist vermuthlich, daß Delos eine der nicht seltenen schwimmenden Inseln ist, die eine Zeitlang von Winden umhergetrieben werden, bis ihr Boden auf eine Klippe geräth, oder durch Polypen oder Seepflanzen mit dem Meeresgrunde zusammenwächst. Der Granitberg Cynthus war dem Apollo vorzüglich geheiligt, der davon den Namen des cynthischen erhielt. In der Hauptstadt Delos, die im Alterthume nicht unbedeutend war, hatte Apollo einen prächtigen Tempel, dessen cubischer Altar eine merkwürdige Epoche in der griechischen Geometrie machte, und noch in der neuern Mathematik, durch das Problem der Verdopplung des Würfels, oder die Auflösung einer gewissen Art cubischer Gleichungen, berühmt ist. Als nämlich die Einwohner von Delos von der Pest heimgesucht wurden, rieth ihnen das Orakel, einen ähnlichen, aber genau zweymal so großen, Altar zu erbauen. Nach vielen vergeblichen Versuchen wandten sie sich an die rechte Behörde, den Geometer Plato, der ihnen antwortete, daß das Orakel ihnen ihre Unwissenheit in der Mathematik fühlbar machen, und die Vernachläßigung der exacten Wissenschaften an ihnen rächen wolle. Von der Stadt Delos und dem Tempel, welche beynahe die ganze Insel einnahmen, findet man noch jezt eine Menge schöner Ruinen, aber die Insel dient nur noch den Seeräubern zum Sammelplatz.

Eine der fruchtbarsten Cykladen ist Ceos (Sea), berühmt als das Vaterland des Dichters Simonides und des Sophisten Prodikus. Von den vier ehemals blühenden Städten auf dieser Insel ist nur noch eine übrig, Sea, der Sitz eines griechischen Bischofs.

Seriphos (Serpha) besteht aus übereinander gethürmten Felsen, reich an Eisen und Magnet, aber arm an Allem, was die Menschen nährt. Hier ward Perseus, der Sohn Jupiters und der Danae, der in einem Kasten in das Meer geworfen war, an das Land getrieben, und verwandelte die Einwohner durch den Anblick des Medusenkopfs in Stein. Jezt ist die Insel von griechischen Mönchen und einigen verhungerten Bauern bewohnt. Man sagt, daß die Frösche hier stumm sind, aber ihre Stimme wieder erhalten, wenn sie nach einer andern Insel gebracht werden.

Einen schneidenden Kontrast macht die benachbarte Insel Siphnos (Sifanto). Ueber Blumenfeldern und Obstwäldern, denen es nie an Blüthen oder Früchten fehlt, wölbt sich ein immer heiterer Himmel. Die Insel besaß ehedem einen großen Reichthum in ihren ergiebigen Gold- und Silberminen, aber einen weit größern Schatz in ihrer äußerst gesunden Luft. Jene sind längst vom Meere verschlungen oder durch den Geiz der Menschen erschöpft; diese hat in dreytausend Jahren nicht erschöpft werden können, und Greise von 120 Jahren sind, bey einer Bevölkerung von 5000 bis 6000 Menschen, nicht selten. Ihr Bley, ihre Trauben und Kapern, ihre Seide und Baumwolle, ersetzen das verlorne Gold und Silber.

Andros ist eine der fruchtbarsten und kultiviertesten dieser Inseln, und hat den Ruf, daß dort das reinste Griechisch gesprochen wird.

Melos (Milo), das Vaterland des Philosophen Diagoras, ist reich an eisen- oder schwefelhaltigen Quellen und unterirdischem Feuer. Die sanfte Wärme, die hiedurch über den Boden der ganzen Insel verbreitet wird, gibt ihren Weinen, Feigen, Melonen (die von der Insel den Namen haben) und andern Früchten einen vorzüglichen Geschmack; aber dieselben Ursachen, die für die Vegetation so günstig sind, wirken, wie es gewöhnlich der Fall ist, nachtheilig auf die Gesundheit der Menschen. Fruchtbare Kornfelder, die nie brach liegen, zahlreiche Heerden und eine Menge von Wildpret geben den Einwohnern reich

liche Nahrung. Ihre Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Baumwolle, Wein und einem aus Ziegenmilch bereiteten Käse. Die Stadt Milo wird von 5000 Griechen bewohnt.

Die südlichste der Cykladen ist Thera (Santorin), umgeben von rauhen Felsen und von einem grundlosen Meere. Sie führt vielen Wein aus, der dem Madera ähnlich ist. Die benachbarten kleinen Inseln sind nach und nach durch Vulkane entstanden, die lezte vor ungefähr hundert Jahren.

Längs der Küste von Klein-Asien, von Smyrna bis Knidos, liegen die Sporaden, die zu Asien gerechnet werden, wie die Cykladen zu Europa. Die merkwürdigsten sind folgende:

Chios (Scio), an der Küste von Smyrna, ist wahrscheinlich das Vaterland Homers, dessen Nachkommen, die Homeriden, noch mehrere Jahrhunderte nach ihrem berühmten Stammvater das Privilegium hatten, die Rhapsodien der Iliade in den Volksversammlungen zu singen. Die Chier machten noch an eine andere Ehre Anspruch, nämlich den Weinbau erfunden zu haben: wenigstens ist ihre Insel reich an Wein, und die Gegend von Arwisia (St. Helena oder Mesta) bringt einen Rebensaft hervor, der wegen seines herrlichen Geschmacks den Namen Nektar erhielt, den er noch jezt haben soll. Der größte Reichthum von Chios fließt aus dem Mastix, der hier von vorzüglicher Güte, und ein wichtiger Artikel bey den Toiletten der Damen in der Levante ist. Die Damen von Chios sind wegen ihrer Schönheit berühmt, und was in diesem Klima sehr merkwürdig ist, meistentheils Blondinen. [illegible] Zahl der Einwohner beträgt über 100,000, von denen etwa 40,000 in der Hauptstadt, die übrigen in den Mastix-Dörfern wohnen. Ueberhaupt fehlt es dieser Insel an keinem der schönsten Geschenke der Natur, und Reisende nennen sie das Paradies von Griechenland. In diesem Paradies wurden vor zwey Jahren mehrere Tausend wehrlose Griechen von den Türken ermordet, und an den Küsten von Chios rächten die Griechen das Blutbad nicht an ihren wehrlosen Feinden, sondern durch einen glänzenden Sieg über die türkische Flotte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Matrose von einem Wallfisch ergriffen.

Folgende Anekdote, welche aus einer nord-amerikanischen Zeitung, dem Salem Observer, entnommen ist, gibt einen Beweis von dem Muth der amerikanischen Seeleute und ihrem Spekulationsgeiste, der sie selbst in den größten Gefahren nicht zu verlassen scheint.

„Eines Morgens," schreibt der Kapitän eines in Valparaiso stationirten Schiffes, als ich auf den Fischfang ausgelaufen war, erblickten wir einen Wallfisch in geringer Entfernung vor uns. Ich ließ sogleich mehrere Schaluppen aussetzen und Jagd auf ihn machen, und es gelang uns, das Thier zu harpuniren; allein, mit dem Tode ringend, zertrümmerte der Wallfisch, durch einen Schlag seines Schwanzes, eines der Boote, und die darauf befindlichen Matrosen fielen ins Meer. In dem Augenblick, als ihnen die andern Schaluppen zu Hülfe eilten, öffnete der Wallfisch den Rachen, und bekam, indem er nach Luft schnappte, einen der verunglückten Matrosen am Bein zu fassen, welches er ihm gänzlich zerquetschte.

„Als bald nachher das Ungeheuer neuerdings den Rachen weiter aufsperrete, entkam der Matrose seinem Kerker, allein das Bein war ohne Rettung verloren und mußte ihm abgenommen werden. Er ertrug diese Operation mit der größten Standhaftigkeit, und als ihn Jemand fragte, was er denn gedacht habe, als er sich in dem Rachen des Unthiers befunden, gab er zur Antwort: „„Ich dachte an den Thran, den wir von dem „„Wallfisch bekommen würden, und schäzte ihn beyläufig „„auf sechzig Tonnen.""

„Der Erfolg bewies, daß er sich in seiner Angabe nicht geirrt hatte."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 7. Juni.

(Beschluß.)

Ein Rezensent hat die Entdeckung gemacht, daß Delphine Gay die correction classique mit der ganzen émotion romantique verbindet, nun, so würde denn ein Mädchen den Streit endigen, der so lebhaft auf dem französischen Parnaß geführt wird, und über welchen neulich Auger in der öffentlichen Sitzung der académie française so grob das Wort geführt hat. Charles Nodier hat sich dagegen zum Vertheidiger des Romantischen aufgeworfen; seine Vertheidigung ist aber nicht sehr geschickt geführt; er behauptet, Racines Athalia sey ein romantisches Stück u. s. w., er entrüstet sich, daß man romantische Weiber auf die Bühne gebracht habe, und fragt nicht ohne Unrecht, wo es denn romantische Weiber in der wirklichen Welt gäbe. Nicht ohne Erstaunen muß ein Fremder am Ende seine Vertheidigung des Romantischen in der Zeitschrift La Muse française lesen, daß ein Journal chrétien, das heißt, ein in Paris von Geistlichen verfaßtes Blatt gefragt habe, ob die Romantiker auch gute Christen wären? Das fehlte den armen Romantikern in Frankreich noch, daß sie nebst allem Spotte, den sie ertragen müssen, auch von der Geistlichkeit als verdächtige Christen dargestellt werden. Welcher Muth gehört bey dem wachsenden Ansehen der Geistlichkeit nicht noch dazu, um unter solchen Umständen Romantiker bleiben zu wollen? Charles Nodier mag sich freylich diese Betrachtung nicht sehr zu Herzen nehmen, denn er hat sich neulich eine gute Bibliothekarstelle geben lassen, wiewohl seine bibliographischen Kenntnisse bisher der Welt verborgen geblieben sind; allein junge Dichter, welche der herrschenden Parthey zu schmeicheln haben, um weiter kommen zu können, wie sollten diese nicht, gleichwie Herkules am Scheidewege, zwischen Romantik und Klassik stille stehen, und eine Zeitlang ungewiß bleiben? Zu denjenigen, die bey der alten Fahne unwandelbar treu verharren, gehört besonders die Frau von Genlis, die un-

ausführlich fortschreibt, obschon sie kaum noch weiß, wovon heutzutage in der Literatur und Politik die Rede ist. Die gute alte Frau schreibt sich um ihren Ruhm, und verbiebt, ohne es zu bemerken, den Glanz, den sie sich als Romanendichterin erworben hatte. In jener Glanzzeit war ein neues Geistesprodukt von ihr eine merkwürdige Erscheinung in der Literatur, die sogleich alle Journalisten in Bewegung sezte. Jezt aber schleichen ihre verpfuschten Schriften in die Welt hinein, und nur hie und da nimmt ein Ultrablatt Notiz davon, oder ein freysinniges Blatt schießt nur so im Vorbeygehen einen Pfeil des Witzes auf das arme Produkt ab. Wenn doch die Schriftsteller lernen könnten, zur rechten Zeit aufzuhören! Vielleicht hat Guilbert Pixérécourt diese Nothwendigkeit gefühlt; wenigstens hat er, anstatt noch neue Melodramen zu den hundert Melodramen aufzuthürmen, die er seit zwanzig oder dreyßig Jahren für die Boulevards-Theater verfertigt hat, um die Unschuld und Tugend vom Laster und der Verrätherey noch länger verfolgen zu lassen, wie es auf jener Volksbühne üblich ist, sich lieber zum Direktor des Feydeau-Theaters ernennen lassen, wo er sich wohl mit dem bloßen Dirigiren begnügen wird. Der Beyfall, den die komischen Opern auf der Odeonbühne seit ihrer Wiedereröffnung nach Ostern erhalten haben, hat den Schauspielern des Feydeau-Theaters, welches bisher die einzige komische Opernbühne in Paris war, die Augen geöffnet; einige mittelmäßige, aber einflußreiche Schauspieler desselben hatten sich thöricht eingebildet, das Theater würde schon von selbst gehen, und bedürfte kaum vorzügliche Talente; sie hatten daher einige der besten Mitschauspieler verabschiedet, damit man ihre eigene Mittelmäßigkeit nicht mit jenen Talenten mehr vergleichen könne. Da aber durch diese weise Vorkehrung, die man auch wohl anderswo als in den Koulissen hat gebrauchen sehen, das Theater tief in Schulden versunken ist, so hat man zu unterhandeln angefangen, und bereits ist Gavaudan, ein vortrefflicher Schauspieler, nach langer Ruhe wieder aufgetreten; auch Martin, den besten Sänger der komischen Oper, möchten sie gern wieder haben; dieser aber läßt sich noch bitten. Andererseits sucht das Odeon-Theater, das nur Opern von fremden oder von verstorbenen französischen Tonkünstlern aufführen kann, die Erlaubniß nach, auch Opern französischer lebender Tonkünstler aufführen zu können, welches auch wahrscheinlich zugegeben wird. Bey der Porte St. Martin hat der von Potier mit der Direktion dieses Theaters geschlossene Kontrakt, der bekanntlich vor einem Jahre zu einem bedeutenden Prozesse Anlaß gegeben hatte, aufgehört, und Potier ist wieder zu seinem alten Gefährten und Prinzipalen Brunet am Variétés-Theater zurückgekehrt, wo dann Beyde fast jeden Abend das Zwerchfell der zahlreichen Zuschauer erschüttern. Das Feuilleton littéraire, ein seit drey Monaten in Querformat wie ein Notenbuch erscheinendes, ziemlich geistreiches Blatt, erzählt, bey Gelegenheit des Abganges Potiers von der Bühne der Porte St. Martin habe die Direktion ein Cirkularschreiben an diejenigen Dichter ergehen lassen, welche für diese Bühne zu arbeiten pflegen, um sie zu bewegen, bey Verminderung der Einnahme auch ihre Foderungen herabzustimmen und sich mit folgenden Sporteln zu begnügen: für jedwede der 25 ersten Vorstellungen eines Melodramas in drey Aufzügen 50 Fr.; für jedwede der 25 folgenden 40 Fr., für jedwede der übrigen 30 Fr.; ferner solle der Verfasser eines Stückes, welches in dreyßig Vorstellungen 60,000 Fr. ohne Hülfe eines großen Stücks oder eines Balletts von Mazurier werde eingebracht haben, eine Gratifikation von 300 Fr. bekommen; habe sich die Gesammteinnahme auf 70,000 Fr. belaufen, so solle die Gratifikation aus 600 Fr. bestehen. Ständen ihnen diese Bedingungen an, so sollten sie kommen und dieselben unterzeichnen. Sie sollen aber nicht unterzeichnet worden seyn, wie das Feuilleton versichert, da sich die Dichter auf vorige, vortheilhaftere Bedingungen berufen hätten. Obschon Gesetze in Frankreich ziemlich bestimmt die Rechte der dramatischen Dichter sichern, so entsteht doch noch oft Streit in dieser Hinsicht, ein Beweis, wie schwer es ist, alle Schwierigkeiten vorherzusehen, und wie wichtig es ist, jedes Gesez durch die repräsentativen Kammern öffentlich und mit vieler Bedachtsamkeit erörtern zu lassen. Besonders wünschen die Dichter, daß die Gebühr, die ihnen die Theater für ihre Stücke zu zahlen verpflichtet sind, auch ihren Wittwen ihr Lebenlang zu gute komme. Man führt das Beyspiel der Wittwe Sedaines, eines Dichters, an, der mit dem besten Erfolg für die komische Oper gearbeitet hat; da er schon länger als zehn Jahre todt ist, so bekömmt die in ziemlich dürftigen Umständen lebende Wittwe nichts mehr von der Gebühr, und sie kann sogar die Stücke ihres Mannes nicht anders aufführen sehen als gegen baare Zahlung. Das Eigenthum eines Geistesprodukts, meinen die dramatischen Schriftsteller, sey so gut ein Eigenthum, wie irgend ein anderes, und es sey nicht anders als billig, daß wenigstens die Wittwe des Mannes, der es zu Tage gefördert hat, das Recht darauf behalte. Ich habe diesen Saz mit vieler Wärme von Bouilly in Gegenwart einiger Deputirten ausführen hören, und zwar vermittelst sehr triftiger Gründe; zehn Jahre sind freylich auch etwas, allein wenn die Wittwe ihren Mann zwanzig Jahre lang überlebt, soll sie dann in den lezten zehn Jahren Noth leiden, indeß das Theater aus dem Eigenthume ihres Mannes Vortheil zieht? Ein neuer Mnemoniker ist in Paris aufgetreten, über den nur wenig gewizelt wird, wogegen vor fünfzehn oder sechszehn Jahren der arme Feinaigle besungen und sogar auf dem Theater bespöttelt wurde, und in England einen bessern Empfang suchen mußte. Der neue Gedächtnißkünstler, Namens Edme, macht wahre Kunststücke: im April hielt er einmal eine öffentliche Sizung, blos um dem Publikum einen Begriff von seiner Methode zu geben. Er hatte eine lange Rede vorbereitet und einstudirt; als er dieselbe aber hersagen wollte, stockte er, und mußte zulezt sein Heft zur Hand nehmen. Dieß war freylich eine sonderbare Probe seines Gedächtnisses; er entschuldigte sich damit, daß er sie erst denselben Morgen verfertigt habe. Wäre aber seine Mnemonik vollkommen, so könnte dieß keine hinreichende Entschuldigung abgeben. Er war aber ganz in seinem Fache, als es darauf ankam, einen Vers aus Boileau oder Racine herzusagen, nach bloßer Angabe der Nummer, womit dieselbe in seinem Buche bezeichnet war. Man frug ihn, wie der Vers Nro. 4275 aus dem Boileau hieße, und er sagte ihn sogleich her; dieß that er mehreremal. Hierin scheint auch die ganze Stärke seines Gedächtnisses zu bestehen; der Mann gibt mit einer unglaublichen Fertigkeit ein Ding an, das mit einer Nummer bezeichnet ist; Nummer und Ding haben sich, wie es scheint, in seinem Gedächtnisse unauflöslich zusammen gekettet. Dieß dünkt mir noch keine Mnemonik zu seyn, sondern eine ganz besondere Einrichtung oder Eigenschaft des Gedächtnisses bey diesem Manne zu beweisen. Wie er diese aber Andern mittheilen will, sehe ich nicht ein; bey chronologischen Angaben, die so schwer zu behalten sind, könnte seine Methode nüzlich werden, falls er sie auf andere fortzupflanzen im Stande ist. Es ist gut, daß sich Leute melden, welche dem armen Gedächtnisse suchen zu Hülfe zu kommen, denn es gibt jezt der Sachen so viel zu behalten, daß das Gedächtniß doppelt so groß seyn müßte als sonst. Dieß mag wohl die Ursache seyn, warum in der gegenwärtigen Zeit so manche Leute heute vergessen, was sie gestern versicherten oder versprachen.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nro. 58.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Juli 1824.

O du,
Das seine Schönheit unglückselig macht:
Ein traurig hartes Schicksal gaben dir
Mit ihrer Gunst die Götter.
Wärest du
An Schönheit ärmer, oder reicher nur
An Kräften, daß man mehr dich fürchtete,
Wie, oder minder liebte, und nur nicht,
Herbeygelockt von deiner Schönheit Strahl,
Dich forderte zum Tode.

Herder.

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Gegenüber dem Vorgebirge Mykale (Samsun), wo die alten Griechen über die Perser einen großen Sieg zu Wasser und zu Lande erfochten, liegt die gebirgige Insel Samos. Sie war vorzüglich dem Dienst der Juno geweiht, die hier der Sage nach geboren war, und ihre Heirath mit Jupiter gefeyert hatte. Gewisser ist, daß hier einer der größten Weisen des Alterthums, Pythagoras, geboren ward. Die Samier waren vortreffliche Seeleute, vielleicht die ersten, die vor ungefähr 2500 Jahren durch die Meerenge von Gibraltar bis an die Mündung des Guadalquivir segelten, und aus Spanien, dem Peru der alten Welt, mit Gold beladen in ihre Heimath zurückkehrten. Auch machten ihre Flotten sich oft den Persern furchtbar. Jezt ist die Zahl der Einwohner auf 12,000 herabgesunken, und das alte Samos, nebst dem Tempel der Juno, liegt in Trümmern neben der neuen Hauptstadt Kora.

Neben Samos liegt die Insel Ikaros (Nikari), auf welche der Sohn des Dädalus, als er mit seinen wächsernen Flügeln der Sonne zu nahe gekommen war, herabstürzte; ein Abenteuer, welches diesem Archipelagus den Namen des ikarischen Meeres gab. Die Insel ist jezt von 3000 Griechen bewohnt, die sich durch den Verkauf des Holzes ihrer Wälder kümmerlich nähren.

Südlich im ikarischen Meere liegt die kleine felsige Insel Pathmos, auf welcher der heilige Johannes im Exil mehrere Jahre zubrachte. Ein Baum, der sich seitdem so weit ausgebreitet hat, daß seine Zweige eine Moschee, Kaffeehäuser und Bäder bedecken, soll der nämliche seyn, unter dessen Schatten der Lieblingsjünger seines göttlichen Meisters die Apokalypse schrieb.

Gegenüber der alten Stadt Knidus, auf der dorischen Küste, liegt die fruchtbare Insel Kos, das Vaterland des größten der Aerzte, Hippokrates, eines Abkömmlings Aesklaps, dem hier ein Tempel erbaut war, in welchem, wie zu Epidaurus, alle merkwürdige Kuren aufgezeichnet wurden, welche an den Kranken verrichtet waren, die aus ganz Griechenland hier Hülfe suchten und fanden. Unter ihrem jetzigen Namen, Stan Ko, ist die Insel wegen ihrer ungesunden Luft bekannt. Sie hat einen guten Hafen mit einer türkischen Garnison.

Die Sporaden sind im Süden und Norden eingeschlossen von den großen Inseln Rhodus und Lesbos. Die erstere, die der Sonne geheiligte Roseninsel, hat zwey glorreiche Epochen, als Republik des alten Griechenlands, und als Besitzthum der nachherigen Maltheserritter, erlebt, bis sie endlich unter der türkischen Herrschaft zu der Nullität herabgesunken ist, in der Athen und Sparta, Korinth und Argos, Theben und Delphi, Thessalien und Macedonien schmachten. Rhodos verdankte der Natur einen fruchtbaren Boden, dem Fleiß ihrer Einwohner Macht und Reichthum. Bey ihrem ausgebreiteten Handel gründete sie blühende Kolonien in Sicilien, Italien und Spa-

nien; der Muth und die Geschicklichkeit ihrer Seeleute, die Weisheit ihrer Gesetze, die Größe und Schönheit ihrer Kunstwerke, waren im ganzen Griechenland berühmt; und was ist von allem dem übrig geblieben? Eine Stadt mit einem türkischen Kommandanten, der keinem Griechen erlaubt, sie zu betreten; und ihr alter Name, der noch zuweilen an die kolossale, der Sonne errichtete, Bildsäule erinnert, die da stand, wo jezt der Eingang des türkischen Hafens ist.

Lesbos genießt, wie ehemals, die Schönheiten und Reichthümer der Natur; noch jezt bringt sie den Wein hervor, der für den besten aller griechischen Weine gehalten wird; aber eine Art von Früchten, die hier ehemals nicht selten war, ist unter der türkischen Regierung ganz ausgegangen. Lesbos war das Vaterland des Pittacus, eines der sieben Weisen Griechenlands, des Sängers Arion, den ein Delphin über das Meer trug, Terpanders, der die vier Saiten der griechischen Leyer mit drey neuen vermehrte, der größten lyrischen Dichterin, der zu zärtlichen Sappho. Von der Hauptstadt Mytilene, einst der einsamen Wohnung Aristoteles, jezt einer türkischen Festung, hat die Insel ihren jetzigen Namen.

Die nördlichste der griechischen Inseln, in der Mitte zwischen dem Hellespont und dem Berge Athos, oder den Dardanellen und dem Monte Santo, ist Lemnos. Wegen der vielen heißen Quellen und der unterirdischen Feuer, welche die Luft oft mit Rauch und Flammen erfüllen, war die Insel dem Vulkan zum Wohnort angewiesen; und in den Höhlen von Lemnos schmiedeten die Cyklopen die Keile des Donner-Gottes. Der vorzüglichste Handel und Reichthum von Stalimene, welches der jezige Name dieser Insel ist, besteht in einer Thonerde, die sehr heilsame Wirkungen bey Krankheiten und Wunden haben soll.

Westlich von Lemnos ist Chalcidien, die südlichste Küste von Macedonien, in drey Halbinseln zerschnitten, von welchen die östlichste aus einer hohen Gebirgskette besteht, die unter dem Namen Athos berühmt ist. Xerxes, der schon früher die Gefahren der Umschiffung dieses Vorgebirges erfahren hatte, ließ, da es ihm nicht an Menschen, wol aber an geschickten Seeleuten fehlte, die ungefähr eine halbe Stunde breite Erdzunge, die die Halbinsel mit dem festen Lande verbindet, durchgraben, um seine Flotte an die thessalische Küste zu bringen. Das Gebirge führt jezt mit Recht den Namen des heiligen (Monte Santo): denn es ist fast allein von etwa 6000 griechischen, und besonders russischen Mönchen vom Orden des heiligen Basilius bewohnt, deren Klöster starke Bergfestungen sind, die sie vor den Angriffen der Seeräuber sichern.

Aus Chalcidien kommt man über den thermaischen Golf (Meerbusen von Salonicki oder Thessalonich), oder zu Lande über Palla, der alten Hauptstadt des macedonischen Reichs und der Geburtsstadt des großen Alexanders, nach Thessalien, dem Anfange unserer nunmehr geschlossenen Wanderung durch Griechenland.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der verwünschte Prinz.

(Fortsezung.)

6.

Als am folgenden Morgen die beyden Herren aus der Buchenlaube, nach näherer Untersuchung, jeder an seiner Hausthür aufgehangen und neben jedem ein großer Zettel über die Veranlassung zu diesen zwey plözlichen Todesfällen befestigt worden war, so trafen die Glückwünsche wegen der Rettung des guten Königs von allen Seiten ein. So aufrichtig diese aber auch seyn mochten, und so sehr man Seine Hoheit, den gewesenen Laubfrosch, in diesem Punkte preisen mußte, so wurde doch das Schrecken über seine unaufhörliche Seelenwanderung immer größer. Nirgend war man ja sicher vor dem Auge des muthmaßlichen Thronerben, der dieserhalb gewiß der verwünschteste unter allen verwünschten Prinzen genannt werden konnte, und auch wol bisweilen unter vier Augen genannt wurde.

Uebrigens war die Möglichkeit seiner Gegenwart an allen Orten ein treffliches Palliativ für die gesunkene Moral des Königreichs. Denn nicht einmal die Unwürdigkeit des Aufenthalts gewährte Bürgschaft für sein Nichtdaseyn. Hatte er doch schon einmal in der schmuzigen Hütte eines Bettlers, als dieser die unter dem Mantel der Armuth erlisteten Reichthümer durchzählte, seinen Unmuth in der Gestalt einer Fledermaus zu erkennen gegeben.

7.

Endlich war ein ganzes Jahr lang kein Laut mehr von dem Prinzen vernommen worden. Dem Könige, immer mehr darüber in Sorgen, daß sein, auch unter der schlechtesten Gestalt von ihm noch innig geliebtes, Kind wol gar mit Tode abgegangen seyn könne, nagte der Wurm des Harms schon am Herzen. Zulezt sezte er noch einen überaus hohen Preis auf den glaublichen Beweis, daß der Prinz irgendwo seine Redekunst als Thier oder sonst zu erkennen gegeben habe. Was auch der Gegenstand seiner Beredsamkeit, die gewöhnlich in einem oder einigen Worten bestand, und die ihm in der Regel nur Unmuth oder Zorn auspreßte, gewesen, selbst beabsichtigter Königsmord und Landesverrath nicht aus

genommen, so sollte es verziehen seyn, wenn der Verbrecher die Sache sogleich anzeigte; ja es sollte ihm sogar nicht das Mindeste von dem ausgesezten Preise entzogen werden.

Leider aber blieb das Alles ohne Erfolg, und schon ging man darauf aus, wegen seines Ablebens ein prachtvolles Trauergerüst in der Schloßkirche errichten zu lassen, als der Kummer den König selbst auf das Krankenlager warf.

Und noch am Abend desselben Tages wurde ein wunderschöner Jüngling mit goldenem Haar vor die Königin geführt, den Jedermann an der außerordentlichen Aehnlichkeit mit dem kranken Könige für dessen leiblichen Sohn erkannte. Die Königin hegte nun vollends nicht den mindesten Zweifel, daß er es sey, und fiel ihm um den Hals, nannte ihn ihr innig geliebtes Kind, und vergaß darüber ganz, daß ihres Gemahls Zustand immer bedenklicher wurde. Aber nur kurze Zeit vergaß sie das. Denn gewiß überzeugt, daß er das beste Heilmittel für den Kranken seyn werde, nahm sie, sobald sie daran dachte, den schönen Jüngling am Arm, und führte ihn zum Lager des Königs.

Wirklich bewährte sich auch ihre Erwartung auf der Stelle. Der Blick aus dem Auge des Jünglings floß wie der köstlichste Lebensbalsam durch Mark und Bein des Kranken, und vor Freude und Glück würde gewiß im ganzen Schlosse kein Mensch daran gedacht haben, den Prüfungsring an dem Jünglinge zu versuchen, wenn dieser nicht selbst darauf angetragen hätte. Und der Ring, so enge er auch noch war, als die Königin solchen von ihrem Finger zog, erweiterte sich doch wie elastisches Harz, sobald die Spitze am Goldfinger des Prinzen ihn nur berührte, so daß er ihn ohne alle Anstrengung bis hinunter schieben konnte. Uebrigens war das kaum geschehen, so dachte der Prinz auch an seinen falschen Stellvertreter, den Zwerg im Narrenhause und machte, daß er in Freyheit kam, ja in ziemlichen Wohlstand gesezt wurde, weil er, eingezogener Nachricht zu Folge, durch die mit ihm vorgenommene Kur wirklich um Vieles besser geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im May.

Die früher angekündigte musikalische Akademie des berühmten Tondichters, Ludwig van Beethoven, ist endlich gegeben worden, nicht aber, wie es Anfangs hieß, im Schauspielhaus an der Wien, sondern in dem am Kärnthnerthor gelegenen. Vorher schon Ehrenmitglied der Akademie der Künste und Wissenschaften zu Amsterdam, hat ihm unlängst auch die zu Stockholm das Diplom übersendet, und auf dem Ankündigungszettel stand noch das Prädikat beygefügt: Ehrenbürger von Wien. Mit einer bekannten, im großen Styl gehaltenen Ouvertüre, die er selbst geschrieben, begann die Produktion, die unter seiner und der umsichtigen, durchgreifenden Leitung des Kapellmeisters Umlauf dem Orchester, das von dem verdienstvollen Virtuosen, Schuppanzigh, dirigirt und durch Mitwirkung einiger Mitglieder des musikalischen Vereins ansehnlich verstärkt wurde, Gelegenheit gab, seinen alten Ruf auch dießmal zu bewähren. Auf die Ouvertüre folgten drey große Hymnen aus der neuen Messe, die Beethoven vor einigen Jahren anfing, deren Beendigung damals aber verhindert wurde. Sie war eigentlich für die Premizen des Cardinal Erzbischofs von Olmütz kaiserliche Hoheit bestimmt. Diese Hymnen enthielten das Kyrie, das Credo und das Agnus Dei. Das dritte Werk war eine neue Symphonie, mit im Finale eintretenden Solo- und Chorstimmen, auf Schillers Lied an die Freude. In jedem dieser Tonwerke spricht sich die Originalität des Meisters auf entschiedene Weise aus. Das Kyrie tritt durch die Neuheit der Behandlung aus demjenigen heraus, was Zeit und Gewohnheit an der Form bisher als Gesetz angenommen haben. In dem fugirten Satze herrscht eine gründliche Haltung des Styls; die Instrumentirung ist effektvoll, und der schöpferische Geist waltet darin mit ernster Freyheit. Die Länge der Tonstücke thut dem Interesse, wenigstens das Erstemal und so lange man nicht einigermaßen damit vertraut ist, etwas Abbruch. Personen, die an den Opernstyl gewöhnt sind, mußte die Ausführung schwer fallen. Die Intonation wird in den drey Theilen dieser Messe auf eine ernsthafte Probe gesezt, weil die Singstimmen ungemein künstlich verwebt sind. Wenn im Credo mehrere Stellen mit ergreifender Gewalt hervortreten, so wird das Gemüth im Sanctus durch melodischen Reiz erhoben. Es schließt auf ungewöhnliche Weise, pianissimo. Das Agnus ist am schwierigsten. Das Ganze imponirt durch kühne Ligaturen. Die Solostimmen schwankten hier besonders, obgleich alle Mitwirkenden vom wärmsten Eifer durchdrungen waren. Die Instrumentirung ist nicht nur im hohen Grad originell, sondern auch geschmackvoll durchgeführt. Die Symphonie schließt sich an das Größte, was diese höchste Gattung von Instrumentalwerken aufzuweisen hat. Das Scherzo tritt besonders durch glänzende Genialität hervor. Die Wirkung war außerordentlich. Das mit Ungeduld zum Ausbruch strebende Gefühl der Theilnahme konnte nur mit Mühe durch den unaufhaltsam forteilenden Strom der Harmonien, der eine kühne Idee um die andere, und immer neue Schönheiten entwickelt, bis zum Schluß zurückgehalten werden. Die scherzende Bewegung der Pauken, mit dem tändelnden Spiele der Blasinstrumente verbunden, bringt einen höchst interessanten Effekt hervor. Das Tempo bewegt sich prestissimo. Das Andante ist ungemein gesangreich. Noch mehr als alles Vorhergehende, nimmt das Finale die Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch, wird aber auch das Erstemal am wenigsten begriffen. Es zeigt sich durchgehends als ein Werk voll Tiefe und Begeisterung. Die Konstruktion des Ganzen ist sehr mannigfaltig; der Eintritt des Chors eine neue Erscheinung, und der Satz eben so gediegen als ausdrucksvoll und deklamatorisch. Die Phantasie des Tondichters bewegt sich hier mit aller Freyheit in einer Fülle von harmonischen Verwicklungen; dennoch prägt sich das Thema des Gesanges schnell und unauslöschlich dem Gemüthe ein, und die scheinbare Verwirrung löst sich in befriedigender Einheit auf. Die Komposition ist groß gedacht und kraftvoll ausgeführt. Die Sätze folgen in nachstehender Ordnung auf einander: Solostimme: Freude, schöner Götterfunken ꝛc. Der Chor antwortet: deine Zauber ꝛc. Solo: Wem der große Wurf gelungen. Chor: Ja, wer auch nur ꝛc. Solo: Freude trinken alle Wesen ꝛc. Chor: Küsse gab sie uns ꝛc. Solostimme

und Chor zugleich: Froh, wie seine Sonnen fliegen ꝛc. Dann tritt der Chor allein mit dem Thema ein: Freude, schöner Götterfunken ꝛc., ein zweyter stimmt an: Seyd umschlungen, Millionen! ꝛc. Dann: Ihr stürzt nieder, Millionen! — Auf den Satz: Seyd umschlungen ꝛc. tritt dann eine Doppelfuge ein, die in meisterhafter Construktion sich fortbewegt; während der Gesang den höchsten Gipfel der Begeisterung erschwingt, und mit den Worten der begeisterungsvollen Dichtung schließt: Seyd umschlungen, Millionen! — Das Haus war gefüllt, nicht übervoll. Wundern darf man sich nicht, daß mehrere Logen leer waren, denn viele der edeln und edelsten Familien bringen jezt den Sommer außerhalb der Hauptstadt zu. Dagegen bemerkte man Zuhörer auf dem Parterre und auf den Sperrsizen, die Jahraus Jahrein kein Schauspielhaus besuchen. Der Ertrag der Einnahme war indessen nicht bedeutend, denn der Unternehmung des Theaters mußten tausend Gulden entrichtet werden und die Kopiatgebühren betrugen über achthundert Gulden W. W. Ungefähr acht Tage später fand die Aufführung dieser Werke zum Zweytenmale statt. Das Lokale war jezt vortheilhafter; man hatte nämlich den großen Redoutensaal gewählt; der Ton verliert sich hier nicht, wie im Opernhaus, wo er durch keine Resonanzwand auf der Bühne zurückgeworfen wird. Von den drey Hymnen wurde dießmal nur die erste, das Kyrie, vorgetragen. Statt der übrigen war ein neues Terzett, von der Komposition des Meisters, eingelegt. Eine grandiose Diktion, die durch den gediegenen, trefflichen Vortrag der italienischen Sänger: Dardanelli (Prima Donna), Donzelli und Botticelli, nur noch mehr erhöht wurde. Nach der Hymne sang David die Cavatina aus Tancredi: di tanti palpiti — einen Ton höher und mit seltsam künstlicher Verbrämung. Dieß mußte nun allerdings auf deutsche Ohren und Gemüther sonderbar effektuiren; indessen verdient der Sänger Dank, so wie die übrigen Operisten, daß sie bereitwillig waren, zur Ehre des deutschen Gesanges mitzuwirken, und diejenigen hatten Unrecht, die sich etwas vorlaut äußerten. Den Schluß des Ganzen machte wieder das unschätzbare Finale der Symphonie mit eintretenden Solo- und Chorstimmen. — Beethoven wird nun im Laufe dieses Sommers sein Oratorium beendigen. Der Verfasser des Textes, C. Bernard, hat den Erzherzog, Cardinal Erzbischof von Olmütz, um die Erlaubniß gebeten, Sr. kaiserlichen Hoheit die Dichtung dediziren zu dürfen, und in schmeichelhaften Zeilen, worin ausdrücklich des berühmten Beethoven Erwähnung geschieht, die Genehmigung erhalten. Die Oper Melusine wird wahrscheinlich liegen bleiben, weil sie Stoff und Form nach in die Reihe der kleineren Singspiele tritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, Juni.

Die so eben erst ausgegebenen Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach im Jahr 1823 (Zürich gedruckt bey Geßner, 79 S. 8.) enthalten, mit den revidirten Statuten dieses schweizerischen Vereins, die Rede über National-Erziehung, womit der lezjährige Gesellschaftsvorstand, der Verwalter am Bürgerspital in Bern, Hr. Ludwig Alb. Otth, die Jahresversammlung eröffnet hatte. Alle Einrichtungen des Gemeinwesens, verlangt der Redner, müssen vereinbart die befriedigende Erziehungsanstalt für das ganze Volk bilden. „Vorerst (drückt er sich unter andern aus) muß in den höhern wissenschaftlichen Anstalten, aus denen Licht und Kraft für alle gebildetern Stände im Staat und in der Kirche, hervorgehen soll, ein freyer wissenschaftlicher Geist sich frey bewegen können, damit die Liebe zur Wahrheit Lehrer und Jugend belebrend ergreife. Denn wo Magistrate dem wissenschaftlichen Leben gebieten wollen, und ihre ökonomischen und politischen Rücksichten, ihre Vorliebe für einzelne Wissenschaften und Künste, ihre persönlichen Zu- und Abneigungen gegen Lehrer und Lehrfächer vorherrschen lassen, wird jede Anstalt erkranken. Wo die Wissenschaft und Kunst nicht selbst ihre Bahnen beschreiben, wo sie wie gedämmte Bäche oder wie Zierbäume ihren Umfang, ihre Größe und Gestalt von dem rücksichtvollen und schmerzenden Eisen erhalten soll, da ist nicht mehr Wahrheit und Leben, nicht mehr Wissenschaft und Kunst, sondern ein Kind der Schwachheit, ein Zerrbild! — In Staaten, wo das Wissen nur ein Regal von Wenigen bleiben soll, wo den Schulen keine Gestirne leuchten sollen, sondern das Licht nur mit Scheffeln zugemessen werden darf, als hätte Gott nur Wenige, nicht alle Menschen zu seinem Ebenbilde geschaffen, und seinem Reiche zu erziehen befohlen; ja, als wäre es der Erziehungsbehörde geoffenbart, welche Menschen nur zur Dämmerung, und welche zum Licht der Weisheit bestimmt seyen — auch da will man keine Bildung! Wo Religion und Wissenschaft nicht in ihrer hohen Würde anerkannt, sondern den vermeinten Staatszwecken coordinirt oder gar untergeordnet erscheinen, da kann nochmals wahre Gesittung und Wohlfahrt nicht blühen. Wo endlich diejenigen Männer, denen das Gemeinwesen oder der Staat seine höchsten Interessen zu wahren anvertraut hat, nämlich Religion, Gesittung und Wissenschaft, Bildung des Volks und der Nachwelt, dennoch unter mißtrauischer Vormundschaft stehen müssen, als alle untern Administrativ-Beamten, und man jenen die Lehrformen wie diesen die Rechnungsformen vorschreibt, die Lehrer von heute auf morgen den Ministerlaunen unterworfen sind, da ist kein sicheres Heil für das höhere Leben eines Volks. Wo das Kirchen- und Schulwesen noch als eine Finanzlast des Staats und nicht als dessen heiligster Zweck, das Finanzwesen hingegen als dessen höchstes Interesse gilt; als steuerte die ächte Volkserziehung nicht auf dem geradesten Wege auf den Reichthum des Landes und auf die bedeutendsten Ersparnisse der Regierung zu — da herrscht eine Verwechslung des Staatszwecks, eine Vertauschung von Mittel und Zweck des Gemeinwesens. Aber auch in den untern Volks- und Bürgerschulen muß weit mehr, als bisher geschah, auf Belebung des eigentlichen menschlichen und vaterländischen Sinnes Rücksicht genommen werden, und es gilt hier auch vieles, was vorhin erwähnt wurde. Sie dürfen nicht auf Scheinbildung der Kinder berechnet seyn, und auf trügerische Schau-Prüfungen, wobey nicht nur nichts erzielt wird, sondern das kindliche Gemüth so leicht eine falsche Richtung empfängt! Wird die Jugend doch jezt erst allmählig in den bessern Volksschulen nicht nur mit todtem Gedächtniß-Unterricht geplagt, sondern mit liebender Sorge zum liebenden, verständigen, sinnigen Kinde, zum Menschen und Christen erzogen! Und wird man doch nun durch das mit rührendem Erfolg gekrönte Streben gebildeter Landschullehrer endlich überzeugt, wie vieles diese in Hinsicht der Gemüthsbildung, selbst in den bevölkertsten Schulen zu leisten vermögen! Fängt doch die Jugend erst an, unser Vaterland, und unsere für die Charakterbildung so ausnehmend geeignete Geschichte zu kennen. Dank sey es einigen Männern, besonders dem unübertroffenen Zschokke, dessen Werk, wie ich Augenzeuge war, der Landmann mit glänzendem Auge preiset; Dank sey auch den Schullehrern zu Stadt und Land, die es ihres Berufs achten, unsere Söhne aus der Ortsheimath durch kleine Fußreisen zu ihren Nachbaren und Eidsgenossen zu führen, wodurch sie erst die umfassende Liebe zum Vaterland und seinen Bewohnern gewinnen können, und der Ortsbürger ein Schweizer werden mag!“

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Juli 1824.

Einst in ewigem Gefechte
Ging Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreyen,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.

Schiller.

Als ich Byrons Tod erfahren.

An demselben Tage gedichtet.

Von Amalie v. Helwig, geborner Freyin v. Imhoff.

Hoher, düstrer Geist! — So früh vollendet
Hast du deine Bahn auf diesem Stern? —
Seiner heitern Seite abgewendet,
Schiedest du dich doch vom Leben gern.

Seine Blüthen hattest du gebrochen,
Und, von jugendlicher Lust berauscht,
Trotzig fordernd, was sie dir versprochen,
Ueberdruß für Wonnen eingetauscht.

Da voll Unmuth wandtest du vom Mahle
Dich, vergleichbar undankbarem Gast,
Der dem Wirthe schmält, wenn er die Schale
Edeln Weins zu wüstem Rausch verpraßt.

Und, verarmt an Hoffnung, stürmtest weiter
Du hinaus in Gottes schöne Welt;
Ekel nur und Gram dir als Begleiter,
Menschenhaß zum Führer dir gesellt.

Konnten Südens Lüfte Wunden heilen,
Die der Brust so Haß als Liebe schlug? —
Fremde Sonnen jene Nebel theilen,
Wie der Geist sie nächtlich in sich trug? —

Nur die Muse haucht in deine Seele
Kurze Stille bey des Busens Drang.
Seiner Wogen Kampf mit heil'gem Oele
Ebnet dir allmächtig nur Gesang.

Und ihm horchte bald mit regem Schlage
Jedes Herz, von süßem Weh berührt;
Wie des tief empfundnen Leibes Klage
Uns dem eignen engen Selbst entführt. —

Bald in seinem Zauberspiegel tauchen
Inseln auf vom schönen Griechenland.
Hier ein blutig Schlachtfeld seh' ich rauchen,
Dort die Trümmer an Sicilia's Strand.

Und wo mit gesträubtem Haar wir lauschen,
Wenn dein mächt'ger Ruf das Grausen weckt,
Räthselhaft, wie Geister-Schwingen rauschen,
Fesselst du den Sinn, den du erschreckt.

Nirgends zeigten hemmend Herkul's Säulen
Deinem Geist sich in verwegnem Lauf,
Und du decktest frech die Eiterbeulen,
Wie die Wunden deines Herzens auf.

Feindlich doch verzehrt von eignen Flammen,
Rangst du mit des Riesengeistes Kraft;
Denn das Band, so mit der Welt zusammen
Nur ihn hielt, hieß Schmerz und Leidenschaft.

Also trieb es dich im irren Wallen
Jenem Inselvolk des Südens zu,
Aehnlich dir, mit Glück und Welt zerfallen,
Hochbegabt von der Natur, wie Du.

Auch euch starb er allzufrüh, Hellenen! —
Die ihr dankbar ehrend ihn beweint —
Höhern Mitleids werth durch eure Thränen;
Denn für tausend galt der Eine Freund.

Viel verkannt, wie hart er sich verklagte,
Gottes und der Menschen Feind genannt —
War er's doch allein, der nicht verzagte,
Als sich Alles feig von euch gewandt.

Und wer spräche mit gehäß'gem Spotte
Noch der Abgunst schale Fabel nach? —
Seit er euch vertrauet und dem Gotte,
Dessen Hand euch hebt aus langer Schmach.

Wärst du als ihr Führer doch gefallen
In des Heldenkampfes blut'gem Spiel!
Hoch getragen zu des Ruhmes Hallen. —
Doch zwey Siegeskränze sind zu viel!

Einen nur will dir die Muse gönnen,
Ihre Thränen haben ihn geweiht;
Nie wird Neid dir ihn entreißen können,
Denn der Schmerz flocht ihn der Ewigkeit.

Reuig schon erkennt die Feuerseele
Dort mit ihrem Reichthum ihre Schuld.
Und daß er dich zu den Seinen zähle,
Bürgt des göttlich-treuen Hirten Huld.

Einen mildern Richter wirst du finden
Jenseits, als ihn dir die Erde gab. —
Hier indeß in lauen Abendwinden
Säuselt schon Versöhnung um dein Grab.

Der verwünschte Prinz.

(Fortsetzung.)

8.

Wie der Blitz lief die frohe Nachricht von des Prinzen Wiederkehr aus dem Schlosse durch die ganze Stadt. Kein Mensch in ihr wollte mehr leben, ohne den liebenswürdigen Grazioso zu sehen, wie ihn die Fee sich zu Ehren hatte taufen lassen. Die Lebehoch's unter dem Schloß-Balkon nahmen Tag und Nacht kein Ende, mochte er auch dastehen oder nicht. Kein Mensch wollte von etwas hören oder sprechen, als vom Prinzen Grazioso. A la Grazioso hieß die Mode, welche plötzlich jede andere verdrängte, und wenn auch die Zahl äußerst gering war, der es gelang, à la Grazioso auszusehen, so mußte sich doch Jedermann so kleiden, wollte er nicht ein Chor von Straßenbrut hinter sich her haben, die seinen Mangel an patriotischer Gesinnung auf das Boshafteste recensirte.

Das Alles gefiel Niemand so wenig, als dem Prinzen selbst. Desto besser gefiel aber auch er den Verständigen, als sein Verstand und Gefühl immer mehr hervortrat, und König und Königin vergaßen herzlich gern die große Betrübniß, worein sein Verlust sie versezt hatte, da Alles einen so glücklichen Ausgang genommen.

Der Prinz hätte Stoff gehabt, immerfort interessante Anekdoten aus seinem vergangenen, vielgestaltigen Leben zu erzählen. Denn seit seinem achten Jahre wurde er alle Tage mit Sonnenaufgang in einen lebendigen oder auch leblosen Gegenstand verwünscht. Die Nacht aber brachte er im Krystallschlosse der Fee Graziosa zu. Konnte man von Jemand in der Welt sagen, daß er die Menschen kennen gelernt habe, so war es Grazioso. Er hatte gesehen, wie es zuging in frommen Klöstern und gottlosen Räuberhöhlen, in Königsschlössern und in Bettlerhütten. Fast alle Stände und Professionen hatte er persönlich durchgemacht. Dabey rühmte er übrigens die Billigkeit seiner Frau Pathe Graziosa, daß, wenn er zum Beyspiel ein Paar Tage hintereinander, den einen als Straßenpflasterer und den andern als Lastträger, seine Kräfte erschöpft hatte, sie ihn gewöhnlich am dritten als lebloses Wesen, wie ein Baum oder Tisch, sich erholen ließ. Ein Tag aber seit dem achten Jahre, an dem er ganz unverwünscht geblieben, war nicht vorgekommen. Dabey hatte ihm obgelegen, sich in den Geist oder die Art des Darzustellenden ganz hineinzudenken, und nur im Charakter desselben zu handeln. Selbst Strafen hatten stattgefunden, wenn er zuweilen mit den Charakteren auch deren unlöbliche Eigenheiten angenommen. So war er als vornehmer Herr im Zorn einmal so weit gegangen, einem bittenden Taugenichts, statt ihn blos fortzuweisen, noch einen Fußtritt auf den Weg zu geben. Dieser Fußtritt nun machte, daß er am folgenden Tage in den angeschlossenen Stiefelknecht einer Dorfwirthsstube verwiesen wurde, dessen sich gegen zwanzig Jahrmarktsleute bedienten, welche in der Stube übernachteten. Noch schlimmer war es ihm ergangen, wie er als Schildwache bey einem Pulvermagazine ein Pfeifchen Schwarzen und Gelben geraucht hatte. Um ihm das Brennen des Feuers recht fühlbar zu machen, ward er am folgenden Tage als Schwefelfaden in die Küche armer Leute gelegt, und während dieses einzigen Tages mehr als zwölfmal angebrannt.

Bis ins vierzehnte Jahr war ihm bey den Verwünschungen das Bewußtseyn seiner Geburt und seines Standes abgegangen. Dann aber wurde ihm solches geschenkt. Hiermit nun vermehrten sich die Schwierigkeiten seines Benehmens außerordentlich, denn durch Seufzer allein durfte er allenfalls die Leute in der Nähe etwas stutzig machen. Wo ihn aber irgend ein Umstand, und war es auch der Wunsch, Gutes zu stiften, zum Sprechen bewog, wenn er ein Thier oder eine leblose Sache war, legte man ihm allezeit eine strenge Buße auf. Die Fee hatte nämlich den Grundsatz, es müsse sich ein Jeder in seine Lage zu fügen wissen, dergleichen aber heiße: unnöthiger Weise aus ihr herausgehen.

So legte es die Fee ihm unter andern als Naseweisheit aus, wie er ihre Gedanken, den Zwerg ins Narrenhaus zu schicken, die sie ihm kurz zuvor eröffnete, ausplauderte, und meinte, jener Zwerg würde schon, trotz der Entlassung durch den König, noch seiner Bestimmung von selbst zugeführt worden seyn. Besonders war der

Tag, wo er als Laubfrosch die beyden Verräther beym rechten Namen nannte, von den nachtheiligsten Folgen für ihn gewesen. Hätte er damals sein empörtes Herz bezwungen und geschwiegen, so würde er schon am folgenden Morgen in seiner wahren Gestalt in das elterliche Haus zurückgesendet worden seyn.

„Ey — meinten, als er das entdeckte, König und Königin höchst empfindlich — dergleichen Greueln Einhalt thun wollen, das ist doch wahrlich die tugendhafteste der Aufwallungen!" — Beyde gestanden, daß sie hierdurch von Neuem sehr irre würden an der Fee Graziosa, und nicht wüßten, ob sie es dem Uebelwollen gegen das königliche Haus, oder dem Unverstande der Fee zuschreiben sollten.

In der Hitze aber hatte der König die lezten Worte so laut ausgesprochen, daß er sich recht ängstlich umsah, ob nicht irgendwo die vielleicht unsichtbar gegenwärtig Gewesene sichtbar werden, und er ihrem Zorne verfallen seyn möchte. Der Prinz bürgte jedoch seinem Vater dafür, daß das nicht geschehen werde. Graziosa sey gar nicht so empfindlich, wie ihre Vorgängerinnen, und könne auch schon darum Jedermann gestatten, über sie zu reden, was er wolle, weil sie den besten Willen habe, immer gut zu handeln.

9.

Daß an des Prinzen baldige Vermählung gedacht wurde, war natürlich, eben so natürlich, daß er selbst nicht den mindesten Abscheu davor hatte. Nur den drey Prinzessinnen, welche in die Wahl kamen, konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Seine Eltern erstaunten. Es waren, ihrer Meinung nach, gerade die schönsten, reichsten und tugendhaftesten, welche eben die Welt aufzuweisen hatte. Allein die Eigenheiten der einen hatte er als falsche Haarflechte einen ganzen Tag beobachten können, bey der andern war er gar die Kammerdienerin gewesen, und die dritte hatte er als Schminktöpfchen bedient, und so allen Dreyen Manches abmerken können, was ihm gar nicht recht gefallen wollte.

In eine vierte Prinzessin aber, die Tochter eines kleinen Fürsten, war er einmal gar verwünscht gewesen, und hielt diesen Tag für den glücklichsten seines ganzen Lebens. Als er nun seinen Eltern angepriesen, wie durchaus gut und fromm und verständig und sanftmüthig diese Prinzessin sey, da wendeten sie nicht das Mindeste dagegen ein, daß sie seine Gemahlin würde, und der König, ihr Vater, hatte gleichfalls so wenig dagegen, als die Prinzessin selbst, nachdem ihr das Bildniß des berühmtesten aller damaligen Kronprinzen überreicht worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Fortsetzung.)

Auf dem Hoftheater für die Schauspiele ist in einer Reihe von Darstellungen eine Gastspielerin aufgetreten. Mlle. Lindner, vom „Nationaltheater" in Frankfurt am Main. Eine treffliche Schauspielerin! Ich will es nur gleich im Voraus gestehen, daß ich zu ihrem Ritter mich erkläre, der sich indessen nicht mit blindem Dünkel und mit rohem Troz allüberall für unüberwindlich hält. Auch das hiesige Theaterpublikum hat ihrem Talente und ihrer liebenswürdigen Natürlichkeit volle Anerkennung zugestanden, das will mehr noch sagen, denn es findet sich unter den ruhigen Beschauern, die keinen andern Zweck haben, als sich dem Eindruck hinzugeben, wohl gar Mancher, der noch weiter und viel schärfer sieht, als der vorlaute Schwarm von After-Recensenten, die in manchem Theater — z. B. in der Vorstadt — mit Lorgnetten und Lorgnons bewaffnet, einen ordentlich kritischen Areopagus bilden, aus einem Winkel in den andern schießen, mit geschäftiger Aufmerksamkeit alles neu Erscheinende belugen und visiren, die Köpfe zusammen stecken, mit Gewichtigkeit einander ihre Aussprüche kommuniciren, und zulezt gewaltig vor dem Ziel vorbeygeschossen haben. Mlle. Lindner trat zuerst als Suschen in Clanrens Bräutigam von Mexiko auf. Anfangs wollte die fremde Gastspielerin nicht so recht ansprechen. Das ging indessen sehr natürlich zu. Das Stück ist noch nicht vom Repertoir gekommen und gehört bis jezt zu den neuern Produktionen, die Vorgängerin der Fremden unter die Lieblinge des Publikums, ihre Darstellungsweise ist noch im frischem Andenken, die Persönlichkeit beyder Darstellerinnen sehr verschieden; der gutmüthige patriotische Sinn thut das Seinige, aber Unbefangenheit des Gemüths und Gerechtigkeitsliebe tragen bey uns immer leicht den Sieg davon. So war es hier. Der Beyfall wurde immer reger und ging in Aeußerungen der wärmsten Theilnahme über. Hiernächst trat sie in Contessa's Räthsel auf. Der Geist des ächten Humors, verbunden mit dem feinen Weltton, belebte dieses Spiel. Alles entwickelt sich von innen heraus, die kleinsten Nüanzen fehlen nicht. Bezeichnungen und Ausdruck sind im höchsten Grad natürlich. Der Vortrag der Verse konnte nicht richtiger und zugleich kunstloser seyn, ohne Prunk und Haschen nach Effekt, ohne vorlaute Betonungen solcher Stellen, mit denen man so gerne Parade treibt, und dennoch traten alle Parthien mit der gehörigen Wirksamkeit hervor. Ich berühre blos die Scene mit dem Onkel, und die Antwort auf seine zärtliche Deklaration, die im feinsten Ton der Parodie vorgetragen wurde. Unmittelbar nach dieser Vorstellung folgte das Nachspiel: der Verräther, und Mlle. Lindner gab Klärchen im einfachsten Umriß ländlicher Natur, frey von jenen herkömmlichen Naivitäts-Grimassen, die für jede Rolle dieser Gattung passen, aber nicht ohne den nöthigen Zusaz von Schalkhaftigkeit. Die Durchführung des Selbstgesprächs, nach Abgang des Alten, bis zum Augenblick, wo sie den Schlüssel aus dem Fenster fallen läßt, war ein geründetes, gefälliges und leichtgeformtes Ganze. In solchem Falle bedarf man der gesuchten Kunstausdrücke nicht. Ihr drittes Gastspiel, jene beyden zusammen genommen, war Margarethe in Ifflands Hagestolzen. Das Stück, auf drey Akte reduzirt, hatte wohl die Gastspielerin so mitgebracht. Da es jedermann bekannt ist, und die Hauptperson quaestionis erst im vierten Akt erscheint, so mag die Abkürzung gelten. Die Darstellung zeichnete sich im Allgemeinen durch die richtige Mischung der Farben aus; frisch, kräftig und doch gemüthlich trat das ländliche Mädchen uns entgegen, und durch die feinste Entwicklung der erwachenden Zuneigung, des innigsten Gefühls, immer näher an das Herz. Der Hauptpunkt zeigte sich im

Vertrag des Liebes — Natur und Kunst im lieblichsten Verein! Die Darstellung der Dorothea hab' ich nicht gesehen, jemand aber, auf dessen Urtheil ich wohl etwas gebe, sagte mir, sie habe sich in diesem, hinsichtlich der dramatischen Gestaltung, weniger bedeutenden Charakter eben recht als Schöpferin gezeigt. Ich erlaube mir, den Ausdruck abzuändern, und sage blos: sie zeigte ihre Produktionskraft. Als Isabella in: die Quälgeister, sah ich sie. Die Scene, wo sie muthwillig vor dem Vater niederkniet, wurde trefflich durchgeführt; von den Scenen mit Linden läßt sich dasselbe sagen; in einigen Theilen vermißte ich nur den eigentlichen Ton der Dame aus der großen Welt, woran man hier vorzüglich dann erinnert wird, wenn sie dem Herzog gegenüber steht. Wiewohl der üppig waltende brittische Humor ihn nicht im strengsten Sinne zu fordern scheint, so läßt die Schauspielerin doch gern erkennen, daß sie ihn besizt. Ihre lezte Rolle gab die Gastspielerin als Louise in Kabale und Liebe. Anfangs glaubte ich hier etwas Abgemessenheit, eine Hinneigung zum Pathetischen zu finden; glücklicherweise sah ich mich getäuscht, und erkannte bald das bürgerliche Mädchen, höher gehoben durch Liebe, Schwärmerey, Umgang und Lektüre. So viele herzliche Töne habe ich nicht leicht gehört. Wahrheit des Gefühls und Uebereinstimmung des Ausdrucks, mit geringem Aufwand von Mitteln, sind in diesen Darstellungen überhaupt bemerkenswerth. Die Scene mit der Milford betrachte ich in dieser lezten als den Glanzpunkt, obgleich noch viele glänzende Punkte hier dem aufmerksamen Zuschauer entgegen schimmerten, um so wirksamer, da sie im sanftesten Licht erschienen. Der Moment des Hinscheidens mit der vorhergehenden Andeutung der Wirkungen des Giftes, trug zugleich das Gepräge der Wahrheit und Anmuth. Das fein fühlende Publikum des Hoftheaters zollte dieser, wie den übrigen Leistungen, den aufrichtigsten, wenn auch nicht immer rauschendsten, Beyfall. Auch dieser fehlte zwar nicht und keiner einzigen. Mit der zulezt genannten Rolle beschloß sie ihre Gastspiele dießmal auf dem Hoftheater, wird sie aber wieder fortsezen, wie man hofft, wenn sie anders noch vor Eintritt der Ferienzeit mit den achtzehn Darstellungen fertig wird, die sie auf dem Theater an der Wien, wie ich höre, geben soll. Den Anfang hat sie hier mit Käthchen von Heilbronn gemacht; dann trat sie wieder als Margarethe und als Suschen auf, immer durch die lautesten Beweise der gerechten Anerkennung ausgezeichnet. Die Hagestolzen wurden auf dieser Bühne unter dem Titel: der Besuch auf dem Lande, aufgeführt. Das ist gar zu sehr verkleinert. Für den Hofrath muß doch einigermaßen die Theilnahme wieder angeregt werden.

Neben der noch immer hier befindlichen Menagerie des Hrn. von Aken glänzt nun auch die reiche und seltene Thiersammlung der Mad. Simonelli. Obenan steht das „unbekannte Thier,“ das in Ostindien im Jahr 1786 erst entdeckt wurde, und Aehnlichkeit mit einem Bären haben soll. Einige Merkwürdigkeiten werden davon angeführt. Die Sache verhält sich aber so. Das Thier ist wirklich um die besagte Zeit in Ostindien, in der Provinz Patna, wahrgenommen, dann nach London gebracht und unter dem Namen Lion Monstre aufgestellt worden. Auswärtige Naturforscher rechneten es, der Beschreibung nach, zu dem Geschlechte der Faulthiere (Bradipus). Der großen Aehnlichkeit mit einem Bären wegen, wurde es dann Bradipus ursinus benannt. Andere gaben ihm, der sehr dehnbaren und beweglichen Lefzen wegen, die Benennung Lefzenthier, und rechneten es zur Familie der Tardigraden, indem sie aus dieser, von den eigentlichen Faulthieren unterschiedenen Art eine eigne Gattung bildeten. In der Folge erst erhielt es seine angemessene Stelle im System und den Namen ursus labratus. Jezt wird es für einen eigentlichen Bären gehalten und führt auch die passende Bezeichnung: ursus longirostris. Um den Kopf hat dieses Thier einen seltsamen Haarschmuck. Die Länge desselben mag ungefähr 6¼ Pariser Fuß betragen, die Höhe gegen 3. Seine Bewegungen sind langsam, plump und schwerfällig. Es stellt sich zuweilen auf die Hinterfüße; zuweilen wird es recht munter und kullert sich herum. Tückisch ist es nicht, sondern zeigt vielmehr große Anhänglichkeit. Es gewöhnt sich an Brod, Obst und Fleisch. In Bengalen lebt es in Höhlen, nährt sich von Früchten und weißen Ameisen. Ein prachtvolles Exemplar von Eisbären ist auch in dieser Sammlung. Vorzüglich interessirt der hier befindliche Mandrill-Pavian aus Angola, so groß, wie er selten vorkommt, und, ungeachtet der natürlichen Tücke dieser Thiere, zum Erstaunen zahm. Lustig ist es, ihn den ganzen Tag zur Ergözlichkeit des Publikums Taback dampfen zu sehen. An prachtvollen Vögeln ist die Sammlung ungemein zahlreich. Die Schaulustigen finden auch noch immer Unterhaltung in jener früher erwähnten Menagerie, wo Hr. v. Aken, selbst ein interessanter Mann, das interessante Schauspiel: „Herrschaft des Menschen über die Thiere,“ täglich wiederholt. Man glaubt diesen Thierbändiger in der That nicht im Kreise wilder Bestien, sondern in der Mitte von gebildeten Zöglingen eines Künstlerinstituts zu sehen, wenn er die grimmig erzürnte Löwin aufwarten läßt, dem Männchen der wüthenden Hyäne traaitemische, dem Brummen eines Menschen ähnliche Töne, mit den Worten: Speak otherwaise, Sie! entlockt, den furchtbar brüllenden, gereizten Tieger durch die Frage: Will you beefsteak, Sir? sogleich besänftigt, und an den Kopf des grimmerfüllten Löwen sein Gesicht legt, indem er schmeichelnd wiederholt: My noble Prince! my nobla Mân! — Naturkundige behaupten, daß in Wien wahrscheinlich die Mehrzahl des Inhalts der beyden ausgebildetsten Thierklassen, wie sie in den ersten zoologischen Museen Europa's vorhanden sind, lebend jezt zusammen angetroffen werden, wenn man die in den verschiedenen Abtheilungen der Menagerie zu Schönbrunn, auf der Terrasse, im kaiserlichen Privatgarten und am hiesigen zoologischen Museum enthaltenen berechnet.

Diesen seltenen Exemplarien wilder Bestialität mag sich folgendes zur Seite stellen: „Fünfjähriger Stier, hiesiger Abkunft und Zucht, welcher vermög seiner Größe, Schwere und Fröminigkeit als eine besondere Seltenheit zu betrachten ist.“ Unter dieser Firma läßt der Eigenthümer diese Kuriosität die Marktzeit hindurch beschauen. Es war sehr unterhaltend, während dieser Zeit über einen der schönsten und geräumigsten Pläze der Stadt zu wandern, und die reiche Ausstellung von geschmackvollen, sinnreich erfundenen Tischuhren in Augenschein zu nehmen, lauter Erzeugnisse des inländischen Kunstfleißes.

Ein ungarischer Weinhändler hat durch einen Faßbinder in Pesth ein großes Faß verfertigen lassen, das sich wohl neben dem berühmten Heidelberger zeigen darf und jezt in der Stadt Tyrnau eingekellert ist, nachdem es auf einer großen Wiese der Stadt Ofen (Generalwiese genannt) eine Zeitlang der Beschauung preisgegeben war. Es ist aus slavonischem Eichenholz verfertigt, hat über 19 Fuß Länge zu mehr als 19 Fuß Höhe, mit 22 eisernen Reifen ist es beschlagen und faßt über 2110 Eimer. Die Einfüllung des Weines aus den Rebengebirgen des Erzherzogs Palatinus, dessen Bildniß in Skulpturarbeit den vordern Faßboden schmückt, geschah unter dem Jubel einer großen Anzahl von Zuschauern. Der Keller ist im gothischen Styl erbaut. Mögen alle wahren Dichter aus dieser castalischen Quelle trinken! nur den wäßrigen ruse der wackre Meister ein: Odi profanum vulgus et arceo! entgegen; sie würden auch den köstlichen Nektar Ungariens verwässern.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 176.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Juli 1824.

Wer Rügen, Strafen mit einem Gefühle austheilt, als bekomme er sie selber — der kann seiner Gerechtigkeit versichert seyn und einer schönen Erhebung.

Jean Paul.

Der verwünschte Prinz.

(Fortsetzung.)

10.

Graziosa konnte den Tag nicht erwarten, wo er seine geliebte Prinzessin Floriosa sehen sollte. Er beschloß daher, statt einem Abgesandten den Auftrag zu geben, in eigener Person an den Hof ihres Vaters zu reisen. Die Königin, seine Mutter, begleitete ihn.

Auf der Reise gab es tausend Erinnerungen für ihn an seine frühere Vielgestaltigkeit.

„Halt!" so rief er schon, als sein Wagen wie ein Pfeil aus dem Schloßhof flog. Die Königin fürchtete, er habe etwas vergessen, und hielt solches für eine schlimme Vorbedeutung. „Nein, sagte der Prinz, der Postillon soll nur die Pferde nicht so außer Athem jagen. Ich bin auch einmal Wagenpferd gewesen, und weiß noch recht gut, wie mir dergleichen damals gethan hat."

Als die erste Station zu Ende war, und der Postillon in einiger Entfernung mit abgezogenem Hute dastand, sagte die haushälterische Königin zu ihrem Sohne: „Da der Mensch sich mit Schnellfahren nicht anzugreifen gehabt habe, so sey auch ein großes Trinkgeld ganz unnöthig."

Der Prinz aber antwortete: „Haltet zu Gnaden, *allerdurchlauchtigste* Frau Mutter, es war einzig meine *Schuld*, daß er also gefahren ist. Uebrigens bin ich auch einmal Postillon gewesen, und weiß, was solch ein Mensch sich für *Hoffnungen* macht, wenn er einen meines Standes gefahren hat, und daß dergleichen dem armen Teufel nicht alle Tage vorkommt."

In dem Gasthofe eines Bergstädtchens aber, wo das Erstemal übernachtet wurde, war Alles in größter Unordnung, obschon lange zuvor die Ankunft der hohen Herrschaften dem Gastgeber notifizirt worden war.

Die Königin gerieth darüber in außerordentlichen Zorn. Zwar entschuldigte sich der Wirth mit dem Wolkenbruche, welcher am Vormittage gefallen war. Allein die Königin meinte, daß bis zum Abende gewiß Alles wieder in Ordnung gekommen wäre, wenn nur die faulen Leute ihre Hände nicht in den Schooß gelegt hätten, und bat bey der Abreise am folgenden Morgen ihren Sohn, daß er dem Gastgeber das Kapitel lesen möchte.

Aber der Prinz erwiederte achselzuckend: „Allergnädigste Frau Mutter, ich bin, salva venia, auch einmal ein Wolkenbruch gewesen, und weiß daher mehr als zu gut, welche Verwüstung ein dergleichen Ding hinterläßt, und daß ein armer Gastwirth tausendmal lieber ganze Kompagnien Soldaten bey sich einkehren sieht, als einen einzigen solchen Brausewind, der ihm die besten Sachen zu Grunde richtet.

11.

Mit Einem Worte, so ging es auf der ganzen Reise. Der Prinz war beynahe Alles gewesen, und urtheilte daher, in die verschiedenen Zustände der Menschen und Thiere sich besser als Einer hineindenkend, so nachsichtig als möglich über seine Leute und Andere überhaupt.

Seine Umgebung war ganz bezaubert von dem jungen Manne. Keiner Seele preßte er je Thränen aus, als einigen alten Weibern bey der Bagage. Denn diese schwebten in der größten Furcht darüber, daß der anbetungswürdige Prinz schwerlich lange werde den Gulgnk schreyen hören, weil allzu kluge Menschen bekanntlich nicht alt würden.

Der Ruf, welcher ihm längst vorausgegangen war, wurde auf dieser Reise vollkommen bestätigt.

Ganz durchdrungen von dem liebevollen Charakter des Prinzen, glaubte daher auch einer der Vorreiter, in Erwartung eines recht reichlichen Trinkgeldes, mit seiner rothen Nase noch tiefer in das Glas gucken zu dürfen, als gewöhnlich, obgleich er auch gewöhnlich das weit eher übertrieb, als es daran ermangeln ließ. Dießmal war er so weit gegangen, daß die Königin immer in Angst schwebte, wenn sie ihn so auf seinem Pferde schwanken sah. Bald schien er rechts, bald wieder links herunterstürzen zu wollen. Es war indeß noch so abgegangen.

Er hatte daher alle Taschen voll Hoffnung, als er in dem fremden Residenzschlosse zur Königin gerufen wurde, und diese nicht allein, sondern der Prinz bey ihr war. Nachdem sie ihm gesagt hatte, daß er eine tüchtige Tracht Schläge verdiene, sie es aber dem Prinzen einzig überließe, ob er mit blauem Auge, oder mit blauem Rücken davon kommen sollte, so meinte er vollends gewonnen Spiel zu haben, und nur die Hand aufhalten zu dürfen, die Goldstücke würden sich von selber hineinfinden.

Als nun der Prinz sein gewöhnliches Sprüchlein bey ihm ebenfalls anhub und sagte: „Ich bin auch einmal ein stets besoffener Vorreiter gewesen;“ so schmunzelte und lachte er ganz außerordentlich. Grazioso aber fuhr sehr ernsthaft fort: „Da hatte ich es denn gerade so gemacht, wie du heute, und war daher auch bedroht, wie du. Allein man ließ Gnade für Recht ergehen. Und nur dieses war Ursache, daß ich bald darauf in dasselbe Uebel verfiel, und darüber beynahe den Hals gebrochen hätte. Daher soll denn auch dir. jezt, zu deinem Besten, eine Tracht aufgezäh't werden.“

Der Vorreiter wußte gar nicht, ob sein Ohr ihm untreu geworden sey, als er den gnädigen Prinzen also sprechen hörte. Nur allzubald aber fühlte er, daß sein Ohr ihm ganz die Wahrheit gesagt habe, und daß diese, wie bekannt, ein gar bitteres Kräutlein sey.

Dieses Beyspiel berichtigte übrigens die Urtheile des Publikums, und besonders der Dienstleute, über des Prinzen Art und Weise außerordentlich.

12.

Bey den Bällen und Illuminationen und Feuerwerken, welche die Vermählung Grazioso's mit Floriosa zur Folge hatte, kam unter anderm auch im Gedränge gar manche Uhr und Börse und Dose in fremder Leute Hände. Und diejenigen dieser Hände, welche die Polizey erwischte, pflegte sie häufig den Eigenthümern derselben auf den Rücken zu binden, damit nicht neue Irrthümer dieser Art entstehen möchten.

Einsmals kam der Prinz mit seiner Gemahlin von einem Spaziergange zurück, als man eben zwey solche Leute vorüberbrachte. Da stuzte Grazioso beym Anblick des Einen, und fragte dessen Führer, was es mit dem Manne für Bewandniß habe? Der Führer antwortete: „Eure Hoheit, es ist ein Spitzbube, der just am Tage von Höchst-Dero Vermählung, statt sich an dem hohen Bilde Eurer Tugend ein Beyspiel zu nehmen, dem Laster des Diebstahls freventlich fröhnte.“

Grazioso befahl hierauf, daß er losgebunden werde, er wolle solches bey seinem Herrn Schwiegervater verantworten. Da der andere Gebundene das sah, so bat er den Prinzen um Gotteswillen, ihm doch ebenfalls die Freyheit zurückzugeben.

„Nein, sprach der Prinz, zwischen Spitzbuben und Spitzbuben findet zuweilen ein gewaltiger Unterschied statt. Dich, Patron, kenne ich aus einer Räuberhöhle her, wo du dich gerade als einer der boshaftesten bewiesest. Jener aber, durch die Nahrlosigkeit, in welche sein Gewerbe gerieth, heruntergekommen, hat für eine Frau und fünf Kinder zu sorgen, und wußte unfehlbar gar nicht mehr, was er anfangen sollte, bevor er sich zu diesem Schritte entschloß.“

Der Begnadigte erschrack hierüber eben so sehr, als der betroffene Andere. Denn wirklich verhielt sich die Sache just, wie der Prinz gesagt hatte.

„Uebrigens“, so fuhr Grazioso zu dem Begnadigten fort, übrigens komme morgen früh zu mir. Wir wollen da mit einander überlegen, ob sich nicht ein ehrliches Gewerbe für dich und die Deinigen sollte ausmitteln lassen.“

Seiner Gemahlin aber gab er heimlich Notiz, daß er selber einmal diesen begnadigten Spitzbuben habe vorstellen müssen, und daher genau wisse, gerade er würde der ehrlichste und thätigste Mensch unter der Sonne seyn, wenn er nur etwas mehr Gewandheit besäße, sich in die Erfordernisse der Zeit zu finden.

Seine Gemahlin nahm von dieser Mittheilung Gelegenheit, den Prinzen über seine lange Seelenwanderung zu beklagen, die ihn zuweilen wol auch in noch schlimmere Leiber gebannt hätte.

„Allerdings, antwortete er, hat mich meine Frau Pathe und Vormünderin bisweilen in ganz lasterhaftes Volk fahren lassen. So mußte ich denn auch einmal der nämliche Räuber selber seyn, der meine Gnade heute fruchtlos anflehte.“

(Der Beschluß folgt.)

Verzeichniß der gegenwärtig brennenden Vulkane.

(Fortsetzung.)

Benachbarte Inseln des Festlandes von Afrika.

Man kennt mit Gewißheit keinen eigentlich sogenannten Vulkan in Afrika; die Inseln aber, welche die Geographen in Abhängigkeit von diesem Festlande aufführen, enthalten mehrere.

El Pico. (Insel del Pico; Azoren.)

Der Pic von Teyde oder von Teneriffa. (Insel Teneriffa.)

Fuego. (Insel Fuego; Archipel des grünen Vorgebirgs.)

Die drey Salazzen. (Insel Bourbon.)

Der Zibbel-Teir. (Insel des gleichen Namens; rothes Meer.)

Insel Ascension. (Im 8° südlicher Breite.)

El Pico. Dieser Berg ist der einzige auf den azorischen Inseln, der sich kegelförmig in die Lüfte erhebt, und der einzige, der ganz aus Trapp gebildet ist; der einzige endlich, an welchem eine beständig offene Mündung vorhanden ist. Die Geologen stimmen darin überein, die großen, im Jahr 1812 auf der Insel St. George ergossenen, Lavaströme als die Resultate eines Seitenausbruchs von dem Vulkan del Pico anzusehen. Sie erklären im Allgemeinen auf dieselbe Art die rasche Bildung einer kleinen Insel in der Nachbarschaft von St. Michel, im Jahr 1811. Diese kleine Insel, von welcher der Kapitän der Sabrina, ein Augenzeuge des Vorfalls, im Namen des Königs von England Besitz nahm, ist nachher wieder völlig verschwunden. An der Stelle, wo die Insel aus den Wellen hervortrat, zeigt das Meer jezt eine Tiefe von 80 Faden.

Der Pic von Teyde oder von Teneriffa. Dieser Vulkan scheint weit mehr durch seine Seitenwandungen, als durch seinen Gipfel thätig gewesen zu seyn. Der eigentlich sogenannte Krater zeigt kaum einen Durchmesser von 45 Toisen (88 Meter), und eine Tiefe von 18 Toisen (35 Meter). Seit undenklichen Zeiten sind weder Lava, noch Flammen, noch in der Ferne sichtbarer Rauch daraus hervorgedrungen. Der lezte Ausbruch, im Jahr 1798, erfolgte seitwärts durch den Berg Chahorra. Er dauerte länger als drey Monate. Mehrere Felsenbruchstücke von sehr beträchtlicher Größe, welche der Vulkan von Zeit zu Zeit emporwarf, brauchten, den Beobachtungen des Herrn Cologuan zufolge, zwölf bis fünfzehn Sekunden zum Herunterfallen. Teneriffa hatte seit zwey und neunzig Jahren keinen Ausbruch gesehen, als der von 1792 am 9. Juni auf einmal erfolgte.

Unermeßliche Lavagüsse verbreiteten sich auf der Insel Palma, in einer Entfernung von fünf und zwanzig Stunden, von dem Pic, mittelst neuer vulkanischer Mündungen, die sich in den Jahren 1558, 1646 und 1677 bildeten. Die Insel Lancerot wurde gleichfalls durch einen Ausbruch im Jahre 1730 ganz verheert.

Fuego. Man besizt beynahe keine nähere Angabe über den Vulkan der Insel Fuego. Man sollte, gegen eine schon von alten Zeiten her bestehende Meinung, anzunehmen geneigt seyn, es seyen in dem ganzen Archipel des grünen Vorgebirgs keine andern Vulkane in Thätigkeit.

Vulkan von Bourbon. Wenige Vulkane sind in solcher Thätigkeit, wie der von Bourbon. Sein lezter Ausbruch erfolgte am 27. Februar 1821. Er gab zu drey Lavaströmen Veranlassung, die sich auf der Höhe des Berges, etwas unter dem wahren Krater, einen Weg bahnten. Einer dieser Lavaströme erreichte das Meer erst am 9. März. Einige Zeit nach dem Ausbruch fiel auf vielen Punkten der Insel ein aus schwärzlicher Asche und langen biegsamen Glasfäden, welche goldenen Haaren ähnlich waren, zusammengesezter Regen. Man hat die leztere Erscheinung, die hauptsächlich im Jahr 1766 bemerkt wurde, dem Vulkan von Bourbon als eigenthümlich zugeschrieben; Hamilton behauptet aber, ähnliche gläserne Fäden, mit Asche gemischt, in der Atmosphäre von Neapel, während des Ausbruchs des Vesuvs im Jahre 1779, gefunden zu haben.

Wer sich nicht ein besonderes Studium aus den vulkanischen Erscheinungen gemacht hat, dürfte wohl darüber erstaunen, daß im Jahr 1821 die glühende Lava des Vulkans von Bourbon zehn ganze Tage dazu brauchte, um auf einer abhängigen Erdfläche die kleine Entfernung vom Krater bis zum Meere zu durchwandern. Man muß aber dabey einerseits den Umstand bemerken, daß die Laven keine vollkommenen Flüssigkeiten sind, und andererseits den, daß in eben dem Maß, als sie erkalten, ihr Fortschreiten auch um so langsamer wird. Herr von Buch sah im Jahr 1805 einen Lavastrom aus dem Gipfel des Vesuvs hervorkommen und das 7000 Meter von diesem Punkte entfernte Meeresufer in drey Stunden erreichen; die Annalen der Vulkane bieten aber nur wenige Beyspiele von einer solchen Schnelligkeit dar. Gewöhnlich geht die Bewegung der Lava nur langsam vor sich. Die Laven des Aetna brauchen z. B. auf dem verschiedenen flachen Lande von Sicilien ganze Tage zum Fortrücken um einige Meter. Zuweilen ist die oberflächliche Lage schon fest und ruhig, während die glühende und flüssige Centralmasse noch fortfließt. Die große Klebrigkeit der etwas erkalteten Laven macht, daß die Ströme, selbst in Ebenen, eine große Dicke an ihren Rändern beybehalten.

Der Zibbel-Teir liegt, nach Bruce, im 15½ Grade nördlicher Breite. Der Gipfel des Berges hat vier Oeffnungen, aus welchen dicke Rauchsäulen emporsteigen.

Man hat nur wenige nähere Angaben über den Vulkan von der Insel Ascension. Der von Madagaskar, welcher eine unermeßliche, in einer Entfernung von zehn Stunden sichtbare, Wasserdampfsäule hervortreiben soll, ist noch zu zweifelhaft, um ihn mit Bestimmtheit in diesem Verzeichnisse aufzuführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Fortsetzung.)

Die italienische Oper hat wieder eine interessante merkwürdige Erscheinung dargeboten. In Rossinis Italiana in Algieri trat Sign. Rubini auf. Ein herrlicher Tenor, voll und kräftig in den Mitteltönen, unendlich zart und lieblich in der Höhe und von großem Umfang. Er hat den Gebrauch der Kopfstimme auf eine unübertreffliche Weise in seiner Gewalt. Dem geschmackvollen Vortrag und dem seelenvollen Ausdruck steht eine Virtuosität zur Seite, die so leicht keine Rivalschaft scheuen darf. Er singt freylich im Styl der modernen Schule, verbindet jedoch damit die ächte, richtige Methode. Mit großer Oekonomie verwendet dieser Sänger seine kräftige Mittelstimme; der Uebergang ins Falsett geschieht ganz unmerklich, und durch den Gebrauch des Sotto-voce gewinnt der höchste Ton noch eine außerordentliche Lieblichkeit. Außer dem Gesang besizt Sign. Rubini zwar keine vorzüglich hervortretende Eigenschaft, aber auch nicht auffallende Mängel. Möchte doch kein Sänger ein bedeutenderes Deficit aufzuweisen haben! Mit Tenoristen und Bassisten ist diese Gesellschaft vorzüglich gut versehen.. Botticelli ist ein trefflicher Basso. Ich weiß wohl, daß die Kunstverständigen dem Signor Ambrogi den Vorzug geben, möchte aber doch nicht gern den Ersteren dem Leztgenannten nachsetzen, und ich weiß wohl warum. An Sängerinnen fehlt es; doch wird die Fodor und die Marianni (Altsängerin) erwartet. Die deutschen Gesangskünstlerinnen wirken fleißig und erfolgreich mit. In der Italiana in Algieri sang die Grünbaum den Part der Isabella, und zeigte sich des Namens einer ersten deutschen Sängerin würdig. Daß die Deutschen das Verdienst der ihnen zugehörigen Künstlerin mit Enthusiasmus anerkannten, war nicht mehr als billig, daß die Italiener sich bestrebten, die übrigen auszuzeichnen, war gerecht; sehr natürlich, daß dieses den Bonmotisten Anlaß zu spaßhaften Bemerkungen gab. Als das Applaudiren so herüber und hinüber ging, sagte Einer: das sind die Dilettanten — das die Patrioten! — In der That vereinigten sich aber beyde Theile zur Anerkennung gegenseitiger Verdienste. In der Gazza ladra hatte die Sängerin Sonntag den Part der Ninetta übernommen, und sang sowohl mit Anmuth als Virtuosität. Die Stimme ist schwach, aber der Vortrag gewinnt immer mehr, und die junge Künstlerin ringt unermüdet darnach, die Vorzüge älterer Meisterinnen sich anzueignen. Sie besizt überdieß einen eigenthümlichen Vorzug, den viele der abtererſten Prima-Donnen ihr beneiden dürfen: die jugendliche Liebenswürdigkeit, die zwar eine Gabe der Natur ist, aber jederzeit die Kunst erhöht, zuweilen sie ersezt.

Neue Tanzkünstler sind auf dieser Bühne auch erschienen, Mlle. Vaquemoulin und Monsieur Hullin. Beyde traten in einem eigens für sie komponirten Divertissement auf, genannt der Fels der Liebenden. Die Tänzerin besizt große Fertigkeit in den Füßen, ihre Bewegungen sind zart und edel, ihr ganzes Wesen zeigt das Gepräge der Anspruchlosigkeit. Sie gefiel sehr. Wäre sie früher als die Brugnoli gekommen, und hätte man Beyde nicht vergleichen können, sie würde noch mehr gewirkt haben. Jene tanzt glänzender. Mr. Hullin zeigte sich als ein geschickter Groteskkänzer. Kraft und à-plomb fehlen ihm, er bewegt sich aber leicht und zierlich, auch mit bedeutender Fertigkeit. Den Rozier, der nach London gehen wollte, ersezt er nicht. Der Fels der Liebenden ist nicht weit her, und war nur auf die Debütirenden berechnet. Auch führte er die Aufschrift: anakreontisches Divertissement, das gewöhnlich zu großen Erwartungen nicht berechtigt. — Der Pacht dieses Theaters wird nun zu Ende des Jahres dem Meistbietenden überlassen, doch sind andere Bedingungen gesezt. Der Vortheil aus dem Ertrag der Redonten fällt künftig weg; als Zuschuß wird nur ein noch zu bestimmendes Pouschale (?) für die freyen Logen und Sperrsize, wie für die Herabsezung des Preises der Militär-Billets auf das Parterre gegeben u. s. w.

Auf dem Hoftheater an der Burg wurden in kurzer Zeit drey kleine Stücke einstudirt und in die Scene gesezt. Der Gast, Drama in zwey Akten von Deinhardstein. Vermuthlich ist das Stück nach einer freyen Idee gearbeitet. Als Theaterstück betrachtet, hält es Stand, denn es hat, besonders im zweyten Theile, viele Wirksamkeit. Auch sind die beyden Hauptrollen sehr dramatisch. Die Handlung geht in Schottland vor, und die altschottische Nationaltugend, unverbrüchliche Treue gegen den Gastfreund, zeigt sich hier auf eine glänzende Weise, indem der eigentliche Held des Dramas seinen Todfeind, der ihn unglücklich gemacht, aber, elend und verfolgt, jezt seinem Schuz sich überlassen hat, mit Gefahr des eigenen Lebens schüzt und rettet. Auf welche Art das Alles geschieht, soll hier nicht untersucht werden. Abgesprochen ist gar bald. Das Stück wurde mit vorzüglichem Bestreben und Gelingen, besonders die beyden Hauptrollen von Anschütz und Heurteur, dargestellt. Die Schröder hat eine ziemlich untergeordnete Rolle darin; indessen, die Personen, die sie auf der Bühne repräsentirt, gewinnen immer. Die Versifikation kann man loben. Das Drama gefiel, und ein wirksames neues Bühnenstück muß in Deutschland mit Kußhand aufgenommen werden. Ein anderes, von einem Akt: der großmüthige Onkel, nach dem Französischen, von Kurländer, gefiel ebenfalls, und wurde auch durch das Spiel ungemein begünstigt. Es gehört unter die allerliebsten Kleinigkeiten, die man immer loben und nicht nachmachen kann. Tadeln lassen sie sich auch, o ganz gewiß! — Wer wird aber das niedliche kleine Gesicht eines hübschen Kindes gleich so scharf belorgnettiren, um ein Sommersprößchen oder Leberfleckchen zu entdecken? — Und wenn so viele nacheinander kommen! — Da hat man keine Zeit zum Untersuchen, und muß sich damit begnügen, auszurufen: Hübsch! — artig! — allerliebst! — scharmant, scharmant! Wenn wir auch so etwas hätten! Und wir haben es, wir dürfen's mitgenießen; das ist der Vorzug, dessen sich die Freunde dieser artigen Kleinigkeiten zu erfreuen haben. Der Titel des Originals ist: L'héritière. Der Bearbeiter hat Fleiß, wie immer, auf die Bearbeitung verwendet. Das dritte Stück heißt: der Frack und die Livree. Nach dem Französischen von Lembert. Eine bekannte Anekdote liegt zum Grunde, nämlich von einem Bedienten, der sein Glück in der Lotterie machte, dann den großen Herrn spielte, mit seinem Gelde bald fertig wurde, wie andere große Herren mehr, und wieder den Bedienten spielen mußte. Die Idee ist fruchtbar an komischem Charakterstoff, und dieser ist mit einer Gewandheit benuzt und ausgebildet, daß man es wenigstens so leicht nicht besser machen kann. Koberwein ist in der Darstellung solcher Rollen immer glücklich. Ein französischer Akteur wird das anders machen; der deutsche macht es aber auf seine Weise mit genügendem Erfolg, das ist genug. In Paris ist das Stück unter dem Titel: Le dernier jour de fortune bekannt. Die Bearbeitung wurde günstig aufgenommen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 59.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Juli 1824.

So klinget, Pokale,
Zum Jubel denn ein!
Und brumme, du Tonne,
Den Baß in der Wonne
Herzvolles Juchheh'n!

L. v. S.

Trinklied.

Zu singen im Bremer Rathskeller.

Nach der Weise des Landesvaters.

Hallet wieder,
Frohe Lieder,
In des Kellers weitem Raum.
Vater Rhein füllt uns den Becher,
Und es dünket wohl dem Zecher,
Ihn umfange süßer Traum.

Alte Stunden,
Schon verschwunden,
Kehren scherzend bey uns ein.
Kopf ist freyer, Blick ist heller,
Und der unterird'sche Keller
Strahlt in gold'nem Morgenschein.

Hohen Dingen
Nachzuringen,
Faßt mich ein gewalt'ger Schwung.
Von dem Wein, der uns durchdrungen,
Bey dem Lied, das wir gesungen,
Wird in uns die Vorzeit jung.

Nah' und ferne
Liebessterne
Glüh'n am Himmel unsrer Brust.
Wir umfassen alle Weiten;
Alle Völker, alle Zeiten
Theilen sich in unsre Lust.

So nach oben
Kühn erhoben,
Schweben wir in lichten Höh'n; —
Nur sobald der Kelch geleeret,
Werden strenge wir belehret,
Daß wir noch auf Erden steh'n.

Füllet wieder,
Lieben Brüder,
Denn noch fehlt es nicht an Wein.
Judas lebe, sammt der Rose*)!
Ewig soll im Kellerschooße
Lieb' und Lied und Scherz gedeihn!

Karl Grüneisen.

*) Bekanntlich enthalten die Fässer mit den Namen der zwölf Apostel die ältesten und trefflichsten Rheinweine des Rathskellers, und unter diesen ist Judas der angenehmste. Die ersten Weine an Alter und Kraft liegen in der besondern Halle, welche die Rose genannt wird. Wir verweisen die Leser auf das hinterlassene Werk des unlängst verstorbenen Professors Storck, „Ansichten von Bremen.“ Frankfurt bey Wilmans 1824.

Der verwünschte Prinz.

(Beschluß.)

13.

Prinz Grazioso hatte sich sonach in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens umsehen müssen. Besonders kannte er das Land seines Vaters von Grund aus, daher denn auch dieser ihn immer zu Rathe zog und für das köstlichste Kleinod seiner Krone betrachtete.

Eine Zeitlang hatte freylich eine geheime Furcht in allen Familien, Ständen und Geweeben vor dem Prinzen geherrscht. Denn welcher von allen Unterthanen wußte denn, ob während Grazioso's langer Seelenwanderung er nicht auch einmal in seinen vier Pfählen gewesen und Dinge gesehen hatte, die . . . . außer der Ordnung waren. Als man aber merkte, daß er nur dann die schuldige Vergangenheit vor seinen Richterstuhl zog, sobald die Zukunft ähnliche Schuld kundthat, so beruhigte man sich allmählig, und des Landes Glück wuchs mit jedem Tage durch die köstlichen Erfahrungen, welche der Prinz in seinem, zum Theil recht bittern, Wanderleben eingesammelt hatte.

Da die Fee nicht einmal bey dem Hochzeitfeste ihres Zöglings zum Vorschein gekommen war, so glaubte schon Alles, daß sie gar gestorben sey, was sonst in der Regel nicht vorzufallen pflegte. Bey dieser Fee aber ging es überhaupt so wenig nach den zeitherigen Gewohnheiten, daß auch so etwas keine allzugroße Verwunderung erregt haben würde.

Eines Tages jedoch, gegen Sonnenuntergang, hielt mit einemmale Graziosa's Luftschiff an dem Balkon des Schlosses, und sie selbst stieg, mit einem zahlreichen Gefolge, so leise aus, daß man Alles erst merkte, als die Thüre nach den Wohnzimmern des Königs-Paares knarrte.

„Nicht wahr, Kinderchen, — begann die Fee, fast lächerlich, wenn man die schöne Frau ansah, welche die bejahrten Königsleute sonach als Kinder traktirte — nicht wahr, ihr seyd recht lange ganz bitterböse auf mich gewesen, und nur erst bey der Rückkehr unsers Grazioso wieder ein wenig gut geworden? — Desto besser werden wir, hoffe ich, in Zukunft mit einander fortkommen. Meine Vorfahrerinnen hatten sich offenbar zu viel in eure Regierung gemengt. Zu unserm wechselseitigen Frieden, dachte ich gerade vom Gegentheil auszugehen. Nur gehörte, meines Erachtens, eine besondere Einleitung dazu. Zwar leugne ich gar nicht, Herr König, daß sich unter Euerm Regimente das Land allerliebst und besser befand, als wenn die Feen immerfort auch mit hineinplappern wollten. Noch einmal so allerliebst, wie zeither, hätte indeß wol ebenfalls nicht schaden können? Und das war meine Idee bey dem Probeschusse mit dem Prinzen. Ich habe, leider! in meinem tausendjährigen Leben nur allzuviel Prinzen kennen gelernt, welche ein herrliches Gedeihen für ihr Land und für sich gehabt haben würden, wenn sie nicht von Kindesbeinen an das Gift der Schmeicheley hätten einsaugen müssen. Es gehört schon eine tüchtige Natur dazu, um davon nicht angegriffen zu werden. Ich schmeichle mir auch, daß mir meine Plan wohlgelungen sey. Nun aber kein Wort weiter von Staatssachen, sondern einzig von Lust und Freude."

14.

Unter diesen floh auch der Abend wie ein fröhlicher Traum dahin. Als das junge Pärchen schon hinweg und Niemand mehr da war, als der König mit seiner Gemahlin und die Fee, da sprach diese: „In der heutigen Nacht, das sage ich euch voraus, wird es etwas unruhig seyn. Dafür sollt ihr aber auch einen desto glücklichern Morgen erleben."

Ihre Prophezeihung traf ein. Floriosa wurde nämlich von einem kerngesunden und wunderschönen Knäblein entbunden. Eine ziemliche Furcht wandelte wol die Eltern und besonders die Großeltern an, als die Fee darauf antrug, daß die Taufhandlung sogleich in ihrem Beyseyn vorgenommen werden möchte. Man dachte nämlich des betrübten Augenblicks, wo unter ganz ähnlichen Umständen das damalige Kind, der nunmehrige Kindtaufvater, sammt dem Bettchen verschwunden war. Graziosa merkte das und bat, ganz außer Sorgen zu seyn. Was Prinz Grazioso auf einem etwas beschwerlichen Wege gelernt hätte, das könne der künftige König ja seinem Sohne auf dem leichtesten von der Welt beybringen. Er könne es nicht nur, sondern er werde es auch. Nicht wahr? fragte sie den Prinzen und ihr Gesicht stand dazu in solch einem Glanze von Wohlwollen und Liebe, daß Alles vor Ehrfurcht sogleich hätte niederfallen mögen. —

Als nach beendigter Taufe, in welcher die Fee den neugebornen Florioso hatte nennen lassen, die gewöhnlichen Geschenke abgegeben waren, sagte sie: „Mein Weg ist der weiteste; drum werde ich auch in Regierungsangelegenheiten so leicht nicht wieder zurückkehren. Es wäre denn — was ich aber nicht besorge — daß Klagen über eure oder eures Sohnes, oder Enkels Regierung zu mir herausdrängen, anhaltende nämlich und gerechte Klagen, denn das Geschmeiß der gewöhnlichen Klagen wird auch unter den besten Regierungen nicht aussterben. Es liegt hauptsächlich in der Unzufriedenheit des Menschen mit seinem jedesmaligen Zustande, rührt von der Unvollkommenheit seiner Natur her und verdient durchaus keine Beachtung."

Bey den lezten Worten saß sie schon wieder mit den Ihrigen in dem Luftschiffe, das unter dem herzlichsten Lebehoch wie ein Pfeil nach dem blauen Himmel hinaufflog.

Uebrigens trafen die Dinge gerade so ein, wie die Fee gehofft hatte. Nachdem der alte König schlafen gegangen war, folgte die weise Regierung Grazioso's, welche nach des leztern Tode auf seinen Erstgebornen, Florioso, überging. Alles nahm einen ganz scharmanten Gang im dortigen Lande, hauptsächlich auch vermittelst des recht tief ins Leben eingeführten Grundsatzes: Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht! Al-

les ging wie am Schnürchen und kein einziger Prinz gerieth wieder in die Gefahr, von der Fee oder vom Volke verwünscht zu werden.

Weg unter der Themse in London.

Ein durch seinen Nutzen wie durch die Kühnheit des Gedankens gleich merkwürdiges Unternehmen wurde in London durch einen Franzosen entworfen, und soll sogleich durch denselben ausgeführt werden. Man fühlte längst die Nothwendigkeit einer Verbindung zwischen den beyden Ufern der Themse, oberhalb der Londoner Brücke, gegen die Mündung des Flusses zu; allein die Erbauung einer Brücke ist an dieser Stelle, wegen des Zusammendrangs und der Größe der Schiffe, die unaufhörlich den Fluß heraufsteuern, unmöglich. Man versuchte daher schon vor fünf und zwanzig Jahren, ob es thunlich wäre, einen unterirdischen Weg, der unter der Themse hinführte, zu eröffnen; ja, man fing selbst zweymal daran zu arbeiten an, und brachte es in diesem Unternehmen ziemlich weit; allein man war immer genöthigt, die Arbeit wieder aufzugeben, weil man in dem Bette von Thonerde, worin man grub, sehr breite Spalten fand, die, blos mit Flugsand angefüllt, dem Flußwasser bald wieder Durchgang verschafften, welches dann die Gallerien überschwemmte. Herr Brunelle, berühmt durch seine mechanischen, ans Wunderbare grenzenden, Leistungen, und bey welchen man nur bedauern muß, daß er diese seltenen Talente nicht seinem Vaterlande widmet, hat nun einen Plan zu Erneuerung dieses aufgegebenen Projekts entworfen, welchen er durch Erfindung neuer Mittel, an deren Gelingen man nicht zweifeln kann, ausführen wird. Zu diesem Behufe trat eine Gesellschaft zusammen, und in wenigen Tagen stieg die Unternehmung auf 2,200,000 Gulden. Man hofft, daß das Parlament in seiner nächsten Sitzung die zu solchen Arbeiten nöthige Genehmigung geben werde.

Dieser unterirdische Weg, der erste seiner Art in der ganzen Welt, der unter einem Fluß, wie die Themse, hinführt, wird eine Tiefe von 34 Fuß unter dem Flußbett erhalten, er wird aus zwey Gallerien bestehen, die mit einander durch Arkaden verbunden werden. Jede Gallerie wird eine Breite von 13 Fuß 6 Zoll, und eine Höhe von 15 Fuß bekommen. Sie werden ganz von Backsteinen aufgeführt, und ihr äußerer Durchmesser 35 Fuß an Breite und 20 Fuß an Höhe betragen. Durch die eine werden die Wagen hin-, durch die andere herfahren, beyde werden an ihren Seiten Trottoires für die Fußgänger erhalten. Der Abhang des Weges wird gegen den Fluß hin nicht mehr als 4 Fuß auf hundert, und unter der Themse nur 3 Fuß betragen. Man hat die reine Einnahme an Weggeld für diesen Durchgang mit aller Wahrscheinlichkeit auf jährliche 286,000 Gulden geschätzt, daher das Unternehmen gleich vortheilhaft für das Interesse des Einzelnen, wie für das allgemeine seyn wird. — Dieß wäre wieder eines der Wunder, welches der jetzige Zustand der mechanischen Wissenschaften zu unternehmen, und der Associationsgeist, der im Zusammentritt der Einzelnen so Großes zu leisten im Stande ist, auszuführen erlaubt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Mai.

(Beschluß.)

Das Theater an der Wien hat uns gebracht — laßt sehen! — Auch etwas nach dem Französischen — oder nein — doch! Großes Ritterschauspiel in drey Aufzügen, mit Musik und Tänzen: Bertilie. Eine alte Bekanntschaft, die sich ehemals Adelheid von Wülfingen nannte. Dieses Stück ist von einem französischen Komödienschreiber bearbeitet worden, und ein deutscher Bearbeiter hat es wieder übertragen. Man sollte glauben, es hätte so Haut-goût bekommen müssen; das Publikum fand indessen das Gericht ziemlich schaal. Der Schluß ist abgeändert. Dieser Theil wirkt noch am besten. Höchst widerwärtig macht sich aber eine wahnsinnige Figur, die vom Anfang bis zum Ende wie ersticken Affenzereyen treibt, und die Zuschauer dadurch zu unterhalten glaubt, denen es nur widerwärtiger wird, je mehr die Darstellerin bemüht ist, in dieser Karriere Lorbeern zu gewinnen. — Niemand ist hier genannt worden. Tadler hält man gern für Feinde. Kann man aber Alles, darf man immer loben? — Eben so wenig, wie man Alles tadeln darf! — Nach dem Französischen schmeckte auch ein anderes Stück: Clotilde, die Sprachlose, Melodram in drey Aufzügen, mit Gesängen, Chören und Tänzen. War früher auf einer andern Vorstadtbühne schon gegeben worden, und erschien hier wahrscheinlich nur, um einer jungen Schauspielerin, früher eine der derselben beyden Solotänzerinnen des Kärnthnerthors, Katharina Wirdisch, Gelegenheit zu geben, sich als Sprachlose zu produziren. Sie that das mit so vielem Glück, daß einem Jeden, dem in irgend einer Hinsicht das Reden auf der Bühne schwer fällt, durch mimische Beredsamkeit Ersatz in gleichem Grade zu wünschen wäre. Das Stück ist eine geschmacklose Olla potrida aus den Ueberresten melodramatischer Märchen, ohne Saft und Kraft! Außerdem gab es mancherley darin zu sehen und zu hören; unter andern empfahl sich ein sechszehnjähriger Komponist mit seinem Erstlingsversuch. Manchem gemahnt der zehnte Takt wie dieser Suite dem vereint als Vice-Kapellmeister des Theaters angestellten Hrn. Erasmus Keßler. Ein drittes Stück: der Diamantenraub zu Paris, machte eben so wenig Glück als die vorher genannten. Eine Bearbeitung nach Hofmanns Fräulein von Scuderi! Der Bearbeiter hat eine gewiss eingerichtete Erzählung gelesen: was er benutzte, wie er's fand, macht sich so ziemlich; das Andere macht sich nicht. Die Erscheinung des Juweliers intereßirt, das Interesse geht mit der Erscheinung aber gar zu schnell vorüber. Dreymal wurde das Stück nach der Reihe expedirt, und

damit scheint die Sache abgethan. — Die Oper ist bey dieser Bühne wieder eingeschlafen, seit dem Abgang des Komiters Spitzeder, der für das neue königsstädtische Theater in Berlin gewonnen ist. Die Pantomimen, aus Ueberresten des einst so beliebten Kinderballets gebildet, sind im Gange.

Auf dem Theater in der Josephsstadt, das sich wacker noch erhält, hat ein **Erlenkönig** sich gezeigt. „Zauberoper als Melodram" — so ungefähr ist es bezeichnet, und mit Gesängen, Chören, Tänzen — kurz mit Allem ausgestattet, was dazu gehört. Ein zahlreiches Personal, Glanz und Augenweide — so gefällt dieser Erlenkönig, wenn er auch kein **Erlenkönig** ist, von dem er keine Flitter an der Krone — keine Fäserchen am Leibe hat. — Auf dieser Bühne wurde auch zur Unterstützung des Fonds der zweyten Sparkasse aufgeführt: **die Rettung durch die Sparkasse.** Lokales Gemälde mit Gesang in drey Aufzügen, von Karl Meisl. Die Unternehmung ist verdienstlich, die Wahl des Gegenstandes zweckmäßig; denn so, nämlich durch die Darstellung auf der Bühne, wird am kräftigsten auf jenen Vortheil hingedeutet, der aus wohlthätigen Instituten dieser Art entspringt. Das Stück ist in dieser Hinsicht ächt volksthümlich, und vereinigt das Nützliche mit dem Unterhaltenden auf angenehme Weise. Man findet komische Scenen, treffende Züge und manchen lustigen Einfall darin, der mit Recht für witzig gelten kann, statt daß so manches Andere, was als enorm witzig und stupend-humoristisch ausgeschrieen wird, nur Anspruch auf Benennung eines trivialen Spaßes hat. Das Stück gefiel auch außer der Gelegenheitsbeziehung.

Die erste österreichische Feuer-Versicherungs-Anstalt wird bald organisirt seyn und ihre Wirksamkeit beginnen. Die Statuten sind bereits vorgelegt; Männer aus den angesehensten Familien der Monarchie stehen an der Spitze dieser Unternehmung, und der Fond soll vor der Hand zwey Millionen Silbergeld betragen.

Die alljährigen Feuerwerksbelustigungen im Prater werden durch die Witterung nicht begünstigt. Das erste pyrotechnische Schauspiel dieser Art war mehrere Wochen hindurch angekündigt, ehe es Statt haben konnte. Die auf dem Anschlagzettel gemeldete „**imposante** Schlußdekoration" fiel, wie gewöhnlich, sehr brillant aus.

Von **Chr. Kuffner** ist der erste Band eines, der belehrenden Unterhaltung gewidmeten Werkes neuerdings erschienen, das sich durch drey Hauptvorzüge empfiehlt: Inhalt, Zweck und Behandlung. Es führt den Titel: **Spaziergang im Labyrinth der Geschichte.** Der innere Beruf des Verfassers spricht sich in folgenden Zeilen mit derjenigen Klarheit aus, die das Ganze charakterisirt: „Was sich im dichterischen Gemüth während des einsamen Still-Lebens seiner Jugend gebildet hat, das drängt sich endlich, herauszutreten aus dem Innern; es will ausgesprochen, will gestaltet seyn. — So regte sich's in mir. Poesie und Geschichte wurden meine ersten Vertrauten, mir früher bekannt, als die Welt. Von ihren Bildern erfüllt, war das Eden meiner einsamen Jugend bald bevölkert von ihren Licht- und Schattengestalten. — Und so führe ich sie in den Kreis meiner Erwählten und Geliebten." — Der Verfasser hat seinen Vortrag in Briefen an Demoustier's Emilie gerichtet. Durch diese Form der Darstellung wird jedoch die dem Gegenstand angemessene Würde nirgends verletzt. Die Darstellung umfaßt nicht das Faktische der Geschichte, sondern vielmehr das Charakteristische der Völker und die Fortschritte ihrer Kultur, unter demjenigen Gesichtspunkt, der die Bekleidung des geschichtlichen Stoffes in das Gewand der Poesie begünstigt. Im ersten Band eröffnet sich die Halle der Vorwelt. Der Wanderer verweilt sich bey keinem Gegenstand länger, als nöthig ist. Die Erscheinungen ziehen rasch vorüber, doch wie er sie mit voller Klarheit angeschaut, so gibt er sie in klaren, anschaulichen Bildern wieder. Den Anfang machen die Chinesen. (Staatsmoral — Sprache — Charaktergemälde ꝛc.). Ihnen folgen die Hindus. Dann die Meder, die alten und neuen Perser, mit den Egyptiern schließt die erste Reihe der Betrachtungen des unermüdeten gelehrten Wanderers. Das Werk soll aus sechs Bänden bestehen. Der erste enthält 167 Seiten gr. 12. Unstreitig wird das Ganze — im Verlag bey Tendler und von Manstein — schneller gefördert werden, als **Antemidorus** (der römische Anacharsis), desselben Schriftstellers, der in länger als zwey Jahren erst bis zu des zweyten Bandes zweyter Abtheilung gediehen ist, und die Geduld des Lesers bis zum zehnten Bande mit einer ziemlich harten Probe zu bedrohen scheint.

Anagramm.

1. Das Ganze auf acht Füßen steht,
   Doch in Natur auf sechsen geht,
   Sticht jämmerlich die armen Christen,
   Selbst Heiden und Anabaptisten.

2. **Zwey Zeichen weg,** so wird es Schlange,
   Vor ihrem Biß ist Allen bange —
   Doch hat schon Mancher sinnverrückt
   Sie an sein warmes Herz gedrückt.

3. Es ist ein Bad im Sachsenland,
   Durch schöne Gegend wohl bekannt.

4. Siehst du herab, so bist du aus,
   Und dennoch — wunderlich! — zu Haus.
   Drey Zeichen weg, so stelle sich dir
   In bunter Reihe Manches für:

5. Zuerst ein liebes sanftes Wesen,
   Dem der Neven dieß Wortspiel weiht,
   Und das bey nachsichtsvollem Lesen
   Die Knittelverse ihm verzeiht.

6. Ein Ungethüm, bey dessen Name
   Sich jede sittsamliche Dame
   Vor einer Ohnmacht zitternd scheut;

7. Ein Berg, der eitel Feuer speyt;

8. Was jeden Lebenden ereilet,
   Wenn es der Tod nicht übereilet;

9. Wohin die Damen uns zum Jawort führen,
   Damit wir auf das Nein zeitlebens resigniren.

10. Von Holz ein langes steifes Band,

11. Und endlich noch ein priesterlich Gewand.

12. Was Moses, Christus, Mahomed,
    Für ihre Jünger schufen
    Vier Zeichen können's rufen.

13. Mit **Dreyen,** in der Luft es schwebt,
    Der Sonne keck entgegenstrebt,
    Auch prangt's auf stolzen Fahnen,
    Zu Kampf und Sieg zu mahnen.

14. Du siehst es sich im Wasser schmiegsam drehn,
    Doch mag ich's lieber noch auf meinem Teller sehn.

Anton.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 178.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Juli 1824.

Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt:
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Schiller.

Redgauntlet.

Von dem Verfasser von Waverley.

Dieß ist ein neuer Roman von dem unerschöpflichen Sir Walter Scott. Das Interesse, welches das Publikum — und zwar das Publikum im weitesten Sinne, nämlich das von ganz Europa und Amerika — an den Erzeugnissen seines Geistes nahm, ist ohne Zweifel durch seine lezte Erzählung, St. Ronans Brunnen, bedeutend gefallen, und es bedurfte einiger Mühe, um das Vertrauen der lesenden, oder wenigstens der urtheilenden Welt wieder zu gewinnen. Wir lassen es dahingestellt, ob dieß durch den Roman, welcher vor uns liegt, geschehen ist: der Eindruck, den er auf uns gemacht hat — denn er ist erst seit drey Tagen erschienen, und wir gehören nicht zu des Verlegers besondern Freunden, haben daher kein Exemplar im Voraus — ist zu neu, zu unbestimmt, um uns ein gerechtes und unpartheyisches Urtheil zu erlauben.

Redgauntlet ist ein historischer Roman, wie Rob Roy, Waverley u. s. w., und schließt sich geschichtlich gewissermaßen an den leztern an: er nimmt den Faden der Unternehmungen des Hauses Stuart da auf, wo er in Waverley aufgehört hatte. Die Begebenheiten beziehen sich scheinbar auf das Jahr 1765, zwanzig Jahre nach der Rebellion. Wir werden indessen erst spät im Verlaufe der Geschichte mit den politischen Verhältnissen und mit öffentlichen Angelegenheiten bekannt gemacht. Der Verfasser stellt uns zuerst in Briefen — es ist die erste Schrift, in welcher er diese Erzählungsform angenommen — zwey Jünglinge vor, fast von gleichem Alter, durch enge Freundschaft und langes Zusammenleben verbunden, aber von ganz verschiedenen Anlagen, von entgegengeseztem Charakter. Alan Fairford ist der Sohn eines Edinburger Notarius, und, von Jugend auf anhaltend fleißig und gesezt, betritt er so eben die Schwelle des Tempels der Themis. Er ist die Hoffnung seines Vaters, dessen Gestalt und Charakter sehr gut beschrieben wird.

„Herr Saunders Fairford — so wurde er gewöhnlich genannt *) — war ein Geschäftsmann von der alten Schule, mäßig in seinen Rechnungen, haushälterisch, und sogar karg in seinen Ausgaben, höchst ehrlich in seinen eigenen Angelegenheiten sowol als in denen seiner Klienten, aber durch lange Erfahrung gelehrt, die Bewegungen Anderer mißtrauisch zu beobachten. Pünktlich, so wie die Thurmuhr von St. Giles neun Uhr schlug, sah man die niedlich gewandte Figur des alten Herrchens auf der Schwelle des Gerichtshofes, oder wenigstens am Fuß der Treppe, reinlich gekleidet in einem vollständigen dunkelblauen Anzuge, mit entweder seidenen oder wollenen Strümpfen, wie es das Wetter mit sich brachte, einer Stutzperücke und einem kleinen dreyeckigen Hute, mit glänzend schwarzen Schuhen, silbernen Schuhschnallen und einer goldenen Halsschnalle. Ein Blumenstraus im Sommer und ein Buxbaumreis im Winter vollendete seinen wohlbekannten Aufzug. Seine Sitten stimmten mit seinem Anzuge überein, sie waren

*) Saunders ist eine Corruption von Alexander.

äußerst höflich und nicht wenig formell. Er war ein Kirchenältester, und natürlicherweise eifrig für König Georg und seine Regierung, wie er dadurch bewiesen hatte, daß er die Waffen für ihn ergriff. Da er indessen Klienten und Geschäftsfreunde unter Familien von beyderley politischen Partheyen hatte, so hielt er sehr genau darauf, sich aller der conventionellen Ausdrücke zu bedienen, welche die Höflichkeit der Zeit erfunden hatte, um keine der Partheyen zu beleidigen. So sprach er zuweilen vom Chevalier, aber niemals von dem Prinzen, weil das seinen Grundsätzen zuwider gewesen wäre, aber auch nicht von dem Prätendenten, weil er Andre dadurch beleidigen konnte. So sprach er auch gewöhnlich von der Affaire im Jahr 1745, und wenn Jemand darin verwickelt gewesen war, so sagte er, er sey heraus gewesen. Im Ganzen genommen war Herr Fairford ein von Allen geliebter und verehrter Mann, obgleich seine Freunde es gern gesehen hätten, wenn er öfter Gastmähler gegeben hätte, da sein kleiner Keller herrlichen alten Wein enthielt, den er bey solchen Gelegenheiten freygebig spendete."

Alan Fairford's Freund, Darsie Latimer, ist in Edinburgh erzogen, und hat lange in Fairford's Hause gewohnt: er hat sich auch der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet; aber ein von bald unbekannter Quelle kommender Zuwachs seines jährlichen Einkommens treibt ihn an, seine Bücher liegen zu lassen, und eine Exkursion nach Dumfriesshire, im Süd-Westen von Schottland, zu unternehmen. Latimer weiß nichts von seiner Geburt, nichts von seinen Eltern: nur die Erinnerung einer liebenden Mutter und ihr Tod schwebt noch in seinem Gedächtniß; er erhält sein jährliches Einkommen regelmäßig von einem Geschäftsmann in London, mit dem strengen Befehl, in Schottland zu bleiben, oder irgend anders wohin zu gehen, aber den Boden von England nicht zu berühren.

Latimer verliert seinen Weg nach einem Fischfang auf der gefährlichen Küste der Solway-Mündung: er kämpft mit der größten Schwierigkeit, der steigenden Flut zu entkommen. Eine Scene wird geschildert, die schön, aber ängstlich ist, die wir aber schon aus dem Antiquar, und, wenn ich nicht irre, einem andern von Scott's Romanen kennen: ein Mensch scheinbar rettungslos vor den steigenden Gewässern. Da kommt, auch wie gewöhnlich, ein Deus ex machina, ein Fischer zu Pferde, hebt ihn auf sein Roß, und entreißt ihn der Gefahr. Da Latimer nicht weiß, wohin sich zu wenden, nimmt ihn sein unhöflicher Retter endlich mit in sein Haus, ein unscheinbares, sogar ärmliches Gebäude, in welchem die Ueberbleibsel von Pracht und Wohlhabenheit mit scheinbarer Armuth sonderbar verbunden sind. Unser Held bemerkt zwey unheimliche Personen, ein altes Weib mit einem Kruzifix, und einen häßlichen alten Kerl, der ihn sehr verdächtig anblickt. Nach einiger Zeit erscheint der Herr des Hauses wieder.

„Er hatte nun seine Reitkappe und seinen groben Ueberrock abgeworfen, und stand vor mir in einem grauen, schwarz eingefaßten Wammse, das knapp anlag, und seinen starken und sehnigten Körper zeigte: er trug ein Paar hellere Hosen, nach hochländischer Sitte. Sein ganzer Anzug war von feinerem Zeuge, als der des alten Mannes; seine Wäsche — so weit ging meine Beobachtung — rein und unbefleckt. Sein Hemde hatte keine Krause, und war am Halse mit einem schwarzen Bande festgebunden, das seinen starken, muskulösen Hals, der daraus hervorstieg, wie der eines alten Herkules, schön heraushob. Sein Kopf war klein, seine Stirne groß, seine Ohren wohlgebildet. Er trug weder Perüke noch Puder: seine kastanienbraunen Locken, die sich dicht an seinen Kopf anschlossen, wie die einer alten Statue, wiesen nicht das geringste Zeichen der Zeit auf, obgleich er wenigstens fünfzig Jahr alt seyn mußte. Seine Gesichtszüge waren so hoch, so ausgezeichnet, daß man nicht wußte, ob sie hart oder schön zu nennen waren. Auf jeden Fall machte das funkelnde graue Auge, die Habichtsnase und der schön geformte Mund zusammengenommen seine Physiognomie edel und ausdrucksvoll: der Kummer, oder die Strenge, oder beyde zugleich, welche sich in seinem Gesichte zeigten, schienen einen melancholischen und zugleich hochmüthigen Sinn anzudeuten. Unwillkürlich dachte ich an alle die Heroen des Alterthums, und sann, mit wem ich die edle Gestalt, die vor mir stand, am besten vergleichen konnte. Er war zu jung, und zeigte zu wenig Ergebung in sein Schicksal, um Belisar ähnlich zu seyn. Coriolanus, wie er am Heerd des Tullus Aufidius steht, war näher am Ziel; und doch glich die finstere und stolze Gestalt des Fremden mehr dem Marcus, wie er unter den Ruinen von Karthago saß."

Nach einem sehr frugalen, kurzen und lakonischen Abendessen, vor welchem sich indessen ein weibliches Wesen, von dem wenig gesagt wird, auf einige Minuten zeigt, wird Latimer zu Bette geführt, und früh Morgens zeigt ihm sein ernster Wirth ziemlich unhöflich den Weg aus dem Hause. Aus seinen Händen fällt unser Held in die eines ruhigen Quäkers, der nicht weit davon wohnt, und ihn einige Tage bewirthet. Die Ruhe seiner Haushaltung, wo Alles in gewöhnlichem Schritte ununterbrochen vor sich geht, die Milde seines Charakters, die wohlhabende Solidität aller Umgebungen sticht wunderbar ab gegen die Wildheit und Unannehmlichkeit von Latimer's letztem Aufenthalt.

Er bringt mehrere Tage bey dem Quäker zu, fängt aber bald an, sich zu langweilen, da ihm die Grundsätze seines Wirthes, welche er so lange zu den seinigen machen muß, sogar seine Lieblingsbeschäftigung, das Angeln, verbieten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß der gegenwärtig brennenden Vulkane.

(Fortsetzung.)

Vulkane von Amerika.

Nord-westliche Küste.

Der Berg St. Elie; der Berg del Buen Tiempo, der Vulkan de las Virgenes. (?)

Mexiko.

Orizaba oder Citlaltepetl; Popocatepetl oder Vulkan von la Puebla; Turtla; Colima.

Guatimala und Niquaragua.

Vulkan von Soconusco; Sacatepeque; Hamilpas; Atitlan; Fuegos de Guatimala; Acatinango; Sunil; Toliman; Isalco; Sacatecoluca, bey Rio del Empa; San Vincente; Traapa; Besotlen; Cosiaina, nahe bey dem Golfe von Conchagua; Viego, bey dem Hafen von Rialero; Momotombo; Talica, bey St. Leon de Nicaragua; Granada; Bombacho; Papagallo; Barua, südlich vom Golfe von Nicoya.

*

Vulkan von Sotara und Purace, eine Gruppe von Popayan; Pasto; Rio Fragua.

*

Vulkan von Cumbal, Chiles und Azufral, Gruppe von der Provinz los Pastos.

Gruppe von Quito.

Vulkan von Antisana; Ruccupichincha; Cotopaxi; Tunguragua; Sangay.

*

Vulkan von Arequipa (Peru).

Gruppe von Chili.

Vulkan von Copiapo; Coquimbo; Choapa oder Liguari; Aconcagua; Santiago; Peteroa; Chillan; Tucapel; Callaqui; Chinal; Villa-Rica; Votuco; Huannauca; Ojorno, der Insel Chiloe gegenüber; Huaiteca; San Clemente.

Antillen.

Vulkan von St. Vincent; St. Lucie; Guadeloupe.

*

Man weiß nicht, ob auf den Vulkanen an der nordwestlichen Küste neuerlich Ausbrüche erfolgt sind.

*

Der Orisaba hat eine Höhe von 5300 Metern. Die auf den Seiten des Berges bemerkbaren Lavaströme lassen keinen Zweifel über seine vulkanische Beschaffenheit. Man weiß aber von neueren Ausbrüchen nichts.

Der Popocatepetl rauchte schon zu den Zeiten der Eroberung von Mexiko. Cortes erzählt in der That, daß er zehn von seinen muthigen Gefährten den Auftrag ertheilt hätte, den Gipfel des Berges zu ersteigen, und das Geheimniß des Rauchs zu enthüllen, das er gerne Karl V. berichtet hätte. Dieser Vulkan brennt immer fort; aber er hat seit undenklichen Zeiten keine Lava mehr ausgeworfen. Seine von Herrn v. Humboldt ausgemessene Höhe beträgt 5400 Meter.

Der Vulkan von Turtla liegt süd-östlich von Veracruz. Sein lezter sehr bedeutender Ausbruch fand 1793 statt. Der Aschenregen wurde damals bis nach Perote, sieben-und-fünfzig Stunden in gerader Linie weit, getragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 28. Juni.

Wir haben seit geraumer Zeit keine Nachrichten von der hiesigen Bühne gegeben, und auch heute haben wir nicht Viel, wenn auch Vieles zu sagen. Hinsichtlich des verwirrenden Streites, den die Aufführung der Euryanthe im Geschäftsgang des Theaters, wie im Publikum erregt hat, sollten wir billig ein vollkommenes Schweigen beobachten, theils weil unsere Berichte der ernsten Kritik und keineswegs den Theater-Geschichtlein gewidmet sind, theils auch, weil alle Betheiligten sich allzusehr von einem momentanen Affekt hinreißen ließen. Aber gerade, weil auch die Journalisten nicht ohne Leidenschaft verfuhren und selbst in diesen Blättern die erwähnte Angelegenheit nicht ohne grelle Farben zur Sprache kam, scheint es uns wohlgethan, noch ein leztes, und, wo möglich, unpartheyisches Wort über jene Zwistigkeiten zu sagen — wo möglich unpartheyisch sagen wir; denn wo ist der deutsche Liebhaber deutscher Kunst, der nicht Parthey für vaterländische Art und Weise nähme, wenn er eine der ersten deutschen Bühnen in der Gefahr sieht, eine französische, italienische, oder sonst ausländische Kunstanstalt zu werden? Diese Gefahr ist, bey dem großen Einfluß, den ein der deutschen Sprache nicht mächtiger und unserer Literatur durchaus unkundiger Meister der Tonkunst auf das hiesige Bühnenwesen ausübe, allerdings vorhanden, und wir haben uns in diesen Blättern immerdar und unumwunden gegen diesen wachsenden Einfluß erklärt. Auch dagegen erklärten wir uns und werden uns auch fernerhin stets dagegen erklären, daß jener Meister und Mit-Chef der hiesigen Bühnen eine jede Kritik seiner Werke oder seiner Geschäftsführung zu verpönen suchte, und als eine Auflehnung gegen die bestehende Ordnung des Staats wollte betrachtet wissen; und daß er sich also von Haus aus dem Publikum und der Kritik bewaffnet und feindlich gegenüber stellte. Aber man sey auch billig und setze sich in die Lage eines Mannes, der, zum Chef der Oper berufen, in einem fremden Lande, unter fremden Menschen, weder der Sprache der Einwohner, noch des Nationalgeschmacks kundig, auftritt, und nun neben einen andern Chef, der durchaus andere Zwecke und Ziele vor Augen hat, umschaffen und

wirken soll. Wenn sich hier Kollisionen ergeben, wie sie denn unter diesen Umständen nothwendig eintreten müssen, so wird sich die öffentliche Meinung immer für einheimische Kunst und Art, immer gegen das Ausländische und Fremdartige erklären. Der Grund des Uebels liegt aber nicht in der Persönlichkeit der Individuen, sondern in der doppelten und heterogenen Leitung der Kunstangelegenheiten. Man denke sich an der Spitze eines Ministeriums zwey Chefs mit gleichen Vollmachten und Rechten, keiner dem andern subordinirt; kann der Geschäftsgang ruhig und zweckmäßig von statten gehen? — Nun aber sind hier außer den beyden Chefs noch zwey ganz disparate Geschäftszweige zusammengethan: die große Glanz-Oper sammt ihrem Ballet und sonstigem, für sie zweckmäßigen Schauprunk, mit dem Drama, der Tragödie und dem Lustspiel. Diese beyden so verschiedenen Kunstgattungen greifen, sich störend und aufreibend, ineinander über, und geben zu so endlosen Verwirrungen Anlaß, daß entweder die große Oper oder das Schauspiel darunter leiden muß. Wir folgen ja in so manchen Dingen den Franzosen, warum nicht auch darin, daß das théâtre français und die académie de musique oder l'opera par excellence zwey durchaus von einander getrennte Anstalten bleiben? Wir haben diesen Rath, unsre große Prachtoper von den andern Gattungen des Dramas streng zu trennen, sowohl in pekuniärer Hinsicht als in der Verwaltung, schon früher in diesen Blättern ertheilt. Wir ertheilen ihn von Neuem und sprechen unsere feste Ueberzeugung aus, daß dieses sicherlich, auch ohne unsern Rath, endlich geschehen wird, und zwar troz allen betheiligten Beamten, indem, ohne diese Trennung, an kein Heil für die Bühne zu denken ist. Man behauptet zwar, daß es unmöglich sey, ohne die Kosten zu verdoppeln; aber mit Bestimmtheit sagen wir, es ist möglich, und ein Leichtes, den Plan hiezu zu entwerfen. Ueberdieß wäre es ja nichts Neues, da ja früher die italienische große Oper durchaus von den Schauspielen getrennt war. So lange jedoch die heterogene Mischung stattfindet, gebieten Recht und Billigkeit, daß man die Schuld der unvermeidlichen Störungen einzig und allein dieser mangelhaften und zweckwidrigen Einrichtung, keineswegs aber den Individuen, weder dem einen noch dem andern Chef zuschreibe. In die Einzelnheiten der Geschäftsführung und der obwaltenden Streitigkeiten einzugehen, gestattet weder der Raum noch der Zweck dieser Blätter. Nur hinsichtlich der Euryanthe (die jezt, nachdem die Proben schon begonnen, dem deutschen Meister zurückgeschickt ist) müssen wir bemerken, daß diese Zurücksendung auf den unerwarteten Befehl einer höheren Behörde stattfand, nachdem der Komponist angezeigt hatte, daß er es nicht gern sehen würde, wenn seine Oper inmitten des Sommers zum Erstenmale dargestellt würde. Diese gerechte Sorge für sein Werk ist keinem Künstler zu verdenken; die Folgen dieser Sorgfalt sind aber auch nur der unangenehmen Wendung zuzuschreiben, die diese Angelegenheit nun einmal leider genommen hatte, und unter den gegebenen Umständen nehmen mußte. Uebrigens mögen sich die Journalisten, welche mit polemischer Schärfe gegen den ausländischen Mit-Chef einer deutschen Bühne auftraten und zu denen auch wir gehören, mit dem Goethe'schen Motto trösten: Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. — Deutsche Art und Kunst läßt sich nicht so leicht ausrotten, es ist dafür gesorgt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Halle an der Saale, 1. Juli.

Wohl war es zu erwarten, daß der heutige merkwürdige Tag, der vor hundert Jahren einem der größten Sänger des Vaterlandes das Leben gab, in dem hiesigen königlichen Pädagogio, einer Anstalt, nicht vergessen werden würde, der Hr. Kanzler Dr. Niemeyer, einer seiner wenigen, jezt noch lebenden Freunde, als Direktor vorsteht. Dieser hatte denn auch, um der, seiner Fürsorge anvertrauten, Jugend diesen Tag unvergeßlich zu machen, eine einfache, aber Alt und Jung ergreifende Feyer, veranstaltet. Auch Einsender dieses, der das Glück hat, mit am Pädagogio zu arbeiten, fand sich zu dem gewöhnlichen Morgengottesdienste mit Lehrern und Schülern ein. Nach einem Klopstock'schen Liede entwickelte Hr. Kanzler Niemeyer zuerst den Gedanken, wie dem Urquell alles Lichtes, Gott, jegliche geistige Größe und jeglicher geistige Segen verdankt werden müsse, und kündigte dann den Zweck und Gegenstand der nun folgenden Feyer an, indem er die Versammlung aufforderte, sich in geordnetem Zuge nach dem Bilde des Gefeyerten zu begeben.

Paarweise von ihm angeführt, zogen nun Lehrer und Schüler aus dem Betsale zu dem im Jahre 1809 von des Königs Majestät erbauten neuen Hause, in das zu Schulfeyerlichkeiten und geselliger Freude bestimmte — heitere Lokal. Auf der erhöhten Bühne, die an Winterabenden zuweilen zu Deklamationsversuchen und Darstellungen einzelner dramatischer Scenen aus alten und neuern Dichtern dienet, stand das Katheder dicht hinter einem Altar, der mit Grün und Blumen geschmackvoll verziert, die wohlgetroffene, mit Eichenlaub und Lorbeer bekränzte Büste Klopstocks trug, vor welcher, auf Palmenzweigen, seine unsterblichen Werke lagen.

Die Rede, die als Erguß des Herzens, nicht als das Werk einer längern Vorbereitung — durch die mannigfaltigsten Geschäfte unmöglich — angekündigt wurde, war, bey der größten Einfachheit und nothwendigen Herablassung zu den Fassungskräften des größten Theiles der Zuhörer, dennoch ein vollendetes Kunstwerk zu nennen, und konnte nur von einem Manne so erwartet werden, der die Gabe, auch ohne schriftliche Vorbereitung gewählt zu sprechen, in einem so bewundernswürdigen Grade besizt, und von seinem Gegenstande so erfüllt, so begeistert war. Er gab zuerst einen kurzen Abriß von dem Leben des großen Dichters, schilderte ihn dann nach seinen Verdiensten als Schriftsteller, und zulezt als Mensch. Der zweyte Theil der Rede war der umfangreichste, und es wurde hier gezeigt, wie Alles, was Klopstock schuf, aus einer von den drey großen Ideen, Freundschaft und edlere Liebe, Vaterland und Religion, hervorging; wobey auf seine frühern Oden, an Ebert, Giesecke, die zukünftige Geliebte u. s. w., auf seine Bemühungen, der deutschen Sprache ihre ehrenvollen Rechte zu erkämpfen, und auf seinen Messias hingewiesen ward. Auch ward eine merkwürdige, fast prophetische Stelle aus seiner Abschiedsrede von der Schulpforte mitgetheilt. Die glühende Begeisterung für alles Große und Heilige, welche schon den Jüngling Klopstock beseelt hatte, gab Veranlassung, die Zöglinge der Anstalt zu einem ähnlichen Streben zu ermahnen, und die Worte, welche der große Mann einst, freundlich aufmunternd, dem Redner, damals auch noch im jugendlichen Aufblühen, in das Stammbuch geschrieben:

„Noch viel Verdienst ist übrig:
Auf! hab es nur! die Welt wird's kennen."

wiederum an das Herz zu legen.

Der allgemeine Eindruck, den diese einfache Feyer auf jedes Herz, das dem Dichter verehrend huldigt, machte, war überaus ergreifend, und die Dankbarkeit gegen den Geber so herrlicher Geistesfreude war nur von dem Wunsche begleitet, daß seine Worte in einem größern Kreise möchten vernommen worden seyn!

Beylage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Juli 1824.

Ach, wen ein Weib gebar
Ist Keiner, als Johannes war:
Wird einst, der erste Pfeiler, stehen
Am Thron! Im Siegeskleid ihn sehen,
Wer überwand.

Herder.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

I.

Johannes in der Wüste.

(Von Leonardo da Vinci.)

Wie dunkel dir Locken,
Die dir das Haupt umkränzen,
Und die braunen Augen,
Die wie Schattenborne
Unter frischem Laube glänzen,
Und das gefleckte Fell,
Von der Schulter dir gehangen,
Soll ich, o Jüngling!
Zu deinem Kranze
Dir Ephen langen?
Und willst du den Thyrsus in dir Hand?
Oder hast du, ein junger Waldmensch,
Dem Heiland im Waldgebirg' begegnet,
Und die Bäume spielend rauschen hören,
Sich hingießen die Brunnen,
Und wundernd die Hände gefaltet,
In Mondenschein dir Blicke versenkt?
Aber nein, es ist andere Lust,
Freude im Leide,
Die aus diesem Blicke leuchtet;
Du hast das Höchste gesehn,
Bist bey ihm gewesen, sein Gespiel,
Und hast aus dem goldenen Leben
Den tiefen Blick dir behalten,
Du nährst ihn hier,
In Felsennacht,
Der Liebe Funken,
Ein innig Sternlein *),
Deine Lampe!
Kaum dir zu nahen wagt' ich,
In deinem wilden Gewand.
Aber, — hat wol Elisabeth
Mit feinem, glatten Kamm
Dir, wie sonst, wenn mit Jesus
Du spielen solltest,
Die dunkeln Locken geschlichtet?
Die Locken gesalbt?
Denn sie glänzt, deine Locke,
Und es glänzt dein Blick,
Als säh' er, noch unter Mariens Augen,
In Jesus Auge hinein.

*) Das Johanniswürmlein.

Redgauntlet.

(Fortsetzung.)

Es folgen nun einige Briefe von Fairford an Latimer, worin der erstere einige außerordentliche Begebenheiten beschreibt. Ein gewisser Herries, als ein Jakobit bekannt, macht dem alten Fairford in Edinburgh einen Besuch, und Alan hört gerade im Hinausgehen, daß von seinem Freunde Latimer die Rede ist. Dieses leitet zu Vermuthungen — aber bald wird ein interessantes Abenteuer erzählt. Alan erfährt, daß eine Dame ihn besucht, und versprochen habe, den nächsten Tag um eine bestimmte Stunde wiederzukommen. Den jungen Advokaten macht diese ungewohnte Begebenheit sehr neugierig, kaum kann er die bestimmte Stunde erwarten.

„Ich ging in mein Zimmer, nicht unzufrieden, daß mein Vater nicht zu Hause sey, obgleich ich es dem Bedienten vorgeworfen, daß er es so eingerichtet habe. Ich verwirrte meine Bücher, um ihnen das Ansehen nachlässiger Unordnung zu geben, legte meine Papiere, die seit deiner Abreise nichts nützen, auf den Kamin, um der Dame zu zeigen, daß ich tam Marte quam Mercurio sey. Ich versuchte, meinen Anzug so einzurichten, daß er einem eleganten Morgen-Deshabillé glich; puderte mein Haar gerade so viel, als nöthig ist, den Gentlemen zu zeigen; legte meine Uhr und ihr Gehänge auf den Tisch, damit man bemerkte, daß mir die Zeit kostbar sey: und nachdem ich alle diese Einrichtungen getroffen, deren ich mich ein bischen schäme, wenn ich daran denke, hatte ich nichts besseres zu thun, als die Uhr anzusehen, bis sie auf Zwölfe zeigte. Fünf Minuten gingen hin, die ich auf die Verschiedenheit der Uhren schob; die nächsten fünf Minuten machten mich ungewiß und zweifelhaft — und noch fünf Minuten hätten mich ungeduldig gemacht.

„Lache wie du willst, Darsie! Ich bin ein Advokat, ich erwartete meinen ersten Klienten; ich bin ein junger Mann, du weißt, wie streng erzogen, und erwartete eine Zusammenkunft mit einem jungen und schönen Frauenzimmer. Aber ehe die dritten fünf Minuten verflossen, hörte ich einen leisen und bescheidenen Zug an der Thürschelle, wie wenn eine furchtsame Hand sie berührte.

„Jakob Wilkinson, niemals schnell, ist, wie du weißt, besonders langsam beym Oeffnen der Hausthür, und ich glaubte gute fünf Minuten warten zu können, bis sein feyerlicher Schritt die Treppe heraufkäme. Ich habe Zeit genug, dachte ich, um durch die Jalousien zu gucken, und ging daher ans Fenster. Aber ich rechnete ohne den Wirth: denn Jakob, dessen Neugier so weit ging, als meine, lag auf dem Anschlag im Hausgang, öffnete beym ersten Laute, und ich hörte: „Hierher, Madame!“ „Ja, Madame!“ „Die Dame, Herr Alan!“ ehe ich einen Stuhl finden konnte, in dem ich mich, mit aller juristischen Würde, entdecken lassen wollte. Das Bewußtseyn, beym Gucken halb ertappt worden zu seyn, verbunden mit der unbeholfenen Blödigkeit, von der, wie man mir sagt, die Jurisprudenz mich heilen wird, verwirrte mich so, daß ich einige Sekunden stehen blieb, während die Dame, auch ihrerseits verlegen, an der Thür wartete. Jakob Wilkinson, der noch am vernünftigsten war, und vielleicht gern seinen Aufenthalt im Zimmer verlängern wollte, beschäftigte sich, der Dame einen Stuhl zu bringen, und gab mir dadurch einen Wink, höflich zu seyn. Ich bat sie, sich niederzusetzen, und befahl Jakob, das Zimmer zu verlassen.

„Ich hatte ohne Zweifel eine Dame vor mir, und zwar wahrscheinlich eine von nicht geringem Range. Sie war auch sehr bescheiden, nach der Anmuth und Furchtsamkeit zu urtheilen, mit welcher sie sich bewegte, und auf meine Bitte niedersezte. Ihr Anzug war vermuthlich elegant und modern, aber fast ganz von einem grün-seidenen Mantel bedeckt, in dem, obgleich er für die Jahreszeit schwer war, sich ihre Gestalt zeigte, und an dem überdieß eine Kutte befestigt war.

„Der Teufel hole die Kutte, Darsie! Ich konnte gerade entdecken, daß sie, die über den Kopf gezogen war, mir gewiß eines der hübschesten Gesichter versteckte, die ich je gesehen, und welches die Verlegenheit, in der sie sich befand, mit einem tiefen Roth bedeckt hatte. Ich sah, daß ihr Teint schön, ihr Kinn niedlich gedreht, ihre Lippen wie Korallen waren, und ihre Zähne dem Elfenbein nicht nachstanden. Der Deponent kann aber weiter nichts aussagen; denn eine goldene Klappe, mit einem Sapphir geschmückt, befestigte den unangenehmen Mantel unter dem Kinn der Inkognita, und die verwünschte Kutte bedeckte den ganzen obern Theil des Gesichts.

„Ohne Zweifel hätte ich zuerst sprechen sollen, aber ehe ich meine Phrasen in Ordnung bringen konnte, eröffnete die Dame, wahrscheinlich in Verzweiflung über meine Blödigkeit, die Unterredung.

„„Ich fürchte, daß ich Sie störe; ich erwartete einen ältern Herrn zu sehen.““

„Dieß brachte mich zu mir: „Meinen Vater vielleicht, Madame! Aber Sie fragten nach Alan Fairford — mein Vater heißt Alexander.“

„„Eben mit Herrn Alan Fairford wünsche ich zu sprechen, sagte sie in größerer Verwirrung; aber ich hörte, er sey ein ältlicher Mann.““

„Dieß ist ein Irrthum zwischen meinem Vater und mir; unsere Vornamen haben dieselben Anfangsbuchstaben, obgleich sie sich verschieden endigen. Ich — ich — ich würde diesen Irrthum für sehr glückbringend halten, wenn ich die Ehre haben könnte, meines Vaters Stelle in ihrem Dienste zu vertreten.“

„„Sie sind sehr gütig, mein Herr!““ Eine Pause, während welcher sie unentschlossen schien, ob sie bleiben oder gehen sollte.

„Ich werde so eben Advokat, Madame! sagte ich, in der Hoffnung, ihre Skrupeln zu entfernen; und wenn mein Rath oder meine Meinung Ihnen im allergeringsten dienen könnte — obgleich ich mir kaum schmeicheln darf, daß man sich darauf verlassen kann — so . . . .“

„Die Dame stand auf. „„Ich danke für Ihre Güte; ich bezweifle nicht Ihr Talent. Aber ich will offen mit Ihnen seyn; ich komme, um Sie zu besuchen, obgleich ich jezt, da wir zusammen sind, einsehe, daß ich meine Mittheilungen weit besser schriftlich machen werde.““

„Ich hoffe, Sie werden nicht so grausam seyn. Bedenken Sie, Sie sind mein erster Klient, Ihre Angelegenheit meine erste Consultation; berauben Sie mich nicht Ihres Vertrauens, weil ich ein Paar Jahre jünger bin,

als Sie erwarteten. Meine Aufmerksamkeit soll Sie für meinen Mangel an Erfahrung schadlos halten."

„„Ich bezweifle weder die eine noch die andere, sagte die Dame ernst, und so, daß sie die Galanterie, mit der ich sie anredete, dämpfte; aber wenn Sie meinen Brief empfangen haben, so werden Sie die Gründe einsehen, um derentwillen eine schriftliche Mittheilung am besten ist. Guten Morgen!"" Und so verließ sie das Zimmer, während ihr armer, beschämter Rathgeber scharrte und Bücklinge machte, und um Verzeihung bat, im Fall er etwas Unangenehmes gesagt habe, obgleich mein Hauptverbrechen darin zu bestehen schien, daß ich jünger als mein Vater war.

„Die Thür wurde geöffnet, sie ging hinaus; sie schritt das Pflaster entlang, wendete in ein Gäßchen ein, und ich glaube, sie steckte die Sonne in die Tasche, als sie verschwand, so plötzlich verbreitete sich Dunkel und Einsamkeit über den Platz, als sie nicht mehr sichtbar war. Ich stand einen Augenblick wie meiner Sinne beraubt da, ohne zu bedenken, wie mein Betragen meine Freunde gegenüber belustigen mußte. Dann fiel es mir plötzlich ein, daß ich ihr folgen, und so erfahren könnte, wer und woher sie sey. Schnell lief ich fort — das Gäßchen hinunter, wo sie nicht mehr sichtbar war, und ich frug die Färber, ob sie eine Dame hinuntergehen gesehen hätten.

„„Eine Dame? sagte der Färber, indem er mich mit seinem Regenbogen-Antlitz betrachtete; Herr Alan, was bringt Sie heraus, daß Sie rennen wie toll, und ohne Ihren Hut!""

„Der Teufel hole meinen Hut! schrie ich . ." u. s. w.

So weit Alan Fairford's Brief, und wir hoffen, daß die matte Uebersetzung einige Idee von dieser anziehenden und lebhaften Scene geben wird: es ist ohne Zweifel eine der besten im ganzen Buch. Fairford erhält den Brief seiner Unbekannten, die sich „Grünmantel" unterschreibt: sie sagt ihm, sein Freund Latimer sey in großer Gefahr so nah an der englischen Grenze, und räth ihm, denselben auf irgend eine Weise zurückzubringen, zu welchem Behufe sie ihm zwanzig Pfd. St. schickt. Alan räth daher seinem Freunde, da er ihn nicht selbst abholen kann, schnell nach Edinburgh zu kommen, und einigen Festivitäten in seinem Hause beyzuwohnen. Der alte Fairford indessen läßt ihm zugleich merken, daß er ihn für schlechte Gesellschaft für seinen hoffnungsvollen Sohn ansieht, der nun eben seine juristische Laufbahn ehrenvoll beginnen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß der gegenwärtig brennenden Vulkane.

(Fortsetzung.)

Xorullo. Die Katastrophe, durch welche der Vulkan von *Xorullo* seine Entstehung erhielt, sagt Herr von Humboldt, ist vielleicht eine der außerordentlichsten physischen Revolutionen, welche uns die Annalen unsers Planeten darbieten. Mitten auf einem Kontinente, 36 Stunden von den Küsten, 42 Stunden von jedem in Thätigkeit befindlichen Vulkane, erhob sich eine Erdstrecke von drey bis vier Quadratmeilen in Form einer Blase, in der Nacht vom 28sten auf den 29sten Septbr. 1759. In dem Mittelpunkte von tausend entzündeten Kegeln erhoben sich rasch sechs Berge von 4 bis 500 Meter über der ursprünglichen Ebene der benachbarten Flächen. Der höchste darunter ist 517 Meter hoch; dieß ist der Vulkan Xorullo. Seine Ausbrüche haben ununterbrochen bis zum Monat Februar 1760 fortgedauert. Das unterirdische Feuer ist jetzo noch viel thätiger.

Der Vulkan von Colima, der westlichste in Neuspanien, wirft jetzo nur noch Asche und Rauch aus. Seine Höhe beträgt ungefähr 3000 Meter.

Herr von Humboldt hat die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß der Pic von Orizaba, der Popocatepetl, der Colima und andere verlöschte Vulkane in einer Linie aufgestellt sind, wie wenn sie aus einem Riß oder aus einem einzigen Gang hervorgetreten wären, der in senkrechter Richtung auf der großen Bergkette steht, welche Mexiko von Nordwest nach Südost durchzieht. Der Vulkan von Xorullo, von dem wir so eben gesprochen haben, schob sich im Jahr 1759 in den Zug der alten Vulkane ein. Diese sonderbare Anlagerung, die wir auch sonst noch antreffen werden, zeigt sich, nach Herr Daubuisson, auch unter den verlöschten Vulkanen von Puy-de-Dome.

Zu den Vulkanen von Guatimala, welche neuerlichst Ausbrüche zeigten, gehören: Los Fuegos von Guatimala, der Isalco, der Momotombo, der Talica und der Bombacho. Diese thätigen Vulkane und die sechszehn andern, die wir oben benannt haben, sind zwischen dem 10. und 15. Grade der nördlichen Breite enthalten, und nach der allgemeinen Richtung der Cordilleren aufgestellt.

Die Verbindung des Vulkans von Pasto mit denen von der Provinz Quito hat sich 1797 auf eine sehr auffallende Weise beurkundet. Seit dem November 1796 strömte eine dicke Rauchsäule aus dem Vulkan von Pasto; aber dieser Rauch verschwand zu großem Erstaunen aller Einwohner der Stadt gleichen Namens auf einmal am 4ten Februar 1797. Dieß war genau auch der Augenblick, wo, 65 Stunden südlicher, die Stadt Riobamba, bey Tunguragua, von einem furchtbaren Erdbeben zerstört wurde.

Der Antisana hat eine Höhe von 5850 Metern. Man kennt keinen spätern Ausbruch dieses Vulkans, als den vom Jahr 1590.

Der letzte Ausbruch des Rucupichincha erfolgte im Jahr 1660.

Der Cotopaxi zeigte 1742 einen Ausbruch, während die französischen Akademiker in der Nachbarschaft mit Messung eines Grads des Meridians beschäftigt waren. Die Säule der Flammen und der Brennstoffe erhob sich 500

Toisen über den Berg. Der schon seit zwey Jahrhunderten von dem Gipfel bis 500 Toisen unter demselben angehäufte Schnee schmolz in Massen; der daraus sich bildende Strom stürzte mit Ungestüm in die Ebene, und bildete Wellen von einer Höhe von 60 bis 100 Fuß. Drey bis vier Stunden von dem Berge war die Schnelligkeit der Gewässer, nach Bouguer's Schätzung, noch 40 bis 50 Fuß in der Sekunde. Sechshundert Häuser wurden weggerissen, und der Strom verschlang sieben- bis achthundert Personen.

Noch verheerender waren die Ausbrüche von 1743 und 1744.

Bouguer und Condamine hatten bey Untersuchung der noch sichtbaren Spuren des großen Ausbruches von 1553, dessen Andenken sich unter den Landeseinwohnern von Generation zu Generation verbreitet hat, gefunden, daß der Vulkan damals Steine, mehr als drey Stunden weit, von kubischem Inhalt von 12 bis 16 Toisen, somit weit größere, um mich Condamine's Ausdrucks zu bedienen, als eine indische Hütte, fortgeschleudert hat. Der Ursprung dieser Steine konnte nicht zweifelhaft seyn; sie bildeten von allen Seiten Züge, welche gegen den Vulkan gerichtet waren. Der Vesuv scheint niemals Steine höher als auf 1200 Meter geschleudert zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 28. Juni.

(Fortsetzung.)

Neuigkeiten auf unserer Bühne waren: der Großpapa, aus dem Französischen von Castelli; gehört zu den bessern Kleinigkeiten, die uns täglich quer über den Rhein zufließen, wurde auch im Einzelnen recht gut dargestellt. Nun und im Ganzen? Auch als Ganzes wird das Lustspiel vortrefflich bey uns gegeben, wenn die arithmetische Wahrheit, daß ½ oder ⅔ ein Ganzes ausmachen, auch eine Kunstwahrheit ist. — Die Farben, Lustspiel in einem Aufzug von Hrn. von Holtei, ward mit Beyfall aufgenommen. Das kleine Stück erhebt sich über die uns umgebende Welt des gewöhnlichen Lebens in eine phantastische Region. Der Knoten ist leicht geschürzt, die einzelnen Scenen und Wendungen sind anmuthig und die gebundenen und gereimten Reden fließend und gebildet (einen gebildeten Dialog findet man nicht immer in den allerneuesten beliebten deutschen Original-Lustspielen); ob aber der ununterbrochene vierfüßige Trochäus eine für das Lustspiel anwendbare und richtige Form sey, darüber werden hoffentlich die Akten bald geschlossen seyn. Hr. Wolff zeigte sich als Meister; nicht allein seine Rolle, das ganze kleine Stück war in seiner Gewalt; er trug, er hob, er wendete es; er zeigte es dem Publikum vor, als ob er einen bunten lustigen Strauß anmuthsvoll und freundlich darböte. Dieser Macht und Kraft wegen, die nur aus vollendeter Sicherheit hervorgeht, nennen wir Hrn. Wolff auch in dieser kleinen Rolle einen Meister. — Elisabeth, die bekannte Oper von Rossini. Schon bey der ersten Aufführung war das Haus nur mäßig besezt; die Abwesenden haben sich den Genuß entzogen, Mad. Schulz so sinnvoll, gemäßigt und vollkommen singen zu hören, wie sie sich vielleicht noch nie gezeigt hat. Diese ausgezeichnete Bravour-Sängerin läßt sich öfters von der Uebermacht des eigenen Enthusiasmus so hinreißen, daß sie nicht mehr Herrin ihrer selbst bleibt, und die herrlichst-vorgetragene musikalische Periode, durch ein unmittelbar darauf folgendes Uebernehmen und Ueberstürzen, willkürlich vernichtet wird. In der Elisabeth war dieses auch nicht im mindesten der Fall. Mit gleicher ununterbrochener Vollendung ward die Parthie von Anfang bis zu Ende vorgetragen, und kompetente Richter des Gesangs, die nur unlängst Italien verlassen haben, versicherten uns, daß Mad. Schulz in dieser Rolle mit den Besten der dortigen Sängerinnen wetteifern könne. Es ist durch Tradition so ziemlich allgemein angenommen, daß Elisabeth die schlechteste Oper von Rossini sey. Wir können dieser Meinung nicht beystimmen. Diese Opera seria ist akkurat so gut, wie seine andern komischen Opern. Gefällige Melodien, zierliche Verzierung und süße Anmuth (wahrlich nicht Geringes!:) findet man auch in dieser Konzert-Oper. Daß die Königin mit denselben Rouladen wie die Schäferin auftritt, der mit Blumen geschmückte Schäfer durchaus nichts Anderes als der gefesselte Krieger im Kerker zu singen hat; das muß man einem Rossini im Voraus zugestehen, noch ehe die Ouvertüre einer seiner Opern beginnt. Dann aber, wenn man von aller Charakteristik und dramatischer Tiefe abstrahirt, wird man auch an Rossini's schmeichlerischen Melodien sich erfreuen, und ihm gewähren, daß er mit Tönen kindisch zwar, aber auch kindlich, wie mit bunten Steinen und Korallen, spielt. — Riquet à la houpe: Riquet der (?) Haarbüschel, aus dem Französischen, Musik von Carl Blum. Diese komische Zauberoper ist bereits mehrere Male dargestellt worden; die Musik soll angenehm-gefällig seyn, und Mad. Seidler sehr ergözlich gespielt und (das versteht sich ja von selbst) trefflich gesungen haben. Mehr können wir über diese Darstellung nicht sagen, da wir leider verhindert waren, ihr beyzuwohnen. — Die Wiener in Berlin, von Hrn. von Holtei, ein Lustspiel mit Gesang, ein Liederspiel, oder vielmehr das erste wirklich-deutsche Vaudeville, das wir auf unserer Bühne gesehen haben; denn es beruht auf den beyden Haupterfordernissen dieser leichten (aber nicht unschweren) Gattung: nämlich auf den lokalen und epigrammatischen Spitzen der Liederstrophen, die, wenn sie auch noch so trefflich gesungen, aber nicht höchst deutlich ausgesprochen werden, ganz und gar ohne Werth bleiben — und auf der Wahl bekannter und parodisch- und ironisch-angewendeter Melodien. Diese lezte Anforderung war nicht genugsam erfüllt; dagegen hörten wir so manche Wiener Volkslieder, zwischen denen sich ein Paar Berliner Volksmelodien recht possierlich ausnahmen. Es dürfte von ersprießlichen Folgen für die dramatische Komik seyn, wenn die verschiedenen deutschen Dialekte und Lokalitäten der Hauptstädte auf der Bühne mehr angewendet und zum Verständniß des Publikums gebracht würden; wie empfänglich dieses dafür ist, beweist der freudig-lebendige Antheil, mit welchem die Berliner den Lieblings-Chorus der Wiener aufnahmen: 's giebt nur ein' Kaiserstadt! 's giebt nur ein Wien! freundliches Zeichen einer segensreichen Friedenszeit!! — Die lose Unbedeutenheit des Planes hat der Verfasser in einer der Schlußstrophen, die Kritik antizipirend, selbst eingestanden; aber bey dieser Gattung hat die Kritik auch dagegen nichts einzuwenden, wenn nur das Ganze, wie hier, so leicht und so anspruchslos hingeworfen ist. Ueberdieß ist dieses Liederspiel in wenigen Tagen entstanden und eigens für die berühmte Mad. Neumann vom Hoftheater zu Karlsruhe angefertigt worden, die sich hier in einem Rollenfache zeigen sollte, in welchem wir sie noch nicht gesehen hatten, und so allgemein gefiel, daß sie diese Rolle viermal wiederholen mußte, und so das Glück dieses Stückes begründete. Wir würden über das Gastspiel dieser Künstlerin ein Mehreres sagen, wenn nicht in allen bekannten Zeitschriften schon das Erschöpfende gesagt wäre, und wir selbst unser Urtheil über sie schon vor mehreren Jahren in diesen Blättern ausgesprochen hätten. Jenes Urtheil schließt mit dem Wunsche, daß die junge talentreiche Künstlerin alle Tage beten möge: Herr, bewahre mich vor Ruhm! Sie hat dieß entweder nicht gethan, oder der Himmel ihr Gebet nicht erhört. —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 60.

Nro. 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Juli 1824.

Blüthen sind der Liebe Element,
Und die Blüthen müssen ja vergehen.

Lehr.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

II.

Das verzogene Kind.

Wenn Sie mein Haupt
In ihre Hände drückte,
Mit Blumen schmückte,
Und schmeichelnd, schmeichelnd
Mir durch die Locken glitt:
O wie neu war als trüg' ich
Den ganzen Frühling auf dem Haupt!

Nun mir entschwunden
Der liebe getreue Blick,
Zurück, zurück,
Wie ruft es mich immer,
In seine Schimmer
Zu bergen mein Haupt und auf ihren Schoos!

So wie ein Kind,
Mit dem ein Spiel gespielt ward,
Nun soll es ernsthaft lernen
Und hübsch alleine seyn;
Es war zu lieb im Garten!
Nun thut sein Köpfchen ihm so weh, so weh.

Verzeichniß der gegenwärtig brennenden Vulkane.

(Fortsetzung.)

Der Tanguragua machte einen Ausbruch im Jahr 1641.

Der Sangay blieb von dem Jahr 1728 an immer entzündet.

Der Chimborazo steht nicht auf der Liste, obschon Niemand seine vulkanische Natur leugnet, weil man von keinem seiner Ausbrüche weiß. Eben so verhält es sich mit dem Carguairazo. Die Kothüberschwemmung, welche im Jahr 1698 eine Landstrecke von achtzehn Quadratmeilen überdeckte, war nicht die Wirkung eines eigentlichen vulkanischen Ausbruchs. Bey dem Einsturz des Carguairazo stürzten sich die in seinem Schooße verborgenen Gewässer mit Ungestüm in die Ebene, und veranlaßten Verheerungen, von welchen die amerikanischen Geschichtschreiber melden.

Man hat auf gewissen Charten von Chili mehr Vulkane angegeben, als ich in dieser Liste aufführte; ich mußte mich aber auf die Angabe des Gewissesten beschränken, und habe zu bemerken, daß von den sechszehn zuvor aufgeführten Vulkanen dieses Landes vielleicht mehrere gegenwärtig verloschen sind. Der Peteroa zeigte im Jahr 1762 einen Ausbruch, der Villa-Rica im Jahr 1640 u. s. w.

Man wird ohne Zweifel bey einem Blick auf die Charte von America betroffen seyn, keinen Vulkan, weder zwischen dem 2ten und 16ten Grad südlicher Breite, noch zwischen dem 17ten und 27sten Grad der Breite anzutreffen. Wäre der Vulkan von Arequipa nicht vorhanden, so würde die Reihefolge von Guatimala und Nicaragua, die Gruppen von Popayan und los Pastos von der langen Reihe von Chili durch einen Raum von 25 Grad in der Breite,

wo kein Vulkan vorhanden wäre, getrennt seyn. Ungeachtet in Peru nur ein Vulkan ist, so gibt es doch wenige Länder in der Welt, wo man mehr Erdbeben bemerkt, und wo diese größern Schaden anrichten. Häufig veranlassen sie die Bildung unermeßlicher Klüfte, über welche man Brücken schlagen muß, um die Communikation zwischen den verschiedenen Provinzen wieder herzustellen. Eine dieser Klüfte, die in Folge des Erdbebens entstand, in welchem Lima im Jahr 1746 unterging, war eine Stunde lang und zwey Meter breit.

Der Vulkan von der Insel St. Vincent warf in dem Jahr 1718 und 1812 Lava aus. Die Asche des lezten Ausbruchs wurde durch den obern, den Passatwinden entgegengesezten, Luftstrom bis nach der Insel Barbados, dreyßig Stunden weiter östlich, getragen.

Zu St. Lucie bildet sich fortwährend Schwefel, durch die Verdichtung der Dämpfe veranlaßt, welche sich aus dem Krater Oualibou erheben, der zwey- bis dreyhundert Toisen hoch hervorragt. Man bemerkt hier auch Ergießungen von heißem Wasser.

Der Vulkan von Guadeloupe, der ungefähr eine Höhe von 800 Toisen hat, zeigte seinen lezten Ausbruch im Jahr 1797. Er spie damals Bimssteine, Asche und Wolken mit schwefligen Dämpfen aus.

Ich schließe hier die Notizen über die amerikanischen Vulkane mit der Bemerkung, daß man brennende Vulkane weder zu Buenos-Ayres, noch in Brasilien, noch in Guyana, noch auf dem Littorale von Venezuela, noch endlich in den Vereinigten Staaten findet; d. h. auf keinem Punkte der östlichen Küste dieses großen Kontinents. Es gibt selbst östlich von den Anden nur drey kleine Vulkane, die nahe an den Quellen des Caqueta, des Napo und des Morona liegen, und die wahrscheinlich, nach Herrn von Humboldt, nur Seitenwirkungen der Vulkane von Popayan und von Pasto darstellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redgauntlet.

(Fortsetzung.)

Der Autor versezt uns nun wieder nach Dumfriesshire, dem Aufenthaltsort von Latimer. Dieser, ein bischen Windbeutel, kehrt sich nicht an die Mahnungen und die bedrohte Gefahr, sondern lebt so auf seine eigene Weise fort. Auf einer seiner Wanderungen begegnet ihm ein alter blinder Fidler, dessen Erscheinung sehr schön beschrieben wird, aber so ganz Scottisch, daß das Gemälde durch Uebersetzung unkenntlich werden würde. Mit diesem jovialen Alten associirt sich Latimer, nimmt eine seiner Violinen, und geht mit ihm zu einem Bauernfeste, nahe bey dem Wohnort seines unbekannten Wirthes. Auf dem Wege erzählt wandering Willie (der wandernde Wilhelm) eine Legende von der alten Familie Redgauntlet, in deren Dienste seine eigenen Vorfahren gestanden hatten. In Erzählungen, wie diese, zeichnet sich der Verfasser von Waverley besonders aus: er gibt ihnen ein Leben, ein romantisches Gewand, und zugleich eine naive Diction, die man vergebens bey seinen Vorgängern sowol als seinen Nachahmern sucht. Aber des wandernden Wilhelms Erzählung leidet keinen Auszug, und da wir sie nicht ganz geben können, so wollen wir sie übergehen.

Latimer kommt mit dem Alten zum ländlichen Tanze, und nachdem sie einige Zeit gespielt, tritt die Jungfrau ein, welche er vorher im Hause des Unbekannten gesehen, und dort nur wenig berührt hatte; und sie tritt ein — im grünen Mantel. „Ihr Angesicht veränderte sich den Augenblick, da sie mich bemerkte. Sie gab ihrer Begleiterin den Mantel, und nach einer kurzen Unschlüssigkeit, ob sie vorwärtsgehen oder sich zurückziehen solle, schritt sie in das Zimmer mit gesezter Würde, so daß Alle ihr Platz machten, die Männer ihre Mützen abzogen, und die Weiber sich ehrfurchtsvoll verneigten, da sie sich auf einen Stuhl sezte, der abgesondert für sie bereit stand."

Um ihn für seine Mühe zu belohnen, wird Latimer, der ganz unbekannt ist, zum Tanzen aufgefordert, und er geht zu — auf den Grünmantel, mit der er lebhaft ein Paar Tänze durchmacht, worüber er ganz entzückt wird. Sie schulmeistert ihn indessen ein wenig über seine Unthätigkeit und sein Leben unter dem gemeinen Volke. „„Wird Herr Latimer einer Fremden, die ihm wohl will, erlauben, zu fragen, ob es recht ist, daß er in seinem rüstigen Alter so ohne Beschäftigung lebt, daß er sich in niedere Gesellschaft des Vergnügens wegen mischt?""

„Sie sind streng; aber ich kann mich nicht dadurch für erniedrigt halten, daß ich in Gesellschaft bin, wo ich Ihnen . . . ." Hier schwieg ich, denn ich sah, daß meine Antwort sich nicht angenehm wendete. Das argumentum ad hominem, das lezte, dessen ein gebildeter Mann sich bedient, kann zuweilen durch Umstände gerechtfertigt werden, aber das argumentum ad feminam selten oder niemals."

Nach einiger weiteren, wenigstens von seiner Seite liebeindeu, Unterredung trennt sich das junge Paar, und sie räth ihm, sich bald, aber still zu entfernen.

Wir werden nun wieder zurück nach Edinburgh geführt, wo der alte Fairford sehr weislich seinen Sohn an einen alten berühmten Prozeß fesselt, da er Symptome der Wandersucht an ihm bemerkt. Nun folgt eine lange Schilderung von Rechtsangelegenheiten: wir werden mit einem Prozeß, oder vielmehr einer Klasse von Prozessen bekannt gemacht, die schon zwölf Jahre lang die Weisheit der Gerichtshöfe beschäftigt haben, und je länger, desto verwirrter werden. Eine Parthey in denselben ist Peter Peebles,

ein unglückseliger Mensch, der, vorher ein wohlhabender Bürger, sich jezt durch seine natürliche Prozeßsucht zum Bettler heruntergebracht hat.

„Dieser Peter trägt einen großen Oberrock, der, obgleich selbst abgenuzt und geflickt, durch die Ueberbleibsel der Knöpfe und heifenden Stecknadeln so disponirt ist, daß er den noch ärmlicheren Zustand seiner Unterkleider bedeckt. Die Schuhe und Strümpfe eines Ackermannes indessen vereinigen sich an den Knien mit einem Paar bräunlichen oder schwärzlichen Beinkleidern: ein rostfarbenes Halstuch, das einmal schwarz gewesen ist, umgibt seinen Hals, und macht weiße Wäsche unnöthig. Sein halb graues, halb schwarzes Haar deckt sich in schmuzigen Locken unter einer großen, scheinbar weegenen, Perücke hervor, die so viel eingegangen ist, daß sie gerade auf dem Scheitel seines Kopfes schwebt: oben hinauf pflanzt er, wenn er ausgeht, einen ungeheuern dreyeckigen Hut, der, wie die Fahne eines Anführers, an jedem Gerichtstage zwischen neun und zehn Uhr über die ganze sich wälzende und wechselnde Scene im Gerichtshofe (Parliement house) erhaben hervorragt. Sein Angesicht, das ehemals einen stattlichen, artigen Bürgersmann kund gab, ist jezt mager von Hunger und Kummer, und verwildert durch die tolle Lebhaftigkeit seiner Augen, eine verdorrte und blasse Haut und Gesichtsfarbe, Züge, die sich durch das in Wahnsinnigen charakteristische Gefühl von Wichtigkeit auszeichnen, und die beständige Gewohnheit, mit sich selbst zu sprechen. — Dieß war mein glücklicher Klient; und ich muß zugeben, Darsie, daß unser Stand viel Gutes in der Welt zu thun nöthig hat, wenn er — was zu sehr zu fürchten ist — viele Menschen so herunterbringt."

Es erfolgt nun eine weitläufige Erzählung von Alan Fairfords Debut am Gerichtshofe in dem berühmten Prozeß des armen Peter Peebles, eine Erzählung, die sehr charakteristisch, und sehr interessant für Schottland und besonders für das höchst juristische Edinburgh ist, mit der wir aber unsere deutschen Leser, denen alles dieses böhmische Dörfer seyn würden, verschonen wollen. Sie endigt sich damit, daß der junge Fairford in der Mitte seiner Rede vor den Richtern plözlich aufhört und verschwindet, da er durch ein Versehen seines Vaters einen Brief zu sehen bekommt, in welchem eine dritte Person schreibt, daß Darsie Latimer in einem Volksauflauf abhanden gekommen sey.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Juni.

Zu den neuesten und auffallendsten Begebenheiten des Tages gehört die Mißhandlung eines jungen Mannes von angesehener Familie, Namens O'Calleghan, im Gefängnisse durch den Eigensinn oder die Härte der Beamten der Grafschaft Surrey. Hr. O. hatte sich an einem naseweisen Geistlichen vergriffen, welcher seine Mutter und Schwester auf der offenen Heerstraße beleidigte, und wurde deßwegen vor dem vierteljährigen Friedensgericht (Quarter-session) der Grafschaft Surrey angeklagt. Die Jury erkannte ihn für schuldig, empfahl ihn aber sehr dringend der Nachsicht des Gerichtes, weil er stark gereizt worden, und dieses verurtheilte ihn zu einer Buße von zwanzig Pfund und einer einmonatlichen Gefängnißstrafe. Als Hr. O'Calleghan im Gefängniß ankam, fragte man ihn, ob er die gewöhnliche Gefangenkost zu haben wünschte, oder nicht; natürlicherweise antwortete er verneinend, weil er meinte, die Frage bezöge sich darauf, ob er sich selbst zu verköstigen gedächte. Zu seinem Erstaunen aber, und in der That zum Erstaunen des ganzen Landes, versagte man ihm dieses, und zwang ihn, sich wie ein gemeiner Missethäter auf Wasser und Brod zu beschränken. Dabey mußte er sich 12 Stunden aus den 24 in einer engen Zelle einsperren und andere Beschränkungen hinsichtlich der ihn besuchenden Freunde gefallen lassen, welchen anderwärts nur wirkliche Verbrecher unterworfen sind. Hr. O. appellirte gegen diese Behandlung an die Versammlung der Friedensrichter, die aber seine Klage als unstatthaft zurückwiesen, weil seine Behandlungsart den von ihnen festgesezten Regeln des Gefängnisses gemäß wäre. Er wandte sich hierauf mittelst der Zeitungen an das Publikum, und durch Bittschriften an den Minister des Innern und an's Unterhaus. Aber schon das erstere hatte die Folge, daß der Friedensrichter, dem für die Zeit die Aufsicht über das Gefängniß obliegt, und welcher von allem diesen bisher nichts gewußt hatte, seine Lage sogleich erleichterte, und fortwährend darauf sieht, daß er nicht strenger behandelt wird als die Umstände nothwendig machen; während die Aufforderung an das Parlament und dem Minister höchst wahrscheinlich zu einer Linderung der Regeln dieses besonderen Gefängnisses, oder vielleicht zu einer Verbesserung des Gefängnißsystems überhaupt, führen wird. Es ist unbegreiflich, wie viel hierin der Willkür der Beamten überlassen bleibt, und wie weit dieselben oft ihre Tyranney erstrecken. Da die verschiedenen Gefängnisse mehr oder minder stark sind, so mußte den Beamten freylich alles dasjenige überlassen bleiben, was auf die sichere Haft der Gefangenen, so wie auf die Reinhaltung des Gefängnisses u. s. w. Bezug hat. Aber warum man ihnen die Anordnung der Kleidung, Nahrung, Beschäftigung, Zulassung von Besuchenden, überläßt, und dadurch eine Mannigfaltigkeit in der Behandlungsart der Gefangenen in den verschiedenen Städten oder Grafschaften gestattet, so daß einer dieser Orte zu einem Paradiese gemacht wird, während ein anderer einer Hölle gleicht, und folglich an einem Orte ein leichtes Vergehen, ja selbst das Vergehen der Armuth (denn die Gefangenen um Schulden halber sind denselben Launen unterworfen, wie die Verbrecher) härter bestraft wird, als in einem andern ein grobes Verbrechen, würde unbegreiflich seyn, wären es nicht die Friedensrichter selbst, welche die Geseze im Parlamente machen, und solange diejenige Macht in sich vereinigen, welche die Verfassung dem Könige verweigert, nämlich die gesezgebende und vollziehende. Ein jeder Edelmann ist mittelst der Vorrechte seines Standes schon ein Friedensrichter, und es gibt wenige Mitglieder des Unterhauses, die es nicht sind — und wer möchte nicht gern in seinem Bezirke so viele Macht besizen als nur immer möglich? dieß liegt in der Natur des Menschen; und dieses allein erklärt die ausgedehnte Macht der Friedensrichter in England. Schon die Gewalt eines jeden einzelnen Friedensrichters zur Bestrafung von kleinen Diebstählen, Schlägereyen, Feld- und Straßenbeschädigungen, Wilddiebereyen und hundert anderen Vergehungen, in welchen jeder Einzelne als ausgebreiteter Eigenthümer, wie sie es alle sind, mehr oder

minder verletzbar, und folglich interessirt ist, ist sehr groß; aber die Gewalt der Sessionen in dieser Hinsicht ist beynahe grenzenlos, ohne des Rechtes zu gedenken, den Grafschaften nach Willkür Steuern zur Bestreitung der öffentlichen Bauten in denselben auflegen zu dürfen. Um nur eines Beyspiels ihrer Macht zu erwähnen — will einer derselben einen durch sein Gut führenden Weg versperren, worauf das Publikum durch langen Gebrauch das unbezweifeltste Recht hat, so bedarf es blos der Unterschrift von zweyen seiner Kollegen, und es ist geschehen. Will nun Jemand dagegen an die Session appelliren, so mag er's thun; aber er muß sich gewärtigen, daß, wenn die Zeit der Entscheidung herankömmt, der Eigenthümer seine Ansprüche zurücknehme, und ihm alle Prozeßkosten (und diese sind nicht klein) auf den Hals werfe. Dieß ließe sich aber tragen, wenn dieses Zurückziehen die Sache auf einmal entschiede — aber nein — der Grundherr mag sie erneuern, so oft ihn die Lust dazu anwandelt, und sie immer wieder fahren lassen. Und obgleich ein Mann sich durch ein solches Benehmen dem öffentlichen Tadel aussezt, so sind doch die Beyspiele davon nicht selten; die Gegner werden auf solche Weise ermüdet, und der Habsüchtige, welcher den Werth seiner Güter durch solche Mittel zu erhöhen wünscht, hat fast immer gewonnenes Spiel. Dieß ist der Kommentar zu den politischen Gesinnungen, welche Goldsmith so kräftig in seinem Dorfprediger ausspricht.

Eine andere mächtige Klasse in England ist der Advokatenstand. Mit den höchsten Familien im Lande verbunden, hat derselbe dadurch, und durch die Geschicklichkeit seiner Redner allzeit einen Einfluß besessen, welcher der Wohlfahrt des Ganzen sehr gefährlich und schädlich ist. Die Anhäufung und Verwikelung der Geseze, das Verwirrte und Unsichere in der Gesezessprache, die Theuerung der Gerechtigkeitspflege ist das Werk desselben, und natürlich auch der Widerstand, welchen jeder Versuch zur Verbesserung dieses Unwesens empfindet. An der Spize dieses Standes steht der Großkanzler Eldon, ein Mann von großen gesezlichen Kenntnissen, aber kein umblickender Genius, eine wahre Verkörperung des Herkömmlichen und des Schlendrians, der wie eine Klette an allem Alten hängt — weil es alt ist, und alles Neue mit Abscheu verwirft, weil es neu ist, ein Mann, der in einer 25jährigen Amtsführung, bey der größten Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, selbst in seinem eigenen Gerichtshofe nicht nur keine Einrichtung zur Beförderung der Geschäfte und Verminderung der Unkosten getroffen, sondern sich auch jedwedem Vorschlage dazu widersezt hat, obgleich bey gegenwärtigem Systeme Hunderte durch ihn zu Grunde gerichtet worden sind, kurz, ein Mann, der vielleicht in diesen Tagen der Neuerungswuth für's Land eine Wohlthat ist, dessen Halsstarrigkeit aber doch auch viel Gutes verhindert hat. Die Regierung hat zwar seit einiger Zeit einen Wunsch blicken lassen, die Geseze vereinfacht zu sehen, und hat in manchen Fächern sogar das heilsame Werk begonnen; aber selbst noch in der eben geschlossenen Sizung zeigten die Advokaten einen Einfluß, welcher vielleicht mehr als in jedem andern Lande die Augen öffnen dürfte. Es wurde nämlich im Unterhause ein Gesez vorgeschlagen, wodurch die Gewalt der unteren Gerichtshöfe bedeutend ausgedehnt, und das Prozessiren überhaupt vermindert werden sollte. Der Antragsteller mußte es sich gefallen lassen, der Regierung das Opfer zu bringen, daß die Richter dabey von ihr, statt wie bisher von den Sheriffs, ernannt würden, und er opferte den Advokaten, indem er den Beamten bey verschiedenen bestehenden Gerichtshöfen ihren etwaigen Verlust an Sporteln ersezen lassen wollte, und auf diese Weise ging die Bill zwar im Unterhause durch, wurde aber im Oberhause verworfen. Ich würde diese politischen Gegenstände nicht berührt haben, wenn sie nicht so genau mit dem gesellschaftlichen Leben verknüpft wären und dazu dienen könnten, die Ansichten über das öffentliche Leben in diesem merkwürdigen Lande aufzuhellen, oder auch zu berichtigen, welches ohne einen gelegentlichen Blick auf das politische Getriebe nicht füglich geschehen kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, 28. Juni.

(Beschluß.)

Mad. Stich ist von ihrer Kunstreise nach Paris zurückgekehrt und zum Erstenmale als Julie in Romeo und Julie aufgetreten. Sie wurde mit rauschendem Beyfall empfangen, der sich während des Spiels vielfach erneuete und Tags darauf in einem zierlichen Sonett aussprach, welches in der hiesigen Vossischen Zeitung abgedruckt war. Ob und wie das französische Theater auf diese Künstlerin eingewirkt hat, wird sich erst dann beurtheilen lassen, wenn sie sich in mehreren Rollen wird gezeigt haben — bis dahin wollen wir es auch nicht verrathen, ob wir zu jenen altmodischen, unpatriotischen Leuten gehören, die sich einbilden, der deutsche Schauspieler könne von dem französischen etwas (nun wir wollen ein französisches Wort brauchen!) profitiren. — Bey dieser Gelegenheit müssen wir auch anzeigen, daß sich eine französische Truppe, wir glauben auf der Reise nach Rußland begriffen, in unserer Stadt befindet. Sie soll aus nicht unbedeutenden Subjekten bestehen, welche den Wunsch äußerten, hier einige Vorstellungen zu geben. Troz dem daß sich nun unser theatralisches Gemeinwesen mit vaterländischer Besorgniß ein wenig dagegen stemmte, so hat man doch endlich gastfreundlich nachgegeben, und wir werden nächstens in Charlottenburg ein Paar französische Lustspielchen sehen, und darüber zu seiner Zeit berichten. — Der Hr. Graf Brühl wird bald seine gewöhnliche Sommerreise antreten, die sich dießmal mehr als sonst verlängern soll. Wir theilen nicht die Besorgniß derer, die dieses als ein übles Zeichen ansehen möchten, sondern sind überzeugt, daß unserer Bühne ein so würdiger und so vielfältige Interessen mild-ausgleichender Chef wird erhalten werden. — Zum 3ten August, als am Geburtstage Sr. Majestät des Königs, wird die in Paris und Wien mit großem Beyfall aufgenommene Oper: der Schnee, aus dem Französischen gegeben. — Das zweyte Theater, dessen Lokal beynahe vollendet und sehr gelungen ist, hat seine Mitglieder meist versammelt und ist in voller Probenthätigkeit. Am 4ten August wird es eröffnet; womit, ist noch nicht bekannt, obgleich so manches Stück genannt wird. — Mlle. Lindner aus Frankfurt a. M. ist hier angekommen; wir werden über ihr Gastspiel Bericht erstatten. — Bald hätten wir vergessen, daß auch ein neues und zwar chinesisches Ballet auf unserer großen Bühne gegeben wurde. Der Erfinder desselben ist ein Hr. Titus, gegen den auch Terpsichore viel Clemenza geübt hat; die Dekorationen waren brillant und die Kostüme glänzend.

Berichtigung.

Nro. 161, Seite 642, Spalte 1, Zeile 2 von unten, lies reichen statt rauchen.

Ebendas, Seite 642, Spalte 2, Zeile 7 von unten, lies Liebe statt liebe.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 181.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Juli 1824.

Schönste Sommernacht!
Ich schwimm' in Rosen und blühenden Bohnen,
Und duftenden Hecken und Nachtviolen,
In tausend Düften! — O Natur,
Wo kenn' ich deine Kinder alle,
Die Bräute alle,
Die jezt sich schmücken und lieben und paaren
Und feyern Brautnacht? —

Herder.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

III.

Sommernacht.

Einsamer Wachtelschlag
Im seufzenden Kornfeld,
Zirpen der Heimchen
So heimlich,
Und du schmeichelnder Wind,
Der mir an den Locken vorüberglüht,
Als sucht' er Saiten,
Des Geisterhauches Liederwonne
Hineinzuflüstern.
O warme Sommernacht,
Die du das Alles umfangen hältst,
Du athmest
Ruhe, die Alles erquickt.
Und dein Mond,
Das kosende Weinlaub,
Das in deinen Fluthen schwillt,
Sie kühlen, bebend,
Wie Thränen deiner Wonne,
Kühlen zu Marmor die Stirn.
Wie die Glühwürmer fliegen,
Und auf das schlafende Gras
Die goldenen Träume strahlen,
Durchzieht die Seele mit dir,
Leicht wie die Ranke, das selige Dunkel;
Und die schwüle, schwirrende Bangigkeit umher,
Während die Brunnen Wärme schlürfen,
Die Wolken wie Wehmuth um den Monden ruhn,
Sie ist der lezte irdische Seufzerhauch,
Der langsam an deinem Busen entschlummert.

Redgauntlet.

(Fortsetzung.)

Latimer hielt sich, wie wir wissen, einige Tage bey einem Quäker auf; dieser, ein wohlhabender Mann, hatte eine Fischerey am Ausfluß des Solway's, wo er mit Netzen große Schaaren von Lachsen fing. Die Landleute, welche weiter hinauf am Flusse wohnten, beklagten sich, eigentlich mit Recht, daß diese Anstalt ihren Fischfang verderbe. Eine Art Verschwörung wird angestiftet; eine Rotte von Bauern gehet in der Nacht aus, und zerstört des armen Quäkers Netze, nachdem sie vorher indessen ihn selbst und Latimer, welche herbeykamen, angegriffen hatte, und der leztere durch einen Schlag besinnungslos zur Erde gestreckt wurde. Im Verlaufe der Geschichte findet es sich, daß dieser Tumult von dem Unbekannten, bey dem Latimer eine Nacht zugebracht, und den der Leser wol mit Herrn Herries identificirt hat, angestellt worden ist, nur damit er sich, ohne entdeckt zu werden, Latimer's versichern kann. Er führt diesen mit Gewalt über den Solway, wo er ihn wieder mit Lebensgefahr aus dem Strome rettet, nach England. Auf dem Wege ergreift den armen Wanderer ein heftiges Fieber, und er bringt einige Tage ganz betäubt zu, und befindet sich, als sein Gedächtniß zurückkehrt, in einem englischen Bauernhause, scharf bewacht, und ohne Mittel, mit irgend Jemand, als einer tölpischen Magd und einem groben Kerl, die ihn noch überdieß für wahnsinnig halten, zu communiciren. Am Ende indessen

wird ihm eine Unterredung mit seinem geheimnißvollen Hüter, worin derselbe auf alle seine Klagen nur antwortet, daß er ein natürliches Recht über ihn und seine Person nöthig habe, um einen wichtigen Plan auszuführen. Da Latimer indessen verlangt, vor eine Magistratsperson geführt zu werden, um dort seine Freyheit zu behaupten, läßt der Laird (Gutsbesitzer), wie Herries hier genannt wird, wirklich einen Freund und Nachbar, der Friedensrichter ist, vor ihn kommen, und demonstrirt diesem einfältigen Menschen, daß er Latimers Vormund sey, und mit ihm thun könne, was er wolle. Die Verhandlungen werden durch die plötzliche Ankunft des armen Peter Peebles unterbrochen, der seinem entflohenen Advokaten, Alan Fairford, nachrennt, und hier bey dem Friedensrichter einen Verhaftbefehl für den treulosen Sachwalter „kaufen" will. Peebles erkennt den Laird gleich als Herrn Herries wieder, der mit seinem Bruder Redgauntlet im Jahr 1745 bey ihm in Edinburgh gewohnt hatte, und dann mit der Jakobitischen Armee davongegangen sey, ohne ein Faß Branntwein zu bezahlen. Diese Entdeckung überrascht den Friedensrichter sehr, und sein Sekretär zieht seiner Seits einen eben von London angekommenen Steckbrief gegen den identischen Herrn Herries aus der Tasche, dessen Einwirkung bey dem gewaltsamen Verfahren gegen den Quäker man wahrscheinlich vermuthete. Herries indessen wirft sehr gleichgültig den Steckbrief, den er in die Hände bekommen, ins Feuer, und beruhiget den Friedensrichter durch eine Bouteille Wein, und seinen diensteifrigen Sekretär durch einige Banknoten. Er läßt nun Latimer allmählig in das Geheimniß seiner Familie blicken: er gibt ihm zu verstehen, daß sie Beyde von dem berühmten Hause der Redgauntlet entsprungen seyen, einem Hause, dessen Mitglieder sich immer durch Tapferkeit und Stärke ausgezeichnet, aber immerfort das Unglück gehabt haben, daß die politische Parthey, zu der sie gehörten, unterlag. Der Stifter des Hauses hatte den Beynamen Redgauntlet (Rothhandschuh) erhalten, weil er in den Kriegen zwischen England und Schottland, zur Zeit des Königs Bruce, große Verheerungen unter den Engländern angestiftet, und Alle dem Tode geopfert hatte, die unter seine starke Hand kamen. „Alberick Redgauntlet, der Erste des Namens, war ein eifriger Patriot und Anhänger von Robert Bruce. Aber sein einziger Sohn, ein Jüngling von achtzehn Jahren, hatte den übermüthigen Geist seines Vaters so weit geerbt, daß ihm die häusliche Ordnung mißfiel, daß er seines Vaters Befehlen widerstand, und endlich floh, seine politische Parthey aufgab, und Redgauntlet's giftigen Haß dadurch reizte, daß er zu den Anhängern des Baliol überging. Sein Vater soll im Zorn seinen entarteten Sohn verflucht, und geschworen haben, daß er von seiner Hand umkommen sollte, wo er ihm begegnete. Das Glück schien ihm indeß seinen großen Verlust ersetzen zu wollen. Die Gemahlin des Alberick Redgauntlet versprach ihrem Gatten nach vielen Jahren wieder einen Erben.

„Aber der Zustand seiner Frau hielt Alberick nicht von der Unternehmung des Douglas und Moray ab. Er war immer voraus gewesen bey dem Sturm des Schlosses, und war nun der Vorderste, der dem flüchtigen Baliol nachsetzte, bemüht, die wenigen Anhänger zu zerstreuen und zu schlagen, die den Usurpator auf seiner Flucht beschützen wollten.

„Endlich war der furchtbare Redgauntlet, der Todfeind des Hauses Baliol, nur noch zwey Lanzenlängen von dem fliehenden Edward Baliol, in einem engen Paß, als ein Jüngling, einer der Letztern von dessen Begleitern, sich vor ihn hinwarf, den Stoß des Verfolgers empfing, und vom Pferd stürzte. Der Helm fiel von seinem Haupte, und die Strahlen der aufgehenden Sonne zeigten dem Redgauntlet die Züge seines ungehorsamen Sohnes, in der Tracht und mit dem Wappen des Usurpators.

„Redgauntlet sah seinen Sohn vor seinem Pferde liegen: aber er sah auch Baliol, den unrechtmäßigen Besitzer der schottischen Krone, noch scheinbar in seiner Macht, und nur von dem Körper seines gefallenen Begleiters geschützt. Ohne zu fragen, ob der junge Edward verwundet sey, spornte Alberick sein Pferd an, um über ihn hinauszusetzen, aber es schlug fehl. Das Roß setzte vorwärts, aber es konnte nicht über den Körper des Jünglings hinausspringen, und trat ihm mit dem Hinterfuß auf die Stirn, da er eben aufstehen wollte. Die Wunde war tödtlich. Ich brauche kaum hinzusetzen, daß Redgauntlet zurückblieb und Baliol entkam.

„Redgauntlet, wild wie er war, wurde doch von dem Gedanken an das Verbrechen, das er begangen, überwältigt. Aber er kehrte nach seiner Burg zurück, nur um neuen häuslichen Leiden zu begegnen. Als seine Frau die schreckliche Katastrophe gehört, welche sich begeben hatte, gebar sie zu frühzeitig einen Knaben, der ihr das Leben kostete. Redgauntlet saß über vier-und-zwanzig Stunden bey ihrem Leichnam, ohne, so weit die scheuen Diener bemerkten, Gesichtszüge und Stellung im Geringsten zu verändern. Der Abt von Dundrennan predigte ihm vergeblich Trost ein. Aber Douglas, der seinen ausgezeichneten Freund im Unglück besuchte, erweckte seine Aufmerksamkeit besser. Er ließ die Trompeten im Burghof einen englischen Allarm blasen, und Redgauntlet griff sogleich nach den Waffen, und seine Erinnerung kehrte zurück.

„Von diesem Augenblick an gab er kein Zeichen von Schmerz. Douglas ließ das Kind bringen, aber sogar die hartherzigen Krieger schauderten mit Entsetzen, da sie bemerkten, daß durch ein geheimnißvolles Naturgesetz die Ursache von der Mutter Tod und der Beweis von des Vaters Schuld auf die Stirn des unschuldigen

Knaben gedrückt war, wo man im Kleinen die Gestalt eines Hufeisens entdecken konnte."

Alle Nachkommen dieses Redgauntlet haben nun das Zeichen auf der Stirn, und es zeigt sich besonders, wenn einer im Zorn die Stirne runzelt. Latimer sieht es bey seinem unbekannten Wirthe, und da er zufällig im Spiegel seine eigene Gestalt erblickt, so bemerkt er es auch auf seiner Stirne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der salzsaure Kalk, als ein kräftiges Beförderungsmittel des Pflanzenwachsthums.

(Einem Aufsatz des Herrn Lemaire-Lisancourt, in den Annales de Chymie, Februar 1824, entnoben.)

Herr Dubuc, Apotheker und Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Rouen, hat seit 1820 den völlig trocknen salzsauren Kalk (muriate de chaux, ou chlorure de calcium) als Dungmittel oder vegetablisches Reizmittel, wie er sich ausdrückt, vielfältig angewandt. Die Ergebnisse seiner zahlreichen Versuche sind folgende:

Ein Kilogramm von salzsaurem Kalk wird in sechzig Litren Wasser aufgelöst, und damit begießt man den Boden vor der Aussaat, so wie hernach die Pflanzen zwey- bis dreymal.

Herr Dubuc hat in leichtes Erdreich, das acht bis zehn Tage zuvor mit dem vegetativen Liquor begossen ward, Maiskörner ausgesäet; und andere, in völlig gleichem Boden und Lage, sechs Fuß entfernt, bey denen die Begießung nur mit gemeinem Wasser geschah. Der erstere Mais, welcher von Zeit zu Zeit mit der Mischung vom salzsauren Kalk begossen ward, wuchs doppelt so hoch wie der zweyte. Die gleiche Zunahme zeigte sich an der großen pyramidenförmigen Glockenblume, am Lilas, verschiedenen Sträuchern und Obstbäumen. Er hat auch, vermittelst dieser electro-chemischen oder vielmehr electro-organischen Wirkung, die große einjährige Sonnenblume (Helianthus), welche gewöhnlich sechs bis acht Fuß erreicht, wie in Spanien zur Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß gelangen sehen. Diese Pflanze zeigte alsdann zuweilen einen Stamm von drey bis vier Zoll im Durchmesser, achtzehn bis zwanzig Zoll breite Blätter, und eine Blumenscheibe von zwölf bis vierzehn Zoll Durchmesser, deren Samen die Hälfte ihres Gewichts an gutem Oel gaben.

Herr Dubuc hat ähnliche Versuche mit Knollen von Kartoffeln gemacht, deren Größe und Gewicht völlig ähnlich waren; er brachte diese Knollen am 1. Mai 1822 in das nämliche Erdreich, in gleicher Lage und in zwey Gartenbeeten, die durch einen sechs Fuß breiten Gang von einander getrennt waren. Das eine Beet ward mit dem vegetativen Liquor, das andere mit Cisternenwasser begossen; beyde wurden am 10. November eingesammelt; das erste lieferte Knollen von sechs Zoll Länge und zwölf Zoll Umfang, meist bey zwey Pfund an Gewicht; die Knollen vom andern Beet waren überhaupt zweymal kleiner. Die großen Knollen waren völlig so nahrhaft, wie die kleinern, und erhielten sich auch gleich gut bis Anfang Aprils. Sie waren während der sechs Monate ihres Wachsthums nur dreymal mit der salzsauren Kalkauflösung begossen worden, und ihr Kraut war gleichfalls sehr ansehnlich entwickelt gewesen.

Ueberhaupt scheint ein drey- bis viermaliges Begießen in langen Zwischenräumen hinlänglich zu seyn, um die electro-organische Wirkung des salzsauren Kalks auf die Pflanzen zu erzielen, die um so merkwürdiger erscheinen muß, als nach den Beobachtungen des Apothekers, Herrn Labarraque in Paris, diese Substanz, auf die thierische Organisation angewandt, dem Brand und bösartigen Geschwüren schnell Einhalt thut, und zugleich die Bildung der Fleischwärzchen, welche die Wunden vernarben, kräftig befördert.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Juni.

(Fortsetzung.)

Eine andere merkwürdige Begebenheit war der Angriff eines gewissen Hrn. Gourlay auf Hrn. Brougham in dem Vorzimmer des Unterhauses, weil Hr. B., wie er vorgibt, ihn getäuscht, und eine von ihm übernommene Bittschrift nicht übergeben habe. Dieser Mann hat sich während der letzten vier Jahre durch häufige Bittschriften an's Unterhaus, so wie durch einen Prozeß gegen den Herzog von Sommerset, bemerkbar gemacht, und viele waren schon längst der Meinung, er wäre nicht recht bey Sinnen. Er wurde gleich nach der That in Verhaft genommen; und da Hr. B. ihn als wahnsinnig darstellte, so ließ ihn der Sprecher des Hauses mehrere Male von zwey berühmten Aerzten besuchen, welche diese Meynung bestätigten, während Gourlay selbst, der diese Zeit über im Unterhausgebäude ein Gefangener blieb, in ganz vernünftig scheinenden Briefen, die er in die Zeitungen einrücken ließ, das Gegentheil davon behauptete. Nach einigen Tagen befahl man ihn wegen dieser angeblichen Geisteszerrüttung loszulassen, aber er sollte 27 Pfund für Unkosten an die Diener des Hauses bezahlen. Dieses weigerte er sich zu thun, und man mußte ihn, da das Parlament aufhörte, seiner Haft im Unterhause ohne Bezahlung entlassen; aber man schickte ihn in ein öffentliches Gefängniß, bis sein geistiger Zustand gerichtlich untersucht werden kann, und damit er inzwischen unter Aufsicht bleibe.

Die Sandwich'schen Majestäten, wie man das hier anwesende Oberhaupt einer jener Inseln und seine Gemahlinn zu nennen beliebt, machen fortwährend großes Aufsehen. Man ließ sie das Schauspielhaus besuchen, und dort die königliche Loge einnehmen, und Hr. Canning gab ihnen sogar ein Traktament, wobey eine große Gesellschaft zugegen war, die Königinn sich aber so weit verging, daß sie einen Winkel des Saales als einen geheimeren Ort ansah, und in Gegenwart aller Gäste als einen solchen benutzte. Dennoch bekamen JJ. MM. fortwährend Besuche von den vornehmsten Herren und Frauen,

bis beyde von den Masern befallen und bettlägerig wurden *). Die Wochenschrift, der John Bull, ist sehr aufgebracht über diese Ehrenbezeigungen, welche man den Wilden widerfahren läßt, und sucht es als eine List der Heiligen (wie bekanntlich die Wilberforcianer genannt werden) darzustellen, um dem Publikum eine hohe Meynung von den Schwarzen zu geben. Er rechnet es als ein Stück des Heucheley-Systems der Zeit auf, (sehr passend cant genannt), welches nur zu sehr der Rüge verdient, und durch dessen Ausrottung, wenn solche anders möglich ist, der John Bull sich den Dank der Mit- und Nachwelt verdienen würde. In dieser Absicht führt dieses Journal auch einen Brief an, welchen Lord Orford an den Sekretär der Bibelgesellschaft zu Norwich geschrieben, welcher ihm im Namen der Gesellschaft die Präsidentenstelle über dieselbe angetragen hatte; er ist zu merkwürdig, um Ihnen vorenthalten zu werden. „Mein Herr! Der Inhalt Ihres Briefes wundert und ärgert mich — er wundert mich, weil mein wohlbekannter Charakter mich hätte gegen eine solche Anfrage schützen sollen; und ärgert mich, weil er mich zwingt, auch nur diese Korrespondenz mit Ihnen zu haben. Ich bin seit lange dem Spiele ergeben — ich habe mich seit Kurzem aufs Pferdrennen gelegt — ich fürchte, daß ich öfters fluche — aber ich habe niemals religiöse Schriften vertheilt. Alles dieses war Ihnen und Ihrer Gesellschaft sehr wohl bekannt; dennoch halten Sie mich für einen geeigneten Mann, Ihr Präsident zu werden! — Gott vergebe Ihnen Ihre Heucheley — ich möchte lieber in einem Lande von Sündern als unter Heiligen wohnen. Ich bin u. s. w." Eine solche Anfrage an einen solchen Mann, dessen Charakter, wie er selbst sagt, gut bekannt, zeigt zum wenigsten, daß jene frommen Personen wenigstens mit ihren Mitteln es nicht sehr genau nehmen — was mögen doch wohl ihre Zwecke seyn?! Auch ist es bemerkenswerth, daß der Eifer unserer Heiligen sich gänzlich auf die Neger beschränkt; hat doch noch keiner von ihren Führern die Stimme für die leidende Menschheit in Griechenland erhoben!

Neben diesen falschen Demonstrationen von Menschenliebe steht indessen glänzend ein Denkmal neuerer Liberalität, welche dem Monarchen und seiner Regierung Ehre macht, nämlich die Wiederherstellung der Ehre und des Ranges von vier schottischen und einem englischen Hause, deren Voreltern solche während der Bürgerkriege zwischen den Whigs und den Stuarts verloren. Im Oberhause erhob sich nur eine einzige Stimme gegen die Maßregel und im Unterhause blos die Klage, daß diese Wiederherstellung nicht allgemeiner gewesen. Am 28sten feyerte die Caledonische Gesellschaft diese Begebenheit in London durch einen großen Ball; die Gesellschaft war äußerst zahlreich und glänzend, indem unter andern das Haupt eines jeden edeln Hauses zugegen war. Um sich einen Begriff von der Pracht der Damenanzüge dabey zu machen, ist es wohl hinlänglich, wenn ich Ihnen sage, daß man die Diamanten einer einzigen (Mistriß Hope) auf 700,000, schreibe siebenhunderttausend Pfund Sterling, an Werth schäzte. — Einer der wiederhergestellten Edelleute, Lord Strafford — ist zu bemerken — ist ein Katholike, ein Zuwachs an Ansehen, der den Katholiken in England nicht gleichgültig seyn kann, besonders da in der lezten Session dem katholischen Herzoge von Norfolk auch das Recht zurückgegeben worden ist, das Amt des Erbmarschalls von England in eigener Person verwalten zu dürfen. Mehrere Damen auf obigem Balle erschienen, mit der weißen Rose der Stuarts geziert, das Erstemal seit vielen Jahren, daß man dieses Sinnbild einstiger Zwietracht öffentlich gezeigt, und welches jezt, da es unschuldig geworden, blos eine merkwürdige Erinnerung aufbewahrt.

*) Daß sie indessen gestorben, meldeten bereits die öffentlichen Blätter. Red.

Die vorige Woche speiste der König beym Herzoge von Wellington, das zweyte Mal, daß der Monarch, seit seiner Thronbesteigung, bey einem Unterthanen gespeist. Die Gesellschaft war zahlreich, aber auserlesen, und die Anzüge der Damen, wie gewöhnlich, äußerst glänzend. Das Tischgeräthe, worunter sich vieles befindet, das dem Herzoge von auswärtigen Monarchen geschenkt worden, soll ungemein reich gewesen seyn.

Als ein neuer Beweis, wie wenig man oft Zeitungsnachrichten Glauben beymessen darf, diene Ihnen, daß hiesige Blätter die vorige Woche die Nachricht verbreiteten, das edle Roß, welches den Herzog von W. in der Schlacht bey Waterloo getragen, ziehe jezt den Karren eines Gemüsehändlers, während dieses Pferd sich wirklich auf einem der Landgüter des Herzogs befindet, und auf's Köstlichste verpflegt wird.

Zu Aylsburg soll ein Mann seine Frau, mit ihrer Zustimmung, an einen andern für die mäßige Summe von einer halben Krone verkauft haben. Nachdem der Gatte den Mann und seine Frau in sein Haus geführt, schloß er die Thüre hinter ihnen ab, und reichte ihnen den Schlüssel zum Fenster hinein. Er entfernte sich hierauf aus der Stadt, wahrscheinlich froh, auf diese Weise einer ungeliebten Frau los geworden zu seyn; denn das gemeine Volk in England hält sich nach einem solchen Verkauf aller ehelichen Pflichten für erledigt. Das Gesez spricht freylich anders; und wenn die dortigen Friedensrichter den Mann erwischen, so dürfte er einen vierwöchentlichen Spaziergang auf der Tretmühle zu machen haben — nicht weil er eine moralische Pflicht verlezt, sondern weil er durch die Verlassung seines Weibes den Kirchsprengel in die mögliche Nothwendigkeit versezt hat, für dessen Unterhaltung sorgen zu müssen. Wurde doch vor Kurzem ein Wundarzt auf die Tretmühle geschickt, weil er seine Frau verlassen, ohne ihr ihren Unterhalt zugesichert zu haben.

Als ein Seitenstück zu diesem betrachte man folgende Begebenheit. Schon vor einiger Zeit beschwerte sich ein Frauenzimmer bey dem hiesigen Lord-Mayor gegen einen Kaufmann, welcher ihr keine Unterstützung für ein Kind geben wollte, das sie in früheren Zeiten von ihm gehabt. Sie hatte sich seitdem mit einem Marinelieutenant verheirathet, welcher anfangs nichts von jener unehelichen Frucht der Liebe gewußt hatte, als er aber davon erfuhr, gütig das Kind zu sich nahm, und wie eins der seinigen erzog. Unglücklicher Weise aber stellte sich die Armuth bey ihm ein, und sein halber Sold reichte nicht hin, eine stark gewordene Familie zu ernähren. Seine Frau wandte sich demnach, mit Genehmigung des Gatten, an den Vater jenes Kindes, welcher sie aber schnöde abwies, und sie wegen ihrer ehemaligen tadelhaften Aufführung und ihren Gatten wegen seiner menschlichen Nachsicht verhöhnte. Der Lord Mayor ließ hierauf die Frau zum Eide schreiten, daß das Kind das seinige wäre, und jezt glaubte ein Jeder, die Sache wäre zu Ende. Aber nein — der Reiche findet allzeit Mittel, den Armen zu bedrücken, wenn er nur Lust dazu hat. Der Kaufmann fand sich mit den Kirchenvorstehern von Greenwich ab, in deren Gemeinde das Kind geboren war, und diese boten der armen Frau zu dessen Unterhalte anderthalb Schillinge die Woche an, während die Beamten in London den gemeinsten Taglöhner wöchentlich eine halbe Krone (2½ Schillinge) für den Unterhalt eines solchen Kindes bezahlen lassen. Die Frau wandte sich also auf's neue an ihren unedeln Verführer, und dieser stieß sie gewaltsam aus dem Hause, deßhalb ist jezt ein Prozeß gegen ihn anhängig, wobey auch das Betragen jener hochweisen Kirchenvorsteher zur Sprache kommen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 182.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. Juli 1824.

Steig' nieder hier mit deinen Sinnen,
Mein steinern Herze steigt in dich;
So magst du von mir abgewinnen,
Was mir zur Last und fürchterlich.
O laß es werden deine Lust,
Was mir beschwert die volle Brust.

Tiek.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

IV.

Erdenschwermuth.

Es steigt der Mensch zur Tiefe nieder,
Sucht Frieden in der stummen Welt,
Er ruht den Wundern zugesellt
Der buntgekränzten Riesenglieder.
Er sucht am tiefen Herzen Sonne,
Ihm ward das obre Strahlen Blitz,
Das Tiefe hebt sich von dem Sitz,
Und hoffet neuen Lebens Wonne. —
So drängt nach unsern Herzensschlägen,
Was unten in dem Schooße lebt,
Und was da oben webt und strebt,
Will müde sich herunterlegen.
Es fehlet Jedem was am Leben,
Das Leben sehnt sich in den Tod,
Was man der stillen Tiefe bot,
Wird sie aus Sehnsucht wiedergeben.

Verzeichniß der gegenwärtig brennenden Vulkane.

(Fortsetzung.)

Vulkane von Asien.

Der Elburs (Persien).

Der Tourfan (Centralregion von Asien; 43° 30' der Breite, 87° 11' der Länge).

Der Bisch-Balikh (ebendaselbst; 46° 0' der Breite, 76° 11' der Länge).

Der Avatscha (Kamtschatka).

Tolbatschick (ebendaselbst).

Drey andere beträchtlichere Vulkane als die vorhergehenden (ebendaselbst).

Kourilische Inseln.

Neun thätige Vulkane, nach Krascheninnikov.

Aleutische Inseln.

Vier Vulkane, zu Ouminga, Ounalaska, Omnak, Ourimak. Der lezte zeigte im Jahr 1820 einen starken Ausbruch.

Japanische Inseln.

Zehn Vulkane. Die Insel Niphon, die beträchtlichste derselben, zählt drey derselben. Nach Kämpfer sind mehrere japanische Vulkane sehr heftigen Ausbrüchen unterworfen.

Inseln von Lien-Kien.

Die Schwefel-Insel warf einen dicken schwefligen Dampf aus, als die Lever, unter den Befehlen des Kapitäns Basil Hall, in ihrer Nähe am 13. September 1816 vorbeyfuhr.

*

Der Elburs wurde von mehreren Reisenden als ein gegenwärtig thätiger Vulkan aufgeführt; aber die Sache ist zweifelhaft, und in allen Fällen ist kein sicheres Zeugniß von einem Ausbruch desselben vorhanden.

Die Gebirge von Tourfan und von Bisch-Balikh werden als beständig Feuer und Rauch auswerfend dargestellt. So sagt ein Artikel der japanischen Ausgabe der chinesischen Encyklopädie, die Herr Remusat übersezt hat. Hier sollen die Kalmücken den Salmiak sammeln, den sie nach verschiedenen Ländern Asiens transportiren.

Der Avatscha zeigte 1779 einen Ausbruch, während der Kapitän Clerke zu Havre von St. Pierre und St. Paul war. Im Jahr 1787 sahen Lapeyrouse und seine Gefährten beständig Rauch und Flammen aus dem Gipfel dieses Berges hervorkommen.

Von dem Toldatschick fand ein Ausbruch 1739 statt.

Ein dritter noch beträchtlicherer Vulkan als die andern, dessen Namen aber der Kapitän Clerke nicht anführt, stieß beständig eine Rauchsäule von seinem Gipfel aus. Seit diesem Seefahrer haben zwey neue Vulkane von Kamtschatka Ausbrüche gezeigt.

Mehrere Reisende haben den Pic Adam von Ceylon unter die Zahl der Vulkane aufgenommen; der Doktor John Davy aber, welcher ihn im Jahr 1817 besuchte, fand daselbst durchaus keine Spur, weder von einem ältern noch von einem neuern Ausbruch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Redgauntlet.

(Fortsetzung.)

Latimer erfährt nach und nach — und der Reiz der Erzählung besteht in dieser allmähligen Entwicklung — daß der Stammhalter der Familie Redgauntlet in die Rebellion im Jahr 1745 verwickelt war, gefangen genommen wurde, und den schmählichen Tod eines Verräthers starb: daß sein Unbekannter, der Bruder dieses Redgauntlet, auch im Reichsbann sey, aber doch stillschweigend geduldet werde, und daß er, troz der Milde der Regierung, über neue Plane gegen dieselbe brüte. Um diese auszuführen, scheint er seiner Person nöthig zu haben, und will ihn daher nicht entlassen. Sie verlassen ihren lezten Aufenthaltsort zusammen, mit einiger Begleitung. Latimer wird gezwungen, sich mit einer Maske und einem Weiberreitrock seitwärts auf ein Pferd zu setzen, um so seine Flucht gänzlich zu vereiteln. Auf der Reise befindet er sich zulezt zur Seite von seiner alten Freundin, dem Grünmantel, von der er schon weiß, daß sie Lilias heißt, und eine Nichte von Herrn Hugo Redgauntlet sey. Hiermit folgt die Entwickelung der Familienverhältnisse, welche mit viel Geschicklichkeit ausgeführt wird. Lilias glaubt, daß dem Latimer Alles durch ihren Onkel auseinandergesezt worden sey, und überläßt sich ganz dem Gefühl der innigsten Freundschaft und Vertraulichkeit gegen ihren Begleiter, der unterdessen ganz verblüfft und getäuscht ist, da er in der Dame ein hohes, stolzes, geheimnißvolles Wesen, mit seinem Wohle beschäftigt, erwartet, und nun ein sehr offenherziges Mädchen findet, die ihm auf halbem oder vielmehr ganzem Wege entgegenkommt. Wir bedauern, daß wir den Dialog zwischen den Zweyen hier nicht mittheilen können. Das Räthsel erklärt sich bald, da er in Lilias seine Schwester entdeckt, und sie ihm sagt, daß sie Beyde Kinder des unglücklichen Sir Herrie Redgauntlet seyen, der in der Rebellion umgekommen. Die Mutter war nach Redgauntlet's Tode mit ihren Kindern nach England geflüchtet, wo sie dieselben sorgfältig vor den Blicken ihres Schwagers verbarg, dessen weitgreifende und gefährliche Plane sie kannte, und dem sie die Sorge ihrer vaterlosen Kinder nicht anvertrauen wollte. Ungeachtet ihrer Vorsicht indessen entdeckte Hugo Redgauntlet ihren Aufenthalt, und bemächtigte sich der Tochter Lilias, da die Mutter ihren Sohn fest in ihre Arme schließt. Lilias wird in Frankreich erzogen, und bleibt nachher immer bey ihrem Onkel, während ihr Bruder, unter dem ihm gegebenen Namen Latimer, nach seiner Mutter Tode nach Schottland geschickt wird, da er, nach dem dortigen Gesetze, nur da gegen die Nachstellungen seines Onkels gesichert ist, der ihn in seine Gewalt zu bringen sucht. Was der leztere indessen durch zwanzigjährige Bemühungen nicht hatte bewerkstelligen können, that der Zufall für ihn. In der Nacht, welche Latimer in seinem Hause zugebracht hatte, entdeckte Redgauntlet's Diener, vermittelst der Papiere, die sich in des Gastes nassen Kleidern befanden, daß er der Langgesuchte sey. Durch eine Reise nach Edinburgh, und eine Unterredung mit Fairford, macht sich Redgauntlet, oder Herries, wie er dort hieß, seiner Sache gewiß; die Streitigkeiten wegen der Fischerey bieten ihm eine Gelegenheit dar, sich seines Neffen ohne Aufsehen zu bemächtigen, und es gelingt ihm. Redgauntlet ist jezt beschäftigt, die Ueberbleibsel der Jakobitischen Parthey zu einem neuen Versuche gegen das Haus Hannover zu vereinigen: er hat viele alte Anhänger seines Hauses im Süd-Westen von Schottland, die aber nichts thun wollen, bis sie das junge Oberhaupt der Familie, den Sohn des lezten Edels, an ihrer Spitze sehen. Hierzu hat der alte Redgauntlet ihn nöthig, und erklärt ihm nun seine Plane.

Der Verfasser bringt seine Hauptpersonen nach einem Wirthshause an der Westküste von England, einem Freyhafen der Schmuggler, wo nun eine Jakobitische Versammlung gehalten werden soll. Er verläßt sie dort, um dem Schicksal des Alan Fairford zu folgen, der, sobald er erfuhr, daß sein Freund verschwunden sey, sogleich nach Dumfries eilte, um ihn dort aufzusuchen. Von dort

gelangt er mit Mühe, und durch viele Beschwerlichkeiten endlich in dasselbe Wirthshaus, wo Redgauntlet sich mit seiner Familie aufhielt: doch nicht eher, bis er an den loyalen Bürgermeister von Dumfries, einem Erz-Jakobiten, übergeben, von diesem an Redgauntlet geschickt, mittlerweile auf dem Schiffe krank geworden, dann in dem Hause einiger katholischen alten Jungfern geheilt worden ist, mit dem Prätendenten, der inkognito als Geistlicher sich dort aufhielt, eine Unterredung gehabt, und einem Zwist zwischen diesem und seiner schönen, aber übermüthigen, weiblichen Begleiterin beygewohnt hat.

Nachdem nun in dem besagten Wirthshause alle Personen des Dramas versammelt sind, schließt es sich damit, daß die Jakobiten, mit Redgauntlet an der Spitze, eine Zusammenkunft halten, daß Karl Edward sich ihnen in Person zeigt, und sie sich mit ihm überwerfen, weil er die Dame, der wir so eben erwähnt, nicht nach Hause schicken will. Während dieser Präliminarien wird die ganze Gesellschaft von Redgauntlet's Diener und Vertrauten verrathen, ein englischer General überrascht sie in ihren Berathungen, verspricht ihnen aber Verzeihung von der Regierung, wenn sie ruhig auseinandergehen wollen. Der Prinz kehrt mit seinem treuen Anhänger, Redgauntlet, nach Frankreich zurück, und gibt seine Ansprüche nun gänzlich auf. Alan Fairford verbindet sich nach kurzer Werbung ehelich mit Lilias Redgauntlet, und ihr Bruder, der nun endlich aus seiner Sklaverey befreyt ist, und aufgehört hat, eine Puppe in den Händen Anderer zu seyn, ist und bleibt eine unbedeutende Person, von der man nichts weiter vernimmt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juli.

Zwey meiner letzten Berichte besprachen fast ausschließend unser Bühnenwesen; so mag denn der heutige immerhin nicht davon sprechen. Die Lust zum Theaterbesuch vermindert sich in diesen Monaten merklich; man zieht es vor, die Abende im Freyen hinzubringen; auch ist das hohe Lied der Lalande verklungen, und man sieht der Vollendung des neuen Hauses entgegen, das in verjüngter Herrlichkeit aus der Asche emporsteigt. — Wer einige Hundert Thaler nicht zu achten hat, reist jetzt in die Bäder; wer dieß nicht kann, oder wer sich ganz gesund fühlt, der will einige Wochen auf dem Lande hinbringen. So nahm auch ich meinen Wanderstab, und schlenderte dem lieben Würmsee zu, wo ich denn, wie alljährlich, zu Berg beym Hofgärtner einkehrte. — Der Würmsee, gewöhnlich Starnbergersee genannt, liegt sechs Stunden von München, überaus freundlich und rings mit Schlössern umgeben, die seine Ufer lebendig, und den Aufenthalt an denselben wirklich machen. Das anmuthige Berg (ein königliches Lustschloß), das romantische Allmannshausen und jene friedliche Insel, die der treffliche Jacobs in seinem Buche: „Rosaliens Nachlaß" so anziehend schildert, sind die besuchtesten Punkte, und an schönen Sonntagsmorgen weckt Sie schon um vier Uhr der Schall der Pistolenschüsse vom nahen See, denn es gibt Leute, die sich nicht freuen können, wenn's nicht pufft. — Daß man hier immer vielen Städtern, und nicht selten Personen von Rang begegnet, gehört eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Aufenthaltes. Man besucht das Land, um sich's bequem zu machen, um sich gehen zu lassen, und zieht ungern wieder den Schnürleib der Convenienz an; eine Excellenz aber, wenn sie auch noch so artig und liebenswürdig ist, verbreitet immer eine gewisse Scheu und Befangenheit um sich, nicht unähnlich der Empfindung des Schülers, der in den Ferien einem Lehrer begegnet. — Mein erstes Geschäft, als ich in Berg ankam, war, Hrn. Eberhardt zu besuchen, dem einige Zimmer im königlichen Schlosse eingeräumt sind. Eberhardt ist Professor an der Münchner Akademie der Künste, und sein Platz unter den vorzüglichen Bildhauern unsrer Zeit war ihm schon in Rom angewiesen. Er ist seit einem Jahr von den Geschäften der Professur enthoben, und lebt hier in stiller Abgezogenheit, beschäftigt, in einem Basrelief aus Cararer Marmor (4 Schuh 6 Zoll breit und 3 Schuh 6 Zoll hoch) den Schmerz der königlichen Mutter um den Hintritt ihrer geliebten Tochter zu verewigen. Das Werk ist seiner Vollendung nahe; es stellt die Prinzessin Karoline auf dem Sterbelager vor, wie sie eben entschlummert ist. Die Mutter beugt sich im namenlosen Schmerz über den Leichnam der Tochter, und zu den Häupten des Bettes, wie am Fuße desselben, steht ein Engel, den Vorhang lüftend, und gleichsam sein Heiligthum hütend. — Die Idee ist nicht neu, wir finden sie schon in den Bildern des Giotto, aber sie ist überaus anziehend, und die Ausführung des Meisters würdig. Die Haltung der schönen Frau, die sich über die Leiche beugt, ist edel und der Ausdruck des Schmerzes wahr und ergreifend; auch die beyden Engel sind schöne Gestalten, nach dem Typus der Engel des Angelico da Fiesole; das Gelungenste aber am ganzen Werke ist unstreitig das Antlitz der Verstorbenen. Die Freude der Seligen strahlt aus ihren Zügen, und doch wieder ein leiser elegischer Schimmer, als traure sie, von der geliebten Mutter scheiden zu müssen; dabey die sprechendste Aehnlichkeit mit dem Urbilde! es ist ganz der holde Engel, der vierzehn Jahre der Erde gelebt war, und der seiner Verklärung bedurfte, um sich den himmlischen Gespielen zuzugesellen. — Ich habe mir vor diesem Basrelief Stielers Bildniß der Prinzessin, das gleichfalls ein reiner Abdruck ihrer Persönlichkeit ist, lebhaft vor die Seele gebannt, und es ist mir recht klar geworden, wie der bestechende Farbenzauber der Malerey, was die Wirkung auf das Innere im Menschen betrifft, der geistigen Schönheit der Plastik bey weitem nachsteht. Dürfte ich einen Tadel, oder vielmehr einen Anstand äußern, so wäre es der, daß mir sämmtliche Figuren etwas zu lang erscheinen; doch ich habe wohl geirrt, und es kam mir nur so vor.

(Der Beschluß folgt.)

London, Ende Juni.

(Beschluß.)

Im Theater haben wir seit Kurzem nichts Neues gehabt, das der Erwähnung verdiente. Coventgarden ist für den Sommer geschlossen; aber Drury-Lane bleibt dem alten Gebrauche zum Troze, nach welchem im Sommer die zwey großen Schauspielhäuser den kleinern freyes Spiel ließen, noch immer offen — indem Hr. Elliston, der gegenwärtige Eigenthümer davon, erklärt, er habe das Recht dazu, und wolle sich dessen bedienen. Um das Publikum aber bey guter Laune zu erhalten, hat er Mad. Catalani für sechs Abende gedungen, um jedesmal ein

Paar Lieder zu singen, wofür die Dame die ungeheure Summe von 700 Pfund Sterling oder ungefähr 40 Pfund für jedes Lied erhalten soll. Indessen haben auch die kleineren Theater ihren Feldzug mit Kraft eröffnet. Das Haymarket-Theater hat eine gute Gesellschaft, aber die englische Opera hat sie noch besser, unter andern Braham, Miß Stevens und Kelly und den genialen Matthews. Dieser vortreffliche Schauspieler, der die Kunst versteht, ganz allein eine Gesellschaft zu unterhalten, jeden Abend ein Haus zu füllen, und jeder Vorstellung, obgleich während der Season immer dieselbe, jedesmal einen neuen Reiz zu geben, hat gleichfalls für dießmal seine persönlichen Vorstellungen geschlossen, und sich zur Freude des Publikums wieder einmal dazu verstanden, das Lustspiel durch sein unvergleichliches Talent beleben zu helfen. Seine lezte Vorstellung war bekanntlich ein Bildersaal (wenn man sich so ausdrücken darf) von Nordamerikanischen Charakteren und Eigenthümlichkeiten; und obgleich eine Beschreibung, auch von der geschicktesten Feder, keinen Begriff von jener Vorstellungsart würde geben können, so muß doch jeder Unbefangene gestehen, daß Hr. M. dem Zuschauer mehr Belehrung über jenes eigenthümliche Land gegeben, als er durch keinen Quartband mit Kupfern je gekonnt. Konzerte haben wir eine Menge gehabt, und die italienische Oper hat allgemeine Zufriedenheit gewährt; dennoch werden diesen Sommer über sehr viele musikalische Vorstellungen in den Provinzialstädten gegeben werden, wobey Mad. Catalani wieder eine reiche Ernte haben wird.

Hrn. Bullock's Werk über Mexiko ist erschienen, und enthält sehr viel Merkwürdiges; auch werde ich Ihnen nächstens einige Auszüge davon liefern.

Scotts Redgauntlet hat mehr Zufriedenheit erregt als seine zwey lezten Romane; die Geschichte, welche die Zeit des geheimen Aufenthaltes des Prätendenten in Großbritannien während der siebziger Jahre in sich begreift, ist sehr reichhaltig, und obgleich der Schauplatz wieder in Schottland, und mancher Charakter, obgleich unter einem andern Namen, uns als ein alter Bekannter erscheint, so ist doch einem Jeden ein so eigner Stempel der Kraft aufgedrückt, daß das Ganze den vollen Reiz der Neuheit hat.

Es ist merkwürdig, daß die Nachricht vom Tode des Gouverneurs von Sierra Leone vom Cap Coast-Castle zuerst nach Barbadoes, von da nach England, und von hier nach Sierra Leone gelangte, wo man vorher noch nichts von seinem Schicksale und dem seines Heeres erfahren hatte.

Um das Publikum einigermaßen für den Verlust von Lord Byrons Geschichte zu entschädigen, hat man uns die baldige Erscheinung des Briefwechsels dieses edeln Dichters, begleitet von biographischen Anmerkungen von der Hand einer nahen Verwandtin des Verstorbenen, angekündigt (wahrscheinlich der Mistriß Lan, seiner Schwester).

Auf T. Moore's „Kapitän Rock“ ist eine Antwort von einem (seynwollenden) Münster'schen Bauer erschienen. Dieses Werk enthält sehr viel Belehrendes über Irland, und zwar in dem ernsthaften Styl, welchen die Sache erfordert; auch gibt der Verfasser dem Dichter einen derben Verweis für den Leichtsinn, womit er die gräßlichsten Mordthaten schildert.

Thomas Thurtel, der Bruder des berüchtigten Mörders, ist, wegen der geflissentlichen Abbrennung seines Lagerhauses, zu einer zweyjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil solches in der Absicht geschehen, die Assekuranten zu betrügen, und also kein Mordbrand ist. Es ist merkwürdig, daß derselbe Gerichtshof (königliche Bank), welcher ihn verurtheile, ihm vor einigen Monaten den vollen Betrag zuerkannte, wofür er seine damals verbrannten Waaren assekurirt hatte. Freylich gingen beyde Erkenntnisse von den verschiedenen Jury's aus; aber es ist wunderbar, daß, als die Assekuranz um eine neue Untersuchung anhielt, der Gerichtshof solche verweigerte, obgleich sie die neuen Zeugen aufzustellen hatte, die sie bey seinem Prozeß wirklich beybrachte. Seine jezige Verurtheilung stößt natürlicherweise jene Entscheidung um.

Ein Herr Rossitter machte vorige Woche eine Luftfahrt in dem Luftballon des verunglückten Harris, zum Besten seiner Wittwe, welche sehr günstig ausgefallen ist. Bekanntlich bedienen sich unsere Luftschiffer seit einiger Zeit des gemeinen Gases, womit unsere Straßen und Läden beleuchtet werden, und die Gas-Gesellschaft war bey dieser Gelegenheit so großmüthig, das Gas, welches 30 Pfd. St. hätte kosten sollen, umsonst zu liefern. Ein junger Mann, welcher mitfuhr, bezahlte 50 Pfd. St. für seinen Siz.

Ein gewisser Kapitän Johnson sucht eine Gesellschaft zu einer Errichtung von Dampfbooten nach Ostindien zu bilden und bereits sind hiezu 300,000 Pfund Sterling unterzeichnet. Von London wird die Reise in 35 Tagen zurückgelegt. Die Anhaltspunkte der Boote zwischen London und Bombay durch das mittelländische und rothe Meer wären Lissabon, Marseille, Malta, Alexandrien, Cairo, Suez, Mocca, Socotra und Bombay. Die Kaufleute von Calcutta haben mehr als 10,000 Pf. Sterl. subscribirt.

Der englische Schauspieler Booth soll zu New-York plözlich wahnsinnig geworden seyn.

Der neue Bischof von Chester, und der neue Richter, Lord Gifford, welcher beym Prozesse der Königin Generalprokurator gewesen, haben die kühne Neuerung eingeführt — ihr eignes Haar statt einer Perücke zu tragen!

Der Herzog von York hat in einem neulichen Tagsbefehl den Offizieren bey des Königs hohem Mißfallen untersagt, in Zukunft die religiösen Schriften gewisser Gesellschaften unter ihre Soldaten zu vertheilen, mit dem Zusaz, daß die Feldprediger alle nothwendige Sorgfalt für die sittliche Belehrung der Soldaten anwenden würden. —

Ein Freund meldet uns so eben, daß ein seynwollender hiesiger Korrespondent im Conversationsblatt für gut befunden hat, die Londner Korrespondenz im Morgenblatte anzugreifen. Dergleichen Angriffe sind in der Geschichte der Zeitschriften nichts neues und wundern uns eben so wenig, als sie die sachkundigen Leser jener Zeitschrift (die uns sonst noch nicht zu Gesichte gekommen) wundern werden. Das Morgenblatt darf dergleichen Künste verschmähen. Es war uns nie aufgetragen, den Werth unserer Beyträge auf Unkosten der etwaigen Korrespondenzen für andere Zeitschriften zu erheben, und uns selbst fiel so etwas niemals ein. Wir theilen dasjenige mit, was wir für's Publikum interessant oder nüzlich halten, unbekümmert darum, was Andere thun könnten. Kann das Conversationsblatt Neueres und Gediegneres liefern als wir, nun in Gottes Namen, so thue es solches; das Publikum kann nur dabey gewinnen, besonders wenn es in Zukunft sich bemühen will, den Raum, den es jezt mit den Rügen gegen andere Zeitschriften anfüllt, durch etwas Belehrenderes auszufüllen. Nur bitten wir, darauf bedacht zu seyn, daß es nicht, um der Neuheit willen, einer hiesigen Zeitung nachstrebe, welche dann und wann so gütig ist, uns Begebenheiten zu erzählen, ehe solche sich ereignet. Kurz, und um ernsthaft zu reden — es ist nur dann die Pflicht einer Zeitschrift, die Mittheilungen einer andern zu tadeln, wenn solche irrig oder geflissentlich falsch, oder der Sittlichkeit und dem guten Geschmack zuwider sind. — Alles Andere ist Marktschreierey, und das Publikum findet wohl schon von selbst aus, ob unsere Nachrichten neu oder alt, gut oder schlecht übersezt sind.

Beylage: Literaturblatt Nro. 61.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Juli 1824.

Die Unschuld aber, die Dich kennt,
Verkennt Dich nicht in Ungewittern.
Ihr ist das Vorrecht, nicht zu zittern,
Sie traut Dir, wenn der Erdkreis brennt.
Huber.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

V.

Das Gewitter.

Wenn sich der Sturm erhebt und beugt die Wipfel,
Und an den Wolken hin die Donner grollen,
Da will die ew'ge Macht die Fahn' entrollen,
Vor ihrem Nah'n erdröhnen Felsengipfel,
Was ist das Beben in den Blumen, Blättern,
Wenn sie zum Fels spricht: Ich kann dich zerschmettern!

Begleitet von der Donner Wiederschallen,
Spricht eine Stimme zu des Menschen Innern:
Du sollst der Schuld dich und des Zorns erinnern,
Wenn vor die Füße dir die Blitze fallen!
Wenn Wurzeln, Felsen, Meere drob erbeben,
Wirst dich zu beugen du noch widerstreben?

Und kaum daß so die Stimme hat gesprochen,
Da löst das Dräu'n sich auf in kühle Milde,
Ihr Bad ergießt sich über die Gefilde,
Das Auge hat die Wetterwand durchbrochen,
Und sagt im Glanz: Die Welt könnt' ich zermalmen,
Doch tränkt' ich nur die lebenstodten Halmen.

Redgauntlet.

(Beschluß.)

Wenn wir nun über diesen Roman ein Urtheil fällen sollten, so würden wir sagen, daß er als ein Ganzes interessant ist, in so weit er den Zustand von Schottland und dem nördlichen England schildert, als der Jakobitismus auf immer verschwand. Der verstorbene König von England, Georg III., hatte nicht lange vorher den Thron betreten, den er sechzig Jahre lang behauptet hat. Er war der erste in England geborne Herrscher aus der hannöverschen Familie, daher ein wahrer Engländer; diejenigen, welche vorher zu der Parthey gehört, welche dieses Haus auf den Thron erhoben, schlossen sich jezt nur noch fester an dasselbe an, und sogar die, deren Familien seit Jahrhunderten dem Hause der Stuarte gehuldigt hatten, gingen nun zu der andern Seite über, da der wichtigste Vorwurf, der den Georgen gemacht wurde — nämlich, daß sie Ausländer seyen — jezt aufhörte. Auch hatten mehrere Regierungen das an vieles Ungemach gewöhnte englische Volk gelehrt, wie viel glücklicher es jezt sey, da es den goldenen Mittelweg verfolgte, als während der Zeiten, da die fanatischen Republikaner und die Anhänger einer veralteten Aristokratie ewig gegen einander im Felde lagen.

Einige der eifrigsten Jakobiten waren indessen noch immer beschäftigt, Unzufriedenheit zu verbreiten, und das verlöschende Feuer ihrer Faktion brennend zu erhalten und

neu anzufachen: von diesen ist Hugo Redgauntlet ein gutes Beyspiel. Aber zu der fanatischen Anhänglichkeit an die Stuarts, die ihn beseelte, gesellte sich in ihm noch ein brennendes Verlangen nach Rache für den schmählichen Tod eines geliebten Bruders. Er wünscht nichts mehr, als seine politischen Meinungen auf seinen Neffen fortzupflanzen, ergreift aber freylich sonderbare und verkehrte Maßregeln, um diesen Zweck zu erreichen: Maßregeln, die wir für höchst unwahrscheinlich halten würden, wenn sie nicht nöthig wären, dem Roman das nothwendige Interesse zu geben. Aber nicht nur das ganze Unternehmen, sondern auch viele einzelne Züge desselben sind gegen alle Wahrscheinlichkeit. Daß er den Pöbel zu einem Tumult gegen den Quäker reizt, ist leicht zu verstehen; aber wie konnte er voraussehen, daß Latimer sich in den Lärm mischen, und sich ihm so eine Gelegenheit darbieten würde, denselben ohne Schwierigkeit einzufangen. Dann stimmt es wieder nicht mit den Begriffen von einem englischen Friedensrichter, welche wir uns gewöhnlich machen, überein, daß er so gegen alle Vernunft, gegen alles Recht und alle Billigkeit in Redgauntlet's Verfahren einwilligt, u. s. w. Solche poetische Freyheiten sind indessen nöthig, um der Erzählung Leben und Interesse zu geben; wir verzeihen sie leicht, und unsere Bemerkungen werden sich vorzüglich auf die Charakteristik der Rollen beziehen.

Ohne Zweifel hat uns Scott in seinen frühern Romanen einige der herrlichsten Charaktere aus allen Lebensverhältnissen geschildert. Seine Flora Macivor, seine Diana Vernon, die treffliche Jeanie Deans im Kerker von Edinburgh, die Jüdin Rebekka, und selbst das Schwesternpaar im Piraten sind zarte und zugleich kräftige Charaktere, in deren jedem die schönste Weiblichkeit, aber in jedem von einem neuen Gesichtspunkte dargestellt ist. Auch die alten Weiber sind kräftig und originell, obgleich die Kunst der Zauberey, die sie gewöhnlich mehr oder weniger inne haben, so oft wiederholt, ein bischen ermüdet. Wir brauchen den Leser nicht auf die männlichen Charaktere aufmerksam zu machen; viele von ihnen sind vortrefflich.

Nur haben wir immer gestaunt, wie es Scott, der nun schon an fünfzig Bände von diesen Romanen herausgegeben, möglich war, so viele Charaktere zu schaffen; nicht, wie andere Vielschreiber, dieselbe Rolle mit verschiedenen Namen und unter veränderten Umständen zu wiederholen, sondern in jedem seiner Werke Personen darzustellen, die ihren Vorgängern nur entfernt ähnlich, und immer durch einen neuen Zug von Originalität ausgezeichnet sind. Es verwundert uns daher gar nicht — im Gegentheil, es scheint uns ganz dem natürlichen Gang der Dinge gemäß, daß die Quelle, aus der so lange geschöpft worden, endlich fast leer wird — daß die Charaktere nicht mehr so neu, nicht mehr so merkwürdig sind, als in den frühern Schriften des Verfassers von Waverley. In diesem neuen sowol, als in den meisten lezten Romanen, erfreut uns kein höheres weibliches Wesen, denn die Fenella im Peveril of the Peak ist nur Mignon im englischen Gewande. Die Heldin in Redgauntlet ist ein recht gutes 20jähriges Mädchen, deren Heroismus sogar so weit geht, daß sie einem jungen Advokaten einen anonymen Besuch macht — aber weiter nichts. — Der alte Redgauntlet ist übernatürlich streng und barsch: seine ganzen Unternehmungen sind zu abenteuerlich, zu hoffnungslos, um uns Achtung gegen ihn einzuflößen. — Sein Neffe ist charakterlos, unbeständig — sogar unverständig: und in dem einzigen Falle, da er fest bey seiner Meinung besteht, nämlich, da er nichts gegen die Regierung unternehmen will, verfährt er nicht nach gewissen Grundsätzen, und weil diese Regierung freyer und besser ist, als die, welche man von den Händen eines Stuarts erwarten konnte — nein, er hält bey ihr nur, weil sie einmal da ist, und seit fünfzig Jahren da gewesen ist. — Der alte Fairford ist noch eine der besten Personen: die Darstellung seines Aeußern, die wir oben mitgetheilt, ist lebendig, sein ganzer Charakter der eines tüchtigen, prosaischen Geschäftsmannes, der nichts Höheres begreift, als das Leben eines geachteten Advokaten; er ist treu und nach der Natur gezeichnet. — Der „wandernde Wilhelm" ist ein Schotte aus der niedern Volksklasse; er ist national, und daher dem Ausländer nur halb verständlich: er ist seinen Landsleuten vorzüglich interessant, weil er seine Unterredungen zum Theil auf der Violine führt, das heißt, Melodien spielt, zu welchen gewisse Worte gesungen werden, ähnlich dem, was er ausdrücken will.

Wir bedauern, daß wir eine der merkwürdigsten Personen im Roman ganz vernachlässigen mußten: dieß ist Nantie Ewart, der Kapitän eines Schmugglerschiffes. Ein Mensch, der eine gute Erziehung genossen und für die Kirche bestimmt war, aber durch einige jugendliche Ausschweifungen gezwungen worden, die See zu suchen, der dann bey seiner Zurückkunft in die Heimath Freunde und Angehörige sämmtlich todt oder im Elende findet, der nun vom Schlechten zum Schlechteren heruntersinkt, aber immer noch eine geistige Uebermacht über die gemeine Umgebung behauptet — ist ein neuer Charakter, und hier gut ausgeführt. Die Erinnerung seiner Erniedrigung, die ihn von Zeit zu Zeit verfolgt, erlöscht er nur durch beständiges Trinken, und seinem wüsten Leben wird ein Ziel gesezt von der Hand von Redgauntlet's Diener und Vertrauten, dem er seinen Beystand beym Verrath von dessen Herrn verweigert.

Von den untergeordneten Personen, so wie Redgauntlet's Diener, den Bauern, Richtern im schottischen Gerichtshofe, Schmugglern und Jakobiten ist nichts zu sagen, und wer mit der Technik des Romanenschreibens bekannt ist, wird wol wissen, wie viel leichter es ist, einen Charakter

Eine Scene hindurch zu schildern und ihn dann verschwinden zu lassen, als ihn in verschiedenen Verhältnissen die ganze Erzählung hindurch darzustellen.

Aus allem diesen geht hervor, daß, wenn dieser Roman nicht von Scott wäre, er sich nicht besonders auszeichnen würde. Wenn wir uns indeß so ausdrücken, so wollen wir damit nicht sagen, daß blos der Name von Scott, oder vielmehr vom Verfasser von Waverley, ihm Erfolg verschaffe, sondern wir meinen, daß nur Scott's Manier, seine leichte, gerundete, reine Sprache, die Treue seiner Beschreibung, das Leben, welches in allen Umgebungen herrscht, diesem Werke, dem es an interessanten Charakteren sowol, als an einem guten Plane fast gänzlich fehlt, seinen Werth gibt, und ihn über andere weit hinaushebt, die nicht mit der Schwierigkeit zu kämpfen haben, welche unserm Verfasser auf jeder Seite, in jeder Zeile begegnen muß — nämlich die Furcht, sich zu wiederholen.

Was nun das Geschichtliche des Romans betrifft, so ist sehr wenig oder fast nichts davon Thatsache. Der Prätendent, Karl Eduard, kam um jene Zeit inkognito nach England, aber nur nach London, und nicht nach der Westküste. Die Regierung war mit allen seinen Bewegungen bekannt, ließ ihn aber absichtlich ungefährdet, wohl bewußt, daß man nichts von seiner Parthey zu fürchten habe. Auch die Dame, deren erwähnt wird, begleitete ihn überall; sie war eine Miß Walkinshaw, von einer vornehmen schottischen Familie entsprossen. Man wußte, daß sie im Solde des Ministers Walpole stand, dem sie alle Geheimnisse ihres Geliebten für baares Geld verkaufte: aber troz allen Erinnerungen seiner treusten Anhänger wollte Karl Eduard sie nicht von sich entfernen; ja er sagte, daß er, ohne besondere Vorliebe für sie zu hegen, sie nur bey sich behalte, um zu zeigen, daß er seinen Unterthanen in nichts zu gehorchen brauche. Eine Deputation wurde von den schottischen Jakobiten nach Paris geschickt, die ihn flehentlich bat, seine Maitresse zu entlassen, aber vergebens, er blieb halsstarrig.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Juli.

(Beschluß.)

Ich hatte mir vorgenommen, Eberhards Attelier täglich zu besuchen, aber mein Aufenthalt in Berg wurde unversehens unterbrochen. Einer meiner Freunde, der eben aus München kam, lag mir an, ihn auf einer Reise durch unser Hochland zu geleiten, nämlich durch den Theil der Gebirgskette, die nach Tegernsee und Kreuth führt, an welch lezterm Orte er die Bäder zu gebrauchen denke. Ich war's zufrieden, obwohl es mich, aufrichtig gesagt, nicht sehr freute; Gebirgsreisen muß man zu Fuß machen, den Büchsensack über die Achsel gehängt, und nicht mit Wagen und Bedienten; freylich machten die kränklichen Umstände meines Freundes ihm jede Bequemlichkeit wünschenswerth. Wir fuhren bey stürmischem Himmel, der sich jedoch gegen Abend erheiterte, nach dem Städtchen Weilheim, das überaus freundlich und reizend gelegen ist, und wo wir im Gasthof zum Bräuwastel (man erschrecke nicht vor diesem Namen) eine treffliche Bedienung fanden. Auf diesem Städchen hat früher, wie auf Schilda, rücksichtlich der Geistesfähigkeit seiner Einwohner eine kleine Makel gehaftet, die aber längst verwischt ist. Die Weilheimer sind recht muntere, rührige Leute, und besizen Institutionen, die für die Wohlweisheit ihres Magistrats sprechen. — Drey kleine Stunden von Weilheim ist der Peissenberg gelegen, auf dessen Gipfel bey dem wackern Pfarrer dem Fremden eine gastliche Aufnahme gesichert ist. Man trifft hier oben eine Aussicht, die in unserm deutschen Vaterlande wirklich selten ist; der Genuß, die Sonne hier auf- oder niedergehen zu sehen, kann nur empfunden, nicht beschrieben werden. Auf einer solchen Zinne muß der Versucher dem Herrn genaht seyn, ihm die Reichthümer der Erde zeigend. — Vom Fuße des Berges führt der Weg durch eine anmuthige Gegend nach Murnau, in dessen Nähe der Staffelsee einen überraschenden Anblick gewährt. Wir machten von hier aus über Schweiganger einen Abstecher nach Schlehdorf und Kochel. Das Gestüttwesen in Schweiganger ist sehr bedeutend, es werden dort tüchtige Pferde erzielt, doch fordert dieses Institut zu seiner Würdigung eigne Kenner und Liebhaber. Schlehdorf ist eine ehemalige Abtey, am Fuße des romantischen Kochelsees gelegen. Es war ein herrlicher Abend, als wir von hier aus nach dem Dorfe Kochel fuhren. Der Himmel wolkenlos und der See spiegelrein, rings um uns die kolossalen Massen, nur im Westen sahen wir die Thürme der nahgelegenen Abtey Benediktbeuern, einst eine Pflegerin der Wissenschaften, in späterer Zeit hochberühmt durch die Utzschneider-Fraunhofersche Werkstätte, die Europens Sternwarten mit Instrumenten versieht. — Ein wohlhabender Münchner Bürger besizt in Kochel ein schönes Haus, auf einer reizenden Anhöhe gelegen, und nach Schlehdorf hat sich ein Staatsmann, der auch ein Weiser ist, zurückgezogen, und lebt in diesem herrlichen Thale beneidenswerthe Tage. — Von Murnau weg nach Partenkirchen wird die Natur ernster, die Formationen werden grandioser, es gibt hier keine Gegend mehr, die einer Idylle vergleichbar wäre, wie z. B. jene am Kochel. Ueberall erstarrtes Pathos und Epos — Partenkirchen selbst ist eine tragische Stelle aus dem Drama der Urwelt. Man spricht immer nur vom Genfersee, von Bevai, von der Meillerie u. s. f., aber man erwähnt nur selten unsers baierischen Hochlandes, das doch Gegenden enthält, die jenen an Schönheit nicht nachstehen. Freylich ist bey uns für den Fremden nicht gesorgt, wie in der Schweiz, man findet statt Gasthäusern nicht selten Kneipen, und die Bedienung ist in der Regel mangelhaft und bäuerisch; auch mögen die Moorgründe und die wüsten Steppen, durch die man in diesen Gegenden oft stundenlang fährt, dem Fremden, zumal dem Würtemberger, einen argen Anstoß geben. Er würde aber sehr irren, wenn er die Bewohner darum für träge und unfleißig hielte. Der Grund des Uebels liegt ganz anderswo, mich möchte der Versuch, ihn zu erörtern, zu weit führen. So viel ist gewiß, daß das Unglück unsrer Landleute gerade darin besteht, daß sie zuviel Land haben. — Von Partenkirchen ging unsere Reise nach dem schönen Marktflecken Mittenwald, man kann ihn das deutsche Cremona nennen, denn hier werden Guitarren und Violinen in unglaublicher Menge verfertigt, die ihrer Güte wegen gesucht sind und überall Absaz finden. Diese Gegend zeichnet sich durch einen überaus derben, kräftigen Menschenschlag aus; so stämmige Weibspersonen hab' ich nirgendwo gesehen: man glaubt im Lande der Amazonen zu seyn. — Wir hatten von Mittenwald nur zwey Stunden zu fahren, und der düstere Wallersee, eigentlich Walchensee, rings von schwarzen Bergen umnachtet, blickte uns schwermüthig an. Aber desto heller und freundlicher fanden wir die Zimmer im Gasthause, das dicht am

See neu erbaut ist. Dieser See bereitet nicht nur den Freunden einer wildschönen Natur, sondern auch dem Gutschmecker besondere Genüsse. Eine Gattung Fische, die diesem See allein eigen ist, Salmlinge, sind ein gar lockeres Gericht, und die Wirthin, dießmal nicht karg, sezte uns eine große Schüssel voll solcher Fische vor, die wir auch mit vielem Appetit verspeisten. Der Wirth, ein rüstiger junger Mann, ist ein Bild kerniger Kraft und Gesundheit. So und nicht anders muß der Tell ausgesehen haben! Der Mann ist ein tüchtiger Landwirth und besizt 25 Preisfahnen; es war uns interessant, ihn erzählen zu hören, wie der König am lezten Oktoberfest so freundlich mit ihm gesprochen. Auch dieses Jahr hoffte er mit seinem schönen Hengst und mit seinem Zuchtstier Preise zu erringen. — Wenn Sie den Walleesee besuchen, versäumen Sie ja nicht, sich nach dem sogenannten Klösterlein überfahren zu lassen; es ist dieß die Wohnung des Pfarrers, auf einer kleinen Insel im See gelegen. Es beschleicht Sie eine eigene Empfindung, wenn Sie diese Stätte betreten. So ein ruhiges, heimliches Oertchen wird nicht bald wieder gefunden! Hier weht frommer Friede und stille Gottseligkeit. — Das Haus ist geräumiger als man glaubt; es enthält mit einer schönen Kapelle eine Menge kleiner Zimmer oder Zellen, in jedem findet sich ein Christus- und Marienbild und ein geschmücktes Altärchen mit irgend einem Heiligen. Das Klösterlein gehörte früher dem Orden der Hieronymiter zu eigen, und ist später ein Hospiz von Benediktinern geworden. Der jezige Bewohner, ein Mönch aus dieser Abtey, ist ein gutmüthiger Mensch von rührender Einfalt und Treuherzigkeit. Er treibt Physik und Astronomie, und hatte eben Bode's „gestirnten Himmel" vor sich liegen. Das kleine, freundliche Männchen mit der Himmelskugel und dem Quadranten kam mir vor, wie Wallensteins Astrolog, der Seni. Mit Wehmuth schied ich von der Insel. — Wer sich auf dem Ozean des Lebens satt herumgetrieben, der könnte auf diesem Eiland noch glückliche Tage verleben, wenn er den Glauben an eine Zukunft gerettet hat. Diese Mauern sind wohl immer den Freuden der Welt verschlossen geblieben, aber auch dem Zeug der Menschen, und ihren kleinen Leidenschaften. Hier verweisen alle Wünsche. —

Es war ein schöner Morgen, als wir über den Metallspiegel des See's hinglitten, den selbst die freundliche Sonne nicht zu erheitern vermochte. Mein Freund stieg aus dem Kahn in den Wagen, ich aber konnte mir's nicht versagen, den Zaubergarten der Jachenau zu Fuß zu durchwandeln. Die Jachenau ist ein vier Stunden langer, reizender Thalgrund, von wohlgebildeten und fleißigen Menschen bewohnt. Der überraschende Wechsel der Scenen — die frische Bergluft von Blüthenstaub geschwängert — der Matten bunte Herrlichkeit — der Schmelz der rothen Firnen — die reiche, lachende Landschaft und das frohe Gemüth ihrer Bewohner — Alles, Alles stimmt hier zusammen, den Menschen zu beseligen, seine verborgensten Kräfte zu wecken. Wer eine sieche Milz hat, der komme hieher, und wenn er hier nicht geneset, so helfen ihm alle Bäder der Erde nichts. — Hieher komme der Hagestolz und nehme sich ein Gretchen und siedle sich an — Hieher — doch genug! Aus dem Paradies der Jachenau kommt man in die Werktagsgegend von Lengries und fährt von da in einer Stunde nach Tölz, dem Eldorado der Biertrinker. Man denke sich einen mäßigen Marktflecken und in selbem zwanzig Bräuer mit ihren Felsenkellern. — Hier schied ich von meinem Freunde, der in die Bäder nach Kreuth fuhr, ich aber flog wieder dem lieben Würmsee zu. —

Und siehe da! ich kam eben in Berg an, um Zeuge und Theilnehmer eines Festes zu seyn, das Professor Eberhardt zur Feyer des Geburtsfestes unsrer edeln Monarchin im königlichen Schlosse veranstaltet hatte, und das sich eben so durch geschmackvolle Anordnung, als durch Frohsinn und anständige Munterkeit, auszeichnete. Um sieben Uhr Abends versammelten sich, auf Gondeln und Kähnen angelangt, die Geladenen, größtentheils Gutsbesitzer, Beamte, Pfarrer ꝛc. der Umgegend, und nun wurden vierstimmige Lieder gesungen, die Eberhardt selbst eigens für diesen Zweck gedichtet und in Musik gesezt hatte. Während nun in dem festlich dekorirten Saale an einer reich besezten Tafel von fünfzig Gedecken gespeist wurde, bereitete sich von Außen die Erleuchtung des Schlosses und des Gartens, wobey sich die Transparente mit sinnigen Allegorien recht stattlich ausnahmen. Bey den Toasten machte der Donner des Geschützes, das hart am Schlosse aufgestellt war, mit den Fanfaren der Instrumente die berechnete Wirkung. — Das reichbeleuchtete Schloß mit seinen Musik-Chören, das Gedränge fröhlicher Menschen im lampenhellen Garten, die warme herrliche Sommernacht über dem Krystallspiegel des See's, und der Vollmond, freundlich von den Bergen herüberschauend, gewährten einen interessanten Anblick, und die Theilnehmer des Festes wie die Bewohner der Umgegend werden diese Nacht wohl nie vergessen. Es war dies Fest die Huldigung eines reinen Künstlergemüthes, der hohen Frau dargebracht, die nicht nur schüzend **über** den Künsten, sondern auch freundlich wirkend **mit** ihnen lebt, und die mit des Dichters Worten treffend geschildert ist:

— Im Auge Hoheit, Huld und Menschenliebe!
Im Antlitz sanfte Majestät,
Und in der Seel' erhabne, königliche Triebe,
Die jede That verräth! —

Auflösung des Anagramms in Nro. 177.

1. Tarantel. 2. Natter. 3. Tarant. 4. Altan. 5. Tante. 6. Natte. 7. Etna. 8. Alter. 9. Altar. 10. Latern. 11. Talar. 12. Aera. 13. Aar. 14. Aal.

Charade.

Erste Sylbe.

Im schönen Schweizerlande
Grüßt mich der Hirt vertraut,
Trägt kaum des Lebens Bande
Da, wo er mich nicht schaut.
Doch in gar manchem andern Land
Wird jeder Zwerg wie ich genannt;
Und selbst wer mich als Riesen sah,
Steht kalt oft bey dem Anblick da.

Zweyte Sylbe.

Mein Wort hat nur der Zeichen drey,
Doch brauchst du sie als mancherley,
Als Zweifel, Zeichen oder Rufen,
Als langer Rede Eingangsstufen.
Und fragt man nach des Nächsten Werth,
Daß offnen Tadel Vorsicht wehrt,
Da, schwankend zwischen Ja! und Nein!
Muß oft mein Wörtchen Ausweg seyn.

Das Ganze.

Ein Maler ist's, der die Natur,
Mit Liebe folgend ihrer Spur,
Im treuen, wahren Bilde zeigt;
Von dem gar viele Schüler lernen;
Und den im zarten Duft der Fernen
Kein Landsmann jemals hat erreicht.

Beylagen: Intelligenzblatt N. 24. u. Monatsreg. Juli.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 184.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 2. August 1824.

— — — — Kenn' ich süßere Freuden,
Als besiegte Gefahr, oder vollendete Müh'?
Leben ist Lebens Lohn; Gefühl sein ewiger Kampfpreis.

Herder.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

VI.

Nach dem Nervenfieber, im Herbst 1813.

Ich träumte schwer, und konnte nicht erwachen,
Mich, wähnt ich, nicht des Herbstes Welt verblüht,
Gleichgültig war mir Sturm und Sonnenlachen,
Das Herz erstarrt, erstorben das Gemüth,
Ich merkte kaum, die hülfreich um mich standen,
Dem Lebensflücht'gen treu die Arm' umwanden.

Ich sehnte mich so inniglich zu leben,
Und, ach! besann mich auf das Leben nicht,
Der Liebe wollt' ich Liebe wiedergeben,
Und fühlte oft zum eignen Herzen dicht,
Die Hand war kalt, womit ich Hände drückte,
Das Auge starr, womit ich Güt' erblickte.

Versiegt war mir der heil'ge Quell der Thränen,
Auf meiner Lipp' erstorben das Gebet,
Und doch das dunkle, bange, stete Sehnen,
Das oft wie ferner Ruf mich angeweht,
Nach Feld und Fern' ein athemloses Bangen,
Dann Alles wieder irr' im Traum zergangen.

Oft, wenn sie mir die lezten Blumen brachten,
Dacht ich: Der Frühling ist schon wieder nah,
Verschlafen hab' ich wol das heil'ge Trachten;
Gleich welkten aus der Hand die Blumen da,
Ich sah's, und kraftlos war ich, sie zu halten,
Dann hab' ich mich für Eis im Lenz gehalten!

O Herr, nun dank' ich dir in meiner Wonne!
Nun weiß ich wieder, wo die Hülfe thront!
Sie freut mich wieder, deine heil'ge Sonne,
Heut in der Nacht, wie rührte mich dein Mond!
Und diesen Morgen, o erhörtes Sehnen!
Dankt' ich dir, Herr, mit meinen ersten Thränen.

Eingemachte Lesefrüchte.

Fünf-und-dreyßigster Aufsaz.

Ordnung und Verbindung.

Ich habe so lange nichts von mir hören lassen, daß ich fast zweifeln muß, ob die Leser sich meiner noch erinnern. Ich bin der gewesene Confiturier der Zeitung für die elegante Welt, und der nachmalige Frühstückskoch des Morgenblattes. Als Leckerbäcker der Eleganten war ich sehr fleißig, und ich kann wohl sagen, daß ich von meinem Prinzipal und den Gästen seiner table d'hôte in Ehren gehalten wurde. Aber vor ungefähr 5 Jahren stieß ich einmal mit einem meiner Tafelaufsäze an einen Krug, der Generaltafelinspector des Ortes fand das anstößig, worin er denn buchstäblich freylich Recht hatte, und das bestimmte mich, beym Morgenblatte Frühstückskoch zu werden. Da bin ich jedoch ziemlich faul gewesen, und habe so selten gekocht, daß kaum auf jedes der 5 Jahre Ein Aufsaz von mir kommen wird. Das kam daher, weil mir bald der Köche zu viel in der Küche waren, bald mein

Gewürz nicht mild genug gefunden wurde, bald der Zweifel in mir aufstieg, ob meine Schüsseln nicht etwa besseren Gerichten den Platz wegnehmen möchten. Diesen leztgenannten Zweifel hat aber nun eine mehrjährige gastronomische Beobachtung so ziemlich niedergeschlagen, man hat mich von Seiten des Gastgebers versichert, daß meine Frühstücke willkommen seyn würden, und so will ich mich denn anschicken, für ein oder zwey Tage wieder einmal etwas von meinem Eingemachten auf die Tafel des literarischen großen Orients zu bringen.

Es giebt zwey Früchte in dem Garten der Menschheit, die sich bey der jetzigen Zeit vorzüglich schlecht halten: Ordnung und Verbindung. Ich rede nicht von der bestehenden Ordnung in der politischen Welt, das versteht sich von selbst; denn die besteht (d. h. in der Sprache meiner Kunst: die hält sich) am besten, wo gar nicht davon geredet wird. Ich red' auch nicht von der ehelichen Verbindung, das versteht sich wieder von selbst; denn ich bin selbst verehlichet, und mag mit meiner Hauscensur noch weit weniger mich auflegen, als mit der öffentlichen. Ich rede von Ordnung und Verbindung überhaupt, und behaupte, daß beyde Sorten Früchte darum so schlecht sich halten, weil die wenigsten Menschen eine Ahnung davon haben, bis zu welchem erstaunlichen Grade sie der Veränderung unterworfen sind.

Um in meinen 12,000 Lesern (weniger werd' ich ja wohl nicht haben?) diese Ahnung zu wecken, will ich annehmen, es wären ihrer nur 12, das Blatt, an welchem ich schreibe, wäre eine wohlbesezte Tafel, sie kämen nicht um zu lesen, sondern um zu essen, und ich hätte die Ordnung zu bestimmen, in welcher sie sitzen sollten. Auf wie vielerley Weise glauben sie wohl, daß ich das machen könnte? Unter wieviel möglichen Ordnungen hab' ich die Wahl?

Wenn ich die 12 Plätze an der Tafel nicht numerire, d. h. keinen für den ersten, zweyten, dritten, lezten erkläre, sondern bloß die Nachbarschaft bestimme, die ein jeder zur Rechten und zur Linken haben soll; so hab' ich die Wahl unter 479 Millionen Eintausend und sechshundert verschiedenen Ordnungen, das will sagen: ich könnte soviel Mal die Gäste niedersitzen lassen, ohne daß jemals alle zugleich behaupten könnten, sie hätten rechts und links wieder dieselben Nachbarn, welche sie schon früher einmal gehabt. Ich verlange also weiter nichts, als daß man mir jede Ordnung für eine neue, noch nicht dagewesene gelten lasse, in welcher wenigstens Ein Gast rechts oder links einen neuen Nachbar hat. Darf ich aber die Plätze numeriren, und läßt man mit es für eine neue Ordnung passiren, wenn auch nur Einer auf eine Nummer zu sitzen kommt, wo er entweder überhaupt oder doch zwischen den nemlichen Nachbarn noch nicht gesessen hat; dann hab' ich die Wahl zwischen 12 Mal soviel, also zwischen 5748 Millionen, 19 Tausend und 200 Ordnungen.

Wenn meine Lebenszeit, meine Geduld und das Morgenblatt zureichten; so könnt' ich den ersten Satz sehr leicht factisch (i. e. a posteriori) erweisen, indem ich die 12 Buchstaben des Alphabets: a b c d e f g h i k l m, 479,001,600 Mal perpendicular untereinander drucken ließe, wo sich denn zeigen würde, daß nirgends zwey Horizontalreihen (vulgo Zeilen) zu finden wären, in denen überall der nemliche Buchstabe unter dem nemlichen stünde. Das geht leider nicht an, machen kann ich die Sache nicht, wegen Mangel an Zeit und Raum; aber darin besteht der große Vorzug des Menschen, das eben erhebt ihn über Zeit und Raum, das eben macht ihn gleichsam unsterblich und ewig schon auf Erden, daß er a priori beweisen kann, er könne, was er nicht kann, und dieser Beweis — hier ist er.

Wenn nur Ein Buchstabe, a, gegeben ist, kann von keiner Veränderung der Ordnung die Rede seyn; aber 2 Buchstaben lassen sich schon in 2 verschiedene Ordnungen stellen, jeder kann seinen einzigen Nachbar entweder zur Rechten oder zur Linken haben: a b und b a. Sind deren 3 gegeben; so lassen sich zuvörderst 3 Ordnungen von verschiedenen Anfängen bilden, und eine jede derselben läßt sich verdoppeln, weil in jeder für den Fortgang 2 Buchstaben übrig bleiben, welche 2 verschiedene Ordnungen zulassen. Da nun 3 verschiedene Ordnungen, deren jede, der Verschiedenheit unbeschadet, sich verdoppeln läßt, 6 verschiedene Ordnungen ausmachen; so geben 3 Buchstaben 6 Ordnungen, von denen, wie Figura zeigt:

a b c
a c b
b a c
b c a
c a b
c b a,

zwar je zwey und zwey in den Anfängen einander gleichen, in den Fortgängen aber von einander abweichen.

Die Anzahl der möglichen Ordnungen unter drey Buchstaben ist also das Product aus der Anzahl der gegebenen Buchstaben selbst (= 3) und der Anzahl der Ordnungen, die unter 3—1 Buchstaben möglich waren (= 2).

Nun geb' ich der Buchstaben 4. Hier sind zuvörderst vier Ordnungen von verschiedenen Anfängen möglich, und jede derselben kann versechsfacht werden, weil in jeder für den Fortgang 3 Buchstaben übrig bleiben, welche unter sich 6 verschiedene Ordnungen, also 6 verschiedene Fortgänge geben. Man erhält also 6 Mal 4, i. e. 24 Ordnungen, von denen zwar je 6 und 6 gleiche Anfänge, aber verschiedene Fortgänge haben, alles wie Figura zeigt:

a b c d	b a c d	c a b d	d a b c
a b d c	b a d c	c a d b	d a c b
a c b d	b c a d	c b a d	d b a c
a c d b	b c d a	c b d a	d b c a
a d b c	b d a c	c d a b	d c a b
a d c b	b d c a	c d b a	d c b a.

Wiederum also ist die Anzahl der möglichen Ordnungen unter 4 Buchstaben das Product aus der Anzahl der gegebenen Buchstaben und der Anzahl der Ordnungen, die unter 4 — 1 (=3) Buchstaben möglich waren, i. e. das Product aus der Anzahl der möglichen verschiedenen Anfänge in die Anzahl der möglichen verschiedenen Fortgänge.

Nehmen wir 5 Buchstaben. Da giebt es 5 Ordnungen von verschiedenen Anfängen, und jede kann vierundzwanzigfacht werden, weil in jeder die 4 Buchstaben, welche für den Fortgang übrig bleiben, in 24 verschiedene Ordnungen gestellt werden können. Folglich geben 5 Buchstaben überhaupt 5 mal 24, i. e. 120 verschiedene Ordnungen; und man begreift leicht, daß sechs Buchstaben deren 6 mal 120, i. e. 720 geben müssen, weil alsdann 6 verschiedene Anfänge, und hinter jedem gleichnamigen oder vielmehr gleichbuchstabigen Anfange 120 verschiedene Fortgänge möglich sind.

Diese Multiplication der möglichen verschiedenen Anfänge (die der Anzahl der gegebenen Buchstaben stets gleich seyn muß, weil vorausgesezt wird, daß lauter verschiedene Buchstaben gegeben sind) in die Anzahl der möglichen verschiedenen Fortgänge (welche stets der Anzahl der verschiedenen Ordnungen gleich ist, in welcher dieselben Buchstaben weniger Einen gestellt werden können) — diese Multiplication der Anfänge und Fortgänge, sag' ich, hat ihren Fortgang bis in alle Ewigkeit. Man nehme soviel verschiedene Buchstaben, oder verschiedene Personen, oder verschiedene Gegenstände überhaupt, als man will; immer wird die Anzahl ihrer möglichen Ordnungen das Product seyn aus ihrer eignen Anzahl (= n) in die Anzahl der möglichen Ordnungen unter n — 1 Gegenständen. Ist nun n = 12; so findet man die Anzahl der Ordnungen für n — 1 (= 11) Gegenstände nicht anders, als durch Berechnung der Ordnungen für 2, 3, 4, 5 . . . . 11 Gegenstände; woraus sich denn ergiebt, daß man die Anzahl der möglichen Ordnungen unter n Gegenständen findet, wenn man 2 mit 3, das Product mit 4, dieses neue Product mit 5, dies wieder mit 6 multiplicirt, und so fortfährt bis zur Anzahl n; mit andern Worten, daß die gesuchte Anzahl der möglichen Ordnungen das Product aller ganzen Zahlen ist, welche in der gegebenen Anzahl der Gegenstände enthalten sind, mit Ausnahme der Zahl 1, welche überhaupt nicht multiplicirt. In der Anzahl meiner 12 Gäste nun stecken die ganzen Zahlen: 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 und 12; daher ist die Anzahl der Ordnungen, in welche ich sie setzen könnte, $= 2 \times 3 \times 4 \times 5 \times 6 \times 7 \times 8 \times 9 \times 10 \times 11 \times 12$, und das giebt, ich mag diese 11 Factoren von vorn, oder von hinten, oder aus der Mitte mit einander multipliciren, einmal für allemal die obengedachte ansehnliche Zahl von 479,001,600.

Das sind inzwischen immer nur die möglichen Ordnungen meiner 12 Gäste, wenn ich sie um meine 4seitige Tafel herum niedersitzen lasse, ohne mich darum zu bekümmern, welchen Platz sie für den ersten, und welchen für den lezten halten wollen. Numerire ich aber die Stühle, es sey in welcher Ordnung man will; so kann ich jede der 479,001,600 Sitzordnungen verzwölffachen, weil ich jeden Gast auf 12 verschiedene Stuhlnummern setzen kann, und das giebt denn der möglichen Sitzordnungen überhaupt nicht weniger als $479,001,600 \times 12$, d. h. 5748,019,200.

Ist es bey dieser stupenden Menge von möglichen Sitzordnungen wohl glaublich, daß es Leute giebt, die, wenn sie Gäste gebeten haben, in Verlegenheit darüber gerathen können, wie sie dieselben placiren sollen? Aber wodurch gerathen sie hinein? Durch die verschiedenen Rücksichten, welche sie dabey nehmen wollen, um keinen Anstoß zu geben, und welche sie in ihren Köpfen nicht in die gehörige Ordnung zu bringen wissen. Sind deren nur 4 (der Rücksichten, mein' ich) z. B. die Rücksichten auf staatsgesellschaftlichen Rang, auf Geistesbildung, auf Alter und auf Geschlecht; so können sie, wie wir oben gesehen haben, schon auf 24erlei Weise einander vor- und nachgeordnet werden. Daher thut man am besten, entweder nur Eine oder gar keine zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, den 23. Juli.

Endlich ist doch der Freyschütz, nachdem solcher seit drey Jahren die Bewunderung und das Vergnügen von Deutschland gewesen, auch hier auf die Bühne gebracht worden; aber nicht, wie man hätte erwarten sollen, in einem der großen Nationaltheater, Coventgarden oder Drurylane, sondern in dem Sommertheater der englischen Opera. Die Musik war schon seit einiger Zeit vor dem Publikum, und genoß des allgemeinen Beyfalls, dessen sie so sehr verdient; aber Kabalen gewisser kleiner und kleinlicher Komponisten, Vorurtheile und andere Ursachen, ließen die Eigenthümer der genannten Schauspielhäuser so lange mit der Aufführung der Oper zögern, bis Herr Arnold, der verständige Vorsteher dieses Theaters, ihnen zuvorkam, und sich das Verdienst erwarb, eines der herrlichsten Erzeugnisse deutscher Kunst auch in England volksthümlich zu machen; und eine gute Einnahme für viele Abende wird hoffentlich sein Lohn seyn. Freylich sind das Orchester und Personal, so wie das Maschinenwerk dieses verhältnißmäßig kleinen Hauses zu beschränkt, um dieser Oper volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, obgleich alle Anstrengung gemacht wurde, solches zu bewirken. — Braham (als Max, hier Rodolph genannt) sang, wie immer, gut, (obgleich ich ihn bey vielen Gelegenheiten vorzüglicher fand.) spielte aber auch, wie immer, schlecht. Die Prima Donna (Agathe, hier Agnes), eine Miß Noel, ist ein junges Frauenzimmer von Talent, aber zu schwach für eine so wichtige Rolle. Miß Povey singt zwar sehr hübsch, ist aber für Aennchen in ihrem Wesen zu schwerfällig. Tayleure war in Kilian vortrefflich, und T. P. Cooke spielte den Teufel zum Entzücken. Leider aber wußte man für Kaspar Niemand zu finden, der ein gutes Spiel mit gutem Gesang vereinigen konnte.

und man verfiel daher auf den Gedanken, die Person zu trennen, und Herrn Bennett, einem recht gewandten Schauspieler, der dem Kaspar alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren ließ, einen Gesellen, Namens Rollo (Herr Phillips), zuzugeben, der es auf eine geschickte Art anzufangen wußte, das Jammerthal und die Bravoure für ihn zu singen; jedoch hätte man wünschen können, für diese Rolle einen geübteren Sänger zu haben. — Es läßt sich denken, daß Veränderungen mit dem Stück vorgenommen wurden, und, so wie es fiel, theils zum Vortheil, theils zum Nachtheil; z. B. eine Scene gleich vor dem Schießen, zwischen Kaspar und Rollo, welche die Lage des erstern und seine Absichten auf Rodolph in einem kurzen Gespräch erklärt; Kilian, statt selbst eine Tänzerin aufzugreifen, spielt, munter umherspringend, den Tänzern auf einer Hirtenpfeife vor; im Trinklied ist der dritte Vers ausgelassen; dagegen ist im zweyten Akt ein Duett zwischen Rodolph und Aennchen, nach irgend einer deutschen Komposition, deren Namen ich mich aber eben nicht entsinne, eingeschaltet, so wie ein Abschiedslied vom ersteren, das bekannte: „Nun gut Nacht!" und ein Jägerlied von demselben im Anfange des dritten Akts. Die Gemäldescene ist übergangen, und für den Gesang sind Worte untergelegt, die auf Rodolphs Rückkehr Bezug haben; so ist auch für der Tante weißen Nase etwas Anderes gegeben, aber leider in beyden haben die Worte keinen Bezug auf die Musik; dagegen ist aber für den Jungfernkranz etwas weit Sinnigeres gegeben; aber der ganze Auftritt, da Vieles ausgelassen ist, eilend und unverständlich. Noch eilender und unverständlicher ist der Schluß, wo Agnes frisch und gesund hereingelaufen kommt, und nichts eine Erklärung herbeyzuführen scheint. — Ich habe bisher mit Fleiß nichts von der Beschwörungsscene erwähnt, weil diese im ganzen Charakter der Vorstellung eine Ausnahme macht; denn man muß bekennen, daß sie gänzlich fehlgeschlagen. Der Eule brannte das Feuer über dem Kopf, statt in den Augen; die Räder blieben brennend und verbrennend auf der Bühne stehen, und mußten endlich hoffnungslos wieder zurückgezogen werden; der Geist der Mutter war zu deutlich, der Schatten Agnesens zu körperhaft, und überhaupt der ganze Höllenspuk plump und übel angeordnet. Das Uhu der Geister klang pöbelhaft aber nicht geistermäßig. Indessen muß man dergleichen für einen ersten Versuch verzeihen. Das Haus war gedrängt voll, und das Stück wurde sehr gut aufgenommen und mit Beyfall zur Wiederholung verkündigt. Aber es waren auch eine große Menge Deutsche da, weßwegen man über dessen Aufnahme beym hiesigen Publikum noch nicht mit Gewißheit sprechen kann. Die Zeitungen sprechen inzwischen sehr vortheilhaft davon.

Wir haben vor Kurzem einen merkwürdigen Fall vor einem der hiesigen Tribunale gehabt. Ein junger Mensch, Namens Robinson, von guter Familie, und als Lehrling bey einem Advokaten, wurde von sechs verschiedenen Personen angeklagt, daß er in ihre Laden gekommen und mit Waaren davon gelaufen wäre. Am Sonnabend wurde er wegen zweyer Anklagen gerichtet, und wegen einer schuldig befunden, wegen der andern aber freygesprochen. Am Montage wurde er wegen drey Anklagen freygesprochen, und die vierte nicht vorgenommen. Verwandte und Freunde von ihm schwuren bey einigen Fällen, daß er entweder zur Zeit des Diebstahls anderwärts gewesen, oder daß er nie so gekleidet war, als die Beraubten ihn beschrieben, und daß er sich in solchen Glücksumständen befände, welche es ganz unwahrscheinlich machten, daß er zum Diebstahl seine Zuflucht nehmen würde. Kurz, Richter, Geschworne und Zuhörer schienen der festen Ueberzeugung, daß er für einen Andern verkannt würde, dem er sehr ähnlich sähe, und der Richter sandte ein Memorial an den König, um die Sache vorzustellen, damit er auch über die Eine Anklage, worin, wie behauptet wird, die Jury ihn, aus Irrthum, für schuldig erkannt, begnadigt würde. Die Zeitungen behaupten, die Jury selbst hätte deßwegen ein Memorial eingereicht; aber Leute, welche etwas mehr von der Sache wissen wollen, versichern, daß es des Inhalts wäre, daß sich seitdem nichts ereignet hätte, welches ihre am Sonnabend ausgesprochene Meinung hätte verändern können.

Berlin, 8. Juli.

Neueste Erscheinung auf dem kritischen Boden dramaturgisch-gelehrter Forschung.

Ein Rezensent — der aber nicht zu den hier rühmlichsbekannten, oder auch bekanntlich-rühmenden zu gehören scheint — hatte sich gegen die jüngste Darstellung der Julie — nicht in der Speuerschen, sondern in der Voß'schen Zeitung — vernehmen lassen. So unbedeutend dieser Vorfall an sich auch seyn mag, so hat doch auch hier wieder, wie solches in der Weltgeschichte oftmals der Fall ist, eine Kleinigkeit das Größte und Gewaltigste bewirkt. Mad. Stich nämlich hat in dasselbe Blatt, mit ihres hochberühmten Namens Unterschrift, eine Antikritik einrücken lassen, die uns diese Dame, nun auch rein als Schriftstellerin betrachtet, auf derselben eminenten Höhe zeigt, die sie als darstellende Künstlerin schon längst, sowohl durch das Recht angeborner Naturgaben, als durch das der Eroberung, beherrscht. Et par droit de conquête et par droit de naissance. Wo Worte hernehmen, um dieses kleine Meisterwerk der Kunsttheorie gehörig zu würdigen? Wir nannten es Antikritik; aber das ist ein viel zu plumper und roher Ausdruck für diesen Blüthenhauch aus der Tiefe eines kunstliebenden Busens. Schon die äußere Form ist höchst zart ersonnen: die holde Frau schreibt dem vertrauten Freunde einen Brief, und dieser läßt ihn drucken. Rosig-verschämte Bescheidenheit, veilchenartige Verkennung des eigenen hohen Werthes leuchten aus jeder Zeile hervor. Aber so zart auch und so weiblich die äußere Form erscheint, so tiefsinnig und gediegen ist der Inhalt dieser didaktisch-gelehrten Abhandlung. Was hier die Frau niederschrieb, es wird stets für den Mann ein Studium bleiben, für den ausübenden Schauspieler sowohl, als für den abstrakten Theoretiker, hauptsächlich aber für den Dichter, der sich in Zeichnung theatralischer Charaktere üben möchte. Wir sehen hier die große Mimin die geheiligten Bretter verlassen, sie zeigt sich dem erstaunenden Publikum auf dem anatomischen Theater, und öffentlich vor demselben zergliedert sie die Schönheit und die Reize ihrer Darstellungen bis zu den elementarischen Bestandtheilen der Sylben. Mögen immerhin Schwärmer, die von bewußtlosem Enthusiasmus, von dämonischer Eingebung träumen, ein solches Verfahren tadeln; wir aber behaupten, daß die selbstdenkende Schauspielerin, eben durch diese dargelegte Reproduktion eines mikroskopischen und atomistischen Studiums, das Dokument ihrer berühmten Genialität mit glaubwürdigem Siegel eigenhändig versehen hat. O, daß uns doch auch die entseelten Heroinen der deutschen Bühne ähnliche Denkschriften zurückgelassen und uns dadurch, wenigstens in die kleinen Mysterien der darstellenden Kunst eingeweiht hätten! Wie viel besser würde es dann um die Kritik stehen, die heut zu Tage jeder Unberufene ungeschickterweise übt!! Wir können daher den Wunsch nicht unterdrücken, daß Mad. Stich fortfahren möge, unseren verirrten Rezensenten auf den dunkeln Pfaden der Theorie mit der Fackel ihrer Gelehrsamkeit vorzuleuchten. Und zuversichtlich erwarten wir, daß diese Heldin, welche sich einem unbegründeten Tadel so siegreich entgegenstellte, sich auch baldigst und eben so muthig gegen hohle aufgeblasene Lobpreisungen zur Wehr setzen wird. ..M..

Beylage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 185.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. August 1824.

Unben sind
Des Lebens Pfade.
Wir müssen Alle
Kämpfen und dulden;
Aber der Glaube
Hilft uns siegen.
A. Tschudi.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

VII.

Manchmal durch Sturm gegangen,
Das macht gesunde Wangen,
Das macht ein frisches Herz!
Oft mitten zwischen Wettern
Hört man die Lerche schmettern,
Sie jubelt himmelwärts.

Dann senkt sie auch sich wieder
Im goldnen Glanze nieder,
Der schnell aus Wolken tritt;
So kommt auch heimgezogen
Wohl unterm Regenbogen,
Wer Wind und Wetter litt.

Eingemachte Lesefrüchte.

Ordnung und Verbindung.

(Fortsetzung.)

Diese Ordnungslehre ist übrigens nicht bloß wichtig in Rücksicht auf die Sitzordnung bey Tafel, sondern auch in Rücksicht auf weit wichtigere Dinge. Schon bey einer mäßigen Anzahl von Dingen, die geordnet werden sollen, ist *die Anzahl* der möglichen **Ordnungen** an und für sich *so groß (bey 8 Dingen schon 40,320, und bey 10 Dingen 3,628,800)*, daß man sie nicht alle übersehen, geschweige denn alle **probiren** kann, um die beste **Ordnung** herauszufinden. Daher halt' ich wenig von der Behauptung, daß die beste Ordnung der Dinge, d. h. die beste Staatsverfassung, am besten durch Erfahrungen ausgemittelt werden könne. Ich will die Anzahl der Dinge in der menschlichen Gesellschaft, die geordnet werden sollen, eben so mäßig anschlagen, wie oben die Anzahl meiner Leser, nemlich auf 12; so kommen, da die **Stühle** numerirt, d. h. die Plätze der Dinge einander vor- und nachgeordnet werden müssen, weit über 5000 Millionen möglicher Staatsverfassungen heraus. Wie viele davon können wohl auf Erden schon **probirt** worden seyn? Und wessen Erfahrung kann von den probirten nur $\frac{1}{5000}$ erlebt haben? Angenommen, daß es eine — und nur **Eine** — beste Staatsverfassung gebe (z. B. die erdichtete severambische, die ich vor ungefähr 2 Jahren eingemacht und als 34sten Aufsatz aufgetischt habe); so sind alle Versuche, welche die Menschen gemacht haben können, dieselbe zu verwirklichen, nur Züge aus einer Urne, in welcher 5748,019199 Nieten gegen Einen Treffer enthalten waren. Und man soll bereits 100 Loose gezogen (i. e. 100 Constitutionen, Organisationen, Verfassungen probirt) haben; so ist nach Laplace immer nur $\frac{1}{57480192}$ Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß der Treffer schon heraus sey. Ich wette daher getrost 57 Millionen gegen 1, daß er noch drin ist, und glaube, daß, wenn er in diesem Jahrtausend noch herauskommen soll, der menschliche **Verstand** der Waisenknabe wird seyn müssen, der zum Ziehen berufen wird. Bis jezt hat meistentheils die **Leidenschaft** gezogen, welche blind greift; der Verstand aber hat Augen bis in die

Fingerspitzen, und wenn man ihn machen läßt, wenn man ihn nicht auf die Finger (die Schreibfinger) schlägt, so fingert er am Ende doch wohl einmal das große Loos heraus oder wenigstens einen bedeutenden Gewinn für die Menschheit, welcher sowohl ihr, als, der Abzugsprocente wegen, den Lotterie-Collecten zu wünschen wäre.

Ich bin weit entfernt von der stolzen Hoffnung, durch diese meine eingemachte Ordnungslehre dem Verstande ein praktisches Uebergewicht über die Leidenschaften zu verschaffen, zumal im Constitutions-, Organisations-, Restaurations- und anderem dergleichen Wesen. Aber ich schmeichle mir, die Staatskünstler zu den Betrachtungen zu leiten: a) daß eine Ordnung der Dinge um so veränderlicher ist, jemehr der zu ordnenden Dinge gegeben sind, und b) daß es mithin nicht sehr weise gethan ist, wenn man, um eine feste, bestehende Ordnung hervorzubringen, die Anzahl der zu ordnenden Dinge geflissentlich vermehrt; i. e. wenn man Dinge mit einordnen will, welche nicht gegeben sind von der logischen Nothwendigkeit im Begriffe des Staatszweckes. Jemehr Behörden, jemehr Beamten, jemehr Bureaux, jemehr Controlen, jemehr Instanzen, jemehr Gesetze, jemehr Rescripte u. s. f.; destomehr Veränderlichkeit in der Ordnung der Dinge, desto weniger feste, bestehende Ordnung. Es sollte mir nicht schwer werden, mathematisch zu beweisen, daß allein die Creation des Lehrwachtamtes auf den deutschen Hochschulen die Anzahl der möglichen Ordnungen der Dinge in Deutschland, anstatt sie auf Eine, auf die alte, historisch begründete zu beschränken, um mehrere Millionen vermehrt hat. Denn gesezt, es wären vorher in der Ordnung der deutschen Dinge nur 10 Dinge zu ordnen gewesen; so gab es 3,628,800 mögliche Ordnungen der Dinge; und indem die Anzahl der zu ordnenden Dinge durch das akademische Lehrwachtamt auf 11 gebracht wurde, stieg obige Anzahl der Ding-Ordnung auf ihr Eilffaches, also von 3 bis über 33 Millionen hinauf. Auch die rechtliche Ordnung der Dinge wird veränderlicher in eben dem Maaße, als die Gesetze sich mehren, nach deren Ordnung gerichtet werden soll; und je größer die Anzahl der Stände, der privilegirten Geschlechter, der tolerirten geheimen Gesellschaften (Hammergesellschaften) und öffentlichen Corporationen in einem Staate wird, um so größer wird die Anzahl der möglichen Ordnungen der Dinge, um so weniger vernunftmäßige Ordnungen der Dinge stecken verhältnißmäßig in dieser ungeheuern Anzahl, und um so unwahrscheinlicher ist es, daß, wenn die Organisations-Manie in dieses unermeßliche Glücksrad greift, ein Treffer zum Vorschein kommen werde.

Ich komme nun zu den Verbindungen, welche die unpuristischen Mathematiker Combinationen zu nennen pflegen. Eigentlich sollten nur die Verbindungen zu zwey, die Paarungen, so heißen, weil das Wort von bis herkommt; aber man versteht in der Regel auch die Verbindungen zu drey, vier, fünf u. s. w. darunter, obwohl man diese, wo es Unterscheidung gilt, nicht selten mit den Namen: Conternation, Conquaternation, Conquinternation (oder Conquination) u. s. w. bezeichnet, wodurch die Sache einen sehr gelehrten Anstrich bekommt, so einfach sie auch an sich ist.

Wenn man aus einer gegebenen Anzahl von Dingen 2 in Gedanken herausnimmt, und als verbunden betrachtet, gleichviel in welcher Ordnung (ob ab oder ba); so heißt dieses Doppelding eine Binion, und thut man dergleichen mit 3, 4, 5, 6 etc. Dingen; so heißen diese Combinationen: Trinion, Quaternion, Quinion, Sextion u. s. w. (Den Lottospielern sind vier dieser Combinationen unter den Namen von Amben, Ternen, Quaternen und Quinternen bekannt.) Die Zahl, welche ausdrückt, wieviel einzelne Dinge in einer gewissen Combination begriffen sind, heißt der Exponent der Combination, und man wird bereits bemerkt haben, daß die speciellen Namen der Combinationen von den lateinischen Namen ihrer Exponenten abgeleitet sind, als da sind bis, tres, quatuor, quinque, sex u. s. w. In Bezug auf diesen Exponenten nun ist jede Combination eine Quotion (von quot), und man kann sie füglich also nennen, wenn die Rede von der Anzahl der combinirten Dinge, diese Anzahl aber unbestimmt ist. Streng genommen, kann der Exponent einer Quotion nie kleiner seyn als 2, und nie großer, als die Anzahl der gegebenen Dinge weniger Eins, d. h. nie größer als n − 1, wenn n die Anzahl der Dinge bedeutet, aus welcher die Quotion genommen ist, oder genommen werden soll. Es ist mir inzwischen, als hätt' ich in der Combinationslehre auch von Unionen reden hören, und von Ultimionen, i. e. von Combinationen, deren Exponent = 1, und von solchen, deren Exponent = n = der Anzahl aller gegebenen Dinge ist. Aber beydes gefällt mir nicht. Nehm' ich aus einer gegebenen Anzahl von Dingen nur Eins, wo soll die Verbindung herkommen, die unio, die Vereinigung? Ich nenne solch ein herausgenommenes einzelnes Ding lieber eine Singulion, denn der Name Externe, den es beym Lottospiele führt, gefällt mir noch weniger. Die Ultimion, die Verbindung aller gegebenen Dinge mit Einschluß des lezten, ließe sich eher für eine Combination oder Quotion ansehen; aber wenn es denn nun einmal geont seyn soll; so will ich solch ein geallte͏s Gedankending doch lieber eine Omnien nennen, und meinetwegen möcht' auch, zur arithmetischen Vervollständigung dieser Nomenclatur, eine Nullion statuirt werden, wenn irgend einmal gar kein Ding, und eine Dimidion, wenn nur ein halbes Ding combinirt oder als eine Quotion betrachtet werden müßte. Genug, meine 12 Gäste wissen nun, daß, wenn ich einen

Einzelnen zur Thüre hinauswerfe, nichts anderes, als eine Singulion, werf' ich deren 11 hinaus, eine Undecion, und werf' ich sie alle hinaus, sowohl eine Duodecion, als eine Omnion hinausgeworfen wird, die eine Cention seyn würde, wenn ihrer hundert, aber keine Million, sondern eine Millesion, wenn ihrer tausend, und Millionion, wenn ihrer eine Million wären. Mit der Nomenclatur hoff' ich nun im Reinen zu seyn, und die Sachen denk' ich nach und nach klar zu machen in concreto.

Zuvörderst geb' ich meinen Gästen 4 beliebige Dinge, die ich a, b, c und d nenne, und frage dieselben, wieviel Binionen sie daraus zu bilden sich getrauen. Ehe sie mir aber darauf antworten, rath' ich ihnen, mich zu fragen, was für Binionen ich meine: ob gleichzeitige, oder successive. Die gleichzeitigen nemlich sind solche, welche aus einer gegebenen Anzahl von Dingen zu gleicher Zeit gebildet werden und nebeneinander bestehen können, z. B. ab, cd, oder ac, bd, oder ad, bc. Die successiven aber sind solche, welche nach und nach gebildet werden können, indem jedes Ding, welches schon zu einer Binion benuzt worden ist, auch wieder zur Bildung einer andern Binion gebraucht werden darf. Zwölf Personen z. B. wollen den beliebten Cotillon tanzen, versteht sich 6 Damen und 6 Herren. Indem sie antreten, bilden sie 6 gleichzeitige Binionen, vulgo Paare. Wenn aber große Chaine gemacht wird; so entstehen durch die kurze Verbindung der Hände nach und nach eine Menge anderer Binionen, jeder Herr combinirt sich für einen Augenblick mit jeder Dame, das macht, wenn man die erste und ursprüngliche Combination mit der eignen Dame abrechnet, 30 Binionen, von denen immer nur 6 gleichzeitig nebeneinander bestehen, die übrigen aber successive Binionen sind. Inzwischen muß man sich nicht allzufest an den gemeinen Begriff der Gleichzeitigkeit und der Successivität heften. Gesezt z. B. Einer meiner 12 Gäste macht nach aufgehobener Frühstückstafel ein Bänkchen. Ein zweyter, der 20 Louisd'or in der Tasche hat, sezt deren nur 2 auf einmal, verliert 10 Mal hintereinander, und ist ausgebeutelt. Er hat zwar seine 10 Binionen successiv gebildet und verloren; aber es waren dennoch, im mathematischem Sinne, gleichzeitige Binionen, d. h. solche, die Anfangs zu gleicher Zeit hätten gebildet werden, und nebeneinander (auf Einer oder mehreren Karten) bestehen, oder auch miteinander zum Teufel gehen können. Wenn hingegen zwey meiner Gäste Puff spielen wollen, so kommen in den Würfen lauter wahrhaft successive Binionen zum Vorschein, nur sind sie nicht immer verschieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frivolität der Französinnen.

Campbel's geistreiche Zeitschrift gibt uns folgende sehr treffende Schilderung der gelehrten Französinnen unserer Zeit. Was ist, fragt er, die Beschäftigung wohlanzezogener weiblicher Wesen, vorzüglich der Pariserinnen, in dem Jahre 1824? Ein lebendiges Beyspiel statt vieler Worte. Walter Scott's Roman: „Les Eaux de St. Ronan" (der St. Ronan's Brunnen) wird geöffnet, aber es ist nicht möglich, ihn zu Ende zu lesen. „Qu'est ce qu'il fait donc, Valter Scott, avec ces niaiseries des Eaux?" — „Aber was lesen Sie denn anderes, mein schönes Kind?" — „Lesen?" sagt die junge Dame, indem sie einen neuen Band von ihrem kleinen marmornen Arbeitstisch nimmt — „Ich habe eben den zweyten Band von Platon's Werken übersezt zu Ende gelesen." — „Platon's Werke?" — „Oui, Monsieur, la traduction est magnifique." — „Aber ist nicht zuweilen etwas — — für Frauen darin?" — „Oui, sans doute, grossier quelquefois, il nous fait crier hélas! mais je vous assure, que c'est superbe, et les introductions tout-à-fait dans le style de Rousseau — — êtes vous Lockiste, Monsieur?" — „Ich kann mich in der That nicht rühmen, Mademoiselle, daß ich Locke's Werke jemals gelesen hätte!" — „Mais comme---nt, Monsieur?" — sagt das hübsche Kind mit einem langgezogenen Tone des Erstaunens —: „Sie haben weder Platon, noch Locke, noch Kant gelesen?" — Und das ist doch wohl Frivolität?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Juni.

In Frankreich gehört jezt wirklich Muth dazu, um ein Romantiker zu seyn, denn Alt und Jung, Pariser und Provinzbewohner, Alles schreit wider die Romantik. Die kleinen gelehrten Gesellschaften in den Landstädten wiederholen ganz getreu den Bannfluch, den der großmüthige Auger in öffentlicher Versammlung der Académie française feyerlich wider die Romantiker ausgesprochen hat. In der gelehrten Gesellschaft zu Boulogne hat sich ein gewisser Hédouin gewaltig wider den dur Schiller und den noir Byron ereifert und die Romantiker mit seiner Verachtung bedroht; der grausame Hédouin! In Paris verfährt man, wie ich bereits gemeldet, noch härter, denn hier zieht man, das heißt einige Kapuziner ziehen in Zweifel, ob die Romantiker auch gute Christen seyen; freylich hat Chateaubriand einmal im vollem Ernste Gott den grand celibataire des mondes genannt, und so etwas klingt, in andere Sprachen übersezt, allerdings nicht erbaulich; aber Chateaubriand hat es im Grunde doch gut gemeint; dann sind die Romantiker, besonders auf dem rechten Rheinufer, eher in das Zuvielglauben als in das Zuwenigglauben gefallen, und Manche haben ja den ganzen Kram des Ueberglaubens des Mittelalters mit dem Prunke ihrer Dichtung geschmückt. Das wissen aber die Kapuziner nicht, oder thun, als ob sie es nicht wüßten. Deßwegen ist es eine wahre Heldenthat, wenn die Zeitschrift muse française es wagt, mit recht eleganten Typen und noch eleganterer Sprache die Romantik in Schutz zu nehmen. Es arbeiten an dieser Zeitschrift mehrere junge Dichter, welche die Erfahrung gemacht haben, daß das Romantische bey den Damen vorzüglich Eingang findet, und welche daher völlige Romantiker (im französischen Sinne, versteht sich) geworden sind. Ob sie sich für die Romantik möchten todt schlagen lassen, will ich zwar nicht behaupten; aber sicher ist es, daß sie für dieselbe manche Lanze recht zierlich brechen. Einer unter

ihnen hat neulich die Sache ganz in extenso vorgenommen. Es thut mir leid, daß ich nur ein Bruchstück davon hier übersetzen kann, da die Gesammtrede einen ziemlich deutlichen Begriff davon geben könnte, auf welche besondere Art der Streit über die Romantik hier eingeführt wird. Erstlich macht sich der ungenannte Romantiker, der unter seinem Büste nur den Namen le jeune Moraliste angibt, ein kleines romantisches Heer, um zu zeigen, welche achtbare Leute die Romantiker in ihren Reihen haben. Es kommen da ganz sonderbare Vereinigungen vor, nämlich Chateaubriand, Lord Byron, Frau von Stael, Schiller, Monti, Graf de Maistre, Goethe, Thomas Moore, Walter Scott, Abbé de la Mennais u. s. w. Wie Graf de Maistre, der Vertheidiger eines unsinnigen Theokratismus, und Abbé de la Mennais, der Verfechter der ärgsten Intoleranz zu der Ehre gelangt sind, unter die romantischen Schriftsteller gezählt zu werden, erklärt der Verfasser nicht; vielleicht weil sie geträumt haben; aber leider liegt in ihren besten Träumen nichts Romantisches. Genug, nachdem der Verfasser jenes Heer von Romantikern vor sich hingestellt hat, beginnt er den Kampf, halb ernsthaft, halb scherzend, wie es einem so eleganten Jünglinge ansteht. „Alle Rhetoren, alle Schreibmeister, sagt er, stehen gegen die armen Romantiker auf, bewaffnen sich mit Pfeifchen, Liedern und Broschüren, ziehen in geschlossenen Reihen auf uns los, die wir nichts als Elegien haben, um uns zu vertheidigen; voll Schrecken und Verwirrung verbergen wir unsere Guitarren und flüchten uns unter den blauen Mantel der Muse (die muse française hat einen himmelblauen Umschlag). Freylich bewirkt der Gesang der Romantiker, daß das Herz der Jünglinge für Ehre und Tugend schlägt; er bringt in das Herz des jungen einsamen Mädchens, welche Abends an ihren Geliebten denkt, Worte des Trostes und der Liebe; freylich wenden sich in unsern glänzenden Zirkeln, bey den Festen, wo Talente und Schönheit eingeladen werden, unter achtzig lächelnden Gesichtern siebzig den Romantikern zu; ist es doch nicht mehr als billig, daß jedweder seine kleinen Vortheile habe; nichtsdestoweniger beschuldigt man uns, wir wären Fanatiker, Atheisten, Jesuiten, Protestanten, Materialisten, Illuminirte, Obscuranten, Revolutionäre, Sklaven, Friedensstörer, Heilige, Verführer; wir vermengten in unsern Werken die Liebe mit der Religion; sollte es etwa besser seyn, den Haß mit derselben zu vermengen? man beschuldigt uns ferner, wir wären unbestimmt, positiv, Visionäre, Petitsmaitres, krank, sterbend, bons vivans, verzweifelnd, und ich weiß nicht was noch mehr; besonders aber beschuldigt man uns, daß wir auf eine furchtbare Weise die Menge der schlechten Verse in Frankreich vermehrt haben. Freylich wird der gesunde Verstand selten, und es werden in Paris recht schlechte Verse gemacht, seitdem Romantiker vorhanden sind; um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die poetischen Episteln zu lesen, welche wöchentlich gegen sie gedruckt werden. Man wirft uns auch noch vor, daß wir die Waldströme, die Flüsse, die Kirchhöfe und den Mond lieben. Ich wünsche denen Glück, welche empfindlos vor einem Kirchhofe vorübergehen, denn vermuthlich wandeln alle ihre Lieben noch auf der Erde; ich beklage von ganzer Seele diejenigen, welche gleichgültig den Mond anschauen: vermuthlich sind sie nie an der Seite eines liebenden Wesens in seinem wollüstigen Scheine spazieren gegangen, noch haben sie mit Hülfe eines seiner Strahlen ein Herzensgeheimniß in nassen und glänzenden Augen entdeckt, noch haben ihre Blicke in andern Blicken während einer langen Abwesenheit in dem magischen Spiegel des Mondes ein geheimnißvolles Rendez-vous gegeben." Nun gut, werden die Leser denken, ein junger Schriftsteller, welcher im wollüstigen Mondenscheine lustwandelt, und im magischen Spiegel desselben den weit von ihm entfernten Augen eines Liebchens ein Rendez-vous bezeichnet, wird gewiß der deutschen Romantik hold seyn, und dieselbe gegen den brutalen Auger in Schutz nehmen. In der That kömmt der junge Pariser Romantiker kurz nach den eben angeführten Sätzen auf die berüchtigte öffentliche Sitzung der académie française zu sprechen; aber leider verläßt ihn auf einmal seine Empfindsamkeit und Empfindeley; anstatt unsre deutschen Schriftsteller in Schutz zu nehmen und dem Auger sein Unrecht vor Augen zu stellen, macht er demselben Kratzfüße, weiß die „beredsame und gelehrte Rede" des Akademikers nicht genug zu loben, spricht von dem „attischen Salze und der Dezenz" des Auger'schen Manifestes! Auger's Bittersalz soll attisches Salz gewesen seyn! ah ich merke; der junge Romantiker möchte auch gern Akademiker werden, und macht es daher, wie so manche andere junge Kandidaten: er schmeichelt den ältern Akademikern, um ihre Stimmen zu gewinnen; seine Romantik darf also mit seiner Ehrsucht nicht in Kollision kommen, denn sonst muß sie nachstehen oder wird sogar aufgeopfert. Charles Nodier, welcher schon einmal in der muse française zu Gunsten der Romantiker in Prosa gesprochen hatte, ist auch als Dichter ihr Vertheidiger geworden; er hat dießmal einen leichtfertigen halb satyrischen Ton angenommen. Warum, ruft er den Romantikern, seinen Mitbrüdern, zu:

> Pourquoi, poëtes infidèles,
> Pourquoi ces coupables accens
> Qui séduisent l'ame et les sens?
> Vous aviez de si bons modèles
> Pour faire des vers innocens!
> Reglez votre sage délire,
> Prenez l'essor à pas comptés;
> Et puisqu'il vous faut une lyre,
> Chanter les airs qu'on a chantés.

Das ist aber auch beynahe Alles, was sich in Paris zu Gunsten der Romantiker aufschreiben läßt, und in fast allen andern Zeitblättern hagelt es witzige Einfälle auf die neue Sekte herab. Das Feuilleton littéraire erzählt, die Klassiker und Romantiker, um ihren Streit zu schlichten, hätten gemeinschaftlich beschlossen, sich zum Parnaß zu begeben, und seine Entscheidung anzuflehen. Beyde Partheyen hätten sich auf den Weg gemacht, die Klassiker wären aber lange vor den Romantikern angelangt, die wegen ihres schwerfälligen Gepäckes nur langsam hätten vorrücken können; Apollo habe sich an dem klaren, natürlichen, freymüthigen Ansehen der Klassiker ergötzt, und sie für seine Kinder anerkannt, wogegen er die nebligen Romantiker in die finstern Wälder zurückgewiesen hätte. Dieser Streit wird nun wohl mitten zwischen den politischen Angelegenheiten fortgeführt werden, bis irgend ein genialischer Schriftsteller durch ein Meisterstück zeigen wird, was sich in der französischen Literatur mit der Romantik anfangen läßt. Jedoch wird sie schwerlich je in Frankreich so großen Eingang finden als in Deutschland; die klare Sprache, das Ansehen der klassischen Schriften aus dem vorigen Jahrhundert, der heitere leichtsinnige Charakter der Nation, die Vertreibung der romantischen Pfuscher legen der Romantik allzugroße Hindernisse am Ufer der Seine in den Weg, wozu noch kömmt, daß der aufgeklärte Theil der Nation alles dasjenige, was dahin zielt, die Einrichtungen und Gewohnheiten des Mittelalters, worauf man bisher die Romantik, in Frankreich wenigstens, gestützt hat, beliebt zu machen, mit großem Mißtrauen ansieht; sie erkennt alzuwohl die heilsamen Folgen der Staatsverbesserungen aus der neuern Zeit, als daß sie die Zeit des Mittelalters, aus welcher fast alles Unheil der französischen Nation entsprungen war, unter einem romantischen Gesichtspunkte ruhig anschauen könnte, besonders wenn eine unsinnige Parthey darauf losarbeitet, ihr jenes gewiß nicht romantische Unheil wieder aufzubürden. Dg.

Beylage: Literaturblatt Nro. 62.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 186.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. August 1824.

Im Frühlinge tönt es bald laut und bald leise,
So süß und entzückend auf Nachtigallweise.
Ob eben vom Himmel, ob tief aus der Brust? —
Wer weiß es, wer ist es sich selber bewußt?

Lotte.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

VIII.

Im tiefen Herzen.

Frühling, du bist freudenreich,
Machst des Gärtners Arbeit sprießen!
Frühling, du bist thränenreich,
Machst die wilden Bächlein fließen.
Quellen im Felsen, Quellen im Thal,
Aber im tiefen Herzen zumal!

An den Wellen blau und hell
Blühen Gras und Blumen munter,
Stehn sie nicht mehr an dem Quell,
Gehn sie doch den Bach hinunter;
Blumen am Felsen, Blumen im Thal,
Aber im tiefen Herzen zumal!

Eingemachte Lesefrüchte.

Ordnung und Verbindung.

(Fortsetzung.)

Nun zurück zu den gegebenen 4 Dingen, a, b, c und d. Ich habe gefragt, wieviel Binionen sich daraus *bilden* lassen. Hab' ich gleichzeitige gemeint; so ist *die Antwort*: Zwey. Denn obwohl ich oben deren 6 ge*nannt habe*, nemlich ab, cd, ac, bd, ad, bc; so sieht man doch bald, daß von denselben immer nur zwey nebeneinander bestehen können, nemlich ab und cd, oder ac und bd, oder ad und bc, aber niemals ac und ad, bd und ad. u. s. f. Ueberhaupt, wenn die Anzahl der gegebenen Dinge eine gerade Zahl ist, so ist die Anzahl der darin enthaltenen gleichzeitigen Binionen allemal der Hälfte der gegebenen Dinge gleich; und ist jene eine ungerade Zahl, so ist diese (die Anzahl der gleichzeitigen Binionen, mein' ich) die Hälfte der nächst geringeren geraden Zahl. Aus 5 Dingen lassen sich der gleichzeitigen Binionen nicht mehr bilden, als aus 4 Dingen; man erhält in beyden Fällen 2 Paare, und im ersten Falle bleibt Ein Ding ungepaart. Bloß mehrerley, aber nicht mehr Paare sind in diesem Falle möglich. Ich hab' aber oben nicht gefragt, wie vielerley, sondern wieviel Binionen sich aus 4 Dingen bilden lassen, und schon daraus hätten meine Gäste abnehmen können, daß ich gleichzeitige Binionen meinte.

Nun frag' ich aber nach den successiven, welche die Mathematiker in der Regel meinen, wenn sie schlechtweg von Binionen, Combinationen, Quotionen reden. Ich frage daher: Wie vielerley Binionen lassen sich unter 4 Dingen bilden?

Das muß sich finden, wenn man jedes Ding Einmal mit jedem der drey übrigen verbindet. Also:

ab, ac, ad,
bc, bd,
cd,

In der ersten Horizontalreihe ist a mit den 3 übrigen Dingen combinirt; in der zweyten b mit den zwey übrigen, denn mit dem dritten (a) war es schon in der ersten ver-

bunden; in der dritten c mit dem Einen übrigen, denn mit dem zweyten war es schon in der zweyten Reihe, und mit dem dritten schon in der ersten combinirt. Folglich ist jedes Ding mit jedem der drey übrigen Einmal verbunden, und die Anzahl der möglichen Successivbinionen unter 4 Dingen ist gefunden. Sie ist $=6$. In dem obigen Triangel offenbart sich das Gesetz, nach welchem die Anzahl der möglichen Binionen nothwendig wachsen muß mit der Anzahl der gegebenen Dinge. In der ersten Horizontalreihe, wo das erste Ding mit jedem der übrigen combinirt wird, muß nothwendig eine Anzahl von Binionen entstehen, die um 1 kleiner ist, als die Anzahl der gegebenen Dinge, und in jeder folgenden Reihe muß die Anzahl der Binionen um 1 kleiner seyn, als in der vorhergehenden. Die Anzahl der Horizontalreihen aber muß nothwendig auch um 1 kleiner seyn, als die Anzahl der gegebenen Dinge, weil das lezte Ding keine neue Reihe anfangen kann, indem kein Ding mehr übrig ist, womit es noch combinirt werden könnte. Die lezte Reihe also, die unterste, gibt stets nur 1 Binion, die zweyte von unten 2 Binionen, die dritte 3, die vierte 4 u. s. f. bis zur obersten, die deren $n-1$ giebt, wenn n die Anzahl der gegebenen Dinge bedeutet. Daher ist die Anzahl der möglichen Binionen unter n Dingen allezeit $=1+2+3+4 \ldots\ldots + n-1$, das heißt, sie ist die Summe aller ganzen Zahlen von 1 bis an die Anzahl der gegebenen Dinge. (Beyläufig eine artige Analogie mit der Gleichung für die Anzahl der möglichen Ordnungen unter n Dingen, welche das Product aller ganzen Zahlen von der Anzahl der gegebenen Dinge bis an die 1 war.) Folglich findet man für jede gegebene Anzahl von Dingen die Anzahl der möglichen Binionen, wenn man alle kleineren ganzen Zahlen zusammen addirt. Für 2 ist sie $=1$, für $3 = 2+1 = 3$, für $4 = 3+2+1 = 6$, für $5 = 4+6 = 10$, für $6 = 5+10 = 15$, für $7 = 6+15 = 21$, für $8 = 7+21 = 28$, für $9 = 8+28 = 36$, für $10 = 9+36 = 45$, für $11 = 10+45 = 55$, und für $12 = 11+55 = 66$. Wenn man also die Anzahl der Binionen für n Gegenstände gefunden hat; so ist nichts leichter, als dieselbe auch für $n+1$ Gegenstände zu finden: man darf nur die Anzahl der Gegenstände (n) zur Anzahl ihrer möglichen Binionen addiren. (Beyläufig wiederum eine artige Analogie: Die Anzahl der möglichen Ordnungen unter n Buchstaben war das Product aus der Anzahl der gegebenen Buchstaben selbst, und der Anzahl der Ordnungen, die unter $n-1$ Buchstaben möglich waren; und die Anzahl der möglichen Binionen ist die Summe der Anzahl der Buchstaben und der Anzahl der Binionen, die unter $n-1$ Buchstaben gebildet werden konnten.)

Aber wie sonderbar! Wenn ich Einen meiner 12 Gäste, eine Singulion, zur Thüre hinaus werfen will, so hab' ich nur unter 12 Singulionen die Wahl; will ich es mit zweyen, mit einer Binion thun, so hab' ich die Wahl unter 66 Binionen. Ich kann, wenn gleich die Hinausgeworfenen immer wieder zum Fenster herein steigen, doch nur 12 verschiedene Personen, aber 66 verschiedene Paare oder Amben hinauswerfen, eine nach der andern.

Ich werd' es nicht thun; ich will vielmehr froh seyn, wenn mir die Gäste nicht freywillig weggehen, weil sie das Frühstück zu trocken finden. Aber ich hoffe, sie werden da bleiben, wenn sie hören, daß dabey vom Lottospiele die Rede seyn wird. Neunzig Nummern stecken im Glücksrade; 5 davon werden gezogen. Wer also nur auf Eine Nummer sezt, der hat nur $\frac{5}{90} = \frac{1}{18}$ Wahrscheinlichkeit, zu gewinnen. Hat er von meinem trockenen Frühstück genossen; so weiß er, daß in und mit den 5 Nummern zugleich 10 Amben (Binionen) herauskommen, und ich vermuthe, daß er daher lieber auf eine Ambe, als auf eine einzelne Nummer wird setzen wollen. Hat er aber das genossene Frühstück auch verdaut; so vermuth' ich, daß er es bleiben lassen wird. Er wird nicht bloß berechnen, wieviel Amben herauskommen, sondern auch, wieviel deren darin sind, nemlich in den 90 Nummern, die im Glücksrade stecken. Da wird er finden, daß in 90 Dingen 4005 Binionen stecken, von welchen obgedachter Maßen 10 gezogen werden, und daß folglich die Wahrscheinlichkeit, eine Ambe zu treffen, zu der Wahrscheinlichkeit zu fehlen, wie 10 zu 4005 sich verhält, und mithin jene $= \frac{10}{4005} = \frac{2}{801}$ ist. Wie es mit den Ternen, Quaternen und Quinternen beschaffen ist, das wollen wir gleich sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Franzose und der Engländer.

Man würde sich im Auslande irren, wenn man die Franzosen für die Hanswursten, Spaßmacher und Petit-Maitres von Europa hielte, wie man ehedem mit Recht that. Es ist eine große Veränderung mit ihnen vorgegangen. Wozu das Klima die Franzosen machte, das mußte natürlich bleiben. Sie sind Menschen, nichts mehr, und — ihre Liebe für ihren Boden und ihre alte Geschichte, die auch gewaltig erschüttert wurde, ausgenommen, sind sie weniger national als irgend eine bestehende Nation. Man findet nichts Charakteristisches, durch das der neue Franzose bezeichnet werden könnte — ich meyne das neue Geschlecht, das weder mit der Revolutions-, noch mit Napoleon's Zeit etwas zu thun hatte. Ein Franzose ist ein Weltmensch — er hat „Gloire“ genug, um sich selbst zu achten, und ebenfalls hinlängliches Mißgeschick, um andere Nationen zu ehren. Die Engländer sind entweder national-unliberal, oder sie sind überschwenglich liberal. Die Franzosen, wie sie heut zu Tag sind, halten das Mittel zwischen Nationalität und deren Gegentheil: die

Lage ihres Landes bringt sie mit dem größten Theil von Europa in Verbindung; ihre Jugend, unbekümmert um tiefe Studien, um klassische Bildung, ist nicht von der nebeligen Atmosphäre umlagert, welche die Englischen Schulen und Universitäten umgibt; sie lesen Locke, Leibnitz, Rousseau, Adam Smith und Montesquieu, während Engländer und Deutsche tief im Griechischen, in der Logik und Ethik stecken. Ihre Erziehung bildet keine Gelehrte, aber sie macht sie liebenswürdig, sie bildet wohlunterrichtete Weltleute, erfreuliche Gesellschafter jeder Art aus ihnen. Ein anderer Unterschied zwischen Franzosen und Engländern ist noch, daß der leztere erst als Mann sein Vaterland, dessen Geschichte und Verfassung kennen lernt, während der Franzose schon als Kind an Allem Theil nimmt, was sich auf sein Vaterland bezieht.

Der französische Charakter wurde durch die Revolution umgeschmolzen: es ist kein Extrem mehr in ihm zu finden, und so sieht man weder große Tugenden noch Vortrefflichkeiten irgend einer Art mehr unter ihnen hervorragen. Will ein Romanschreiber einen französischen Charakter bearbeiten, so muß er die vor-revolutionären Perioden aufsuchen, denn mit den cosmopolitischen Franzosen der neuesten Zeit ist nichts anzufangen. In Betreff der Französinnen ist man im Auslande nicht gut unterrichtet, wenn man sie für gefallsüchtig und ausschweifend hält, wie in den meisten Reisebeschreibungen zu lesen. Mancher kömmt in das Land, im Wahne, nirgends sey es leichter, Eroberungen zu machen, als in Frankreich; aber keiner kehrt mit dieser Vorstellung nach Haus zurück. Frivol sind die Französinnen, das wird Niemand läugnen; aber die Lebendigkeit des Geistes, ihre Beweglichkeit in der Unterhaltung, ihre Feinheit in jeder Art geselliger Verhältnisse und eine kräftige, gesunde Ansicht der Dinge in jeder Lage des Lebens — weit entfernt von Schwärmerey, Empfindeley und Affectation — nimmt gewiß jeden für sie ein, der lange genug in ihrer Nähe gelebt hat, um Wesentliches und Zufälliges gehörig zu unterscheiden. Der Deutsche, wie der Engländer, findet sich mit Mühe in das leichte und zugleich gebieterische Wesen der Französinnen — selbst von niedrigem Stande, und er wird mit seiner Unterhaltung vom Wetter und dem selbstgefälligen Wesen, das er sich zu Haus mit seinen Stadt- und Land-Bäschen erlauben durfte, in Frankreich nicht viel Glück machen. Nicht als sollten wir die berechnende, starknervige, vorlaute Brünette Frankreichs der schüchternen, ächt englischen Blondine, oder unsern gemüthlichen, einfachen Landsmänninnen vorziehen. Davor bewahre uns der Himmel, noch mehr aber vor der französirten Deutschen oder Engländerin; etwas Abgeschmackteres gibt es kaum auf Erden.

Früher ließ der Engländer seine Kleider von Paris kommen; jezt sendet Miers seine „Kunstwerke" von London nach Paris. Kann ein Franzose einen Hut machen? Nun, man weiß, daß eine Gesellschaft englischer Hutmacher ihre Handwerksgenossen in Paris zur Verzweiflung und an den Bettelstab gebracht hat. Aber die französischen Frauen geben bey den Engländerinnen doch wol den Ton an? Nicht so voreilig. Der Vorzug wird noch täglich bestritten, und unter hundert Engländerinnen trägt sich kaum Eine nach französischer Mode. In den höhern Ständen freylich — aber wer sucht das Nationale bey den höhern Ständen? Und wenn diese doch nur einsähen, wie viel sie verlieren, indem sie sich in französische Schnürbrüste einschnüren, und ihre natürlichen Reize durch Künsteley verunstalten. Man vergleiche eine ächte Engländerin in all dem Zauber, der Fülle, dem Ebenmaß, dem wahrhaft Antiken ihrer Züge, ihrer Glieder, ihrer Gestalt, mit der künstlich um- und überbauten Französin, und man wird nicht in Ungewißheit seyn, welcher man den Vorzug zu geben hat.

Folgen wir dem Engländer über den Kanal in seine Heimath, so sehen wir, daß es kein Land im westlichen Europa gibt, wo das System des „Lordthums" und der Knechtschaft strenger gehandhabt wird, als in England. Es gibt keine englische Gesellschaft, deren Glieder sich für gleich ansehen: die Grade des Unterschiedes sind stärker gezeichnet, als wenn das Gesetz die Menschen in Kasten getheilt hätte. Dieß ist auf den Schulen schon sichtbar und bildet sich von da systematisch weiter im Leben. Die untern Klassen sind roh und begegnen dem Fremden mit einer verletzenden Verachtung; aber eben diese Menschen sind sklavisch demüthig gegen die Vornehmen ihrer Stadt oder ihres Dorfes.

Korrespondenz-Nachrichten.

London. Juli.

Lord Byron's Leichnam wurde am Montage im Staat von hier weggeführt, um auf dem Familiensitz Newstead-Abtey begraben zu werden. Der Zulauf von Neugierigen dabey war sehr groß, aber es fehlte viel, daß der Zug von Wagen so glänzend und zahlreich gewesen wäre, als man erwartet hatte. Man zählte deren nur 35, und darunter sehr wenige vom hohen Adel. Das **Morning Chronicle** bedauert es, daß man Niemand von dem hohen Tory-Adel dabey gesehen, welcher auf diese Weise seinen Haß gegen den Verstorbenen geäußert hätte, und der **Courier** antwortet, daß des Verstorbenen Haß gegen sein Vaterland ihm keine Liebe von seinen Landsleuten verdiente. Vielleicht haben Beyde recht. Was Byrons Andenken am bittersten vorgeworfen wird, ist die Klausel in seinem Testamente, worin er einer Italienerinn 5000 Pfund Sterl. vermachte, unter der Bedingung, daß sie keinen Britten heirathe! Das Trauergefolge würde indessen ohne Zweifel doch weit größer gewesen seyn, wäre dieses nicht eine Jahrszeit, wo fast jeder Vornehme auf seinen Gütern oder im Auslande ist. Ich wurde leider durch eine Augenentzündung einige Tage lang am Schreiben verhindert; und es dürfte vielleicht geschehen, daß manches, was ich Ihnen jezt melde, durch andere Quellen Ihnen zugekommen. Da ich jedoch dessen nicht gewiß bin, so muß ich

noch hinzusetzen, daß die Curatoren des Lord Byron, Hr. Hobhouse und Hanson, ein Verbot an Hrn. Colburn, den Buchhändler, gegen die Herausgabe von Lord B's Briefe an seine Mutter erhalten haben. Der edle Dichter hatte, der Angabe nach, diese Briefe, die sich hauptsächlich auf Familienangelegenheiten bezogen, aus dem Auslande an seine Mutter geschrieben. Und da ihm solche nach dem Tode derselben wieder in die Hände fielen, so übergab er solche einem Freunde, Namens Dallas, um sie für ihn aufzuheben. Dieser aber bemächtigte sich nach seinem Tode derselben, erklärte sie als sein Eigenthum, und verkaufte sie als solches an Hrn. Colburn. Ob genannte Curatoren der Herausgabe derselben widersprochen, um solche gänzlich zu unterdrücken, oder um die Vortheile des Verkaufs für die Erben zu erlangen, ist nicht klar, ersteres aber ist das wahrscheinlichste. Lord B. hat den größten Theil seines Vermögens seinen Schwestern und ihren Kindern vermacht, indem seine Frau und Tochter schon reich genug wären, welches um so gegründeter seyn muß, da Lady B. 2000 Pfund jährliche Einkünfte, welche ihr bey ihrer Heirath zugesichert worden waren, dem jetzigen Lord Byron, einem Vetter ihres Gemahls, aber in sehr beschränkten Umständen, geschenkt hat.

Lord Byron hatte einen griechischen Knaben von Chio aufgenommen, dessen Aeltern von den Türken ermordet worden, und der sich selbst nur retten konnte, indem er in einen Ofen kroch, in welchem er 3 Tage ohne Nahrung zubrachte. Nach des edeln Lords Tod wurde der Knabe hierher gebracht, und der Irländische Herzog von Leicester und seine Gemahlin haben ihn unter ihren Schutz genommen, und für ihn zu sorgen versprochen.

Ein neues Magazin, wovon das erste Stück so eben erschienen, gibt seynsollende Auszüge aus einem Kapitel aus Lord Byrons verbrannter Lebensbeschreibung, betitelt die Hochzeitnacht, und welches die Ursache gewesen seyn soll, warum das Werk zerstört worden. Dieß ist kaum wahrscheinlich, indem man sehr leicht das anstößige Kapitel hätte auslassen können. Wenn dieß aber wirklich ein ächtes Muster von dem Werke ist, so dürfen wir es als ein Glück rechnen, daß es zerstört worden. Rousseau's Bekenntnisse wären ein Kinderspiel dagegen. Die Beschreibung ist von des Dichters eigner Hochzeitnacht. Der edle Lord (oder wer es uns sonst in seinem Namen aufbürden möchte) erzählt Alles auf eine Art, womit ich kein deutsches Auge oder Ohr beleidigen möchte. Als Muster des Styls diene indessen folgendes: „Mein Schlaf mochte tief gewesen seyn, war aber, wie man sich denken kann, nicht überlang. Ich schlief ungefähr drey Stunden, welche ungemein von Träumen geplagt waren. Mir däuchte, ich wäre gestorben, behielt aber doch ein verwirrendes Gefühl des Bewußtseyns von meinem Daseyn. Ich schien mir eine Art von Zuschauer meiner eigenen Thaten, als wenn ich zusähe, was der verstorbene Lord Byron thäte, dennoch aber eng mit seinen Handlungen verbunden und vermischt. Nach meinem Tode stieg ich in die Unterwelt hinab. Die Hölle, in die ich kam, war nicht der rechtgläubige Behälter für verdammte Seelen, auch war es nicht der Milton'sche Bezirk des Jammers und der traurigen Schatten; auch nicht die Halle von Eblis, wie in Beckford's Vathek; auch nicht, was sich von dem Styl meines damaligen Lesens eher erwarten ließ, Dante's Inferno mit der gräulichen Inschrift: Lasciate ogni speranza. Nein, es war die alte klassische Hölle, mit dem finstern Fährmann, von dem die Dichter schreiben, in dem vollen Anzug der Aeneide, oder vielmehr einem alten beschmuzten Kupferstich in Tooke's Pantheon. Ich fühlte nicht die mindeste Furcht; ich war ein bloßer Gast, obgleich körperlos. Wie unsere alten Schulfreunde, Ulysses oder Aeneas, befand ich mich blos auf einer Wanderschaft, zur Besichtigung höllischer Neuheiten. Ich kam über die dunkle Fluth in dem ledernen Boote, indem ich sie wie einen trägen Strom fließender Lava durchschnitt. Ich trat auf den brennenden Boden, und sah zwischen einer langen Reihe unregelmäßiger Feuer hindurch die schmelzenden Flüsse unauslöschlicher Flammen. Ich bemerkte die ganze alte Gesellschaft, bey welcher mich Dr. Drury zu Harrow eingeführt hatte *). Ixion auf seinem Rade, Sisyphus seinen endlosen Stein emporrollend, wie Southey nach endlosen, eben so nutzlos aufgepufften Quartobänden arbeitend, und zu einer eben so schnellen Umwälzung bergabwärts verdammt; Tityus mit seinen Geyern, und dieser erinnerte mich an England, mit seinen Städte-Lords **), welche beständig an seinen Eingeweiden zehren, während es immerfort hinschmachtet und nichts an seiner Verfassung zu leiden scheint, u. s. w. Da ich dem Ali Pascha vorgestellt worden war, so fürchtete ich mich nicht, mich Pluto zu nähern. Er saß schweigend da, welches ihm einen großen Vortheil über die meisten Könige gab, die ich zu kennen die Ehre habe, denn er vermied es dadurch, Unsinn zu sprechen. Und neben ihm saß seine Gemahlin; blaß, schwarzhärig, mit trübem Auge und ehelichem Abscheu gegen ihren Herrn und Gebieter; sie sah aus, als wenn ihr ein irdischer Liebhaber nicht zuwider seyn würde. Ich näherte mich ihr, wie mich dünkte, auf's artigste, und indem ich mich ehrfurchtsvoll, mit meiner Rechten mit einer Art von Andacht auf der Brust liegend, vor ihrem Throne verbeugte, rief ich: „Heil Proserpina!“ und indem ich so sprach, erwachte ich....“ Der John Bull (so heißt das neue Magazin) versichert, daß es mehrere vollkommene Exemplare von dem Werke gäbe, welches wahrscheinlich entweder ganz, oder doch stückweise erscheinen dürfte. Ich weiß nicht, ob es zu wünschen ist. — Der Leichnam des edeln Dichters ist in Begleitung des Obristen Stanhope hier angekommen, und wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, in der Westminsterabtey beygesezt werden; ich habe aber noch nichts Näheres darüber erfahren können.

Da ich eben von Schriftstellern rede, muß ich auch einer sonderbaren und unglücklichen Begebenheit eines Mannes erwähnen, welcher sich in diesem Fache einigen Ruhm erworben, nämlich Kapitän Mac Donnaugh, der Verfasser des englischen Hermiten. Dieser hatte das Unglück, in Gesellschaft eines Freundes, Namens Druid, mit einem Landmanne in einem Gasthofe zusammenzutreffen, mit dem sie bis gegen Morgen tranken, und dann nach einem andern Theile der Stadt fuhren. Hier vermißte der Landmann seine Uhr, und Druid zog sie aus der Tasche und gab sie ihm; aber jezt vermißte er auch sein Taschenbuch, in welchem sich hundert Pfund in Banknoten befunden haben sollen. Druid wollte anfangs nichts davon wissen, als man es aber bey ihm fand, und zwar ohne die Noten, so erinnerte er sich, daß der Landmann sie ihm aufzuheben gegeben, ohne sie geöffnet zu haben. Dieses aber wird von diesem geläugnet, und der Kapitän wurde sammt seinem Freunde als Diebe in's Gefängniß geschickt, um in der nächsten Session gerichtet zu werden. Indessen ist zu bemerken, daß die ganze lustige Gesellschaft stark benebelt war, und der Landmann im Laufe der Nacht einmal die Wirthsstube in Begleitung einer Lustdirne verlassen hatte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Bekanntlich war Lord Byron zu Harrow erzogen worden.
Uebers.

**) Borough-Lords, Borough eine Landstadt, gewöhnlich das Eigenthum irgend eines Großen, der durch seinen Einfluß einen Jeden in's Parlament schicken kann, den er nur immer mag.
Uebers.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 187.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 5. August 1824.

Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist.
Schiller.

Eingemachte Lesefrüchte.

Ordnung und Verbindung.

(Fortsetzung.)

Wenn aus einer gegebenen Anzahl von Dingen die möglichen Binionen gefunden worden sind; so findet man die möglichen Trinionen, wenn man jedes Ding Einmal mit jeder Binion combinirt, in welcher es nicht schon enthalten und zu welcher es nicht durch eine frühere Combination bereits gekommen ist. Das ist für sich klar, es folgt aus dem Begriff der successiven Combination. Nun betrachte man folgenden, aus den sechs gegebenen Buchstaben a, b, c, d, e und f, gebildeten Binionentriangel.

ab, ac, ad, ae, af,
bc, bd, be, bf,
cd, ce, cf,
de, df,
ef.

Hier sind die 15 Binionen, welche unter den 6 Buchstaben a, b, c, d, e und f möglich sind. Läßt man die *oberste Horizontalreihe* weg; so stehen, gleichfalls in *Triangelgestalt*, diejenigen 10 Binionen da, welche ohne a, *also* unter 5 Buchstaben (b, c, d, e und f) gebildet werden können. Die unter 4 Buchstaben (c, d, e und f) möglichen 6 Binionen zeigt der kleinere Triangel, welchen die drey letzten Zeilen bilden; der noch kleinere enthält die unter 3 Buchstaben (d, e und f) möglichen 3 Binionen; und die, nach unten gekehrte Spitze des ganzen Triangels giebt die einzige Binion an, welche unter 2 Buchstaben (e und f) möglich ist. Soll nun a, welches in der ersten Reihe herrscht, i. e. in allen Gliedern derselben enthalten ist, conternirt werden mit allen Binionen, in denen es nicht schon enthalten ist; so muß es conternirt werden mit den 10 Binionen des ersten Subtriangels, und es entstehen demnach soviel Trinionen, als es unter $6 - 1\ (= 5)$ Buchstaben Binionen gab, nemlich die 10gliedrige Reihe

abc, abd, abe, abf, acd, ace, acf, ade, adf, aef.

Soll ferner b conternirt werden mit allen Binionen, in denen es nicht schon enthalten, und zu welchen es nicht durch die frühere Combination (durch die Conternation von a) gekommen ist; so kann es nur conternirt werden mit den 6 Binionen des zweyten Subtriangels: denn im ersten Gliede der ersten Reihe, und in allen Gliedern der zweyten ist es schon befindlich, und zu den übrigen 4 Gliedern der ersten Reihe ist es gekommen, als a mit der zweyten Reihe conternirt wurde. (Ob nemlich a zu bc, bd, be, bf, oder b zu ac, ad, ae, af genommen wird, das gilt gleich, es entstehen in beyden Fällen die nämlichen Trinionen.) Wird nun b mit den 6 Binionen des zweyten Subtriangels conternirt; so entstehen nothwendig eben so viel Trinionen, als es unter $6 - 2\ (= 4)$ Buchstaben Binionen gab, nämlich die 6gliedrige Reihe:

bcd, bce, bcf, bde, bdf, bef.

Soll demnächst c conternirt werden mit allen Binionen, in denen es nicht schon enthalten, und zu welchen es nicht durch eine frühere Combination (durch die Conternationen von a und b) gekommen ist; so kann dies wiederum nur geschehen mit den 3 Binionen des Subtriangels de, df und ef: denn zu allen Binionen der Superreihen, in denen es nicht schon befindlich war, ist es gekommen durch die Conternationen von a mit bc, cd, ce, cf, und von b mit cd, ce, cf. Es entstehen demnach durch die Conternation von c soviel Trinionen, als es unter 6 — 3 (= 3) Buchstaben Binionen gab, nemlich die 3gliedrige Reihe:

cde, cdf, cef.

Ueberhaupt kann der Buchstabe, welcher in einer Horizontalreihe dominirt, niemals conternirt werden mit einer Binion in den Superreihen: denn entweder er ist schon darin enthalten, oder er ist bereits dazu gekommen, als die, in den Superreihen dominirenden, Buchstaben mit den Binionen conternirt wurden, in welchen er sich befand. Folglich kann auch d nur mit der lezten (untersten) Binion conternirt werden, e aber, und f, mit gar keiner. Es entsteht also nur noch Eine Trinion:

def,

und man hat für die 6 gegebenen Buchstaben folgenden Trinionentriangel.

abc, abd, abe, abf, acd, ace, acf, ade, adf, aef,
bcd, bce, bcf, bde, bdf, bef,
cde, cdf, cef,
def.

Seine Entstehung lehrt, daß in jeder Horizontalreihe die Anzahl der Trinionen gleich seyn muß der Anzahl der Binionen, womit der darin dominirende Buchstabe conternirt worden ist; und diese sämmtlichen Gliederanzahlen sind nichts anderes, als die Anzahlen der möglichen Binionen für 6 — 1, 6 — 2, 6 — 3, 6 — 4, i. e. für 5, 4, 3 und 2 Buchstaben. Da nun, wenn der Buchstaben mehr als 6 gegeben sind, der Trinionentriangel stets nach dem nemlichen Gesetze sich bildet; so leuchtet ein, daß die Anzahl aller Trinionen für eine gegebene Anzahl von Buchstaben (= n) gleich seyn muß der Summe aller Anzahlen von Binionen für 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 . . . n — 1 Buchstaben. Hat man also für eine Reihe von Anzahlen (2, 3, 4 . . . n) die möglichen Binionen berechnet, z. B.

1 Ding	giebt	0	Binion	
2 Dinge	geben	1	„	
3 „	„	3	Binionen	
4 „	„	6	„	
5 „	„	10	„	
6 „	„	15	„	
7 „	„	21	„	
8 „	„	28	„	u. s. f.

so findet man sehr bequem für jede beliebige Anzahl die möglichen Trinionen, wenn man die Binionen zusammen addirt, welche neben allen vorhergehenden Anzahlen stehen. Die Anzahl der Trinionen für 8 Dinge ist = 21 + 15 + 10 + 6 + 3 + 1 = 56, und für 6 Dinge = 10 + 6 + 3 + 1 = 20.

Da hätten wir denn abermals eine charmante Analogie. Die Anzahl der möglichen Binionen für n Dinge wurde gefunden durch Summirung aller ganzen Zahlen von 1 bis n — 1, sie war = 1 + 2 + 3 . . . . + n — 1. Jede ganze Zahl m aber drückt die Anzahl der Singulionen aus, welche daraus genommen werden können. Man findet also die Binionen für n Dinge, wenn man alle Singulionen für 1, 2, 3, 4 . . . n — 1 Dinge zusammen addirt. Und man findet die Anzahl der Trinionen, wenn man alle Binionen für 1, 2, 3, 4 . . . . n — 1 Dinge summirt, oder vielmehr nur für 2, 3, 4 . . . n — 1 Dinge, weil es für 1 Ding gar keine Binion giebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Abenteurers Benavides*).

Staatsumwälzungen sind die Treibhäuser des menschlichen Geistes und menschlicher Anlagen jeder Art; das Gute wie das Böse findet dann Gelegenheit, sich zu zeigen, zu entwickeln und zu schneller Reife zu gelangen. Viele, welche in dunkler Stille in ruhigern Zeiten bis ans Ende ihrer Tage den Pflug geführt oder hinter dem Schreibtische geschwizt haben würden, erscheinen dann als Helden und tiefe Staatsmänner, und Viele, die ihre übeln Neigungen sonst höchstens zum Pranger geführt haben würden, sterben jezt als außerordentliche Verbrecher auf dem Hochgericht. Von dieser lezten Gattung war Vincente Benavides. Er war der Sohn des Kerkermeisters in einer kleinen Stadt in der Provinz Conception in Chili, und würde wahrscheinlich in unbemerkter Stille seinem Vater im Amte gefolgt seyn, und seine wilde Herrschbegierde durch ein eisernes Regiment über die unglücklichen Gefangenen seines Kerkers befriedigt haben, hätten ihm nicht die Revolutionen seines Vaterlandes eine neue Laufbahn eröffnet, auf welcher sein außerordentlicher Hang zur Grausamkeit einen größern Spielraum fand. Er trat gleich bey der ersten Revolution in die patriotische Armee, in welcher er sich in Kurzem zum Grenadier-Sergeanten

*) Nach Kapitän Hall's Erzählung in seinem lezten Werke: Extract, from a Journal written on the Coasts of Chili, Peru and Mexico, in the years 1820, 1821, 1822. Edinburgh, 1824, wovon nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung eine Uebersezung erscheinen wird.

emporschwang. Ob aber für eine Gemüthsart, wie die seinige, in diesem Heere zu große Mäßigung herrschte, oder was für ein anderer Grund ihn vermocht haben konnte, er verließ die Verfechter der vaterländischen Unabhängigkeit, und ging zu den Royalisten über, welche, als gegen Aufrührer fechtend, keine Schonung kannten, allenthalben raubten und zerstörten, und alle Feinde, die ihnen in die Hände fielen, niedermachten. Blut war dort die Losung, und Benavides befand sich in seinem eigenen Elemente. Es fehlte aber wenig, so wäre er als ein unbedeutender Ueberläufer aus der Welt gegangen. In der Schlacht bey Membrillae von seinen Landsleuten gefangen genommen, sollte er am folgenden Tage vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und sein Schicksal schien nicht mehr zweifelhaft. Aber in der Nacht benuzte er die Aufmerksamkeit des Heeres auf die Vorbereitungen zu einem frühen Angriff, zündete das Magazin an, worin er eingesperrt war, und entkam glücklich zu den Spaniern. Hier fuhr er fort, sich durch seine Wildheit und Grausamkeit auszuzeichnen, bis er in der entscheidenden Schlacht bey Maypo, am 5. April 1818, seinen beleidigten Landsleuten abermals in die Hände fiel. Jezt schien ihn nichts mehr retten zu können. Als Ueberläufer zum Tode verurtheilt, wurde er mit einer Anzahl ähnlicher Verbrecher auf den Richtplatz geführet und niedergeschossen. Die Hingerichteten sollten nicht die Ehre des Begräbnisses genießen, und wurden daher an eine Stelle geschleppt, wo sie, auf einen Haufen aufgethürmt, den Geyern zum Fraß ausgesezt lagen. Auf dem Wege dahin gab der Unteroffizier, welchem dieses Geschäft aufgetragen war, dem Benavides, den er als den Mörder seines Bruders erkannte, noch einen Hieb in den Hals, ob er gleich schon, allem Ansehen nach, todt war. Er war es aber nicht: die Vorsehung, welche ihn, aus unerforschlichen Gründen, noch für längere Zeit zur Geißel seines Vaterlandes bestimmt hatte, hatte über ihm gewacht. In der Nacht arbeitete er sich unter dem Haufen von Leichnamen hervor, unter welchem er bisher als Scheintodter gelegen, und kroch zu einer benachbarten Hütte, in welcher er eine menschenfreundliche Aufnahme fand und bald genaß.

General San Martin, welcher gerade damals seinen Zug nach Peru vorbereitete, und sich nach geschickten und unternehmenden Männern umsah, erfuhr, daß Benavides noch am Leben, ja Einige versichern, er habe sich dem General selbst angeboten; und da dieser seine Talente und seinen Muth kannte, so beschloß er, sich seiner zu bedienen, da ein Führer in solchen Zeiten auch das schlechteste Werkzeug nicht verwerfen darf, wenn es nur zur Erreichung seines großen Endzwecks dienen kann. Eine geheime Zusammenkunft um Mitternacht, zwischen San Martin und Benavides, auf dem großen Platze zu St. Jago, wurde verabredet, und das beyderseitige Signal war, daß ein Jeder dreymal Feuer schlagen sollte. San Martin fand sich daher allein, und blos mit einem Paar Pistolen bewaffnet, an der angewiesenen Stelle ein, und traf Benavides auf ähnliche Weise bewaffnet. Der General hatte hier eine lange Unterredung mit dem kühnen Menschen, welcher es unternahm, die araucanischen Indianer zu Paaren treiben zu helfen, bis die Expedition gegen Peru bereit seyn würde, wohin er San Martin begleiten sollte.

Benavides reiste zu seiner Bestimmung ab; aber kaum war der Elende an der Grenze angekommen, als er aufs Neue zum Feinde überging, und von dem spanischen General den Auftrag erhielt, den auf jener Seite schon erlöschenden Krieg aufs Neue zu beleben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leichtes Entsagen.

Wie ist's doch in der Fremde schön!
Wie hold sieht Alles aus!
Die Thäler frisch, und grün die Höhn —
Wie sehn' ich mich hinaus!

In reichen Städten zieh' ich ein,
Die Kunst wird dort geehrt:
Leb' wohl, süß Lied, gedenke mein,
Bis Frühling wiederkehrt.

Du wirst so bleich, du wirst so blaß,
Und siehst mich traurig an?
Dein Auge ist ja thränennaß?
Was hab' ich dir gethan?

Wenn um mein Geh'n die Thräne fließt,
Dann bleib' ich lieber hier:
Sobald dein Arm mich hold umschließt,
Trenn' ich mich nie von dir."

A.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Am 13. wurde Hr. O'Callaghan, der, wie es scheint, ein Schauspieler, aber als solcher von keiner besondern Berühmtheit ist, seiner Haft entlassen, indem der Monat, die ihm angesezte Zeit, verstrichen war. An demselben Tage hatten auch die Beamten der Grafschaft Surry eine Versammlung, wobey die Sache dieses jungen Mannes zur Sprache gebracht wurde.

nicht um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sondern damit die Beamten sich durch allerley Fragen an den Arzt und Oberaufseher des Gefängnisses und durch ihre Reden und Bemerkungen beym Publikum rechtfertigen könnten, bey welchem sie, wie sie selbst gestanden, in dieser Sache viel verloren. Einige nahmen's zwar in einem hohen Ton und meinten, wenn sie, wie bey dieser Gelegenheit, ihre Pflicht gethan, sie sich weder um das Publikum noch um die Presse zu bekümmern hätten; dennoch suchten sie dadurch, daß sie sich den Hrn. D. als einen Gaukler (Player) darzustellen bemühten, die Theilnahme des Publikums für ihn zu vermindern; und als ein Anderer bemerkte, daß Garrick, Kembel und Young auch Player's gewesen wären, so hieß es, ja, wenn ein Mann von Erziehung sich vergienge, so müßte man ihn härter bestrafen als andere. Indessen kamen doch die Herren überein, die Strenge ihrer Gefängnißregeln zu mildern, welche sie, wie es scheint, erst vor Kurzem, und in Folge eines neuen Gesetzes gemacht, dessen Sinn sie mißverstanden zu haben bekannten. Also hat doch die Preßfreyheit, wodurch diese Sache vor's Publikum, vor's Parlament, vor die Regierung und vor diese Friedensrichter selbst, woran gewiß die meisten, als sie jene Verordnungen billigten, an kein Böses dachten, gekommen, nicht immer schlimme Folgen. Es läßt sich denken, daß in einem Lande, wie dieses, die Gerichtshöfe zu mancherley lächerlichen Auftritten Anlaß geben. So wurde vor Kurzem bey der königlichen Bank um einen Befehl an den Pfarrer von Glamorgan angehalten, einen Kirchenvorsteher zu ernennen. Es wurde dagegen angezeigt, daß die ganze Gemeinde des guten Pfarrers aus einer alten Wittwe und zwey ehrlichen Taglöhnern bestand, und daß der Gatte der Wittwe ehemals das Vorsteheramt verwaltet hatte, welches seit seinem Tode unbesezt geblieben. Da der Gerichtshof zu wissen wünschte, welche Unbequemlichkeit aus dem Mangel an einem Vorsteher entstünde, so fiel die Antwort, daß keine andere Unbequemlichkeit daraus entstünde als für den Kanzlisten des Konsistorialgerichts, welcher bey der Ernennung eines jeden Kirchenvorstehers — gewisse Sporteln zu empfangen habe! — Die Forderung ward natürlicher Weise abgewiesen. Gestern aber ereignete sich in demselben Gerichtshofe ein ernsthafterer Auftritt. Ein Advokat widersprach nämlich dem Richter, und dieser drohte demselben, ihn in's Gefängniß zu schicken, wenn er beharre. Jener aber beharrte und ward nicht in's Gefängniß geschickt, und so endigte sich für jezt die Sache.

Unter den mancherley Handelsgesellschaften, die sich hier gebildet, ist eine, welche es übernimmt, Leinewand durch ein Dampfmaschinenwerk zu waschen. Die Waschweiber wollen beynahe darüber verzweifeln und drohen Aufruhr.

Folgendes Anekdötchen wird als ganz zuverlässig erzählt. Die westindische Hafengesellschaft lud vor Kurzem die Minister zu einem Fischschmause in einen Gasthof nach Greenwich, in der Hoffnung, von Hrn. Canning eine Vorlesung über die Handelsfreyheit u. s. w. zu erhalten. Hr. C. aber schien es nachgerade müde geworden zu seyn, in Gasthöfen politische Vorlesungen zu halten, und als man seine Gesundheit ausgebracht, und er aufstand und Alles nun mit offenem Munde auf den Orakelspruch wartete, sprach er: „Fische trinken viel, und sagen nichts; und dieses ist eine Fischmahlzeit; je weniger also gesagt wird, desto besser — darum trinke ich Ihrer Aller Gesundheit!" — Man hat die Oekonomie eines der ersten hiesigen Spielhäuser entdeckt, und den Eigenthümer um eine Buße von 80,000 Pfund Sterling angeklagt. Der Prozeß wird nächstens vorkommen, und man hat mehrere Standespersonen als unfreywillige Zeugen geladen, und das Publikum erwartet die Enthüllung mancher interessanten Geheimnisse. Mehrere der Herren hatten, wie es scheint, Unrath gemerkt, und man mußte zur List und Verkleidung seine Zuflucht nehmen, um ihnen die Vorladungen als Zeugen eigenhändig überliefern zu können. Die Einrichtungen in diesem Spielhause sollen alle auf's prächtigste seyn, und es wurde kein Spieler zugelassen, der nicht entweder zu einem der bekannten vornehmen Klubs gehörte, oder für den nicht ballotirt worden war.

Von dem Drama wüßte ich Ihnen nichts Neues zu sagen. Die Sgra. Pasta und de Begnis, welche eine Zeit lang einen Streit miteinander gehabt, haben so weit Frieden geschlossen, daß sie beyde in Romeo und Julietta mitgespielt, und zwar Beyde mit sehr großem Beyfall. Ueberhaupt gefällt dieses Stück und Zingarelli's Musik sehr, und dürfte dazu dienen, etwas von dem Ruhme Rossini's abzubrechen. Indessen versichert man, daß seine Semiramide noch diesen Sommer hier gegeben werden soll. Mad. Catalani ist für vier Nächte in Drurylane engagirt. Sie sang gestern Abend dort, schien aber sehr unpaß. Diese Dame wird so übergut bezahlt, daß es zu befürchten ist, sie strenge sich zu sehr an.

Der König und die Königin der Sandwichsinseln sind beyde an den Masern gestorben. Die leztere wurde, nachdem ihr Sarg drey Tage lang auf dem Paradebette ausgestellt war, in der St. Martinskirche beygesezt. Der Leichnam des Königs steht ebenfalls drey Tage ausgestellt, und wird dann neben den seiner Gattin gestellt werden, bis sich eine Gelegenheit findet, beyde nach ihrem Vaterlande zurückzuschicken. Um den Sarg her hängen des Königs Kriegsmäntel, sein Speer stehet beym Kopfe, auf dem Sargdeckel liegt ein goldenes Schwert, welches er auf seiner Reise hierher vom Kaiser von Brasilien zum Geschenk erhalten, und der Fußboden seines Gemaches ist mit Rosenblättern bestreut; die eigentliche Ursache der Reise dieses königlichen Paares hierher ist unbekannt. Fast das ganze Gefolge liegt an derselben Krankheit darnieder.

Ein Herr Vallana schlägt ein Transportmittel vor, das, wenn es wirklich ausführbar seyn sollte, von den größten Folgen werden müßte. Er schlägt nämlich eine eiserne Röhre von 11,5 Fuß vor, in welcher eine Maschine angebracht werden soll, welche die Röhre beynahe ausfülle. Durch das Auspumpen der Luft vor dieser Maschine und das Einlassen derselben hinter ihr, meint er nun, müßte diese Maschine, mit einem Gewicht von 2008 Tonnen in dem Maaßstabe von 300 englischen Meilen in einer Stunde forttreiben. Die Wirkung, rechnet er, würde der von 4125 Pferden gleich kommen; und da ein Kanal in England, auf's billigste berechnet, 6000 Pfund die Meile zu stehen pflegt, so hofft er, daß selbst die erste Anlage einer solchen Röhre weit wohlfeiler seyn müßte, als das Graben eines Kanals, während die Fortschaffung von Waaren auf Kanälen 75 Mal höher zu stehen komme, als nach seinem Plane. Was ich weiter über diesen Riesenplan erfahren kann, werde ich Ihnen unverzüglich mittheilen.

Man berichtet von Calcutta, daß vor Kurzem 26,000 Menschen beschäftigt gewesen seyn sollen, einen Kanal zwischen Saigon in Cochin-China und Cambodia zu graben. Der Kanal, heißt es, soll 23 englische Meilen lang, 28 Fuß breit und 12 Fuß tief, und innerhalb sechs Wochen vollendet worden seyn, wobey aber das Leben von 7000 Menschen geopfert worden seyn soll. Auf diese Weise war es, daß die despotischen Monarchen des Alterthums die Prachtwerke zu vollenden vermochten, welche jezt unser Erstaunen und unsere Bewunderung erregen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. August 1824.

Es spricht der freche Bösewicht:
Ich bin durch mich geworden.
Und macht die Welt zum Hochgericht.
Und lüstet nur nach Morden.
Und ruft in seinem eiteln Wahn:
Die Länder sind mir unterthan.
Ich bin der Herr der Erde!

E. M. Arndt.

Geschichte des Abentenerers Benavides.

(Fortsetzung.)

Es ist merkwürdig, daß die Aracauner, welche die Spanier nie haben gänzlich überwinden können, und welche von der ersten Eroberung des Landes an fast beständig im Kriege mit denselben verwickelt waren, jezt, da die Kolonisten sich unabhängig erklärten, die treuesten Bundesgenossen ihrer alten Unterdrücker gegen dieselben wurden; vielleicht in der Hoffnung, durch diesen Krieg beyde los zu werden. Von den ausgetriebenen Spaniern verlassen, und wahrscheinlich des langen Kampfes müde, haben sie zwar vor Kurzem mit der Republik Friede gemacht; damals aber kämpften sie noch mit der wüthendsten Erbitterung gegen dieselbe, und freuten sich daher, als sich ein so erfahrener und beharrlicher Mann, wie Benavides, zu ihnen gesellte, und es währte auch nicht lange, bis er einen solchen Einfluß bey den Wilden erlangte, daß sie ihn zu ihrem Anführer erwählten. In kurzer Zeit hatte er eine bedeutende Macht beysammen, womit er die südliche Grenze Chili's, welche sich an dem rechten Ufer des Biobio hinzieht, verheerte, welches die Chilianer gerade damals um so weniger zu verhindern vermochten, da sie aller ihrer Streitkräfte gegen Peru bedurften, dessen Befreyung von spanischer Herrschaft ihnen das Wichtigste war. Die Greuel, die er bey diesen Streifzügen verübte, würden unglaublich seyn, wenn sie nicht durch die öffentlichen Angaben der Republik bekräftigt wären. Sein Befehl an seine Guerilla-Führer war: „jeden Insurgenten umzubringen,“ und er selbst gab ein solches Beyspiel von Grausamkeit, daß nirgends, wo diese wilden Banden hinkamen, ein Stein auf dem andern, und ein Chilianer, der ihnen in die Hände fiel, am Leben blieb; ja selbst Weiber, Kinder und Greise wurden mit kaltem Blute ermordet, damit sie nicht die Richtung ihrer Züge verrathen könnten. Eine der ersten Thaten, womit dieser Wütherich seine Blutbahn bezeichnete, war folgende. Er hatte einen Offizier, Namens Riveros, mit einem Kommando von vierzehn Gemeinen, gefangen genommen. Man hielt es für rathsam, diesen Offizier für die Gattin des Benavides auszuwechseln, welche damals zu Conception gefangen saß, und sandte zu diesem Ende den Lieutenant Don Eugenio Torres als Parlamentär an ihn ab. Benavides willigte in den Vorschlag ein, konnte es aber nicht über sich gewinnen, eine Gelegenheit zum Blutvergießen ungenuzt zu lassen. Er sandte demnach Riveros allein zurück, und als er erfahren, daß seine Frau ihrer Haft entlassen, ließ er den Lieutenant Torres und die vierzehn Soldaten ermorden, und zwar gleich nachdem er den erstern mit sich hatte zu Nacht speisen lassen. Zuweilen befahl der chilianische Oberbefehlshaber, in der Hoffnung, dem schrecklichen Blutvergießen dadurch ein Ende zu machen, Repressalien zu gebrauchen. Zuweilen wieder bot man Allen, die sich ergeben wollten, volle Verzeihung an, und hielt dieses Versprechen selbst gegen die grausamsten unter seinen Banden. Aber nichts vermochte die Wuth des Benavides zu mindern. Am 23. September 1820 nahm er einen Offizier,

Namens O'Carrol, gefangen, und ließ ihn auf der Stelle niederschießen. Am 26sten desselben Monats griff er den General Alcazar am Ufer des Flusses Laja an. Der General hatte nur drey- bis vierhundert Mann bey sich, und mußte, trotz der tapfersten Gegenwehr, am folgenden Tage kapituliren. Benavides hatte Allen, die sich unbewaffnet ergeben würden, die Erhaltung des Lebens zugesichert; dessen ungeachtet ließ er die Offiziere, ohne ihnen Muße zur religiösen Vorbereitung zu erlauben, erschießen, und übergab den General, nebst dreyhundert Familien, die sich auf die Insel Laja geflüchtet hatten, den Indianern zum Niederstechen. Nur eine einzige Person, ein Mönch, Namens Castro, entkam diesem schrecklichen Blutbade.

Seine glücklichen Streifereyen in Chili gaben ihm am Ende ein so großes Ansehen bey den Aracaunern, daß er anfing, sich als einen großen Monarchen zu betrachten, und auf den Gedanken fiel, auch eine Flotte zu haben. Die Mittel, welche er hierzu anwandte, waren eines Benavides würdig. Mit Hülfe seiner eben so gewissenlosen Gefährten bemächtigte er sich mehrerer neutralen Schiffe. Das erste war das amerikanische Schiff, der Held, welches er bey Nacht überraschte, da es an der Küste vor Anker lag. Das zweyte war die Herselia, eine amerikanische Brigg, welche zum Seehundsfang bey der Insel Santa Maria, der Stadt Aranco gegenüber, angelegt hatte. Die Kapitäns und die Mannschaft wurden ausgeplündert, und am Ende gezwungen, in dem Heer des Räubers zu dienen. Ungefähr einen Monat nachher bemannte er die Herselia, theils mit seinen eigenen Leuten, theils mit der dazu gehörigen Mannschaft, und schickte sie nach Chiloe, um von den Spaniern Beystand zu begehren. Die Führung des Schiffes übergab er dem Steuermann, welchem er andeutete, daß sein Kapitän und alle seine übrigen Landsleute sterben müßten, wenn er nicht ehrlich wieder zurückkäme. Diese Warnung hatte ihre Wirkung; die Brigg kam zurück, und brachte einen Vier-und-zwanzigpfünder, vier Sechs-pfünder und zwey leichte Feldstücke, nebst Munition, eilf spanische Offiziere und zwanzig Soldaten mit, begleitet von dem schmeichelhaftesten Belobungsschreiben vom spanischen Statthalter an den elenden Räuber. (Der Beschluß folgt.)

Eingemachte Lesefrüchte.

Ordnung und Verbindung.

(Fortsetzung.)

Meine Gäste müßten wenig wissen von der Consequenz, welche in der mathematischen Gesetzgebung herrscht, wenn sie noch daran zweifeln könnten, daß auf eben diese Weise die Quatrionen für n Dinge aus den Trinionen gefunden werden, nemlich durch Summirung der Trinionen für 3, 4, 5, 6 . . . . n — 1 Dinge. Ich kann ihnen dies hier freylich nicht so ausführlich beweisen, wie ich in Hinsicht der Trinionen gethan habe; aber sie werden es von selbst einsehen, wenn sie bedenken, daß aus obigem Trinionentriangel auf eben die Weise ein Quatrionentriangel entstehen muß, wie sie den Trinionentriangel aus dem Binionentriangel haben entstehen sehen. Man findet alle möglichen Quatrionen, indem man jeden Buchstaben mit jeder Trinion conquaternirt, in welcher er nicht schon enthalten, und zu welcher er nicht schon durch eine frühere Combination gekommen ist. Man kann a, welches in der ersten Trinionenreihe dominirt, nur mit den Trinionen des ersten Subtriangels conquaterniren. Das giebt soviel Quatrionen, als es Trinionen gab für n — 1 Buchstaben, nemlich 10. Man kann b, welches in der zweyten Reihe herrscht, nur noch mit den Trinionen der Subreihen conquaterniren. Das giebt der Quatrionen soviel, als es der Trinionen gab für n — 2 Buchstaben; also 4. Und man kann endlich c nur noch mit def conquaterniren, welches soviel Quatrionen giebt, als es für n — 3 Buchstaben Trinionen gab, i. e. Eine. Folglich ist die Anzahl aller Quatrionen für 6 Buchstaben = 1 + 4 + 10 = 15 (beyläufig = der Anzahl der Binionen, welche = 1 + 2 + 3 + 4 + 5 = 15 war).

Mit einem Worte, und Ein Wort so gut als tausend, das Combinationsgesetz bleibt sich gleich für alle möglichen Qnotionen. Die Anzahl der Xtionen (sprich Irtionen) für n Dinge ist jederzeit die Summe der (X — 1)tionen für 1, 2, 3, 4 . . . . n — 1 Dinge, die Irtion mag eine Binion oder eine Millionion seyn.

Um dies meinen Gästen recht anschaulich zu machen, setz' ich ihnen auf die Frühstückstafel eine kleine Quotionentafel, welche bis zur Omnion meiner Gäste, i. e. bis zur Duodecion reicht.

Singulionen:	Binionen:	Trinionen:	Quatrionen:	Quinionen:	Sextionen:	Septionen:	Octionen:	Nonionen:	Decionen:	Undecionen:	Duodecionen:
1											
2	1										
3	3	1									
4	6	4	1								
5	10	10	5	1							
6	15	20	15	6	1						
7	21	35	35	21	7	1					
8	28	56	70	56	28	8	1				
9	36	84	126	126	84	36	9	1			
10	45	120	210	252	210	120	45	10	1		
11	55	165	330	462	462	330	165	55	11	1	
12	66	220	495	792	924	792	495	220	66	12	1

Diese Tafel lehret, daß ein Frühstückskoch, welcher 12 Gäste hat, zwar nur 1 Duodecion, und nur 12 Singulionen, aber 792 verschiedene Quinionen und 924 verschiedene Sextionen speist, und daß ein Gastwirth bald zum reichen Manne werden würde, wenn ihn seine Gäste weder einzeln noch zusammen, sondern *Quotionen*weise bezahlten, jede verschiedene Binion, Trinion, ..tion besonders, oder wenigstens jede von denjenigen Quotionen besonders, deren *Exponent* der halben Anzahl seiner Gäste gleich ist. Denn *meine* Gäste werden bemerkt haben, daß zwar die Anzahl der Quotionen für n Dinge mit dem Exponenten wächst, aber nur bis dahin, wo der Exponent die halbe Anzahl der Dinge erreicht, wo er $= \frac{n}{2}$, oder, wenn n eine ungerade Zahl ist, wo er $= \frac{n}{2} - \frac{1}{2}$ wird, in welchem lezteren Falle die $(\frac{n}{2} - \frac{1}{2})$tionen und die $(\frac{n}{2} + \frac{1}{2})$tionen in gleicher Anzahl vorhanden sind. (Für 7 Dinge z. B. ist die Anzahl der Trinionen sowohl als der Quatrionen = 35, und 3 ist $= \frac{7}{2} - \frac{1}{2}$, $4 = \frac{7}{2} + \frac{1}{2}$). Das sieht sehr gelehrt, sehr algebraisch aus; aber desto einfacher ist der Grund, warum die Anzahlen der Quotionen von diesem Culminationspunkte an wieder in eben dem Maaße abnehmen, als sie bis dahin gewachsen sind. Man darf nur, um ihn einzusehen, die Operation des Combinirens so zu sagen *von hinten* machen oder betrachten. Es seyen die 7 Dinge a, b, c, d, e, f und g gegeben; so ist die *Omnion* eine *Seption*. Die Sextionen findet man, wenn man jedesmal einen *anderen* Buchstaben *wegläßt*. Das kann natürlich sovielmal geschehen, als Buchstaben gegeben sind, und folglich ist die Anzahl der möglichen *Sextionen* der Anzahl der möglichen *Singulionen* gleich. Die Quinionen findet man, wenn man jedesmal eine andere *Binion* wegläßt. Das kann sovielmal geschehen, als es unter 7 Dingen *Binionen* giebt; folglich muß die Anzahl der Quinionen der Anzahl der Binionen gleich seyn. Die Quatrionen werden gefunden, wenn man jedesmal eine andere *Trinion* wegläßt. Das kann sovielmal geschehen, als es in 7 Dingen *Trinionen* giebt; folglich ist die Anzahl der Quatrionen der Anzahl der Trinionen gleich. Ueberhaupt sind die Anzahlen zweyer Quotionen allezeit einander gleich, wenn die eine eben so weit von der *Omnion*, als die andere von der *Nullion* (s. oben) absteht. Daher jenes gleichmäßige Steigen und Fallen, und daher auch, bey ungerader Anzahl der gegebenen Dinge, das Solstitium vel quasi in der Mitte, welches bey gerader Anzahl der Dinge nicht statt finden kann, weil dann die $(\frac{n}{2})$*tion selbst* gleichweit von der Nullion und von der Omnion entfernt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

Die Lindner hat ihre Gastdarstellungen auf dem Theater an der Wien mit immer wachsendem Beyfall, so wie früher auf dem Hoftheater, gegeben. Man darf sagen, daß diese, mit seltenem Talent begabte Schauspielerin nicht nur in jeder Rolle, sondern gewöhnlich in jeder Scene die Theilnahme lebendiger aufzuregen pflegt. Wenn auch der kritische Kunstverstand diese oder jene dem Vorhergehenden nachsetzen möchte, so hat das doch in der Regel wenig oder keinen Einfluß auf die Zuschauer, im Genuß des Augenblicks. Man muß aber auch gestehen, daß so leicht kein Publikum das hiesige an Empfänglichkeit und Vermögen, die kleinsten Feinheiten und die leisesten Andeutungen zu erkennen, zu verstehen, und durch rasche Anerkennung zu belohnen, übertrifft. Die Gastspielerin hat zwar auf dieser Bühne keine achtzehn Darstellungen gegeben, wie früher festgesezt war, aber nicht viel weniger. Es mag ihr wohl an Zeit gefehlt haben, da man sie auf dem Hoftheater noch einmal erwartete. Die meisten Rollen wiederholte sie; am öftersten die Margaretha in Ifflands Hagestolzen, oder wie es hier benannt wurde; der Besuch auf dem Lande, und die Proberollen in dem kleinen, recht convenablen Schubladenstück gleiches Namens. Unter andern gab sie auch Käthchen von Heilbronn. Eine vorzügliche Leistung! das Bild der reinsten Unschuld und verklärter Liebe. Nichts wird mit Absicht — wenigstens scheint es so — hervorgehoben, und doch tritt Alles in den leichtesten Umrissen und den edelsten Gestaltungen hervor. In der Scene mit dem Grafen, wo Käthchen träumt, nehmen die Darstellerinnen gewöhnlich einen andern Ton an. Es mag schwer seyn, das zu vermeiden; ob es richtig ist, das soll hier nicht erwogen werden, wie es in diesem Fall geschah, so war es schön! — Hedwig, Toni, gehören auch unter die gegebenen Gastspiele. Die Hedwig mögen Einige nicht tragisch genug gefunden haben, wahr und naturgetreu, so viel die Dichtung es gestattet, kann man sie gewiß nennen. Dieser leztern gemäß verträgt die Darstellung allerdings eine gewisse theatralische Energie, welche diese Künstlerin sorgsam zu vermeiden pflegt, wie sie ihrem Gefühl auch widerstreben mag. Eine der trefflichsten Darstellungen, nicht nur in der Reihe der hier erwähnten, sondern auch in jeder andern Beziehung, war die als Lottchen Wollant in Claurens Lustspiel: das Vogelschießen. Um nicht von den einzelnen, aus dem lebendigsten und tiefsten Gefühl hervorgegangenen Zügen erst zu reden, und wie Vieles ließe sich darüber sagen! sollen nur die zwey Scenen vor der leztern Verwandlung eine besondere Auszeichnung erhalten. Uebrigens bildeten diese reichhaltigen und seelenvollen Kunstgebilde, jedes für sich und mit dem Uebrigen ein so harmonisches und zartverschmolzenes Ganze, daß man es nicht zerlegen darf, daß es nur beschaut und empfunden, nicht berührt seyn will, weil der duftige Farbenglanz wie auf den Flügeln eines Schmetterlings verschwindet. Ich werde gewahr, daß diese Notizen eine Art von dichterischer Miene annehmen; das ist freylich nicht mein Wunsch; wenn aber so oft ohne Sinn und Verstand von Bühnen-Heroen, Meister-Mimen, unübertrefflichen Talenten und bewunderten Genien, oder wie die schönen Floskeln alle heißen, worin kritisirende Herren und sogar kritisirende Damen sich selbst gefallen, in den Tag hinein gesprochen wird, warum sollte es mir nicht auch einmal gestattet werden, etwas stärkere Farben als gewöhnlich aufzutragen? — Jene Phrasen sind leerer Klingklang, und diejenigen, die sich nur auf Autoritäten, auf das blinde Gefühl und den Eindruck des Augenblicks berufen, haben Recht, wenn sie ihre empfindsamen Kunst-Deklamationen mit solchem Flitterkram und Zindelschmuck aufzustutzen suchen. Den Zuschauern entging auch die leiseste Nüancirung dieses wahrhaft schönen Spieles nicht — ich sage wahrhaft schönen Spieles recht mit Fleiß. Dieß zeugten die kaum unterbrochenen Aeußerungen herrlicher Theilnahme und des lautesten Enthusiasmus. Als der Vorhang schon zur Schlußverwandlung aufgezogen war, und die Gäste bereit saßen, ließ der stürmische Applaus nicht eher nach, bis die Darstellerin Lottchens noch einmal erschien.

bevor es ihre Rolle mit sich brachte. Schon den folgenden Abend trat sie auf dem Hoftheater in einer früher dort gegebenen Rolle wieder auf: nämlich als Louise in Kabale und Liebe, und wurde mit glänzender Auszeichnung empfangen. Die Vorstellung gewann dießmal noch ein erhöhtes Interesse durch Mitwirkung der Schröder als Lady Milford, die früher durch Unpäßlichkeit abgehalten wurde, Theil daran zu nehmen. Dann erschien die Gastspielerin im Testament des Onkels und in den Rosen des Herrn von Malherbes an Einem Abend; gerade an diesem war das Publikum weniger zahlreich als sonst versammelt. Die folgenden Gastspiele zogen die Zuschauer in desto größerer Zahl herbey, und die lezte füllte das Haus am gedrängtesten. Dieß ist Beweis genug, daß die Theilnahme immer höher stieg. Diejenigen aber, die den ebengenannten Vorstellungen beygewohnt hatten, konnten nicht Worte genug finden, um die Wahrheit — ich sage Wahrheit und begreife auch die Kunst darunter — und die natürliche Anmuth der Darstellung dieser Pauline zu lobpreisen. Sie meinten, es überträfe alles Andere dieser Art. Ich habe Zuschauer, die darüber zu urtheilen fähig sind, versichern gehört, daß sie seit der Unzelmann-Bethmann keine Schauspielerin gesehen hätten, die sie ihr mit größerm Recht in ähnlichen Leistungen an die Seite stellen möchten. Diesen stimm' ich bey, und lasse jeder andern Künstlerin den wohlverdienten Kranz; ungeachtet ich mir keine Stimme anmaße, vielmehr oftmals wünschte, daß ich sie gar nicht vernehmen lassen dürfte. Wenigstens darf ich mich damit entschuldigen, daß ich zuweilen in gewisser Hinsicht dazu berufen bin — was hier so viel wie aufgefordert heißen soll. Auch Susette erschien als ein gar liebliches Idyll der darstellenden Kunst. Käthchen von Heilbronn gab die Gastspielerin auch auf dieser Bühne. Endlich sah ich sie in den Proberollen und würde viel verloren haben, wenn ich diese Darstellung, so wie die frühere auf dem Vorstadttheater, versäumt hätte. Unter den fünf dargestellten Charakteren war keiner, der sich nicht durch eine bestimmte Individualität und Originalität ausgezeichnet hätte; nirgends das Gewöhnliche, aber auch nirgends Uebertreibung und Verzerrung, Alles rund, abgeschlossen, und im höchsten Grad gefällig; man darf diese Kunstgebilde Studien nennen. Das Frankfurter Schacherweib, wie es leibt und lebt! Man glaubt die nämliche gesehen zu haben, und wird sie in der bezeichneten Klasse hundertfältig wiederfinden. Hier war Alles Sprache der Natur; nicht nachgeäfftes jüdisches Geschnatter und Theaterjüdeley. Das preziöse Landfräulein, das sich engagiren lassen will — in welcher ungemein zarten Mischung von Kleinstädterey und Romanen-Empfindsamkeit erschien es hier! So sind, so waren sie, und so müssen sie auch seyn — rief Jeder aus. Dann der Kadett mit seinem leichten Anstrich von jugendlicher Renommisterey, den ganz eigenen Manieren, dem Pathos einiger Selbstgenügsamkeit, der sich besonders in der Deklamation kund machte, dem norddeutschen Accent, ohne bestimmten Provinzialismus, und in angemessener Uniform! — Das Non-plus-ultra war jedoch die Bauernmagd in oberösterreichischer Mundart — ein aus dem Leben gegriffenes idealisirtes Bild! Eine in ihrer Art ganz vollendete Darstellung! Der Glanzpunkt dieses lieblichen Gemäldes zeigte sich jedoch im Vortrag des Liedes. Wie schwer fällt einem oft das Loben, und wie schwer wird es hier, ohne Uebertreibung zu loben! — Die zahlreiche Versammlung war entzückt, das Lied mußte noch einmal rezitirt werden, und als der Schauspiel-Direktor, um die Sache einzuleiten, die Zurückkehrende mit dem Gruß bewillkommnete: „Du hast deine Sachen vortrefflich gemacht!" — bestätigte ein Sturm des Beyfalls dieses Kompliment, wie zuweilen der Theaterdonner Geisterworte zu bekräftigen pflegt. Das Lied selbst ist von Castelli, aus seiner Sammlung von Gedichten in österreichischer Mundart, die ausgezeichnet sind. Neu einstudiert soll es hier geworden seyn, so wie der Vortrag der ganzen Scene, da früher Kostüm und Ton der hier auftretenden Person verschieden waren. Mit dieser Vorstellung sollte die Reihe von Gastspielen schließen; und wirklich sagten Schauspielerin und Publikum einander herzlich Lebewohl. Den zweyten Tag nachher wurden die Theaterfreunde aber durch die Ankündigung, daß Mlle. Lindner, vielfältigen Wünschen zu genügen, noch in zwey Gastrollen auftreten werde, sehr angenehm überrascht. An demselben Abend wurden die Proberollen wiederholt; auch die Deklamation mußte repetirt werden, die Schauspielerin trug aber ein anderes, gleichartiges Gedicht mit eben so glücklichem Erfolg vor. Vorher gab sie die Rosine in Jurist und Bauer. Wenn die Physiognomie eines Charakters auch noch so große Aehnlichkeit mit andern hat, so gelingt es dieser Künstlerin durch eigenthümliche Züge, durch ein ganz eignes Spiel, dem Bilde einen so frappanten Ausdruck zu geben, daß es unter allen übrigen hervortritt. Was sie übergeht, oder absichtlich fallen läßt, kann für einen Beweis der Resignation und des Geschmacks gelten, der durch den kokettirenden Theaterputz, womit Andere solche Stellen ausstaffiren und markiren, nicht ersezt würde. Doch genug hierüber, um noch der lezten Gastdarstellung mit wenigen Worten zu erwähnen. An diesem Abend wurde Hermann und Dorothea wiederholt; hierauf folgte ein Seitenstück zu den Proberollen: der Beruf zur Kunst, oder die Talentsprobe. Dorothea trat den Zuschauern als ein liebes Bild voll edler Wahrheit und Natur entgegen, ohne das geringste Uebermaß in Ton, Haltung und Geberden ansprechend und zum Herzen sprechend. Wer mehr verlangte, müßte Dorothea sehen wollen, wie sie in dem idyllischen Epos vorkommt; die kann hier einmal vollständig nicht gegeben werden; was aber in dem Gegebenen Natur, die sich nie verläugnet, und Kunst, die sich hinter der Natur verbirgt, nur immer leisten können, wurde nicht vermißt. Die Talentprobe an sich selbst mißfiel; desto glänzender zeigte sich das Talent der Gastspielerin, und widerlegte sattsam jeden Vorwurf der Einseitigkeit, der sich hatte hier und da vielleicht vernehmen lassen. Der Grund eines solchen Urtheils liegt oft in der Ansicht. Die zulezt genannte Verkleidungsposse ist zum Unglück auch auf Rührung berechnet. Vieles ist zu gedehnt, und manche Figuren lassen sich nur durch äußerliche Zeichen unterscheiden. Vortreffliche Leistungen konnte man die Darstellung des Studenten mit seinen modernen und antiken Burschikositäten und Kommerschmanieren, so wie die folgende des idealistischen Phrasenkrämers, nennen. Die Gastspielerin wurde mehrmals nach dem Abgang und zulezt nach Endigung des Stücks, wie nach jeder vorhergehenden Darstellung, gerufen. Das Lob der Wahrheit und Natur — das erste, was man geben kann, hat Niemand ihr versagt, der sie gesehen hatte. Wenn man oft an kalt berechnete, verkünstelte und seelenlose, oder doch nur aus heterogenen, durch theatralischen Kitt verbundenen Theilen ängstlich zusammengesezte Kunstproduktionen so ungeheure panegyrische Hyperbeln verschwendet und sentimentalen Schnickschnack für Urtheil gibt, warum sollte man nicht hier die Stimme auch ein wenig mehr erheben? — Ich habe Kunstverwandte mit Enthusiasmus reden hören. Künstler werden selten vom Feuer der Bewunderung ihresgleichen ergriffen, es sey denn etwa, daß eine Künstlerin ihren Mann, oder ein Künstler seine Frau, oder Einer und der Andere sich selbst bewunderte — was aber auch wohl selten zu geschehen pflegt. Die Frankfurter Bühne besizt ein Kleinod in dieser Künstlerin, das dieses oder jenes Hoftheater ihr nicht lange lassen möchte, um den Werth seines eignen Künstlervereins dadurch zu erhöhen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 63.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. August 1824.

Willst du tiefer, inn'ger walten,
Als um dich die ganze Welt,
Was die tausendfach' Gestalten
Bindet und zusammenhält.

Tieck.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

IX.

Müssiggang, Grillenfang.

Die Minute ist verschwendet
Wo ich seufz' im großen Saal;
Seufzend, wenn das Nichtsthun endet,
Geh' ich aus dem Wald und Thal.

In dem Saal ein Grillenfänger,
Dem der Menschenwitz entgeht,
Wenn das Volk der Müssiggänger
Sich mit seinem Leben bläht.

Wahrlich! ihr geschäft'ges Leben
Ist für mich der blasse Tod,
Was sie nüchtern sich erstreben,
Ist ein Kornhalm ohne Schrot.

Wo ich bin ein Müssiggänger,
Geh' ich auf den Musengang,
Auf dem Gras den Grillenfänger
Lehren Grillen den Gesang.

In dem schönen grünen Grunde
Lieg' ich lange, liebe Zeit,
Und so wird die kurze Stunde
Auch für mich zur Ewigkeit.

Eingemachte Lesefrüchte.

Ordnung und Verbindung.

(Beschluß.)

Bis hieher hab' ich alle Sätze meiner Ordnungs- und Verbindungs-Lehre a priori deducirt. Selbst meine Quotionentafel ist a priori gemacht: ich habe die Singulionen für 1 bis n — 1 Dinge summirt, um die Binionen für n Dinge zu finden; die Binionen für 2 bis n — 1 Dinge, um die Trinionen für n Dinge auszumitteln u. s. f. Jezt muß ich aber, aus dieser Tafel heraus, einige Sätze a posteriori ableiten, wenn ich auf dem engen Raume der Orientstafel bis zur Quinterne im Lotto kommen will. Denn wo wollte der Raum herkommen zu einer apriorischen Quotionentafel, die bis zu den Quotionen unter 90 Dingen (Lottonummern) reichte? Ich muß meine Gäste mit einer Regel bekannt machen, nach welcher man für jede gegebene Anzahl von Dingen die Anzahl einer Quotion von gegebenen Exponenten berechnen kann, ohne zuvor alle Quotionen von kleineren Exponenten für alle kleineren Anzahlen von Dingen auszurechnen.

Wenn sie mit meiner apriorischen Tafel ein wenig experimentiren wollen; so werden sie finden, daß überall die Anzahl der Binionen für n Dinge dem halben Producte aus n in n — 1 gleich ist. $7 \times 6 = 42$ und $42 : 2 = 21$. $10 \times 9 = 90$ und $90 : 2 = 45$ u. s. w. Das hat seinen Grund in der Lehre von den arithmetischen Progressionen.

Die Grund- und Urprogression, welche von 1 anfängt und mit jedem Gliede um 1 wächst, hat die Eigenschaft, daß man die Summe der Glieder weniger das lezte findet, wenn man das lezte mit dem vorlezten multiplicirt, und das Product mit dem Producte aus dem ersten und zweyten Gliede ($1 \times 2 = 2$) dividirt. Jene Summe aber ist nun eben die Anzahl der Binionen für das lezte Glied, i. e. für soviel Dinge, als das lezte Glied Einheiten enthält. Sie (die Grund- und Urprogression mein' ich) hat aber auch noch die Eigenschaft, daß man für das lezte Glied die Trinionen findet, wenn man aus den drey lezten Gliedern ein Product macht (sie miteinander multiplicirt) und dieses mit dem Producte aus den drey ersten Gliedern dividirt. Z. B. $10 \times 9 \times 8 = 90 \times 8 = 720$, $1 \times 2 \times 3 = 6$, $720 : 6 = 120$, welches denn eben die Anzahl der Trinionen für 10 Dinge ist. Den Grund dieser Erscheinung kann ich hier freylich nicht entwickeln: denn ich soll kochen „für alle gebildeten Stände," und es giebt deren nicht gar viel, denen der binomische Lehrsatz, die Berechnung der Reihen von steigendem Exponenten, und dergleichen tiefsinnige Dinge mehr behagen möchten. Genug, jene wunderliche Eigenschaft der arithmetischen Urprogression ist da, und erstreckt sich auf alle Quotionen. Will man für 6 Dinge die Quatrionen berechnen, so multiplicire man mit einander die vier lezten Glieder, $6 \times 5 \times 4 \times 3 = 360$; man thue dasselbe mit den vier ersten, $1 \times 2 \times 3 \times 4 = 24$, und man dividire das erste Product mit dem zweyten, $360 : 24 = 15$: so hat man die Anzahl der Quatrionen. Multiplicirt man noch ein fünftes Glied, sowohl von hinten als von vorn ($360 \times 2 = 720$, $24 \times 5 = 120$), so giebt die Division ($720 : 120$) die Anzahl der Quinionen $= 6$. Mit einem Worte, wenn die Anzahl der gegebenen Dinge $= n$, der Exponent der Quotion $= m$ (also die Quotion eine m^{ione}) ist; so zähle man von der Reihe (Vertikalreihe) der Singulionen m Glieder von unten und m Glieder von oben ab; man multiplicire diese mit einander und jene mit einander, und man dividire das Product der untern Glieder mit dem Producte der oberen: und man hat die Anzahl der möglichen m^{ionen} für n Dinge gefunden.

Hier braucht man also gar kein Datum weiter, als die Anzahl der Dinge, um jede beliebige Quotion auszurechnen. Und nach dieser Regel werden meine Gäste finden, daß unter den 90 Lottonummern ($90 \times 89 \times 88 \times 87 \times 86$) : ($1 \times 2 \times 3 \times 4 \times 5$) = 43 Millionen 949 Tausend 268 Quinternen stecken. Davon wird Eine gezogen, nur wer diese Eine besezt hat, gewinnt eine Quinterne, und da frag' ich denn jeden verständigen Menschen, ob es billig ist, daß derjenige, welcher eine gewinnt, seinen Einsatz nur 100,000 mal bezahlt bekommt. Wenigstens 43 Millionenmal verlang' ich ihn, wenn ich eine Quinterne allein, ausschließlich der darunter begriffenen kleineren Quotionen, besezt und gewonnen habe; und hab' ich gar eine Quinterne von bestimmter Ordnung besezt; so verlang' ich die 43 Millionen Einsätze 120 mal, weil die gezogene Quinterne in 120 verschiedenen Ordnungen herauskommen kann.

Da das Lotto noch hin und wieder ein Ding in der Ordnung der Dinge (= Staatsverfassung) ist, und in derjenigen Combination oder Quotion vorkommt, welche man Finanzwesen nennt, und welche combinatorisch zu reden, sich immer mehr und mehr der ∞^{ion} (sprich Unendlichtion) nähert; so würd' es mir unendlich leid thun, wenn ich durch gegenwärtiges Frühstück meinen Gästen den Appetit zum Lotto verderben sollte. Ich will daher meine Ordnungs- und Combinationslehre auf dieses combinatorische Institut nicht weiter anwenden, und auch nicht auf die, ihm entfernter Weise verwandte, Klassenlotterie.

Ich will blos zum Schlusse noch aufmerksam darauf machen, daß die Welt nichts anderes ist, als eine ungeheure Omnion von Dingen, die eine unaussprechliche Anzahl von Ordnungen und von Quotionen aller ersinnlichen Exponenten geben, welche wieder ihre Ordnungen und Quotionen haben, sowohl im Raume, als in der Zeit. Wer nun berufen ist, in irgend einer Quotion der Welt, sey es eine Whistpartie, oder ein wissenschaftliches System, oder ein Staat, oder ein Welttheil, oder was man sonst will, zu ordnen und zu combiniren, dem wird es niemals Schaden bringen, wenn er weiß, was diese beyden Wörter eigentlich und ursprünglich bedeuten. Wenn ich daher ein König wäre, so würd' ich Niemand mit einer Organisation beauftragen, der mir nicht genau sagen könnte, wieviel verschiedene Zahlen, und was für welche, er mit den fünf Ziffern 2, 3, 6, 8 und 9 zu schreiben sich getraue; und alle meine Minister, alle meine Gesandten, müßten es auswendig wissen, daß unter 12 Gästen 66 verschiedene Piketparthien, 220 L'hombreparthien, und 495 Parthien Boston sich arrangiren lassen.

Der Jahrmarkt zu Pokhur.

Seitdem die Engländer in diesem Theil von Indien (Adshmier, Ajmeer) Fuß gefaßt, haben Europäer Gelegenheit gefunden, diesen Jahrmarkt zu besuchen, wo eine Menge Pferde, Ochsen und wollene Tücher verkauft werden. Pokhur heißt buchstäblich ein Wasser, und dieses, als ein berühmter hindu'scher Wallfahrtsort, bedarf keiner nähern Erklärung. Wasser wird in diesem Theil von Indien allgemein verehrt, und zwar wegen der außeror-

dentlichen Trockenheit, welche beständig hier herrscht. Und dieser elende Pfuhl, welcher dicht hinter einer niedrigen Bergkette, westlich von Adshmier, liegt, hat wahrscheinlich seine Berühmtheit von dem Umstande erlangt, daß sein Wasser niemals austrocknet. Die Legende des Orts behauptet, der Teich sey grundlos; und man sorgt dafür, daß Niemand seine Tiefe ergründe. Indessen soll dieß nur an vier Stellen der Fall seyn, und zwar eine jede nur von der Größe eines Kubfußes. Die Priester geben inzwischen zu, daß der König Akbar, bey seiner Wallfahrt nach Adshmier, auch Pokhur besucht, und das Wasser habe ergründen lassen; aber dieses wird nur darum erzählt, um versichern zu können, daß er keinen Boden gefunden, und daß seine Leine bis nach Pnetal gereicht haben würde, wäre sie lang genug gewesen. Die hier herrschende Gestalt des Siva ist die Charmukhi, welche so selten ist, daß man neulich die Frage aufgeworfen, ob sie wirklich irgendwo da wäre. Der älteste Tempel zu Pokhur ist der des Mahaden Linga, und ein jeder hieher kommende Pilger muß an diesem Altare opfern. Auf einem nahen Berge steht ein Tempel mit einem Bilde des Dabi, unter dem Namen von Pap Mochni, und Tag und Nacht sieht man das Volk dort in Haufen hinaufklettern, um sich weiß waschen zu lassen. Auch eine Moschee findet man hier, welche an der Stelle eines alten Tempels erbauet ist, und zwar auf einem Berge, welcher für einen der heiligsten der Gegend gilt. Der Vollmond des Monats Kartick schließt den Markt. In dem Augenblick des Vollmonds, ob solcher um Mitternacht oder um Mittag eintrete, eilt jeder Hindu im Orte nach den Ghauts (Bergen), und ist die Waschung vorüber, so ist weiter nichts mehr zu thun, und der Markt hört plötzlich auf. Fünf oder sechs Tage vor dem Vollmond füllt sich der Markt allmählig, und das hier zusammengetriebene Hornvieh ist vielleicht das schönste in Indien. Es wird aber sehr hoch verkauft, indem der Preis eines Paares schöner junger Ochsen im Durchschnitt auf 100 Rupien (ungefähr 12½ Louisd'or) zu stehen kommt. Man sieht indessen weniger von den ächten Nagore-Ochsen, sondern sie sollen meistentheils eine Zucht seyn, welche von der nagore'schen und mulwar'schen abstammt. Die Pferde, welche im vorigen Jahre weniger zahlreich waren, als sonst, sind vorzüglich von der Kattywar-Zucht, und im Durchschnitt munter, flink und schön; vielleicht wären ihnen nur etwas mehr Knochen zu wünschen. Die Menge der jungen Pferde von zwey bis drey Jahren ist sehr auffallend, und wer sich darauf verstünde, könnte deren für weniger als 200 Rupien das Stück kaufen, wofür ihm die Regierung in ungefähr einem Jahre die doppelte Summe bezahlen würde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Fortsetzung.)

Auf dem Theater an der Burg ist neu gegeben worden: das Haus Barcellona, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Rudolph vom Berge. Eine ziemlich alte Neuigkeit, doch war es vor einer Reihe von Jahren bereits auf dem Theater an der Wien in die Scene gekommen, hatte aber nicht gefallen. Hier wurde es günstig aufgenommen, wozu die gute Besetzung wohl das Wesentlichste beytrug; obgleich das Stück auch manches Gute hat, was noch mehr in die Augen fallen würde, wenn nicht Alles so durcheinander ginge. Bey der übertriebenen Anstrengung, etwas recht erstaunlich Tragisches zu liefern, etwas recht Schauderhaftes und Entsetzliches hinzustellen, muß man sich wundern, daß Manches nicht in das Komische fällt. Eine tragische Idee hat das Stück, aber keine tragische Haltung und keinen nothwendig tragischen Ausgang, denn das Umkommen fast aller handelnden Personen ist zwar traurig, auch gräßlich, wenn man will, aber nicht tragisch. So aufgeführt, wie hier, muß es viel gewinnen, und der Effekt, an dem es ohnehin nicht fehlt, noch mehr verstärkt werden. Anschütz trat in der Rolle des Grafen von Barcelona sehr glänzend hervor, und schuf sich eine wahre Paraderolle daraus. Es ist wohl Kunst, eine solche Natur in eine Rolle zu legen, worin eigentlich keine Wahrheit liegt. Etwas Verdienstliches muß jedoch ein Theatercharakter allzeit haben, wenn er eine gewisse Handhabung zuläßt, was oft andere, die sich mit einer recht auffallenden Physiognomie ankündigen, weniger oder gar nicht thun. Mit dem Bösewicht des Stücks ist das schon nicht der Fall; wiewohl auch diese Rolle sehr verdienstlich dargestellt wurde.

Auf dem Theater an der Wien — das nun durch keinen General-Sekretär, sondern durch einen Ausschuß dirigirt wird, worüber Manche, die ihre Freybillets eingebüßt hatten, frohlocken, wiewohl es Andern gleichgültig seyn kann, wenn nur jezt Alles besser geht — wurde der argwöhnische Liebhaber neu vorgeführt, unter dem Titel: „Leichtsinn, Einfalt, Eigennutz, und" — ich weiß nicht recht mehr, wie die Titel alle hießen, aber es folgte noch darauf ein oder: die Klienten. Nach Bretzners Doktor Flappert aufs neue bearbeitet. Das alte anspruchslos-lustige Stück machte sich auch in dieser Umkleidung ziemlich gut. Die komischen Charaktere, die das Lustspiel eigentlich tragen, nehmen sich freylich außer der Zeit und ihrer Heimath etwas fremdartig aus; übrigens ist im Gang der Begebenheiten nichts geändert worden. Der komisch-berüchtigte Baldrian hat seinen Namen vertauscht. Er ist freylich auch kein sächsischer Baldrian, wie er hier auftritt; ein östreichischer Komiker kann aber auch nichts daran verderben. Einige Rollen wurden gut gegeben; die wirklich feincharakteristische Rolle des Doktor Flappert gelang in der Entwickelung am wenigsten, wenn nämlich von den komischen die Rede ist. Neben Stücken, wie das Vorgeschriebene, der Bräutigam aus Mexiko, die nach dem D. Flappert ziemlich scharf hinzielen, kann sich das alte Lustspiel wohl noch zeigen; jene haben allerdings die frische Lebenskraft und die Modernität voraus. — Dort wurde noch kürzlich ein Drama: Das Gesetz zu (auf) Java, gegeben. Die durcheinander gerüttelten Begebenheiten drehen sich um den auf jener Insel bekannten Giftbaum, der nichts Lebendes in seiner Nähe duldet. Hierhin müssen die zum Tode Verurtheilten wandern, und erhalten Gnade, wenn sie mit dem Leben davon kommen. Ein Indier, der sein geraubtes Weib aus dem Harem des Nürnawerb befreyen wollte, wird verurtheilt, und tritt die Wanderung an. Unterwegs findet er seinen Vater, den verstoßenen, rechtmäßigen Besitzer der Herrschaft, wieder. Als er zurück kommt,

soll sein Weib, die sich dem Rajah nicht ergeben wollte, den Tod erleiden; der entschlossene junge Mann entreißt einem der Umstehenden seine Waffe und streckt den Rajah nieder; dann nimmt er im Namen seines alten Vaters mit seiner treuen Gattin Besitz von der Regierung. Das Alles macht sich ganz artig, es ist aber kein Grund darin; es stellt sich nur eben als ein Theaterstück so hin, an dem man keine andere verdienstliche Seite ausfindig machen kann. Einige Figuren haben seltsame Gesichtszüge, aber keinen Charakter und auch keinen Zweck. Auf einem Theater, wo alle Tage gespielt werden muß — mit unbedeutend geringer Ausnahme — kann man nicht lauter klassische, nicht einmal lauter g u t e Stücke fordern. Es ist wohl auch die Frage, ob das große Publikum mit lauter Meister- oder meisterhaften Werken recht zufrieden seyn, und nicht zuweilen ausdrücklich einige leichtern unterhaltende Stücke, ernsten oder lustigen Inhalts, fordern würde. Für derbkomische Unterhaltung wird natürlicherweise auf den Volksbühnen gesorgt; man will aber auch anderwärts dann und wann blos unterhalten seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, 27. Juli.

Mein Leztes war in solcher Eile, und unter einem so großen Drang von Geschäften geschrieben, daß ich Manches zu erwähnen unterlassen mußte, welches ich Ihnen hatte mittheilen wollen; unter andern das Resultat des Prozesses des Kapitän Macdonough und seines Gefährten, welcher, wie es sich zeigte, nicht Druid heißt, sondern sein eigner Sohn ist. Die gemachte Vertheidigung beschränkt sich darauf, daß sie bemerkt gewesen, daß Druid nicht gewußt, wie er zu der Brieftasche gekommen, in welcher höchst wahrscheinlich nie die Noten gewesen, welche der Mann verloren zu haben vorgab, besonders da dieser sie selbst belogen, und sich für ein Mitglied der Oxforder Universität ausgegeben, u. s. w. Auch wurde Zeugniß gebracht, daß der Mann vor Kurzem erst insolvent gewesen und als Lügner bekannt wäre. Die Namenverwechslung ward darin erklärt, daß Macd. Schulden halber sich hätte verbergen müssen, und sein Sohn, als er verhaftet wurde, der Familie den Schimpf ersparen wollte. Unter allen diesen Umständen wurden Beyde freygesprochen, und dem Ankläger der Ersatz seiner Unkosten verweigert — weil er einen so verrufenen Ort besucht, wie der, wo er die obigen Herren antraf?

Der arme Gourlay ist noch immer im Zuchthause, wo er, wie es scheint, als ein Staatsgefangener recht bequem gehalten wird, und sich damit die Zeit vertreibt, daß er seinen beyden Töchtern auf dem Lande im besten Humor, und ganz und gar nicht wie ein Wahnsinniger, von Allem, was sich mit und um ihn ereignet, schriftliche Nachricht gibt, und dann die Briefe in die Zeitungen einrücken läßt. Wie es scheint, ließ man ihn nach der Parlamentsvertagung frey und ungehindert aus dem Unterhause weggehen. Ein Polizeydiener folgte ihm aber auf dem Fuße, und nahm ihn eine kurze Strecke davon ganz in der Stille in Verhaft. Anfangs wollte man ihm den Verhaftsbefehl nicht zeigen, welcher, wie man versichert, auf die Klage des Hrn. Brougham wegen des von ihm empfangenen Peitschenhiebes ausgefertigt worden war, und der Polizey-Kommissarius, vor den man ihn brachte, ging in gar keine Untersuchung ein, sondern schickte den armen Mann geradezu in's Zuchthaus. Vor einigen Tagen fand die Session statt. Gourlay ward vor's Gericht gebracht, und verlangte, da kein Ankläger gegen ihn erschien, seine Freyheit. Jezt aber stand der Sachwalter der Krone auf, und verlangte, daß er, da ihn zwey Aerzte für wahnsinnig erklärt, dem Gesetze gemäß in Verhaft gehalten werden sollte, bis er Bürgschaft für sein friedliches Betragen zu leisten vermöchte. Der Präsident willigte ohne Umstände in dieses Verlangen, und erklärte dem Gefangenen, daß ihm keine andere Wahl bliebe, als die Bürgschaft zu leisten, oder sich mittelst eines Habeas Corpus-Befehls vor die Richter des Landes bringen zu lassen, und dort seine Befreyung zu verlangen. Gourlay aber sagte, er wolle durch keinen solchen Schritt die Ungerechtigkeit seiner Verhaftung als gerecht anerkennen, er wolle, wenn er müsse, wieder in's Gefängniß zurückkehren, damit die Nation das Tyrannische und Barbarische der bestehenden Gesetze kennen lerne. Merkwürdig ist es, daß die Oppositions-Journale zu allem diesem schweigen; wie groß würde der Lärm gewesen seyn, wenn Hr. G. ein ministerielles Mitglied gepeitscht hätte, und dafür von zwey Miethlings-Aerzten für wahnsinnig erklärt, und als solcher von der Regierung eingesperrt worden wäre! Man muß gestehen, die Opposition zeigt in diesem Falle ihre M e n s c h l i c h k e i t ein wenig sonderbar; besonders da ihr ehemals dieser Gourlay für einen sehr vernünftigen Mann galt, und die Regierung ist hierin gegen diese Opposition ein wenig zu gefällig.

Die Verbesserungen in London nehmen kein Ende. So eben ist die Grabung eines Fahrweges unter der Themse weg, eine kurze Strecke unterhalb des Towers, angefangen worden, welcher innerhalb drey Jahren vollendet seyn soll, und man geht mit der Absicht um, die beyden Ufer des Flusses, vom Tower bis nach Westminster hin, mit Quays zu versehen, welche hoch genug wären, um das Landen der Waaren unter demselben zuzulassen und auf demselben Häuser zu bauen. Könnte dabey auch eine Oeffnung bewirkt werden, welche den Anblick auf die St. Paulskirche nach dem Flusse hin öffnete, so dürfte sich London mit den schönsten Städten Europa's messen.

Der Freyschütz ist seit meinem Lezten noch jeden Abend gegeben worden, und zwar mit manchen Verbesserungen im Maschinenwerk sowohl als in der Vorstellung; aber es scheint, als wenn das englische Publikum die herrliche Musik nicht genug zu schätzen wüßte, um dem Stück den Beyfall zu zollen, den es verdient. Die Zeitungen sprechen zwar mit warmem Lobe davon, aber das Publikum bleibt kalt. Man versichert indessen, daß es eines der ersten bey der Wiedereröffnung von Coventgarden seyn soll, und zwar mit sehr großen Abänderungen, daß nichts als Webers Musik übrig bleiben solle. Immerhin! dabey kann es nur gewinnen.

Man zeigt jezt ein Meermännchen hier.

Auflösung der Charade in Nr. 183:

B e r g h e m.

C h a r a d e.

Man thut Eins beym Promeniren,
In Haus und Garten wird's gesteh'n;
In mancher Mühle geht's in Vieren,
Der Fechter kann's mit Ruhm bestehn.

Nach Zwey die Zahlung zu empfangen,
Ist angenehm. Von Groß und Klein
Wird auf dem Ganzen viel gegangen;
Als Münze gilt es allgemein.

Die aus Gotha eingegangene, mit C. B. unterzeichnete Auflösung der Streck-Charade in Nro. 123. des Morgenblattes kann nicht mitgetheilt werden, theils weil sie zu spät gekommen, theils weil sie unvollständig ist, indem der Auflöser den hominem platonicum außer Acht gelassen.

M.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 190.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 9. August 1824.

Vom Lenze verjünget,
Wie freut sich und singet
Die ganze Natur!
Es tönen die Wälder,
Es zirpen die Felder,
Es wirbelt die Flur!

L. v. E.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

X.

Wirthfrühling.

Schneeglöckchen aus der Erde guckten,
Neugierig, wie die Kinder sind,
Ob nicht schon Tulpenflammen zuckten,
Gefächelt von dem Morgenwind.

Des Gärtners Schaufel dreht die Erde,
Der Strahlenregen fällt hinein,
Der Winter wechselt die Geberde,
Und stirbt am Sonnenfreudenwein.

Der blaue Becher läuft ganz über,
Und Alles trinkt die goldne Flut,
Die Knospe streckt den Kopf herüber,
Dem Baume geht der Rausch ins Blut.

Trunkbolde nach der Zeit nicht fragen,
So machen's die Narcissen auch,
Die sich zur Sonnenschenke wagen,
Frühzeitig, nach der Trinker Brauch.

Die offnen Kelche in den Händen,
Umlagern sie den jungen Wirth,
Des Winters Zelt geht auf in Bränden,
Sein Glas zerbricht, die Scherbe klirrt.

Geschichte des Abenteurers Benavides.

(Beschluß.)

Bald nach der Unterstützung der Spanier an Kanonen und Schießbedarf kaperte Benavides den englischen Wallfischfänger, die Beharrlichkeit; und im folgenden Juli (1821) die amerikanische Brigg, der Ocean, welche mehrere tausend Flinten am Bord hatte. Dieser große Zuwachs an Schiffen, Waffen und Munition verdrehte dem Räuber den Kopf, und er dachte im Ernst daran, ein regelmäßiges Heer zu bilden, womit er gegen St. Jago marschiren wollte, während seine Flotte Valparaiso nehmen sollte. Die größte Mühe aber hatte er mit der Umwandlung der Matrosen in Soldaten, und nur durch die furchtbarste Strenge brachte er sie zuletzt dahin, daß sie die Muskete in die Hand nahmen und sich den kriegerischen Unternehmungen unterwarfen. Er verhinderte sogar eine Zeitlang das Ausreißen derselben; er ließ den Kapitän der Beharrlichkeit hinrichten, welcher zu entkommen gesucht hatte; und einen armen Matrosen, welcher über einem ähnlichen Versuch eingefangen worden war, ließ er in Stücke hauen, und den zerfetzten Körper, Andern zur Warnung, aufhängen.

Benavides, obgleich ein wildes Ungeheuer, war dabey doch ein verschlagener, thätiger und kräftiger Mann, welcher aus jedem Umstand Vortheil zu ziehen wußte. Dieß bewies er besonders in der Weise, wie er die Mannschaften und Frachten der geraubten Schiffe benuzte. Aus den

Wallfischspeeren und Harpunen ließ er Lanzen für seine Reiterey verfertigen, und aus den Segeln machte er Beinkleider für die Hälfte seines Heeres; die Zimmerleute mußten Bagagewagen machen und die Boote ausbessern; die Waffenschmiede beschäftigte er beständig mit der Ausbesserung der Flinten und Verfertigung von Lanzen u. s. w. Die Offiziere behandelte er ziemlich gut, ließ sie in seinem Hause wohnen, und fragte sie bey jeder Gelegenheit um Rath. So klagte er einmal gegen den Kapitän der Hersilia über den Mangel an Trompeten, weil seine Reiter sich nie für ächte Dragoner halten, und weder Mann noch Pferde ihre Pflicht thun würden, wenn sie kein Geblase hätten. Der Kapitän, welcher sich gern bey ihm einschmeicheln wollte, rieth ihm, sich dazu des Kupfers zu bedienen, womit die von ihm geraubten Schiffe beschlagen wären. „Wie konnte ich doch das übersehen?" rief der entzückte Anführer. Sogleich wurde das Kupfer von den Schiffen abgerissen, die Waffenschmiede unter seiner eigenen Leitung an die Arbeit gesezt, und noch vor Nachts hallte das ganze Lager von dem Schalle der kupfernen Trompeten wieder.

Es ist kaum zu begreifen, wie dieser Abenteuerer erwarten konnte, daß die in seine Dienste gezwungenen Amerikaner und Engländer ihm im Gefecht von irgend einem Nutzen seyn könnten, denn selbst auf dem Marsche ließ er sie von einer Wache zu Pferde begleiten, welche den Befehl hatte, einen Jeden niederzustoßen, welcher Miene zur Flucht machen sollte: auf diese Weise schleppte er sie nachher viele Meilen weit im Lande herum. Der Kapitän, welcher ihm den herrlichen Gedanken von den kupfernen Trompeten eingegeben, hatte dadurch so viel von seinem Zutrauen gewonnen, daß ihm ein weit größerer Raum zum Spazierengehen gestattet wurde. Natürlicherweise benuzte er diese Freyheit zur Beförderung seiner Flucht, und eines Tages bemächtigte er sich, nebst dem Steuermann des Schiffes Ocean, und Neun seiner eigenen Mannschaft, zweyer Wallfischboote, die man am Ufer des Flusses gelassen hatte, und ruderte davon. Vorher aber hatten sie die Vorsicht gebraucht, alle übrigen Boote zu versenken, wodurch sie einen bedeutenden Vorsprung erhielten, und die Insel Santa Maria erreichen konnten, ohne von den nachsetzenden Booten eingeholt werden zu können. Hier fingen sie einige Seehunde, von deren Fleisch sie sich kümmerlich ernährten, bis sie Valparaiso erreichten. Ihr Bericht vermochte den englischen Commodore, sogleich die Fregatte unter Kapitän Hall nach Arauco abzusenden, um, wo möglich, die englischen Matrosen zu retten, und der Kapitän unternahm es, sich auf gleiche Weise für die Amerikaner zu bemühen. Da Benavides sich aber zuweilen einen spanischen Offizier nannte, und, wenn es ihm beliebte, die spanische Flagge aufzog, (obgleich er gewöhnlich eine Flagge von seiner eigenen Erfindung, als Oberhaupt der unabhängigen Araucaner, führte), und auch von Chiloe aus Beystand erhalten hatte: so war es für eine neutrale Nation etwas kitzlich, sich in die Sache zu mischen; weßwegen der Kapitän Befehl hatte, die Gefangenen zu befreyen, wo möglich, ohne einen oder den anderen der kriegführenden Theile zu kränken.

Inzwischen aber war Benavides gegen die Chilier zu Felde gezogen; und ob es ihm gleich Anfangs glückte, große Verheerung an ihrer Grenze anzurichten, so wurde er doch am Ende geschlagen, und mußte mit den Trümmern seines Heeres nach Araucanien zurückfliehen. Dahin verfolgten ihn die Chilier. Die Stadt Arauco, welche aus 56 Häusern bestand, wurde von einer abgeschickten chilischen Flottille verbrannt, jedoch erst, nachdem Benavides die gekaperten Schiffe den Flammen übergeben, und die Seeleute mit ins Innere geschleppt hatte, so daß die englische Fregatte unverrichteter Sache zurücksegeln, und es den unglücklichen Seeleuten überlassen mußte, sich einzeln zu retten, so gut es ihnen gelingen wollte. Zulezt sah sich Benavides so sehr in die Enge getrieben, daß er im December 1821 sich dem Statthalter von Conception mit seinem Anhange zu ergeben erbot. Der General nahm großmüthig das Anerbieten an, und gab seiner Regierung Nachricht davon. Inzwischen aber schiffte sich der Verräther in ein kleines Fahrzeug an der Mündung des Lebo heimlich ein und entfloh, in der Absicht, mit einer Abtheilung des feindlichen Heeres sich zu vereinigen, welches er irgendwo an der Küste von Peru zu finden hoffte. Aber es war beschlossen, daß dieses seine lezte Verrätherey an seinem mißhandelten Vaterlande seyn sollte. Seine Verzweiflung machte sein Betragen in dem Boote so unerträglich, daß seine Gefährten froh waren, als sie der Mangel an Wasser zwang, in den Hafen von Topocalma einzulaufen. Am 1. Februar 1822 befahl er einem Soldaten, ans Land zu schwimmen, um sich nach Lebensmitteln umzusehen. Am folgenden Morgen landete er selbst, unter dem Vorwande, daß er einen Boten mit Depeschen von dem Statthalter von Conception an die Regierung zu senden habe. Der Soldat aber, welcher zuerst ans Land geschwommen, hatte bereits verrathen, wer er war; er wurde also ergriffen und den Gerichten überliefert. Es läßt sich denken, wie sein Urtheil ausfallen mußte; und am 23. Februar befreyte der Henkertod Chili von einem seiner gefährlichsten Feinde und grausamsten Bedrücker.

Der Schluß der oben angeführten Bekanntmachung ist von so eigener Art, daß ich nicht umhin kann, solchen hier beyzufügen: „Nach dem Urtheilsspruche vom 21. Februar war es verordnet worden, daß er (Benavides) am 23sten hingerichtet werden sollte, wodurch man ihm geflissentlich drey Tage gestattete, um die religiösen Tröstungen zu empfangen, welche dieser getreue Vasall Sr. katholischen Majestät dem General Alcazar, Don Gaspar Ruiz, Kapitän

O'Carrol, und allen den Offizieren des Coquimbo-Bataillons, und vielen Andern, verweigert hatte. Die Großmuth freyer Staaten findet sich nicht in den verderbten Herzen der Tyrannenknechte. Ein Jeder, welcher im Geringsten mit den Nationenrechten bekannt ist, weiß, daß im Kriege das Wiedervergeltungsrecht gleichmäßig auf beyde Partheyen Bezug hat, und daß es Chili vollkommen frey stehet, gegen die hochmüthigen Spanier für ihre Thaten gegen die Patrioten die vollkommensten Repressalien zu gebrauchen. Aber Se. Excellenz, der Ober-Direktor, von dem Wunsche beseelt, über das Vergangene einen Schleyer zu ziehen, hat befohlen, daß die Strenge des Gesetzes nur gegen Benavides allein in Ausübung gebracht, und daß das Leben seiner Nachfolger, obgleich dem Gesetz verfallen, geschont werden solle; auch dehnt er dieselbe Gnade auf Andere aus, die wegen ihrer Verbindungen mit dem Verräther, wo nicht gänzlich, doch beynahe, dieselbe Strafe verdient hätten."

Dieses merkwürdige Dokument schließt mit folgenden Knittelversen in großen Buchstaben:

Esos monstruos, que corgan consigo
El caracter infame, y servil?
Como pueden jamas compareerse
Con los Heroes del cinco de April?

(Jene Ungeheuer, welche einen schändlichen und knechtischen Charakter mit sich führen, wie können die sich vergleichen mit den Helden des fünften Aprils?)

Der 5. April, der Jahrestag der Schlacht bey Maypo, wird bey jedweder Gelegenheit angebracht, ob passend oder nicht.

Der verkappte Major.

Nicht lange nach der Schlacht von Trenton, in Jersey, zeigte sich ein Mann auf dem Ufer der Halbinsel Sandyhook, wo ein englisches Wachtschiff aufgestellt war, und machte mit einem schmutzigen Taschentuche ein Zeichen, an Bord desselben abgeholt zu werden. Er gab sich für einen hessischen Major aus, welcher in obiger Schlacht gefangen genommen, und sich aus der Gefangenschaft gerettet hätte. Seine Aufnahme war von der Art, wie ein Offizier von seinem Range sie erwarten durfte, und er ward ein Gast der großen Kajüte. Seine zerlumpte Uniform, welche er zur Erleichterung seiner Flucht gewählt haben mochte, sein grobes Hemd, und andere Zeichen eines niedrigen Standes, fielen dem englischen Kapitän nicht so sehr auf, als die Gemeinheit seiner Sitten, die sich kaum durch die Vermuthung, daß er sich schnell vom gemeinen Soldaten emporgeschwungen, erklären ließen. Wenn er z. B. des Morgens den Verwalter erblickte, so pflegte er von seinem Lager aufzuspringen, einen Schnapps zu fordern, und solchen auf die Gesundheit des King Schorsch hinunterzustürzen. Bey der ersten bequemen Gelegenheit schickte man ihn nach der Staten-Insel, wo ihm der Kommandant, General Stirling, die größte Aufmerksamkeit bezeigte, ihn mit feiner Wäsche und andern erforderlichen Bedürfnissen versah, um anständig im Hauptquartier zu New-York erscheinen zu können, und beym Abschiede sogar noch eine Handvoll halbe Dublonen darreichte, wovon der genügsame Major aber nur zwey nahm. Inzwischen hatte man den hessischen Kommissär zu New-York von seiner Ankunft benachrichtigt, und dieser meinte, es müßte irgend ein Irrthum in seinem Verzeichniß seyn, da in Folge eines eigenen Vertrages alle in der Schlacht bey Trenton gefangenen Ober-Offiziere zurückgesandt worden wären. Dieser aber stellte sich endlich bey ihm ein, und meldete sich als der — Tambour-Major des Grambach'schen Regiments.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Fortsetzung.)

Auf dem Theater am Kärnthnerthor ist wieder ein großes Ballet gegeben worden, das sich den Ballets, wie sie seyn sollen, schon etwas mehr als die gewöhnlichen nähert. Der Stoff ist allerdings sehr günstig, wenigstens dem Aeußerlichen, der Fabel nach; der geistige Theil, der innere Sinn, widerstrebt der choreographischen Darstellung desto mehr, dafür bieten sich aber Aequivalente dar, die ein geschickter Meister, der seinen Vortheil versteht, nicht leicht übersehen wird. Mit einem Wort, es ist die oft gefeyerte Psyche — so heißt das Ballet. Daß Amor hier nicht aus dem Spiele bleiben wird, versteht sich von selbst. Aber auch Venus und die Grazien, die Amoretten und die Götter der Freude, des Scherzes u. s. w. erscheinen, ein königlicher Hofstaat — die Geister der Nacht, Phöbus und die Horen, der Tartarus und die Eumeniden, endlich auch die Parzen — und zulezt der ganze Olymp. Venus wird durch Amor versöhnt, und der beflügelte Pastor fido — ein Ehrentitel, den wir ihm nur in Beziehung auf das Ballet beylegen wollen — empfängt für die Geliebte den Kranz der Unsterblichkeit, den er ihr auf das Haupt sezt. Die Geschichte ist in vier Abtheilungen und sehr ausführlich behandelt. Die Scenen zwischen Amor und Psyche sind glücklich zu mimisch-choreographischen Zaubereyen benuzt, und gaben besonders der Alles bezaubernden Brugnoli vollauf Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu verwenden. Manchen wird dieser Ausdruck zu nüchtern vorkommen, und ohne Zweifel hat es Mehrere gegeben, die Cupido's Rolle gern übernommen hätten, schwerlich aber mit so glücklichem Erfolg, wie Mlle. Torelli, die den wetterwendischen Charakter des kleinen Bogenschützen wohl studirt zu haben scheint. Er wird hier als Jüngling vorgestellt, sehr natürlich. Schön gedacht ist die erste Situation der beyden Liebenden, wovon der Eine unsichtbar, der Andeutung gemäß, zugegen ist, die Andre wenigstens durch Betasten sich einen Begriff von seiner Gestalt zu verschaffen sucht. Dieser neckische Kampf wurde auch von den Darstellenden lieblich ausgeführt. Dekorationen und Ausstattung überhaupt sind anmuthig und glänzend. Die Hauptparthie der malerisch-mechanischen Kunst-

leistungen zeigt sich nach dem ersten Abschied Amors von der Psyche, wenn die Nacht in Dämmerung übergeht, die Trauergestalten entfliehen, die Sterne erbleichen, Morgengrau und Morgenroth erscheinen, endlich Titan auf seinem Wagen, zulezt der Tag in seiner vollen Pracht, den Pallast des Liebesgottes hell bestrahlend. Die Orchesterbegleitung vermehrt noch den Effekt. Hierauf beginnt ein Schauspiel, in welchem die Tanzkunst alle Zaubermittel nach neuester Manier aufbietet, nämlich Alles, was Beinkunst, Armbewegungen, Attitüden und Gruppirungen vermögend sind. Die vorlezte Dekoration und Situation bietet manches Seltsame dar. Wenn Psyche nämlich auf Eingebung der neidischen, in der Gestalt ihrer Mutter sich ihr nähernden Venus, mit der Lampe und — mit einem Dolch, weil sie ihn für ein Ungeheuer hält — an das Ruhebett des schlummernden Amors getreten ist, ihn aufgeschreckt und er sie zornerfüllt verlassen hat, so verwandelt sich die Bühne in den Pallast des Pluto, der von Giganten getragen wird. Der vorderste dieser martialischen Herren, mechanisch beweglich, nach Art der Gliedermänner, streckt seinen Arm in die Höhe und langt die Liebesgöttin aus der Luft herunter. Nachher sieht man Psyche und die Furien, die unter Tanzgruppen das Leiden der gequälten Seele zu versinnlichen bemüht sind, indem sie ihr bald da bald dort die ehernen Klauen in die Glieder drücken. Dieß nahm sich das Erstemal ebenfalls sehr seltsam aus, wurde nachher aber etwas abgeändert. Die lezte Dekoration ist prachtvoll; die Musik aus verschiedenen Opern und andern Tondichtungen zusammengesezt, wie jezt gewöhnlich, schmiegt sich der Handlung oft mit vielem Glück an. Diese Art, Ballets zu komponiren, hat außer der Bequemlichkeit noch den Vortheil, daß bekannte Motive und Melodien der oftmals unzulänglichen Geberdensprache leichter zur Erklärung dienen. Das Ballet hat großen Beyfall erhalten, aber doch den Enthusiasmus nicht in solchem Grade erregt, wie die Fee und der Ritter. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, Juni.

Die ganze Richtung der Regierung Leo XII. geht mehr auf das Geistliche und Ausschließende, als auf das Weltliche und Vereinigende, wie die Pius VII., oder eigentlich des Kardinals Consalvi; dennoch treibt der Anstoß, welcher von Consalvi gegeben ward, noch einige Spätfrüchte. Der Platz der Porta del popolo wird ausgebaut, und zwar nach der Zeichnung Valadiers, welcher die Kunst erfunden hat, einem Kloster, einer Mauth, einem Gasthofe und einem Privathause dieselbe und noch dazu eine höchst geschmacklose Außenseite aufzudringen, so wie auch ein Ausstellungssaal für auszuführende Gemälde eigens erbaut wurde, um der Sakristey von St. Maria del popolo zum Gegenstücke zu dienen. Der Neptun Ceccarinis ist bereits auf die Fontaine gegen die Tiber hin aufgestellt, jedoch noch nicht aufgedeckt. Ich zweifle, daß er Roms und unserer Zeit würdig ausgefallen sey. Das Modell wenigstens versprach sehr wenig. Das Wasser zu den Fontainen ist noch nicht gefunden.

Der Platz vor dem Pantheon war bereits seit zwey Jahren von den Bänken der Fischhändler befreyt. Nun werden einige dem Einfallen nahe Häuser ausgebessert, und die Straße gegen die Magdalenenkirche durch Einreißen dreyer Häuser erweitert. Wenige Fremde wissen sich die gefährliche, und den Häusern schädliche Art zu erklären, mit welcher hier alle Façaden theilweise umgebaut werden. Eine neue Façade zahlt eine Steuer an die Kasse des Capitols. Daher wird Alles angewendet, um auch einer Hauptreparatur das Ansehen von Flickarbeit zu geben. Der Platz Colonna erhält durch die Erhöhung des Caffe delli Specchj eine bedeutende, der Corso, durch Verwandlung der Kirche delle Convertite in ein Hôtel garni, eine noch bedeutendere Verschönerung. Die Kirche diente seither zum Tabacksmagazin, und ihre halbfertige, in schlechtem Style aufgeführte Façade entstellte den lebhaftesten Theil des Corso.

Auch die französische Akademie und das Kloster Trinita de monti führen Futtermauern am Monte Pincio längs der Straße St. Sebastianello auf. Wir wollen hoffen, daß die Aufgabe der Akademie von St. Luca gute Früchte bringen, und das Wegwerfen bedeutender Bauwerke an Stümper verhüten werde. Sie hat den Brand von St. Paul und das Legat Consalvi's zur Veranlassung genommen, um für den ersten Architekturpreis die Restauration von St. Paul, für den zweyten die Façade von Araceli aufzugeben.

Der ältere protestantische Gottesacker wird gegenwärtig mit einem tiefen ausgemauerten und gepflasterten Graben umgeben. Die Kosten trägt eine Unterzeichnung, und die Angelegenheit wurde zunächst von dem preußischen Geschäftsträger Dr. Bunsen, dem würtembergischen Geschäftsträger Kölle, und dem englischen Arzte Dr. Clarke geleitet. Man fand den alten ostiensischen Weg beym Graben der Fundamente; er ging rechts von der heutigen Porta St. Paolo ab. Seine Richtung wird durch Einmaurung von Pflastersteinen bezeichnet werden. Denen, welche Freunde und Verwandte in dieser einsamen Ecke ruhen haben, dient zur Nachricht, daß für die Sicherheit der Denkmale und Reinhaltung des Bodens bestens gesorgt wird.

Der seltene Mann (Kardinal Consalvi), welchen uns der Tod entrissen hat, hätte es wohl um den Kirchenstaat, und um Rom besonders, verdient, daß sein Andenken geehrt würde. Da jedoch die Grundsätze der jetzigen Regierung von seinen bedeutend abweichen, und ein großer Theil des hiesigen Publikums eine angenehme Dämmerung dem Lichte vorzieht, und vorziehen muß, so ist nichts geschehen, was die Dankbarkeit der Römer beurkundete. Dagegen sind nun die Denkmünzen erschienen, welche von Girometti und Cerbara, auf Rechnung einer von der Herzogin von Devonshire und dem Freyherrn von Reden geleiteten Unterzeichnung, gefertigt worden sind. Die Erfindung ist einfach. Girometti's Denkmünze hat auf der Kehrseite eine Minerva mit einem Steuerruder und der Umschrift: Quo fas et gloria ducunt; Cerbara's Denkmünze hat die Umschrift: Viro immortali, de religione patria principe optime merito, ingenio fide constantia omnibus domi forisque carissimo, amici d. d. Roma 1824. Die Köpfe auf Beyden sind nach Thorwaldsen's Büste und ziemlich treu gefertigt, nur ist, im Verhältniß zur Erhabenheit der Arbeit, der Effekt nicht stark, und der Kopf ist zum Felde nicht groß genug. Hier stehen wir noch weit hinter den Cinquecentisten zurück; eine Umschrift allein auf der Kehrseite verähnlicht vollends eine Denkmünze mit den Schulmedaillen.

Durch die Bemühungen und mit Unterstützung Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern wird kommenden Herbst eine Ausstellung der Werke deutscher Künstler beginnen, und mehrere Monate hindurch fortgesezt werden. Copieen sind, wie billig, ausgeschlossen; ein Ausschuß wird über Aufnahme entscheiden und das Ganze leiten. Wenn man auf einer Seite bedauern muß, daß wenige große Bilder erscheinen werden und daß die Arbeit in Fresco gerade einige der bekanntesten Maler ausschließen wird, so ist es auf der andern Seite erfreulich, daß diese Ausstellung in mancher Hinsicht wirksam seyn wird. Sie wird auf Selbsterkenntniß, und auf richtigere Schätzung der, in Manier und Modewerk ausgearteten, Alterthümlichkeit dienen, und die Künstler an das Publikum und die Publicität gewöhnen.

M.

Beylage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. August 1824.

Das süßeste Glück für die trauernde Brust,
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Schiller.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

XI.

Lezter Gruß.

Nicht sag' ich, geh', mich zu vergessen,
Denn du hast nie an mich gedacht,
Ob Lieb', ob Wehmuth mir die Augen nässen,
Du weißt es nicht, du kennst nicht deine Macht.

Der schöne Fels, der Wipfel träget,
Worunter gern die Sonne ruht,
Er steht am Meer, das hohe Wellen schläget,
Und keine zieht ihn mit sich in die Flut.

Die Schmerzen, die am Herzen nagten,
Zu deinen Blicken sagten: Sprecht!
Wenn sie der kalten Härte dich verklagten,
Ich küsse sie, sie waren ungerecht.

O rinne fort, du Freudenquelle,
Und fliehe nur das inn'ge Thal!
Wie ihm das Rauschen deiner Silberfälle,
Verhallt dir seine Lust und seine Qual.

Lanucci.

Woher kommt es, daß der Haß häufig gerade die Herzen derer am allerheftigsten entzweyt, welche sonst, nach dem Rathschluß des Himmels, bestimmt zu seyn scheinen, sich gegenseitig zu lieben? Nichts ist furchtbar-schrecklicher, als Bruderhaß. Doch wie oft ist nicht Bruderblut vergossen worden in den Zeiten, wo die beyden Partheyen der Welfen und Gibellinen sich mit wechselndem Glück feindlich gegenüberstanden! In Italien zumal waren Feindschaften unter den nächsten Anverwandten in jenem Jahrhundert des Partheyhasses nichts Seltenes.

In der Zeit, wo diese Partheyen mit gleich-eifersüchtiger Kühnheit und unermüdendem Haß gegen einander kämpften, waren Pisa und Florenz, die bedeutendsten Republiken Toskana's, durch das Scheusal inneren Bürgerkrieges zerfleischt, so oft der Schauplatz des unglückseligsten Familienhasses, wovon die folgende Geschichte ein trauriges Beyspiel giebt.

Zwey Schwestern, gleich ausgezeichnet durch Schönheit und Geburt, hatten sich, die eine an einen Baedinelli von Florenz, von der Parthey der Welfen, die andere an einen Lanucci aus Pisa, von der Parthey der Gibellinen, verheirathet. Diese Schwestern, welche von ihrer frühesten Kindheit die zärtlichste Freundschaft und wahre Schwesterliebe vereinigt hatte, wurden die Mütter zweyer Söhne, Antonio Bandinelli, und Friedrich Lanucci.

Das unverträgliche Gemüth des Florentiners hatte schon von Jugend an und während der Kinderspiele den heftigsten Haß gegen seinen Vetter gefaßt, welchen die spätern Jahre nicht schwächten. Kaum hatte er das achtzehnte Jahr erreicht, kaum war er des Rosses und der Waffen mächtig geworden, als er, das Herz voll Haß und Kampfeslust, eines Tages gen Pisa zu reiten beschließt. Schon hatte er die Mauern der Stadt im Angesicht, als er längs

der einsamen Ufer des Arno hinreitend, auch seinen Feind gewahrte, der, friedlichen Gemüthes, sein Roß tummelte. Ohne von ihm gereizt zu werden, überhäuft er ihn mit bittern Schmähworten, greift zum Schwert, und springt, ihn anzufallen, vom Pferde. Der Andere, sich zu vertheidigen, thut das Gleiche, obwol nur nothgedrungen. Indessen weiß Lanuci die Waffen besser zu führen, und ihm kommt die Ruhe des reinen Gemüthes zu statten. Er will seinen Feind nicht verwunden, er ermüdet ihn nur, indem er ihn vor sich her Schritt vor Schritt zurückdrängt. Endlich wird er seiner ganz mächtig und kann ihn zu Boden werfen. Des Feindes Leben ist in seiner Hand, allein das edle Herz hofft ihn durch Liebe zu besiegen. Er sezt ihm das Schwert auf die Brust und sagt: „Du siehst, daß dein Leben in meiner Hand ist; allein ich schenke es dir mit Freuden. Denke auch du an unsere Mütter, ich beschwöre dich darum, und lasse, um sie nimmer zu betrüben, von diesem Augenblick an alle Feindschaft zwischen uns aufhören.“ Bandinelli verspricht in dieser Stellung Alles, was sein würdiger Gegner von ihm heischt; allein kaum hat ihm dieser die Freyheit wiedergegeben, als er sich mit erneuter Wuth aufrafft, und ihm rücklings einen Hieb zu versetzen sucht, welcher jenen unfehlbar niedergestreckt hätte, wäre er ihm nicht durch eine schnelle instinktartige Bewegung ausgewichen.

Lanucci, empört über einen so unbegreiflichen schändlichen Verrath, weiß seinen gerechten Zorn nicht mehr zu mäßigen: „Elender! ruft er ihm zu, so willst du denn keinen Frieden; empfange den Lohn deiner Niederträchtigkeit!“ Mit diesen Worten wirft er ihn mit einem Schlag zu Boden, und läßt ihn in seinem Blute schwimmend.

Nach Pisa zurückgekehrt, verbirgt sich Lanucci, der, mit dem Blut des Schwestersohns befleckt, das Haus seiner Mutter nicht betreten will, in der Wohnung eines Freundes, von wo aus er den Hergang des Vorfalls schriftlich nach Florenz meldet, um sich durch eine einfache und getreue Schilderung zu rechtfertigen. Der Tod Bandinelli's lag ihm mit der Last der Verzweiflung auf dem Herzen, obwol nur die Noth der Selbstvertheidigung ihn gezwungen, denselben zu verwunden.

Allein das Ungeheuer Bandinelli lebte noch, und sollte noch lange leben, um Lanucci's Leben zu vergiften! — Landleute hatten ihn in seinem Blute schwimmend gefunden und nach Florenz gebracht, wo seine Wunde verbunden, und zwar gefährlich, aber nicht tödtlich erachtet worden war.

Der Verräther, der mit seiner Gesundheit auch seinen alten Haß wieder aufleben fühlte, welcher, aus Scham und Wuth, besiegt worden zu seyn, oder vielmehr aus Ingrimm, den feigen Mordversuch vergeblich gemacht zu haben, wo möglich noch glühender geworden; der Verräther, sag' ich, brütete von nun an die schwärzeste Verleumdung, um seine Rache auszuführen. Kein Zeuge konnte ihm widersprechen. Er erklärte also, meuchelmörderisch und unversehens überfallen worden zu seyn. Da er zu den Welfen gehörte, so nahmen die Welfen seine Parthey gegen Lanuci. Dieser war als Gibelline in den Augen aller Welfen ohnedieß schon ein Verbrecher, und da die Parthey derselben eben gerade die obsiegende und darum die herrschende war, so wurde er, aller Protestationen und der heiligsten Versicherungen ungeachtet, zur Verbannung aus Pisa und zum Verlust seiner Güter verurtheilt.

Lanucci besaß das seltenste Gut, welches wir auf dieser Erde besitzen können, den köstlichsten Schatz, der uns im Unglück werden kann, den wir aber im Glück selten zu erwerben und eben so wenig zu erhalten wissen; Lanucci hatte einen Freund. Belfiore war seine einzige Stütze; besonders da seine untröstliche Mutter, dem schmerzlichsten Kummer hingegeben, an der Tugend ihres Sohnes selbst häufig zu zweifeln anfing.

Nachdem Belfiore zu Lanucci's Vertheidigung Alles, obwol vergebens, ins Werk gesezt hatte, bot er ihm an, den Aufenthalt auf einem seiner Güter mit ihm zu theilen. Dort hofften sie, von dem Schauplatz der Welt mehr entfernt, ungestört im Besitz gegenseitiger Zuneigung und Freundschaft friedliche Tage zu verleben. Allein noch war das Maß der Leiden nicht voll, welches das unerbittliche Schicksal Lanucci bestimmt hatte.

In seiner Abgeschiedenheit, und bey dem Verbot, in seine Vaterstadt zurückzukehren, traf ihn die Nachricht von der Erkrankung seiner Mutter auf das Schmerzlichste; bald folgte derselben, um ihm sein Elend vollends drückend zu machen, auch die Kunde von ihrem Hinscheiden. In dumpfem Hinbrüten verlebte er von nun an seine Zeit, während nur selten eine freundliche Erinnerung aus der Kindheit die Finsterniß erheiterte, die sein Gemüth umdüsterte. Das Zimmer, welches er bewohnte, und in welchem er zu schlafen pflegte, war von dem Schlafzimmer seines Freundes und Wirthes nur durch einen Saal getrennt, mit welchem ihre beyden Zimmer in Verbindung standen.

Eine Nacht, als er kaum eingeschlafen, erwacht er bey einem Geräusch, welches ihm aus dem Saale zu kommen scheint. Er richtet sich auf, horcht dem Geräusche nach, aber es hat sich verloren, und er kann nichts mehr hören. In dem Glauben, daß nur eines der traurigen Traumbilder, welche die Unglücklichen bis in ihren Schlaf verfolgen, ihn aufgeschreckt, sucht er wieder einzuschlafen; allein vergebens. Kurze Zeit nachher meint er Jemand seufzen zu hören, der Ton scheint aus dem Zimmer seines Freundes herüberzukommen. Er verdoppelt seine Aufmerksamkeit, da hört er das Seufzen sich nochmals schmerzlicher wiederholen; jezt springt er von seinem Lager auf, und mit wenigen Schritten ist er an Belfiore's Bett. Er

ruft ihn an; allein dieser antwortet nicht. In der Dunkelheit der Nacht kann er sich nicht anders von seinem Befinden überzeugen, als daß er mit den Händen nach ihm sucht; er ergreift ihn und drückt ihn an seine Brust, allein noch immer kann der Freund nicht erwachen. Das Herz von banger Ahnung und Schrecken voll, läuft er in sein Zimmer zurück, und kehrt nun mit einer Lampe von Neuem zu dem Lager seines Freundes zurück. Diesen aber, o schauderhafter Anblick! findet er in seinem Blute gebadet; den tödtlichen Stahl in das treue Herz gestoßen, sich selbst von der früheren Umarmung mit des Freundes Blut besudelt, der eben noch einen leisen lezten Seufzer ausstößt. Bey diesem herzergreifenden Anblick verliert er seine Sinne, und sinkt mit lautem Schmerzensschrey auf die Leiche des Erblaßten hin. Die Leuchte entfällt der bewegungslosen Hand, sie erlischt, und wiederum breitet die Nacht den finstern Schleyer über ihre Todesbeute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 29. Juni.

Vorige Woche kündigten die Pariser Zeitungen ziemlich pomphaft an, am Sonntag werde ein neues Dorf oder gar eine neue Stadt in der Grenelle-Ebene neben Paris durch ein Volksfest eingeweiht werden. In Amerika mag das Anlegen eines neuen Dorfes ein alltägliches Schauspiel seyn, aber in unserm veralterneten Europa steckt schon alles so voll von Städten, Güterbesitzern und Anlagen, daß man selten sich damit abgibt, ein neues Dorf oder eine neue Stadt anzulegen, und noch dazu neben den Mauern der Hauptstadt Frankreichs, mitten unter den vielen Anlagen aller Art! Allein das Bauen ist nun einmal eine Art Mode in Paris; man ist überzeugt oder bildet sich ein, die Stadt sey zu klein für die immer anwachsende Volksmenge, und man könne nicht Häuser genug bauen für alle die Bewohner, welche bequem und gut zu wohnen wünschen. Zudem weiß man bey dem allgemeinen Stocken des Auswurfhandels nichts mit den vielen Kapitalien anzufangen, und steckt sie also zum Theil in Bauten und neue Anlagen. So wird denn in allen Stadtvierteln fleißig darauf los gebaut, ohne daß man bedenkt, ob sich nicht Mancher völlig verrechnen oder verbauen werde. Nach dem geringsten Anschlage werden jezt jährlich 500 neue Häuser in Paris gebaut. Einige sagen tausend; ich halte dieß aber für übertrieben; rechnet man nun zwanzig Einwohner auf jedes Haus, welches in Paris etwas Gewöhnliches ist, so folgt daraus, daß jährlich Wohnungen für 10,000 Menschen mehr entstehen als zuvor, um so viel müßte sich also die Volksmenge jährlich vermehren, welches doch gewiß nicht der Fall seyn kann. Unfehlbar müssen sich daher bey diesen gewagten Unternehmungen Manche zu Grunde richten, wo nicht sogleich, doch späterhin. Freylich werden auch alte Häuser abgerissen, und die Pariser wohnen jezt bequemer als sonst; aber auch, wenn man dieses in Anschlag bringt, wird man doch die sich vermehrende Häuserzahl mit der Vermehrung der Volksmenge nicht in richtigem Verhältnisse finden, besonders wenn noch einige Jahre mit demselben Eifer und derselben Kühnheit im Bauen fortgefahren wird, wie jezt. Einer dieser baulustigen Unternehmer, Namens Violet, welcher neulich in der Poissonière-Vorstadt mit dem besten Erfolge schöne Bauten vollendet hat und von einem gewöhnlichen Maurer zu einem reichen Manne geworden ist, hat gedacht, er müsse noch weit mehr gewinnen, wenn er statt einiger Häuser ein ganzes Dorf anlegte, und da hat denn dieser spekulirende Kopf sein Augenmerk auf die große Grenelle-Ebene geworfen, die sich außerhalb Paris an der Seine ausbreitet. Wenn man bedenkt, daß ein Haus schon beynahe auf eine halbe Million zu stehen kommt, so muß man wahrlich über die Kühnheit seines Planes erstaunen; aber wahrscheinlich hat der Schlaukopf auf die Wirkung der Mode gerechnet: soviel hab ich aus seinem Feste am vorigen Sonntage wohl abgemerkt, wovon sogleich die Rede seyn soll. Die Grenelle-Ebene wird auf 330 Morgen geschäzt; anderswo würde sie eine Heide seyn; allein Heiden gibt es in Paris gar nicht; alles ist bebaut, also auch diese große Sandfläche, die nur mit 8 bis 10 Zoll Erde bedeckt ist, und auf einem kreidigen Grunde ruht. Wahrscheinlich war die Oberfläche sonst auch Sand; allein durch fleißiges Anbauen hat man doch bereits beynahe einen Fuß grauer Erde hervorgebracht. Es wäre interessant, zu erfahren, wie viel diese Erde in einem Jahrhunderte an Tiefe gewinnt; man könnte dadurch den Anfang der Bebauung dieser Ebne ausrechnen. Im Anfange der Revolution kaufte einer der Kriegslieferanten, welche hier, wie überall, durch fleißiges Liefern leicht ein Millionchen ersparen, die 330 Morgen Landes, und sezte einen Pächter darauf, der sie für 7000 Fr. in Pacht nahm. Schon dieser Pachtzins beweist, welchen Vortheil man in Paris auch aus dem schlechtesten Boden zu ziehen weiß. Jedoch scheint es, daß Mißwachs oder sonstige Zufälle den Pächter manchmal außer Stand sezten, seinen Zins abzutragen; auch hielt es der Lieferant, der Ginon hieß, für gut, mehrere Stücke von der Ebene zu verkaufen. Die republikanische Regierung legte hier die berüchtigte Pulverfabrik an, worin Chaptal und Berthollet in unglaublich kurzer Zeit eine so große Menge Pulvers fabrizirten, daß die französischen Kriegsheere auf's pünktlichste damit versehen werden konnten. Diese Pulvermühle flog nach einigen Jahren in die Luft, eine Menge Menschen kamen dabey um's Leben, und eine Menge Gebäude wurden in den umliegenden Dörfern dadurch zerstört, oder beschädigt; allein dieser große Unfall ist bereits vergessen und in der Umgegend sieht man keine Spur mehr davon. Der Besitzer der Ebne wurde es zulezt müde, aus dem geräumigen Grunde nicht mehr Vortheil zu ziehen, und trug sie daher vor einiger Zeit dem Violet für eine Million zum Kauf an. Nach einem Zeitungsberichte, soll sich Violet nur fünf Stunden lang bedacht und alsdann sogleich den Kauf abgeschlossen haben; ist dieses wahr, so muß Violet einen außerordentlichen Verstand haben, oder ein Narr seyn. Die Zeitungen, welche zu seinen Gunsten sprechen, möchten gern das Erstere allgemein angenommen sehen. Der durchdringende Blick des Violet soll nämlich sogleich eingesehen haben, hier sey der rechte Fleck zu einer großen Anlage für Pariser Landhäuser, und hier lasse sich ein prächtiges Dorf anlegen, wie es keins in ganz Frankreich gebe. Genug, der Hr. Violet, mit Zuziehung einer Gesellschaft von Kapitalisten, ist Eigenthümer der Grenelle-Ebne geworden, so weit sie noch dem Ginon gehörte. Es werden verschiedene Anekdoten erzählt über den Ankauf des übrigen Theils. Ein Bauernhaus mit Ländereyen lag nämlich dem Dorfplane im Wege. Violet bot für das Stück Landes 100, 150, zulezt gar 200,000 Fr. Der Bauer wollte aber nicht, da er, wie jezt die französischen Bauern überhaupt, nachrechnete und einsah, daß, wenn das Gesez wegen Heruntersezung der Renten durchginge, wie es allen Anschein hatte, die Kapitalien auf die Ländereyen verwandt werden und diese daher beträchtlich im Preise steigen würden. Nun fiel aber zu mancher Leute Erstaunen und beinahe unerwartet das Rentengesez in der Pairskammer durch; sobald der Bauer davon Nachricht bekam, lief er spornstreichs zu Violet, und sagte ihm, er habe sich bedacht, und sey bereit, ihm das Stück Landes für die angebotene 200,000 Fr. abzutreten. Aber

Violet antwortete ihm ganz kaltblütig: „Freund, auch ich habe mich bedacht; gestern um diese Zeit hättest du die 200,000 Fr. bekommen, aber heute sind mir deine Grundstücke nur noch die Hälfte werth.“ Der Bauer soll sich aus Verzweiflung darüber, daß er in Zeit von 24 Stunden die Hoffnung auf 100,000 Fr. verloren habe, die Haare ausgerauft haben. Nach und nach war Violet und seine Handlungskompagnie in den Besiz des gesammten Bodens gekommen, der ihnen zu den Planen nöthig war, und es wurde sogleich mit der Anlage begonnen. Die Ankündigung des sonntägigen Festes sollte nun die Pariser in Kunde setzen, wie es mit der Unternehmung stehe, und was man zu thun gedenke. Neugierde und schönes Wetter trieben daher am Sonntag Nachmittag eine Menge Pariser aus der Barrière de l'école militaire zu der Grenelle-Ebene hin. Auch Ihr Korrespondent mischte sich unter die neugierigen Schaaren, um Ihnen berichten zu können, wie es um einen Ort stehe, der auf den Landcharten künftig einen Plaz einnehmen soll. Kaum waren wir in die Ebene getreten, so zeigte sich auch schon Violets Arbeit. Eine breite Straße begann am Boulevard, welcher sich längs der Stadtmauern hinter der Ecole militaire hinzieht. Hier prangt am Eingange auf einem Bret die Innschrift: Rue Violet, die Violetstraße; Lampen waren in regelmäßigen Entfernungen aufgehängt, gerade wie auf den Pariser Gassen. Die Straße zog sich schnurgerade mitten durch die Ebene; die schöne Hügelkette jenseits der Seine diente ihr zu einem angenehmen Prospekte. In der Mitte wird sie von einer andern breiten und langen Straße rechtwinkelig durchschnitten; andere Straßen laufen mit diesen beyden parallel; jede hat schon ihren Namen; die Hauptstraße ist zu Ehren des Hauptunternehmers Violet benannt worden, wie ich bereits gemeldet habe; die sie durchkreuzende heißt nach dem vorigen Eigenthümer der Grenelle-Ebene, Ginoustraße; eine andere Straße wird Kommerzstraße, eine andere die Unternehmerstraße (Rue des entrepraneurs) benannt. Alle Straßen sind im Sande ausgestochen, geebnet und mit Laternen versehen; es fehlt nichts mehr daran als Häuser und Einwohner. Am Durchschnittspunkte der beyden Hauptstraßen ist ein großer runder Plaz angebracht, in dessen Mitte die Kirche soll erbauet werden. Vor der Hand ist der Plaz blos mit einem Verschlage bezeichnet; in dem inwendigen Raume standen Zelte, unter welchem Violet und seine Handelskompagnie am vorigen Sonntage den Ankäufern der Grundstücke in seinem künftigen Dorfe ein großes Gastmahl gab; wie viel solcher Ankäufer bewirthet wurden, kann ich unmöglich sagen, da die Gensd'armen, deren bereits eine Menge in dem Dorfe ohne Häuser und ohne Einwohner beschäftigt waren, das profanum vulgus von dem Heiligthume entfernt hielten. Ich kann blos als Augenzeuge versichern, daß sieben Köche und sechs Schüsselwäscherinnen unter einem halb offenen Gezelt und zum Theil unter freyem Himmel für die künftigen Herren des Dorfes oder der Stadt in voller Arbeit waren. Auch sind seitdem Lieder gedruckt worden, welche bey dem Gelage gesungen worden sind; ferner war die Rede von einem Rosenmädchen, das Hr. Violet krönen und ausstatten wollte; ein mit Bändern und Blumen verziertes Gerüste nicht weit von den Gelagsgezelten sollte vermuthlich zur Krönungsfeyerlichkeit dienen. Da ich aber aus den Zurüstungen der Köche abnahm, daß sich das Gelag noch sehr in die Länge ziehen würde, so habe ich die Belohnung der jungfräulichen Tugend durch Hrn. Violet nicht abgewartet, und kann also nicht sagen, wie die bekrönte Jungfrau, noch wie der bekrönte und Mädchen ausstattende Hr. Violet aussah; gewiß haben sie recht fröhliche Gesichter gehabt, nämlich die Jungfrau, weil sie eine Ausstattung bekam, und Hr. Violet, weil er Hoffnung hat, durch sein in petto habendes Dorf ein Millionär zu werden, und bereits den Ruhm hat, einer Embriostraße und auch dem Marktplaze seinen Namen gegeben zu haben, und mit der Straße und dem Plaze zur Nachwelt überzugehen. Dem Plane nach wird das Dorf sehr wohl eine Stadt heißen können, und Stuttgart würde ziemlich bequem in den Raum von Violet-Dorfe hineingehen. Sogar München, wenn es sich etwas drängen wollte, könnte in der Grenelle-Ebne Plaz finden. Nur, wie gesagt, sind vor der Hand weder Häuser noch Einwohner da. Zwar wimmelte es am vorigen Sonntage von Menschen; unter Zelten wurde schlechter Wein von Schenkwirthen verkauft; an Buden mit Pfefferkuchen, Halstüchern und allerley Kleinigkeiten, an Schaukeln, Karoussels und dergleichen Spielen fehlte es auch nicht; dieß war es, was die Zeitungen als ein Volksfest angekündigt hatten, als ob man ein Volksfest veranstalten könne, ohne das Volk zuvor zu Rathe zu ziehen! Hie und da fuhr eine Kutsche mit neugierigen Reichen durch die bezeichneten Gassen, um wie die Fußgänger des neuen Anblicks zu genießen. Unterdessen da weder Baum noch Strauch auf der ganzen Ebne zu finden ist, so schwizten die neugierigen Spaziergänger tüchtig, und die Tisanenhändler mit ihren Strohhüten, weißen Schürzen und blanken zinnernen Behältern hatten vollauf zu thun, um die Durstigen zu laben, welche nicht so verschwenderisch seyn wollten, um eine Flasche Wein anzukaufen. Andere, anstatt Wein oder Tisane zu trinken, stellten auf dem Sande laute Bemerkungen über die Anlage an; die Straßen, die Laternen, die Pfähle mit den Inschriften dünkten ihnen recht gut, aber die Häuser und Einwohner, wo sollten die herkommen? Das war es, was sie beschäftigte; noch andere Familien, die weder tranken noch politisirten, hatten sich auf die Weizengarben gesezt, die hier zum Leztenmale gemäht worden waren, und schäkerten, ohne sich um Violets künftiges Dorf sehr in Sorgen zu seyen. So viel hat der Unternehmer bereits bewirkt, daß die Aufmerksamkeit des Pariser Publikums rege geworden ist, und da nun einmal Jedermann baulustig geworden ist, so wäre es möglich, daß sich mancher Liebhaber meldete, um ein Einwohner des Violet'schen Dorfes zu werden. Wenn in Paris einmal zehn oder zwanzig Personen rasch zugreifen, so thun es ihnen Hundert blindlings nach. Beym Lichte besehen, ist das Unternehmen doch sehr gewagt. Violet kann den Leuten doch nichts anderes verkaufen, als den Sandboden, was sollen sie aber damit? etwa mit großen Kosten Häuser aufführen? Zu Garten- und Parkanlagen würde ebenfalls ein beträchtlicher Aufwand erforderlich seyn, und die Besizer würden doch immer sagen müssen, wie die Märker

. . Bey uns, was vegetirt,
Alles keimt getrocknet auf.

Goethe.

Zudem fehlt es nicht an Landhäusern in der Umgegend von Paris, alle Dörfer sind voll davon. Nur freylich ist keines so bequem und geräumig angelegt, wie dieses hier seyn wird; da es nicht weit von der Seine liegt, so soll dem Dorfe gegenüber eine Brücke gebaut, und die Straße von Orleans nach Rouen, welche bisher durch Paris ging, durch das neue Dorf gehen; das könnte dann freylich Gastwirthe und Kaufleute bewegen, sich hier niederzulassen. In England würde der Unternehmer damit angefangen haben, sich erst von der Regierung, oder vielmehr vom Parlamente durch eine Charter die Munizipalfreyheit seiner Anlage zusichern zu lassen. An etwas Aehnliches hat Hr. Violet in Frankreich bis jezt noch nicht denken können, und er muß vor der Hand schon froh seyn, wenn man ihm keine Hindernisse in den Weg legt. Merkwürdig wird es auf jeden Fall seyn, zu erfahren, was aus dieser Stiftung werden wird; vielleicht ein neues Paris, vielleicht — gar nichts!

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nro. 64.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 192.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 11. August 1824.

Aus den Lichtern in die Nacht,
Aus den Augen, die mir tagen,
Die mein ganzes Herz durchlacht,
Bin ich wieder allen Plagen,
Dem dürren Leben
Zurückgegeben.

Tieck.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

XII.

O wie oft, ich muß mir's sagen,
Hab' ich mir mein Glück verscherzt!
Einmal, einmal mußt' ich's wagen,
Und ich hätte dich geherzt.

Rührten gestern nicht die Büsche
Schwellend sich um unsern Gang?
Daß sich Hauch mit Hauch vermische,
Rieth es nicht ihr leiser Drang?

Ach so dicht mit mir zusammen,
Wie zwey Beerchen an dem Strauch,
Und es fehlt', um aufzuflammen,
Wohl ein einz'ger, leiser Hauch!

Ja, er bebt' in tiefster Seele,
Hatte Furcht vor unsrer Welt,
Wie sich oftmals Philomele
Still bey Sonnenglanze hält.

Verzeichniß der gegenwärtig brennenden Vulkane.

(Fortsetzung von Nr. 182.)

Südsee-Länder.

Philippinische Inseln.

Fünf thätige Vulkane. Die Reisenden haben bisher nur sehr unbestimmte Angaben über die Vulkane der philippinischen Inseln mitgetheilt. Derjenige, welcher auf der Insel Luçon steht, heißt Albay; der Taal steht südlich von Manilla; der Fuego südlich von Luçon. Auf Mindanao ist gleichfalls ein Vulkan.

Borneo.

Die Geographen stimmen über das Daseyn von Vulkanen auf Borneo überein; doch geben sie die Stelle und Zahl derselben nicht genau an.

Barren Island.

Barren Island hat einen sehr thätigen Vulkan von ungefähr 1200 Meter Höhe, der häufig unermeßliche Rauchsäulen und glühende Steinmassen von der Größe von drey bis vier Tonnen emporschlendert. Er liegt in der Breite von 12° 15′. Seine Entfernung von den östlichsten Inseln Andaman beträgt fünfzehn Stunden. Die ganze Insel hat nicht mehr als sechs Stunden im Umfang.

Sumatra.

Marsden bezeichnet vier Vulkane auf seiner Charte von Sumatra: da aber das Innere der Insel noch sehr wenig bekannt ist, so gibt es vielleicht noch mehrere daselbst.

Java.

Die Insel Java enthält eine Menge Vulkane, die in Reihen oder in geraden Linien aufgestellt sind.

Folgendes wären ihre Namen mit der Angabe des letzten Ausbruchs:

Salak . . .	1761;	Ausbruch.
Tankuban. .	1804;	schweflige Dämpfe.
Guntur . .	1807;	Ausbruch.
Gagak . . .	— ;	theilweise Entzündung.
Chermai . .	1805;	Ausbruch.
Lawn . . .	1806;	schweflige Dämpfe.
Arjuna . .	— ;	anhaltende Rauchsäule.
Dasar . . .	1804;	Ausbruch.
Lamougan .	1806;	Ausbruch.
Tashem . .	1796;	Ausbruch.
Klut . . .	1785;	Ausbruch.

Der Arjuna hat eine Höhe von 10,614 englischen Fußen; indessen ist dieser Berg nicht der höchste auf der Insel.

Der Berg Papandayang war einer der Hauptvulkane der Insel, aber er ist jetzo nicht mehr vorhanden; dieser Berg verschwand zwischen dem 11. und 12. August 1772, nach Entstehung einer großen leuchtenden Wolke, vollkommen, und versenkte sich in die Tiefen. Man hat berechnet, daß der auf diese Art verschlungene Erdstrich fünfzehn Meilen lang und sechs Meilen breit war.

Sumbava.

Der Tomboro von Sumbava zeigte im Jahr 1815 einen heftigen Ausbruch. Man hörte die Detonationen zu Sumatra sehr stark auf Punkten, die in gerader Linie dreyhundert Stunden entfernt waren.

Flores.

Der Vulkan dieser Insel wurde von Bligh gesehen.

Daumer.

Daumer hat einen Vulkan.

*

Auf einer kleinen Insel, zwischen Timor und Ceram, im 6ten Grade der Breite, ist ein beständig brennender Vulkan. Dampierre sah ihn im Jahr 1699.

Insel Banda.

Der Goonong-Api von Banda zeigte am 11. Juni 1820 einen starken Ausbruch, während dessen er glühende Steinmassen, so groß, wie die Wohnungen der Einwohner, ausschleuderte. Mehrere dieser Steine wurden zu einer doppelten Höhe des Berges aufwärts geschleudert.

Molukken.

Auf der Insel Ternate ist ein brennender Vulkan.

Tidore ist der Name einer der Molukken, und des auf derselben stehenden Vulkans.

Célèbes enthält, nach den Geographen, mehrere thätige Vulkane; sie geben aber die Stellen derselben nicht näher an.

Sanguir. Zwischen Mindanao und Célèbes steht einer der größten Vulkane auf der Erde.

Neu-Guinea.

Im Jahr 1700 brannten auf der Insel Neu-Guinea selbst zwey Vulkane, als Dampierre die Küste derselben untersuchte.

Neu-Britannien.

In dem Archipel von Neu-Britannien gibt es drey Vulkane. Entrecasteaux sah den Ausbruch von einem, der unter dem 5° 32′ der Breite und dem 145° 44′ der östlichen Länge liegt, am 29. Juni 1793. Ein Lavastrom stürzte sich dem Meere zu, und bildete mehrere Kaskaden. Lemaire und Schouten hatten schon früher denselben Vulkan im Ausbruch gesehen.

Der Archipel von Espiritu-Santo.

Die Insel Anihrom, in diesem Archipel, den Bougainville die großen Cykladen, und Cook die neuen Hebriden nannte, enthält einen thätigen Vulkan.

Die Insel Tanna ist gleichfalls vulkanisch. Cook war im August 1774 Zeuge von einem dortigen Ausbruch. Der Vulkan warf Flammen, Asche, und Steine von der Größe der großen Schiffs-Chaluppe aus. Im April 1793 sahen Entrecasteaux und seine Gefährten eine dicke Rauchsäule auf dem Gipfel des Bergs dieser Insel.

(Der Beschluß folgt.)

Lanucci.

(Fortsetzung.)

Unterdessen waren die Hausgenossen aufgeweckt herbeygekommen; die Diener wollen ihrem Herrn beyspringen, sie finden ihn ermordet, in seinem Blute gebadet, Lanucci auf der Leiche liegend, mit stierem Auge, mit blassem, entsetztem Gesicht starrt er sie an, und zu seinen Füßen raucht noch die eben erloschene Lampe. — Ein Schrey des Entsetzens preßt sich aus Aller Mund. — Lanucci erwacht zur schrecklichsten Besinnung, mit krampfhafter Wuth springt er auf und ruft: „Wo ist er? Wo ist der verrätherische Meuchelmörder? Warum kann ich diesen Dolch nicht in seine Brust stoßen? O Belfiore! O mein theurer Belfiore!“ — Ein Strom von Thränen entstürzt seinen Augen, und von Neuem sinkt er leblos auf den erkalteten Leichnam hin. Bestürzung, Schauder und Entsetzen lähmen den Umstehenden die Zunge, sie vermögen weder zu sprechen, noch fast selbst ihren Vermuthungen Raum zu geben. — Mit dem Anbruch des Tages verbreitet sich auch die Nachricht von dieser schauerlichen Begebenheit nach allen Seiten. Mit Blitzesschnelle gelangt sie nach Pisa. Die menschlichen Verwalter der göttlichen Gerechtigkeit senden ihre Schergen, und alle Bewoh-

ner des Hauses werden ergriffen, Lanucci selbst aber vor den Gerichtsstatthalter geführt, der von der Parthie der Welfen ist. Hier sieht er sich mit allen denen zusammengebracht, welche, dieses schrecklichen Verbrechens verdächtig, erscheinen, aber alle Anzeigen vereinigen sich, ihn als den Schuldigen darzustellen. Der Ort, wo ihn die Dienerschaft gefunden, das Blut, mit dem seine Hände, sein Busen besudelt sind, seine Bläſſe, sein Schrecken, das eben erloschene Licht, das man zu seinen Füßen gefunden, seine frühere Verurtheilung und deren Ursache, und noch mehr und gewichtiger als alles dieß, sein Namenszug auf dem Dolch, den man aus Belfiore's Wunde gezogen, ein Dolch, den Jedermann für den seinigen erkennt, Alles, Alles vereinigt sich, ihn als den Schuldigen zu bezeichnen. Seine Verzweiflung selbst scheint ihn anzuklagen. „Ich, „sagt er, ich sollte den einzigen Freund ermorden, den „ich auf dieser Welt gefunden! Denjenigen, welchem ich „die Erhaltung meines Lebens verdanke, das ich in die„sem Augenblick verwünsche! Den, den ich noch mehr „liebte, als mich selbst! Für den ich frohen Muthes „meinen lezten Blutstropfen verspritzt hätte! Ich! ich „sollte ihm das Leben genommen, meine Hand mit einem „so schändlichen Verbrechen besudelt haben! Und zu wel„cher Zeit, an welchem Ort? Während der Ruhe der „Nacht sollte ich den Frieden seines Schlummers meuchel„mörderisch haben brechen wollen, ich, sein Freund, dem „er Schutz und Gastfreundschaft geschenkt? Mich kann „man solcher Feigheit fähig halten? Ach, Himmel, zu „welchem Uebermaß des Jammers hast du mich verdammt! „Großer, barmherziger Gott, sind die Prüfungen noch „nicht voll, die du mir bestimmtest, sind sie noch nicht „strenge genug? O Geist meiner Mutter, bitte du für „deinen Sohn, für dein unglückliches Kind, bey dem All„mächtigen, der meine Unschuld kennt!"

Nachdem er diese Worte gesprochen, bemächtigte sich eine völlige Abspannung des unglücklichen Lanucci, aber nichts erfolgte, was die Anzeigen gegen ihn umgestoßen oder den Verdacht auch nur vermindert hätte. Unter seinen Richtern aber war einer jener seltenen Männer, die, zumal in Zeiten bürgerlicher Unruhen, fast nie gefunden werden. Sein Name war Cardegha. Obgleich Welfe von Parthey, glaubte er doch nicht, daß ein Gibelline, der als Angeklagter vor Gericht stund, schon weil er Gibelline wäre, schuldig befunden werden müsse; obgleich Richter, war er doch billig und gerecht, und gab den Partheysüchtigen seiner Zeitgenossen das Beyspiel eines gewissenhaften, ehrenfesten Richters; noch mehr, Cardegha wagte es nicht allein menschlich zu denken, sondern auch menschlich zu handeln. Gerührt von Lanucci's Schmerz, von der redlichen Offenheit, die aus seinen Mienen und seinen Worten sprach, vertheidigte er ihn laut. Die andern Richter dagegen hielten die Verzweiflung des Angeklagten für die Wirkung von Gewissensbissen, oder für eine jener bekannten gewöhnlichsten Verstellungen der Verbrecher. Sie sagten, die Beweise seines Verbrechens seyen zu klar und sprechend; seine meuchelmörderische Hand, an den Todschlag gewöhnt, habe sich ja schon an seinem Vetter, dem jungen Florentiner, erprobt; man müsse der wohlthätigen Strenge der Gesetze nun einmal den Lauf lassen, indem das Ungewöhnliche des Verbrechens auch ein großes Strafbeyspiel verlange; überdieß schreye das Volk um Rache, es verlange laut sein Todesurtheil, man dürfe es nicht länger mehr verzögern. . . . . Fast einstimmig ward Lanucci zum Tode verdammt. — Vergeblich versuchte Cardegha zu wiederholtenmalen seine Vertheidigung, vergeblich erinnerte er an den Fluch des Himmels, der den ungerechten Richter trifft; allein er erhielt nichts, als den traurigen Trost, die fürchterliche Sentenz, die gefällt ward, dem unglücklichen Lanucci überbringen zu dürfen.

Als die schweren Riegel und Bande des Gefängnisses klirrten, da schnürte sich das Herz des wackern Mannes zusammen, unwillkürlich blinzte eine Thräne aus seinen Augen, allein er wischte sie hinweg, ruhig und gelassen wollte er erscheinen, und jeden Falls trösten.

Jezt gingen die Pforten des unterirdischen Gewölbes auf, und beym Scheine einer schwachen Lampe erblickte er in tiefen Kummer versunken, von der Last seiner Ketten niedergehalten, Lanucci, den unglücklichen Lanucci auf den Boden hingestreckt. Von neuem erwachte sein Mitleid und noch heftiger pochte das Mannesherz wie vorher, ein Strom von Thränen drängte sich aus seinen Augen, er vermochte ihn nicht mehr zurückzuhalten.

„Mich, sagte der Gefangene, klagt ihr des Mordes an! mich betrachtet man als einen Verräther!" — Mein Sohn, entgegnete der menschenfreundliche Richter, es ist nur ein Gewebe von Irrthum und Täuschung, das wir Mensch nennen; ich halte dich für unschuldig, und ich bedaure dich darum weniger als die Richter, welche dein Todesurtheil aussprachen. — „Mein Todesurtheil! — Es „ist also beschlossen! mit Schande belastet soll ich in das „Grab steigen! . . ." Bey der unglücklichen Gedankenreihe, welche das entsetzende Wort in ihm aufregte, war Lanucci in eine Art innerer Wuth gerathen, die endlich in vollkommene Betäubung überging. Eine lange fürchterliche Nacht lagerte sich über seine Seele. Die Menschen, die sich ihm näherten, vergingen in Thränen, und versuchten vergeblich, ihn etwas zu beruhigen. Der Gedanke an den Tod war ihm nicht fürchterlich, seit dem Hinscheiden seiner Mutter und dem Verlust seines Freundes sah er ihn nur als das Ende seiner Leiden an. Aber in dem Andenken seiner Mitbürger als Mörder fortzuleben, hingerichtet zu werden auf dem Platz seiner Vater-

stadt, wo ihn jeder Gegenstand an die Spiele einer frohen Jugendzeit erinnerte, dieß drückte seine muthige Seele nieder. —

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 16. Juli.

Eine französische Schauspielergesellschaft von vier Personen befindet sich hier und hat bereits mehrere Darstellungen kleiner Stückchen gegeben. Wir finden dieses Ereigniß so betrachtungswerth, es läßt sich daran so manche Bemerkung knüpfen, daß es uns beängt. Dieß und Jenes, was wir schon längst auf dem Herzen haben, bey dieser Gelegenheit auszusprechen. Wie aber die Worte klüglich seyen, daß man uns nicht mißverstehe, daß man sich nicht an uns ärgere? Wir gestehen im Voraus, daß wir nicht im Stande sind, diese Aufgabe zu lösen; denn welche umsichtige Wendung wir auch nehmen möchten, um die Gemüther zu beschwichtigen; so müssen wir doch das sagen, was wir eben zu sagen haben, und wissen vorher, wie dieses den jungen kunstliebenden Patrioten erzürnen, der junge Schauspieler aber gar sich einbilden wird, daß wir ihn höchlich beleidigt haben, und mit ihm und in ihm die ganze deutsche Kunst. Je leiser wir auftreten, um so eher werden sie diesen Aufsaz halbgelesen mit den Worten hinwerfen: der Mensch (oder auch wohl der Kerl) ist ein Franzose! — Da wir nun durch keinerley Wendung diesem Schicksale entgehen können, und dennoch diese Zeilen gerade zu Nuz und Frommen derjenigen Jugend des Parterre's und der Bretter geschrieben werden, welche das Kunsturtheil für einen Appendix des Patriotismus halten, so wollen wir, im Gegentheil, unsere Ansichten und Bemerkungen recht derb aussprechen, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, um wenigstens durch die äußere deutsche Form unsern Inhalt genießbar zu machen, wenn gleich er gar Manchem wohl etwas allzufrank vorkommen dürfte.

Wen hat nicht in den leztverflossenen zehn Jahren der Krieg, oder die Mode, die Ostentation, oder die Langeweile nach Paris geführt? Alle diese werden wohl mit höchstselbstgefälliger Verachtung auf die jezt hier anwesenden französischen Schauspieler und ihre Darstellungen herabsehen und vornehmlächelnd einen Brunet, einen Potier nennen, oder wohl gar von der Mars und Talma erzählen. Auch wir waren in Paris und wissen also, daß dieses Schauspieler-Quartett sich zu den Theatern der französischen Hauptstadt gerade so verhält, wie eine in Deutschland die Messen, Märkte und Bäder beziehende Komödianten-Truppe zu den großen Kunstveranstaltungen unserer zahlreichen Hof- und National-Bühnen. Zwar hat Hr. Sarthé (der Matador dieser kleinen Gesellschaft) auch in Paris mit Beyfall gespielt — aber wo in Deutschland ist eine Truppe, die so schlecht wäre, daß sie nicht auch einen Matador besäße, dem es nur an Gelegenheit, an der Gunst des Augenblicks fehlt, um (drey oder vier geniale Künstler ausgenommen) neben allen andern gefeyerten Herrn und Damen unserer grosßen Bühnen zu glänzen? In dieser Hinsicht ist also durchaus keine Verschiedenheit zwischen dem französischen und deutschen Theater, und zwar aus dem einfachen Grunde, den auch bewährte Kenner der darstellenden Kunst schon längst ausgesprochen haben: daß es nämlich nur selten einen Menschen gibt, der von dem uns Allen eingebornen Nachahmungstalente so ganz entblößt wäre, daß er nicht im Stande sey, durch eine fortgesezte, unblöde Beharrlichkeit ein recht braver Schauspieler zu werden. Wer von uns hat es nicht erlebt, daß die personifizirte Linkheit als Tenceist oder Bassist, als Liebhaber oder Bote auftrat und es nach einiger Uebung bis zur vollkommensten Erträglichkeit brachte? Wie wäre es denn sonst möglich, daß bey allen Theatern ganze Sippschaften von Seitenlinien und Descendenten spielen, so daß die Schauspielerkunst eine ächt aristokratische, eine erbliche zu seyn scheint? In dieser Hinsicht übertrifft unsere Bühne sogar die französische, in anderer aber dürfte sie noch Manches von ihr erlernen. „Aber doch nicht von den jezt hier anwesenden vier Vaudeville-Spielern?" O ja, meine Herrn und Damen des Lustspiels und der Operette: Auch von der lezten französischen Truppe, welche das nichtigste französische Stückchen darstellt, können Sie so manches erlernen, wovon sich ihre Schulweisheit nichts träumen läßt. Pro primo: Auswendig-lernen, welches ganz etwas anderes ist, als ihr beliebtes und unzulängliches Memoriren. Haben Sie schon einen französischen Schauspieler, wie solches bey uns alle Tage geschieht, wie angebannt vor dem Souffleur-Kasten gesehen, bald verlegen in's Parterre, bald wüthend zu dem stets und lautplappernden Orakel herunterblickend? ellenlange Pausen mitten in der Phrase machend und diese dann auf gut Glück und oft sinnlos — sage: sinnlos! — endend? Ist auf der französischen Bühne, wie auf der unsern, durch diesen Mangel des allereesten technischen Fleißes, jene gäng und gäbe, zur Verzweiflung bringende Pausen-Manier eingerissen, die so weit geht, daß man zusammengesezte Hauptwörter sogar, wie Steinkluft u. a. minutenlang auseinanderzerrt, oder eine Phrase,

◡ ◡ ◡ ◡ —
wie die folgende, also spricht: Es ist doch ganz (Pause) un-
— — ◡ ◡ — ◡ ◡ ◡ ◡ ◡ ◡
glaublich. (Pause) daß ein so (Pause) äußerst vortrefflicher
◡ ◡ — ◡ — —
junger Mann (große Pause!) sich so (Pause) sehr (Pause)
◡ ◡ ◡ ◡ —
vergessen konnte! —? Spielt dadurch nicht dasselbe Stückchen, das auf der französischen Bühne drey Viertelstunden währt, bey uns einen langen halben Abend. Wird dadurch eine Kleinigkeit nicht anspruchsvoll und breit und langweilig; und ein joli rien zum handfesten Etwas, das rien de joli hat? — Sehen Sie ferner, meine Herren und Damen des Lustspiels und der Operette, diese vier Personen, von denen nur Einer gut, zwey erträglich und der Eine sogar schlecht ist, sehen Sie sie spielen, und wir fragen Sie auf Ihr Gewissen, ob sie Ihnen nicht ein kleines, befriedigendes Ganzes geben? (Wir sezen nämlich voraus, daß sie nicht nur das Einzelne des Einzelnen, sondern auch eine Totalität anzuschauen vermögen.) Rede um Rede greift rasch und leicht ineinander; Keiner drängt sich hervor, Keiner tritt, aus Nachlässigkeit, oder mit Unzufriedenheit über seine Rolle, zurück; Keiner will mehr thun als er vermag, aber Keiner auch weniger; Jeder ist deutlich, hat die unerläßlichen Anfangsgründe einer richtigen Artikulation (heißt: Sylben-Aussprechung und ihre prosodische Werthgebung) vollkommen inne, kennt und spricht die Sprache der gebildeten Gesellschaft — und so entsteht jene Einigkeit und Einheit, die einen wahrhaft magischen Zauber über die Totalität einer französischen Darstellung verbreiten: eine Befriedigung, die man bey uns Deutschen oft sogar da vermißt, wo man die einzelnen Talente, ja die einzelne Meisteeschaft bewundern muß. — Proben! meine Herrn und Damen des Lustspiels und der Operette, Proben! Aber nicht solche, wie Sie sie vor den Augen des Publikums zu geben und Darstellungen zu nennen belieben! —

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. August 1824.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen
Immer: Vergiß mein nicht! Immer: Vergiß nur nicht mein.

Goethe.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

XIII.

Am Bach.

Das Vergißmeinnicht.

Du liebes Menschenangesicht,
Was trübt dich nur so sehr,
Hier blüht dir ein Vergißmeinnicht,
Und weine nur nicht mehr!

Der Liebende.

Dein Aug' so süß mich weinen macht,
Vergessen kann ich nicht,
Und alle meine Lieb' erwacht
Bey deinem blauen Licht.

Lanucci.

(Beschluß.)

Cardegba war wiedergekommen, und einen Augenblick scheinbarer Ruhe benutzend, die er auf den Mienen des unglücklichen Leidenden fand, ergriff er seine Hand mit freundlicher Theilnahme, indem er mit der andern auf das Bild des gekreuzigten Christus deutete, das ihm gegenüber an der Wand hing.

„Glaubst du, so redete er ihn an, daß dieser schuldig war? Betrachte seine Wunden, bewundere seine Hingebung in den göttlichen Willen, und denke, was er gelitten, der den Kreuzestod für dich starb.“ — Lange blickte Lanucci stillschweigend und mit wehmüthigen Augen zum Kreuze auf, da ergreift es ihn wie von oben: „O „mein Gott, mein Gott! ruft er aus, Dein ist alle „Macht! Verzeihe das Beben meines Herzens, ich schaudre „nicht vor dem Tode, und selbst die Schande will ich auf „mich nehmen! Mein Tod ist gerecht und billig, sobald „Du in der Weisheit Deines ewigen Rathschlusses ihn ge„wollt hast. Was kümmert mich noch die Meinung der „Menschen, göttlicher Retter! Dreymal wurdest Du „verleugnet durch den treuesten Deiner Apostel, und mir, „unwürdiger Kreatur, schickst Du den Engel des Trostes in „mein finsteres Gefängniß. O Cardegba, ich verdanke dir „mehr als das Leben, ich sterbe voll des Glaubens an „Gott und seinen göttlichen Sohn; bald werde ich den „Geistesgruß meiner Mutter wieder hören und die Um„armung meines Freundes fühlen, den ich dem Todes„stoß des Mörders nicht entreißen konnte!“

Alle, welche Zeugen dieser schmerzhaften Ueberwindung des lebensfrischen, unschuldigen Jünglings waren, wurden volleuds von seiner Unschuld überzeugt, und Alle wünschten lebhaft, ihn gerettet zu sehen. Schon war die Sage von seiner frommen Ergebung unter die Menschen

gekommen. Dem Gerücht folgte allgemein der Glaube an seine Unschuld, und schon war von allen Seiten ein stilles Murren hörbar. Man wollte die Vollziehung einer zu eilig gefällten Sentenz verschoben wissen. Man verlangte eine neue Untersuchung, reifere Berathung. Die Zeit, so hieß es allgemein, wird den Schuldigen entdecken, denn es ist nicht möglich, daß Lanucci schuldig sey.

Eine nicht unbedeutende Parthey Gemäßigter war entschlossen, sich deßfalls feyerlichst an die Richter zu wenden, und schon war die öffentliche Meinung gewonnen. Allein Cardegha, der edle Cardegha hatte keinen Augenblick verloren. Gleich nachdem der erste Thatbestand erhoben, noch ehe die eigentliche Untersuchung begonnen war, hatte er einen Eilboten nach Florenz gesandt; dieser Eilbote war zurückgekehrt, und bald sollte sich Alles anders wenden.

Belfiore's Mörder war ein von Bandinelli gedungener Bandit gewesen, welcher ausgeschickt worden war, Lanucci zu morden. Nicht zufrieden, seinen Vetter durch die schändlichsten Verleumdungen und Lügen seiner Güter beraubt und aus seiner Vaterstadt verbannt zu sehen, strebte jener Nichtswürdige auch noch nach dem ihm verhaßten Leben Lanucci's, welches der einzige beschämende Zeuge von Bandinelli's früherem Verrath an seinem Vetter war.

An dem Tage, wo sie das Erstemal mit einander gekämpft hatten, war Lanucci's Dolch seinem Gürtel entfallen, und nachher von den Landleuten, welche Bandinelli nach Hause brachten, als eine diesem zugehörende Waffe aufgehoben, in seine Hände gekommen. Er aber hatte einen, im Dienste der Welfen stehenden, Banditen damit bewaffnet, und ihm eine große Belohnung versprochen, wenn er das verbrecherische Vorhaben glücklich vollführen würde.

Cardegha's Freunde zu Florenz, von demselben auf das Dringendste durch jenen Eilboten ersucht, hatten alle diejenigen beobachten lassen, welche in dem Palast Bandinelli aus- und eingehen würden. Auf diesem Wege hatten sie den Mörder ergriffen. Aus seinen Geständnissen ging hervor, daß er sich heimlich in Belfiore's Haus geschlichen, und dort bis zur Mitternacht verborgen gehalten habe, daß er aber, die Schlafzimmer der beyden Freunde verwechselnd, an Lanucci's Stelle Belfiore erstochen hätte. Um glauben zu machen, daß Lanucci sich selbst den Tod gegeben, sey ihm anbefohlen worden, dessen eigenen, ihm von Bandinelli zur Ausführung der That eingehändigten, Dolch in der Wunde zurückzulassen. Nachdem er sich nach vollbrachter That eiligst aus dem Pisanischen geflüchtet, habe er vor den Thoren von Florenz mit einem Kameraden seiner Truppe zu kämpfen gehabt, welchen Bandinelli im Hinterhalt gestellt hätte, um ihn bey seiner Rückkehr gleichfalls zu ermorden. Um sich das Leben zu erkaufen, habe ihm sein Kamerad, den er niedergeworfen, dieses eingestanden.

In der Vorhalle des Palastes Bandinelli war er von florentischen Häschern ergriffen worden, indem er sich dort in der Absicht einzuschleichen gesucht, Bandinelli für seinen Betrug mit dem Tode zu lohnen, worüber Lärm entstanden. Der Magistrat von Florenz, mit Cardegha derselben Parthey, der der Welfen, zugethan, hatte den Banditen freywillig ausgeliefert, da ohnedieß beyde Republiken in jenem Augenblick gerade in Frieden lebten, und Belfiore einer großen pisanischen Familie angehörte, auf der andern Seite aber für Bandinelli nichts zu fürchten war, der, gleichfalls von erlanchtem Geschlecht, nach den barbarischen Sitten jener Zeit, für seine Schändlichkeit keine andere als die Strafe des Gewissens zu fürchten hatte.

Sobald diese Nachrichten in Pisa bekannt wurden, überließ sich das Volk, das nunmehr die größte Theilnahme für Lanucci an den Tag legte, der größten Freude. Nur für diesen hätte der schnelle, unvorgesehene Uebergang vom Schmerz zur Freude fast gefährliche Folgen gehabt, und, anstatt sein Leben zu verlängern, beynahe seine Tage verkürzt. Als er seine Unschuld so feyerlich anerkannt sah, ging eine so gewaltige Bewegung in seinem Innern vor, daß er ohne Besinnung, ja fast ohne Leben niederfiel.

Cardegha verließ ihn nicht, und brachte ihm alle erdenkliche Hülfe, und als Lanucci wieder den Gebrauch seiner Sinne erlangte, warfen sich Beyde vor dem Bilde unsers Heilandes nieder.

„O Religion, sagte Lanucci, die Kraft, die du gibst, „hatte mich den Gedanken an einen schimpflichen Tod ertragen gelehrt; heute thust du noch mehr, du lehrst mich „die Pflicht, wieder zu leben. O meine Mutter! o Belfiore! dein Sohn, dein Freund ist stets eurer Liebe, „eurer Achtung würdig geblieben. Barmherziger, wolle „Du das Herz Bandinelli's lenken; verzeihe ihm, und „mögen die Richter aller Zeiten durch meine unglückliche „Geschichte lernen, wie oft der trügerische Anschein täuscht! „Und du, theurer Cardegha, du, dem ich Ehre und Leben verdanke, sage, wie ich dir vergelten kann?" — Seine Antwort: „Indem du für Andere thust, was mir Gottes Wille erlaubt hat, für dich zu thun!

Verzeichniß der gegenwärtig brennenden Vulkane.

(Beschluß.)

Archipel der Marianen.

Man zählt neun Vulkane auf diesem Archipel. Ich weiß indessen nicht, ob man alle in die Klasse derer reihen darf, die noch brennen.

Sandwich-Inseln.

Der Mowna-Roa, in Owhyhee, scheint ein Vulkan zu seyn oder gewesen zu seyn; es fragt sich aber, ob dieß auch der Fall mit dem Berge Mowee ist, den Vancouver den Vulkan-Hügel nannte.

Insel Amsterdam.

Die Insel Amsterdam stand ganz im Feuer, als sie Entrecasteaux im März 1792 bemerkte. Einige sahen in dieser Erscheinung die Wirkung eines bloßen Brandes; Andere schlossen aber daraus, daß die Insel einen Vulkan enthalte.

Inseln des Marquis de Traversé.

Diese Inseln, die seit Kurzem von russischen Seefahrern entdeckt wurden, und zwischen Neu-Georgien und dem Sandwich-Land liegen, enthalten einen brennenden Vulkan. Auf dem Sandwich-Lande ist gleichfalls ein brennender Vulkan.

Allgemeine Uebersicht.

	Zahl der brennenden Vulkane.		Im Ganzen.
	Auf dem Kontinente.	Auf den Inseln.	
Europa	1	11	12
Afrika	—	6	6
Amerika	58	3	61
Asien	8	24	32
Südseeländer . .	—	52	52
Im Ganzen . .	67	96	163

Vor dem Schlusse dieser Notiz will ich noch die Bemerkung beyfügen, daß, mit Ausnahme der zwey Vulkane im Central-Asien, deren Daseyn indessen noch einigem Zweifel unterworfen seyn dürfte, nicht einer auf der vorhergehenden Liste gefunden werden dürfte, der weiter als funfzig Stunden von dem Meere entlegen wäre. Man muß beynahe aus dieser sonderbaren Thatsache schließen, daß das Wasser eine wichtige Rolle bey den vulkanischen Ausbrüchen spielen möchte.

Eine der Aufmerksamkeit der Beobachter eben so würdige Erscheinung ist die der weiten Verbreitung des Geräusches, das den Ausbrüchen vorangeht, oder sie begleitet. Wir haben oben angeführt, daß im Jahr 1815 die Detonationen des Tumboro von Sumbava zu Sumatra, in einer geraden Entfernung von dreyhundert Stunden, gehört wurden. Herr v. Humboldt erzählt in seinem trefflichem Werke eine fast eben so erstaunenswürdige Thatsache.

Die Explosionen, welche am 27. April 1812 den ersten Ausbruch der Asche des Vulkans von St. Vincent verkündeten, kamen den Einwohnern der Insel nicht stärker vor, als die von schwerem Geschütze. Diese Explosionen wurden indessen auf dem Rio Apure, bey dem Zusammenfluß des Rio-Nula, 210 Stunden (lieues) vom Vulkan, somit in einer Entfernung wie der Vesuv von Paris, deutlich gehört. Das Geräusch schien so deutlich durch die Luft mitgetheilt, daß man es für Artilleriefeuer annahm, und auf vielen Punkten des amerikanischen Kontinents militärische Zurüstungen machte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 16. Juli.

(Beschluß.)

Zu der befriedigenden Abrundung der französischen Komödie (oder vielmehr dieser Bühne überhaupt) trägt auch das vorzüglich bey, daß Keiner auf seine eigne Hand spielt (ex faustibus sagt der Student). Es findet eine sanktionirte Uebereinkunft zwischen der Schauspielkunst und dem Publikum statt, eines Theils über das Betragen auf der Bühne überhaupt; dann wie sich der Herr und der Knecht, der Held und der Liebhaber, der Mann aus dem Volke, die Dame von Stande, der Treuherzige, die Kokette u. s. w. benehmen müssen; endlich auch, wie die bestimmte Rolle eines bestimmten Stückes gesprochen und agirt werden muß, nachdem sie einmal von irgend einem berühmten Meister erfunden ward. So spielt Hr. Sarthé z. B. den ci-devant jeune homme ganz und gar so, wie Potier, und es ist ihm keineswegs erlaubt, die Rolle von neuem zu erfinden, zu creiren, wie sich die Franzosen ausdrücken — so spielt auch Mad. Couleau (wie gering auch ihr Talent gegen das des Hrn. Sarthé sey) die Magd, mit demselben gemilderten Volkstone, die Dame, mit demselben freyen und doch zurückhaltenden Gesellschafts-Anstand, wie Magd und Dame von jeher auf den Pariser Bühnen unterschieden wurden. Daher kommt es denn, daß die geringste französische Darstellung, von den mittelmäßigsten Talenten ausgeführt, noch immer einen Kunstgenuß, eine Befriedigung gewährt, die man bey uns Deutschen vermißt, wo Alles verworren untereinander läuft, Jeder, auch der geringste Anfänger sich für ein Genie hält und erfinden will, wo es dann nicht selten kommt, daß eine hohe Hof-Charge, eine Excellenz, sich wie der graugewordene, renommistische Senior einer Landsmannschaft, das Kammermädchen wie eine Dame und öfterer noch die Dame wie eine lustige ungezwungene Bäuerin beträgt. Eines gereicht unsern Schauspielern vielleicht zur Entschuldigung, daß nämlich auch im Leben wir keine so darstellende Nation sind, als die Franzosen. Um nur des Geringsten zu erwähnen, so hat ein Deutscher gar nicht den Muth, mit diesem umständlichen und rücksichtsvollen Anstande in ein Gesellschaftszimmer zu treten, wie ein Franzose daselbst eintritt; es lebt in dem Deutschen eine stete Furcht und Scheu affectirt zu erscheinen, und er setzt lieber alle Formen bey Seite, als sich der Gefahr auszusetzen, lächerlich zu werden. Das öffentliche Erscheinen auf der Bühne hat eine gewisse Convention, oder gerade heraus gesagt: Affektation zur Bedingung; und nicht nur in der Tragödie, son-

dern auch im Lustspiel soll man sich über das gemeine Leben zu erheben wissen. Bereits Schiller klagt über die öffentliche Darstellung jener Natur, der man jegliche Rippe zählen kann; und doch spricht er nur von einer Natur, die der Schauspieler nachahmt. Was würde er erst zu der höchst- oder niedrigst-eignen Natur der Spieler sagen, die uns so manches Individuum jezt, mit gar naiver Selbstzufriedenheit, als geniales Kunststück auftischt? Ja, ja, meine Herrn und Damen des Lustspiels und der Operette! es ist ein Unglück, es ist grausam, es ist paradox, aber es kann Alles nichts helfen; wir müssen, wenn wir auf die Bühne treten, uns selbst zu Hause bey den Kindern lassen, und auf den Brettern nicht Wir seyn; das heißt mit andern Worten: ein wenig affektiren. Wir müssen uns, was die ersten und unerlaßlichen Grundbedingungen der Komödie betrifft, noch ein wenig nach dem französischen Theater richten; und diese Zumuthung ist wahrlich keine neue! Das Theater unserer Nachbarn ist bey weitem älter als das unsrige, das sich ganz aus jenem herausgebildet und in frühern Zeiten streng nach ihm gerichtet hat. In der Tragödie haben wir unsere Lehrer verlassen, nachdem wir das von ihnen gelernt hatten, was wir sollten und konnten, und unsere Dichter uns über sie erhoben *). Was die Komödie betrifft, so sind wir zu früh aus der Schule gelaufen; und sollte man behaupten können, daß die Tragödie in Deutschland auf einer höhern Stufe der Ausbildung stehe, als vor 35 bis 40 Jahren, so kann man dieses von der Komödie wahrlich nur dann sagen, wenn man Lust hat, Lachen zu erregen. Weder Großmann noch Schröder, noch der Graf Dalberg hätten das auf der komischen Bühne geduldet, was wir heut zu Tage dort zu hören und zu sehen bekommen; weder die furchtbar leere Zeit zwischen Rede und Gegenrede, noch die oben erwähnte Pausenmanier; weder das verzweifeltnatürliche Betragen unserer jungen Herren und Damen, noch ihr willkührliches Zerreißen des Gesammtspiels. Es war den Schauspielern jener Zeit nicht erlaubt, diejenige Gesellschaft in dem feinen Lustspiele darzustellen, welche sie gewöhnlich frequentirten, sie mußten über ihre Natur und ihre Lebensweise hinaus, und das that ihnen gut und uns wohl; der Chapeau-bas, das gestickte Hofkleid und der Degen waren die Vorschule des Fracks und die Schnürbrust der Damen war eine heilsame Schutzwaffe gegen die zu wenig genirte Häuslichkeit. Hinsichtlich eines runden, raschen ineinandergreifenden Gesammtspiels ist jene Schule gänzlich untergegangen; ihre Spuren finden sich nur noch in einzelnen ältern Mitgliedern der deutschen Bühnen. Auch Iffland war aus ihr hervorgegangen und hat es in dieser Schule erlernt, seine Mängel an Naturgaben hie und da zu bewältigen oder zu verbergen, zuweilen sogar vortheilhaft zu gebrauchen, welches Leztere seine Schüler ihm vorzugsweise und ohne Noth und meist höchst unglücklich nachmachten. Von der Schule, die dieser Meister bildete, schweigen wir; denn was er auch Gutes bewirkt haben mag, so wird doch dieses zu Null durch die zahllosen Nachtheile, die daraus hervorgehen, daß er das erste, ihm leider nachgeahmte Beyspiel gab, wie man einen freyen Verein fortstrebender Künstler in ein eiteles Staatsbehördchen, in eine stagnirende Masse betitelter Philister verkehrt, die unverlierbare Posten apatisch bekleiden, ihre sogenannten Studien vollendet haben und nun, wenn auch nicht auf ihren Lorbern, doch auf ihrem Gehalt ausruhen. Dem Himmel sey Dank, daß die Kunst der intensiven Kraft genug besizt, um diese Kanzley-Fesseln zu zersprengen, und daß es nicht an vielfacher Gelegenheit fehlt, zu bemerken, wie sich auch hier der Einzelne emporhebt, während das Ganze noch an der eingeimpften Krankheit leidet. — Wir wissen sehr wohl, was man uns gegen die Vertheidigung der französischen Komödie einwenden kann — daß wir nämlich gar nicht jene festen gesellschaftlichen Formen haben, wie unsere Nachbaren, so wenig als eine Hauptstadt und ein Hofleben, aus welchen ja das französische Lustspiel hervorgegangen sey; daß wir daher eines ganz andern komischen Theaters bedürfen, als die Franzosen, denen nachzuäffen durchaus nicht nöthig wäre und auch nimmer gelingen könne. So wäre z. B. Hr. Wolff unstreitig und in jeder Hinsicht ein weit, weit eminenterer Schauspieler als Hr. Sartré, und doch hätte dieser in dem kleinen Lustspiel: le mari-garçon, den Kammerdiener nur deßhalb besser gegeben, als der deutsche Schauspieler, weil eben ein valet da chambre eine bestimmtere Figur ist, als ein deutsch-übersezter Kammerdiener. Wir sind so vollkommen dieser Meinung, daß wir sie noch stärker ausdrücken wollen: der Deutsche soll und kann im Gebiete des Komischen nichts anderes darstellen, als die derbe, aber tiefbedeutsame Posse und das erhabenere phantastische Lustspiel. Selbst da, wo uns Charaktere und Scenen aus der uns umgebenden Welt dargestellt werden, können wir das in's Weite strebende Phantastische, die tiefere Ironie und den kecken possenhaften Humor nicht entbehren; der rhetorische Scherz feiner französischen Komödien läßt uns, besonders in den Uebersezungen, wo der Schmelz einer gesellschaftlich-gebildeten Sprache abgestoßen ist, kalt und antheilslos. (Zum Beweis die kalte Aufnahme, die Delavigne's vortreffliche école des vieillards in Deutschland erfahren hat.) Und doch hören wir nicht auf zu übersezen, und auf dem Pariser Boulevard wird kein Räuber gebrandmarkt, im Vaudeville-Theater kein Couplet gesungen, daß nicht vier Wochen darauf in Wien und Berlin, in München und Hamburg rasch zusammengeleimte Uebersezungen in schlechter Fabrik-Sprache von diesen hohlen und leeren Miserabilitäten erscheinen. — „Ei, wir haben ja keine Lustspieldichter!“ Weil wir keine haben wollen!! Die Posse ist den HH. Vormündern des Publikums (den Direktoren) zu gemein; das phantastische Lustspiel versteht — so behaupten sie — das Publikum nicht. Der deutsche Dichter soll durchaus ein französischer seyn, und so ist es dann eine natürliche Folge, daß „das lezte Mittel“ das einzige Lustspiel von Bedeutung ist, welches seit Kotzebue's Tod auf der Bühne erschien, daß wir uns übrigens mit schalen abgeschmackten Uebersezungen begnügen müssen. Es gibt, selbst unter unsern jungen Dichtern, wahrlich! manches schöne dramatische Talent; die Kenntniß der Bretter und der theatralischen Oekonomie haben sie freylich nicht; aber diese können sie auch nicht durch Zurückweisung ihrer Manuscripte erlangen. Wir würden ihnen rathen, in dieser Hinsicht selbst die flachsten und leersten Stückchen zu studieren, bevor sie es wagten, nach Calderon oder Shakespear zu arbeiten. Die HH. Direktoren aber thäten gut, wenn sie das Publikum weniger bevormunden und ächt deutsche Possen und phantastische, humoristische und ironische Lustspiele auf die Bühne bringen wollten. Für das Verständniß derselben wird das Publikum schon selbst sorgen. Geht es aber wie bisher fort, so werden sich alle bessere deutschen Dichter von dem Theater zurückziehen, und dieses in die Hände der federschnellen Pfuscher und fabrikmäßiger Uebersezer fallen, die Komödienspieler aber fortfahren den Gipfel der Mittelmäßigkeit zu erreichen.

*) Wir sprechen hier, wie überall in diesem Aufsaz, von dem deutschen Theater überhaupt. Unser hiesiges kann auf das Feuer der französischen Tragiker mit Nutzen hinschauen, denn unsere Berliner Tragödie ist in lezten Zeiten sehr zahm, lau und blaß geworden, und liebt den bequemen Pantoffel mehr als den lästigen Kothurn.

Beylage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 194.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. August 1824.

Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.

Schiller.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

XIV.

Die verspätete Nachtigall.

Parabel.

Nachtigall kam noch einmal
Hin auf Islands Lenzgebiete,
Wo ihr sonst die Rose blühte,
In der Liebe warmem Strahl.
Doch verzehrt vom kalten Nord
War die lezte, lezte Rose,
Nachtigall fand trübe Moose,
Rose weckt mehr kein Accord.
Nachtigall entfloh mit Klagen,
Klage blieb ihr leiser Ton,
Bis die Seel' in ihm entflohn,
Hin zum Rosenmond getragen.

Geschichte des Samuel F—, ein Opfer des Vorurtheils.

(Aus meinem Tagebuch während meines Aufenthalts in London.)

Es sind ungefähr zwey Jahre, als ich eines Morgens beym Frühstück durch meinen eintretenden Wirth unterbrochen ward. „Verzeihen Sie, Herr B., hob er an, daß ich Sie unterbreche; aber da neben im Hause liegt ein Landsmann von Ihnen gefährlich krank, der Sie zu sprechen wünscht. Es soll, wie mir mein Nachbar sagt, ein sehr braver junger Mann seyn. Er ist erst seit drey Wochen bey ihm im Hause. Er kam krank an, ward täglich schlimmer, und ist nun schon seit acht Tagen bettlägerig; der Arzt sagt, er werde das Zimmer nicht lebendig wieder verlassen, denn er hat eine tödtliche Auszehrung.“ Es ist immer der Fall gewesen, daß mir bey dergleichen Gelegenheiten das Herz mit dem Kopf davon läuft, und obgleich meine eigene und Anderer Erfahrung von Landsleuten in London mich hätte behutsamer machen sollen, so vergaß ich doch bey dieser Erzählung sogleich alle meine gelobte Vorsicht, zog mich schnell an, und in fünf Minuten stand ich schon neben dem Bette des Kranken.

„Dank, herzlichen Dank, Herr Landsmann, für Ihre Güte! rief er mir mit schwacher Stimme zu, indem er mir die abgezehrte Hand entgegenreichte; aber verzeihen Sie mir auch die Freyheit, die ich mir nahm, Sie, als einen völlig Unbekannten, zu meinem Krankenbette einzuladen?“ sezte er schüchtern hinzu. „Ach, fuhr er fort, ich fühlte mich so einsam, so verlassen in dieser fremden Welt! Die Leute im Hause sind mir zwar gut; aber sie sind es doch wol nur hauptsächlich aus Eigennuz, und da wurde es mir denn oft so bang, so eng um's Herz; — ich weiß, es ist eine Schwachheit; aber wenn der Körper

krank ist, erschlafft auch der Geist, wenn ich dann dachte, daß ich unter diesen wildfremden Menschen sterben müßte. Da hörte ich, ein Deutscher wohne im nächsten Hause, nur eine dünne Wand trenne sein Zimmer von dem meinigen, und ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, den Landsmann zu sehen und zu sprechen. Vielleicht, dachte ich, hat er Mitleiden mit deiner verlassenen Lage, vielleicht nimmt er sich deiner im Tode an, drückt dir die sterbenden Augen zu, und weint eine Thräne auf dein jugendliches, frühes Grab." Es lag etwas in dem Wesen und in den Worten des unglücklichen Mannes, das mich tief rührte; ich fühlte mich gewaltsam zu ihm hingezogen, und unwillkürlich brachen mir die Thränen aus den Augen. Ich ergriff des Kranken Hand mit einer Wärme, die ich mir selbst nicht zu erklären wußte, und versicherte ihn, daß er unbeschränkt über mich gebieten könnte, daß ich Alles thun würde, um seine Lage zu erleichtern; daß ich aber hoffte, ihm nicht gerade den Liebesdienst zu erweisen, den er vorzüglich von mir zu erwarten schien. Diese Bereitwilligkeit von meiner Seite schien einen wohlthätigen Eindruck auf ihn zu machen; seine Augen glänzten freudig auf, und wie von neuen Kräften beseelt, richtete er sich mit einer Art von hastiger Munterkeit in die Höhe. „Sie sind ein Mensch im vollsten Sinne des Worts, rief er, Wortdank müssen Sie verschmähen; aber lesen Sie in meinem Blick, wie glücklich Sie mich machen — ich bin nun nicht mehr allein!" Er faltete seine Hände und rief mit inbrünstigem Blick: „Dank dir, ewiger Vater! Dank dir für diese lezte Huld! Mein Tod wird jezt sanft seyn." Ich wollte ihn von diesem Gedanken abwendig machen. „Geben Sie sich keine Mühe, Freund, sagte er, sanft lächelnd; ich weiß, ich fühle es, ich werde diese Woche nicht ausleben. (Es war am Montag.) Aber es ist so besser; das Maß meiner Leiden ist voll, und Gott hat väterlich beschlossen, mich zu erlösen. Ueberdieß bin ich auch dieser Welt unnütz; ich bin ihr ein Unkraut, das je früher, je besser ausgerottet werden muß. Die Welt verlangt meine Dienste nicht, sie mag mich nicht einmal zum Mitgliede." — „Wie, rief ich, über diese Rede erstaunt, aus, hätten Sie sich irgend eines großen Verbrechens . . . ." — „Keines, unterbrach er mich; meine Geburt, meine Nation ist mein Verbrechen! Ich bin einer von den Parias der westlichen Welt, einer von jenen Unglücklichen, die sich selbst das Volk Gottes nennen, die die Welt aber kaum als Menschen erkennen will. Ich bin ein Jude, oder, eigentlicher, ein getaufter Jude. Aber das Wasser der Taufe hat den Schandfleck, der an meinem Namen haftet, nicht abzuwaschen vermocht; die Sünde meiner Geburt hat mich überall hin begleitet. . . . . . Sie sind erstaunt, fuhr er fort, Sie haben wol den jüdischen Ausdruck in meinem Gesichte, den eigenen Accent in meiner Sprache nicht bemerkt; Sie wußten wol nicht, wem Sie so großmüthig ihren Beystand zusagten. . . . Reuet es Sie, sezte er mit einiger Bitterkeit hinzu, ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück." — „Sie irren sich, sagte ich; ich vermuthete gleich Anfangs, daß Sie zur jüdischen Nation gehörten, aber dieß erniedrigt Sie nicht in meinen Augen. Mir ist nur, verzeihen Sie den Ausdruck, der jüdische Jude verächtlich, wie der jüdische Christ; aber der Redliche, der Gute, der Edle ist mein Freund, mein Bruder, sey sein Volk oder sein Vaterland, welche sie wollen. Mein Erstaunen rührt daher, daß ich mir nie hatte einbilden können, daß der bloße Umstand, zu einer gewissen Nation zu gehören, einen Menschen so unglücklich gemacht haben sollte, daß er dem Tode mit Freuden entgegensieht, wie Sie es zu thun scheinen." — „Ich sehe, erwiederte der Kranke, Sie bezweifeln die Wahrheit meiner Rede. Wenn mir Gott mein Leben so lange fristet, und mir Stärke verleiht, so sollen Sie meine Geschichte erfahren, und Sie werden nicht mehr zweifeln." — Ich bat ihn, sich zu schonen. — „Nein, nein, sagte er; Ihre gute Meinung von mir ist mir zu wichtig. Sie sind das einzige Wesen auf dieser großen Erde, dessen Theilnahme ich genieße, und es würde mich schmerzen, wenn ich von derselben auch den kleinsten Theil verlöre. Die Erzählung, fuhr er fort, wird zwar manche Wunde wieder schmerzlich aufreißen; aber desto besser, mein krankes Herz verblutet dann um so schneller." Er wollte sogleich seine Erzählung anfangen; aber die Unterredung hatte ihn bereits zu sehr angegriffen, er sank erschöpft zurück. Ich reichte ihm einige Erfrischung, und es gelang mir, ihn zu bereden, seine Mittheilung bis auf den Nachmittag zu verschieben, wo ich ihn wieder zu besuchen versprach. Ehe ich mich entfernte, fragte ich ihn: ob ich ihm etwa mit Geld dienen könne? „Herzlichen Dank, Freund, für Ihr gütiges Anerbieten! erwiederte er; aber ich bedarf keines. Nach meiner Rechnung habe ich noch gerade genug, um mir durch die Spanne Lebens zu helfen, die ich noch vor mir habe, und auch, um ein anständiges Begräbniß zu bezahlen, vielleicht wol noch etwas darüber, welches ich Sie bitte nach meiner Bestattung unter würdige Arme zu vertheilen." Dieß versprach ich zu thun, wenn es ja dahin kommen müßte. „Sollte ich mich aber verrechnet haben, sezte er lächelnd hinzu, so bin ich so frey, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen." Er hatte dieses kaum ausgeredet, als sich seine ermatteten Augen schlossen, und er in einen Schlummer verfiel, in welchem ich ihn verließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Theorie der Bildung der Erdoberfläche.

Ein Franzose, Herr Chabrier, dem auf seinen Reisen durch's nördliche Deutschland die zerstreut liegenden Granitblöcke auffielen und den die bisherigen Erklärungen über ihre Herkunft nicht befriedigten, ersann sich eine neue, die zugleich den Vortheil gewähren sollte, noch andere räthselhafte Erscheinungen und Dinge gleichfalls zu erklären, den Ursprung der Berge zum Beyspiel und die Sündfluth. Die Ergebnisse seines langen Nachdenkens hat er in einer kleinen Schrift bekannt gemacht, die den Titel führt: Dissertation sur le déluge universel, ou introduction à la géognosie de notre planète, par P. Chabrier (Montpellier, imprim. de J. Julien. 1823. 132 S. 8.) und der zuverlässig Niemand das Verdienst streitig machen wird, den unzählbaren bisherigen Hypothesen über die Bildung des Erdballs eine neue hinzugefügt zu haben. Es hat aber dieselbe mit ungefähr allen früheren geologischen Systemen das gemein, daß sie von dem Verlangen ausging, ein besonderes und einzelnes, ihrem Urheber vorzüglich auffallendes Phänomen zu erklären, welchem alle übrigen geologischen Erscheinungen alsdann dermaßen untergeordnet wurden, daß ihre Erklärung durch die von dem ersteren gegebene völlig bedingt ward.

Herr Chabrier, welchem ganz unbegreiflich vorkam, daß die sogenannten Findlinge oder die vereinzelt vorkommenden Felsblöcke und Lagerstätten weit entfernter Gebirge abstammen sollten, fand es kürzer und einfacher, Meteorsteine (Aërolithen) aus ihnen zu machen, und da ihn dann eine sorgfältige Untersuchung der Gebirge zu der Ueberzeugung brachte, daß dieselben anders nichts als große Schuttmassen seyen, so fing er zu zweifeln an, ob die auf der Erdoberfläche zerstreuten Granitmassen in der That wol in einem Urmeere, das Niemand gesehen hat, sagt er, sich niedergeschlagen und kristallisirt haben sollten? Weiteres Nachdenken gab ihm die Gewißheit, daß dieß nicht seyn könne, er läugnet also keckhin den angeblichen Thatverhalt der Krystallisationen, und er hilft sich für die Erklärung der Berge, wie zuvor für diejenige der Findlinge. Ganz unbedenklich behauptet er, aller Granit auf der Erde sey aus der Atmosphäre niedergefallen, mit Allem, was ihm anhängt, und was vielfältig unter und über ihm angetroffen wird. Dieser furchtbare Bergeregen, welcher entweder aus den Trümmern eines durch den Zusammenstoß mit einem Kometen zerstörten Planetarkörpers, oder vom Ausbruch des Riesenvulkans eben dieses Planeten herrührt, hat den Kern des unsrigen, welches den Herrn Chabrier weiter nichts kümmert, mit den Alpen, den Pyrenäen, den Anden und allen diesen Antipoden-Lagerungen von Urgebirgen bedeckt, und da ihre feurigen Massen auf die dichten Urwälder der Erde niederfielen, so sind daraus die mächtigen Steinkohlenlager entstanden.

Der zertrümmerte Planetarkörper war ohne Zweifel aber derjenige, dessen Trabanten die vier kleinen Monden, Ceres, Pallas, Vesta und Juno gewesen sind, deren Flammenschrift jezt noch das vormalige Daseyn des unglücklichen Planeten bezeugt. Mit dem entsetzlichen Bergeregen aber ging jener Sturm noch nicht vorbey, sondern auch alle Gewässer des Planeten fielen strömend nieder, überschwemmten die Erde, und brachten allen ihren Bewohnern den Untergang. Inzwischen kam der Wasserregen zuerst, (um des Unterschieds der Schwere willen vermuthlich), und glücklicher Weise folgte der Bergeregen alsbald nach, wodurch die Wasser zum Theil zurückgedrängt, und die gegenwärtigen Festlande sammt den Bergen gebildet wurden, ohne welches Noah nirgends hätte landen können.

Was dann die fossilen Ueberreste von Pflanzen und Thieren aller Art anbetrifft, das versteinerte Menschengeripp von Guadeloupe nicht ausgenommen, so gehören diese keineswegs einer tellurischen Vorwelt an, sondern es sind Ueberreste der Pflanzen- und Thierwelt von jenem unglücklichen Planeten, über dessen Trümmern die Erdbewohner seit Jahrtausenden wandern. Das Merkwürdigste von Allem aber besteht darin, daß Herr Chabrier für wahrscheinlich hält, es könnten wohl auch etliche Menschengeschöpfe, die mit den Bergen des Planeten niederstürzten, wenn gleich von ihrem Falle übel zugerichtet, am Leben geblieben seyn, woraus sich denn füglich alles bisher Räthselhafte in der Lehre von den Menschenstämmen erklären läßt. Die Neger, die Amerikaner oder die Malayen können also recht gut Abstämmlinge der Bewohner einer andern Welt seyn, welche zur Strafe unserer ersten Eltern, hinwieder selbst auch untergehen mußte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Juni.

Am Ende des May begannen die Gastdarstellungen des Hrn. Gerstäcker. Sein Tenor ist noch immer köstlich; die wahre deutsche Silberstimme — und ich glaube, daß sie, seit wir ihn nicht gehört, eher an Kraft gewonnen als verloren hat; wenigstens fanden wir, daß der Sänger während seiner dießmaligen Anwesenheit in Leipzig freyer und leichter sang, als vor einigen Jahren. Seine erste Rolle war die Parthie des Murney im Opferfeste (überhaupt eine unsrer bessern Opernvorstellungen), und die gesunde Höhe seiner Stimme beym Vortrage dieser Parthie war uns besonders wohlthuend in den Solosätzen sowohl als den mehrstimmigen Stücken, in welchen sie angenehm durchdrang. Der Vortrag hatte etwas Leichtes und

Gefälliges, selbst wo mehr Kraft, als gewöhnlich, anzuwenden ist; doch dürfte demselben in Stellen, wo der Tonsezer oft wiederkehrende Schlußfälle oder Uebergänge gebraucht hat, etwas mehr Verzierung nicht nachtheilig seyn. Die schönste Parthie des Hrn. G. soll die des Nadori in Spohr's Jessonda gewesen seyn. Ich konnte davon nur den ersten Akt hören, und fand Vortrag und Spiel dem Gegenstande vollkommen angemessen. Mad. Neumann-Sessi sang an diesem Abende zum Leztenmal auf unserer Bühne. Ihr fester und auf sicherer Schule gegründeter Vortrag wird von uns nie vergessen werden; aber wir hatten in der lezten Zeit häufig Gelegenheit zu beklagen, wie wenig die Natur oft solche Vorzüge unterstüzt, und dem Künstler getreu bleibt. — Die folgende Parthie des Hrn. G. war die des Johann von Paris, im Ganzen trefflich gesungen und ziemlich leicht gespielt, denn auch hier bemerkten wir, daß Hr. G. in der Gewandtheit des Spiels gute Fortschritte gemacht hat. In den Ensembles des ersten Akts hatten wir uns darauf gefreut, daß die oft wiederholte Stelle, auf welche der Komponist so vieles Gewicht legen mußte: ich bin hier und bleibe hier! durch dieses Sängers klare Tenorhöhe recht werde herausgehoben werden; aber gerade in dieser Stelle war er schwächer als gewöhnlich. Die ganze Vorstellung hatte übrigens nicht das Leben der früheren Aufführungen dieser Oper auf unserer Bühne; die zwey Rollen waren neu besezt, und man konnte den Spielenden die verzeihliche Befangenheit nur zu sehr ansehen. Mlle. Hanf trat zum Erstenmale in der Rolle des Olivier auf. Sie hat in kurzer Zeit ihren äußerst angenehmen Mezzosopran recht vortheilhaft gebildet, hat eine schöne Festigkeit in den Tönen, und dieser Versuch zeigte auch, welche Leichtigkeit sie im Vortrage zu gewinnen vermag. Noch mehr und vortheilhafter zeigte sich ihr Gesangstalent in der Parthie des Aennchen im Freyschüz, in welcher sie, wenigstens in Hinsicht des Gesanges, die abwesende Mlle. Böhler ersezte. Für die Parthie des Max paßt Hrn. Gerstäckers Stimme und Vortragsweise vollkommen; ich halte sie für eine seiner vorzüglichsten Parthieen. Kraft des Tones und Schmelz der Stimme ist hier wesentlich, und Schmuck und Zierlichkeit wird hier nicht vermißt. Der entschiedenste Beyfall ward ihm auch in dieser Rolle zu Theil. Die Reihe seiner Gastrollen, welche Mad. Werner in mehreren ersten Sopran-Parthieen mit Sorgfalt und Fleiß begleitete, schloß sich durch Sargino, den ich aber zu hören verhindert wurde. Im Ganzen sind es vornehmlich zwey Punkte, auf welche ich diesen begünstigten Sänger noch aufmerksam machen möchte; erstens darauf, die Stimme in den höhern Tönen nicht ohne Noth zu pressen und Gaumenton zu geben (welches z. B. im Terzett im zweyten Akt des Freyschüzen der Fall war); zweytens in Beziehung auf anzubringende Passagen, Cadenzen, und Verzierungen mehr mit der unterliegenden Harmonie und mit dem begleitenden Orchester in Uebereinstimmung zu bleiben.

Das Auftreten der Mad. Neumann aus Karlsruhe machte wieder Epoche auf unserer Bühne. Sie hatte sich länger, als man erwartet, in Berlin verweilt, und trat daher nur in drey Gastrollen auf, welche zu sehen Alles herbeyströmte, was sonst nur selten das Theater besucht. Es versteht sich, daß ihr liebenswürdiges Talent auch bey uns sich geltend machen mußte; doch gab es auch Dissidenten. Im Käthchen störte das blühende Weib das Bild des wunderbaren Mädchens ein wenig, doch habe ich in dieser Darstellung die meiste poetische Einheit gefunden. In der Darstellung der Isabella in den Quälgeistern mußte die spielende Leichtigkeit der Conversation, auch abgesehen von dem Charakter, als eine glänzende Erscheinung auf der Bühne bewundert werden. In der Preziosa herrschte die meiste theatralische Anstrengung, und viele glänzende Momente zogen den Zuschauer an. Auf jeden Fall sind diese wenigen Darstellungen, über welche ich etwas ausführlicher in der Zeitung für die elegante Welt gesprochen habe, nicht hinreichend, ein vielseitiges Urtheil über die Darstellerin zu begründen, besonders, da unter denselben keine der rein-naiven Rollen ist, in denen Mad. Neumann so ausgezeichnet seyn soll, z. B. Margarethe in den Hagestolzen.

Nach diesen Darstellungen wurde uns in den bekannten Galeerensclaven ein Bild menschlicher Verworfenheit vorgehalten, welches durch die Erweckung des ihr gegenüberstehenden Edelmuthes und durch die ausfüllenden Schilderungen ländlicher Sitte nur um so empörender und herzzerreißender wirkte. — In der Uebertreibung so schauderhafter Wahrheit durch die Darstellung hört alle Kunst auf. Mag solche Verworfenheit in der Wirklichkeit vorkommen; sie ist doch genöthigt, sich zu verbergen; hier aber wird sie für die Empfindung Aller, die an dem Schauspiel Theil nehmen, dargestellt, und aus dem Ganzen des Menschenlebens herausgehoben; dadurch wird sie zu einem selbstständigen, ausgezeichneten Gegenstand, was ihrer Natur widerspricht, die selbst der innere Widerspruch ist. Dieß soll der Schauspieler vornehmlich, der sich zu würdigen weiß, wohl bedenken.

Um nicht blos von der Bühne zu sprechen, will ich noch von einigen Erscheinungen in der musikalischen Literatur kurze Nachricht geben. Ein vollständiges Verzeichniß dessen, was das vorige Jahr gebracht hat, ist der siebente, von Fr. Hofmeister herausgegebene Nachtrag zu dem Handbuche der musikalischen Literatur. Zu den thätigen Musikhandlungen, welche hier seit längerer Zeit bestehen, ist auch seit vorigem Jahr eine neue, die des Hrn. Probst hinzugekommen, welche sich sehr kräftig regt, und mehrere interessante Verlagsartikel in geschmackvollem Stich geliefert hat. Zu den neuesten gehört eine Sonate von Kalkbrenner zum Andenken Haydns (Oeuv. 56), Ries Variationen mit Begleitung des Orchesters über Rule Britannia, höchst liebliche Lieder von Donzi und drey italienische Canzonetten von Blangini mit untergelegten deutschen Texten von Gerhard. — Jugendlich blüht die unter G. Webers Mitwirkung gegründete musikalische Zeitschrift Cäcilia auf (Mainz bey Schott), von welcher im Mai das zweyte Heft erschien. Möge sie öfter durch größere zusammenhängende Aufsäze, welche sich für die Journalform eignen, den aufmerksamen Leser belehren und erfreuen, Kleinigkeiten und trockene Berichte dagegen ihren alternden Schwestern überlassen. Ein rühmliches Streben nach Gründlichkeit regt sich auch in der zu Berlin herauskommenden musikalischen Zeitung; möge sie fern von jedem partheyischen Einflusse ein fröhliches Gedeihen finden. — Das gründlichste, umfassendste und zugleich das eigenthümlichste Werk, welches im Gebiete der musikalischen Theorie seit langer Zeit geschrieben worden, Gottfried Weber's Theorie der Tonsezkunst, erscheint eben jezt zur Ehre deutscher Tonkunst in der zweyten und durchaus umgearbeiteten Auflage (in 4 Bänden, Mainz bey Schott mit dem Bildnisse des Verfassers). Wie wichtig sein Einfluß auf die wissenschaftliche Fortbildung der Harmonielehre, ungeachtet seiner Eigenthümlichkeit, gewesen, zeigt sich auch an mehreren neuern Elementarwerken, in welchen dasselbe benuzt worden ist, und über welche sich der würdige Verfasser in der Vorrede zum Theil mit Strenge erklärt hat. In der übrigen Literatur ist mir seit lange nichts von Bedeutung vorgekommen.

Wendt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 65.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 195.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. August 1824.

Wo ich des Daseyns Wonne,
Mir unbewußt erhielt,
Den milden Strahl der Sonne
Zum Erstenmal gefühlt;
Wo ich zuerst die Triebe
Der Zärtlichkeit empfand
Der ersten Kindesliebe,
Dort ist mein Vaterland!

Seibel.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

XV.

Ich seh' es an den Trauben,
Daß das die Heimath ist,
Mein Herz, du willst's nicht glauben,
Daß du zu Hause bist.

Es schaukeln sich die Nachen,
Berggäste hoch vom Steg
Durch Nebel niederlachen,
Streu'n Lieder auf den Weg.

Antwort will ihnen geben
Der muntre Postillon,
Und Thränennebel weben
Sich um den raschen Ton.

Zur Ferne dehnt, zur Ferne
Verhallend er sich aus.
Ich glaube dir's ja gerne,
Herz, du bist nicht zu Haus!

Geschichte des Samuel F—, ein Opfer des Vorurtheils.

(Fortsetzung.)

Um vier Uhr des Nachmittags war ich wieder bey meinem Kranken. Ich fand ihn sehr gestärkt, und er nahm die kleinen Erfrischungen, die ich ihm in der Vermuthung, daß sie ihm in seinem Zustande angenehm seyn würden, mitgebracht hatte, mit sichtbarer Rührung an. „Ich sehe, Sie haben mich nicht vergessen, sagte er, Sie, mir ein völlig Fremder, dachten an mich mitten in den Geschäften und dem Gewühl dieser großen Stadt; aber die, welche die Natur oder das Herz mit mir verband, geben mich dem bittern Geschick Preis — und warum?“ Seine Hände falteten sich, und ein Paar große Thränen rollten über seine blassen, eingefallenen Wangen. Ich hatte weder die Kraft, noch den Muth, das Stillschweigen zu unterbrechen. Endlich raffte er sich wieder zusammen, und indem er sich die Thränen abwischte, sagte er: „Ich darf mich nicht zu früh erweichen; ich habe Ihnen ja noch so Vieles zu sagen. Ja, fuhr er fort, ich möchte sogar wünschen, daß Sie meine traurige Geschichte der Welt bekannt machten, vielleicht lernt hier und da ein Christ dadurch, mit dem armen Juden menschlicher zu verfahren, und ein Jude, wie gefährlich es für ihn sey, aus dem Kreise treten zu wollen, den ihm — nicht die Natur, nicht das Schicksal — sondern die verkehrten Welteinrichtungen und die Tyranney der öffentlichen Meinung vorgezeichnet hat. Denn mancher Christ plagt und mißhandelt ja nur den Juden aus Gedankenlosigkeit, wie der Knabe, der das Insekt quält, weil es ihm niemals einfällt, das arme Thier habe auch Gefühl. Meine Geschichte mag dem Gedankenlosen lehren, wie tief, wir schmerzlich tief auch ein Nachkomme Abrahams zu fühlen vermag, wenn man ihn wie einen Wurm in den Staub tritt. Doch, zur Sache. . .

„Ich heiße Samuel F—. Mein Vater war ein Handelsjude von geringem Vermögen, in dem Städtchen D . . . . ., auf dem linken Rheinufer *). Ich erinnere mich nicht viel von ihm, außer daß er mich regelmäßig in die Synagoge mitzunehmen pflegte, und sehr streng auf die pünktliche Ausführung und Beobachtung der zahllosen Gebote und Verbote hielt, womit die Rabbinen das Judenthum überhäuft haben. Was der gute Mann aber auf diese Weise in Jahresfrist von Religiosität bey mir eingeprägt hatte, zerstörte kurz vor seinem Tode in Einer Stunde das schädliche Beyspiel eines jener Bachers oder jüdischer Hauslehrer, bey dem ich den ersten Unterricht im Hebräischen und Deutschen empfing. Da dieses eigentlich der Wendepunkt meines Lebens ward, so muß ich etwas umständlicher in meiner Erzählung davon seyn.

„Es war ein Versöhnungsfest oder sogenannter Langetag, an welchem bekanntlich die Juden von einem Abend von sechs Uhr an, bis zum folgenden, wenn die Sterne am Himmel erscheinen, weder essen noch trinken dürfen. Mir, als einem Kinde, ward erlaubt, um zwölf Uhr des Mittags zu essen, oder, wie die Juden es nennen, anzubeißen; aber man erwartete von mir, daß ich, mit Ausnahme der Eßzeit, wie die Uebrigen, den Tag über in der Synagoge aushielte. Da mein Vater indessen eines von den öffentlichen Gebeten übernommen hatte, welches mehrere Stunden lang zu dauern pflegt, so ward ich während der Zeit der Aufsicht meines Bachers anvertraut. Nach einiger Zeit entfernte sich dieser, und da mir bald darauf einfiel, daß ich meine Kaninchen zu füttern hätte, so benutzte ich sein Beyspiel, und ging nach Hause. Meine Kaninchen befanden sich in einem alten Pferdestalle, und man denke sich mein Erstaunen, als ich in denselben trat, und meinen Lehrer darin essend fand; aber nicht nur essend, sondern, was er aß, bestand aus einer sogenannten Knackwurst. Dieß war ein doppelter Bruch der Gesetze, und ich nahm mir's heraus, ihm einen Verweis geben zu wollen. Aber er wußte mich bald zu beschwichtigen. Er sagte, die ganze Religion sey Alfanzerey, von Lügnern erfunden und von Pinseln geglaubt, vom Vernünftigen aber verachtet, obgleich die Nothwendigkeit es zuweilen erheische, den Schwachen zu Gefallen zu leben u. s. w. Wie konnte ich die Worte dieses hochgelehrten Mannes, das Orakel der Judenschaft in unserm Orte, bezweifeln! Ich aß mit ihm, fand die Wurst gut, und ward von dem Augenblicke an ein Heuchler unter den Juden, wie er. Aber das neue Licht brachte noch eine andere Wirkung in mir hervor. Ich hatte immer die Schmähungen der Christenknaben mit Ungeduld getragen, und nur die Versicherungen meines Vaters, daß dieß als eine Strafe Gottes und als eine nothwendige Folge unserer Verbannung anzusehen sey, hatten mich bisher zu beruhigen vermocht. Von dem Augenblick an aber, wo ich dieses nicht mehr glaubte, stieg meine Ungeduld aufs Höchste. Jeden Mauschel und Jud gab ich mit einem Steinwurf oder einem Faustschlag zurück, und blutige Nase und Kopf von meiner Seite, und Klagen der Bauern über ähnliche Behandlung ihrer Söhne durch mich von der andern, waren die Folgen meiner unreifen Aufklärung, so daß mein Vater, in seinem Zorne über meinen unjüdischen Mangel an Duldsamkeit, mich oft einen Tolah (Gehangenen oder Gekreuzigten) oder Jischa hanozru (Jesus Nazarenus; die höchsten Schimpfwörter unter den gemeinen Juden) zu nennen pflegte. Dieß konnte aber nicht sehr lange gedauert haben, denn mein Vater starb, und ein Bruder von ihm nahm mich zu sich nach Straßburg.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Die Namen sind hier, wie billig, ausgelassen. Uebrigens ist die Geschichte beynahe wörtlich, wie mir sie F— innerhalb vier Tagen und mit häufigen Unterbrechungen erzählte, und wie ich sie jeden Abend, nachdem ich ihn verlassen, zu Hause niederschrieb; durch jede Umänderung würde sie nur verloren haben. B . . . . . .

Bruchstücke aus Basil Hall's Tagebuche.

(Geschrieben auf den Küsten von Chili, Peru und Mexiko, in den Jahren 1820, 1821 und 1822.)

Das unter meinen Befehlen stehende königliche Schiff Conway segelte den 10. August 1820 von England ab, und nachdem wir Teneriffa, Rio Janeiro und Rio de la Plata berührt hatten, so erhielten wir Befehl, nach Valparaiso, dem bedeutendsten Hafen auf der Küste von Chili, zu steuern.

Die Fahrt um das Kap Horn ist in der Geschichte der Seefahrt so berühmt wegen der Schwierigkeiten, welche Anson dort zu überwinden hatte, daß Niemand, der seine Reisebeschreibung kennt, sich diesem Orte ohne einiges Interesse nähern kann. Jetzt haben freylich die Fortschritte in der Schifffahrt dieß Kap seiner Schrecknisse beraubt, und die Durchfahrt, die sonst so viele Mühe und Arbeit kostete, ist nun vergleichungsweise leicht und sicher. Doch bleibt diesem großen Vorgebirge noch Romantisches genug, um die Neugier zu reizen, und so waren den 25. November Abends Aller Augen erwartungsvoll gegen Westen gerichtet, in welcher Gegend wir das Kap suchten.

Mehrere Gruppen der Neugierigsten unter den Offizieren standen auf den Mastkörben herum, bereit, mit Ferngläsern und Zeichenbüchern den ersten Anblick des Landes zu benutzen. Andere, deren Eifer nicht ihrer Neugier gleich kam, stiegen einige Schritte auf dem Takelwerk herum, und kamen wieder herunter, indem sie sagten, daß sie den nächsten Morgen Alles mit Bequemlichkeit sehen

würden. Die Matrosen, gleichgültig, wie gewöhnlich, gegen alle Dinge dieser Art, belustigten sich während der Zeit auf dem Verdeck mit einem geräuschvollen Spiele.

Indessen ging die Sonne unter, und unsre Sorge, wir würden kein Land vor der Nacht entdecken, wuchs mit jedem Augenblick; allein gegen das Ende einer langen Sommerdämmerung erschien zu unserer großen Freude das lang erwartete Kap am westlichen Horizonte, wo die äußerste Linie des Landes, ungefähr fünfzig bis sechzig Seemeilen entfernt, sich deutlich am Himmel abzeichnete, noch durch die lezten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet; doch bald verschwand Alles im Dunkel.

Um sechs Uhr Morgens den 26. November waren wir zehn oder zwölf Meilen vom Kap Horn entfernt, und indem wir um dasselbe herumsegelten, um in das stille Meer zu kommen, konnten wir das Vorgebirge in sehr verschiedenen Lagen betrachten. Es zeigt sich unter jeder Ansicht kühn und majestätisch, würdig, die Grenze eines solchen Kontinents zu bilden. Es ist ein hoher, jäher, schwarzer Felsen, der sich hebt über alles andere Land erhebt, er ist ohne eine Spur von Vegetation, und erstreckt sich weit in die See, in kalter, einsamer Größe.

Nachdem wir ungefähr vierzehn Tage lang gegen die herrschenden Westwinde gekämpft hatten, ankerten wir den 19. December in der Bay von Valparaiso, dem bedeutendsten Hafen auf der Küste von Chili, nachdem unsere Fahrt von Rio de la Plata acht und dreyßig Tage gedauert hatte.

Jede Küste erscheint den Seeleuten herrlich nach einer langen und gefahrvollen Reise, und dieß war wahrscheinlich die Ursache, weßhalb die ersten spanischen Abenteurer diesen Platz Valparaiso (Thal des Paradieses) nannten; wenigstens rechtfertigt der jetzige Anblick desselben keineswegs diese Benennung. Die Bay ist halbzirkelförmig, von steilen, beynahe zweytausend Fuß hohen, spärlich mit Gestripp und dünnem Grase bedeckten, Bergen umgeben. Die Stadt ist auf einem schmalen Strich Landes, zwischen den Klippen und der See, erbaut; allein da dieser Platz beschränkt ist, so breiten sich die Gebäude auf den Seiten und in den Gründen der zahlreichen Schluchten aus, welche die Hügel durchschneiden. Eine Vorstadt, Almendral oder Mandelhain genannt, die größer als die Stadt selbst ist, erstreckt sich über eine niedrige, sandige Ebene, die ungefähr eine halbe Meile breit ist, und auf der obern oder östlichen Seite der Bay liegt. In den Sommermonaten, vom November bis März, ist Valparaiso ein sicherer und angenehmer Ankerplatz; allein während des Winters, vorzüglich im Juni und Juli, ist es starken Stürmen ausgesezt, welche von Norden blasen, und in dieser Richtung ist es offen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Fortsetzung.)

Endlich ist Mlle. Eckerlin, eine geborne Schweizerin, musikalisch gebildet in Italien, zurückgekommen, und trat in der Oper Zelmira auf, im zweyten Parth, worin sie vor einigen Jahren sich zum Erstenmal mit großem Beyfall produzirte. Die Erwartung war gespannt, und ein rauschendes Willkommen tönte der Sängerin entgegen, aber dießmal wenigstens wurde jene nicht befriedigt. Man wollte eine Veränderung an der Stimme wahrnehmen, sie sollte schwächer klingen und der Uebergang aus der Brust- in die Kopfstimme schwieriger geworden seyn. Der Beyfall war gering. Eine vorübergehende krankhafte Stimmung mochte am meisten darauf einwirken, denn in der zweyten Vorstellung wurde das Störende weniger vernommen, und in der dritten ließ sich nur in der Anfangsscene einige Unsicherheit und Anstrengung noch vermerken; im Vortrag der für sie vom Meister eigens komponirten Arie des zweyten Akts zeigte sich eine Kraftäußerung neben der geschmackvollen, regelmäßigen Durchführung, wie die Sängerin sie kaum früher offenbart hatte. Großer Beyfall wurde dieser Leistung gezollt. Eine angenehme Erscheinung bleibt die jugendliche Gestalt immer, wenn auch das Organ wirklich einen Abgang erleiden sollte. Man darf sie einer Galathea vergleichen, nicht wie sie von der Gottin belebt erscheint, sondern wie sie unter dem Meißel des Künstlers hervorgegangen dasteht. Ein rauher Hauch mag die Blüthe wohl getroffen haben; das ereignet sich so gut auf Italiens lachenden Fluren, wie auf Sibiriens Steppen; am wenigsten vielleicht auf Helvetiens Alpen. — Sgra. Dardanelli sang die Zelmira mit jener einfach rührenden Innigkeit, die sich immer mehr in die Herzen der Zuhörer schmeichelt, und gewann allgemeine Theilnahme, obgleich schon die Rossini in diesem Parth vorzüglich, und nach ihr die Fodor noch weit mehr geglänzt hatte. David schien als Ilo, Principe di Troja den Triumph allein davon tragen zu wollen. Einiges sang er recht schön, andere Stellen und Parthieen mehr erstaunenswürdig. Einiges im ersten Finale trug er mit einer feuersprühenden Energie vor, die wie ein Orkan Alles mit sich fortreißt, ungefähr, wie die ältern französischen Tragiker, oder Operisten in Helden- und Tyrannenrollen, und wie ich auf einem großen nordischen Theater einen als Durinski sah, der wirklich in der tragischen Exaltation eine der riesenhaften Coulissen mit sich hinein nahm.

„Aber morgen! — die Fodor und Lablache! — das wird eine Fülle geben im Theater — und il Barbiere di Siviglia — und der Lablache und die Fodor!" — Diese beyden Langersehnten waren endlich angekommen, der vielversprechende Abend kam auch heran, das Haus war gedrückt voll. Kaum hatte Donzelli-Almaviva nach Abgang des Chors das Rezitativ angesungen, als sich hinter der Scene, ganz im Hintergrunde, ein Tralleralla vernehmen ließ, und wieder schnell verstummte. Auf Parterre und Gallerien brach aber nun ein Sturm des Beyfalls los, der Alles in Bewegung sezte. Lablache hatte sich angekündigt, und jezt wurde von der vorangehenden Scene und dem langen Ritornell, das Figaro's Arie eröffnet, wenig oder nichts gehört; als er aber selbst hervorgetanzt kam, fing der stürmische Jubel erst recht an, und die Musik mußte einhalten, bis die Stille allmählig wiederkehrte. Sgr. Lablache ist allerdings ein Barbier, der seinesgleichen sucht, ein geschickterer möchte selbst in Sevilla nicht gefunden werden. Er tritt rüstig und lebendig auf, er weiß sich geltend zu machen, und in der Oper ist das stärkere Maaß, das in der Komödie, dem feinsten aller Intriguenstücke, leicht zu viel seyn könnte, wenn gewandtes Spiel noch dazu mit einer so kräftigen und biegsamen Stimme verbunden ist, an seinem Platz. Das Duett zwischen dem Grafen und Figaro wurde mit einer solchen Kraft und Leben-

kinkeit der Schattierung vorgetragen, daß alle Zuhörenden sich unwiderstehlich fortgerissen fühlten. Man hätte wohl glauben sollen, der Beyfall könne gar nicht höher steigen, als nach Endigung dieses Gesangstücks — aber weit gefehlt! Eine kurze Stille trat ein, und das Ritornell der bekannten Cavatine begann. Aller Augen waren schon früher, und während das Theater verwandelt wurde, auf die Seite linker Hand gerichtet, und kaum zeigte sich dort ein zierliches Füßchen, so gab es eine Explosion, und der Donner des Beyfalls rollte mit Bravo untermischt durch den Schauplatz, denn Sgra. Fodor-Mainvielle erschien. Die Sängerin war ganz überrascht, und ward es immer mehr; sie suchte ihre Verlegenheit auszudrücken, indem sie näher trat, sich einmal tiefer als das andere verneigte und die Worte zu bezeichnen schien: Hochgeehrtes Publikum, oder werthgeschätztes Publikum — ich verdiene diese Huld und Gnade nicht! — aber es half Alles nicht, das Ungewitter des Entzückens mußte austoben. Mad. Fodor sang in Wahrheit allerliebst: die feinsten Nüancirungen von Stärke und Schwäche, ein blendendes Farbenspiel von Ausdruck und Virtuosität, Passagien, chromatischen Läufern und Trillern, einfachen und doppelten, Rouladen, wie Perlenschnüre dahin rollend, bald stark, bald schwach, und immer schwächer, piano und pianissimo, bis zum Verhallen der Töne, dennoch rund, vernehmbar, und den Ohren schmeichelnd — alles das mit einer Mimik, mit einer Minanderie begleitet, die den Zustand von Behaglichkeit charakterisirte, einem so gütigen Publikum gegenüber zu stehen — es läßt sich nicht beschreiben, und gern vergaß man die Person des Stücks über der Sängerin. Im folgenden Duett überboten Künstler und Zuhörer einander gegenseitig, durch kunstreiches Zusammenwirken und rauschende Anerkennung. Beym Abgang wollte der Beyfall alle Schranken durchbrechen, man hätte gern da capo singen lassen; ein Theil der Zuschauer besann sich aber auf die vor einiger Zeit wiederholte Erinnerung, die sich immer bald vergißt; es wird auch nicht mit kleinlicher Strenge auf das Gegentheil gehalten, weil es im Grunde ein unschuldiges Vergnügen des Publikums betrifft; jedoch kann es auch nicht schaden, wenn von Zeit zu Zeit ein Fingerzeig gegeben wird. Nach der zweyten Arie der Mad. Fodor wußten die Zuhörer den Ausdruck ihrer Bewunderung mit dem Eindruck des Gesanges auf keine bessere Weise in Verhältniß zu bringen, als durch jubelnden Empfang, so oft sie wieder auftrat. Von ihrer frühern Indisposition scheint sie gänzlich hergestellt, und die Stimme wirkt mit ihrer vollen Flexibilität. Ein sehr lebendiges Spiel unterstützt diese Sängerin, Alles wird versinnlicht, im Gesang, wo es möglich, wie im Recitativ; einzelne unbedeutende Züge erhalten durch interessante Markirungen Nachdruck. In der ersten Scene mit Figaro winkt sie diesen mit geheimnißvoller Schalkhaftigkeit näher, immer näher, um ihn über etwas zu befragen. O das ist unvergleichlich! es macht sich allerliebst! — Ich habe zwischen zwey Schauspielern ein Aehnliches gesehen. Das Theater stellt eine Straße vor. Einer winkte, der Verabredung gemäß, dem Andern näher anzukommen, als ob er ihm etwas zuflüstern wollte, und rief ihm dann die Worte laut genug ins Ohr. Das ist scharmant! sagten Alle. Einer der ersten Dramaturgen Deutschlands ließ sich trocken nur vernehmen: hübsch ist es wohl, aber nicht wahr. Dieß geschah in einem Lustspiel. In einer komischen Oper braucht etwas gerade nicht wahr zu seyn, wenn es nur hübsch ist. — Das gemeinsame Zusammenwirken dieser Operisten in mehrstimmigen Gesangstücken zeigt sich ohne Widerrede musterhaft. Die Präzision in Beobachtung der Stärke und Schwäche, des Wachsens und Abnehmens, dieses lebendigrege Abwechseln von Licht und Schatten, das glänzendreiche Farbenspiel bildet aus gewöhnlichem Stoff ein ergreifendes Tongemälde, dem kein Zuhörender widerstehen kann, wenn er sich die Ohren nicht verstopft.

Konzerte und Akademien waren seither etwas Seltenes; doch ließ ein Künstlerpaar aus Italien in der Mittagsstunde eines schönen Tages vor einer kleinen Versammlung sich hören: Sgr. Fenzi auf dem Violoncell, seine Frau im Gesang. Der Künstler spielt mit Präzision, Virtuosität und Ausdruck; seine Schule ist veraltet; im Flageolet besitzt er ungemeine Fertigkeit, zuweilen läßt er sich zu Bizarrerien verleiten; den Bogen führt er mit vorzüglicher Gewandtheit, dem Ton mangelt Rundung. Die Sängerin hat eine klangvolle, kräftige Stimme, viel Portament, Ausdruck und ziemliche Geläufigkeit; dem Organ fehlt die frische Blüthe.

Das zweyte große Feuerwerk im Prater führte den Titel: Bombardirung der Festung Gibraltar im Jahr 1779. Der Unternehmer kündigte an, er habe diesen Gegenstand gewählt, um das verehrungswürdige Publikum mit einem für die Feuerwerkskunst besonders geeigneten Schauspiel zu überraschen. Die zweyte Fronte stellte die Meerenge dar. „Ich habe die alte Meinung der Griechen und Römer benuzt, sagt der Unternehmer, welche diese Meerenge als ein Werk des Herkules betrachteten.“ In der Mitte erschien der Götterheld in Riesengröße. Fünfte Fronte: „Die Festung G. wird zur Uebergabe aufgefordert in Gestalt einer imponirenden Lufterscheinung. Symbole der Kriegskunst, Armaturen, Fahnen und Standarten werden den Inhalt näher bezeichnen.“ — Haupt-Dekoration: Die Festung G., wie solche zu Wasser und zu Land beleuchtet wurde. „Die sonst gewöhnliche Länge habe ich bey dieser außerordentlichen Produktion und der ungeheuern Ausgabe auf 80 Klafter erweitert.“ — Gleich bey der Entzündung stellte sich die Stadt und Festung dar, und leuchteten mit dem Alterthümlichen der Mauern und Bastionen besonders „imposant“ hervor. Am Fuße des Berges zeigte sich die furchtbare Batterie, die den Namen der Teufelszunge führte. Zur Rechten ein Theil von Afrika, nämlich das sogenannte Affengebirge. Auf einen Signalschuß begann aus allen Geschützgattungen ein donnerndes Feuer. Besonders entladete die Teufelszunge eine zahllose Quantität mörderischer Feuer. Die schwimmenden Batterien rückten vor. Wüthender Angriff — bis die ganze Flotte vernichtet war. In diesem Moment fand wieder eine „imposante“ Kanonade statt. — Die Versammlung war ziemlich zahlreich, die Zuschauer zogen vergnügter nach Hause als die Belagerten 1779 mit ihren schwimmenden Batterien.

Grillparzers Ottokar wird bald im Druck erscheinen, auf der Bühne nicht. Wallishauser gibt dem Verfasser für das Manuscript 2000 fl. C. M. — Der Tonkünstler Moscheles hat einen Ruf nach Philadelphia erhalten. Eine langwierige Krankheit hat ihn abgehalten, nach London zurückzukehren. Sobald er sich in Karlsbad völlig restaurirt haben wird, tritt er seine Reise an, und zieht dann mit Klang und Saitenspiel über das Weltmeer. — Ich lasse diesen Notizen noch einige Bemerkungen über die dießjährige Kunstausstellung folgen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 189:

Gangbar.

Räthsel.

Von meinen Schwestern, deren Zahl
Unendlich ist, muß ich allein mich unterscheiden;
Sie lieben die Gesellschaft allzumal,
Und ich kann neben mir nichts leiden.
Nur einen Augenblick allein
Kann meiner Schwestern keine seyn.
Doch schließt an mich sich eine an,
So ist's um mich gethan.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 196.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 16. August 1824.

Wenn nun der Schöpfung leise Stimmen schweigen,
  Der Seele Echo nicht mehr wiederhallt,
Zum Untergang sich alle Sterne neigen.
  Schon des Gesangs Tyrannenstimme hallt,
Uns zu zertrümmern, und der Todtenreigen
  Des edlern Seyns zu uns herüberschallt. —
Dann haben wir, zum Trost ist's uns gelungen,
Den Glauben an Unsterblichkeit errungen!

Gustav Schwab.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

XVI.

Herbstmittag.

Vögel hör' ich neu beginnen
Ihrer Lieder frohes Minnen,
  In das blaue Licht hinein;
Und die tausend kleinen Heimchen
Säuseln recht wie Liederträumchen
  In dem sonn'gen Graseshain.

Sommer, wähnen sie, sey's wieder,
Singen gleich die alten Lieder, —
  Sänger, o ihr teuscht euch nicht!
Einst wird ew'ger Sommer wehen,
Durch die goldnen Wipfel gehen,
  Nimmer täuscht das süße Licht.

Bruchstücke aus Basil Hall's Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Wir hatten das Glück, Valparaiso in dem Augenblick zu erreichen, wo die Weihnachts-Feyerlichkeiten in ihrer größten Herrlichkeit waren, und eine Menge Volk vom Lande herbeyzogen, um die Stiergefechte und andere Schauspiele zu sehen. Am Abend des ersten Weihnachtstages, eine Jahreszeit, die ungefähr der Mitte unsers Sommers entspricht, scheint Jedermann im Freyen zu seyn, um der Kühle beym Mondschein zu genießen. Man sieht auf allen Seiten Gruppen von lustigen Tänzern; eine Menge Volk, welche Sängern zuhört, die ihre alten Romanzen zu dem Klange der Guitarre schreyen, und lustige Gesellschaften, welche laut lachend und schwatzend umherschweifen. Wilde Reiter brüsten sich auf ihren Pferden in allen Theilen der Stadt herum, mischen sich unter die Fußgänger, trinken und plaudern mit ihnen, steigen aber niemals ab. Von einem Ende der Stadt zum andern, längs des Fußes der Klippen, und rings um das Gestade des Almendral war eine ununterbrochene Scene von Lärm und Jubel.

Die Stiergefechte, welche ungefähr um vier Uhr Nachmittags anfingen, glichen nichts weniger als einem Gefechte; allein sie machten das Volk lachen, welches die Hauptabsicht war; und indem sie eine lustige Versammlung zusammenbrachten, trugen sie zu der allgemeinen Fröhlichkeit völlig eben so viel bey, als wenn sie auf die gewöhnliche blutige Art gehalten worden wären.

Der Platz, wo mit den Stieren gekämpft wurde, (man tödtete sie nicht), war ein eingeschlossenes Viereck von ungefähr fünfzig Yards (ein Yard ist drey Fuß) im Durchmesser, nachlässig, aus in die Erde getriebenen Pfählen gebildet, die mit grünen Zweigen durchflochten und mit Brettern gedeckt waren. Auf zwey Seiten des Vierecks hatte man einen zweyten Stock errichtet, der durch Flaggen abgetheilt, oben und vorn offen, und mit Damen und Kindern angefüllt war, die alle in ihren schönsten Kleidern mit vieler Förmlichkeit und Ceremonie dasaßen, um die Ausstellung zu sehen. Die Scene im Grunde der

Bühne, welche in Buden, Ramadas genannt, abgetheilt war, stellte ein sehr verschiedenes Schauspiel dar: hier ward getanzt, gesungen, getrunken und jede Art von Lärm und Geräusch getrieben. Vor dem Anfange des Stiergefechts war der Platz mit Volk angefüllt. Einige lagen umher, rauchten ihre Cigarren und bewunderten den Putz der Damen. Einige wagten ihr Geld im rouge et noir; mehrere Tische waren zu diesem Endzweck aus den Buden ins Freye gebracht worden. Allein das Hauptinteresse zogen die Ramadas auf sich, in denen sich Banden von Spielleuten und Tänzern befanden, die gemiethet waren, um Gesellschaft herbeyzuziehen. Ihre Instrumente waren stets eine Harfe, eine Guitarre und eine Art Trommel. Die Harfe wird auf eine, von der unsrigen verschiedene, Art gehalten; statt sie aufrecht zu stellen, liegt sie horizontal, mit dem obern Ende des Instruments auf dem Schooße des Spielers, der auf einem niedrigen Stuhle sitzt. Die Trommel besteht aus einem ausgehöhlten Stück Holz, welches auf einer Seite mit einem rauhen Fell überzogen ist. Sie steht auf der Erde und wird mit den Fingern geschlagen, der untere Theil der Hand bleibt auf dem Rande liegen. Zuweilen vertritt das Ende der Harfe, oder das leere Futteral der Guitarre, oder jedes andere Ding, welches einen hellen, hohlen Ton gibt, die Stelle der Trommel. Die Spielleute sind meistens auch Sänger, und die Stimme vermischt sich stets mehr oder weniger mit der Instrumentalmusik. Sie singen meistentheils in einem hohen, gellenden Tone, der den Fremden zuerst unangenehm berührt, allein nach einer Weile gefällt er seinem Ohre, wenn gleich sein Urtheil schwerlich damit übereinstimmen wird. Zuweilen singen sie leiser, wenn die Melodie sanft und gefällig ist, allein wir hatten Gründe, zu vermuthen, daß dieß nur dem zufällig guten Geschmack der Sänger zugeschrieben werden muß, der sich über den gewöhnlichen Gebrauch erhob.

Die Stiergefechte waren ein sehr kindisches Schauspiel, und verdienen keine ausführliche Beschreibung. Die Thiere wurden in der That niemals getödtet, sondern blos von Reitern geguält, welche sie mit stumpfen Spießen stachelten, oder von Leuten zu Fuß beunruhigt, die Fahnen vor ihren Augen hin und her flattern ließen, und sich dann, wenn die Stiere gereizt waren, über das Geländer in die Ramadas flüchteten.

Das Hauptinteresse, wenigstens für uns, lag in der Volksmenge, deren verschiedene Kleidungen wir nimmer müde wurden zu betrachten, während die Auslegung ihrer seltsamen Sprache uns hinlänglich beschäftigte; denn obgleich Alle behaupten, Spanisch zu sprechen, so sind doch ihre Dialekte stark durch örtliche Idiome und Aussprache unterschieden. Alles war neu für uns, und hatte ein mehr oder weniger charakteristisches Ansehen; allein es ist nicht leicht, eine Beschreibung davon zu geben, weil sich besonders keine Aehnlichkeit mit irgend einer früher gesehenen Sache finden läßt.

Ich begegnete eines Abends in den Ramadas einer Familie, der ich viel Dank für ihre Gefälligkeit schuldig bin, besonders für ihren Beystand in den Auslegungen der Nationalgebräuche. Wir besuchten mit einander verschiedene Buden, und hatten Gelegenheit, mehr Tänze als den ersten Abend zu sehen. Eine von ihren Lieblingsfiguren beginnt auf eine der Menuet ähnliche Weise, mit langsamen und scheinbar unvorbereiteten Bewegungen; die Tänzer nähern sich einander und entfernen sich wieder, geben sich gelegentlich die Hände, drehen sich um einander, und stehen zuweilen still, um Einer unter des Andern Arm durchzugehen. Diese Figuren geben Anlaß, sehr viel Leichtigkeit und Grazie zu zeigen, sie verrathen aber auch unvermeidlich jede Linkheit in den Stellungen. Die langsamen Bewegungen dauern eine oder zwey Minuten, hernach verändert sich die Musik und geht plötzlich aus einem dumpfen, einförmigen Tone in eine rasche, abwechselnde Melodie über, welche laut von der Trommel und allen Stimmen begleitet wird. In demselben Augenblick beginnen die Tänzer eine Art von wackelndem Schritt, während dessen sie nicht mit den Füßen über den Boden hingleiten, sondern, mit großer Geschwindigkeit darauf hinstampfend, vorwärts hüpfen. Wenn sich das Tempo der Musik ändert, eilen die Tänzer auf einander zu, und winken sich zum Schein mit den Schnupftüchern, doch treffen sie nicht zusammen, sondern wenn sie sich fast berühren, so gehen sie vorüber, und fahren fort, sich um einander in engern und weitern Kreisen zu drehen, je nachdem der Platz größer oder kleiner ist, und sie begleiten diese kreisförmigen Bewegungen mit verschiedenen Geberden, vorzüglich, indem sie ihre Tücher über die Häupter ihrer Mittänzer wehen lassen. Es war ein auffallender Unterschied in der Art, wie diese Tänze von den Städtern oder von den Guassos oder Landleuten aufgeführt wurden; die Letztern übertrafen allzeit die Erstern sowol an Geschicklichkeit als Zierlichkeit. (Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Samuel F—, ein Opfer des Vorurtheils.

(Fortsetzung.)

„In Straßburg wurde meine Erziehung etwas besser besorgt, als zu Hause: ich lernte Hebräisch nach Grundsätzen; ich lernte besseres Deutsch, Rechnen, Buchhaltung, und sogar die Anfangsgründe des Lateinischen. Meine Religiosität aber erhielt ihren Todesstoß; mein Oheim bekümmerte sich wenig darum, er ging nur einmal im Jahr in die Synagoge, und war nur Jude dem Namen nach. Unglücklicher Weise hatte er einen Hausfreund, einen verkrüppelten Hauptmann aus der Revolutionszeit, welcher

mir freyen Zutritt zu seiner Bibliothek gestattete. Hier las ich nun Alles ohne Wahl und Leitung durch einander, manches gute Buch, aber auch viel Böses; unter andern das abscheuliche Buch: La guerre des Dieux; dann Mirabeau's Système de la Nature, Volney's Ruines des Empires, Voltaire's Dictionnaire philosophique und Romane, nebst vielem andern, welches nicht nur jeden Ueberrest von Anhänglichkeit an die Religion meiner Väter, sondern auch die lezte Spur des Glaubens an alles Heilige und Große, wo nicht in meinem Herzen, doch in meinem Kopfe zerstörte. Sie können sich denken, daß dabey jedes noch übrige Motiv zur Geduld und Ausdauer bey der von den Christen auf mich gehäuften Schmach gänzlich verschwinden mußte. Ich fühlte, daß ich ein Mensch sey, wie sie, daß ihre Glaubensschimäre ihnen kein Recht gäbe, mich wegen der Glaubensschimäre meiner Nation (die ich ja doch selbst verlachte) zu verachten; und da ich keinen Gott mehr glaubte, so gab es auch nicht den entferntesten Grund mehr, warum ich mich hätte mit Geduld in mein Schicksal ergeben sollen. Der fromme Jude, der da glaubt, er erhalte jeden Sabbath eine Auxiliär-Seele zum bessern Essen und Verdauen, und daß er für jede Mißhandlung von einem Christen im Himmel ein großes Stück vom Leviathan und der großen Kuh erhalten werde, tröstet sich leicht; aber der ungläubige Jude findet nirgends Trost.

„Um diese Zeit starb mein Oheim, und ich kehrete in unser Städtchen zurück, wo ich während der sieben Jahre, in welchen ich die Geschäfte meiner Mutter zu führen hatte, die Qualen der Verdammten litt. Ich besorgte den Laden meiner Mutter mit ernstlichem Fleiße, weil ich es für Pflicht hielt; denn Handel jeder Art war mir zuwider — nicht weil ich denselben an und für sich geringschätzte, sondern weil im gemeinen Leben Jude und Handelsmann gleich bedeutend sind, und ich mich gern so weit wie möglich vom Juden entfernt hätte. Ich hatte lange meine Mutter und meinen Vormund vergeblich bestürmt, mich eine Kunst oder ein Handwerk lernen zu lassen, damit ich doch nicht als ein bestimmungsloser Pilz in die Welt hineinschösse, und daß ich den Trost hätte zu mir selber sagen zu können: du bist doch etwas! Aber Beyde lachten über meine Romanenbegriffe (wie sie es nannten); sie meinten, ich hätte schon was Rechtes in der Welt gelernt, und hätte, um ein tüchtiger Handelsmann zu werden, nun nichts weiter zu thun, als meine Augen offen zu haben und meines Vortheils zu wahren. Ueberdieß stellten sich meinen Planen auch Hindernisse entgegen, die sich, ohne daß ich dem Judenthume auf einmal entsagte (und dazu hatte ich, um meiner Mutter willen, den Muth nicht) nicht beseitigen ließen. Es war nämlich in unserer Gegend kein einziger jüdischer Handwerker oder Künstler, bey dem man mich hätte in die Lehre geben können; und kein christlicher Meister würde mich, wegen des Verlustes der Sabbath- und Festtage und der Zeit, die ich zum Essen hätte nach Hause gehen müssen, zum Lehrling angenommen haben. Ich mußte mich also schon in mein Schicksal fügen, und that nur, was ich konnte, um unserm Handel sein ehemaliges Trödlerwesen zu benehmen, und demselben mehr ein kaufmännisches Ansehen zu geben. Dieß ward zwar von meinen Glaubensgenossen (bey denen ich immer mehr und mehr den Ruf eines Goi oder Christen, eigentlich Fremden oder Nicht-Juden) erhielt, streng getadelt, dagegen aber von den Honoratiores des Städtchens, und selbst von den Bürgern und benachbarten Bauern beyfällig anerkannt. Man lobte meine Ordnung und mein aufrichtiges Wesen, und oft ward mir von Leuten aus dem gemeinen Volke das wohlgemeinte Kompliment: „du bist doch ein ganzes Bürschchen — nur Schade, daß du ein Jude bist!“ Es schien mir sogar (vielleicht täuschte mich meine Eitelkeit), als gäben besonders die Mädchen meinem Laden den Vorzug, und als sähe mich manche Schöne mit Augen an, die mich glauben ließen, es stehe nichts als mein Judenthum zwischen mir und ihrem Herzen. Ich erwarb mir sogar einige christliche Freunde, worunter vorzüglich der Sohn eines Maires und der Steuereinnehmer, beyde artige, gutmüthige junge Leute, die Gefallen an mir zu finden schienen, und mit denen ich gewöhnlich meine Sonntage zubrachte. Sie schämten sich meiner nicht; ich begleitete sie auf allen Spaziergängen und an alle öffentliche Orte; und sie führeten mich sogar bey ihren Eltern ein, wo ich die höflichste Aufnahme fand, und oft zum Thee eingeladen ward, wenn — die Familien sich allein befanden. Auf diese Weise fing ich an, mich glücklich zu fühlen; ich glaubte, es wäre möglich, selbst als Jude geachtet in der Welt zu leben, und ich hoffte, ich würde, troß dem Brandmahl meiner Geburt, meine künftigen Tage in fröhlichem, geselligem Umgange in meinem Geburtsorte hinbringen können. Und warum sollte ich's nicht? Als Mensch fühlte ich mich dazu berechtigt: mein Aeußeres war empfehlend, in Kenntnissen (obgleich dieselben nur gering) durfte ich mich mit den Geschicktesten unter den jungen Bürgern unsers Ortes messen; meine Sittlichkeit war unbefleckt und unbescholten, und mein Lebenswandel redlich. Alles dieses ward mir von Jedem willig zugestanden. Aber wenn ich es vergessen konnte, daß ich ein Jude war, so sollte ich bald erfahren, daß es die Christen nicht vergaßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Juni.

(Beschluß.)

Die öffentliche Ausstellung von Kunstwerken im Gebäude der österreichisch-kaiserlichen Akademie der bildenden Künste hat jedes dritte Jahr statt. In fünf Zimmern befanden sich heuer 538 Gemälde. Hierbey noch 28 Werke der Bildhauerkunst und 4 gestickte Zeichnungen. Vorzüglich gut versehen war das Landschaftsfach. Ausgezeichnet haben sich hierin Steinfeld, Schödlberger und Thomas Ender. Reine Auffassung der Natur, nach Ruysdael, findet sich in den Werken des ersten; Korrektheit und Zartheit bey Schödlberger und Ender, sowohl in Wasser- als Oelfarben. Ender zeigte sich besonders fruchtbar, und von ihm allein befanden sich gegen sechzig Nummern in der Gallerie, meistentheils freylich Skizzen, und

nur das Vollendete, oder der Vollendung am nächsten Stehende, kann in einer solchen Konkurrenz zur Sprache kommen. Wie Steinfeld mit Ruysdal, ist Ender mit Hacker zu vergleichen. Dieser talentvolle Maler hat der Expedition von Brasilien beygewohnt. In die hier erwähnte Kategorie gehört auch der bereits früher in diesen Nachrichten erwähnte Cyklus von acht Oelgemälden, die stufenweise Bildung der Natur darstellend, von dem höchsten Punkt der ewigen Eisgebirge bis zur niedrigsten Fläche des Meeres, von Fr. Runk. — Im historischen Fache gab es wenig Konkurrenten, und Hrn. Petter wurde der Preis nicht sehr verkümmert. Weder der kunstreiche Kraft, noch der mit Phantasie vorzüglich begabte Rusz, noch irgend einer der hiesigen Meisterkünstler war in die Schranken getreten. Die beyden Darstellungen von Petter sprechen den Kunstverständigen vorzüglich durch die höchst sinnige Beleuchtung, durch Vertheilung von Licht und Schatten an. Der Gegenstand des Einen ist: Johanna von Arragonien und ihre Kinder, bey der Leiche Philipps von Oesterreich; den des zweyten hat der Künstler wie den ersteren aus einer Ballade von Castelli geschöpft; leztere heißt: der Sitz auf dem Eckstein. Der Schmerz der Mutter mit dem Adel des Ausdrucks verbunden, die Gruppirung der Kinder, die nach Verhältniß ihres Alters mehr oder weniger Theil daran nehmen, sind in hohem Grade effektvoll. Eine Judith mit dem Haupte des Holofernes in der Linken, von Ender (einem andern als der vorhin Erwähnte), fesselte die Blicke der Beschauenden. Der Ausdruck der Verruchtheil, der das Gesicht der grinzenden Alten charakterisirt, die das Blutbecken hält, ist erschütternd. In der Behandlung des Ganzen zeigt sich ein gemischter Styl. Eine heilige Familie von Schiavoni aus Venedig, so wie dessen Io, interessirten durch Wärme und Weichheit des Pinsels. Das zweyte Bild erinnert durch Lebhaftigkeit der Tinten an Albano. Als Preis-Aufgaben für die hiesigen akademischen Schüler sind zu nennen: Abigail zu den Füßen Davids, dann Petrus und Sapphira. Lezteres erhielt den Preis. Das Kolorit verdient gelobt zu werden, die Köpfe leiden an Mangel des Ausdrucks. In der Persönlichkeit des königlichen Sängers spricht sich nichts Heldenmüthiges aus; die Gestalt ist zu unbedeutend und charakterlos. An Zeichen des Talents fehlt es nicht. Ein Altarblatt von Kadlik: Christus am Kreuz, beweint von Maria, Magdalena und Johannes, verrieth großen Fleiß und imponirte im Ganzen. Schade, daß die Reflexe etwas zu glänzend sind, wodurch die Beleuchtung zweifelhaft wird; auch hat die Figur des Erlösers wohl ein zu kolossales Verhältniß gegen die übrigen. Einige Kompositionen von Peter Fendi, wiewohl etwas schwach ausgeführt, waren sinnig und gemüthvoll. Die Idee des einen ist nach Hebels allemannischen Gedichten: eine Mutter an der Wiege, das Erwachen ihres Kindes belauschend (die Mutter am Christabend). Neben ihr steht der leuchtende Weihnachtsbaum. Sehr schön empfunden, das Ganze ungemein charakteristisch! Ein tieferes, ächt poetisches Gefühl athmet in dem kleinen Bildchen einer Nonne, die nach abgelegtem Gelübde in ihre einsame Zelle zurückkehrt. Erschöpft hat sie sich auf einen Sessel hingeworfen, die eine Hand mit dem Gebetbuch hängt herab. Auf dem Tisch liegt ein weltliches Gewand — das Sinnbild der irdischen Freuden — auf welches sie einen schmerzlich trüben Blick wirft, der das ewige Leben wohl auszudrücken scheint. Eine der anmuthigsten Erscheinungen dieser Kunstsammlung war ohne Zweifel das griechische Mädchen von Ender, wovon das Claurensche Taschenbuch 1820 einen reizenden Kupferstich mit der Unterschrift: Triantafiglia enthielt. Eine unbeschreibliche Lieblichkeit und Frische ist über das Ganze ausgegossen, und verhindert den kritischen Blick, allzuängstlich nach Fehlern umzuschauen, oder bey dem auch hier als Manier vorherrschenden Trieb zur Nachahmung der altdeutschen Malerschule zu verweilen. Aengstlich prüfende Kunstrichter könnten vielleicht in dem ausdrucksvollen Kopf den Adel, in dem Verhältniß der Arme zum Körper die Harmonie, in der Landschaft die Perspektive vermissen, oder an Contour und Farbentönen meistern. Dennoch würden sie den Eindruck der Schönheit dieses Bildes anerkennen müssen, das recht mit Liebe aufgefaßt zu seyn scheint. An Porträts war auch dießmal kein Mangel. Den Leistungen des genialen Lüders gebührt die Palme. Treffende Aehnlichkeit, Wahrheit und ideale Anmuth sind ihre Vorzüge. Dieser Künstler liefert auch eine Reihe von lithographirten Porträts der vorzüglichen Mitglieder des Hoftheaters, die größtentheils vortrefflich sind und in ihrer Ausstellung den Kunsthandlungen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden fesseln. Herzerhebend muß es für die Künstler seyn, wenn so Einem nach dem Andern sein Ebenbild mit täuschender Lebendigkeit entgegentritt, und seiner künstlerischen Phantasie gleichsam den Kranz der Unsterblichkeit vorhält. Diese Glückseligkeit wird den Uebersetzern, Kritikern — und vielen Andern nicht zu Theil; der Auserwählten gibt es aber doch genug. Jene mögen vor den Spiegel treten, so oft es sie gelüstet, den Wenigsten möchte aber ein so schönes Bild daraus entgegen lächeln, wie Lüders Pinsel es hervorzuzaubern weiß. Dieser Künstler, heißt es, wird nächstens nach Paris gehen. Von demselben ist auch ein Porträt Rossini's, das jeden Beschauer voll ergreifender Wahrheit anspricht. Mit der Alles gewinnenden Heiterkeit und Klarheit, die über den schönen Kopf des beliebten Maestro ausgegossen ist, wetteifert die unübertreffliche Aehnlichkeit. Ich kann diese Bemerkungen nicht schließen, ohne eines kleinen Bildchens zu gedenken, das von Vielen übersehen wurde, Jedem aber, der es bemerkte, Beyfall abgewann. Es stellt unter der Benennung, Conversationsstück, einen alten Mann mit einem Knaben vor, der jenem einen Schmetterling hinhält. Troz dem dürftigen vernachlässigten Aeußern empfiehlt den Buben sein wohlgebildetes Gesicht, die frische, gesunde Farbe und die gutmüthige, freymüthige Schalkhaftigkeit! Wenn man den schmauchenden Graukopf einige Augenblicke nur betrachtete, so schien an seinem Kinn der Bart zu sprießen. Der Künstler heißt Waldmüller. Zu den gelungenen Kleinigkeiten gehörte auch der Tabackspfeifenhändler im Kaffehaus. Ganz aus dem Leben gegriffen — in seinem gräkotürkischen Kostüm, mit seinem Kram von gelben Babuschen, falschen Rosenessenzen, und moschusduftenden Galanteriewaaren; ein lebendiges Porträt! Auch in der Umgebung präsentirten sich bekannte Züge. Das unter dem Tisch hervorkläffende Hündchen bellt den lästigen Schacherer so grimmig an wie Eins. An Frucht- und Blumenstücken war kein Mangel, Einiges vorzüglich. Möchten die Trauben dieses Jahr so gerathen, wie die auf einem „Fruchtstücke“ von F. X. Petter, im vierten Zimmer! Das altdeutsche Tournier (gebrannte Glasmalerey im ersten Zimmer) von Gottlob Mohn in Laxenburg — wo bekanntlich eine völlig eingerichtete Ritterburg die Freunde der Vorzeit in ihre Hallen ladet — war ganz geeignet, den Flor jener wieder erwachenden Kunst zu fördern. Unter den Porzellanmalereyen zeigte sich dießmal nichts von Bedeutung. Eben das läßt sich von den plastischen Kunstprodukten sagen. Aus Schonung übergehe ich die Gemälde von Lemoser. Kunstverständige schwiegen auch davon; Nichtverständige sprechen, wie gewöhnlich, desto mehr. „Friede ist besser, als Krieg!“ — ruft der Geist dem kriegerischen Kaspar dem Thorringer einmal um das Andere zu. Loben ist besser, als tadeln! Darin gehen die literarischen Wegweiser in den meisten Zeitschriften mit gutem Beyspiel voran. Im Druck ist über diese Kunstausstellung, bis heute wenigstens, da ich meine Bemerkungen schließe, noch nichts erschienen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. August 1824.

Das Kind und Sie begleitet treu
Sankt Joseph, fromm, in Einfalt weise;
Weiß nicht wie göttlich sind die Zwey,
Doch ist ihm wohl in ihrem Kreise.
Und was an Weisheit ihm gebricht,
Dafür strahlt ihm der Liebe Licht.

Helmina v. Chezy.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

XVII.

Flucht nach Egypten.

(Von Albrecht Dürer.)

Joseph.

Unbekannt die Bahn,
Aber mit Gott geh' ich voran,
Bin ich ein alter Mann,
Der immer sterben kann,
Führt mich dieser Wanderstab
Auch im fremden Land in ein ehrlich Grab.
Seh' ich mich um,
Alle Bäume fremd und stumm,
Aber mir leuchtet's rein
Von dem Kind und Maria mein,
Muß für sie das Brod erwerben,
Darf noch nicht im Frieden sterben,
Nun, so sollen sie mir schon in diesem Leben
Den ewigen Frieden geben!

Maria.

Schlafe, Kindlein, Jesu milde,
Wald gefahrvoll, fremd und wilde,
Aber du in Vaters Haus!
Oechslein, Eslein uns begleiten,
Vater Joseph uns zur Seiten,
Mutter wach im Waldgesaus.

Christkindlein.

Mutter, fürchte dich nicht!
Aller Welt verbirgst du mein Gesicht,
Aber Einer uns sieht,
Geborgen die Jungfrau, die mit mir flieht!
Siehst du das Hirschlein?
Das Häslein dort?
Sie fliehn nicht vor uns fort,
Ich habe sie angesehn, . . .
Ihnen kann kein Leid
Von keinem Jäger geschehn.

Geschichte des Samuel F—, ein Opfer des Vorurtheils.

(Fortsetzung.)

„Heinrich, des Maire's Sohn, schlug mich zum Mitgliede eines Billard-Klubbs vor, welcher sich in unserm Städtchen befand, und der Vorschlag ward, ohne daß man es zum Ballotiren kommen ließ, einstimmig verworfen, aus keinem andern Grunde, als — weil ich ein Jude wäre.

„Nicht lange nachher, als ich an einem Sonntags Morgen meinen Freund B., den Steuereinnehmer, besuchte, fand ich einen fremden jungen Mann bey ihm, der, wie ich nachher erfuhr, der Sohn eines reichen Verwandten von Mainz war. B. zeigte gleich bey meinem Eintritt einige Verlegenheit, und schien nicht recht zu wissen, wie er mich vorstellen sollte. Dieselbe stieg aber noch mehr, als nach einiger Zeit der Fremde mich fragte: ob ich schon die Messe gehört hätte? Ich lächelte und sagte: es sey nicht mein Gebrauch, die Messe zu hören. Heinrich, welcher gleichfalls gegenwärtig war, lachte laut auf, B. er-

röthete, und der Fremde wußte nicht, was er sagen sollte. Endlich erklärte ich rund heraus, ich wäre ein Jude. Der Fremde wollte es nicht glauben, bis Heinrich meine Worte bekräftigte und hinzusezte: „Aber gewiß ein besserer Mensch," als viele tausend Christen; Sie werden ihn so finden, wenn Sie ihn erst näher kennen lernen." Dazu schien aber der Mainzer keine Lust zu haben; er ward zurückstoßend kalt gegen mich, und schien mich ganz aus dem Gespräch ausschließen zu wollen. B. fühlte seinen Stolz gekränkt, daß sein vornehmer Verwandter seinen Freund mit so viel Geringschäzung behandelte; aber statt mich unter seinen Schutz zu nehmen, fing er an, die Rolle eines Gönners zu spielen, eines Mannes, der den Juden nur zu sich lieže, um seinen Scherz mit ihm zu haben. Nur mein vertrauliches Du schien ihn zu irren, und er wurde am Ende so sehr verwirrt, daß er mit den Worten herausfuhr: „Mein Herr, ich verbitte mir das Du!" — „Mein Herr, rief ich mit erbittertem Tone, indem ich meinen Hut ergriff, Sie sind ein Esel!" und verließ das Zimmer, das ich nie wieder betrat. Heinrich folgte mir fast auf dem Fuße; er hatte B. seine Meinung ungefähr mit denselben Worten gesagt, wie ich, und kam mir jezt nach, um mich zu trösten. „B. ist ein dummer Junge, sagte er, ein Katholik vom Kopf bis zu den Füßen, und seine ganze Aufklärung ist nur äußerlich. Aber hier hast du mein Wort, fuhr er fort, und sollte mich die ganze Christenheit verspotten — ich bleibe dein Freund, so lange du meiner Freundschaft würdig bleibst!" — Braver Heinrich, rief der Kranke, du hast Wort gehalten! Troz aller Hindernisse bist du mein Freund geblieben, treu bis in den Tod! . . . .

„Ja, fuhr F— zu erzählen fort, mein Heinrich hatte bald eine schwere Probe zu bestehen; und obgleich die Gelegenheit für mich eine der schmerzlichsten in meinem Leben war, so erfuhr ich doch zugleich dabey, daß ich das Köstlichste besaß, das einem Menschen werden kann — einen treuen Freund.

Es war der Frau Mairin Namenstag, und Heinrich lud mich für den Abend ein, wo man im elterlichen Hause große Gesellschaft erwartete. Er versicherte mich, seine Eltern, die oft so freundschaftlich von mir gesprochen hätten, würden mich gewiß gerne sehen; und ich ließ mich, troz einer unerklärlichen Ahnung trauriger Folgen, bereden, daß ich zu kommen versprach. Es war etwas spät, als ich erschien, und der Saal voller Herren und Frauenzimmer, als ich hineintrat. Heinrich kam mir sogleich entgegen, und suchte durch seine freundschaftliche Zuvorkommenheit die verlegene Schüchternheit zu verscheuchen, die sich meiner bemeistert hatte, sobald ich die erstaunten Blicke bemerkte, womit ein Jeder mir entgegenstarrte, und die mich zu fragen schienen: Wie kommst du hierher, Jude? Ich verbeugte mich gegen Jedermann; Niemand aber gab meine Höflichkeit zurück; Einige lachten mir sogar ins Gesicht, oder kehrten mir stolz den Rücken zu, und dieses waren meistens Leute, die mich in meinem Laden, wenn sie Waaren auf Borg nahmen, immer aufs Artigste behandelt hatten. Heinrich führte mich auf seine Mutter zu. Sie war eine gute Frau, die mir gewiß im Herzen wohl wollte; aber sie war schwach: sie sah, mit welcher Verachtung ein Jeder der Anwesenden auf mich herabblickte, und hatte nicht den Muth, denjenigen als ihren Gast zu erkennen, den Niemand als solchen erkennen wollte. Ohne daher auf meinen Glückwunsch zu hören, den ich hervorzustammeln suchte, wandte sie sich mit einer für sie ungewöhnlichen Strenge gegen ihren Sohn, und rief: „Heinrich, dieß ist eine sehr unpassende Zeit, den Juden mit Waaren herzubestellen, besonders da du weißt, daß ich jezt gar nichts brauche. Herr Samuel, wandte sie sich dann gegen mich, wenn ich etwas brauche, so will ich Ihn rufen lassen." Ich stand wie vom Donner gerührt. Heinrich faßte meine Hand, als wollte er mich am Fallen verhindern. „Das war nicht recht!" hörte ich ihn sagen, und dieß war auch Alles. Denn als ich wieder meiner Sinne mächtig wurde, fand ich mich auf Heinrichs Bett liegen, und ihn selbst beschäftigt, meine Schläfe mit Essig einzureiben. Wir waren allein. Heinrichs Augen schwammen in Thränen. „Deine Lage, armer Samuel, sprach er, geht mir sehr zu Herzen, und ich werde es mir nie verzeihen, dich in dieselbe versezt zu haben. Du weigertest dich, zu kommen: wol kanntest du diese Menschen besser, als ich. O der Schande! rief er schluchzend; und sogar meine Mutter . . . ." Er vermochte eine Zeitlang nicht weiter zu reden. Endlich erhohlte er sich, und erzählte mir, daß er mich hätte ohnmächtig aus dem Saal hinaustragen müssen, ohne daß dieß bey irgend Jemand Bedauern zu erregen schien; ja Manche hätte er sogar sagen hören: es wäre doch gut, daß der Jude so abgeputzt worden wäre, das würde ihm für ein anderesmal den Kitzel vertreiben. Nur seine Schwester war ihm nachgeschlichen, um ihm ihr Riechfläschchen zu geben. Er war bereits über eine Stunde von der Gesellschaft abwesend gewesen, als seine Mutter den Bedienten heraufschickte, und ihm sagen ließ, er solle sogleich hinunterkommen. „Sag' Er meiner Mutter, rief Heinrich, sie dürfe mich heute Abend nicht erwarten." Und um aller weitern Zudringlichkeiten los zu seyn, ging er mit mir nach Hause, und blieb bis gegen Morgen bey mir.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus Basil Hall's Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Die Belustigungen dauerten die ganze Nacht hindurch, und obgleich das Volk von Natur mäßig ist, so war es doch augenscheinlich, daß gegen Morgen die Tänze sich zu

einem wildern Charakter, und der Gesang zur Lizenz hinneigten. Indessen sahen wir nur wenig Beyspiele von Trunkenheit oder tumultuarischem Betragen. Frauen tanzen niemals, ausgenommen die, welche durch ihre Profession zu den Banden der Spielleute gehören; allein da die Männer aus allen Klassen sich gelegentlich unter die Tänzer mischen, so ist der Platz selten leer; niemals tanzt mehr als ein Paar zugleich. Jede Figur dauert ungefähr drey oder vier Minuten, worauf die Musik während einiger Sekunden schweigt, und dann wieder einfällt, welches immer dreymal wiederholt wird. Der Geschmack, den das Volk an diesen Belustigungen findet, ist so auffallend, daß ich oft nach mehrern Stunden wieder in eine der Ramadas zurückkehrte, und dieselben Leute fand, die noch denselben Tanz mit unvermindertem Vergnügen betrachteten.

Das Wetter war während dieser Festlichkeiten im Allgemeinen angenehm; am Tage stand das Thermometer von 62 bis 64 Fahrenheit, und bey Nacht von 59 bis 62; zwischen halb eilf und drey Uhr des Tages war es zuweilen unangenehm heiß. Immer, wenn der Morgen mit vollkommen heiterm Himmel anbrach, die Sonne ohne Nebel aufging, und der Horizont über der offnen See eine flackernde Linie bezeichnete, konnte man sicher einen sehr strengen Südwind um ungefähr ein Uhr erwarten, der gerade über den hohen Rücken der Berge, welche die Stadt umgeben, herblies, und sich in Wirbeln erhob, die den Sand in Pyramiden in den Straßen aufthürmten, ihn bis in die Häuser und zuweilen sogar bis in die Schiffe warfen, und Alles mit Staub bedeckten. Gegen Sonnenuntergang ließen diese lästigen Winde allmählig nach, und es folgte eine Stille, welche die Nacht hindurch dauerte. Von Sonnenaufgang, bis zu der Stunde, wo diese Winde anfingen, spürte man niemals einen Lufthauch, oder wenn sich die Oberfläche der Bay ein wenig kräuselte, so ward dieß blos hier und da durch kleine vorübergehende Windstöße hervorgebracht, welche von den Seeleuten cats paws (Katzenpfoten) genannt werden.

Wenn der Morgen mit Wolken und Nebel anbrach, so folgte gewöhnlich ein kühler Wind während des Tages, bald aus der einen, bald aus der andern Himmelsgegend, und dann waren wir der lästigen scharfen Südwinde überhoben.

Diese bestimmten Veränderungen in der Witterung finden nur im Sommer statt. Während der Wintermonate, d. h. wenn die Sonne im Norden des Aequators steht, ist das Wetter sehr unbeständig. Strenge Nordwinde blasen während ganzer Tage, von starkem Regen begleitet, und das Anschwellen des Oceans macht das Ankern unsicher, und schneidet, indem es eine heftige Brandung verursacht, alle Verbindung zwischen dem Ufer und den vor Anker liegenden Schiffen ab. In dieser Jahreszeit ist die Luft kalt und neblicht, und die Einwohner haben gern Feuer in ihren Häusern. Man brennt allgemein Holzkohlen in großen polirten Kohlenbecken, welche in der Mitte des Zimmers auf dem Boden stehen, die Familie sezt sich herum, und man stellt die Füße auf den Rand des Beckens. In den Häusern der Engländer und anderer Fremden vertreten Kamine die Stelle der Kohlenbecken, und man macht Steinkohlenfeuer. Eine große Menge dieses Brennmaterials kommt von Conception, einem ungefähr zweyhundert Meilen südlich von Valparaiso liegenden Hafen. Bis jezt zieht man es aus einem großen Lager, das an der Erdoberfläche zu Tage bricht, und da die Art gut ist, so wird man wahrscheinlich künftig einen großen Vortheil daraus ziehen.

30sten December. Da die nächtlichen Versammlungen in den Ramadas Gelegenheit darbieten, sehr viel von den Gewohnheiten des Volkes kennen zu lernen, so ging ich täglich dorthin. Besonders unterhaltend war es, unbemerkt die Gruppen um die Spieltische in der Mitte der Bühne zu beobachten. Ein einziges Licht stand auf dem Tische und beleuchtete die malerischen Kleidungen und Gesichter der Spieler, worin die Verschiedenheit des Ausdrucks auffiel, der solchen Scenen angehört. Einst ward ich von einer solchen Spielparthie entdeckt und mit viel guter Laune aufgefordert, mein Glück zu versuchen. Zufälligerweise rollte die Kugel mehreremale nach einander in dasselbe Viereck, wodurch meine Würfe eine solche Ueberlegenheit erhielten, daß ich mich am Ende des Spiels mit einer Handvoll Silber fand, welches ich hauptsächlich denen abgewonnen, die mich am lebhaftesten zum Spiele beredet hatten. Ihre Gefährten gesellten sich zu mir, um sie ein wenig auszulachen; doch Alles wohl überlegt, hielt ich es für's Beste, darauf zu dringen, daß sie das Geld zurücknehmen möchten.

Einer von meinen chilischen Bekannten wohnte ganz nahe an dem Platze der Stiergefechte, und man machte von seinem Hause aus öfters Lustparthieen nach den Chinganas, welches der Name der oben beschriebenen Scenen ist. Nachdem wir eines Abends eine Weile zusammen geplaudert, ging ich mit den Männern aus der Gesellschaft, um die Stiergefechte zu sehen, während die Damen sich entschuldigten, uns nicht begleiten zu können. Nachdem wir aber eine Viertelstunde in einer der lärmendsten Ramadas herumgeschweift, sagte mir Jemand aus der Gesellschaft heimlich, daß drey von den zurückgelassenen Damen sich jezt bey uns befänden, allein so verwandelt, daß ich sie sogar, als man sie mir gezeigt, nur mit Mühe erkannte. Mich in den Scherz mischend, fand ich, daß sie gekommen waren, um das Betragen des Hausherrn auszuspioniren, dessen Gattin unter diesen Tapadas, wie sie sich nannten, war. Es schien, daß ein Streit zwischen diesen Damen und einigen ihrer Bekannten entstanden, und die Absicht dieses Scherzes war, das Benehmen des Herrn gegen ihre

Feindinnen zu sehen. Sie hatten demnach das Vergnügen, oder Mißvergnügen, ihn in verrätherischen Bewegungen gegen den Feind zu sehen, und, nachdem sie sich zur großen Verwirrung des verdachtlosen Paares hatten entdecken lassen, so verschwanden sie augenblicklich. Den folgenden Tag erfuhren wir, daß die Damen nach ungefähr zehn Minuten in einer neuen Verkleidung zurückgekehrt waren und sich belustigt hatten, diejenigen unter uns zu beobachten, denen sie sich früher anvertraut und die sich noch über den Erfolg des ersten Unternehmens belustigten. Ich versuchte den nächsten Abend einen ähnlichen Scherz mit ihnen, und verkleidete mich mit großer Sorgfalt, allein ihre erfahrnen Augen konnten nicht betrogen werden, und sie durchschauten Alles auf den ersten Blick.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 24. Juli.

Am 2ten dieses beging die hiesige Gesellschaft für deutsche Sprache Klopstocks Gedächtnißfeyer. Ein zahlreiches Publikum, bestehend aus würdigen, ausgezeichneten Männern und Frauen und der Wissenschaft und Kunst beflissenen jungen Leuten, war in dem Musiksaal des Berlinischen Gymnasiums versammelt. Das Fest begann mit einem geistlichen Liede des großen Dichters („Gott in der Höh' sey Ehr' allein" ꝛc.), von unserm Zelter in Musik gesezt, worauf ein Chor von Händel folgte. Hierauf sprach der zeitige Ordner der Gesellschaft (Professor Giesebrecht) vorbereitende Worte. Dann hielt Hr. Professor August einen Vortrag und gab in demselben eine gedrängte Charakteristik des hohen Gefeyerten, indem er, zweckmäßig bey dieser Gelegenheit, theils Stellen aus wohlgewählten Dichtungen des erhabenen Sängers, theils das anführte, was Goethe (in seiner Lebensbeschreibung) über diesen seinen großen Vorgänger sagt. Diesem Vortrage folgte: Morgengesang am Schöpfungsfeste von Klopstock, Musik von Ph. Emanuel Bach. — Hr. Professor Zeune trug hierauf ein der Gelegenheit würdiges Gedicht vor; Hr. Professor Heinsius hielt eine Rede, die sich einestheils über die sittlich-religiöse Tendenz des Dichters überhaupt und insbesondere über die kühne und erhabene Wahl verbreitete, die ihn die größte Begebenheit des Menschengeschlechts zum Stoff eines Epos ergreifen ließ, dann aber die Verdienste auseinander sezte, die sich Klopstock um die Bildung der deutschen Sprache so unbestreitbar erworben hat; worauf nun Hr. Professor Giesebrecht ein sehr eindringliches Schlußgedicht rezitirte. Die Feyerlichkeit endete mit einem Te Deum von Leonardo Leo. Gegen Abend versammelten sich die Mitglieder der Gesellschaft sammt mehreren ihrer Angehörigen und Freunden in einem Garten nahe der Stadt, wo bey einer frohen Abendmahlzeit ein ruhiger, aber heiterer Sinn vorherrschte; indem man nicht versammelt war, den Todten zu betrauern, sondern im Gefühl des freudigen Dankes, daß wir ihn besaßen, ja noch besitzen, in seinen lebensvollen Werken sowohl, als in der noch stets dauernden Fortwirkung seiner schönen ersprießlichen Thatkraft. Interessante Begebenheiten und charakteristische Züge aus seinem Leben wurden von denen erzählt, die ihn persönlich kannten. Lieder von Ihm, Schiller, Goethe und dem alten Simon Dach gesungen und der Gelegenheit angemessene Trinksprüche ausgebracht. Wenn diese Feyer den großen Verstorbenen ehrt, so ehrt sie auch Berlin, als eine gebildete Stadt, die das dankbare Gedächtniß an die Heroen unserer Literatur nicht in Prunk- und Schausucht oder in noch sinnlicheren Saus und Braus untergehen läßt, sondern den Tag segnet und festlich begeht, an welchem auf Erden ein kraftbegabter Geist erschien, um die Sphären der Kunst und Wissenschaft zu erweitern. — Diese Todtenfeyer bestimmt uns einer andern zu erwähnen, die unser Volk, unaufgefordert, aus reiner Liebe und im Gefühl der theuersten Rückerinnerung, alljährlich am 19ten Juli begeht. Es ist der Sterbetag unserer unvergeßlichen Königin; in dem schönen Schloßgarten zu Charlottenburg ward Ihr von Ihrem erhabenen Gatten ein einfaches, aber kunstreiches Denkmal errichtet; dort in einer freundlich geschmückten Todtenhalle ruht ihr schönes Marmorbild (ein Meisterwerk unseres Rauchs) in angemessener feyerlicher Umgebung; am 19ten Juli wird der kleine Tempel geöffnet und mit frischen Blumen geschmückt, wo dann dorthin Berlins zahlreiche Einwohnerschaft in langen strömenden Reihen wallt, um der geliebten Todten zu gedenken. Der Andrang bey dem Monumente ist freylich sehr groß, eben so zweckmäßig aber die getroffenen Anstalten zur Ordnung, und wenn unter einer so zahlreichen Menge sich auch hie und da Einer voreilig vergißt und den geregelten Gang durch die Halle für einen Augenblick stört, so gehört doch ein großer Mangel an Wohlwollenheit, ja sogar böse Absicht dazu, um dieses dem ganzen versammelten Volke zur Last zu legen, dessen stilles und anständiges Betragen wir mit gutem Gewissen und als Augenzeuge rühmen können. Da nun in Berlin — mit freudigem Bewußtseyn sey es gesagt! — kein Fest gefeyert wird, ohne der nothleidenden Armuth wohlthätig zu gedenken, so wurde auch jener Tag am Eingange des königlichen Schloßgartens für eine in Spandow jüngst errichtete Armenanstalt, die für die Erziehung verlassener und verwahrloster Kinder sorgt, von den Vorstehern gesammelt, und Alt und Jung, und Reich und Arm trug sein Scherflein zu dem wohlthätigen Zwecke bey. —

Die öffentlichen Bauten in unserer Stadt gehen raschen Ganges vorwärts. Der Kupfergraben (ein Arm der Spree, der nicht schiffbar war) ist bereits für die Schifffahrt eröffnet, dagegen jener Spreearm, der längs einem Theile des Lustgartens und dem neuen Packhofe bis zur Börse hinlief, eingepfählt und meist schon zugeschüttet. Hierdurch wird ein Platz gewonnen, auf welchem das von dem Hrn. Geheimen Oberbaurath Schinkel entworfene Museum auf mehrere Tausend Pfähle zu stehen kommt. Die Façade des Gebäudes wird bereits öffentlich verkauft; dagegen soll gegen die innere Einrichtung der bekannte gelehrte Antiquar und besonders bewährte Kenner der deutschen Malerschulen, Hr. Hofrath Hirt, noch einige Ausstellungen gefunden haben. Indessen ist Hr. Schinkel, wie man sagt, zum Behuf dieses Museumbaues, in Begleitung des durch sein Buch über die beyden Eyks bekannten Dr. Wagen nach Italien gereist. — Die als Zierde für unsere Stadt bestimmte Statue Blüchers ist schon seit mehreren Monaten vollendet, und wahrscheinlich ist auch das Formen so weit gediehen, daß man bald zum Gusse schreiten kann; denn schon wird zwischen dem Opernhause und dem Pallaste Sr. Majestät des Königs die Stelle ausgemauert, wo dieses Standbild errichtet werden soll. Nach dem Urtheile der Kenner soll es eines der gelungensten Werke unseres trefflichen Meisters Rauch seyn. Außer der Bildsäule selbst wird ein Basrelief höchst gerühmt, das um die Seiten des Fußgestells läuft und Krieger von allen Waffengattungen, und Kriegsgeräth und dergleichen gewissermaßen in einem epischen Cyclus, vorstellt, von dem einzelnen Freywilligen, der das väterliche Haus verläßt, beginnend, und mit dem Triumpheinzug in Paris schließend. — Die neue prächtige Schloßbrücke wird jezt mit einem schönen und geschmackvoll verzierten Geländer von Gußeisen, aus unserer berühmten Fabrik, versehen; zwischen den Eisengittern werden Pfeiler von Porphyr errichtet; kurz mit jedem Jahr verschönert sich unsere schöne Stadt durch den Kunstsinn und das freygebige Wohlwollen unseres verehrten Königs.

Beylage: Literaturblatt Nro. 66.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 198.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 18. August 1824.

Unglücklich ist,
Wer's glaubt zu seyn;
Er ist von sich
Und jenem Rath verlassen,
Durch den Gott hilft!

A. Tschudi.

Lyrische Mittheilungen.

Von Otto Heinrich, Grafen von Loeben.

XVIII.

Der Melancholische.

Rette, rette mich, Gott!
Aus den Menschen
Zu Menschen heraus!
An Ein einsames,
Geselliges Herz!
Das menschlich schlage,
Und es verstehe,
Wie Herzen schlagen
In Freud' und in Schmerz.
In diesem Leben
Ist Grab,
Diese Menschen all',
Es hat sie der Tod,
Bunte Schattenlarven,
Er tanzt mit den Athemlosen,
Und die narrende Pfeife lockt sie,
Witz treiben sie,
Und Possen,
Im nüchternen Wahnsinn,
So ohne Ruh
Und so verdrossen,
Und ich möchte die Trommel
Rühren dazu, daß in mir die Saiten
Nicht Wehmuth klängen, nicht zerrissen.
Aber mische, Wehmuth,
Sänftigend
Dem Zorne dich nur,
Wie dem Donner
Des tiefen Brunnens Wiederhall!
Sey du mir Erquickung,
Sey du mein Reichthum! —
Keine Wehmuth kennen sie,
Von keiner Sehnsucht brennen sie,
Sie sind ein Jammer von Freude!

Geschichte des Samuel F—, ein Opfer des Vorurtheils.

(Fortsetzung.)

„Am folgenden Mittag erklärte Heinrich seiner Mutter, daß er nie mehr in O., wo man einen Menschen, und besonders einen Freund von ihm, so schnöde behandeln konnte, in Gesellschaft gehen würde; und zur Ehre seines Vaters, welcher jezt erst den Zusammenhang der Sache erfuhr, sey es gesagt, daß dieser seine Gattin streng tadelte, und versicherte, daß, wäre er bey meiner Ankunft im Zimmer gewesen, er selbst mich in seinen Schutz genommen haben würde. „Samuel ist ein braver junger Mensch, sagte er, der gern ein ehrlicher Mann in der Welt seyn und bleiben möchte. Aber, lieber Gott, wo soll ihm der Muth und die Lust dazu herkommen, wenn wir Christen ihn als einen Aussätzigen verwerfen, und ihn vielleicht in die Gesellschaft seiner verwahrlosten hiesigen Glaubensgenossen zurücktreiben — denn der Mensch muß Menschen haben — die er jezt fliehet! Ja vielleicht

wird er gar zum Betrüger, weil sich ihm darin das einzige Mittel zur Rache gegen uns darbietet." — „Vater, rief Heinrich mit edler, jugendlicher Begeisterung, der Mangel eines Menschen, mit dem er umgehen könne, soll meinen Freund nicht zu schlechter Gesellschaft treiben, denn ich verlasse ihn nicht; und daß er kein Betrüger aus Rachsucht werden werde, dafür bürgt mir sein redliches Herz. Der Alte billigte nicht nur Heinrichs edeln Entschluß, sondern wollte mich noch an demselben Tage zum Thee einladen lassen, und mich, zur Genugthuung, bey seiner nächsten Gesellschaft selbst einführen. Aber Heinrich beseitigte dieses auf einmal, indem er seinem Vater den von mir gefaßten und von ihm gebilligten Entschluß bekannt machte, von nun an ausschließlich meinen Geschäften, meinen Büchern und seiner Gesellschaft zu leben, ohne in meiner Vaterstadt je wieder eine Familie zu besuchen, bis sich eine Gelegenheit finden würde, dieselbe gänzlich zu verlassen.

„Diese fand sich, Gottlob! bald. Die Conscription von 1811 kam heran; Heinrich und ich mußten Beyde mitziehen: er zog 10, ich zog 11. Dieß schien uns ein neuer Wink des Schicksals zu seyn, daß wir unzertrennlich bleiben müßten. Wir fühlten uns gesund und stark, und fähig, die Beschwerlichkeiten des Krieges zu ertragen; wir beschlossen also, die Vertheidigung des Vaterlandes (denn dafür sahen wir damals Frankreich an) zum Mittel zu machen, um uns aus einer Vaterstadt zu entfernen, die uns Beyden verhaßt geworden war. Heinrich hatte große Schwierigkeiten, dem Einfluß seiner Eltern zu widerstehen, welche zuerst seine Annahme zum Rekruten verhindern, und dann ihm einen Stellvertreter geben wollten; aber er siegte. Mir war dieses schon leichter: meine Mutter verwandte zwar manchen Dukaten und manche Thräne, um den Rekrutirungs-Kapitän und die untersuchenden Aerzte zu bestechen; sie wollte, ich sollte mich krank und armselig stellen, und gab mir vierzehn Tage vor der Untersuchung jeden Morgen eine halbe Flasche Essig, den ich trinken sollte, um eine blasse Farbe zu bekommen. Aber statt des Essigs trank ich guten Wein, und am Morgen der Untersuchung zog ich mich aufs Vortheilhafteste an, und schlüpfte aus dem Hause, ehe meine Mutter noch auf war. Es läßt sich denken, daß ich für dienstfähig erklärt wurde, denn mit dem besten Willen konnten mich die bestochenen Herren nicht verwerfen, und da damals schon das kaiserliche Dekret galt, nach welchem nur ein Jude einen Juden vertreten durfte, so war an keinen Stellvertreter zu denken, und ich mußte marschiren. Ich that dieß mit so leichterm Herzen, da ich die Geschäfte meiner Mutter in den Händen meines jüngern Bruders zurücklassen konnte, der ein besserer Handelsmann zu werden versprach, als ich, so daß sie keinen Mangel befürchten durfte.

„Heinrich und ich marschirten an demselben Tage, und unsere erste Bestimmung war Mainz, wo wir zum Depot des —sten Regimentes stießen. Wir ergaben uns Beyde mit solchem Fleiße der Erlernung der militärischen Handgriffe, daß wir unter der öffentlichen Belobung des befehligenden Oberst-Lieutenants noch vor dem Ende des Jahres zu Korporalen, und bald nachher zu Fourieren in zwey verschiedenen Kompagnien erhoben wurden. So sehr dieß Alles unserer Ehrliebe schmeichelte, so kränkte uns doch der leztere Umstand, wodurch wir wenigstens zur Nachtzeit getrennt seyn mußten, obgleich wir am Tage fast nie ohne einander waren, und daher auch von den Franzosen im Depot „Les Inséparables" genannt wurden. Bey unsern rohen Landsleuten erregte dieß Alles nur Neid und Spott, und Sie können sich denken, welche Kränkungen ich zu leiden hatte, wenn ich Ihnen sage, daß Heinrich, wegen seiner Freundschaft zu mir, Mauschel gescholten wurde. Vergebens beschwerten wir uns bey unsern Vorgesezten, sie vermochten uns nicht zu helfen. Einige von den gemeinen Soldaten wurden bestraft, und dadurch so viel bewirkt, daß uns keiner von ihnen ins Gesicht schimpfte, aber dieß konnte doch die witzigen Anspielungen, Ausrufungen und Fragen nicht verhindern, die wir wohl verstanden, die aber nicht geahndet werden konnten. Bey den Unteroffizieren verschafften wir uns selbst Frieden. Wir lernten Beyde ganz im Stillen fechten; und als wir uns eines Tages nach dem Verlesen im Hofe der Kaserne versammelt fanden, und ein Sergeant aus unserm Städtchen mich mit den Worten anredete: „Nun, Jüdche, haben wir nichts zu schachern?" gab ihm Heinrich sogleich einen Schlag hinter die Ohren, mit den Worten: „Unsere Klingen, wenn du das Herz hast!" Die Herausforderung ward sogleich angenommen. Ich protestirte dagegen, und behauptete, daß, da die Beleidigung mir geschehen, er sich mit mir schlagen müsse. Er sagte, das könne nachher geschehen; aber in dem Augenblicke rief ein anderer unserer edeln Landsleute: „O, wenn der Jud fechten will: ich bin sein Mann!" — „Es gilt! rief ich, morgen früh!" Der Sergeant-Major meiner Kompagnie, ein alter schnurrbärtiger Franzose, bot sich mir gleich zum Sekundanten an; Heinrich und die Uebrigen erhielten auch die ihrigen, und am folgenden Morgen um neun Uhr trafen wir uns Alle in einem abgelegenen Festungsgraben vor dem Gauthore. Heinrich und sein Gegner gingen zuerst daran: der Kampf auf ihrer Seite war kurz, denn schon im dritten Gange brachte er demselben eine Wunde im rechten Oberarme bey, die ihn zwang, den Säbel fallen zu lassen. „Das ist entschieden, rief mein Gegner; nun laß uns 'nmal sehen, was mein Jude für ein Kerl ist!" Ich würdigte ihn keiner Antwort, und stellte mich in Positur. Ich bemerkte bald, daß ich nichts von ihm zu befürchten hatte, obgleich er als ein ziemlich guter Fechter bekannt war, und warnte ihn, den Unterleib besser zu decken.

Meine Kälte schien ihn zu ärgern, und immerfort schimpfend, drang er wüthend auf mich ein, aber in demselben Augenblick schlug ich ihm auch den Säbel aus der Hand. Ich fragte ihn, ob er genug habe. „Nein! rief er schäumend; erst muß ich dein Blut sehen, du verdammter Mauschel!“ Ich hatte zwey Stöße abzuwehren, welche gerade aufs Herz gezielt zu seyn schienen. Um also der Sache schnell ein Ende zu machen, und den Menschen zu zeichnen, nahm ich die erste Gelegenheit wahr, und stieß ihn gerade ins Gesicht. Der Säbel fuhr ihm dicht neben dem Munde in die rechte Wange, und schlitzte ihm dieselbe bis ans Ohr auf. Jezt hatte er genug, und Heinrich und ich hatten von dem Augenblick an ziemlich Ruhe, besonders da wir die Gesellschaft der Deutschen so viel wie möglich vermieden, und uns an die französischen Unteroffiziere anschlossen, die uns alle wegen unsers militärischen Geistes liebten, und wegen unserer neulich bewiesenen Fechtkunst achteten. Die Geschichte unserer Zweykämpfe war sogar bis vor die Offiziere gekommen, die aber keine Notiz davon nahmen. Nur mein Hauptmann gab mir das Erstemal, als ich zu ihm aufs Zimmer kam, einen Wink, daß er davon wisse, und sezte, indem er mir freundlich auf die Achsel klopfte, hinzu: „Voilà, mon ami, comme il faut agir, pour faire taire ces faquins-là; ça fera meilleur effet que si nous en avions mis quelques uns en prison!“

„Indessen bereitete sich der Krieg gegen Rußland vor, und im Anfange des Jahrs 1812 brach die Mannschaft unsers Depots nach Polen auf. — Fehlte es mir nicht an Kräften und Zeit, ich könnte Ihnen Tage lang von den Kränkungen erzählen, die ich auf diesem langen Marsche erfuhr. Kaum waren wir in einem Quartier angelangt, so wußte auch einer meiner geschäftigen Kameraden dem Wirthe oder der Wirthin einen Wink zu geben, daß sie einen Juden im Hause hätten, und sogleich verwandelte sich die Freundlichkeit des ersten Willkommens in kalte Höflichkeit, und nicht selten in Impertinenz, die ich zuweilen auf gut soldatisch zu ahnden hatte. Selten gewann der Gedanke der Neuheit, einen jüdischen Unteroffizier vor sich zu sehen, über die dem Christen angeborne Abneigung gegen den Juden die Oberhand, und dann hatte ich immer so viele impertinente Fragen und Lobsprüche auf aufgeklärte Juden auszuhalten, daß mir im Allgemeinen die Verachtung der Leute fast lieber war, als diese zweydeutige Freundlichkeit. Ich führe Sie also schnell über denjenigen Theil meiner Geschichte weg, welcher die Periode meines Soldatenstandes in sich begreift, obgleich ich Ihnen aus dem russischen Feldzuge gar manches Interessante erzählen könnte. Aber, wie gesagt, weder meine Kräfte, noch meine übrige Zeit erlauben mir dieses; ich beschränke mich also auf das, was Ihnen erklären kann, wie der unschuldige Umstand, als ein Jude geboren zu seyn, einen Menschen unglücklich machen könne. Kurz also. In Warschau stießen wir zum Regimente. Der Krieg mit Rußland brach aus; Heinrich und ich thaten Beyde unsere Pflicht, und ehe wir noch Moskau erreichten, war er Unterlieutenant und ich Sergeant-Major und beyde hatten das Kreuz der Ehrenlegion, ohne daß er mehr als eine und ich mehr als zwey leichte Wunden erhalten hatten, obgleich wir in jeder Hauptschlacht und bey sehr vielen Scharmützeln mitgefochten hatten. Mein Glück erregte nur den Neid meiner Kameraden und Untergebenen, und wo sich nur eine Gelegenheit darbot, da zeigten sich auch ihre Ränke; aber es würde Sie nur ermüden, wenn ich etwas mehr davon sagen wollte, besonders da ich, mich mit der Freundschaft meines Heinrichs und der Achtung meiner Vorgesezten tröstend, nach und nach gelernt hatte, dieselben zu verachten. Aber ach! meinen Freund verlor ich nur zu bald. Bey dem unglücklichen Uebergang über die Beresina verschwand er mir plötzlich aus dem Gesichte, und ich habe nie wieder etwas von ihm erfahren — nur einige Soldaten versicherten, sie hätten ihn im Flusse ertrinken sehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Für Freunde der Blumenzucht.

Der Saal der Flora, der vor Kurzem wieder in Brüssel eröffnet wurde, zeigte den Liebhabern siebenhundert acht Pflanzen, und gibt den vorhergehenden Ausstellungen in keiner Hinsicht nach. — Dem Enkiantus quinqueflora, durch Herrn Ducorron ausgestellt, ward der Preis als der seltensten, und vor Kurzem erst nach Europa gekommenen Pflanze ertheilt; die Hydrangea hortensia, durch Herrn Lauckmann von Gand eingeschickt, erhielt den zweyten Preis als diejenige Pflanze, deren Pflege am meisten Sorgfalt erfordert hatte und die zur ungewöhnlichsten Zeit in der Blüthe stund; der dritte Preis wurde der Camellia Japonica, welche gleichfalls dem obengenannten Herrn Lauckmann angehört, zuerkannt, als derjenigen Pflanze, welche sich durch vorzügliche Schönheit und Farbenpracht auszeichnete; den vierten Preis erhielt Herr Ducorron als derjenige unter den Liebhabern, der die meisten und schönsten Blumen in die Ausstellung gegeben hatte. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Juli.

Es ist eine herrliche Sache mit der Oeffentlichkeit der Gerichtspflege; manches Ungerechte wird dadurch zu Tage gefördert, was sonst fortgefahren hätte, in der Stille zu drücken. So ist in diesen Tagen das ganze skandalöse Verfahren mit dem Aufkaufen der unabhängigen Tagesblätter durch die Prozesse der Quotidienne und des Courrier unläugbar bewiesen worden. Erst vor vierzehn Tagen noch waren alle unab-

hängigen Zeitungen mit Geldverfolgung bedroht, und sie hätten zulezt alle mit dem alten Bilderdijk singen müssen:

Verstommen
Of brommen,
Meer kunnen wy niet.

Krekelzangen, Rotterdam 1823.

Verstummen
Od'r brummen,
Mehr können wir nicht.

Allein eine unerwartete Wendung hat sie gerettet. Erstlich hat sich das Journal des Débats einstweilen seiner Knechtschaft entzogen, und verbrennet, wie der Frankenkönig Chlodowich, was er angebetet hatte, und betet an, was er verbrannt hatte. Die interessanteste Thatsache aber war der innere Streit und der Prozeß der doppelten Quotidienne, ein wahres Obskuranten-Skandal, das heißt, ein Skandal von und für Obscuranten gegeben, und woran sich der unabhängige Theil des Publikums nicht wenig belustigt hat. Keine Komödie hätte kurzweiliger für denselben seyn können. Bekanntlich erschienen neulich an einem Morgen, aus einer und derselben Druckerey zwey Quotidiennes, wovon jedwede die ächte zu seyn behauptete. Es kam heraus, daß auch hier, wie bey andern Zeitungen, die heimlichen Bestecher oder Aufkäufer der Zeitungen ihr Handwerk getrieben, und sich durch Geld einen beträchtlichen Theil der Aktien dieser Zeitung erworben hatten. Diesen Erwerb wollten sie nun dazu benutzen, die Zeitung im allerknechtischsten Sinne abzufassen. Dagegen wehrte sich der älteste Eigenthümer und Stifter der Quotidienne, nämlich der Akademiker Michaud, und da er den von den neuen Aktienbesitzern angesezten Herausgeber nicht vertreiben konnte, einen gewissen Simon, der noch dazu sechs Pariser Schuh hoch ist, und von einigen Journalen der größte aller Journalisten genannt wird, so gab er eine Antiquotidienne heraus, die seinen Angaben nach die ächte seyn sollte, wogegen die Simon'sche Quotidienne nur eine After-Quotidienne wäre. Der königliche Gerichtsprokurator hielt aber diejenige Quotidienne für die ächte, welche am meisten der Macht schmeichelte, und verklagte die andere vor Gericht. So kam es zum Prozeß. Hier wurde dann die ganze Intrigue an's Tageslicht gezogen. Michauds witziger Advokat erzählte sehr umständlich, wie ein Mann vom Hofe, Sosthène de la Rochefoucauld, den Haupttheil der Aktien der Quotidienne an sich zu kaufen gesucht und sich persönlich an die andern Theilnehmer gewendet habe, um sie dahin zu vermögen, das Blatt ganz in die Hände der Hofleute und Ministerialen zu spielen; eben dieser Sosthène de la Rochefoucauld ist auch von andern Journalisten als derjenige bezeichnet worden, welcher gesucht habe, sie zu bestechen und zum Verkaufe ihres Eigenthums zu nöthigen. Es ist also nunmehr bewiesen, daß dieser Hofmann die Bestechungskasse unter Händen hat, aus welcher das Verderben über alle freyen Blätter nach und nach hervorgehen sollte. Mich dünkt, die Scham müßte ihn überwältigen, so augenscheinlich einer unehrlichen Intrigue überführt worden zu seyn. Michauds Advokat wandte sehr schlau auf diesen Bestechungskassierer einige Maximen des berühmten Schriftstellers Larochefoucauld an, mit welchem, wie er sehr witzig hinzusezte, der Sosthène de la Rochefoucauld nichts als den Familiennamen gemein habe. Dazu kam nun noch, daß bey dem, von dem königlichen Gerichtsprokurator gegen den Courrier français verhängten, Kriminalprozeß auch der Advokat dieser Zeitung aussagte, daß man alle Mühe angewandt habe, um den Courrier aufzukaufen und mit Gold zum Schweigen zu bringen, und daß man erst, nach erlangter Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Bestechung, seine Zuflucht zu einem Kriminalprozesse genommen habe, um ihn gewaltsamerweise zum Verstummen zu bringen. Das Volk sieht im Stillen allen diesen Armseligkeiten zu, und zuckt die Achseln. Auch fehlt es nicht an thätigen Leuten, welche diesem Unwesen durch andere Art entgegen arbeiten. So ist eben eine ganze Sammlung von kleinen Geschichtbüchern in der Mache, welche alle von jungen unabhängigen Schriftstellern verfertigt werden, und dazu bestimmt sind, den von besoldeten Geschichtschreibern abgefaßten Schriften entgegen zu wirken. Ich glaube keineswegs, daß diese kleinen Bücher, die unter dem Titel Resumés gedruckt werden, und reißend abgehen sollen, Meisterstücke sind, und mit vieler Gründlichkeit bearbeitet werden; aber wenigstens wird in denselben kein knechtischer Sinn den Leser anekeln, wie es so oft bey Geschichten bestochener Geschichtschreiber der Fall ist, und nicht einzelne Personen, sondern das Gesammtwesen jedweder Region, ihr gesellschaftliches Glück, ihre verfassungsmäßige Freyheit und das Fortschreiten ihrer Vernunft wird das Hauptaugenmerk des Schriftstellers seyn. Glücklicherweise herrscht kein Preßzwang mehr in Frankreich, und die Schriftsteller können sich, so lange wie sie in den gesezlichen Schranken bleiben, ihre Meinung über die Handlungen der Herrscher und Völker frey und unverholen heraussagen. Nur Schade, daß hier Alles sogleich zur kaufmännischen Spekulation wird. Der Resumés-Schreiber hat sich eine übergroße Menge eingefunden; alle Länder sind schon von denselben in Beschlag genommen, und diejenigen jungen Geschichtschreiber, die kein Resumé in Bestellung haben bekommen können, suchen in der Erdbeschreibung irgend ein bisher übersehenes Ländchen auf, dessen Geschichte sie resumiren können. Wie ich gehört habe, ist ein fixes Honorar für alle diese Resumés festgesezt, nämlich tausend Franken für jedwedes Bändchen. Das Geschichtstudium scheint überhaupt empor zu kommen, wenn man nach den vielen Unternehmungen schließen darf, die jezt von den Buchhändlern angekündigt werden. Guizot gibt die französischen Geschichtschreiber des Mittelalters übersezt heraus; das heißt, er ist der Direktor und der Einzige, dessen Name auf dem Titelblatte prangt; die Uebersezungen werden aber von jungen Gelehrten verfertigt, die er besoldet, und die ihrer Gelehrsamkeit ungeachtet unbekannt bleiben, wie der Name geschickter Arbeiter in einer großen Fabrik. Ein anderer Gelehrter legt den bilderreichen Froissart wieder auf, und verspricht sechzig Bände solcher Geschichtbücher. Ueberhaupt scheint es in dem französischen Buchhandel sehr thätig herzugehen, wenigstens was gewisse Fächer betrifft, die ein allgemeines Interesse erregen; und obschon die Brüsseler Buchdrucker Alles nachdrucken, was in Frankreich guten Abgang hat, so wird doch beständig eine ungeheure Menge neuerschienener Bücher in's Ausland geschickt; Rousseau's und Voltaire's Werke werden jährlich neu aufgelegt, zuweilen sogar mehreremal im Jahre, und zwar großentheils in schönen kostbaren Ausgaben. Die allgemeine Verbreitung der französischen Sprache ist gewiß die Hauptursache jener großen Bücherausfuhr; aber die Freymüthigkeit und Zwanglosigkeit, welche in den jezt gedruckten französischen Schriften herrscht, trägt sicher auch das Ihrige dazu bey, und in dieser Hinsicht hat die Aufhebung der Censur dem französischen Kunstfleiße und Buchhandel außerordentlich genuzt. Das europäische Publikum sucht einzig Schriften noch, die ohne Zwang und Verfälschung geschrieben und gedruckt worden sind, und solcher Schriften liefert ihm jezt Frankreich eine Menge. Ihre Freymüthigkeit sticht auffallend mit der verblümten und demüthigen Schreibart und dem unbedeutenden Inhalte der Schriften anderer Länder ab, wo die Presse gehemmt ist, und wo, um mit einem Verse des oben angeführten holländischen Dichters zu schließen, het Dulden maakt de Kern der liberale Schriften.

D g.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 19. August 1824.

> Nicht ein reges, lautes, mitredendes, ja mitstürmendes, empfindliches Volk bezeichnet den gedrückten oder gar erdrückten Staat, sondern eines, das friedselig und schweigselig da steht unter Jammer und Sturm, und kaum die Zeitung begehrt.
>
> Jean Paul.

Bruchstücke aus Basil Hall's Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Nach unserer Ankunft in Valparaiso war unsere Aufmerksamkeit während einiger Zeit so sehr durch die Stiergefechte gespannt worden, daß uns dieß sehr wohl mit den Gewohnheiten und Meinungen der niedern Volksklassen bekannt gemacht hat; denn da wir wenig Wahrscheinlichkeit hatten, wieder eine solche Gelegenheit zu finden, so mischten sich diejenigen von uns, die Interesse an solchen Dingen fanden, jeden Abend unter die Eingebornen. Dieß war um so angenehmer, da sie nichts Rohes oder Gemeines in ihren Sitten hatten; im Gegentheil zeichneten sie sich durch ein freyes und vielmehr artiges Wesen in ihrem ganzen Benehmen aus. Gegen uns waren sie stets achtungsvoll, und bereit, Aufklärungen zu geben oder zu empfangen.

Unsere Neugierde war natürlich auf die Politik gerichtet, und da wir wußten, daß wir auf allen Fall hinlängliche Gelegenheit haben würden, den Zustand der Gesinnungen in den höhern Klassen kennen zu lernen, so waren wir hauptsächlich beschäftigt, uns in dieser Rücksicht über die Empfindungen des gemeinen Volkes Gewißheit zu verschaffen. Zuerst fanden wir uns in unsrer Erwartung betrogen, da wir ihre Ruhe sahen, und wunderten uns, sie mit so geringem Enthusiasmus und in so wenig rachsüchtigen Ausdrücken über die Spanier sprechen zu hören, während die höhern Stände in derselben Stadt so lebhaft wurden, wenn man diesen Gegenstand berührte, und niemals ihrer vorigen Regierung gedachten, ohne den bittersten Groll auszudrücken.

Man muß indessen bedenken, daß in Betreff der Wirkungen der Revolution die höhern und niedern Klassen sich in sehr verschiedenen Verhältnissen befinden. Der gesellschaftliche Zustand der Bauern hat keine materielle Veränderung durch den Umsturz der spanischen Regierung erlitten, während derjenige des Gutsbesitzers wesentlich in fast jeder Rücksicht verwandelt worden ist. Hier, so wie in allen Ländern, sind es nicht die niedern Stände, welche am empfindlichsten den Druck einer schlechten Regierung fühlen; und obgleich ohne Zweifel ihre Wohlfahrt im Laufe der Zeiten beträchtlich durch die Wirkung einer solchen heilsamen Veränderung erhöht werden muß, so kann der unmittelbare Vortheil doch nicht so deutlich und augenscheinlich als in den höhern Klassen erscheinen.

Während der Bauer in Chili auf dem Punkte stehen geblieben ist, wo er war, hat sein Oberer viele Vortheile gewonnen. Er hat politische Unabhängigkeit, Freyheit und Sicherheit für seine Person und sein Eigenthum erhalten; zum Erstenmale in seinem Leben hat er Theil an der Regierung seines Landes; er kann auf die höchsten und vortheilhaftesten Plätze Anspruch machen; der

Werth seiner Güter ist durch den Markt erhöht, der ihm für den Verkauf seiner Produkte geöffnet worden, und er kann sein Vermögen ohne Rückhalt zeigen, und eben so seine Meinungen aussprechen — kurz er ist im Besitz bürgerlicher Freyheit.

Die Wohlthaten, welche aus dem freyen Handel, im Vergleich mit den vorigen Bedrückungen und Monopolien entspringen, sind die, welche sich am schnellsten über alle Stände ausbreiten; denn obgleich es unleugbar ist, daß selbst der geringste Bauer im Lande die Veränderung fühlt, welche die Revolution im Preise der Dinge bewirkt, so wird doch in den höhern Klassen der Vortheil weit stärker empfunden; denn diese sind nicht allein größere Käufer, sondern haben auch mehr Produkte zu vertauschen. Hohe und niedere Stände theilen also, wenn gleich nicht in demselben Maaße, die Wohlthaten, welche die Regierungsveränderung hervorgebracht hat; und diese Allgemeinheit des Vortheils ist ein charakteristischer Umstand, der ohne eine einzige Ausnahme die süd-amerikanische Revolution vor allen andern, welche wir kennen, auszeichnet. Dieß sind wirkliche und solide Vortheile. Man kann nicht erwarten, daß sie schon jetzt völlig begriffen, oder sogar nach ihrem ganzen Werthe geschätzt werden sollten, und manche Irrthümer und Ausschweifungen werden noch begangen werden, ehe diese Segnungen in ihrer ganzen Fülle erscheinen; allein da sie von der Art sind, daß sie sich immer klarer aussprechen, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, so wird jede neue Stunde der Freyheit den Kreis der Kenntnisse und Tugenden in diesem Lande erweitern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Samuel F—, ein Opfer des Vorurtheils.

(Fortsetzung.)

Ich fürchte, ich bin in meiner Erzählung schon etwas zu lange geworden. Der Raum einer Zeitschrift ist beschränkt, und vielleicht dürften auch meine Leser nicht den Antheil an dieser Leidensgeschichte eines unbekannten Individuums fühlen, welchen ich dabey empfinden mußte; ich fasse also den Beschluß derselben kurz zusammen.

F— wurde bald nach dem Verluste seines Freundes von einem Kosaken verwundet und gefangen. Er wurde nach Kasan geschickt, wo er bey einem Prediger in einem benachbarten Dorfe eine menschenfreundliche Aufnahme und eine so gute Pflege fand, daß er in weniger als zwey Monaten von seiner Wunde sowol, als von den Ermüdungen des unglückseligen Feldzuges völlig wiederhergestellt war. Ein boshafter Landsmann verrieth endlich dem Priester, daß er einen Juden unter seinem Dache beherberge, und der gute Mann wies seinen bereits liebgewonnenen Gast mit Thränen in den Augen aus dem Hause; denn, meinte er, wie dürfe er dem Gekreuzigten vor dem Altar entgegentreten, ohne dessen Fluch auf sich und seine Gemeinde herabzuziehen, wenn er wissentlich einen seiner Mörder in seiner Wohnung beherbergte? Mit vieler Mühe fand F— endlich ein Unterkommen in einer elenden Bauernhütte, und das erst auf obrigkeitlichen Befehl, und schleppte bis zum Pariser Frieden und zur Freygebung der französischen Gefangenen ein trauriges Daseyn hin.

Bey seiner Wiederkehr in die Heimath fand er seine Mutter todt, und seinen Bruder im Besitz eines blühenden Geschäftes. Für ihn aber war dort kein Bleiben, und da sein Geburtsort mit an Deutschland zurückgefallen war, und er aus Erfahrung wußte, was er als Jude unter deutschen Soldaten zu erwarten hätte, so begab er sich, mit guten Empfehlungen versehen, nach Hamburg, wo er als Handlungsdiener in Kondition trat. Hier war es, wo er mit einem Prediger bekannt wurde, der ihn dazu bewog, (da er seine Geschwister nicht gern kränken wollte), sich in der Stille von ihm taufen zu lassen. Bald darauf ward es unter den übrigen Comptoir-Bedienten ruchbar, daß er ein Jude wäre, und er mußte deßwegen manche Kränkung und Hudeley erdulden. Es würde ihm wenig geholfen haben, sich für einen getauften Juden zu erklären; dieses würde ihm nicht im Geringsten in den Augen dieser rohen Bursche geholfen haben. Er beschloß also, in der neuen Welt einen Zufluchtsort gegen die vielen unverdienten Mißhandlungen zu suchen, die er so lange in Europa erduldet hatte.

Im Frühling des Jahrs 1820 segelte er nach Neu-York ab, und erreichte das Land der Religionsfreyheit und der vermeintlichen Duldung im folgenden Juni. Unter den Abkömmlingen der Engländer fand er die Duldung im eigentlichsten Sinne; bey den Deutschen aber fand er den Judenhaß noch immer so heftig, als im Vaterlande. Er hielt sich daher auch meistens zu den Engländern, und fühlte sich eine geraume Zeit recht glücklich. Mittelst des Betrages seiner Erbschaft und der guten Empfehlungen, die er mit nach Amerika gebracht, war es ihm gelungen, als Theilhaber in eine Fabrik-Anstalt aufgenommen zu werden, in welcher er sich nützlich zu machen wußte, und bedeutende Geldvortheile zog. Seine Geschäfte brachten ihn indessen mit einem deutschen Handelsmann zusammen, der den jungen Fabrikherrn gastfreundlich in den Zirkel seiner Familie einführte, die aus

seiner Frau, einer frommen Hanoveranerin, und einer liebenswürdigen Tochter bestand. F— hatte das Unglück, sich in das Mädchen zu verlieben, und da dieses sich ihm gleichfalls gewogen erklärte, so bat er die Eltern um die Hand ihrer Tochter, welche ihm ohne Anstand bewilligt ward. F— befand sich nun auf dem Gipfel der Glückseligkeit. Im Besitz eines redlichen und einträglichen Gewerbes, allenthalben geachtet, in jeder Gesellschaft gesucht, stand er jezt auch auf dem Punkte, eine liebenswürdige Braut vor den Altar zu führen — und diese eine Christin! Jeder Verdacht, daß er ein Jude seyn könnte, mußte jezt verschwinden, und seine Kinder — dieß war ihm ein wichtiger Punkt — sollten nie die Schmach ihres Vaters erdulden oder auch nur erfahren: ihre bloße Geburt gab ihnen den Besitz aller bürgerlichen Rechte, und konnte er ihnen Tugend und Kenntnisse einprägen, oder konnte er ihnen Vermögen hinterlassen, so stand wenigstens kein Vorurtheil in ihrem Wege, das ihr Glück zertreten konnte. Aber leider war der unglückliche Jüngling noch nicht in dem Hafen, in dem er sich so sicher wähnte; noch erwartete ihn ein Sturm, der heftigste, den er noch erfahren, und dem er auch erlag.

(Der Beschluß folgt.)

Ein nächtlicher Ueberfall in Irland.

(Jenes arme Land ist nun schon seit Jahrhunderten der Schauplatz von Greueln jeder Art. Mißhandlungen und Bedrückungen von oben herab, Aufstände, Bürgerkriege, Meuchelmorde und Ueberfälle sind dort fast immer an der Tagesordnung, und die folgende Skizze aus der Feder eines gebildeten Irländers [Theobald Wolfe Tone, welcher gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts den Tod des Verräthers starb,] ist nur ein schwaches Bild von ähnlichen Begebenheiten, die sich noch vor unsern Augen ereignen.)

In der Nacht vom 16. Oktober 1786, so erzählt Herr Tone, brach eine Bande von sechs mit Pistolen bewaffneten Räubern, mit schwarz gefärbten Gesichtern, in das Haus. Nachdem sie die ganze Familie geknebelt, fingen sie an Alles, was sie nur finden konnten, zu plündern und zu zerstören, und beginnen selbst den nutzlosen Frevel, das Porzellan und die Spiegel zu zerschlagen. Zulezt, nachdem sie ein Paar Stunden lang auf diese Weise gehaust hatten, entkam eine der Mägde, die sie nachläßig gebunden hatten, welches sie so erschreckte, daß sie eilig die Flucht ergriffen, und das Haus in einem so schrecklichen und verwirrten Zustande verließen, als man sich nicht leicht vorstellen kann. Meinen eigenen Zustand zu beschreiben wäre unmöglich. Ich war eben im Hofe, als mich die Räuber ergriffen und banden, und ich blieb dort unter der Aufsicht eines Schurken mit gespannten Pistolen liegen, während die Uebrigen ins Haus brachen. In diesem Zustande lag ich zwey Stunden lang, und vernahm die Verwüstung, welche im Innern vorging. Jeden Augenblick erwartete ich den Tod, und ich darf mit Gewißheit sagen, daß die Sorge um meine Gattin mein Gemüth so sehr beschäftigte, daß mein eigenes Daseyn mir nicht die geringste Unruhe verursachte. Als die Schurken sich entfernt hatten, kroch ich, obgleich mit Mühe, unter ein Fenster, und rief, so laut ich konnte, erhielt aber keine Antwort. Mein Herz wollte zerspringen. Ich kroch zu einem andern, zu einem dritten, aber immer keine Antwort. Es war fürchterlich. In einem Anfall von Wuth und Raserey fing ich an die Stricke zu nagen, mit welchen ich gebunden war; denn ich glaubte wirklich, die ganze Familie läge ermordet drinnen, als mich die Stimme meiner Frau, welche am andern Ende des Hauses meinen Namen rief, mich aus der entsetzlichen Lage riß, in welcher ich mich befand. Es fand sich, daß, sobald die Räuber entflohen, diejenigen, welche im Hause waren, sich mit Mühe von ihren Banden befreyt hatten, und durch ein Hinterfenster entsprungen waren. Sie waren schon eine ziemliche Strecke vom Hause gekommen, ehe sie sich in ihrem Schrecken meiner erinnerten, indem ihnen mein Schicksal eben so unbekannt war, als mir das ihrige. Unter diesen schrecklichen Umständen hatte meine Frau den Muth, allein und im Dunkeln zurückzukehren, um mich zu suchen, ohne zu wissen, ob sie nicht auf's neue den Elenden in die Hände fallen könnte, denen sie eben entgangen war, oder ob sie mich nicht todt auf der Schwelle liegen sehen würde. Aber was thut ein Weib nicht für den, welchen es wahrhaft liebt? Sie zerschnitt meine Bande und nach einiger Zeit befanden wir uns alle beysammen in einem nahen Weiler — zum Glücke alle unbeschädigt, außer meinem Vater, welchem einer der Räuber den Kopf mit einem Messer gerizt hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 25. Juli.

Ich kann Ihnen heute nur ein sehr kurzes Berichtchen über unser Theater geben, denn es ist wenig pikantes vorgefallen, und das Pikante ist doch das eigentlich Pikante, dahingegen das Bekannte — z. B. daß unser Theater das vortrefflichste in Deutschland ist — nur einige wenige höchst ausgezeichnete Leute interessirt. Ueberdieß sind Hr. und Mad. Wolff, Mad. Milder, Mad. Seidler, Hr. Devrient, Mad.

Komisch verreist. Hr. Wauer u. a. im Begriff abzureisen. Hr. Beschort und Hr. Richter bedeutend krank. Mad. Schulz für mehrere Monate nicht im Stande aufzutreten. Wäre ich nun, statt eines einfachen Berichterstatters, einer der vielen hoch- und breitsinnigen Kritiker, so könnte ich mich über die ungeheuern Kräfte unserer Bühne versteigen und verbreiten, die bey so großem Defekte noch so große Effekte hervorzubringen vermögen; so aber sage ich nur ganz lakonisch: Mad. Stich und — sapienti sat, der Kunstrichter wird mich verstehen. Aber, werden Sie fragen, Mlle. Lindner, die jezt in Berlin gastirt? — und ich antworte: sie genießt hier einer wohlverdienten und allgemeinen Gastfreundschaft. Selbst ein gewisses Frauenzimmer hier, das sich nie erwehren kann, die Schwäche des Geschlechts kund zu thun, indem es ihr ein Stich in's Herz ist, wenn ein anderes Frauenzimmer schön und liebenswürdig gefunden wird — ich meine nämlich die Spener'sche Zeitung — selbst diese spruchreiche Matrone hat nichts gegen die junge und talentvolle Schauspielerin einzuwenden; und ich führe dieses hier zum Lobe der Mlle. Lindner an, obgleich satyrische Menschen, die aus Allem Gift saugen, meinetwegen das Gegentheil glauben können. Soll das eine Kritik der Mlle. Lindner seyn? — Keineswegs! Kritik ist gar nicht mein Fach; ich bin nur Referent, ich erzähle blos und seze, um alle Mißverständniße zu vermeiden, hinzu, daß die fremde Künstlerin allgemein gefällt, vom Suschen im Bräutigam aus Mexiko, bis zur Ophelia und von den Proberollen bis zu der Waise in dem klassischen Melodram: die Waise und der Mörder. Man verehrt in ihr eine der vielseitigsten und ersten Künstlerinnen unserer vaterländischen Bühnen; sie wird jedesmal mit Applaus empfangen und stürmisch hervorgerufen. Mehr kann ich, ohne zu kritisiren, nicht sagen; das Kritisiren aber ist, wie gesagt, nicht meines Amts. — Nächst dieser Schauspielerin erfreut jezt Hr. Hambuch, ein geborner Berliner und Tenorsänger bey dem königlichen Theater zu Stuttgart, unser in musikalischer Hinsicht so hoch gebildetes und daher schwer zu befriedigendes Publikum. Die Kenner der Tonkunst sagen, daß seine Stimme von seltner Kraft, Anmuth und Reinheit, seine Schule gediegen, seine Methode geschmackvoll, seine Kehle äußerst geübt und gewandt sey; daß er aber wohlgethan hätte, auch ein klein klein wenig Studium an seine Arme und Beine zu verwenden, deren Passagen durchaus nicht gerundet wären. So sagen die Kunstkenner; und wenn es mir als Berichterstatter erlaubt wäre, wenigstens einen Wunsch hinzuzufügen, so würde ich sagen: „Schade, daß dieser treffliche Künstler nicht Sopran singt! wir würden ihn jezt, wo uns eine Milder, Seidler und Schulz fehlen, vortrefflich gebrauchen können. — Seze ich nun noch hinzu, daß Mad. Stich in Kabale und Liebe die Lady Milfort gegeben und in dieser neuen Rolle den Kenner wie den Layen entzückt hat, so bin ich mit meinem Latein zu Ende, und weiß Ihnen heute nichts Bemerkenswertheres mehr über unsere Bühne zu berichten. — Doch à-propos! Bald hätt' ich einen Spaß vergessen, und ein Spaß ist ja für mich, der ich keine breite ernsthafte Bestie von Kritiker bin, die Hauptsache. Das bekannte und beliebte Vaudeville: Ignaz Schuster, hat neulich wieder zu komischem Improvisiren, Klagen darüber und Geldstrafe Anlaß gegeben. Eine herumziehende Truppe will auf einem Dorfe Komödie spielen, und bey dieser Gelegenheit kommen wir Journalisten immer schlecht weg, wie billig. Gewöhnlich heißt es: wir schicken dem Dorfschulzen ein halbes Duzend Flaschen Wein und ein Freybillet, dann werden wir gelobt und gepriesen. Dießmal hieß es aber ungefähr so: Und wenn einer von den Rezensenten uns nur wegen einer Sylbe tadelt, so schicken wir gleich zu dem Dorfschulzen, und der muß uns eine tüchtige, bogenlange Antikritik machen, die sich gewaschen hat! — Dieses Wizwort bezog sich nämlich auf eine Antikritik, die eine unserer Damen des Schauspiels unter ihrem Namen in eine der hiesigen Zeitungen einrücken ließ, und die Folge dieses improvisirten Scherzes war, wie gesagt, Briefwechsel, Klage und die gesezliche Geldstrafe. Doppelten Dank verdienen daher die improvisirenden Komiker von Seiten des Publikums, da sie sich für dasselbe auch in Geldkosten sezen. Ich schlage eine Versicherungs-Anstalt für Stegreif-Wize vor, und bin überzeugt, daß alle jovialen Leute, die es mit der ächten Komödie gut meinen, eilen werden, sich mit Aktien zu versehen, die nächstens bey dem Kastellan des Königsstädter Theaters zu haben seyn werden.

Baaden, 12. August.

Die große Welt, welche den ganzen Julius über in unserm schönen Thale sich bewegte, hat meist die Scene verlassen, und dem weniger glänzenden Mittelstande Plaz gemacht. Statt der Karossen sieht man nur noch Gruppen lustwandelnder Fußgänger, und die Stadt ist wieder zum Lande geworden. Das bunte Geräusch mag dem Freunde ländlicher Stille wenig zusagen, für den Beobachter hat es viel Interessantes. Auch sind die Umgebungen Baadens reich genug, um dem, der gern einsam ist im Frieden der Natur, manches freundliche Asyl aus dem Lärm und der Zerstreuung anzubieten.

Die Spielbank wurde dießmal weniger besucht. An Sängern und Sängerinnen, die sich hören lassen wollten, war ein Ueberfluß. Aber der Sommer ist nicht die Zeit und unsere Stadt mit ihren mannigfachen Umgebungen ist nicht der Ort zu Konzerten und Schauspiel. Das lezte ist unterm Mittelmäßigen, und die Einnahme eines Abends soll oft keine zwanzig Gulden betragen. Doch strömten viele fremde Künstler herbey, sich in Gastrollen zu produziren. Die Meisten freylich usurpirten den Namen. Nur ein Hr. Bechtold und eine junge Schülerin der Karlsruher Bühne, Mlle. Gutsch, hoben sich aus der Masse hervor. Gegenwärtig sind wir auch durch ein französisches Theater beglückt. Da es ausländisch ist, so muß es wohl besser seyn.

Auch die eisenhaltigen Thermen im benachbarten Lichtenthal, wo sich die herrlichsten Scenereyen um das noch bestehende Frauenkloster der Cisterzienserinnen erheben, finden reichlichen Zuspruch.

Das neue Conversationshaus ist ein schönes Gebäude, und der große prächtige Saal wurde im vergangenen Monat hauptsächlich von den anwesenden Herrschaften und diplomatischen Personen zu Gesellschaften benuzt, bey welchen gebildete Fremde leichten Zugang fanden. Die Humanität der fürstlichen Gäste, deren Zahl in diesem Jahre nicht gering war, entfernte alles ängstlich Beengende.

Die Stadt selbst erscheint übrigens, mitten im bewegten Leben der Kurzeit, ziemlich einsam und verlassen. Alles sucht seine Wohnungen in den heitern Vorstädten, um der freyen schönen Natur näher zu seyn.

Beylage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 200.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. August 1824.

— — In Jammer siebst den Tag du strahlen,
Es bricht dein Herz, es endet sich dein Sehnen
In höh'rer Lieb'.

Münck.

Geschichte des Samuel F—, ein Opfer des Vorurtheils.

(Beschluß.)

An einem schönen Sonntag Nachmittag hatte F— einen Spaziergang mit seiner schönen Braut gemacht, und war eben auf dem Ruckwege mit ihr, als ein ärmlich gekleideter Jude mit freundlich grinsendem Gesichte, ausgestreckter Hand und mit den Worten auf ihn zukam: „Schum-lechen (Schalam alechen, Friede sey mit euch; das orientalische Salam)! Schmu'l, wie kömmst du her?“ — F— trat verlegen zurück: „Ich kenne Euch nicht, Freund! sagte er; Ihr irrt Euch in der Person. — „Ich den Schmu'l F— von O. nicht kennen? rief der Fremde; bin ich doch fünf Johr lang sein Bacher (Lehrer) gewesen, und hab' ihn noch gesehen, wie er vor sieben Johr von Rußland gekomme is, und ach vor drittehalb Johr in Hamburg. Seht mir a mohl, wie stolz die Leite werde, wenn sie reich werde, und schene Schickfel (Christenmädchen) bey sich habe. Ich kann Sie versicheen, Jungfer, fuhr er boshaft, gegen das Mädchen gewendet, fort, er ist an Jude so gut wie ich, wenn er ach noch so großthut!“ F— stammelte etwas von einem unverschämten Kerl, und zog seine Braut fort. Aber der erbitterte Israelite folgte ihnen dicht auf dem Fuße, nannte ihm seine ganze Sippschaft her, rief ihm jeden Umstand aus der Heimath ins Gedächtniß zurück, damit er ja die Bekanntschaft nicht länger leugnen könnte, und alles dieses so laut, daß er bald einen Haufen Gassenbuben zusammenbrachte, welcher das geängstete Paar bis vor das Haus der Braut begleitete, und mit seinem rohen Witze nicht zurückblieb, den Juden zu sekundiren, welcher, um Jedermann verständlich zu seyn, angefangen hatte, Englisch zu reden, wenigstens so gut er es vermochte. F— hatte schon auf der Straße Mühe gehabt, die erschrockene Geliebte aufrecht zu erhalten; aber sobald sie ins Haus trat, sank sie ohnmächtig in der Mutter Arme. Während diese mit F— beschäftigt war, sie ins Leben zurückzurufen, trat der Vater vor's Haus, um die Ursache des Auflaufs zu erfahren, und da erzählte ihm der Israelite Alles, was F— bisher so geschickt zu verbergen gewußt hatte. Aufs Höchste gegen den Betrüger erbittert, wie der eifrige Spießbürger den armen F— in seinem Zorne nannte, eilte er in das Zimmer, wo F— noch mit seiner Tochter beschäftigt war, die sich indessen wieder erholt hatte, und befahl ihm, sogleich das Haus zu verlassen, und solches nie wieder zu betreten. Umsonst stellte ihm F— vor, daß er längst kein Jude mehr wäre, daß er bereits vor fünf Jahren getauft sey, seitdem regelmäßig die Kirche besucht und jeden Umgang mit seinen zeitherigen Glaubensgenossen vermieden habe. Der Alte bestand darauf, ein getaufter Jude wäre nichts anders als ein Jude, und seine Tochter dürfe weder einen Juden noch einen getauften Juden heirathen; und selbst die Vorstellung, daß Christus und die Apostel nichts anders als getaufte Juden gewesen, vermochte nicht

diesen Entschluß wankend zu machen. Seine Braut hatte sich während dieses Streites mit ihrer Mutter entfernt, und Alles, was F— am Ende von dem Alten erhalten konnte, war die Erlaubniß, von seiner Tochter Abschied nehmen zu dürfen. Sie empfing ihn mit einer Kälte, ja einer Verachtung, die ihm wie ein Dolch durchs Herz fuhr; und als er sich auf ihre Liebe berief, sagte sie: sie habe ihn wol gerne gehabt; aber hätte sie wissen können, daß er ein getaufter Jude wäre, er hätte nie ihre Hand anrühren, viel weniger ihr Bräutigam werden, oder auch nur mit ihr ausgehen sollen. Dieß war mehr, als der arme Mensch ertragen konnte. Er stürzte aus dem Hause, eilte in seine Wohnung, und verschloß sich in seinem Gemach.

Am folgenden Morgen schickte ihm seine Braut seine Geschenke zurück, von einem kalten Billet begleitet, worin sie es bedauerte, daß er sich die Sache so sehr zu Herzen zu nehmen scheine. Aber, sezte sie sehr altklug hinzu, wie hätte er auch daran denken können, ein ehrsames Christenmädchen zu freyen, und solches so ins Gerede zu bringen? Diesen neuen Schlag sollte er aber wenigstens damals nicht empfinden: der Morgen fand ihn in einem hitzigen Fieber, von welchem er sich erst nach sechs Wochen erholte; doch nicht um die vorige blühende Gesundheit wieder zu erlangen, sondern um in langsamer Auszehrung dem Grabe zuzuschmachten.

Seine Braut hatte sich indessen verheirathet, und tröstete sich in den Armen eines ächt christlichen Gewürzhändlers, welcher die Taufe schon als Säugling empfangen, für den Verlust des Fabrikherrn, der solche im fünf- und zwanzigsten Jahre gewählt. F— aber wußte sich mit nichts zu trösten; er hatte das Mädchen zärtlich geliebt, und selbst die Gemeinheit, womit sie sich bey der unglücklichen Entdeckung benahm, vermochte nicht, sie ihm verächtlich zu machen. Neu-York und die neue Welt waren ihm jezt verhaßt. Er gab sein Geschäft auf und kam nach England, um hier in dem Gewühl der Hauptstadt, ungekannt und unbemerkt, den kurzen Ueberrest seiner Tage zu verleben. Es waren nicht viele: die Seereise hatte sein Uebel verschlimmert, und schon wenige Wochen nach seiner Ankunft vermochte er nicht mehr sein Bett zu verlassen.

Er starb in meinen Armen — ich kann nicht sagen, als ein gläubiger Christ, aber gewiß als ein frommer und gläubiger Mensch. Von seinem Vermögen, welches aus 2000 Pfd. St. bestand, und welches bey einem hiesigen Bankier niedergelegt war, hatte er die eine Hälfte seiner unwürdigen Geliebten, und die andere seinen Geschwistern vermacht. Mir schenkte er zum Andenken seine Uhr und seine Bücher, und der Verkauf seiner übrigen Habseligkeiten befriedigte den Wirth, den Arzt und die Begräbnißkosten. Ich weinte die Thräne auf dem Grabe dieses armen Menschen, die sein hartes Schicksal verdiente, und gewiß wird ihm kein fühlend Herz einen Seufzer verweigern.

Bruchstücke aus Basil Hall's Tagebuche.

(Fortsetzung.)

7ten Januar. Ich ward diesen Morgen in eine Familie eingeführt, deren Gastfreyheit und nützliche Freundschaft seit lange den Fremden bekannt ist. Alle saßen in einer Ecke des Zimmers, das fast dunkel war, um die Hitze zu vermeiden, und nur eine Oeffnung hatte, um das Licht einzulassen. Es ist die Mode des Landes, daß die Damen in den Winkeln des Zimmers sitzen, oder sich längs der Wände in einer, für den Fremden nicht wenig furchtbaren, Linie aufpflanzen. Bey meinem heutigen Besuche bemerkte eine der Damen, daß die Unterhaltung durch eine solche Anordnung litt, sie stand auf und sezte sich an das Pianoforte; die übrigen blieben bey ihrer Näharbeit mit eben so viel Förmlichkeit, wie zuvor; da aber jezt noch einige andere Besuche kamen, so fing die Gesellschaft an sich zu vermischen, und die Steifheit, die uns früher so frostig gemacht, ging in eine heitere und vertrauliche Unterhaltung über, welche die jungen Damen mit viel Witz belebten. Gerade als die Sachen so angenehm standen, kam ein alter, fröhlich aussehender Mann, mit einem Scherz im Munde, und der leichten Vertraulichkeit einer privilegirten Person, ins Zimmer gehüpft. Es war ein siebenzigjähriger Geistlicher, der aber die Gesundheit und Lebhaftigkeit eines siebenzehnjährigen Jünglings besaß. Er schoß seine Scherze zur Rechten und Linken ohne Schonung ab, und schien die ganze Versammlung herauszufordern. Während einiger Zeit trieb er Alle vor sich hin, und die Art, wie er die Gesellschaft aufzog, war in jeder Rücksicht unterhaltend. Am Ende jedoch traten mehrere von den jungen Damen zusammen, welche, wie es schien, etwas empfindlich über einige Sarkasmen waren, die vielleicht der Wahrheit zu nahe kommen mochten, und gaben sie stichelnd und mit Zinsen zurück. Der gute alte Vater war von ihrer Lebhaftigkeit bezaubert, und forderte sie zu neuen Angriffen auf, indem er sich stellte, sehr durch ihre Strenge zu leiden. Endlich nahm er Abschied, obgleich man ihn einmüthig zu bleiben bat.

Wir waren neugierig, zu erfahren, wer dieser alte Mann sey, und hörten, daß er über fünfzig Jahre Prediger in einem entlegenen indischen Dorfe gewesen, wo er durch seine Talente und Tugenden einen ausgebreiteten und wichtigen Einfluß über die Eingebornen erhalten, deren Lage er wesentlich verbessert, indem er sie zum Christenthum bekehrt, und Erziehung mit den Künsten des bürgerlichen Lebens bey ihnen eingeführt hatte.

Des Abends, ungefähr gegen Sonnenuntergang, eilte Jedermann nach der Alameda, einem öffentlichen Spaziergange, auch Tajamar genannt, von einer seiner Seiten, welche einen Damm gegen die Ueberschwemmungen des Flusses Mappocho bildet, der im Winter ein unbedeutender Bach ist, aber zu einem heftigen Strome anschwillt, wenn der Schnee auf den Anden anfängt zu schmelzen. Dieser Spaziergang besteht aus einem weiten und gutgehaltenen Fahrwege, mit einem breiten Fußpfade auf beyden Seiten, von einer doppelten Reihe hoher Pappeln beschattet. Unter den Bäumen erstreckt sich eine niedrige Mauer, auf welche die Damen, die gewöhnlich in vollem Putze erscheinen, ihre Sacktücher mit großer Sorgfalt und affektirter Förmlichkeit ausbreiten, ehe sie es wagen, sich niederzusetzen. Von allen Seiten dieses Spazierganges beherrscht man die Aussicht über die Anden, welche, obgleich sie nicht minder als fünfzig oder sechzig Meilen entfernt sind, über der Stadt zu hängen scheinen.

Den 9. Januar ward die ganze Stadt durch die Nachricht, daß die Armee in Peru mehrere Vortheile über die Königlichgesinnten erhalten, in Bewegung gesezt, und so groß, scheint es, ist die Popularität der Sache der Independenten, daß ein ganzes Regiment der königlichen Truppen einmüthig von Lima übergegangen ist und seine Dienste den Patrioten angeboten hat. Alle Gemüther in Santjago waren so voll von dieser Neuigkeit, daß man während mehrerer Tage an nichts, als an die peruanische Expedition dachte. Dieser Zustand der Sachen gab uns häufig Gelegenheit, im Allgemeinen die öffentliche Meinung über die Revolution zu erfahren, denn Jedermann war entzückt, über diesen Gegenstand zu reden, und der Enthusiasmus des Augenblicks machte ihn zum Gespräch aller Gesellschaften. Der erste Gedanke, oder der, worauf sie mit der festesten Bestimmtheit verweilten, war die Behauptung ihrer Unabhängigkeit; der zweyte die lebhafteste Bitterkeit gegen ihre vorigen Beherrscher, die Spanier: ein Gefühl, welches sie zuweilen zu einem höchst ungerechten und höchst unverständigen Grade trieben. So tadelten sie z. B. oft lebende Individuen, oder ganze Klassen von Individuen, über Fehler, für die sie durchaus nicht verantwortlich seyn konnten, sondern welche aus der langsamen Wirkung von Jahrhunderten einer schlechten Regierung entsprungen waren. Sie fanden Vergnügen, diese Vorurtheile zu nähren und zu verbreiten, obgleich sie wohl erkannten, daß dieß eine Art von freywilligem Selbstbetrug war, der, wenn er gleich in einzelnen Fällen nicht entschuldigt werden kann, dessenungeachtet in dem Laufe der Zeiten wesentlich zur Beförderung der großen Sache ihres Landes beytragen mag. Der Geist, welcher zuerst Süd-Amerika antrieb, das spanische Joch abzuschütteln, wird durch solche Antipathieen lebendig und thätig bewahrt, und Leidenschaft und Interesse verhindern das Volk einzuschlummern, so lange seine Freyheit und Ehre noch in Gefahr ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., 30. Juni.
(Verspätet.)

In diesem Monat wurde wieder eine Generalversammlung der Theater-Aktionärs gehalten. Es war die gewöhnliche am Schlusse des mit dem Mai zu Ende gehenden Theaterjahres, in welcher von der Direktion der Gesellschaft Rechenschaft abgelegt wird. Seit den Kriegsjahren hatte sich die Einnahme des Theaters nicht so hoch belaufen, wie in diesem Jahr, welches dem milden Winter und dem kühlen Sommer hauptsächlich zuzuschreiben ist, indessen doch auch für den Eifer der Direktion zeugt. Doch ergab sich wieder ein nicht unbedeutendes Deficit von 8000 Gulden, vorzüglich durch die größern Erfordernisse der Oper veranlaßt, welche dafür aber auch die Einnahme bedeutend erhöhte. Denn hier, wie fast allerwärts, nimmt die Lust an der Oper in gleichem Maaße zu, wie sie leider beym Schauspiel abnimmt. Daß das Schauspiel weniger die Abnahme verdient, als die Oper den zunehmenden Beyfall, ist sicher. Denn, welche bedeutende Compositionen auch die neuere Zeit hervorgebracht hat, so ist doch darüber nicht lange zu streiten, daß auch von den besseren viele das Publikum von einfacheren und geistigeren Kunstgenüssen entwöhnen, indem sie zu sehr für Sinnenreiz sorgen und die Empfindung überladen, welches der jezigen Schlaffheit gerade recht ist. — In dieser Aktionär-Versammlung kam sodann die Sprache auf die abschlägige Antwort des gesezgebenden Körpers wegen des Theaterbaues; da dieselbe jedoch noch nicht zur officiellen Kenntniß der Gesellschaft gekommen war, so verschob man diesen Gegenstand bis zu diesem Zeitpunkte für eine eigne Sizung. Da ich mich weder auf Vermuthungen einlassen will, noch auf Vorschläge einlassen kann, so will ich mit weiteren Aeußerungen über den Theaterbau die Resultate dieser Versammlung abwarten. Nur eins bemerke ich noch. In akustischer Hinsicht ist es ausgemacht ein Vortheil, wenn das Haus im Innern so bleibt, wie es ist, die völlige Erweiterung des Bühnenraumes ausgenommen, welche, nach der Lokalität zu urtheilen, schwerlich einen Unterschied machen würde. Alle Fremde loben das hiesige Theater in akustischer Hinsicht. Die Schauspieler und Sänger brauchen sich gar nicht anzustrengen und werden überall gleich gut gehört. Dieses ist ein seltner Vortheil, welcher bey der Erweiterung des Hauses wahrscheinlich verloren gegangen wäre. Bekanntlich kann man solche complicirte Gebäude in akustischer Hinsicht nicht zwingen, und mehrere neue Schauspielhäuser leiden, aller erdenklichen Mühe und Berechnung ungeachtet, an unvollkommenem Schall oder an fatalen Schallbrechungen, was oft an ganz unbeachteten Kleinigkeiten und scheinbaren Zufälligkeiten liegen kann. Auch dieses gehörte zu den Einwendungen gegen das Bauen, wovon ich das Nähere in meinem nächsten Bericht in der Kürze nachzutragen verspreche.

In dem Theater sollten wir in diesem Monat den seltenen Kunstgenuß haben, eine bedeutende italienische Sängerin in Opern italienischer Meister auf deutscher Bühne zu hören. Fräulein Maria Theresia von Sessi gab zuerst am 21ten Juni ein Konzert im Schauspielhause, wozu der Hr. Kapellmeister Guhr das Publikum mit einer Ankündigung in dem

Zeitungen entlieh, welche ihr Lob in folgenden Worten enthielt: „Sie ist Meisterin ihrer Kunst und wird gewiß den größten Erwartungen aller Kunstfreunde entsprechen, indem sie Alles besizt, was zu einer großen Sängerin erforderlich ist. Herrliche, klangvolle Stimme von großem Umfange (beynahe drey Oktaven), verbunden mit dem reizendsten Vortrage italienischer Schule.“ Das Publikum bestätigte dieses Lob in dem Konzert durch den ungemessensten Beyfall, der die Sängerin selbst einigemal gar nicht zu Ende kommen ließ. Ich erstaunte über die außerordentliche Kunstfertigkeit; aber die schöne klangvolle Stimme ließ mich kalt. So muß man also singen, um Beyfall zu gewinnen, auch wenn über der Kunst das Gefühl verloren geht. Ich gestehe, daß der ungestüme Applaus einen sehr traurigen Eindruck auf mich gemacht hat, weil ich sicher wußte, daß er nicht allein der Ausländerin, der ausgezeichneten Künstlerin, sondern auch und besonders dem Künsteln galt. Und welchen Vorzug, frage ich wiederholt, hat vor allen Tönen in der Natur die menschliche Stimme, wenn es nicht der des innigsten Gefühles ist, das bis zu Thränen rühren und sich zu einer Erhebung aufschwingen kann, die zur Andacht, zum Gebete wird, und darin alle andere Musik überflügelt?

Eine sehr interessante Erscheinung war Mad. Devrient, geborne Schröder, Sängerin vom Dresdner Hoftheater. Sie trat auf als Euryanthe, Emmeline in der Schweizerfamilie, Donna Anna in Don Juan (zu ihrem Benefiz), Agathe im Freyschüz und zulezt noch einmal als Euryanthe. Mad. Devrient ist eine Künstlerin im ächten Sinne des Wortes. Sie weiß den Worten und Tönen Leben, Innigkeit und Bedeutung zu geben, wie es der Dichter verlangt; Gesang und Spiel sind zu einem schönen Ganzen verschmolzen. Sie befriedigte in allen vorgenannten Darstellungen, am meisten aber als Euryanthe. Der Beyfall war außerordentlich, als sie am 17ten dieses das Erstemal in dieser Parthie auftrat. Man war von dem lieblichen Aeußern, von dem ausdrucksvollen Spiel und von dem seelenvollen Gesang aufs Angenehmste überrascht. Die Oper gewann durch die Künstlerin ein ganz anderes Ansehen und Viele nahmen nun ein gut Theil ihres früheren Tadels zurück. Schon durch diese Künstlerin belebt, konnte die Oper an Ort und Stelle natürlich größeren Beyfall erhalten. Hier war man nun sehr erfreut, den Geist Webers in dieser Darstellung ausgedrückt zu sehen, da der Componist der Sängerin diese Parthie selbst einstudirte. Der Künstlerin wurde auf ihre zweyte Darstellung der Euryanthe als Nachruf folgendes Sonett gewidmet:

Ein Buch der Liebe hast du uns verkündet
In Euryanthens Treue, ohne Schranke,
Ob auch ihr Herz zum bittern Tod erkranke,
Da aller Trost des Lebens ihr entschwindet.

Von höh'rer Lust sind wir durch dich entzündet,
Die nicht erstirbt, ob auch die Erde wanke;
Sie feyert vor dem Höchsten der Gedanke,
Wenn ihn die Erdenfessel nimmer bindet.

So lieben und so singen höh'ree Wesen,
Wenn sie beglückt in unschuldvollem Kosen,
Wenn sie den Erdentrug schmerzlich beweinen.

An uns, die deinen Pfad bestreut mit Rosen,
Wo deines Ruhms sich alle Hörer einen,
Gedenk — und bleibe was du uns gewesen.

Weber hat kürzlich in der Abendzeitung (Nro. 153), in der Nachricht über die Aufführung der Euryanthe in Berlin, alle feindselige Beurtheiler seiner Euryanthe durch die höchst bescheidenen Worte entwaffnet: „der Komponist hegt die feste Ueberzeugung, daß nur eine vollkommen gereifte Darstellung durch ihre individuelle Vollkommenheit diesem dramatischen Versuche Theilnahme erwerben und erhalten kann.“ Ich nehme deßwegen aber, und weil ich nun gleich Vielen die Oper in anderem Lichte gesehen, meinen früher ausgesprochenen Tadel nicht zurück, besonders nachdem mein Urtheil die Billigung mehrerer Kenner, denen ich vertrauen darf, erhalten hat. Ich bin es fest überzeugt, daß Weber hier einen Weg eingeschlagen hat, welcher ein Abweg ist, und den er Mühe haben wird, zu verfolgen, weil er der Popularität entgegen ist. Mir ist es mit Vielen so gegangen, daß ich der Oper zuerst sehr wenig Geschmack abgewinnen konnte, daß sie mich stellenweise langweilte, ja ärgerlich machte, weil ich so wenig Faßliches darin fand, und die vielen Schwierigkeiten, nicht weniger das Recitativ, mich ermüdeten. Die trefflichen Stellen, welche diese Oper enthält, gewinne ich nun immer lieber, aber sie söhnen mich weder mit dem Anderen noch mit dem Ganzen aus, das ich, mit aller Hochachtung vor dem Genius M. Weber's, wie er selbst, nur für einen Versuch halte. Damit man mein Urtheil nicht der leidigen Allgemeinheit zeihe, werde ich später bemüht seyn, dasselbe mit Gründen im Einzelnen zu unterstüzen.

Am 11ten Juni waren wir so glücklich, den gefeyerten Spohr in unsern Mauern zu begrüßen, welcher bekanntlich vor dem Kapellmeister Guhr längere Jahre Director der hiesigen Oper war. Hr. Guhr veranstaltete ihm zu Ehren auf den folgenden Tag die Aufführung seiner neuesten Oper, Jessonda. Hier bewies sich das kunstliebende Frankfurt erstaunlich kau.

Sonst ist vom hiesigen Theater nur noch zu berichten, daß ein Hr. Haußer mehrere Gastrollen im jugendlichen Heldenfache gab, um ein Engagement zu erhalten, aber nicht reussirte. — Eine alte Neuigkeit war in diesem Monat, Maske für Maske, Lustspiel von Marivaux, nach der Bearbeitung von Jünger. Es machte Glück, wie natürlich in unserer an Lustspielen armen Zeit, und wir hoffen nun bald mehrere der guten alten Stücke in's Repertoir zu bekommen.

Außer dem Conzerte des Fräuleins Sessi war in diesem Monat noch ein anderes, von dem königlich sächsischen Hof-Kapell- und Kammersänger, Hrn. Franz Siebert. Dieser als trefflich bekannte Bassist soll dem ihm vorausgegangenen Rufe vollkommen entsprochen haben. Er ist von hier zunächst nach Mannheim und Karlsruhe abgegangen, wo er in der Oper auftreten wird.

Der Hr. Hauptmann von Tscharner aus Bern, welcher diesen Winter sehr interessante Vorlesungen über Experimental-Physik gehalten hat und sich während seines kurzen Aufenthaltes die allgemeine Liebe und Theilnahme an dem unglücklichen Schicksale erwarb, welches ihn aus seinem Vaterlande vertrieb, hat uns jezt verlassen. Er wird nach einem kurzen Besuch in Karlsruhe nach dem Norden von Deutschland, und zunächst nach Bremen und Hamburg gehen, um dort ebenfalls Vorlesungen zu halten. Die Universität Gießen hat ihm in Anerkennung seiner gründlichen Kenntnisse und seiner Talente die philosophische Doktorwürde ertheilt.

Beylage: Literaturblatt Nro. 67.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 201.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. August 1824.

Es gab der Herr, zu prüfen deine Tüchtigkeit,
Des Lebens Summ' als Kapital in deine Hand.
Mewlana Dschelaleddin Rumi. Von Fr. Rückert.

Besuche im Harem, von Mirza Ahmed Tubied.

(Aus dem Persischen.)

(Mirza Ahmed Tubied war viele Jahre lang Arzt des Aga Mahemmed Chan, Vorgängers des jetzigen Königs von Persien auf dem Throne. In allen den Kämpfen um denselben, welcher jener Fürst zu bestehen hatte, folgte er den Schicksalen seines Herrn, und soll dabey eben so geschickt das Schwert geführt haben, als er die Lanzette führte. Nach der Ermordung dieses Monarchen schloß sich der Mirza an den muthmaßlichen Thronerben an, den jetzigen Beherrscher Persiens. Man hat den Mirza schon lange als den geschicktesten Arzt seiner Zeit betrachtet; jetzt aber, von Altersschwäche darniedergebeugt, vertreibt er sich die Zeit mit dem Niederschreiben von Anekdoten aus seiner Jugendzeit, die dem künftigen Geschichtschreiber von großem Nutzen seyn können. Noch größeres Vergnügen aber gewährt ihm die Erzählung der wunderbaren Kuren, die er bewirkt, besonders im königlichen Harem. Von seinen Erfahrungen und Empfindungen in diesem sonst unzugänglichen Ort gibt uns der Mirza auch manche wunderbare Geschichte. Wir geben unsern Lesern ein Beyspiel aus dem Anfange seines Buchs, wodurch sie sich einen Begriff von seinem Charakter machen können, und vielleicht auch manches Belehrende über die häuslichen Angelegenheiten Persiens erfahren werden.)

Erster Besuch.

Mein erster Herr hielt keinen Harem, welcher ihm auch von keinem Nutzen gewesen seyn würde, sowol in Folge des Unglücks, das ihn in seiner Jugend befallen, als auch wegen der beständigen Kriege, in die er verwickelt war, und die ihm keine Zeit übrigließen, die er hätte dem Vergnügen widmen können. Mir ward daher etwas bange bey der Aussicht, so viele Weiber zu besuchen zu haben, als mein Gebieter, der König der Könige und Schatten Gottes, in seinem Serail zusammengebracht hatte — um so mehr, da ich bisher nur mit männlichen Beschäftigungen zu thun gehabt, und immer die Weiber gebührender Weise verachtet hatte. Ja selbst in meiner Jugend hatte ich nie ein Weib zu meiner Vertrauten gemacht, außer einmal, und ich mußte meine Unbedachtsamkeit theuer büßen, denn ich erhielt meinen Wunsch nicht, und bekam die Bastonnade von meinem ehemaligen Herrn — Gott habe ihn selig im Paradiese!

Ich muß indessen gestehen, daß ich sehr neugierig war, zu sehen, wie der König seine Weiber in Ordnung halte, wovon ich mir einige nützliche Lehren versprach; auch wünschte ich, selbst beurtheilen zu können, ob sie wirklich so schön seyen, als das Gerücht sagte. Nachdem ich mich also von der Nothwendigkeit, dem Befehl Sr. Majestät, seine Frauen zu besuchen, zu gehorchen, überzeugt hatte, (und Gott bewahre, daß ich ermangeln sollte, seinen Befehlen zu gehorchen, selbst wenn solche mein Leben angin-

gen), harrte ich mit einiger Ungeduld, nicht ungemischt mit Furcht, bis man mich in den Harem rufen würde. Ich durfte nicht lange warten, denn eines Morgens in der Frühe, als ich eben mein Morgengebet vollendet, und mit dem Salben meines Bartes beschäftigt war, und über dessen zunehmende Weiße trauerte, hörte ich eine sonderbare, gellende Stimme, welche meinen Dienern zurief, daß man meiner verlange. Ich sah zum Fenster meines Gemachs hinaus, welches an den innern Hof meines Hauses stieß, den kein Mann zu betreten berechtigt war, und wollte eben den Zudringlichen in großer Wuth ausschelten, als ich in ihm einen großen Neger erblickte, in dem mich die gellende Stimme und das eigene Ansehen zugleich einen Verschnittenen erkennen ließ. Ich stand auf und empfing ihn höflich, denn die Verschnittenen des Königs lassen sich nicht ungestraft beleidigen, und mein ehemaliger Herr hatte der Welt gezeigt, daß ein Verschnittener nicht zu verachten sey. Der Neger kam dicht zu mir heran, und bat mich, zu eilen, indem eine der Frauen krank geworden. Ich dachte, es wäre am besten, einen guten Anfang mit ihnen zu machen, und fuhr daher fort, meinen Bart zu salben, und sagte dem Neger mit angenommener Würde und Gleichgültigkeit: ich würde ihm sogleich folgen; denn ich hatte bald gemerkt, daß er kein Mann von Stande oder Wichtigkeit war. Er wandte sich eben, um wegzugehen, als man eine andere, noch gellendere Stimme vernahm, welche fragte: was aus dem Doktor geworden. Die Person, welche diesen Lärm machte, zeigte sich bald. Es war ein langer, hagerer, georgischer Verschnittener, viel jünger als der erstere, und viel schneller in seinen Bewegungen. Nachdem er seine Bestellung an mich ausgerichtet, fragte er den andern: wo er so lange geblieben? Dieser erwiederte trotzig; sie fingen an sich zu zanken, und kreischten wie ein Paar alte Weiber. Aus diesem sah ich, daß sie Beyde von gleichem Range waren, und wußte nun auch, wie ich den Georgier zu behandeln hätte. Aber alle meine Versuche, sie zum Schweigen zu bringen, halfen nichts, und das Gekreisch dauerte fort, bis ich mit ihnen auf die Straße kam.

Nachdem wir bey der Wachtstube vorübergekommen und an das innere Thor des Serails gelangt waren, ließen meine beyden Führer voraus, und machten mit ihren gellenden Stimmen einen gräßlichen Lärm, indem sie den Weibern befohlen, sich in ihre Gemächer zu entfernen. Ich blieb ein Paar Minuten lang außerhalb stehen, bis ich ihnen hinlängliche Zeit gegeben zu haben glaubte. Mein Fuß war aber kaum innerhalb der Gardine, welche vor dem Pförtchen hing, als ich von einem Heer von Verschnittenen umgeben war, die mich wieder hinauszustoßen suchten. Sie plapperten Alle zugleich, und zwar so laut, daß ich nicht verstehen konnte, was sie wollten, bis ich, als ich in den Hof hineinsah, über hundert Weibspersonen erblickte, die in allen Richtungen umherliefen. Einige waren ohne ihre Schleyer, einige sogar noch mehr entblößt, und Alle machten einen entsetzlichen Lärm, und Alle schielten nach mir hinter ihren Schleyern, oder hinter einander, oder durch ihre Finger hervor. Viele Verschnittene und alte Weiber waren zu gleicher Zeit beschäftigt, dieselben nach ihren verschiedenen Zimmern zu schleppen oder zu stoßen, und die Thüren und Fenster derselben zu verschließen, damit ich sie nicht sehen könnte. Als man sie Alle unter Dach gebracht hatte, führte man mich nach einer Seite des Hofes hin, in die Wohnung der Kranken, die meine Patientin werden sollte. Sobald ich vor einer Thür vorbey war, öffnete sich dieselbe, und drey oder vier Köpfe, alt und jung, fuhren heraus, um den Hakim (Arzt) zu sehen, denn selbst bis hierher hatte sich mein Ruhm verbreitet, obgleich die Wenigsten mich noch gesehen hatten. Als ich auf diese Weise bey mehrern Thüren vorbeygekommen war, wagten es einige der Entferntesten, auf die Schwelle herauszutreten, (so groß war ihre Begierde, mich zu sehen), aber sie wurden sogleich wieder von den Verschnittenen zurückgetrieben. Alles dieses setzte mich in Erstaunen, denn ich hatte nie Weiber sich so benehmen sehen, selbst nicht in dem Harem der Großen. Ich bedachte aber, daß dieß des Königs Frauen wären, und deßwegen thun könnten, was ihnen beliebte. Mit langsamen, würdevollen Schritten erreichte ich die Wohnung der Kranken. Sie war eine Person von Stande und Geburt, und hatte eine Menge Sklavinnen zu ihrer Bedienung; aber sie waren bey meinem Eintreten im andern Ende des Hofes gewesen, und in der Verwirrung hatte man sie in die zunächst gelegenen Gemächer gestoßen.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke aus Basil Hall's Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Da ich wünschte, mich auf alle Weise von dem wahren Zustande der Volksgesinnung zu überzeugen, und sich diese gewöhnlich in öffentlichen Zusammenkünften entwickeln, so ging ich zu einem der Stiergefechte, welche zu Ehren der Einsetzung des neuen Vicekönigs in Lima gegeben wurden, (das damals noch im Besitz der Spanier war). Es hatte in einem unermeßlichen hölzernen Amphitheater statt, welches, wie man sagte, zwanzigtausend Personen fassen konnte. Da unsere Erwartung in Valparaiso durch ein unächtes Stiergefecht getäuscht worden, so hofften wir hier ein Schauspiel zu sehen, das des Mutterlandes würdig wäre. Allein die Aehnlichkeit war nicht weniger verfehlt, obgleich im entgegengesetzten Extrem; denn hier wurden die Stiere mit so ungewöhnlicher Grausamkeit getödtet, daß das Gefecht nicht allein den eigentlichen ganz ungleich war, sondern auch den, an einen solchen Anblick

nicht gewöhnten, Zuschauern alles Vergnügen benahm. So viel Reisende haben diese Schauspiele beschrieben, daß es nutzlos seyn würde, hier mehr als diejenigen Umstände zu berühren, welche denen in Lima eigenthümlich sind.

Nachdem der Stier zu wiederholtenmalen gespießt und mit Wurfpfeilen und Feuerrädern gequält worden war, so daß er von Blut strömte, trat der Matador auf ein Zeichen des Vicekönigs vor, um ihm den Rest zu geben. Da er jedoch nicht gehörig eingeübt war, so stieß er sein Schwert in den Nacken des Thieres, ohne es zu tödten. Der Stier rächte sich augenblicklich, indem er den Matador hoch in die Luft warf, der dem Anschein nach leblos wieder auf die Bühne herunterfiel. Die Versammlung beklatschte den Stier, während die Diener den Matador forttrugen. Der Stier griff hierauf einen Reiter an, stürzte ihn vom Pferde, schlizte den Bauch des Thieres auf und warf es zu Boden, wo man es nicht in Ruhe sterben ließ, sondern wieder auf die Beine richtete und mit Peitschen und Stacheln rund im Kreise herumtrieb; sein Zustand war zu gräßlich, um beschrieben zu werden, gewährte aber den Zuschauern das größte Vergnügen. Dem edeln Stier war es gelungen, seine Peiniger zu Schanden zu machen, so lange man ehrliche Mittel anwandte, allein jezt fiel man auf einen grausamen Kunstgriff, um ihn zu überwinden. Ein langes gebogenes Instrument, Luna genannt, ward ihm von hinten übergeworfen, um die Kniesehnen seiner Hinterbeine zu zerschneiden, doch so groß war seine Stärke und sein Muth, daß er nicht fiel, sondern sich noch eine Strecke lang auf den Stumpfen hinschleppte. Ein scheußlicher Anblick! Dieß war noch nicht Alles; denn jezt bestieg ein Mann, mit einem Dolche bewaffnet, des Stieres Rücken, und ritt einige Minuten, zum größten Vergnügen der Zuschauer, darauf herum; sie geriethen ganz in Entzücken, und belachten und beklatschten jeden Stich, den man dem unglücklichen Thiere gab, nicht um es zu tödten, sondern um es anzuspornen, seine Schritte zu beschleunigen; am Ende fiel das arme Thier, erschöpft vom Blutverlust, nieder, und starb.

Der größte Theil der Versammlung, obgleich weiblichen Geschlechts, schien so bezaubert von dieser viehischen Scene, welche unter ihren Augen vorging, daß ich vergebens ein ernsthaftes Gesicht suchte. Jedermann war entzückt, und es war betrübt, eine große Menge Kinder unter den Zuschauern zu erblicken. Von einem derselben, einem kleinen Mädchen hörte ich, daß sie schon drey Stiergefechte gesehen, welche sie mit großer Lebendigkeit und sichtbarem Vergnügen beschrieb, und sich besonders bey den gräßlichen Umständen aufhielt, welche ich oben erzählt habe. Es würde Widerwillen und Abscheu ohne Nutzen erregen, eine ausführliche Beschreibung von andern Beyspielen dieser leichtsinnigen Grausamkeit zu geben, welche die hauptsächlichste Empfehlung dieser Schaustellungen zu seyn scheint. Allein es war unmöglich, ungeachtet unsrer viel versicherten Neutralität, sich des Gefühls zu erwehren, daß jede Veränderung, welche solchen Vorgängen Einhalt thäte, höchst wünschenswürdig sey. In jedem Falle, wo die Sache der Unabhängigkeit in Südamerika die Oberhand behalten wird, sind zwey Maßregeln unveränderlich angenommen worden; die eine ist die Abschaffung des Sklavenhandels, und, so weit es möglich ist, der Sklaverey, und die andere die Aufhebung der Stiergefechte. In Rücksicht des Sklavenhandels ist fast Jedermann derselben Meinung; allein Einige tragen Bedenken wegen Abstellung der Stiergefechte, besonders die, welche sie nur in Spanien gesehen haben, oder überhaupt nie Zeugen davon waren; allein man wird selten Jemand gegen diese Maßregel sprechen hören, der bey denen in Lima gegenwärtig gewesen ist.

Ich hörte von einem Chilier eine sonderbare Theorie über diesen Gegenstand aufstellen. Er behauptete, die Spanier hätten aus System durch diese grausamen Schauspiele und andere ähnliche Mittel den Geschmack in den Kolonien herabzuwürdigen gesucht, um demzufolge um so leichter die Einwohner tyrannisiren zu können. Das Volk, sagte er, wird durch eine beständige Gewöhnung an Grausamkeit und Ungerechtigkeit gegen alles Mitgefühl abgehärtet: und so wird es bald auch gleichgültig gegen das Unrecht, das seinem Vaterlande geschieht, und verliert am Ende alle Beweggründe zu hochherzigen Anstrengungen.

Ein vortrefflicher alter Spanier, von dem ich späterhin Gelegenheit haben werde zu reden, versicherte, daß diese Stiergefechte gänzlich von denen in Spanien verschieden wären; er hätte es niemals ertragen können, sezte er hinzu, denen in Lima beyzuwohnen, noch habe er jemals einen Engländer angetroffen, der zu bereden gewesen wäre, das Amphitheater ein zweytes Mal zu besuchen. Er machte die obenberührte Theorie des Chiliers lächerlich, obgleich er mit Scham bekannte, daß diese so abscheulichen Scenen allzeit durch den Vicekönig und andere spanische Beherrscher des Landes aufgemuntert worden seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, 10. Juli.

(Verspätet.)

Bis gegen Ende des vorigen Monats waren die hiesigen Bäder noch wenig besucht, doch seit einigen Tagen ist es hier so lebhaft geworden, daß fast nirgends mehr Logis zu bekommen ist. Außer den Gästen vom Johannisberg, welche zuweilen herüberkommen oder durchreisen, sind wenige Fremde von Rang hier. Desto mehr in Bad Ems, dem nordischen Modebad. — Am Kochbrunnen ist es Morgens sehr belebt. Es sind viele Kurgäste hier, blos um zu trinken. Das Wasser, innerlich gebraucht, soll verwandte Eigenschaften mit dem Karlsbader Wasser haben. Man sucht die Wirkung noch dadurch zu erhöhen, daß man den Stein von der Karlsbader Quelle (Quell-Sinter) pulverisirt mit dem heißen Wiesbader Wasser vermischt.

An den Sonntagen besuchen uns die Gäste aus der Nachbarschaft, namentlich aus Mainz; aus der weitern Umgegend, dem Rheingau und Frankfurt sind sie schon seltener. Man kann in der Kurzeit einen sehr angenehmen kurzen Aufenthalt in Wiesbaden machen, wenn man noch Sonnabends anzukommen sucht, um den ganzen Sonntag vor sich zu haben. Um sechs Uhr Morgens besucht man den Kochbrunnen, wo Musik ist und sich Viele zum Kurtrinken versammeln. Alsdann macht man einen Spaziergang oder Spazierritt auf Eseln nach der Ruine Sonnenburg, oder in's Nerothal, oder nach Biberich an den Rhein. Um zwölf Uhr zurückgekehrt, versammelt man sich vor dem Kurhause zur Wachtparade, wo das zu Wiesba-

den liegende Bataillon mit klingendem Spiel aufzieht. Dabey geht man in den Gängen des Kurhauses herum, die schön aufgestellten Läden zu besehen. Um ein Uhr wird gespeist. Viele bleiben im Kursaal, wo man sehr gut bedient ist. Zum Kaffee sezt man sich hinaus vor den Kursaal in den Garten, wo sich nach und nach Kur- und Sonntags-Gäste und die Wiesbadner zahlreich versammeln. Man verliert sich in den schönen herrschaftlichen Anlagen, welche zum Kurhaus gehören, oder macht einen weiteren Spaziergang. Um sechs Uhr ist Theater. Um neun Uhr wird der Ball im Kursaal eröffnet, und dauert bis gegen Morgen.

Den Kursaal hat bekanntlich der Major von Fechenbach seit vorigem Jahre wieder übernommen, da der neue Wirth, welcher das Ganze vor zwey Jahren an sich steigerte, nicht reussirt hat. Die Wirthschaft besorgt Hr. Tavell, früher Wirth der vier Jahrszeiten. Man hat Ursache mit demselben, so wie mit der ganzen Einrichtung, zufrieden zu seyn. Die vor zwey Jahren ausgewanderten Büsten und Statuen von Marmor, welche dem Major von Fechenbach angehören, nehmen in den Nischen des imposanten, mit 30 (eigentlich 28 und 4 halben) Marmorsäulen gezierten Saales, ihre alten Pläze wieder ein. Die Büsten kommen mir in den großen Nischen zu klein vor; auch die Statuen sind zum Theil etwas klein. So ist vom Apoll von Belvedere eine Büste da und daneben steht seine Statue verkleinert. Die Pariser Diana ist ebenfalls in sehr verkleinertem Maßstabe da. Hingegen ist eine Kopie der mediceischen Venus in der Größe des Originals aufgestellt, welche Statue für einen solchen Saal gerade nicht die schicklichste ist. Am besten würden sich lauter Statuen von ziemlich gleicher Größe ausnehmen. Da deren Anschaffung in Marmor-Kopien etwas zu kostspielig ausfallen möchte, könnte man schöne Gypsabgüsse hinstellen, deren Weiße sich auf dem rosenrothen Grunde recht gut ausnehmen würde. Ungern vermißt man den früher dagewesenen großen Spiegel zwischen den Nischen. Zwey große Spiegel am Ausgang in den Garten sind die einzigen im Saal. Die Beleuchtung ist gut, sie geschieht mit Argand'schen Lampen ringsum. In der Mitte hängt ein großer Reifleuchter mit solchen Lampen herab. Die Spielzimmer, welche eine sehr geschmackvolle und vornehme Einrichtung haben, sind noch wenig besucht. In der Woche wird selten gespielt, und auch an Sonntagen ist es oft leer, so daß mit Gold fast gar nicht pointirt wird. Ueber dem Roulet-Tisch bemerkte ich in den zwey Leuchtern zwey kleine vergoldete Figuren. Die eine schien mir ein Genius, der aus einem ausgespannt gehaltenen Tuche Blumen und Früchte schüttet; die andere ist ein Merkur, der bekanntlich auch Gott der Diebe ist. In der einen Hand hält er einen gefüllten Beutel, in der andern den Schlangenstab. Der sinnige Anordner scheint damit andeuten zu wollen, wie der Spieler der Wagehalter des Glückes ist, und bald gibt, bald nimmt. Zu seinem Glück sehen die Spielenden immer nur den Gott mit dem gefüllten Tuche; aber der Spieler stärkt sich an dem Anblick des Gottes der Diebe, der satyrisch den Schlangenstab gegen den Beutel Goldes abzuwägen scheint, als wollte er sagen: „Damit kommt zu mir, ihr Kranke, ich will euch heilen.“ Dieses führt mich auf den Spruch über dem Thorweg des Gasthauses zu den vier Jahrszeiten: Curae vacuus hunc adeas locum, ut morborum vacuus abire queas, non enim curatur qui curat (ein Wortspiel, das sich nicht in's Deutsche übersezen läßt; der Sinn ist: Frey von Sorgen komme, damit du frey von Gebrechen weggehest, denn wer sorgt, wird nicht geheilt). Auch ein lockendes Latein, welches so menschlich und liebreich lautet, daß vielleicht mancher Landjunker zum Erstenmal in der Residenz, der sich's übersezen läßt, versucht wird zu glauben, daß der Wirth die armen Kranken, welche er frey von Sorgen wünscht, an seinem Tisch unentgeldlich speise, und ihnen durch alle erdenkliche Freygebigkeit den Aufenthalt zum Paradies mache. Das Haupterforderniß hat das Gasthaus im Sinne behalten. Die liebsten Gäste sind ihm wohl die Ohnesorgen; doch nur die leichten Sinns und schweren Beutels. Ich will hier nicht im Geringsten den Wirth in den vier Jahrszeiten angreifen, mit dessen Bewirthung ich im Gegentheil recht wohl zufrieden war. Der gute Mann, der sich sein Geschäft sehr angelegen seyn läßt, hat den Spruch nicht einmal erfunden, er hat den Gasthof noch nicht lange übernommen, und, wie bekannt, ist das Haus von mehreren Kapitalisten auf Aktien gebaut worden; zudem geht der Spruch eigentlich auf den Ort als Badehaus, und es darf ihn lesen und auf sich anwenden, wer von Kranken vorbeygeht, wenn er auch nicht hineingehen kann.

Theater ist in Wiesbaden nur in den Sommermonaten. Die Schauspielergesellschaft von Mainz zieht alsdann herüber und bleibt bis zu Ende der Kurzeit.

Das Lokal des Theaters ist im Garten des Gasthauses zum Schüzenhof. Es ist sehr unvollkommen. Man spricht stark davon, daß der schon früher intendirte Bau eines ordentlichen Schauspielhauses zu Stande kommen werde. Es soll nur noch an der Herzoglichen Einwilligung liegen, welche insofern entscheidend ist, als man von dem Herzog eine bedeutende Unterstüzung hofft, ohne welche man den Bau nicht unternehmen will. Das Gebäude soll dem Gasthaus zu den vier Jahrszeiten gerade gegenüber, in der langen Fronte gegen das Kurhaus als korrespondirendes Eckhaus, errichtet werden, da wo jezt kleine Buden und Baracken stehen, welche den schönen Plaz verunstalten.

Von den Bädern bleibt mir wenig zu sagen, da das neuerlich erschienene Werk des Dr. Rullmann davon mit der gehörigen Gründlichkeit und Ausführlichkeit handelt, oder wenigstens die Anzeige davon, welche kürzlich das Literaturblatt enthielt, in den Händen der Leser des Morgenblattes ist. Der Kochbrunnen, die stärkste Quelle von Wiesbaden, welche neben dem Römerbad (es sind angebliche Ueberreste eines Bassins von den Römern im Souterrain gefunden worden) hervorsprudelt, hat seit vorigem Jahr eine sehr geschmackvolle fünfeckige Einfassung erhalten, wovon der Eingang ein hübsches Thor in antikem Styl bildet. (Rullmann liefert eine Zeichnung davon.) Daneben ist eine kleine bedeckte Halle mit Säulen für die ungünstige Witterung. Von da führt der Weg in eine neu angelegte Allee, welche nach der obern Straße geht und daselbst zu beyden Seiten, auf der einen bis zu den Anlagen des Kurhauses fortgesezt ist. Diese Verschönerung des Brunnens ist das Werk des Stadtraths, und Stadt-Unternehmen. Das Wiesbadner Wasser wurde sonst nur zum Baden gebraucht. Es hat sich aber schon verschiedentlich, innerlich gebraucht, so bewährt gefunden daß die Stadt Wiesbaden, in der sichern Erwartung, daß es Aufnahme finden wird, die bedeutenden Kosten dieser bessern Einrichtung nicht gespart hat.

Seit dem Ende des vorigen Monats war die Straße sehr lebhaft mit vornehmen Reisenden, welche vom Johannisberge kommen oder dahin gehen. Fast alle hohe Staatsbeamte, welche den Fürsten Metternich besuchen, kommen durch Wiesbaden und verweilen da einige Stunden, welches gegenwärtig viel zur Lebendigkeit und zum Interesse des Orts beyträgt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 194:

Eins.

Homonyme.

Farbenreich siehest du mich, den Bogen am größeren Bogen;
Und als Blume zugleich zeigt mich manch zierliches Beet.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 202.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. August 1824.

Wo Amors Flügel weben,
  Ist nie die Schöpfung todt;
Der Wildniß gibt er Leben,
  Der Sturmnacht Morgenroth!
Im Ocean entfalten
  Gestippe, nackt und stumm,
Wenn seine Zauber walten,
  Sich zum Elysium!

Matthisson.

Amorettenspiele.

Von Wilhelm Müller.

1.

Amor, ein Sprachlehrer.

Amor ist ein Sprachverderber,
Wortverdreher, Lautverwirrer,
Der beym großen Thurm zu Babel
Schon die Händ' im Spiele hatte.
Wenn ich weine, raunt er mir
In das Ohr etwas von Wonne,
Wenn ich schmachte, läßt er mich
Reden gar von Seligkeiten.
In dem lauten Schwarm der Feste
Muß ich, diesem Lehrer folgend,
Sagen, daß ich einsam stehe,
Und im einsam stillen Haine
Darf ich mich allein nicht nennen.
Bitter-süß und lieblich-herbe,
Grausam mild und labend-schmerzlich,
Solche Reden hat er viele,
Stehn in seinem Wörterbuche,
Das die größten Sprachgelehrten
Mir nicht auszudeuten wagen,
Und mit dem ich alle Tage
Mehr mein Bißchen Deutsch verlerne.

2.

Eine Muschel mit Meerschaum.

Aus Schaum ist sie entsprungen,
Mit Schaum will sie uns nähren,
Wie Schaum muß sie zerfließen.

So laßt uns denn die Schäume,
Eh' sie zu Wasser werden,
In vollen Zügen schlürfen!

Ihr preist ja den Champagner,
Je flüchtiger er schäumet:
Was wollt ihr von der Liebe?

3.

Amor, ein Gelehrter.

Amor ist der Schul' entlaufen,
Dem Donatus und der Ruthe.
Laßt ihn laufen, laßt ihn tollen!
Denn er wird euch doch nichts lernen,
Als was seine Mutter ihm
Schon zum Taufgeschenk gegeben,
Als sie Amor ihn benannte.
Liebe heißt er, Liebe treibt er,
Liebe lernt er, Liebe lehrt er,
Und er ist mit dieser Weisheit
Also übervoll geladen,
Daß er allen Schriftgelehrten
Kann 'was aufzurathen geben;
Und sie werden sich darüber
Ihre Köpfe baß zerbrechen.

4.

Amors Fangeball.

Amor wollte Fangebällchen
Neulich mit den Nymphen spielen.
Diese ließen Knabenherzen,
Die in Träumen sie gestohlen,
Durch die Lüft', als Bälle, fliegen.
Amor hatte nichts zu werfen;

Alsobald sandt' er die Blicke
Durch die weiten Himmelsräume,
Und das Erste, was er sahe,
War der Weltkreis, welcher ruhte
In des Götterkönigs Rechte.
Amor zielt' und teaf die Kugel
Grade durch die beyden Pole,
Daß sie flugs vom hohen Aether
Niederfiel zu seinen Füßen. —
Jetzt, ihr Nymphen, kann er spielen!

Besuche im Harem, von Mirza Ahmed Tubied.

Erster Besuch.

(Beschluß.)

Ich trat in das Haus der Kranken, und ward von einem Verschnittenen empfangen, der die besondere Obhut über diese Dame hatte, und welcher ihr vor Kurzem von dem Könige geschenkt worden war. Er war gewohnt, Aerzte zu sehen, und erkannte mich sogleich, da ich die Familie zu besuchen pflegte, in welcher er erzogen worden war. Er stand daher auf, und bat mich, niederzusitzen, und eine Schale Kaffee und ein Kalinn zu nehmen. Ich that, wie er verlangte; aber als ich nur erst ein Kalinn geraucht hatte, stand ich wieder auf, entschuldigte mich wegen dem Dringenden meines Geschäfts, und ersuchte ihn um die Erlaubniß, die kranke Dame sehen zu dürfen. Der Verschnittene wußte nicht, daß die Sklavinnen nicht im Zimmer waren, und sagte mir, ich möchte nur hineintreten. Ich ging allein in ihr Zimmer. Sie lag auf einem Bette und schlief. Die Bettlacken waren weiß, wie der Schnee; das große Kissen, welches ihren Kopf und ihre Schultern stützte, war von Scharlach-Brokat, dessen schöne Farbe durch einen Ueberzug von dünnem weißen Musselin gemildert war. Sie war diesen Morgen im Bade gewesen, und ihr langes, schwarzes, noch kaum trocknes Haar fiel in reichen Locken über die Decke herunter. Der Morgen war warm, weßwegen wahrscheinlich das Lacken so weit heruntergeschoben war, daß ihr Busen bloß lag. Ihre linke Hand, welche noch das dünne Florhemd hielt, welches sie zu schläfeig gewesen war anzuziehen, lag unter ihrem Kopfe. Ihr weißer, runder und voller Arm war über den dunkeln Teppich neben dem Bette hingestreckt. Ihre Finger waren frisch mit Henah gefärbt, und ein Fächer von prachtvollen indischen Federn lag neben ihr am Boden. Da ich fand, daß ihr Gesicht nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers gekehrt war, so näherte ich mich ihr leise. Es war mit einer kleinen Röthe übergossen, die vielleicht der Wiederschein vom Kissen war. Die jugendliche Sanftheit desselben, die unbedeckten Schläfe, der lange, weiße, aderulose (buchstäblich: ohne eine Nerve) Hals, ohne die geringste Erhöhung, um dessen Ebenheit zu unterbrechen; die schwellende Schulter, welche zwischen den dicken Lockenwellen ihres Haares hervorstrahlte; ihr jungfräulicher Busen; ihre schöne Gestalt, welche die dünne Leinwand, die sie bedeckte, und welche sich liebend an jede Biegung ihrer Glieder anzuschmiegen schien, kaum verbarg: alles dieses, und zehntausend andere Reize, fesselten mich an die Stelle. Ich starrte und starrte, und wagte kaum zu athmen, und strengte meine Augen an, bis ich fast nichts mehr sehen konnte. Ich hätte ewig so stehen mögen! Da hörte ich die Rückkehr einer der Sklavinnen, und da ich fürchtete, sie möchte in das Gemach ihrer Gebieterin kommen, so begab ich mich in die Vorhalle zurück, und sagte den Leuten dort, die Kranke schlafe, und müsse nicht gestört werden. Während ich so dastand, fiel mein Auge von ungefähr auf einen Spiegel. Als ich meinen grauen Bart und meine tiefen Runzeln erblickte, konnte ich nicht umhin, mich über meine große Bewegung zu wundern, und als ich die Sache weiter bedachte, kam ich zu dem Schluß, daß ich für mein Alter äußerst rüstig seyn müsse.

Aga Jewab, welcher sich seitdem so sehr durch die Schönheit seiner Pferde ausgezeichnet, die er mit großen Unkosten aus Arabien und Turkistan kommen läßt, so wie durch die Schnelligkeit seiner Falken, welche selbst den Adler angreifen, aber noch mehr durch das Wohlwollen, welches Se. Majestät, der König der Könige, ihm zu bezeigen geruhet, war der Verschnittene, welcher bey meiner Kranken die Aufwartung hatte. Er bat mich, einen andern Kalinn zu rauchen, indem er meinte, seine Gebieterin könne inzwischen aufwachen, und das werde mir einen Gang ersparen. Ich setzte mich demnach nieder, und da Aga Jewab ein verständig redender Mann war, der Vieles über Religion und Dichtkunst gelesen hatte, so hatten wir eine lange Unterredung, wobey er seine Bescheidenheit sowol, als seine Vernunft darin zeigte, daß er meiner größern Gelehrsamkeit die gebührende Achtung bewies. Wir kamen überein, daß er die Medizin unter mir studiren sollte. „Ich verspreche dir, Aga, sagte ich, daß, wenn du mein Schüler wirst, ich in sechs Monaten einen bessern Arzt aus dir machen will, als irgend einer in Theran, ja wohl in ganz Persien, zu finden ist, ausgenommen ich selbst. Du bist ein gescheidter Mann, Aga, du weißt, was für Dummköpfe sie sind. Es sind bloße Marktschreyer. Wer von ihnen hat die zwanzigtausend Maximen des Abu Ali (Abu Ali Senaie, in Europa Avicenna genannt) gelesen, ohne welche Niemand ein Arzt seyn kann? Abu Ali war ein Mann von großem Genie. Hast du je gehört, Aga, wie er diejenigen zum Stillschweigen brachte, die ihn bereden wollten, daß er sich zum Propheten erklären solle?" — „Nein! sagte der Aga; aber willst du mir's nicht sagen?" — „Du mußt also wissen, daß eines Morgens, als Abu Ali vor Tages anbruch noch im Bette lag, und sich mit einem Freunde

und Schüler unterredete, der bey ihm im Hause wohnte, dieser zu ihm sagte: Abu Ali, warum erklärst du dich nicht zum Propheten? Alles Volk würde dir folgen, und dein Name ewig dauern. Da erwiederte Abu Ali: Was räthst du mir? Du weißt, Niemand würde mir folgen; und was meinen Namen betrifft, so habe ich schon genug gethan, um denselben auf die spätesten Nachkommen zu bringen. Da antwortete sein Freund: Du weißt nicht, wie sehr du verehrt bist, und du würdest gewiß viele Anhänger finden. Abu Ali gab keine Antwort, sondern bat seinen Freund, aufzustehen, und ihm eine Schale voll Wasser zu geben, damit er sich waschen könne. Sein Freund aber sagte: Warum soll ich an einem so kalten Morgen aus dem Bette gehen, dir Wasser zu holen, wenn du auf jeden Fall in ein Paar Minuten selbst aufstehen mußt. Er hatte kaum ausgeredet, als der Muzzin (der Kirchendiener, der das Volk von den Moscheen herab zum Gebete ruft) das Azan (den Ruf zum Gebete) rief, und Beyde sprangen auf, holten sich Wasser, wuschen sich, und wollten zum Gebete schreiten. Da sprach Abu Ali: Warum wolltest du mich bereden, mich zum Propheten zu erklären, da du nicht einmal für mich aufstehen wolltest? Nur der ist ein Prophet, dessen Name, wenn noch nach Jahrhunderten von den Dächern herabgerufen, uns ohne Zögern unser Bett verlassen machen kann! — War das nicht eine edle Antwort, Aga? Zeigte er sich nicht als ein großer Mann? Nein, Niemand muß ein Arzt seyn wollen, der nicht die Werke des Abu Ali gelesen hat!" — „Ganz gewiß!" sagte der Aga; denn der Aga war ein vernünftiger Mann, hörte auf das, was ich redete, und widersprach mir niemals, indem er wußte, wie viel ich gesehen und gelesen hatte.

Ich wollte nun dem Aga erzählen, wie Abu Ali seiner Mutter gesagt, wo sie das goldne Halsband finden konnte, das ihm eine Krähe, als er sechs Wochen alt war, vom Halse genommen hatte; denn er erinnerte sich der Begebenheit vollkommen, ob er gleich bereits ein Mann war, als er sie erzählte. Aber gerade, als ich damit anfangen wollte, kam eine Dienerin, um mir zu sagen, daß ihre Gebieterin jezt wach wäre, sich ganz gesund fühle, und des Arztes nicht mehr bedürfe. „Mirza, sagte der Aga, welch einen glücklichen Fuß du haben mußt, da dein bloßes Kommen in ein Haus die Kranken schon heilet!" Und das war auch wahr; denn die Leute haben mich oft geplagt, und mich rufen lassen, um meines glücklichen Fußes willen, ohne eine Absicht, Medizin zu nehmen; und einmal kurirte ich den Sudder (ersten Minister) von den gräßlichsten Leibschmerzen, die er sich zugezogen, indem er zu viele Melonen gegessen, blos, indem ich an demselben Morgen zufällig bey ihm vorsprach. — Der Aga sowol, als das Mädchen, konnten von ihrem Erstaunen über meine wunderbare Kur ihrer Gebieterin nicht zurückkommen, und überhäuften mich mit Segenswünschen, als ich Abschied nahm.

Den ganzen Weg über dachte ich an nichts, als an die schöne Dame, und ward darüber so verwirrt, daß ich, statt in meine eigene Stube zu gehen, in das Gemach meiner großen Frau trat (sie war damals noch am Leben). Ich sah sie, in Flanell gehüllt, mit dem Rücken gegen ein altes, dunkelfarbiges, schmieriges Kissen sitzen, und sie war seit langer Zeit nicht im Bade gewesen; ich sah sie an, und dachte an die schöne Dame im Harem. Da ging ich sogleich zu meinem Freunde, Hadji Hussein, in den Bazaar, und bestellte ein Kissen von rothem Brokat mit musselinem Ueberzuge, weiße Bettücher und einen Fächer von indischen Federn. Als man diese Sachen nach Hause brachte, sagte ich zu meiner Frau: „Ich habe diese schönen Sachen für dich gekauft. Du mußt nun ins Bad gehen und deine Finger mit Henah färben, und wenn du vom Bade zurückkommst, so legst du dich auf das weiße Bett mit dem brokatnen Kissen, ziehest dein Florhemd aus, legest deine linke Hand unter den Kopf und streckest deinen rechten Arm mit dem Fächer über den Teppich aus, stoßest das Bettuch hinab, und ich werde ins Zimmer kommen, und du wendest den Kopf von der Thüre weg, und thust als wenn du schliefest." Da sprach mein Weib: „Mirza Ahmed, du bist verrückt, daß du mir solche Dinge zumuthest, jezt, da du ein graubärtiger Greis bist, was du doch nicht gethan, wie du jung warst." Ich sprach aber: „ich bin nicht so alt als du meinst," worauf sie lächelte — aber sie that, wie ich ihr befohlen hatte.

Und als ich in die Stube kam, da lag sie gerade so, wie das schöne Frauenzimmer im Harem gelegen hatte; aber meine Frau war braun und runzelich, und dabey sehr alt; so ging ich wieder aus dem Zimmer, und sie stand auf und war etwas böse auf mich. Aber ich besänftigte sie und sagte zu ihr, wie schön sie auf dem neuen Bette ausgesehen; und dann sprach ich: „ich wollte, mein Leben, du schicktest Scherien, die junge Sklavin, ins Bad, und ließest sie so liegen, wie du gelegen." Kaum aber hatte ich dieses gesprochen, als sie mich bey dem Barte faßte und an demselben riß, bis ich aufschreyen mußte und mir die Thränen über die Wangen liefen; dabey schimpfte sie so entsetzlich, daß ich froh war, als ich mich wieder in meiner Stube befand.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 8. Juli.

Der schlechte dießjährige Sommer ist ein vortrefflicher für die Pariser Theater; wenn die Leute hier nicht spazieren oder auf's Land fahren können, so gehen sie in's Schauspielhaus; zu diesem Gange ist ihnen das Wetter nimmer zu schlecht, und die Bühnendirektionen lassen es nicht an Neuigkeiten fehlen, um das Publikum anzulocken. Die kleinen Bühnen besonders sind so außerordentlich fruchtbar, daß es schwer hält, von allen ihren Produkten Meldung zu thun; manche dieser kleinen Produkte verschwinden auch fast eben so schnell wieder, als sie ent-

standen sind; andere erhalten sich nur deßhalb einige Zeit auf der Bühne, weil eine gefällige Schauspielerin, oder ein geschickter Schauspieler sich darin zu seinem Vortheile zeigt. Die italienische Oper erwartet la Sgra. Pasta aus London zurück, und begnügt sich unterdessen mit la Sgra. Monbelli, die einstweilen ziemlich wohl eine Prima Donna abgeben kann. Es ist die Rede davon gewesen, Rossini werde als Operndirektor eintreten; allein auf Rossini darf Niemand rechnen. Der sizt seit Anfange des Winters in London und soll eine Oper schreiben; die Engländer zweifeln aber, ob bisher eine einzige Arie davon komponirt worden sey; vielleicht schreibt er die ganze Oper in den lezten vierzehn Tagen des Jahrs und kömmt dann unverhofft nach Paris, wenn ihn die Lords nicht durch Privatkonzerte, Gastmäler und Guineen zu Grunde richten. Im verwichenen Frühjahr meldete ein Londner Blatt, drey Neuigkeiten gehörten in dieser Jahrszeit zu den Ingredienzen einer glänzenden Tafelversammlung in London, eine Schüssel kleiner Erbsen, der vormalige Mamluk Bonapartes, und Rossini; erstere komme auf eine Guinee, zweyter auf vier Guineen und lezterer auf fünfzig zu stehen. Dazu wird aus London berichtet, daß einige Familien, die des Goldes zu viel haben, bey Rossini Musikunterricht nehmen, und ihm denselben mit drey bis vier Guineen per Stunde bezahlen. Bey so bewandten Umständen muß Rossini gar nicht eilfertig seyn, um wieder auf's Festland zurückzukehren; wo würde er solch eine Stadt wie London wieder finden? Die Pariser italienische Oper wird sich vermuthlich an Paer halten müssen, der sie auch gar nicht übel leitet. Am Ende Mai's geleitete dieser Direktor den Leichnam des Schauspielers Barilli zu Grabe, der beynahe zwanzig Jahre lang an der italienischen Oper die Vaterrollen vortrefflich gespielt hat. Eine Menge Tonkünstler dieser Oper, so wie der großen französischen Oper, Schauspieler und Gelehrte folgten dem Sarge. Auf dem Gottesacker Lachaise, wo bereits lange die unübertreffbare Sängerin Barilli, Frau des Verstorbenen, ruht, hielten Paer und Balochi Reden. Paer sagte unter andern: „Ich habe wohl nicht nöthig, den Umstehenden die wichtigen Dienste in's Gedächtniß zurückzurufen, welche Barilli einer das Leben bezaubernden Kunst leistete; nachdem er auf der Bühne lange geglänzt hatte, sah man ihn mit Erfolg auf Mittel sinnen, den glücklichen Fortgang eines Theaters zu begründen, das ihm schon so manche Verbindlichkeit hatte. Dieß weiß Jedermann sehr wohl; was man aber nicht so allgemein weiß, ist, daß dieser Barilli rechtschaffen und tugendhaft war; seit mehreren Jahren wandte er einen großen Theil seines Einkommens auf das Abbezahlen der Schulden einer Theater-Direktion (vermuthlich der Catalani'schen), wobey er blos associirt gewesen war; so war er also strenger gegen sich, als es seine Verpflichtungen erheischten. Die Welt erfuhr aber von diesem edeln Betragen nichts, denn seine Bescheidenheit ließ es nicht einmal errathen. Barilli sollte in Frankreich, seinem zweyten Vaterlande, sein Leben endigen, und dieselbe Erde sollte zwey Gatten wieder vereinigen, welche der Tod getrennt hatte. Der aufrichtige Schmerz seiner Freunde, die Achtung aller seiner Bekannten folgt unsern armen Freund in's Grab. Nicht immer bekömmt derjenige, der nur reich oder mächtig war, ein so ehrenvolles Gefolge. Barilli! möge die Erde dir leicht seyn! Dein Andenken wird in unsern Herzen fortleben, bis zum Augenblick, wenn Jeder von uns sich wieder mit demjenigen vereinen wird, der uns so lieb und theuer war." Man erzählt von Barilli schöne Züge; zu der Zeit, als er noch reich war, das heißt als seine Frau noch lebte, fuhr er eines Tages durch die Vorstadt St. Germain, und war Zeuge von der Verzweiflung einer Familie, welcher man Schulden halber alles Hausgeräth verkaufte. Barilli erkundigte sich nach den Bedürfnissen dieser armen Familie, gab 1600 Fr. hin, um sie zu retten, und fuhr davon, ohne ihren Dank abzuwarten. Ein Pariser Blatt le Corsaire bemerkt: „Der heilige Martinus gab die Hälfte seines Mantels einem Armen; Barilli würde den ganzen Mantel fortgegeben haben." Dafür ist er aber auch so arm gestorben, daß nicht einmal genug zum Leichenbegängnisse da war. Seine Freunde haben das Uebrige zugeschossen, und wollen ihm noch ein kleines Denkmal errichten.

Wirklich überraschend war es, neulich in einer der Logen der italienischen Oper den portugiesischen Infanten Don Miguel zu erblicken, der erst vor einem Monate beynahe ganz Portugal in Verwirrung gebracht hatte, und der hier so ruhig eine Operette anhörte, als ob er nicht einmal das Unheil einsähe, das er hätte bewirken können. Er ist, wie ich glaube, der erste Prinz, welcher nach Paris gekommen ist, ohne das Französische zu verstehen; freylich ist die Reise etwas schnell vor sich gegangen, und es ist nicht zu verwundern, daß er sich nicht darauf vorbereitet hat. — Ein geschickter Fortepianospieler am hiesigen Musikkonservatorium, Zimmermann, hat sich auch — nicht wie der Infant, in das Umwälzungswesen, sondern in das dramatische Gebiet gewagt, und zu einem Operntexte Jouys, deren Hauptperson Nausicaa ist, die Musik komponirt. Diese hat aber die Direktion sehr ungnädig behandelt, indem sie dem Tonkünstler aufgetragen hat, einen beträchtlichen Theil unter Cherubinis Leitung umzuarbeiten; für einen Professor der Tonkunst ist es ein wenig hart, auf diese Weise gleichsam wieder in die Schule geschickt zu werden. Dieß Beyspiel wird aber schwerlich andere Tonkünstler abhalten, für die große Oper zu komponiren; Alle wollen auf dieser großen Bühne ihre Stücke aufgeführt sehen, wie fast alle französische Dichter den Ehrgeiz haben, von der Bühne des Théâtre français herab gespielt zu werden. Nach dem Höchsten streben sie zuerst und lassen sich hernach, wenn dieß nicht gelingt, auf das minder Erhabnere herab. Nur einige Dichter, welche sich in der Vaudeville-Art einen Ruf erworben haben, begnügen sich damit, für die kleinen Bühnen zu arbeiten, welche beständig eine Menge neuen Stoffes brauchen. Unter den neuen Skizzen des Volkslebens, die sie geliefert haben, gehört das Vaudeville, die Gesellen, am Variétés-Theater, worin Brunet recht drollig einen Maurergesellen, und Odry einen galanten Tischlergesellen darstellt. Die Handlung geht in einer Pariser Vorstadt bey einer Mad. Bertrand vor, welche eine Garküche hält; ein junger Zimmermann freyet um die Tochter der Garköchin; allein diese will sie ihm nicht eher geben, als bis er Meister geworden ist. Mit dem Meisterwerden geht es in Paris ziemlich leicht seit der Revolution; in dem Stücke soll die Bedingung auch nichts anders heißen, als daß der junge Zimmermann auf eigne Hand arbeiten soll. Zum Unglück ist er von einem Gerüst herabgefallen und trägt den Arm in einer Binde; seine Kameraden stellen unter sich eine Kollekte für ihn an; Alle tragen bey, zulezt findet man in dem Hute, worin die Kollekte gesammelt wird, einige Goldstücke; es entsteht über diese Stücke Streit und beynahe Schlägerey; endlich kömmt es heraus, daß der Meister des jungen Gesellen diesen Beytrag geliefert hat, und ihm noch eine Bestellung von Zimmerholz überlassen will. Nun hält auch die Garköchin ihre Einwilligung nicht länger zurück: „Ja nun, ruft sie aus, wenn er das Holz bekömmt (bois, Holz, bedeutet im Französischen auch Hirschgeweih), so mag er immerhin heirathen." Dieser unbedeutende Inhalt bekömmt nur durch die ziemlich treue Darstellung des Gesellenlebens in Paris einigen Werth. Die Verfasser bitten in dem Finalliede, daß, da sie das Gebäude zusammengezimmert haben, so gut als sie können, so möchte das Publikum kommen, und das Haus anfüllen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 24. August 1824.

Der Wechsel herrscht in Zeit und Raum;
Und auf des Staubes Trümmern schweiget
Einst aller Freuden nicht'ger Traum.
Doch wer, zu höh'rem Zweck erkoren,
Sich an das Höchste liebend band,
Dem geht der Zauber nie verloren,
Den er im Spiel des Lebens fand.

Schreiber.

Leben in Baden, im fünfzehnten Jahrhundert (1416).

(Nach des Florentiners Poggi Schilderung.)

Jezt und einst! Die gerngesehenen Lobsänger des Mittelalters, sie wissen wohl, warum sie das Alter der Zünfte und Privilegien, der ewigen Bevormundung, preisen; aber nicht immer wissen sie, was sie preisen. Die Restauratoren der Frauenbilder aus der Zeit, wo Bertha spann, haben so treu gemalt, als etwa ein Damensattel aus London eine treue Kopie des in Payerne in der Schweiz noch zu sehenden Sattels der guten Königin Bertha seyn könnte. Und die Zeiten verhalten sich gegen einander wie — die beyden Sättel. — Eine Schilderung aus dem Leben und Weben in den Bädern des deutschen Mittelalters, welche, versteht sich, hauptsächlich die schönen Frauen in das Auge faßt, könnte etwa auch, unsern minniglichen Frauen zum Troste, und den Almanachsritterinnen zum Trotze, diensam werden. — Und wer hat geschildert? Ein sehr weltlicher, päpstlicher Geheimschreiber, ein feiner Florentiner, voll Gelehrsamkeit, Lebenslust und Menschenkunde, der Italiens genußreiche, sündenfällige Städte kannte: Poggio Bracciolini, ein Schöngeist des fünfzehnten Jahrhunderts, der bey der Kirchenversammlung zu Constanz gesehen hatte, es sey gefährlich, viel zu wissen und zu sagen, und muthwillig sey sicherer, als muthig. Es war eben heiß auf dem Concilium hergegangen; denn die erleuchteten Väter der damal allein-reich- und seligmachenden Kirche hatten so eben Johann Huß, so wie später, nach Poggi's Badereise, Hieronymus von Prag, verbrannt, und Poggi wollte zur Kühlung einen Ausflug in das benachbarte Baden im Aergau machen, hatte auch daneben ein bischen das Chiragra. Ein Gelehrter kann aber das Schreiben nicht lassen, wenn er sich unterhalten soll, und Poggi schrieb also einem Freunde in Italien über Annehmlichkeiten, Sitten und Gebräuche in dem deutschen Bade Baden. Deutsche nennt er, gewiß mit Recht, auch die Schweizer, wenn auch hartmäulige, im Gegensatz von weichmäuligen auf dem nordischen Sand und Moor; legt aber, seltsam genug, dennoch Baden nach Gallien, wozu es im Jahr 1416 doch nicht gehörte.

„Viel redet man — Poggi spricht nun selbst — von den alten Bädern Puteoli's, wohin beynahe die ganze römische Welt wallte, allein ich glaube nicht, daß sie an Lieblichkeit mit jenen von Baden sich vergleichen konnten. Denn Puteoli's Reiz beruhte auf des Ortes Schöne, der Villen Pracht, mehr als auf dem, was Bäder und Menschen dazu thaten. Hier aber beut die Oertlichkeit selbst wenig oder keine Erholung. Alles, alles Uebrige gewährt aber so viel Annehmlichkeit, daß ich oft gewähnt, Anadyomene, und was all überall an Lust zu finden ist, sey nach diesen Bädern gezogen. So sehr sind die Menschen da, wenn auch unbewandert in Heliogabal's Gemälden, von Mutter Natur gelehrt, in den gnidischen Mysterien eingeweiht. Doch indem ich dir die Bäder beschreibe, will ich dir auch den Weg bezeichnen, damit du errathen mögest, in welchem Theil Galliens sie liegen. (Poggi hat die Geographie

Cäsars besser, als die seiner Zeit, im Kopfe.) Am ersten Tage geht es auf dem Rheine von Constanz nach Schaffhausen, dann muß, wegen des Stromes Lauf, durch schroffe Bergwände und rauhe Felsen der Weg zu Lande gemacht werden, worauf man nach Kaiserstuhl kommt, was in der Landessprache Cäsarssitz bedeutet. Wohlgelegen nach dem Namen, ragt der Ort auf einem Berge über den Rhein, über welchen eine schmale Brücke Gallien und Deutschland (ihm ist die Schweiz noch zu Gallien gehörig) verbindet. Einst war ein Römerlager da. Wir sahen auch den Rheinfall, wie der Strom sich mit mächtigem Rauschen und Tosen von hohen Bergen über Felsen stürzt, gleich als wehklage er über seinen Fall. Ein Bild schnellstürzender Emporkömmlinge! Kein Wunder übrigens, daß man wegen seines Brausens und Stürmens die Uferbewohner für taub hält, da man, gleich wie bey dem Nil, fast drey Stadien weit sein Rauschen hört. Endlich nahet man sich Baden, der ziemlich ansehnlichen Stadt, (der Name bezeichnet im Deutschen Bad), im Bergkessel gelegen, an einem großen reißenden Strome, der in den Rhein sich, sechstausend Schritte entfernt, ergießt. (Die Limmat.)

„Vier Stadien von der Stadt ist eine sehr schöne Villa am Strome, zum Gebrauch der Badenden erbaut. In Mitte der Villa ist ein großer Hofraum, umher stattliche Gasthäuser zur Aufnahme vieler Menschen. Einzeln haben Häuser ihre Bäder zum Privatgebrauch, und gegen dreyßig öffentliche und besondere Bäder werden gezählt. Doch gibt es namentlich zwey öffentliche und von allen Seiten offene Bäder für das gemeine Volk, wo Frauen und Männer, Mädchen und Jünglinge, Alles zusammen, wer da will, sich einfindet, so daß nur im Innern ein Pfahlwerk die Friedlichen scheidet. Es ist komisch, da alte hinfällige Frauen und junge Mädchen gewandlos, vor der Männer Augen nichts verhüllend, hineinsteigen zu sehen. Es erinnert an die Florealischen Feste. Doch bewunderte ich ihre Sitteneinfalt; indem Niemand darnach umsah, Niemand Arges daran hatte noch sprach. Die Bäder in den Häusern der Einwohner aber sind zierlich, und die Geschlechter durch Wände geschieden. Doch sind herabgelassene Fenster darin, so daß man zusammen trinken, plaudern, sich sehen und berühren kann, wie es häufig ihre Gewohnheit ist. Außerdem macht man Spaziergänge, des Beschauens und Plauderns willen. Denn Jedem steht frey, in des andern Bad zu kommen, um zu sehen, zu schwatzen, zu scherzen und sich mitzutheilen, in dem Grade, daß die Frauen, die aus dem Bade oder in das Bad gehen, zum größten Theil nackt gesehen werden. Keine Zugänge sind bewahrt, keine Thüren gesperrt, kein Argwohn des Unehrbaren waltet ob. Meistens haben die Bäder der Männer und Frauen den nämlichen Eingang, so daß es häufig geschieht, daß beyde sich entkleidet begegnen, die Männer mit einer kurzen Schürze, die Frauen in leinenen Mänteln, die, geschlitzt, bis zum Schienbein gehen, und Arme und Busen unbedeckt lassen. Im Wasser selbst werden dann Pikeniks gegeben (de Symbolis edunt), indem man schwimmende Tische einsetzt, und die Männer pflegen dabey sich einzufinden. Wir selbst wurden in dem Hause, wo wir unser Bad nahmen, zu dergleichen eingeladen. Indessen ich gab meinen Antheil, erschien aber nicht, obschon dringend gebeten. Nicht aus einer Schamhaftigkeit, welche für Einfältigkeit und Einfalt gegolten hätte, sondern wegen Unkunde der Sprache. Es dünkte mir albern, wenn ein Italiener, der Sprache unkundig, mit Frauen stumm und sprachlos im Bade säße, wo der ganze Tag in Trinken und Züngeln hingebracht würde. Indessen zwey meiner Gefährten begaben sich dahin, und zu ihrer großen Gemüthsergötzung. Sie aßen und tranken, sprachen, obschon nur durch Dollmetscher, und wedelten häufig mit dem Fächer Wind zu. Es fehlte nichts, als das Bild von Jupiter und Danae. Doch waren Beyde, wie es Brauch ist, wenn Männer die Damenbäder besuchen, mit leinenen Mänteln angethan. Ich selbst aber beschaute mir von der Gallerie alles das, Sitte, Brauch, Annehmlichkeit, Speisen und die zwanglose Lebensweise.

„Es ist zum Erstaunen, in welcher Sitteneinfalt die Leute leben, mit welcher Zuversicht Männer ihre Frauen von Fremden angefaßt sehen: es machte ihnen nichts, es regte ihr Gemüth nicht auf, sie nahmen Alles auf das Beste. Nichts ist so mißlich, daß es nicht durch ihre Sitten leicht würde. Sie würden in Platons Republik passen, wo Alles gemeinschaftlich, da sie, ohne seine Lehre zu kennen, schon so sehr zu ihr hinneigen.

„In einigen Bädern sind Verwandte oder begünstigte Männer mit den Frauen stets zusammen. Täglich gehen sie drey- bis viermal in das Bad, weilen den größern Theil des Tages darin, und bringen die Zeit mit Singen, Trinken, Tanzen und Musik hin, indem sie im Wasser niederkauern. Dabey ist es denn hoch ergötzlich, ganz erwachsene, schön gebildete Mädchen, Hellas Göttinnen gleich an Gestalt und Erscheinung, tanzen zu sehen, indem sie den Bademantel ein wenig hinaufziehen, und ihn auf der Wasserfläche schwimmen lassen, daß man Anadyomene (die dem Wasser entsprossene Göttin) zu sehen wähnen konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Merkwürdiger Briefwechsel.

Die übelbedachte Politik des Aureng-Zeb, und die Schwäche seiner Nachfolger, erregte und ermunterte den Geist der Widersetzlichkeit unter den Rajpoots, und bahnte

den Weg zur Eroberung von Malwa durch die Mahratten. Der berühmte Raja, Jye Sing, Fürst von Jypore, trug, vielleicht absichtslos, besonders zu dieser Begebenheit bey. Ein merkwürdiger Briefwechsel, welcher auf eine auffallende Weise die Personen und die Zeit bezeichnet, fand vor dem Einfall der Mahratten zwischen diesem Fürsten und deren Führer, Bajeerow, statt. Der Leztere schrieb an Jye Sing ein Aschlagh oder heiligen Spruch aus dem Poorana, worin er ihn gegen die Folgen des Widerstandes warnte, wie folgt: „Du bist der Baum des Gelüstes: du bist das Meer, woraus entspringt der Baum des Gelüstes! Wer kann deine Tiefe nennen? Ich habe nicht die Macht, jene Tiefe des Oceans zu beschreiben, in allen deinen Handlungen aber erinnere dich des August Mooney." Diese Person trank nämlich, der indischen Götterlehre zufolge, das Meer aus. — Die Antwort des Jye Sing ist gleichfalls aus dem Poorana, und bezieht sich auf den hindu'schen Glauben, daß das Meer mit Mauern umgeben sey. Sie ist äußerst passend, besonders da sie an ein Mitglied des heiligen Braminenstammes gerichtet war, dessen Pflicht es war, die Weltordnung zu erhalten, und nicht zu zerstören: „Wenn der Stamm des Brahma mit mir sündigt, so vergebe ich ihm. Dieß Versprechen halt' ich heilig. Es hatte nichts zu bedeuten, daß August Mooney das Meer austrank; sollte aber Gott verordnen, daß die Mauern, die das Meer in Schranken halten, darniedergeworfen würden, dann würde die Welt zu Grunde gehen; und was würde dann aus August Mooney werden?"

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 29. Juli.

Ich kann mich in den reizenden Gefilden Dresdens nicht genug ergehen. Die große Anzahl von fremden Besuchenden, welche jezt hier zusammenströmt und sich von Kunst und Natur stets länger gefesselt sieht als es Anfangs eines jeden Vorsaz war, beweist es auch, daß es andern eben so geht wie mir. Nachdem nun die Wasserfluthen verströmt und die Regentage vorüber sind, zeigt sich Alles im schönsten Grün der Bäume, und Wiesen und die Felder sind von dem Fleiße der Ernte belebt, die schon seit länger als acht Tagen in der Umgegend begonnen hat.

Begleiten Sie mich nur einmal in den großen Garten, wohin ich gewöhnlich meine Vormittagsspaziergänge richte, weil man stundenlang dort im Schatten wandeln kann. Dieser im Umfange kaum in anderthalb Stunden zu umgehende Park liegt dicht vor den Thoren der Stadt und besizt durch seinen herrlichen Baumwuchs eine Eigenthümlichkeit, die ihn vor allen andern nahgelegenen Spaziergängen auszeichnet. Nachmittags wird er an mehreren Tagen der Woche fleißig besucht, weil da in einigen der darin errichteten Restaurationen sehr gute Musik ist, und die Dresdner mit ihrem Kunstsinne es lieben, sich für ihren Eintrittsgroschen — das schöne Geschlecht ist sogar auch von dieser Abgabe befreyt — stundenlang vor eine Tasse Kaffee oder ein Glas Bier dort ins Grüne zu setzen, und den meist gut ausgeführten Musikstücken zuzuhören. Aber wenn ich ihn gegen Mittag besuche, finde ich ihn ganz ohne Menschen, höchstens die Wandernden ausgenommen, die durch einen Theil desselben den höchst anmuthigen Fußsteg vom Dörfchen Strehla nach der Stadt herein gehen. Ehedem mag freylich wenig Vergnügen mit einer solchen Promenade verbunden gewesen seyn, denn da heimten die Fasane in den schönsten Partbieen desselben, die folglich unzugänglich waren, und man mußte sich damit begnügen, in dem langen Mittelgange, welcher mit steifen Hecken begrenzt war, hindurch zu gehen, und dann höchstens einen nicht viel anmuthigern Queerweg hindurch einzuschlagen. Aber jezt ist Alles offen und frey, und eben durch die dichtesten Gebüsche und unter den schönsten Bäumen hinweg führt der Weg, der auch an den meisten Orten zugleich für Spazierfahrende eingerichtet ist.

Am Eingange des Parks wünschte ich zwar wohl die häßlichen Tempel-Löwen hinweg, die ein schlechter Töpfer dorthin gelegt hat, aber dafür ladet Sie, wenn Sie Pomolog sind, gleich daneben eine treffliche Anlage mit mehreren Hunderttausenden junger Bäume ein, welche dort in Baumschulen gezogen werden, und dem Verkaufe freystehen. Nun verlieren Sie sich aber auch sofort in herrliche Gänge, welche Sie rings um den ganzen Garten führen, so daß Sie, wenn Sie jezt rechts sich wenden, links ohnweit derselben Stelle, das Ende Ihres wohl eine Stunde betragenden Spaziergangs finden. Auf der rechten Seite ist die Aussicht ins Freye etwas beschränkter, weil sie nach den Anhöhen von Päcknitz zu weniger interessant ist, dafür aber finden Sie hie und da einen kleinen Wasserspiegel, die herrliche Buche der sogenannten sieben Schwestern, unter deren weitverbreiteten sieben dickbeschatteten Armen gewöhnlich fröhliche Kindergruppen spielen, kommen an mehreren öffentlichen Vergnügungsorten vorbey, und treffen endlich am Ausgange des Gartens wieder auf den Mittelweg, zugleich mit ihm aber auch auf eine der herrlichsten Aussichten nach Königstein und den Vorbergen der sächsischen Schweiz in der Ferne, und den Villenbesäeten und Rebenbekränzten Weinbergen in der Nähe. Sie gehen weiter, und bald umfängt sie wieder das Schattendach der mannigfachsten Bäume und Sträucher, durch deren Zweige flötende Sangvögel hüpfen, während der Blick neben ihnen hinweg auf die üppigsten Wiesen sieht. Diese verdrängen manchmal mit ihrem Grün die Bäume vom Wege und lassen wohl auch kleinen Plätzen, die mit Getraide besäet oder mit Gartenfrüchten angebaut sind, Raum. Durch den ganzen großen Garten läuft seiner Länge nach eine der schönsten und wohlerhaltensten Lindenalleen, welche ich je sah. Diese durchschreiten Sie mehr als einmal, indem der Weg sich seitwärts wendet, und erblicken mit fast optischer Täuschung an dem einen Ende derselben den Kegel des Liliensteins in seiner bläulichen Gestalt, während an dem andern sich die Kreuzkirche mit ihren Umgebungen in der Stadt zeigt. Doch auch an mehreren Punkten der dichtbewachsenen und sonst allen Blick in die Ferne wehrenden Partbieen sind Oeffnungen durch den Landwald gehauen, und bald sehen Sie durch diese eine besonders liebliche Gegend der Weinberge, bald abermals die an Böhmen gränzenden Gebirge, bald einen Theil der gastlich vor Ihnen sich ausbreitenden Stadt. Sind Sie müde, so bieten sich an vielen Orten Bänke zum Ausruhen an, und besonders werden Sie an einer ehrwürdigen Eiche ein sich erhebendes Plätzchen finden, von wo aus sich eine der reizendsten Aussichten zeigt. So kommen Sie endlich auf den Punkt wieder, von wo Sie ausgingen, und haben einen der reizendsten Spaziergänge gemacht, den irgendwo nur die nächste Umgebung einer Stadt darbieten kann.

Auf der entgegengesezten Seite der Altstadt liegt Ihnen aber auch zu gleichem Zwecke das sogenannte große Ostragehäge offen. Es ist in einem andern Style ein eben so interessanter Spaziergang. Denn Sie gehn durch drey Reihen gigantischer Linden am Ufer der Elbe entlang, sehen neben sich über den Wasserspiegel hin die Weinberge, welche sich bis Meißen ziehen, näher die Neustadt mit dem sehr gut sich darstellenden japanischen Pallaste und dessen blumenreichen Garten und zunächst das rege Verkehr auf der Elbe, wo bald große beladene Schiffe mit geschwellten Segeln heranrauschen, bald leichte Nachen mit freundlichen Insassen über die blaue Fläche gleiten. Ihr Weg führt Sie dann dem Lustschlosse Uibigau, das jezt leider mit Zerstörung durch den Zahn der Zeit bedroht ist, gegenüber, und in gleichen Alleen bis zu dem Pachthofe Ostra, wo Sie in einem wohlgepflegten Blumengarten die köstlichste Milch bekommen können, welche die dortige Schweizerey gibt.

Von der Brühl'schen Terrasse mag ich Ihnen gar nichts sagen, sie ist das Kleinod unter den nahen Vergnügungsorten Dresdens, und ich besuche sie täglich mehrere Male. Jezt eben bereitet man in einem auf derselben belegenen Gebäude die Kunstausstellung vor, und man sagt mir, daß dießmal auch eine Ausstellung von Manufakturwaaren, Modellen, Industriegegenständen u. s. w. damit verbunden werden soll. Allerdings ein sehr erwünschtes Unternehmen, welches in dem fleißigen Sachsen nicht schwierig seyn kann, und zu mannigfacher Aufmunterung dienen wird.

Guido.

Paris, 8. Juli.

(Beschluß.)

Ein anderes Volksgemälde ist das Vaudeville, die Familie des Wasserträgers, das mit folgender Enderzählung aufhört:

Hier vers deux heures trois quarts
Pour finir gaiment sa carrière,
Un gros anglais, sur l'Pont des arts
Courut se j'ter dans la rivière;
Mais Jérome le batelier
L'en retira en faisant sa ronde:
„Goddem, dit-il, moi j'veux m'noyer!
L'eau n'caul' t il pas pour tout' le monde?"

Obschon sich fast lauter Franzosen in die Seine stürzen und beynahe gar keine Engländer, so müssen diese doch nichts destoweniger zur Zielscheibe des Witzes dienen, nach dem alten Gebrauche der Pariser Vaudevilledichter, die englische Nation beständig unter einem lächerlichen Gesichtspunkte darzustellen. Hr. Tellerlecker, Monsieur Pique-assiette, ist eine für Potiers komisches Talent gedichtete Farce, der es aber an Witz mangelt; ohne Potiers Hülfe wäre sie vielleicht zwar nicht durchgefallen, aber doch sehr lau aufgenommen worden, wiewohl die Verfasser den Tellerlecker eine Bitte an das Publikum richten lassen, es möge ihn doch nicht ohne Abendessen zu Bette schicken. Das hat nun wohl Potier nicht zu fürchten. Er und Brunet beziehen jährlich ein Gehalt von beynahe 20,000 Fr. für ihre Farcen; Brunet besonders, der ein Theilnehmer an der Direktion des Variétés-Theaters ist. Seine Tochter, die er vor einigen Jahren an einen Beamten verheirathete, bekam eine sehr reiche Aussteuer; die Heirath ist aber unglücklich gewesen, denn der Eidam hat sich erschossen. Le Baiser au porteur ist ein niedliches Vaudevillestück am Gymnase dramatique, woran Scribe seinen Witz angebracht hat; dagegen ist der Leicester der Vorstadt eine schlüpferige Farce, die sich besser für's Variétés-Theater schickte, das überhaupt im Rufe steht, daß es an Zartsinn keinen Ueberfluß habe, daher es auch häufig von einer Klasse von Frauen besucht wird, in deren Betragen das Zartgefühl keine große Rolle spielt. Gefälliger als der Vorstädter-Leicester ist das Dachstübchen des Künstlers, das ebenfalls am Gymnase dramatique gegeben wird, und ungeachtet der Unwahrscheinlichkeiten, die darin aufgehäuft sind, doch Beyfall erhalten hat. Auf den größern Theatern ist Sommer's Kleopatra seit einem Monate die vorzüglichste Neuigkeit gewesen. Kleopatras Geschichte dramatisch darzustellen, ist von mehreren französischen Dichtern versucht worden, aber stets ohne Erfolg. Marmontel gesteht selbst in der Vorrede seines Trauerspiels, daß er sein Stück habe zurücknehmen müssen. Dennoch hat sich Soumet nicht abschrecken lassen, und auch eine Kleopatra geschrieben; er soll dieses Stück vor seinen andern Trauerspielen in seiner Jugend gedichtet haben; in diesem Alter kennt ein Dichter keine Hindernisse, und faßt muthig seinen Gegenstand auf. Als es jedoch neulich zur Aufführung kommen sollte, ward ihm bange, und da er Hoffnung hat, in die académie française aufgenommen zu werden, so mochte er denken, ein ausgepfiffenes Stück würde eine sonderbare Empfehlung für einen neuen Akademiker seyn. Er wollte daher sein Manuscript zurückziehen; allein der Odeon-Direktor Bernard hatte bereits Alles zur ersten Vorstellung eingerichtet; neue Dekorationen waren angeschafft und die Rollen einstudirt worden, das Stück mußte gespielt werden. Mlle. Georges als Kleopatra war vortrefflich; es läßt sich keine schönere, imposantere Königin Egyptens denken: die ersten Aufzüge gingen auf's beste durch. Allein gegen das Ende muß Kleopatra doch, der Geschichte gemäß, ihren Wankelmuth, ihre Verrätherey, ihr Gemisch von Feigheit und Verzweiflung blosstellen; über diese gehässigen Eigenschaften hatte der Dichter nicht Meister werden können. Das Publikum murrte, bald ließ sich das in den Pariser Theatern so furchtbare Pfeifen hören; unvorsichtige Freunde des Dichters wollten dasselbe mit ihrem Beyfallklatschen ersticken; allein das grelle Pfeifen erscholl noch lauter; andrerseits wurde das Klatschen auch lebhafter; zulezt wurden Pfeifer und Klatscher im Parterre handgemein, wie es manchmal im Pariser Parterre der Fall ist, und man prügelte sich einander weidlich. Endlich wurden einige Pfeifer aus dem Saale geschafft, nach dem saubern Grundsatze mancher Machthaber, daß jeder Opponent ein Ruhestörer ist, und daß es kürzer ist, die Leute fortzuschaffen als die Dinge besser zu machen; sind die Opponenten fort oder zum Schweigen gebracht, so ist man wenigstens sicher, von seinen Anhängern ungestört beklatscht werden zu können; so gehts im Odeon, eben so auf der großen Weltbühne; Staatsmänner fürchten die Pfeifchen nicht minder als Dichter. Mit Hülfe der Gensd'armen also gelangte Kleopatra zu ihrem heillosen Ende. Der Verfasser hat seitdem die Theaterkritiken in den Zeitungen benuzt, um sein Stück zu verbessern, und es wird nun ohne Widerstand gegeben; die Aufnahme in die académie française wird dieses Stück gewiß nicht hindern; denn obschon man, um in die académie zu gelangen, keine Gensd'armen brauchen kann, wie im Theater, so hat ein königlicher Bibliothekar, der zudem ein guter Dichter, und, was in jezigen Umständen viel Gewicht hat, ein Dichter nach dem Sinne der Ultras ist, doch Ansehen genug, um ohne Anschein von Zwang Eingang zu verschaffen, zumal wenn die Ultraparthey in der Akademie dadurch Casimir de la Vigne verhindert, hineinzukommen; die Parthey frägt nicht, wer der beste Dichter, sondern wer von beyden am besten gesinnt ist, d. h. obskurantisch denkt, oder servil handelt.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nro. 68.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 204.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Mittwoch, 25. August 1824.

Auch Landleben und Flur-Anbau ergötzen die Seele,
Ihrem Geschäft entweicht jegliche Sorge so schnell.

Gerning.

Bruchstücke aus Basil Hall's Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Den 21. Januar. Die Bewohner von Chili lieben sehr, Pikniks zu veranstalten, um auf dem Lande, an irgend einem zu einer solchen Ausflucht passenden Orte, zu Mittag zu essen, und heute stieß ich auf einige Freunde, die, in einer solchen Unternehmung begriffen, alle in einer Careta oder bedecktem Wagen gedrängt zusammen saßen, und auf dem Wege nach den Bergen waren. Da sie eines Cavallero mehr bedurften, so nahm ich mit Vergnügen ihre Einladung, mich zu ihnen zu gesellen, an. Wir erreichten wohlbehalten den bestimmten Ort, obgleich tüchtig durchgeschüttelt und fast taub von dem Knarren der Räder, welche, gleich denen in Spanien, absichtlich ungeschmiert bleiben: man sagt, es geschehe, um durch diese plumpe Erfindung die Kontrebande zu verhindern, da kein Karren oder Wagen sich auf eine halbe Meile weit einem Mauth-Beamten nähern kann, ohne seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Wir fanden uns in der kühlen Verandah, einer nett gebauten Hütte, und der Seewind, welcher herüberwehte, war köstlich erfrischend nach unserer staubigen Fahrt in der Careta. Der Platz, wo wir auf der Seite des Berges saßen, beherrschte eine volle Aussicht über die Bay und die Flotte sowol, als über die lange Reihe von Häusern, welche das Ufer einfassen; und da die Hütte von Fruchtbäumen, als Feigen, Apfel, Pfirsich und Orangen, umgeben und von hohen Tamarinden beschattet war, so schien uns der Name, den man dem Thale bey seiner Entdeckung gegeben, nicht mehr unpassend, und er ward noch in der Folge gerechtfertigt, als wir in den Hügeln herumkletterten, und unverkennbare Spuren eines alten Waldes entdeckten. Wir beschäftigten unsere Phantasie, indem wir vorwärts in die Zeit blickten, wo Industrie und Wohlhabenheit diese unkultivierten Scenen in ihrer ganzen vorigen Schönheit herstellen würden.

Unser Piknik war sehr verschieden von den Mahlzeiten, welchen ich in andern Ländern unter diesem Namen beygewohnt, denn hier genossen wir wenigstens ein Dutzend zubereiteter Schüsseln mit allen Förmlichkeiten eines Mittagessens, dem jedoch die gewöhnliche Sieste nicht folgte, welches eine sehr merkwürdige Unterlassung war. Die fröhlich-gelaunte Gesellschaft entschied, daß wir, anstatt zu schlafen, in einen ungefähr eine Meile weit entfernten Blumengarten gehen sollten; der Vorschlag ward einstimmig angenommen, wir gingen hin, und kehrten, nachdem wir in den kühlen Spaziergängen eine Stunde auf- und niedergewandelt, nach der Stadt, mit Feld- und Gartenrosen beladen, zurück.

Den 28. März verließ ich Sanjago in Begleitung eines englischen Residenten und eines jungen Offiziers von meinem Schiffe, um einen Besuch bey einem chilischen Landeigenthümer zu machen, der ungefähr achtzehn Stunden weit im Innern wohnte. Der Tag war ziemlich weit vorgerückt, ehe wir abreiseten, und wir sezten unsern Weg mit raschen Schritten über die große Ebene von Sanjago

fort; dieß ist anscheinend eine völlige Fläche, doch als wir nach der Stadt zurückblickten, entdeckten wir, daß wir bedeutend gestiegen, und jezt mehrere Hundert Fuß über die höchsten Kirchen erhaben waren, allein der Abhang war so allmählig, daß wir ihn nicht bemerkt hatten.

In einer Gegend, deren Character gänzlich neu ist, sind wir immer zum Irrthum in den Ideen geneigt, welche wir uns von den uns umgebenden Scenen bilden. Besonders ist dieß der Fall in den Anden; denn hier ist der Maßstab für Alles so groß, daß unsere frühern Begriffe nicht im Stande sind, die Gegenstände um uns her zu ergreifen, und wir fallen in Rücksicht auf die Höhen und Entfernungen fast unvermeidlich in Irrthümer, welche die Erfahrung allein berichtigen kann. Man bemerkt nicht sogleich die Täuschung, und das Interesse einer unter solchen Umständen gemachten Reise wird sehr durch die zunehmende Ueberzeugung gehoben, daß unsere Sinne der Aufgabe nicht gewachsen sind, das, was vor uns liegt, zu schätzen — kurz, die Phantasie wird bey diesen Gelegenheiten oft von der Wirklichkeit überholt.

Eine von starken Stricken gemachte Brücke führt über den Maypo, nahe bey dem Schlachtfelde, wo San Martin den 5. April den berühmten Sieg davon trug.

Diese Brücke ist merkwürdig wegen ihrer Einfachheit und ihrer großen Aehnlichkeit mit den Kettenbrücken, welche neulich in England eingeführt worden sind; sie beruht ganz auf denselben Grundsätzen, wie diese. Die Brücke ist schmal, und besteht aus quer über straffe Stricke gelegten Brettern. Sechs andere starke Stricke, drey auf jeder Seite der Brücke, sind einer über den andern in einer leichten Curve von einem Ufer des Stromes zum andern gezogen, und an diese ist die Brücke durch andere kurze, senkrecht aufsteigende Stricke befestigt, und wird auf diese Weise von ihnen getragen. Diese kurzen senkrechten Stricke sind so vertheilt, daß das Gewicht überall gleich fällt. Die starken Stricke, welche die Brücke tragen, sind an der einen Seite an dem vorspringenden Felsen dreißig Fuß hoch über dem Strom aufgehangen, und da das entgegengesezte Ufer niedriger ist, so ward die daraus folgende Neigung der Brücke einigermaßen ausgeglichen, indem man einen starken Brückenpfeiler errichtete, über welchen die Stricke gezogen, und hernach an Bäumen und in das Ufer geschlagenen Pfosten befestigt wurden. Die Spannung von dem Pfeiler auf der einen Seite zu dem gegenüberliegenden Felsen ist 123 Fuß. Da die Materialien sehr elastisch sind, so wird die Brücke beständig auf- und niedergewiegt, und die Schwingung von einer Seite zur andern ist so beunruhigend, daß wir auf den Rath des Führers abstiegen, und unsere Pferde, eins nach dem andern, vor uns hertreiben, dessen ungeachtet schienen weder Mann noch Roß sich während des Ueberganges sehr wohl zu Muthe zu fühlen.

(Der Beschluß folgt.)

Leben in Baden, im fünfzehnten Jahrhundert (1416).

(Beschluß.)

„Die Frauen haben im Bade den Brauch, den Männern, die von der Gallerie sie beschauen, aus Scherz ein Geschenk abzufordern. Diese werfen dann eine kleine Münze den Schönen, welche dieselben theils mit den Händen, theils mit ausgebreiteten Lacken auffangen, indem eine die andere wegdrängt; ein Spiel, wobey manches Verborgene manchmal an den Tag kommt. Auch bunte Blumenkränze wirft man ihnen hinab, womit sie sich während des Badens den Scheitel schmücken. Ich selbst habe des Tages zweymal gebadet, angezogen vom überreichen Feste des Beschauens und Scherzens. Die übrige Zeit brachte ich mit Besuchen anderer Bäder hin, oft kleine Münzen hinabwerfend, oft Kränze, nach der andern Sitte. Denn da war keine Zeit, weder zum Lesen, noch Denken, mitten zwischen Flöten und Lauten und rauschenden Gesängen, da, wo schon der leise Wille, weise zu seyn, die größte Thorheit wäre, zumal für Jemand, wie ich, der, nicht aus Jasons Drachenzähnen entsprossen, noch selbst-quälenden Sinnes, nichts Menschliches sich fremd erachtet. Nichts fehlte zur Summe der Freuden, als der Verkehr der Rede, vor Allem das Vorzüglichste! Es blieb mir also nur die Augenweide, und den Spielen nachzuziehen und hin- und herzubegleiten. Auch konnte man lustwandeln, und zwar mit solcher Ungebundenheit, daß nichts eine Grenze sezte. Außer diesen Annehmlichkeiten gab es da noch eine andere nicht geringe. Es befindet sich nämlich jenseits der Bade-Villa, längs dem Strome, eine sehr große Wiese, mit Bäumen besezt. Da kommt, nach dem Abendimbiß, Alles zusammen. Verschiedene Spiele werden gespielt, Einige tanzen, Andere singen, die Meisten schlagen den Ball. Doch lezteres nicht auf unsere Weise, sondern es werfen Männer und Frauen je demjenigen, welchen sie vorziehen, den mit Glöckchen versehenen Ball zu. Jeder stürzt darauf los, ihn zu fangen, und wer ihn erhascht, dünkt sich etwas damit, und schlendert ihn wieder der ihm angenehmsten Person zu, indem er, unter den vielen, welche die Hände darnach ausstrecken, bald dem bald jenem ihn zuzuwerfen Miene macht. Zu lange wäre es, noch alle übrigen Unterhaltungen aufzuzählen. Doch diese behielt ich im Gedächtniß, um dir begreiflich zu machen, bis zu welchem Grade hier eine Schule Epikurs bestehe. Mich dünkt, dieß war der Ort, wo die ersten Menschen der Schöpfung wohnten, der Ort, den die Hebräer „Gamedon" genannt, das heißt, Ort der Wonne. Denn wenn Lebensgenuß das Leben beseligen kann, so sehe ich nicht, was diesem Ort zur vollkommenen und durchaus vollen Lebenswonne gebräche.

„Fragst du nach der Quellen Heilkraft, so antworte ich dir: sie ist höchst mannichfach, sie ist wunderbar, ja fast göttlich.

„Kein Bad der Welt ist der Fruchtbarkeit förderner, wenn es recht gebraucht wird. Doch das Nennenswerthe ist nächstdem, daß die unzählbare Schaar der Edeln und des Volks, die wohl zweymalhunderttausend Schritte weit herkommen, (etwa einige fünfzig Stunden), nicht um ihrer Gesundheit, sondern um des Vergnügens willen da ist. Alle Liebende, Alle auf Freyers Füßen, Alle, denen Leben Genießen heißt, strömen hier zusammen, der begehrten Dinge froh zu werden. Viele heucheln körperliche Uebel, die doch am Gemüthe siechen. So siehst du da unzählige stattliche Frauen ohne Mann, ohne Verwandten, mit zwey Dienstmädchen und einem Bedienten, oder irgend einer alten Base, die leichter zu hintergehen, als zu füttern ist. Jede aber kommt, so hoch sie es auftreiben kann, mit Kleidern, Gold und Silber und Geschmeide geschmückt, als käme sie nicht in ein Bad, sondern zu glänzenden Brautfesten. Ja es kommen dahin auch die christlichen Vestalen, oder Florens Priesterinnen zu nennen, (die Sacra floralia der Römer waren eben keine Pflanzschule der Vestalen), und Aebte, Domherren, Mönche, Priester, leben in größerer Ungebundenheit als alle Uebrigen, baden mit den Frauen, schmücken ihr Haupt mit Kränzen, der Kirchenzucht ein Valet singend. Alle Welt hat nur einen und denselben Sinn und Gedanken: der Traurigkeit zu entfliehen, Frohsinn zu gewinnen, an nichts zu denken, als lustig zu leben und der Freude zu genießen. Nicht von Theilung der Güter der Erde handelt es sich, sondern von der Genußgemeinschaft dessen, was getheilt ist. Es ist dabey fürwahr wunderbar, daß in einer solchen berauschten Menschenschaar von Tausenden so verschiedener Sitte kein Zwist entsteht, kein Auflauf, kein Zerwürfniß, weder Murren noch Verwünschung. Es sehen die Männer ihre Frauen von andern, selbst ganz fremden, geliebkost und mit ihnen allein seyn: das ficht sie nicht an, das wundert sie nicht, und sie meinen, Alles geschehe in gutem, freundlichen Sinne. So ist denn das Wort Eifersucht da unbekannt, und der Name eines Eifersüchtigen, den beynahe alle Männer verdienen, findet hier nicht statt. Sie kennen diese Krankheit nicht, und haben kein Wort dafür (?), begreiflich, da die Sache nicht vorhanden ist. Denn noch fand sich keiner unter ihnen, den Eifersucht geplagt hätte.“ (Que les gens d'esprit sont bêtes! Wie kann Poggi so ins Zeug plaudern?)

„O über die, unsern so ungleichen, Sitten! Wir deuten Alles zum Schlimmsten; wir ergötzen uns an Verleumdung und Klatschereey. Kaum entsteht ein noch so leichter Wahn, und gleich sind wir bereit, für ein Verbrechen Zeugniß zu geben. Oft beneide ich dieser Menschen Ruhe, und verwünsche unsere Verkehrtheit, die wir immer jagen, immer begehren, Himmel, Erde und Meer umkehren, Schätze aufzuspüren, mit keinem Erwerbe zufrieden, von keinem Gewinn gesättigt, ewig aus Furcht vor kommenden Nöthen schon gegenwärtig in steter Angst und Noth, ohne Unterlaß elend, aus Sorge elend zu werden, stets nur diese Gier nach Reichthum, und doch weder Leib noch Seele pflegend. Diese Menschen dagegen leben ihre Tage, mit Wenigem begnügt, jeden Tag ein Fest. Fern davon, künftige Reichthümer zu begehren, genießen sie dessen, was sie besitzen, ohne Harm ob der Zukunft, und kommt ein Mißgeschick, sie tragen es gefaßt. So bereichert sie der einzige Kernspruch: „Froh gelebt nur ist gelebt!“

„Doch genug davon; denn es ist mein Vorsatz eben nicht, jene zu loben und uns zu tadeln. Dieser Brief, so will ich, soll ganz der Freude angehören, und ganz der Lust, die ich in diesen Bädern genoß. Du aber, wenn gleich abwesend, nimm dir dein Theil daraus, und lebe wohl!“ —

Kein Leser wird, wie wir hoffen, diesem Badgemälde des fünfzehnten Jahrhunderts Frische und Leben absprechen, indem es, im Momente der Anschauung selbst entworfen, zugleich das Gepräge der Wahrheit und den Reiz der Kontraste bietet, wie sie dem hochgebildeten Fremdling auf deutscher Erde erschienen sind.

. F ch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Solothurn. Juli.

Ein gründlicher und scharfsinniger Naturforscher, dabey Vorsteher der hiesigen Waisenanstalt, Hr. Fr. Jos. Hugi, hat durch eifrige und verdienstliche Bemühungen seit anderthalb Jahren eine naturhistorische Kantonal-Gesellschaft in Solothurn zu Stande gebracht, deren planmäßige Arbeiten schöne Hoffnungen wecken. Ueber ihre bisherigen Leistungen hat der Stifter und Vorstand des Vereins bey dessen neuerlicher erster öffentlichen Jahresfeyer Rechenschaft abgelegt, indem er zugleich eine Reihe von Aufgaben entwickelte, für deren Lösung die Kräfte der Mitglieder in Anspruch genommen sind. Was in Hinsicht auf geologische Forschungen in dem dafür klassischen Juragebirge der Vortrag des Hrn. Hugi enthält, wird auch auswärts Theilnahme finden. „Länger nicht, hoffe ich (so drückt er sich aus), soll uns Solothurner der Vorwurf treffen, nicht nach unsern schwachen Kräften und Verhältnissen in unserm Jura das Unsrige gethan zu haben. Vor Allem interessant und wichtig, däucht mir, wäre auch hier die Sammlung und Berichtigung mancher geschichtlichen Angaben. Wir lesen zum Beyspiel, daß im Jahr 1356 mit Basel unsere Frohburg, Bechburg, Sternberg, Gilgenberg, Dornach und überhaupt mehr denn sechzig Burgen in unserm Jura durch Erdbeben fielen. Das Erdbeben, welches im Mitteljura mehrere Monate, und nach Einigen ein ganzes Jahr dauerte, scheint nur am 18ten Oktober sich über die vordern, höchsten Firsten des Jura ausgedehnt zu haben, und zwar nur in sehr gemäßigten Erschütterungen. Merkwürdig jedoch ist, daß in unserm östlichen Jura, gegen das Aargau hin, auch die Schlösser am südlichen Abhange des Jura oder der vordern höch-

sten Ketten fielen, da westlich von Solothurn und allenthalben, wo das ältere Gebilde des Jura in seiner wilden ungeschichteten Form auftritt und gegen Westen sich unter die körnige von den Alpen im Zuge gegen Osten sich entfernende Mittelperiode hin verliert, fast nichts zerstört wurde. Als im Thale Brevine, dem heutigen Neuenburgischen, mächtige Wälder versanken, und in der Mittellinie der Thäler, welche nicht nach der bogenförmigen Linie des Jura, sondern wie das ältere Kalkgebäude mehr von Ost nach West laufen, verschiedenen Nachrichten zufolge, Berge einstürzten, schickte die unbeschädigte Neuenburg ihre Mannschaft nach Basel, den Ort vom Schutte reinigen zu helfen. So blieb auch Solothurn unbeschädigt, und so viel bekannt, auch Strasberg westlich von Solothurn auf einem Felsen der ältern Bildung des Jura, dahingegen östlich die nahe Bechburg, ebenfalls am südlichen Abhange, aber in der körnigen Mittelbildung des Jura, welche immer mehr oder weniger gewölbartiger Schichtung sich naht, gänzlich zerfiel. Sollten nicht vielleicht Thatsachen entweder aufgezeichnet oder als Ruinen und Felsenstürze in der Natur vorhanden seyn, welche die Ausdehnung, Richtung und Grenzen dieses Erdbebens offenbarten, was für unsre Geognosie und vorzüglich zur Kenntniß unsers Jura von Wichtigkeit seyn müßte? Im Nunniger-Thal finde ich Felsenstürze und Abreißungen, die ihrer Natur nach, und auch den Volkssagen gemäß, höchst wahrscheinlich aus dieser Periode stammen müssen, und welche für den Gebirgsforscher von Wichtigkeit sind. Was liefert die Geschichte der verschiedenen Gegenden und Länder über diese Erschütterung? Was haben wir in der Ausdehnung des Jura für Beobachtungen an Einstürzen, Ruinen und Volkssagen, die sich auf jenen Zeitpunkt beziehen? Aber auch aus andern Perioden wäre die Berichtigung mancher Naturbegebenheit zu versuchen. Wir finden z. B. verschiedene Erdfälle und Felsenstürze, die zur Kenntniß der Bildung des Jura und vorzüglich zu derjenigen der organischen Ueberreste, die dieses Gebirg enthält, und also zur Geschichte der vormenschlichen Urzeit wichtig sind. Dahin gehört jener an der Balm, am Paßwang und am Karlsberge, welcher uns nun die ungeheure Vegetation der antidiluvianischen Wunderwelt zur Schau legt, und jeden Forscher mächtig ergreift, wenn er hier die Geschichte einer frühern Schöpfung zu ergründen versucht. Auffallend ist auch jene außerordentliche Menge von Sagen und alten oder neuen Thatsachen über alchimistisches Laboriren und Goldgraben, wobey nächst Schwefelkies und Glimmer, deren eitler Glanz die Begierde reizte, manches für die Naturgeschichte des Jura nicht Unwichtige zu Tage gefördert wurde. Wer zählt uns die Schatzgräbereyen und neuen und alten Goldlöcher eines Bezirkes auf, mit Entwicklung der Ursachen, welche zu diesen traurigen Verirrungen meist Anlaß gaben, die Unternehmer mit Leib und Seele für diese Thorheit begeisterten, aber meist auch ihren ökonomischen Ruin bewirkten? Wichtiger als diese geschichtlichen Notizen möchten Berichte über viele ehmalige Versumpfungen und Entsumpfungen in größern Bezirken und Thälern, wie an einzelnen Stellen und Gütern, seyn. Ueberhaupt wird die Geschichte der Kultur, der immer weiter schreitenden Anbauung und Ausbreitung der Menschen in wildere Bezirke und größere Höhen, über Ausreutung von Wäldern, Austrocknung nasser Gegenden, Urbarmachung des Bodens und Bezwingung des Klima, dem Beobachter manche Sagen und sichtbare Momente liefern, welche für uns und unsre gegenwärtige Kultur nicht ohne Interesse und Wichtigkeit seyn können, und zur Entstehungsgeschichte unserer Weiler, Dörfer u. s. w. manche schöne Beyträge liefern würden. Am meisten, und hoffentlich nicht ganz Unbedeutendes, werden wir mittelst des eingeleiteten meteorologischen Beobachtungssystems durch unsern ganzen Kanton zu leisten im Stande seyn. An sechszehn der wichtigsten Punkte in unsern Thälern und Gebirgshöhen haben wir nun bleibende Beobachtungsstudien, welche mit vortrefflichen und übereinstimmenden Instrumenten von wissenschaftlichen Gliedern des Vereins besorgt werden. Wir dürfen es überhaupt uns zum Ruhme rechnen, in so kleiner Ausdehnung so viele gebildete Männer zu besitzen, welche Thätigkeit, Freude und Sinn für Natur und Wissenschaft, wie für Kultur und alles Gute, besitzen. Es sind bereits auch Schritte gethan, um unsere zusammenhängenden Beobachtungen in Zukunft mit jenen anderer Gegenden in Verbindung zu setzen."

Unter den weitern Vorlesungen dieser Jahressitzung zeichneten sich diejenige des Hrn. **Hugi** über das System der Petrefacten des Juragebirgs aus. Sie enthält die Ergebnisse vieljähriger Forschungen, durch die er sich um die Erweiterung und wissenschaftliche Begründung der Petrefactenkunde des Jura wesentliches Verdienst erworben hat. Hr. Hugi versucht es, die Bildung der Erde und die Entwicklung ihrer Elemente in vier Perioden aufzuzählen, die er Nacht-, Morgen-, Mittag- und Abendperiode nennt. Er gibt die Gebirgsformationen dieser vier Bildungsepochen an, vergleicht mit diesem Bildungsgange die Bildung des thierischen Lebens und die allmählige Entwicklung des Athems-, Kreislaufs-, Ernährungs- und Nerven-Organs aus dem Gemein-Organ der ersten Thierstufen. Er stellt die Stufen der Thierentwicklung mit den Entwicklungsmomenten des Flüssigen, der Atmosphäre, des dadurch erst bedingten Lichtes, als des Dynamischen, und des Festen zusammen. Er zeigt, daß, je thätiger in bedeutenden Massen die Felsbildung vor sich geschritten, desto mehr das Thierische verschwunden und umgekehrt. In die Pausen zweyer auf einander folgender Bildungsepochen, als Wiederholung ähnlicher Schichten, reihen sich die häufigsten Reste der alten Schöpfung, jedoch nur in den körnigen Mittelgebilden. Darauf entwickelt er das Vorkommen der Petrefacten und die Ansichten über den Jura näher, und stellt endlich, nach angeführten Entwicklungs-Epochen der Grundorgane, die Petrefacten des Jura in zweyundsechszig Familien auf, von denen er die Exemplare vorweist. Unter den sogenannten Wirbelthieren zeichnen sich in seiner Sammlung aus: ganze Kiefer von Raja aquila und mehreren andern Rochen, dann mehrere Sparus und Anarrhichas, viele Arten Hayfische, einige Arten Krokodile, Ichthyosauros, Protosauros, und nach dem Befinden des Staatsraths Cuvier, welchem Hr. Hugi den Abguß eines Wirbels sandte, Megalosauros von ungeheurer Größe. Bisher hatte man von diesen leztern nur in England, und Cuvier bey Honfleur einige Spuren gefunden. Dann sind für den Jura wichtig, viele Schildkröten, einiges aus der Familie der Wale, Paläotherien, Anaploterien, Reste von Elephanten und viele noch Unbestimmte, auch einige bisher Unbekannte. — In etwa zwanzig vordern Brustschildstücken juraischer versteinerter Schildkröten wies Hr. Hugi eben so viele Arten nach, und noch mehrere ergaben sich aus anderen Theilen, wie aus den Wirbelstücken der Oberschaale, wovon einige fast unter einem rechten Winkel auf dem Rücken scharfkantig zusammenlaufen. Einige Arten scheinen eine Länge von drey bis fünf Fuß und nur eine Breite von anderthalb Fuß besessen zu haben. Unter diesen vielen Arten befinden sich Testudo, Emiden, Chelidren und in einigen Schichten Spuren von Chelonien, was eben nicht sonderbarer erscheint, als daß in den gleichen Lagern Hayfische, Strombiten, Seeigel, und in einer Schicht höher oder tiefer Krokodile und Paläoterien sich vorfinden. — Wie eine Flora vom Jura auf eine befriedigende Weise, nach den Forderungen des Standes der Wissenschaft und in Fortsetzung der Vorarbeiten, welche Wahlenberg dazu geliefert hat, möge zu Stande gebracht werden, hat Hr. **Roth** trefflich entwickelt, und die Zusammenwirkung der im Kanton zerstreuten Glieder dafür in Anspruch genommen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. August 1824.

— — — Retter und Wächter seyn
Der Menschenseelen: lebend und sterbend sich
Der Wahrheit weihen — macht unsterblich;
Denn sie ersteht, die begrabne Wahrheit!

Herder.

Telemachos.

Erzählung.

Schon hatte weit des Heidenthumes Gau'n
Des Christenthumes milder Strahl erleuchtet,
Und Sitten hier gesänftiget, dort Herzen.
Aus der gestürzten Götzen Tempeln scholl
Die friedlich-reine, himmlisch milde Lehre.
Nur Eine Sitte, die nicht Hellas kannte,
Der Menschheit Land; nur, von der Wölfin du
Gesäugte Roma, liebend früh geübt,
Die Sitte, daß gedungne Fechterpaare
Im Circus sich für rohe Pöbellust
Gleich Thieren auf der blut'gen Arena
Bekämpften, sich zerfleischten, niederwürgten,
Was Bischöf' auch und Priester widerstanden,
(So wirkt ein alt vererbtes Uebel fort,
Das Zeit genährt und schnöde Sinnengier),
Die Barbarsitte konnt' im Christenvolk
Der reinen Christuslehre lang nicht weichen,
Des Volkes Ungestüm an jedem Feste,
Bey jeder Feyer eines Heldensiegs
Verlangt' es sich die thierisch-wilde Freude,
Und Klugheit schien zu rathen seinen Herrschern
Solch ein Gelüst nachsichtig zu verzeihn.
Da als ein Fest des Circus Schranken wieder
Geöffnet, und die dicht gedrängte Menge
Dem Schauspiel staunt' — aus seiner Wüste riß
Ein Mönch, der es vernommen, schnell sich fort.
Im härenen Gewand, mit starrem Bart,
Den hänfnen Strick ums schmutzige Gewand,
Und einen Knotenstab in derber Faust,
Trat er in die Versammlung, selbst ein Schauspiel
Den zu des Schauspiels Lust Versammelten.
Bald von den Stufen des umkreisenden Amphitheaters
Rasch stürzt' er nieder in der Mitte Kreis,
Die Kämpfenden in ihrem Kampf zu hemmen.
„Im Namen dessen, den ihr mit dem Munde
Bekennet, dem ferne doch ist eure Sitt'
Und That — im hochgefey'rten Namen Christus,
Des Herrn, der sühnend durch sein heilig Blut
Den Freyen hat erkaufet, wie den Knecht,
Und einberufen in sein Friedensreich,
Gebiet' ich euch: „Werft nieder eure Kolben,
Und tretet, reinigend euch durch Gebet,
Des Streites quitt, in Eintracht aus einander!
— Und du, rief er, gewendet zu dem Volk;
Und du, verblendet Volk! ist das die Frucht
Des Bades der Erneuung? — Menschenblut,
Zum Opfer deiner schnöden Raserey,
— Ein Opfer, deß die Hölle sich mag freun,
Und jubeln drob in ihren tiefsten Tiefen! —
Vergießen sehen kannst du's ohne Scheu?
Scheusale seyd ihr, dumpf-verworrene,
Vom Geiste nicht, vom Trieb beherrschte Thiere,
Nicht Menschen, nicht, was euer Name sagt,
Das Leben doch schnöd widerlegt, nicht Christen!“ —
Da hielt sich nicht der rohe Pöbel länger.
Entrüstet über die gestörte Lust,
Und zornentglüht ob solches Ernstes Worte,
Drängt' er sich an, ein wildverworrner Knäul,
Und eine Saat von Steinen regnete,
Und Knüttel fielen auf des Mönches Rücken,
Und unter ihren Streichen sank er nieder,
Ein Märtyrer, auf blut'gem Boden blutend,
Für reine Sache. Den gelösten Geist,
Ihn trugen Engel in des Himmels Schoos.
Honorius der Kaiser doch, als er
Vernahm, was sich begeben, plötzlich sich
Ermannend, wirft er jede Scheu hinweg.

Und Tags darauf verkündet ein Gesetz
Durch's ganze Reich: auf ewig seyen alle
Kampfbahnen nun geschlossen. — Ohne Murren
Gehorcht das Volk: So wirkte noch im Tod
Telemachos, und sein vergossen Blut
Wird für die Zukunft milderer Sitte Same.

Conz.

Bruchstücke aus Basil Hall's Tagebuche.

(Beschluß.)

Lima, den 28. Juni. Ich hatte heute eine Zusammenkunft mit General San Martin an Bord eines kleinen Schooners, eine seiner Yachten ankerte auf der Rhede von Callao, um bequemer die Mittheilungen von den Abgeordneten von Lima zu erhalten, welche während des Waffenstillstandes ihre Sitzungen an Bord eines hier liegenden Schiffes hielten.

Auf den ersten Blick war wenig in seinem Aeußern, was die Aufmerksamkeit auf sich zog; allein wenn er aufstand und zu sprechen anfing, war seine Ueberlegenheit augenscheinlich. Er empfing uns sehr einfach auf dem Verdeck seines Schiffes, in einen weiten Ueberrock gekleidet, eine Pelzmütze auf dem Kopfe und an einem Tische sitzend, der aus einigen losen, über leere Fässer gelegten, Brettern bestand. Er ist ein großer, gerader, wohlgebauter, schöner Mann, mit einer Adlernase, dickem, schwarzen Haar, und einem ungeheuern, dunkeln, buschigen Backenbarte, der von einem Ohre zum andern unter dem Kinn durchgeht; seine Haut ist tief olivenbraun, und sein großes, hervorragendes und durchdringendes Auge ist kohlschwarz; sein ganzes Ansehen ist höchst kriegerisch. Die vollkommenste seine Lebensart und Einfachheit herrscht in seinen Manieren; er ist sehr herzlich und einnehmend, und die Milde seines Gemüths ist augenscheinlich; ich habe nie Jemand gesehen, dessen Benehmen bezaubernder und unwiderstehlicher wäre. In der Unterredung geht er gleich zu den Hauptpunkten des Gegenstandes über, und verschmäht es, mit den geringern die Zeit zu verlieren; er hört mit Ernst zu, und antwortet mit Deutlichkeit und Freundlichkeit, indem er eine wundervolle Geschicklichkeit in den Schlüssen, und eine höchst glückliche Fruchtbarkeit in den Erläuterungen zeigt, wodurch er seine Zuhörer fühlen läßt, daß er sie in dem Sinne, in welchem sie es wünschten, verstanden habe. Doch war nichts Glänzendes, nichts Witziges in seiner Sprache, und er schien durchaus, und zu allen Zeiten, ernst und tief mit seinem Gegenstande beschäftigt. Zuweilen stieg seine Lebhaftigkeit aufs Höchste, der Blitz seines Auges und die ganze Wendung seiner Ausdrücke wurden dann so energisch, daß er die volle Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf eine Weise ergreift, die ihnen keine Möglichkeit ließ, seinen Schlüssen zu entgehen. Dieß war besonders der Fall, wenn Politik der Gegenstand des Gesprächs war, und ich schätze mich glücklich, ihn oft hierüber gehört zu haben. Doch war seine ruhige Weise nicht weniger bewundernswerth, und zeigte ein Gemüth von ungewöhnlichem Gepräge; er konnte sogar scherzhaft und vertraut seyn, wenn dieß der Ton des Augenblicks war, und welche Wirkung auch der dauernde Besitz einer großen, politischen Macht auf sein Gemüth gehabt haben möge, so fühle ich mich überzeugt, daß seine natürlichen Anlagen wohlwollend und milde sind.

Während des ersten Besuchs, den ich bey San Martin machte, kamen mehrere Personen von Lima, um über den Zustand der Dinge mit ihm zu reden; bey dieser Gelegenheit sprach er seine Ansichten und Gesinnungen deutlich aus, und ich sah nichts in seinem folgenden Betragen, welches einen Zweifel auf die Aufrichtigkeit von dem, was er sagte, hätte werfen können. „Der Streit in Peru, sagte er, ist nicht von gewöhnlicher Art, nicht ein für Eroberungen oder für den Ruhm, sondern für Meinungen geführter Krieg; es ist ein Krieg neuer und liberaler Grundsätze gegen Vorurtheil, Aberglauben und Tyranney. — Man fragt, fuhr er fort, warum ich nicht sogleich auf Lima vorrücke? Dieß könnte und würde ich augenblicklich thun, wenn es zu meinen Absichten paßte; allein dieß ist nicht der Fall. Ich bedarf keinen Kriegsruhm; ich habe nicht den Ehrgeiz, der Eroberer von Peru zu seyn; ich will nichts, als das Land von Unterdrückung befreyen. Was könnte Lima mir nützen, wenn die politischen Gesinnungen der Bewohner mir zuwider wären? Was würde die Sache der Unabhängigkeit dadurch gewonnen haben, wenn ich Lima, oder selbst das ganze Land, in militärischem Besitz hätte? Ganz verschieden hiervon sind meine Absichten. Ich wünsche, daß alle Menschen mit mir gleich denken, und verlange keinen Schritt über den allmähligen Gang der öffentlichen Meinung hinaus zu thun; jetzt, da die Hauptstadt reif ist, ihre Gesinnungen zu erklären, werde ich ihr Gelegenheit geben, es mit Sicherheit zu thun. Es war in der gewissen Erwartung dieses Augenblicks, daß ich es bis jetzt aufschob, vorwärts zu rücken; und die, welche die volle Ausbreitung der Mittel kennen, die in Anwendung gebracht worden sind, haben eine genügende Erklärung aller Verzögerungen, welche stattgefunden. Jeder Tag hat mir neue Bundsgenossen in den Herzen der Völker gewonnen. In dem nächstfolgenden Punkte der militärischen Macht haben dieselben Ursachen denselben Erfolg hervorgebracht, die Befreyungsarmee ist an Zahl und Kraft gewachsen, während Mangel und Desertion die der Spanier vermindert haben. Das Land hat jetzt Gefühl für sein eignes Interesse bekommen, und es ist recht, den Bewohnern die Mittel zu verschaffen, das, was sie denken, auszusprechen. Die öffentliche Meinung ist ein neu in dieses Land eingeführtes Instrument, die Spanier,

welche unfähig sind, es zu gebrauchen, haben seine Anwendung verboten, allein sie sollen nun seine Kraft und Wichtigkeit erfahren."

Größe von London.

Man muß die ungeheure Ausdehnung und den jährlichen, man möchte sagen wöchentlichen, Zuwachs, welchen London seit vierzig Jahren erhalten hat, selbst gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen. Die nächsten Dörfer, wie Hakney, Horton, Islington, Pentonville, Somerstown, Kentischtown, Hammersmith u. s. w. sind mehr oder weniger eins mit der Hauptstadt. Das Kirchspiel Mary le bone, sonst ein Dörfchen an der Landstraße nach Oxford, bildet jezt allein eine große Stadt, und enthält über 70,000 Einwohner. St. Pankratius, dessen alte Kirche im Felde hinlänglich die ehemalige Unbedeutenheit der Gemeinde beweist, hat über 15,000 Einwohner. Aber immer nehmen dieselben noch zu. Camdentown ist bereits mit London verbunden, und es bedarf nur noch einiger Häuser, um Kentischtown und Highgate damit zu verbinden, und so eine fünf englische Meilen lange Straße zu bilden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 7. August.

Am 4ten dieses ist hier das Königsstädtische Theater eröffnet worden. Zahlreich, glänzend und auserwählt war die Versammlung, reg' und lebendig der Antheil, den die Umgebung wie die Darstellung erregte, der Beyfall ununterbrochen und bis zum Schluß anwachsend. Möge man sagen, daß dieser vollkommen glückliche Erfolg über Aller Erwartung sey, oder daß die Neuheit für den Augenblick reize und die Gewohnheit auch hier bald ihr avatisches Recht behaupten werde — uns scheint der schlagende Beweis geliefert zu seyn, daß eine Hofbühne, obgleich immer von höchst wohlthätiger Wirkung, dennoch, eben weil sie sich rücksichtsvoll beschränken, weil sie mehr noch als weiblich, weil sie eine Dame seyn muß, nicht im Stande ist, die ganze weite Sphäre der Kunst auszufüllen; und daß man schon längst und allgemein das Bedürfniß eines Volkstheaters gefühlt hat, welches bey minder schwerer und beengender Hofkleidung, bey minder streng-bestimmter Etiquette, sich um so freyer bewegen könne und mit dem Publikum in nähere und heilsame Berührung komme. So wie weder eine Gesellschaft von lauter Männern, noch eine von lauter Frauen die angenehmste ist, so kann sich die dramatische Kunst auch da nur in ihrer ganzen Fülle entfalten, wo ein Hoftheater im Glanze strahlender Schönheit seinen erhabenen und geregelten Gang gemessen vollbringt, während man einer Volksbühne alle Kreuz- und Querzüge und Sprünge einer Licenz gestattet, vor welcher die Grazien nicht fliehen. — Wenn Etwas zu schön seyn könnte, wie würden es von dem Bühnen-Saal dieses Theaters sagen, der mit den vorzüglichsten Auditorien in Deutschland (die Vorzüge der Bühne kennen wir nicht) sich messen darf. Schon beym Eintreten fühlt man sich heiter gestimmt, denn nirgends stört uns hier ein Mißverhältniß, noch Ueberladung, noch überflüssige Ecken und Winkel, die Willkür oder Verlegenheit erzeugt haben. Die oberen Logenreihen treten hinter den unteren zurück, und so ist, bey der Höhe des Saals das Thurmartige vermieden, was bey so manchen, besonders ältern Theatern, eben so störend für das Auge als in akustischer Hinsicht schädlich ist. Die Bogenlinie des Saals wirkt wohlthätig und anmuthig, und ist so vortheilhaft und angemessen berechnet, daß man in der nächsten Loge zur Bühne und auf dem hintern Platz in derselben zwey Drittel des Prosceniums und einen mäßigen Theil der Bühnentiefe übersieht. Eben so hört man, nach allen Nachrichten, die wir eingezogen haben, auf allen Plätzen vortrefflich. Die Verzierungen von weißer Stukaturarbeit mit goldenen Spitzen und goldenen Säulchen auf weißem Grunde ist prachtvoll, aber einfach; und nur die Decke möchte zu viel Aehnlichkeit mit der des neuen Schauspielhauses haben, und vielleicht, obgleich geschmackvoll, zu lastend seyn. Ob es nöthig war, die Pilaster, an denen sich die sogenannten Ballon-Logen befinden, ein wenig (jedoch glücklicherweise nicht so sehr, wie im neuen Schauspielhause) zu inkliniren, wodurch das Theater an stets für alle Gruppirungen vortheilhafter Breite verliert, wissen wie nicht; möglich ist es, daß dieses in akustischer Hinsicht günstig sey, und würden wir uns gern von dem einsichtigen Baumeister darüber belehren lassen. Indessen sind wie der Ueberzeugung, daß Hr. Ottmar, braunschweigischer Baumeister und ein junger Mann von einigen und zwanzig Jahren, durch diesen schönen und in so kurzer Zeit ausgeführten Bau, einen Beweis, nicht seines Talentes, sondern seiner Genialität geliefert hat; um so mehr, als er nicht gereist ist, weder Italien, noch Gothland, noch Aegypten gesehen und nur aus selbsteigener Fülle geschöpft hat. — Nachdem man sich an dem freundlich-schönen Saale erfreut hatte, gab der Musikdirektor, Hr. Henning, das übliche Zeichen. Alles war gespannt und erwartete die Symphonie. Statt derselben hörte man hinter dem Vorhang ein verwirrtes Geräusch, und ohne daß derselbe aufrollte, trat Hr. Schmelka, schwarz gekleidet, hervor, behauptete, daß da hinten noch Alles in Unordnung wäre, daß man ihn hervorgedrängt habe, daß er Hr. Schmelka, und eben erst von Breslau hier angekommen sey. Nach manchem Scherzwort ergriff er endlich die Klingel des Souffleurs; auf dieses mit Willen wie der Willen gegebene Zeichen rollte der Vorhang auf und erschrocken eilten einige Arbeitsleute davon. Ein anderer Schauspieler, ebenfalls im schwarzen Festanzug, trat scheltend auf, den aber Hr. Schmelka herzlich umarmte, indem er ausrief: „Ei mein lieber Nagel!" und auf diese Weise den Regisseur dem Publikum auf eine scherzhafte Art vorstellte, welches mit Lachen und Beyfall aufgenommen wurde. (Mit einem so derben und tapfern Komiker, wie Hr. Schmelka, läßt sich viel wagen; und es ist höchst lobenswürdig, daß diese Bühne gleich mit einem Wagniß begann; um so eher wird der Tag kommen, den die Direktion ja öffentlich als einen segensreichen verkündigt hat, nämlich den, wo sie einen Fastnachtsschwank von Hans Sachs wird darstellen dürfen.) Nach einem etwas breiten Gespräch zwischen diesen beyden Herren, in welchem der Regisseur sich über den Dichter beklagte, der den Prolog nicht eingeliefert hätte, kam dieser (Hr. Angeli) endlich und versicherte, daß er mit Ausarbeitung desselben nicht fertig geworden sey; und als der Regisseur ihn aufmerksam machte, daß dieses Gedicht ja schon seit acht Monden bey ihm bestellt sey, erfolgte eine ausführliche und höchst scherzhafte Antwort, über welche, obgleich sie mit herzlichem Beyfall aufgenommen ward, dennoch die kritischen Kopf-Stimmen im Publikum sehr getheilt sind. Was uns betrifft, so würden wir diese Geißelrede schon deshalb vertheidigen, weil sie mit einer ächten Ironie beginnt; sie persiflirt nämlich die eigene Bühne zuerst, oder vielmehr die etwas riesenhafte Versprechung, die vor einiger Zeit öffentlich, im Namen der Direktion, hinsichtlich des Umfangs ihrer Bestrebungen und ihres Repertoriums gegeben wurde. Wie kann man, beginnt die Rede, wie kann man in acht Monden einen Prolog für eine Bühne anfertigen, die im Sinne hat, Stücke zu geben,

von — und nun kommt eine unzählbare Reihe von Dichtern, die, gerade wie in jener öffentlichen Anzeige, mit Bäuerle und Morelo schließt. Wer sich selbst Preis gibt, hat auch das Recht, sich über Andere lustig zu machen, und es dürfte von Mangel an Kunstsinn zeugen, wenn man den Scherz für Satyre, oder, um uns Berlinisch auszudrücken, das Sichlustigmachen für schlecht-machen, ausmachen, runtermachen, oder für noch ein ärgeres Machen nehmen wollte. Gehört es doch zu dem Wesen einer Volksbühne, daß sie über ihre hoffähige Schwester ein wenig witzle, und wenn nur alle Scherzworte so ächt gewesen wären als jenes: „Eingetretene Hindernisse sollen bey uns nicht eintreten," so würde auch die strengste Kritik nichts gegen eine Ironie einzuwenden haben, die sich selbst auf ächt humoristische Weise vernichtet. Wenn man übrigens milde seyn will, so kann man auch jenes feyerliche Versprechen, nur Werke deutscher Meister darzustellen, für eine scherzhafte Ironie nehmen, da ja an demselben Abend zur Eröffnung der Bühne gleich ein Stück (die Ochsenmenuett) aus dem Französischen auf dem Zettel prangte. Das Publikum aber, voll des freudigen Gefühls, sich in seinem langersehnten Volkstheater zu befinden, nahm das Versprechen für baren Ernst und brach in einen patriotischen Applaus aus. Nach dieser vielfach treffenden und mit rauschendem Beyfall aufgenommenen Rede gestanden endlich Hr. Nagel und Hr. Angeli, daß alles Vorhergehende nur ein Scherz gewesen sey, um Hrn. Schmelka zu mystifiziren. Nun will ich klingeln, sagte der Hr. Regisseur, bewegte die Glocke und der hintere Vorhang, eine graue Decke, rollte auf. Da standen, in einer Säulenhalle die Damen weiß gekleidet und Blumen im Haar, die Herren schwarz, alle Mitglieder dieser Bühne in einem Halbkreise geordnet; und wahrlich! es war ein freudiger und geheimnißvoll-spannender Anblick, so viele neue festlich geschmückte und schöne Gestalten zu gewahren, eine Versammlung hier noch nie gesehener Künstler, die in dem heitern Lustsaale Thaliens zu kunstreichen Darstellungen munterer und possenhafter Spiele vereint wurden und Alles umher mit den fröhlichsten Erwartungen erfüllten. Hr. Nagel stellte den Künstlerverein dem Publikum vor, und gelobte im Namen seiner Kollegen, zwar in Prosa, aber darum nichts weniger als höchst pathetisch, was Alles sie vermeiden, was Alles sie leisten wollten, eine lange Reihe unendlich feyerlicher Versprechungen, die mit der geistlichen Frage endete: „Geloben sie dieses sämmtlich?... worauf ein förmlicher Eidschwur im Chorus erfolgte. Wenn es einige Stimmen im Publikum gibt, welche die früher gedachte Scherzrede mißbilligen, behauptend, daß es unrecht sey, gleich am ersten Abend mit unserer ältern Bühne anzubinden, und wenn wir dieses Witzspiel gerade als einen, einer komischen Bühne angemessenen Spaß vertheidigten, so können wir diesen hochgewaltigen Eidschwur, in diesem Saale ausgesprochen, nicht gut heißen. Den bittersten Spott kann man hier weit eher erdulden als solchen bittern Ernst, und wenn sich die Melpomene des Gensd'armenmarkts über Etwas beklagen könnte, so wäre es darüber, daß man concessionswidrig das komische Theater mit einer tragischen Chorscene eröffnet habe. Der Prozeß wäre auf keine andere Art zu gewinnen, als daß man eben diese tragische Scene für eine komische erklärte, welches wir dann auch hier, als ein vorsorglicher Verfechter dieser neuen Bühne, thun wollen. Da der Prolog nun einmal einen komischen Anlauf zum Ernst genommen hatte, so war es nicht möglich, auf der Stelle inne zu halten, oder gar umzukehren; und dieser einzigen Ursache müssen wir den unmuthigen Unmuth zuschreiben, mit welchem sich jezt Direktion und Schauspieler gegen die leidige Kritik zu verwahren glaubten. Der langen Rede kurzer Sinn war folgender: „Es gibt keine Kritik und „auch eigentlich keine Kunst für uns, sondern nur Knall- und „Klatsch-Effekte und die Kasse. Daher werden wir uns stets „nach der Willkühr der souveränen Masse, besonders nach dem „lautesten Theile derselben, nach dem göttlichen Paradiese un„terthänigst richten; Kunstrichter, Kritiker und Rezensenten „aber gar nicht beachten." Und nun erfolgte wieder ein Eidschwur dieses zu halten! — Wir Kritiker können den HH. Direktoren und Künstlern des Königsstädtischen Theaters den authentischen Bericht ertheilen, daß die geschmeichelte vox populi sich überall mißfällig über diese eidliche Versprechungen erklärt und sie theils ridicül, theils nicht sehr geziemend findet. Die Kritik aber entschuldigt dieses Verfahren, denn sie weiß, daß der neue Kunstverein eigentlich folgendes sagen wollte: Stürmt nur nicht gleich, ihr Herren Rezensenten, mit Kritiken auf uns ein; wartet erst eine Reihe unserer Darstellungen ab und seht, was wir im Sinne haben, laßt das Publikum unserm Spiele frey sich hingeben und frey sich darüber äußern und bringt überhaupt nicht so viel haarspaltende Kritik in unser Haus, wo Momus waltet und das Groteske und Possenhafte, von dem der Dichter sagt:

> Doch Niemand wünscht sich's in das eigne Haus,
> Die Sittlichkeit wies es zur Thür hinaus,
> Von Markt und Straßen selbst hinweggebannt,
> Hat sich's getrost der Bühne zugewandt;
> Weil dort die Kunst, zu ihrem höchsten Preis,
> Gemeine Rohheit klug zu mildern weiß,
> Daß der Gebildete zulezt erschrickt,
> Wenn ihn Absurdes fesselt und entzückt.

Das wollte man sagen, wenn man überhaupt etwas sagen wollte, aber man hat sich nur nicht geschickt ausgedrückt. Dieses nimmt uns aber um so mehr Wunder, als der Verfasser des Prologs in der darauf folgenden eigentlichen Festrede sich so äußerst leicht und schön bewegt. Dieses sinnige und sehr liebliche Gedicht wurde von Mlle. Bauer, einer jungen anmuthigen Blondine, mit natürlichem Anstand und mit einer Wohlredenheit gesprochen, die, wenn sie auch nicht vollendet war, doch nicht das geringste Störende hatte und den Beweis einer vortrefflichen Schule lieferte. (Wir müssen bey dieser Gelegenheit der Direktion ein Lob ertheilen, weil sie von der vox populi nicht erfahren dürfte, wie richtig und wichtig es ist, das Autor-Geheimniß zu bewahren. Wir loben nämlich, daß es bis jezt unmöglich war, den Verfasser des Prologs zu erfahren, und rathen wohlmeinend, immerdar, so oft die Dichter es wünschen, so treu verschwiegen zu seyn; sie werden dadurch den Anonymen vor Persönlichkeiten und das Urtheil vor Vorurtheil schützen, selbst aber den ungemeinen Vortheil erwerben, daß ihnen dramatische Werke und namentlich Lokalstücke von Männern zukommen werden, deren Stellung in der Welt es dann nur erlaubt, in Stunden der Muße für die Bühne zu schreiben, wenn sie in der Verschwiegenheit der Direktion die Bürgschaft des Geheimnisses finden.) Nach dieser wohlgedichteten und schöngesprochenen Rede, in welcher der Huld unsers kunstbeschützenden Königs rühmlich gedacht wurde, erfolgte, sehr angemessen zum Schlusse des Ganzen, das Volkslied: „Heil dir im Siegerkranz!" wo dann das Publikum freudig-begeistert einstimmte. Troz dem, was wir im Einzelnen gegen diesen Prolog einzuwenden hatten, so müssen wir doch zur Steuer der Wahrheit sagen, daß er im Ganzen einen festlichen und fröhlichen Eindruck gewährte, und daß die Zufriedenheit so allgemein war, daß man einstimmig alle Mitspielende hervorrief. Während sich nun die Schauspieler umkleideten, ward eine Fest-Symphonie von Beethoven sehr brav von dem neuen Orchester ausgeführt und mit Beyfall aufgenommen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. August 1824.

Glücklich der Wanderer, der, sey's auch am Stabe der Mühe,
Alle die Herrlichkeit schaut, sein ist ein edles Gefühl!

Ulrich Hegner.

Auszüge aus dem Journal einer Reise über die blauen Berge in Neu-Süd-Wales.

(Aus dem Englischen.)

Den 7. Oktober 1822. Dieser Frühlingsmonat ist am geschicktesten für meine Reise. Die Winternächte sind zu kalt, die Sommertage zu heiß, und im Herbst blühen die Blumen nicht. Die Schwierigkeiten der Reise fangen bey Emu Ford, über dem Fluß Nepean, einem Zweige des Hawkesbury, an. Die Ueberfahrt gehört der Regierung, welche keine Fähre aufstellt, und auch die Eigenthümer in der Nachbarschaft keine anschaffen lassen will. Die Folge davon ist häufiger Verlust von Rindvieh im Durchschwimmen, und von Schafen beym Uebersetzen in Booten. Obgleich der Fluß nicht tiefer war, wie gewöhnlich, so mußten wir doch unsere Bagage von dem Karren abladen, ehe derselbe hindurchfahren konnte, und so gingen mehrere Stunden verloren. Am Ufer des Nepean sah ich den beynahe einzigen, dem Lande ursprünglich angehörigen Baum, der seine Blätter verliert, nämlich die weiße Ceder; alle andern einheimischen Bäume und Büsche sind immer grün, und wegen ihrer steifen, gerade herabhängenden Blätter eben so unmalerisch, als die Gesträuche und Blumen neu und schön sind. Neu-Süd-Wales ist ein ununterbrochener Blumengarten; aber man findet nicht eine einzige Landschaft, die ein Maler vortheilhaft malen könnte, ohne den Charakter der Bäume bedeutend zu verändern. In der Emu-Ebene oder Insel (denn zuweilen wird sie beym Schwellen des Flusses gänzlich umflossen) befindet sich eine Ackerbau-Anstalt der Regierung, mit einem guten Hause für den Verwalter, und Hütten für die Verbannten. Hier wird zum Vortheil der Krone Weizen, Mais und Tabak gezogen; die Erfahrung aber hat gelehrt, daß dergleichen Anstalten nur mit Verlust betrieben werden. Indessen wird der Boden vom Holze gereinigt, und so zu einer guten Niederlassung für begünstigte Pflanzer vorbereitet. Dieser Fluß (der Hawkesbury oder Nepean) ist der Nil der Botany Bay; denn das Land an demselben verdankt seine Fruchtbarkeit den Ueberschwemmungen desselben, welche bisweilen bis auf hundert Fuß steigen. Diese Fluthen sind so ungewiß, daß sie oft die Saat oder das eingeerntete Getreide wegschwemmen, und dadurch die Kolonie dem Mangel aussetzen. Aber die wenige Mühe, welche der Anbau des Landes erfordert, und die Leichtigkeit, womit man auf demselben in einem Jahre eine Ernte Weizen und eine Ernte Mais erzielt, laden die Eigenthümer, trotz aller Unsicherheit, beständig wieder ein, den Boden aufs Neue aufzubacken und den Samen auszustreuen. Eine solche nachlässige Methode ist aber, wie sichs denken läßt, für ein Land, wie Neu-Süd-Wales, sehr nachtheilig, wo die allgemeine Mittelmäßigkeit des Bodens eine sorgfältige Kultur erfordert, und die Pflanzer auf jede Weise dazu ermuntert werden sollten.

Der Lapstone-Berg ist so steil und lang, daß wir im Hinauffahren unser Gepäck zweymal abnehmen mußten. Diesen Berg fand ich als einen der schwierigsten auf der

Reise, außer dem Berge York, und es war neun Uhr des Abends, ehe wir Spring-Wood (12¼ englische Meilen vom Flusse) erreichten, wo man allein Raum genug im Walde antrifft, um sein Lager aufzuschlagen. Man findet hier wenig oder kein Gras, und die Bäume sind meistens von der Eucalyptus-Art und Eisenrinde. Hier befindet sich ein Korporal mit einem Kommando in einer kleinen Kaserne.

Den 8. Oktober. Wir legten diesen Tag sechszehn Meilen zurück. Die Bäume wurden allmählig zwergartiger, und wir kamen über das eigentliche blaue Gebirge. Wir fanden den Paß wild und schwierig, felsig, sandig, steinig und voller Blumen. Die Aussichten waren prachtvoll. Die Nacht war stürmisch mit wenig Regen. Alles im erhabenen Styl.

Den 9. Oktober. Wir kamen diesen Tag 21¼ Meile weit, bis an das Ende von Coxe's Passage, den Yorkberg hinab. Die Felsenreihe, durch welche allein dieser Paß geführt werden konnte, ist sehr schwierig und traurig. Die Bäume (noch immer Eucalyptus) sind zwergbaft und verbrannt, außer einer leichten Art, die man hier Eiche nennt. Des Königs Tafelland ist so wenig tafelartig, als sich nur denken läßt. Jamisons Thal ist kein glückliches. Blackheath ist Alles, nur keine Heide, und mag schwarz seyn, wenn das Gesträuche verbrannt ist, wie oft geschieht. In Pitts Amphitheater fühlte ich mich getäuscht. Die Berge sind in einem einförmigen Tone zusammengeworfen, und ihre Bekleidung ist sehr unmalerisch — ein See von hartem Baumgrün. Der Mount-York ist besonders darum angenehm, weil er in das erste grüne Thal führt. Die erste Aussicht vom Anfange des Berges des jenseitigen bewohnbaren Landes ist sehr schön; der Anblick des Grases sehr angenehm. Die Aussicht vom Anfange des Coxe's Paß ist noch schöner. Nach dreytägigem Hunger findet das arme Vieh wieder grünes Gras. Lagert euch also beym ersten Bissen, denn hier findet sich auch Wasser genug, und die Station ist noch obendrein malerisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fellenberg und Hofwyl.

Ein umständlicher Bericht über Fellenberg und den gegenwärtigen Zustand seiner Anstalten, als Ergebniß vorjähriger eigener Beobachtungen des Herrn Professors Scheitlin in St. Gallen, befindet sich in den nur für die Mitglieder des Vereins gedruckten „Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft vom Jahr 1823,“ und wir entheben demselben den Endabschnitt, welcher das vorausgesandte Einzelne summarisch zusammenfaßt.

„— So steht denn Fellenberg (drückt sich der Berichterstatter aus) mitten in einer großen Landwirthschaft und Lehranstalt, mitten zwischen einem Heer von Arbeitsleuten, Taglöhnern, Dienstboten, mitten zwischen zwanzig und mehr Lehrern und über neunzig Zöglingen, mitten in einem ihn stets belagernden Heer von Gedanken und Begebenheiten und Fragen und Thaten und Aenderungen. Immer gehen Zöglinge ab und andere kommen. Oft wechseln die Lehrer und täglich die Gäste und Fremden. Jeder Tag bringt ihm mit dem Morgenroth eine Unzahl alter und neuer Vorstellungen, mit der sonst zehn gute Köpfe, theilten sie sich darein, genug beschäftigt wären. Er macht Alles allein, er ist überall, er fragt Allem nach, er gibt auf Alles Antwort. Er räsonnirt über jeden Gegenstand besonders, und hat die weiseste Ansicht vom Ganzen; er kundschaftet jeden Zögling besonders aus, und beobachtet zugleich den Gang des großen Räderwerkes mit seinem scharfen Auge; er entwirft für jeden Schüler einen besondern Plan, und planirt unaufhörlich den Gang und jeden Schritt der enorm großen, aus vielen tausend Füßen bestehenden Anstalt für die Zukunft bis in noch nicht geborne Jahrzehende und Geschlechter hinaus. Seine Last ist unwägbar, und groß die energische Kraft seines Geistes und reichen Willens. Nie ist er verlegen; nie weiß er nicht was denken, was thun; nie behandelt er irgend etwas isolirt, und nie verliert er über dem Ganzen und dem weitaussehenden Plan das einzelne Kleinste. Seine Sprache ist unermüdlich und unerschöpflich. Tausend Wendungen eigener Art stehen ihm zu Gebote. Er schafft Worte wie Gedanken. Sein Ausdruck, auch für das Alltäglichste, ist haarscharf, präcis, philosophisch. Sein ganzes Aeußeres, nicht groß, aber gediegen, zeigt den Kräftigen, Starken, ein wenig Harten. Sein Blick ist ernst, aber nicht finster, seine Miene freundlicher, sein Gang ruhig. Man bemerkt keine Hastigkeit. Er ist ganz Regel; verständige, nicht Gefühlsregel; Rechner, Calculator in Allem, sein Wesen lauter Reflexion, weßwegen der Anstalt auch schon schuld gegeben wurde, daß sie die Zöglinge erkälte und zu bloßen Reflectoren und Verstandesmännern mache. Wirklich leuchtet der Verstand als das Erste aus den Arbeiten und allem Thun der Zöglinge am hellsten heraus.

„Fellenberg stiftete diese große Anstalt, er, dem manche Berner zu vielen Republikanismus schuld geben. (So sagt man.) Er trägt das Ganze wie ein Herkules. Schwächere würden zermalmt. Leichter ist die Stiftung als die Erhaltung. Fellenberg vertraut auf seine Söhne. Möge er völlig und fest vertrauen dürfen! Wird aber einer derselben gerade er sein oder werden? Der, wie man sagt, zum Nachfolger bestimmte Sohn entwickelt sich jedoch für seinen schweren Beruf: Nachfolger seines Vaters, Erhalter der großen Stiftung zu seyn, von Jahr zu Jahr sichtbar, und sein Denken wie sein Thun und Sprechen wird gediegen und kräftig mit Liebenswürdigkeit. Ja, möge das Reich nicht einst, wie Alexanders Reich von den

Feldherren, vertheilt werden! Noch aber steht der Alexander selbst da — ein Mann in den Fünfzigen, und noch genügt ihm auch das durch eigene Kraft zu Stande Gebrachte lange nicht. . . . Mir war in Hofwyl wohl, und stundenlang unterhielt ich mich mit Fellenberg. Er theilt sich gerne mit, und kann in allem seinem tiefen Ernste so freundlich wie ein Vater mit seinen Kindern seyn. Auch lobt man sein Familienleben, und nah und fern ist über seinen streng moralischen Charakter nur ein lobendes Zeugniß zu hören. Darum auch kann und muß der Mann nicht zu Berechnendes und Ungeahntes wirken.

„Ich sah die Lehrer in Hofwyl, ich genoß ihren Umgang, ich sprach mit mehrern über die Wehrlische und über die höhere, die landwirthschaftliche und wissenschaftliche Anstalt; ich besuchte und beachtete beyde, ich sah die Kenntnisse und Fortschritte der Zöglinge, ich suchte Fellenberg kennen zu lernen, ich durchforschte, so wie es mir möglich war, seine Reden und Schriften. Auch kenne ich geschickte Zöglinge, kräftige, liebende, biderbe, an Leib und Seele gesunde und ehrliebende Jünglinge als Früchte von Hofwyl, aus beyden Anstalten. Freylich geht Alles einen langsamen Gang, Alles ist auf viele Jahre berechnet, denn die Anstalt soll nicht blos lehren, (dieß ist das Mindere), sondern erziehen. Erziehen kostet Zeit. Der Erzogene aber bleibt auf immer erzogen. Alles ist hier berechnet und taktmäßig (nicht mechanisch), damit die Rechnung des Lebens wohl ausfallen möge. Wenn auch die Zöglinge bisweilen die Langsamkeit tadeln — sie ist nicht tadelnswerth. Lernen können sie an tausend Orten, aber einen Geist, wie hier, finden sie an wenig Orten. Mich zog der Geist, der Lebensgeist hier besonders an: Kraft mit Kenntniß und Liebe als Eins. Solcher Geist ist wunderbarer und herrlicher und weiser und freudiger als das abstrakteste Wissen. Mag es noch mehrere, wohl viele Fellenberg'sche Anstalten geben, desto besser — aber diese von mir gesehene ist nun einmal zu loben! Und — wäre Fellenberg ein bischen weniger Monarch (Monarch muß er seyn, weil Alles in ihm allein den Grund und seine Fortdauer findet) — wäre er, sage ich, ein bischen weniger Monarch gegen die Lehrer und ein bischen populärer gegen die Jugend, verstünde Fellenberg die Kunst besser, die guten und geliebten Lehrer an sich anzuklammern und der Anstalt lange zu erhalten, um dem schädlichen öftern Lehrerwechsel ein Ende zu machen; fügte er sich leichter darein, zwischen den Zöglingen und ihm etwa einen Lehrer und Erzieher als Mittelsperson zu setzen, da er nicht überall seyn kann, und weil die Jünglinge, die Erwachenden, einen Mentor haben müssen, zu dem sie in Gefahr und Noth der Seele, wie zu einem Duzfreunde, eilen dürfen; vereinte Fellenberg die, freylich schon in trauter Harmonie lebenden, Lehrer noch inniger mit einander, um wahre Gemüthlichkeit in den Umgang Aller mit Allen zu bringen; wäre Fellenberg im Umgang mit den Lehrern vertraulicher, wodurch er bey seiner überwiegenden Kraft nichts verlieren, nur gewinnen könnte, da allerdings Kraft und Ernst die wichtigsten Potenzen zur Erhaltung einer solchen Anstalt sind, Gemüthlichkeit allein aber dem Baume freudige Blüthen, ein liebliches und schönes Leben geben und das Wesen der Anstalt Allen werth machen kann; wäre der Bildungsgang noch geregelter, die Einrichtung des Ganzen noch organischer, die Theile in einander greifender, einander bedingender, lehrte die Anstalt noch praktische und für die Fähigern auch theoretische Philosophie; wäre noch eine Mittelanstalt, eine Bürgerschule vorhanden, um die große Lücke zwischen der Wehrli- und der wissenschaftlichen Anstalt auszufüllen; würde durch einen dazu vollkommen tüchtigen Lehrer der Religionsunterricht selbst noch gehoben, zum Hebel, zur ersten Kraft in der erziehenden Anstalt gemacht, so würde, meines Bedünkens, der Anstalt — nichts mehr zu einem menschlich-völligen Werke mangeln.

„Außer allem Zweifel liegt, daß Fellenberg das Gute will und fördert, daß er zum Hauptzweck seines Lebens und seiner Anstalt sich die Erhebung der Menschheit sezte, und als Mittel zur Erhebung der Menschheit das einfache Landleben, Wissenschaftlichkeit, Ordnungsliebe und tiefere Religiosität als die unseres Zeitalters anwenden will, indem er der Menschheit, Gott und sich selbst vertraut. Ja, eine bessere, edlere Zeit will er, so viel er von sich ausgehen machen kann, vorbereiten, stiften.

„Fellenberg ist nun einmal — sollten seine Eigenheiten auch Manche von ihm abschrecken — dennoch ein seltener Mann des Geistes und Willens für das Vaterland und die Menschheit, und die Idee, die ihn bewegt, die er durch die Anstalt als Wort auszusprechen sucht, die er thatsächlich vorstellen will, ist eine ewige Idee, von der freylich Manche keinen Begriff haben; eine Idee, die Manchen zu hoch fliegt, also Schwärmerey heißt; eine Idee, zu der der bloße Rechner in Ewigkeit nicht gelangt, wie weit er die Hände ausstreckt; eine Idee, die mit den allerley Verbesserungsmitteln des Zustandes der Menschheit, wie man sie jezt vorschlägt und handhabt, zum Theil in Widerspruch, zum Theil in Uebereinstimmung steht; ja, eine Idee, die die Welt nicht sieht, nicht hört und nicht befühlen kann, darum für unstatthaft hält; eine Idee, die aber auch keine gothischen Verzierungen, kein gothisches Formelwerk, keinen Pomp, keine honigsüße Mystik und keinen elenden Unglauben leiden kann; denn sie ist die ewige Idee, die den Werth der Menschheit trägt. Darum mag ich Hofwyl und Fellenberg nicht verkleinern; darum mag ich seine Flügel nicht in die Gemeinheit hinabzerren; darum muß ich Hofwyl loben, und bräche es schon morgen unter den Trümmern der Zeit und Europa's zusammen; darum lobe ich auch ihn, den Außerordentlichen, ihn, unsern Fellenberg."

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 8. August.

(Beschluß.)

Das erste auf dieser Bühne dargestellte Stück war nun: Der Freund in der Noth, von dem tüchtigen und wahrlich nicht genug geschäzten Bäuerle. Auch über die-

ses Stück urtheilen einige Kopfstimmen im Publikum mit vornehmer Wegwerfung, wir können ihnen aber versichern, daß ein weit selteneres Talent zur Komik erfordert wird, den Freund in der Noth zu erfinden und auszuführen, als in Alexandrinern ein französisches, oder in Trochäen ein spanisches Stück zur Lust der sogenannten Aesthetischen nachzubilden. Die Charakteristik des alten weichmüthig-schwachen und doch ironischen Alten, von Herrn Spitzeder mit routinirter Sicherheit ausgeführt, ist scharf und bestimmt gezeichnet; das junge Mädchen, von Mlle. Sutorius mit Wahrheit dargestellt, bedünkt uns eine wahrhaft-naivere Rolle, als alle jene, womit heut zu Tage berühmte reisende Schauspielerinnen das Publikum zu entzücken suchen; eine schwäbische Dienstmagd ist mit künstlerischer Treue der Natur nachgebildet und ward trefflich von einer Schauspielerin ausgeführt, deren Namen wir nachbringen werden. Vor allen herrlich war aber, in der Rolle des Pastetenbäckers, der stets belustigende Hr. Schmelka, ein ächter, ein geborner Komiker, der sich nie, wie so mancher Andere seines Faches, sichtbar die Sporen gibt, um Lachen zu erregen, und dessen größtes Verdienst darin besteht, daß er uns neben oder vielmehr über dem individuellen Charakter seiner Rolle, auch noch die stehende Maske der Komödie, den Arlechino der Italiener, den Grazioso der Spanier, oder den derben, nicht zu verachtenden deutschen Hanswurst zeigt. Was der Kothurn in der Tragödie, das ist die stehende Maske in der Posse; Beyde erheben sich über die gemeine Wirklichkeit, die eine geborne Feindin und Vernichterin aller Kunst ist. Die Ochsenmenuett, welche hierauf folgte, eine bekannte, dem berühmten Haydn begegnete Anekdote, mit Musik aus den Werken dieses Meisters von Hrn. von Seyfried zu diesem Zwecke ausgesucht und angepaßt, mußte schon ob der originellen Komposition gefallen. Mächtig erhöht aber wurde der Beyfall durch das muntere und graziöse Spiel des Hrn. Spitzeder, eines Bassisten vom ersten Range, mit einer so klangreichen und wohlgeübten Stimme, wie wir sie hier seit langer Zeit nicht gehört haben. Allgemein ist der große Beyfall, den sich dieser Virtuose erworben hat, und wo man hinhört, überall klingt sein Lob von allen Lippen wieder. Mlle. Weitner hat eine sehr einnehmende Gestalt, eine klangreiche Stimme und gute Methode; eben so schien uns Hr. List ein angenehmer Baritono. Beyde aber müssen wir erst näher kennen lernen, um ein weiteres Urtheil über sie zu fällen. Mehrere der Darstellenden wurden hervorgerufen und zulezt auch der Architekt Hr. Ottmer, der eigentlich zuerst und vor der Vorstellung hätte gerufen werden sollen, welches auch gewiß geschehen wäre, wenn man in dem Prolog des schönen Baues dankbar erwähnt hätte, wie Goethe solches bey Eröffnung des Schauspielhauses nicht versäumte. — Im Ganzen war diese erste Vorstellung dem Zwecke der Sache angemessen und fand ungemeinen und wohlverdienten Beyfall. Auch das Betragen der Zuschauer ist höchlich zu loben; es war das eines Publikums in seinem eigenen heimischen Theater, frey und laut und lebhaft sich äußernd, weder unfein, noch überfein, weder gefesselt und stumm, noch vornehmer Weise apathisch. — Möge die Direktion so fortfahren und sich vor der Pracht großer komischen Opern, und noch mehr vor dem Flitteraufwand des mordreichen Melodrams hüten. Die eigentliche Tendenz dieser Bühne muß auch naturgemäßerweise halb von dem Bedürfnisse des großen Publikums und halb von dem Kunstsinne der leitenden Behörde ausgehen, und deßhalb ist es gut, wenn man für's erste vielleicht noch gar keine bestimmte Tendenz hat.

Vom 10. August.

Nachdem die erste Vorstellung des königstädter Theaters drey Tage nacheinander und am zweyten in Gegenwart Sr. Majestät des Königs und des Hofes zu großer Zufriedenheit wiederholt ward; war die zweyte Vorstellung, Liebe kann Alles von Shakspeare, nach Schink und Holbein, und hierauf die Prüfungen von Anonymus. Wir sind mit dem sinnigen und partheylosen Bericht, der sich über diese Darstellung in der Voßischen Zeitung befindet, ganz einverstanden. Die Bearbeitung dieses Shakespeareschen Stückes ist unglücklich zu nennen, und ist überdieß ein zehnmal dagewesener Stoff; Stille Wasser sind tief und Strudelköpfchen, zwey Stückchen, die wir noch unlängst auf der königlichen Bühne sahen, gehören zu diesen vielfachen Nachbildungen des englischen Lustspiels. Auch darin stimmen wir der Voßischen Zeitung bey, daß Mlle. Sutorius zu den größten Hoffnungen berechtigt, eben so, daß das zweyte Stück eine abgenuzte Schiebladen-Posse ohne alles Salz ist, und daß Hr. Angeli hier, die Rolle des Franzosen ausgenommen, wo er gut war, und ein geläufiges Deutsches-Gesellschafts-Französisch sprach, nichts anders gezeigt hat als die Kunst, sich schnell umzukleiden; eben so, daß man in den Logen Nro. 2, 3, 4 nächst dem Theater (in Nro. 1 sieht man, wie wir früher sagten, verhältnißmäßig gut) aufstehen muß, um von den zweyten Bänken aus nur etwas zu sehen. Dieß ist aber keineswegs dem Baumeister, sondern der Direktion zuzuschreiben, die, um vielleicht zwanzig Pläze zu gewinnen, die Logen des ersten Ranges nicht weniger hühnersteigartig als die im Schauspielhause eingerichtet hat. Ein fremder Herr und eine ihm fremde Dame würden auf einer Bank in diesen Logen auf eine kaum ziemliche Weise zusammengeklemmt sizen. Hätte man mehr auf die Bequemlichkeit der Damen (und Damen erwartete man ja wohl im ersten Range) und weniger auf die Kasse gesehen, so ständen dort Stühle mit dem nöthigen Raum zum Durchgehen und nicht diese neuerfundenen Folterbänkchen mit den meßkinen ledernen Rücklehnen; die Direktionsloge würde den Logen des ersten Ranges zum Muster gedient haben. Hätte man nun überdieß die Scheidewände der Logen mehr perpendikular gegen die Bühne gerichtet, wodurch freylich auch die Kasse um ein Paar Pläze gekommen wäre, so würde man auch von den hintern Pläzen der genannten Logen die Bühne sehen können, auf welchen Genuß man jezt Verzicht leisten muß. Eben so allgemein ist die Klage über die allzugenaue Einrichtung der hinteren Sizpläze im sogenannten Parquet des ersten Ranges, wo man eng-eingepfercht mit dem Kopf an den Balken stößt. Dagegen sind die Parquet-Pläze des Parterrs bequem und gut. Man kann eine solche Nichtbeachtung des Publikums nicht laut und nicht oft genug rügen, weil sie mit jedem neuen Baue oder mit jeder Reparatur überhand nimmt. Wie bequem und elegant saß man sonst im königlichen Opernhause; wie hat Iffland es abgeschlagen und in Käfige getheilt? Wie geräumig war es in dem sogenannten häßlichen und abgebrannten Schauspielhause, und wie befindet man sich in den Logen des neuen und prächtigen? Wir fragen blos!! — Kurz, wir sind ganz mit dem Referenten der Voßischen Zeitung einig; nur darin nicht, daß er in dem Baue des Hrn. Ottmars eine Kopie des Schauspielhauses sehen will. Nur einige schöne Verzierungen sind von dort herübergenommen, sonst aber ist wohl die innere Einrichtung eine total andere; und soll von dem äußern Eindruck des Schauspielsaales die Rede seyn, so ist dieser königsstädtische Saal ein großer, heiterer, einfacher, ecken- und winkelloser Raum, den man von allen Logen, von allen Pläzen aus (einige Parterr-Logen ausgenommen) frey überschauen kann.

Beylage: Literaturblatt Nro. 69.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 207.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. August 1824.

Der Gram soll heute,
Bey goldnem Wein,
Des Windes Beute
Wie gestern seyn!
Dahinten lasse,
Wer hoch sich freut,
Die leichenblasse
Vergangenheit!

Matthisson.

Zukunft.

Trinklied von Wilhelm Müller.

Seh' ich eine volle Traube,
Die aus dichtem Rebenlaube
Ungeduldig blickt hervor,
Blühend mit den Sonnenstrahlen,
Die mit klarem Gold bemahlen
Ihrer Beeren grünen Flor:

Dann, dann denk' ich an die Säfte,
An die wunderbaren Kräfte,
Die der Beere Rund umschließt,
Fülle schon mir einen Becher
Mit dem jungen Sorgenbrecher,
Der aus diesen Trauben fließt.

Meine Freunde sind geladen,
Wollen sie mit mir sich baden
In dem Quell der Fröhlichkeit.
Seht, der Spund ist aufgehoben,
Und die Geister ziehn nach oben,
Und der Himmel ist nicht weit.

Volle Becher hör' ich klingen,
Höre neue Lieder dringen
Süß bethörend in mein Ohr.
Horch, es rauscht im Rebenlaube!
Sieh, es regt sich in der Traube!
Lieder, Lieder, nur hervor!
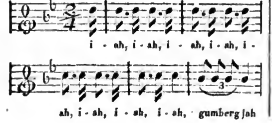
—

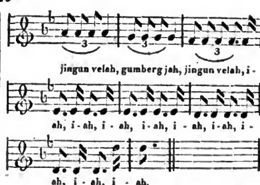
Auszüge aus einem Journal einer Reise über die blauen Berge in Neu-Süd-Wales.

(Fortsetzung.)

Den 10. Oktober. Diesen Tag reiste ich 21 Meilen, und lagerte am Ufer des Fischflusses, des ersten, welcher seinen Lauf nach Westen hat; der Cores-Fluß fällt in den Nepean. Diese ganze Tagreise war schön. Der Cores-Fluß allein ist die Reise werth. Er ist ein schöner Strom, voll botanischer und malerischer Reichthümer. Hier sieht man auch den ersten Granit. Wir trafen einige Eingeborne von Bathurst. Sie glichen den Eingebornen auf der Küste an Ansehen, redeten aber eine andere Sprache. Sie besitzen die Kunst, mit den Nerven des Kangaruuh und Emu sehr geschickt Thierhäute zu Mänteln zusammenzunähen, welche sie noch obendrein auf der innern Seite mit einer Menge ausgegrabener Gestalten zieren. Diese Mäntel gebrauchen sie blos, um sich warm zu halten, und haben nicht mehr Begriff von Scham, als die Eingebornen in der Nachbarschaft von Sydney; denn mitten im Tage, wenn das Wetter warm ist, werfen sie dieselben auf ihre Schultern zurück. Sie scheinen eine harmlose Race zu seyn, und haben durchaus nichts Wildes in ihrem Wesen oder ihren Gesichtern. Sie sind äußerst munter, lachen über Alles, was sie sehen, und wiederholen Alles, was sie hören. Ihre Anzahl vermindert sich. Nicht daß sie sich von

den europäischen Niederlassungen entfernten; dieß können sie nicht, indem die andern Stämme, wie gering ihre Anzahl auch sey, das Eindringen in ihre gegenseitigen Bezirke nicht dulden würden. Der Wanderungskreis einer jeden Familie beschränkt sich auf ungefähr dreyßig bis vierzig englische Meilen. Die Bewohner an der Küste wissen so wenig von dem Lande jenseits der Berge, als ehemals die Kolonisten; und so unfruchtbar ist die Gegend, welche Herr Oxley auf seiner ersten Reise durchstreifte, daß er in einer Wanderung von fünf Monaten nicht mehr als 22 Indianern begegnete. Von den Urbewohnern dieses Landes, dünkt mich, hat der Oberst Collins eine zu ungünstige Beschreibung gegeben. Ihre Gesichter sind, meiner Meinung nach, im Durchschnitte zu gutmüthig, um schreckbaft zu seyn, und sie sind keine so häßlichen Karrikaturen der Menschheit, als die afrikanischen Neger. Ihr Haar ist nicht so wollig, ihre Gesichter sind nicht so hundeartig, auch sind ihre Beine nicht affenartig. Die Leibesbildung von vielen derselben ist sehr gut, und was ihre Magerkeit betrifft, so läßt sich nicht denken, wie sie in einem so armen Lande fett werden könnten. Wir haben den Kangaruh und Emu aus der Nachbarschaft unserer Niederlassungen gescheucht, und diesen armen Herren der Schöpfung keine andere Nahrung übrig gelassen, als ein wenig Opossum, und, in Gemeinschaft mit uns, ein Recht auf die Fische. Mit ihrer Anzahl geben auch ihre Sitten und Gebräuche in Verfall. Der Gebrauch, den Erwachsenen den rechten obern Vorderzahn auszuziehen, ist in den von uns bewohnten Gegenden fast gänzlich abgeschafft; auch ist der Gebrauch auf dem ganzen Kontinente nicht allgemein. Der Corrobory oder Nachttanz ist noch immer herrschend. Sie halten dabey einen vortrefflichen Takt, und die Melodie ihres Gesanges ist gar nicht unangenehm. Dieser wird von einigen Männern und Weibern ausgeführt, die am Tanze keinen Theil nehmen. Einer von ihnen hält mit zwey gegen einander geschlagenen Stöcken den Takt. Die Musik fängt mit einer hohen Note an, und sinkt allmählig bis zum Achteltakt herab, von wo sie sogleich wieder aufsteigt. Die folgende australische Melodie schrieb ich aus dem Munde eines jungen Wilden, Namens Harey, nieder, und glaube, daß dieß die erste seyn wird, welche noch niedergeschrieben worden.





Die Tänzer schnaufen im Chor wie die Pflasterer, und der gewöhnliche Schritt besteht in der Oeffnung der Kniee, mit einem gichterischen Schütteln nach dem Takte, gelegentlich aber durchschlingen sie einander ohne die geringste Verwirrung. Sie machen sich an dem Leibe hinunter Streifen, und malen sich die Gesichter mit Kreide und Röthel, auch tragen sie, den Europäern zu Gefallen, Blätter um die Lenden. Der Glanz großer Feuer gibt dem wilden Auftritt ein malerisches Ansehen, und der Tanz treibt die guten Menschen zu einer Art von Begeisterung hinauf. Ich gebe diese Beschreibung, weil vielleicht schon in wenigen Jahren auch der Corrobory aufgehört haben wird. So sehr werden sie durch den schädlichen Umgang mit den Verbrechern verderbt, die den Samen der Trunkenheit in den fruchtbaren Boden roher Trägheit ausstreuen. Ein Rum- oder nur ein Zuckerfaß voll Wasser liefert diesen Armen die Mittel, sich zu betrinken. Es ist ein trauriger Anblick, die Streitigkeiten und Schlägereyen betrunkener Australier in den Straßen von Sydney mit anzusehen — ein Volk, dem europäische Bildung, der sie dieses neue Laster zu verdanken haben, weder Nahrung, noch Kleidung, noch Obdach, noch den Trost der Religion als einen Ersatz für die Laster und Krankheiten, die sie ihnen gebracht, hat verschaffen können. Wie unbekannt diese Unglücklichen mit übeln Reden vor unserer Ankunft waren, beweist sich durch die gebrochenen englischen Schimpfwörter, die sie jezt in ihre Sprache einmischen. Indessen haben sie doch in der bösen Schule von Botany Bay weder lügen noch stehlen gelernt. Vielleicht ist es am besten, wenn ihr Name von der Erde verschwindet. Sie wollen nicht dienen, und sind zu arm und träge, um Herren zu werden. Sie würden immer Hummeln in dem Bienenkorbe einer fleißigen Kolonie bleiben. Indessen fehlt ihnen doch nicht der Stempel von ihres Schöpfers Bilde, nur aus Ebenholz, statt aus Elfenbein geschnitzt, wie der alte Fuller sagt. Sie treten aufrecht einher, sprechen mit Sicherheit, guter Laune, und oft mit Anmuth. Sie sind keine gemeinen Bettler, obgleich sie sich gern unser Fleisch

als Gegengabe für ihre Fische und Austern gefallen lassen. Sie sind die Neuigkeits- und Fischkrämer, die Pflastertreter der Kolonie; sie kennen einen Jeden, und verstehen Jedermanns Angelegenheit und Geschäfte, obgleich sie selbst keine haben, als diese. Sie geben dem Lande eine Eigenheit, und ihre redliche nackte Einfachheit dient dem Auge von dem heuchlerischen Wesen des gelbgekleideten Verbannten (englisch: Convict) zur Erholung. Das kriegerische Ansehen der uns umgebenden Stämme ist jezt gänzlich verwischt: es ist den Wilden verboten, mit ihrem Speer in eine Stadt zu kommen, und sie unterwerfen sich willig dieser Beschränkung. Sie verbeugen sich gegen Jeden, und werfen ihr: „How do you do (Wie befinden Sie sich)?" mit vertraulicher Freundlichkeit und mit ganz englischem Accent nach allen Seiten umher. Man hat sie von Kindesbeinen an zu Dienstboten zu erziehen gesucht, sie haben sich aber immer wieder in die Wälder geflüchtet. Man hat auch eine kleine Schule für die Kinder der eingebornen Schwarzen veranstaltet; einige ihrer Eltern, besonders solche, die bald von Europäern abstammen, lassen es sich gefallen, sie unterrichtet, ernährt und gekleidet zu sehen; aber sie können den Gedanken nicht ertragen, daß sie Dienstboten werden sollen. Die Kinder lernen eben so leicht, als die europäischen; aber ihre Eltern entführen sie, wenn sie aufwachsen, und sie kehren nicht gern zu uns zurück. Einige Paare sind aus der Schule verheirathet und etablirt worden; aber sie wollen sich an kein ruhiges Leben gewöhnen; ihre angeborne Vorliebe für Ungeziefer und freyes Wandern durch die Wälder ist nicht auszurotten. Dieser Wilde sieht alle unsere künstlichen Bedürfnisse mit Mitleiden an; er hält sich den Herren gleich, und behandelt uns als seines Gleichen, während er unsere Diener mit Verachtung ansieht. Er erkennt die brittische Regierung an, und unterwirft sich der Demüthigung, seinen eigenen Grund und Boden vom Gouverneur zum Lehen zu empfangen. Einige Indianer haben sogar im Ernst um verdannte Arbeiter angehalten, wie sie die übrigen Pflanzer haben, obgleich sie nicht die Geduld besitzen, in den Hütten zu bleiben, die die Regierung für sie erbauet hat, bis der Mais und Kohl, der für sie gepflanzt worden, eingesammelt werden kann. Wir leben jezt bereits über dreyßig Jahr unter ihnen, und sie haben, wie die nordamerikanischen Indianer, keine von unsern Lebenskünsten angenommen, außer daß sie ihre steinernen Beile und Muschelangeln gegen unsere eisernen vertauschten. Sie werden nie, wie die Neu-Seeländer und Insulaner der Südsee, die Erde bauen und das Meer befahren lernen; sie sind die einzigen Wilden in der Welt, die ihre Nacktheit nicht fühlen können: selbst die Frauen bleiben nach einem so langen Umgange mit den Europäern durchaus nackend, und schämen sich nicht; deßwegen behaupte ich, sie werden nie anders werden, als sie sind.

Die Vögel in Neu-Holland schreyen mehr, als sie singen, bey manchen aber ist der Schrey angenehm und klagend; bey einigen gemein und hart, wie bey den Papagay-Arten, dem Kakadu, dem Peitschenvogel, dem Glockenvogel, dem Scheerenschleifer und dem lachenden Esel. Bey Nacht aber ruft ein Vogel mit einer Stimme, die etwas zwischen dem Schrey unsers Kukuks und dem Bellen eines Hundes klingt. Aus dem Flusse schallte uns die ganze Nacht hindurch ein Froschkonzert. Der Fischfluß ist nicht so malerisch als der Coxesfluß; aber es ist ein reicher schneller Strom, voller murmelnder Fälle, und eben so reich an Blumen. Die Fische wollten nicht anbeißen, aber wir schossen eine wilde Ente zum Frühstück. Hier tödteten wir auch eine sechs Fuß lange braune Schlange.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs August.

Ein interessantes Werk, welches besonders die Beachtung des Geschichtsforschers verdient, ist eine Sammlung von Briefen in Bezug auf die englische Geschichte, deren Originale sich im brittischen Museum befinden. Sie bildet drey Oktavbände und ist von Steinabdrücken der Unterschriften der berühmtesten Personen unter den Regierungen der Tudors, Stuarts und Welfen in England, von welchen Briefe in dieser Sammlung vorkommen, begleitet.

Der Freyschütz ist nun zum fünfzehnten Male aufgeführt, und immer mit demselben Beyfalle, d. h. die Musik — das Stück ist schon im Deutschen unsinnig und wild genug, hat aber in der Uebersetzung und in den Abänderungen noch verloren. Aber die Musik ist von der Art, daß sie auch das schlechteste theatralische Machwerk erheben und zum Liebling machen müßte, und so geht es auch mit dem Freyschütz. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es den ganzen Sommer hindurch in der englischen Opera aufgeführt werden, und den Winter in Coventgarden vermuthlich mit einem andern Stücke. Dieß sehen manche privilegirte Theaterkomponisten nicht gerne, denn schon hört man die Leute in Parterre und Logen rufen: Ei, das ist doch was ganz anderes als B—'s und Rossini's! — A propos, Il gran maestro hat einen etwas weniger glänzenden Auszug als Einzug gemacht; er wurde nämlich am Abende vor seiner Abreise einer Schuld halber mitten beym Abschiedsschmause verhaftet — er bezahlte und die Gesellschaft zechte ununterbrochen fort. Die Sache mußte aus Vergessenheit herrühren, denn er hatte eine Menge Geld hier gemacht, und seine Ernte würde noch besser ausgefallen seyn, wenn er sich nicht so kavaliermäßig gegen den König betragen hätte. Auch Mad. Catalani hat die Achtung verloren, welche ihr sonst unsere Großen gezollt, und zwar um des Geizes willen, welcher ihre Forderungen, selbst bey Konzerten für wohlthätige Zwecke (leider nicht aus ihrer Schuld) leitet. Die hiesigen Sänger und Sängerinnen vom höheren Range pflegen bey dergleichen Gelegenheiten umsonst zu singen; Hr. C. aber verpraßt für das, freylich unnachahmliche Talent seiner Frau oft den ganzen Ertrag eines Konzertes, besonders auf dem Lande. Die italienischen Virtuosen fordern überhaupt zu viel, und ich fürchte, sie spannen den

Bogen, bis er bricht. — Die italienische Oper schließt heute, und ich zweifle sehr, ob wir die nächste Season wieder so viel von Rossini haben werden, als wir in dieser gehabt.

In der englischen Opera ist ein neues Singspiel, genannt die Regierung von zwölf Stunden, erschienen, welches aus dem Französischen übersezt scheint, und nichts Merkwürdiges darbietet. Die Musik ist kaum hübsch genug, um es von einem frühzeitigen Tode zu retten; und nichts als der unnachahmlichen Miß Kelly Spiel macht es erträglich.

Wir haben in diesem Jahre wieder eine Menge Mordthaten gehabt, und darunter einige von der grausamsten Art. Man wundert sich, wie sich dieses bey so weit verbreiteter Aufklärung und zu einer Zeit, wo Ackerbau, Fabriken und Handel im ganzen Lande blühen, ereignet. Die Meinungen hierüber sind mancherley, aber am Ende wird es sich finden, daß diese Entsittlichung theils von der schlechten Anwendung der Armengesetze, theils von dem fehlerhaften System der Kriminalgesetze herrührt. Die gröbsten Verbrechen ereignen sich jezt auf dem Lande, und alle Menschenkenner stimmen darin überein, daß das gemeine Volk auf dem Lande weit verwahrloster ist als dieselben Volksklassen in den Städten. Auch ist es auf dem Lande, wo die Armengesetze am meisten mißbraucht werden. Diese wurden nach der Reformation gemacht, als die Armen durch die Aufhebung der Klöster ihre natürlichen Zufluchtsörter verloren hatten; und die Absicht war, Leuten, die entweder nicht arbeiten oder keine Arbeit finden konnten, gesetzlichen Unterhalt zu verschaffen; so wurde es auch immer verstanden. Seit den lezten dreyßig Jahren aber, wo sich so Vieles zum Schlimmen verändert, bezahlen in vielen Gegenden die Bauern ihre Arbeiter zum Theil aus der Armenkasse, und würdigen sie so zu Bettlern herab; aber was noch schlimmer, sobald als Jemand Beystand vom Kirchensprengel empfängt, wird er zum Sklaven der Vorsteher, welche ihn zu jeder Arbeit anstellen, und das Minimum und Maximum seines Taglohns bestimmen können, wodurch dem Armen jede Selbstständigkeit und jeder Sporn zur Thätigkeit und Mäßigkeit geraubt wird; — denn merken Sie wohl die Weisheit; der Arme muß erst gänzlich hablos geworden seyn, ehe er eine Unterstützung erhält! Rechnet man hiezu die Strenge der Gesetze, welche es in vielen Fällen dem Menschlichgesinnten unmöglich machen, einen Verbrecher gerichtlich zu verfolgen; die Kraftlosigkeit der Polizey, welche nie Verbrechen zu verhindern sucht; die unbegrenzte Macht der Friedensrichter, die, besonders zum Schutz des Wildes, für jede Kleinigkeit den Landmann zu entehrenden Arbeiten verurtheilt, und in's Gefängniß unter Missethäter schickt, die ihn in die Lehre nehmen; und endlich die lächerlichen Ausflüchte, die das Gesetz dem Verbrecher zuläßt, um verdienter Strafe zu entgehen, und ihn so zu neuen Verbrechen ermuntert — darf man sich da über Entsittlichung wundern? — Vor einigen Monaten wurde ein Dieb freygegeben, der einen Entrich gestohlen hatte, und wissen Sie warum — weil man in der Anklagsakte den Entrich aus Versehen — eine Ente genannt hatte! Vor wenigen Tagen war ein Heudieb eben so glücklich. Er hatte nämlich von einer Wiese ein Bündel abgemähtes Gras gestohlen, das zum Trocknen ausgebreitet war. In der Anklage hatte man es Heu genannt. Als man aber den Zeugen bey seinem Eide fragte, ob er es wirklich Heu genannt haben würde? sagte er: für Heu wäre es freylich noch nicht trocken genug gewesen; Gras war es aber auch nicht mehr — und da es der englischen Sprache, wie auch vermuthlich den meisten andern, an einem Namen für diesen Zustand des abgemäheten Grases fehlt, so wurde der Dieb freygesprochen. — Eine andere Ursache der Entsittlichung gewähren auch wohl die Ultra-Calvinistischen Lehren, welche jezt so eifrig unter dem Volke verbreitet werden. In allen Kapellen, von allen Feldpredigern dieser eifernden Sekte hört man fast nie etwas anderes als eine Verdammung der guten Werke, und Anempfehlung des Glaubens. Daher finden sich unter dem Pöbel so viele Frömmler; denn wie leicht ist es nicht, sich zu überreden, man glaube und sey Einer von den Auserwählten — ist das nicht eben so schlimm als die Ablaßkrämerey, welche den edeln Luther zur Glaubensverbesserung aufregte! Unsere Zeitungen liefern fast täglich Beyspiele von entlarvten Scheinheiligen. So wurde erst vorgestern ein Lehrling von einem Schuhmacher hinweggenommen, welcher den armen Knaben täglich mißhandelte, darben, und des Sonntags zu Hause arbeiten ließ, während er hinaus auf's Feld ging, und den Spazierengehenden das Wort predigte! —

Zu Charlton bey Cheltenham, so erzählen unsere Zeitungen, starb vor Kurzem Thomas Barton Esquire. Als er im Verscheiden lag, ließ sich auf einmal eine liebliche Stimme im Zimmer hören, welche eine Psalmmelodie sang, und damit fortfuhr, bis der Sterbende zu athmen aufgehört. Es waren vier Verwandte, vernünftige, wahrheitliebende Leute (proh pudoe!) im Zimmer, die allein die geheimnißvolle Stimme vernahmen; denn obgleich die Thüre offen stand, so hörte sie doch niemand vom Gesinde. Das heiße ich doch noch ein Wunder!

Hr. Kean, melden unsere Zeitungen, ist in seinem vierspännigen Wagen nach Irland abgereist. Sein Sekretär begleitet ihn! — Reisen in Deutschland Ihre Schauspieler auch von ihren Sekretären begleitet?

Sir Stamfort Raffles verlor auf seiner Rückkehr von Indien nach Europa nicht nur einen großen Reichthum an Kleidern, Büchern und Kostbarkeiten, sondern auch eine herrliche Sammlung morgenländischer Natur- und Kunstseltenheiten, die er während seines langen Aufenthaltes in Indien und auf den Inseln angehäuft hatte. Das Schiff nämlich, in welchem er sich mit seiner Familie und seinem Schatze befand, fing, als es kaum den Hafen von Bencoolen verlassen, Feuer, und brannte so schnell, daß die Mannschaft und Reisende mit genauer Noth sich selbst in den Booten retten konnten. Sir Stamford schäzt seinen eigenen Verlust auf 100,000 Pf. St.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nro. 101:

Iris.

Charade.

Hoch vom Münster schallt der Glocken Klang,
Durch die Hallen rauschet Kirchensang,
 Am Altare stehet fromm der Priester,
 Alles schweigt, das leiseste Geflüster
Ist verstummt, denn horch! der Ersten Laut,
Ernst sprach er ihn, dem's der Herr vertraut;
 Doch, was drinnen heilig still begonnen,
 In Getös' ist's draußen schnell zerronnen.

In ihm weilt des Zweyt' und Dritten Drang,
Nach Gewinn oft ein verbot'ner Hang,
 Diesen jagt's auf ungewisse Meere,
 Der durchkriecht des Rauchfangs schmale Röhre,
Jener, ach! betreibt's in Versen nur.
In dem Ganzen find'st du seine Spur;
 Und was Kunst, Genie und Fleiß erschaffen,
 Siehst du neben Papagey'n und Affen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30. August 1824.

Wenn zu der Regenwand
  Phöbus sich gattet,
Gleich steht ein Bogenrand
  Farbig beschattet.
Im Nebel gleichen Kreis
  Seh' ich gezogen;
Zwar ist der Bogen weiß,
  Doch Himmelsbogen.
So sollst du, muntrer Greis,
  Dich nicht betrüben:
Sind gleich die Haare weiß,
  Doch wirst du lieben.

West-östlicher Divan. Von Goethe.

Besuche im Harem, von Mirza Ahmed Tubied.

Zweyter Besuch.

Als ich am folgenden Morgen in meinem Kulvut*) saß, und über die Begebenheiten des gestrigen Tages nachdachte und überlegte, wie ich den Streit mit meiner Frau beylegen könnte, ward mir der Aga Jewad angemeldet, welcher mich zu sprechen wünschte. Entschlossen, den Mann zu spielen, hatte ich mir das Frühstück in mein eigenes Zimmer kommen lassen, und denselben Morgen meines Weibes Zimmer nicht betreten. Ich war mit der Mahlzeit noch nicht ganz zu Ende, als der Aga hereintrat. Ich stand auf, und erkundigte mich höflich nach seinem Wohlbefinden; denn der Aga war ein vernünftiger Mann. Nachdem wir die schönsten Komplimente gegen einander ausgetauscht, in welchen der Aga sowol seinen Geschmack, als seine Höflichkeit und Gelehrsamkeit an den Tag legte, und nachdem wir unsern vortrefflichen ispahan'schen Mellau gegessen, den Hagi Mohammed Hussein Chan mir von Dar il Sultanut gesandt hatte, und nachdem wir ein Kalium vom feinsten schwarzen Tabak geraucht, womit mein Freund Mirza Abady mich immer im Ueberflusse von seinen eigenen Gütern zu Darab versorgt, sprach ich zum Aga: „Du siehst, wie gut ich meine Frauen zu behandeln und sie in der Ferne zu halten weiß. Hier habe ich ein Frühstück von dem Vortrefflichsten, was die Jahreszeit gewähret; aber ich erlaube den Weibsleuten nie, meine Morgenstunden zu stören, die ich immer der Religion und dem Studium widme.“ — „Darf ich mich erkühnen, zu fragen, sagte der Aga, was für ein Buch diesen Morgen die Aufmerksamkeit des Mirza Ahmed beschäftiget? Blos zu wissen, was das Morgenstudium eines solchen gelehrten Mannes ausmacht, muß schon belehrend seyn.“ — „Aga, erwiederte ich, ein wenig durch die Frage verwirrt, du mußt wissen, daß das Studium nicht immer im Lesen bestehet, eben so wenig wie das Lesen immer Studium ist; zwey gemeine Irrthümer, Aga, gegen die ich dich warnen muß. Ich habe nachgesonnen, moralisirt, Aga; ich habe Betrachtungen über den Unterschied zwischen dem Manne und dem Weibe angestellt, und finde, daß solcher sehr groß ist.“ — „Nun, erwiederte der Aga, das sehen wir doch deutlich genug, ohne große Ueberlegung.“ — Ich konnte mich nicht enthalten, recht herzlich über die Einfalt des Aga zu lachen; da ich aber sah, daß er sich beleidigt fühlte, sprach ich: „Aga Jewah, du wunderst dich über mein Lachen; aber du mußt wissen, daß ich den moralischen Unterschied zwischen dem Mann und dem Weibe meinte — den Unterschied zwischen den Seelen, welchen ich dir erklären will, nicht den auffallenden Unterschied, den du meinst, Aga!“ — „Ach! unterbrach er mich, ich sehe wohl, Mirza, dein Geist ist niemals mit Kleinigkeiten, sondern mit philosophischen Untersuchungen beschäftigt.

*) Kulvut ist ein Privatgemach, welches gewöhnlich den Raum zwischen dem offenen Theil des Hauses und den Frauengemächern einnimmt.

Wie groß muß des Mannes Verstand seyn, der jeden Tag über das von ihm Gesehene und Gelesene mehrere Stunden lang ernsthaft nachdenken kann! . . . Aber beynahe hätte ich den Zweck meines Besuches vergessen. Deine Unterredung, Mirza, ist auch so angenehm, daß man an nichts anders zu denken vermag, wenn man bey dir ist." — „Und die Gegenwart des Aga Jewah, erwiederte ich, bringt einem so viele anmuthige Dinge in den Sinn, daß man unmöglich still schweigen kann." — Hierauf zog der Aga einen sehr großen und schönen Apfel aus der Tasche, und indem er mir solchen aufs Anmuthigste überreichte, sprach er: „Meine Gebieterin schickt dir diesen Apfel mit vielen Empfehlungen, und läßt dich ersuchen, sie in einer Stunde zu besuchen. Sie befindet sich nicht ganz wohl, und hat so großes Zutrauen zu dir, daß sie keine Medizin nehmen will, bis sie dich gesehen. Auch hat sie Befehl gegeben, daß Niemand an das Zimmer gelassen würde; damit sie das Vergnügen hätte, allein bey dir zu seyn." — „Aga, erwiederte ich, deine Gebieterin erzeigt mir große Ehre. Gott gebe ihr langes Leben; sie ist eine liebe Dame. Wie glücklich bist du, Aga, eine so gute Gebieterin zu haben!" Der Aga wollte sich beurlauben, aber ich ließ ihn nicht fort, bis er noch ein anderes Kalium geraucht. — Sobald er weg war, fing ich an zu überlegen, was alles dieses zu bedeuten hätte. Das Geschenk des Apfels, und der Wunsch, mich unter vier Augen zu sprechen, schien mir verdächtig. Dann war es auch eine Dame des königlichen Harems. Ich beschloß also, wenn ich irgend etwas Unrechtes finden sollte, meinen königlichen Gebieter davon in Kenntniß zu sehen. Indessen empfahl ich mich in Gottes Hand, ließ mir mein Pferd bringen, und ritt nach dem Haram Khona (verbotenen Hause).

Ich stieg am äußern Thore ab, und da die Verschnittenen mich jezt kannten, so ließen sie mich ohne Umstände hinein. Einer rief dem Andern zu, es wäre blos der Hakim (Arzt), und ich trat in den großen Hof, mitten unter die Frauenzimmer, ohne daß sie es jezt für nöthig fanden, sich vor mir zu verschleyern. Einige wandten freylich die Köpfe auf die Seite, welches mir Gelegenheit gab, die Schönheit ihrer Wangen und ihres Halses zu bewundern; und Einige, deren runzlige Hände das Geheimniß ihres Alters verriethen, rissen schnell ihre Rubunds (denjenigen Theil des Schleyers, welcher das Gesicht bedeckt) herab, sobald sie mich eintreten sahen. Es gab hier eine Menge der schönsten Frauen, aus allen Theilen des Königreichs; Georgierinnen, Armenierinnen und Mohamedanerinnen; ich sah aber nicht eine darunter so lieblich, als meine Kranke. — Ich ging langsam auf ihr Gemach zu, und fand Aga Jewah bereit, mich zu empfangen. Er führte mich sogleich in das Zimmer seiner Gebieterin, mit welcher er mich allein ließ. Ich zitterte an allen Gliedern, als ich mich dicht neben sie niederließ. Ich fing an zu fürchten, ihre Schönheit möchte mein Pflichtgefühl überwältigen; ich saß einige Zeit da, und wünschte zu reden, und zum Erstenmal in meinem Leben wußte ich nicht, was ich sagen sollte. Endlich brach sie die Stille und sprach: „Mirza, ich habe viel von deiner Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit, so wie von deiner Herzensgüte gehört . . ." Hier hielt sie ein wenig inne; aber ehe ich mich so weit sammeln konnte, um eine gebührende Antwort zu geben, fuhr sie fort: „Ich habe gleichfalls von der außerordentlichen Gunst vernommen, womit Se. Majestät, der König der Könige, dich beehrt. Ich bin ein unglückliches Frauenzimmer, und es stehet in deiner Macht, mir den wichtigsten Dienst zu leisten. Darf ich dir trauen, Mirza Ahmed? Oder willst du mich meinem Elende zur Beute lassen?" Sie sprach diese lezten Worte mit brechender Stimme, und blickte mich mit ihren schönen Augen bittend an. Die Thränen, die sich zusehends darin gesammelt hatten, brachen hervor, hingen auf ihren Wimpern, und rollten über ihre Wangen. Nicht in all der wollüstigen Schönheit des gestrigen Tages hatte sie mir so reizend geschienen. Sie schien Trost bey mir zu suchen. Was konnte ich thun? Ich schwor, daß ich das Gefährlichste für sie unternehmen wollte. „Du scheinst es aufrichtig zu meinen, fuhr sie fort, und ich will dir trauen. Damit du aber mein Unglück recht verstehen lernst, muß ich dich mit meiner traurigen Lebensgeschichte bekannt machen; denn jung, wie ich bin, habe ich bereits Vieles erlitten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus dem Journal einer Reise über die blauen Berge in Neu-Süd-Wales.

(Beschluß.)

Den 12. Oktober. Unsere Straße führte jezt über eine Reihe schöner offenen Ebenen. Diese werden Macquarie- und Bathurst-Ebenen genannt. In der erstern fällt der Fischfluß in den Macquarie. Wir kamen früh in Bathurst an, wo wir den Sonntag zuzubringen beschlossen. Ich konnte kaum glauben, daß ich an diesem Tage in Neu-Holland reiste, so ganz Englisch fand ich die Scene. Der Mangel an Holz benimmt den Hütten jezt das Ansehen der amerikanischen. Man baut hier von Torf, und die Dächer sind mit Stroh oder Rohr gedeckt. Die Ebene ist so groß, daß man sehen kann, so weit das Auge reicht; Hirten, Ochsen- und Schafheerden bilden oft den Gesichtskreis wie in Alt-Holland — eine Paul Potter- oder Cupp-Landschaft, welche hier zu Lande sel-

ten ist. Gegen Sonnenuntergang sahen wir einige beholzte Anhöhen, fern genug, um das goldene Blau hervorzubringen, welches Maler so gern haben. Man sieht den Rauch der Hütten von Bathurst meilenweit, welches nirgends in Australien der Fall ist. Hier sah ich auch den eingebornen Puterhahn.

Den 13. Oktober. Ein englischer Sonntag-Morgen. Schwere Nebel ziehen sich langsam hinweg, und bleiben in weißen Wolken auf den Hügeln hängen. Herr Marsden, der erste Kaplan der Kolonie, hielt den Gottesdienst in dem Regierungsspeicher, einem großen Gebäude von Backsteinen. Es waren ungefähr sechszig Personen, mit Einschluß der Soldaten und Verbannten, hier. Nach der Kirche besuchte ich die Hütten einiger Pflanzer, und fand die Eltern reinlich, und die Kinder sogar kostbar gekleidet. Rum, der Fluch der Kolonie, ist noch kaum hierher gedrungen, und glücklicher Weise ist die Stadt Bathurst noch nicht groß genug, um ein Wirthshaus erhalten zu können.

Den 15. Oktober. Dieß ist wirklich ein Land, welches voll Milch und Honig fließt, wenn es nur Pflanzer und Bienen gäbe. Die Verbannten-Knechte der Pflanzer thun fast nichts, als um ihre schmutzigen Torfhütten herumliegen, und haben so viel Milch, Fisch, Hammelfleisch und Mehl, als sie nur trinken und essen können. Die Eigenthümer des Viehs sehen dasselbe kaum einmal in sechs Monaten, und die Schäfer sind eben so nachlässig. Ein Eigenthümer, der sich entschließen könnte, auf seinem Gute zu leben, müßte hier bald reich werden. Mit der Ausnahme von zehn Meilen um die Stadt gestattet die Regierung das Land jenseits des Gebirges sehr willig an solche, die sich zur Vermehrung ihres Viehstandes verpflichten, und die Beschränkung ihrer Grenze ist jetzt häufig durch die Verwilligungen, welche an Andere geschehen. Sie erhalten eine Karte, mit dem Vorbehalte einer sechsmonatlichen Aufkündigung, auf einen Weideplatz von zwey Meilen nach jeder Seite von einem gewissen Mittelpunkte. Das wilde Zuchtvieh der Krone hat sich jetzt Hunderte von Meilen an dem Lachlenfluß und nördlich von Bathurst hin verbreitet, und wird die verbesserte Zucht der Pflanzer auf immer zerstören. Gerade so wie das Vieh, das man im Jahr 1795 in den sogenannten Kuhweiden entdeckt, und welches von den fünf Kühen und dem Farren abstammte, das, im Jahr 1788 von dem Lager zu Port-Jackson verlaufen, die edle Zucht des Herrn M'Arthur verdorben. Es ist hohe Zeit, daß dieses Vieh vertilgt werde. Einiges von den Kuhweiden ist gefangen und für die Regierung geschlachtet worden; aber da sie beym Versuch, sie für's Schlachten zu zähmen, alles Fleisch verlieren, so wäre es wohl am besten, man ließe sie todtschießen und auf der Stelle einsalzen, wenn dieses anders die Arbeit werth ist. Man pflegte sie sonst zu schonen, in dem Gedanken, daß sie der Niederlassung im Fall des Mangels dienen könnten; aber diese Gefahr ist jezt vorüber, und dieses Vieh dient nur noch zur Verlockung manches andern und zum Verderben des übrigen, so wie zur Versuchung mancher Verbannten, in die Wälder zu fliehen und die Kälber zu stehlen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs August.

(Fortsetzung.)

Ich habe mich lange enthalten, Ihnen eine Begebenheit mitzutheilen, die sich vor einigen Monaten hier ereignete, die aber unserer Nation keine Ehre macht, und über welche ich länger geschwiegen haben würde, wenn ich nicht erfahren hätte, daß man sich in Deutschland hier und da davon erzählt und zwar mit Verdrehungen und Zusätzen, welche oft den Tadel auf Personen fallen lassen, die solchen keineswegs verdienen. — Es ist leider bekannt genug, daß unter den hier ansässigen vornehmern Deutschen, besonders den Kaufleuten, wenig Gemeingeist oder Anhänglichkeit an's alte Vaterland und an die Landsleute herrscht. Mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen werden sie nach kurzem Aufenthalte mehr Engländer, d. h. steifer und zurückhaltender als die Engländer selbst, besonders wenn sie erst verheirathet sind, und in den meisten Fällen verschaffen selbst die besten Empfehlungen dem reisenden Landsmanne kaum eine kalte Einladung in den Schooß ihrer Familien; und an freundschaftliche oder wohlthätige Vereine für ausschließlich deutsche Zwecke ist unter diesen Klassen gar nicht zu denken. Anders ist es hierin unter den deutschen Handwerkern und Krämern, welche größtentheils im westlichen Theile der Stadt wohnen. Unter diesen bildete sich im Jahre 1817 ein Verein, genannt: Gesellschaft der Wohlthätigkeit und Eintracht, welche die Unterstützung verarmter Mitglieder sowohl als sonstiger armen Deutschen zur Absicht hatte, und dabey sich wöchentlich im freundschaftlichen Verhältnisse versammelte und bey der Pfeife Tabak und einem Glase Bier oder Wein über die Beförderung ihrer Zwecke berathschlagte. Ein gewisser Wilhelm Tim, damals erster Commis in einem geachteten Handlungshause, war Stifter und Sekretär dieser Gesellschaft. Sein anscheinender Eifer für das Beste derselben erwarb ihm die Achtung und das Zutrauen der Mitglieder, deren Anzahl sich wöchentlich vermehrte, indem viele gutgesinnte Deutsche von höherem Stande und besserer Erziehung, welche verzweifelten, unter ihres Gleichen einen ähnlichen Verein bilden zu können, sich an sie anschlossen. Schon zählte sie über zweyhundert Mitglieder, schon waren mehrere Hundert Arme von ihr unterstüzt worden, schon dachte man daran, ihr einen höheren Schwung und festere Dauer zu geben, als die angesehensten Mitglieder, die meistentheils zum Kaufmannsstande gehörten, theils durch die täglich anwachsende Impertinenz des Sekretärs, theils aus anderen Ursachen sich wieder aus derselben verloren. Der Sekretär entsagte seiner Stelle, sezte sein Amt aber, da sich niemand Anders fand, der es annehmen wollte, noch beynahe ein ganzes Jahr lang fort, und zu gleicher Zeit entdeckte es sich, daß er und der Schatzmeister schon seit zwey

Jahren ihre Bücher nicht verglichen hatten. Endlich fand sich ein neuer Sekretär, und es ward ein Ausschuß ernannt, der Tim's Rechnungen durchsehen sollte. Tim wußte denselben über zwey Monate hinzuhalten; und endlich fand sich nach einer oberflächlichen Untersuchung ein Deficit von ungefähr 130 Pf. St. Tim versprach das Fehlende in die nächste Versammlung zu bringen — machte sich aber inzwischen aus dem Staube. Die Reihe kam nun an den Schatzmeister: nach dem Geiste sowohl als dem Buchstaben der Gesellschaftsgesetze war er für das Fehlende verantwortlich; der ehrliche alte Mann hatte freylich an dem Verluste keine andere Schuld, als daß er Tim zu viele Nachsicht gezeigt. Die Gesellschaft hatte aber kein Recht, den Armen etwas zu verschenken; deßwegen drang ein Theil der Mitglieder, um des Beyspiels für die Zukunft willen, auf eine Entscheidung gegen den Schatzmeister, indem man zugleich zu verstehen gab, daß es demselben nachher überlassen bleiben sollte, so viel von dem Verlornen zu ersetzen, als er selbst für gut finden würde. Es kam zur Abstimmung: die Stimmen waren getheilt, und der Präsident entschied für die gänzliche Freysprechung des Schatzmeisters, und gab so ein Beyspiel, wie die Gesellschaft ungestraft getäuscht und geplündert werden könnte. Sogleich ließen sich eine Menge Mitglieder ausstreichen, und, wo ich nicht irre, ist die Gesellschaft jezt auf dreyßig bis vierzig Mitglieder herabgebracht, und den bestgesinnten hiesigen Deutschen für Jahre die Lust zur Stiftung eines neuen Vereins benommen. — Die Schweizer bleiben sich auch in England gleich; sie haben einen Verein, der schon über ein Jahrhundert besteht, und welchen ihre vornehmsten Kaufleute unterstützen; ihr Fond beträgt über 3000 Pfund Sterling.

Die Behandlung des Hrn. Buckingham in Calcutta und die Unterdrückung seines Journals ist neulich auch vor die Versammlung der Eigenthümer ostindischer Staatspapiere gekommen, und eine Mehrheit hat entschieden, daß die brittische Regierung in Indien nothwendig despotisch seyn müsse, und daher eine freye Presse in einem solchen Lande ein Unding wäre, weßwegen sich auch Engländer gefallen lassen müßten, des Landes verwiesen zu werden, wenn sie in ihren Schriften die Handlungen der Regierung tadeln wollen. Merkwürdig aber bleibt es immer, daß der General-Gouverneur keine Gewalt hat, wegen eines solchen Vergehens einen Eingebornen des Landes zu verweisen. Aber der Geist des Forschens ist auch unter diesen erwacht. Es hat sich seit Kurzem zu Calcutta ein Verein von vornehmen Eingebornen gebildet, deren Zweck es ist, sich nicht nur mit europäischen Künsten, Wissenschaften und Literatur bekannt zu machen, sondern dieselben auch mittelst herauszugebender Werke unter ihren Landsleuten in Bengalen zu verbreiten, nebst besondern Schriftchen, welche die Vorurtheile derselben beseitigen und solche zur gesunden Vernunft zurückführen sollen. (Frage: ist gesunde Vernunft mit einer despotischen Regierung verträglich?) Zur Beförderung dieser Zwecke sollten allerley mechanische und mathematische Instrumente nebst einem chemischen Apparat angeschafft, und ein Haus erbaut werden, worin die Zusammenkünfte der Mitglieder gehalten und ihre Sammlungen niedergelegt werden sollen. Auch soll eine hohe Schule zum Unterricht in den Künsten und Wissenschaften mit der Anstalt verbunden werden. Alles dieses ist für eine despotische Regierung gefahrdrohend.

Seit der vorigen Woche durfte Niemand, welcher mit einem Päckchen belastet war, durch den St. James-Park gehen, und die Schildwachen wiesen sogar Damen zurück, welche Arbeitsbeutel in den Händen trugen. Da der Durchgang durch diesen Park den arbeitenden Klassen höchst wichtig ist, und ein Umweg zu großem Zeitverlust führen müßte, so erhoben die Zeitungen so laute Klagen, daß der Befehl schon wieder zurückgenommen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, 23. August.

Den Nachkommen des alten Thespis scheint von ihrem Stammvater Eines geblieben zu seyn, die Lust zu wandern. Ehemals waren freylich die Gastrollen auf unsern Bühnen nicht sehr häufig; nur eminente Künstler pflegten zu reisen, und sie brachten als Creditiv einen wohlbefestigten Ruhm mit. Das hat sich nun anders gemacht, und jeder gewöhnlich gute Schauspieler bedingt sich in seinem Kontrakt einen jährlichen Urlaub, wie jede Braut, die sich nicht zu den Schlechten zählt, eine jährliche Badereise. Daraus entstehen Vortheile und Nachtheile für Theater und Publikum. Auf wenigen Bühnen kann jedes Rollenfach doppelt besezt werden, und besonders ist dieß der Fall mit den Helden und Heldinnen, Liebhabern und Liebhaberinnen. Da muß sich dann das Publikum oft gefallen lassen, Subjekte ohne Talent, ohne Bildung, bisweilen ohne körperliche Haltung und sogar der Deklamation noch unkundig, in den ersten Rollen auftreten zu sehen. Liebe ist das Hauptmotiv des modernen Schauspiels, aber ach, wenn nun vollends die Koulissenliebe auf der Scene erscheint, und der fromme Ernst der Poesie zur abgeschmackten Parodie wird! Auf der andern Seite hat es für das Publikum und die Schauspieler unverkennbare Vortheile, wenn sich bisweilen ein neuer tüchtiger Künstler zeigt. Jenes lernt vergleichen und gründlicher urtheilen; diese aber werden wenigstens zur Nacheiferung aufgeregt.

Unserm Theater ist es so gut geworden, in der lezten Zeit drey tüchtige Künstler — Löwe, Becker (aus Darmstadt) und Eßlair als Gäste zu begrüßen. Der erste entwickelte ein bedeutendes Talent für's Rührende in Ifflands Spieler, und ein höheres, für das Tragische, in Hamlet. Jede Bewegung zeigte Studium, und doch verrieth sich nie die Ueberlegung und das Streben nach Effekt.

Becker trat zuerst als Roderich (im Leben ein Traum) und als Hugo (in der Schuld) auf. Kraft und Feuer, so wie ein richtiger Blick in den Geist der Rollen, charakterisirten seine Darstellung; aber den Preis gewann er sich im Lustspiele. Sein junger Ruf in der Schachmaschine, sein Graf Werther in der beschämten Eifersucht, und sein Graf in Trau schau wem konnten als vollendete Darstellungen gelten, in denen sich ein reicher und gebildeter künstlerischer Geist entfaltete. Nur schade, daß er zum Theil schwach unterstüzt wurde.

Hrn. Eßlairs Verdienste sind zu bekannt, um noch einer Würdigung zu bedürfen. Genialität können wir ihm nicht zuerkennen, und eben darum keine höhere produktive Kraft, aber das Gegebene weiß er oft trefflich, oft meisterhaft zu gestalten.

Seitdem diese Künstler wieder von uns geschieden, scheinen wir mit dem Besten, was wir selbst besitzen, etwas geizen zu wollen. Mad. Neumann, Mlle. Maas, Hr. Demmer ꝛc. erscheinen seltner als sonst auf der Scene! — — — Jedem Talent seine Ehre, aber auch jedem seinen Platz, und der Impotenz gleichfalls den ihrigen.

X. Y. Z.

Beylage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 209.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 31. August 1824.

Es drängt das stumme Leid sich in das Leben,
Damit es in dem allgemeinen Jammer
Der Menschheit sich verzehre und verklinge;
Denn, kann es Mitgenossen sich erstreben,
So ist es leichter, daß in stiller Kammer
Des Herzens Lieb' und Leiden sich bezwinge.

Georg Döring.

Besuche im Harem, von Mirza Ahmed Tubieb.

Zweyter Besuch.

(Fortsetzung.)

Meiram's Geschichte.

„Ich ward als Christin geboren; mein Vater war Priester in einem kleinen armenischen Dorfe in Karabaugh. Meine Mutter starb so früh, daß ich mich ihrer nicht mehr erinnere; aber ich habe meinen Vater so oft von ihr sprechen hören, daß es mir zuweilen däucht, als erinnerte ich mich ihrer. Ich war ihr erstes und einziges Kind, weßwegen mein Vater mich zärtlich liebte, besonders weil er glaubte, mein Gesicht gleiche der Gattin, die Gott von ihm genommen. Er war bereits ein Greis, und seine einzige Freude war, mich zu lieben, und gewissenhaft die Pflichten seines Amtes zu erfüllen. Er lehrte die Dorfjugend Lesen und Schreiben, und ward von allen seinen Zöglingen geliebt, denn er lebte viele Jahre bey ihnen, und hatte ein so gutes Herz, daß er gegen Jeden freundlich war. Die Leute im Dorfe gaben uns Getreide genug zum Brode, und viele machten uns noch andere Geschenke. Unsere Wohnung war ein kleines Haus neben der Kirche, und wir litten an nichts Mangel.

„Ich mochte ungefähr zwölf Jahr alt gewesen seyn, als an einem Sonntag Abend mein Vater unserm einzigen Diener, Minus, befahl, die Kerzen in der Kirche für die nahe Betstunde anzuzünden. In ein Paar Minuten kam Minus athemlos zurückgestürzt, und sagte meinem Vater, ein Trupp Reiter komme die Straße herab, gerade aufs Dorf zu. Kaum hatte er ausgeredet, als ich einen Schuß vernahm, und dann wieder einen, und dann kamen sie so dicht hinter einander, daß ich sie nicht mehr zählen konnte. Wir liefen alle ans Fenster, und sahen die Leute des Ortes in Haufen vorbeystürzen; wehklagende Mütter mit Säuglingen in den Armen, schreyende Kinder hinter ihnen her, Greise, welche jammernd ihre Kleider zerrissen und sich die Haare rauften, und Weiber, welche laut weinend sich die Brüste schlugen, waren wild durch einander gemischt. Hinter diesen kamen junge Männer des Dorfs, welche zum Theil bewaffnet waren, und sich noch immer zu vertheidigen schienen; einige darunter waren verwundet und blutend, und einige sogar sah ich todt auf der Straße niederstürzen. Nach einiger Zeit hörte das Schießen auf, und es erhob sich ein schreckliches Gejauchze. Ich hörte den herannahenden Hufschlag vieler Pferde, und gleich darauf kam ein Haufe bewaffneter Reiter mit dem Rufe: „Allah! Allah!“ wüthend die Straße herabgesprengt. Ich wußte nicht, was es für Leute waren; aber als mein Vater sie sah, rief er: „Gott erbarme sich unser! denn das sind die Perser!“ Der schwache Widerstand, der bisher gemacht worden war, hatte jezt gänzlich aufgehört. Alle, die da hatten entfliehen können, waren fort, Mehrere waren todt. Jezt stiegen die Räuber von

ihren Pferden, brachen in die Häuser, bemächtigten sich aller Kinder, deren sie habhaft werden konnten, und zogen diejenigen darunter nackend aus, deren Kleider einigen Werth hatten, und banden sie dann fest. O, es war ein schrecklicher Anblick, ihre jugendlichen Glieder so mit Stricken gebunden zu sehen, und es schaudert mir noch jetzt, wenn ich daran denke! Bald aber sollten wir selbst das Elend empfinden, welches wir bisher an andern bedauert hatten.

„Die Schurken brachen auch in unsere kleine Wohnung; ich lief schreyend zu meinem Vater; sein Gesicht war blaß, und eine Thräne trat ihm ins Auge, als er mich in die zitternden Arme faßte und rief: „Mein Kind! mein Kind!“ Ich sah sie kommen, und verbarg mein Gesicht an meines Vaters Busen, denn mir grauete, so schwarze und schreckliche Männer anzusehen, und dort hatte ich mich mein ganzes Leben lang sicher gewußt. Jetzt aber fand ich keinen Schutz mehr an diesem Heiligthume, man ergriff mich, und riß mich von demselben hinweg; aber er blieb noch immer an mir hängen, weinte laut und rief zu Gott um Hülfe; doch Alles vergebens, denn die Feinde waren jung und stark, und er war alt und schwach. Als er sich zuletzt gänzlich von mir getrennt fühlte, gab ihm die Verzweiflung Stärke; er rang mit dem Manne, der mich hielt, und faßte mich noch einmal in seine Arme. Da sah ich den bloßen Dolch über uns erhoben: er fiel wie ein Blitz herab, und mein Vater sank unter demselben. Ich beugte mich fast bewußtlos über ihn; er faßte mich in seine Arme, wollte sprechen, aber der Athem, mit dem er mir vielleicht seinen Segen geben wollte, floh mit seinem Herzblute aus der Todeswunde. Selbst der Mörder stand stumm und überwältigt da. Eine Weile starrte ich das geliebte blasse Gesicht des gemordeten Vaters an, bis mir zuletzt die Sinne vergingen, und ich ohnmächtig niederfiel.

„Wie lange ich in diesem Zustande gelegen haben mochte, ist mir unbekannt; als ich aber erwachte, fand ich, daß man mich aller meiner Kleider beraubt, und mich in den Priesterrock meines Vaters gehüllt hatte. Lange wußte ich nicht, wo ich war, und das Vorgefallene erschien mir wie ein schrecklicher Traum bey halbem Schlafe; allmählig aber stellte sich mir die furchtbare Wirklichkeit dar. Als ich mich umwandte, um zu sehen, wo ich wäre, berührte mich etwas Klebrig-nasses und Kaltes; ich sah nach, was es seyn möchte — da erblickte ich den Riß, das verdeckte Blut: es war das Blut meines Vaters, das so kalt gegen meinen Busen schlug, ich erkannte es. Ein kalter Schauer überlief mich, und ich stieß einen Schrey des herzzerreißendsten Entsetzens aus. Man kam, um mich zu beruhigen: Aber wer? Meines Vaters Mörder! Ich riß den Rock von mir, ohne zu bedenken, daß es meine einzige Hülle war, und stand, ohne Kenntniß meiner Scham, nackend vor den Barbaren. Ihr lautes, wildes Gelächter brachte mich zur Besinnung zurück, ich sank, von meinem Schamgefühl niedergedrückt, zu Boden, und weinte und schluchzte laut. Einer, mitleidiger als die Uebrigen, nahm eine Decke von seinem Pferde, und warf sie über mich. Ich dankte ihm innig, denn es war mir ein kostbares Geschenk; und als er sich wegwandte, da schien mir's, als könnte ich eine menschliche Rührung in seinem Auge lesen. Ich würde Alles darum gegeben haben, wenn er bey mir geblieben wäre; aber er entfernte sich. Ich saß nun einige Zeit da und weinte, ohne einen Bekannten zu sehen. Nach und nach brachte man andere Bewohner unsers Dorfes gefangen herbey. Wir warfen uns schüchterne Blicke zu, fürchteten uns aber, zu reden, bis man endlich Einen herbeyführte, der, wie ich gehofft hatte, entronnen war. Er war blaß und erschöpft; sein Auge fiel auf mich. Ich sprang auf, um mich ihm in die Arme zu werfen; als er aber die seinigen gegen mich öffnete, erblickte ich eine gräßliche Wunde auf seiner Brust. Das Schwert eines persischen Räubers hatte sie ihm geschlagen. Zu irgend einer andern Zeit würde ich mich ihm in seinem Zustande nicht haben nähern können; doch die Begebenheiten einiger wenigen Stunden hatten mich so verändert, daß ich mich ihm ans Herz geworfen haben würde, hätte nicht ein Elender, der unsere Bewegungen erblickte, ihn mit einem fürchterlichen Streich zu Boden geschlagen. Man ergriff mich dann und führte mich weiter, und es war meines Vaters Mörder, der es that.

(Der Beschluß folgt.)

Proben treuer Uebersetzung aus der griechischen Anthologie.

Von Joseph Bergmann.

Lebensleiden.

Welchen Lebenspfad sollst wohl du betreten? Im Forum
  Schwere Prozesse und Streit'; Sorgen erwarten zu Haus'
Dich; es ist Arbeit genug auf dem Land'; auf dem Meere Gefahr und
  Schrecken, und in der Fremd' Furcht, wenn nur etwas du hast.
Schmerzlich ist es, wenn du darbst; bist Gatte, so quälen dich Sorgen;
  Wenn du ehelos bleibst, lebest zu einsam dahin.
Kinder — nur Müh'; bist du kindlos, so ist dein Leben verstümmelt,
  Leicht ist der Jüngling, schwach und unbehülflich der Greis.
Wäre die Wahl doch gegönnt, entweder nimmer geboren,
  Oder bey der Geburt plötzlich gestorben zu seyn!

Poseidippos.

Lebensfreuden.

Gegenstück.

Nach Lust magst du den Pfad des Lebens betreten! Im
Forum
Kluge Verhandlung und Ruhm; Ruhe erwartet zu
Haus'
Dich; die schöne Natur auf dem Land'; auf dem
Meere Gewinn und
Reichthum, und in der Fremd' Ehre, wenn etwas
du hast.
Allein weißt du die Noth, wenn du darbst; bist aber
du Gatte,
Wohl ist bestellet dein Haus; ehelos lebest du frey.
Kinder — nur Lust; unbesorgt ist ein kinderlos
Leben; der Jüngling
Kräftig und stark; der Greis wiederum kindlich
und fromm.
Nicht doch sey von beyden die Wahl uns, nimmer geboren
Oder gestorben zu seyn. Alles im Leben ist
schön!

Metrodoros.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs August.

(Beschluß.)

Unter den vielen Romanen und Novellen, welche in den letzten Zeiten aus den Federn von Schottländern geflossen sind, steht ein Bändchen von einem ungenannten Verfasser, betitelt: Confessions of a justified Sinner (Bekenntnisse eines gerechtfertigten Sünders) oben an. Es ist die Verkörperung einer Idee, welche in England und Schottland zu den Zeiten der Bürgerkriege und Revolution großes Unheil gestiftet hat, und welche mit dem Eifer, womit sie in unsern Tagen auf's Tapet gebracht worden ist, und fortwährend eingeschärft wird, eben so schreckliche Folgen haben kann; nämlich der Glaube an eine ewige Vorherbestimmung, eine unbedingte Seligmachung durch die Gnade Gottes, unangesehen der Herzensreinheit und des Lebenswandels eines Menschen. Der Verfasser zeigt im gegenwärtigen Werkchen, wie ein solcher Saame auf einem schlechten Boden wuchern könne, wie ein böses Herz, das sich durch theologisches Geschwätz und unsinniges Geplapper einmal in die Ueberzeugung gewiegt, daß es zum ewigen Leben bestimmt, und daß für den einmal Erwählten kein Rückfall möglich sey, solche als einen Freybrief zum Laster und zu den gröbsten Verbrechen betrachtet, die es gegen die Weltkinder verübt, ja solche für verdienstlich und von der Gottheit vom Anbeginne der Welt an für verordnet hält. Der Schauplatz der Geschichte ist im südlichen Schottland, Glasgow und Edinburg, und, wie es scheinen möchte, auf eine Volkssage und zum Theil auf geschichtliche Dokumente gegründet, und die Zeit im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Der Verfasser, dünkt mich aber, schadet dem heilsamen Eindruck, welchen sein Büchlein hätte machen können, und welchen er offenbar dadurch, daß er dem Ganzen durch die Einführung des Teufels, welcher den (in seinen eigenen Augen) gerechtfertigten Sünder in der Gestalt eines Jünglings verführt und zu den gräßlichsten Thaten verleitet, den Stempel der Unmöglichkeit aufdrückt, obgleich in einer andern Hinsicht dieses dem Werke das größte Verdienst gibt. Ich hoffe ein Auszug aus diesem interessanten Werke werde den Lesern des Morgenblattes nicht unwillkommen seyn, und wähle hierzu den Charakter des „Gerechtfertigten," seine Aufnahme unter die Anzahl der Auserwählten und seine erste Zusammenkunft mit dem geheimnißvollen Wesen, welches ihn nachher durch's ganze Leben und bis zum elenden Selbstmord begleitet. „Daß ich ein großer, ein ungemeiner Sünder war, bekenne ich. Doch hatte ich Hoffnung zur Vergebung, indem ich niemals aus Grundsatz, sondern durch Zufall sündigte, dabey bemühte ich mich auch immer, diese Sünden in der Masse zu bereuen, da es einzeln unmöglich war; und ob mir gleich meine Versuche nicht immer gelangen, so war das nicht meine Schuld; da mir die Gnade der Reue entzogen war, so hielt ich mich nicht im Geringsten verantwortlich für den Mangel derselben. Ueberdieß enthielt ich mich der Sünden, welche in der Offenbarung als ausschließlich angegeben sind. Besonders brachte ich mich dahin, daß ich weibliche Schönheit verachtete, wo nicht verabscheuete, und betrachtete solche als die größte Schlinge, welcher der Mensch unterworfen, und obgleich junge Burschen und Mädchen und selbst alte Weiber (meine Mutter unter andern) mich ein unnatürliches Vieh nannten, so war ich doch auf meine Gleichgültigkeit stolz, und bin noch heute stolz, dieser gefährlichsten aller Schlingen entgangen zu seyn. Auch hielt ich mich von den Sünden des Götzendienstes und des Unglaubens frey, welches beyde Todsünden sind; und ich glaube, ich hatte damals nicht über vier von den zehn Geboten verlezt, d. h. im eigentlichen Sinne gebrochen. Dabey aber war ich doch zu vernünftig, um zu glauben, daß meine guten oder bösen Thaten den geringsten Einfluß auf die ewigen Sätze Gottes hinsichtlich meiner Seligsprechung oder Verdammung haben könnten. Ich verließ mich gänzlich auf das Geschenk der freyen Gnade, indem ich alle die Gerechtigkeit des Menschen wie schmutzige Lumpen ansah, und an die große und herrliche Wahrheit glaubte, daß, je schwerer der Gläubige mit Sünden beladen, desto willkommner er am Thron der Gnade ist. Und ich habe Ursache zu glauben, daß es dieses Zutrauen und dieser Glaube war, welche zulezt meine Annahme vor demselben erwirkten.... Wie der sündige König von Israel war ich eine Zeit lang im Stillen vor dem Herrn gewandelt. Ich war für meine Vergehungen gedemüthigt worden, und so weit ich mich erinnere, bereute ich auch die Anzahl und Abscheulichkeit derselben. Ueberdieß hatte mich mein ehrwürdiger Vater jeden Tag über den Zustand meiner Seele befragt, und meine Antworten schienen ihm zuweilen Zufriedenheit gewährt zu haben, zuweilen nicht. Meine Mutter sprach immer und ewig von meinem Glauben; dennoch, obgleich ich sie für eine Christin kannte, bekenne ich, daß ich allzeit ihre verwirrten Lehren verachtete, und auch gegen ihre Person keine Achtung hatte. Ich bekenne es frey, und glaube, es war eine Strafe, die ihr der Himmel wegen ehemaliger Sünden auflegte, und daß ich es nicht in meiner Macht hatte, anders gegen sie zu handeln als ich that. In dieser Gemüthsstimmung war ich, als eines Morgens bey meinem Eintreten in's Zimmer mein ehrwürdiger Vater von seinem Stuhle aufstand, mir entgegen kam, mich umarmte und mich in die Gemeinschaft der Gerechten auf Erden bewillkommte. Ich verstummte, und vermochte mein Erstaunen nur durch Blicke zu erkennen zu geben. Meine Mutter kam auch zu mir, küßte mich mit Thränen, und nachdem sie zahllose Segnungen auf mein Haupt herabgerufen, bewillkommte sie mich auch in die Gesellschaft der vollkommen gemachten Gerechten. Hierauf nahmen mich Beyde bey der Hand, und mein ehrwürdiger Vater erklärte mir, wie er, wie der Patriarch der Vorzeit, mit Gott gerungen, nicht eine Nacht blos, sondern Tage und Jahre lang, und das in Bitterkeit und Seelenangst um meinetwillen; daß er aber endlich gesiegt, und jezt die lange und ernstlich gewünschte Versicherung meiner Aus-

nahme vom Allmächtigen durch das Verdienst seines Sohnes gewonnen hätte; daß ich jezt eine gerechtfertigte Person und unter den Kindern Gottes aufgenommen — mein Name in dem Lebensbuche des Lammes aufgezeichnet wäre, und daß weder ein vergangenes Vergehen, oder irgend eine künftige Handlung von mir oder andern Menschen diese Verordnung erreichen oder vernichten könnte. „Alle die Mächte der Finsterniß, fezte er hinzu, sollen dich nicht wieder aus deines Erlösers Hand reißen können. Und jezt, mein Sohn, sey stark und fest in der Wahrheit. Lehne dich gegen die Sünde und sündige Menschen auf und widerstehe ihnen bis auf's Blut, wie viele der Gläubigen dieses Landes gethan haben, und dein Lohn wird doppelt groß seyn. Ich bin von deiner Annahme durch das Wort und den Geist dessen versichert, der nicht irren kann, und deine Heiligung und Reue zum Leben werden in ihrer Zeit schon folgen. Freue dich und sey dankbar, denn du bist wie ein Brand aus den Brennenden hervorgerissen, und jezt ist deine Erlösung gewiß und versiegelt.“ Ich weinte vor Freude, auf diese Weise von meiner Freyheit von aller Sünde und der Unmöglichkeit meines Rückfalles versichert zu seyn. Ich sprang hinaus in's Feld und in's Gebüsch, um meinen Geist im Gebete vor dem Allmächtigen für seine Güte gegen mich auszugießen; mein ganzes Wesen schien sich erneuert zu haben; jede Nerve regte sich mit neuem Leben; ich fühlte, als wenn ich hätte in die Luft fliegen oder über die Gipfel der Bäume springen können. Mein Triumph hob mich so zu sagen weit über die Erde und die sündlichen Geschöpfe, die auf ihr herumkriechen, hinweg; und ich dünkte mich wie einen Adler unter den Menschen, der hoch emporschwebte und mit Mitleiden und Verachtung auf die niedrigen Geschöpfe unter mir hinabblickte. Auf dieser Wanderung erblickte ich einen jungen Menschen von geheimnißvollem Ansehen, welcher mir entgegen kam. Ich suchte ihn zu vermeiden, da ich meine Gedanken allein zu haben wünschte; aber er warf sich so in meinen Weg, daß ich ihm nicht auszuweichen vermochte; ja mehr, ich fühlte mich wie durch eine unsichtbare Macht oder einen unwiderstehlichen Zauber zu ihm hingezogen. Als wir einander näher kamen, begegneten sich unsere Blicke, und ich kann nicht das außerordentliche Gefühl beschreiben, das mich in jenem Augenblicke durchfuhr; ein Augenblick, welcher für mich die furchtbarsten Folgen hatte; der Anfang einer Reihe von Abenteuern, welche mich verwirrt, und die Welt verwirren werden, wenn ich nicht mehr bin.... Der fremde Jüngling und ich näherten uns einander schweigend und langsam mit aufeinander gerichteten Augen. Wir näherten uns, bis nicht mehr als eine Elle Entfernung zwischen uns blieb, und dann blieben wir stehen und starrten und maßen einander vom Kopf bis zu den Füßen. Wie groß war mein Erstaunen, als ich bemerkte, daß er dasselbe Wesen war, wie ich selbst! Die Kleider waren dieselben bis auf den kleinsten Gegenstand. Die Gestalt dieselbe, das Ansehen des Alters, die Farbe der Haare, die Augen, und so weit ich mich vom Spiegel her erinnern konnte, waren auch die Gesichtszüge dieselben. Anfangs glaubte ich, ich sähe eine Erscheinung, und daß mir in diesem wichtigen Lebenspunkt mein Schuzengel sichtbar geworden; aber dieses sonderbare Wesen las meine Gedanken in meinen Blicken, und kam den Worten zuvor, die ich aussprechen wollte. „Du hältst mich für deinen Bruder, sagte er, oder dein zweytes Ich. Ich bin wirklich dein Bruder, nicht nach dem Fleische, sondern in meinem Glauben an dieselben Wahrheiten und mein Vertrauen auf dieselbe Erlösungsweise, gleich welchen ich nichts so groß oder glorreich auf Erden kenne.“ „Dann bist du ein passender Gefährte für meinen gegenwärtigen Zustand, sagte ich, denn dieses ist eine freudenvolle Zeit für mich im Geiste. Ich bin auf dem Wege, dem Allerhöchsten für meine Erlösung von den Banden der Sünde und des Elends meinen Dank abzustatten. Willst du mir mit Herz und Hand in meinen jugendlichen Danksagungen beystehen, so wollen wir Beyde miteinander beten gehen; wo aber nicht, so gehe du deines Weges und ich gehe den meinigen.“ „Ah du weißt nicht, mit wie vielem Vergnügen ich dich begleite, und an deiner erhabenen Andacht Theil nehme, sagte er indrünstig. Dein Zustand ist wahrhaft beneidenswerth, aber ich bin davon belehrt worden, und komme, ein demüthiger Schüler von dir zu werden, um mich in dem wahren Wege zum Heil einweihen zu lassen, durch Gespräche mit dir, und wo möglich durch den Beystand deiner Gebete.“ Diese Rede erhob meinen geistlichen Stolz über alle Maßen; ich nahm den Ton des Lehrers an, und befragte diesen außerordentlichen Jüngling hinsichtlich seiner religiösen Grundsäze, wobey ich ihm plump erklärte, daß, wäre er Einer, welcher die Seligkeit um seiner guten Werke willen erwartete, ich keine Gemeinschaft mit ihm haben wollte. Diesen entsagte er sogleich mit der größten Wärme und versicherte, daß er denselben Glauben hätte, wie ich. Ich fragte ihn, ob er an die ewigen und unwiderruflichen Schlüsse Gottes, hinsichtlich der Erlösung und Verdammung aller Menschen, glaubte? Er erwiederte ja, und sezte hinzu: was würde alles Andere, an das er glaubte, bedeuten, wenn er nicht dieses glaubte? Wir fuhren nun fort, uns über unsre verschiedenen anderen Glaubenspunkte zu verständigen, und er stimmte in Allem ein, was ich sagte, ja, wie mir es damals schien, führte dieselben oft auf's äußerste, so daß ich eine geheime Furcht hegte, er beginge eine Gotteslästerung. Aber er hatte eine so eigne Art, und zeigte eine solche Achtung gegen alle meine Meinungen, daß ich mich ganz bezaubert von ihm fühlte, dabey aber eine Art von Furcht vor ihm empfand, die ich mir nicht erklären konnte, und mehreremale empfand ich eine unwillkürliche Lust, ihm durch eine schnelle Entfernung zu entgehen. Er schien aber meine Gedanken vorherzusehen, und wußte ihnen jedesmal durch eine für mich anziehende Wendung im Gespräche eine andere Richtung zu geben. Er verbreitete sich besonders über den Grundsaz von der Unmöglichkeit des Rückfalls derjenigen, welche einmal im Bunde Gottes auf- und angenommen wären, denn er schien zu wissen, daß auf dieses Vertrauen alle meine Hoffnungen sich gründeten.“ — Genug, dieses geheimnißvolle Wesen, welches, um sich in eines Andern Gedanken und Ansichten zu finden, immer dessen Züge anzunehmen schien, wußte ihn mit seinen theologischen Spizfindigkeiten so lange herumzufoppen, bis er das Beten vergaß, und endlich so verändert nach Hause kam, daß Vater und Mutter ihn kaum kannten und ihn beynahe behext glaubten. Am folgenden Tag weihte ihn sein Vater zum Schwerte in der Hand Gottes zur Ausrottung der Gottlosen, welche durch gute Werke selig werden wollten; und diese Bestimmung findet der junge Held weit besser mit seiner Stimmung verträglich und auch vernunftgemäßer als das Predigeramt, welches er für ganz nuzlos hält, da diejenigen, welche von ewig her zum Heil bestimmt sind, dasselbe nothwendigerweise erlangen müßten, hingegen diejenigen, welche zur Verdammniß geboren, doch nicht bekehrt werden könnten. Er sieht hierauf seinen neuen Bekannten wieder, den er für den Czar Peter, der damals in Europa herumreiste, zu halten geneigt ist, und dem er sich allmählig, troz der bessern Stimme im Innern, die ihn beständig warnt, so sehr hingibt, daß er ihn im Namen der Religion zuerst einen edeln Prediger, dann seinen eignen Bruder und zulezt seine Mutter ermorden läßt. — Da das Werk ohne Zweifel in's Deutsche übersezt werden wird, so mag ich dem Vergnügen seiner künftigen Leser durch eine nähere Zergliederung nicht weiter vorgreifen.

Beylage: Literaturblatt Nro. 70.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 210.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 1. September 1824.

— Diese glänzende Reine des Aethers, dieß ewig vermählte
Zeitigen, Keimen und Blühn, diese so mild vom Olymp
Ueber die Schöpfung ergoßnen lebendigen Tinten der Jugend,
Und der Begeisterung Hauch glühend am Grabe der Zeit:
— — Das ist es, was Menschen und selber unsterblichen Göttern
Hier mit so warmer Magie freundlich den Busen umfängt.

Matthisson.

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung von Nr. 174.)

Daß ein Land, wie Griechenland, in welchem rauhe Felsen und von ewigem Schnee bedeckte Berge mit fruchtbaren Ebenen und reizenden Thälern abwechseln, auch eine große Mannigfaltigkeit des Klima's haben müsse, läßt sich leicht erwarten; allein eben diese Abwechselungen tragen dazu bey, das Klima im Ganzen noch angenehmer zu machen. Zwischen dem 36sten und 41sten Grade der Breite eingeschlossen, hat Griechenland gerade die Lage, die man für die schönste auf unserm Planeten halten kann. Gleich frey von den versengenden Sonnenstrahlen der heißen, und von der erstarrenden Kälte der Polar-Zonen, ist hier die Natur immer ungeschwächt, der Boden immer grün, die Bäume immer mit Laub, Blüthen oder Früchten bedeckt, und die Bewohner dieses glücklichen Landes genießen zugleich die edelsten Früchte der tropischen Länder, und die milde Temperatur der gemäßigten Zone. Hier scheint die Natur sich gefallen zu haben, von den Annehmlichkeiten und den vorzüglichsten Produkten aller Klimate vom Pol bis zum Aequator, die man in jedem nur einzeln oder mit Wermuth vermischt antrifft, Proben oder einen Auszug ohne allen unangenehmen Zusatz zu liefern. Die Hügel, Ebenen und Thäler Griechenlands bringen die ausgesuchtesten Früchte der tropischen Länder hervor, indeß die Berge, deren Gipfel in die Wolken reichen, mit den Pflanzen der Polar-Länder bedeckt sind. Die Nachbarschaft der See, die Gebirge Arkadiens, der Olymp, Pindus, Parnaß, kühlen die Luft unaufhörlich ab, indeß die Thäler einen immerwährenden Frühling genießen. Alle Reisende sprechen mit Entzücken von dem Winter in Athen, wo das Thermometer fast nie unter den Gefrierpunkt fällt oder über 25 Grad Reaumur steigt, und von dem Herbst auf den griechischen Inseln, wo jeden Abend zur nämlichen Stunde ein sanfter Seewind die Hitze des Tages abkühlt. Aus der reinen Luft und der milden Temperatur des griechischen Himmels strömt auf die Bewohner der Erde das schönste Geschenk der Natur, Gesundheit, herab, und ein Leben von mehr als hundert Jahren ist in diesem Lande, wo es der Mühe werth ist zu leben, nichts Seltenes. Dieß ist das getreue Gemälde von Griechenland im Ganzen; indessen ist schon bemerkt, daß einzelne Theile dieses Landes, so klein es ist, ein sehr verschiedenes Klima haben. Auf den Ebenen Thessaliens, die 1200 Fuß über der Meeresfläche liegen, und noch mehr auf den Gebirgen Arkadiens, ist der Winter so strenge, wie in England, und die Bewohner der sumpfigen Küste von Achaja haben durchgängig ein kränkliches Ansehen. Allein auch dieß ist eine Folge des Drucks, unter dem die Nation seufzet, und des daraus entstehenden Mangels an Kultur und Industrie, den man nicht den unglücklichen Einwohnern zur Last legen muß.

Ein anderes, nicht weniger schätzbares Geschenk der Natur ist die große Fruchtbarkeit des Bodens, und die reiche Mannigfaltigkeit seiner Produkte. Selbst da, wo

der Boden zum Ackerbau weniger tauglich ist, treibt er von selbst Thymian, Majoran und eine Menge anderer aromatischer Kräuter, die nicht blos den Heerden der Einwohner, sondern auch ihren Nachbaren eine reichliche und nahrhafte Weide geben. Wenn die albanischen Hirten durch die rauhe Witterung von ihren Bergen vertrieben werden, so verlassen sie ihr freyes Vaterland, und unterwerfen sich der Tyranney der türkischen Bey's, um ihre Heerden in das schöne Griechenland zu treiben, auf dessen Triften sie den Winter zubringen.

Um sich zu überzeugen, wie viel die Natur für dieses begünstigte Land gethan hat, muß man bedenken, wie sehr das Schicksal und die Unterdrückung übermüthiger Eroberer seit langer Zeit dem Allen entgegengewirkt hat. Wenn man die neuern Griechen der Trägheit und der Vernachlässigung der reichen Gaben, die sie der Natur verdanken, beschuldigt, so muß man nicht vergessen, daß Sicherheit des Eigenthums und die Ueberzeugung, daß man für sich oder seine Familie, und nicht für Fremde, arbeitet, die einzige Ermunterung zum Fleiß ist. Wenn man den traurigen Zustand beklagt, in dem sich das schönste Land der Erde befindet, so wird man auch gerecht genug seyn, zu erkennen, wer daran Schuld ist. Allein auch hier zeigt sich die Natur mächtiger, als Alles, was die Menschen unternehmen, um ihre Plane zu vereiteln. Der griechische Boden ist seit Jahrhunderten vernachlässigt, und dennoch bringt er im Ueberfluß eine Menge Produkte hervor, die jedes weniger gemißhandelte Land zum reichsten der Erde machen würden.

Die Kornfelder in den Ebenen von Thessalien, Böotien, Eleusis, Korinth, Argos, Arkadien, sind durch zweytausend Ernten nicht erschöpft, sondern bringen noch jedes Jahr ohne Dünger einen Reichthum von Weizen, Reis, Gerste, Mais, Hirse, Bohnen, Sesam, Tabak u. s. w. hervor. Von Weizen allein hat Griechenland acht verschiedene Arten, und man kann annehmen, daß die Felder im Durchschnitt, ohne viele Arbeit, das fünfzehnte Korn tragen. Das gesegnetste Kornland ist Messene im Peloponnes, das schon im Alterthum wegen seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit berühmt war. Die Messenier machen jährlich zwey reiche Weizen-Ernten.

Eine andere Quelle des Reichthums geben die Wälder und Obstgärten. Der Wollebaum und Oelbaum wachsen in allen Gegenden Griechenlands. Thessalien allein liefert jährlich 600,000 Pfund Baumwolle, und die Olive, das Geschenk der Minerva, macht den Reichthum von Attika aus. Die zehn verschiedenen Arten von Oliven, die hier einheimisch sind, werden theils in Salz, Essig, Oel oder Trauben-Syrop eingemacht, um zur Speise zu dienen, theils wird daraus Oel gepreßt, das einen wichtigen Handelsartikel ausmacht. Die Athenienser haben die Dankbarkeit, die sie gegen die Geberin des Oelbaums fühlten, und den hohen Werth, den sie auf dieses Geschenk legten, in folgender Fabel der Nachwelt hinterlassen. Minerva hatte mit dem Neptun gewettet, wer von ihnen Athen das beste Geschenk machen würde. Sie brachte den Oelbaum, Neptun das Pferd hervor; der versammelte Rath der Götter erkannte den Oelbaum für nützlicher, und die Stadt erhielt den griechischen Namen der Göttin, Athene.

(Die Fortsetzung folgt.)

Besuche im Harem, von Mirza Ahmed Tubied.

Zweyter Besuch.

(Beschluß.)

„Die Feinde blieben die ganze Nacht hindurch im Dorfe, um die Häuser vollends auszuplündern, nach Geld zu graben, und die Gefangenen zu martern, um ihnen Geständnisse von etwa verborgenem Gelde abzupressen. Sie fanden manche kleine Summe, das sauer erworbene Ersparniß armer Taglöhner, und die Theilung derselben gab zu manchem Wortwechsel unter ihnen Anlaß, wobey oft die Dolche gezogen wurden. Andere fanden Wein, und tranken bis zur Raserey. So ging die Nacht vorüber.

„Am Morgen vor Tagesanbruch fingen sie an aufzubrechen, und trieben all das Vieh des Dorfes, Pferde, Kühe und Büffel, vor sich her, auf denen sie mitunter ihre schwächeren Gefangenen reiten ließen. Die armen Thiere brüllten traurig nach ihren zurückgelassenen Kälbern, und als man anfing, auch die Einwohner wegzutreiben, erhob sich ein solches Jammergeschrey, daß ich meinte, sie wären jetzt daran, uns Alle zu schlachten. Allmählig aber verlor es sich. Man setzte mich auf einen Büffelochsen, und trieb das Thier mit dem Speere vorwärts. Ich weiß nicht, wie weit wir diesen Tag ritten, aber ich verging beynahe vor Müdigkeit und Schmerz. In diesem traurigen Zustande lag ich die ganze Nacht und zitterte vor Kälte, und sollte am Morgen die Reise wie gestern fortsetzen, als derselbe gute Mann, der mich zuerst bemitleidet hatte, etwas zu dem sagte, in dessen Gewalt ich mich befand, und ihm Geld gab. Hierauf setzte der gute Mann mich hinter sich auf sein eigenes Pferd, legte mir einen weichen Filz unter, und band mich an sich, damit ich nicht herabfiele; wenn ich dann schrie, wenn das Pferd schnell ging, und meine wunden Glieder mich schmerzten, so ließ er es langsamer gehen. Es dünkte mich sonderbar, daß ein solcher gefühlvoller Mann sich in die Gemeinschaft von den übrigen Schurken begeben hatte.

„Mehrere Tage indessen reisten wir in der Gesellschaft der andern Gefangenen; dann schlugen wir eine andere Straße ein, und am nächsten Tage kamen wir zu der Wohnung des guten Mannes. Anfangs sahen mich seine

Weiber scheel an; als er aber mit ihnen gesprochen, wurden sie sehr freundlich, und sagten mir, man würde mich zum Könige bringen, von dessen Harem sie mir so viel Schönes vorschwazten, daß sie damit und durch ihre Güte mich beynahe meinen Kummer vergessen machten. Sie gaben mir schöne Kleider und Geschmeide zum Anziehen, und sagten, daß ich mich ihrer erinnern möchte, wenn ich eine große Person geworden. Hier blieb ich viele, viele Tage, bis eines Morgens ein fremder Mann ankam, und man mir sagte, ich müßte zum Könige gehen; aber ich hatte nie einen König gesehen und fürchtete mich; ich weinte und bat, bleiben zu dürfen; aber man beredete mich, zu gehen. Wir reisten mehrere Tage, und kamen zulezt hierher, wo seine Majestät, der König der Könige, so gnädig war, mich anzunehmen; und hier blieb ich, ohne mich unglücklich zu fühlen, bis vor drey Tagen. Jezt aber haben meine Leiden aufs Neue begonnen. Wann werden sie ein Ende nehmen? Gott allein weiß es — denn ich bin sehr elend!"

Hier hielt sie inne und weinte bitterlich. Auch meine Thränen flossen, obgleich ich nicht recht wußte, wofür; denn mich dünkte, sie müßte in ihrer gegenwärtigen Lage vielmehr Ursache haben, sich zu freuen. Ich suchte sie zu trösten, so gut ich es vermochte; aber sie weinte nur noch mehr. Endlich bat sie mich, zu gehen, und morgen wiederzukommen, dann wollte sie mir die Ursache ihres Kummers entdecken, denn sie wäre jezt von meiner Herzensgüte überzeugt. Ich nahm mit schwerem Herzen Abschied, theils weil ihre unglückliche Geschichte mich gerührt, theils weil ich ihre Gesellschaft nicht gern verließ, und theils weil mich mein ihr gegebenes Versprechen etwas gereute, indem mir um die Art des Dienstes, den sie mir auflegen könnte, ein wenig bange ward. Zu gleicher Zeit fühlte ich aber, daß, was dieselbe auch seyn möchte, ich es würde thun müssen, so groß war die Gewalt, die sie über mich erlangt hatte. Ich erschöpfte mich in Muthmaßungen über das, was sie von mir verlangen könnte, bis ein gewisses instinktmäßiges Gefühl mich daran erinnerte, daß es Zeit zum Mittagessen sey. Indessen hatte ich noch nicht Muth genug gefaßt, meiner Frau entgegenzutreten, die (Gott habe sie selig!) zu Zeiten ein fürchterliches Weib war, und wollte mir mein Essen holen lassen; aber es hieß, es stehe im innern Gemache für mich bereit, und als mein Bedienter es wegnehmen wollte, schalt sie ihn und schlug ihn mit dem Pantoffel auf's Maul. Zu gleicher Zeit trug sie ihm auf, mir zu sagen, daß, wenn ich nicht zum Essen kommen wollte, ich nichts bekommen würde. Dieß war ein ernsthafter Fall, und ich sezte mich nieder, um zu bedenken, was da zu thun wäre. Endlich beschloß ich, zu meinem Freunde Fittah Ali Chan zu gehen, um mich auf diese Weise an meiner Frau zu rächen. Ich war aber noch nicht weit gegangen, als ich dem Dichter begegnete. Er ging schneller, wie gewöhnlich, und ich fragte ihn, wo er hinginge: „Zu dir, um mit dir zu Mittag zu essen, denn meine Frau hat mich ohne mein Essen aus dem Hause getrieben, weil ich ihr gesagt, sie wäre zu alt, um ihre Augenbranen zu färben." Ich verwies meinem Freunde seine Unüberlegtheit, und erbot mich, ihn nach Hause zu begleiten, und die Sache mit seiner Frau beyzulegen. „Ich habe nichts dagegen, versezte der Chan; aber zuerst sage mir, wo du eben jezt, um deine gewöhnliche Eßzeit, hingehen wolltest?" Die Wahrheit zu gestehen (antwortete ich), meine Frau wollte mir das Essen nicht in mein Kulvut schicken, und da ich einen Streit mit ihr gehabt, so weigerte ich mich, in's Underuhe (Frauengemach) zu gehen. Jezt war die Reihe an ihm, mir meinen Starrsinn zu verweisen, und er erbot sich eben so bereitwillig, wie ich es vorher gethan, mit mir nach Hause zu gehen, und meine Frau mit mir zu versöhnen. Es gelang ihm auch, mich zu überreden. Er zog mich in mein Haus zurück; dort handelte ich und meine Frau die Sache noch einmal mit lautem Streite ab, und der Chan entschied, wir hätten Beyde recht: ich, indem ich gegen der Sklavin keine böse Absicht gehabt, und meine Frau, indem sie gemeint, ich hätte wirklich böse Gedanken mit ihr. Diese Entscheidung gefiel uns Beyden; denn wir waren nach gerade des Zankes müde. Wir hielten eine gute Mahlzeit, und ich hatte eine sehr gelehrte Unterredung mit dem Chan über den Werth einer Stelle des Anwerie (ein persischer Dichter), wobey, wie mich dünkte, ich den Sieg davon trug.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 1. Juli.

An Veränderung fehlts in einer Hauptstadt wie Berlin eigentlich nie; es ist auch, als ob da, wo ihrer gleich ein paarmal Hunderttausend auf einer Stelle beyeinander sind, die Leute weit amüsabler wären als in einem kleinen Städtchen, wo der Herr Bürgermeister, um für die Gravität eines hochedeln Magistrats voll zu thun, immer wenigstens zehn reichliche Minuten braucht, einen einzigen Blick auf die Straße zu werfen. Solche furchtbare Langsamkeit ist für uns der Tod; und schon mehr als einmal habe ich einen davongeflogenen Kanarienvogel unsere ganzen Linden unter Leute setzen sehen. Da erscheinen gleich ein Halbdutzend — Schocke, die erzählen, wie und auf was Weise der gelbe Fremdling eigentlich aus seinem Käfich entwischt ist, und wohl zu merken, Jeder erzählt die Geschichte anders; aber da Jeder natürlich die sichersten Nachrichten über die Sache haben will, so kann man sich leicht vorstellen, welch eine Menge von Kanarienvögeln dazu gehören würde, um nur erst halb so viel Lärm zu machen als diese Erzähler. Dann treten noch zweymal so viel auf, um ihnen guten Rath zu ertheilen, wie wohl der Entwichte am besten wieder einzufangen seyn möchte. In der Nachbarschaft der praktischen Weisheit ist der Geist des Widerspruchs bekanntlich eben so sehr zu Hause als auf den Kampfplätzen; man denke also, wie reichlich sich der Stoff zu neuen Pro's und Contra's hier entwickeln wird, und mit was für großstädtischer Beredsamkeit.

So sehe wir uns aber — ich meyne uns in den niederen

Regionen des Lebens, bitte uns aber darum doch nicht gleich mit unter den Plebs zu zählen — blos durch uns selbst zu unterhalten wissen; so haben wir es doch sehr gerne, wenn auch Andere für unsere Unterhaltung etwas thun. Wir sind übrigens genügsam, und unsere Weißbierbrauer sorgen schon dafür, daß wir es bleiben. Es bedarf also keiner Feuerwerke von mehreren Tausend Laubthalern, um uns einen recht fröhlichen Abend zu machen; einige Dutzend Raketen und Schwärmer thun's ebenfalls, wenn dann nur das Ganze mit einem tüchtigen Kanonenschlage beginnt und schließt, so ist alle Welt vergnügt. Ja manche sind so wahre Virtuosen in der Genügsamkeit, daß sie, wie weiland der ehrliche Wandsbecker Bote, ein Petermännchen von anderthalb Zoll schon für ein Feuerwerk gelten lassen könnten, nur muß das Lachen in geometrischen Progressionen dabey steigen. Ueberhaupt ist das ein recht löblicher Zug in dem Charakter der Leutchen, von welchen hier die Rede ist, daß, so sehr sie auch übrigens zum Tadel ausgelegt seyn mögen, sie doch an ihren Festgebern wenig oder keine Ausstellungen machen. Ihr halbes Geld geben sie schon mit Freuden für die Bemühung, ihnen gefällig zu seyn, hin, und für die andere Hälfte verlangen sie blutwenig. Dieser charakteristische Zug der Berliner, wie man sie aller Orten trifft, ist Unterzeichnetem um so mehr angenehm aufgefallen, da er früher Gelegenheit hatte, sehr oft einem kleinstädtischen Kränzchen beyzuwohnen, das, wie die Rede ging, aus lauter guten Freunden bestand. Während der Mahlzeit schien auch in der That Alles wie unter guten Freunden herzugehen. Kaum aber hatte man dem Herrn Wirth und der Frau Wirthin das verbindlichste Lebewohl gesagt; so brach schon auf dem Rückwege nach Hause die beißendste Kritik aus allen Winkeln hervor. Man fand die Suppe erbärmlich mager, das Fleisch hart oder geschmacklos zugerichtet, das Gemüse angebrannt, und den Braten nicht zum Ertragen; Gnade dann Gott vollends dem Kuchen oder Gebackenen, wenn dergleichen servirt worden war! Und solche erbauliche Recensionen fielen nicht blos dann und wann vor, nein, sie waren in der Regel.

Gewiß, die großstädtischen Berliner sind dankbarer, wenn man ihnen irgendwo ein kleines Vergnügen zu machen sucht. Den Sommer über werden von den Gastgebern nicht selten die schönen Künste mit ins Interesse gezogen; der Eine gibt ein Rosenfest, und läßt eine Rede dabey halten, der Andere feyert den Erntekranz und führt eine liebliche Quadrille dazu auf. Mag bey der Rede, statt der Deklamation, gleich nur eine Art von halbvornehmem theatralischen Geheul zum Vorschein kommen, und der Tanz gar mitunter ein wenig an gewisse Possen auf vier Füßen erinnern: in der Versammlung, der die Festivität zunächst gilt, rührt sich gewiß keine Seele darüber. Das finde ich hübsch und ich hoffe meine Leser auch; die Theilnehmer zeigen sich als billige Leute, die recht wohl wissen, daß sie für ihre zwey Groschen Courant keine Meister der Deklamation und des Tanzes verlangen können.

Die glänzendsten Belustigungen außer der Stadt sind diesen Sommer theils wieder die Concerte auf dem Wollangschen Weinberge, bey dem man aber ums Himmels willen an — keinen Wein denken muß; theils die beym Hofjäger, wo sich aber mehr die vornehme Welt versammelt, theils die im Schulgarten, wo aber auch der Name blos an die Schule erinnert. Sonntags geht übrigens der Hauptzug des vornehmeren Handwerksstandes, so wie der mittlern Bürgerklasse, nach dem benachbarten Ländchen Moabit. Dieses Sans Souci der ehemaligen praktischen Weisen aus Frankreich hat sich, seit es durch eine neue hölzerne Brücke mit dem Thiergarten in nähere Verbindung gebracht worden ist, ganz ungemein zu seinem Vortheil verändert. Vor allen Dingen hat man den lautschreyenden Sand hier zum Schweigen gebracht, mindestens von Bellevue aus bis an die nächsten Häuser des Ländchens. Diesseits der Spree ist der Thon und Lehm zu Hülfe gerufen, um gegen den Erbfeind der Mark anzukämpfen, und jenseits hat man die Gerberlohe angewandt, um ihn, so zu sagen, in sich selbst zu ersticken. Dieses einfache Mittel, den Sand zu dämpfen, ist vielleicht ganz zufällig entdeckt worden. Unterzeichneter hat es zuerst in dem Garten einer hiesigen Badeanstalt gefunden. Da das Holz hier ein sehr theurer Artikel ist, so benuzte der Besitzer jener Anstalt die Lohe zuvörderst als Brennmaterial; weil er sie aber nur im feuchten Zustande erhielt, so kam er auf den Einfall, sie in seinen Gartengängen vor dem Gebrauch erst an der Sonne zu trocknen. Bey der Gelegenheit kam das alte Sprüchelchen, „Mancher geht aus zu fischen und krebst am Ende noch mit,“ einmal wieder in Anwendung. Der Herr Badewirth fand nämlich, daß er seine Lohe à deux mains erst zum Erwärmen seiner Wasser und dann auch zur Verbesserung seiner Wege gebrauchen könne. Eine neue Sache, die wirklichen Vortheil gewährt, findet nirgends leichter Nachahmung, als in Berlin. Seit der Zeit hat nicht blos der Hofjäger durch dieses Hausmittelchen seine sämmtlichen Gartenwege verbessert, sondern es ist auch der ganz heillose Sand am Eingange des gedachten Moabitenländchens so gut wie vernichtet. Es geht sich auf solchen verbesserten Wegen ungemein angenehm, und man hat ungefähr die nämliche befriedigende Empfindung dabey, als wenn man mitten im Winter auf wollenen Decken einher schreitet.

Wer Freund der Natur ist, und einen schönen Sonnenuntergang für eines ihrer rührendsten Schauspiele zu halten gelernt hat, dem ist sehr zu rathen, bey seiner Anwesenheit in Berlin dieß Moabitchen nicht unbesucht zu lassen. Er wird die angenehme Entdeckung machen, daß hier ein ganz eigener Frieden herrscht, der sich nicht blos unvermerkt selbst dem verwundeten Herzen mittheilt, sondern der auch mit der großen allgemeinen Komödie der Zeit und der Welt, der man so oft den Titel Parthenwuth beyzulegen versucht wird, auf das vortheilhafteste kontrastirt. Nach der Abendseite hin erblickt man Charlottenburg und gerade den schönsten Theil desselben, nämlich das königliche Lustschloß nebst dem daran stoßenden prächtigen Garten. Fällt einem zu rechter Zeit der große Leibnitz ein, wie er hier in Verbindung mit der geistreichen Charlotte nicht blos für seinen eignen, sondern eben so sehr für den bleibenden Ruhm seines deutschen Vaterlandes arbeitete; so kann man, nachdem man des stillen Friedens reichlich genossen, noch obenein eine Begeisterung mit von dieser Stelle hinweg nehmen, die früher oder später gewiß ihre segensreichen Früchte tragen wird.

Ich bin noch keinen Abend von dorther zurückgekehrt, ohne mit der Welt und mir selbst zufriedener geworden zu seyn. Wir werden nicht alle, wie der große Leibnitz, zu großen Dingen auf unserm Planeten berufen, was hindert uns aber, die kleinen, welche uns noch gelingen können, mit eben der Gewissenhaftigkeit zu betreiben, wie der Schöpfer der Theodicea seine uns unerreichbaren? Auch darf man gewiß mit Lichtenberg dreist annehmen, daß jeder denkende Mensch, wenn er gleich nicht zu den ersten Genies der Welt gehört, doch von Zeit zu Zeit auf Gedanken geräth, die außer ihm kein anderer Sterblicher je haben wird und haben kann, und die zum Wohl der Menschheit nie verloren gehen sollten. Und wenn in diesen oder in andern Blättern irgend ein kleines Geistesprodukt von mir den Reiz der Neuheit und des Eigenthümlichen hatte, so ist dieß vielleicht eben so sehr auf Rechnung des Moabiterländchens und der ganzen schönen Umgegend, von Alters her Bellevue genannt, als auf seine eigene zu setzen. Denn was den Menschen mit sich selbst befreundet, wie die liebe offene Natur, das erhöht gewiß auch jederzeit seine specifischen Kräfte.

Ernst Woldemar.

Beylage: Monatsregister August.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 211.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 2. September 1824.

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß;
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.
Schiller.

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Man kann Griechenland vielleicht als das eigentliche Vaterland des Weinstocks ansehen, besonders der kleinen Beeren, die den Namen von der Stadt Korinth erhalten haben. Alle Hügel, besonders in der Nähe der Städte und großen Dörfer, sind mit Weinstöcken und Oliven-Wäldern bepflanzt. Es sind vierzig verschiedene Arten griechischer Trauben bekannt, deren Beeren sehr wohlschmeckend sind, aber, mit einigen Ausnahmen, keinen sonderlichen Wein geben, und zwar durch Schuld der Winzer. Die Griechen haben nämlich, wie ihre Vorfahren, die Gewohnheit, den Wein mit Terpentin zu vermischen, um ihn vor der Säure zu bewahren. Der Fichten- oder Tannenbaum, der hiezu gebraucht wird (Pinus maritima und Pinus pinea), leistet den Griechen mehrere wichtige Dienste. Er liefert ihnen Pech und Theer zum Schiffbau und anderm Gebrauch, das Holz wird zu Balken und Brettern, die Rinde zum Gerben des Leders verarbeitet, aus den harzigen Theilen schneiden sie Späne, die ihnen zu Kerzen dienen, und die Samenkapseln oder Tannzapfen werden in die Weinfässer geworfen. Dieser letzte uralte Gebrauch war vielleicht die Veranlassung, daß der Thyrsus oder mit Weinlaub umwundene Stab des Bacchus mit einem Tannzapfen statt eines Knopfes geziert war. Ueberhaupt läßt sich leicht erwarten, daß ein so lebhaftes und poetisches Volk, wie die Griechen, den Nutzen des Weinstocks in eine Menge Fabeln eingekleidet habe. Es ist bekannt, daß der Weinstock vorzüglich dadurch fortgepflanzt wird, daß abgeschnittene Reiser in die Erde gesteckt werden, die bald Wurzeln schlagen und Früchte bringen. So ward Bacchus von den Titanen zerrissen und in die Erde gelegt; aber Jupiter, der sein noch schlagendes Herz fand, zog ihn aus der Erde zum Leben hervor. Im Gefolge des Bacchus befand sich Silen, auf einem Esel reitend: denn dieses gute Thier hatte, durch die Benagung der Reben, den Griechen zuerst die Kunst gelehrt, den Weinstock zu beschneiden. Neben den Musen ward Bacchus auf dem Parnaß verehrt: denn ohne Wein, sagt man, verstummen die Dichter. Gewöhnlich wurden dem Bacchus Ziegen geopfert, weil sie den Weinstöcken am meisten schaden. An einem Feste des Bacchus, oder, wie ihn die dankbaren Griechen auch nannten, des guten Gottes, wurden, wie bey den römischen Saturnalien, die Sklaven von ihren Herren bewirthet und bedient: denn beym Weinbecher werden die bürgerlichen Verhältnisse oft vergessen.

Der Maulbeerbaum ist gleichfalls über ganz Griechenland verbreitet, besonders über die Halbinsel Morea, die davon den Namen haben soll; und der Seidenbau, den der Kaiser Justinian zuerst aus China in Griechenland einführte, macht einen wichtigen Handelszweig dieses Landes aus, so wie die Seide, nebst der Wolle ihrer Schafheerden, und der Baumwolle ihrer Wälder, ihnen zur Kleidung dient. Eben so allgemein ist der Feigenbaum, den sie mit besonderer Sorgfalt cultiviren; die unter dem

Namen der Caprification bekannte Operation mit der Blüthe des wilden Feigenbaums, welche die alten Griechen mit Nutzen anwandten, ist bey ihren Nachkommen noch heut zu Tage im Gebrauch.

Der Honig vom Berge Hymettus hat den Ruhm, den er im alten Griechenland hatte, nicht verloren, und es werden noch jährlich Geschenke davon an den Hof zu Konstantinopel geschickt, die aber wahrscheinlich seit einigen Jahren ausgeblieben sind. Die Athenienser sind, wie ihre Vorfahren, große Liebhaber des Honigs, und gebrauchen ihn, theils des Wohlgeschmacks wegen, theils weil sie ihn für sehr gesund halten, zu allen ihren Speisen. Der Geruch, den er vom Thymian und von andern Kräutern, welche die Bienen vorzüglich lieben, erhält, soll ihn vor den Fliegen bewahren, und der Honig des Hymettus hat die Eigenschaft, daß er immer flüssig bleibt. Die Neu-Griechen nennen diesen Berg, durch eine sonderbare Travestirung, Trellomuno, oder den närrischen Berg: die Italiener verkürzten Hymettus oder Monte Imetto in Monte Matto, und da matto „närrisch" bedeutet, so nahmen die Neu-Griechen die Uebersetzung eines ausländischen Worts statt des vaterländischen klassischen Namens an.

Die Obstarten der Griechen sind reich an den edelsten Früchten, Melonen, Arbusen, Citronen, Orangen, Cedraten, Granatäpfeln, Pistacien, Wallnüssen u. s. w. Auch Zuckerrohr wächst hier. Die Wälder bestehen aus den schönsten Baumarten, wovon einige den Griechen zum Bauholz dienen, wie Eichen und Tannen, andere, wie Myrthen, Lorbeern, Cypressen, um ihre Feste zu zieren. Alle Gattungen von Wildbret schwärmen in diesen Wäldern, oder besuchen das feste Land und die Inseln Griechenlands auf ihren Wanderungen zwischen Europa, Asia und Afrika. Die See, die sie von allen Seiten umgibt, verschafft den Griechen eine neue Nahrungsquelle durch eine Menge wohlschmeckender Fische, wiewol die Fischerey im Ganzen sehr vernachlässigt wird. Ueberhaupt würde es schwer seyn, ein schmackhaftes Nahrungsmittel zu nennen, das Griechenland fehlte.

Allein selbst das reichste Land hat Bedürfnisse, die es aus andern Ländern ziehen muß; und der Reichthum erhält nur dann seinen ganzen Werth, wenn er durch den Handel benuzt wird, um dafür einzutauschen, was die Natur dem Lande selbst versagt hat. Auch in dieser Rücksicht läßt sich nicht leicht eine glücklichere Lage denken, als die von Griechenland. In der Mitte zwischen Europa, Asia und Afrika, scheint es von der Natur zum Vereinigungsbande dieser drey Welttheile bestimmt zu seyn, und um diese Vereinigung zu erleichtern, sind die Küsten und Inseln reich an vortrefflichen Häfen. Auch ist Griechenland immer einer der größten Handelsstaaten der alten Welt gewesen, und wird es wieder werden, sobald ihm erlaubt wird, die Vortheile zu benutzen, die die Natur ihm gegeben hat. Das alte Griechenland gründete an den Küsten Thraciens, des schwarzen Meers, Klein-Asiens, Aegyptens, Afrika's, Italiens und Galliens blühende Kolonien; und während des Continental-Systems führten die Griechen einen lebhaften Handel, ihre Städte gelangten zu einem Reichthum, den sie seit der türkischen Eroberung nicht gekannt hatten, und der zuerst in ihnen Muth zu dem Kampf erweckte, den sie bald nachher unternahmen. Saloniki ward der Stapelplatz, wo die Engländer die Waaren ihres Landes und ihrer Kolonien anhäuften, um sie von dort zu Lande in die europäischen Länder zu führen, die ihren Schiffen verschlossen waren; und Karavanen von tausend Pferden gingen zuweilen an einem Tage aus Saloniki ab. Dieser Transito-Handel gab den Griechen bald Lust zu einem Aktiv-Handel. Mit eigenen Kapitalien führten griechische Kaufleute von Athen oder Livadien durch den korinthischen Meerbusen die Produkte ihres Landes aus, Korn, Gemüse, Honig, Wolle, Baumwolle, Seide, Weine u. s. w. Dieser Handel hat durch den jetzigen Krieg, in welchem die Griechen die Herrschaft zur See behauptet haben, nicht abgenommen. Auf dem unfruchtbaren Felsen der kleinen Insel Hydra, an der süd-westlichen Küste des Gebiets von Argos, einer Insel, der es fast an allen Vegetationen und sogar an trinkbarem Wasser fehlt, wohnen jezt 25,000 fleißige und wohlhabende Menschen, unter denen es Kaufleute gibt, die ein Kapital von mehrern Millionen besitzen. Die Hydrioten haben dreyhundert Schiffe in See, die ihren Handel führen, und ihre Flotte hat bey mehrern Gelegenheiten im jetzigen Kriege einen Namen, der im alten Griechenland kaum bekannt war, mit Ruhm bedeckt.

Der bedeutendste Handel wird indessen, wie es leicht zu vermuthen war, von den jonischen Inseln aus geführt, und zwar hauptsächlich mit Korinthen, Wein und Oel. Jede der beyden Inseln, Zante und Cephalonien, führt jährlich aus: sieben Millionen Pfund Korinthen, 60,000 Tonnen Oel und 4000 Fässer Wein. Auch von diesem Handel, der fast allein über England geht, läßt sich leicht voraussehen, daß er zunehmen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kinder der Sonne.

(Aus General Malcolm's Bericht über Mittel-Indien.)

Viele von den Rajpoot-Stämmen in Malwa werden Kinder der Sonne genannt, indem sie ihren Ursprung von dem himmlischen Ramchunder herschreiben. Andere schreiben ihren Ursprung dem Pooravisee zu, und sind folglich Kinder des Mondes. Einige Schriftsteller machen indessen Beyden diesen Titel streitig, selbst der Cshatriya oder die Militär-Kaste, indem das Geschlecht nach ihnen

erloschen seyn soll. Was aber indessen der Ursprung der Rajpoots gewesen, so scheinen sie immer eine entschlossene Race von Hindus gewesen zu seyn. Sie erhielten nicht nur ihre Religion, sondern scheinen auch eine gewisse Unabhängigkeit selbst unter den mahomedanischen Monarchen von Malwa genossen zu haben, worunter die Tapfersten und Weisesten die Politik der Kaiser von Dheli, hinsichtlich dieses tapfern Geschlechts, befolgten, und sich mit einer scheinbaren Unterwerfung begnügten. Die Hauptursache des Abfalls dieses mächtigen Stammes vom Hause Timur, dem er sehr ergeben geschienen, war eine Entfernung von Seiten des regierenden Fürsten von der Nachsicht in Religionssachen, welche die Vorgänger des Aureng-Zeb bezeichnet, „eines Fürsten, dessen Talente und Gewaltausübung vielleicht so viele Lehren enthält, als das Leben irgend eines Monarchen, der je regiert." Die Folge seiner Unternehmungen gegen den Glauben der Hindus wird folgendermaßen erzählt: „Aufgebracht über die Verheerungen der Mahratten, angetrieben von einem Argwohn, daß sie die guten Wünsche, wo nicht den Beystand, Anderer besäßen, und beseelt von einem abergläubischen Gemüthe, welches er vielleicht nur blos erheuchelte, um die Anhänglichkeit der Mahomedaner zu gewinnen, versuchte er durch die gewaltsamsten Mittel, alle seine hindu'schen Unterthanen zu bekehren. Nur wenige gaben seinen Verheißungen oder Drohungen nach; die übrigen wurden, zur Strafe für ihre Hartnäckigkeit, mit den drückendsten Auflagen und Geldbußen heimgesucht. Man erwartete, daß der Ertrag von diesen Erpressungen ungeheuer groß seyn würde. Die Staatseinkünfte waren unter der Regierung des Aureng-Zeb sehr gesunken, und man hat ihm den niederträchtigen Beweggrund zugeschrieben, daß er, um seinen Schatz zu füllen, eine Maßregel ergriffen, durch die er, obgleich sie ihm fehlgeschlagen, (denn sie konnte nie gänzlich ausgeführt werden), die Friedfertigkeit und Anhänglichkeit des größern Theiles seiner Unterthanen verlor. Das vorzüglichste auf diese Begebenheit Bezug habende Dokument, welches uns aufbehalten worden, ist das kühne und beredte Schreiben des Jeswunt Singh, Rajah von Jondpour, an den Kaiser. Nachdem er ihm das entgegengesetzte Betragen des Akber, Jehangire, und seines Vaters, Schach Jehan, vorgehalten, und ihm das Abscheuliche in der Sammlung eines Schatzes von dem Gewissen der Menschen und der Plackerey des Klosterbruders und Einsiedlers durch eine Steuer auf ihren Unglauben vorgestellt, fährt der hindu'sche Fürst fort: „„Wenn Eure Majestät an die Bücher glaubt, die man vorzugsweise göttlich nennt, so werden Sie dort finden, daß Gott der Gott aller Menschen, und nicht der Mahomedaner allein ist. In seinen Augen sind die Heiden und Muselmänner gleich; der Unterschied der Farben ist seine Verfügung; er ist es, der das Daseyn schenket. In Euern Tempeln ruft die Menschenstimme in seinem Namen zum Gebete; in dem Hause der Bilder wird die Glocke geläutet: immer aber ist Er der Gegenstand unserer Verehrung. Daher heißt es den Willen des Allmächtigen verachten, wenn man die Religion und die Gebräuche anderer Menschen herabwürdigt.""

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 31. Juli.

Man war sehr neugierig auf ein neues Trauerspiel, Eudor und Cymodocea, das seit Kurzem auf dem Anschlagzettel des Théâtre français angekündigt war. Man wußte, daß das Stück von keinem der für die Pariser Bühne beständig arbeitenden Dichter, sondern von einem schon bejahrten, eben aus der Provinz anlangenden Manne herrührte, der sich bisher blos mit Erziehungswesen abgegeben hatte; ferner wußte man, daß der Stoff aus Chateaubriands Romane oder Gedichte die Märtyrer genommen sey. Da nun Chateaubriand sich seit seiner Absetzung in kriegerischen Angriffszustand wider seine vorigen Kollegen im Ministerium gesezt hat, so stand zu befürchten, seine Freunde und seine Widersacher möchten das auf sein Gedicht gebaute Trauerspiel dazu benutzen, um ihre Empfindungen ausströmen zu lassen, und bey Gelegenheit eines ästhetischen Vorwurfs sich politisch in die Haare greifen; der Verfasser mußte also einen Partheykampf mitten im Parterre des Théâtre français fürchten. Indessen lief die erste Aufführung sehr gut ab; Chateaubriands Sache wurde weislich bey Seite gesezt; man beschäftigte sich nur mit dem tragischen Dichter. Sein Trauerspiel fand allgemeinen Beyfall und ist seitdem mehrmal gegeben worden. Der ersten Vorstellung habe ich nicht beygewohnt, wohl aber der zweyten; Parterre und Gallerien waren sehr voll, nur die vier Reihen Logen nicht, was schon keinen langen Succeß weissaget, denn in den Logen zeigt sich die große Welt, das heißt die Klasse der Reichen und Angesehenen, welche den Ton angibt; unterstüzt diese ein Stück nicht, so kann es sich schwerlich halten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Logen das meiste Geld in die Theaterkasse bringen, und folglich, wenn die Einnahme nicht stark genug ausfällt, die Theaterdirektion lieber zu andern einträglichern Stücken greift. Uebrigens erhielt das Trauerspiel auch bey dieser zweyten Vorstellung völligen Beyfall, und manche Stellen wurden mit vieler Wärme beklatscht. Der Hauptheld des Stückes ist Eudor, ein als Bürge nach Rom gesandter oder geholter, und dort von Diocletian wider die Barbaren als Feldherr gebrauchter Grieche, der dem eben aufkommenden Christenthum mit Eifer zugethan ist, aber sich noch nicht öffentlich als solchen zu erkennen gegeben hat. Ueberhaupt schwankt zu der Zeit, worin die Handlung vorgeht, das römische Reich zwischen Heiden- und Christenthum; lezteres breitet sich aus, ersteres zerfällt; aber als das bestehende und ältere hat es noch eine Kraft, die sich auf gefährliche Weise äußert. Eudor durchschaut die Umstände, die den Fall des römischen Reiches vorbereiten, und hofft durch das Christenthum sein griechisches Vaterland wieder emporblühen zu sehen. Diese Hoffnung des Wiederauflebens des griechischen Flors spricht er in dem Stücke mehrmals und sehr energisch aus. Wegen der Anspielung auf den jetzigen Zustand Griechenlands wird diesen Aeußerungen stets sehr lebhafter Beyfall gezollt. Es gibt in Paris wenig vernünftige Leute, die nicht aufrichtig Griechenlands Freyheit und Unabhängigkeit wünschten, und selbst die Ultramänner und die in Ministersold stehenden Journalisten entehren sich selten durch unverschämtes Lob „türkischer Langmuth und griechischer Rebellion;" welch auch immer ihre Meinung seyn mag, so haben sie doch zu viel Achtung vor der Volksgesinnung, um dieselbe ohne Schaam beleidigen zu wollen.

Aus dem Eudor hat der Verfasser (sein Name ist Garry) einen Helden gemacht, wie es deren fast in allen französischen Trauerspielen gibt; mit verändertem Namen und seine christlichen Aeußerungen abgerechnet, könnte Eudor eben so gut einen Achilles oder Agamemnon abgeben; dieß ist aber einmal hergebrachte Sitte am Théâtre français; die Hauptperson muß immer heroische Vorzüge haben, um recht hervorzustechen, daher es an Erwähnungen von den Siegen und Heldenthalen Eudors nicht mangelt: er hat das römische Reich gerettet und die Barbaren weidlich geschlagen. Ihm gegenüber stehe Hierocles, ein römischer ächtheidnischer Prokonsul, der, um die Sache zu verwickeln, in eine junge Griechin verliebt ist, welche dem Gottesdienste Apollo's geweiht ist, eine junge Sappho, die Cymodocea heißt und eben die Geliebte Eudors ist. Diese Figur ist aber etwas schwach und schwankend gezeichnet; von ihrem Apollodienst wird zwar geredet, aber nichts vorgezeigt. Beym Beginnen des Stücks kömmt Eudor von seinen Feldzügen zurück und zwar als entschiedener Christ. Cymodocea empfängt ihn liebreich und sieht keine Hindernisse mehr zu ihrer Vereinigung. Eudor aber gesteht, daß er ein Christ sey, und nur dann glücklich werden könne, wenn Cymodocea ihrem Heidenthume abschwören wollte. Es entstehe ein Kampf zwischen den beyden Liebenden; Cymodocea gibt allmählig nach, nachdem sie noch schamhaft bemerkt hat, der griechische Kultus habe Amor einen Altar errichtet und der christliche — keinen; dieses „dans notre culte l'amour a des autels, et dans le vôtre il n'en a pas," sagte Mlle. Brocard äußerst naiv und lieblich. Hierocles, welcher erfährt, daß Eudor ein Christ geworden ist, benuzt dieses schlau zu seinem Verderben. Er veranlaßt in dem Rathe des Kaisers eine feyerliche Berathschlagung über die Frage, ob die christliche Sekte solle geduldet werden oder nicht. Diese Berathschlagung nimmt den ganzen dritten Aufzug ein. Diocletian sizt auf seinem Throne und hört die verschiedenen Reden des Prokonsuls, des Oberpontifex, des Presbyters Cyrill, der schon mehrmals auf die Folter gespannt worden ist, und hier nochmals mit durch Alter und Leiden geschwächter Stimme zu Gunsten der unschuldigen Christen spricht. Aus dem Oberpontifex hat der Dichter einen duldsamen aufgeklärten Mann gemacht, vermuthlich um mit der Theatercensur nichts zu schaffen zu haben, die ihm diesen Bonzen nicht würde haben durchgehen lassen, wenn Garry ihn geschildert hätte, wie die Bonzen zu seyn pflegen, und wie es ein Oberpontifex zu den Zeiten Diocletians gewiß war. Der Kaiser gebietet nun auch Eudor, seine Meinung abzulegen; Eudor spricht mit Wärme von der Sanftmuth, der Liebe, der Demuth der Christen, ihrem Gehorsam gegen den Kaiser, ihrem guten Betragen als Bürger und Unterthanen. Der Kaiser hört ihm vergnügt zu, hebt die Sitzung des Rathes mit dem Beschlusse auf, der Christen zu schonen, und erscheint nun nicht weiter. Man hat dem Verfasser die Schwachheit und Unentschlüssigkeit der Rolle Diocletians als Fehler angerechnet. Allein diese Unschlüssigkeit und Schwachheit war zum Gange der Handlung nothwendig, und eben weil Eudor und Hierocles diesen Gang leiten, muß der römische Kaiser sich etwas unthätig und unschlüssig benehmen; der Wahrscheinlichkeit ist ein solcher Charakter gewiß nicht zuwider; seit Diocletian hat es mehr als einen Kaiser und König gegeben, der ganz das Ebenbild von Garry's Kaiser war. Die Lage der Sachen scheint nun für die Christen gut zu stehen; allein noch ehe der dritte Aufzug beendigt ist, kömmt die Nachricht, Vesta's Tempel sey in Brand gesteckt worden, die Christen werden dieses Vergehens beschuldigt und eine Verfolgung soll wider sie verordnet werden. Der vierte Aufzug geht in den Catacomben Roms vor; die Christen sind hier mit ihrem Presbyter Cyrill versammelt, zitternd und bebend über ihr künftiges Verhängniß. Eudor erscheint unter ihnen und will ihr Schicksal mit ihnen theilen, nachdem er Anstalt getroffen hat, seine Cymodocea nach Griechenland einschiffen zu lassen; ein Haufe römischer Soldaten dringt in die Catacomben, jedoch nicht, um die Christen aufzusuchen, sondern um Eudor zu bewegen, sich an ihre Spitze zu stellen; sie wollen ihn zum Cäsar ausrufen; allein der Held verschmäht diesen Antrag und redet ihnen in's Gewissen, um sie zum Gehorsam gegen den legitimen Herrscher zurückzuführen. Es ist aber für die Christen keine Rettung mehr; sie sollen im Cirkus den wilden Thieren preisgegeben werden. Im fünften Aufzug erblickt man das römische Forum, die Christen werden zum Cirkus geführt: der alte Cyrill erscheint mit seinen Gläubigen; auch Eudor wird aus den Catacomben hervorgeholt. In diesem Augenblicke fliegt Cymodocea in seine Arme; sie will mit ihm sterben, nichts vermag sie von diesem Vorsatze abzubringen. Der graue Kirchenvorsteher segnet ihr eheliches Band, und Eudor führt sie lebhaft zum Cirkus ab, mit dem enthusiastischen Ausrufe: Laßt uns vor der Welt und ihren Tyrannen fliehen! Hiemit fällt der Vorhang. Eine schöne und kräftige Sprache gehört zu den Hauptverdiensten dieses Trauerspiels. Lafon mit seinem goldnen Helme und seinem energischen Spiele war ein vortrefflicher Eudor; nur zuweilen schrie er, und übertrieb die Heftigkeit seiner Gemüthsbewegungen. Für Talma war keine Rolle in dem Stücke, daher es auch schwerlich ein volles Haus jemals wird zu Stande bringen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

— Infolge einer in den Notizie del giorno enthaltenen, offiziellen Uebersicht hatte sich die Gesammtzahl der im Jahre 1822 zu Rom, Civita-Vecchia und Ancona eingelaufenen Schiffe auf 3,012 belaufen. In Rom waren angekommen 524 Fahrzeuge, nämlich: Römische, welche zur Küstenfahrt und zum Küstenhandel von Civita-Vecchia nach Rom gebraucht werden, 200; Toscanische, 71; Neapolitanische, 115; Sardinische, 79; Französische, 21; Lucchesische, 21; Oesterreichische, 3; Spanische, 3.

In den Hafen von Civita-Vecchia waren eingelaufen 1413 Schiffe, nämlich: Römische, die zum Küstenhandel gebraucht werden, 310; Toscanische, 177; Neapolitanische, 525; Sardinische, 278; Französische, 48; Englische Kriegsschiffe, 2; Englische, mit Stockfisch beladen, 2; Oesterreichische, 6; Spanische, 13; Lucchesische, 9; Schwedische, 1; Jonische Kriegsschiffe, 1; Neapolitanische Fischer, 29; Toscanische Fischer, 12.

In Ancona waren angekommen 1075 Schiffe, nämlich: Römische oder päpstliche, die größtentheils zum Küstenhandel und besonders zum Transporte des Getreides gebraucht werden, 682; Oesterreichische, die zur Küstenfahrt zwischen Triest und Ancona dienen, 238; Neapolitanische, mit Ladungen von Baumfrüchten, zum Theil bestimmt, Getreide nach Morea zu führen, 87; mit derselben Bestimmung 10 Schwedische, 23 Englische und 23 Jonische; Sardinische, 14; Türkische, 4; Spanische, welche Korn für Spanien einnahmen, 7; Russische, 4; Hanövrische, 3; Französische, 1; Dänische, nach Morea bestimmt, 2; Griechische, ebendahin, 1. Dieses Verzeichniß, ungeachtet in demselben weder die Tonnenzahl der einzelnen Fahrzeuge angegeben, noch auch bemerkt ist, welches blos Küstenfahrzeuge, und welches hingegen Schiffe für das hohe Meer seyen, scheint gleichwohl zu beweisen, daß die genannten, zwar nicht zahlreichen Häfen des Kirchenstaates nicht so unbesucht sind, als man gewöhnlich dafür hält.

Beylage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 212.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. September 1824.

Wer ist größer? Der Weise, welcher sich über die stürmende Zeit erhebt, und sie, ohne zu handeln, nur beschaut, oder der Weise, der von den Höhen der Ruhe sich kühn in das Schlachtengetümmel der Zeiten wirft?

Jean Paul.

Chinesische Freymüthigkeit.

Bericht an den Kaiser von China von zwey Censoren über die Unkosten des kaiserlichen Harems, den Verkauf von Aemtern und die Vernachlässigung der Gelehrten.

Dem Kaiser Taou Kwang vorgelegt im Juli 1822.

Zwey Vorgesetzte der Gelehrten in einer der Provinzen des Reichs legten das folgende Dokument vor den Kaiser:

„Wir haben gehört, daß der Verkauf der Polizey-Aemter und hoher Staatsstellen unter den Kaisern Hwan und Ling, am Schluß der Han-Dynastie (190 v. ch. Z.), angefangen habe; aber, leider! ist die Schmach der Aemterverhandlung unter der gegenwärtigen Dynastie größer, als die ihrige. Und warum? Die auf diese Weise erhaltenen Einkünfte wurden am Schluß der Han-Dynastie immer noch zum Besten des Landes verwendet; unsere Dynastie aber zieht die Hälfte solcher Einkünfte in ihren Privatschatz. Von diesem Zustand der Dinge kommt es, daß die zum Gewinn ausgeworfenen Netze und die wuchernden Staatsmänner so zahlreich sind. Unsere Dynastie fing den Aemterverkauf im zehnten Jahr des Teen Tsung (ungefähr um 1637) an, um Geld für den Landesgebrauch zu erhalten*), und um menschliche Talente zusammenzubringen; denn viele der Weisen und Edeln des Alterthums sind mitten unter Fisch und Salz, und Märkten und öffentlichen Brunnen emporgestiegen; und diejenigen, welche Aemter kauften, brachten einen gewissen Theil von Talent mit, welcher denen abging, die ihre Aemter durch gelehrtes Verdienst erhielten. Da dieß die Absicht war, so war es nicht schlecht, und unter diesen Umständen war durch kaiserliche Verordnung die Einrichtung getroffen, daß jährlich eilf gelehrte Staatsmänner, und acht, die ihre Aemter gekauft, angestellt werden sollten, wodurch für eine Mehrheit von Gelehrten in jedem Departement gesorgt war. In diesem Augenblick aber gibt es über fünftausend Gelehrte von dem Tsin-he-Grade, und über sieben-und-zwanzig-tausend vom Keu-Jin-Grade, welche unangestellt sind, und diejenigen, welche jetzt auf Anstellungen warten, sind bereits vor achtzehn Examinationen (ungefähr dreyßig Jahren) amtsfähig gewesen. Die Absicht Sr. Majestät ist, ihrem Talente Alter zu geben, und sie zu dem Dienste vorzubereiten. Aber es ist wohl bekannt, daß, ehe Alle die, welche sich auf dem Verzeichniß befinden, angestellt sind, diejenigen, welche jetzt darauf kommen, dreyßig Jahre lang darauf warten müssen: und angenommen, daß sie dreyßig Jahre alt sind, wenn sie den Grad eines Keu-Jin erhalten, und sich zu den Hof-Examen begeben, und dann noch dreyßig Jahr warten, so werden diese Leute über siebenzig Jahr alt seyn, ehe sie angestellt werden; und sind sie dann wirklich, wenn sie einmal so alt geworden, im Amt, so kann schon nach einem Jahr das fünfjährige

*) Dieß geschah, ehe die Tartaren die Herrschaft über China erlangt hatten.

Examen eintreten, und wenn sie dann nicht als alt und ausgedient zurückgesezt werden, so werden sie doch als schwach und einfältig dargestellt, und so der Gelehrtenstand gänzlich von den Aemtern ausgeschlossen. Diejenigen, welche ihr Amt kaufen, haben Geld in Menge und sind jung an Jahren, und so werden sie über die Köpfe aller Andern weg befördert, und als fehlerlos und Leute von Talent angegeben. Unsere vorigen Monarchen priesen das System als gut, und dessen Absicht als herrlich: aber wo ist die Wahrheit davon? Ueberdieß sind die Regeln bey den Examen äußerst streng. Ein Kandidat muß seine Herkunft bis auf drey Geschlechter hinauf schriftlich einreichen; er muß fünf Gelehrte von dem Sen-thac-Grad als Bürgen stellen, und noch zwey andere Gewährsmänner haben, die sich für ihn unterschreiben. Dann wird besonders untersucht, ob irgend Jemand für die Kandidaten geschrieben, oder ob sie mit Schauspielern, Gerichtsdienern oder Bedienten verwandt sind: und ist Alles dieses nicht mehr als genug? Hinsichtlich der Amtskäufer aber gebraucht man keine solche Vorschrift. Niemand fragt nach ihrer Herkunft. Sobald das Geld erscheint, gibt man ihnen ein Amt. Gouverneurs und Unter-Gouverneurs werden Bürgen für ihn, und innerhalb eines Jahres ist er wirklich im Amte. So kaufte sich der Friedensrichter Seang Yang, ein Bonze, ins Amt, obgleich ihn das Gesetz davon ausschließt. Der Taou Tan, von Rieg B (ein hohes Amt), war ein berittener Straßenräuber, und kaufte sich ins Amt, nebst andern von elender Herkunft, deren in ein Paar Jahren achte angeklagt und ans Licht gebracht worden sind. Seit Kurzem hat keine Anklage mehr stattgefunden, und die Anzahl derselben ist unbekannt. Die Habsucht und Grausamkeit dieser Menschenklasse aber wird Reinheit und Verstand genannt. Sie suchen Geld, und finden Geld; und wenn sie Geld haben, so versichern sie sich ihrer Obern, und diese bezeichnen sie als die Besitzer von Talenten. Sie sind grausam und legen schwere Strafen auf, und schwere Strafen erschrecken das Volk, und ihre Obern zeigen auf sie als Leute von Entschlossenheit: und dieß sind unsere fähigen Beamten! Wir erinnern uns, Yang Chings Worte gelesen zu haben, und wir haben unsere Gedanken nicht verhindern können, beständig zu denselben zurückzukehren. Diese waren: „„In der gütigen Behandlung des Volks kann mein Herz arbeiten und sich mühen; aber in dem harten Pressen für die Steuern habe ich kein Talent zum Regieren."" Diese wenigen Worte zeigen einen Grund, warum ihm seine Kenntnisse eine niedrige Stelle verschafft haben.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Der Charakter der alten Griechen ist allgemein bekannt, und die Geschichte der lezten Jahre beweist, daß er in ihren Enkeln nicht ausgeartet ist. Muth und Unternehmungsgeist, Aufopferung für das Vaterland, ein lebhaftes Gefühl für die Schönheiten der Natur und der Künste, und eine fast schwärmerische Liebe zu der Poesie und den Wissenschaften; aber von der andern Seite auch ein Geist der Neuerung und Unruhe, Vermengung der unbedeutendsten Kleinigkeiten mit den wichtigsten Angelegenheiten, gegenseitige Eifersucht und Feindschaft der kleinen griechischen Staaten in dem Augenblick, da die persische Macht ganz Griechenland zu verschlingen drohte — dieß sind die Hauptzüge jenes merkwürdigen Volks, die in den Neu-Griechen lange geschlummert haben, aber jezt nicht mehr zu verkennen sind. Um indessen bey der Vergleichung gerecht zu seyn, muß man zwey Dinge nicht vergessen.

Die allgemeine Familienähnlichkeit abgerechnet, kann es wohl nicht leicht eine größere Verschiedenheit geben, als zwischen den vielen kleinen Stämmen, aus denen die große Familie der Griechen bestand, zwischen den Joniern und Doriern, zwischen attischer Urbanität und böotischer Rohheit, zwischen der frivolen Schwazhaftigkeit der Athenienser und der ernsten Kürze der Spartaner. Dieser Kontrast machte eine aufrichtige Eintracht und innige Vereinigung des alten Griechenlands unmöglich; er erklärt die Erneuerung desselben Phänomens im jetzigen Kriege, und ist die Ursache, daß die Beschreibungen, die uns die Reisenden von dem Charakter und den Sitten der Neu-Griechen geben, sich oft zu widersprechen scheinen, wenn der Eine diesen, der Andere jenen Stamm genauer kennen gelernt hatte.

Hierzu kommt noch ein anderer Umstand, der bey der Vergleichung nicht übersehen werden muß. Das alte Griechenland ward nur von Hellenen bewohnt, und die einzelnen Fremden oder Barbaren, die es als Reisende besuchten, wurden kaum bemerkt. Allein die jetzige Bevölkerung dieses so oft eroberten und durch so viele Hände gegangenen Landes besteht, wenn man die Gebirge von Maina, Arkadien und Thessalien ausnimmt, aus einem Gemisch von fast allen europäischen Völkern mit den ursprünglichen griechischen Einwohnern, von den Nachkommen der alten Römer und Gothen, von Türken, Juden, Wallachen (Wlaki), Italienern u. s. w. Da indessen die Griechen sicher drey Viertel der ganzen Bevölkerung ausmachen, so ist es begreiflich, daß sich nicht allein der Charakter der alten Hellenen, sondern auch ihre Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten so viel erhalten haben, als es auf einer

Seite die Einführung der reinern Religion des Kreuzes, und auf der andern der Despotismus des halben Mondes erlaubt.

Es läßt sich beym ersten Anblick kaum ein größerer Widerspruch denken, als zwischen folgenden Gemälden, die zwey englische Reisende von demselben Volk, den Arkadiern, machen. Nach dem einen zeigte Alles die Ruhe des idyllischen Hirtenlebens. In ihrer malerischen Kleidung, mit einem bunten Turban, leinener Jacke und schneeweißem Unterkleide, einen Hirtenstab in der Hand, folgten die Landleute ihren zahlreichen Schaf- und Ziegenheerden, oder ruheten unter dem Schatten eines uralten Baums, und spielten auf der Rohrflöte die einfachen Melodien ihres Vaterlandes. Kurz, Alles erinnerte an die Stellen der Dichter, in denen die Schönheiten Arkadiens als der Sitz des ländlichen Glücks und die Lieblingswohnungen der Waldgötter besungen werden. Nach einem andern Augenzeugen besteht das Porträt eines jetzigen Arkadiers aus einem Gesicht, in welches die Sorgen tiefe Furchen gegraben haben, und einem durch schwere Arbeit und elende Kost abgemergelten Körper. Eine Menge hungriger Türken, dieses Ungeziefer des Hofes jedes Paschas, unterdrückt dieses unglückliche Volk unablässig, und sie scheinen keine andere Bestimmung zu haben, als den Müssiggang ihrer Herren zu nähren. In diesen lezten Worten liegt zugleich die Auflösung des Räthsels. Der erstere Reisende redet von dem Arkadier, der, fern von den Städten, in seinen freyen Gebirgen den Reiz des Landlebens genießt; der andere spricht von den Unglücklichen, die Zufall oder eigene Schuld in die Stadt geworfen hat, wo die Ruthe des Zuchtmeisters sie erreichen kann.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß das kleine Griechenland fast alle Klimate und Produkte des Erdbodens aufzuweisen hat, und es ist merkwürdig, daß eben dieß von den verschiedenen Lebensarten der Menschen und dem davon abhängenden Grade ihrer Kultur gilt. Die Bewohner einiger griechischen Inseln nähren sich blos von der Fischerey; der Mainote führt das Leben des Jägers, auch wohl des wilden Jägers oder Räubers; auf Thessaliens Ebenen wohnen der Nomade und der Ackersmann friedlich neben einander; die meisten Städte treiben bürgerliche Gewerbe; in Athen blüht der Handel und das Satrapenleben der Reichen; die Mönche vom Berge Athos erinnern an die Cönobiten und Anachoreten von Thebais; auf Chios, Patmos, Cephalonien u. s. w. beschäftigen sich die Gelehrten mit der Sprache und den Kenntnissen ihrer Vorfahren. Kurz, auch in dieser Rücksicht kann man Griechenland die Musterkarte des Erdbodens nennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 31. Juli.

(Fortsetzung.)

Nach dem Trauerspiel wurde noch ein Lustspiel in drey Aufzügen, nämlich Gosse's Médisant gegeben; also acht Aufzüge in einem Abend; dieß wurde gut und lebhaft von der Hand weggespielt; außer seinem Médisant hat Gosse nie etwas Gutes liefern können; mehrmals hat er versucht, zu seinem Uebelredner ein Seitenstück hervorzubringen; allein das Publikum hat es jedesmal ausgepfiffen. Der Médisant ist ein Abglanz von Gresset's Méchant, und den jezigen Sitten mehr angepaßt, als lezteres Stück, das sich jedoch beständig auf der Bühne erhält. Die Hauptperson des Gosse'schen Lustspiels ist ein Persiffleur aus der Provinz, der sich in Paris in einem Hôtel garni aufhält, und sich durch seine beißende Persifflage, die niemanden schont, furchtbar macht. In diesem Hotel langt ein alter Jugendfreund an, um seinen Sohn abzuholen, der in demselben Gasthofe eine Liebschaft hat. Der alte schlichte Jugendfreund erkennt den Persiffleur, und gibt ihm einige gute Lehren über die Gefahren und das Ungerechte des Persifflirens; diese helfen aber wenig, und der Wizling fährt fort, sich über die Gäste in dem Hôtel garni lustig zu machen, unter andern über eine Dame mit ihrer Tochter, die er noch nicht gesehen hat, über deren Betragen sich seine muthwillige Zunge nichts destoweniger schon bitter ausläßt. Diese Dame ist — seine Frau, und ihre Tochter ist es, welche der Sohn des Jugendfreundes zur Geliebten hat. Durch das Persifflren des bösen Gastes werden die beyden Damen in übeln Ruf gesezt. Die Tochter wird dadurch bitter gekränkt und schreibt an ihren Vater, von dem sie noch glaubt, daß er sich in der Provinz aufhalte, er möge kommen und ihren guten Ruf gegen Verläumdung schützen. Durch die Mutter, welche ihren Mann schon erkannt hat, wird dieser Brief in die Hände desselben gespielt. Er geräth außer sich, daß Jemand es wage, den guten Ruf seiner unschuldigen Tochter anzugreifen. Diese Bewegung benuzt der Jugendfreund, um ihm sein eignes leichtsinniges Betragen vorzuwerfen; es findet sich zulezt, daß er selbst dem Rufe seiner Frau und seiner Tochter unbedachtsamer Weise geschadet hat, er bereuet sein Verfahren, verspricht sich zu bessern, und die beyden Väter geben willig ihre Einwilligung zu der Heirath ihrer Kinder. Das Stück ist witzig geschrieben und hat dazu einen sehr moralischen Zweck, welches bey Lustspielen nicht sehr gewöhnlich ist; außer den Hauptpersonen kömmt in dem Stück noch ein Gastwirth vor, welcher den Grundsatz hat, daß, so lange die Gäste zahlen, man sich über ihr Betragen nicht zu bekümmern habe, und ein Bedienter, welcher auch persifliren will, und dem diese Nachäffung nichts weiter einbringt als eine Maulschelle. Es ist wirklich schade, daß dem Gosse seit dem Médisant kein guter Einfall mehr kommen will; die guten theatralischen Einfälle scheinen rar zu werden. Uebrigens herrscht an dem Théâtre français Zwiespalt nach wie vor. Da es sich bekanntlich selbst dirigirt, so ist die dirigirende Komite fast beständig mit den Hauptschauspielern zerfallen; die Komite will Alles lenken, die Hauptschauspieler wollen sich nicht lenken lassen, und da sie die Gunst des Publikums besitzen, so machen sie ungeheure Forderungen. Die Zeitungen vertheidigen die eine oder die andere Parthey, und so wird dieser Streit extra und intra muros geführt. Von Zeit zu Zeit wird ein Vertrag und Frieden abgeschlossen; allein mit solchen Verträgen geht es, wie mit denen, die höhern Orts abgeschlossen werden; sie werden gehalten, so lange kein Privatinteresse in's Spiel kömmt. Eine Zeitung macht es Talma zum Vorwurfe, daß er, von seinem Fache als tragischer Schauspieler sich entfernend, eine Rolle in Casimir de la Vigne's Lustspiele:

die Greisenschule, angenommen, und mehrere Monate lang das Theatre français dadurch verhindert habe, Trauerspiele aufzuführen. Nun will sich auch Mlle. Mars, die bisher nur im Lustspiele aufgetreten ist, nach Talmas Beyspiele in dem entgegengesezten Fache versuchen, und in einem neuen Trauerspiele, das einstudirt wird, eine tragische Rolle nehmen. Diesem widersezt sich natürlich das Komite, so viel es kann, weil dadurch das Lustspiel, dessen Hauptzierde und Stüze Mlle. Mars ist, in Unordnung und Stockung gerathen würde. Allein Mlle. Mars hat viele Freunde unter den Journalisten, und einige haben es schon dem Theater-Komite sehr hart verwiesen, daß man die Verwegenheit habe, dem hohen Talente Geseze vorschreiben zu wollen. Noch viel unruhiger geht es bey der Direktion des Vaudeville-Theaters her. Mit dieser Direktion hat es ein ganz eigenes Bewenden; man weiß nämlich nicht recht, wem das Theater gehört. Zwar ist eine Gesellschaft von Aktienbesizern da, welche die Kosten bestreitet und den Gewinnst bezieht; allein die Regierung ernennt den Direktor oder schlägt ihn vor, oder dringt ihn den Aktienbesizern auf. Lebt nun dieser nicht mit der Kompagnie in gutem Einverständniß, so ist beständiger Hader in Betreff seiner Gewalt und Gerechtsame. Dieß ist eben jezt der Fall, da ein gewisser Bérard als Direktor eingesezt ist, aber von den Aktionärs weit weg gewünscht wird. Dieser Bérard will den Herrn spielen, und spricht in einem sehr gebieterischen Tone; allein die Aktionäre haben ein vortreffliches Mittel ersonnen, um sein Müthchen zu kühlen. Sie haben sich nämlich geweigert, Summen zu zahlen, die er für Dekorationen und sonstige Theaterkosten ausgegeben hatte, und den gebieterischen Direktor dadurch nicht wenig in Verlegenheit gesezt. Nun müssen sie freylich auch das Unangenehme ihrer Weigerung empfinden; denn eine Zeitlang konnte wegen dieser Mißhelligkeit nicht gespielt werden; allein die Rache mag ihnen wohl süß seyn, obschon sie etwas theuer zu stehen kommt. Endlich wird, wie bey allen Zwistigkeiten, großen und kleinen, Erschöpfung und Noth eine Annäherung und Versöhnung bewirken. Beyde Partheyen haben übrigens ihre Verfechter in den Zeitungen; in einigen heißt Bérard ein Petit Bonaparte, in andern werden die Aktienbesitzer köpfische und halsstarrige gescholten. Das Odeon-Theater, das keinen Direktor von der Regierung bekömmt, sondern eine bloße Geldunterstüzung, steht sich dabey viel besser, besonders seitdem es angefangen hat, die Rossinischen Opern mit französischem Texte aufzuführen, ein Verfahren, das bisher nie in Frankreich stattgehabt hat, außer höchstens bey einigen Mozart'schen Opern, die man noch dazu entsezlich hat arrangiren müssen, um sie dem Geschmacke des französischen Publikums gemäß einzurichten. Bey den Rossinischen Opern war diese Schwierigkeit nicht vorhanden, da sie zum Theil, was den Text betrifft, französischen Ursprunges sind, z. B. Gassaladra, Barbiere di Sevilla. Ganz ohne Abänderung hat die Sache jedoch nicht ablaufen können, und Rossini würde zuweilen zürnen müssen, wenn er nicht von den italienischen Bühnen her längst an das Einschieben und Weglassen gewohnt wäre, oder wenn er nicht beständig selbst eingeschoben hätte. Den Castil Blase, da er Mitarbeiter am Journal des Debats ist, und daher scherzweise der Kapellmeister dieses Journals genannt wird, hat man in eben dieser Zeitung sehr herausgestrichen, daß er durch sein Arrangiren und Uebersezen der italienischen Opern dem Odeon-Theater „Ströme neuer Harmonie zufließen lasse.“ Allein andere Blätter finden seine Uebersezungen etwas läppisch, und die jungen Tonkünstler wollen ihm zu Leibe, weil er das Aufführen französischer Operetten an jenem Theater dadurch verhindere. Daran ist aber der Kapellmeister des Journal des Debats ganz unschuldig; denn nicht er, sondern eine unvernünftige ministerielle Verordnung ist es, welche verhindert, daß auf der Odeonbühne Operetten von französischen noch lebenden Tonkünstlern aufgeführt werden; mit den italienischen Opern hatte es ja keine Eile, da eine italienische Bühne vorhanden ist, wo die Rossinischen Opern beständig gegeben werden. Daß man sie durch das Uebersezen und Arrangiren noch mehr verbreitet, mag ganz gut seyn; nur hätte man der Odeonbühne auch die Freyheit lassen sollen, mit der komischen Oper zu wetteifern, und Kompositionen von französischen Künstlern anzunehmen, deren ja so viele Partituren liegen haben, mit denen sie nichts anfangen können, weil das Feydeau-Theater, das einzige Operettentheater in Paris, sie nicht annehmen will. Was die große Oper betrifft, so hat man dieser dadurch einen neuen Glanz zu verschaffen gesucht, daß man mit Rossini einen Vertrag geschlossen hat, damit er ein neues Stück für diese große Bühne komponire. In einem Tagesblatte wird sogar behauptet, nur Rossini könne die große Pariser Oper retten. In den Pariser Zeitungen ist nämlich beständig die Rede von dem Verfall des Lustspiels, des Trauerspiels, der Oper u. s. w., und dennoch ist Alles in dem blühendsten Zustande, die Hauptschauspieler und Schauspielerinnen fahren in eleganten Kutschen und besizen Landhäuser, die Dichter drängen sich zu Duzenden mit ihren Stücken bis zu den Theater-Komites, und das gutmüthige Publikum liefert jeden Abend einige Tausend Franken an die Kassen der Schauspielhäuser ab; mit den Klagen der Journalisten darf man es also nicht genau nehmen; das Wahre an der Sache aber ist, daß eine große Oper, besonders eine heroische, schwer zu komponiren und noch schwerer in Aufnahme zu bringen ist, und daß wenige Tonkünstler sich mit dieser Aufgabe befassen wollen. Da nun die vortrefflichen Gluck'schen und Piccinischen Opern etwas alt werden, und das Publikum doch immer für sein Geld will belustigt seyn, so hat man gedacht, wenn man von Rossini eine große französische Oper erhalten könnte, so würde dieß ein sehr glücklicher Vorfall für die Oper seyn. Jouy hat also einen Text geliefert, und der grand Maestro ist durch vortheilhafte Bedingungen bewogen worden, wieder nach Paris zu kommen und sich an die versprochene Arbeit zu begeben. Da meinen sie nun, der genialische Mann aus Pesaro werde sich dahin sezen, wie der ehrliche Gluck, und rastlos an seiner Oper arbeiten, bis er das wichtige Stück zu Tage fördern könne. Wenn er's aber in Paris macht, wie in London, so werden sie keine Zeile von ihm zu Gesichte bekommen. Dort ist er auf's freygebigste empfangen worden; man hatte sich auch zu großen Aufopferungen erboten, um ihn dahin zu bewegen, für die Londner italienische Bühne eine Oper zu komponiren. Dem Publikum hatte man durch prunkende Anschlagzettel die Versicherung gegeben, die Oper, die Rossini liefern wolle, werde alle seine vorigen Stücke übertreffen; das hatten dann die Londner Bürger auch für baare Münze angenommen; allein das verheißene Meisterstück kam nicht, und nach Verlauf von sieben Monaten geht der Maestro fort, wie er gekommen ist. Freylich hätte er sich dadurch aus der Verlegenheit ziehen können, wenn er eine seiner ältern Opern umgekehrt hätte, so daß der alte Anfang das neue Ende und vice versa geworden wäre; dieß ist ihm schon einigemal geglückt; in London hat er jedoch dieß Verfahren nicht anwenden wollen oder mögen. Ob er in Paris etwas Neues oder etwas Umgewendetes oder gar nichts geben wird, muß man sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 71.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. September 1824.

Was keines Feindes Mund erzählt.
Erzählt uns das Gewissen.
Was sich der Heuchler lang verhehlt,
Wird er sich sagen müssen,
Wenn Gottes Zeit kommt und ihn schilt,
Wenn Gottes Zeit kommt und vergilt,
Und läßt den Frevler büßen.

Herder.

Der Sohn und Erbe.

(Aus dem Englischen.)

(Ich mag nicht sagen, wie die folgenden Blätter mir in die Hände gekommen sind. Ich weiß kaum, auf wessen Geschichte sie Bezug haben; nur zuweilen hat es mir geschienen, als bezögen sie sich auf einen Grafen von A—l, dessen Geschichte einige Aehnlichkeit mit den darin enthaltenen Umständen hat. Die gegenwärtigen Papiere scheinen unvollkommen, und wurden, dünkt mich, in der Eile geschrieben. Ich habe mich umsonst um die fehlenden bemüht, denn der Schluß ist augenscheinlich abbrechend und unbefriedigend.)

Den 1. August A. D. 16 . .

Ich danke meinem Gott herzlich, daß er mich zulezt bewogen hat, viele von den Umständen, die mit der Begebenheit, welche mein Leben elend und schmachvoll gemacht, niederzuschreiben. Ich bin nicht ganz mehr ein so elendes Geschöpf, als ich gewesen; mein zerknirschter Geist aber findet keine Ruhe, bis es dem lieben Gott gefallen hat, mich von dieser Welt hinwegzunehmen. Ich wage es, zu hoffen, daß der Tod die Last des Kummers und der Schuld von meiner Seele hinwegnehmen werde, die solche jezt darniederdrückt. Diese Hoffnung habe ich nicht in mir selbst gefunden; ich wußte nichts davon, bis ich von Einem las, der mit seinem Blute das schuldige Gewissen abwäscht, der mit seinem forschenden Geiste die ekelhaften Kammern des Herzens durchsucht, und obgleich sein Licht dort längst vergessene Sünden aufdeckt, so gibt es doch einen Frieden, den die Welt nicht kennt, welcher oft dahin kommt, wo jenes Licht am längsten geschienen. Träum' ich? Oder ist dieses Licht, dieser heilige Friede in mein trauriges Herz eingezogen? . . . .

Was ich zu schreiben gedenke, wünsche ich öffentlich werden zu sehen; ich wünsche, daß meine Geschichte für Andere eine Warnung werden möchte. Ich wünsche, daß mein Verbrechen bekannt, mein Andenken in dieser Welt verflucht werden möge, wenn durch mein Beyspiel die Gewissensbisse, die ich jezt fühle, von Andern vermieden werden können; wenn die Erinnerung meiner Schuld das kochende Blut irgend eines mir ähnlichen Menschen kühlen, und dessen Raserey Einhalt thun kann.

Ich brachte meine Jugend in den gedankenlosen und ausschweifenden Vergnügungen des französischen Hofes zu. Meine Gemüthsart war allzeit heftig, und ich kehrte eines Morgens lange nach Mitternacht vor Zorn über eine eingebildete Beschimpfung nach Hause zurück. Mein Bedienter wollte im Eintreten mit mir reden, aber ich stieß ihn heftig zurück und stürzte in mein Zimmer. Hier schloß ich mich ein, und sezte mich sogleich nieder, um eine Herausforderung zu schreiben. Meine Hand zitterte so sehr, daß sie die Feder nicht zu halten vermochte: ich sprang auf und schritt auf und ab. Nach einiger Zeit ergriff ich die Feder aufs Neue; da hörte ich eine leise Stimme an der Thüre, welche dringend um Einlaß bat. Es war die Stimme von meines Vaters altem Lieblingsdiener. Ich

öffnete ihm. Der Alte blickte mich mit einem jammervollen Blick an, und ich fragte ihn hastig: warum er gekommen sey? Er starrte mich mit Erstaunen an, ohne zu erden; endlich trat er an den Tisch, wo ich gesessen, und hob einen Brief auf, den ich in meiner Wuth nicht gesehen hatte. Er war von meiner Mutter, die mir meldete, mein Vater sey gefährlich krank, und mich dringend ersuchte, sogleich zu ihnen zurückzukehren.

Noch vor Tagesanbruch war ich weit von Paris weg. Meines Vaters Schloß lag im nördlichen England. Ich kam gerade zeitig genug, um dessen Leichnam zum Grabe zu folgen. Gleich nach dem Begräbniß ließ mich meine Mutter zu sich in ihr Kabinet rufen. Spuren eines tiefen Schmerzes lagen auf ihrem schönen Gesichte; aber sie empfing mich mit ruhigem Ernste. Die Liebe zu ihrem lebenden Kinde hatte mit ihrem Kummer um den Todten gekämpft, und sie hatte diese Stunde gewählt, um mich von den Thorheiten und Sünden meines vergangenen Lebens zurückzubringen. Ich fühlte, indem ich ihr zuhörte, die wahre Würde einer christlichen Frau. Sie gewann mich durch die Wahrheit, die Liebe, die Milde ihrer Worte. Sie sprach deutlich von meiner entehrenden Aufführung, machte mir jedoch keine Vorwürfe. Sie zeigte mir die neuen Pflichten, zu deren Erfüllung ich nun berufen war. „Ich weiß, sagte sie, du wirst diese Pflichten nicht vernachlässigen. Du gehörest nicht dir selber an, mein Sohn; du mußt nicht dir selbst leben; du nennest dich einen Christen, Höheres kannst du dich nicht nennen. Gott hat zu einem Jeden von uns gesagt: Mein Sohn, gib mir dein Herz! Hast du dein Herz und seine Wünsche Gott gegeben? Kannst du ein so elendes Geschöpf, als ein halber Christ ist, seyn wollen? Ich sage dir dieses, weil ich weiß, daß, wenn du einmal richtige Begriffe von deinen ersten Pflichten hast, und dich bemühest, sie zu erfüllen, du dieselben achten lernen wirst. O mein Sohn, Gott weiß, was ich fühle, indem ich in meiner schwersten Stunde der Betrübniß so mit dir reden muß, und ich kann doch nur als ein schwaches, unverständiges Weib reden! Ich weiß nicht, wie ich dir rathen soll; aber ich bitte dich, an dich selbst zu denken, und Gott ernstlich zu bitten, er wolle dich mit seiner Weisheit leiten.“ Ehe ich meine Mutter verließ, sprach sie auch über meine Hauptleidenschaft, den Zorn, den rasenden, unbändigen Zorn. Sie sagte mir, daß sie selbst in meiner frühen Kindheit über meinen Zorn gezittert; sie gestand, daß sie während meiner Abwesenheit gefürchtet, er möchte mich in irgend ein großes Verbrechen stürzen. Sie wußte nicht, wie gerecht ihre Furcht gewesen; denn hätte mich nicht meines Vaters Tod nach England gerufen, so würde ich wahrscheinlich der Mörder des gedankenlosen jungen Menschen geworden seyn, der mich unabsichtlich beleidigt, und mit dem ich mich hatte schlagen wollen.

Meine Mutter hatte nicht vergeblich gesprochen. Ich beschloß auf einmal, von meinem vorigen Lebenswandel abzulassen, meine Aufführung nach den erhabenen und heiligen Grundsätzen der Religion zu leiten, zu der ich mich bekannte, und auf meinen Gütern ein edles, häusliches Leben zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chinesische Freymüthigkeit.

(Beschluß.)

„Wenn dieses Dokument Eurer Majestät vorgelegt und dem geheimen Rath übergeben werden wird, so wird derselbe wahrscheinlich zum Vorwand machen, daß die Einkünfte des Landes nicht hinreichen, und dadurch seine verleumderischen Beschuldigungen dunkel zu verstehen geben. Wir haben daher eine Berechnung gemacht.

„Was sich unter der Regierung des Kaisers Keen Lung und vor dessen Zeit zugetragen, brauchen wir nicht in Anschlag zu bringen, unsere Rechnung aber soll vom dritten Jahr des Kea King anfangen. Zu jener Zeit erregten die religiösen Räuber in Sze Chuen und zwey andern Provinzen einen Aufruhr, und der Verkauf von Aemtern brachte etliche und 70,000 Taels ein. Im eilften Jahre rebellirten die Gebirgsbewohner von Yum tan, und der Verkauf von Aemtern lieferte 129,000 Taels. Im neunzehnten Jahre durchbrach der gelbe Fluß seine Ufer, und der Verkauf von Aemtern verschaffte 60,000 Taels; unter diesen Summen mögen 20- oder 30,000 Taels mehr oder weniger seyn, der ganze Betrag aber in zwanzig Jahren macht nicht über 100,000 Taels aus*). Nun wären nur einmal die Unkosten für die kaiserlichen Harems beseitigt, so würde man in einem Jahre eben so viel ersparen, als der Verkauf von Aemtern in zehn Jahren eingetragen. Denn die Ausgabe für Blumen und Schminke im Tung-Tsaou-Harem beträgt jährlich 100,000 Taels, und die Besoldung der aufwartenden Knaben in diesem Harem 120,000 Taels. Die prächtigen runden Gärten von Yuen Ming Yuen kosten über 200,000 Taels, und die Ir-ho-Anstalten 480,000 Taels. Würden nur diese wenigen Posten abgeschafft, so würde über eine Million an unnützen Ausgaben erspart werden, und das Talent würde zum Dienste des Landes hervorgerufen, und die Wohlfahrt des Volkes versichert werden können.

„Wir finden durch unsere Untersuchung, daß in den Provinzen, vom Gouverneur und Vice-Gouverneur bis

*) Es muß hier, so wie im Folgenden, ein Irrthum in den Zahlen obwalten.

Anm. d. Ueb.

zum Dorfrichter hinab, Alles sich vereinigt, ihre Absicht durch die Verheimlichung der Wahrheit gegen den Monarchen zu verbergen. So sind die Salz-Kommissarien von Hoo Kwang und Keang Nan sechs große Beamte, und mit diesen spielen die Salzkaufleute gar mancherley Streiche. Denn das Salz, welches diese Kaufleute an den Kaiser einsenden, wiegt 60 Katties ein Sack, zu ungefähr 500 Geldstücken der Sack; das Salz aber, das sie an das Volk verkaufen, wiegt nur 8 Katties zu 500 Geldstücken der Sack. Es war um solcher abscheulichen Aufführung willen, daß der gewesene Gouverneur Pack (oder Pih Ling) schimpflich abgesezt wurde, und Tö-tsin solches Aufsehen erregte. Aber Tö-tsin, welcher die ganze Regierung in Händen hatte, und solches Ansehen und Gewicht bey seinem Herrn erlangte, wie bezeigte er seine Dankbarkeit? Um aus unverdienter Schonung kein anderes seiner Vergehen zu erwähnen, nehme man nur seine Aufführung am 25sten des siebenten Monds im lezten Jahre hinsichtlich des Kaisers, der nun die große Reise angetreten und ein Gast im Himmel geworden ist. Tö-tsin, um einer Kabale beyzustimmen, behauptete amtlich, der verstorbene Kaiser sey zu Lwan Yang geboren worden: aber die Ankunft (Advent) der Drachenfürsten des regierenden Hauses sind Dinge, die sich so leicht unterscheiden, als der aus einem Spiegel zurückgeworfene glänzendste Gegenstand, und es ist wohl bekannt, daß der verewigte Kaiser seinen Advent zu Shin Keaou machte. Dieß ist indessen ein Muster von der Weise, wie Tö-tsin, der Ankläger des Sung Ta jin und Tung Kaou, an seinen Herrn berichtete und den Kaiser hinterging. Aber die vielen Fälle, worin er Unheil stiftete, lassen sich nicht auf gebogene Finger aufzählen.

„Wenn Eure Majestät das, was wir hier angeben, für wahr halten, und in der Regierung darnach handeln wollen, so werden Sie die Absichten der Seelen Ihrer heiligen Vorfahren erfüllen, und das Heer, die Nation und die Armen werden Ursache zur Fröhlichkeit des Herzens haben. Sollten wir aber den Wirkungen der Art oder des Beils unterworfen werden, oder den Tod im kochenden Kessel zu erleiden haben, so wollen wir uns demselben nicht entziehen.“

Antwort Sr. Majestät des Kaisers.

Der Bericht des Yuen Seen und seines Kollegen ist äußerst helle, und zeigt sie als getreue Staatsmänner, welchen der Zustand ihres Vaterlandes zu Herzen geht, und welche den Muth der großen Staatsmänner des Alterthums besitzen. Seit den Tagen des Yung hwang too und Hung leang Keih sind kaum solche Männer erschienen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 31. Juli.

(Beschluß.)

Da neulich Graf Lauriston das Ministerium des königlichen Haushofhalts verloren hat, so ist ihm auch das Groß-Opernmeister-Amt aus den Händen geschlüpft, und in die des Grafen von Doudeauville gerathen. Die Zeitungen ließen zuweilen von dem vorigen Großmeister verlauten, er schalte wie ein Sultan in seinem Serail; und wirklich standen sich unter seinem Kommando die schönsten Tänzerinnen immer am besten; sein ernsterer Nachfolger soll aber kein solches Weltkind seyn, und es ist schon die Rede davon, daß er ehestens eine Kabinetsordre werde ergehen lassen, kraft welcher die Röckchen der Operntänzerinnen um einen Zoll zehn Linien sollen verlängert und die falschen Waden unter Bedrohung seiner Ungnade verboten werden; wenn's nur keinen Aufruhr in den Koulissen gibt! Die Boulevard-Theater, die von keinem Sultan und von keinem Haushofhaltminister abhangen, lassen es nicht an neuen Melodramen fehlen, worin, nach der Bemerkung eines Pariser Journals, das Laster um zehn Uhr Abends noch siegет, aber um halb eilf Uhr der Tugend endlich weichen muß. Zwar haben diese Theater ihren Hauptlieferanten der Tugend- und Lasterstücke, den unermüdlichen Guibert de Pixérécourt, verloren, welcher jezt Direktor der komischen Oper ist; allein Andere haben es ihm abgemerkt, wie man schwarze Thaten darstellen und bestrafen müsse, und lassen die Unschuldigen jezt eben so gut die pflichtmäßigen zwey Stunden lang zappeln, als er es that. Besonders ist dieß den Verfassern des Melodrams Cordillac geglückt, das bereits fünfzig Vorstellungen auf dem Ambigu-Theater erlebt hat. Ein Schriftsteller, Namens Latouche, derselbe, wenn ich nicht irre, welcher vor einigen Jahren die Memoiren der berüchtigten Mad. Manson geschrieben hatte, gab vor einiger Zeit einen Roman in Walter Scott'scher Manier heraus, Namens Olivier Brusson, der sich aber dadurch von den Walter Scott'schen unterscheidet, daß der Verfasser nicht so gut honorirt worden ist, und der Buchhändler nicht so gute Geschäfte mit der Auflage gemacht hat, als der schottische Scott. Aus diesem Roman nun ist das neue Melodram zugeschnitten. Es heißt, unter Ludwig XIV habe in Paris ein Juwelier, Namens Cordillac, gelebt, der eine so außerordentliche Neigung zu den Juwelen gehabt habe, daß, wenn er einen kostbaren Schmuck verkaufte, er die Käufer ermordet habe, um wieder in den Besitz derselben zu gelangen. Ob die Thatsache historisch ist, möchte ich nicht verbürgen, aber melodramatisch ist sie gewiß, besonders so, wie sie die Verfasser dargestellt haben. Mit Cordillacs Wohnung hängt ein unterirdischer Gang zusammen, der sich nach einer andern Straße hin unter einer Statue des heiligen Pauls öffnet. In diesen Gang schleppt Cordillac die Leute hinein, um sie zu ermorden. Aber sein erster Commis, Olivier Brusson, der in Cordillacs Tochter verliebt ist, und deßhalb vom Vater verabschiedet wird, hat das Geheimniß der Statue St. Pauls abgemerkt; Cordillac trifft ihn am Eingange an und hebt den Dolch auf, um ihn zu ermorden. In eben dem Augenblicke kommt die Stadtwache vorbey; der Juwelenliebhaber verändert sogleich seinen Ton, überhäuft Brusson mit Liebkosungen und erkennt ihn als seinen Eidam an. Brusson will keinen Menschenerwürger zum Schwiegervater; Cordillac verspricht aber, Niemand mehr zu erwürgen, wenn er auch die schönsten Juwelen besäße, und will sich nach Italien begeben. In der folgenden Nacht aber kommt ihm die Lust an, noch ein leztes Verbrechen zu wagen. Ein junger Edelmann, der jemand im Zweykampfe erstochen hat und heimlich flüchten muß, holt beym Juwelier einen kostbaren Schmuck ab, den er angekauft hatte; Cordillac lauert auf ihn, wie eine Spinne auf die Fliege; er will den Edelmann erstechen, der

kömmt aber selbst den Dolch in die Rippen und stirbt. Damit ist die Sache aber nicht abgethan. Denn nun wird der arme Brusson beschuldigt, er habe den Juwelier umgebracht und wird gerichtet. Zum Glücke geht über alle diese Dolchstöße und Kergeschichten der dritte Aufzug zu Ende; Alles wird auf einmal sonnenklar, die Unschuld siegt und Brusson bekömmt die Tochter des Juwelenliebhabers. Gegen den Zulauf, den Cordillac erregt hat, konnte das Porte St. Martin-Theater glücklicherweise eben so viele Laster und Verbrechen entgegensetzen und sein Commissionaire hat mit dem unterirdischen Gange und der St. Pauls-Statue des Juweliers einen profitabeln Wetteifer begonnen. Auch der Commissionaire hat sich bereits einer fünfzigmaligen Zusammenberufung des Publikums zu erfreuen gehabt; gewiß werden es beyde Stücke auf eine hundertmalige Wiederholung ihrer dramatisirten Kriminalprozesse bringen, zur großen Ergötzung der untern Volksklassen und der Theaterdirektionen. Seitdem Guibert de Pixérécourt an der Spitze des Feydeau- oder Operetten-Theaters steht, hat diese Bühne sich schnell wieder aus ihrem tiefen Schuldenzustande erhoben; das Publikum bekömmt gute Sänger und viel neue Stücke zu hören, und besucht daher dieses Theater wieder fleißig. Berton hat für dasselbe die Partitur seiner Operette Benjowsky zum Theile wieder umgearbeitet; zur Aufmunterung der Chöre in diesem Stücke hat Pixérécourt ihnen eine Zulage ertheilen lassen; an ein solches Verfahren mögen Chöre wohl wenig gewohnt seyn, und es ist löblich, daß Pixérécourt ein solches Beyspiel gegeben hat. Das Konzert bey Hofe, verfaßt von Scribe und Melesville, Musik von Auber, hat neben dem Benjowsky vielen Beyfall erhalten; Auber ist jezt einer der beliebtesten Operettenkomponisten in Paris; sein leztes Stück ziehen Manche allen seinen übrigen vor. Von Herold ist seit der Oper Lasthénia und den Trocaderostücken nichts mehr erschienen; dagegen meldet eine Zeitung, er habe ein ehemaliges Minister-Hotel angekauft; so wird er dann auch wohl wie ein ehemaliger Minister leben wollen, das heißt seinen Kopf nicht mehr anstrengen, welches freylich manche auch nicht einmal thun, so lange als sie noch Minister sind. Alle die Trocaderostücke, die einige Tage lang so viel Lärmen machten, sind nun ehrfurchtsvoll in die Theaterarchive niedergelegt worden, wo sie vermuthlich Zeit haben werden, sich unter den Staub zu verbergen. Dagegen wird man, wie es heißt, bey der nächsten Kunstausstellung lauter Heilige und Trocaderos zu schauen bekommen, die natürlich alle vortrefflich sind, da bey solchen Dingen ja die Absicht schon zur Vortrefflichkeit hinreicht! Wäre dieser Bericht nicht schon so lang, so ließen sich noch manche Theatersachen hinzusetzen, z. B. daß Weichselbaum im Barbier von Sevilla bey der hiesigen Opera buffa ein einzigesmal aufgetreten, und mit der folgenden Post sogleich wieder nach Deutschland abgereist ist, wie's ihm einige hiesige Journalisten angerathen hatten; daß der portugiesische Prinz Don Miguel einer Aufführung der Iphigenia im Théâtre français beygewohnt hat, und daß er, wie ein Pariser Blatt behauptet, die Rolle des Achilles nicht scheint begriffen zu haben; daß die Dilettanti an der Opera buffa durch ihr musikalisches Entzücken den kältern Zuschauern oft vielen Spaß gewähren, und daß einer dieser Dilettanti neulich in einem enthusiastischen Ausbruche bey Endigung einer Bravour-Arie der Prima Donna ausgerufen hat: O dimmi chi t'ha fatta! (O sag mir, wer hat dich geboren?). Dg.

München, Ende August.

Mein lezter Bericht war der Schilderung einer Gebirgsreise gewidmet, ich muß demnach heute dramaturgisch aufräumend die Neuigkeiten unsers Hoftheaters besprechen, welches unter der Leitung des geräuschlos wirkenden, aber einsichtsvoll-thätigen Freyherrn von Poißl ein lobenswerther Eifer beseelt. Hermann und Dorothea wurde mit vielem Beyfall aufgenommen, desgleichen ein Drama in drey Akten: die Mainotten, von einem seit Kurzem hier lebenden jungen Dänen, Namens Harro Harring. Ich habe beyde Stücke nicht gesehen, und kann darum nichts Näheres berichten. Eine willkommne Neuigkeit war uns der Schnee. Da dieses Singspiel jezt allgemein besprochen ist, so bedarf es keiner Zergliederung. Die wirklich interessante Handlung und die lieblich tändelnden französisch-italienischen Tonweisen werden ihm überall eine günstige Aufnahme bereiten, wenn auch die deutschen Darsteller, mit geringer Ausnahme, im Spiel, auf das es hier vorzugsweise ankömmt, die französischen nie erreichen. Auf mich machte dieser Schnee ungefähr dieselbe Wirkung, wie das Eis, das ich während der Darstellung zu mir genommen: es hat mich wohl erfrischt, aber nicht gestärkt. Daß der Verfasser des Textes die Sage von Eginhardt und Emma modernisirt hat, mag hingehen; er hat in der Bearbeitung seines Stoffes viele Gewandtheit bewiesen, der deutsche Uebersetzer aber hätte nicht nöthig gehabt, einen Großherzog und einen Herzog erscheinen zu lassen. Ein französischer Duc mag immerhin des Lesens unkundig seyn und in komische Situationen gerathen, einen deutschen Herzog aber sehen wir lieber edel und würdig über die Bühne schreiten. Das ausübende Kunstpersonal, als: die Damen Vespermann und Sigl, und die Herren Mittermayer, Staudacher, Löhle ꝛc. leisteten in Gesang und Vortrag Ausgezeichnetes, und ihre Bemühungen wurden gebührend anerkannt. Ueberraschend-schön waren die Anzüge der Hauptpersonen. Unser Hoftheater ist nämlich unlängst durch vortheilhaften Ankauf in den Besitz überaus reicher Uniformen und Kostüme gekommen, wie sie wohl keine Bühne aufzuweisen vermag. Indem wir ihm zu dieser Erwerbung Glück wünschen, erlauben wir uns eine Bemerkung, die wohl nicht mißdeutet werden wird. Wir halten es nämlich für wünschenswerth, daß diese Kleidungsstücke in Form und Schnitt dermaßen verändert werden, daß sie ihre frühere Bedeutung verlieren und nicht an den erinnern, der sie einst getragen. Der Gedanke, was diese Rangkleider, an die sich historische Erinnerungen knüpfen, früher gegolten, und was sie jezt sind, dürfte auf verschiedene Zuschauer störend wirken, ja auf manches unvorbereitete Gemüth sogar verletzend. Auch würde, abgesehen von der Schicklichkeit, die Wirkung nur negativ seyn. Die Bühne, das Spiel des Lebens, erträgt nicht das Leben selbst, die Täuschung, die nie zerstört werden darf, verschwindet in dem Augenblick, wo sich uns ein Bild der Wirklichkeit nähert. Der Maler, der das Bildniß eines Fürsten fertigt, muß den Stern auf die Brust malen, er darf dem Bilde keinen metallnen anheften. Es ist dieses unsere Meinung, die wir Niemanden aufdringen, und die auch wohl bestritten werden mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 207:

Meßaerkehr.

Räthsel.

Kennt ihr die Saat, herabgestreut
Aus dunkler Ferne weit und breit,
Wo Korn an Korn sich immer dichter reiht,
Und doch an keinem je Halm oder Keim gedeiht?
Die blüh'nder Fluren prangend Kleid
Verschont nicht, nein, entstellt, zu Vieler bitterm Leid;
Die kam von unsichtbarer Hand,
Und oft im Augenblick verschwand?

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 214.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 6. September 1824.

Pickt und kratzt und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelstellern
Ungesäumt die Augen aus:
Schlagt und klatscht dann mit den Flügeln
Ihre Wangen, ihre Lippen,
Die uns zum Verderben pfeifen,
Ihre mordgesinnten Schläfe;
Daß sie taumelnd niederstürzen.

Die Vögel, nach dem Aristophanes. Von Goethe.

Die Vögelvertilgung.

Ein vieljähriger Naturbeobachter und kenntnißreicher Ornithologe in Graubünden, Herr Hauptmann Thomas Konrad von Baldenstein, hat der diesjährigen Versammlung der schweizerischen Naturforscher eine Reihe werthvoller ornithologischer Aufsätze in der Handschrift eingereicht, deren Herausgabe er vorbereitet, und die, neben manchen Bereicherungen und Berichtigungen der systematischen Vögelkunde, hinwieder auch über den Haushalt ihrer Familien viele eigenthümliche Beobachtungen und zum Theil neue Aufschlüsse darbieten.

Eine dieser Abhandlungen zählt eine Reihe von Thatsachen auf, welche die allgemeine Verminderung der Vögel im schweizerischen Hochlande außer Zweifel zu setzen scheinen, und sie erörtert die Ursachen dieser Abnahme. Als solche wird einerseits eine zunehmende Verwilderung des Alpengebirgs, und anderseits der allgemeinere, mehr und mehr künstlich geübte, Vögelfang nachgewiesen. Ueber die leztere, oder die Vögelzerstörung durch Menschen, hat der Verfasser folgende Betrachtungen mitgetheilt.

Der Erfindungsgeist unsers Zeitalters ist auch in diesem Fache nicht im Rückstande geblieben. Man besizt jezt Mittel, auf leichtere und einträglichere Art Vögel zu fangen, als vormals, und es werden dieselben allgemeiner angewandt. Sey nun die zunehmende Bevölkerung der Landschaften, oder vermehrte Genußsucht, oder irgend ein anderes Zeitverhältniß daran schuld, in unsern Gegenden will Jedermann jagen, Vögel fangen u. s. w. Ich werde indeß hier nicht sowohl auf den einheimischen Vögelfang, als auf den ausländischen, und besonders den italienischen, aufmerksam machen. Jener ist hinsichtlich der kleineren Vögel unbedeutend, und könnte blos in Betreff der hühnerartigen als zerstörend angegeben werden, besonders weil die Jagdverbote während der schönen Jahreszeiten nicht sonderlich beachtet werden. Aber Italien ist der Vereinigungspunkt unzähliger Vögel aller Art aus vielen nördlichen Ländern Europa's, und eben so vielen andern bietet es Stationen auf ihrem Zuge nach den wärmeren Ländern Asiens und Afrika's. Man gehe zur Zeit des Herbstzuges über die Gebirge, und man wird sich nicht mehr wundern, daß Vögel, die sich in unsern friedlichen Gegenden vielfältig vermehrt hatten, nicht wiederkommen, und andere nur in geringer Zahl an ihre Brüteörter zurückkehren. Ist es doch, als nöthige ein landesherrliches Aufgebot jeden Jagdfähigen zur Theilnahme an der Ausrottung der armen Thiere, die zu Tausenden dahin flüchten, wo nur grausame Verfolgung und Tod sie erwarten. Ich habe über zehn Jahre lang dem Unwesen zugesehen, mitgejagt und mitgenossen, was aus den Alpen, aus nördlichen Ländern, in natürlicher Güte und Einfalt hinüberkommt, und, in den italienischen Küchen zu auserlesenen Leckerbissen bearbeitet, dem verwöhnten Gaumen zu vervielfältigtem Genusse dient.

Der Kanton Tessin, die vormalige Grafschaft Cleven, und das Thal Veltlin liegen zunächst jenseits der Berge,

die uns von dem milden Italien trennen, gleichsam an der Schwelle, über welche unsere Zugvögel hinaus müssen, um Zufluchtsörter für den Winter zu suchen: aber dort ist für sie der Boden nicht sicher, die Gebüsche sind umgarnt, in der Luft erreicht sie das mörderische Bley, und auf den Gewässern entgehn sie ihrem Schicksale nicht. Weise ist daher die Einrichtung des Schöpfers, der ihrer viele bey Nacht ziehen heißt, andern heitere Witterung schenkt, damit sie hoch über die Gebirge fliegen, und dadurch ihre Art erhalten bleibe.

In gedachten Gegenden, so wie an vielen Orten Oberitaliens, fängt man zum Theil schon im Monat August an, den erwarteten Gästen allerhand Fallstricke vorzubereiten. Dahin gehören hauptsächlich die Roccoli, Uccellande, und die sogenannten Bresciane, worin die meisten Arten aufbaumender Vögel gefangen werden. Dann die Zugnetze (Copertoni) für die Lerchenarten und alle diejenigen, welche sich nur auf die Erde niederlassen. In Piemont bedient man sich noch anderer Netze für den Schnepfen- und Droffelzug, welche aufrecht an denjenigen Stellen angebracht werden, wo jener zur Nachtzeit vorbeygeht. Auch ganze Familien dort einheimischer Rebhühner fangen sie darin, wenn sie in der Dämmerung von einem Revier ins andere streichen.

Auf den mailändischen Ebenen hat man wieder eine besondere Art, die ziehenden Wachteln, in hellen Herbstnächten, zu Hunderten, durch Lockvögel gleicher Art, in niedrigere Gegenden zu locken, und selbst alle zusammen nach und nach durch einen engen Eingang in einen Sack zu jagen, den das Netz an seinem Ende bildet.

(Der Beschluß folgt.)

Der Sohn und Erbe.

(Fortsetzung.)

Ungefähr drey Jahre, nachdem ich die Güter meiner Vorfahren ererbt, wurde ich der glückliche Gatte der Lady Johanna N—e. Zwey Jahre gingen vorüber und machten meine Gattin meinem Herzen immer theurer; aber ich war nicht ganz glücklich. Wir hatten kein Kind! Dieser einzige Wunsch, dieses einzige Glück war uns versagt. Uns fehlte ein Sohn, ein Erbe des väterlichen Stammes und der väterlichen Güter. Wenn ich vor Gott niederkniete, so vergaß ich um das zu beten, daß er mich lehren möchte, um was ich beten sollte. Ich bat nicht darum, daß seine Weisheit mich leiten wolle, mich mit dem zu begnügen, was er mir gegeben; nein, wie um mein Leben, bat ich beständig und aufs Dringendste, was ich als ein Glück betrachtete: ich bat um einen Sohn! — Endlich ward mir meine Bitte gewährt, es ward uns ein Sohn geboren — ein schöner, gesunder Knabe! Jetzt erst hielt ich mich für ganz glücklich; mehr als je freute es mich, in der stillen Zurückgezogenheit des häuslichen Kreises zu leben, so daß ein Jahr nach dem andern hinging, und mich in dieser meiner Vorliebe für's häusliche Leben nur befestigte.

Mein Sohn wuchs zum herrlichen Knaben heran, und sein Verstand war weit über seine Jahre, und ich freute mich in seiner Gesellschaft, sowohl um der reizenden Frische seiner Gedanken, als um der Liebe willen, die ich für das Kind fühlte. Ich lernte in der Gesellschaft meines Sohnes mich über die Unterhaltung wundern, die ich ehemals in der Gesellschaft der Welt gefunden. Er war indessen nicht ohne die Fehler, welche allen Kindern eigen, und welche tief in der Natur des Menschen eingepflanzt zu seyn scheinen; aber in allen seinen Fehlern, in seiner Falschheit (und welches Kind lernt nicht Falschheit aus seinem eigenen Herzen?) war eine liebliche Unbeholfenheit, eine Abwesenheit von aller weltlichen Feinheit, die mir damals als sehr neu vorkam. Ich that mein Möglichstes, damit dieses Laster ihm nicht zur Gewohnheit werden möchte; ich bemühte mich, ihn Selbstbeherrschung zu lehren, indem ich jede seiner Handlungen, ja, jeden seiner Gedanken, auf ein einziges großes Princip: Gott, zurückzuführen suchte, und mich bestrebte, tugendhafte Gewohnheiten auf den erhabenen Grundsatz der Religion zu bauen. Sein Glück lag mir zu sehr am Herzen, als daß ich seine Fehler mit Nachsicht hätte ansehen sollen. Ich ließ ihn wissen, daß ich auch strafen könne, und daß man mir gehorchen müsse; dennoch lebte er im vollkommensten Vertrauen in Reden und Handlungen mit mir, und schien nie glücklicher, als wenn er zu meinen Füßen saß, und mich in dem Reichthum seiner Einbildungskraft mehr fragte, als ich oft zu beantworten vermochte.

Ich kann nicht länger mehr von jenen glücklichen Zeiten reden, die auf immer dahin sind, und wende mich zu einem trüberen Gegenstande, mir selbst. Während ich meine Zeit, meine Gedanken, meine besten Seelenkräfte meinem Kinde hingab, vergaß ich mich selbst, die Besserung meines eigenen Herzens. Dieß mag Manchem sonderbar und unwahrscheinlich klingen. Es möchte ihm scheinen, daß, während ich meinem Sohne die Grundsätze der strengsten Tugend einprägte, ich solche selbst hätte lernen, und während ich die Weisheit für ihn suchte, ich auch manchen Schatz für mich selbst hätte finden müssen. Dieß mag wohl bey den meisten Gelegenheiten der Fall seyn; er war es aber nicht bey mir. Die Ehre Gottes war, wenn ich um einen Sohn betete, nicht mein erster Wunsch gewesen. Ich hatte mich getäuscht, wenn ich mir während seiner Erziehung einbildete, daß ich auf diesen heiligen Grund baute. Es war Menschenruhm, den ich suchte. Ich hatte gesucht,

meinen Sohn in Allem vortrefflich zu machen; ich hatte aber unterlassen, mich zu dem Werke vorzubereiten, das ich unternahm. Ich hatte meine eigenen Naturfehler beynahe ohne Widerstand aufschießen lassen, während ich über dem Herzen meines Kindes wachte. Vor allem aber blieb Zorn, wüthender, schrecklicher Zorn, der Tyrann meiner Seele. Zu oft würde ich mein Kind um des Fehlers willen gestraft haben, den es von mir geerbt; wie vermocht' ich's aber? Wie konnte ich, selbst leidenschaftlich-zornig, den Knaben wegen Mangel an Mäßigung bestrafen? Ließe es sich erwarten, daß Moritz meine Lehren beachten sollte, wenn mein Beyspiel dieselben so oft Lügen strafte? — Aber nur kurz zu meiner Schuld.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben treuer Uebersetzung aus der griechischen Anthologie.

Von Joseph Beegmann.

Homers wahres Vaterland.

Nicht gebaren Homer, den göttlichen, Smyrna's Gefilde,
Nicht Kolophon, Jonia's Segengestirn, Chios und Kypros, die heilige, nicht, und die saatenreiche Aegyptos,
Nicht des Laertiden felsiges Inselgebiet,
Nicht Mycen', von Cyklopen ummau'rt, und des Danaos Argos,
Nicht der Cekropien Stadt, altem Geschlechte entstammt.
Keine Erdengeburt war er, ihn sandten die Musen,
Daß er Wonnegeschenk' bringe vom Aether herab.

Guter Rath dem Häßlichen.

Mit dem Fratzengesicht, Olympikos, gehe du nimmer,
Weder zum Bergquell, noch zu dem spiegelnden Bach;
Denn, gleich Narkissos, sobald du deutlich geschaut dein Antlitz, stürbest dahin, selber zu Tod dir verhaßt.

Kühnheit und Weisheit.

Kühnheit mit Weisheit gepaart ist doch wohl Jeglichem nützlich,
Ohne Weisheit gebiert Schaden und Uebel sie dir.

Evenos.

Diogenes, der Cyniker.

A. Sag', Hund! auf weß Mannes Gebein zur Wache du dastehst?
B. Des Hunds. A. Wer war denn aber der Mann wohl, der Hund?
B. Diogenes. A. Das Geschlecht sag'. B. Der Sinoper. A. Der wohnte
Im Faß? B. Ja der; jezt wohnt er im Sternenolymp.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende August.

(Fortsetzung.)

Eine weitere Neuigkeit war uns: Schein und Seyn, Lustspiel in fünf Aufzügen von Töpfer. Der Verfasser hat in diesem Stücke neuerdings bewiesen, daß er Talent hat, und etwas Gutes zu leisten vermöchte wenn er sich die Sache nicht so leicht nähme, und, statt immer nach Theatereffekt zu haschen, sich Mühe gäbe, seine Personen kräftiger zu zeichnen und ihren Charakter konsequenter durchzuführen. Auch hier stoßen wir in Hinsicht auf Plan und Ausarbeitung auf viele Mängel und Gebrechen, die um so weher thun, je leichter sie hätten vermieden werden können. Graf Eduard Brock kömmt von Reisen zurück in das Haus des Barons Ringen, dessen Tochter Auguste ihm bestimmt ist. Das Fräulein, ein sonst recht verständiges Mädchen, wird durch den ungewohnten Ton und das Fremdartig-Liebenswürdige seiner Erscheinung dermaßen verblüfft, daß sie sich schüchtern und einsylbig benimmt, was dem Grafen, der an italische Glut und französische Leichtigkeit gewohnt ist, unangenehm auffällt. Auguste, die in den Grafen heftig verliebt ist, fühlt recht gut, daß sie keinen günstigen Eindruck auf ihn hervorgebracht, und das blöde Mädchen entwirft einen Plan, der der ausgelerntesten Kokette Ehre bringen würde. Diesem Plan zufolge zeigt sich Auguste bey der zweyten Zusammenkunft mit dem Grafen (die erste wird nur erzählt) so dumm und einfältig, daß jezt ihr Geliebter vor ihr verblüfft steht. Darüber lachen nun freylich die Leute, aber wie sieht es mit der Wahrscheinlichkeit aus? Auguste war früher ein verständiges Mädchen, keine Gans, sonst hätte der Graf mit ihr nicht entrirt, sie war, wie erzählt wird, bey seiner Ankunft nur verlegen und einsylbig. Woher kömmt denn nun auf einmal der Blödsinn? Doch dieß möchte noch allenfalls hingehen. Hr. Töpfer hat, wie gewöhnlich, die Wahrscheinlichkeit dem Theatereffekt geopfert, er hat Augusten dumm erscheinen lassen, um sie später desto glänzender hinzustellen. Die Gelegenheit war da, aber der Verfasser hat nicht verstanden sie zu benutzen. Auf einem Balle tritt Auguste ihrem Geliebten als eine reizende Maske entgegen; hier erwartet nun Jedermann, daß sie alle mögliche Liebenswürdigkeit entfalten wird, daß sie ihn durch Verstand, durch Geist und Witz auf's Aeußerste dringen, und wenn er dann knieend schwört, sie nie zu lassen, die Maske abreißen und sagen wird: „Sehen Sie, mein Herr! ein deutsches Mädchen kann, wenn sie will, auch scheinen, was sie nicht ist.“ (Uebrigens ein Satz, der schwerlich bestritten werden wird.) Von Allem diesem geschieht nun nichts. Aus dem Munde der Masken ertönen — moralische Sentenzen, und wenn das Mädchen früher dumm geschienen, so ist sie jezt unerträglich langweilig. Sie spricht: „Du wirst mich wiedersehen, da, wo du mich am wenigsten vermuthest.“ Hr. Töpfer wollte nämlich noch einen fünften Akt schreiben, und die Schlußscene aus Schröders Ring, zweyter Theil, zum Besten geben. Das Stück, gut dargestellt, gefiel, denn bey dem Mangel an guten Lustspielen gefällt auch ein mittelmäßiges. Hr. Urban wußte durch Kunst dem schwankenden Charakter des Grafen Brock Haltung und Interesse zu geben, und Mlle. Wanney war als Auguste eine liebenswürdige Erscheinung. — Wir kommen nun zu der Darstellung des neuen Trauerspiels: die Feinde, das unsre Erwartung in hohem Grade gespannt hatte, denn der Verfasser ist kein Stückschreiber, sondern ein wirklicher Dichter, der gemüthvolle von Houwald. Da dieses Werk meines Wissens noch nirgend gegeben worden, so muß ich eine gedrängte Erzählung des Inhaltes voranschicken. Zwey Könige, der edle Primus und der Tyrann Malkolm hatten sich in Schottlands Herrschaft getheilt; dieser fiel unversehens über den arglosen Primus her, raubte ihm Reich und Leben, und ließ dessen Schwiegervater, den Malthos Than von Leith, blenden. Die

Wittwe des Primus, Brassolis, lebt nun mit dem geblendeten Vater und ihren beyden Kindern Alona und Edgar im Verborgenen, und erziehe, ein rachedürstendes Weib, ihren Sohn Edgar zum Rächer des gemordeten Gatten und ihres geblendeten Vaters. Dieser Edgar, jezt nach sechszehn Jahren zum Manne herangereift, erhebt sein Haupt, und ein Theil des Volks, der Tyranney Malcolms müde, folgt seinem Panier, ein furchtbarer Bürgerkrieg ist los. Beyde Heere stehen sich gegenüber, man erwartet eine Hauptschlacht, die Malkolm bis zur Ankunft seines Sohnes, des Prinzen Donald, beym Heere verzögert. Edgar aber gibt sich Mühe, diesen Prinzen aufzufangen. So stehen die Sachen beym Beginnen der Handlung, die in einem alten Schlosse, im Rücken von Edgards Heer gelegen, dem Aufenthalt der Brassolis und ihrer Tochter, vorgeht. Zwey Pilger, angeblich Vater und Sohn, haben sich, von Räubern verfolgt, wie sie nämlich erzählen, in's Schloß geflüchtet. Der Leser erräth, wie der Zuschauer, daß einer derselben der Prinz Donald ist, der andere ist Katmin, der Führer des Prinzen. Der sanfte Jüngling gefällt der Mutter, noch mehr aber der Tochter, die beym ersten Anblick desselben schon eine glühende Leidenschaft zu ihm faßt. Da dringt nun ein Hauptmann Edgards in die Burg und begehrt die Auslieferung der Pilgrime, die aber von Brassolis und ihrem Vater standhaft verweigert wird. Der Bösewicht Katmin hat diese Scene belauscht, und beschließt, die Familie zum Lohn ihrer Gastfreundschaft dem Tyrannen Malkolm zu verrathen. Donald und Alona werden vertrauter, und ersterer entdeckt der Jungfrau das Geheimniß seines Standes. Nun meldet ein Bote von Edgar, der Prinz Donald sey im feindlichen Lager eingetroffen (Malkolm hat nämlich listig einen falschen unterschoben), man sehe stündlich der Feldschlacht entgegen, und zwey Drittheile der Burgbesazung sollen sogleich zum Heere stoßen. Man muß dem Befehle Edgards gehorchen, aber nun ist das Schloß bedroht. Jezt schreitet Katmin zur Ausführung seines Plans. Er räth, das Burgthor zu zerstören, daß man glaube, das Schloß sey unbewohnt. Im Hintergrunde soll Tom, der Schloßvogt, mit dem Rest der Mannschaft den Eingang bewachen, er und sein angeblicher Sohn wollen Tom den Rücken sichern. Der Rath des Unbekannten findet Beyfall. Der armen Alona schildert Katmin ihren Geliebten als einen Lügner, er sey kein Prinz, da Donald sich bey des Vaters Heer befände. Jezt erscheint Edgar selbst verzweiflungsvoll in der Burg, er ward verrathen und die Schlacht ist verloren. Der Fremde ist in diesem Augenblick der Familie lästig, man ersucht Donald abzutreten, und Alona läßt ihm Geringschäzung fühlen, weil er sich gegen sie eines Ranges angemaßt, der ihm nicht gebühre. Nun bricht Donald los, er beweißt mit glänzender Beredtsamkeit dem racheschäumenden Edgar, daß er seinem Hasse des Vaterlandes Wohl geopfert, daß er zum Fürsten nicht tauge, er führt einen Donnerkeil im Munde, und seine Worte sind wirklich treffend und beziehungsreich, und erschüttern die Familie; Donald hat beschlossen, diese um jeden Preis zu retten. Er hatte schon früher dem Katmin insgeheim den Auftrag gegeben, Malkolmen die Botschaft zu bringen, daß er den eignen Sohn nur zu erhalten vermöge, wenn er Brassolis und die übrigen im Frieden ziehen ließe; nun bittet er den alten Malthos, Katmin als Herold in's feindliche Lager ziehen zu lassen, und verbürgt sich mit seinem Leben für seinen angeblichen Vater. Der Than willigt ein, doch auch er will einen Herold mitsenden, den alten Schloßvogt Tom. Er läßt die Anwesenden abtreten, und befiehlt dem Diener, dem Tyrannen zu hinterbringen: er, der alte geblendete Malthos biete seine eigne Person als Opfer dar, wenn er Tochter und Enkel frey gäbe. Nun erscheint ein Hauptmann aus dem Lager, berichtend, ein Pfeil habe Malkolm getödtet. Donald empfindet kindlichen Schmerz. Eine zweyte Post berichtet, Katmin, der Verräther, habe seinen Mitherold Tom in einen Abgrund gestoßen, und dieser wird gleich darauf mit tödtlichen Wunden auf die Bühne geschleppt. Die Wuth der Familie richtet sich nun gegen Donald, den Bürgen und vermeintlichen Sohn des Verräthers. Edgar dringt auf ihn ein, da legt Donald die Maske ab, und stellt sich als des Malkolms Sohn und als Thronerbe dar. Allgemeines Erstaunen — von außen Waffengeklirr — Katmin hat mit Malkolmschen Kriegern die Burg überrumpelt, und dringt in's Gemach, doch Donald stößt ihn nieder. Jezt stehen sich Edgar und Donald als Prätendenten gegenüber. Jener will der Krone nicht entsagen und neue Fehde beginnen, dieser will kein Bürgerblut mehr vergießen. Nach schwerem Kampfe und Donalds Verdienst erkennend, tritt Edgar seine Ansprüche ab und stürmt in's Freye. Nun bekennt natürlich Donald seine Liebe zu Alona, Mutter und Großvater willigen ein, aber — Edgar hat sich draußen erdolcht, er wird sterbend hereingebracht und stirbt zu den Füßen des Großvaters.

Der einsichtige Leser mag nun selbst urtheilen, in wie ferne die Handlung den Forderungen der Kunst Genüge leistet. Der (an sich) tragisch-fruchtbare Stoff: Kampf um Herrschaft, die antike Form, hinsichtlich der Beobachtung der bekannten Einheiten, die poetisch-schöne Sprache, und endlich der Umstand, daß hier kein Schicksal waltet, dürften die Vorzüge dieser Dichtung seyn. Ich sage: dürften seyn, denn es ist gar nicht ausgemacht, ob es im konkreten Falle Vorzüge sind. Es ist z. B. nicht genug, daß die Sprache edel sey, sie muß auch zeitgemäß seyn. Die Diktion in dem vorliegenden Stücke ist durchaus rein, würdig, ja oft hinreißend schön, aber sie dünkt uns im Ganzen zu wenig kräftig für ein Zeitalter (1000 nach Christi), dem alle Weichheit und Sentimentalität fremd war. Mich dünkt, unter den Neuern habe hierin Müllner im Yngurd allein den Fleck getroffen. — Die Charaktere sind zum Theil sehr gut angelegt, aber nicht konsequent durchgeführt. Wie ganz umgewandelt erscheint die Wittwe, die im ersten Akt eine grimmige Edwin ist, gegen Ende des Stückes? Die Zeichnung der Alona erhebt sich, wie uns bedünkt, nicht über das Gewöhnliche, ihre Liebe zu dem fremden Jüngling ist zu rasch, sie ist nicht zart, nicht jungfräulich genug. Viel poetischer z. B. ist das Verhältniß der Adla zu Oscar. Eine herrliche imposante Figur hingegen ist der alte Than von Leith, ein würdiger Repräsentant der Vergangenheit, von unserem Eßlair mit erschütternder Wahrheit unübertrefflich dargestellt. Bey allem dem konnten wir uns eines Lächelns nicht enthalten, wie der Greis seine eigne Person als Opfer bieten läßt, um Tochter und Enkel zu retten; wir dachten nämlich bey dieser Scene an den seligen Kotzebue. — Der Schluß des Stückes wird wohl von allen Kunstrichtern getadelt werden. Edgar darf zwar, der Anlage der Handlung nach, nicht am Leben bleiben, doch würde er glücklicher im Zweykampf enden. Selbstmord nach der Entsagung dürfte schwer zu vertheidigen seyn. — Die Darstellung war ausgezeichnet gelungen, und würde dem Dichter, wenn er ihr beygewohnt hätte, Freude gemacht haben. Nächst Eßlair stand Urban in der Rolle des jugendlichen edeln Donald ganz an seiner Stelle, und ließ uns heute den ganzen Wohllaut seines trefflichen, jeder Modulation fähigen, Organs empfinden, eine Naturgabe, die in diesem Grade wohl nur sehr wenige Schauspieler mit ihm gemein haben. Hr. Hölken gab den wild-unbändigen Edgar sehr wirksam und erntete verdienten Beyfall. Eine würdige Erscheinung war Mlle Pfeiffer als Brassolis, und Mlle. Wanney entfaltete als Alona ungemeine Liebenswürdigkeit, auch Hr. Heigl als Katmin war lobenswerth. Das Stück erhielt großen Beyfall.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 215.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. September 1824.

Alle Winde gehn hernieder,
Alle Ströme gehn herunter,
Jeder Stein, hinaufgeschleudert,
Muß zur Erd' herab zur Stunde:
Also zieht den Menschen Sünde,
Niemals kann er ganz gesunden.

Tieck.

Der Sohn und Erbe.

(Fortsetzung.)

Meine Mutter, die Gräfin, hatte Moritz ein schönes arabisches Pferd geschenkt. Es machte mir ein Vergnügen, den Knaben in allen männlichen Uebungen zu ermuntern. Selbst als Kind schon ritt er mit einem Anstande, den ich selten von den besten Reitern übertroffen gesehen. Der Knabe liebte seinen Araber, wie alle muthige Knaben schöne Pferde zu lieben pflegen. Es machte ihm Freude, das schöne Thier zu putzen, zu füttern und zu streicheln, und Selim kannte seine kleine, liebe Hand, und hob den schönen Hals, wenn der Knabe ihm nahe trat, und wenn Moritz sprach, warf er das dunkle, glänzende Auge auf ihn, als wisse er, wer mit ihm redete.

Mein Kind war zu der Zeit, von welcher ich rede, ungefähr eilf Jahr alt. Gewöhnlich brachte er die Morgenstunden mit mir in der Bibliothek zu. Es war am 17. Juni, einem lieblichen Frühlingsmorgen. Moritz zeigte sich sehr unruhig und unaufmerksam auf seine Bücher. Die Sonnenstrahlen blendeten seine Augen, und der frische Morgenwind raschelte in den Blättern vor ihm. Der Knabe nahm seine Bücher weg, und sezte sich an einen andern Tisch, weit von dem offenen Fenster ab. Ungefähr eine Stunde darauf erhob ich meine Blicke von einem Werke, welches meine ganze Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Das Wetter war sehr heiß geworden, und das arme Kind war fest eingeschlafen. Bey meinem ersten Worte fuhr er in die Höhe. Ich fragte ihn, ob er seine Aufgabe hersagen könne. Er erwiederte: „Ja!“ und brachte sogleich seine Bücher her; aber er wußte kaum ein Wort, und schien unaufmerksam und selbst gleichgültig. Ich tadelte ihn, und er antwortete trotzig. Ich hatte ihm das Buch zurückgegeben, als ein Bedienter in das Zimmer trat und mich hinabrief, wo Jemand mit mir sprechen wollte. Ich sagte dem Knaben mit etwas unwilligem Tone: das Zimmer nicht zu verlassen, und wenn ich wieder käme, mir seine Aufgabe ordentlich herzusagen. Er versprach, mir zu gehorchen. — Neben der Bibliothek befindet sich ein Kabinet, von dessen Fenster man den Stall sehen kann. Wahrscheinlich war mir das gute Kind darin gefolgt, daß es seine Lektion vollkommen lernte; aber man hatte mich lange aufgehalten, und er ging in das Kabinet, wo seine eigenen Bücher standen. Dort befand sich auch ein Bogen und Pfeile, die ich ihm vor Kurzem geschenkt hatte. Er mochte der Versuchung nicht haben widerstehen können, dieselben zu betrachten, denn sie lagen am Boden, als ich hineintrat. In diesem Kabinet hörte Moritz den Knall einer Peitsche; die Schläge fielen dicht wie Hagel. Er sprang auf, lief ans Fenster, und erblickte einen Stallknecht, welcher sein Lieblingspferdchen aufs Grausamste peitschte. Das Thier schien beynahe wüthend von den Schlägen, und der Knabe rief dem Manne laut zu, aufzuhören. Anfangs kehrte sich der Mensch gar nicht an sein Rufen, dann wandte er sich kalt-lächelnd gegen den erzürnten Knaben und sagte: das Peitschen sey durchaus

nothwendig, und ein so junger Herr könne wohl nicht wissen, wie Pferde behandelt werden müßten. Umsonst befahl Moritz dem rohen Menschen, aufzuhören. Der Kerl that, als höre er ihn nicht, und führte das muthige Thier weiter vom Fenster hinweg. Sogleich stürzte der Knabe aus dem Zimmer, und in wenigen Augenblicken war er unten auf dem Hofe. — Kurz nachdem er die Bibliothek verlassen, kam ich zurück. Der Mann, welcher mich so lange aufgehalten, hatte mir äußerst unangenehme Nachrichten gebracht. Ich war daher in sehr übler Laune, als ich wieder ins Zimmer trat, wo ich Moritz gelassen hatte. Ich sah mich vergebens nach ihm um, und war sehr aufgebracht, als ich fand, daß er meinen Befehl vernachlässigt. Die Thür des Kabinets war offen, und ich suchte ihn dort. Da hörte ich plötzlich seine zornige Stimme auf dem Hofe. Einige Augenblicke lang starrte ich stillschweigend hinunter. Dort stand der Knabe und hielt mit der einen Hand sein zitterndes und von Angstschweiß triefendes Pferd am Zügel, während er mit der andern den rohen Stallknecht wüthend peitschte. Mit lauter, zorniger Stimme rief ich ihm zu. Der Knabe blickte auf, und der Mann, der vorher mit gefalteten Armen und unverschämtem Lächeln dagestanden hatte, sprach jetzt mit verstellter Sanftmuth, welches das Kind nur noch mehr aufbrachte, mich aber damals überzeugte, Moritz habe Unrecht. Er sprach, aber ich gebot ihm Stillschweigen, und befahl ihm, heraufzukommen. Er kam augenblicklich, und stand vor mir, noch schnaubend von der Gemüthsbewegung, sein Gesicht feuerroth, und seine Augen glühend vor Zorn. Er wollte wieder reden, aber ich wollte ihn nicht anhören. „Sage mir, Bursche, rief ich, antworte mir auf eine Frage: Hast du recht oder unrecht?“ — „Recht!“ antwortete der Knabe stolz. Er wagte es, mir zu widersprechen — meine Wuth brach aus. Ach, ich wußte nicht, was ich that! Ich riß ihm die Peitsche aus der Hand; ich erhob den schweren Stiel; ich wollte nicht treffen, wo ich traf, der Schlag fiel aber mit entsetzlicher Gewalt auf sein theures Haupt. Der Stiel war mit Eisen beschlagen, und mein Kind, mein einziger Sohn sank leblos zu meinen Füßen nieder! — Noch ehe er fiel, war ich todt-kalt, und die mörderische Waffe war mir aus der Hand gefallen. Von Entsetzen gefesselt, stand ich eine Weile sprach- und bewegungslos über ihm. Endlich brachte mein verzweiflungsvolles Geschrey Andere herbey; der schurkische Stallknecht war einer der Ersten. Ich sah nichts mehr, und sank in tiefer Ohnmacht neben meinem leblosen Kinde nieder.

Als ich wieder zum Bewußtseyn kam, sah ich das liebe Gesicht meiner Gemahlin mit angstvoller Zärtlichkeit über mich hingebeugt. Sie wischte sich die Thränen aus den Augen, und ein schwaches Lächeln schwebte auf ihren Lippen, als sie mich ins Leben zurückkehren sah. Ich faßte ihren Arm wild an, und hob den Kopf in die Höhe. Ich sah mich nach dem Leichnam meines Kindes um — er war nicht da. „Wo ist er? rief ich; wo ist der Leichnam meines ermordeten Kindes?“ Als ich das Wort ermordet aussprach, entfuhr meiner Frau ein Schrey. Ich wollte hinausstürzen — sie hielt mich zurück und sagte: „Er ist nicht todt; er lebt!“ Da schmolz mir das Herz im Busen, und Thränen strömten mir aus den Augen. Meine Gattin führte mich in das Zimmer, wohin man das Kind gebracht. Er lebte, wenn man anders einen solchen Zustand Leben nennen kann. Noch immer waren seine Augenlieder geschlossen, noch immer seine Wangen, selbst seine Lippen, todt-blaß. Man hatte ihn entkleidet, und meine Mutter saß in stummem Schmerz neben ihm. Als ich herankam, deckte sie seinen weißen Busen auf und legte meine Hand auf sein Herz; ich fühlte ein schweres, langsames Schlagen, aber die Pulse seiner Arme und Schläfe waren kaum bemerkbar. Meine Mutter sagte zu mir: „Wir haben das arme Kind besichtigt, aber wir finden weder Wunde noch Geschwulst, noch irgend ein Zeichen von Gewaltthätigkeit. Was mag die Ursache dieser schrecklichen Betäubung seyn? Niemand weiß mir zu antworten.“ — „Ich kann Ihnen antworten, sagte ich; Niemand als ich kann es. Ich bin der Mörder des Kindes. In meiner teuflischen Wuth habe ich seinem theuern Haupte den Schlag gegeben!“ Ich sah weder das Gesicht meiner Gattin, noch meiner Mutter; denn während ich sprach, war mir der Kopf gesunken. Aber ich fühlte, wie die Hand meiner Gattin aus der meinigen fiel; ich hörte den leisen, herzzerreißenden Seufzer meiner Mutter. Ich blickte auf, und sah meine Gattin. Sie stand vor mir, mehr wie eine marmorne Gestalt, als ein lebendiges Geschöpf; aber ihre Augen waren auf mich gerichtet, und ihre Seele schien in dem Blick zu ruhen. „O mein Gemahl, rief sie endlich aus; ich sehe offenbar in Ihrem Gesichte, wie gräßlich Sie leiden. Heiliger Gott, habe Gnade, habe Mitleiden mit ihm! Er leidet mehr, als wir Alle! Seine Strafe ist größer, als er zu ertragen vermag!“ Sie warf mir die Arme um den Hals, sie wollte mich an ihr Herz drücken; aber ich versuchte, mich von ihr loszumachen. „O demüthige mich nicht so sehr, rief ich; bedenke, du mußt bedenken, daß du seine Mutter bist!“ — „Ich kann nicht vergessen, daß ich deine Gattin bin, mein Gemahl, antwortete sie schluchzend. Nein, nein, ich fühle für Sie, und muß jedes Leiden mit Ihnen fühlen. Wie sehr fühle ich jetzt mit Ihnen in diesem furchtbaren Unglück!“ — Meine Mutter war bey der Erklärung meiner Schuld auf die Knie gefallen; meine Gattin zog mich zu ihr hin, worauf sie aufstand, und indem sie mir in's Gesicht blickte, mit schwacher, tiefer Stimme sagte: „Heinrich, ich habe für dich, für uns Alle gebetet! Mein Sohn, wende dich nicht so von mir.“ — In diesem Augenblick trat der Wundarzt, welcher nicht gleich bey der Hand gewesen war,

in's Gemach. Meine gute Mutter verließ mich, und ging sogleich mit ihm zum Bette des Kindes. Ich bemerkte ihre Absicht, mich nicht mit dem Arzte zusammenkommen zu lassen. Sie wollte, wenigstens für den Augenblick noch, ihres Sohnes Schmach verbergen; aber ich fühlte meine entsetzliche Schuld zu tief, um mich um Schande zu bekümmern. Dennoch konnte ich mich einer tiefen Bewegung nicht erwehren, als ich des guten Mannes Erstarren, sein unwillkürliches Schaudern bey meiner Beschreibung aller Umstände meiner Behandlung des armen Kindes bemerkte. Ich stand neben ihm, als er den Kopf des lieben Knaben untersuchte. Ich sah ihn die dicken Locken hinwegschneiden, und er zeigte mir eine leichte Geschwulst unter denselben; umsonst aber bemühte er sich, die leblose Gestalt aufzuwecken; alle seine Anstrengungen blieben fruchtlos, wie es die Bemühungen meiner Gattin und Mutter geblieben waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Vögelvertilgung.

(Beschluß.)

Der Fang mit Vogelleim und dem Käutzchen (Civetta), wovon eine kurze Darstellung im ersten Bande der „neuen Alpina" zu finden ist, wird in den schon genannten Gegenden sowohl als in Oberitalien überall geübt, und ist vom Julius an bis in den November alle Tage der Tod von Tausenden kleiner Vögel. Die Entengattungen und andere Schwimmvögel, die in unzählbarer Menge zur Herbstzeit nach Italien strömen, werden meistens mit Schießgewehr erlegt, so wie das größere Federwild überhaupt, und es ist bekannt genug, daß jenes Land von Vorsteh-Hunden und Flugschützen wimmelt. Dessen ungeachtet gibt es noch nebenbey manche andere Mittel und Wege, wodurch die Bauernjäger und Fischer an den Ufern des Ticino, des Po und der italienischen Seen sich der Bewohner dieser Gewässer leicht und im Stillen zu bemächtigen wissen, wie z. B. das Angeln. Hiebey werden Abends an Schnüren befestigte Angeln, woran kleine Fischchen so angesteckt sind, daß von jenen nichts wahrgenommen wird, an diejenigen seichten Ufer ausgehängt, wo die Enten gerne ihre Nahrung suchen. Diese Thiere verschlucken hastig die Fischchen und bleiben dafür selbst am Angel hängen.

Die nähere Beschreibung ob..er Arten des Vögelfangs gehört nicht hieher auch übergehe ich verschiedene andere weniger bedeutende, und will hingegen kürzlich noch Einiges über die Roccoli beyfügen, welche unsern Zug- und besonders Singvögeln fast den größten Abbruch thun, da sie überall an den Thoren Italiens zu sehen sind, und auch noch im Innern des Landes dazu dienen, diejenigen aufzufangen, welche glücklich genug waren, den ersten Fallstricken zu entgehen.

Roccoli, eine Art Vogelheerde mit hohen aufrecht stehenden Netzen, findet man sehr viele in der Gegend von Bellenz, Lugano und mehreren andern Orten des Kantons Tessin, in den angrenzenden italienischen Provinzen, dann im Thale Veltlin; aber, möchte ich sagen, nirgends häufiger als in der vormaligen Grafschaft Cleven. Hier befinden sich längs der verschiedenen Bergpässe bald tiefer bald höher, auf Hügeln und Anhöhen und zum Theil selbst in der Ebene 30 bis 35 Roccoli. Bergamasker Vogelfänger werden für die Zugzeit gedungen, und der Vogelfang dauert von der Mitte August bis zu Ende Novembers. Wenn gleich Anfangs täglich vielleicht nur zwölf bis zwanzig Vögel in einem Roccolo gefangen werden, so hat man hinwieder Beyspiele, daß im Oktober, wo der Zug am besten geht, in gewissen Jahrgängen, an einem Tage und nur in einem Roccolo bey 1500 Stücke gefangen wurden. Wir wollen hier nur 30 Stücke täglich für den Durchschnittsfang jedes der 35 Roccoli täglich, was doch sehr wenig ist, berechnen; so würden nur auf diesem Paß während vierthalb Monaten über 110,000 Vögel umkommen, ohne den ergiebigen Fang mit den Zugnetzen, mit dem Käutzchen, die Jagd mit Gewehren und andern Fangarten mehr in Anschlag zu bringen.

Da in den Umgebungen Clevens von den Eigenthümern der Roccoli, wie oben bemerkt ward, Bergamasker Vogelfänger (Roccolatori) gehalten werden, so ergibt es sich schon daraus, daß erst in den Gegenden von Bergamo der Vogelfang mit wahrer Sachkenntniß und auf alle nur ersinnliche Art getrieben wird, wie dieß in der That auch der Fall ist. Man findet daselbst Roccoli von verschiedener Art, das heißt, solche, die ausschließlich zum Fang kleinerer Vögel dienen, andere, die zum Fange größerer eingerichtet sind u. s. w. In denjenigen letzterer Art werden manchmal in einem Tage bey dreyhundert Stück Drosseln (Turdus musicus), welche in Italien als ein besonderer Leckerbissen gelten, gefangen.

Die Sucht, Vögel zu fangen, ist in der Gegend von Bergamo und Brescia so groß, daß es Güterbesitzer gibt, welche ihre Roccoli schon im Julius herrichten lassen, um vorerst diejenigen Vögel zu fangen, die dort gebrütet haben. Es ist wohl unmöglich, daß ihre Beute groß seyn könne, denn ich wüßte keine Gegend, die so ganz von Vögeln verlassen wäre, wie jene. Wer wird mir's glauben, wenn ich sage, daß ich den 13. April dieses Jahres (1824) auf einem Ausfluge nach einem zwey Stunden von Bergamo entlegenen, und in einer hüglichten Gegend befindlichen, Landgute den ganzen Tag über, außer einigen Zugvögeln, nur eine Lerche und eine Kohlmeise antraf, die ich für einheimisch halten konnte? Und doch ist es so. Aber was kann grausamer und zerstörender seyn, als die Zugvögel noch auf ihrem Rückzuge im Frühlinge einzufangen? Ich war selbst Zeuge, daß man in den Gegenden von Lecco, Bergamo und Brescia, wo alle Anhöhen und Hügel mit Roccoli, Bresciane u. s. w. besetzt sind, diese Fang-Apparate auch im Frühjahr, bis zum siebenten April dazu benutzt, die nach ihren Brüteplätzen zurückkehrenden Vögel aufzufangen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende August.

(Beschluß.)

Von fremden Gästen sahen wir in der neuesten Zeit: Hrn. und Mad. Artur von Hannover. Mad. Artur ist im muntern und naiven Rollenfach sehr vorzüglich, und erhielt, von einer gar angenehmen Bildung unterstüzt, auf beyden Theatern vielen Beyfall. Hr. Artur ist ein junger Mann, der Anlage für's komische Fach besizt, sein Staberl ist lobenswerth, wiewohl nur eine todte Nachahmung des hiesigen. — Eine überaus interessante Erscheinung war uns Mlle. Taglioni, erste Tänzerin aus Wien, die wir an vier Abenden bewunderten. Ein seltenes à-plomb, Sicherheit, Leichtigkeit, und, was noch mehr, Grazie und Decenz zeichnen sie aus. Ich habe seit der Milliere keine bessere Tänzerin gesehen.

Großes Interesse und allgemeine Bewunderung hat der neue Refractor unsers berühmten Fraunhofer erweckt, der, für die Sternwarte von Dorpat verfertigt, mehrere Tage ausgestellt war. Schade, daß er schon nach seinem Bestimmungsorte abgegangen ist. Professor Gruithuisen hätte sonst unsere Damen berichten können, welche Shawls und Hüte jezt im **Mond** en vogue sind. Der Zugang zu der ehemaligen Frauengottesackerkirche, wo dieses Instrument gezeigt wurde, war sehr lebhaft. Auch JJ. MM. der König und die Königin beehrten den Meister mit einem Besuche. Ich weiß nicht, warum man bey dieser Gelegenheit nicht ein Fenster ausgehoben hat, um die hohen Gäste in den Stand zu setzen, eine Untersuchung anzustellen. Wenn mir ein Nachbar im Theater sein Perspektiv rühmt, so glaube ich wohl, daß es taugt, wenn es von Dolland oder Ramsden ist, aber ich will denn doch **durchsehen**.

Das Instrument ist wirklich merkwürdig. Das Rohr ist 15 Fuß lang, das Objektivglas hat 10 Zoll im Durchmesser, und mit dem kleinen Finger kann man die Last von mehreren Zentnern nach allen Himmelsräumen bewegen. Der Beobachter ist unterm Kreis dem Aequator für die Polhöhe von Dorpat 58° 23′ parallel, dieser ist in 24 Stunden getheilt und dreht sich durch eine gleichförmige Bewegung des neben angebrachten Uhrwerks in dieser Zeit um die Achse, man kann demnach an dem Vernier ablesen, wie lange Zeit man beobachtet hat. Eben so kann man ohne alle Mühe den Stern in die Achse des Refractors bekommen, man darf nur aus den Ephemeriden seine Declination und gerade Aufsteigung wissen, wo man dann das Rohr auf dem obenhängenden Kreise auf die Grade der Declination, und auf dem Aequatorialkreise die gerade Aufsteigung einrichtet. Das Uhrwerk verfolgt den Stern, weil sich der Aequatorialkreis mit der Geschwindigkeit der Erde um die Achse dreht, und das Rohr in der stehenden Richtung mit fortbewegt. — Fraunhofer hat die Engländer weit hinter sich gelassen; **er** bestimmt die Größe eines zu verarbeitenden Glases im Voraus, während sie erst erwarten müssen, was ihnen nach der Bearbeitung, bis die weißen Streifen und die Unreinigkeit weggeschliffen ist, übrigbleibt, und sein Glas verhält sich in Hinsicht auf Reinheit zu dem ihren wie 4 : 1, ein Vorzug, der wohl allgemein anerkannt ist und den Umstand erklärt, daß alle Sternwarten ihre Instrumente aus München zu beziehen suchen. Dem Vernehmen nach haben Se. Maj. der König den Hrn. Akademiker und Professor Fraunhofer mit dem Civilverdienstorden begnadet, ein Lohn, der eben so den hohen Geber als den Empfänger ehrt.

Die Kunstwelt, und zunächst die hiesige Akademie der Künste erlitt in diesem Monat einen empfindlichen Verlust durch den Hintritt ihres Direktors Hrn. Peter von Langer. Möge in Ihrem geschäzten Kunstblatte seinem Leben und Wirken aus der Feder eines Berufenen ein ehrendes Denkmal werden, doch ein dauerndes hat er sich selbst gegründet. Als Patriot, als Lehrer und Leiter der Anstalt, als Unterstützer ihrer Zöglinge, als Wohlthäter der Armen, als Freund seiner Freunde, und treu in Erfüllung aller öffentlichen und häuslichen Pflichten kann er, wie Christoph Wren, sprechen: **Monumentum quaeris? circumspice!**

Man ist sehr begierig, wer seine Stelle erhalten wird. Einige meinen: Kornelius — Andere hoffen: Professor Robert Langer, dem Vater ähnlich an Geist und Herz und an Freundlichkeit der Sitten.

London, 17. August.

Die italienische Oper schloß nicht am Dienstag, wie es angekündigt war, sondern am Sonnabend, und zwar mit unsers Mozarts Don Juan, und dieses bey einem sehr vollen Hause, wie es überhaupt während der ganzen **Season** fast jeden Abend der Fall war. Ich habe das Stück nie mit besserer Wirkung aufführen sehen. Mad. de Begnis (Donna Anna) ist eine herrliche Sängerin und dabey eine gute Schauspielerin; einen bessern Don Juan als Garcia kann man sich nicht wünschen, und de Begnis als Leporello machte nicht nur die Zuschauer, sondern auch die Mitspielenden lachen, und verdarb uns dadurch einige der rührendsten Gesänge. Wenn nur die Italiener das leidige Recitativ lassen wollten, wo es nicht hingehört, und dasjenige, was nicht zum Singen bestimmt ist, ungesungen ließen! Mich wenigstens ermüdet es entsezlich, und nur die Musik eines Mozarts kann mich vermögen den Sing-Sang drey Stunden lang auszuhalten. Der Freyschüz wird noch jeden Abend wiederholt, und immer mit demselben Beyfall. Hr. Arnold hat inzwischen dafür gesorgt, daß der Eifer des Publikums nicht erkalte, indem er die liebliche Sängerin Stephens als Agathe engagirt hat. Auch hatte er statt der Miß Povey ein anderes Aennchen angebracht; aber bey diesem Tausche gewinnt das Publikum nichts, und Miß Povey hat die Rolle auf's Neue übernommen. Braham ist so vernünftig geworden, daß er den in dem Stücke eingeführten Liedern entsagt, und, da die in der Oper ihm zugetheilten Gesänge einmal nicht hinlänglich sind, andere von Weber selbst an deren Stelle gesezt hat. Ich hörte neulich aus sehr guter Quelle, daß, hätte Rossini es nicht verhindert, man den Freyschüz in der hiesigen italienischen Oper aufgebracht haben würde. — Die Preciosa wird in diesem Augenblick für die englische Oper sowohl als für das Hay-Market-Theater vorbereitet, wo man auch die Schweizerfamilie und Fanchon zu geben gedenkt.

Die Hundstage, obgleich nicht besonders heiß, haben in England dieses Jahr großes Unheil angerichtet. Es sind in London, aber noch mehr in andern Städten sehr viele Menschen von tollen Hunden gebissen worden, und an der Wasserscheu gestorben. In Birmingham allein sollen deren dreyßig in diesem Augenblick an dieser schrecklichen Krankheit leiden, oder bereits ausgelitten haben. Die Polizey hat zwar fast allenthalben diejenigen Mittel in's Daseyn gerufen, welche ihnen die Geseze zur Verhütung des Uebels gestatten; aber leider sind diese zu beschränkt. In Neu-York, scheint es, greift man alle Hunde, die man auf der Straße findet, auf, und sperrt sie ein, und wer seinen Hund wieder haben will, muß eine Buße von sieben Thaler bezahlen. Eine solche Einrichtung aber wollte dem demokratischen Sinn der dortigen Bewohner nicht behagen, und zweymal wurde das Hundegefängniß gestürmt und die gefangenen Thiere befreyt. Der Magistrat stellte hierauf Wachen dabey auf, zog mehrere der Rädelsführer zur Strafe, und sezte auf diese Art seinen weisen Beschluß durch.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 72.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. September 1824.

Aber, wie, leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen vom himmlischen Thau.

Schiller.

Der Sohn und Erbe.

(Fortsetzung.)

Fünf Tage lang saß ich neben dem Bette meines Sohnes, der Anfangs immer noch in dieser todten-ähnlichen Betäubung blieb; allmählig aber stahl sich eine schwache leben-ähnliche Bewegung über ihn, doch so langsam, daß er erst am Schluß des vierten Tages die Augen aufschlug, aber selbst dann kannte er Niemand von uns, und schien nichts um sich her zu bemerken. O, Wenige können sich einen Begriff von meinen damaligen Gefühlen machen! Wie meine ersten schwachen Hoffnungen auflebten und starben, und wiedee auflebten, so wie die Schläge des Herzens voller und stäcker wurden, als er zum Erstenmal die kleine Hand bewegte, die ich in der meinigen hielt, und er zuletzt seine Glieder ausstreckte. Nachdem er die Augen geöffnet, athmete er leicht und regelmäßig, wie ein gesunder Mensch, und schlief mehrere Stunden lang.

Es war gegen Mittag am fünften Tage, als er aus diesem Schlafe erwachte. Die Sonne hatte so heiß in's Zimmee geschienen, daß ich die Fensterladen ein wenig schloß, um sein Gesicht zu beschatten. Einige Sonnenstrahlen stahlen sich durch die Spalten und spielten auf der Bettdecke. Das Gesicht meines Kindes war gegen mich gekehet, und ich harrte begierig auf die ersten Spuren des Ausdrucks in demselben. Er blickte auf, und dann rings umher, ohne den Kopf zu bewegen. Mein Herz entsank mir, als ich das Lächeln bemerkte, das auf seinem Gesichte spielte. Er sah die tanzenden Sonnenstrahlen, hielt seine Finger langsam in dieselben, zog sie zurück, und lächelte wieder. Ich ergriff ihn bey der Hand, und sprach mit ihm; aber er hatte alle Erinnerung an mich verloren, und sah nichts in *meinem* Gesichte, das ihn zum Lächeln bringen konnte. Er sah auf meine zitternde Hand hinab, und spielte mit meinen Fingern; und als er den Ring eeblickte, den ich trug, spielte er mit diesem, während dasselbe stumpfsinnige Lächeln in sein seelenloses Gesicht zurückkehrte. Meine Mutter führte mich aus dem Zimmer. Ich ließ es geschehen. Ich fühlte das Bedürfniß, in der Stille des Zimmers mit meinem eigenen Herzen zu Rathe zu gehen. Man urtheilte richtig, indem man mich der vollkommensten Einsamkeit übeeließ. Die Ruhe meines Schmerzes war, wie eine Veeänderung, zum Glück füe mich. Eine Ertödtung aller Sinne, aller Gedanken und Gefühle befiel mich wie Ruhe. Als Johanna zu mir kam, bemerkte ich ihre Gegenwart nicht. Sie faßte meine Hand zärtlich zwischen den ihrigen, und setzte sich neben mich auf den Boden nieder. Sie hob meinen Kopf von den Dielen auf und stützte ihn auf ihre Knie. Ich glaube, sie sprach mehreremale zu mir, ohne daß ich ihe antwortete Endlich hörte ich sie, und stand, auf ihr Bitten, auf. „Sie sind krank, Ihre Hände brennen, mein Theuerster, sagte sie: Sie bedürfen der Ruhe; gehen Sie doch zu Bette, ich flehe Sie darum.“ Ich that, was sie wünschte. Sie glaubte, ich schliefe, aber die Augenlieder schienen straff und gewaltsam von meinen bren-

nenden Augen hinweggezogen. Den ganzen folgenden Tag blieb ich in demselben brennenden, unbeweglichen Zustande, ich kann ihn nicht Ruhe nennen. So vergingen mehrere Tage. Ich ließ mich unter dem Gewicht meiner Verzweiflung hinsinken. Ich dachte an keine Anstrengung mehr.

Eines Morgens trat meine Mutter zu mir in's Zimmer. Sie setzte sich neben mir nieder und redete mir zu. Ich blieb unbeweglich liegen. Da trat meine Mutter auf die andere Seite des Bettes, welcher mein Gesicht zugekehrt war. Dort blieb sie stehen und redete mich feyerlich an: „Heinrich, ich befehle dir, aufzustehen. Willst du deiner Mutter widerspenstig seyn? Nichts mehr von dieser unmännlichen Schwachheit. Laß mich nichts vergebens reden — sonst habe ich nicht befehlen dürfen. Mein Sohn, finde dich. Bedenke, wie viele Ansprüche dieses Leben auf dich hat, oder vielmehr, denke an die erste hohe Forderung des Himmels, und laß dich das lehren, an andere Pflichten zu denken, und dieselben auszuüben. Untersuche dein eigenes Herz, geh' tief in dich. Zage nicht, lerne deinen wahren Zustand in allen seinen Verhältnissen kennen. Verändert, wie derselbe ist, begegne ihm als ein Mann, und suche die Stärke Gottes nach, daß sie dich stütze. Ich muß dir die reine Wahrheit sagen: Dein Kind ist blödsinnig! Du hast dein Verbrechen vor Gott zu verantworten. Du wirst von der Welt verabscheut werden; denn es war deine Hand, die das Leben des Geistes in ihm erschlug. . . . Dieß sind harte Worte, aber sie sind dir heilsamer, als deine eigenen verwirrten und zermalmenden Gedanken. Stehe auf, und trete vor Gericht! Sage mir nur, daß du mir gehorchen willst, und ich will dir glauben; denn du hast mir noch nie dein Wort gebrochen." — Ich antwortete augenblicklich, indem ich aufstand: „Ich verspreche Ihnen, zu gehorchen. In dieser Stunde noch will ich von Ihnen hören, was meine Pflichten sind, und sie mit Gottes Hülfe erfüllen." O mit welchem Blicke sah mich meine Mutter an, als ich so redete. „Gott stärke und segne dich, sagte sie; aber ich darf es jetzt nicht wagen, mehr zu sagen." Ihre Stimme ward schwach und stotternd, ihre Lippen zitterten, und eine helle Röthe fuhr über ihre bleichen Wangen. Sie beugte sich über mich, küßte mich auf die Stirn und ging.

Meine Mutter hatte mich noch nicht eine Stunde verlassen, als ich mit festem Schritte mein Gemach verließ, entschlossen, meine lang vernachlässigten Pflichten wieder vorzunehmen. Ich war die letzte Stufe der großen Treppe hinabgestiegen, als ich ein lautes Lachen in der Vorhalle vernahm. Ich wußte, daß nur Einer im Hause seyn konnte, der jetzt so wild zu lachen vermochte, und nur zu wohl erkannte ich die Stimme, die gleich darauf in ein lautes Jauchzen ausbrach. Einige Augenblicke lang verließ mich meine Entschlossenheit. Ich hielt mich am Geländer fest, um meine zitternden Glieder zu unterstützen, und unterdrückte gewaltsam den Schmerzensruf, der sich aus meiner Brust hervordrängen wollte. Ich ermannte mich endlich, und trat in die Halle. Meine ehrwürdige Mutter saß am Fenster, der Thür gegenüber, durch welche ich eintrat. Sie erhob ihr Gesicht von dem großen Buche, das auf ihrem Schooße lag, und als sie mich erblickte, lächelte sie mir zu, und sah wieder nieder, ohne zu reden. Ich ging weiter, blieb aber wieder stehen, und blickte auf die Andern, die sich jetzt meinen Blicken darstellten. Mitten in der Halle stand meine Gattin mit dem Gesicht auf die Hand gelehnt. Sie blickte lächelnd auf ihren Sohn herab, während die Thränen ihr über die Wangen flossen. Moritz saß ihr zu Füßen, der Boden um ihn her war mit den Spielzeugen seiner Kindheit belegt, die er lange vorher auf die Seite geworfen, aber gerade an diesem Morgen wieder gefunden hatte, und er wandte sich von Einem zum Andern, als sähe er sie zum Erstenmal, und betrachte sie Alle als Schätze. Ein Ausdruck von entzückter Narrheit verbreitete sich über des Knaben Züge; aber, ach! obgleich sein Gesicht nichts als eine fürchterliche Kindischheit verrieth, so waren doch alle die kindischen Blüthen und die Fülle jenes Gesichts entflohen. Er sah um viele Jahre älter aus; das Lächeln auf seinen dünnen Lippen schien vergebens gegen Schlafsucht und Trübsinn zu kämpfen; seine Augenlieder waren halb geschlossen, seine Wangen und Lippen farblos, und sein ganzer Körper abgezehrt. Meine Gattin kam zu mir und umarmte mich. Moritz aber bemerkte mich eine Zeitlang nicht. Zuletzt blickte er nach mir, stand auf und kam auf mich zu. Ich fürchtete, mein trauriges Ansehen möchte ihn erschrecken, und stand athemlos in meiner Furcht da. Er besah mich vom Kopf bis zu den Füßen, kam dicht zu mir, sah mir mit freudiger Neugier ins Gesicht, und ging dann pfeifend zu seinen Spielsachen zurück. Der laute Ton seines Pfeifens fuhr mir wie Stacheln durch's Gehirn.

(Der Beschluß folgt.)

Abweichung und Neigung der Magnetnadel.

(Aus dem Annuaire pour l'an 1824.)

Bekanntlich stellt sich eine frey aufgehängte Magnetnadel in Paris nicht in den Erdmeridian, und bildet mit diesem Meridian einen Winkel, den man die Abweichung nennt.

Am 21. November 1823 um ein Uhr fand ich denselben zu 22° 23'.

Vor dem Jahre 1666 war die Abweichung östlich.

Im Jahr 1666 war sie Null. Die Magnetnadel deutete auf Norden.

Seitdem war die Abweichung westlich geworden, und hatte darin von Jahr zu Jahr zugenommen. Man konnte daher glauben, die Nadel würde eines Tags nach Westen

deuten. Diese westliche Bewegung hat aber seit vier Jahren angehalten; die Nadel kehrt jezt wieder zurück; sie nähert sich dem Norden. Dieß ist das Resultat von mehr als zwölftausend Beobachtungen.

Es war schon sehr schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen, welche Art von Veränderung in der Konstitution unserer Erde in 153 Jahren das Ergebniß der aus ihr hervorgehenden magnetischen Kräfte von Norden auf 23° westlich mochte versetzen können. Jezt bliebe noch überdieß zu erklären übrig, wie diese gradweise Veränderung aufgehört hat, um einer Rückkehr zu dem vorherigen Zustand unsers Erdkörpers Raum zu geben.

In Paris stellt sich eine im Mittelpunkt ihrer Schwere aufgehängte Magnetnadel nicht horizontal; sie zeigt eine starke Neigung; das nördliche Ende tritt unter die Horizontale, das südliche Ende über diese Richtung. Der von dieser Horizontale ausgehende Winkel heißt die Neigung der Nadel.

Dieser Winkel ist nicht beständig. Seitdem man diese delikaten Beobachtungen mit Genauigkeit zu machen gelernt hat, sah man immer eine Verminderung dieses Winkels. Es war daher sehr wichtig, nachzuforschen, ob das Aufhören der westlichen Bewegung der Nadel nicht mit einer gleichfalls rückwärtsgehenden Bewegung in der Neigung der Nadel zusammenfiele. Bis jezt wird diese Voraussetzung durch die Erfahrung nicht bestätigt. Ich fand nämlich Folgendes:

Den 17. Juni 1822, Neigung . . . 68° 11′.
Die Beobachtungen vom 11. Nov. gaben . 68° 8′,5.

Proben treuer Uebersetzung aus der griechischen Anthologie.

Von Joseph Bergmann.

Diogenes an Charon.

Todtenführer des Styx, der Aller Thränen dich freuest,
Der du hier Acherons tiefes Gewässer befährst,
Laß, wenn auch dir das Schiff mit Schattenbildern gefüllt ist,
Laß mich Diogenes, ach! doch den Hund nicht zurück.
Ich hab' Flasche und Stock nur, den doppelt umhüllenden Mantel
Nebst dem Ranzen und den Obol zum Lohne der Fahrt.
Lebend hatte ich nur an Geräth, was als Schatten ich bringe
Herab, nichts ließ ich oben am Strahle des Lichts.

Archias.

Wunsch.

Unter der Erde sey leicht dir der Staub, elender Nearchos,
Daß dich leichter heraus scharre der Hunde Geschlecht.

Ammian.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 26. August.

„Warum wir Ihnen gar nichts über das Gastspiel der Dem. „Lindner geschrieben haben, da diese Schauspielerin doch in „allen Tagesblättern so unendlich gelobt wird?“ — Nichts ist leichter als diese Ihre Frage zu beantworten; man braucht sie nur umzukehren! Da in allen Tagesblättern Demoiselle Lindner so unendlich gelobt wird, so haben wir Ihnen gar nichts über das Gastspiel dieser Schauspielerin geschrieben. Es gebricht uns an Kraft gegen Wortstrom zu schwimmen, an Muskelkraft; denn um die Unzahl geschriebener Worte zu besiegen, müßte man eine Unzahl von Worten niederschreiben. Wollten wir aber unser Urtheil über Demoiselle Lindner gedrängt aussprechen, so würde es, bey so bewandten Umständen, gewaltig anstößig seyn. Wir können es ja abwarten; denn die Zeit ist eine so mächtige und treue Bundesgenossin der Wahrheit, daß sie es sich mit zu ihrem Hauptgeschäft macht, gestrige Paradoxieen in heutige Gemeinpläze zu verwandeln. Dieser Hoffnung leben wir, hinsichtlich der genannten Schauspielerin, um so mehr, als man unsere Spenersche Zeitung nachsehen kann, wo, unmittelbar nach der Abreise der Mad. Neumann, der Lob-Messer der Dem. Lindner auf dem Wärmegrad des siedenden Wassers stand, nach und nach aber beynahe bis zur Null des Gefrierpunkts hinabsank. Pey Wetter! könnte man bey dieser wetterwendischen Kritik ausrufen, oder mit Hamlet sagen: Ich bin nur toll, wenn der Wind von Westen bläßt, bey Ostwind bin ich so vernünftig wie die andern Leute. Es bleibt uns also nichts übrig von Dem. Lindner zu erzählen, als daß sie ihr Gastspiel mit dem Suschen im Bräutigam von Merico begann und dasselbe mit der stummen Waise des französischen Melodrams: die Waise und der Mörder schloß. Als Seitenstück zu diesem lezteren ward das Käthchen von Heilbronn gewählt; weil man als Käthchen (in der bekannten Traumscene) bewegungslos sprechen, und als Waise sich sprachlos bewegen muß: ein Experiment mit der Schauspielkunst, wodurch diese in ihre beyden elementarischen Bestandtheile chemisch zerlegt wird. Eben so wurde die Rolle der Ophelia als Seitenstück zum Suschen gewählt; hier zeigte sich die natürlichste Natur im Land- und dort im Irrenhause; hier Floras Blütenschmuck, dort Pomonas segensreiche Kartoffel spendend. Endlich aber wurde der ganze Mikrokosmus der Schauspielkunst in einem einzigen Stückchen dargeboten, in der Talentprobe, vor welchem arithmetischen Beweis des Talents die Kunst wie vor einer richtigen Rechnung verstummt. Sollte uns irgend Jemand entgegnen, daß das eben Gesagte kein Urtheil über eine so ausgezeichnete Künstlerin, wie Dem. Lindner, sey, dem erwiedern wir, daß diese ausgezeichnete Schauspielerin seit ihrer ersten hiesigen Anwesenheit keine Fortschritte gemacht hat, und daß, wer in der Kunst nicht vorschreitet, zurückgehet. Nöthigenfalls aber getrauen wir uns auch speziell darzuthun, wo die Gefeyerte bald etwas zu wünschen übrig ließ, bald sogar einen Mißgriff that. — Bemerkenswerthes Neues ist auf unserer großen Bühne nicht vorgefallen; wir nehmen jedoch die Rolle der Lady Milfort aus, die von Mad. Stich, nach einstimmigem Urtheil, höchst vortrefflich soll dargestellt worden seyn. Leider wurden wir verhindert, der Vorstellung beyzuwohnen, die bis jezt nicht wiederholt wurde. — Der Schnee, Oper aus dem Französischen, ist zwar nicht eigentlich gefallen, hat aber auch keinen eigentlichen Antheil erregt; er ist eben so vorübergegangen, wie Merzschnee, troz dem artigen Süjet und der gefälligen leichten Musik. Die Bemühungen und die Fortschritte der Dem. Reinwald hätten eine ausgezeichnetere Anerkennung verdient, denn da nun einmal unser Hoftheater auch eine Bildungsschule für einheimische Jünger

der Kunst ist (ob es dieß seyn sollte? ist eine andere Frage), so sollten sie auch überall, wo sie es verdienen, lebhaft aufgemuntert werden. Ueber welche großen Kräfte diese Bühne zu gebieten hat, kann man daraus entnehmen, daß Hr. Beschort, Mad. Schulz und Hr. Richter, Unpäßlichkeit halber, nicht auftreten können, die Damen Wolff, Seidler, Milder, Komitsch und die HH. Devrient, Wauer, Wolff und Bader im Urlaub sind, und daß dennoch täglich und oft in zwey Häusern gespielt wird. Die große Oper stockt freylich; doch gehört diese mehr dem Winter an. Dagegen steht uns der Genuß bevor, Mad. Stich nächstens in der Rolle der Phädra zu sehen. Wir werden nicht ermangeln über diese Darstellung einen ausführlichen Bericht zu ertheilen, um so mehr, da diese Rolle ganz in dem Kreise liegt, der dem tragischen Talent dieser Künstlerin angemessen ist, und wir also gewiß nur Schönheiten des Spiels werden anzuzeigen haben; denn wahrlich es ist für den Kritiker, der sich einer uneigennützigen Liebe zur Kunst bewußt ist, höchst unangenehm, wenn er erfährt, daß seine bestgemeinten Belehrungsversuche nicht etwa bestritten, das wäre recht und billig, sondern mit dem aufwallenden Unwillen gekränkten Stolzes aufgenommen werden. Wir hörten einmal von einem Künstler ein Wort, das uns wohlgefiel. Auf mich macht tadelnde Kritik, sagte er, die Wirkung, daß ich mir entweder sagen muß: „das ist richtig, das muß gleich geändert werden;“ oder: „Das muß noch erst in Ueberlegung genommen werden;“ oder: „das ist gar nicht anzuwenden, das würde den Grundbau meines Werks zerstören. Eine ausschließlich lobende Kritik ist für mich entweder schaal und nichtig, oder ich sehe in der Auseinandersetzung ein neues kritisches Kunstwerk, wie dieß z. B. in der Beurtheilung der Voß'schen Werke von Goethe der Fall ist. Eben so ist rein-polemische Kritik entweder falsche Witzverwendung, oder eine lustige Parodie, wie z. B. die Urtheile der neuen Schule über Kotzebue und namentlich A. W. Schlegels Ehrenpforte. Ich bemühe mich über Polemik, wenn sie Werke von mir trifft und gut ist, zu lachen, indem ich nicht an mein Kunstwerk, sondern an das des Kritikers denke. Persönlichkeiten sehe ich aber so an, als ob ein Bube auf der Straße, dem vielleicht mein Gang oder mein Gesicht nicht gefällt, mich deßhalb ausböhne oder gar mir nachschnupft.“ Man verzeihe uns diese Abschweifung, die wir für ersprießlich achteten. — Die Familie Schroffenstein von H. von Kleist ist auf dem Repertoir. Ein neues Trauerspiel von Hrn. von Houwald (die Freunde?) wird, wenn wir nicht irren, gleich nach der Zurückkunft des Hrn. Wolff gegeben werden. Die Abreise des Hrn. General-Intendanten hat sich verzögert. Wie man sagt, so wird während seiner Abwesenheit Hr. Baron von Arnim dessen Stelle einstweilen verwalten.

London, 27. August.

(Beschluß.)

Die Briefe von Colombia, wovon ich Ihnen einige Auszüge geliefert, bieten im Ganzen genommen, ein erfreuliches Bild von dem Zustande dieses interessanten Landes dar. Es hat während seines vierzehnjährigen Freyheitskriegs gräßlich gelitten, und ist so verarmt, daß nur die Niederlassung von Ausländern und die Einführung ausländischen Gewerbsfleißes und Kapitals im Stande zu seyn scheint, die reichen Hülfsmittel, womit die Natur das Land ausgestattet, hervorzurufen. Dieses scheint man auch allgemein einzusehen, und der Fremde ist daher, gleichviel ob Katholike oder Ketzer, allenthalben willkommen, und findet, besonders bey den Geistlichen, welche die aufgeklärtesten und patriotisch gesinntesten Männer unter sich zählen, während die Mönche fast überall beynahe als Feinde des Vaterlandes betrachtet werden, die gastfreundlichste Aufnahme. Auch sind die liberalen Gesetze, welche der Congreß zu Gunsten der Einwandernden entworfen, allgemein bekannt. Es gibt eine Menge des herrlichsten Landes, welches unbebauet da liegt, und zwar vieles in den gesündesten, und der europäischen Körperverfassung höchst zuträglichen Gegenden. Aber leider fehlt es, außer in der Nähe der Flüsse, an Mitteln zur Fortbringung der Erzeugnisse, an Fuhrwerken und fahrbaren Straßen. Aber wenn nur erst das Land Frieden hat, so wird sich Vieles schnell finden. Die Engländer sind dort besonders thätig, und, wie es scheint, durch die großen Dienste, die sie der Republik geleistet, auch beliebt und begünstigt, und ein Jeder weiß, was diese mit ihrem Unternehmungsgeiste und ihrem Gelde zu thun vermögen! Leider aber ist das Volk nicht einig; die Pfaffen, die besonders noch beym gemeinen Volk großen Einfluß haben, bedauern, was sie verloren, und suchen aus Leibeskräften der Erziehung und Aufklärung entgegen zu arbeiten. Dadurch erregen sie zwar Spaltungen (der Verf. erzählt sogar von einem Nonnenkloster zu Merida, wo sich die Nonnen in Folge politischer Zwistigkeiten trennen mußten), aber verhindern können sie nichts. Die Duldung aller Religionen, die Abschaffung der Sklaverey, die allgemeine Einführung der Schulen (der berühmte Joseph Lancaster kam am 29sten Mai, von der Regierung eingeladen, zu Laguira an) beweisen dieses. Indessen herrscht doch bey dem gemeinen Volke eine Unwilligkeit, die Sache der Unabhängigkeit zu fördern, und die Conscription findet in manchen Gegenden große Schwierigkeiten, obgleich andere wieder den höchsten Grad der Vaterlandsliebe zeigen, und fast beyspiellose Opfer gebracht haben.

Eines der lesenswerthesten Werke der Einbildungskraft, welche neulich erschienen, heißt Noontide Leasure (Mittagsmuße), vom Verfasser eines unter dem Titel: May You like it, rühmlich bekannten Werkchens und des Lebens in den Zeiten Shakespeares. Es ist in zwey Bändchen und bestehet aus mehreren einzelnen Stücken, worunter Shakespeare in seinem Privatleben zu Stratford das merkwürdigste. Es verräth nicht nur eine genaue Kenntniß der Personen und Zeiten, mit und in welchen der große Mann gelebt, sondern auch eine ungemeine Kenntniß des menschlichen Geistes und Herzens, gepaart mit einer außerordentlichen Kraft des Pinsels und Wärme des Kolorits. Die damit verwebte Geschichte der Familie Moutchensey ist meisterhaft ausgeführt.

Zu den außerordentlichsten und wahrscheinlich folgereichsten Erfindungen der Zeit gehört Browns Luft- und Vacuum-Maschine, welche in vielen Fällen der Dampfmaschine vorgezogen werden dürfte. Folgendes ist seine eigene Beschreibung davon: „Brennbarer Sauerstoff wird durch eine Röhre in eine offene Walze oder ein anderes Gefäß geführt, während außerhalb der Walze, aber nicht nahe an derselben, ein Licht brennt, welches von Zeit zu Zeit an den Sauerstoff gebracht wird und solchen anzündet; alsdann wird die Walze eng verschlossen und die weitere Verbindung der Flamme mit dem Sauerstoff in der Walze verhindert. Dieser wird noch eine Zeitlang in die Walze eingelassen und alsdann abgeschnitten; während dieser Zeit wirkt er durch sein Verbrennen auf die in der Walze enthaltene Luft, und zu gleicher Zeit verliert sich ein Theil der verdünnten Luft durch eine oder mehrere Oeffnungen, und so entsteht eine Leere. Die Walze wird durch Wasser kühl erhalten. Auf diese Weise können zwey oder drey Gefäße von Luft geleert und aus dieser Leere entstehen Kräfte, welche zum Drehen von Wasserrädern, zum Heben von Wasser oder zum Pumpen angewandt werden können.“ Ich werde in meinem Nächsten zu diesem Gegenstande zurückkehren.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 217.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. September 1824.

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich,
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich,
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land,
Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

Schiller.

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Unter den Einwohnern von Epirus zeichnen sich die Wlaki oder Wallachen durch ihre Stärke, Arbeitsamkeit, regelmäßige Lebensart und friedliche Gesinnung vor den eigentlichen Albaniern aus. Sie führen ein Leben, wie die bessere Art von Zigeunern. Im Sommer bewohnen sie mit ihren Heerden die Gebirge des Pindus, im Winter aber leben sie in den Ebenen Thessaliens unter Zelten. Wenn diese Nomaden ihre Wanderschaft antreten wollen, so versammeln sie sich, gleich den Zugvögeln, in großen Haufen. Ein Zug nimmt oft eine Länge von einer Stunde ein, und führt tausend Pferde mit, die ihre Zelte, Habseligkeiten, Geräthschaften und die kleinsten Kinder tragen: denn an Kranke ist hier nicht zu denken, und die Männer mit ihren Weibern und größern Kindern gehen zu Fuß. Den Zug schließen zwey griechische Priester. Die Albanier haben einen wilderen Charakter: sie lieben nur den Krieg, und, wenn der Himmel keinen Krieg gibt, die Räubereyen. Der verstorbene Ali Pascha hat sich ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er diesen Räubereyen Einhalt gethan, und die Landstraßen sicher gemacht hat.

Eine ähnliche Aenderung ist auf der südlichsten Spitze von Moreä vorgegangen. Noch vor nicht langer Zeit beunruhigten die Mainoten durch ihre Räubereyen die See, wie die Albanier das Land. Kein Schiff wagte es, sich ihren Küsten zu nähern. Die Grotten in den Felsen, die ihre Küsten umgeben, dienten zu Zellen, worin die Wächter, meistentheils Geistliche, beständig auf der Lauer waren, und Signale gaben, wenn ein Schiff sich zeigte, wofür der zehnte Theil der Beute der Kirche gehörte. Türken und Christen, die in ihre Hände fielen, wurden als Sklaven verkauft, die Türken an die Christen, die Christen an die Türken. Allein die Ausbreitung der Industrie und des Handels hat diesem Unwesen ein Ende gemacht. Die Mainoten hatten noch vor Kurzem einen so übeln Ruf, daß kein Reisender sich unter sie wagte; aber seitdem man dieß gewagt hat, hat es sich gezeigt, daß man sie sehr verkannt hatte. Ihr eingewurzelter Haß gegen die Türken war freylich die Ursache, daß kein Muhamedaner, und Keiner, der ihnen als Spion verdächtig schien, ihre Schlupfwinkel ungestraft besuchen konnte; aber die unverdächtigen Reisenden, die neuerlich dieses Land besucht haben, wurden von den Mainoten mit ächt arabischer Gastfreundschaft aufgenommen. Jeder mainotische Chef empfing sie freundlich, sezte ihnen vor, was das Haus gab, und begleitete sie, um sie vor aller Gefahr sicher zu stellen, bis zum nächsten Chef. Jeder von ihnen bewohnt einen viereckigen, stark befestigten, Thurm, ist der Richter seiner Untergebenen zu Hause, und ihr Anführer im Felde. Ueberhaupt hat ihre Verfassung große Aehnlichkeit mit den Clans der ehemaligen Hochländer in Schottland, die durch die Scott'schen Romane so bekannt geworden sind; und sollte ein solcher Dichter, wie dieser Unbekannte, unter den Nachkommen der alten Spartaner auftreten, so würde

es ihm wahrlich nicht an Stoff fehlen. Jeder mainotische Clan und jeder Laird ist von dem andern unabhängig, und bekriegt seinen Nachbar, wenn er von ihm beleidigt zu seyn glaubt. Der Mächtigste unter ihnen führt den Titel Bey, unterhandelt mit den Türken, und regulirt den Tribut, den sie sich gefallen lassen, ihnen zu bezahlen. Der Mainote geht beständig mit einer Flinte bewaffnet; selbst das weibliche Geschlecht wird in den Waffen geübt, und folgt den Männern in das Gefecht. Dafür genießen die Weiber auch die Achtung und das Zutrauen ihrer Männer, und theilen mit ihnen die Erziehung ihrer Kinder und die häuslichen Arbeiten, wie die Gefahren des Schlachtfeldes. Neben jedem Dorf ist ein Platz, auf dem das junge Volk beyder Geschlechter nach der Scheibe schießt, und auf diese gymnastischen Uebungen folgen Tänze. Man glaubt sich in der That durch dieses Gemälde in das alte Sparta versezt, und man sieht daraus, wie wenig die Griechen ausgeartet sind, da wo sie sich selbst überlassen waren.

Der Boden von Maina ist im Ganzen steinig und unfruchtbar, aber die Industrie der Mainoten ist seit Kurzem so hoch gestiegen, daß sie die, von den Gipfeln der Berge durch Regen und Ströme abgespülte, Erde auf Terrassen, die ihrer Hände Arbeit gemacht hat, auffangen, und sie mit Korn, Oel- und Maulbeerbäumen bepflanzen. Auf den Hügeln halten sie Bienenstöcke, die einen Honig geben, der dem vom Hymettus wenig nachsteht.

Auch die Einwohner von Setines scheinen noch große Aehnlichkeit mit den alten Atheniensern zu haben. Die Reisenden loben ihre Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Keuschheit, Geduld und Gastfreundschaft, gestehen aber auch, daß man dieselben Fehler an ihnen bemerkt, die Thucydides ihren Vorfahren zur Last legt: Eitelkeit, Wankelmuth, Gewinnsucht, Begierde nach Neuigkeiten und Wortbrüchigkeit. Allein was die leztere betrifft, so sagt Lord Byron zu ihrer Entschuldigung: „Ihr Leben ist ein immerwährender Kampf gegen die Wahrheit, und ihre Falschheit ist „bloße Nothwehr. Von Güte und Freundlichkeit sind sie „so völlig entwöhnt, daß sie ihr als einer verdächtigen „Sache ausweichen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sohn und Erbe.

(Beschluß.)

Den 15. August.

Ich brachte heute einige Stunden mit meinem armen Knaben zu. Wie sehr ist er verändert! All die Männlichkeit seines Charakters ist dahin; er ist schüchtern und schwach geworden wie ein verzärteltes Mädchen. Er entzieht sich jeder Anstrengung; er haßt Leibesübungen jeder Art. Das Wetter war diesen Morgen so schön, daß ich ihn mit in den Park nahm. Er starrte umher, und betrachtete den Himmel, die Bäume und das Gras, als habe er dergleichen vorher nie gesehen. Wir gingen bis in den angrenzenden Wald. Dort ließ mich der Knabe mit ihm am Rande eines Baches niedersetzen, und er unterhielt sich damit, die umher wachsenden Blümchen abzubrechen und ins Wasser zu werfen. Als wir so dasaßen, hörte ich von weitem Jagdgetöse; bald darauf kam ein junger Hirsch über den vor uns liegenden Hügel gesezt, und sprang, ungefähr zwanzig Schritte von uns, über den Bach. Ehemals würde dem Knaben bey einem solchen Anblick das Herz im Leibe gehüpft haben, und es wäre ihm die höchste Freude gewesen, der Erste in der Jagd zu seyn, jezt aber hob er blos den Kopf in die Höhe, und starrte das Thier mit leerem Erstaunen an. Da kam die ganze Jagd mit ihrem wilden Gelärme herangesprengt, und der Knabe sprang todtblaß und athemlos auf. „Mach' fort, mach' fort! rief er; nimm mich hinweg!" und schlang seine Arme um mich, und ich fühlte sein Herz angstvoll gegen das meinige schlagen. Ich wollte ihn hinwegführen; da aber die Jäger und Hunde dicht zu uns herankamen, verlor der Knabe alle Bewegungskraft. Ich fühlte ihn schwer an mir hängen, und als ich seinen Kopf in die Höhe hob, sah ich, daß er ohnmächtig geworden war. Ich trug ihn den Bach hinauf, bis wir die Jagd gänzlich aus dem Gesicht verloren, worauf ich ihn auf's Gras niederlegte, und sein Gesicht mit Wasser besprengte. Er erholte sich langsam, und lag mehrere Minuten lang mit dem Kopf gegen meine Schulter gelehnt und weinte still. Die Thränen gaben ihm Erleichterung, und er fiel in einen tiefen Schlaf. Ich nahm ihn wieder in die Arme und trug ihn nach Hause.

Den 19. August.

Das arme, mißhandelte Kind liebt mich. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber während der lezten Tage schien es glücklicher bey mir, als bey irgend Jemand. Es verläßt selbst seine Mutter, um mir zu folgen. Ich fühle, als wäre mein Leben mit dem seinigen verknüpft. Dennoch ist mir sein Anblick eine Strafe, die ich oft kaum zu ertragen vermag. Wie saß er doch heute und lächelte unter den Büchern, nach deren Inhalt sein schönes Herz einst so sehr dürstete! Sie sind ihm jezt nichts mehr. Er hatte sich eine Zeitlang mit der Beobachtung der vor den Fenstern fliegenden und zwitschernden Schwalben beschäftigt, als ich ein Buch ergriff und zu lesen versuchte. Moritz verließ das Fenster, und sezte sich auf den Sitz nieder, wo er seine Aufgaben zu lernen gepflegt hatte. Er legte ein Buch auf das Pult vor ihm, und that, als wenn er läse. Er blickte auf, und unsere Augen begegneten sich; er beugte den Kopf wieder über das Buch. Ich hatte eine schwache Hoffnung, daß er wirklich läse, und quer über das Zimmer gehend, blickte ich ihm über die Achsel weg;

die Blätter waren verkehrt vor ihm, und er lächelte mich mit seinem neuen, seinem blödsinnigen Lächeln an. Er lächelte so lange, daß ich beynahe fühlte, als wolle er seinem Blicke eine Bedeutung geben, und der Verzweiflung spotten, die mein Herz durchwühlte.

Den 20. August.

Ich hatte das arabische Pferd auf die Wiese thun lassen, und nahm diesen Morgen Moritz mit hinaus, um Selim zu sehen. Der kleine Renner erkannte seinen Herrn, und kam sogleich auf uns zu. Moritz zog sich, rückwärts gehend, furchtsam zurück. Das kluge Thier kam immer näher, und der Knabe wandte sich schnell und lief mit lautem Geschrey davon. Von innerm Schmerze ächzend, scheuchte ich das ehemals so geliebte Pferd von meinem blödsinnigen Sohne hinweg.

Den 30. August. Sonntag.

So eben bin ich von dem Gottesdienst aus der Hauskapelle zurückgekommen. Während der Kaplan die Psalmen vorlas, kam Moritz langsam herbeygeschlichen und trat in meinen Stuhl. Mit den Augen auf mein Gesicht geheftet, stand er vor mir. So oft ich meine Augen erhob, begegnete ich diesem unverwandten, aber leeren Blick. Mein Herz war zerknirscht, und Thränen füllten meine Augen. Seine seelenlosen Züge schienen zu sagen: „Du hast einen Geist, dessen Kräfte nicht verwirrt; du hast ein Herz zum Fühlen, zum Beten, Gott zu preisen und zu danken; die Mittel der Gnade sind dir täglich gegeben; die Hoffnung der Seligkeit ist dir täglich sichtbar!“ O Gott! mein Kind stand vor mir als ein schrecklicher Vorwurf — ein Vorwurf, von dir gesandt! Sagte sein leeres Starren nicht auch: „Blicke auf die Zerstörung, die deine erschreckliche Leidenschaft angerichtet! Denke, was ich war — siehe, was ich bin!?“ — Mit gebrochenem Herzen hörte ich die Worte des Heils; denn während ich horchte, lehnte mein armes Kind auf mir, und schien auch zu horchen. Als ich mein Haupt bey dem Namen Jesu beugte, beugte der Unglückliche gleichfalls das seinige. Alle knieten nieder; aber in diesem Augenblick war ich so sehr in meiner Verzweiflung vertieft; mein Sohn faßte meine Hand, und als ich mich umsah, bemerkte ich, daß wir allein mitten unter den Betenden stehen geblieben waren. Er sah mir ernsthaft ins Gesicht, und indem er niederkniete, suchte er mich neben sich niederzuziehen. Er schien mich zu bitten, für ihn zu beten. Ich fiel auf meine Knie, um für ihn und für mich selbst zu beten, und stand auf, hoffend, daß, um meines Erlösers willen, mein Gebet Erhörung gefunden hätte, und von dem Glauben beseelt, daß unser himmlischer Vater mein hülfloses Kind mit geistiger Nahrung speiset, wovon wir keinen Begriff haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 8. August.

Neulich hat sich der Polizeypräfekt der Stadt Paris huldreichst des Hundegeschlechts erbarmt, welches in Paris nebst Pferd und Esel als Zugvieh gebraucht wird, besonders von Bäckern, Essighändlern, Fleischern u. s. w. Vom künftigen Oktober an sollen sie keine Karren mehr ziehen, wofür sie ihm gewiß ihre Erkenntlichkeit entgegen bellen werden. Der Vorwand zu diesem Verbote ist, daß die Hunde durch das Karrenziehen zu sehr der Gefahr der Hundswuth ausgesezt werden. Indessen müßte erst bewiesen werden, daß die Hundswuth hiedurch befördert wird. Leute, welche Hunde zum Karrenziehen gebrauchen, pflegen es den Thieren an Nahrung und Trank nicht fehlen zu lassen, da sie nur starke und kräftige Thiere brauchen können; überhaupt waren diese Zughunde von einem starken Schlage, und manchen Krämern sehr dienlich. Auch ist es noch immer besser, einen kleinen Karren von einem oder zwey Hunden (denn auch zweyspännige Hundewagen hatte man eingeführt) ziehen zu lassen, als einen armen Lastträger unter einer ihn niederbeugenden Last keuchen zu sehen. Eben dieses großen Nuzens der Zughunde halber wird die Polizeyverordnung schwerlich ganz in's Werk zu sezen seyn; auch heißt es schon, daß die Krämer gegen Bezahlung ihr Hundegespann werden behalten können; also war es wohl Hauptzweck der Verordnung, eine neue Auflage ausfindig zu machen und in Gang zu bringen; dahin geht alles Dichten und Trachten der heutigen Finanzmänner. Während sich der Pariser Polizeypräfekt so erweicht gegen das Hundegeschlecht bewies, ließen die Armenvorsteher zu Southhampton in England eine wahrhaft steinerne Verordnung gegen dasselbe ergehen; es soll nämlich kein Armer mehr Unterstüzung bekommen, wenn er einen Hund unterhält, wodurch also, wie die englischen Blätter bemerken, dem alten Sprichworte love me love my dog (liebst du mich, so liebe meinen Hund) schnurstracks zuwider gehandelt wird; vermuthlich bekümmern sich die englischen Armen-Vorsteher wenig um die alten Sprichwörter, und denken nur darauf, wie sie mit ihren Armengeldern auskommen können. Ich habe in einem englischen Blatte gelesen, ein Armer habe sich bey den Vorstehern gemeldet, einen Korb mit einem todten Hunde aufgethan und gesagt: Seht! nun habe ich wieder Anspruch auf's Armengeld! Gibt einmal Jemand eine Hundegeschichte mit Kupfern heraus, so rathe ich ihm, diesen Zug darzustellen. In einer Ecke seines Kupfers mag er dann den Pariser Polizeypräfekten von einer Schaar Zughunde umringt abbilden, welche dankbarlich die Mäuler aufsperren, und die Pfoten aufheben. Uebrigens wird es der gepflegten Thiere in Paris noch immer zu viel geben. Wie übel ist z. B. ein in den Regierungsbureaus angestellter Mensch daran, wenn er das Unglück hat, eine Meinung über Politik zu haben, die nicht mit derjenigen seiner Vorgesezten übereinstimmt, und diese Meinung zuweilen zu äußern: Er kann sich mit einem Gehalte von 2 oder 3000 Fr. zu Bette gelegt haben, und am folgenden Tage zum Morgengruße seinen Abschied erhalten. Ein Pariser gibt allen Angestellten daher folgenden wohlmeinenden Rath in alten Reimen, wie die zehn Gebote im französischen Kathechismus:

Tu liras la Gazette et l'Etoile *) mûrement,
Tu parleras toujours ministériellement,
Tu assisteras aux Bonnes Lettres **) courageusement,

*) Zwey Obskuranten-Blätter.

**) Gesellschaft der guten Literatur in Paris, deren Mitglieder wider den Zeitgeist vom Kopf bis zu den Füßen gerüstet sind.

Tu diras que M. Lacretelle jeune *) écrit légèrement,
Tu médiras des Philosophes dévotement,
Tu calomnieras le mutuel enseignement,
Tu diras que Rousseau et Voltaire écrivaient bêtement,
Tu abdiqueras ta conscience héroïquement,
Tu t'inclineras devant ton chef servilement,
Afin de rester en place et de vivre longuement.

Noch mehr aber als ein solcher Bureaux-Beamter ist ein Journalist zu bedauern, der zu den neulich angekauften Zeitungen gehört; der muß pünktlich die eben angezeigten Knittelverse beobachten, sonst darf er gewiß nicht mehr in den Vorzimmern seiner Obern erscheinen, geschweige in dem Saale. Merkwürdig ist der Ton, den die angekauften Zeitungen angestimmt haben. Einige wagen es noch nicht, sich offenbar zu Gunsten ihrer Patrone auszusprechen, und halten daher einen Mittelweg, um unvermerkt vom Weißen in's Schwarze übergehen zu können. Indessen hat sich die öffentliche Meinung mit solchem Unwillen wider die Zeitungsbestechungen ausgesprochen, daß man es jezt nicht mehr wagt, so unverschämt, wie zuvor, mit diesen Ankäufen zu verfahren; sie scheinen sogar vor der Hand ganz aufgehört zu haben, da man mag bemerkt haben, daß mit den feilen Stimmen, die von Jedermann verachtet werden, sich nichts Nüzliches bewirken läßt; sie haben kein Ansehen und schaden oft einem Vorhaben gerade dadurch, daß sie es in Schuz nehmen. Verlust des Ansehens ist die natürliche Folge der Bestechung; und sobald ein Schriftsteller sehen läßt, daß er die Livrey trägt, so darf er nicht mehr hoffen, daß seine Reden dasselbe Gewicht haben wie diejenigen eines unbestechlichen, von allen Privatrücksichten unabhängigen Journalisten. Mehrere der neulich bestochenen Zeitungsschreiber geben sich viele Mühe, ihre Knechtschaft zu verbergen; allein unter dem Ueberrocke, den sie umhängen, guckt die Bedientenlivrey, die sie tragen müssen, doch von allen Seiten hervor. Rougemont theilt in seinem Pariser Sittengemälde le Rodeur français das naive Selbstgeständniß eines Kammerherrn des Napoleon'schen Hofes mit, das vortrefflich auf die neulich verkauften Zeitungsschreiber paßt, die wie der Kammerherr wahre Sklaven geworden sind, und doch thun wollen, als ob sie noch ihre Freyheit hätten. Ich bitte um Erlaubniß, das Kammerherrn-Bekenntniß hier übersezen zu dürfen: „Es gibt Leute, sagt Rougemont, die wirklich mit glücklichen Anlagen ausgestattet sind; ihr sinnloser Carakter gewöhnt sich an Alles, und hilft ihnen, das Unangenehme ihrer Lage vor ihren eignen Augen zu verbergen. Ich habe einen Kammerherrn Napoleons gekannt, der sich seiner Unabhängigkeit rühmte, gerade wenn er auf die ehrlichste Weise seiner sklavischen Tagesbeschäftigungen erwähnte. Ich kenne keinen unabhängigern Stand als den meinigen, sagte er. Ich beziehe 100,000 Fr. Einkünfte von meinen liegenden Gütern, und kein Vermögen ist fester gegründet als das meinige. Der Kaiser hat den Wunsch geäußert, ich möchte an seinen Hof kommen; ich hätte es ausschlagen können; da ich aber unabhängig bin, so hab' ich's angenommen; ein Andrer würde Stellen nachgesucht, um Aemter, Präfekturen, Gesandtschaften angehalten haben; ich aber, der ich meine Freyheit liebe, habe ein Kammerherrndiplom angenommen. Dafür brauche ich nichts zu thun, und bleibe frey. Gewiß ist Niemand freyer als ich. Um sechs Uhr Morgens fahre ich nach den Tuillerien. Ich stehe gerne früh auf; die Morgenluft ist der Gesundheit ja so zuträglich! Wir bleiben da im Vorzimmer stehen, bis uns Se. Maj. rufen läßt. Man schwazt, unterhält sich und lacht; Schwazen ist eins meiner größten Vergnügen; zuweilen schlägt es eilf Uhr, ehe man zum Frühstück klingelt. Wir bleiben zehn Minuten bey Tische; das steht mir recht an, ich habe stets schnell gegessen. Nach dem Frühstücke kehren wir auf unsern Posten zurück. Wir erblicken eine Menge angesehener Leute, Prinzen, Generäle, Staatsräthe; das verschafft Bekanntschaften, die man späterhin in der großen Welt wieder findet. Es schlägt zwey Uhr, wir folgen dem Kaiser zum Rathe, wo wir, Gott sey Dank, nicht hinein kommen. Mit meiner Denkungsart und meiner Unabhängigkeit möchte ich mich um Alles in der Welt nicht mit Politik abgeben. Gegen vier oder fünf Uhr gehe ich vom Schlosse weg, wofern die Reihe des speziellen Dienstes nicht an mir ist, und ich speise in meinem Hotel, denn nichts darf mich hindern; nur nach dem Essen kehre ich zum Schlosse zurück, um mit dem Kaiser in seine Schauspielloge zu gehen; wir bleiben gewöhnlich stehen; das gefällt mir, man kann so die Schauspieler besser sehen und ihren Bewegungen folgen; der Kaiser fährt zu den Tuillerien zurück, ich begleite ihn, aber in meinem Wagen, und sobald der Kaiser zu Bette gegangen ist, welches spätestens um zwey Uhr Morgens erfolgt, so fahre auch ich nach Hause. Es gibt Leute, welchen so etwas zuwider ist, mir gar nicht; seitdem ich Kammerherr bin, habe ich mir angewöhnt, später zu Bette zu gehen; ich befinde mich recht wohl dabey. Ein durch seine Lage unabhängiger Mann thut, was er will, und nimmt nur solche Stellen an, die lauter Belustigung sind. Denke ich an die armen Minister, so freue ich mich wirklich, daß ich meiner Freyheit keine Fesseln habe anlegen lassen." — Glücklicherweise verkaufen aber alle Journalisten ihre Freyheit nicht wie ein Napoleon'scher Kammerherr, und es gibt noch Blätter, denen dieselbe um keinen Preis feil ist. Diesen sucht man aber auch den Wirkungskreis zu beschränken, so viel man kann, und sobald der geschärfte Geruchsinn des königlichen Prokurators darin Unrath wittert, so läuft er sogleich zu den Gerichten und gibt sie an; indessen haben so manche schäzbare Männer auf einen oder mehrere Monate das St. Pélagiegefängniß besuchen müssen, daß wahrlich keine Schande mehr für einen Schriftsteller dabey ist, wenn er wegen politischer Aeußerungen zu derselben Strafe verurtheilt wird. Auch fallen dergleichen Verurtheilungen jezt etwas seltner vor; man mag bemerkt haben, daß man zuweilen die Schriftsteller dadurch erhöht, anstatt sie zu erniedrigen, und daß „Eremiten im Gefängnisse" noch mehr auf die öffentliche Meinung wirken, als Eremiten in Freyheit. Die Vertheidigerin unserer Romantik, la muse française, ist eingegangen, nicht als ob man sie gerichtlich verfolgt hätte, sondern weil der Herausgeber Soumet Akademiker geworden ist. Ich habe es richtig vorhergesagt, daß die Liebe zur Romantik gegen einen Plaz in der Akademie nicht Stich halten würde; dieß ist dann auch eingetroffen. Soumet ist von der Akademie française zum Mitgliede ernannt worden; man mag es ihm zu verstehen gegeben haben, daß ein Mitglied eines, den klassischen Geschmack vertheidigenden, Gelehrten-Vereins nicht ohne Verlezung des akademischen Anstandes der Herausgeber eines der Romantik geweihten Blattes bleiben könne, und da Soumet lieber Akademiker als Romantiker seyn mochte, so hat er das Blatt aufgegeben, und wird wahrscheinlich künftighin der Romantik huldigen, wie Dieser oder Jener dem Freysinn huldigt, d. h. ohne ein Wort davon verlauten zu lassen. Nun ist zwar so eben von einem Ungenannten eine Lobrede auf die Romantik erschienen, welche zur Widerlegung der so derben Ausfälle des Akademie-Präsidenten Auger dienen sollen; allein wer weiß, ob nicht auch dieser ungenannte Dichter seine romantische Fackel auslöschen würde, sobald als man ihm die Thüre der Akademie öffnete?

(Der Beschluß folgt.)

*) Ein Geschichtschreiber, dessen Wahrheitsliebe mit goldenen Tabacksdosen belohnt wird.

Beylage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 218.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. September 1824.

Je unpoetischer eine Zeit ist, desto leichter sieht sie Scherz für Satyre an.

Jean Paul, Vorschule der Aesthetik.

An L. Tieck*)

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

I.

Verehrter Meister!
Theurer, lieber Freund!
So mit freudigem Stolz füg' ich dem Titel,
Welchen Dir Deutschland gibt,
Den meinen hinzu.
Oder sollt' ich nicht froh, nicht stolz seyn,
Ob des Vorrechts, Freund Dich zu nennen?
Und gibt mir dieß Ehrengeschenk deiner Liebe
Nicht tausendfachen Ersatz
Für das heut wahrlich seltene Kreuz,
Daß mich kein Kreuzchen ziert, kein Titel;
Daß ich nichts, gar nichts bin,
Nicht einmal Doktor der Philosophie?
Obgleich in Schwaben und Sachsen
Literarisch galante Leute —
Allwogegen ich beschämt
Und bescheiden protestire —
Sogar Professor mich schelten. —

Geliebter, theurer Freund! Verehrter Meister!
Nimm meinen Dank,
Innig, wahrhaft, tausendfältig!
Für jene jüngst-erschienene
Dritte Sammlung
Deiner erquicklichen Poesien! —
Aus dem kalten Nebel nichtiger Almanache,
Aus dem dunkeln Chaos Leipziger Buchwaare
Tauchen sie auf
Wie helle, freundliche Sterne,
Sterne, die sinnvoll im eignen Licht erstrahlen,
Und deren Bilder wir tief im Spiegel der Seele
Wiederfinden und Eigenthum wähnen,
Indem sie uns sonnengleich erwärmen
Durch jene trostvolle Milde,
Die nur vollendeter Lebenskunde entquillt.

*) Der Verfasser sezt voraus, daß der Leser den höchst anmuthigen Lieder-Cyklus kennt, der sich im dritten Theile der Tieck'schen Gedichte unter dem Titel: Reisegedichte eines Kranken befindet. Ohne diese Kenntniß würde ihm hier nicht allein so manche einzelne Beziehung, sondern auch der Ton des Ganzen unverständlich bleiben.

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Der heilige Berg Athos ist der Gipfel des langen Vorgebirges, welches durch eine schmale Erdenge mit Chalcidien zusammenhängt. Diese Erdenge ist der Schlüssel, womit die Mönche das Heiligthum von Athos verschließen. Niemand darf ohne ihre Erlaubniß diese paradiesische Einsamkeit betreten, in der eine Ruhe und Stille herrscht, die nur durch den Gesang der Mönche unterbrochen wird. Der Berg erhebt sich zu einer Höhe von

700 Faden; sein Gipfel ist daher mehrere Monate des Jahrs mit Schnee bedeckt. Um seinen untern Theil sind zwey-und-zwanzig Klöster erbaut, deren jedes einen Abt, und, außer den Mönchen, einige Layen, zur Bestreitung der ökonomischen Arbeiten, beherbergt. Alle Reisende erzählen mit Entzücken von den malerischen und erhabenen Scenen des heiligen Berges. Eichen von seltner Größe, Kastanienbäume und Platanen verschönern den Abhang des Berges, die Region der Klöster; Tannenwälder bedecken seinen obern Theil; zwischen den Felsen drängen sich mit üppigem Wuchs hervor die Daphne, die Myrthe, der Lorbeerbaum und eine Menge wohlriechender Büsche; Wälder von Citronen, Orangen und Feigen umgeben die Zellen der Mönche und Einsiedler, und ertönen vom Gesange der Nachtigallen und anderer Vögel.

Diesen heiligen Bezirk darf kein weibliches Wesen betreten. Selbst der türkische Waywode, der auf der Erdenge wohnt, um den Tribut einzunehmen, muß sich während der drey Jahre seiner Amtsführung ohne Harem behelfen. Die Mönche treiben sogar die Gewissenhaftigkeit so weit, daß sie ihre vornehmsten Nahrungsmittel, Butter und Eyer, aus einer großen Entfernung und mit großen Kosten herholen, um nicht die heiligen Mauern durch Kühe, Schafe oder Hühner zu entweihen. Nur die Luft ist leider frey: Schwalben und Turteltauben bauen ihre Nester ungestört an den Zellen der Mönche. Diese Mönche verdienen allgemeine Achtung durch ihre Frömmigkeit, ihre reinen Sitten, ihre Arbeitsamkeit und ihre nützlichen Beschäftigungen. Die Zeit zwischen den Stunden der Andacht wird zu ökonomischen Arbeiten angewandt. Die Pflege ihrer Obstbäume und Weinstöcke, die Verfertigung des Weins, die Bearbeitung ihrer Küchengärten nimmt den größten Theil ihrer Zeit hin; und in müssigen Stunden beschäftigen sie sich mit Strumpfstricken, mit Verfertigung von wohlriechenden Oelen, mit Malerey der Heiligenbilder, Abschreiben von Psaltern und andern Handarbeiten, die sie in der benachbarten Stadt Cherissa (ehedem Akanthe) gegen Zucker, Kaffee, Tabak, Liqueurs u. s. w. umsetzen.

Diese fromme und arbeitsame Klasse der menschlichen Gesellschaft hat vielleicht Verdienste um Griechenland, die nicht gehörig erkannt werden. Ihnen ist es großentheils zuzuschreiben, daß die griechische Sprache und die christliche Religion in der europäischen und asiatischen Türkey noch nicht von der Sprache und dem Glauben des Korans verdrängt ist. In den Klöstern des Berges Athos werden die Lehrer der griechischen Schulen gebildet, aus ihnen werden die Prälaten der griechischen Kirche genommen. Mancher Bösewicht oder Wüstling hat sich aus dem Getümmel der Welt in diese Einsamkeit gerettet, und ein lasterhaftes oder wildes Leben mit unschuldigen und nützlichen Beschäftigungen geschlossen. Englische Reisende fanden in einer dieser Einsiedeleyen einen Eremiten, der schon vier-und-zwanzig Jahre hier gelebt hatte, und sie in englischer Sprache anredete. Er war in Epirus geboren, hatte sieben Jahre als Matrose auf der englischen Flotte gedient, und endlich, der Beschwerden und Gefahren des Seelebens überdrüssig, sich in dieses Paradies zurückgezogen. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit der Verfertigung einer Art wollener Mäntel, die eines der berühmtesten Fabrikate vom Berge Athos sind. Seine äußerst reinliche Einsiedeley bestand aus einem Vorhause und zwey Zimmern, umgeben von Lauben der schönsten Weinreben, von einem Küchen- und einem Obstgarten. „Und dieß, sagte er mit der Miene der höchsten Zufriedenheit, dieß Alles ist nun mein Eigenthum!"

Die Klöster in dem reizenden Thale, welches der Peneus in Thessalien bildet, sind in einer andern Rücksicht noch merkwürdiger, wiewol nicht auf eine so rühmliche Art. Einzelne nackte Felsen erheben sich kegelförmig zu einer Höhe von mehrern Hundert Fuß, und auf der Spitze dieser Felsen hängen die Klöster gleichsam in der Luft, so daß man nur mit Stricken zu ihnen heraufgewunden werden kann. Der Engländer Holland machte diese gefährliche Reise durch die Luft zu dem Kloster Haglos Stephenos (die heilige Krone), und fand die Wohnung des Elends, Mangel an Allem, selbst an Büchern, verhungerte Mönche, die so unwissend waren, daß sie nicht einmal über das Alter ihrer Stiftung einige Auskunft geben konnten; kurz in Allem war die heilige Krone das Gegentheil vom heiligen Berge, nur nicht in der Abgeschiedenheit von der Welt.

Es ist nicht zu leugnen, daß die jetzigen Griechen höchst unwissend und fast zur Barbarey herabgesunken sind; aber noch einmal, wessen ist die Schuld? Wahrlich, nicht ihre: man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß sie mit den Mitteln zu höherer Bildung auch den Trieb dazu verloren haben. Mit Begierde ergreifen sie jedes Mittel, sich zu unterrichten, das ihnen gereicht wird; und der Grieche erlernt die Anfangsgründe der Wissenschaften, die für ihn noch allen Reiz der Neuheit haben, und die überhaupt, wie der Eintritt in die Peterskirche, einen größern Eindruck machen, als alle folgenden Schritte, mit einem Eifer, wovon diejenigen sich keine Vorstellung machen können, die ihr Leben damit zugebracht haben, den Becher der Gelehrsamkeit bis auf den letzten Tropfen auszuleeren, und gewöhnlich an dem kränklichen Zustande einer Uebersättigung leiden. Es werden vielleicht noch Jahrhunderte dingehen, ehe die Neu-Griechen irgend eine wichtige Erfindung machen; aber der Menschenfreund sieht mit Vergnügen, daß sie jetzt einen Weg betreten haben, auf dem man nicht so leicht zurückgeht; und man kann sich die Hoffnung nicht versagen, daß noch einmal unter dem reinen griechischen Himmel, in den Gärten der Akademie und an

den Ufern des Ilyssus Künste und Wissenschaften, Wohlstand und Frohsinn blühen werden. Alle Reisende in den lezten zwanzig Jahren bezeugen, daß die Griechen der höhern Klassen mit demselben Enthusiasmus von den alten Helden und Staatsmännern, wie von Philosophen und Dichtern ihres Vaterlandes reden, daß sie mit eben dem Gram, eben der Erbitterung, den Verlust ihrer Freyheit, wie die Unwissenheit, zu der sie herabgesunken sind, beklagen. (Die Fortsetzung folgt.)

Die Bärenfamilie.

Bey Gelegenheit einer neuen, von den Herren Duvancel und Wallich entdeckten, thibetanischen Bärenart, die Herr Friedrich Cuvier in der ein-und-vierzigsten Lieferung der Histoire naturelle des mammifères beschrieben hat, gibt dieser umsichtige Naturforscher den folgenden kurzen Abriß unserer Kenntniß der Bärenfamilie.

Als Buffon im Jahr 1760 die Naturgeschichte des Bären schrieb, brachte er alle Angaben und Nachrichten der Reisenden und Naturforscher über die Bären verschiedener Länder auf drey Arten zurück. Linnäus, in der dreyzehnten Ausgabe seines Natursystems, im Jahr 1767, wollte nur eine einzige Art anerkennen, und diese Meinung blieb vorherrschend bis zu Ende des verflossenen Jahrhunderts. Den Naturforschern jener Zeit stunden nur mangelhafte Beobachtungen zu Gebote, die nach beschränkten Ansichten, wie sie der damalige Zustand der Wissenschaften mit sich brachte, angestellt waren. Seither sind, unter dem Einflusse der fruchtbaren Idee von der Unterordnung der unterscheidenden Merkmale, die Fortschritte der Thierkunde so schnell und so bedeutend gewesen, daß gegenwärtig acht verschiedene Bärenarten gekannt sind. Ungefähr alle neuern Beobachtungen haben sich fruchtbar erzeigt, weil sie meist die Bedingungen erfüllten, welche die Entdeckung jedes wahren Sachverhalts heischt, eine befriedigende Analyse seines Gegenstandes nämlich. Herr Desmarest hat in seiner Mammologie bereits fünf Bärenarten aufgezählt, deren Kennzeichen er genau angibt; zwey andere verdankt man den Forschungen der indischen Naturforscher, die Bärenart von Malaga des Herrn Raffles, und den thibetanischen Bären; die Menagerie des königlichen Gartens in Paris besizt noch eine völlig neue, aus Sibirien herstammend, die nächstens soll beschrieben werden.

Man glaube aber ja nicht, daß diese acht Arten alle diejenigen begreifen, von denen bey den Reisebeschreibern die Rede ist, und füraus alle Arten, die in den von den Wohnungen der bekannten Bären entfernten Ländern leben, in Japan zum Beyspiel, in China, der Tartarey, in Aethiopien, auf dem Libanon, dem Atlas u. s. w. Darum läßt sich noch ein großer Zuwachs zum Verzeichniß der Bären erwarten, und die Zeit dürfte nicht fern seyn, wo diese, vorhin so dürftige, Gattung eben so reich erscheinen wird, wie diejenige der Hunde und der Katzen. Was ist somit von jenen Rechnungen zu halten, welche eine beschränkte Anzahl der Naturerzeugnisse festzusetzen unternehmen? Buffon hat davon ein Beyspiel gegeben; seine Vermuthungen alle sind längst zerstaubt, und den Berechnungen, die in unsern Tagen angestellt werden, wird es nicht besser gehen; denn nach siebentausend Jahren kennen wir immerhin nur noch einen geringen Theil des Erdbodens, und nur einen kleinen Theil der darauf vorhandenen Geschöpfe. Die eitle Hoffnung, zur Zählung der Naturkörper zu gelangen, ist es darum keineswegs, die den Eifer des Naturforschers unterhalten mag; ein so täuschendes Streben müßte immer unerfüllt bleiben, und könnte nur Entmuthigung zur Folge haben. Was seinen Muth erhalten und aufreizen soll, liegt vielmehr in der Hoffnung, in jeder neuen Entdeckung neuen Stoff des Nachdenkens, und neue Gegenstände des Erstaunens und der Bewunderung zu erhalten!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 8. August.

(Beschluß.)

Soumets Aufnahme in die Akademie war fast eine Staatsangelegenheit in Paris. Es waren zwey Stellen in der Akademie leer, diejenige des Kardinals von Beausset, Verfasser der Memoiren Fenelons und Bossuets, und diejenige Lignans, eines Verfassers, der in mehreren Fächern herumlappte, ohne es sich selbst recht bewußt zu werden, wozu er den meisten Beruf haben mochte, und daher auch in keinem Fache etwas Vorzügliches geleistet hat, wiewohl er zu Mehrerm gute Anlagen zeigte. An die Stelle des Kardinals wollte nun natürlich die geistliche Parthey in der Akademie wieder eine Eminenz hinsezen; da nun keine schreibende Eminenz sich vorfand, so nahm man eine nicht schreibende, die freylich zu einem akademischen Size nicht mehr Ansprüche hatte, als so viele andere Eminenzen und Excellenzen, nämlich den Erzbischof von Paris, Hrn. de Quelen, von dem man nichts Schriftliches kennt als seine Hirtenbriefe; allein diese Briefe pflegen von Vikarien geschrieben und von den Erzbischöfen blos unterzeichnet zu werden. Man kennt die wiyige Antwort Pirons, den ein Erzbischof fragte, ob er seinen lezten Hirtenbrief gelesen habe? und der zur Antwort gab: „O ja, haben sie ihn auch gelesen?“ Von eben diesem Piron rührt die Bemerkung her, wenigstens wird sie ihm zugeschrieben, daß eine Null dazu gehöre, um die Zahl 40 (Anzahl der Mitglieder der académie française) voll zu machen. Da der Erzbischof neulich in der Pairskammer wider das Projekt der Staatsrentenverminderung gesprochen und gestimmt hat, so haben ihn die Liberalen zu Gunsten dieses seines politischen Verfahrens ohne Epigramme und Sticheleyen in die Akademie passiren lassen. Zwar ist man überzeugt, daß ihm die Klerisey mehr am Herzen liegt als die Staatsrenten und die Klerisey verschlingen, die kein anderes Einkommen haben als eine kleine Staatsrente; allein er hat doch zur Verwerfung des Gesezvorschlages beygetragen; und dieß ist ihm bey der Wahl als Akademiker zu Gute gekommen, so daß auf seinen neuen Akademiker so wenig gewizelt worden ist, als auf Mr. de Quelen; vielleicht wird aber noch etwas Wiz hervorkommen, wann er seine Antrittsrede wird halten müssen; dieß pflegt der Probier-

stein des akademischen Talents zu seyn, und wehe dem Akademiker, wenn er dem Auditorium Langeweile macht! daher es die mittelmäßigen Redner auch sehr kurz mit ihrer Antrittsrede abmachen. Diejenige des Großmeisters der Universität, Bischofs Frayssinous, war gar nicht lang. Nachdem nun die Freysinnigen in der Akademie, den Obskuranten zu Gefallen, den Erzbischof von Paris haben passiren lassen, dürften sie hoffen, daß diese Parthey auch für die zweyte vakante Stelle den freysinnigen Kandidat Casimir de la Vigne würde durchgehen lassen, aber für diese zweyte Stelle hatten Obskuranten und Ministerielle, die meistens zusammenstimmen, in der Akademie wie in den Kammern abermals einen Kandidaten im Vorschlage, nämlich Sonnet, Bibliothekar zu St. Cloud, einen guten elegischen Dichter und Verfasser mehrerer Trauerspiele, die wenigstens Anspruch auf akademische Ehren geben, aber doch bey weitem nicht das dichterische Genie beurkunden, das aus Casimir de la Vignes Dichtungen hervorblickt, und lange nicht so beliebt beym Publikum sind, das an Casimir de la Vigne außer der Dichtergabe auch noch seinen festen unabhängigen Sinn und seine Freymüthigkeit verehrt. Hätte die Akademie diesen Dichter gewählt, so würde man ihr gern den Erzbischof nachgelassen und die doppelte Wahl mit vielem Danke angenommen haben. Allein der Akademie muß, wie manchem Staatsmann, vor allzugroßer Popularität bange seyn, und sie thut daher alles Mögliche, um dieß Unglück zu verhüten. Somit ist dann dem jungen und allgemein beliebten Casimir de la Vigne zum zweytenmale die Thüre der Akademie verschlossen worden. Jedoch mag die Akademie die Thüre zuschlagen und verriegeln, so viel als sie will; sie mag alle Erzbischöfe zusammensuchen, um nur nicht Casimir de la Vigne wählen zu brauchen; sie muß ihn zulezt doch aufnehmen; im Constitutionnel ist ihm gerathen worden, die Akademie gehen zu lassen, und sich nicht mehr um sie zu bekümmern; allein welcher Pariser Dichter läßt sich die Hoffnung vergeben, zu den ersten gelehrten Vereinen Frankreichs zu gehören, bey feyerlichen Ceremonien einen grüngestickten Rock zu tragen, 1500 Franken lebenslänglichen Einkommens zu haben, und in öffentlichen Versammlungen seine Gedichte vorlesen zu können! Um dergleichen Vortheile zu verschmähen, müßte man eine stoische Gleichgültigkeit besitzen, die man an so wenigen Leuten sieht, daß man sie auch von einem jungen Dichter nicht fordern kann. Sonnet hat übrigens ebenfalls manche Freunde im Publikum; Damen besonders lesen seine Elegien gern, und betrachten sein „Krankes Mädchen“ als eine vollendete Dichtung. Dieses Stück muß wohl großen Beyfall gefunden haben, da es zu mehreren Nachahmungen Anlaß gegeben hat, worin lauter Kranke aufgeführt werden; weßhalb auch ein übelgelauntes Journal alle diese „Lazarethpoesien“ zum Henker schickt.

D g.

London, 27. August.

Ich bin Ihnen noch einige Nachrichten über die Luftmaschine schuldig. Es scheint bis jezt noch keine genaue Berechnung über die Menge der Kohlensäure, welche zur Bearbeitung dieser Maschine nothwendig ist, gemacht worden zu seyn; der Erfinder rechnet indessen im Durchschnitte von 2 bis 300 Gallons Wasser mit einem Kubikfuß von Säure 15 Fuß hoch zu heben, welches in Gegenden, wo es keine Kohlen gibt, den Gebrauch derselben weit wohlfeiler macht als den Gebrauch von Dampfmaschinen. Die Maschine hat ferner den Vortheil, daß sie kaum ein Fünftel so schwer wiegt als eine Dampfmaschine (mit dem Kessel) von gleicher Gewalt; daß ein Paar Fässer Oel, Tar oder dergleichen hinlänglich sind, um das größte Schiff auf der weitesten Reise mit der nothwendigen Säure zu versehen, und endlich daß keine Explosion darin entstehen kann, welches sie als besonders für die Schiffahrt empfehlenswerth macht. Ich habe mich aller näheren technischen Beschreibung, als nicht in den Bezirk Ihres Blattes gehörig, enthalten; glaube aber genug gesagt zu haben, um die Leser vom Fache auf den wichtigen Gegenstand aufmerksam zu machen. Der Erfinder hat sich ein Privilegium in den Vereinigten Staaten verschafft, welches darum zu wissen wichtig ist, weil er der erste nicht Ansässige ist, welcher dort ein solches für irgend eine Erfindung erhalten.

Hr. Perkins hat ein großes Lokal gemiethet, worin er die Wirkung seiner Dampfkanonen zu zeigen beabsichtigt, welche er zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben soll. Die Angabe von der Anzahl von Kugeln, welche innerhalb einer Minute aus denselben geschossen werden können, die anfangs gemacht wurden, waren zwar übertrieben, aber sie soll dennoch sehr groß seyn, und müßte, wenn das furchtbare Werkzeug je in Aufnahme kommen sollte, gänzlich die jezige Kriegsmethode verändern.

Die zwey großen Werke, die neue Londner Brücke und der Weg unter der Themse, sind angefangen, und beyde sollen in ungefähr drey Jahren vollendet werden. Das neue Postamt wird es auch beynahe um dieselbe Zeit; die prachtvolle neue Straße ist es auch schon; eine Menge neuer Kirchen sind entweder schon vollendet oder im Bauen, und tragen alle zur Verschönerung dieser ungeheuern Stadt bey, die sich noch täglich ausdehnt. Wenn ich sage täglich, so ist es nicht blos eine Redensart, sondern im strengsten Sinne des Wortes, und Sie werden es begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß ich vor ungefähr einem Monate in einer der Vorstädte, auf dem Wege nach Brixton, an 400 Häuser im Bauen und beynahe vollendet sah, auf einer Stelle, wo ich vierzehn Tage vorher noch eine grüne Wiese gesehen hatte. Und dieß ist der Fall auf jeder Seite, und es ist durchaus nöthig, alle Jahre einen Plan von London zu haben, wenn man sich nicht in manchen Gegenden verirren will. Bey allem diesem Zuwachs bleibt die Stadt eine der gesundesten in der Welt, und dieses einzig und allein in Folge der großen Reinlichkeit, welche fast in allen Theilen derselben unterhalten wird. Die meisten der neuen Straßen sind breit und rechtwinkelig gebaut, alle haben unterirdische Kanäle, welche den Unrath in den Fluß führen, welchen die Fluth zweymal des Tages rein wäscht, und die Gegend um London ist so gut angebaut, daß das Kehricht der Häuser und Straßen begierig aufgekauft und weggeführt wird. Vor Allem aber ist der Ueberfluß an Wasser in Betracht zu ziehen, womit Häuser und Straßen versehen sind, welches in seinem Abflusse die Kanäle rein hält. Um die Bequemlichkeit und Reinlichkeit noch mehr zu erhöhen, geht man jezt mit dem Plane um, mittelst eiserner Röhren und Dampfmaschinen Seewasser nach London zu bringen, und ein großes Seebad anzulegen. Es scheint eine etwas wilde Spekulation, welche kaum einen Vortheil für die Unternehmer zu versprechen scheint; aber in diesem Augenblick, wo ein so großer Ueberfluß an Geld da ist, und der hohe Preis der Staatspapiere so geringe Zinsen erwarten läßt, findet jeder neue Plan Eingang.

Der Freyschütz ist noch ohne Unterbrechung jeden Abend aufgeführt worden, und wird es bis zum Ende dieses Monats, wann Hr. Braham und Miß Stephens auf's Land gehen werden, um in einigen Konzerten in der Provinz zu singen. Inzwischen ist der Freyschütz quite the Fashion (ganz die Mode). Wo es nur ein musikalisches Instrument gibt, da blühet auch der Jungfernkranz; indessen gestehen einem die Leute doch hier und da im Vertrauen, sie verstünden die Musik nicht so recht und würden lieber etwas anderes spielen und hören, wenn nicht Alles den Freyschütz hören wollte. Auch versichert man, Hr. C. Kemble sey nach Deutschland gereist, um Hrn. Weber herüber zu bringen.

Beylage: Literaturblatt Nro. 73.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. September 1824.

Im Osten tagt's von unsers Feuereifers Lichte.

v. Hammer.

Ueber das heutige Griechenland.

(Fortsetzung.)

Die Fortschritte, die die Griechen seit dreyßig Jahren in den Wissenschaften, oder vielmehr in der Vorbereitung dazu, gemacht haben, sind nicht zu verkennen. Sie haben, wie billig, damit angefangen, ihren verdorbenen romaischen Dialekt der schönen hellenischen Sprache zu nähern; und die Sache wird um so weniger Schwierigkeit haben, da die Unähnlichkeit beyder Sprachen nicht so groß ist, wie man gewöhnlich glaubt, und da viele neu-griechische Wörter, obgleich den Lesern des Thucydides oder Plato unverständlich, Ueberbleibsel aus der ältern Sprache Griechenlands sind. Die Erklärung ihrer alten Muttersprache führt sie natürlich zum Lesen der Schriften ihrer Voreltern, der Dichter, Redner, Historiker, Philosophen und Mathematiker. Wie gewöhnlich fangen sie mit Uebersetzungen an, und sie lesen jezt schon in ihrer lebenden Sprache mehrere Werke deutscher und französischer Geometer und Astronomen. Auch fehlt es ihnen bereits nicht an Originalwerken, welche ihre Vorliebe für Physik und Mathematik beweisen. Eine Menge von Schulen sind errichtet: in Konstantinopel ist eine, in welcher Logik, Medizin und Mathematik, und eine andere, in der die alte hellenische Sprache gelehrt wird. Mit dieser leztern beschäftigen sich die meisten übrigen Schulen, wie die in Smyrna, Janina und Athen, auf den Inseln Chios und Patmos. In Cephalonien ist von den Engländern eine Universität gestiftet, von der man sich desto mehr versprechen kann, je weniger davon geredet wird. In Venedig, Wien und andern Städten des östreichischen Staats gibt es Freyschulen für die Griechen, und viele von ihnen besuchen die Universitäten von Bologna, Padua, Leipzig u. s. w. Alle diese nützlichen Anstalten sind freylich durch den jetzigen Krieg unterbrochen worden; aber man darf hoffen, daß die Unterbrechung nur vorübergehend seyn, und daß nach dem Frieden ein erneuerter Eifer das Versäumte nachholen wird.

Die Aehnlichkeit, die zwischen dem Charakter der alten und der neuen Griechen nicht zu verkennen ist, zeigt sich auch in ihren Gebräuchen; und die reinere Religion, die sie jezt bekennen, hat nicht alle abergläubischen Ceremonien ihrer Vorfahren verdrängt. Jede Quelle, jeder romantische Hayn, jede einsame Grotte ist ihnen heilig. An gewissen Tagen versammeln sie sich bey den Quellen, um den Heiligen oder den Genius derselben durch Tänze und Lieder anzurufen. Die Kranken werden hierher gebracht, und der Geheilte bezeigt seinen Dank durch eine Haarlocke. Kein Grieche unternimmt ein wichtiges Geschäft oder eine Reise, ohne ein Ex voto dargebracht zu haben: kein Athenienser verläßt den Hafen Piräus, ohne auf der Stelle, wo ehemals ein Altar der Diana stand, dem heiligen Spiridon ein Wachslicht geopfert zu haben. Mit dem Hange zu Festen und öffentlichen Vergnügungen haben sie von ihren Vorfahren eine Vorliebe für die Blumen, und den Glauben an geheime Kräfte und symbolische

Bedeutungen besonderer Pflanzen geerbt; woraus die Blumensprache entstanden ist, die oft zu Liebesintriguen behülflich ist, und selbst in dem Harem des Sultans Eingang gefunden hat. Am ersten Mai ist jede Thür mit Blumen bekränzt, und Alles, was in Griechenland nicht stumm oder lahm ist, singt, tanzt, und jubelt an dem ersten Tage des Wonnemonds. Für jede Krankheit und jedes Unglück haben sie ein Amulet. Wenn Jemand niefet, so ruft ihm die ganze Gesellschaft zu: „Gesundheit!" (Hygea). Ein Jucken der Augen, oder eine Krähe, die sich auf das Dach sezt, kündigt einen nahen Besuch an. Ohrensausen ist ein gutes Zeichen. Wenn der Schatten eines Menschen auf einen andern fällt, so steht Unheil bevor. Wenn ein Fremder ein Kind sehr lobt, so kann dieses böse Zeichen nur dadurch wieder gut gemacht, oder der Zauber nur dadurch gelöset werden, daß der Fremde dem Kinde in das Gesicht speyt. Da sie den Grundsatz haben, daß von jedem Traume das Gegentheil eintrifft, so erwarten sie einen Engel, wenn ihnen ein Türke erschienen ist, einen Teufel, wenn sie einen Priester gesehen haben. Diese abergläubischen Gebräuche sind nicht blos deßwegen merkwürdig, weil sie zum Theil ein hohes Alter haben, sondern auch, weil wir selbst viele Bekannte darunter antreffen.

Die Ceremonien bey ihren Heirathen und Begräbnissen erinnern vorzüglich an die Gebräuche der alten Griechen. Das gemeine Volk verliebt und verheirathet sich, wie allerwärts, ohne viele Umstände; aber in den höhern Klassen ist eine Unterhändlerin nöthig (die Proxenete der alten Griechen), welche die Heirath zuweilen abmacht, ohne daß die Brautleute sich eher als am Hochzeittage sehen. Am Abend vorher wird die Braut von ihren Freundinnen in das Bad geführt. Am folgenden Morgen begibt sich der Bräutigam, begleitet von seinen Freunden, die tanzen und Loblieder auf das Ehepaar singen, zu den Eltern der Braut. Diese, auf das Prächtigste geputzt, wird von ihrem Vater und der Brautjungfer (der Paranymphe) herausgeführt, und auf dem Wege zur Kirche von Bekannten, vor deren Fenstern sie vorbeygeht, mit Kuchen und Blumensträußen beworfen. Der Priester legt mehrmals Blumenkränze auf das Haupt der Braut, und die Ceremonie endigt sich damit, daß die Brautleute aus Einem Becher trinken. Die Braut wird nun in die Wohnung ihres Mannes geführt, und von ihren Eltern über die schon im Alterthum heilige Schwelle gehoben. Auch das Sieb, das bey den Alten die der jungen Frau bevorstehenden häuslichen Arbeiten bezeichnete, wird nicht vergessen, hat aber nun eine andere Bedeutung: wenn nämlich der Bräutigam den geringsten Argwohn in die Ehre seiner Braut sezt, so muß sie ein Sieb betreten, und wenn sie es nicht zertritt, so wird sie ihren Eltern zurückgeschickt.

Wie vor zwey- oder dreytausend Jahren, werden die Todten in ihrer besten Kleidung, mit Blumen bekränzt, begleitet von Weibern, die für Geld ein jämmerliches Geschrey hören lassen, beerdigt; die Gräber werden mit Blumen bedeckt, und mit Kuchen, die eben so zubereitet werden, wie der, womit Cerberus ehemals besänftigt werden mußte.

Die Vergnügungen der Griechen bestehen vorzüglich in Gesang und Tanz, und der Grieche zeigt sich von der liebenswürdigsten Seite, wenn er seine traurige Lage vergißt, und sich der Fröhlichkeit überläßt: denn nicht allein sind die Neu-Griechen von dem Laster der Trunkenheit ganz frey, sondern auch im Essen äußerst mäßig. Ihre Musik ist freylich einfach und eintönig, wie sie es zu den Zeiten Orpheus und Terpanders war; aber auf Ohren, die nicht durch unsere vollkommenere und künstlichere Musik verwöhnt sind, bringen die alten Nationallieder, zur Rohrpfeife oder Leyer gesungen, eine Wirkung hervor, wovon wir uns keinen Begriff machen können.

Ihre Tänze sind besonders zweyerley Art, der albanische und der ächte griechische. Der leztere ist ein Ballet, dessen Gegenstand Ariadne ist, wie sie ihren Theseus am Faden durch das Labyrinth des Minotaurus führt. Eine ausgesuchte Tänzerin, die den Reihentanz anführt, hält in der linken Hand das Ende eines weißen Shawls, dessen anderes Ende der erste Tänzer mit seiner rechten Hand anfaßt, indem er seine linke einer Tänzerin reicht, die einen zweyten Tänzer führt u. s. w. Die Vortänzerin leitet den Theseus, nebst seinem ganzen Gefolge, nach Gutdünken im Kreise herum: alle Tänzer folgen jedem ihrer Schritte, und ahmen jede ihrer Bewegungen nach; und je verwickelter jene, je anmuthiger diese sind, desto größer ist die Freude der tanzenden Jugend und der Beyfall der zuschauenden Greise. Dieser, unter dem Namen Romaika bekannte, Tanz wird in den Ballsälen Athens und in den Dörfern Arkadiens, wie auf den griechischen Inseln, getanzt, und hat eine auffallende Aehnlichkeit mit den alten Tänzen, die man auf Vasen und Basreliefs abgebildet sieht. Der Albanatiko hat einen wilderen Charakter, und wird von einigen Reisenden mit dem pyrrhischen Tanz der griechischen Krieger, von andern mit den Tänzen der nord-amerikanischen Wilden verglichen. Er besteht in unnatürlichen Sprüngen, Stellungen und Verzerrungen des Körpers, die ein einzelner Tänzer macht, und die zwar Stärke, aber nichts weniger als Grazie zeigen. Seitdem die Engländer angefangen haben, den Griechen in Athen Bälle zu geben, wozu der türkische Waywode jedesmal seine Erlaubniß geben muß, wird sich der Charakter dieser Nationaltänze auch wohl nach und nach abschleifen.

(Der Beschluß folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

II.

Auf Deine Milde vertrau' ich, Meister!
Vernimm ein Geständniß,
Das ich nur Dir vertrau'n darf,
Ja Dir nur allein!
Tadel befürchtend, muß ich es Jedem,
Jedem Andern verschweigen.
Denn auch selbst unser gefügiger Freund,
Den Klio so allseitig erzog,
Daß er kein despotisches System,
Kaum ein ausschließliches Prinzip ertragen,
Wohl aber jedweder Eigenheit
Duldsam sich anschließen kann,
Sagt' ich's ihm, würd' er mich schelten.
Er spräche ja gleich von Fichte wieder,
Und würde spottend mir beweisen,
Wie dieser mein geistiger Vater,
Dem ich mein neues, wahrhaftes Leben verdanke,
Wie dieser kunstreiche Denker
Alle Natur mir und alle Kunst
Als nichtiges Nicht-Ich vernichtet —
So spräch' er wohl, während ich schweigen müßte,
Weil mir's an Witz gebricht,
Aber in tiefster Seele wüßt' ich,
Daß unser edler Freund auch,
Da wo er ein wahrhaft Leben führt,
In jener geistigen Sphäre lebt,
In die wir nur dann uns erheben,
Wenn uns der irdischen Welt falsches Seyn
Erst in seinem Nichts versinkt,
Und dann sich verklärt zum göttlichen Bilde. —
Dieß sag' ich Dir — und ihm!
Doch Du nur allein vernimm das Geständniß!
Wisse, daß ich Dir Dank,
Innig, wahrhaft, begeistert nur sage
Für jene leuchtenden, neuen Funken
Am Firmamente der Poesie,
Die Du, in Thränen lächelnd,
Reisegedichte nennst eines Kranken. —
Wie diese mich entzücken,
Weiß ich so wenig zu sagen,
Als ich ihr eigenthümliches Wesen
Je zu beschreiben,
Oder auch nur zu bezeichnen wüßte. —
Meinst Du, es werde nach dieser Redefigur,
Rhetorischer Regel gemäß,
Nun erst der Nachsatz, der Klimax folgen:
Die todte Zerglied'rung
Jener bewegten lebendigen Bildchen?
Nein, das darfst Du nicht denken!
Nein, so hochtrabend-prosaisch,
So absurd bin ich nicht,
Daß ich des Frühlings behagliche Wärme,
Melodische Harmonieen
Und Veilchenduft und Abendroth
Zu definieren versuchte. —
Einfach ist
Alles Ursprüngliche,
Das Einfache
Nicht zu erklären,
Versenkt im Schauen, genießt man schweigend.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, vom Juli.

Auf dem Palffyschen Theater sind wieder zwey interessante Gäste aufgetreten, bald nachdem die liebenswürdige Künstlerin Lindner uns verlassen hatte. Seit die talentvolle Darstellerin, Mad. Stich, hier erschien, hat keine so vielen Beyfall erhalten, einen so tiefen Eindruck erregt, als die zuerst genannte. Beyde wurden mit Liebe und Achtung aufgenommen, ja selbst mit Enthusiasmus; in solche Extravaganzen, wie sie anderwärts zuweilen vorfallen, ist dieser aber niemals ausgeartet. Man hat weder Triumphzüge gesehen, noch Volksjubel gehört, weder den Theaterwagen gezogen, noch ein Elysium von Rosen, Lorbeern und Vergißmeinnicht gestreut, oder Abschiedssegnungen gesprochen. Diesen Furor poeticus kann — ich sage absichtlich kann unser Theaterpublikum nicht ergreifen, und dem Himmel sey's gedankt! Freylich verlieren die Referenten den süßen Genuß, in feuertrunkenen Erinnerungen ihre Berichte recht phantastisch auszuschmücken, die Leser verlieren, die Schauspieler, die gefeyerten, seliggesprochenen anderwärts, verlieren — aber die Kunst gewinnt. — Der erste neue Gast war Mad. Jagemann — so stand sie auf dem Theaterzettel, gerade wie in Weimar, wo bey dem Verzeichniß der spielenden Personen auch die Geschlechts-Prädikate wegbleiben — die als Sappho auftrat. Das Stück war neu einstudirt und die Besetzung nicht vortheilhaft. Frau von Jagemann-Heilgendorf erschien hier nicht zum Erstenmal. Schon vor einer Reihe von Jahren wurde sie in einigen Darstellungen mit vorzüglichem Beyfall aufgenommen, wie ich gehört habe; Zeugniß meiner Augen kann ich nicht ablegen, weil ich sie damals hier nicht gesehen habe. Schauspielerinnen, die hier im Charakter der Sappho auftreten, haben freilich einen harten Stand. Die geschätzte Darstellerin, die zuerst in dieser Rolle erschien, leistet Ausgezeichnetes, und ist noch in frischem Andenken, denn äußerst wenige haben sich hier bis jezt nach ihr darin versucht. Daß man Vergleichungen macht, ist natürlich, daß alsdann einige Forderungen mehr, andere weniger befriedigt werden, ist eben so natürlich. Im Allgemeinen wurde der Gastdarstellerin gerechte Anerkennung ihrer Verdienste — ihres Kunsttalents und ihrer Bildung zu Theil. Es war eine durchdachte, mit Konsequenz und großer Bühnensicherheit ausgeführte Darstellung; das erkannten die Kunstverständigen, und das gesammte Theaterpublikum gab seine Meinung durch vielfachen Beyfall zu erkennen. Ausgezeichnet wurde schon der Vortrag der Ode an die Venus, zu Ende des ersten Akts. Diese günstige Stimmung des Publikums erhielt sich nicht nur fortdauernd, sondern erhob sich einigemal zu einem höhern Grade, denn schon während des Stücks wurde sie gerufen, und nach Endigung desselben wieder. Seitdem Goethe

das Theater in Weimar unter seine Leitung nahm, ist immer viel von einer Weimarschen Theaterschule gesprochen und geschrieben worden; geantwortet hat man auch darauf, so daß jede weitere Erwiederung überflüßig ist. Mit dem Ausdruck selbst kann es Jedermann halten wie er will. Wollte Jemand ihm aber die Bedeutung von Abgemessenheit und Monotonie geben, so wäre die Voraussetzung, daß dieses in der Theaterschule zu Weimar so gelehrt worden, abgeschmackt. Als ob der große Dichter seinen Schauspielern jemals eingeschärft hätte: so müßt ihr die Arme bewegen, nach der Schnur; so müßt ihr deklamiren, nach der Leyer! Wenn Schauspieler von dorther solche Manieren an sich hatten, so lag die Schuld nicht an der sogenannten Schule; und daß sie nicht als eine nothwendige Folge zu betrachten sind, hat auch die hier in Rede stehende Gastspielerin gezeigt. Wenn man aber Feuer und Ausdruck der Leidenschaft in demjenigen Grad vermißte, wie man sie hier gewohnt ist, und diese oder jene Ausschmückung einzelner Stellen nicht wiederfand, so ist das etwas Anderes, und kann ebenfalls nicht Folge einer Schule seyn. Fr. v. H. ist übrigens in Mannheim unter Iffland gebildet worden. — Ihre zweyte Gastrolle war Preciosa. Glücklich kann diese Wahl nicht genannt werden. Fr. v. Heilgendorf selbst hat dieß eingestanden, dafür will ich mich verbürgen. Es gibt in solchen Fällen so manche Umstände, die auf eine Wahl Einfluß haben, und die man weder berücksichtigt, noch berücksichtigen kann, es aber dennoch sollte, wenn man nicht ein unbilliges Urtheil fällen will. Was dieser Rolle, troz allem theatralischen Flitterputz, womit sie ausgestattet und verbrämt ist, den eigentlichen Reiz gibt, ist freylich das glückliche Alter von sechzehn Jahren; Andere sagen vierzehn und beweisen, daß sie nur nach dem einmal Gehörten urtheilen: wie Vieles ließe sich hierauf erwiedern! Dem sey wie ihm wolle; das Publikum pflegt auf der Erfüllung solcher Bedingnisse mit unerbittlicher Strenge zu bestehen. Wollte man mit jenem berühmten Dichter und Kunstrichter die ironische Bemerkung machen: freylich sollte man in Deutschland immer den Taufschein einer Schauspielerin mit abdrucken lassen, so würde Derjenige auch nicht Unrecht haben, der zur Antwort gäbe: das möchte wohl in allen Ländern, wo die Schauspielkunst ihre Tempel hat, der Fall seyn, wohl gemerkt, sobald von einer fremden Künstlerin die Rede ist. Da liegt der Knoten! Wo eine beliebte Schauspielerin heimisch ist, dort pflegen auch deutsche Zuschauer in diesem Punkte gewöhnlich tolerant zu seyn, und thun wohl daran, denn wie Viele, wenn sie noch in einem fast kindlichen Alter sind, können immer das erfüllen, was gefordert wird, wie z. B. eben auch in dieser Preciosa! Zum Glück ist das nicht nöthig: die Zauberkraft von sechzehn Jahren wirkt mächtiger als alle Kunst. Wenn aber das Schicksal unerbittlich die Rückkehr der entflohenen Zeit verweigert, warum soll ein Theaterpublikum nachgiebiger seyn? — Das hiesige ließ der Gastspielerin übrigens, die Alles leistete, was man in dieser Rolle, ohne jenen mächtigen Talisman zu besitzen, leisten kann, Gerechtigkeit widerfahren. Sie erhielt mehrmals lauten Beyfall und wurde nach dem dritten Akte gerufen. Ich weiß so gut, wie Jeder, und ohne Zweifel besser als Mancher, der mit jugendlicher Dummdreistigkeit über diese Bemerkung die Nase rümpfen wird, daß Applaus und „Fuor“ nicht immer Beweise des entschiedenen Beyfalls sind; — vom Gegentheil doch aber auch nicht! — Wer will das behaupten? und von einem Scherz konnte nicht die Rede seyn. — Was man aber auch da oder dort behaupten mag, Frau von Heilgendorf ist in der deutschen Bühnenwelt als talentvolle, gebildete Darstellerin und Sängerin zugleich bekannt; Eigenschaften, deren Verein selten angetroffen wird. Die trübe Quelle manches Urtheils fließt so verborgen, daß sie nur von demjenigen erkannt wird, der durch jenes schmerzlich sich verlezt fühlt. Hierher gehört Folgendes. Einst wurden ihr — gleichviel wo und wann — ein Päckchen Theaterblätter zugeschickt, nebst dem Pränumerationsschein auf das laufende halbe Jahr, und einige Zeilen, des Inhalts: Diese Blätter müsse Jeder haben, Niemand könne sie entbehren. Die Künstlerin werde auch ein „schönes Lob“ (sic!) darin erhalten. Sie sandte sie zurück, mit der Bemerkung: auf ein solches Lob verzichte sie. Späterhin äußerte sie: man kenne diese Blätter an gewissen Orten gar nicht, überhaupt wenig, achte sie aber nirgends. Zu nennen braucht man sie nicht, man erräth sie leicht. Wie Viele haben Aehnliches erfahren! Es ist gut, wenn auch Leser von Theaterkritiken, die nicht damit in Berührung kamen, aufmerksam darauf gemacht werden. Die Folge kann man sich wohl denken. — Preciosa (das Stück) hat hier nie große Wirkung gemacht, obgleich im Anfang die Hauptrolle durch eine Schauspielerin gegeben wurde, die das erste Erforderniß ganz besaß, und sonst viel Angenehmes leistete. — Die dritte Gastrolle war Maria Stuart, unstreitig die glücklichste Darstellung! Ueberall zeigte sich reifes Studium und innige Bekanntschaft mit dem Gegenstande; durch Bestimmtheit und Sicherheit der Durchführung bewährte sich überall die kunsterfahrne Schauspielerin, die bald nach dem Erscheinen dieses Trauerspiels unter des Dichters Augen schon als Maria und Thekla — welche Leztere mit besonderer Rücksicht auf die Künstlerin geschrieben wurde — wie als Sextus und Iphigenia sich ausgezeichnet hat. Wollte Jemand einen Zweifel gegen Einzelnheiten aufwerfen, so muß auch der Kunstverständige, denk' ich wohl, wenn er einen Kunstverständigen beurtheilen will, in dergleichen Fällen sich immer selbst erst fragen, ob der Fehler nicht eben so gut an seiner eignen, als an der Ansicht des Künstlers liegen könne. Der Beyfall war am Abend dieses Gastspiels weniger laut als in der Sappho, aber die Anerkennung vielleicht allgemeiner, das Haus indessen auch nicht sehr besucht. Diese Aeußerungen werden hoffentlich beweisen, daß der hier erstattete Bericht wenigstens mit der möglichsten Unbefangenheit geschrieben wurde. Fr. v. H. trat gratis auf und gab im Allem nur drey Darstellungen, weil vor der ersten schon der größte Theil der zum Aufenthalte in Wien bestimmten Zeit verflossen war. Auf dem Theater, wo sie gastirte, macht die Aufführung solcher Stücke überhaupt meistentheils Zögerungen und Vorbereitungen nöthig, weil das Repertoire nicht dafür eingerichtet ist. Vortheilhafter wär' es wohl gewesen, wenn sie auf dem Hoftheater gespielt hätte; vielleicht würde das auch geschehen seyn, wenn nicht die Vakanzzeit dieser Bühne während ihres Aufenthaltes eingetreten wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 213:

Hagel.

Charade.

Wie ein Waldbach stürzt in's düstre Thal,
  Was die ersten beyden Sylben nennen,
Ihm entgegen zuckt der scharfe Stahl,
  Blind in sein Verderben muß es rennen.

Ist der Felsgrund wie das Lezte auch,
  Mehr noch ist's in seines Feindes Herzen,
Froh erspäht er seinen lezten Hauch,
  Sieht es enden unter bittern Schmerzen.

Welch ein Wütherich, welch ein Barbar,
  Rufst du mitleidvoll, dein Herz klopft bänger,
Ist das Ganze nicht ein ... Janitschar? ...
  Nein! verzeih', ein ... milder, deutscher Sänger.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 220.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. September 1824.

In Lüften fliegen Vögel g'nug,
Nicht wie der andre jeder.
Sie haben gar verschiednen Flug
Und gar verschiedne Feder.

Friedrich Rückert.

Ornithologische Anekdoten.

(Im Auszuge des raisonnirenden Verzeichnisses der Vögel um Genf in den Memoires de la Soc. d'hist. nat. de Genève (T. 1. p. 1. 1824. 4.) von Hrn. L. A. Necker.)

1.

Nur wenige Landschaften dürften an ornithologischem Reichthum und Interesse dee Genfeeischen gleich kommen. Neben einer großen Menge von Vögelarten, die ihrem Himmelsstriche eigen sind, und ihre Ebenen und Thalgründe bewohnen, wird der Genfersee, welcher ansehnlich genug ist, um ein kleines Meer heißen zu können, von vielen Wasservögeln, und seine Ufer von einer Menge, in Gattung und Art, Gestaltung und Gefieder sehr verschiedene: Strandvögel besucht. Die Berge endlich, die in einer Erhöhung von mehr denn 2000 Toisen dem Beobachter eine ähnliche Reihenfolge klimatischer Wechsel darstellen, wie sie zwischen dem 46sten Grad nördlicher Breite und dem Pole angetroffen wird, sind von Vögeln bewohnt, die viel nördlicheren Ländern angeboren. So mögen denn also, im Kreise etlicher Meilen um Genf, die meisten sonst weit zerstreut lebenden europäischen Vögelarten vereinbart gefunden werden. Unter diesen Vögeln sind mehrere Standvogel, die ihre Geburtsstätte nie verlassen, während andere im Spätjahe wegziehen, um in südlicheren Gegenden eine mildere Temperatur und die Nahrung zu suchen, welche unsere Winterkälte ihnen entzieht; diese kehren im Frühling schaarenweise zurück, zum Nisten, Brüten und zur Erziehung des kleinen befiederten Haushalts. Andere hinwieder durch die Kältegrade nördlicher gelegener Länder weggetrieben, treffen im Herbst bey uns ein, überwintern, und kehren mit der ersten Frühlingssonne, wenn Eis und Schnee zu schmelzen anfangen, in ihre nördlichen Wohnsitze zurück.

Neben diesen, der Schweiz im eigentlichen Sinne einheimischen Vögeln, kommen annoch zuweilen, wie zufällig, einzelne Individuen anderer Arten vor, die völlig abweichenden Himmelsstrichen angehören, und die unter noch nicht satfsam erklärten Umständen herbeygeführt wurden. Einzeln, abgemagert, ausgehungert, und, wie es scheint, ganz desorientiert, treffen sie bey uns ein. Diese Erscheinung, eine dee sonderbarsten in der Naturgeschichte, scheint wohl allerdings mit meteorologischen Veränderungen in Verbindung zu stehen, ohne daß jedoch die ausschließliche Ursache der Ankunft dieser Fremdlinge darin nachzuweisen möglich wäre. Es sind andere Ursachen mehr, welche die einzelnen Fälle mit Wahrscheinlichkeit herbeygeführt haben. Augenblicklicher Mangel der Nahrung in ihrem Vaterlande kann einige dieser Vögel nöthigen, andere Ländee aufzusuchen. Heftige Windstöße können andere weit von ihren gewohnten Wohnplätzen fortgetrieben, oder sie auf dem Zuge von ihrem Wege verschlagen haben. Einige Individuen können, durch Raubvögel gejagt und verfolgt, von andern ihres Gleichen getrennt worden seyn. Vielleicht sind einige Meer- oder Strandvögel einem der beyden großen Ströme, dem Rhein odee der Rhone, nach zu uns gelangt. End-

lich auch mag wohl hier oder da aus einer Menagerie ein fremder Vogel der Gefangenschaft entflogen und zufälliger Weise zu uns gekommen seyn.

2.

Gegen den 25sten März treffen gewöhnlich die Rauchschwalben (Hirundo rustica) in der Gegend von Genf ein; zuerst in kleiner Anzahl, später in großen Schaaren, die sich über Stadt und Land vertheilen. Viele bleiben bey uns, andere setzen ihre Reise weiter nach Norden fort. Die Landbewohner sehen die Ankunft dieser Vögel mit Freude, weil sie glauben, daß die schöne Jahrszeit und das warme Wetter ihnen folgen. Allein diese Hoffnung wird fast immer getäuscht. Denn nicht selten ereignet es sich, daß nach der Ankunft dieser Schwalben unerwartete Kälte eintritt, welche die fliegenden Insekten, womit sie sich nähren, tödtet. Dann versammeln sich diese unglücklichen Vögel, wie man im Jahr 1812 gesehen hat, schaarenweise an den Ufern des See's, der Arve und der Rhone, in der Hoffnung, daselbst noch einige Nahrung zu finden; und bekommen sie diese nicht, so fallen sie in's Wasser, oder setzen sich an's Ufer und lassen sich mit den Händen fangen. Andere fliegen um die Häuser her, suchen Insekten an den Wänden und Mauern, und sterben endlich vor Hunger. Dann sieht man ihre todten Körper oft in Menge auf den Gassen und Landstraßen liegen. Aber nicht nur der Mangel an Nahrung, sondern auch die Kälte selbst wird diesen Schwalben verderblich. In der Nacht vom 15ten zum 16ten April 1816 war bey einer, in unserm Klima nicht ungewöhnlichen, Rückkehr der Kälte das Thermometer auf Null herabgesunken. Ein Bauer des Dorfes Genthod bemerkte eine Schaar Schwalben, welche in die Häuser einzufliegen suchte. Er öffnete ihnen seine Küche, und bey zweyhundert Schwalben flogen hinein, und blieben bis spät in den Vormittag. Endlich, da die Luft etwas wärmer geworden, flogen alle mit einander davon und verbreiteten sich auf's Neue über das Land.

(Die Fortsetzung folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

III.

Hab' ich es nicht vorhergesagt:
Daß man mich tadeln werde, anklagen, schelten?
Gemach, ihr Liebhaber des lieblichen Dichters!
Ihr jungen Freunde meines Freundes, gemach!
Bedrängt mich nur nicht allzusehr,
Stürmt nur nicht Alle zugleich los auf mich Armen!
Ich will Euch ja gern Rede stehn,
Mich gern, wenn ich den Vorwurf erst weiß, vertheid'gen. —
Ihr stürmt auf's Neue,
Bedränget mich heftiger?
Nun gut, ich will, ich kann mich nicht vertheid'gen,
Entschuldigen aber vielleicht;
Laßt mich den Vorwurf nur hören. — —
„O du Allerunwürdigster!
Freund dich zu nennen des Dichters,
Den du mit hämischem Lobe tadelst,
Ausschließlich preisend
Die Reisegedichte des Kranken.
Also die anderen Lieder,
Die er in Gesundheitsfülle sang,
Töne, dem Rauschen heiliger Wälder,
Dem Nachtigallengeflöte
Und dem sanft rieselnden Bach' abgelauscht;
Blüthen, die in Zaubergefilden der Liebe
Ihm suchen half und pflücken
Sein leitender Engel:
Phantasus, das goldgelockte,
Rosenumkränzte Knäblein,
Diese Lieder achtest du werthlos? — —
Nun, was schweigst du, und lächelst?
So stehe doch Rede!
Sprich! Laß deine Entschuldigung hören!"
Bey so ungerechtem Vorwurf
Hätt' ich zu schweigen ein Recht;
Doch ich will reden,
Will es Euch sagen, was ich dachte,
Als auch ich, unter Thränen lächelnd,
Bey Eurer Anklage schwieg.
Doch wie ich früher Eures Tadels gewiß war,
So auch weiß ich es jetzt:
Ihr werdet, Ihr jungen Freunde,
Heil Euch!
Nur bald mich verstehn.
Auch ich verstand einst die Worte Goethe's —
Ihrer gedacht' ich jetzt —
Nur zur Hälfte.
Nun aber fühl' ich sie ganz und tief,
Und sage mit ihm:
„Den Felsen, den Wäldern mein Leid zu klagen,
Bin ich nicht jung, bin ich nicht einsam genug."

Ueber das heutige Griechenland.

(Beschluß.)

Eine andere Art von Vergnügungen der Griechen, die auch außer Griechenland bekannt genug ist, die Schaukel, war bey den alten Griechen ein Fest des Bacchus, dessen Ursprung sonderbar genug ist. Ikarus, dem Bacchus das

Geheimniß des Weins gelehrt hatte, machte, in Begleitung seiner Tochter Erigone, seines Hundes Mära und einiger Weinschläuche, eine Reise nach Athen, wo die Einwohner sich seinen Wein wohl schmecken ließen. Als sie aber die gewöhnlichen Folgen vom übermäßigen Weintrinken fühlten, glaubten sie von ihm vergiftet zu seyn, und ermordeten ihn. Erigone suchte ihren Vater lange vergebens, bis Mära (der Hund des Ikarus) sie zu der Stelle im Walde führte, wo sein Leichnam lag. Die trostlose Tochter erhenkte sich an einen Baum; viele der Töchter des Landes, an denen Bacchus die Verleumdung des Weins durch Schwermuth bestrafte, folgten ihrem Beyspiel; und bald war der Wald voll erhenkter Frauenzimmer, die vom Winde geschaukelt wurden. Auf Befehl des Orakels wurden zum Andenken der Erigone Feste gestiftet, an welchen man sich, nach ihrem Beyspiele, an Stricken, die an Bäume gebunden waren, nicht erhenkte, sondern schaukelte. Bachus versezte den Ikarus, die Erigone und den Hund Mära an den Himmel, wo sie noch jezt als die Sternbilder des Bootes, der Jungfrau und des Sirius funkeln. Der lezte Monat des Sommers, im August und September, da sich die Sonne im Zeichen der Jungfrau befindet, wäre also für Kalenderliebhaber die eigentliche Zeit sich zu schaukeln.

Das gewöhnliche Alter, in dem die griechischen Mädchen verheirathet werden, ist das fünfzehnte Jahr. Dieß und der unmäßige Gebrauch der Bäder sind Ursache, daß die Blüte ihrer Schönheit schnell verwelkt. Die Griechinnen übertreiben ein Vergnügen, das ihre Vorfahren mäßiger genossen. Sie bringen ganze Tage im Bade zu, welches jedem männlichen Auge verschlossen ist; und wehe dem, der es wagte, diese Grenze zu übertreten. Der türkische Kommandant der Festung zu Athen ließ sich eines Tages gelüsten, sich in einem Frauenbade zu verstecken; aber er ward bald entdeckt. Auf das Geschrey der Weiber eilten die beleidigten Männer herbey, und nur eine schnelle Flucht nach der Insel Aegina, von da nach Hydra, und endlich in ein katholisches Kloster, konnte den neuen Aktäon vom Tode retten.

Wenn man die Plane, die Vitruv von einem alten, und die englischen Reisenden von einem neuen griechischen Hause geben, mit einander vergleicht, so bemerkt man eine große Aehnlichkeit. Beyde haben offenbar den Zweck, den jedes Wohnhaus haben sollte, Eingezogenheit, Sicherheit und Ruhe; ein Zweck, der freylich jenem herrlichen Klima angemessen ist, wo Lustbarkeiten und Arbeiten, gesellschaftliche und berathschlagende Versammlungen meistentheils in freyer Luft vorgenommen werden. Ein mit hohen Mauern umgebener äußerer und innerer Hof schließen das hölzerne, auf steinernem Fundament erbaute Haus ein, so daß es dem Auge des Vorübergehenden und dem Geräusch auf der Straße entzogen ist. Die einzige Zierde und die einzigen Möbeln ihrer Zimmer sind: Spiegel, Teppiche, und längs den Wänden herumlaufende Divane. Da die leztern zum Lager bey Tage und bey Nacht dienen, so sieht man weder Stühle noch Betten; selbst ein Tisch ist etwas Seltenes, und statt der Oefen und Kamine werden Kohlendecken gebraucht. Der Speisetisch, der noch seinen altgriechischen Namen, Trapesa, hat, ist nichts weiter, als ein großer, kreisrunder zinnerner Trog, ohne Tischlaken.

Das Frühstück besteht in Kaffee und Konfekt. Der Hausherr bringt den Morgen damit zu, auf der Gallerie, die das Haus umgibt, zu spazieren und Tabak zu rauchen, oder seine Geschäfte zu verrichten, wenn er welche hat, indeß die Frau mit der Wirthschaft, mit Sticken und Weben, und die Kinder mit Lesen und Schreiben beschäftigt sind. Zwischen zwölf und ein Uhr sezt man sich zur Tafel, nachdem die Hände gewaschen sind, welches auch nach aufgehobener Tafel nie versäumt wird. Die zehn oder zwölf Schüsseln, aus denen die ganze Familie gemeinschaftlich ißt, bestehen aus Reis, Hammelfleisch, Gemüse, Eyern, Kuchen und einem Desert von Weintrauben und Kastanien. Die verschiedene Zubereitung jener einfachen Speisen, und die Saucen, an denen Honig und Gewürz nicht gespart werden, machen die Zahl der Schüsseln voll. Bey Tische wird ein leichter Wein mäßig getrunken, und nach der Mahlzeit Liqueur, Kaffee und türkische Tabakspfeifen herumgegeben. Nach der Siesta kommen Besuche, man liegt auf dem Divan, unterhält sich über die Neuigkeiten des Tages, ißt Konfituren, trinkt Kaffee und raucht Tabak.

Dieß ist wenigstens die Lebensart wohlhabender Griechen in Athen, Janina und andern Oertern, wo das türkische Joch erträglicher ist. Indessen bemerken die englischen Reisenden selbst, daß die Griechen, in deren Familien sie einige Zeit lebten, ihren Gästen zu Gefallen diese Lebensart etwas geändert haben. Jedoch muß jeder Freund der Griechen wünschen, daß die Gefälligkeit der Wirthe und die Forderungen der Gäste nicht zu weit gehen mögen. Die Griechen haben von den übrigen Europäern viel zu lernen; aber dazu gehört nicht die Verfeinerung oder Verlängerung der Tafel, nicht die Aenderung ihrer einfachen unschuldigen Lebensart: diese können sie beybehalten, wenn sie auch noch so große Fortschritte in Künsten und Wissenschaften, in Handel und Manufakturen, in Schiffahrt und Kriegskunst machen; oder wenn beydes durchaus nicht miteinander bestehen kann, so werden sie glücklicher seyn, wenn sie bey weniger glänzenden Fortschritten in der Kultur sich den reinen und unschuldigen Genuß ihrer schönen Natur bewahren. Jeder Menschenfreund wird wünschen, daß dieses das Resultat des jetzigen Krieges seyn möge.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, vom Juli.

(Fortsetzung.)

Als zweyten Gast habe ich den Komiker Wurm zu nennen, der hier zum Erstenmal auftrat, und auch jezt sein glückliches Talent für das Fach niedrigkomischer und burlesker Rollen bewies. In die Sphäre hochkomischer und charakteristischer Darstellungen wird er sich wohl meistentheils mit geringerem Glück wagen. Doch machte gleich am ersten Abend sein Herr von Krack (im Lügner und sein Sohn) eine lobenswerthe Ausnahme. Ich halte diese Darstellung, worin sich etwas ganz Eigenthümliches zeigte, für die vorzüglichste in der Reihe der bisher gegebenen, deren Zahl sich wohl bereits auf achtzehn beläuft, worunter mehrere Wiederholungen sind. Originalität der Charakteristik und ächt phantastische Komik vereinigten sich in der genannten Leistung. Ich fand, daß Darstellungen dieser Art, worin eben charakteristische Haltung und Komik eng verbunden sind, zuweilen mehr nach der Vorstellung wirken können, als während die gespannte Aufmerksamkeit die Ausführung verfolgt. Wenigstens habe ich erst später über Manches recht herzlich lachen und demselben zugleich volle Anerkennung zugestehen müssen. Sehr verschieden war der Eindruck, den seine am nämlichen Abend vorhergehende Darstellung des Langsalm auf mich machte. Bey wirklich komischen Zügen stach doch das Bestreben, recht komisch zu seyn, auch den und jenen charakteristischen Zug anzubringen, der für mißlungen gelten konnte, merklich hervor. Einige grimassirte Bewegungen und der angenommene Ton schienen nachgeahmt zu seyn. Im Ganzen fehlte Haltung. Indessen sind dergleichen Rollen für Debütirende und Gastspieler immer etwas mißlich. Eben weil sie fast keiner Zuthat bedürfen, glaubt der fremde Schauspieler ihnen durch etwas Zusaz oder Mehrthun den Reiz der Neuheit geben zu müssen, und thut dann leicht zu viel oder wird unsicher. Das Publikum gewöhnte sich bald an den neuen Gast und erzeigte ihm freundliche Aufnahme. Solche Rollen wirken dann auch, ihres Kontrastes wegen, mit der folgenden. Eine Rolle dieser Art war der „arme Poet,“ der ebenfalls dem Lügner am nächstfolgenden Abend voranging. Wenn man das entschiedene Talent für karrikirte und niedrigkomische Rollen erwägt, und dazu die Gewohnheit, in diesem Fach zu wirken, rechnet, so muß man dem Komiker Verdienst genug zusprechen. An sich war die Leistung unbedeutend. Der innere Sinn fehlte, die Gemüthlichkeit war gemacht und fiel zuweilen in's Kindische. Zwang verrieth sich durchgehends, an glücklich berechneten und glücklich gerathenen Stellen fehlte es auch nicht, und die Wirkung entschied zum Vortheil des Gastspielers. Was Andere über diese Leistung geurtheilt haben, ist mir nicht bekannt geworden; ich kümmere mich wenig darum. Nachtvögel, die das Licht der Wahrheit scheuen, mögen reciproce verfahren. — Die „Drillinge“ sind bekanntlich eine sogenannte Force-Rolle dieses Komikers, der zwar Lachen darin erregte, aber wenig ansprach. Man fand besonders den Ferdinand von Meisen zu chargirt. Die Schuld liegt wohl hauptsächlich an dem in aller Breite angebrachten gemeinen Provinz-Accent, der nirgends gut in die Ohren fällt. Es ist auch nicht einzusehen, warum dieser Ferdinand an einem fremden Orte dieses Accents überhaupt bedarf und warum er just so niedrig stehen soll. Was diesen lezten Punkt betrifft, so sind wohl die Produktionen des Gastspielers ziemlich in demselben Styl gehalten. Er bedient sich indessen der ihm geläufigen Volkssprache meistentheils mit größerem Glück als viele Andere; seine kräftige Komik macht, daß man sich an das Fremdartige leicht gewöhnt, und es ist lobenswerth, daß er nicht andere Mundarten versucht, für die seine Zunge nicht gebildet ist. Obgleich unter allen der hiesige Lokal-Accent sich am besten für die Bühne eignet, seiner gemüthlich-komischen und wizigen Natur wegen, so fällt es doch immer höchst unglücklich aus, wenn ein Fremder ihn nachahmen will. Es wird lächerlich, aber nicht komisch. In jedem Wort ist etwas überhört und verfehlt. Eher läßt sich's hören, wenn der entgegengesezte Fall eintritt. Mancher glaubt schon Wunder was er thut, wenn er „backne Hendel“ sagen kann; das ist eben so gut, als ob sie ungebacken wären, und es ist kein Wunder, wenn ein vorlautes Rezensentlein ausruft: „Halten zu Gnaden! bachne Hendeln sagt man.“ Und wie siehts Nun aus mit dem Ton auf ch? — Ein hübscher Mund thut freylich viel, wenn er auch nicht eine doppelte Reihe von dorischen Säulen enthielte, wie jener Kritiker gesagt hat; es fehlt aber nicht an hübschen Mündchen, denen diese Sprache ganz natürlich ist. — Sehr begierig war man, den Schneider in dem Singspiele: Der Sänger und der Schneider, von diesem Gast zu sehen, aber noch weit begieriger auf seine Darstellung eines Juden. In der erstgenannten Rolle befriedigte er vollkommen; er legt etwas ganz Eigenthümliches hinein; manchen Lazzi's kann man bey aller Possierlichkeit und Uebertreibung kaum die Wahrheit abstreiten, so gut sind sie angebracht und so glücklich ausgeführt. Seine komischen Volks- und Schneiderlieder machten Furor, und werden mit ihren Weisen schon öffentlich verkauft. Die Farce war hier neu und ist sehr oft mit einem Vorspiel wiederholt worden. Als Jude zeigte er sich im Schauspieler wider Willen, befriedigte aber im Ganzen weniger, als in der vorher erwähnten Rolle. Die drollige Deklamation des Tauchers aber im jüdischen Jargon, und eines der schnurrigen Geschichtchen, die er immer bey der Hand hat, machten gute Wirkung. Seine Darstellungen in diesem Fache sind viel auf Lokalitäten berechnet. Eine ausgezeichnete Leistung war der betrunkene Musikus in demselben Stücke. Diese Art von niedrigkomischem Rausch kann nicht mit größerer Wahrheit und Ergözlichkeit zugleich nachgeahmt werden. In der Rolle des Schauspiel-Direktors, der mit natürlichem Ton und Wesen auftritt, zeigte Hr. Wurm große Befangenheit, und mir fiel die Bemerkung ein, die übrigens nicht neu ist, daß ein Schauspieler in dergleichen Schubladen-Rollen und Parodien excelliren kann, ohne darum ein vorzüglicher Schauspieler zu seyn. Die nämliche Bemerkung drang sich mir auf, als ich ihn die Rolle des Bedienten in der hier neu einstudirten Posse: Der Doppelpapa, die aber wenig Glück machte, geben sah. Statt der übrigen Leichtigkeit und Gewandtheit zeigte sich Affektation und ein fast schwerfälliges Wesen. Ein sonderbarer Ton ließ sich hören, worin der natürliche Accent, wie an mehreren Orten, vorzüglich auffiel, freylich nur denjenigen, die mit dieser Mundart vertraut sind. Es ist nicht der Provinz-Accent selbst, sondern die Abweichung und die dadurch bezeichnete Klasse. Als Doppelpapa war er wieder in seiner Sphäre und förderte die hinkende Posse durch lebendige Komik, so viel nur immer möglich. Am verfehltesten war wohl seine Darstellung des Geizigen, in der Karrikatur ging das Charakteristische gänzlich unter, und es bestätigte sich, was ich früher von seinen Charakterzeichnungen gesagt habe. Er ergözte freylich, interessirte jedoch wenig und fand keine entscheidende Anerkennung. Die Einnahme war angeblich zum Vortheil des Gastspielers bestimmt, soll aber in die Theaterkasse geflossen seyn, und diese bedarf solcher Zuflüsse. Die Gastspiele des Hrn. W. waren ziemlich gut besucht, und besser als die gewöhnlichen Vorstellungen dieser Bühne, wenn sie auch nicht immer, oder selten nur ein ganz volles Haus machten. Jede Darstellung wurde mit 120 Gulden C. M. honorirt, und die Ehre des Herausrufens erfolgte als eine unzertrennliche Zugabe, die mancher Künstler eben so hoch anschlagen möchte. Im Extemporiren der Danksagungsreden ist der Komiker nicht sehr glücklich; der gute Wille genügt hier aber vollkommen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 221.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. September 1824.

Zu ihr und von ihr zu gehen, opfre die künstliche Zeit.

Besuche im Harem, von Mirza Ahmed Tubieb.

Dritter Besuch.

Die Erinnerung an die schöne Meiram ließ mich die ganze Nacht kein Auge zuthun, und ich war äußerst begierig, den Beschluß ihrer Geschichte zu vernehmen. Eine Schwierigkeit fiel mir indessen auf. Ich hatte zu fragen vergessen, um welche Stunde ich wiederkommen sollte, und ich zweifelte, ob sie mich würde wieder rufen lassen. Dieses beunruhigte mich eine Zeitlang; aber zuletzt beschloß ich, um dieselbe Stunde hinzugehen, als ich des Tags zuvor bey ihr gewesen, und in der Zwischenzeit begab ich mich zu dem Dichter Futteh Alli Chan, um den Zwist zwischen ihm und seiner ältesten Frau, hinsichtlich des Färbens der Augenbrauen, beyzulegen.

Ich fand den Dichter mit der Betrachtung einer merkwürdigen Maschine beschäftigt, die er selbst erfunden, und welche, wie ein Schiff auf dem Meere, auf trockner Erde bewegt wurde, nämlich durch den Wind. Diese Maschine, erzählte er mir, hatte sich vor Sr. Majestät dem Könige in dem Lager von Sultaniah gezeigt, und die Bewunderung Aller, selbst des Königs, erregt. Es fand sich aber ein kleiner Fehler in dem Werke, welchem der Chan jetzt abzuhelfen dachte. Man hatte zum Vorzeigen der Maschine einen sehr windigen Tag gewählt, und der Segelwagen flog majestätisch von den Stufen des Palastes hinweg, gerade auf das Lager zu. Je weiter er ging, desto schneller ward sein Lauf, und nur erst, als er die Zerstörung der Zelte drohete, und selbst das Leben der Soldaten zu gefährden anfing, entdeckte es sich, daß es an einem Mittel fehle, ihn anzuhalten. Er flog daher immer vorwärts, warf Zelte nieder, scheuchte die Pferde, und füllte das ganze Lager mit Angst und Schrecken. Die Soldaten, welche nicht wußten, was es wäre, und woher es gekommen, hielten es für irgend ein schreckliches Ungeheuer, oder ein von irgend einem Feinde zu ihrem Verderben ausgesandtes Werkzeug, und flohen nach allen Richtungen. Die Maschine, auf ihre eigene Stärke stolz, rasselte inzwischen immer vorwärts, mitten durch das Lager hin, bis sie endlich in eine Schlucht stürzte, umfiel, und, wie der Dichter bemerkte, ein wunderbares Beyspiel von der Wandelbarkeit der Macht gab. Se. Majestät verurtheilte den Chan zur Bezahlung von 200 Tomans für den von seiner Maschine angerichteten Schaden, erließ ihm aber dieselbe für ein Casiede (Sinngedicht), worin er die Moral, welche seine Maschine gelehrt, anbrachte.

Der Chan zeigte mir noch manche andere seiner Erfindungen, die in Geschicklichkeit den Werken der Franken gleich kommen. Der Chan ist wirklich ein Mann von außerordentlichen Talenten. Er versteht das Maschinenwesen besser, als irgend ein Perser, und Wenige übertreffen ihn in der Scheidekunst. Er wird als der beste epische Dichter seit der Zeit des Ferdusi anerkannt, und ich kenne Keinen, der eine so genaue Kenntniß unserer Sprache besäße, wie er. Seine Satyren und Pasquille sind der Schrecken aller Großen, und seine Lobgedichte sind

eben so geschmackvoll, als seine Stachelschriften beißend. Seit einiger Zeit hat er sich auf's Malen gelegt, und auch hierin bedeutende Fortschritte gemacht. Es gibt wenige Bücher von irgend einem Werthe, die er nicht gelesen, und sein Gedächtniß ist ihm so treu, daß er selten etwas vergißt, was er einmal gewußt. Er ist schon lange ein vertrauter Freund von mir; es war die Gleichartigkeit der Studien, die uns zusammenbrachte.

Der Chan schien heute mehr dazu aufgelegt, mir eine genaue Erklärung seiner Kunstwerke zu geben, als mich in das Underuhe zu begleiten. Die Sache war, daß der Chan mit aller seiner Geschicklichkeit es nie hatte dahin bringen können, daß er Herr in seinem eigenen Hause gewesen wäre, besonders war er unter dem Pantoffel seiner ältesten Frau, mit welcher ich ihn jezt auszusöhnen wünschte. Sobald wir indessen ins Frauengemach traten, kam uns dieselbe entgegen. Sie war oft eine Patientin von mir gewesen, und empfing mich daher auf's Höflichste, und sagte mir viele Artigkeiten, ohne im Geringsten die Gegenwart ihres Mannes zu beachten, den sie doch seit beynahe vierundzwanzig Stunden nicht gesehen hatte. Nachdem wir uns niedergesezt und den Kaffee getrunken hatten, fing ich das Aussöhnungsgeschäft an, und sprach von ihrem Manne mit dem höchsten Lobe, um sie stolz auf ihn zu machen. Sie dankte mir mit ziemlicher Artigkeit für meine gute Meinung von ihm, sezte aber hinzu, seine guten Eigenschaften würden bey weitem von seinen Lastern überwogen. Sie klagte bitterlich, daß er eine junge Frau genommen, welcher er mehr Geld und schönere Kleider gäbe, als ihr, obgleich sie ihm zwey Söhne geboren. „Denke dir nur, rief sie, erst gestern hieß er mich eine alte Närrin, weil ich meine Augenbrauen färbte; und vorgestern Nacht, wo er hätte in meinem Gemache seyn sollen, fand ich ihn in seinem eigenen Zimmer, wo ihn eine junge Sklavin ausziehen half, weil er, wie er vorgab, einen Schmerz in der Schulter habe, und sich nicht selbst ausziehen könne. Und dabey sagte er mir, ich sey zu alt, um meine Augenbrauen zu färben. Er ist doch wenigstens zwanzig Jahr älter als ich. Er sollte sich schämen, so ein alter Graukopf, wie er ist! Aber gleichviel, wenn er mich nicht der Mühe werth hält, daß ich meine Augenbrauen male, so kann ich ihm sagen, daß es Andere gibt, ja Andere, jünger und hübscher, als er je gewesen, die anders von mir denken. Er nennt mich alt — Tuh (Pfui) über seinen Bart! Ich gebe nicht so viel für ihn!" Bey diesen Worten schlug sie ein Schnippchen, und rannte aus dem Zimmer. Ich sah den Chan mit Erstaunen an. Er schüttelte den Kopf und sprach nicht ein Wort.

(Die Fortsetzung folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

IV.

Wie manchen Tag dem Drechsler ähnlich —
Ich ließ mich geduldig so schelten —
Stand ich emsig bemüht
An der kreischenden Drehbank der deutschen Sprache,
Raspelte harten, astigen Masers
Knorrige Ecken ab,
Rundete glatt holprige Flächen,
Füllte maulaufsperrende Fugen aus,
Polirte Sylbchen blank,
Und reimte und leimte
Die Verskünsteley,
Den metrischen Zierath zusammen.
Was half's? —
Sehr viel!
Denn ich weiß nun solche Handwerksarbeit
Nach ihrem Werthe zu schätzen;
Und verstehe auch nun
Das dithyrambische Wort des großen Dichters:
„Solch ein Hymnus verhallt
Ohne prosodisches Maß!"
Wie er begeistert ausruft,
Und in dem Ausruf selbst
Der prosodischen Kunst, der Geliebten,
Die den Geliebten umschlingt,
Nicht entflieht, auch nimmer entfliehn will;
Und anmuthig so sich selbst widerspricht. —
So auch Du, mein Freund!
Höchst anmuthig widersprichst Du Dir selbst,
Wenn Du von Deinen Reisegedichten sagst,
Daß diesen die Strophe fehlt, der Reim und die Feile;
Und dann mit unbewußter Ironie
Ein Vielleicht hinzufügst,
Das dem Verständigen
Ein Gewiß ist:
„Vielleicht ist der Ausdruck des Momentes
Lebhafter und frischer."
Ja wohl!
Solch ein lebendiger Erguß der Laune,
Solche bewegliche Bildchen
Drolliger Abenteuer,
Solche allerliebste Kleinigkeiten,
Voll plastischer Wahrheit,
Sinnreicher Auffassung
Und tausendfacher Beziehung
Verschmähen des Reims klingenden Gleichklang,
Wie des pomphaften Metrums
Stolze Wiederkehr.

Und doch, auf weichen wiegenden Wogen
Freyer, rhythmischer Tonfluth,
Steigen sie himmelan,
Und sind, wider Willen und unbewußt,
Erhabener, wahrlich!
Als alle die hohen Riesengestalten,
Mühsam emporgethürmt
Zu Lust und Schrecken
Der stier anstaunenden Neugier.
Und so würd' ich sagen;
Heil Deiner Krankheit,
Die Dich nicht feilen ließ, nicht reimen;
Wenn ich nicht wüßte,
Daß es die Muse selbst war,
Die sich dergleichen verbat.
Zu ihr fleh' ich auf:
Sie, die Allheilende, verleihe
Heil Deiner Krankheit!

Ornithologische Anekdoten.

(Fortsetzung.)

3.

Ist der Frühlingsdurchzug der Vögel beendigt, so sind nun alle, die in der Ebene blieben, mit dem Nestbau, Brüten und der Fütterung ihrer Jungen, bevor diese das Nest verlassen, emsig beschäftigt. Das Geschäft des Brütens erfordert den ganzen Monat Mai und den Anfang des Junius. Gegen die Mitte dieses Monats haben alle kleinen Vögel, von welcher Art sie seyen, ihr Nest verlassen. Nun versuchen diese Jungen ihre Flügel, ohne sich weit von einander zu entfernen, wobey sie sich gegenseitig immer zurufen. Die Eltern, um ihre Jungen besorgt, fliegen um sie her, treiben die Zurückbleibenden vorwärts, holen die, welche sich zu weit entfernen, herbey, und muntern sie durch wiederholtes Zurufen auf. Beym Wahrnehmen einer Gefahr verdoppeln sie ihren warnenden Ruf; dann kauern die Jungen sich etwa hinter einen Ast oder unter ein Blatt, und bleiben da unbeweglich sitzen, während die Alten sich muthig hervorwagen, und die Jungen beschützen zu wollen scheinen. Selbst die sonst furchtsamsten und scheuesten Arten, wie die Würger und Drosseln, umflattern unaufhörlich den Gegenstand, der sie beunruhigt, verlieren ihn nicht aus den Augen, und scheinen den Gebrauch ihrer Flügel verloren zu haben, oder die Kraft derselben nicht zu kennen.

Zu dieser Zeit verlieren die Sänger ihre schönen Stimmen, deren melodische Töne durch rauhe, krächzende Laute ersezt werden. Gegen den 20sten Junius läßt zuerst die Nachtigall keine andere, als unangenehme Laute mehr hören, später die verschiedenen Grasmücken. Kuckuk, Pirol und Wendehals schweigen auch, und die Amsel nimmt, statt ihrer melodischen Gesangstrophen, ein rauhes Geschrey an, welches sie für den Rest des Jahres beybehält. Endlich, während der großen Sommerhitze, tritt, an die Stelle des harmonischen Konzerts des Frühlings, eine vollkommene Stille ein. Bald zerstreuen sich die Bruten; die jungen Vögel, stark genug, sich ihren Unterhalt selbst zu verschaffen, verbreiten sich in den Gefilden. Mehrere entfernen sich von ihrem Geburtsorte, und begeben sich mit den Alten nach den Bergen. Zu diesen gehören die Wachteln. Fast sämmtlich verlassen sie die Ebene, um ihre Nahrung in höheren Gegenden zu suchen, wo die Ernten noch nicht vorüber sind. In warmen Jahren bleiben indessen bisweilen einige Wachteln in der Ebene, um eine zweyte Brut zu machen. Die grauen Feldhühner (*Perdix cinerea*) durchstreichen das Land; von einem zahlreichen Gefolge ihrer Jungen begleitet, bilden sich dann die von den Jägern sogenannten Ketten oder Völker. Gegen den 15ten August sind die jungen Feldhühner ausgefiedert; zu dieser Zeit geht im Kanton Genf die Jagd auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, vom Juli.

(Fortsetzung.)

Da ich in meinem vorigen Bericht etwas von der hiesigen Kunstausstellung erwähnt habe, so will ich hier noch eines merkwürdigen Kupferstichs von Karl Rahl gedenken: die Darstellung im Tempel, nach dem Gemälde des Fra Bartolomeo di San Marco in der k. k. Gallerie allhier. Größe und Format der Madonna di San Sixto, von Fr. Müller. Das Gemälde selbst gehört bekanntlich unter die historischen Werke vom ersten Range, es leistet in hohem Grade alle Erforderniße des streng-religiösen Styls, und wird schwerlich durch eine andere Darstellung desselben Gegenstandes, nach dem Ausspruche aller Kenner, übertroffen. Auch möchte sich nicht leicht irgend eins besser zu einem Gegenbild der Raphael'schen Madonna di San Sixto eignen, da es bey gleicher Symmetrie in der Anordnung eine gleiche Anzahl von Figuren enthält. Hr. Rahl hatte große Schwierigkeiten zu überwinden; die bedeutendste bot ihm der Ton des Hintergrundes dar, der gerade so und nicht anders seyn darf, um dem Charakter des Ganzen zu entsprechen. Eine zweyte entsprang aus den vielen neben einander liegenden Gewändern; auch der Umstand, daß jenes Gemälde des Fra Bartolomeo Vieles durch die Zeit verloren hat, darf nicht unbeachtet bleiben. Hr. R. hat sich hier als tüchtiger Zeichner bewiesen, und nirgends zeigt sich eine Verletzung der Charaktere des Meisters. Mit dem Grabstichel allein gearbeitet, der im Ganzen klar und durchsichtig erscheint, enthält das Blatt überhaupt wenige Stellen, die nicht meisterlich gelungen wären, und das Talent des Künstlers, welchem Fleiß und die Liebe überall zur Seite stehen, auf das glänzendste beurkunden. Noch gebührt dem Künstler die Ehre, zuerst ein historisches Blatt in solcher Größe geliefert zu haben, worüber noch kein inländischer Künstler sich gewagt hat. Man darf in der Folge auch Krafft's Gemälde der Schlacht bey Aspern (1821) von derselben Meisterhand erwarten — allen Freunden der Kunst, den Freunden des Vaterlandes aber um so mehr eine schätzenswerthe Gabe.

Der Bau des neuen Pracht-Thors, der kaiserlichen Burg gegenüber, wird bald vollendet seyn, und zur Zeit der Ver-

Vermählung des Erzherzogs Franz Karl eröffnet werden. Dieses Fest wird eins der glänzendsten seyn, die Wien je gesehen hat, und die Jahrbücher der Monarchie werden es mit dem Namen des geliebten Prinzen, über dessen liebenswürdige, alle Herzen gewinnende Eigenschaften im Inn- und Auslande nur Eine Stimme herrscht, verewigen.

Die italienische Operngesellschaft wird den Sommer über hier bleiben und uns dießmal wahrscheinlich nicht eher verlassen, bis kurz vor dem Ablauf des Pacht-Kontrakts. Von den künftigen Verhältnissen des Theaters am Kärnthnerthor ist noch nichts bekannt. Der nächste Unternehmer wird freylich mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen haben als der jezige, der eine Zulage von 140,000 Gulden C. M. erhielt. Dagegen sind dem Nachfolger etwa nur das Sechstheil als Pauschale (Gesammtbetrag) ausgesezt. Bisher zog die Theaterkasse auch den Gewinn von den Redouten ein, dieser fällt nun auch weg. Das Personal der italienischen Sänger ist jezt eines der vorzüglichsten, die es nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien nur geben kann. Jedes männliche Hauptfach ist dreydoppelt besezt, erste Sängerinnen sind nur zwey: die in jeder Hinsicht liebenswürdige Dardanelli und die geniale Fodor-Mainvielle, die man mit dem Titel einer Fürstin, einer Königin des Gesanges, und ich weiß selbst nicht mit welchem andern noch belegt; vielleicht wird mit der Zeit noch eine Apotheose daraus. Rechnet man aber, daß auch die ersten Sängerinnen der deutschen Oper, wenn es erforderlich ist, mitwirken, so kann man vier prime Donnen zählen, deren jede in ihrer Art vortrefflich ist. Auch die zweyten Parthien sind durch talentvolle und gebildete Mitglieder besezt, und welches Chorpersonal übertrifft so leicht das hiesige? — Eine neue Oper: Elisa e' Claudio, osia L'amore protetto dall' Amicizia; Melodramma semiserio in due Atti, dal Signor Maestro Mercadante, hat gefallen. Der junge Komponist hält sich seit einiger Zeit hier auf. Er hat bereits mehrere Opern komponirt, diese aber, für die Scala geschriebene, und l'Apotheose d'Ercole sollen die gelungensten seyn. Unter den Nachfolgern Rossini's ist er wohl einer der glücklichsten; er zeichnet sich durch eine gute Cantilena aus und beobachtet eine lobenswerthe, den Sängern vortheilhafte Oekonomie in der Verwendung des Orchesters. Erfindungsreich zeigt sich sein Talent eben nicht, die besten Motive sind ihm von Außen zugekommen; doch weiß er mit Geschicklichkeit sie zu behandeln, und vereinigt mit Klarheit und angenehmem Gesang Charakteristik der Situationen und Personen. Die hier gegebene Oper enthält zwar sowohl in ihrem ernsthaften, wie in ihrem komischen Theil vorzüglich gelungene Parthieen, doch neigt sich das Talent des Tonsezers wohl überhaupt mehr zur Opera buffa. Die Handlung dreht sich um eine heimliche Heirath, die Begebenheiten sind aber mit Rücksicht auf die musikalische und theatralische Wirksamkeit zusammengestellt. Die Dardanelli sang und spielte die Elisa trefflich, und gewann durch Wahrheit und durch einfach-edeln Ausdruck des innigsten Gefühls alle Herzen. Lablache und Ambrogi, zwey polternde Väter vorstellend, der eine rauh und stolz, der andere auffahrend und gutmüthig, die ihre Kinder verheirathen wollen, während der Sohn bereits verehelicht ist, die Tochter von ihrem als Bedienten verkleideten Amoroso begleitet wird, der unvermuthet in jenem heimlich Vermählten seinen Schulkameraden wiederfindet — standen einander sehr glücklich gegenüber. Die Sterlin stellte eine recht interessante Contadina vor, die Vertraute der Elisa, ebenfalls eine ländliche Schöne. Sie sang zwar etwas ungleich, trug aber doch eine früher schon gehörte, und aus dieser Oper in eine andere übergegangene Arie mit überraschendem Effekt vor. Die Italiener machen aus dieser Semiseria eine Art von Wunder; das ist sie eben nicht; Ansprüche auf Beyfall kann ihr der Unbefangene nicht streitig machen, und der ist ihr zu Theil geworden. — Das berühmte Matrimonio segreto von Cimarosa ist diesen Sommer auch wieder in die Scene gesezt worden, mit einer so glücklichen Besezung, daß in der That nur eine bis zur kleinlichsten Kritteley gehende Anforderung noch unbefriedigt bleiben kann. Die Fodor steht wieder auf dem ersten Plaz in ihrem vollen Glanz. Es ist nicht leicht Virtuosität in Gesang und Spiel mit mehr Geist und Leben zu vereinigen. Zum Erstenmal stand auf diesem Theater ihr die Dardanelli gegenüber, und ihre anspruchlose Grazie, ihre edle Haltung, verbunden mit einer anmuthigen Gestalt, blieben auch in diesem untergeordneten Parth nicht unbemerkt, sondern gewannen vielmehr ungetheilte Anerkennung. Lablache ist als Geronimo unvergleichlich; die charakteristische Wahrheit seiner Darstellung und die Kraft des Gesanges gehen Hand in Hand. Rubini singt den ersten Tenor und ist hier an seinem angemessenen Plaze; die Ausführung des Ganzen darf man, ohne Uebertreibung, unübertrefflich nennen. Es ist verdienstlich, ein altes klassisches Werk mitunter vorzuführen. So oft es bisher gegeben wurde, war das Haus gefüllt, und die Theilnahme bewies, daß die Zuhörer nicht blos Sinn und Empfänglichkeit für modernen Singsang haben. In Cimarosa's Matrimonio segreto ist Manches dem Geschmack der Zeit nicht völlig mehr entsprechend; das Ganze aber bleibt der Achtung aller Zeiten würdig, was nur diejenigen in Abrede seyn können, die so befangen sind in deutscher Art und Kunst, daß sie sonst nichts sehen und hören mögen; das ist ja auch Uebertreibung. Bey Gelegenheit der von Beethoven veranstalteten musikalischen Akademie machte der Sohn des italienischen Operisten Bassi eine zur Verherrlichung des deutschen Meisters verfaßte Ode bekannt, die er auf eigne Kosten drucken ließ. Im Eingang derselben wendet sich der junge Dichter sehr bescheiden zuerst an die Freunde und Verehrer Beethovens, und ersucht sie, den schwachen Versuch seiner Muse, den er für unwürdig halte, dem berühmten Tondichter unmittelbar eingehändigt zu werden, als Vermittler ihm zu übergeben. Diese Ode ist im Alcäischen Sylbenmaß und beweißt wenigstens, daß deutsche Kunst auch unter den Italienern Anerkennung findet. —

Ein neues Ballet von Henry, der in seinen Erfindungen nicht besonders glücklich ist, wurde kalt aufgenommen, und schon bey der zweyten Vorstellung war das Haus ziemlich leer. Es führt den Titel: der Triumph der Treue, oder die Rose der Schönheit. Großes Feenballet. Die gewaltige Macht und die glänzenden Mysterien der Zauberwelt sind in Fülle aufgeboten, doch umsonst; es findet kein anderes Interesse, als das durch die Leistungen der Tanzkünstler und die Ausschmückung erregte, statt. Die Musik, von verschiedenen Meistern, macht einen sehr verschiedenen, aber selten einen vortheilhaften Eindruck. In diesem Ballet nahm Hr. Taglioni mit seiner Tochter Abschied vom Publikum, und Beyde traten nach der ersten, zu ihrem Benefice gegebenen, Vorstellung nicht wieder auf. Die Talente der Tänzerinnen Brugnoli und Vaquemoulin wetteiferten mit einander; der Triumph und die Rose — die Palmen, Kränze und Kronen, und was man sonst so freygebig an Künstlerinnen auszuspenden pflegt, wurden der Erstern zugetheilt, doch der gebührende Beyfall der Leztern nicht versagt. Der Enthusiasmus für die Brugnoli geht so weit, daß sich einige ihrer Verehrer nicht ungern Brugnolianer nennen hören. Vaquemoulianer sind mir noch nicht vorgekommen. Die sonst so bewunderte Tänzerin Millière ist nach Paris gegangen, vermuthlich, um ihre Kränze auf dem Altar der Göttin des Tanzes niederzulegen — dort, wo sie selbst vormals eine noch höhere Göttin repräsentirte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 74.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 222.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. September 1824.

Zu alt:
Zu alt, beym Himmel! Wähle doch das Weib
Sich einen Aeltern stets!

Shakspeare.

Besuche im Harem, von Mirza Ahmed Tubird.

Dritter Besuch.

(Fortsetzung.)

Nachdem die erzürnte Frau des Chan uns verlassen hatte, bedauerte ich gegen ihn, daß mir mein Versuch nicht besser gelungen, und erbot mich, am Abende wieder zu kommen, wo ich glücklicher zu seyn hoffte. „O, sagte der Chan, ich sehe, du verstehst nichts von der Sache. Mich freute es ungemein, als ich sie in Zorn gerathen, und sich so einfältig geberden sah; jezt habe ich Hoffnung, daß sie sich geben werde. Hätte sie sich vernünftiger vor dir benommen, so hätte sie mir zum wenigsten noch eine Woche lang geschmollt; jezt aber wird sie sich schämen, und nicht ruhen, bis sie irgend etwas gethan, welches den übeln Eindruck auslöschen kann, den sie auf dich gemacht zu haben fühlt.“ Der Chan urtheilte richtig. Die Dame kam bald wieder zurück, aber in einer andern Stimmung; sie weinte, und sagte zu mir, es wäre grausam, daß, nachdem sie dem Chan zwey Söhne geboren, sie so schlecht von ihm behandelt werden sollte. „Seitdem seine junge Frau ins Haus gekommen, fuhr sie fort, hat er meiner nicht mehr geachtet, als wäre ich eine Hubduschie (eine Schwarze).“ Nach einigen Schwierigkeiten überredete ich sie, daß sie sich zwischen mir und dem Chan niedersezte, damit ich mit ihr von der Sache reden könnte. Während ich aber sprach, flüsterte ihr der Chan ein- oder zweymal etwas in's Ohr. Anfangs antwortete sie ihm blos durch einen Blick des Erstaunens und Unwillens; er aber beharrte, und bey seinem zweyten Versuche ließ sie sich so weit herab, daß sie ihn einen alten Esel nannte; bey dem dritten mußte sie lächeln, und gab ihrem Manne einen leichten Schlag auf die Wange, welcher mehr Güte als Zorn verrieth. Ich sah nun klar, daß der Streit zu Ende war; nachdem ich also noch eine andere Pfeife Tubbus-Tabak geraucht, welchen der Chan dem Schirazer vorzog, beurlaubte ich mich, da die Stunde, wo ich die liebenswürdige Meiram wiedersehen sollte, sich näherte.

Ich begab mich in den Harem-Khanah das Erstemal zu Fuß, und trat so still in denselben, daß mich Niemand bemerkte, außer den Verschnittenen am Thor, welche aufstanden und mich begrüßten. Kaum aber war ich im Hofe, als mich die Hälfte der Sklavinnen im Palaste umgab, deren jede meine Aufmerksamkeit auf die Beschreibung ihres Uebels zu lenken suchte, deren es hier mehr gab, als das Verzeichniß des berühmten Abu Alli enthält. Anfangs wollte ich ihren Bitten Gehör geben, aber ich fand sie so zahlreich, daß es mir eine Woche gekostet haben würde, für sie Alle zu verschreiben, und dabey waren sie so unverständlich, daß ich am Ende doch nur hätte auf's Gerathewohl verschreiben müssen. Ich wies sie daher ab, indem ich ihnen sagte: das Geschäft, weßwegen ich gekommen, hätte Eile, und ich wollte sie hören, wenn ich zurückkäme.

Als ich in die Gemächer meiner Kranken trat, fand ich die Vorzimmer leer, und obgleich ich mehreremale laut

genug hustete, daß man mich hätte darin hören können, so kam doch Niemand heraus. Ich wollte mich eben wieder entfernen, als ich des Aga Jewahs Pantoffeln bemerkte, und folglich schloß, daß er im Hause seyn müsse. Ich rief also auf's Neue, und da mir noch immer Niemand antwortete, so fürchtete ich, daß irgend ein Unglück sich begeben. Dieß erregte meine Besorgniß und Neugierde zugleich. Ich rief lauter als zuvor, und jezt erschien Aga Jewah mit einem traurigen Gesichte, und sagte mir, seine Gebieterin habe den ganzen Morgen geweint. Ich trat schweigend in's Zimmer, wo ich mehrere Frauen fand, die sich bey meinem Eintritt schnell verschleyerten. Ihre Gesichter verriethen Trauer, und eine alte Frau, welche allein saß und weinte, suchte bey meinem Eintritt ihren Jammer zu verbergen. Sie stand langsam auf, und gab mir zu verstehen, mich bey ihr niederzusetzen. Sie trug keinen Schleyer, und aus ihrer Kleidung schloß ich, daß sie eine Armenierin wäre. Sie war ungefähr sechzig Jahre alt. Ihr Gesicht trug die Runzeln des Alters, und vielleicht der Sorge; aber ihr Auge war groß und klar, und ihr Wesen hatte etwas Stolzeres an sich, als man bey ihrem Volke zu sehen pflegt. Ihre Haltung war feyerlich, ruhig und gesezt, und sie schien denjenigen, welche sie umgaben, eben so fremd, als ich es war, der sie nie vorher gesehen. Ich redete sie auf Türkisch an, und ihre Antwort zeigte, daß sie mit den höflichsten Ausdrücken in dieser Sprache vertraut war. Ich fragte nach Meiram, und sie zeigte nach dem Bette, auf welchem ich sie das Erstemal in ihrer ganzen Schönheit gesehen hatte, und Anfangs sah ich nichts; als ich aber näher hinblickte, bemerkte ich, daß eine Person unter der Decke lag, welche wie im Fieberfrost zitterte. Ich hob die Decke auf, und erblickte Meiram in Thränen schwimmend. Ihr Haar war aufgelöst und in Unordnung, und bedeckte zum Theil ihr blasses Gesicht. Ihre Augen waren roth vom Weinen, und sie hatte ein verwirrtes und wildes Ansehen, welches mich erschreckte. Sie blickte erschrocken in die Höhe, und brach, als sie mich erkannte, auf's Neue in Thränen aus. Die Alte sah mich während dieser Zeit unverwandt an, und als ich die Decke wieder fallen ließ, sagte sie auf Türkisch zu mir: „Kannst du, ein Perser, für eine Armenierin weinen? Wenn du das kannst, so erhalte dich Gott! du bist nicht wie dein Volk.“ Dieß sagte sie mit einem so eigenen Tone und einer Art, die mich erschütterte, und mir ganz bange machte; denn es ist wohl bekannt, daß viele Armenierinnen übernatürliche Kräfte anzuwenden wissen. Als ich sie aber wieder ansah, und bemerkte, daß sie ihre zu schnell fließenden Thränen zu verbergen suchte, so fühlte ich mich beruhigt, denn sie konnte kein böses Weib seyn. Die andern Weiber saßen da, mit den Ellbogen auf den Knien, die Wangen auf den Händen, mit ernstruhigen Blicken, welche wenig von Trauer verkündigten, besonders da sie unter einander über ganz fremde Gegenstände flüsterten. Ich gab ihnen zu verstehen, daß ich mit meiner Kranken allein zu seyn wünschte, und sie entfernten sich mit störrischem Gemurmel. Die alte Armenierin merkte nicht auf ihre Entfernung, und ich ließ sie bleiben. Ich hob jezt die Decke auf's Neue auf, und bat Meiram, sich aufzurichten. Sie that es, aber zu gleicher Zeit bedeckte sie sich das Gesicht und schluchzte laut. Ich flehte sie, mir zu erzählen, was vorgefallen, und was ihren Kummer so sehr vermehren konnte, mit dem Versprechen, ihr beyzustehen, wenn es nur irgend in meiner Macht stünde; und endlich erfuhr ich Folgendes.

(Die Fortsetzung folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

V.

Du hast es sicher schon gemerkt, mein Freund,
Dir — das weiß ich —
Braucht' ich es nicht zu entdecken;
Aber ich will es dennoch
Selbst und laut eingestehn!
Denn, wahrlich, besser hätte der Gallier,
Als er dem Shakespear seinen Othello,
Besser hätten Andere gethan,
Als sie ihm Anderes mausten,
Wenn sie nicht wie, Voltaire,
Unsern den Diebstahl verschwiegen,
Wenn sie ihn fein eingestanden hätten. —
Durch fremden Schaden klug,
Verhehl' ich es nicht,
Und weil ich aufrichtigen Gemüthes bin,
Sprech' ich es aus,
Daß ich Dich bestohlen, mein Freund! —
Wie auf dem großen Platze Navona
Jener ruhmredige Gauner,
Und wie jener Bettler,
Der eigennützig Dich hochbelobte,
So auch, Deine Reisegedichte preisend,
Hab' ich aus reichem Schatze Deiner Kunst
Einige Münze Dir entlockt,
Mir einiges Kupfer erzwungen,
Und stolzire in diesen Zeilen einher
Mit fremden, mit Deinen Federn geschmückt.
Unüberwindlich ist das Gelüst . . . .
(Sich und Andere täuschend,

Nennt man es auch begeistert seyn,
Erregt, befruchtet von einem Kunstwerk!)
Unüberwindlich ist das Gelüst,
Auch solche liebliche Reisebildchen,
Solch schön staffirte Landschaftsgemäldchen,
Abenteuer, idyllisch und spaßhaft,
In mein Tagebuch einzuzeichnen. —
Aber, ach! das Gelüst,
Das anempfindende Kind der Armuth,
Was bringt es zu Stande? —
Wohin verirrt sich mein Blick?
Weh mir! Ich sehe
Den langweilig-, glatt- und tod-
Und weit- und breit-sich-ausdehnenden
Wasserspiegel verkehrter Kopieen.
Sie stieren mich an,
Selbst-gefällig grinsend;
Und schon, entsunken der Hand,
Liegt mein Griffel
Auf dem flachen Sandgrund des todten Wassers.

Ein abgerichteter Seehund.

Ich hatte Gelegenheit (meldet Herr Fr. Cuvier in der neuesten ein-und-vierzigsten Lieferung seiner großen und schönen Naturgeschichte der Säugethiere) einen gemeinen Seehund (Phoca vitulina, Robbe) zu beobachten, der eine eigenthümliche Erziehung erhalten hatte, und durch den Erfolg derselben einen hohen Grad von Geistesfähigkeit zu Tage legte. Er gehörte einem wandernden Thierhalter an, der, um die Neugierde des Publikums zu befriedigen, das Thier zu besondern Kunstfertigkeiten abzurichten, und seinem Willen gehorsam zu machen wußte. Wirklich vollzog dasselbe pünktlich die Befehle, die sein Gebieter ihm mit lauter Stimme ertheilte. Es ward ihm befohlen, auf den Hinterfüßen sich aufzurichten, einen Stock zwischen den Vorderfüßen zu halten und Schildwache zu stehen, auf die rechte oder auf die linke Seite sich niederzulegen, sich um und um zu wälzen, die eine oder die andere Pfote darzubieten, seine Schnauze dem Gesicht seines Gebieters zu nähern oder ihn zu umarmen; und augenblicklich fügte sich das Thier jedesmal dem Willen dessen, der ihm befahl, der es dazu abgerichtet hatte, und dem es ausnehmend zugethan schien. Eine solche Uebereinstimmung zwischen einem Zeichen und den mitunter verwickelten Handlungen mußte billig Erstaunen verursachen bey einem Thier, das von denen, die in unserer Gesellschaft leben und uns Dienste leisten, so abweichend und verschieden ist. Inzwischen war dieselbe doch nur auf einfacher Ideenverbindung gegründet, die aus mehr oder weniger andauernder Wiederholung der nämlichen Zeichen und der nämlichen Bewegungen hervorging. Mittelst dieses Verfahrens allein nur mag man jene Erscheinungen der Erziehung von Thieren bewirken, die so großes Erstaunen erregen und auf die man Aehnlichkeiten mit dem Menschen gründen möchte. Zur Erreichung jener wundervollen Resultate bedarf es lediglich ausharrender Geduld. Sobald ein Thier sattsam zahm gemacht ist, um ruhig zu bleiben, oder vielmehr um Vertrauen zu behalten, in welche Stellung und Lage man es bringen, oder welche Bewegungen man von ihm heischen mag, so bedarf es alsdann einzig nur die gleiche Handlung nebst dem Zeichen, worauf dieselbe jedesmal geschehen soll, vielfältig zu wiederholen, um nach kürzerer oder längerer Zeit des Erfolges sicher zu seyn, daß nämlich der Wahrnehmung des Zeichens die Handlung, welche es bedeutet, unmittelbar folge. Dieß Zeichen aber kann eine Bewegung mit der Hand, ein Ton der Stimme, oder jedes andere Verhältniß seyn; es kann dasselbe selbst also gewählt oder berechnet werden, daß es nur vom Thiere wahrgenommen, dem Zuschauer hingegen unbemerkt bleibt. In diesem Falle scheinen die Thiere aus eignem Antriebe zu handeln und das Erstaunen geht in Bewunderung über. So mag das Urtheil täuschen und irre führen, wenn es sich nur an Erscheinungen hält und nicht von der Natur der Sachen ausgeht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 14. August.

Was halten Sie von dem steinernen Manne*)? ist eine Frage, die man in müßigen Augenblicken ziemlich häufig hört: je nun, der steinerne Mann erregt ein bischen Lärm in der Welt, und die Meinungen über ihn sind getheilt. Ich brauche blos zu erinnern, daß vor einigen Monaten das Gerücht ging, man habe in den Felsen des Fontainebleauer Waldes einen versteinerten Mann auf einem nur noch halb vorhandenen, ebenfalls versteinerten Pferde gefunden. Die Nachricht lautet sonderbar; indessen manches Sonderbare ist doch wahr; glaubwürdige Leute bestätigten die Thatsache; man wurde neugierig, der steinerne Mann mit seinem Stücke Pferdes wurde von einem Spekulanten nach Paris gebracht und für Geld zur Schau gestellt; ein Chemiker, Namens Barruel, nahm Stücke von dem steinernen Manne und dem steinernen Pferde, zerlegte beydes, und fand Kalkphosphat, also Knochensubstanz darin; nun wurde die Sache erst wichtig; denn hier war der achte Scheuchzerische Homo diluvii testis, da der erste nur eine Eidechse oder so etwas gewesen war: ein Arzt, der eine wenig bekannte Zeitung „Hygie" schreibt, gestand, er habe bisher nie glauben wollen, es gäbe antidiluvianische oder vorsündfluthliche Menschen; aber hier sey einer, er zweifle nun nicht mehr an der Sache. Die Leute, welche für ihr Geld den steinharten Mann bezahlten, waren auch sehr geneigt es zu glauben. Seht! sagte man ihnen, hier ist der Kopf des Reiters aus der Vorwelt, und sie sahen den

*) S. Morgenblatt Nr. 147, in welchem die erste Nachricht von demselben gegeben wurde.

Kopf; dieß ist sein Rumpf, und sie sahen den Rumpf; dieß ist ein Theil des Pferdes, und sie sahen das Pferdfragment. Aber warum schweigt denn die Akademie der Wissenschaften? sollten die Akademiker etwa so verstockt seyn, um die handgreifliche Wahrheit leugnen zu wollen? Die Akademie mußte sich also regen und etwas thun. Es wurden nun wiederum Stücke von dem steinernen Mann genommen und chemisch zersezt. Allein aus der akademischen Zersezung wollte kein Kalkphosphat hervorgehen, also keine Knochenzeugniß, mithin kein Menschenrest. Damit war die Sache für die Gelehrten abgethan. Das Volk aber bewundert noch immer für sein Geld den steinernen Gast, und zu diesem Volke gehören Leute aus allen Ständen. Etwas aus dem Resultat der von den Akademikern angestellten chemischen Zersezung könnte es jedoch in seinem Irrthum bestätigen. Man hat nämlich wirklich eine thierische Substanz in der Versteinerung gefunden, die aber abnimmt, je tiefer man in die Versteinerung hineindringt. Diesen Umstand erklärt man so, als ob sich in uralter Zeit Thiere in jene Felsen zurückgezogen haben und ihre Ueberreste mit dem Sandsteine vereinigt worden sind. Die Menschengestalt ist blos zufällig, und überhaupt sind sonderbare Gestalten in dem Sandsteinfelsen des Fontainebleauer Waldes nichts Seltenes. Ein Hr. Huot hat gute Bemerkungen unter dem Titel Notice geologique sur le pretendu fossile humain herausgegeben, um das Publikum aufzuklären. Manche werden aber gar nicht aufgeklärt werden wollen. Auch hat der gute Erfolg der oben angezeigten Spekulation zu ähnlichen aufgemuntert. Schon an drei oder vier Orten in Frankreich hat man seit 14 Tagen steinerne Thiere und Gewächse ausgegraben. Ein Journal meldet daher, man habe irgendwo einen ganzen steinernen Hund aufgefunden; allein bei näherer Besichtigung habe man sich doch davon überzeugt, daß es nichts weiter sey, als der ehemalige Schooßhund der Frau Marquisin im benachbarten Schlosse, die nach dem Ableben ihres Lieblings denselben habe in Stein aushauen lassen, welches Gelübde dann nach dem Tode der Gebieterin vernachlässigt und in die Erde gerathen sey." Es sollte mich nicht wundern, wenn auch bald ein schlauer Kopf mit dem Meisel einen steinernen Menschen für die Pariser Neugierde zurecht arbeitete, und ihn dann bald in die Erde vergrübe, um ihn sogleich hernach als einen Zeitgenossen Nemrods wieder hervorzuziehen. D 4.

Wien, vom Juli.

(Beschluß.)

Das Theater an der Wien versucht alles Mögliche, um sich aufrecht zu erhalten, dennoch stand es nie auf schwächern Füßen als eben jezt. Man sezt alle Ritter- und Spektakelstücke wieder in die Scene – Klara von Hoheneichen, den Alten überall und niegends, Abällino – man studirt alte Opern wieder ein, obgleich kein eigentliches Opernpersonal vorhanden ist – einige Sänger wohl – es kommen Balletchen und Pantomimen zum Vorschein; das frommt aber nicht, und wenn der Quell des Paktolus nicht von oben herab in die Kasse strömt, gleich dem Regen der Danae, so werden ihn die dramatischen Musen schwerlich aus dem Felsen locken. Eine Neuigkeit war: Der Schacht zu Abdorn, Schauspiel mit Gesang und Tänzen. Eigentlich ein Melodram. Bergmanns-Aufzüge, Märsche und Ceremonien geben etwas Augenweide; dergleichen macht sich gut auf dieser Bühne, und wird gut gegeben. Die Musik ist besser, als das Stück; übrigens ist nichts aus diesem Schacht zu holen; Verstand, Herz und Phantasie finden keine Ausbeute. Ein heimtückischer Schichtmeister kämpft mit einem Bürger, seines hübschen Weibes wegen, das der Schelm verführen wollte. Der Ehemann unterliegt, und wird in einen tiefen Schacht hinabgestürzt. Ein alter Bergschreiber hat ungesehen dieß mit angesehen, wagt jedoch nicht, persönlich als Zenge aufzutreten. Bey Gelegenheit einer Feyerlichkeit findet m... in einem großen Buch ein beschriebenes Blatt, worauf die That angezeigt ist. Als sich der Thäter vor Gericht stellt, und man ihm die Schrift vorlegen will, zeigt sich statt des erstern nur ein unbeschriebenes Blatt. Nach langem Suchen und Jammern, entdeckt man den Vermißten in der Tiefe, zugleich einen, dem Schichtmeister während des Kampfes, entrissenen Knopf. Nun erfährt man auch, daß der Zeuge die Schrift verwechselt hat, weil ihn die Furcht vor Blutschuld bald nachher ergriff. Der Bösewicht erhält seinen Lohn, der Verlorne kömmt davon. Es sind zwey Herren als Verfasser dieses Drama's genannt. Ich habe sie bereits vergessen und den Komödienzettel nicht mehr bey der Hand. Sie können nichts dabey verlieren. Die Musik ist von dem Kapellmeister des Theaters, Hrn. Roser. – Eine Kleinigkeit: Der Temperamentsfehler, ist nicht der Rede werth. Ein junger Mensch, der immer aufbraußt und seiner Geliebten Vorwürfe macht, am Ende zwar nicht von seinem Fehler radikal kurirt wird, aber doch ihre Hand erhält, weil er Gutes thut, und obendrein seine Mutter und Schwester wiederfindet. Ich wäre begierig zu wissen, ob jemand dieß Stückchen Arbeit loben könnte, diejenigen etwa ausgenommen, der nur zu oft das ganz Mißlungene erheben, um mit einem Schein von Unpartheylichkeit das Bessere herabzuwürdigen. Daß Alles zusammengestoppelt ist, möchte noch hingehen; daß aber auch Alles so trivial ist, Handlung, Dialog und Komik – wenn diese Art von Komik anders so genannt werden kann – läßt sich in diesem Fall nicht entschuldigen. Der Name des Verfassers kann vor der Hand wenig interessiren. Er selbst ist übrigens weder hier noch von hier.

Auf dem Hoftheater an der Burg ist seit der Wiedereröffnung nach den Ferien bis jezt nur ein kleines Stück in einem Akt gegeben worden: Der Räuber, nach einem französischen Vaudeville, von Th. Hell. Es gefiel nicht. Die Scenen ausgenommen, wo der Anfangs versteckte Liebhaber mit der Tante des Mädchens zusammentrifft und für einen Räuber gilt, konnte nichts die Aufmerksamkeit fesseln. Die Alexandriner verdienen Auszeichnung, auch ist der Dialog im Allgemeinen recht lebendig. Ein Schauspieler vom Theater an der Wien, Hr. Fichtner, ist für das Fach junger Liebhaber gewonnen worden. Er hat gute Anlagen, und das Fach war bisher schwächer als die übrigen besezt, auch seit Unzelmanns Abgang das Rollenfach der muntern, jungen Bursche neuerdings erledigt. Bald werden wir eine Ourika auf dieser Bühne sehen, und zugleich ein anderes französisches Produkt: der Kuß durch Anweisung, von dem ich im Voraus sagen darf, daß es allerliebst ist, und das ich den Direktionen empfehlen kann.

Von den kleinern Vorstadt-Theatern erhält sich das in der Leopoldstadt immer gut; das in der Josephstadt macht diesen Sommer schlechte Geschäfte. In demselben Fall befinden sich die Unternehmer und Gastgeber im Prater. Sie klagen über Wasser! Was sollen erst die Gäste thun, die von der seltenen Erscheinung eines heitern Tages sich hinunter locken lassen? – doch war am Tage aller Annen, dem gefeyertsten Namensfeste zweyten Ranges, die Witterung günstig genug, daß ein Feuerwerk zu Ehren der vielen schönen Annen und Nannetten abgebrannt werden konnte. Auch auf einigen Theatern wurde durch angemessene Stücke dieser Tag gefeyert.

Berichtigung.

In einigen Abdrücken der gestrigen Nummer ist im Motto aus Versehen künstliche statt köstliche gedruckt worden.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 223.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. September 1824.

Schweigt, ihr muntern Nachtigallen;
Unsre Frühlingszeit ist aus!

Friedrich Rochlitz.

Ornithologische Anekdoten.
(Fortsetzung.)

4.

In den ersten Tagen des Herbstmonats ziehen die Nachtigallen, und die Fliegenfänger kehren aus nördlichen Gegenden zurück. Um die Mitte des Monats langen die Sing- und Weindrosseln an, jedoch noch nicht zahlreich, bis der erste Schnee die niedern Berge der Alpen und des Jura deckt. Dann fallen die Singdrosseln, die in den Alpenwäldern genistet haben, in großen Schaaren auf die Ebene, und mit ihnen vereinigen sich diejenigen, welche aus nördlichen Gegenden kommen. Nichts ist regelmäßiger, als das tägliche Leben dieser Drosseln. Mit Sonnenaufgang verlassen sie die Wälder, um sich bis Mittags in den Reben aufzuhalten; dann ziehen sie wieder nach dem Gehölz, wo sie zwey Stunden verweilen, hernach abermals in die Reben zurückkehren, welche sie erst nach Sonnenuntergang wieder verlassen. Gegen die Mitte des Septembers kommen auch die Wachteln wieder von den Bergen in die Ebene herab, während diejenigen, die in nördliche Länder gezogen waren, zurückkehren, um sich nach wärmern Gegenden zu verfügen. Diese reisen immer während der Nacht.

Unterdessen reifen die Beeren im Gesträuche und in den Hecken; die Amseln verlassen das Gehölze und finden sich schaarenweise um die Zäune und Büsche ein, wo es dann auch von Grasmücken und andern Sängern wimmelt, die sich jezt von Brombeeren, Maulbeeren und Kornelkirschen nähren.

Einige Tage nach den Wachteln ziehen die Staare in großen Schaaren nach den Gehölzen, während die Wachtelkönige die niedrigen Gesträuche besuchen. Durch die Erscheinung dieser nordischen Ankömmlinge gleichsam erinnert, schicken sich diejenigen Vögel der gleichen Arten, welche den Sommer über bey uns geblieben sind, an, mit jenen nach Süden zu reisen. Eben so sieht man die Rauch- und Hausschwalben um diese Zeit ihren Rückzug beginnen, vereinigt mit den aus Norden rückkehrenden Ankömmlingen ihrer Arten. Ihr Zug dauert ungefähr einen Monat. Während dieser Zeit sieht man Morgens und Abends die Schwalben sich in Menge um den Wipfel irgend eines hohen Baumes versammeln, und unter fortwährendem Geschrey um seine Aeste fliegen. Auch bemerkt man andere beträchtliche Schaaren, die von Norden nach Süden ziehen, ohne sich aufzuhalten. Die kleinen Sänger reisen des Nachts, man möchte sagen, sie schleichen sich fort von Gebüsch zu Gebüsch, um ihren Feinden zu entgehen.

Im Oktober endigen sich diese Züge. Gegen den 10ten sind alle Haus- und Rauchschwalben und die verschiedenen Sylvien fort. Gegen den 15ten haben uns die lezten Wachteln und die lezten Staare verlassen, einige Tage später erblickt man auch keinen Wachtelkönig mehr. Dann sieht man die Sperber in Truppen von zwölf bis fünfzehn mit einander nach wärmern Himmelsstrichen ziehen. Auch kommen in der Mitte dieses Monats Flüge der Schlag-,

Holz- und Turteltauben aus den Alpenwäldern, wo sie genistet haben, durch den Schnee vertrieben, in die Ebene; aber nach wenigen Tagen verlassen sie dieselbe mit den Individuen ihrer Arten, die gleichzeitig von Norden hergekommen sind, um in südlichere Länder zu ziehen. Zu gleicher Zeit beginnt der Zug der Waldschnepfen nach Süden, der gewöhnlich bis zum 25sten November dauert. Die Wiesen sind dann mit weidenden Kühen bedeckt, zwischen deren Füßen die gelben Bachstelzen furchtlos herumlaufen.

Die Sing- und Weindrosseln, die nach der Weinlese sich mit Wachholder- und andern Beeren nähren, ziehen nun auch bald ab, und werden durch die Wachholder- und Mistel-Drossel ersezt; diese beyden Drosselarten sind wilder als jene, und bringen den Winter im Lande zu. Im Spätherbst sieht man zuweilen auch ganze Legionen Krähen von Norden nach Süden ziehen, die oft einen ununterbrochenen Zug von einem Punkte des Horizonts bis zu dem entgegengesezten bilden. Ein solcher Zug gleicht dem einer Armee; sie scheinen dabey in besondere Korps abgetheilt zu seyn, welche sämmtlich der allgemeinen Bewegung folgen, wobey sie die Lüfte mit ihrem wiederholten Gekrächz erfüllen. Erhebt sich irgendwo in einer Wiese ein einzelner hoher Baum, so nimmt der Vortrab des Zuges seinen Sitz auf den entblätterten Aesten, und kündet durch sein Geschrey an, daß er einen Ruheplaz gefunden: worauf die übrige Schaar sich ungesäumt eben dahin begibt. Da aber der einzige Baum nicht alle diese Vögel fassen mag, so setzen sich viele auf die Erde und suchen Schnecken und Würmer für ihre Nahrung. Doch nicht lange, so wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben; augenblicklich erhebt sich die ganze Schaar mit lautem Geschrey, und in Kurzem ist sie dem Auge entschwunden. Dohlen und Nebelkrähen befinden sich bisweilen auch unter den andern Krähenarten.

(Der Beschluß folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

VI.

Der Griffel entsank mir,
Aber die Feder —
Wer ist konsequent hienieden? —
Die Feder ergreif' ich wieder in gleicher,
So eben selbst mißbilligter Absicht. —
Hab' ich Dir früher eingestanden,
Daß ich dem treibenden Drange,
Dem wir die edle Schauspielkunst,
Und vielleicht auch
Anderer Künste Beginn verdanken,
Daß ich diesem menschlichen Trieb
Unserer allgemeinen Affennatur
Nicht widerstehn kann;
So laß mich jezt, des Anstands halber,
Und Menschenwürde bedenkend,
Das Kind bey'm falschen Namen nennen,
Laß es Entzückung mich heißen! —
Ja, die Entzückung ist es,
Die ich bey Deinen Reisebildchen empfand,
Sie reicht, als Musa maskirt,
Sinnbildlich mir den Pinsel dar,
In Morgengluth der Hoffnung getaucht,
Und flüstert verführerisch:
Mal' auch solche Bildchen!
Du bist ja auch auf der Reise! —
Und seufzend erwiedr' ich: Ja!
Doch nicht im Garten Europa's,
Nicht in Italien,
Nicht in dem Tempel der Kunst,
In den heiligen Mauern der ewigen Roma!
Um so besser, du Glücklicher!
Ruft pathetisch die Muse,
So kannst du vaterländisch,
Als patriotischer Künstler dich zeigen!
Laß Rom Rom seyn,
Italien Italien,
Brandenburg male!
Singe Berlin!
Unsterblichen Nachruhm so dir erwerbend. — —
Und also sprechend entschwindet die Hohe
In staubaufwirbelnden Wolken;
Und nur aus weiter Ferne noch hör' ich
Das leise Geläute der Schellen,
Die, in das Goldhaar geflochten,
Das Haupt ihr umkrönten.

Persischer Apolog.

(Aus Sadi's Rosenthal.)

Einer der Dichter trat vor einen Räuberanführer und machte ihm seine Ehrenbezeigung; dieser aber gab den Befehl, ihm seine Kleider auszuziehen, und aus seinem Gehöft ihn auf die Straße hinauszustoßen.

Sofort fallen ihn Hunde im Rücken an; der Verfolgte will einen Stein von dem Boden aufheben, findet aber den Boden ganz (von Eis) überhärtet, und vermochte es nicht. Jezt rief er aus: „O die allernichts-

würdigsten Menschen da! Die Hunde haben sie losgemacht, die Steine aber angebunden*)!"

Der Räuberanführer, als er diese Rede vom Fenster oben herab gehört, rief: „Nun, o du Weiser, bitte dir etwas aus von mir!" — Dieser erwiederte: „Nur meine Kleider verlange ich, wenn du je Befehl geben willst, mir etwas Gutes zu thun.

„Mensch sich vom Menschen hoffend gern des Guten freut:
„Nichts hoff' ich dein des Guten; — einzig nur kein Leid! —
„Von deiner Wohlthat scheid' ich dann mit Freud'**)!"

Der Räuberanführer erbarmte sich des Mannes, ließ ihm sein Gewand zurückgeben, und einen Pelzrock noch überdieß schenkte er ihm, zugleich auch einige Drachmen Silbers.

Ez.

---

*) Eine den Orientalen und Sadi besonders gewöhnliche Paronomasie ist: seken (Hunde) und senkra (Steine) mußte hier unübersezt bleiben.

**) Diese lezte von den drey der Prose im Original eingeflochtenen Hemistichien reimt sich, wie es oft der Fall ist, im Persischen nicht. Da indeß der Reim im Deutschen sich von selbst anbot, zog man ihn vor.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 18. August.

Das Königsstädtische Theater fährt fort, sich in der Gunst des Publikums zu erhalten; es ist immer voll, oft überfüllt, während die Einnahmen des großen Theaters kränkeln. — Woran mag das liegen; ist es etwa der Reiz der Neuheit, der so anzieht? — Zum Theil. — Also gibt es noch andere Ursachen; ist die Wahl der Stücke dort eine bessere? — Keineswegs! hinsichtlich des Lustspiels, Mittelgut dort wie hier, Seichtes und Abgedroschenes sogar, wie es auch nicht anders möglich ist, denn man wird doch wohl von der neuen Direktion nicht mehr verlangen als vom Kaiser, der ja, wie bekannt, da wo nichts ist, sein Recht verloren hat. Ein Columbus selbst würde auf dem Ocean der deutschen Poesie keinen neuen Lustspieldichter entdecken, die jungen Trauerspieldichter ausgenommen, deren Farcen aber das Königsstädtische Theater nicht darstellen darf. — So ist die Oper dort wohl besser? — Nichts weniger! Die aus Haydnschen Musikstücken zusammengesezte Ochsenmenuett ist wohl schwerlich eine Oper zu nennen, und von Bedeutung haben wir außerdem nur noch die heimliche Ehe von Cimarosa gesehen; und obgleich sie dreymal bey überfülltem Hause gegeben wurde, so mußten doch mehrere Gesangstücke, des schwachen Personals wegen, ausgelassen werden, und tadellos war nur das Orchester, vortrefflich nur Hr. Spitzeder, ein Bassist und zugleich Schauspieler, wie ihn das große Theater nicht aufzuweisen hat, dessen sonstiges Opernpersonal wohl eines der besten und größten in Deutschland ist. Nichts verderblicher könnte das Königsstädtische Theater thun, und es würde seine Kräfte gänzlich aufreiben, wenn es sich in Darstellungen der Oper mit der königlichen Bühne messen wollte. — Nun so ist das Personal des Lustspiels dort wohl besser? — Da steht die Wage so ziemlich ein. Hr. Devrient, der allein ein Duzend guter Komiker aufwiegen könnte, ist leider nicht mehr Er selbst. Ein Wolff und eine Stich sind freylich nicht auf dem Alexanderplatz zu finden; denn soll ja nicht die feine Komödie — die überhaupt kein deutsches Nationalprodukt seyn dürfte — auf diesem entstehenden Volkstheater gegeben werden. Daß Hr. Schmelka allein die HH. Blum, Gern, Wauer und Rüthling aufwiege, wollen wir nicht sagen; allein wenn wir als Nebengewichte das frische und lebendige, das anmuthige und launige, das natürliche und beflissene Spiel von vier oder fünf sehr lieblichen jungen Damen auf die Wage legen, so möchte diese so ziemlich inne stehen; denn die weiblichen Nebenrollen des Lustspiels werden auf der großen Bühne mit so herzbinmlich-apathischer Negativität gespielt, daß sie auf die fröhliche Stimmung des Zuschauers wie Minus wirken. Ein Lustspiel aber, das nicht in allen seinen Theilen ineinander greift und rasch und lebendig dargestellt wird, würde eine Tragödie seyn, wenn alles Traurige tragisch wäre. — So ist es also das Gesammtspiel, was das Publikum nach dem Alexanderplatz lockt? — Auch das nicht! Denn wie sollte wohl eine neue Truppe, die sich eben erst aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands zusammengefunden hat, in so kurzer Zeit, selbst bey dem größten Fleiße, so eingeübt seyn, als es die Mitglieder einer so alten reichen Bühne sind, gesezt diese hielten auch nicht so viel auf Memoriren und Proben, wie sie wohl sollten? Nein! von einem Sich-Messen, oder auch nur von einem Vergleiche der künstlerischen Kräfte beyder Bühnen kann gar die Rede nicht seyn — Nun, und wenn es der Reiz der Neuheit nicht allein ist, aus welcher Ursache sonst drängt das Publikum nach dem Königsstädtischen Theater? — Aus einem dunkeln Gefühl, dessen es sich deutlicher bewußt werden wird. Es ist ihm nämlich nach und nach, unmerklicherweise (und Ifflands Lust, den Minister auch außerhalb der Bühne zu spielen, gab hiezu den ersten Impuls), sein Theater abhanden gekommen; das Publikums Theater, von dem es zwar zu höherer Kunstansicht gebildet wurde, auf das es aber auch einen heilsam-pädagogischen Einfluß ausübte. Diese Wechselwirkung, die der einzige und wahre Lebensquell aller mimischen Kunst ist, wurde, durch immer größere Beschränkung, fast vernichtet. Ein Verein der freyen Künste wurde zu einer obersten Staatsbehörde, und nicht nur die Angestellten, vom Rendanten bis zum Thürschließer hinab, sondern auch die Künstler wurden zu Staatsbeamten erhoben. Jezt waren eine Unzahl von Rücksichten zu nehmen, eine Unzahl von Rücksichten zu fordern. Die Zeichen des Mißfalls, den ein Schauspieler erregte, wurden verboten; nur nach dreymaliger Aufführung durfte eine Vorstellung in den öffentlichen Blättern rezensirt werden, und selbst dann nur mit jener umsichtigen Zurückhaltung, die eine Staatsanstalt mit allem Rechte zu fordern befugt ist. Ganze Tafeln voll Verordnungen wurden in den Gängen der beyden Häuser angeschlagen und hatten die Kraft und die Folgen der Staatsgeseze. Es wäre eben so vermessen als unnütz gewesen, irgend eine dem Publikum lästige Einrichtung zu rügen; denn es war ja eine hohe Behörde, die diese Einrichtung traf, und der Einzelne wie das Publikum mußten sich als Unterthanen dieser Behörde ansehen, an deren Weisheit öffentlich zu zweifeln, ein Eingriff in ihre Ehrenrechte gewesen wäre. Kurz die Pulsader alles Kunstlebens ward von Iffland durchschnitten, und an eine wohlthätige Wechselwirkung zwischen Publikum und Bühne war nicht mehr zu denken. Wer sich aus jener Zeit des Ausweisens einer gewissen Dlle. Herbst und dessen Folgen noch entsinnt,

wird uns verpflichten und daraus abnehmen können, wie weit der ministerielle Theaterdirektor, bey längerm Leben, auf diesem Pfade noch fortgeschritten wäre. Zur Steuer der Wahrheit sey es gesagt, und zu Ehren des Hrn. Grafen von Brühl, daß dieser mit kunstliebender Umsicht so manche der frühern Beschränkungen theils aus dem Wege räumte, theils in Vergessenheit kommen ließ. Mit großem Geschick suchte er, während seiner zehnjährigen Amtsführung, alles nur Erdenkliche zu thun, um in dem Konflikt einer hohen Hof- und Prachtbühne mit dem Nationaltheater keines von Beyden leiden zu lassen. Daß die Aufgabe bey den einmal so gestalteten Dingen eine nicht zu lösende war, ist ihm, dem auch nicht Einer im Publikum weder Kunstverständigkeit noch Milde abspricht, nicht beyzumessen. Halte sich doch in allen Residenzstädten Deutschlands das Theater auf gleiche Weise gestaltet; fühlte man doch überall das Bedürfniß, neben der Hofbühne ein Volkstheater zu besitzen, und ging der milde König von Baiern hier nicht unserm gerechten Monarchen voran, indem er seinem München das Theater am Isarthor bewilligte? Dieses Bedürfniß, in seinem Theater unbeschränkt und behaglich, gewissermaßen häuslich zu seyn, das ist der Magnet, der das Publikum unbewußt nach dem Alexanderplatz zieht. — Wird dieser Magnet aber seine Kraft behalten? — Ja, so lange die Direktion des Königsstädtischen Theaters ihren Standpunkt nicht verläßt und ihres Verhältnisses zu dem Publikum eingedenk bleibt. Daß sie dieses, wenigstens jezt noch, kennt, beweiset ihre öffentliche Erklärung, einige gerügte Unbequemlichkeiten hinsichtlich der Sitze im Amphitheater und in den Logen nächst der Bühne abändern, auch längs den Wänden des Parterres Bänke anbringen zu wollen, damit die Stehenden nicht mehr die Zuschauer in den Parterrlogen belästigen. Möge die Direktion bey diesem löblichen Grundsatze, Rücksicht auf die ächte Stimme des Publikums zu nehmen, beharren. Möge sie aber auch nie ihren Standpunkt vergessen, nicht in kostspieligen Melodramen, nicht in größern komischen Opern, nicht im höheren Lustspiel mit der großen Bühne wetteifern, sondern sich auf die Burleske und auf das Singspiel beschränken, mit den Wiener komischen Produktionen, wie sie es bereits thut, beginnen, und von diesen aufsteigen zur Parodie, zur Humoristik, zum Grotesk-Phantastischen bis zum Maskenspiele vielleicht, das die neuere Komödie zu ihrem großen Nachtheile leider jezt entbehren muß, und zu welchem die HH. Schmelka und Spitzeder und die Damen Sutorius ein so eminentes Talent an den Tag legen. Wenn es dann einmal möglich seyn wird, nicht nur, wie die Direktion es bereits öffentlich sagte, einen Schwank von Hans Sachs, sondern auch eines der Tieck'schen Lustspiele, oder das Jahrmarktsfest von Goethe zu geben, so werden solche Darstellungen junge Dichtertalente erwecken, und dieses Theater dürfte dann zu einem eignen guten und ursprünglich deutschen Repertorium gelangen. — Und das große Theater wird untergehen? — Dieß kann nur die Kurzsichtigkeit befürchten. Ganz im Gegentheil, der Antheil, den man an der Kunst nimmt, wird durch die zwiefache Kunstanstalt verdoppelt werden, wie die Zahl der Reisenden bey guten Wegen und schnellen Posten sich mehrt. Es wird keinem der beyden Theater an Zuschauern fehlen, und das kleinere wird dem großen heilbringend werden; denn dieses leztere wird genöthigt seyn, mit dem frischeren Spiele einer neuen Truppe, die sich erst die Gunst der Menge erwerben will, zu wetteifern, es wird von seinem ungehörigen Ballast über Bord werfen müssen, um leichter zu segeln, es wird die unedeln Bestandtheile seines Repertoriums ausmerzen, sich höheren Anforderungen fügen, etwas mehr deutsch werden und überhaupt aus der Freyheit des Publikums, die anständigerweise sich nun auch dort wird äußern dürfen, jenen Nutzen ziehen, von dem man bis jezt als höchst überflüssig gar keine Notiz nahm. Einige der Darstellenden dürften aber auch wohl auf den Gedanken kommen, daß es für sie, außer ihrem Titel und ihrem lebenslänglichen Gehalte, noch eine Kunst und sogar ein Publikum gibt, dem man doch wenigstens so viel Rücksicht schuldig ist, daß man auswendig lerne. Bey dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, dem weiblichen Personale im Allgemeinen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es ist uns selten vorgekommen, daß eine Schauspielerin ihre Rolle nicht auf ein Und gewußt hätte; da hingegen die Männer, die immer und gehörig ihre Rolle wissen, zu den Ausnahmen gehören. Sollte es vielleicht daher kommen, daß die galanten Franzosen das Auswendiglernen „apprendre par cœur" nennen? Aber nein! das ist nicht wohl möglich; denn daß ein französischer Schauspieler nicht von dem Soufleur-Kasten wiche, oder nach jeden zehn Worten eine Verlegenheits-Pause von fünf Takten eintreten ließe, das ist eben so beyspiellos, als es gefährlich für ihn wäre. Eine strenge Kritik der bis jezt auf dem Königsstädtischen Theater gegebenen Stücke wäre ungerecht und störend; ungerecht, weil ein gutes und neues Repertorium eine unzugenügende Forderung ist; störend, weil sich diese Bühne ja aus dem Bedürfnisse und den Wünschen des Publikums, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, herausgestalten will, und also ein allzustrenges Kunsturtheil, wenn darauf Rücksicht genommen werden sollte, leicht die früher erwähnte heilsame Wechselwirkung stören und die Direktion zu voreiligen Sprüngen, hinsichtlich der Wahl ihrer Stücke, verleiten könnte. Aus dieser Ursache lassen wir uns die Abenteuer in der pohlnischen Schenke gefallen, obgleich wir dem russischen Originaldichter so viel Bescheidenheit zutrauen, daß er an die Verdeutschung seines Stückes nicht gedacht, dessen Aufführung in Berlin sich wohl nicht bevkommen ließ. Auch das Lustspiel in einem Aufzuge: „Alle sind verliebt, von Korntheuer, ist mit abgenuzten Fäden so locker und lose geschürzt, daß es bey der leisesten kritischen Berührung auseinander fallen würde. Doch gewährte der freyere Ton der Wiener Bürgermädchen, durch das Fremdartige und im Gegensatz des hergebrachten, unlustigen und platten Edelmuths bey bewußtvoller und daher oft liederlicher Naivität, einen eigenen Reiz. Die beyden Schwestern Sartorius gaben ihre Rollen mit munterer Lebendigkeit und einnehmender Anmuth. Hr. Spitzeder unterstüzte sie mit aller Kraft und Gewandtheit seines Spiels, und was dieses liebenswürdige Trio auch sagte oder that, es wurde selbst das Derbe durch Grazie gemildert. Wäre der alte Vater mit gleicher und dem Lustspiel unentbehrlicher Leichtigkeit dargestellt worden, so würde das Bildchen ohne alle Störung den angenehmsten Eindruck gemacht haben. — Der Schauspiel-Direktor, komische Oper in einem Aufzuge, von Mozart und Cimarosa. Große Namen! Die Musikstücke sind in den hiesigen zahlreichen musikalischen Cirkeln genugsam bekannt und beliebt. Die Aufführung auf dem Königstädter Theater dürfte sie nicht berühmter machen. Von neuen Mitgliedern der Oper sahen wir bey dieser Gelegenheit: Mad. Spitzeder und Dem. K. Eunike. Erstere hat Höhe und Geläufigkeit, und was ihr an Kraft der Stimme abgeht, ersezt ihr Gatte, so daß wir das nicht scheiden wollen, was der Himmel zusammengefügt hat. Dem. Eunike tritt in die Fußstapfen ihrer rühmlich bekannten Schwester. Wir wünschen ihr, daß sie auf der Chaussée (Kunststraße) bleiben möge. Von Anderem ein anderesmal.

Beylage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. September 1824.

Was weit davon geflogen
In herbstlich-trüber Zeit,
Sich über Meereswogen
Zum Süden hin zerstreut,
Das kommt nun Alles wieder
In neuem Frühling-Glück,
Und kehrt, voll Lust und Lieder,
Zur Heimath froh zurück.

Ulrich von Schlippenbach.

Ornithologische Anekdoten.

(Beschluß.)

5.

Am Ende des Winters sehen wir den See von einer Menge Enten verschiedener Arten, von Steißfüßern und Sägern bewohnt, welche auf demselben die kalte Jahrszeit zugebracht haben. Mit der Annäherung des Frühlings eilen diese Schwimmvögel, welche die Hitze scheuen, die Meere und Sümpfe des Nordens wieder zu erreichen, die sie im Herbst zu verlassen genöthigt waren. Gleichzeitig aber sehen wir Vögel der gleichen oder anderer Art durchziehen, die den Winter auf südlichern Teichen oder Sümpfen, oder an den Küsten des mittelländischen Meeres zugebracht hatten. Zu Ende Aprils und Anfang Mai's sieht man über dem See eine Menge Seeschwalben herumfliegen. Es sind besonders zwey Arten, welche unsern See besuchen. Zuerst langt die rothfüßige Meerschwalbe (Sterna hirundo) an. Sie erscheint nie sehr zahlreich, und ihr Durchzug dauert nicht lange. Die schwarzgraue Meerschwalbe (S. nigra) erscheint gegen den 6ten Mai, und alsdann in ihrem vollkommenen schwarzen Frühlingskleide. Sie ist bey weitem häufiger, und oft sieht man Schaaren von mehrern Hunderten mit einander auf dem See. Einige dieser Meerschwalben nisten auf dem Sande an der Mündung der Drance zwischen Thonon und Evian, auf den kleinen Inseln, welche dieser Bach dort bildet. Die andern bringen den Sommer in nördlichen Ländern zu.

Die Meven sind ebenfalls sehr häufig auf unserm See. Es sind zwey Arten, die regelmäßig bey uns erscheinen, nämlich die graue Meve (Larus canus), die sich vornehmlich im Herbst und im Winter einfindet, und die Lachmeve (Larus ridibundus), die sehr häufig ist, und sich zu allen Jahrszeiten sehen läßt, die Brütezeit ausgenommen. Gegen den 10ten Julius langen gewöhnlich ziemlich beträchtliche Schaaren auf dem See an, die aus Alten beyderley Geschlechts im Herbstkleide, und aus Jungen vom Jahre bestehen. Während heftiger Nord-Ost-Winde verlassen diese Meven den See, und sammeln sich auf der Rhone bey den Schanzen der Stadt. Sie fliegen selbst in die Stadt. Wenn sie im Winter zahlreicher bey uns sind, so ist es, weil zu dieser Jahrszeit noch viele aus dem Norden kommen, um in unsern Gegenden zu überwintern.

Vornehmlich bedeckt sich bey der Annäherung des Winters der See mit Schwimmvögeln mancher Art, und während das trockne Land sich nach und nach von seinen gefiederten Bewohnern entvölkert, wird das Wasser belebt durch eine Menge nordischer Vögel, die von der Kälte, welche im Norden alle Sümpfe, Seen und das Meer selbst mit Eis bedeckt, vertrieben, einen mildern Himmel und Gewässer aufsuchen, die auch in den strengsten Wintern nicht gefrieren. Zuerst sieht man in der Mitte Septembers Schaaren wilder Enten (Anas boschas) anlangen, zu welchen sich die wenigen Paare gesellen, die auf unsern Sümpfen gebrütet haben. Mit ihnen erscheinen die Tafelente und die Halbenten. Zu diesen kommen in der Mitte Okto-

ders neue Schaaren von Schell- und Reiher-Enten. So lange als die mit Wasser bedeckten Möser noch nicht gefroren sind, pflegen alle diese Enten sich des Nachts dahin zu begeben, um ihre Nahrung zu suchen. Mit Tages-Anbruch kommen sie auf den See, wo sie nicht Gefahr laufen, während des Schlafs, dem sie sich bey Tage überlassen, von einem unerwarteten Frost überrascht zu werden. Sind die Möser einmal gefroren, so verlassen die Enten den See nicht mehr. Sie halten sich in bedeutender Menge dicht zusammengedrängt und sind äußerst vorsichtig, so daß es schwer hält, sich ihnen auf Schußweite zu nähern.

Mit den Enten kommen die Säger, die gleichfalls in Schaaren leben, aber doch minder zahlreich sind. Die einzige Art derselben, welche hier in Menge angetroffen wird, ist der langschnäbliche Säger (Mergus serrator). Diese Art lebt in Polygamie, und in einer Schaar von Weibchen und Jungen sieht man nur Einen Mann. Diese Vögel, die in ihrem Betragen den Enten gleichen, sind lebhafter und munterer als diese. Man sieht sie stets untertauchen und auf dem Wasser spielen. Ihr schlechtes Fleisch sichert sie vor den Verfolgungen der Jäger. Die Greben langen in den lezten Tagen des Oktobers an. Es sind die Jungen des gehaubten Steißfuß (Podiceps cristatus). Diese sind sehr zahlreich; die Alten hingegen mit den braunen Federohren und Backenkragen sind selten, und zeigen sich nur zufällig im Frühling und Sommer. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft verlieren diese Vögel so zu sagen den Gebrauch ihrer Flügel, denn die Menge der Nahrung, die sie in unserm See fanden, macht ihren Körper so fett und schwer, daß ihre kurzen und schwachen Flügel ihn nicht zu tragen vermögen; sie werden dann zu wahren Wasserthieren, und bringen wenigstens eben so viele Zeit unter dem Wasser zu, als auf seiner Oberfläche. Die Jagd dieser Vögel ist eine wahre Parforcejagd. Durch unaufhörliches Verfolgen mit kleinen Fahrzeugen und öfteres Schießen, wodurch man sie zu wiederholtem Tauchen zwingt, ermüden dieselben endlich so sehr, daß man sie lebendig greifen mag. Einige Junge vom rothkehligen Seetaucher (Colymbus septentrionalis) erscheinen im Herbst und Winter gleichzeitig mit den Greben. Man kann sie, gleich diesen, auch parforcejagen, allein da sie nicht bald ermüden, wie die Greben, so ist diese Jagd ungleich mühsamer und schwerer. Nicht selten kann man einen solchen Vogel einen ganzen Vormittag verfolgen und bey 120 Schüsse thun, bevor er sich ergibt. Man hört seine starke und durchdringende Stimme in großer Entfernung.

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

VII.

Wo, mein Freund, und wie soll ich beginnen,
Da patriotischer Gefühle
Und vaterländischer Bilder
Mein Busen so voll ist,
Daß ich nicht ein weiß nicht aus! —
Gerne sprach' ich zuerst
Von ihm, dem freundlichen Meister der Plastik,
Der jüngst den rettenden Helden
Unserer Befreiungskriege
Das schönste Denkmal errichtet;
Sie selbst darstellend,
Lebendiger Wahrheit voll;
Bald nachdenklich und plan-ersinnend,
Bald in kühner That vorwärts schreitend;
Und der in diesen erhabenen, ernsten Bildern
Zum Gipfel aller selbst-bewußten Kunst,
Zur Ironie sich erhob,
Indem er den gothischen Aberglauben,
Der unsre Männerkleidung beherrscht:
Die barokken Rockreste
Aus der altfränkischen Zeit des vierzehnten Ludwigs,
Und sonstige Ueberbleibsel
Barbarischer Vertracktheit,
So verstohlen zu zeigen
Als zierlich zu bemänteln wußte. —
Gerne sprach' ich von ihm, doch, wahrlich!
Nicht patriotisch wär' es;
Denn antik ist seine Kunst,
Er selbst mit italischem Lorbeer gekrönt,
Und seine Werkstatt,
Obgleich im Lagerhause
In des preußischen Heers ehmaliger Tuchfabrik,
Dennoch dem alt-römischen Pantheon gleich. —
So ist das herrliche Reiterbild auch
Des ehrfurcht-gebietenden Churfürsten
Dem Mark Aurel,
So das einfach erhabene Operngebäude
Dem Minerventempel,
Und so das prächtige Säulenthor des Sieges
Den Propyläen vergleichbar.
Alles dieses ist keine Kunst zu loben;
Keine vaterländische nämlich,
Keine märkische Kunst. —
Nein, laß mich gleich,
Ohne der Münze zu erwähnen,

Ohne über Unter-den-Linden,
Ueber die meilenlange Friedrichsstraße,
Den Lustgarten und den Dom zu sprechen,
Ja verschweigend selbst
Den idealen Spiegelgenuß
Im schönsten Conditorladen Europa's,
Laß mich begeistert gleich zu der höchsten Blüthe
Neu-Brandenburgischer Architektonik eilen! —
Auf dem Markt der Gensd'armen
Ist dieser Vogel Phönix der Baukunst
Aus seiner eigenen Asche
Wiedererstanden, verklärt.
Ja, verklärt!
Denn wo auf dem weiten Erdenrund
Ist ein Gebäu zu finden
Aehnlicher Aufklärung?
Jeder der Tage im Jahre
Zählet ein Fenster,
Hell mit Scheiben versehn,
Und auffangend die Strahlen
Des leuchtenden Helios;
So daß innen im nordischen Treibhaus der Kunst
Nicht der gewöhnliche Eichbaum etwa
Aus deutschem Bardenhaine gedeiht;
Nein, nur Schaugewächse des Auslands,
Naturspiele fremder Zonen
Kommen, weil sie befremden, hier fort.
Bengalische Feuersterne,
Chinesische Glocken,
Passionsblumen aus Hispanien,
Und Rosen aus Kaschemir;
Die römische Jungfrau im Grün: die Vestalin,
Der mexikanische Rittersporn: Kortez,
Und die Moorpflanze: Lalla-Rukh;
Dann alle Pariser Boulevard-Gewächse,
Von der Ceder des Melodrams,
Bis zum Ysop des Vaudeville's. —
Zu solchen Herrlichkeiten, mein Freund,
Ladet die schönste Treppe Dich ein,
Breit und bequem, mit tausend und tausend Stufen. —
Das thut die Treppe — ! —
Aber die Polizey
Kennt besser die Absicht des Meisters,
Und den Plan des Labyrinthes genauer,
Unter die Treppe mußt Du hinein!
Du dankst, Du freust Dich,
Daß Du des Steigens quitt?
Nein, Du armer Gichtgeplagter!
Keine Stufe wird Dir geschenkt!
Was draußen Verbot, ist innen ein Muß.
Steigen mußt Du und steigen und steigen und bist,
Nach lezter Kraftanstrengung,
Im Schweiße des Angesichts — wo?
Gleicher Erde, mein Freund,
Im Parterre. —
Da laß uns, denn wir sind müde,
Bleiben für's Erste,
Morgen führ' ich Dich weiter umher!

Korrespondenz-Nachrichten.

Die Bäder von Nocera im apenninischen Gebirge. August 1824.

So herrlich Italien in vieler Hinsicht ist, so angenehm ich die besten Jahre meines Lebens unter seinem Himmel gelebt habe, so sehnsüchtig dachte ich an die Bäder und Brunnen meines Vaterlandes, während einer Bad- und Brunnenkur im einzigen, förmlich eingerichteten Bade des Kirchenstaates, und will es zum Troste meiner Landsleute, welche an einer wohlbesezten Wirthstafel, oder auf der Brunnenpromenade sich wohl nach einem italienischen Bade sehnen, und zur Stärkung gegen kleine Unbequemlichkeiten beschreiben.

Die Bäder von Nocera liegen anderthalb Stunden von dem Städtchen Nocera, durch welches die alte Straße von der Romagna nach Rom, die sogenannte Furlo-Straße, führt, und sechs bis sieben Stunden von Foligno nordöstlich, am östlichen Abhang eines Bergs, drey Stunden von der Wasserscheide des mittelländischen und adriatischen Meeres entfernt. Die Quelle wurde vorlängst durch Heilung von Vipernbissen bekannt, quillt mit der Stärke eines Bachs aus Kalkschiefer, und ist seit 1611 gefaßt. Wegen der Bestandtheile und Heilkraft der Quelle verweise ich auf das sehr genaue und in's Einzelne gehende Werk des berühmten Morichini zu Rom: Saggio medico-chimico sopra l'acqua di Nocera, Roma pr. Lazzarini 1807. 8. Sie hat in Hautkrankheiten, Hämorrhoiden und hypochondrischen Beschwerden wunderähnliche Wirkung gezeigt, und dient zu lauen Bädern, getrunken, und zu Klystiren und Duschen verschiedener Art. Ein geschickter Arzt bewohnt die Bäder die Kurzeit über, eben so ein Kommissär und Kontrolleur der Regierung, der Guvernatore von Nocera und das untergeordnete Personal. Winters, d. h. vom 28sten September bis 24sten Juni, wird das Bad geschlossen.

Man könnte sagen, daß dieser Badeort der Mikrokosmus des ganzen Landes sey. Die Gaben der Natur, die Linien der Berge sind herrlich. Die Staatsanstalten sind in der Anlage gut, in der Praxis vernachlässigt und verdorben, jezt mehr für Luxus als Bedürfniß. Die Einwohner sind egoistisch abgeschlossen, und kaum für Augenblicke zu gemeinschaftlichen Vergnügungen aufgelegt. Die Landleute umher sind arm, aber zu träge, um die nothwendigsten Bedürfnisse der Badenden, selbst gegen sehr hohe Bezahlung, zu bauen. Inschriften sind da und Springbrunnen, aber kein Gesellschaftssaal, nicht einmal ein brauchbares Billard, viele Badewannen, aber die Hälfte derselben unbrauchbar, weil Kalksinter ihre Kanäle verstopft hat.

Außer einigen wenigen Wohnungen in nahen Bauernhäusern sind drey Gebäude zur Aufnahme der Gäste bestimmt. Das älteste, die Cosina, ist hart an der Quelle angelegt, enthält Wohnungen gleich Mönchszellen, und unten eine 220 rheinische Schuhe lange Halle, zwischen der Quelle und dem Brunnen, welche zum Spaziergange, zugleich aber zum Aufladen des Brunnenwassers, zum Durchtriebe von Eseln und Holzfuhren und zur Wagenremise dient. Im schiefen Winkel stößt an die Corsia der Palazzo vecchio, dessen Erdgeschoß Bäder und Stallungen einnehmen. Das Haupt-Stockwerk enthält eine lange, an alle

deutsche Häuser, oder an die Säle, wo Goldoni's Lustspiele spielen, erinnernde Hausflur, gegen den Hof sieben Zimmer, gegen den Berg Küchen und Hühnerställe ꝛc. Die Hausflur dient zum Conversationssaal, in frühern Zeiten soll man auch darin getanzt haben. Abends wird darin gespielt, und wer krank ist, hat den Lärm der Menschen und wird vor Tag durch das Krähen seiner Nachbarn, der Hähne, geweckt. Oben enthält der Palazzo vecchio ebenfalls sieben Zimmer, aus welchen man ebenen Fußes auf den Berg hinausgehen kann. Der Palazzo nuovo, 1790 angelegt, enthält unten die Kirche, Küchen, Bäder, Ställe und eine Bude, wo die nothwendigsten Bedürfnisse für schweres Geld verkauft werden, und einen schönen Porticus. In dem Zwischengeschosse wohnen die Diener, im obern Geschosse sind vier ausgebaute sehr anständige Wohnungen, je zu vier Zimmer. Eine fünfte, die am schönsten gelegene, wartet seit dreyßig Jahren auf Ausbauung. Zwischen diesen Gebäuden ist ein ungepflasterter Hofraum, auf welchem allerley Gethier weidet und sich herumtreibt, Wäsche getrocknet, Holz aufgestapelt und gebettelt wird. Keine bedeckte Verbindung zwischen den Pallästen sichert gegen Sonne, Wind und Regen. Man kann die Corsia mit einem Mönchskloster, den Palazzo vecchio mit einem Collegiatstift, den Palazzo nuovo mit einem Domstifte vergleichen. Die Taxen sind billig, die Betten und Geräthe aber nur im Palazzo nuovo preiswürdig, die Thüren mit jedem Nagel zu öffnen. Die Verwaltung versieht Jeden mit Kochgeschirr. Wer nicht in die Hände eines Garkochs fallen will, muß selbst für seinen Tisch sorgen. An eine Wirthstafel hat noch Niemand gedacht. Brod und Wein sind schlecht, fünf Tage der Woche kann man nur Hammelfleisch und Hühner erhalten. Fische, besonders Forellen, könnten leicht erhalten werden, wenn man Fischbehälter anlegen wollte. Kurz, man campirt hier, statt zu wohnen.

Spaziergänge sind keine angelegt. Auf dem einzigen fahrbaren Wege, dem nach der Stadt, bedecken die Wagen der vornehmen Badenden die Fußgänger mit Kalkstaub. An malerischen Parthieen fehlt es nicht, die Wege sind aber über alle Beschreibung holperig und ermüdend, selbst der nach dem nahen Stravignano und seiner schöngelegenen Kirche. Ich fand mit Rührung die Flora meines Vaterlandes auf diesen Höhen wieder. Größere Ausflüge kann man auf den Gipfel des Apennins machen, von welchem herab man die Marken wie eine Landkarte erblickt und die Sonne über Griechenland kann aufgehen sehen. Auch Assisi, Spello und die Brücke von Schieggia sind nicht ferne. An diese hat Pius VI. eine Summe verschwendet, welche diesen Bädern, und mit ihnen der ganzen Gegend gründlich hätte aufhelfen können.

Mich vermochte nur die heilsame Wirkung des Wassers, die ungeheure Hitze, welche in diesem Monat in Rom herrschte, und eine literarische Arbeit, drey Wochen hier auszuhalten. Von Morgens sechs Uhr wurde das wunderklare Wasser getrunken, um acht gebadet, um Mittag verzehrte Jeder einsam auf seinem Zimmer das Wenige, was der Diener auftreiben konnte, Abends nach der Benediktion wurde etwas spazieren gegangen, und hierauf bey einer leidenden, sehr geistvollen Dame, oder bey Spieltischen der Tag geschlossen. Die Badenden waren größtentheils Geistliche. Ehemals soll es ungleich fröhlicher hier hergegangen seyn.

M.

St. Petersburg, im Juli.

Ein seit den lezten Tagen des Juni hier eingegangenes, sehr zuverlässiges Schreiben aus Sympheropol in der Krimm gibt uns von dort folgende, im Allgemeinen nicht sehr erfreuliche Notizen. Es beginnt deren Mittheilung also: „Wie im vorigen, so auch im gegenwärtigen Sommer plagen uns die Heuschrecken wieder auf's entsezlichste, und verleiden den hiesigen Bewohnern allen Aufenthalt im Freyen, theils durch ihre Menge, theils durch das Wegzehren jedes grünen Blättchens und Halmes. Im Mai hatte unsere Flora ihre höchste Ueppigkeit erreicht; in den Gärten standen alle Fruchtbäume in der schönsten Blüthe, Felder und Wiesen prangten im jungen Grün, überall gewahrte man den gesegnetesten Ueberfluß der freygebigen Vaterhand Gottes, und der frohe Landmann erwartete von seiner wohlthätigen Spende die ergiebigste Ernte; doch nur zu bald wurden seine Hoffnungen auf's schrecklichste getäuscht. In acht Tagen war dieser schöne Segen Gottes bis auf die lezte Spur von Feldern, Wiesen und Gärten gewichen. Zahllose Heereszüge von Heuschrecken hatten Alles rein weggezehrt. Der Erdboden sah kahl und abgebrannt aus, bedeckt von Milliarden kriechendem, springendem und wogendem Geschmeiße dieses Ungeziefers. Die Luft war von dem widrigsten Geruche angefüllt, dem von verdorbenen Fischen ähnlich; er rührte von den auf den Zügen, besonders an den Flüssen und Mühlgräben, in welche sie haufenweise stürzten und umkamen, getödteten Heuschrecken her. Ihre Menge übersteigt allen Glauben und jede Beschreibung. Troz allen Anstrengungen, welche die Landbewohner im vorigen milden Winter anwandten, ihre Eier auszugraben und zu vernichten; troz den Jagden, die man unablässig seit vier Wochen und länger auf die über der Erde erscheinende Brut durch Einfangen, Vergraben, Zertreten und Verbrennen, so wie auch durch Vernichtungen aller Art der in Haufen zusammengetriebenen, im Zuge begriffenen Heuschrecken gemacht hat (sowohl von Seiten der Regierung durch die Landpolizey, als auch der Eigenthümer), scheint ihre Menge dennoch, in gegenwärtigem Sommer wenigstens, um Hundertmal größer zu seyn als im vorigen Jahre. Seit acht Tagen müssen Fenster und Thüren festgehalten werden, dennoch sind die Häuser und Wände überfüllt von ihnen. Tritt man in ein Haus, muß man sich zuvor von einer zahllosen Menge derselben abschütteln, die auf und unter den Kleidern sizen. Schon seit einigen Wochen halten sich unsre Damen zu Hause, um nicht von ihnen an ihren Kleidern bedeckt zu werden. Jezt erst fangen sie an zu fliegen und schon ist von ihnen Alles auf dem Erdboden verzehrt. Das gegenwärtige Jahr war ein ausgezeichnet fruchtbares an Graswuchs, Getreide, Gemüsen, Früchten und Wein, Alles stand vor vierzehn Tagen und noch weniger in der schönsten Blüthe, im üppigsten Wuchse. Jezt gewahrt man nur noch Laub auf den Bäumen, an das sich nun wahrscheinlich das verheerende Ungeziefer machen wird, da sie auf dem Erdboden nichts mehr finden. Die Sträucher der Johannis- und Stachelbeeren stehen kahl, wie im Winter, die reifenden Beeren liegen haufenweise darunter, weil die grünen Stengel, an welchen sie hingen, durchgefressen sind. Das Heu wurde während des Mähens verzehrt. Wie im Feuer das trockne Gras, so verzehrt dieß ungeheure Heer das Getreide, Gemüse und Gras auf Feldern, Gärten und Wiesen. Keine Obstfrucht kann reifen, weil die Blätter abgefressen werden. Alles sieht mit Furcht der Zukunft entgegen. Das Gemüse und Gras fehlt uns jezt schon überall. Wie das Landvolk, das im vorigen Jahr durch Verkauf seines Viehes nach der fehlgeschlagenen Ernte sich diesmal durchhelfen wird, da es kein Vieh mehr hat, ist nicht abzusehen. Das noch wenige vorhandene Vieh wird um einen Spottpreis verkauft. Ein Paar tüchtige Pflugochsen kosten nicht mehr denn zwanzig Rubel, eine gute milchende Kuh fünf Rubel. Vermehrt sich in gleicher Progression auch im nächsten Jahr dieses, Alles vernichtende, Geschmeiß, so müssen wir ihnen Plaz machen, und hier ist wieder der Fall, wo der Mensch seine Ohnmacht fühlt, wenn er gegen Natur-Ereignisse kämpfen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 75.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 225.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. September 1824.

Wenn Völker hadern über Gut und Land,
Dann ist's die Fehde, die den Zwiespalt schlichtet,
Blind wie der Fall des Würfels. Anders ist's
Mit Königsrecht, das, heilig wie der Glaube,
Im Busen der Gerechten ist gegründet,
Auf daß es unantastbar sey dem Raube.

Müllner's König Yngurd.

Trinkspruch der Adler-Schützen am Geburtstage des Königs.

(Von Müllner.)

Die Vorsänger.

Schützen und willkommne Gäste,
Die vereint hier sind zum Mahl,
Rüstet euch zum Königsfeste,
Bis zum Rand füllt den Pokal!

Alle.

Ausgeleeret alle Reste,
Angezapft ein frisches Faß!
Voll und frisch am Königsfeste,
Wie das Herz, sey auch das Glas.

Die Vorsänger.

Zufalls Laune wählt den König
In dem Chor der Schützen aus,
Und wir sind ihm unterthänig
Höchstens bis zum Abendschmaus.

Doch dem König, der geboren
Ward für eine Nation,
Dem ist fest're Treu' geschworen,
Altar-heilig ist sein Thron.

Einig feyern alle Stände
Ihres Königs Wiegenfest,
Der auf die vereinten Hände
Seiner Treuen sich verläßt.

Alle.

Auf denn! Rand an Rand die Becher!
Der krystallene Gesang
Ein'ge sich dem Lied der Zecher;
Unser König lebe lang'!

Den des Sieges Lorbeer schmücket,
Der des Feindes Nacken bog,
Der so gern sein Volk beglücket,
Friedrich Wilhelm lebe hoch!

Hoch im großen Fürstenbunde,
Der des Friedens Baum erzog,
Wie an seiner Tafelrunde,
Lebe Friedrich Wilhelm hoch!

Besuche im Harem, von Mirza Ahmed Tubied.

Dritter Besuch.

(Fortsetzung.)

„Du erinnerst dich wohl, Mirza, so erzählte Meiram, daß, wie ich dir die Geschichte meiner Gefangennehmung erzählte, ich auch besonders eines Jünglings erwähnte, welcher von einem Perser niedergeschlagen worden war, weil ich in meiner Angst und Verzweiflung auf ihn zulief. Wir waren von Kindheit an Gespielen gewesen, und Anfangs nannte ich ihn Bruder; aber als er älter wurde, veränderte sich sein Benehmen gegen mich, er

wollte, ich sollte ihn nicht länger mehr Bruder nennen, und seine Zärtlichkeit wurde weit größer, wie sonst, obgleich nicht so anhaltend; denn er wollte mich mit keinem unserer ehemaligen Gespielen reden lassen, und zankte mit mir, wenn ich es that. Damals konnte ich die Ursache dieser Veränderung nicht verstehen, und lernte sie nicht eher kennen, als bis ich einige andere Mädchen ihn freundlich anblicken und seine Aufmerksamkeit zu fesseln suchen sah; da wußte ich, wie sehr ich ihn liebte, und erkannte, warum er mich nicht wollte mit andern Männern reden lassen. Ich erinnere mich, es war an einem Tage nach den großen Fasten, wo sich Viele von uns zum Festmahl versammelt hatten. Nach dem Essen kamen mehrere junge Männer in das Haus, wo wir uns aufhielten, und Jussuf war unter ihnen. Er war der Schönste von Allen, und viele der Mädchen richteten ihr Augenmerk auf ihn. Eine darunter beredete ihn, daß er sich neben sie setzte; sie lächelte ihm zu und flüsterte ihm in's Ohr, und mir schien, als gefielen ihm ihre Worte. In diesem Augenblick fühlte ich zum Erstenmale, als ob er mich vernachlässige; mein Herz war voll, die Thränen standen mir in den Augen, und ich hätte weinen mögen, hätte mich nicht die Scham zurückgehalten. Als er nachher zu mir kam, konnte ich meinen Unwillen nicht verbergen, und schmollte mit ihm. Er antwortete nicht, sondern sah mich mit unaussprechlicher Liebe an, seine Augen füllten sich mit Thränen, er wandte sich hinweg von uns und ging. Am Abend kam er zu mir; wir redeten viel mit einander, es fielen einige Thränen, aber wir machten einander keine Vorwürfe. An diesem Abend war es, wo ich meine Liebe zu ihm fühlte, und er das Geständniß derselben mit dem Versprechen von mir erhielt, einst seine Gattin werden zu wollen. Dann sprach er von allen seinen Hoffnungen, der fernen Zukunft und dem Glück, das wir genießen würden — denn damals kannten wir noch keine Furcht — und als er mich verließ, da küßte er mich, und nannte mich seine Gattin.

„Ich hatte nie etwas vor meinem Vater geheim gehalten, denn mit meiner Liebe zu ihm vereinigte sich keine andere Furcht, als die Furcht, ihn zu kränken. Ich hatte ihn aber nie von einer solchen Liebe reden hören, als ich jezt empfand; und obgleich ich hoffte, daß ich nichts gethan, was ihm hätte mißfallen können, so fiel es mir doch schwer, ihm das Geschehene mitzutheilen. Aber er entdeckte selbst das Geheimniß meines Herzens, und als er mit mir davon sprach, da gestand ich's ihm. Er sagte alsdann: eine tugendhafte Liebe wäre keine Sünde; er billige meine Wahl; er selbst habe so zärtlich und innig geliebt, als irgend Einer, und sey eben so sehr geliebt worden; und von nun an sah ich, daß er den Fortgang unserer Liebe mit Freuden beobachtete. Wären die Perser nicht in unser Dorf gekommen, Jussuf wäre in der nächsten Woche mein Gatte geworden. An demselben Tage sollte ich ihm angetraut werden, ich hatte meine Brautkleider an, und man nannte mich den ganzen Tag Braut. O es war ein schrecklicher Branttag! — Ehe die Nacht herankam, hatte ich in meinem Schmerze Alles vergessen, was sich früher mit mir zutrug, und als ich ruhiger nachzudenken anfing, dachte ich mehr an meinen ermordeten Vater und jene schreckliche Nacht und an die Zukunft; und wenn ich ja an Jussuf dachte, so geschah es als an einen, den ich nie wiedersehen sollte, als im Himmel. Seit jener unglücklichen Nacht sah ich ihn auch nie wieder, als bis vor Kurzem, wo wir ausgingen, um den Garten zu besuchen.

„Wir waren kaum durch das Thor Schamerube gekommen, als ein Mann an uns vorbeiritt, der ein Lied in unserer Landessprache sang, das ich oft in unserm Dorfe gehört hatte. Es war ein Lied, das ein Liebhaber auf sein Mädchen gedichtet, das, wie ich, Meiram geheißen, weßwegen es Jussuf oft gesungen. Mir däuchte, ich hörte seine Stimme, und als ich sein Gesicht erblickte, da wußte ich, wer es war. Ich zitterte am ganzen Leibe, meine Augen wurden trübe, der Kopf lief mit mir im Kreise umher, und ohne zu wissen, was ich that, nannte ich laut seinen Namen. Er stuzte, sah sich um, wußte aber nicht, von welcher von uns die Stimme gekommen, denn es ritten unserer Viele mit einander; aber er folgte uns, noch immer das Lied von Meiram singend, und brach mir beynahe das Herz. Als wir zurückkehrten, fanden wir ihn noch immer auf dem Wege, und er blickte uns so starr an, daß die Wachen ihn wegtrieben. — Ich hatte nie aufgehört, ihn zu lieben, aber ich wußte nicht, wo er war, oder ob er noch lebte. Ich hatte geglaubt, er wäre todt, und wenn er noch lebte, daß er mich vergessen hätte, und hatte aufgehört, um ihn zu trauern. Aber als ich fand, daß er mich noch immer liebte, mich noch immer suchte, da fühlte ich, als wäre ihm mein Herz untreu gewesen, und als müsse ich ihn daher mehr lieben, als je. Ich erinnerte mich, daß ich wirklich seine Gattin wäre, nach meines Vaters und meinem eigenen Wunsche, und durch die feyerliche Verlobung. Dieß brachte mein Gewissen meiner Liebe zu Hülfe; meine Seele war von tausend schmerzhaften Gedanken zerrissen, und endlose Selbstbeschuldigungen ergossen sich über mein Herz. Mich dünkte, daß ich zur Hälfte eingewilligt das zu werden, was ich jezt war oder werden sollte. Freylich hatte man mich mit Gewalt hierher gesandt, und Widerstand von meiner Seite würde nutzlos gewesen seyn; aber ich hatte auch nicht den Versuch dazu gemacht, ich hatte nicht einmal gesagt, daß ich verlobt sey. Unter solchen Gedanken brachte ich die Nacht zu, am Morgen begab ich mich im fieberhaften Zustande in's Bad und sandte nach dir. Ich wollte dir Alles entdecken und deinen Beystand erflehen, aber meine eigene Schwäche zerstörte meine Absicht. Jezt aber hat mir die Verzweiflung Stärke gegeben, und ich kann, ohne zu erröthen, von meiner

Liebe reden. — Dieß ist aber noch nicht Alles. Ach, nein! das Schlimmste ist noch zurück.

„Der König hat mir Geschenke zugeschickt, und mir befohlen, ihm heute Nacht aufzuwarten. Und noch schlimmer als dieses, weit, weit schlimmer als Alles: Juffuf war so wahnsinnig, mir einen Liebesbrief zuzuschicken, welcher aufgefangen worden ist. Man hat ihn festgesetzt, und ich bin eines schändlichen Vergehens beschuldigt, und bin doch so unschuldig, als wie wenn mein Vater mich in die Arme zu schließen, und mit Thränen zwischen Freude und Hoffnung anzulächeln pflegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

VIII.

Soll ich mich nicht betrüben, mein Freund,
Wenn auch du Anlaß gibst zu dem Vorwurf,
Den man uns Deutschen macht:
Daß wir das Fremde nur lieben,
Heimisches immer nur tadeln;
Und wär' es das Nämliche selbst,
Was wir noch kürzlich,
Nur weil wir es auswärts fanden,
Als heilsam priesen!
Gedenke des dankbaren Lobes,
Das Du der spanischen Treppe spendest.
Du nennst sie Deinen hohen Arzt,
Der Dir die Fesseln lähmender Krankheit
Linde gelöst.
Und doch — das Theater ist aus,
Wir steigen vom ersten Rang ins Parterre,
Vom Parterre in die Straße,
Auf jener Treppe hinunter,
Die, spanisch genug,
Mit Deiner belobten Stiege
Füglich sich messen kann —
Und doch, schmerzhaft bey jedem Schritte,
Ziehst Du die Stirn' in Falten,
Schweigest verdrießlich,
Und scheinest mehr als je
An allen Gliedern gelähmt. —
Du lächelst verneinend?
Ja so! Nun versteh' ich!
Nicht die Treppe verdammst Du,
Wohl aber den Hühnerkäfig,
Loge genannt,
Zu eng zum sitzen,
Zum steh'n zu niedrig;
Wo Du, armer, geschlagener Mann,
Der Abtheilungen fünf hindurch,
Die gemilderte Pein der Spießruthen,
Die Strafe des Deserteurs,
Die Qual der Latten erduldet. —
Thränen des Mitleids im Auge,
Sah' ich Dich, armen Kranken, sitzen,
So eng eingepferchet,
Daß weder Arm noch Bein
Regen sich konnten,
Während Schultern und Haupt,
Bald hier= bald dorthin,
Frey in der Luft,
Ermattet schwankten.
Denn Dich anzulehnen
Wagtest Du nicht,
Aus Furcht vor dem pfeifenden Rückleder,
Das bey jeder Berührung
Knarrt und quitscht wie ein Wagen,
Der langsam und schwer=beladen,
Mit kärglich geölter Are
Und neuem Riemzeug durch Sand fährt.
Und doch lehnte bald der
Bald jener Nachbar sich an,
Und hundert und hundert Trochäen,
Sanfte, spanische, gingen verloren
In jenem ledernen Lärm,
Der selbst den männlich=festen Jambenschritt
Und das Mühlengetön' angstlicher Chöre
Zu übertönen vermag.
Nun, wer weiß, mein Freund,
Wie viel Du gewonnen bey diesem Verlust! —
Lau ist, ungewöhnlich lau
Die erste Mainacht heute.
Gib mir den Arm!
Der Weg nach Hause
Wird dem Zerschlagenen wohlthun,
Wird Dich vergessen lassen
Das drollige Ungemach
In dem theuer bezahlten Kerker. —

Korrespondenz=Nachrichten.

St. Petersburg, im Juli.

(Beschluß.)

Unser Minister des Innern, Graf Kotschubey, der im vorigen Sommer wegen der fast unheilbaren Krankheit seiner Tochter sich auf unbestimmte Zeit beurlaubte, und auf den Rath der Aerzte zur Milderung ihres Leidens sich in unsrer

Provinz niederließ, bewohnte diesen Frühling Sably, machte von dort aus Excursionen nach allen Seiten der Krimm; diesen Sommer bringt er in Pultawa zu, im Winter geht er nach Odessa. Während seines hiesigen Aufenthaltes hat er sich Notizen über alle das Land betreffenden Merkwürdigkeiten zu verschaffen gewußt, und wird sie, sein Ministerium wieder betretend, gewiß zum Besten der Provinz benutzen. Er läßt jezt für sich dieß- und jenseits der Berge Landgüter ankaufen. Es siedeln sich überhaupt in jedem Jahr hier eine bedeutende Menge Ausländer und gebildeter reicher Russen an. Die Güter auf der Südküste der Halbinsel finden nun auch viele Liebhaber, da ein bequemer Fahrweg dahin noch in diesem Jahr zu bauen angefangen wurde. Nächst der Heuschrecken-Plage ist auch der Handel auf den Meeren sehr beschränkt und ungünstig; dennoch kann ein Landeigenthümer bey dieser Concurrenz ihm sehr mißgünstiger Umstände, bey einer mäßigen Thätigkeit und selbst bey Vernachläßigung vieler Vortheile seines Einkommens, dasselbe immer sicher jährlich auf acht Prozente zu berechnen hoffen. Vor Kurzem wurden hier wieder viele Ländereyen, als Unterpfand für Salzschulden der Regierung verfallen, öffentlich versteigert. Auch der Reichskanzler, Graf Rumanzow, läßt jezt eines unsrer schönsten und größten Landgüter für einen Ungenannten erhandeln und bietet darauf schon 120.000 Rubel. Der bekannte Graf Cyrillus Rasumowsky, ein Bruder des noch jezt in Wien privatisirenden vormaligen Gesandten daselbst, der wegen Geisteszerrüttung zwanzig Jahre im Kloster zu Susdal unter Aufsicht lebte, hält sich jezt auf dem Küstengute eines Doktor Lange unter dessen besonderer Inspektion auf.

Der hier noch lebende Landmann, Johann Wiholein, zu Simagon im Oranienbaum'schen Kreise des St. Petersburg'schen Gouvernements 1719 geboren, ist selbst in unserm Norden ein merkwürdiges Beyspiel hohen Alters, und ein neuer Beleg, wie hoch der Mensch sein Leben über die gewöhnliche Naturgrenze bringen kann, wenn er in seiner Lebensweise ihren Gesetzen der Sitteneinfalt und Mäßigkeit getreu bleibt. Wiholein wurde von früher Kindheit zu dem Geschäfte seines Vaters, dem Landbau, angehalten. Beständig dem Wechsel des hiesigen rauhen Klima ausgesezt, gegen dessen üble Einwirkungen abgehärtet, stärkte er früh seinen Körper zur Ertragung der größten physischen Uebel, und erlangte das männliche Alter, ohne je bedeutend krank gewesen zu seyn. Im 32sten Jahre heirathete er, zeugte mehrere Kinder, die aber alle in der ersten Jugend starben. Auch seine Frau starb ihm früh. Mit der zweyten zeugte er wieder einige Kinder, von denen noch eine Tochter, 55 Jahre alt, lebt. Zum Drittenmale heirathete er in seinem 69sten Jahre; in dieser Ehe wurden ihm noch fünf Kinder geboren und zwar das jüngste in seinem 77sten Lebensjahre. Sie starben alle bis auf einen Sohn, der jezt 35 Jahre alt, stark und gesund ist. Sein Geschäft mit Eifer treibend, lebte er bis zu seinem Spätalter in Wohlhabenheit. Nach dem Tode seiner dritten Frau verkaufte er sein Eigenthum, legte sein bisheriges Geschäft ganz nieder, und zog zu seinen Kindern, einem Sohn und einer verheiratheten Tochter, die in der Gegend von Koyscha jeder für sich einen Hausstand begründet hatten. Seine Kräfte erlaubten ihm jezt nicht mehr, schwere Arbeiten zu verrichten, doch sah man ihn selten ganz müßig. Von einem natürlich hohen Wuchse, ging er noch in seinem 90sten Jahre ganz aufrecht; seit der Zeit ist er gebückt geworden und kann nun nicht mehr ohne Stock fortkommen. Seinem Volksstamme nach ein Finne, besuchte er in diesen beyden lezten Jahren noch unausgesezt an jedem Fest- und Feyertage die über zwey Werste von seiner Wohnung entfernte finnische Kirche zu Fuße. In diesem lezten Jahre wollen ihm freylich seine Beine nicht mehr so weit tragen; seit Kurzem scheint sein ganzes Ansehen etwas Abgestorbenes, sein Gesicht etwas Leichenartiges bekommen zu haben, dabey sehen ihm die Augen wie halbgebrochen aus. Sein Geist ist aber noch kräftig, dieß beweist er durch seine langen ununterbrochenen, oft Viertelstunden dauernden Erzählungen, ohne in den seinem Alter so eigenen kindischen Ton zu verfallen. Freylich erzählt er Vieles, was man schon früher vielleicht zwanzigmal von ihm gehört hat. Doch stimmen alle seine Erzählungen mit den Nachrichten seiner Kinder genau überein. Dem Trunke war er nie sehr ergeben, obgleich er auch früher spirituöse Getränke genoß; jezt kann er sie nicht mehr ertragen. Eine Tasse Kaffee genießt er noch mit großem Behagen, und dieses Getränk scheint seine Lebensgeister auf kurze Zeit aufzumuntern. Seine Nachkommenschaft ist eben nicht sehr zahlreich. Von zwölf Kindern erwuchsen ihm nur zwey, von diesen hat er drey Groß- und zwey Urgroßkinder, alle gesunde, wohlgebildete Menschen. Vom zukünftigen Leben spricht er mit großem Vertrauen und Freude, und er wünscht sehnlichst, recht bald von diesem ihm nun lästigen erlöst zu werden. Sein weniges Vermögen ist in der Reihe von Jahren, in den ihm seine Kräfte nicht mehr erlaubten, etwas zu verdienen, verzehrt. Jezt scheint es ihm an der gehörigen Pflege zu fehlen, die das hohe Alter verlangt und die dessen Bürde um ein großes erleichtert.

Auch in der Provinz Kurland starben in diesem Jahre zwey Landleute, Beyde im Alter von 106 Jahren. Beyde verheiratheten sich zum Erstenmale im dreyßigsten Jahre, waren darauf noch zweymal verehelicht und verbrachten Beyde als Ehemänner 76 Jahre. Der eine besuchte bis wenige Wochen vor seinem Tode unausgesezt die Kirche, communicirte als Patient am Tage vor seinem Tode mit rührender Andacht, und behielt alle seine Sinne ungeschwächt bis an sein Ende. Beyde Greise wußten von ihrem langen Lebenslaufe nichts zu erwähnen, was sich außer dem gewöhnlichen Geschäfts-Berufe gehorchender Bauern etwa noch als merkwürdig hätte andeuten können.

B***g.

Auflösung der Charade in Nr. 269:
Eberhart.

Charade.

Es ersteht früh mit des Morgens Röthen,
Sinkt am Abend in die Fluth hinab,
Ist verweht, wie leises Schwermuthsfühlen,
Und entsteigt doch wieder seinem Grab.
Zarte Blumen streut es auf die Auen,
Trauben gibt es uns voll süßem Blut:
In zwey Sylben wirst du es erschauen,
In zwey Sylben ist es schön und gut.

Ohn' das Lezte ist der Schönheit keine,
Selbst der Weise ist nicht frey davon.
Unverschuldet trägt es oft der Reine,
Und der Kleinsinn rügt's mit bitterm Hohn.
Auf das Erste soll er blicken; hoffen,
Wenn die Hyder Neid das Haupt erhebt.
Auch das Reinste hat ja Schmach betroffen,
Und das Ganze frech ihm angeklebt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 226.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. September 1824.

Wenn das schöne Geschlecht, welches das heftigere ist, sich oft den Beynamen des sanften zu erringen weiß: so macht ihm dieß mehr Ehre, als uns selber, weil es dadurch zeigt, wie weit es die Selbstüberwindung zu treiben vermag.

Jean Paul.

Besuche im Harem, von Mirza Ahmed Tubieb.

Dritter Besuch.

(Fortsetzung.)

„Man brachte mir des Königs Geschenke, fuhr Meiram in ihrer Erzählung fort, und sagte mir, ich müßte es für eine hohe Ehre ansehen, daß ich heute Nacht Sr. Majestät aufwarten dürfte; und als ich die königlichen Geschenke von mir stieß und weinte, (und was konnte ich anderes thun?) so sagten die Boten: ich thäte der königlichen Einladung wenig Ehre, und verdiente kaum die mir zugedachte Gunst. Aber als sie den Brief fanden, da meinten sie, jezt wäre Alles klar; und so war es freylich, aber nicht in dem Sinne, worin sie es nahmen. Hierauf gingen sie zum König, und ließen mich hier, um über mein Unglück und über das unselige Schicksal des Geliebten zu weinen, das er um meinetwillen erduldet. O Mirza, wenn du ihn retten kannst, so will ich dich mit meinen sterbenden Lippen segnen, und wenn wir in der andern Welt noch an die in diesem Leben empfangenen Wohlthaten denken können, so will ich dich auch dort noch segnen.“

„Rede nicht von ihm, rief die Alte mit Unwillen; sein Wahnsinn hat uns in all dieses Unheil gebracht; laß ihn dafür leiden, es ist Alles seine Schuld. Welches Recht hatte er, einem Weibe nachzustellen, das die Hand der Gewalt ihm genommen hatte? Was hatte er nöthig, ein junges Mädchen mit seiner Liebe zu verfolgen, die ohne ihn weit glücklicher war, und dadurch den Zorn des Königs gegen diese liebe Blume zu reizen, die, ohne ihn, so schön blühete, eine Ehre ihrem Geschlechte, der Stolz ihres ganzen Volkes. Rede nicht von ihm, sondern rette dieses liebliche Mädchen! Laß ihn die Strafe solcher Thorheiten, wie die seinige, erleiden!“ — „Was, sprach Meiram, bist du es, die ich so reden höre? Du, die ihn unter ihrem Herzen getragen, an ihren Brüsten gesäuget, und, wie du mir selbst erzähltest, in seinem kindischen Lächeln den Trost für deine Leiden fandest, deren du damals so viele hattest? Du, die ich oft weinen sah, wenn du sein Lob aus dem Munde meines Vaters hörtest? Du verleugnest ihn, die für ihn bitten sollte? O, sein treues Herz würde in einer so gefahrvollen Zeit den gemeinsten Sklaven nicht aufgegeben haben!“

Ich wollte eben reden, als man von außen ein Geräusch vernahm, und Aga Jewah mit dem Geschrey hereinstürzte: „Sie sind da! Sie sind da!“ Er warf sich auf die Erde nieder, küßte die Füße seiner Gebieterin, und brach in laute Wehklagen aus. Ich fragte ihn, wer denn gekommen wäre, und er erwiederte: „Die Scharfrichter!“ — Eine schreckliche Pause folgte diesen Worten. Der arme Aga stand stumm und bewegungslos da — ein Bild der Verzweiflung. Die Alte lag auf den Knieen und betete nach Art der Christen. Ihr Gesicht war verborgen, aber ich sah ihren Schmerz in den gichterischen Zuckungen ihrer Glieder. Meirams Gesicht war todt-blaß; sie saß still und unbeweglich, ihr überströmendes Auge war gen

Himmel gewandt, ihre blauen Lippen halb offen, ihr Haar aufgelöst und zurückgeworfen, ihre Hände auf dem Busen gefaltet —.ein Bild der innigsten Andacht. Ich fühlte, daß ich irgend etwas thun müßte, und begab mich deßhalb in das Vorzimmer. Dort fand ich einige der untern Verschnittenen, welche gekommen waren, um die Unglückliche hinzurichten. Ich gab dem Anführer etwas Geld, und erhielt von ihm das Versprechen, bis zu meiner Rückkehr zu warten, und versicherte ihnen, daß der Aga Jewah sie hoch traktiren werde.

Ich ging durch den Hof, ohne recht zu wissen, wohin ich wollte, und kam in einen andern Hof, wo ich nie vorher gewesen. Hier sah ich ungefähr ein Dutzend Verschnittene, die um ein Fenster herstanden, aus welchem Jemand mit ihnen zu reden schien. Ich näherte mich unbemerkt, und fand, daß es der König der Könige in höchst eigener Person war. Ich stand still, bis er mich bemerkte, und fiel dann flach auf den Boden nieder, um anzuzeigen, daß ich zu bitten komme. „Ah, Mirza Ahmed, sagten Se. Majestät, was machst du hier? Was gibt's? Haben dich die Weiber mißhandelt? O, es sind schreckliche Teufelinnen, diese Weiber! Nicht wahr, Mirza? Komm her, und sage mir, was du wünschest. Doch hättest du, wenn du irgend eine Urieza (Bittschrift) hast, zum Salam (Morgenaudienz beym Könige) kommen sollen. Laß mich aber hören, was es ist." — „Mein Urz (dasselbe, was Urieza), D. M. halten zu Gnaden, ist von der Art, daß ich es nicht öffentlich vor den König der Könige hätte bringen können; aber ein glückliches Ungefähr, oder ein glückliches Zusammentreffen der Gestirne, hat mich jezt zu D. M. gebracht, denn ich hatte meinen Weg verfehlt, und komme hierher, ich weiß nicht, wie. Aber D. M. ist immer gnädig, und wird dem Sklaven deines Hauses nicht seine erste Bitte verweigern." — „Wohl, Mirza Ahmed, sprach Se. Majestät, wenn deine Forderung billig ist, so sey sie dir gewährt; ist sie aber von der Art, daß der König sie dir billiger Weise nicht gewähren kann, so sollst du eine Buße von hundert Tomans dafür bezahlen." — Ich fiel auf's Neue nieder, und bat um Meirams Leben. — „Bey des Königs Haupt, rief Se. Majestät, du mußt die hundert Tomans bezahlen! Kann irgend etwas unbilliger seyn, als deine Forderung? Ich sollte diesem Mädchen vergeben, das dem Könige so mitgespielt, ihn so beschimpft hat? Willst du sie etwa für dich selbst haben, Mirza? Ich hätte doch geglaubt, du wärest zu alt für ein junges Weib. Darum laß mir die hundert Tomans holen, oder gib mir eine gute Ursache für deine Forderung." — „Das Mädchen ist unschuldig!" sagte ich. — „Wenn du das beweisen kannst, erwiederte der König, so würde es mir lieber seyn, als gäbest du mir das Geld; denn das Mädchen ist ungemein schön." Ich erzählte nun Sr. Majestät die Geschichte Meirams Wort für Wort, so wie ich sie von ihr gehört hatte. Er hörte mir sehr aufmerksam zu, und schien Mitleiden mit ihr und der Alten zu fühlen, die ihren Sohn für sie opfern wollte. Ich sezte hinzu, daß die Begnadigung beyder Personen, wozu ihre vormalige Verlobung eine hinlängliche Entschuldigung wäre, des Königs Ruhm durch's ganze Land verbreiten würde, und daß ich überzeugt wäre, das Mädchen würde den Tod ihres Geliebten nicht überleben. Der König dachte ein wenig nach, und sagte alsdann: „Hakem Baschie, du hast wohlgethan, diese Sache bekannt zu machen. Der König übergibt das Mädchen deiner Aufsicht. Laß sie in dein Haus führen, behandle sie gut, und halte sie bereit, sie auf des Königs Befehl wieder auszuliefern. Der Bursche soll verhört werden, und wenn seine Angabe mit der deinigen übereinstimmt, so soll er begnadigt werden; wo nicht, so bezahlst du hundert Tomans." Ich fiel auf's Neue auf mein Angesicht, und dankte Sr. Majestät für seine beyspiellose Güte und Großmuth. Der König schickte einen vornehmen Verschnittenen, um mir das Mädchen zu überliefern, und erlaubte mir, mich zu entfernen.

(Der Beschluß folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

IX.

Nur Geduld! Nur ruhig, mein Freund!
Dem Lichtberaubten,
Dem Blinden gleich,
Verhalte Dich leidend,
Und durch Berlins egyptische Nacht
Lasse von mir Dich leiten. —
Warum noch gestern, so frägst Du,
Spärlich zwar, aber erleuchtet doch
Straßen und Plätze waren,
Und heute mit einemmal
Alles so rabenschwarz?
Weißt Du denn nicht, Du geborner Berliner,
Welch mystisch-symbolisches Fest
Die Stiefschwester der Themis,
Die Zofe der Nemesis,
Alljährlich an diesem Tage
Stolz und freudig begeht?!
Ihrer Mutter und Schutzgöttin,
Der geheimnißreichen Nacht zu Ehren,
Löschet die Polizey,
Heut in des Wonnemonds erster Nacht,
Jedes matt-ausdämmernde Flämmchen

In den Laternen der Stadt. —
Vier Monde dauern
Die dunkeln Mysterien;
Und während vier Monden darf
Kein leuchtendes Lämpchen
In dem prachtvollen Berlin,
In der Hauptstadt der Brennen, brennen. —
Nur nicht ängstlich, mein Freund!
Nur ruhig! Ich führe Dich ja,
Und kenne genau
Empirisch, a posteriori,
Die Topographie der Vaterstraßen. —
Jezt geht es bergauf,
Jezo bergab,
Gleich kommt ein Brückchen mit schwankendem Brett,
Ein Rinnstein jezt.
Nun schreite! aber, ich bitte,
Nur ja recht weit aus;
Denn hüben und drüben
Pranget in Häuslein
Der Schlamm der gereinigten Rinne.
Hier ist ein Loch im Pflaster,
Wir müssen hinein,
Und jenseits hinaus.
Fluche nur nicht; das ist gottlos!
Es könnte der Teufel sein Spiel . . . . .
Da hast Du's! Da liegen wir Beyde am Boden! —
Wie ist Dir? Du lachst?
Nun, Dank dem Himmel!
So kommen wir ja
Noch so mit blauem Auge davon.
Ja, spotte nur, lache mich aus,
Ob meiner künstlich-strategischen Führung
Und topographischen Kenntniß!
Recht hab' ich doch,
Wenn gleich wir gefallen;
Denn das verdammte Gebälk' hier,
Auf das wir im Dunkeln hinstürzten
Bey meiner Ehre! es lag noch
Vor wenigen Stunden nicht hier.
Spät Abends ward es vermuthlich
Noch erst angefahren,
Um Morgen früh vorsorglich
Das wankende Haus zu stützen;
Weil gestern erst, warnungsvoll,
Ein ungestüztes einfiel. —
Was dort leuchtet? fragst Du,
Ob es ein Irrwisch sey,
Der uns verlocken will,
Oder das Wachtfeuer
Scottischer Räuber?
Keines von beyden, mein Freund!
Es ist das Caffé royal,
Das nach beschwerlicher Reise
Auf ungebahnten dunkeln Wegen,
Den Berlin durchwandelnden Fremden,
Wenn auch gastfreundlich nicht,
Doch gasthäuslich ladet,
Sich zu erquicken mit Speis' und Trank. —
Da laß uns hineingehen;
Und während des Mahles
Soll man den Wagen bestellen,
Wir fahren nach Hause;
Denn nicht verlaß ich mich mehr
Auf meine Topographie.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs September.

Ich habe Ihnen schon vor einiger Zeit eine Nachricht über den Ursprung und den gegenwärtigen Zustand der Sekte der Schüttler (Shakirs) in Amerika gegeben, welche „Gott durch Tanzen loben." Diese Sekte scheint sich, troz dem Lächerlichen und Tadelhaften ihrer Grundsätze, noch immer zu erhalten, und sogar zu vermehren. Ein neulicher Reisender gibt folgende Gründe für beyde Umstände an, welche sehr einleuchtend zu seyn scheinen. „Da Menschen, im vollen Besiz ihrer Geisteskräfte, nicht leicht eingebildete Lehren annehmen, so nehmen die Schüttler Kinder von jedem Alter auf, und je jünger dieselben, desto lieber sind sie ihnen; und arme Leute, die eine starke Familie haben, sind daher geneigt, einige ihrer Kinder zu den Schüttlern zu schicken, indem sie wissen, daß sie von diesen gut gekleidet und ernährt und dabey ein nüzliches Gewerbe gelehrt werden, und alles dieses unentgeldlich. Aber diese Kinder lernen nur eben lesen und schreiben, dürfen kein anderes Buch gebrauchen als die Bibel der Schüttler (Christi zweyte Erscheinung genannt, denn sie verwerfen sowohl das alte als das neue Testament), müssen die Aeltesten als Halbgötter verehren und glauben, daß die Kinder der Welt, wie sie Alle, die nicht zu ihrer Sekte gehören, nennen, ewig verdammt werden. Sie haben in der That auch wenig Umgang mit den Kindern der Welt, denn alle Geschäfte werden von den Aeltesten betrieben. Diejenigen, welche wissen, welchen Einfluß der Aberglaube auf das jugendliche Gemüth hat, und wie schwer es ist, selbst bey denen, welche in den besten Gesellschaften leben, sich von den Vorurtheilen loszumachen, in welchen sie erzogen worden, können sich denken, welchen Einfluß dieses System, welches noch dazu von der gröbsten Unwissenheit unterstüzt wird, auf den jungen Proselyten machen muß. Ja er ist so stark, daß Wenige je die Sekte verlassen, welche als Kinder in dieselbe getreten; und obgleich die Natur zuweilen ihre Rechte behauptet (die Schüttler heirathen bekanntlich nicht), und Bruder Ebeneser mit Schwester Susanna davon läuft, so kehren die Sünder doch beynahe immer wieder zurück, wenn der Genuß die Lust einigermaßen abgekühlt hat, und nachdem sie ihre Sünden bekannt, und sich der aufgelegten Buße unterzogen, werden sie wieder in die Gesellschaft aufgenommen." Alles Eigenthum ist bekanntlich bey dieser Sekte gemeinschaftlich (jedoch so, daß die Aeltesten und Aufseher und Aufseherinnen das Beste davon haben, und besser essen und wohnen, und sich besser kleiden als die Uebrigen), und wenn ein Mann ein Mitglied derselben

wird, so muß er sein ganzes Vermögen der Kirche übergeben, und Weib und Kinder müssen zu Bettlern werden, wenn sie nicht anders ebenfalls zur Sekte übergehen. Daher dann auch in einigen Gegenden der Union die Regierung verordnet hat, daß Niemand zu den Schüttlern übergehen soll, ohne vorher eine Versorgung für seine Familie bewirkt zu haben. Man sagt den Leuten gar böse Dinge nach: unter andern soll ein Schriftchen von Mary Dyer, welches in Neu-Hampshire erschienen ist, ihnen Verbrechen und Greuel zur Last legen, wovon die Klöster in den verderbtesten Zeiten des Mittelalters kaum ein Beyspiel liefern sollen. Diese Frau war von ihrem Mann gezwungen worden, mit ihm zugleich ein Mitglied der Sekte zu werden, unter welcher sie, nach ihrer Angabe, die schrecklichsten Mißhandlungen erdulden mußte. Sie ist jezt eine Täuferin, weßwegen man dann auch ihre Angaben mit Vorsicht aufnehmen muß. Die Leutchen geben vor, Alles durch den Einfluß des Geistes, oder, wie sie es nennen, durch die Gabe zu thun. Die American Review erzählt hiervon eine drollige Anekdote: „Ein Knabe aus einer der Niederlassungen der Schüttler wurde gefragt, ob er die Freyheit hätte, Alles zu thun, was ihm beliebte? „Ei freylich, erwiederte der Knabe, wir thun alles, wozu wir eine Gabe haben.“ — Gesezt nun, fuhr der Frager fort, du hättest an einem schönen Wintermorgen Lust, auf einem der nahen Teiche Schlittschuhe zu laufen, was würdest du thun? — „Ich würde zum Aeltesten sagen, ich hätte eine Gabe hinunter zu gehen und Schlittschuhe zu laufen,“ war die Antwort. — „Und er würde es dir erlauben?“ — „Ganz gewiß, es wäre denn, er hätte eine Gabe, daß ich nicht gehen sollte.“ — „Aber wenn du nun fortführest, dem Aeltesten zu sagen, du hättest eine Gabe Schlittschuh laufen zu gehen, und daß du gehen müßtest?“ — Ja, dann würde der Aelteste zu mir sagen, ich hätte eine lügenhafte Gabe, und daß er eine Gabe hätte, mich zu prügeln, wenn ich nicht gleich an meine Arbeit ginge.“ —

Der arme Achilles im Hyde-Park steht so unvertheidigt da, daß jeder böse Bube sein Spiel mit dem großen Sohne der Thetis haben kann. Der St. James-Park ist so ganz mit Wachen umstellt, daß man nicht hundert Schritte gehen kann, ohne auf einen rothen Rock zu stoßen, aber für den Achilles, der zur Ehre Wellingtons und seiner Schlachten da steht, scheint man keine Bewachung finden zu können. Daher ist auch das Stakentwerk, welches das Fußgestell umgab, fast ganz zerbrochen, die Buchstaben der Inschrift fast alle vom Granit losgerissen, und dieser sowohl als die Bildsäule selbst mit Inschriften anderer Art verunstaltet, die meistentheils in guten und schlechten Versen, auch oft in sehr derber Prosa auf des Mirmidonen Nacktheit anspielen. Vor ein Paar Tagen hatte man ihm sogar ein Bündel Ruthen in die offene Hand gesteckt, welche zur Haltung eines Schwertes bestimmt scheint, aber, aus unbekannten Ursachen, solches nie empfangen hat.

In der englischen Opera hat man endlich mit dem Freyschützen Einhalt gethan, indem Hr. Braham und Miß Stephens die Stadt verlassen haben, um bey einem Provinzial-Konzerte zu singen; aber damit hat das beliebte Stück noch nicht in London aufgehört, denn man spielt es seitdem jeden Abend auf Astleys Amphitheater, wo man es nebst Mr. du Crows Reiterkünsten sehen kann; ich habe mich indessen aber noch nicht versucht gefunden, ihm in jene Seiltänzerbude nachzugehen, weil es mich schmerzen würde, das herrliche Produkt eines Webers verstümmeln zu hören. Braham gab es noch zu seinem Benefiz, und übergab, um Neuheit zu erregen, die Rolle des Kaspar einem Deutschen, der sich Beral nennt, und ein Neffe Webers seyn soll. Ich hatte keine Gelegenheit, diesen Herrn spielen zu sehen; allen Berichten zufolge ist er indessen kein Genie, und ließ auch in der That nach dem ersten Erscheinen nichts mehr von sich hören. Man hat inzwischen in der englischen Opera zwey andere neue Stücke aufgebracht, und als das kräftigste Anziehungsmittel erscheint der berühmte Mathews (sprich Mathius) in denselben, das Erstemal wieder nach einer vierjährigen Entfernung vom regelmäßigen Drama. Das erste Stück heißt: Jonathan in London, eine Posse, worin ein Charakter aus dieses Komikers lezter Vorstellung amerikanischer Sitten vorkömmt, und welcher sein Spiel den ganzen Werth gibt. Das andere ist ein Singspiel, the Frozen Lake genannt, welches nach irgend einem deutschen Schauspiel bearbeitet ist, dessen Titel ich mich nicht entsinne. Die Sache ist: ein Graß Herzog (?) von Schwaben hat seine Tochter einem Förster von ** zur Gemahlin versprochen; diese aber hat sich schon vorher in einen jungen Grafen verliebt, den ihr Vater hat an seinem Hofe erziehen lassen. Der Graf hört von der bevorstehenden Ehe seiner Geliebten und besucht sie heimlich. Als er sich entfernen will, finden sich die regelmäßigen Ausgänge versperrt, und es bleibt kein anderer Ausweg, als über einen zugefrornen See zu entfliehen, der sich unter den Fenstern der Prinzessin ausbreitet. Um aber in dem Schnee, womit derselbe bedeckt ist, keine Spuren von den männlichen Tritten zu hinterlassen, erfolgt eine Eginhard'sche Scene, und die Prinzessin, mit Hülfe ihrer Vertrauten, zieht den Geliebten in einem Schlitten hinüber. Dieses leitet zur Entwicklung: der Vater sieht den Auftritt, und gibt, wie Karl der Große, die Tochter dem Liebling zur Gemahlin; und da der Fürst von seiner Seite in ein Hoffräulein verliebt ist, so ist dieser auch leicht abgefunden. Die Musik ist ziemlich hübsch, obgleich von gewöhnlichem Schlage und aus allen Gegenden der Welt zusammengetragen.

In dem Heumarket-Theater hat man zwey oder drey neue Stücke aufgebracht, aber sie sind alle nach dem Französischen bearbeitet, denn der Erfindungsgeist unserer Dramatisten ist todt; und wenn wir ja einmal etwas Einheimisches bekommen, so ist es unerträgliches Zeug. So hat man z. B. in dem Coburger Theater ein Spektakelstück, genannt: Georg III., der Vater seines Volkes, worin nicht nur der verstorbene König und seine Gemahlin, Pitt, Fox, Sheridan und eine Menge anderer hingeschiedener Staatsmänner und Große erscheinen, sondern auch der regierende Monarch, als Prinz von Wales, mit allen seinen noch lebenden Brüdern und Schwestern, nebst anderen lebenden Personen, und darunter der gute alte Wilberforce, sich müssen auf die Bühne schleppen lassen. Das Stück stellt eine Reihe von Begebenheiten und Anekdoten aus dem Leben des guten Königs dar, und zwar mit vollkommner Wahrheit, nur daß die Redner weniger beredt, die Wizlinge weniger wizig, aber dabey mehrere große Personen weit tugendhafter sprechen und handeln, als sie im Leben und in der Wirklichkeit gethan. Den Schluß macht die Apotheose des Monarchen, welcher in voller Uniform gen Himmel fliegt. Dieses liebe Produkt ist mehreremale und zwar mit großem Beyfalle wiederholt worden; zur Ehrenrettung des hiesigen gebildeteren Publikums ist indessen hinzuzufügen, daß es in einem der kleinern Theater gegeben wird, welches im Allgemeinen nur Krämer, Handwerker und Matrosen besuchen. Auf jeden Fall ist dergleichen doch besser und nüzlicher für die Sittlichkeit, als die Don Giovanis und Tom und Jerries, welche während der lezten Jahre unsere Bühnen verunstaltet und die jungen Leute verderbt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. September 1824.

Doch wer einmal
Sein Bett im Kirchhof hat. — Gottlob, der hat
Zum lezten Mal hienieden übernachtet,
Und wenn es taget und wenn wir erwachen
Und auferstehn — dann währt es nicht mehr lange,
Ein Stündchen etwa, oder wen'ger noch.

Adrian, nach Hebel.

Meinen Todten.

Sanft und leis' erschallt ihr Saiten,
Sendet zarten Klang als Boten
Nieder in die kühlen Särge,
Treuen Gruß den edeln Todten.

Sagt den ausgeschlag'nen Herzen
Ohne Lust und ohne Klage,
Daß ein armes grambedecktes
Oben noch nach ihnen schlage.

Sagt den ausgeweinten Augen,
Ewig todt dem Sonnenscheine,
Daß ein trübes, thränenschweres
Oben hier nach ihnen weine.

Sagt wie der verlaßne Sänger
Oft zu ihren Gräbern walle,
Und wie seine heiße Thräne
Auf den starren Boden falle.

Sagt, wie ihr dann leis erklinget,
Immer voll und voller tönet,
Und das Leben mit dem Tode,
Mit der Lust die Qual versöhnet.

Karl Hugo.

Besuche im Harem, von Mirza Ahmed Tubied.

Dritter Besuch.

(Beschluß.)

Als ich mit dem Verschnittenen an das Haus kam, worin Meiram und die Alte meiner in tödtlicher Bangigkeit harrten, erschreckte mich ein Lärm im Innern desselben. Wir hörten ein Gekreische von vielen gellenden Stimmen, vor allen Aga Jewah's, und als wir hineintraten, fanden wir, daß die Verschnittenen, ungeachtet ihres Versprechens, ruhig zu seyn, sich in Meiram's Gemach gedrängt, und dieses, so wie das ganze Haus, ausgeplündert hatten. Die arme Meiram, welche dieses als ein Vorspiel von einem noch schrecklicheren Auftritt ansah, saß in stiller Ergebung da. Der Verschnittene, welcher mit mir gekommen war, befahl ihnen, alles Geraubte wieder zurückzugeben, und da er kein Gehör fand, so fing er an mit einem Stück Holz unter sie zu schlagen. Ich folgte seinem Beyspiel, und Aga Jewah half uns treulich, so daß wir in ein Paar Minuten die Plünderer ausgetrieben, und ihnen den größten Theil der Beute wieder abgejagt hatten. Mein Verschnittener kam hierauf in's innere Gemach zurück, und machte der armen Meiram, mit vielen Lobsprüchen auf mich, des Königs Beschluß bekannt. Die Alte horchte mit der schmerzhaftesten Aengstlichkeit, und als sie zulezt erfuhr, daß Meiram mich nach Hause begleiten sollte, sprang sie auf, warf sich mir zu Füßen, und küßte dieselben wohl hundertmal. Meiram folgte ihrem Beyspiel; aber indem sie aufstand, sah sie mich forschend an, wollte reden, überwand sich, und blickte schüchtern zur Erde. Auch der scharfe Blick der Alten war so auf mich gerichtet, als wollte sie mich fragen, ob ich nichts mehr mitzutheilen hätte. Ich verstand sie, und versicherte ihnen, daß nichts für Jussuf zu fürchten wäre. Die beyden Weiber weinten vor Freude, und wäre ein Fremder

jezt eingetreten, er würde geglaubt haben, daß nun ihre Leiden erst anfangen. Nach einiger Zeit aber erholten sie sich so weit, daß sie an ihre Entfernung denken konnten. Ich hatte nun noch die Forderungen der Verschnittenen zu befriedigen, welche eine Entschädigung für die Beute verlangten, welche die Begnadigung des Königs ihnen entzog; und nachdem wir dem Aga Jewah die Aufsicht über die Gemächer übergeben, gingen wir auf das Thor des Harems zu. Die Nachricht hatte sich inzwischen verbreitet, daß Meiram in mein Haus gebracht werden sollte, und da Alles glaubte, der König hätte sie mir geschenkt, so mußten wir im Vorübergehen manche Spötterey über uns hören; mein Gemüth war aber zu sehr beschäftigt, als daß ich hätte darauf merken sollen. Von dem Thore ging ein Verschnittener mit Meiram, um ihr mein Haus zu zeigen, und ich eilte voraus, um ihren Empfang vorzubereiten.

Meine Frau, welche Alles erfuhr, und Alles immer falsch, wußte bereits, daß mir der König ein junges Weib geschenkt, welches sogleich in's Haus kommen würde. Sie fiel mich daher wüthend an, sobald ich in's Haus trat, und es dauerte lange, ehe ich ihr ihren Irrthum benehmen, und ihr den wahren Verlauf der Dinge begreiflich machen konnte. Indessen war Meiram angekommen, und meine Frau, die ein gutes Herz hatte, wo ihre Eifersucht nicht in's Spiel kam, empfing sie und die alte Armenierin, die ich gebeten hatte, Meiram zu begleiten, so gut, als ich es nur wünschen konnte.

Am folgenden Tage ward Jussuf freygegeben, und auf des Königs Befehl sogleich mit Meiram verheirathet. Meiram durfte alle die Juwelen behalten, die sie im Harem erhalten hatte, und welche auf mehrere Tausend Tomans geschätzt wurden. Jussuf, welcher eine einträgliche Stelle am Hofe erhielt, stieg bald so sehr in des Monarchen Gunst, daß er zum Chan gemacht wurde. Das glückliche Paar, dessen Vereinigung bald mehrere Kinder beseligten, lebte mehrere Jahre lang in der Residenz, ist aber seit Kurzem in ein armenisches Dorf gezogen, das ihnen der König geschenkt. Jussuf und Meiram haben sich gegen mich sehr dankbar bewiesen, und schicken mir beständig Geschenke von Geflügel und fetten Lämmern, Butter und Eyern, so daß ich selten etwas von der Art zu kaufen brauche.

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

X.

Nun, es gefällt Dir ja hier
Auf dem behaglichen Divan;
Und besser vielleicht
Als in römischen Osterien.
Das Essen ist schmackhaft,
Unverfälscht der Wein,
Und die Umgebung reinlich,
Ja kostbar fast zu nennen. —
Stoß an, Freund! Hoch lebe
Unsre theure, geliebte Vaterstadt,
Das edle Berlin!
Nun, was schaust Du mich an,
So schalkhaft und unverwandt?
Ich scherze weder, noch widersprech' ich mir.
Auch will ich mit diesem Lebehoch
Nicht etwa behutsam einlenken,
Und selber Gesagtes zurücknehmen,
Den Ort hier, wo ich rede,
Den öffentlichen, bedenkend.
Nein, nein! Stoß an, Freund!
Und thue mir ernst Bescheid,
Wie ich es ernst Dir zubringe:
Hoch lebe Berlin,
Unsre theure, geliebte Vaterstadt!
So ist es recht!
Leer' das Glas!
Nun, was blickst Du noch immer verwundert
Glaub' es nur! Ja, es ist Wahrheit!
Auch ich liebe Berlin;
Und rühme mich deß!
Zwar, dem Wiener Bürger gleich,
Dem seine Kaiserstadt die Welt deucht,
Kann ich nicht kindlich-naiv
Jubeln und jodeln:
„'s gibt nur ein' Kaiserstadt,
„'s gibt nur ein Wien!"
Aber ich bin auch nicht
Der Hof-Demagogen einer. —
So nämlich nenn' ich keinen Berliner;
Hof-Demagogen sind Männchen,
Die allem Volke den Hof machen,
Und bey jeder Gelegenheit,
Für mäßigen Preis,
Was preußisch ist, preisen.
Auch bin ich nicht etwa,
Aus abergläubischer Mode
Und aufgeblasenem Hochmuth,
Gratis Patriot.
Nein! Für was muß was seyn!
Und laß ich die Vaterstadt leben,
So weiß ich weßhalb,
Und will es Dir sagen. — —
Meinst wohl, ich werde nun
Von Anno Dreyzehn reden,
Von tapfern Männern, milden Frauen,

Von Ausdauer und Opfer,
Und zahllos-heldenhafter Bürgertugend?
Ey bewahre! Ich habe ja
Von diesen höchsten Gegenständen
Schon längst ein Buch geschrieben,
Ein ganzes, ungeles'nes Buch!
Auch ist ja so erhabne Gesinnung,
So sittliche Thatkraft,
Aller Preußen gemeinsames Erbgut;
Ich aber ließ Berlin leben,
Ausschließlich Berlin,
Und habe dafür,
Diesen leichten Liedern gemäß,
Zwey vollwichtige Gründe. —
Stoß an, Freund! Hoch lebe
Preußens Hauptstadt, Berlin!
Denn erstens gedeiht in ihren Mauern
Keine Narrheit, keiner Art,
Nicht heilige, nicht profane;
Womit ich nicht sagen will,
Daß sie nicht hie und da,
Und da und hie,
Jezuweilen aufduckt;
Aber sie kommt aus der Fremde meistens,
Und schlägt nicht Wurzel,
Und bringt nicht Samen hier.
Ohn' ein Herz zu entzünden, verlöscht
Meriko's theurer Theaterbrand;
Die Somnambülen sagen nicht wahr mehr;
Nicht mehr von deutscher Gesinnung Beweis
Ist der polnische Rock der Teutonen,
Und von christlicher nicht
Langes gescheiteltes Haar,
Neben dem Blick hochmüthigen Frommthuns;
Unter dem Zepter der Hohenzollern
Heilet kein Hohenlohe,
Heilet ein Rust nur, ein Gräfe,
Ein Helm die Kranken und Presthaften.
Und wenn Hegel und Fichte,
Weil sie zu wissen glauben,
Von unserer Akademie
Noch nicht für Philosophen,
Wohl aber Andre,
Und zwar mit Gehalt,
Dafür gehalten werden;
So schlägt auch dieses nicht Wurzel,
So bringt auch dieses, wie manches Andre,
Nicht Samen hier. —
Stoß an, Freund! Hoch lebe
Preußens Hauptstadt, Berlin!
Denn zweytens — und das ist des Berliners
Ganz ausschließlicher Vorzug —
Macht er sich, vorurtheilslos,
Stets lustig über sich selbst.
Jede Thorheit der Stadt,
Wo sie sich finden auch möge,
Er selbst trifft sie
Mit der Geißel schlagenden Spott's,
Er selbst zuerst,
Lustig gebrauchend
Die vergönnte Freyheit der Rede
Und den angebornen Volkswitz.
Aber wehe dem Fremden,
Der, den Ton des Scherzes verfehlend,
Aehnliches versuchte!
Nicht rathen möcht' ich's ihm,
Denn thät er es, wahrlich!
Ich selbst sogar,
Bin ich gleich über die Vierzig hinaus
Und nicht nach Fehden begierig,
Ich würd', als geborner Berliner,
Ganz erschrecklich massiv;
Möcht' es dann kommen,
Wie es auch wolle!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs September.
(Beschluß.)

Unter den vielen Ramas, wovon London jezt wimmelt, macht das Diorama das größte Glück. Es befindet sich in einem Gebäude im Regentspark, welches eigends dazu aufgeführt worden ist, und scheint auf die Dauer berechnet zu seyn. Die zwey ersten Stücke, das Sarnenthal und der Dom von Canterbury haben zwey andern Platz gemacht, nämlich dem Hafen von Brest, und einem anderen, dessen Name mir in dem Augenblicke entfallen ist. Beyde Gemälde sind brav gemahlt, und geben den frühern nichts nach. Viele Leute beklagen sich inzwischen, daß ihnen das Umdrehen auf ihren Sitzen nicht behagt, und es wäre zu wünschen, daß die Eigenthümer die Veränderung träfen, die Gemälde statt der Sitze beweglich zu machen.

Unser braver Landsmann, der Buchhändler Bolbe, ist nicht mehr. Er starb am 31sten August nach einer dreytägigen Krankheit an einer Entzündung. Hr. B. war ein thätiger, freundlicher Mann, bey welchem jeder Deutsche, der an ihn empfohlen war, allzeit einer gütigen Aufnahme, guten Raths und freundschaftlicher Leitung in dieser ungeheuern Stadt gewiß seyn durfte. Sein plötzlicher Tod erregte hier bey Allen, die ihn kannten, das größte Bedauern, und die Nachricht wird gewiß bey seinen vielen Bekannten in Deutschland ähnliche Gefühle erregen. Er hinterließ eine Wittwe, aber keine Kinder.

Der Amerikaner, Washington Irving, hat uns mit einem neuen Werke beschenkt, welches aus Erzählungen unter dem Titel, Tales of a Traveller, besteht. Vom Verfasser des Londoner Heremiten haben wir den Edinburger Eremiten und die Hochschotten (the Highlanders), einen Roman in drey Bänden, und von einem andern Schottländer, aus Scotts Schule, einen Roman, die Erbschaft.

Die Engländer haben, um den Holländern zuvorzukommen, eine Faktorey in dem von Kapitän King auf Neu-Holland entdeckten Hafen, den er Port Essington nannte, angelegt; zum wenigsten ist vor einigen Monaten in aller Stille ein Schiff

zu dieser Bestimmung abgegangen. Jene Küste wird jährlich von den Malayen von Macassar besucht, welche dort den Trepang für den chinesischen Markt fischen. Durch diese erwartet man englische Waaren auf den Inseln hinzuverbreiten; und in wenigen Jahren schon dürfte sich dort, wie auf Penang, eine bedeutende Kolonie von Malayen und Chinesen bilden. Der Hafen soll für die Moluccas sowohl als für die Carolinen und Philippinen und selbst für China sehr gelegen seyn.

Die seit einigen Jahren gemachten Anstrengungen, Goethe in diesem Lande so allgemein beliebt zu machen, als er es in Deutschland ist, haben, wie es sich erwarten ließ, eine Rückwirkung hervorgebracht, und es erheben sich jezt beynahe eben so viele Gegner gegen den alten literarischen Riesen, als er sonst Lobredner gefunden. Einer der furchtbarsten dieser Klasse hat sich im Londoner Magazine als namenloser Kritiker von dem vor Kurzem durch Hrn. Carlile von Edingburg übersezten Wilhelm Meister so streng und scharf gegen dieses Werk sowohl als gegen Goethe (und selbst gegen seinen Uebersetzer) ausgesprochen, daß er von einem von Goethe's deutschen Freunden eine Antwort zu erheischen scheint, besonders da dieses Magazin einen großen Einfluß übt, und der Kritiker mit keinen gemeinen Waffen streitet. Die Kritik ist in zwey Theilen erschienen, nämlich in den August- und September-Stücken, und verdient in Deutschland gelesen zu werden. Das lezte Stück dieses Magazins enthält auch den Beschluß von Schillers Leben, vom Uebersetzer Meisters, welches in drey Abtheilungen erschienen ist, und welches in Deutschland gewiß mit mehr Vergnügen gelesen werden dürfte, als die erwähnte Kritik; aber es ist nützlich, Alles zu prüfen, ja die Völker würden alle dabey gewinnen, wenn sie ihrer Eitelkeit gebieten, und mehr auf das merken könnten, was das Ausland von ihnen, ihren großen Männern und deren Geistesprodukten denkt und spricht.

Die Einführung von Dampfschiffen zwischen England und Indien findet in dem lezteren Lande eine so große Ermunterung, daß zu Calcutta eine Subscription eröffnet worden ist, um der ersten Gesellschaft, welche ein solches Schiff gehörig etablirt haben würde, eine Belohnung von 10,000 Pfund Sterling zu geben. Auch glaubt man, daß die Ostindische Gesellschaft dem Unternehmen sehr günstig ist; weßwegen man bald erwarten darf, innerhalb weniger als vier Monaten nach Ostindien und zurückreisen zu können; besonders da man es für wahrscheinlich hält, daß der Pascha von Egypten dazu bewogen werden könnte, eine Kunststraße über die Landenge von Suez machen zu lassen.

Die lezten Blätter des Calcutta'schen Journals, welches bekanntlich im vergangenen November von der Ostindischen Regierung unterdrückt wurde, enthalten eine gräßliche Geschichte von einer Suttie, welche mitgetheilt zu werden verdient. Zu Puna sollte ein Weib mit dem Leichname ihres Gatten verbrannt werden. Schon saß sie auf dem Scheiterhaufen, schon hatten die Flammen ihre Kleider ergriffen, als zwey gegenwärtige Engländer bemerkten, daß sie sich bemühte, zu entfliehen; da sie vorher wiederholt erklärt hatte, daß sie sich aus eigenem Antriebe verbrennen wollte, so hielten es die Herren nicht für rathsam, sich in die Sache zu mischen. Als aber einer der Priester das oberhalb der Unglücklichen aufgethürmte Holz auf sie hinabzustoßen suchte, und sie wirklich entsprang und sich zu den Füßen eines der Engländer warf, so hielten sie es für ihre Pflicht, sich der Armen anzunehmen. Sie schleppten sie daher, so schnell sie konnten, in den nahen Fluß, und löschten das Feuer in ihren Kleidern aus. Die herzlosen Priester wollten sie auf's neue zum Tode führen, aber jezt wollten es die Engländer nicht zugeben, als bis der Stadtbeamte entschieden hätte, und einer eilte sogleich in die Stadt, um denselben von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Ehe er aber noch mit demselben zurückkommen konnte, hatten sie die Braminen zur Erklärung vermocht, daß sie sich verbrennen lassen wollte. Da die Engländer das Volk aufzuregen fürchteten, so mußten sie es zugeben, daß die Wittwe von drey Braminen auf's neue auf den Scheiterhaufen geworfen ward. Kaum aber fühlte sie die Annäherung der Flammen, als sie wieder loszukommen suchte; die Braminen wollten dieses wo möglich verhindern, und warfen wirklich große Stücke Holz nach ihr, um sie auf einmal zu erschlagen. Die Engländer konnten sich nun nicht länger halten, sie nahmen die Frau unter ihren Schutz, welche sogleich aufsprang und ohne Hülfe in den Fluß lief. Drey Braminen folgten ihr hier nach, aber die Europäer erklärten ihnen, daß sie durchaus keinen neuen Versuch gestatten würden, bis der Beamte angekommen wäre; und da sie nach dieser Erklärung nichts weiter besorgten, so wandten sie ihnen den Rücken, um zu sehen, ob der Beamte nicht käme, um diesem teuflischen Verfahren ein Ende zu machen. Glücklicherweise sah sich einer um, und bemerkte mit Entsetzen, daß dieselben drey heiligen Schurken ihr Schlachtopfer unters Wasser getaucht hatten, und sie darniederhielten, um sie zu ertränken. Es läßt sich denken, daß sie die Unglückliche nicht lange in dieser schrecklichen Lage bleiben ließen, und die Engländer hielten sie im Wasser aufrecht, bis die längst erwartete Hülfe endlich erschien. Der Magistrat sandte sogleich die Braminen in's Gefängniß und die Frau in's Krankenhaus, wo sie aber schon am folgenden Morgen starb. Wir wollen zur Ehre der brittischen Nation hoffen, daß ihre Regierung in Indien einen solchen Mord nicht werde ungestraft lassen. Es ist in der That merkwürdig, daß die Engländer in Indien auf einer Seite gegen die Barbareyen der Hindus so viele Nachsicht bezeigen, während sie auf der andern ihre unschuldigen Vorurtheile mit unnöthiger Härte verletzen. So erzählt z. B. dasselbe Journal eine Anekdote, welche sich vor mehreren Jahren zu Allahabad ereignete, und welche zeigt, daß, wo es die eigene Bequemlichkeit gilt, alle Vorurtheile nachgeben müssen. Während der im Fort vorgenommenen Veränderungen sollte ein Schwindach, welches den berühmten unterirdischen Tempel Putal-Pubri deckte, niedergerissen werden. Unglücklicherweise waren die zu diesem Dienste befehligten Pionniers alle Hindus, und diese weigerten sich, das Heiligthum anzutasten. Der aufgebrachte Unteroffizier wollte Gehorsam gegen seine Befehle erzwingen, und fing an mit seinem langen Rohr ganz unbarmherzig auf die Leute einzuschlagen, bis bey einem verfehlten Hieb das Rohr zurückfuhr und ihm ein Auge ausschlug. — Die Hindus erklärten dieses als eine Strafe von ihren Göttern.

In einem Dorfe unweit Calcutta wollte sich im September vorigen Jahres ein Weib, nach dem Brauche ihrer eigenen Sekte, mit ihrem todten Gatten lebendig begraben lassen. Der Beamte des Orts wollte aber nicht darein willigen, obgleich er, wie er erklärte, nichts dagegen haben würde, wenn sie sich wollte verbrennen lassen. Das Weib warf sich hierauf auf den Leichnam ihres Gatten, blieb zwey Tage lang bewegungs- und nahrungslos auf demselben liegen, bis sie zulezt den Geist aufgab.

Nachschrift. Der Eigenthümer der englischen Opera hat so eben bekannt gemacht, daß auf den dringenden Wunsch vieler Freunde der Freyschütz auf's neue hervorgezogen, und dabey die Rollen des Hrn. Braham und der Miß Stephens durch Hrn. Pearman und Miß Paton ersezt werden sollen.

Druckfehler.

In der gestrigen Nummer 226. ist auf der lezten Spalte Z. 14. der Korrespondenz zu lesen: Fürsten statt Förster.

Beylage: Literaturblatt Nro. 76.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. September 1824.

Das Volk kennt nur die offene Tafel der Fürsten und Großen, aber nicht ihre einsame Unverdaulichkeit; nur ihre öffentlichen Freuden, nicht ihre geheimen Schmerzen.

Jean Paul.

Die Armagnacs und die Burgundischen.

Historische Skizze der Jahre 1380 bis 1421.

Die innern Kriege, welche während des Zeitraums der angegebenen vierzig Jahre zwischen dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in Frankreich wütheten, sind, dem Wesen nach, denen so ähnlich, welche Schluß und Beginn des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in diesem Reiche bezeichnen, daß sie dem denkenden Leser Veranlassung zu interessantem Vergleich geben werden.

*

Karl V., König von Frankreich, machte auf seinem frühzeitigen Sterbelager drey Verordnungen, das Wohl seines Hauses und seines Reiches zu sichern. Allein sie waren alle drey unzulänglich, oder schlugen zum Unheil beyder aus, und Frankreich erlebte großes Unheil durch den Tod jenes trefflichen Königs.

Es waren die Verordnungen, die er getroffen, folgende: Sein zwölfjähriger Sohn, Karl, sollte binnen wenigen Monaten gekrönt werden. Sofort nach der Krönung sollte derselbe, mündig erklärt, die Herrschaft unmittelbar verwalten, unter Leitung seiner vier Oheime, der Herzoge von Anjou, Berry, Burgund und Bourbon. Zum Dritten gebot er, dem jungen Könige eine Gemahlin aus den deutschen Fürstentöchtern zu wählen.

So mocht' er hoffen, sein kaum wiederauflebendes Frankreich der Habsucht und Gewaltthätigkeit des Herzogs von Anjou zu entziehen, welchem das Herkommen die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Thronerben sicherte; so auch den Fehden um die Regentschaft vorzubeugen, welche sich bereits zwischen den Prinzen entspannen.

Seine Absicht war wohl, den Thron Frankreichs hiedurch seinem Sohne wider einheimische Usurpation zu sichern, und dem Hause Valois eine Stütze in Deutschland zu verschaffen. Eine Stütze, die es sehr nothwendig hatte, um eben jenen Thron gegen die Ansprüche der Nachkommen Isabellens, der Tochter Philipps des Schönen, zu vertheidigen. Die Fehden, die deßhalb geführt wurden, und die während der Regierung seines eigenen Vaters, Johann des Guten, das Haus Valois dem Verlust seiner Krone nahe gebracht, ruhten nämlich seit dem Tode des schwarzen Prinzen, ihres Enkels, und während der Regierung seines Sohnes in England, allein sie konnten dessen ungeachtet nicht für beygelegt angesehen werden.

Aber die menschliche Vorsicht regelt nicht den Augenblick, geschweige Jahrzehnde; nicht die Gegenwart, geschweige die Zukunft.

Schon eine Handlung, wie die Krönung des jungen Karls VI. zu Rheims*), hätte genügt, physisch und moralisch den Grund zum Wahnsinn in ein minder schwaches und reizbares Kind zu legen, als der junge König war.

Dreyßig blasende Trompeter schmetterten ihm vorauf, während er zu Roß seinen Einzug in die alte Krönungsstadt hielt, umgeben von den Pairs und Baronen seines

*) Am Sonntag Allerheiligen 1380.

Reichs, begleitet von einem zahlreichen Adel und dessen Söhnen, auch noch Knaben, wie er.

Vor der Kirche Notre-Dame, empfangen auf deren Stufen vom Bischof und der Geistlichkeit, stieg er ab sammt seinem Gefolge, hörte die Vesper und durchwachte den größten Theil der Nacht, umgeben von den Kindern seines Geleites, im Gebete.

Am folgenden Morgen salbte der Bischof von Rheims ihn mit dem heiligen Oele*), welches, der Sage nach, ein Engel vom Himmel gebracht hat, zur Salbung der Könige von Frankreich, und welches nimmermehr abnimmt. Dann schlug er vor dem Hochaltar die adeligen Knaben seines Geleites zu Rittern, saß während des Hochamts auf hohem, mit Goldstoff überdecktem, Gerüst im königlichen Schmuck, die schwere goldene Krone auf dem Haupte, zu seinen Füßen, auf niedrigem, gleich prangendem, Gerüst die Knabenritter, eine Freude und ein Schauspiel der Menge, welche tief unten, dicht gedrängt, daß kein Fußtritt mehr Raum am Boden fand, das dunkle Schiff der Kirche anfüllte, und jauchzend seine Herrschaft und die Verkündigung begrüßte, daß der junge König, zur Verherrlichung seiner Krönung, alle Steuern, Zölle, Abgaben und Lasten abgestellt habe, welche alle die Nation hart bedrängten.

Nach der Krönung ward im Hofe des Schlosses gespeist, dessen Säle die Masse des gegenwärtigen Adels nicht fassen konnten. Hierbey saß der König wiederum auf erhöhtem Gerüste, bedient von den vier vornehmsten Baronen Frankreichs zu Roß: ehrerbietig fern ab von ihm, an derselben Tafel, die Herzoge von Brabant, Anjou, Berry, Burgund und Bourbon, bärtige Krieger; von der hohen Geistlichkeit der Bischof von Rheims und andere Prälaten.

Die physische Anstrengung, welche die Ceremonie mit sich brachte, wäre überwältigend gewesen für einen Erwachsenen; sie mußte um so mehr das Nervensystem eines reizbaren Knaben erschüttern. Jedenfalls mußte die Verwirrung der Erdensalter, welche dabey stattfand, die öffentliche, gesetzliche Ausübung der schönsten Handlungen männlicher Kraft und Vernunft, bey Ohnmacht und Unmündigkeit des kindischen Alters, auch die Möglichkeit natürlicher, richtiger Begriffe aufheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) La sainte ampoulle.

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

XI.

„Nichts ist leichter, als Tadel,
Und schwerer nichts, als Bessermachen.
Das lehren uns alle Geschichtschreiber,
Von Herodot bis Kotzebue!
Wer in seiner Seele sie ausrotten will
Die Fleischauswüchse der Ideen,
Die Ueberbeine abstrakter Theorieen,
Und den Krebsschaden der Perfektibilität,
Der lese Geschichte,
Und nichts als Geschichte,
Und er wird nach und nach,
Wenn es ihm sonst wohlgeht,
Fügsam-ruhig
Und praktisch-zufrieden werden.“ —
Ich sah mich um, als ich so sprechen hörte,
(Ich saß bey Jagor, dem Hof-Traiteur)
Und der Redner war ein blutjunger Mann;
Oder vielmehr nicht blutjung,
Sondern ein blasser Jüngling;
Und zu seinem älteren Nachbar gewendet
Fuhr er also fort:
„Sie tadeln hier Jegliches:
Das Theater, die Rinnen,
Die Akademie, die Erleuchtung;
Kurz Alles, von A bis Z.
Können Sie's aber auch bessern?
Oder sind Ihnen zum wenigsten nur
Die Hindernisse bekannt,
Die unbesiegbaren,
Die in Lokal und Klima,
In Produkt und Charakter,
In der Natur der Sache liegen,
Und so manches Ding unmöglich machen?
Vom Theater will ich nicht sprechen,
Auch von der Akademie nicht.
Aber die Straßenerleuchtung,
Die Rinnen, das Steinpflaster!
Hier tritt uns sogleich
Finanz und Statistik,
Charakter und Boden entgegen.
Und jedes wirbelnde Stäubchen,
Und jeder Stein in den Straßen
Ruft uns die weise Lehre zu:
Wollt es nicht besser fordern,
Als eure genügsame Altvordern!
Gegen Steine, Sie werden das einsehn,
Läßt sich nicht disputiren.
Die unsern sind rund von Natur,
Oftmals spitzig sogar;
Das ist nun freylich unbequem,
Aber zu ändern unmöglich.
Auch gleicht sich's im Ganzen wieder aus;
Denn was der Fußgänger schmerzlich beklagt:
Das mangelhafte Pflaster,
Das freut den Gerber, den Schuster,

Und den Hühneraugenarzt,
Der auch leben, auch pflastern will.
Der herrschende Nord-Ostwind
Bläst durch die schnurgeraden Straßen,
Wirbelt auf freyen Plätzen;
Und so — Lehmboden haben wir nicht —
Treibt er den leichten Sand fort,
Leckert die Steine lose,
Und wühlt jene zahllosen Löcher,
Die, wenn sie zur Regenzeit mit Wasser gefüllt sind,
Kleinen Landseen gleichen.
Auch dieses ist nicht allzu bequem;
Doch ebenfalls zu ändern unmöglich!
Boden und Klima dulden es nicht.
Was nun die Rinnen betrifft,
So ist die ebene Mark
Nicht die gebirgige Schweiz.
Bedenken Sie, daß die Viertelmeile
Vom hallischen Thor bis zum Spiegel der Spree
Kaum zwanzig Zoll Gefäll hat!
Wie soll das Wasser da laufen?
Auch läuft es nicht, es steht.
Und da es unmaßgeblich sich richtet
Nach Umständen und Lokalitäten,
So kann man gewissermaßen sagen:
Es steht mit Verstand still.
Welche Kosten würd' es verursachen,
Wie würd' es den Bürger drücken,
Wenn man durch Druckwerke,
Durch hydraulische nämlich,
Die Stadt zu reinigen suchte?
Oder gar durch den Schafgraben,
Wie solches phantastische Schwärmer vorschlugen!
Hier tritt uns die Finanz entgegen.
Vermag man neue Abgaben auszuschreiben?
Und wer soll sie tragen?
Ohne Unterschied Alle?
Oder der Reiche nur?
Der Hausbesitzer, oder der Miether?
Nach welchem Verhältniß, nach welchem Kadaster
Sind sie zu heben?
Dieselben Fragen bieten sich dar
Hinsichtlich der Straßenerleuchtung,
Die Sommers unmöglich
Beym Vollmond nicht thunlich ist.
Kurzum der Charakter der Luft und des Bodens
Der Ströme, der Landesprodukte,
Des Verkehrs, und so weiter;
Alles dieses sind praktische Dinge,
Von denen die Theorie
Auch nicht das Geringste sich träumen läßt." —

So sprach der blasse Jüngling,
Da begann sein älterer Nachbar:
Sie haben bey ihrer Charakteristik
Doch Einen Charakter vergessen:
Den Charakter nämlich des tüchtigen Mannes!
Und dieser möge,
Theoretisch nicht!
Nein praktisch antworten für mich. —
Was war die Geißel der Reisenden,
Das Stichwort allgemeinen Spott's,
Die armseligste Einrichtung Deutschlands,
Ja des ganzen Europa's? —
Unstreitig das preußische Postwesen,
Das, einem wuchernden Gestrüpp gleich,
Dornenvoll das Land durchkreuzte,
Und höher stets und dichter aufschoß
Im schmutzigen Dünger
Hundertjähriger Faulheit!
Da, von dem König berufen und ausersehn,
Trat ein Mann auf,
Sage: ein Mann!
Und in wenigen Jahren,
Ein zweyter Herkules,
Hat er den Augiasstall gereinigt:
Den raschen Strom sinniger Thätigkeit
Durch die barbarische Wildniß leitend. —
Nicht mehr auf Leiterwagen
Reiset durch Preußen
Der gefolterte Passagier;
Artig ist jezt der Postmeister,
Er behandelt den Reisenden nicht mehr
Schlechter als das Gepäck;
Nicht vor jeder Dorfschenke mehr
Hält der Postillion an,
Und fährt fort zu trinken, zu plaudern,
Und mit den Mägden zu schäkern,
Während man halbe Stunden lang
Vergebens ihm zurief fortzufahren,
Bis er dann endlich kam
Und nun, nicht aufstieg,
Nein, frech, mit boshafter Miene,
Zu Fuß, und Tabacksqualmend,
Langsam neben dem Wagen herschlich.
Höflich nimmt er das Trinkgeld jezt,
Ohne zu betteln, zu fluchen
Oder dem Kamerad zu winken:
Die nächsten vier Meilen
Noch saumseliger als er,
Noch boshafter zu seyn. —
Auf geebneten Wegen
Rollen die stattlichen Wagen,

Im raschen Laufe,
Leicht und bequem,
Daher und dahin!
Die Zahl der Reisenden mehrt sich,
Wie der Verkehr,
Und reinliche Gasthäuser laden uns ein,
Da wo sonst Hütten standen,
Aermliche schmuzige Kneipen! —
Wär' ich ein Dichter,
Hymnen säng' ich dem Manne,
Der, einem Heros gleich,
Den armen Reisenden
Von hundert Thieren der Wildniß,
Von tausendfältiger Folter befreyt;
Und mit thatkräftigem Willen,
In kürzester Zeit,
Einriß, was Keiner wagte,
Und wieder aufbaute,
Was Keiner für möglich hielt.
Hymnen säng' ich dem Manne,
Wär' ich ein Dichter! —
So sprach er, da eilt' ich von dannen;
Und gedenkend der Qual und der Schmach,
Die früher auch ich
Reisend erduldet,
Und im Gefühle des Danks
Für die stattliche Schnellpost,
Die nächstens errichtet,
Auch nach dem gastlichen Dresden eilt,
Zu den Schätzen der Kunst,
Zu meinem Freunde mich führend,
Schrieb ich das Gasthausgespräch
Wörtlich hier nieder.
Leider ist es kein Hymnus,
Und eines Naglers nicht würdig!!

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Gallen, Julius.

Die St. Gallische naturwissenschaftliche Gesellschaft hat jüngsthin ihre fünfte Jahresfeyer gehalten und gewohntermaßen von ihrem Vorstand, dem Doktor und Appellationsrath Hrn. Zollikofer, den Bericht der Jahresverhandlungen erhalten, in dessen Eingang der achtungswürdige Mann sich unter anderm also ausdrückt: „Bescheiden in unsern Ansprüchen, genügsam mit den wenigen uns zu Gebote stehenden Hülfsmitteln, von unverdrossenem wissenschaftlichen Eifer beseelt, sey unser Zweck wie unser Ruhm, die Liebe für die Wissenschaften in unserm Wirkungskreise erweckt und gepflegt, dem Geist den Anlaß zum Forschen und Denken erleichtert und vervielfältigt, so wie der Seele den schönsten Genuß durch Erweiterung ihrer geistigen Erkenntniß bereitet zu haben. Auf daß der Geist stets tüchtiger werde, das Wahre vom Falschen, die Wirklichkeit von Täuschung, das Licht von Finsterniß zu unterscheiden, wenn je der verbrecherische Versuch gelingen sollte, die Zeiten auch nur eines trügerischen Zwenlichtes zurückzuführen, auf daß die Seele in unbefangener Anschauung der Natur, ihre Geseze und Wirkungen in klarer Betrachtung vom untersten Geschöpf hinauf bis zum unendlichen Urheber, vor den Abwegen des Irrthums, des Vorurtheils und Aberglaubens sich bewahren lerne. Wenn wir uns werden sagen können, daß wir diesem Ziele näher gerückt seyen, so haben wir auch die edelsten Zwecke der Menschheit befördert; dann haben wir unserm eigenen Daseyn die schönste Bestimmung gegeben." Von den Arbeiten und Vorlesungen der Gesellschaft wollen wir, da die mehreren allerdings ein vorherrschend örtliches Interesse haben, weniger einzelner nur gedenken. Der Hr. Professor Scheitlin las ein „freymüthiges Wort über das jezige Streben nach einer apriorischen Universal-Naturphilosophie." Der Begriff von Naturphilosophie, hält der Verfasser dafür, sey durch sich selbst nicht genau bestimmt. Die Definitionen desselben fallen je nach den Ansichten von Philosophie überhaupt verschieden aus. Wer, wie Aristoteles und Kant, Erkenntniß aus Erfahrung ableitet, stellt auch die Naturphilosophie auf Erfahrung. Diejenigen, die die Begriffe aller Dinge als Ideen von der höchsten Intelligenz unsrer Intelligenz eingeboren seyn lassen, wie Plato, Leibniz, stellen die Behauptung einer apriorischen Entwicklung einer Naturphilosophie auf. Die Geschichte lehrt, daß, wenn auch nicht zuerst Erfahrungs-Erkenntniß gesammelt werden mußte, solche durch Jahrtausende hindurch gesammelt worden ist, ehe man auf den Gedanken gekommen, aus der Erfahrung heraus zu philosophiren. Die Geschichte belehrt uns ferner, daß die von etlichen vorzüglichen Köpfen als apriorische Construction der Natur gegebene Naturphilosophie nicht über die Zeiterfahrung hinausging. Bis jezt ist kein neuer Stoff, selbst durch die kühnsten Naturphilosophen nicht, gegeben worden, sondern nur Folgerungen aus Thatsachen, oder aus der Erfahrung; oder es sind nur Folgerungen gestellt, die bis jezt noch durch keine Erfahrung gerechtfertigt wurden, — oder auch solche, die wohl gar nie gerechtfertigt werden konnten. Doch steht ein solches Streben nach einer apriorischen Naturphilosophie auf gutem Boden fest, und verdient troz aller mißlungenen Versuche unsere Achtung und Dank. Ein Streben nach derselben, das, wie die Geschichte lehrt, seit Jahrtausenden bestund, und nie ganz, selbst in dunkler Mitternacht nicht, erloschen ist, beweiset ein stehendes Bedürfniß, einen Trieb der Vernunft, welcher die Möglichkeit, wenn auch nicht die Wirklichkeit der Sache verbürgt. Der feste Boden der Naturphilosophie aber, wodurch sie ihre Behauptung rechtfertigt, daß sie die Wahrheit wenn nicht erkenne, doch erkennen könne, dürfte darin begründet seyn, daß die ganze Natur mit all ihren Theilen gewissen allgemeinen Gesezen unterworfen ist, und wenn dieser Saz nicht blos Erfahrungssaz, sondern Vernunftprinzip und Produkt ist, so wird damit auch die Möglichkeit einer apriorischen Naturphilosophie gesezt. Die Schwierigkeiten endlich berührend, die einer solchen bis jezt noch im Wege standen, die Unsicherheit des Gefundenen, und warum man bis dahin immer nur bey dem stehen geblieben, was aus der Erfahrung gegeben worden, schließt die philosophirende Abhandlung mit der Hoffnung, daß vielleicht nach Jahrtausenden eine Naturphilosophie aufgestellt werden könne, wenn man nicht länger, wie jezt, auf einige allgemeine Säze beschränkt bleiben müsse, sondern aufbauen könne, und wenn so leicht nicht mehr das Universale, das Solare, Tellurische und Individuelle miteinander verwechselt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. September 1824.

Das Schicksal aller Staaten hängt von der herrschenden Gesinnung ab.

H. Steffens.

Die Armagnacs und die Burgundischen.

(Fortsetzung.)

Obgleich der junge König die Summe aller Herrschergewalt in sich vereinigen sollte, so theilten sich doch bald die Herzoge von Burgund, Anjou und Berry in die Rechte der Krone, wie sie auch schon den Grundbesitz derselben an sich zu bringen gewußt. Der Leztere plünderte als Statthalter das Volk von Languedoc. Fünf bis sechs Schatzungen jährlich, zu einem Drittel, einem Viertel, einem Zwölftel seines Vermögens mußte es aufbringen. Die Werkzeuge zur Bebauung seiner Aecker und Weinberge wurden ihm entrissen. Bald zogen Grundbesitzer als Bettler umher.

Nicht ganz so ohne alle Schonung sog der Herzog von Burgund die, seiner Statthalterschaft untergebene, Normandie und Picardie aus. Der junge König und das Uebrige kam an den Herzog von Anjou als Beute, in so fern seine Habsucht es nicht schon binnen der wenigen Monate seiner Regentschaft verschlungen, wie den Schatz, welchen Karl V. gesammelt, die Kleinodien dieses Königs, auf deren Raub er in dessen Vorgemach schon in der Stunde seines Verscheidens lauerte. Unerschwinglich vermehrte er gar bald die Summe der Abgaben und Lasten, deren Verminderung Karl angelegentlich empfohlen. Hierob empörte sich das Volk von Paris, und erlangte von seiner Feigheit, daß in einer Generalversammlung der Stände zu Paris alle Neuerungen abgestellt würden, welche seit Philipp dem Schönen eingeführt worden waren. Der Geist des Aufruhrs hatte alsbald Wurzel gefaßt, und ein Versuch neuer Erpressungen zu Unterstützung des Waffenzuges, welcher den Herzog in Besitz der Krone von Sicilien sezte und Frankreich von ihm erlöste, vermehrte ihn noch.

Jener Geist äußerte sich damals hauptsächlich in den Städten. Er wurde in Flandern gebrochen durch den Herzog von Burgund, der jezt, an die Spitze des Einflusses getreten, die Waffen Frankreichs dorthin richtete, um einen Aufstand der Genter wider den Grafen Ludwig von Flandern zu unterdrücken, welcher das Erbgut seiner Gemahlin, der Erbtochter jener Grafschaft, bedrohte. Allein die Benutzung des heilsamen Sieges lud auf die Herrschaft des jungen Königs den Haß der Nation und die Blutlast der Hinrichtung unschuldiger Männer, wie die des greisen Johann Desmarets, der, auf dem Wege zum Schaffot, als das Volk ihm zurief, um Gnade zu flehn, zurückrief: „Ich habe den Königen Philipp, seinem Aeltervater, Johann, seinem Großvater, Karl, seinem Vater, redlich gedient. Sie haben keine Schuld an mir erfunden, auch er würde keine an mir finden, wenn er im Stande wäre, Männer zu beurtheilen und zu richten. Ich habe nichts mit Gnadeflehn zu thun. Gott rufe ich an um Gnade, daß er mir meine Sünden vergebe, sonst aber Niemand!“

Ueberdrüssig des Drucks der Gewalt und der Herrschsucht seines Oheims, selbst Augenzeuge der Bedrückungen, wodurch der Herzog von Berry die, seiner Statthalterschaft

untergebenen, schönen südlichen Länder der Krone zu Grunde richtete, umgeben von Höflingen, welche selbst nach gleicher Gewalt streben, übergab Karl sich selbst und seine königliche Macht vorzüglich dem Konnetabel Olivier von Clisson, welcher an der Spitze der letztern Parthey stand.

Clisson benutzte das königliche Ansehen nicht besser, als die Herzoge von Burgund und Berry es benutzten. Auch er machte seine Privathändel zur Angelegenheit der Krone, und plünderte die Nation. Die Ränke der Erstern zu seinem Sturze und zum Sturze seiner Parthey wurden die Ursache des Ausbruchs einer an völligen Wahnsinn gränzenden Geistesabwesenheit Karls auf seinem Zuge wider den Herzog von Bretagne, den eine Privatfeindschaft Clissons veranlaßt hatte. Die gänzliche Entfernung des Königs von den Geschäften war die erste Folge davon; sein Testament, das er eben gemacht, und in welchem er über fünfzehn-hundert-tausend Franken verfügt, mußte den Vorwand dazu geben. Allein furchtbarere Nebenbuhler der Gewalt, als Clisson und sein Anhang gewesen, traten dem Herzoge von Burgund, der dieselbe damals verwaltete, in der Person der Königin Isabelle von Bayern und dem Herzoge von Orleans, ihrem Buhlen, dem Bruder des Königs, nunmehr entgegen. Und somit zeigen sich nun auch die unglückseligen Folgen der dritten Anordnung des sterbenden Karl.

Isabelle von Bayern, Isabeau, nach der damaligen Sitte mit den Endsylben der Namen zu tändeln, war die deutsche Fürstentochter, die man zufolge jener Anordnung seinem Sohne vermählt hatte. Wollüstig, leidenschaftlich, habsüchtig, schön und roh, wie die Geschichte sie schildert, unterstützte sie bey ihrem sinnlichen, schwachsinnigen Gemahl das Ansehn seines Bruders, des ausgelassenen, ausschweifenden Herzogs von Orleans, mehrte durch dessen Einfluß ihren eigenen, und Beyde sogen gemeinschaftlich das Land aus, ohne andere Rücksicht zu nehmen, als auf ihren Geiz, ohne andern Zweck, als ihrer Wollust zu fröhnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

XII.

Wenn es ein Fehler ist, oder ein Unglück,
Daß ich das Häßliche nicht,
Wie andre Leute, gewohnt werde;
Daß Unbequemes und Störendes
Nicht nachläßt, mir weh zu thun;
Nicht aufhört, mich zu prickeln;
Und just am heftigsten da,
Wo ich geheim, durch Bande der Natur,
Mich immer wieder angezogen fühle;
Wenn das ein Unglück ist, oder ein Fehler,
Was ich nicht leugnen will;
So ward mir Ersatz dafür
Durch ein Gnadengeschenk,
Für das ich dem Himmel
Nie genugsam zu danken vermag.
Denn redlich darf ich sagen:
Auch was edel und schön ist,
Nie werd' ich es so gewohnt,
Daß seine Wiederkehr
Stumpfsinnig mich fände.
Der unsterbliche Schiller,
Er möge die Gewohnheit
Des Menschen Amme nennen;
Mich hat sie nimmer
Mit ihrem betäubenden Mohnsaft getränkt,
Nie in schaukelnder Wiege mich eingelullt!
Wie in den ersten Jünglingsjahren,
So mit namenloser Frühlingswonne
Erfüllt noch heute mich
Die grünende Flur,
Der blühende Fruchtbaum,
Waldeinsamkeit
Und Nachtigallenlieder!
Wie damals steh' ich noch heute
Ergriffen, staunend,
Bewegt und entzückt
Vor den Marmorwerken der Alten;
Vor Raphael, Eyck und Hämmling;
Vor Goethe's
Und Deines Shakespear's Gebilden! —
Und so durchwandl' ich auch
Die gewohnten Straßen,
Die bekannten Plätze
Der schönen heitern Geburtsstadt,
Und fühle mich immer und immer
Neu angeregt,
Immer und immer
Erfrischt und freundlich beruhigt. —
Wenn heut zu Tage
Altväterische Herrlein und Dämlein
Gerade Straßen krumm nehmen,
Breite engherzig finden
Und helle trübselig;
So gönn' ich ihnen den Kellergenuß
Schmaler, düsterer Winkelgäßchen,
Und die Lust, mit verrenktem Nacken
Dort aufzuschauen

Zu thurmhohen Steinmassen,
Die Willkür und Laune,
Und Nothdurft und Nothwehr,
Zwischen Wall und Graben,
Planlos zusammengestoppelt.
Aber wenn Du, mein Freund,
In Rom wandelnd,
Vom hohen Kapitol herab
Geistergeflüster vernimmst;
Und des Colisenms Wölbungen
Vom Weltgericht der Geschichte
Sagen verkünden und Wunder,
Furchtbar und tröstend,
Erschütternd und beruhigend;
So reden auch hier —
Wenn auch aus Trümmern nicht —
Marmor und Erz,
Palast und Standbild
Manches bedeutsame Wort. —
Mag ich am Tag', im Gewühl des Verkehrs,
Oder die Stadt durchwandeln
Bey nächtlich-stillem Mondenschein,
Al überall
Ruft es bald laut,
Bald leiser mir zu,
Welch eine Reihe allhier
Würdiger Fürsten,
Tapfer und weise,
Gerecht und erleuchtet,
In ununterbrochener Folge regiert. —
Hier an der Schwelle der Altstadt
Gebeut Ehrfurcht dein Bild,
Milder, braver, großer Churfürst!
Größer als Frankreichs Ludwig,
Dein großbenahmter Zeitgenosse.
Hier lebt noch Friedrichs Genius,
Es waltet sein Geist hier
In ächt königlicher Pracht!
Und von dem schönen Säulenthore,
Das Friedrich Wilhelm erbaute,
Zeigt die Viktoria
Auf seines,
Auf ihres Sohnes einfaches Wohnhaus;
Und hindeutend zugleich auf den Prachtweg,
Den jüngst von ihm verschönten,
Den köstlichsten, edelsten,
Deß irgend eine Stadt
Rühmen sich kann,
Scheint sie dem Bürger zuzurufen:
Ehret des Königs erhabenes Selbstvergessen!
Nur eurer gedenkt er,
Wenn er mit reichem Wohlwollen
Seine geliebte Stadt
So freygebig beschenkt,
Daß sie alljährlich
In neuer Prächtigkeit
Herrlich erglänzt —
Während für seinen Gebrauch
Kein Prachtbau emporsteigt,
Kein Glanz ihn umgibt! —

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg.

Man darf wohl mit Recht behaupten, daß, wer die einst so berühmte, reiche und gewerbfleißige Handelsstadt Hamburg, früher die dritte in Hinsicht der Geschäfte und des Reichthums in Europa, in zwanzig Jahren nicht gesehen hat, sie jezt kaum wieder erkennen wird: so sehr hat sie sich in allen Dingen verändert. An äußerer Eleganz nimmt sie fast täglich zu; große Gebäude, die sich besonders durch ihre wahrhaft in Erstaunen sezende Höhe auszeichnen, werden in allen Haupt- und selbst in den Nebengassen aufgeführt, und man stößt nicht selten auf Häuser von sechs, sieben und mehreren Stockwerken, an die man, wie an einen Berg, hinansieht. Zu den neuerdings erbauten großen Häusern gehört auch besonders das am Ende des Jungfernstiegs bey der sogenannten Kunst (ein Ort, von wo aus der größeste Theil der Stadt mit gutem Trinkwasser, vermittelst eines trefflichen Druckwerks, versehen wird) ausgeführte Belvedère, das seinen Namen mit Recht führt, denn dieses Gebäude beherrscht den schönen Jungfernsteig und das köstliche Alsterbassin. Es ist ein Wirthshaus, wo sich die beste Gesellschaft von Männern zu versammeln pflegt. Die Hausmiethen stehen hier im Verhältniß zu andern Dingen noch immer sehr hoch, denn der Miethhäuser werden immer weniger, indem Jeder, der einen neuen Hausbau vornimmt, immer nur darauf ausgeht, Palläste hinzustellen. Durch die schönen, neuaufgeführten Gebäude gewinnt aber die Stadt keineswegs an Regelmäßigkeit, denn die meisten Gassen, besonders in der Altstadt, bleiben krumm, eng und unregelmäßig. Mit löblicher Sorgfalt wird aber das Straßenpflaster versehen, und wir dürfen behaupten, daß wenige große Städte sich in der Hinsicht mit uns messen können; nur wären noch mehr Trottoirs zur Bequemlichkeit der Fußgänger zu wünschen; doch haben die besten Straßen diese auch schon, und es werden immer mehr noch angelegt.

Die äußern Umgebungen der Stadt gewinnen mit jedem Tage; die Hauptthore, jezt alle vollendet, bieten einen imposanten und sehr schönen Anblick dar; sie haben nichts festungsartiges mehr, sondern laden den Wanderer gastlich ein; Abends macht sich die Beleuchtung derselben, die fast verschwenderisch eingerichtet ist, außerordentlich schön, und ich begreife sehr wohl, wie groß und imposant sie dem Fremden erscheinen müssen. Der Theil des Walles, der bis jezt vollendet ist — er heißt der Sternschanze — ist vielleicht einer der reizendsten und in jeder Hinsicht schönsten Partieen der Welt; jeden Augenblick wird das Auge durch neue Wunder überrascht und entzückt. Man denke sich sanft hinanziehende Hügel, bedeckt mit vielen Tausenden von den verschiedenartigsten Gesträuchen und Bäumen, die einem saftiggrünen Rasen entsprießen; zwischendurch winden sich eine Menge breiter Fußsteige, ganze Felder sind mit den köstlichsten Rosen in allen Farben und Arten bedeckt, einge-

faßt durch breite Reseda-Ränder; hier beugt sich eine Masse spanischen Hollunders unter der Last der Blüthen fast bis zur Erde, dort schimmert ein großes Feld mit dem prächtig glühenden Mohn; hier stehen Tausende von farbigen Astern, dort verhauchen Levkojen ihre Balsamdüfte; kurz, ich könnte nicht enden, wenn ich beschreiben wollte, wodurch Alles die Sinne auf die lieblichste Weise überrascht. Der sorgfältigst und mit der äußersten Verschwendung hier eingerichtete Garten kann keinen lachenderen Anblick darbieten, als es dieser Theil des Walles thut; nach zehn Jahren, wo die ganze Stadt von einem solchen irdischen Paradiese umgeben seyn soll, wird Hamburgs Wall unstreitig seine größeste Merkwürdigkeit seyn. Am äußersten Punkte des sogenannten Stindtfangs hat man einen großen runden Platz, der vielleicht tausend Menschen fassen kann, mit einem hübschen Geländer umgeben, und auf diesem Punkte genießt man der köstlichsten Aussicht, denn links sieht man die ganze Stadt mit ihren Häusermassen und Thürmen, hinter sich den Wall in seiner vollendeten Schönheit, rechts Altona, die Gegenden zwischen beyden Städten und den Stadtgraben, der einem hübschen Flusse mit hohen Ufern gleicht; auch er ist mit Blüthengesträuchen bepflanzt, und vor sich die majestätische, hier fast eine Meile breite, Elbe mit den grünen lachenden Elbinseln, ihren Schiffen, Kähnen und Barken. In weiterer Ferne erblickt man das hannöverische Ufer, das in einem bläulichen Dufte verschwimmt und als einzelne Lichtpunkte die Küstenstädte Haarburg, Horneburg, Buxtehude und fernerhin auch Stade darbietet, deren spitzige Thürme sich in der Fluth spiegeln. Das Gewühl und Getreibe des Hafens, den man hier ganz übersieht, die großen Schiffe, mit den farbigen Flaggen und Wimpeln, von allen Theilen der Welt hier zusammengekommen, die eigenthümliche Bauart der Schiffe jeder Nation, die auffallende Kleidung der Matrosen, das ewige Kommen und Gehen, bieten einen Anblick dar, der vielleicht in dieser Zusammenstellung mit so großen Naturschönheiten, selten so wieder gefunden werden dürfte, und dieser entzückende Platz ist nicht das Eigenthum eines einzelnen Beglückten, sondern das Aller, die Sinn für so etwas haben, und das Bettelkind darf den Duft dieser Blumenmasse mit eben der Freyheit einathmen, womit der Begütertste und Vornehmste ihn genießt; das aber scheint mir eben der größte Vorzug dieses Platzes, daß er in seiner Schöne ein Gemeingut ist. Wie oft habe ich mich nicht an dem Anblick einer Mutter aus der niedrigsten Klasse des Volks erfreut, die mit ihren Kindern unter diesen köstlichen Blüthen spielte, als sey sie in ihrem Eigenthum, oder eines kranken Greises, der sich zu einer der Bänke führen ließ, um halbe Tage lang im Freyen und in so herrlicher, gesunder Umgebung sich des Anblicks der schönen, für ihn nun bald verschwindenden, Welt zu erfreuen. Die Anordnung und Verschönerung dieses Platzes verdanken wir besonders der Sorgfalt unsers trefflichen Mitbürgers, des ehrwürdigen Oberalten, G. E. Martens, ein Name, der in den Annalen der Stadt unsterblich seyn wird, weil er einem Manne gehört, dessen einziges Bestreben die allgemeine Wohlfahrt ist; er steht an der Spitze jeder löblichen Unternehmung, und wie er hier bemüht war, durch Verschönerung der Stadt seine Mitbürger zu erfreuen, so widmet er auf der andern Seite auch selbst dem schuldigen Theile seiner Mitmenschen seine liebevolle Sorgfalt, denn auch unsern Gefängnissen strebte er die möglichst beste Einrichtung zu geben, und das Loos der von der Menschheit Ausgestoßenen auf alle Weise zu mildern.

(Der Beschluß folgt.)

St. Gallen, Julius.

(Beschluß.)

Der Mechanikus, Hr. Zuber, trug als Beytrag zur Meteorologie der Gegend von St. Gallen seine vieljährigen sorgfältigen Beobachtungen vor, über Winde, Gewitter und Blitzschläge; er legte auch zwey Tafeln vor, über das Fallen, die Tiefe und das Schmelzen des Schnees in den Jahren 1822 und 1823, durch eine Linie nach Höhen über dem Meere bezeichnet; Tafeln, die, wenn sie eine Reihe von Jahren fortgesezt sind, werthvolle Ergebnisse über meteorologische Verhältnisse, die Fruchtbarkeit der Jahre u. s. w. an die Hand geben mögen. Der Zoologe, Hr. Hartmann, lieferte manche gute Bereicherung und Berichtigung zu dem Handbuche der schweizerischen Säugthiere von Römer und Schinz. Auch die HH. Professor Scheitlin und Doktor Curti lieferten Beyträge zur schweizerischen Thierkunde. Der Pfarrer Steinmüller gab einen Nachtrag zu seinen alpenwirthschaftlichen Arbeiten in dem Bericht über die Bündner Saumer und ihre Lebensart. Er entwirft darin ein lebendiges Gemälde von Gewerbe und Sitten einer, mit dem schweizerischen Hochgebirge in genauer Verbindung stehenden, bisher von den Schriftstellern über die Alpen meist unbeobachtet gelassenen, zwar sehr rohen, aber dennoch für den Verkehr nützlichen Menschenklasse. Aus ihrer Lebensart, aus ihrem täglichen Kampfe mit Gefahren und mit der Unbill der Elemente, so wie ihrem Umgange, der sich fast nur auf Ihresgleichen und auf ihre Thiere beschränkt, erklärt sich ihre Rohheit im Sprechen und Handeln, so wie auch ihr derber, nerviger, kraftvoller Körper, mit welchem sie alle Hindernisse ihres gefahrvollen und mühsamen Berufes besiegen. Meist sind es auch Menschen, welche, am Fuße der Berge und Alpen geboren und erzogen, der Natur am getreuesten und von der Civilisation am entferntesten geblieben sind. Hr. Steinmüller zählt ihre Kleidungsstücke auf und ihre Reisegeräthschaften, wozu das kleine Instrument gehört, welches ihnen heimlicher Weise den Labetrunk aus den Colli italienischen Weines verschafft; er beschreibt ihre Lastthiere, die Art, wie sie besorgt und beladen werden, wobey immer das muthigste, stärkste, erfahrenste als Vorroß gewählt und mit einer Glocke ausgezeichnet wird, während die andern nur Schellenrollen tragen. Eines Saumpferdes gewöhnliche Ladung ist 15 bis 20 Rupp, jedes von 10 Pfund zu 60 Loth. Die Saumer selbst theilen sich in Strat- oder Abrittura-Saumer, welche von einem Handelsorte zum andern fahren, ohne ihre Ladung abzugeben, die nach Willkür Waaren laden und von denen gewöhnlich einer sechs bis acht Rosse hält, die ein Staab Roß genannt werden; und in Rood-Saumer, solche nämlich, die täglich nur eine Station, von ihrem Wohnorte zum nächsten und wieder zurück machen. Am Schlusse zeichnet der Verfasser nach der Natur eine Reise des Saumers über den Berg, mit allen den mannigfachen Schwierigkeiten, Beschwerden und Gefahren für Mann und Roß, die sich bey Nebel, Wind und besonders Schneegestöber oder durch Lauinen ereignen, und wie solche von dem kräftigen Menschenschlage ertragen, bekämpft und bezwungen werden, oder wie der unglückliche Saumer auch wohl, troz aller Anstrengung, dennoch von seinen Pferden einbüßt, oder vollends selbst durch eine Lauine ergriffen wird, oder von ihrem Luftdruck erstickt, oder auf der Höhe des Berges durchnäßt, vom Nordwind überfallen, der Kälte unterliegt und erfriert.

Beylage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 230.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. September 1824.

Fühlte sich der. seinem Ursprung nähere. Mensch größer! Dachte
er weniger auf den Sinnengenuß, und mehr an die Ewigkeit?

Joh. von Müller.

Ein slavisches Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert.

Ein Ungenannter, der eben sowol auch eine Ungenannte seyn kann — denn die Geschichte trägt einen weiblichen Charakter, und erinnert an Ourika und Eveline, ohne ihnen im Mindesten ähnlich zu sehen, durch den religiös-sittlichen Standpunkt sowol, als das Ausmalen in Einzelnheiten, wodurch es zur Salons-Unterhaltung geschickt wird — ein Ungenannter hat seine Belesenheit in Karamsin's Geschichte von Rußland benuzt, um einen kleinen Roman aus der slavischen Vorzeit, dessen Erfindung etwas nach Geßner und Florian schmeckt, mit historischen Farben auszumalen. Karamsin hat seine Palette reichlich versehen, und der Ungenannte hat die Farben gut zu behandeln gewußt. Da die Pariser Lesewelt dem Tableau Slave, wie das Büchlein im Originale heißt, großen Beyfall gegeben hat, glauben wir, daß ein Auszug davon unserm Publikum auch unterhaltend seyn könnte.

Im fünften Jahrhundert erhob sich an den Ufern des Dniepers, im Schatten hoher Tannen, ein roh aus Holzstämmen erbauter, dem Geist der Gewässer gewidmeter, Tempel, dessen Priester in seiner Nähe eine niedere Hütte bewohnten. Das Land auf der Abendseite des Flusses war von undurchdringlichen Wäldern bedeckt, die in ihren finstern, feuchten Gründen einen slavischen Stamm verbargen, dessen Kinder in dem rohesten Naturzustande, kaum mit Fellen gegen die Winterkälte geschüzt, unter elenden Obdächern von Baumzweigen, ihr Leben mit der Jagd fristeten. Ohne Sitten, ohne Liebe, ohne Glauben, war ihnen die Gegenwart ein schwerer Traum, und die Zukunft beschäftigte sie nie. Ein ganz verschiedener Stamm bewohnte das offene Land, das sich von dem östlichen Ufer aus verbreitete. Diese Slaven hatten Hütten gebaut, Felder angesäet, sie pflegten Heerden, kannten das Band der Häuslichkeit, und glaubten an schützende Gottheiten. Unter diesem glücklichen Völkchen ward eine Familie besonders geehrt; sie besaß einen Sohn, Ladovid, dessen männliche Schönheit und unerschrockner Muth ihm die Theilnahme der Weiber und die Achtung der Männer des ganzen Stammes erwarb. Er erfüllte mit seltenem Eifer seine Pflichten als Sohn und Bruder, er war seinen Stammgenossen in Krieg und Frieden getreu, nur einen Vorwurf zog er sich zu — er hatte sich bisher beharrlich geweigert, wie es Gebrauch und Sitte von seinen Jahren verlangten, in den Ehestand zu treten. Auf die dringenden Bitten seiner Eltern gestand er, daß die Töchter der Ebene sein Herz nicht zu rühren vermöchten, ihm sey der schweigende Gehorsam, zu dem die Volkssitte sie gegen ihren Gatten verurtheile, verhaßt, er wolle in seinem Weibe eine Gefährtin, eine Theilnehmerin seiner Gefahren, seiner Bestrebungen, keine Sklavin besitzen.

Einst begann der Winter dem sanften Hauche der Lüfte zu weichen, die Strohdächer der Hütten schimmerten durch den schmelzenden Schnee, die Eisrinde des Flusses zer-

brach, die Fluthen, ihrer Fesseln müde, schwollen an, hoben die mächtigen Schollen empor, stiessen sie mit furchtbarem Krachen zusammen, und führten sie siegend den Strom hinab.

Einem alten heiligen Volksgebrauch gemäß bestimmte dieses Ereigniß den Zeitpunkt eines Festes, bey dem die Slaven der Ebene den Geist der Gewässer in seinem Waldtempel mit Opfern verehrten. Der slavische Stamm, der die dichten Wälder gegen den Untergang bewohnte, bewies eine frühere Verwandtschaft mit den Slaven der Ebene, indem er sich bey diesem Feste ebenfalls in jenem Tempel versammelte.

Der Tag des Festes erschien. Wie goldne Bänder ergießen sich die Stralen der Frühlingssonne in den Wald, der den Tempel umgibt, doch seine dicht verzweigten Stämme lassen nur ein dämmerndes Licht zu dem bemoosten Boden gelangen. Die Greise der Wilden schreiten unter den hohen Tannen umher, wecken mit Aufruf die vom Schlafe Gefesselten, und drohen ihrer Saumseligkeit mit dem Zorne des Geistes der Fluth. Plötzlich ist der ganze Wald in Bewegung; die rauhen Bewohner sammeln sich, einige tragen die Thierhäute, welche den Winter über sie schützten, andere reißen nahrhafte Wurzeln aus dem Boden, oder pflücken Zweige und Früchte von den Tannen — reichere Opfer wußten sie nicht zu spenden, Furcht war das dunkle Gefühl, das sie zum Tempel hintrieb, und indem sie wie eine Herrde zottiger Eber durch das Dickicht brachen, tönte von dem Wald-Echo ihr Klaggeschrey zurück.

In geordnetem Zug nahten die Bewohner der Ebene dem geweihten Raum; Jünglinge und Mädchen, in bunte oder weiße Gewänder gekleidet, traten mit Gesang und Hirtenflöten voran, die Frauen folgten, einige mit ihren Kindern auf den Armen, andere trugen Gefäße mit Meth und große Kuchen, und die Männer, mit Jagdspießen bewaffnet, umgaben den Zug, um ihn gegen den oft versuchten Uebermuth der Wald-Slaven zu schützen. Der Priester des Flußgeistes, den sein langer Bart von den andern Slaven-Greisen auszeichnet, zündet Feuer an, und bereitet die Werkzeuge des Opferdienstes; dann legt er die Hand an ein großes Stierhorn, das in die Wand des Tempels gestoßen war, zieht es heraus, betrachtet es genau, und erklärt der Versammlung mit feyerlicher Freudigkeit, daß es dem Gott gefallen habe, den Meth zu genießen, womit es vergangenes Jahr angefüllt worden, und ihnen damit für dieses Jahr reichliche Ernten zu verheißen. Unter den Bewohnern der Ebene, denen die Wohlthaten des Landbaues bekannt sind, ertönt dankbare Freude; der Priester füllt von Neuem das Horn, und stößt es wieder zwischen die Baumstämme der Tempelwand, dann sezt er sich auf die Schwelle des Heiligsten nieder, empfängt die Opfergaben, und legt sie dem Bilde der Gottheit zu Füßen.

Ladovid, an den Eingang des Tempels gelehnt, betrachtete die Töchter der Wald-Slaven, wie sie in den Tempel schritten, um dem Gott ihre ärmlichen Gaben zu entrichten. Ihre gebräunte Haut, ihre bestimmten kühnen Bewegungen, ihr langes fliegendes Haar, in welchem ihre einzige Bedeckung bestand, das Gemisch von Stolz, männlicher Schöne und Rauhheit in ihrem Wesen hatte für Ladovid einen neuen, unwiderstehlichen Reiz.

Der Himmel war bisher klar und glänzend gewesen; während der heiligen Gebräuche zogen plötzlich Wolken am Horizont herauf, der Wind jagte sie heulend zusammen, und Dunkel deckte die Kuppel des Tempels. Der Fluß brauste und drohte seine Ufer zu überströmen, der Sturm beugte die blätterlosen Gipfel der Weiden zum Boden nieder, und knarrend rieben die alten Tannen ihre schweren Aeste, an Nachbarstämme gedrückt. Endlich ergießt ein Schneegewölk seine eisige Fluth über den Tempel und seine nächste Umgebung, die weißen Flocken häufen sich so hoch, daß sie den Eingang des heiligen Gebäudes verstopfen, Alles scheint in Nacht, Verderben und Zerstreuung zu vergehen. Die wilden Slaven, von Schrecken hingerissen, ergreifen die Flucht, ihr entblößter Körper ist der ganzen Wuth des Ungewitters ausgesezt, voll Entsetzen glauben sie den Geist des Ungewitters brüllen zu hören, sie zerstreuen sich in das Dickicht des Waldes.

Der ehrwürdige Priester, von den Slaven der Ebene umgeben, betet gemeinschaftlich mit ihnen zu den unsterblichen Göttern; mit den Erscheinungen der Natur vertraut, beobachtet er den Zug der Wolken, und das Haar seines langen Bartes betastend, nimmt er die Veränderung der Luftmasse wahr. Bald ruft er freudig: „Nemiza (der Gott des Luftraums) hat uns erhört; er wird sogleich die Winde fesseln; danket den Göttern und ziehet in eure Hütten zurück!“ — Nach einigen Minuten kehrte das heitere Blau des Himmels wieder, die Slaven sangen, am Boden niedergeworfen, ihre Dankes-Hymne, und traten in derselben Ordnung, den ihr Zug bey ihrer Ankunft beobachtet hatte, ihren Rückweg an.

Allein Ladovid war nicht mehr unter ihnen! Gleich beym Beginnen des Ungewitters, das die Töchter der Wald-Slaven in die Flucht trieb, war er ihnen unbemerkt gefolgt; ihr Schrecken verhinderte sie, ihn wahrzunehmen, und beym Eingang des Waldes zerstreuten sie sich wie die Blätter, die der Wind vor sich her trieb. Ladovid blieb jezt ungewiß stehen; die alte Furcht vor den Schrecknissen dieses Waldes ergriff ihn; die Bewohner der Ebene hatten ihn von jeher als den Sitz böser Geister, den Schauplatz des Raubes und Mordes gescheut. Der Sturm zerzaust sein Haar, er zerreißt sein Festgewand, und der starke Jüngling wankt in dem Bestreben, seiner Wuth zu widerstehen. Doch nach und nach klärt der Himmel sich auf; eine ruhige Nacht folgt dem Kampfe der Natur, der Mond scheint mit seinem silber-

strahlenden Schilde die ermüdete Erde in ihrer erquickenden Ruhe zu schützen. Ladovid erblickt mit Freude die, auch seinen Hütten, seinen Heerden leuchtende, Gottheit der Nächte, er ruft sie, ruft die Nymphen des Waldes an, er fleht von ihnen die Gunst, in das Dickicht des Forstes eindringen zu dürfen, er entdeckt ihnen den Wunsch, dort eine Gattin zu finden. „Sie soll stolz seyn, sagt er, und schön, sie soll die Sklaverey scheuen, und nur der Liebe sich ergeben. Wenn ihr meine Wünsche krönt, Nymphen des Waldes, verheiße ich, euch meine schönste Stute zu opfern, die ich selbst pflegte, und deren Huf so schnell ist, wie die Flügel des Windes."

Doch kaum war sein Gebet beendigt, so verhüllten auf's Neue die Wolken den Mond, dichte Finsterniß umgab ihn, und er mochte wohl zornig und drohend in die undurchdringliche Nacht hinschauen, drohend, als fordere er ihre Schrecken heraus, er mußte, an die dunkle Stätte gebannt, den Anbruch des Tages erwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

XIII.

Unmögliches, mein Freund, verlangst Du! —
Kunde soll ich Dir geben
Von jenem reichen Schatz
Alter Malerwerke,
Die unseres Königs kunstliebende Huld
Seinem Berlin gespendet?
Unmögliches verlangst Du!!
Eh könnt' ich den unsichtbaren Hort,
Oder den Graal Dir beschreiben,
Als diesen Gemäldeschatz!
Unnahbar ruht er,
Unter Riegel und Bannspruch,
Tief im Abgrund des Chaos,
Vor Menschenaugen verborgen;
So daß ihn die Sage nur kennt,
Und der Aberglaube wähnt,
Ein Geist bewach' ihn. —
Ein Geist — bewacht ihn nicht!
Aber gehütet wird er,
Als wäre jegliches Bild ein Schaf,
Jeder Blick ein Wolf,
Und der Hirt Apollon selbst. —
Nach zwölf Jahren sprich wieder an;
Denn sechs Jahre dauert
Der Wasserbau des Museums,
Sechs andre Jahre das Unter-einander-ordnen —
Es hat seine Ursach —
Der verschiedenen Sammlungen.
Nach zwölf Jahren also
Sprich wieder an;
Dann will ich Dir, mein Freund,
Wenn wir noch leben,
Von meinen geliebten Meistern:
Von meinem Eyck,
Von meinem Hämling erzählen. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg.

(Beschluß.)

In den Verschönerungen des Walles ist seit diesem Frühjahre auch eine neue Anstalt zum Brunnentrinken errichtet worden; die HH. Vögemann und Comp. haben ihr Institut, den Elbpavillon, ein sehr hübsches Gebäude, auf einige Morgenstunden in den Monaten Juni, Juli und August zu diesem Zwecke den Subscribenten gegen ein sehr geringes Eintrittsgeld eröffnet, und die Sache fand, wie begreiflich, guten Fortgang, da auf alle Weise für die Bequemlichkeit der Theilnehmer gesorgt ward; selbst eine sehr gute Musik zur Erheiterung der Gäste fehlt nicht, und so wird dieses Etablissement gewiß noch viele Jahre fortbestehen können.

Eine andere, für die Bequemlichkeit des Publikums sehr wichtige, Einrichtung ist die der sogenannten Stage-Coaches (Stationskutschen) nach dem Muster der englischen eingerichtet, die wir dem Hrn. John Ansly verdanken. Diese eleganten, in Federn hängenden Kutschen, von vier schönen Pferden gezogen und mit zwey Bedienten versehen, haben für eine Menge Menschen Platz, die theils in den Kutschen selbst, theils vorn und hinten auf denselben mit Sicherheit und Bequemlichkeit sitzen und um sehr billige Preise nach den beliebtesten ländlichen Vergnügungsörtern befördert werden. Diese Stationskutschen, deren es bis jezt drey gibt, fahren zu einer bestimmten Stunde pünktlich Morgens und Nachmittags ab, der blasende Postillon gibt mit seinem Horne ein Zeichen, und rasch geht es mit den vier kräftigen Thieren von dannen. An Prellerey, an Handeln, an Trinkgeld rc. ist dabey nicht zu denken, denn jede Station hat ihre bestimmten Preise; eben so nimmt sie auch Passagiere wieder mit zurück. Sie wird besonders von den Gartenbewohnern benuzt, und zwar so häufig, daß man gut thut, sich vorher einen Platz darauf bestellen zu lassen, weil man sonst keinen erhalten würde. In Deutschland verbindet man gewöhnlich eine Idee von Gefahr mit dieser Art von Kutschen, und kann sich nicht denken, wie man, so hoch sitzend, sicher darmit reisen könne; aber Alles ist so wohl berechnet, daß auch nicht die geringste Gefahr und Unbequemlichkeit damit verbunden ist. Alle sind erfreut über diese nüzliche Einrichtung, nur die Miethkutscher sind es nicht, denn sie raubt ihnen wahrlich manchen Verdienst, und sie, die sonst eine Profession aus der Grobheit und Prellerey machten — besonders die an den Thoren der Stadt haltenden — müssen jezt fein höflich und

billig seyn, wozu sie sich sehr ungern bequemen. Die Bosheit eines dieser Herren ging sogar so weit, daß man einst — zu Anfang des Unternehmens — die Stränge und ledernen Riemen der Stage-Coach zerschnitten fand, wodurch man das Unternehmen in Mißkredit zu bringen hoffte, welches aber nicht gelang; Hr. John Andry sezte einen sehr ansehnlichen Preis auf die Entdeckung des Thäters; ob man ihn aber aufgefunden, weiß ich nicht; es müßte Jeden freuen, ihn zur Strafe gezogen zu sehen.

Zu angenehmen Wasserfahrten auf der bezaubernd schönen Alster sind in bedeckten Fahrzeugen, die man hier, wie in den Niederlanden, Schuten nennt, auch Anstalten getroffen worden, und um den geringen Preis von zwey Groschen kann man sich auf anständige Weise so über eine halbe Meile zu Wasser befördert sehen. Die Hamburger, gleichsam zwischen zwey herrlichen Flüssen wohnend, lieben die Wasserfahrten besonders, und an den Sonn- und Festtagen sieht man das Alsterbassin mit Barken, Schuten und Kähnen aller Art bedeckt, welches vom Jungfernsteig aus einen hübschen Anblick gewährt.

Wie nun aber von Außen Alles nach Verschönerung, Bequemlichkeit und Regel strebt, so verfällt doch der Wohlstand der Stadt im Innern immer mehr und mehr, weil der Handel sich nicht wieder heben will, und besonders die Kornpreise, die meist den Ausschlag geben, und wornach sich eine Menge andere Produkte richten, sehr niedrig stehen. Die Preise der Lebensmittel sind so niedrig, wie sie vielleicht in fünfzig Jahren nicht standen; die meisten Produkte sind um die Hälfte des Geldes zu haben, das man sonst dafür ausgeben mußte; wer daher sichere Einkünfte hat, lebt um geringes Geld hier vortrefflich; aber der Kaufmann darf klagen, denn nach und nach versiegen ihm alle Quellen des Gewinns, und er weiß kaum mehr etwas zu beginnen. Die großen Bankerotte haben aufgehört, denn man ist vorsichtiger geworden; desto mehr kleine aber gibt es. Besonders übel sind die Waarenmäkler daran; diese versinken fast alle in Armuth, statt daß sie früher gewöhnlich sehr reich wurden. Sonst durfte ein zu Grunde gegangener Kaufmann, auch wenn er all sein Vermögen eingebüßt hatte, hoffen, als Mackler wieder wohlhabend zu werden; er ließ sich dann einen sogenannten Stock geben — so nennt man das Macklerwerden hier — und versuchte, meist mit glücklichem Erfolge, sein Heil auf's Neue. Jezt ist aber dieser Stand so gesunken, daß man nur im äußersten Nothfalle dazu greift; denn da Hamburg seit einer Reihe von Jahren schon kein Stapelplaz mehr für die amerikanischen Waaren ist, die jezt von den klüger gewordenen Amerikanern selbst in die Häfen der Ostsee gebracht werden, kann der Mackler nur wenig mehr verdienen, und so versinkt dieser Stand nach und nach in immer größere Dürftigkeit. Dabey nimmt der Luxus, besonders in Kleidung und Mobilien, immer mehr zu, und sowohl Männer als Frauen wissen zu ihrer Bekleidung kaum Stoffe zu finden, die ihnen kostbar genug sind.

Wie im übrigen Deutschlande, ruht auch hier der Buchhandel sehr; Verlagsartikel erscheinen bey uns nur selten; unser thätigster Buchhändler scheint jedoch Hr. Herold junior zu seyn, bey dem unter andern auch einige Bände Erzählungen von dem dänischen Professor Kruse erschienen sind, die man als Unterhaltungslectüre mit gutem Gewissen anempfehlen darf. Es sind vier größere Erzählungen: „Eid und Gewissen,“ „die Felsenbraut,“ „der kristallne Dolch“ (früher in den Originalen abgedruckt) und „die Rose“ (gleichfalls dort zuerst erschienen und gern gelesen). Hrn. Professor Kruse ist eine eigene, sehr unterhaltende Darstellungsgabe, und selbst Originalität nicht abzusprechen, auch weiß er zu treffen, was dem größern Haufen mundet. Drey der Erzählungen sind Criminalgeschichten, in ein romantisches Gewand gekleidet; die Felsenbraut ist eine Art von Volkssage, die besonders dem Nordländer, der deren gar viele im Volke antrifft, zu gelingen scheint. Die langen Winterabende des Nordens, das Schauerliche und selbst Geheimnißvolle derselben in diesen Gegenden erzeugen sie leicht und geben ihnen ein eigenthümliches Gepräge, das dem Nordländer verständlich, für den Südländer aber wunderbar seyn muß. Hr. Professor Kruse, der sich gegenwärtig hier ganz in der Nähe, nämlich in dem Stadt-Dorfe Wandsbeck, eine halbe Meile von hier, aufhält, ist ein geborner Däne, und um so mehr ist es zu verwundern, daß er sich unsre Sprache schon so ganz aneignete, daß er als Schriftsteller darin auftreten kann, und zwar mit glücklichem Erfolge. Die Neigung zur deutschen Sprache scheint den Dänen überhaupt eigen zu seyn, denn außer Oehlenschläger und Jens Baggesen versuchten sich mehrere Andere darin; freylich bleiben Danicismen nicht aus, die aber zuweilen recht drollig sind und sich besonders in komischen Sachen ganz gut ausnehmen.

Unter den Gästen, die auf unsrer Bühne auftraten, zeichneten sich Hr. Ferdinand und Hr. Ludwig Löwe, wie auch in lezterer Zeit Hr. Stein aus Leipzig, ganz besonders aus. Der „Correggio,“ von Hrn. L. Löwe dargestellt, war eine so überraschende Erscheinung auf den Brettern, daß ich mich lange keines ähnlichen Genusses erinnere, und nur der Hamlet des Hrn. Stein möchte dieser durchaus gediegenen, in jeder Hinsicht vollendeten Darstellung, an die Seite zu stellen seyn; beyde Männer verdienen den Ehrennamen Künstler unbedingt, und wir wünschen den Bühnen Glück, die sie besitzen. Außerdem wurden wir und werden fortwährend von einer Unzahl theatralischer Gäste heimgesucht, so daß man versucht wäre, zu glauben, dieser ganze Stand sey auf der Wanderung begriffen; meist aber gab die nähere Betrachtung dieser Histrionen wenig Ausbeute an geistiger Unterhaltung, und sehr ist es zu bedauern, daß jezt immer mehr und mehr die Sitte, oder vielmehr Unsitte, einreißt, daß auch mittelmäßige, oder gar schlechte Bühnenkünstler zu Gastrollen zugelassen werden, indem sie es sind, die den Bessern den Raum beengen und die Menge gegen das abstumpfen, was die Leztern ihnen zu geben vermögen. Den verschiedenen Bühnen-Direktionen ist es aber lieb, dieser mittelmäßigen Sujets auf eine gute Art eine Weile los zu seyn, und so bewilligt man ihnen gern einen Reise-Urlaub, den sie dazu benutzen, gleich Heuschreckenschaaren über andere Theater herzufallen.

Unter den hiesigen periodischen Blättern ist seit meinem lezten Berichte keine Veränderung vorgefallen, wenigstens keine bedeutende, und die Religions-Federkriege haben, Gott sey gedankt! ganz und gar in unsern friedlichen Mauern aufgehört. Das Publikum ward aber vor einiger Zeit durch eine Antikritik ganz neuer Art sehr empört. Der Verfasser einer Reisebeschreibung nach Hellas war nämlich sehr unzufrieden mit der Beurtheilung eines hiesigen Gelehrten über dieses sein Werk, und gab ihm daher eine Ohrfeige!!! Ein Mann, der die Feder einmal in die Hand genommen, hätte seinen Gegner auf andre Weise widerlegen sollen.

Die Pockenseuche hat in unsern Gegenden jezt ganz aufgehört, und man erfährt keine betrübenden Fälle der Art mehr; doch hat sie manches Opfer hingerafft.

— A. S. —

Beylage: Literaturblatt Nro. 77.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 231.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. September 1824.

Noch mit sanften Rosenketten
Banden junge Amoretten
  Ihre Seelen nie; —
Noch mit Liedern ihren Busen
Huben nicht die weichen Musen,
  Nicht mit Saitenharmonie.
Ach! noch wanden keine Kränze
  Liebende sich um!
Traurig flüchteten die Lenze
  Nach Elysium.

Schiller.

Ein slavisches Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Sobald die ersten Schimmer des Tages sich zeigen, eilt Ladovid in das Dickicht des Forstes, sein Auge sucht die Jungfrauen, — ein Anblick der sich ganz seiner Einbildungskraft bemächtigt hatte — plötzlich erschallt ein lautes Geschrey in der todten Stille des Waldes, er hört eilende Schritte, vernimmt, wie der Fußtritt die trocknen Zweige, welche den Boden bedecken, niederbricht, und erblickt eine junge Slavin, die mit fliegendem Haar und verwirrtem Blick daher läuft; im gleichen Augenblick eilt ihr ein anderes Weib nach, erreicht sie, wirft sie nieder, und hebt ihre Keule, um sie tödtlich zu treffen, als Ladovid mit Blitzesschnelle seinen Jagdspieß gegen sie schleudert und ihren Busen durchbohrt. Bey dem Schrey, den sie sterbend erschallen läßt, stürzen mehrere Weiber, die im Dickicht des Gebüsches, im Schutz der niedrigen Zweige, die Nacht zugebracht hatten, aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und ergreifen voll Entsetzen die Flucht. Miliada, welche der junge Slave von einem unvermeidlichen Tode gerettet hatte, steht unbeweglich, kaum athmend, heftet ihr Auge auf ihre erschlagene Feindin, und getraut sich nicht, sich ihr zu nahen; endlich ermuthigt sie sich, berührt den Leichnam, zieht die Todeswaffe aus der Wunde, und drückt sie mit unmenschlicher Freude an ihre Brust. Ladovid wird nicht müde, die Reize der Wilden zu betrachten. So, ganz so hatte er sich die Gattin, die er suchte, gedacht, aber schmerzlich fällt ihm der Gegensatz auf, zwischen dem barbarischen Entzücken, das im Auge des Mädchens glüht, und der Anmuth ihrer blühenden Jugend — Zärtlichkeit und Unwillen theilen sein Herz, aber er beschließt, sie diesem Aufenthalt wilder Greuel zu entreißen, und schwört bey sich selbst, in ihrem ungebändigten Herzen die Empfindung der Liebe und des Mitleids zu erwecken. Er ruft ihr zu; sie entfernt sich, und nimmt den Wurfspieß mit sich fort; er sagt ihr schmeichelnde Worte, er preist ihre Schönheit, und das Mädchen ist gegen diese süßen Töne nicht ganz taub. Sie bemerkt seine hohe Gestalt, seinen edeln Blick; seine Sprache war auch die der ungezähmten Bewohner des Waldes, aber nie hatte sie ihr Ohr in so einschmeichelnden Worten vernommen. Miliada flieht nicht, denn des Jünglings Nähe zieht sie an, wie der Blüthenduft die Biene des Waldes. Ladovid ladet sie ein, ihm zu folgen, er verspricht ihr bunte Perlen, Geschmeide und schöne Gewänder, er verspricht ihr die Liebe seiner Eltern, seiner Schwestern. Bey dem Beginn seiner Rede bleibt sie stehen, und fragt neugierig: wo diese Schätze zu finden sind? Und behutsam tritt der Jüngling ihr näher, ergreift ihre Hand, ruft mit unterdrückter Freude: „In meiner Hütte liegen diese Halsbänder, dieses Geschmeide, und noch viel mehr soll dein Eigenthum werden!“ und zieht sie, die in Erwartung dieser Schätze an keinen Widerstand denkt, mit sich fort. Lange schritten sie stillschweigend, der Jüngling fürchtete, mit einem

Wort den günstigen Eindruck, den seine Rede hervorgebracht hatte, zu zerstören, und eilte, seinen Schatz, den er dem ganzen Weltall abgewonnen zu haben vermeinte, in Sicherheit zu bringen. Endlich ward der Wald lichter, und Miliada's Fuß schien schüchtern in dem Lichte der Sonne zu wandeln. Ladovid, darauf sinnend, wie er ihre Gedanken von der Heimkehr abwende, fragte sie jezt: „Sage mir, Mädchen, was war die Ursache des Streites, der dein Leben so grausam bedrohte?“ — Jezt erinnert sie sich ihrer Rettung, und heftet den Blick auf ihren Begleiter: „Wie das Ungewitter uns mit Entsetzen erfüllte, eilten wir, in unsern Wäldern Schutz zu suchen; aber die bösen Geister der Wildniß hatten uns verblendet, wir irrten umher, und erkannten unsere Schlupfwinkel nicht mehr. Endlich bargen wir uns, Jede für sich, unter den Zweigen und im Dickicht; der Sturm ließ nach, und ich schlief fest unter dem Schutz eines Baumes. Da naht sich ein Weib, der es vielleicht noch nicht gelungen war, ein Obdach zu finden, ruft mich, und will mich von meinem Lager vertreiben; ich wehre mich, sie ist aber so stark, daß selbst unsere Männer sie fürchten, ich mußte ihr weichen, sie verfolgt mich auf der Flucht, und hätte mich erschlagen, wenn du sie nicht getroffen hättest, und ich hielt dich für einen Gott!“ Hier hielt sie einen Augenblick still, und fragte dann zögernd: „Aber was soll ich unter euch? Was wird aus mir werden?“ — „Du sollst mein Weib seyn, ich führe dich zu meinen Eltern, und die Götter meines Heerdes sollen auch deine Götter werden.“ — „Eltern und Heerd? Was sind das für Dinge?“ — „Meine Eltern, Mädchen, das ist mein Vater, meine Mutter, mit ihnen esse und trinke ich, und die andern Kinder, die Peruna ihnen geschenkt. Wir wohnen unter Einem Dache, der Vater gebietet den Frauen, den Töchtern des Hauses, auch die jungen Männer folgen seinem Befehl, und Alles ist ihm gehorsam. Unsere Götter aber sind mächtige Wesen, die uns schützen und die wir verehren; wir haben Bilder von ihnen in Menschengestalt von Holz geschnizt und mit Haaren bedeckt; wir opfern ihnen, so wie den großen Göttern des Himmels, diesen aber bey gemeinschaftlichen Festen; wir vertheidigen Einer den Andern bey feindlichen Angriffen, und stirbt Einer von uns, so häufen wir ihm mit frommer Feyer ein Grabmal; vor Allem ist aber die Pflicht der Gastfreundschaft uns heilig.“ — „Gastfreundschaft? Was ist das?“ fragte Miliada, rasch fortschreitend, von Neugier getrieben. — „Armes Mädchen, das weißt du nicht? Es ist die Freude, den müden Wanderer, den Fremdling aus fernen Landen in unserer Hütte zu bewirthen, ihn dann auf den rechten Pfad zu leiten, und, von keinem Dank gelohnt, ihn weiter wandeln zu sehen.“ Miliada horchte erstaunt, oft schien sie ihren Führer nicht zu verstehen, dann ging sie langsamer, betrachtete ihn nun, in seinen Zügen die Erklärung seiner Worte zu finden; ein anderesmal blickte sie ihm froh in's Gesicht, und eilte seinen Schritten voraus. Ladovid, der immer ihre Flucht befürchtet, sucht sie durch neue Fragen zu zerstreuen; er will wissen, wie ihr Volk in den Wäldern seine Tage verlebt; ob sie in Familien vereint sind; ob sie gemeinschaftlich arbeiten und sich erfreuen? — „Vereinigt sind wir nie, als zur Jagd oder zum Kampf, der unsern Zwistigkeiten folgt; außerdem bleibt Jeder vereinzelt; wir leiden keinen Befehl; wir verbergen unsere Felle, unsere Keulen in der Erde, denn ein Jeder sucht sie zu stehlen oder mit Gewalt zu erbeuten; Jagen, Kämpfen, Siegen, Beute-machen, das ist unsere Freude, eine andere kennen wir nicht.“ — „Lebt dein Vater noch, deine Mutter?“ fragt der Jüngling, tief gekränkt von diesem barbarischen Gemälde. — Miliada sah ihn verwundert an: „Meine Mutter? die kenn' ich nicht! Sobald die Kinder laufen können, versagen ihnen unsere Weiber die Milch ihrer Brüste, und überlassen sie dem Walde. Wie ich gehen konnte, suchte ich die kaum befiederten Vögel auf, welche dem Neste entfallen waren, lauerte auf die Haselmaus, wenn sie den Kopf zu ihrem Bau herausstreckte, und war bald im Stand, meine Nahrung zu erjagen.“ — „Und Lado, der Gott der Liebe, ist euch unbekannt? Und das Band der Ehe, das, von ihm geknüpft, die Gatten bis zum Tode vereinigt, das ehrt ihr nicht?“ — „Wie könnten wir, durch Hunger getrieben, und Waldesdunkel getrennt, beysammen leben, uns wieder finden, wenn die Jagd uns getrennt?“ — „Arme Unglückliche! rief Ladovid; komm' mit mir in meine Hütte, mein Vater soll dein Vater seyn, wir wollen uns niemals wieder trennen.“ — „Nein, rief das Mädchen, und entzog rasch dem Jüngling ihre Hand, da würden die Nymphen mich strafen, und die bösen Waldgeister bis in deine Hütte mich verfolgen.“ — „Die Götter meiner Hütte sollen dich schützen, sie sind mächtiger wie jene.“ — „Wenn mir's aber bey euch nicht mehr gefällt, kann ich in meine Wälder zurückkehren?“ — „Du wirst es nicht wollen, mein Mädchen, die Freuden der Ebene, der Frieden der Hütte, die Liebe deines Gatten werden dich festhalten.“

Noch dauerte ihr Gespräch, als sie den Saum des Waldes erreicht hatten; ein weiter Gesichtskreis lag vor ihnen, Miliada hatte nie einen solchen Raum erblickt, die Luftmasse schien ihrer Brust zu ausgedehnt, sie glaubte mehr wie einmal mit dem aufsteigenden Feldhuhn, das ihre Annäherung scheuchte, sich emporheben zu können; sie hörte Ladovid's Worte nicht mehr, sie war in den neuen Anblick versunken. Der Jüngling aber ward ernst und sorgenvoll; nun er seiner väterlichen Hütte sich nahte, ergriff ihn die Scham, mit diesem Mädchen, die ihm so unentbehrlich theuer geworden war, vor seinen Eltern zu erscheinen. Ohne Kleidung, keiner Scham sich bewußt,

sollte er sie seiner strengen Mutter, seinen züchtigen Schwestern darstellen; er sann auf Mittel, sich diese Schmach zu ersparen.

(Die Fortsetzung folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

XIV.

Du, der für wahre Kunst
Und ihr ursprünglich Wesen
Und ihr unmittelbares Herrscherrecht
So tapfer stets,
Und jüngst so erfolgreich gestritten!
Du weißt, ich darf es hoffen,
Du bedenk' es, ich bitte,
Daß ich sie gründlich verachte,
Daß sie mich anwidern,
Die dummen und schlechten Gesellen,
Die jenes erhabene Denkmahl
Unsterblichen Nachruhms,
Deutschlands Stolz und des Auslands Bewund'rung,
Die Goethe's Riesenwerke der Dichtkunst
Wie kleines Giftgewürm umkriechen,
Wie Molche, wie naßkalte Blindschleichen,
Spuren geifernder Salbung
Auf ihrer Schlangenfährte zurücklassend. —
Auch weißt du, wie verächtlicher noch
Jene Andre mir sind,
Jene feigen Assassinen,
Die, als Ritter verlarvt,
Hochmüthig sich aufwerfen,
Zu beschützen den Giganten,
Auf den sie heimlich und ohnmächtig
Die Banditenwaffe zücken. —
So Du nun dieses weißt und im Herzen bedacht hast,
Will ich es wagen, mein Freund,
Und Dir bekennen,
Wie auch ich jüngst
Gegen den Meister,
Gegen den Heros anstritt. —
Spät nach Mitternacht war es,
Als ich nach einer Thee-Einladung
Aus der guten Gesellschaft heimkehrte.
Da fiel mir das Wort des Dichters ein:
„Gute Gesellschaft!
„Man nennt sie die gute,
„Weil sie zum kleinsten Gedicht selbst
„Keine Gelegenheit gibt."
Und ich sträubte mich gegen das Dictum,
Das ich zu hart fand.
Sollte nicht, dacht' ich . . . . . ;
Und eh' ich noch dachte,
Stand schon urplötzlich vor mir da
Eine weibliche Glanzfigur,
Reich und nach letzter Mode gekleidet.
Theezweige, mit Mohnblüthen durchflochten,
Umkränzten das Haupt ihr,
Eine Spiritusfackel trug sie in Händen,
Und der zierliche Fuß ruhte
Auf einem Wasserdampfgewölk.
Ich bin, so sprach sie, die Muse der guten Gesellschaft;
Und dem Dichter zum Trotz,
Der mich verläugnet,
Will ich, ich selbst,
Begeistert singen
Die edelen Freuden Berlinischer Theée!
Setze dich nieder und schreib!
Und die Dame diktirte wie folgt:

> Lampen und Kerzen,
> Brennende Lichter,
> Erloschene Herzen,
> Gemachte Gesichter.
> Dort Federn und Spitzen
> Und türkische Schawle,
> Sind Damen, sie sitzen
> Im Kreise, im Saale;
> Und ferne stehen
> Die Söhne, die Gatten,
> Ein Haufen Krähen
> Mit weißen Kravatten.
> Grüßendes Neigen,
> Tonloses Summen,
> Verlegenes Schweigen,
> Hochmuths-Verstummen.
> Ein laulich Gebräue,
> So schwächlich gegohren,
> Wie lieblose Treue,
> Von Gleichmuth geboren.
> Langweil und Eckel,
> Und Kuchen und Torte,
> Man öffnet den Deckel
> Des Pianoforte;
> Nun trillern und stümpern
> Die Virtuosen,
> Und Tassen klimpern
> Und Diener tosen;
> Es flüstern und zischeln
> Die Frau'n unersättlich,
> Und rufen dazwischen
> Ihr: Bravo! Ihr: Göttlich!
> Es werden die Zimmer
> Stets heißer und enger,

Und immer und immer
Die Weile länger;
Bis endlich die Wagen
Gemeldet werden,
Um Dank zu sagen
Für alle Beschwerden.
Zulezt und am Ende,
Recht um uns zu necken,
Die Diener die Hände
Entgegen uns strecken;
Die muß man nun füllen,
Sie kriegen das Beste,
Und lachen im Stillen
Der albernen Gäste. —
Und nun frag' ich Dich Freund:
Ist das nicht jene Gesellschaft,
Welche der Dichter bezeichnet;
Oder sind diese Reime
Wahrheit nur und keine Dichtung? —

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Sept.

Der bekannte spanische Scheidekünstler und königlich baierische Legationsrath, Ritter von Gimbernat, hat sich drey Monaten diesen Sommer über in den Bädern zu Baden im Aargau aufgehalten und daselbst wesentliche Verbesserungen der Badeeinrichtungen veranlaßt, oder wenigstens eingeleitet, von deren künftiger Vervollkommnung sich viele Vortheile hoffen lassen. Er hat für seine sehr uneigennützigen Bemühungen und nützlichen Rathschläge bey seiner Abreise im August (er reist jezt durch Frankreich nach London) ein Dank- und Belobungs-Schreiben der Regierung des Kantons Aargau erhalten, und in einer kleinen Zahl Abdrücke sind einige, die Thermalverbesserungen betreffende Schreiben, welche er während seines Aufenthalts an den Stadtmagistrat in Baden gerichtet hat, abgedruckt worden. In einem ersten Schreiben vom 15ten Mai 1824 drückt er sich unter anderm also aus: „Die Versuche, die ich in ihrer Gegenwart an den Thermalquellen angestellt habe, um die Nothwendigkeit und die Nutzbarkeit verbesserter Badeeinrichtungen darzuthun, haben unzweydeutig bewiesen: 1) daß der Schwefel mit dem Wasser der Quellen nicht genau vereinbart ist; 2) daß derselbe in einem sehr flüchtigen Gas aufgelöst ist; 3) daß der größte Theil der diesen Quellen entsteigenden elastischen Flüssigkeiten eine der Stickluft (Azote) verwandte Gasart ist, der ich den Namen thierstoffhaltiges Thermalgas (Zoogène thermal) gebe; 4) daß das geschwefelte Gas sich in der atmosphärischen Luft schnell zersezt; 5) daß die flüchtigen Grundtheile oder die elastischen Flüssigkeiten dieser Quellen durch die Spalten der Steindecken sich verflüchtigen, womit ihre Sammler keineswegs hermetisch verschlossen sind; 6) daß beynahe überall kein Gas oder Schwefel in die Bäder und Brunnen gelangt, zum großen Nachtheil der Kranken, die für Benuzung des Schwefelwassers und des Heilgases, welche in so großer Menge hier zu Tage quillen, nach Baden kommen. Sie mußten sich dadurch überzeugen, wie nothwendig es ist, die Hauptquellen hermetisch zu verschließen und über den ihnen zunächst befindlichen Bädern Dampfkasten (Vaporaires) zu errichten, worin die flüssigen Bestandtheile, welche ungleich wirksamer als die im Wasser aufgelösten Salze sind, den Kranken zu gut kommen mögen." In einem spätern Schreiben vom 28sten Julius bedauert Hr. von Gimbernat die noch sehr mangelhafte Beschaffenheit der getroffenen neuen Einrichtungen und die große Abneigung gegen Neuerungen oder Besserungen, die sich bey den Eigenthümern der Bäder vorfinden und wodurch sie für Belehrung oder gute Rathschläge fast unempfänglich werden. „Die Dampfbäder, sagt er unter andern, werden ihre wohlthätigen Wirkungen, welche die kranke Menschheit und der Badeort sich davon versprechen dürfen, alsdann nur erreichen, wenn sie vervollständigt sind. Die Heilkräfte der Dämpfe und des bisher den Thermalquellen völlig unnüz entwichenen Gases hängt nicht von den Dampfkasten allein ab, sondern auch von den Nebeneinrichtungen, durch die sie unterstüzt werden müssen. Es muß für die Unterhaltung des Schweißes nach dem Bad und dafür gesorgt werden, daß ein allgemeiner Uebergang von der Wärme des Dampfkastens zur Temperatur der Atmosphäre stattfinden möge. Ein plözlicher Uebergang in die freye Luft kann nicht anders als gefährlich seyn, und diesem sind die aus den bisherigen Schwizkasten unmittelbar auf die Straße tretenden Kranken ausgesezt, weil dem Dampfbad zur Seite das Zimmer zum Ausruhen, welches ich als unentbehrlich empfohlen hatte, nicht eingerichtet und selbst auch nicht einmal für einen wohlverschlossenen Tragsessel gesorgt ward, welcher für einmal das Zimmer ersezen könnte. Das Fehlerhafte dieser Einrichtung wird mit der abnehmenden Sommerwärme vollends fühlbar seyn, so daß bey den kühleren Morgen und Abenden im September die Gasbäder ohne Gefährdung der Kranken nicht mehr angewandt werden könnten und die Anstalt in Mißkredit zu gerathen Gefahr läuft. Neben jenen ersten Vorsichtsmaßnahmen hängt der gute Erfolg der Einrichtung von der sorgsamen ärztlichen Aufsicht, von der Beobachtung der Vorschriften der Sanitätsbehörde, von der richtig getroffenen Wahl der Krankheitsfälle, von den mit erforderlicher Dauer angewandten Bädern und von Vermeidung einer verwickelten Behandlung ab. Wenn Dampfbäder und Wasserbäder zugleich gebraucht werden, was wenigstens nicht in allen Fällen räthlich und zweckmäßig seyn kann, so hält es schwer, die Wirkungen der einen und der andern genau zu unterscheiden. Der Mangel einer gesezlich geordneten Medizinalaufsicht über die Thermalquellen hat sich bey der unter den Eigenthümern der Bäder herrschenden Neuerungsscheue sehr nachtheilig erzeigt. Doch ist immerhin durch die Sorgfalt der Kantonsregierung und des Stadtmagistrats ein Anfang der höchst nöthigen Reform der Badeeinrichtungen getroffen, und andern Schweizerkantonen, welche ähnliche Thermalquellen besizen, ein beachtenswerthes Vorbild gegeben worden. Aber Vieles bleibt weiter noch zu thun übrig, um den mit Recht berühmten Heilbädern denjenigen Grad von Nuzbarkeit zu ertheilen, dessen sie fähig sind."

Auflösung der Charade in Nr. 225:
Sonnenfleck.

Logogryph.

Hohes Alter, reiche Lebensnahrung
Nennt mein Wort dir mit und ohne Haupt,
Und es fügt sich zu der seltnen Paarung,
Wird ein Zeichen nochmals mir geraubt,
Nur ein Sohn der rauhen Wintertage,
Den ich, fehlt mir wiederum das Haupt,
Gar als Kost dir anzubieten wage.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. September 1824.

Und ob indeß Jahrhunderte flohen, doch
Verstummte nie im Volke der Liedermund,
Und große Namen hat der Nachruhm
Ehrend auf Tafeln von Erz geschrieben.
Die, wenn dich selbst einst Nacht der Vergessenheit,
O Vaterland! in grauser Zertrümmerung
Umhüllte, gleich des Himmels Sternen,
Ueber dem Dunkel unsterblich glänzen.

Neuffer.

Christoph und Wilhelm.

Der biedre Wirtemberger
Hat gar ein lieblich Wort,
Das hält er hoch in Ehren
Und singt es fort und fort:
Wenn Christoph's Nam' erschallet,
Dann steht sein höchstes Gut
Vor ihm, und schneller wallet
Und freudiger sein Blut.

Und fey'rt er Christoph's Namen,
So ist's nicht Schmeicheley;
Ihm wandelt Christoph's Walten
Vor seinem Geist vorbey:
Das Recht, das er verkündet,
Die Eintracht, seine That,
Die Freyheit, fest gegründet,
Die Wohlfahrt, seine Saat.

Und denkt er Christoph's Walten,
Von warmem Dank erfüllt,
Dann steht vor seinem Blicke
Des Fürsten edles Bild:
Sein Glaub' erprobt durch Treue,
Sein Muth, bewährt durch That,
Sein Geist, voll Herrscherweihe,
Sein weiser Fürstenrath.

Und wenn der Wirtemberger
Vor dieses Bild sich stellt,
Dann überströmt die Wonne,
Die seinen Busen schwellt:
In seines Spiegels Klarheit
Erscheint ihm, hehr und mild,
Gezeichnet nach der Wahrheit,
Des Königs Wilhelm Bild.

Drum ist dem Wirtemberger
Wilhelm ein lieblich Wort;
Christoph's und Wilhelm's Namen,
Er fey'rt sie fort und fort:
Wenn ihm ihr Klang erschallet,
Dann steht sein höchstes Gut
Vor ihm, und schneller wallet
Und freudiger sein Blut.

Und mit des Himmels Milde
Strahlt Zepter ihm und Kron',
Und unterm Freyheitsschilde
Winkt ihm des Fleißes Lohn.
O Hoffnung unsrer Jugend,
O werd', einst segensreich,
An Weisheit, Thatkraft, Tugend,
Christoph und Wilhelm gleich!

Wagner.

Die Armagnacs und die Burgundischen.

(Fortsetzung.)

Nachdem Karl Isabella an die Spitze seines Staatsraths gestellt, ihr die Leitung ihrer Kinder unabhängig übertragen, sie ermächtigt hatte, alle Schenkungen, welche von ihm herrührten, oder welche er machen würde, zu bestätigen und umzustoßen; nachdem er, auf den Fall seines Todes, seinen Sohn zum unmittelbaren Regenten eingesezt; als sie nun ihre Gewalt, in der Gegenwart unumschränkt, auch für die Zukunft gesichert, der Herzog von Orleans aber eben dadurch auch die seinige befestigt sah: da vergaßen Beyde, in Ueppigkeit und Schwelgerey versunken, ganz des Königs und der königlichen Kinder. Im Hotel von St. Paul schmachteten diese in Noth und Drangsal. Vor der Noth und den Drangsalen des erschöpften Volks hatten sie nichts voraus; es gebrach ihnen an Kleidung und Nahrung, während Jene praßten, und den feinern Geschmack für die Tonkunst, welcher die Hofhaltung Karls V. einst beseelte, durch die ausschweifenden und krassen Vorstellungen der Jongleurs verdrängen ließen.

Der Tod des Herzogs von Burgund schien ihre Gewalt auf den höchsten Gipfel zu erheben, und es war diese ganze Periode hindurch, als sollte dieser Schein dem endlichen Sturze der Partheyen vorausgehen.

Philipp, der neue Herzog von Burgund, vereinte mit der kalten Klugheit, der Herrschbegier, der Rücksichtslosigkeit und Rüstigkeit seines Vaters die Leidenschaftlichkeit, den Stolz, die Grausamkeit Margaretha's von Flandern, seiner Mutter. Er beschloß, die Noth und den meuterischen Geist und die Kraft des Pöbels von Paris, welcher den Namen der Nation usurpirte, zum Grundstein seiner Gewalthabung zu machen. Mit Aufsehen widersezte er sich Steuern, welche die Königin und der Herzog von Orleans ausschreiben wollten; auf gleiche Art trat er im Staatsrath, in welchem seine Geburt ihm Siz und Stimme gab, als Vertreter der Wohlfahrt der Nation auf. Wie flüchtig vor der Rache Isabella's und des Herzogs, verließ er, da er nicht durchgedrungen, den Hof und Paris, sammelte ein Heer, unter dem Vorwand, den Einfällen der Engländer zu widerstehen, und zog an dessen Spitze vor die Hauptstadt, wo ihn das Volk mit Jubel als Erretter begrüßte, nicht ahnend, daß mit dieser Zeit der Anfang seines tiefsten Elends beginne.

Der Herzog von Orleans und die Königin waren bey seiner Annäherung nach Melun entwichen. Hier brachten sie Kriegsschaaren wider die seinigen zusammen. Die Vermittlung der übrigen Prinzen aber verhütete den Ausbruch des Bürgerkriegs; es kam durch sie ein Vergleich zu Stande, welcher die vereinten Waffen beyder Partheyen wider England richtete. Indessen hatte sich der Herzog von Burgund ohne Schwertschlag Theil an der Gewalt seiner Nebenbuhler, und das Uebergewicht dieses seines Antheils über den ihrigen mittelst der Gunst des Hauses errungen, die er in hohem Grade besaß.

Die Eintracht schien hergestellt, man sah die königlichen Vetter Arm in Arm gehen, sie tauschten das in der damaligen Zeit gebräuchliche Zeichen der vertrautesten Freundschaft, sie schliefen in demselben Bett. Aber, dünkte der erworbene Sieg der grausamen und rücksichtslosen Herrschbegier Philipps nicht entscheidend und sicher genug? Trieb ihn Rachgier und Hochmuth, oder lauerten noch tiefere Plane im Grunde seiner Seele? Als der Herzog von Orleans, tief in der Nacht, mit geringem Geleit, wehrlos, von einem Besuch bey der Königin, welche im Kindbett lag, zurückkehrte, ward er in der Straße Bardette von Leuten Philipps überfallen und ermordet. Man sah die verfolgten Mörder in das Haus des Herzogs von Burgund sich retten. Das Blut floß aus der Wunde des Gemordeten, als jener sammt den übrigen Prinzen an dessen Bahre trat. „Der Teufel habe ihn versucht und verführt!“ gestand er den Herzogen von Berry und Bourbon, und entfloh aus Paris, der Rache des Gesetzes zu entweichen. Er erreichte Bapaume in seinem Lande Artois, während der Pöbel der Hauptstadt über sein Verbrechen triumphirte, wie über einen Sieg, und Spottlieder auf den Tod seines Schlachtopfers sang.

Verborgen unter der Decke eines schwarz überhängten Wagens, der von sechs weißen Pferden gezogen wurde, gefolgt von Vasallen und Dienern ihres Hauses in Trauerkleidern, eingeholt von den Prinzen des königlichen Hauses, nahete Valentina von Mailand, die kühne, geistvolle Gemahlin des ermordeten Herzogs, der Stadt Paris. Sie wurde von den Prinzen vor den König geführt, dessen Bewußtseyn einen Augenblick wiedergekehrt schien, damit er den Mord seines Bruders empfände. Sie sank vor Karl auf die Knie, und flehte mit Thränen um Rache an dem Herzog von Burgund. Karl sagte ihr diese öffentlich zu; allein bevor seine Zusage in Erfüllung gehen konnte, zog dieser Herzog schon an der Spitze von Kriegsschaaren heran, zog, umgeben vom Jubel des Volks, in eben die Mauern ein, aus welchen er vor wenigen Monaten verstohlen, als Verbrecher, entflohen war. Er forderte und erhielt die gesetzliche Anerkennung seines Mordes als einer heilsamen That. „Er verdiene Lohn dafür, wie der gnädige Herr Erzengel Michael für die Ermordung des Teufels,“ sagte in einer öffentlichen Rede zu ihrer Vertheidigung der Redner, welcher für ihn auftrat.

Die Königin war bey seiner Annäherung mit ihren Kindern wiederum nach Melun entwichen. Ihr folgten die Prinzen des königlichen Hauses. Im Namen des in Wahnsinn zurückgefallenen Königs, der ihm schutzlos übergeben blieb, herrschte der Herzog von Burgund über Frankreich, und verübte dieselben Bedrückungen, gegen

welche die Nation zu vertheidigen er kaum die Miene angenommen.

Isabella befestigte Melun. Die Herzogin von Orleans versammelte zu Blois die Vasallen ihres Hauses. Der Heerbann der Bretagne, wider deren Herzog Burgund die Ansprüche seines Tochtermanns, des Grafen v. Penthievre-Blois, an jenes Herzogthum unterstützte, zog heran, mit den Truppen der Königin sich wider ihn zu vereinen. Unruhen in den Niederlanden riefen zu gleicher Zeit ihn zur Unterstützung seines Schwagers, des von seinen Unterthanen vertriebenen Bischofs von Lüttich.

(Die Fortsetzung folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

XV.

„Hüte sich jeder Fremde
Freitags dem Pappelthor
Ohne Vorsicht zu nahen!“
So riefst Du warnend in Rom,
Und erzähltst ein Histörchen,
Wie ein unbändiger Stier
Dort Dich gejagt und geängstigt. —
Hüte sich Jedermann,
Und alle Tage,
In allen Straßen,
Vor dem stadt-durchwandelnden Rindvieh,
Das frey und ungebunden
Zur Schlachtbank geführt wird,
Oftmals nur von einem einzigen
Schwachen Knaben
Unzulänglich begleitet!
So ruf' ich warnend hier in Berlin,
Und erzähle nun auch
Ein lustiges Stadt-Histörchen,
Ein gang und gäbes,
Zum warnenden Beyspiel. —
An der Stechbahn begab sich's,
Wo, wie Du weißt,
Der Weg zur Schleusenbrücke
Der engste der Stadt ist
Und der belebteste.
Dort entstand Getümmel,
Geschrey und irres Laufen;
Und der Menge voran
Eilt eine reiche Matrone,
Im stattlichsten Putz,
Mit fliegenden Federn,
Rettung suchend
Vor einem schwer und langsam trabenden Hornvieh.
Angstvoll springt sie,
Hier, wo Gold und Krystall,
Gestein und Stoffe,
Und alle Waaren des Luxus
Schön geordnet zum Kauf stehn,
In eine der Pracht-Boutiken;
Und wie sie der Kaufherr
Fragend anschaut,
Spricht sie höflich und athemlos:
„Verzeihen Sie,
Hier kommt ein Ochse!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 28. August.

Königliches Theater. — Nachdem man eine Reihe von Jahren angestanden hatte — und wahrscheinlich einer Zartheit wegen, welche die Sitte gebot — ein Werk **Heinrichs von Kleist** auf die hiesige Bühne zu bringen, ward endlich vor mehreren Monaten das **Käthchen von Heilbronn** vor dem Berliner Publikum dargestellt, indem es kaum noch thunlich war, einen Dichter zu ignoriren, welcher unter den deutschen Dramatikern vom zweyten Range unstreitig der Erste ist *). Dieses Schauspiel hatte einen so glänzenden Kassen- und sonstigen Erfolg, daß man sich nach anderer Waare von demselben Verfasser umsahe. Dem Ausspruch der Kenner gemäß, unter denen wir nur **Solger** und **L. Tieck** nennen wollen, ist nun der **Prinz von Homburg** das vorzüglichste Drama jenes Meisters, und wahrscheinlich würden wir es auf unserer Bühne jetzt gesehen haben, wenn das Urtheil anderer Kenner nicht dargethan hätte, daß ein Mensch, der die theatralisch-konventionelle Todesverachtung nur einen einzigen Augenblick vergessen und vor dem offenen Grabe sich so entsetzen könne, daß er um sein Leben fleht und selbst der Geliebten entsagen will, daß ein solcher lebenssüchtiger Mensch nicht einmal ein Kavallerist und also noch viel weniger ein Prinz seyn könnte. Das Stück sey also schon a priori, hinsichtlich der Charakteristik der prinzlichen Hauptperson, eine evidente historische Lüge. Demzufolge sah man sich nach andern Werken **Heinrichs von Kleist** um, und es wurde die **Familie Schroffenstein** gegeben. — Wir waren bey der ersten Aufführung zugegen, und wenn wir nach dem, was um uns her vorging, urtheilen dürfen, so scheint uns die Tragödie immer mehr aus der Mode zu kommen. Das äußere Auge der Zuschauer will Kleiderprunk und Dekorationspracht, das innere will feine, oder vielmehr zahme Komik mit etwas Sentimentalität, Naivität und Heldenthuerey vermischt. Es waren eine Menge junger Komödiengänger mit musterhaft geknüpften Halstüchern und schneeweißen Pantalons um uns versammelt, die bald mit so fatalen, verächt-

---

*) Indem wir H. v. **Kleist** in den **zweyten** Rang deutscher Dramatiker stellen, wollen wir unsern neuesten Bühnendichtern höflicherweise Raum lassen, sich im **ersten** Range neben und vor **Goethe** und **Schiller** niederzulassen.

lichen Mienen über das Stück hinwegsahen, als ob sie, wenn sie nur wollten, ganz andere Dinge machen könnten, bald aber mitten in dieser Verachtung etwas dumm und verduzt aussahen, weil sie in ihrer ästhetischen und literarischen Konfusion nicht nur zu keinem Urtheil, sondern auch nicht zu dem Muth gelangen konnten, die Familie Schroffenstein kurzweg für eine Miserabilität zu erklären. Nur drey Menschen hatten die Kühnheit sich auszusprechen. Der Erste war ein Mitglied des Orchesters, der höchst naiverweise das Stück oder vielmehr den Autor von Anfang bis zu Ende auslachte, und — o kecke Einfalt! — sich über den Widerspruch in Zeichnung der Charaktere beklagte. Der Zweyte hatte den höchst originellen Einfall, daß in diesem Stücke zulezt Alle, selbst der Souffleur nicht ausgenommen, sterben müßten, über welchen Wiz er sich todtlächeln wollte. Endlich sagte eine etwas ältliche Dame: „Ne! das ist „doch ein erschreckliches Stück, der Angstschweiß ist mich immer „ausgebrochen!“ — Man sieht hieraus, daß selbst der roheste Ausdruck der Empfänglichkeit sich nie so weit von allem Kunstgefühl entfernen kann, als der hochmüthige und mit Kennerschaft prahlende Stumpfsinn. Sollte aber irgend Einer unserer Leser über die komische Empfindsamkeit jener alten Dame gelacht haben, so müßte er auch über den Hrn. v. Holbein, den Bearbeiter des Kleist'schen Trauerspiels, lachen; denn wahrlich gerade so scheint dieser empfunden zu haben, als er die schauerliche Tragödie, eben so gemüthlich als burlesk, mit Versöhnung und Hochzeit schließt. Doch wir sind dem Hrn. von Holbein große Dankbarkeit schuldig; Er war es, der das deutsche Theaterpublikum zuerst mit Kleist bekannt machte, und so wollen wir glauben, daß diese zerstörende Abänderung ihm von einer Bühne abgedrungen ward, die ihrer Natur gemäß Alles verwerfen muß, was nur irgend mit kräftigen Farben gemalt ist. Da dieses aber die Berliner Bühne keineswegs nöthig hat, so ist es unbegreiflich, wie man ein so mit barbarischer Gewalt verstümmeltes und sinnlos restaurirtes Werk produzirte, und uns glauben machen wollte, es sey die Familie Schroffenstein von H. v. Kleist. Widrig und ekelhaft, aus willkürlicher Blutlust des Dichters hervorgegangen, erscheint der Mord des Herolds und des Ritters, wenn all der Gräuel zu einer vergnüglichen Hochzeit führt, die unter diesen Umständen bis zur Niederträchtigkeit gemein ist. — Daß, aus verblendeter Leidenschaft, eine an sich gleichgültige, ja ungefähre That des Aberglaubens zu einem höchstverwickelten Irrthum den Anlaß gibt, und daß in diesem leidenschaftlichen Irrthum zwey edle Geschlechter untergehen, dieser Grundpfeiler des Werks dürfte nicht zerstört werden; obgleich wir eingestehen, daß das Ende der Tragödie, so wie sie Kleist schrieb, sich nicht für die Darstellung eignet, und daher modifizirt werden mußte. Die Tragödie aber in ein Drama zu verwandeln, ist durchaus unzuläßlich, und auch Tieck, der dieses vorzuschlagen scheint, würde mit dieser unglücklichen Metamorphose, wenn er sie hätte darstellen sehen, gewiß höchst unzufrieden und der Meinung gewesen seyn, daß man statt dieser Bluthochzeit lieber die thränenreiche Versöhnung von Kozebue hätte geben sollen. „Immer, so sagt der erwähnte Kunstrichter bey Gelegenheit dieses Stückes, immer ist es gefährlich, dem Zufall einen großen Spielraum in der Tragödie zu geben; der Dichter muß ihm eine wunderbare Heiligkeit und bedeutende Seltsamkeit geben können, wenn wir uns seinen Wirkungen nicht ganz ungläubig entziehen sollen; noch nothwendiger ist dieß, wenn die ganze Dichtung auf ihm als dem Angelpunkte ruht und sich bewegt. Kleist nimmt aber ein Ungefähr, das den Begebenheiten des Stückes ganz fern ab liegt u. s. w.“ Wir erwiedern darauf, daß das Ungefähr in diesem Stücke doch gewiß seltsam und wunderbar ist, ja selbst einen Schein, wenn auch einen falschen, von Heiligkeit hat. Dieß würde aber das Ungefähr wenig entschuldigen, da es überhaupt, weil es die Willkürlichkeit des Dichters ausdrückt, in der Tragödie nie stattfinden darf, wo nur die Nothwendigkeit herrschen soll. Diese Nothwendigkeit liegt aber hier in der aufgeregten Stimmung der beyden Familien, die selbst die Vasallen, die Dienerschaft und die Sassen theilen und anschüren. Jeder andre Anlaß hätte dieselben unglückseligen Folgen gehabt, und höchst weise hat der Dichter dieß angedeutet, indem man in Sylvesters Hause glaubt, daß ein auf dem Krankenbette natürlicherweise gestorbenes Kind von Rupert vergiftet sey. Da aber ein solcher Anlaß bey solcher Stimmung nie ausbleiben kann, so ist er — welcher er auch sey — keineswegs ein Ungefähr, sondern tragische Nothwendigkeit. — Auch war die Scene, die dieser harte Kunstverständige, dem wir aber hier zu widersprechen gezwungen sind, geringfügig und ekelhaft nennt, die Scene nämlich, wo der Finger des Knaben zu zauberischem Gebrauche gesotten wird, eine der wirksamsten und eindringlichsten, und sie schien uns in ihrer schauerlichen Humoristik eines Shakespears würdig, dem sie auch wohl mit genialer Auffassungsgabe nachgebildet ist. Was Hr. von Holbein in dieser Scene geändert hat, verdient alles Lob. Bey allen seltsamen und störenden Eigenheiten, die leider in allen dramatischen Werken Heinrichs von Kleist sich vorfinden, und troz der zerstörenden Verstümmelung dieser Tragödie, machte sie dessenungeachtet noch die Wirkung eines schönen Torso, und bleibt auch in dieser defekten Gestalt edler, würdiger und größer als Alles, was uns heut zu Tag aus Frankreich und heut zu Nacht aus Deutschland auf die Bühne gebracht wird. — Fühlt man doch sogleich, daß der, der dieses Stück schrieb, kein von der Welt zerstreuter, sondern ein einsam mit sich beschäftigter Mensch ist; kein Modefröhner, sondern ein Erfinder; kein unterthäniger Schmeichler und Verderber einer schwachen geschmacklosen Menge, sondern ein begeisterter, nur mit seinem Gegenstande beschäftigter Erfinder; kein armseliger, sich marternder Effekt-Jäger, sondern ein reicher von den Musen begabter Bildner; kein Versemacher, sondern ein Dichter. Hier brüstet sich keine kokette Lyrik mit Empfindungen, die den Reim zur Quelle haben; hier finden sich keine pomphafte Sentenzen zum exerziren, keine platte für Stammbücher; keine pedantische Rhetorik, kein bunter Bilderkram sucht uns hier zu blenden, und keine Figuren und Maschinen geben sich für Menschen, keine verblasene Nebelgestalten für bestimmt gezeichnete Charaktere aus. Handlung und Dialog entwickeln sich eben so kunstreich als naturgemäß vor unsern Augen, und, ohne daß man je die qualvolle Absicht so mancher unsrer modernen Dichter fühlt, ergeben sich die effektreichsten Scenen gleichsam wie von selbst. Mit feyerlich-stiller Aufmerksamkeit wurden sie angehört; aber das Stück müßte öfter gegeben werden, damit das Publikum es zu würdigen lernte, welches nur dann geschehen dürfte, wenn es die ursprünglichen Mängel und die Verstümmelung der Bearbeitung übersehen und nur die großen Schönheiten dieses Werks in's Auge fassen könnte. Dennoch zweifeln wir, daß die Familie Schroffenstein jemals ein Lieblingsstück der Menge werde; denn es scheint fast, daß heute nur solche Stücke gefallen, in welchen ein weiblicher Charakter die Hauptfigur ist; und deßhalb wird auch wohl kein anderes Drama dieses Dichters seinem Käthchen von Heilbronn den Preis des allgemeinsten Beyfalls streitig machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 233.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 28. September 1824.

Keiner bescheidet sich gern mit dem Theile, der ihm gebühret.
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

Goethe.

Die Armagnacs und die Burgundischen.

(Fortsetzung.)

Der Herzog von Burgund verließ Paris. Die Königin, die Herzogin von Orleans und ihre Söhne kehrten dorthin zurück. Die Regierung wurde Isabella und dem Dauphin übertragen, und die erste Handlung ihrer Herrschaft war die Rechtfertigung des Gedächtnisses des Herzogs von Orleans, und die Verbannung seines Mörders über's Meer auf zwanzig Jahre, unter Bann, keinem Orte auf hundert Meilen im Umkreise zu nahen, wo der König, die Königin und die königliche Familie sich befinden würden.

Während dem trug Philipp über die Lütticher bey Trier einen entscheidenden Sieg, und in der Schlacht den Beynamen: des Kühnen, davon, und drang bis gegen Paris vor.

Erbittert durch die neusten Erpressungen, durch die Ueppigkeit Isabella's, voll alten Hasses und alter Gunst, feyerten die Pariser den Sieg des Herzogs von Burgund, und bedrohten die Anhänger des Hauses Orleans. Jezt entfloh Isabella, nachdem sie zuvor ihren Gemahl heimlich zu Schiffe entführet, nach Guyenne mit ihren Kindern, unterm Schutz bretagnischer Kriegsvölker; darauf weiter gen Lorraine, indeß Burgund vor Paris anlangte.

Als Schutzgott des Reichs vom Pöbel von Paris in die Mauern dieser Stadt aufgenommen, während seine Flamänder das offene Land bis gegen die Loire mit Mord, Raub und Brand erfüllten, sah er, durch die Entführung des Königs, den Preis seiner Erwartungen vereitelt. Ein zweyter Vertrag zwischen ihm, Isabella und den Prinzen, seinen Gegnern, kam, unter Vermittelung des Grafen von Hennegau, zu Stande. In der Kathedrale von Chartres trafen sie zusammen. Die Prinzen von Orleans schwiegen weinend zur frostigen Bitte des Herzogs, ihnen den Mord ihres Vaters zu verzeihen. Der König gebot ihnen, sie zu gewähren: die Versöhnung wurde beschworen, und der Gnadenbrief ausgefertigt.

Valentina von Mailand beschwor sie nicht, sie war zu Blois gestorben. „Il m'a été emblé*)!“ sagte sie auf ihrem Sterbebette, indem sie Thränen über ihre Kinder vergoß, und Johann, den Bastard von Orleans, betrachtete: „keines meiner Kinder ist angethan, wie er, den Tod seines Vaters zu rächen!“

Die Prinzen von Orleans kehrten zurück nach Blois. Der Herzog von Burgund folgte dem König nach Paris. Zweymal-hundert-tausend Menschen strömten aus den Thoren dieser Stadt ihm entgegen, Erleichterung ihres Elendes von ihm hoffend. Die Königin begab sich mit dem Dauphin nach Melun (1408).

Die Leitung dieses Prinzen gab zwey Jahre darauf Anlaß zu neuen Unruhen. Er hatte das vierzehnte Jahr erreicht, das Jahr der Volljährigkeit französischer Thronerben. Isabella mußte ihn ihrer Obwaltung entlassen; noch unfähig der Selbstständigkeit, bedurfte er neuer Vormundschaft. Der Herzog von Berry, im Besitz unermeß-

*) Der Ausdruck war gewöhnlich in Beziehung auf die im Kriege durch List genommenen Vesten.

licher Schätze und alles irdischen Glücks, überließ ihn der Leitung des Herzogs von Burgund, mit dessen Tochter er vermählt war; und von nun an beherrschte Burgund Frankreich mit uneingeschränkter Gewalt im Namen des Dauphins. Die Stellen vergab er an seine Kreaturen. Er sog die Nation durch Erpressungen aus, unter dem Vorwand einer Rüstung wider die Engländer, welche durch einen Waffenstillstand mit diesen überflüssig geworden.

Da wurde die Eifersucht der übrigen Prinzen rege, und zu ihr gesellte sich die Rache. Sie schlossen am 15. April 1410 zu Guyenne einen Bund zum Verderben Philipps, welcher durch die Verlobung des jungen Herzogs von Orleans mit der Enkelin des Herzogs von Berry, der Tochter des Grafen von Armagnac, bekräftigt wurde. Dieser vielseitige, stolze, rastlos thätige und kühne Mann ward von nun an die Seele ihrer Parthey, und gab ihr seinen Namen.

Philipp sammelte Kriegsvolk, dem Bunde zu widerstehen. Bald verheerten jenseits der Seine armagnac'sche Krieger das Land, diesseits burgundische, und Beysteuern und gezwungene Darlehn rafften hin, was die Plünderungen übriggelassen.

Die Prinzen erließen von Chartres aus ein Manifest an den König und an die Städte, worin sie, als Zweck ihres Bundes, die Absicht kund thaten, Karl und den Dauphin aus der Gewalt des Herzogs von Burgund zu befreyen. Karl gebot ihnen, die Waffen niederzulegen, und ohne sonstiges Geleit, als ihr gewöhnliches Gefolge, nach Paris zu kommen. Sie nahten der Stadt an der Spitze ihrer Kriegsschaaren. Verwüstung, Mord und Brand umgaben Paris: das Landvolk, vor ihnen her fliehend, suchte Schutz in den Mauern der Stadt.

Indessen nöthigten der herannahende Winter, die Armagnacs, Zwietracht unter seinen Banden, und ein vorübergehender Ernst, welchen Karl zeigte, den Herzog von Burgund zum Vertrage. Es wurde festgesezt, daß dem leztern und dem Herzog von Berry gemeinschaftlich, doch keinem von Beyden in Person, die Leitung des Dauphins übertragen seyn sollte; daß sämmtliche Prinzen vom königlichen Stamm, mit Ausnahme des Grafen von Martaing, Paris verlassen, und es nicht Einer ohne den Andern wieder betreten; daß ferner sie vor Ostern des Jahres 1412 die Waffen nicht wieder führen sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

XVI.

Der Morgen selbst des schönsten Sommertages
In meines Badens freundlichen Thälern,
So reizend erschien er mir nicht,
Und nicht so erquicklich,
Als jenes Dein lieblichstes,
Und mein allerliebstes, Hirtenbildchen:
„Der Morgen," wie Du es nennst. —
Welch ächt-bukolisches Lied!
Keine rhetorische Zuckerlandschaft
Aus schaumgoldner Schäferzeit,
Wo Damon und Doris
Mit Böckchen und Lämmchen
In Unschuld wetteifern.
Kein Tempe, kein Arkadien,
Wesenlos mit Idealen bevölkert.
Nein! Wirklichkeit und Gegenwart
Schauen und lächeln hier
Aus heitern lebendigen Bildchen,
Aus Deinem Idyll uns entgegen. —
Man sieht in bekannter Berggegend
Die muntere Ziegenheerde
Von der Felstreppe niederganklen;
Man sieht meinen Liebling,
Den braunen kleinen Knaben,
Ernst, mit voller Kraft, musiciren,
Und sein Lied abbrechen,
Dich, den Fremden, gewahrend.
Die wunderliche Flöte verlangst Du zu sehen,
Und man ist zugegen,
Wie er schnell und scheu in die Hirtentasche
Das geliebte Kleinod verbirgt,
Sein dreistes: „Nein!" Dir entgegenruft,
Ueber die Steine fortrennt,
Und wie in der Ferne,
Tief unten im Thal erst,
Sein munteres Morgenlied von Neuem erklingt. —
Welch ächt-bukolisches Lied!
So wandelten Bion einst
Und Moschus und Theokrit
Wahrheit in Dichtung
Und Dichtung in Wahrheit!
O wie die Töne Deiner Syrinx
Zum Wettgesang mich entflammen!
Das fünffach verbundene Blech,
Die Pfeife Papageno's,
Ergreif' ich, und lasse mich auch
Ländlich und sittlich
In Preußens Hauptstadt
Also vernehmen: —
Berlins Felstreppen und Klippen
Und Berg' und Thalwiesen
Singe Jean Paul,
Deß Richterspruch
Jüngst in der Zeitung
Berlin eine Bergstadt nennt!

Ich — vermag es so wenig,
Als von den Heerden zu singen,
Die hier, durch unsere Straßen getrieben,
Nicht eben idyllisch sich ausnehmen.
Auch sind ja die treibenden Metzgergesellen
Keine arkadischen Schäfer,
Knallpeitschen keine Schalmeyen,
Und Schlachthäuser keine Alpenhütten. —
Schuldlos-flötende Hirten
Und Ziegen am felsigen Abhang
Und Alpenmatten und Hürden
Gibt's hier freylich nicht;
Aber Knaben, mein Freund!
Die haben wir hier so drollig-dreist,
So eigenthümlicher Art,
Und inmitten der Stadt
So voll Rusticität,
Daß sie mit Deinem Ziegenhirten
Füglich sich messen können.
Denn aller Bildung zum Trotz —
Dank Dir, Mutter Natur! —
Lebt und gedeiht noch immer,
Sich selbst aus sich selber organisch erzeugend,
Die poetische Blüte der städtischen Kinderwelt:
Der Berlinische Straßenjunge!! —
Ihm ertöne mein Lied!
Ihm, dem treuen Bewahrer,
Dem Erhalter, Hüter und Pfleger
Des alt-herkömmlich-guten
Und wohlerworbenen Gassenthums!
Doch, welch Lied, welcher Hymnus,
Und erkläng' er von Pindars Lippen!
Vermöchte zu sagen, zu singen
Alle die Streiche und Kniffe und Schwieten,
Die seit Jahrhunderten schon
Dieser Ausbund stündlich verübt? —
Eines nur laß mich berichten,
Und, da die Wahl schwer fällt,
Vielleicht sein winzigstes Stückchen: —
Abends im Mondenschein
Ging er jüngst,
Von einem Polterabend heimkehrend,
Wo er der alten Töpfe nicht geschont,
Den einsamen Weidendamm hinunter
Und sang sich ein Lied. —
Du kennst es, wie es ganz Deutschland kennt;
Denke Dir also die Weise:
„Wir bringen dir den Jungfernkranz."
Und nach den ersten zwey Takten
Bricht er, aus Laune,
Oder aus Uebermuth,
Die Melodie ab und schweigt.
Dicht hinter ihm geht
Ein Meister der Tonkunst, ein Deutscher,
Der Veteran unsrer Musiker;
Diesen peinigt das sinnlose Bruchstück,
Und, wie ihn sein Kunstsinn nun zwingt,
Den Fortgang des Lieds sich zu denken,
Beginnt er bewußtlos
Und fällt ein und singt weiter:
„Mit veilchenblauer Seide.
Da dreht sich der Straßenjunge rasch,
Und, keck dem Meister in's Gesicht schauend, spricht er:
„Hören Sie 'mal Sie!
Wenn Sie sich ein Lied singen wollen,
So können Sie sich's auch allein anfangen!" . . .

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

Von der Linthkolonie, oder der auf dem entsumpften Linthboden durch die evangelische Hülfsgesellschaft zu Glarus errichteten landwirthschaftlichen Armenschule war seit drey Jahren keine amtliche Berichterstattung erschienen; aber das fröhliche Gedeihen und den glücklichen Fortgang der Stiftung bezeugten ihre zahlreichen Besucher und verschiedene in schweizerischen Zeitschriften von einzelnen derselben mitgetheilte, mit Liebe und Rührung niedergeschriebene Erzählungen des dort Gesehenen und Gehörten; Hr. von Fellenberg selbst, der im Sommer 1823 und jezt wieder vor etlichen Wochen die Linthkolonie besucht und geprüft hat, erklärt sie für die gelungenste Nachahmung der Armenschule von Hofwyl, und er hat ihr wiederholte und großmüthige Beweise seiner Achtung und seines Wohlwollens zugewandt. So eben ist nun aber auch der vierte, die Jahre 1821 bis 1824 umfassende, Bericht der Aufsichtsbehörde an das wohlthätige Publikum (Glarus bey Cosmus Freuler, 50 S. 8.) ausgegeben worden, der mit gewohnter Klarheit und Offenheit sehr vollständige und befriedigende Rechenschaft über die Armenschule sowohl als über die landwirthschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse der Anstalt darbietet. Die Zahl der Armenschüler ist von 27 auf 36 vermehrt worden. Kein Knabe ward älter als zwölf Jahre (einige siebenjährige) angenommen. „Allerdings, sagt der Bericht, wenn die Hülfsgesellschaft nur darauf bedacht wäre, entweder schnell eine große Anzahl Knaben durch die Anstalt passiren zu machen, oder wenn sie nur die ökonomischen Rücksichten im Auge behielte, so müßte sie ohne anders durchgehends ältere Knaben wählen. Allein es war von Anfang unsere Absicht, verlassene Waisen und Kinder, die von ihren Eltern eine augenscheinlich vernachlässigte Erziehung erhalten würden, in unsere Anstalt aufzunehmen und sie im eigentlichsten Sinne zu bilden. Um diesen wichtigen Endzweck zu erreichen, mußten wir nothwendig auf ein Alter Rücksicht nehmen, in welchem die Gemüther noch möglichst unverdorben, der Bildung noch fähig sind, und die bisherige Erfahrung hat uns in vollestem Maaße die Richtigkeit unserer Ansicht und selbst die Nothwendigkeit ihrer Anwendung, wenn der Zweck der Anstalt erreicht werden soll, bewährt. Die Lebendigkeit des Geistes und der Freyheitssinn, der unserm Volke angeboren ist, äußert sich in unsern Knaben früh und weit früher, als in Knaben, die bey einer andern Lebensart und unter einer andern Verfassung aufwachsen und erartet bey vernachlässigter Erziehung leicht und frühe in Unbändigkeit aus." Als dann jüngsthin mit dem erfüllten sechszehnten Altersjahre die ersten Armenschüler zum Austritt gelangten, ward die Frage in Ueberlegung genommen, ob die Austreten-

den ihrem Schicksal überlassen werden können? „Die Hülfsgesellschaft konnte nicht anders als die gerechtesten Bedenken tragen, diese Frage zu bejahen; denn was sollte nun aus dem Knaben einer armen Familie, aus dem verlassenen Waisen, der in der Anstalt zwar seit einer Reihe von Jahren Versorgung gefunden, Unterricht empfangen hatte, auf die Bahn der Jugend geleitet worden, aber aller Hülfsmittel zu einem Fortkommen in der Welt beraubt wäre, was sollte aus dem Austretenden werden? War nicht zu befürchten, daß er nach einer solchen Besorgung und Pflege das Peinliche der Noth, der er entrissen war, aber in die er nun zurückgeschleudert würde, doppelt schmerzlich empfinden müßte? War nicht zu besorgen, daß die Noth und die Begierde, sich wieder in bessern Stand zu versezen, den Knaben auf Abwege führen, und alle die wohlwollenden Absichten seiner Erziehung, alle die vielfachen Sorgen und Bemühungen des Lehrers, und also der Anstalt edelsten Zweck, der bürgerlichen Gesellschaft aus der niedrigsten Volksklasse Menschen, die ihr ohne die Anstalt so leicht gefährlich werden könnten, zu nützlichen und sittlich guten Gliedern zu erziehen, vereiteln würde? Diese Betrachtung bewog die Gesellschaft zu dem Beschlusse, für die Knaben, welche mit Zufriedenheit entlassen werden, auch nach diesem Zeitpunkt so besorgt zu seyn, daß jeder einem, seinen Fähigkeiten und Neigungen, so wie den besondern Bedürfnissen und Oertlichkeiten seiner Heimathsgemeinde, so viel möglich angemessenen Berufe gewidmet werde, und die Anstalt ihm zu Erlernung desselben behülflich und beförderlich sey.“ Einen dieser austretenden Armenschüler hat Hr. von Fellenberg nach Hofwyl berufen, um ihn daselbst zu einem Armenschullehrer für die Linthkolonie, der einst den gegenwärtigen Lehrer ersetzen möge, zu bilden. Ueberhaupt dürfte den Gemeinden im Lande Glarus in einiger Zeit die erforderliche Anzahl tüchtiger Schullehrer, als großer und wesentlicher Vortheil der Linthkolonie, zu Theil werden.

Der landwirthschaftliche Abschnitt des Berichts, wie anziehend er auch ist, eignet sich zu keinem Auszug für das Morgenblatt. Es sind die hier zu überwindenden Schwierigkeiten von ganz eigenthümlicher Art. „Wenn (heißt es im Eingang) bey Begründung der Anstalt nur allein die Ertragbarkeit und der Kulturzustand des anzukaufenden Bodens zum Hauptaugenmerk genommen worden wäre, so hätte die Direktion unstreitig eine andere Gegend wählen, und die Anstalt nicht auf ein mit Stein, Sand und Grien angefülltes ehemaliges Flußbett und eben so wenig auf einen magern Lettboden, der nie gedüngt, blos Stroh für's Vieh lieferte, verlegen müssen. Allein Beschäftigung einer bedeutenden Zahl arbeitsfähiger, jedoch arbeitsloser Menschenhände in jenen bedenklichen Zeiten allgemeiner Noth war die Hauptforderung, welcher im Drange des Augenblickes vor allen andern Dingen entsprochen werden mußte, und dazu bot der Anbau der verlassenen Linthbetten reichlich Stoff dar, womit sich der wohlthätige Zweck verband, Land urbar zu machen, das des außerordentlichen Aufwandes wegen, der mit seiner Kultivirung verbunden war, niemals von Partikularen benuzt worden und mithin für das Land verloren gewesen wäre. Nächst dem sollte hier an einem Beyspiele gezeigt werden, was durch verständig geleitete Arbeit geleistet werden könne, und was der Mensch der Natur abzugewinnen im Stande sey. Und welcher Heimische und Fremde, der einst die einer Wüste ähnliche Gegend, in welcher unsere Anstalt nun blüht, kannte, oder der sich ihren ehemaligen Zustand schildern läßt, muß sich nicht über das, was hier geleistet worden ist, herzlich freuen?“

„Wir hegten (wird am Schlusse des Rechnungsberichtes gesagt) bey Stiftung unserer Armenschule die frohe Erwartung, daß die laufenden Bedürfnisse der Anstalt aus dem ihr zur Benuzung überlassenen Boden möchten bestritten werden, und nur außerordentliche Ereignisse auch außerordentliche Zuschüsse erfordern würden. Leider beweisen aber die bisherigen Erfahrungen das Gegentheil, nämlich daß die Anstalt alljährlich erheblicher Zuschüsse bedarf, um in ihrem dermaligen Bestand zu verbleiben. Um nun diese alljährlichen Zuschüsse bestreiten zu können, sollte die Anstalt einen Kapitalfond besitzen, der hinlänglich groß seyn müßte, um aus den Interessen desselben den Bedürfnissen der Anstalt nachhelfen zu können. Kann sich die Anstalt nicht auf diesen Punkt heben, so ist ihr Bestand höchst unsicher; denn wenn auch der Kern zu einem solchen Fond gelegt ist, so erreicht derselbe, wenn er nicht genügend groß ist, den Zweck nicht, sondern in Folge der Nothwendigkeit, daß er zu Befriedigung der alljährlichen Bedürfnisse angegriffen werden muß, wird sich derselbe auch solchergestalt aufheben, und damit eine für die Erhaltung der Anstalt höchst bedauerliche Crisis herbeygeführt werden. Es nährt aber die Hülfsgesellschaft vielmehr die frohe Hoffnung, daß das glückliche Gedeihen unserer Anstalt, die segenreichen Früchte, die aus ihr für Gegenwart und Zukunft hervorgehen werden, ein kräftiges Aufmunterungsmittel für begüterte Menschenfreunde seyn mögen, ihre unterstützende Hand fernerhin einem Unternehmen zu reichen, das seinen Ursprung und sein Entstehen dem ausgezeichnetesten Wohlthätigkeitssinn verdankt, und das hoffentlich auch seine Sicherung und bleibende Existenz in eben diesem Sinne finden wird.“

Berlin, 28. August.

(Beschluß.)

Was die Darstellung der Familie Schroffenstein betrifft, so beklagt man sich über die schlechte Besezung des Stückes. Wir sind keineswegs dieser Meinung und finden im Gegentheil, daß, obgleich die Heroen unsrer Tragödie nicht alle darin beschäftigt waren, es dennoch im Einzelnen gut gegeben wurde. Was dem ältern Hrn. Gern an tragischer Kunst und Uebung fehlen dürfte, ersezte er durch sein biederes und gemüthvolles Naturel, das sich ganz zu der Rolle des Sylvesters eignet. Hr. Lemm, als Rupert, war in seiner Erscheinung schön zu nennen, und meisterhaft war sein stummes Erschrecken, als er den Jeronimus in seinem Hause unvermuthet gewahrt; eben so vortrefflich gab er die hartnäckige und schweigende Bewegungslosigkeit, während dieser auf sein Geheiß ermordet wird. Schade, daß dieser fleißige Künstler täglich mehr, und wir glauben mit Bedacht, den Sylbenwerth seiner Reden verrenkt und zerstört. Auch Hr. Krusemann mit seiner metallreichen Stimme zeigt Fleiß und Talent. Wir wünschen ihm einen kunstverständigen und strengen Freund, der ihm behülflich wäre, ihn auf die Höhe der Tragik zu erheben. Hr. Krüger als Ottokar war nie und nicht im Mindesten störend, in der Gefängnißscene aber mehr als gut, hier ließ er nichts zu wünschen übrig. Mad. Schröck und Hr. Wauer füllen stets ihren Plaz würdig aus, und Fr. v. Holtei ist schon durch ihre Erscheinung die Unschuld und Lieblichkeit selbst. Dennoch war die Vorstellung im Ganzen eine verunglückte, durchaus aber nicht durch Schuld der Spieler; sondern weil das Stück mit unglaublicher Nachlässigkeit in die Scene gesezt ist. Keine Gruppe, kein Auftritt ist sinnig und wirksam geordnet, die Scene in der Küche ausgenommen, wo Dem. Brandes sich mit Ruhm bedeckt hat. Sie hat diese, wahrlich nicht leichte, Rolle so gespielt, daß wir nicht zu viel sagen, wenn wir behaupten, daß ein Shakespear'sches Lustspiel von allen Personen so dargestellt als diese Rolle von dieser jungen Anfängerin, einen Genuß gewähren würde, den wir uns kaum vorzustellen vermögen. Möchte doch die Direktion dieses aufkeimende Talent nur da hinstellen, wo es hingehört und nicht wo es stört, wie z. B. in der Phädra, über welche ganz vorzügliche Darstellung der Mad. Stich wir nächstens Bericht erstatten werden.

Beylage: Literaturblatt Nro. 78.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. September 1824.

Der Liebe Meer
Hat kein Gestade,
Die Wüste leer
Ist ohne Pfade;
Man kommt nicht dort
Durch Klugheit fort,
Sondern durch Gottes Gnade.

Fr. Rückert.

Ein slavisches Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Ladovids Eltern und seine Schwestern waren indeß wegen seiner Abwesenheit voll Sorgen. Der alten Sitte gemäß hatten sich alle Einwohner der Ebene bey ihrer Rückkehr vom Tempel zu frohen Mahlen versammelt. Lemiona und ihre Töchter hatten schmackhafte Speisen bereitet, die Gefäße waren mit Meth gefüllt, Salz und Brod stand auf der Mitte des Tisches, man wartete nur auf Ladovid, und Ladovid erschien nicht. Sein greiser Vater, den des Alters Schwäche an dem Opfer im Tempel Theil zu nehmen verhindert hatte, fragte ernst und strenge: warum sein Sohn nicht daheim sey? „Seit wenn, sagte er, dürfen die Kinder bey den Festen ihrer väterlichen Hütte fehlen? Warum, Weib, sezte er, zu seiner Gattin gewendet, hinzu, sizt dein Sohn nicht hier an der Seite seines Vaters?“ Lemiona, die schon lange ihre Unruhe vor ihrem Gatten verbarg, suchte ihn zu entschuldigen; sie sagte, wie sie ihn während des Opfers im Tempel, an den Pfosten des Einganges gelehnt, in Betrachtung der Töchter der Wald-Slaven vertieft, beobachtet hatte, aber beym Ausbruch des Sturms sey er ihren Augen entschwunden. „Vielleicht ist er, sagten schüchtern des Jünglings Schwestern, den Spuren eines Bären gefolgt.“ — „In die Wälder der wilden Slaven? Nie verfolgt Einer der Unsern die Spuren des Wildes in jene Orte des Grauens; sie suchen in den Wäldern gegen den Aufgang ihre Beute, und Ladovids Waffen hängen dort an ihrem Platz. Ladovid vergißt heute seinen Vater und seine Pflicht? bisher hat er uns keinen Kummer gemacht, als durch seine Weigerung, ein Weib zu erwählen, nun zeigt er sich als ein liebloser Sohn.“ Die Frauen aber zählten ängstlich die Gefahren auf, welche Ladovid bedrohen könnten, und erhielten bald von dem Vater, dessen Zorn vergeblich gegen eigene Aengstlichkeit ankämpfte, den Befehl, nach dem Vermißten in den Nachbarhütten zu fragen. Ihre Mühe war vergeblich, Niemand hatte den Jüngling nach dem Opfer in der Nähe des Tempels, noch bey dem Heimweg gesehen; Alle nahmen an dem Kummer der Seinen Theil, denn Ladovid war geliebt, und Alle wußten, daß er nicht aus Uebermuth seine kindlichen Pflichten versäumen konnte. Beym Anbruch des nächsten Morgens eilten seine jungen Gefährten zu dem Priester des Tempels, nach ihm zu fragen; aber er wußte keine Kunde zu geben. Die Sonne sank abermals, und in stummer Angst blieben, nun alles Nachsuchen vergeblich gewesen war, Gattin und Schwestern des Verlornen um den stumm-zürnenden Vater versammelt.

Ladovid hatte sich indeß, vom Dunkel der Nacht umhüllt, mit seiner Gefährtin den Hütten seines Stammes genaht; jezt erblickt er eine kleine wandernde Flamme, die auf sie zuzukommen scheint. Miliada nimmt sie wahr, hält sie für einen bösartigen Nachtgeist, und will entfliehen. „Fürchte nichts, sagt Ladovid, wir sind schon unter Lado's Schutz, nichts kann uns gefährden. Jenes

Licht ist gewiß nur ein brennender Holzspan, der Einem der Unsrigen den Weg zu seiner Hütte erleuchtet." Es war aber Lemiona, welche die Angst um ihren Sohn aus ihrer Hütte getrieben, die Spur des Verlornen zu suchen. Mit dem brennenden Kien die dichte Finsterniß nur dämmernd erhellend, rief sie weinend dessen Namen, starrte umher und rief wieder. Ladovid erkannte ihre Stimme. „Mutter, ich bin hier! Ich hatte nie im Sinn, dich zu verlassen!" erwiederte sein Ruf; eiliger zog er seine Gefährtin mit sich fort, bis er ihr nahe war, und sie mit dem Ausruf: „Peruno sey tausendfach gedankt, der meinen Sohn vor den reißenden Thieren, vor den verschlingenden Fluthen und der List böser Geister bewahrt hat!" in seine Arme sank. „Mutter, sagte der Jüngling, im Namen des Gottes der Gastfreundschaft, nimm dieses junge Mädchen auf! Sie gefällt mir, ich nehme sie zum Weibe. Kleide sie, laß sie ein Bad nehmen, und wenn sie sich von der Ermüdung des Weges erholt hat, schmücke sie mit deiner eigenen Hand, und stelle sie meinem Vater vor. O Mutter, mir graut vor der Strenge des ehrwürdigen Greises." Lemiona war zu erfreut über die Rückkehr ihres Lieblings, um noch einen andern Kummer zu fürchten; sie tröstete ihn über den Zorn ihres ernsten Gatten; der Jüngling heftete lange nachsinnende Blicke auf sie und seine Geliebte und ließ sie Beyde allein.

Verlegen und bange, getraute sich die gute Mutter nicht, ihre Augen zu Miliada aufzuschlagen; zu glücklich über die Rückkehr ihres Sohnes, um jezt seine Wahl zu mißbilligen, eilte sie, nur seinen Willen zu befolgen; allein erröthend über die Nacktheit des Mädchens, löschte sie ihre Kienfackel, um sie ihrem eigenen Blicke zu entziehen, und führte sie in der Finsterniß in ihre Hütte. Die junge Wilde folgte zum Erstenmal einem fremden Willen; Neugier und Erstaunen fesselten ihren Sinn und machten sie gehorsam.

Ehrerbietig auf der Thürschwelle sitzend, harrte indeß Ladovid voll Unruhe auf das Erwachen seines Vaters. Mit schlagendem Herzen tritt er endlich an sein Lager, erzählt ihm den Vorgang der leztvergangenen Tage, und theilt ihm seinen Entschluß mit, eine Tochter der Slaven der Wälder zum Weibe zu nehmen. Ein strenger Blick des Greises macht ihn verstummen. Nach einem ängstlichen Schweigen bittet er in Peruno's und Lado's Namen um die Verzeihung und den Segen seines Vaters; er umarmt seine Knie und drückt sie an seine Brust. Der Greis versucht länger zu zürnen, aber sein Herz ist zu weich, er betrachtet seinen Sohn, und spricht mit einer Wehmuth, die wohl zeigte, daß er seinen Kummer im Zaume hielt: „Peruno gebietet, ich gehorche, und verzeihe dir. Mögen die Götter unseres Stammes, die Götter unserer Hütte dich segnen — meine Wünsche haben sie nur bald erhört: ich sehnte mich, dich an der Seite eines Weibes zu sehen, aber nicht einer Wilden. Doch Dzidzilia (die Göttin der Fruchtbarkeit) segne deine Ehe mit Kindern! — Führe deine künftige Gattin zu mir her." Entzückt und mit Thränen des Dankes eilt Ladovid aus der Hütte, und sieht seine Schwestern nicht, die neugierig und ängstlich an der Thüre stehen, ihm nachblicken, und die Ankunft seiner Geliebten erwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

XVII.

„Welch Betteln, welch Verfolgen,
Welcher freche Ungestüm!"
So rufst Du scheltend in Rom aus, Freund, und ich frage:
Wie darf ein deutscher Dichter,
Wie darf er heute,
Und in der himmlischen Weltstadt
Des heiligen far niente,
Mit solchem Vorwurf sein Lied beginnen?
Du wirst es mit der neusten, frommen Poetik,
Die den romantischen Bettel
Wahrlich nicht missen kann,
Du wirst es noch völlig verderben mit ihr!
Schon Deine von Goethen belobte Verlobung:
Dieß Werk des verpönten Verstandes,
Wird mancher herrlichen Dame,
Manchem dämlichen Herrn
Schwer zu verdauen;
Und nun erhebst Du die eifernde Stimme gar
Gegen die wirklichen Lumpen!
Bist auch Du Einer der Alles-Gleichmacher?
Soll alle Welt wohlhabend seyn?
Niemand, wenn das so fort geht,
Land, Stand und Geld erben?
Niemand uns fürder bedienen,
Niemand uns anbetteln?
Willst Du die Güter vertheilen,
Auf daß in dem ewigen Einerley
Des prosaisch-moralischen Lebens
Die Kunst untergehe,
Diese höchste Nothdurft der Gemüther?
„Welch Betteln, rufst Du scheltend, welch Verfolgen!
Welcher freche Ungestüm!"
Wahrlich, beleidigen muß und ärgern solch Wort
Die neuesten Dichter und Denker.
Warnendes Beyspiel soll es mir seyn,
Daß ich die modisch-frommen Gemüther —

Sie hassen in Ewigkeit —
Nicht zu Feinden mir mache.
Nein ich, der Sänger Berlin's,
Den die wohlthätige Stadt zwingt,
Der Wohlthat und der Dürftigkeit
Heut' im Liede zu erwähnen,
Ich, ganz anders wie Du,
Will mit liebender Sehnsucht
Klagend vermissen hier
Bettler und Krüppel;
Und heiligen Zornes
Und nordischer Salbung voll
Also beginnen:
Bevor Berlin noch fromm war, war es schon,
Und nun, nachdem es fromm ist, ist es noch
Immerfort wohltätig.
Furchtbarer Beweis der eingefleischten
Und unausrottbaren Aufklärung,
Die über Alles, was räthselhaft schön ist,
Ueber Buß' und Kasteyung
Und Mystik und Wunder und Zeichen
Stets die gemeine Moral,
Und über die himmelnde Liebe stets
Die sündige Humanität stellt!!
Keine Hütte darf abbrennen,
Kein Flüßchen sein Bett durchbrechen,
Der Hagel keine Hufe Landes zerschlagen,
Daß nicht am nächsten Posttag
Die Zeitung sogleich
Mit langen Reihen
Hülfreicher Beyträge
An Geld und Geräth und Kleidung gefüllt sey!
Kann die Romantik gedeihen
In einer Stadt, wo Jeder,
Mit irdisch-prosaischem Fleiße,
Seinem Geschäft nachgeht?
Wo man die Armen speist,
Die Kranken pflegt,
Und im Winter mit Holz
Die Frierenden versorgt?
Ach! leider, nein!
So wenig hier jemals,
Wie in dem poetischen Süden,
Hundert und hundert Romane
An heiliger Stätte gespielt werden,
So wenig umlagern draußen
Schaaren verkrüppelter Bettler
Die Stufen und Schwellen und Pforten der Kirchen.
Hie und da nur läuft uns ein Kind nach
Mit einem Körbchen ärmlicher Waare,
Hie und da nur blickt uns ein Greis
Oder ein Mütterchen flehend an;
Und, vom Markte heimkehrend,
Bleibt die Dienstmagd stehn,
Und greift in den Korb und gibt.
Aber auch diese wenigen Bettler selbst,
Die leider zersprengten Reste
Einer entschwundenen besseren Zeit!
Sie auch sind verführt, sind angesteckt hier
Von der allgemeinen Prosa des Wohlthuns.
Und wer es bezweifelt, der hör' ein Geschichtchen. —
Jeder Berliner, und wär' er nur Einmal im Leben
Unter den Linden gewesen,
Kennet ein stein-alt Mütterchen dort.
Unter dem größten der Bäume
Sitzt die Arme Sommers am Boden,
Ihr Kinn ruht auf der Brust,
Und Hals und Rücken sind so gekrümmt,
Vom Alter so steif,
Daß sie nicht aufzuschauen vermag.
Stets tief gebückt sitzt sie,
Und näht mit großer Emsigkeit
Buntfarbige Bälle, zum Spiel für die Jugend;
Während ihr von den Vorübergehenden,
Ohne daß sie den Geber jemals gewahrt,
Hie und da ein Geschenk in den Schooß fällt. —
Im Jahre sechszehn nun,
Als der Krieg gewonnen
Und Mancher verstümmelt war,
Da sah das emsige, tief gebückte Mütterchen
Einen Stelzfuß,
Mit noch ungeübtem, unsicheren Tritte
Langsam ihr vorüberschreiten;
Und sogleich von den empfangenen Gaben
Nimmt sie ein Silberstück,
Und reicht es mit hoch-emporgestreckter Hand —
Aufzuschauen vermag sie nicht —
Dem, den sie arm und ihres Gleichen wähnt.
Das Silber wird ihr abgenommen;
Und ein Goldstück fällt in den Schooß ihr. —
Seit jenem Tage
Sah' man das Mütterchen nie wieder.
Ob sie todt ist? O nein!
Der reiche, vornehme Krieger,
Er sorgt vermuthlich
Für die gebrechliche Alte;
Denn die heillose Aufklärung
Und das prosaische Wohlthun
Nimmt in Berlin kein Ende!! —

Korrespondenz-Nachrichten.

Odessa.

Aus Lemberg werden Sie, verehrter Freund, den Bericht über meine bis dahin zurückgelegte Reise erhalten haben, die manchen interessanten Stoff in dem so herrlich von der Natur ausgestatteten Galizien darbot. Es bleibt mir ein Wort von der freyen Handelsstadt Brody zu bemerken, die sich von außen durch keine Thurmspitze zu erkennen gibt. Sie liegt in der Ebene und sehr feucht, denn die Straßen waren zur großen Sommerhitze so bewässert, daß der Uebergang nur den kothvertrauten Juden annehmlich scheinen konnte, und ohne die längs der Häuser laufenden Breter wäre aller Verkehr der Einwohner unmöglich. Indeß trifft man auch recht artige Häuser an, deren innerer Luxus einen scharfen Kontrast mit dem Orte selbst gibt, und die wohlhabenden christlichen Familien, auf sich beschränkt, bilden einen angenehmen deutschen Kreis, den man hier, wie ich höre, vermißt. Im Gasthof, wo ich abgestiegen war, hatte ich Gelegenheit, den guten Appetit der Hrn. Jesuiten zu bewundern, welche das russische Reich verlassen mußten; mehreren Transporten begegnete ich schon früher. Nach einigen recht heiter zugebrachten Abenden gedachte ich der Abreise, und mit Tagesanbruch rollte meine Judenfuhre über die gleichsam felsige Gasse aus einer Tiefe in die andere einsinkend, was mich zum Aussteigen bewog. Die Straße läuft ein kleines Stündchen lang durch dürres Nadelholz, und bald stellt sich das furchtbare russische Grenzamt mit einigen kleinen Häusern und dem großen Schlagbaume dar, hinter welchem der Ankommende gleich dem Novizen der egyptischen Mysterien alle Proben der Geduld und des Beutels bestehen muß. Meine Miethpferde wurden nicht durchgelassen, weil sie nicht im Paß standen; ich mußte also ein anderes Fuhrwerk nehmen, deren auf beyden Gebieten eine Menge zu jeder Stunde zu haben sind. Nun ging die Prozedur an; ich war schon unterrichtet und mittelst Beyhülfe (?) meiner Dolmetschung eines Juden verstand ich mich mit den Herren. Der Direktor unterschrieb nach Erlegung von drey Silberrubeln; ich ward zum zweyten geführt, der hielt den Paß so lange fest, bis ich ihm zwey Silberrubel geopfert hatte; man führte mich zum dritten, vierten, fünften, sechsten; nirgends ließ man das Angstpapier aus der Hand, bis der Tribut entrichtet war. Den Schluß machten zwey Kosacken, die mir den Weg vertraten. Mein Paß war in der größten Richtigkeit befunden worden, und diese Einweihung kam mich vier Dukaten zu stehen, welche ich die Bequemlichkeit hatte, bey dem dort jederzeit dienstfertigen Wechseljuden zu versilbern. Ein jenseitiges Judengespann entzog mich nebst dem bärtigen Cicerone dieser Grenzschwüle, und in einer halben Stunde befand ich mich am Zollhaus von Radziwiloff, wo die Durchsuchung des Koffers vor sich geht. Indessen zeugt der Wasser- und Feuerproben, die der Fremde beym Eintritt bestehen muß, findet doch die große Annehmlichkeit statt, daß nach dieser Prüfung kurzer Dauer kein Visitatorengesicht mehr entgegengrinzt, deren Basiliskenblick das christlich-weltbürgerliche Europa charakterisirt.

In Radziwiloff hatte ich Gelegenheit, in Gesellschaft eines Offiziers periclotnoi (d. i. mit abwechselndem Postfuhrwerk) zu reisen, welche mir sehr willkommen seyn mußte, indem es einem Fremden ohne Bekanntschaft viel Schwierigkeiten macht, sich eine Poderoschea (Befehl für Postpferde) zu verschaffen und man mir versicherte, daß ich nach drittehalb Tagen in Odessa eintreffen könnte. Das harte Postfuhrwerk, wovon man sich im Auslande, so schlecht auch Extrapostkaleschen angetroffen werden, keinen Begriff macht, ist das allgemeine russische Landfuhrwerk, die Pawoske, deren Erfindung dem büßenden Erdenwaller wahrscheinlich aus dem Fegfeuer zugekommen ist. Sie besteht aus einem, auf vier Rädern festgestellten, muldenförmigen Holzbauch, vorn durch ein grausames Stück Holz erhöht, welches die Stöße dem vom Schicksal der Zermalmung preißgegebenen Gebeine in die zehnte Potenz gesteigert mittheilt. Hinten wird der Koffer, der wo möglich nur von Leder seyn muß, aufgebunden, und dieser stellt das Marokinpolster der Reisekalesche vor; auf demselben muß der Sitzende sich im Gleichgewicht erhalten und vor einem Ausfall über Bord hüten; denn wenn dergleichen geschähe, könnte das Fuhrwerk leicht aller Menschenstimme entflohen seyn, ehe der Aufstehende Zeit zum Nachrufen fände. Diese Postreisegelegenheit hatte ihre Licht- und Schattenseiten. Mein Reisegefährte, ein Russe, der seine Vorstellungen nur durch die Kehlhauchlaute vaterländischer Laren mittheilen konnte, die mir Fremdgezungtem böhmische Dörfer bleiben mußten, besorgte das Pferdewesen, und wußte in vorkommenden Fällen die nöthigen Aphorismen anzuwenden, ohne welche ich manche Nacht vor der Station pferdelos auf meinem abgelaufenen Throne unter schlaffgespanntem Himmelszelt würde verbracht haben: allein der Umstand, meinen Stützpunkt zur großen Hälfte theilen zu müssen, verursachte eine so unbequeme Sitz-Art, daß wir uns, ein Bild unwandelbarer Liebe, umschlungen hielten, um dem schadenfrohen Erdgnomen nicht in die Arme zu fliegen. Ehe er sich aufsetzte, sah ich ihn seinen ohnehin wespenartig eingekerbten Leib mit einem Tuche zusammenschnüren, so daß die Peripherie für den Magen allein unzulänglich schien. Er gab mir zu verstehen, ein Gleiches zu thun: ich befolgte seinen Rath, doch war er damit nicht zufrieden. Wir flogen davon; die Straße war trocken und eben; als Vorgeschmack bevorstehender Prüfung sollten sich erst die kleinern Beschwerlichkeiten zu erkennen geben. Im Heu, womit man uns die sitzende Existenz versüßte, fanden sich jedesmal gewisse unsichtbare erzboshafte Stachelgewächse ein, die ihre blutgierigen Finger durch alle Kleidung hindurch nach den gegeißelten Gliedern ausstreckten: eine noch geringere Annehmlichkeit reichten die Erd- und andern Theile, welche die galoppirenden Hufe dem Gesicht mit Nachdruck einverleibten. Weniger zu rechnen war das Anbrennen der Achsen, die der Postillon mit leichter Mühe zu löschen verstand. Wie aber aus jeder gesteigerten Pein eine mildernde Hoffnung entsprießt, so gibt die Geschwindigkeit, mit welcher man hier reist, den Trost baldiger Erlösung. Auf den Poststraßen ist die Entfernung jeder Werst durch einen Pfahl angedeutet; ich nahm zuweilen die Uhr in die Hand, und zählte von einem Werstpfahl zum andern fünf, vier, auch drey Minuten, in welcher Zeit ⅟₇ deutsche Meile zurückgelegt wurde. Ich war kaum zehn Stunden gefahren, so fühlte ich wohl, daß ich das Unterbinden des Magens nicht verstand, und bat meinen Gefährten, seine Zugkraft bey mir anzuwenden, welches das heftige Milzstechen erleichterte. Von dem Land kann ich wenig sagen, indem mir nicht so viel Zeit blieb, die Orte anzumerken. Volhynien, das ich durchschnitt, ist fruchtbar und angebaut, ohne Berge, aber häufig von Thälern unterbrochen, an deren Seen die Dörfer erbaut sind. Ihre Lage ist oft recht artig; sie sind meist mit geflochtenen Weidezäunen umschlossen, das freylaufende Vieh zu erhalten. In Tulczin blieb ich die Nacht, und weil am Morgen darauf keine Pferde zu bekommen waren, benutzte ich diese Zeit, das prächtige Schloß des Grafen Potocky mit seinem schönen großen Garten in Augenschein zu nehmen. Auch eine große, von außen noch unvollendete katholische Kirche zog meine Aufmerksamkeit auf sich: ich trat hinein und fand recht gute Gemälde, die mit dem einfach edeln Styl der Bauart einen vortheilhaften Eindruck gewährten. Nachmittags setzte ich meine Reise fort.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 235.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. September 1824.

Im Menschen liegt zwar einiger Bildungstrieb, allein Gewohnheit und der frühe Eindruck haben auf ihn so starke Macht, daß sie ihn sein ganzes Leben hindurch beherrschen.

Ein slavisches Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Nachdem Lemiona ihrem neuen Gast beym Baden behülflich gewesen war, führte sie dieselbe in ihr Gemach. Die junge Wilde ward beym Eintritt von einer frommen Ehrfurcht ergriffen. Bisher hatte sie noch keinen abgeschlossenen Raum gesehen, als den Tempel des Fluthengottes, und so einfach diese Hütte war, glaubte sie doch in der Wohnung einer Gottheit zu seyn, und suchte mit den Augen ihr Bild. Lemiona nahm es wahr, sie erklärte ihr die Bestimmung des Gemachs, und sobald sie das bisher beobachtete Stillschweigen einmal gebrochen hatte, fand Miliada ihren Fragen kein Ende. Sie wollte den Namen aller Gegenstände wissen, öffnete hundertmal das kleine Fenster, die Thür, und kletterte über alle Bänke, welche an den Wänden aufgestellt waren — sie glich einem Vogel, der, bey sinkender Nacht von Zweig zu Zweig flatternd, ein Obdach zu finden bemüht ist. Lemiona betrachtete sie mit Unruhe und Scham, wenn sie dachte, daß dieses die Tochter sey, welche Ladovid in ihre Hütte geführt hatte. Mehrmals befahl sie ihr vergeblich, sich nun ankleiden und schmücken zu lassen, das Mädchen sträubte sich vor dem ihr auferlegten Zwang; nur beym Anblick der farbigen Halsbänder und buntgewirkten Kopftücher machte das Versprechen von dessen Besitz, daß sie folgsam sich den Bemühungen der guten Mutter überließ. Freudig sah diese, wie Millada's Schönheit mit der sittsamen Bedeckung an Anmuth gewann: das Mädchen ward ihr nun lieb, da sie ihr keine Schamröthe mehr ausdrang.

Ladovid kam, seine Braut zu seinem Vater zu führen. Der Greis breitete ihr liebevoll die Arme entgegen, und sein Lächeln war für Ladovid, was der Sonnenstrahl der Flur ist nach zerstörendem Gewitter. Der ganze Stamm freute sich über die Rückkehr des Jünglings, doch die Meisten von ihm tadelten seine Wahl, und die Greise schalten die Schwäche seines Vaters, der, aller Sitte und allen Gewohnheiten entgegen, eine Sohnes-Frau aus dem Slaven-Stamm der Wälder bey sich aufnahm.

Des folgenden Morgens ward der Priester des Flusses berufen, um die Ehe des Brautpaars zu weihen. Die Götterbilder des Hauses wurden mit farbigen Zeugen verhüllt, gegen den Aufgang gerichtet, auf einen erhöhten Ort gestellt und mit vielen Fackeln erleuchtet, die Bänke der Hütte mit Schaffellen bedeckt, und auf dem Heerde brannten große Haufen Wachholderreis und durchdufteten mit Wohlgeruch das Gemach. Ladovids Mutter und Schwestern waren bemüht, Miliada zu schmücken. Ihr blondes Haar, der Sitte slavischer Jungfrauen gemäß, ward in eine einzige Flechte geschlungen und mit Bändern geknüpft; ein rother Schleyer ward auf ihrem Haupte befestigt und hing bis zu ihren Füßen hinab. Die jungen Mädchen des Stammes sangen Hymnen zum Lobe Lado's, des Gottes der Liebe und des Glücks; darauf führt der Priester des Flußgeistes, der bisher unter den Bildern der Hausgötter

auf dem Ehrenplatz gesessen, den Vater Ladovids aus der Hütte; eine Menge Männer und Frauen folgen ihnen nach, und sie nehmen ihren Weg zu dem Fluß, an dessen Ufer das Opfer zu bringen der Gebrauch ist. Die jungen Mädchen bleiben bey dem Brautpaar, und bald bittet Lemiona von der Matrone, die während der Feyer Miliada's Mutter darzustellen erwählt war, um die Vergünstigung, die Flechte, welche das Haupt der jungfräulichen Braut zierte, zu theilen. Sie erhielt die Erlaubniß, entwirrete sogleich das lange blonde Haar des Mädchens, und schlang es in zwey Flechten, wie es den verheiratheten Frauen gebührt. So wie die Jungfrauen dieses wahrzunehmen scheinen, ergreifen sie die Braut, und suchen sie ihrem Geliebten zu entreißen, dieser ist bemüht, sich ihrer zu bemächtigen, allein die Mädchen schließen einen dichten Kreis um sie her, und der Bräutigam muß sie durch Geschenke von ihnen auslösen. Er führt sie aus der Hütte, die Mutter wirft noch einmal den rothen Schleyer über ihr Haupt, und sie Alle gehen dem Flußgestade zu. Dort sind zwey Altäre errichtet; auf dem einen wird dem Gott der Heerden, Volosse, ein weißes Lamm, das Ladovid's Schwestern selbst aufgezogen hatten, zum Opfer gebracht; der Priester begleßt es dann mit Meth, als Sinnbild eines milden Sinnes im Hausstand, und segnet das Brautpaar im Namen aller Götter, wobey er einen Jeden bey seinem Namen nennt. Darauf wendet er sich mit allen Anwesenden zu dem zweyten, den Nymphen der Wälder gewidmeten, Altar. Ladovid führt jezt eine schöne Stute herbey, die noch nie ein Füllen gebar; er naht sich dem Altar und ruft: „Göttinnen mit blondem Haar, Jungfrauen der Wälder, ich halte mein Versprechen!“ Mit diesen Worten übergibt er das Opfer dem Priester, und das edle Thier, von einer tiefen Wunde durchbohrt, wankt, stürzt und bleibt bewegungslos liegen. Nach diesem Gepränge kehrt man zu der Hütte zurück, wo Lemiona das Brautpaar an der Thür der Hochzeitkammer erwartet. Sie ist mit einem Lammfell, dem Sinnbild des Heerdenreichthums, bedeckt; ihre Hand hält eine Schale voll Weizenkörner, mit dem sie, als Verheißung des Ueberflusses, den Weg des Brautpaars bestreut. „Volosse segne eure Heerden, sagt sie dabey, Peruno schütze euch vor Uebel, der Gott der Güte, der Stärke, der Gott der Götter, der in den Himmeln wohnt, behüte unsern Stamm, gebe ihm Sieg im Gefecht und gastliche Aufnahme in den Hütten.“ Ladovid hörte mit Andacht auf die Worte seiner Mutter, Miliada starrte voll Erstaunen um sich her, sie schien keines Eindrucks fähig, als den ihre Augen empfingen. Man sezte sich darauf zum hochzeitlichen Mahl. Die Eltern Ladovids, seine Verwandten und die Matrone, welche heute bey Miliada Mutterstelle vertrat, sezten sich an den Tisch; man trank auf die Gesundheit des Brautpaars, und Lemiona nahm einen Säugling aus den Armen einer jungen Mutter ihrer Blutsfreunde, reicht ihn dem Brautpaar dar und sagte: „Möchten euch zahlreiche Kinder geboren werden, damit der Segen der Götter auf unsern Hütten verweile!“

Sogleich wie das Brautpaar bey seiner Hütte angelangt war, hatten die Schwestern Ladovid's sich mit den Jungfrauen entfernt; der Priester war bey dem reichsten Hausvater des Stammes gastfrey aufgenommen worden, nur die verheiratheten Frauen hatten, der Sitte gemäß, den Hochzeitzug weiter begleitet; sie besangen das Glück des neuen Ehepaars während des Mahles, und noch lange, nachdem sie schon das Brautgemach verlassen hatten, wiederholten sie noch die Worte: „Frieden und Glückseligkeit dem Leben der neuvermählten Gatten!“

Die ersten Tage nach der Hochzeit verflossen für Miliada in fröhlichen Festen; Ladovid hatte ihr die heftigste Leidenschaft eingeflößt, aber ihre Gewohnheit an zügellose Unabhängigkeit machte sie aller geordneten Beschäftigung abgeneigt. Vergeblich bemühten sich Lemiona und ihre Töchter, ihr die Fertigkeiten ihres Geschlechts, Spinnen und Backen und die Pflege der Heerden zu lehren; sie floh, sobald man sie zur Arbeit berief, schweifte umher, und um sie in die Hütte zurückzubringen, bedurfte es der List, oder man mußte ihr Geschenke versprechen. Oft warf sie ihre Bekleidung von sich, und zeigte sich ohne Scham den mißbilligenden Blicken. Die Schwestern ihres Gatten brachten sie erröthend zu ihrer Mutter zurück, diese gab ihr milde Verweise, allein Miliada hörte sie gleichgültig an, vergaß unverzüglich die Ermahnung, und kehrte zu ihren alten Gewohnheiten zurück.

Die Weiber der benachbarten Stämme zürnten, vor ihren Augen alle Gesetze der Züchtigkeit so gröblich verlezt zu sehen; die Hausväter gingen zu Ladovid's Vater, um Klage zu erheben. „Habe ich denn meinem Sohn diese Gattin gegeben? antwortete er seufzend. Ich habe den Göttern nicht widerstehen können, und wende mit meinem Weibe vergeblich alle Mittel an, die Wilde zu zähmen. Fliehet das halsstarrige Geschöpf, aber feindet uns um ihretwillen nicht an.“ Ladovid fand sich glücklich im Besitz eines Weibes, deren widerspenstiges Herz er besiegt hatte, er verzieh ihr zu Gunsten ihres kühnen Muthes den Mangel an Zucht, und liebte sie, wie ein Krieger den Sieg liebt. Doch weder Lemiona's Güte noch Ladovid's nachsichtige Zärtlichkeit vermochten der jungen Wilden Sinn zu bezähmen; sie seufzte nach der Freyheit ihrer Wälder, sie wies den Trost und die Liebkosungen ihres Gatten zurück, und zeigte nur dann einige Heiterkeit, wenn Ladovid sie mit sich auf die Ebene führte, um sie im Jagen, im Lanzenwurf und der Zähmung der Rosse zu üben. Wenn er aber die frohen Kreise der Jungfrauen mit ihr besuchte, verstummte die Freude da wo sie erschien, die Mädchen

wurden ernsthaft, und Ladovid, voll Unmuth, führte seine junge Gattin in seines Vaters Wohnung zurück.

Dieser gute Greis fing jezt an den ihn schon lange drückenden Uebeln des Alters zu unterliegen. Ladovid verließ selten mehr die Seite seines Lagers, und so sich selbst überlassen, und von Unmuth über ihre Beschränktheit verleitet, bewerkstelligte Miliada ihre Flucht. Eines Morgens, wie Ladovid mit den Seinen vor ihren Hausgöttern knieend um Linderung der Schmerzen des leidenden Greises flehte, stahl Millada sich hinweg, legte ihre Kleider ab, bemächtigte sich der Waffen ihres Gatten, des Schmucks, den sie am Hochzeittage getragen, und entfloh in die Ebene. Die Hütten waren in der frühen Tagesstunde noch verschlossen, ein dichter Nebel bedeckte die Flur, die Zugvögel erhoben sich aus Busch und Schilf zur Fortsetzung ihrer Reise, und der helle Gesang der Amsel und des Zeisigs versprach einen sonnenhellen Tag. Miliada eilt zu den Rossen ihres Mannes, die, in Haufen getheilt, das nasse Gras abweiden, und wo die Füllen mit fröhlichen Sprüngen um ihre Mütter umherjagen. Bald hat sie Letv, Ladovid's Lieblingspferd, unter der Menge entdeckt, sie will es bey seiner langen Mähne ergreifen, allein das stolze Thier bäumt sich, schnaubt und spizt seine Ohren; doch bey der Stimme seiner Gebieterin, die es so oft geführt und gestreichelt, beugt es sein Haupt, und läßt sich ohne Widerstand entführen.

Nach dem Frühgebet versammeln sich Lemiona und ihre Kinder um das Lager des Greises; er fühlte das Nahen des Todes, und wollte alle die Seinen um sich versammelt sehen. Millada fehlt; er fordert ihre Gegenwart, denn mit seinen lezten Worten hoffte er noch ihr Herz zu erweichen. Aber Ladovid sucht sie vergebens, er vermißt seinen Jagdspeer, er findet die Kleidung seiner Gattin im Gemach umhergestreut, und erräth ihre Entweichung. Verzweiflungsvoll beklagt er sein Unglück, als ein anderer Ton des Schmerzes in sein Ohr erschallt, es ist seines Vaters Stimme, die ihn rief, um ihm seine Mutter, seine Schwestern zu empfehlen; noch sind die lezten Verordnungen seiner sorgenden Liebe nicht ausgesprochen, noch hat er die Segensworte nicht vollendet, so entflieht schon sein Geist.

(Die Fortsetzung folgt.)

An L. Tieck.

Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt.

XVIII.

„Ist es denn noch nicht genug der gemüthlosen,
Unerquicklich-nüchternen Prosa,
Die sich für Kunst ausgibt, für Dichtung,
Wenn sie die Zeilen auf gut Glück abbricht,
Und, ohne den Reim uns fühlen zu lassen,
Oder des Metrums derben Fußtritt,
Von Straßenjungen erzählt,
Von Straßenpflaster, Straßenerleuchtung,
Von Postknechten, Schlachtvieh und Thee?
Ist denn der Bettel noch nicht zu Ende;
Und will die gemeine Natur des Poeten
Uns gar noch mit sich herumschleppen
In alle Kuchenladen Berlin's,
In Wein- und Bierkneipen,
Zum Wurstgreifen bey Wisotzki,
Und zur Theaterkritik bey Luther und Wegner?" —
Seyd nur ruhig, seyd nur bey Trost,
Ihr zarten, poetischen Seelen!
Zwar könnt' ich Vieles berichten noch,
Und von euch selber sogar,
Welches erst recht prosaisch klingen würde —
Aber schon bin ich
Wohl eine Viertelstunde weit
Vor den Thoren der Stadt.
Und während ihr süßlich jammert
Ueber den Rückschritt der Zeit
In Kunst und Staat und Kirche
Und Gläubigkeit und Minne,
Während ihr Alles besser wißt,
Alles bey euch zur Sprache
Und nichts zur Sache kommt,
Seh' ich rings um die Stadt hier,
In neu-entstehenden Gärten
Und reinlichen Häusern,
Gewerb und Thätigkeit
Munter sich regen. —
So geht die Welt,
Unbekümmert um kritischen Jammer,
Ihren sichern Gang vorwärts.
Unaufhaltsam schreitet sie fort,
Hier im bewegten Leben,
Unter freyem Himmel,
Offen und sichtbar;
Dort, in den Hallen der Wissenschaft,
Leis' und unbemerkbar wirkend. —
So auch die ächte Kunst,
Die sich dem Beyfall der Menge entzieht.
Und so auch Du, mein Freund!
Wenig kümmert es Dich,
Daß Deine wunder-lieblichen Reisegedichte
In den deutschen Leih-Bibliotheken
Unverstanden, ja unberührt wohl stehn,
Während die Bücher schmierender Lumpen
Von der Unsumme geneigter Leser
Rühmlich beschmiert und zerlumpt sind;
Wenig kümmert es Dich;
Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten. —

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 14. September.

Hr. Bohte wurde heute acht Tage beerdigt. Deutsche Gelehrte, welche England besuchen, werden gewiß seine gastfreundliche Aufnahme vermissen. Seine Frau beabsichtigt indessen das Geschäft fortzuführen. Hr. Bohte war ein großer Verehrer vaterländischer Literatur, Wissenschaft und Kunst, und that Alles, was sein Wirkungskreis ihm verstattete, um solche in England mehr in Aufnahme zu bringen; so würde z. B., wenn Hr. Cembet seiner Empfehlung gefolgt hätte, der Freyschütz schon vor zwey Jahren hier aufgeführt worden seyn, und seinem Rath und Unterricht hat es Hr. Arnold zu verdanken, daß er das Stück hat so gut aufführen können. Das Stück wird noch immer zwey bis drey Mal in den englischen Opern aufgeführt, wo es bereits zum vierzigsten Mal gegeben worden ist. Auch in drey andern der Sommertheater gibt man alle Abende einen Freyschütz, aber ein jedes nach seiner eigenen Art, mit Auslassungen und Zusätzen und Veränderungen ohne Zahl. Das hätte nun freylich nicht viel zu bedeuten, da an dem Stücke selbst nicht leicht etwas verdorben werden kann. Das Schlimme dabey ist nur, daß sie die herrliche Musik so schändlich verhunzen, und so gemein machen, daß sie sie dem hiesigen Publikum verleiden dürften, das so leicht selbst des Besten überdrüssig wird, wenn es zu sehr unter das Volk kömmt. Ein Glück für Hrn. Weber ist es, daß die Gesänge größtentheils so schwer und eigen sind, daß kein Bänkelsänger sich ihrer leicht bemächtigt, weßwegen man auch noch keinen davon auf unseren Straßen hört. Dagegen hört man seine Musik desto mehr auf den Bällen, wo man fünf bis sechs der besten Stücke aus dem Freyschütz in Tänze umgewandelt hat, unter andern den Jägerchor.

London und überhaupt ganz England ist vor Kurzem durch ein schweres Gewitter und durch häufige Regengüsse heimgesucht worden, welche hier und da bedeutenden Schaden angerichtet haben. Auf dem Crow-Hill, ein Moor zwischen Yorkshire und Lancashire, hatte der Regen eine ganz eigene Wirkung. Der Moor liegt nämlich sehr hoch und war immer sehr naß; das überflüssige Wasser fand indessen immer einen Abfluß und strömte in kleinen Fäden von einer äußerst hohen Felsenwand herab, bildete dann ein Flüßchen, welches in der Nähe von Steckbridge in die Aire fällt. Der Damm aber, welcher die flüssige Masse zusammenhielt, brach am 2ten dieses plötzlich los, und eine ungeheure Masse von Schlamm und Wasser stürzte auf einmal herab, riß in seinem Laufe Bäume und Ernten fort, zwang mehrere Mühlen und Fabriken stille zu stehen und machte das Wasser in der Aire so dick und schwarz, daß die vielen Fabriken an dem Strom es nicht länger gebrauchen konnten, und in der Stadt Leeds die Wassergesellschaft aufhören mußte, die Häuser damit zu versehen. Die Gewalt des Stromes war so groß, daß er ungeheure Steine von dem Felsen herabriß und solche über eine englische Meile weit fortschwemmte. Wir haben hier Nachricht bis zum 9ten, an welchem Tage sich der dritte oder vierte Ausguß aus dem Moor ereignet hatte, und man fürchtete damals noch größeres Unheil.

Odessa.

(Beschluß.)

Ich war zweymal über den Bug gegangen; von Balta aus näherte ich mich dem Dniester bey Dubassar, und erreichte Tiraspol gegen Sonnenuntergang. Hier ist der Sitz des Kreisamtes; auf dem rechten Ufer, sieben Werst aufwärts, liegt die bekannte Stadt Bender in Bessarabien, die gegenwärtig ein trauriges Judennest seyn soll. Ueberhaupt haben alle kleinrussischen Städte das ländliche Gepräge des Schmutzes und der Unordnung. Auf dem Koth oder Staub der ungepflasterten Straßen bewegt sich ein Gemisch von Menschen und Vieh; das handelnde Prinzip wird von überhäuften zerlumpten Juden dargestellt, welche dem dortigen Erquickungsgeschäft, dem staatseinträglichen Branntweinverschluß väterlich vorstehen. Ich verließ Tiraspol nach Sonnenuntergang; die Nacht ward sehr finster, unser Postillion verlor die Straße; die bedeckten Sterne konnten ihm keine Führer seyn, aber ein wieder aufgefundenes Gleis richtete seinen Lauf glücklich zur Station, wobey ich sein scharfes Gesicht in der Dunkelheit bewundern mußte. Zwischen Tiraspol und Odessa durchschneidet die Poststraße eine anhaltende Steppe. Denken Sie sich den Horizont in der drückendsten Sonnengluth auf dem dürren, höchstens von der hohen wilden Salbey unterbrochenen Rasen, in einem Umkreise aufliegend, so weit Ihr Auge reicht, von welchem Sie, troz des schnellen Laufes immer im Mittelpunkt bleiben; von nichts sich entfernend, nichts sich nähernd, kein Baum, kein Schatten, kein Quell — mehrmals stellte sich meiner Phantasie die treffliche Darstellung der deutschen mimischen Künstlerin Hagar in der Wüste vor, und mein trockener Gaumen ließ mich den brennenden Durst des verschmachtenden Kindes empfinden. Da senkte sich die Straße in eine breite allmählige Vertiefung; diese ward enger und absteigender, nach und nach ein Thal bildend, welches die gedrängten Gluthen immer mehr verstärkte: da zeigte der Postillion wie ein landerblickender Schiffer freudig mit seiner Knute auf eine ferne Stange wodà rufend, und bald darauf hielten die keuchenden Rosse vor einem Brunnen, bey welchem ein schneebartiger Greis uns zum Trinken einlud, indem er den Eimer füllte. Zwey Pfützen, welchen durch das Vergießen beym Schöpfen immer neue Jugendfrische zuwuchs, waren jede mit einer besondern Schaar sich labender Schmetterlinge bedeckt: es war der Segelfalter und der blaue Argus. Diese feuchten Spiegel des Lichts, dacht' ich, stellen ein scharfes Bild reizender Jugend dar: trocknet die Alles verzehrende Zeit ihren Schimmer, flattern die Näscher davon. Die Poststraße von Balta macht über Dubassar und Tiraspol einen Umweg von 120 Werst; die kürzere sogenannte polnische Straße über Anania und Sewerinoffka entfernt sich nicht vom angebauten Land und berührt häufige Dörfer und Flecken. Dalnik ist die lezte Poststation, von wo aus Odessa mehr und mehr sichtbar wird. Die Stadt zeichnet sich von dieser Seite durch ihre vorragenden Thürme und der Kuppel der St. Nicolaikirche nur wenig aus, und vergebens sucht der erschlaffte Blick das kühlende Meer.

Ich erreichte Odessa in drey Tagen und drey Nächten, in welchem Zeitraum eingerechnet, daß ich neun Stunden in Tulczin und jede Nacht zwey bis drey Stunden auf der Station zugebracht hatte, 720 Werst zurückgelegt waren: dabey erfuhr ich den Zustand eines Geräderten, und mein Gehirn ist so zerrüttelt, daß ich bey längerer Reise wahnsinnig geworden wäre. Ich habe demnach Zeit und Pflege nöthig, meinen gefolterten Körper in Stand zu bringen, und bitte mir bis zu meinem nächsten einen kleinen Zwischenraum aus, nach welchem meine Berichte über diesen Ort um so fruchtbarer eingehen sollen.

— t —

Beylage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. October 1824.

Es ist Trauern besser, denn Lachen; denn durch Trauern wird das Herz gebessert.

Prediger Salomo, VII. 4.

Glück und Unglück.

Schon oft habe ich mich bemüht, an eine gleichmäßige Vertheilung des Guten und des Uebels im Leben zu glauben. — Aber ich kenne Menschen, die ohne alles Verschulden sehr unglücklich sind, und andere, die das Glück nicht blos mit seinen Wohlthaten überhäuft hat, sondern die es auch noch schützend und mit scheinbar unausgesezter Aufmerksamkeit vor allen Gefahren und Uebeln bewahrt, welchen uns die Schwäche der menschlichen Natur und unsere Vernunft so häufig aussezt. — Der Gedanke: „ob „das Glück weniger oft die Aeusserung einer blinden Vor„liebe des Zufalls, als der gerechte Lohn der Tugend und „des Rechtthuns seye!“ hat mich darum schon häufig in Schwermuth versezt und quälende Zweifel in mir erweckt.

Allein was ist denn Glück? Wo ist es? In was besteht es? Und werden nicht eben so viele verschiedene Arten desselben aufgezählt werden können, als es Menschen gibt?

Der Eine sucht es im Frieden eines stillen häuslichen Lebens, ein Anderer im Geräusch der großen Welt; Dieser im Genuß, Jener im Entbehren; Einer in staunender Betrachtung der Welt und ihrer Wunderwerke, ein Anderer in einem gleichgültigen Gehenlassen, das nicht sowol Sorglosigkeit, als Verachtung aller Dinge ist; Dieser sucht es in Anstrengung und Arbeit, Jener in thatenloser Trägheit; so Viele aber suchen es, indem sie nur für ihr Ich besorgt sind, und die Allerwenigsten, indem sie mit gänzlicher Hintansetzung ihres Selbst nur das Glück Anderer zu befördern streben.

Nichts ist treffender, als die Geschichte jenes persischen Schachs, welchem seine Leibärzte, als leztes und einziges Mittel gegen eine unheilbare Krankheit, verordneten: während drey Tagen das Hemd eines glücklichen Menschen zu tragen. Vergebens waren aber alle, auch die angestrengtesten, Nachforschungen und Bemühungen seiner Minister. Von den höheren bis zu den niedersten Ständen herunter geschieht Nachfrage, nirgends ist ein Glücklicher zu finden. Endlich, o Freude! endlich findet sich der Gesuchte in einer der Vorstädte Ispahan's, und zwar in der Person eines halb betrunkenen, mit Lumpen bekleideten Bettlers. Es war dieß der einzige Glückliche in ganz Persien. Bald wird nun der kranke Schach geheilt werden. Allein wer sollte es glauben; bey näherer Untersuchung ergab sich, daß der einzige Glückliche, den man finden konnte — kein Hemd hatte!

So oft verwechselt man im Leben den Genuß mit dem Glück. Doch der Genuß ist oft nur bloße Täuschung und Schein, das Glück aber immer wahr und wirklich.

Ich habe reiche, aber wahrhaft unglückliche, Menschen von Andern beneidet gesehen, während diese wieder Andere bemitleideten, von denen ich wußte, daß sie sich glücklich fühlten.

Die größere Zahl lebt mit mehr oder weniger Ergebung beym gewöhnlichen Wechsel von Freud und Leid das gewöhnlichste Leben. Allein was soll man von jenen vom

Unglück Verfolgten denken, welche ein grausames Schicksal gleichsam zum Spielball seiner Launen auserschen zu haben scheint? Welcher Grund, daß auf einen, oft den unschuldigsten, Menschen die Summe aller Schmerzen, aller Leiden gebürdet werde, während ihm zur Seite der Lasterhafte ungebeugt einhergeht? Wie konnte es geschehen, daß Viele Alles verlieren mußten, was ihnen theuer war, daß Andere Verbrecher wurden, während sie nie aufhörten, tugendhaft zu seyn, um am Ende Beyde den einzigen ihnen noch übrigen Trost, nur in dem schrecklichsten Unglück, im Verlust des Verstandes zu finden? Unsers Verstandes, auf den wir oft so stolz sind, und der uns doch den Weg zum Glück nicht weisen kann, wie er uns vor Unglück nicht zu bewahren vermag.

Willst du glücklich seyn, folge stets deiner innern Stimme, der Stimme des Gewissens! Sie überhöre nie; auch im Unglück wirst du dann des Glücks nicht ganz entbehren.

Leichter ist mit manch einem Unglücklichen sein Unglück zu theilen, als an dem Glück Anderer Theil zu nehmen, die da glücklich genannt werden.

G. C.

Die Armagnacs und die Burgundischen.

(Fortsetzung.)

Schon im folgenden Jahre nach dem geschlossenen Vertrage von Paris, zwischen dem Herzog von Burgund und den königlichen Prinzen drohte, in Folge neuer Streitigkeiten zwischen ihnen, neuer Bürgerkrieg, und nur in der Vermittelung des Herzogs von Berry ruhte Hoffnung des Friedens. Sie schwand, als dieser, nicht so fast geistlose, als gleichgültige und planlose Mann, Partheylichkeit für den Gemahl seiner Enkelin äußerte, bevor nur das Vermittlungsgeschäft begonnen. Die Wuth des Pöbels von Paris, dem dieß kund geworden, zwang ihn und den Herzog von Bretagne, von Paris zu fliehen, und sofort den königlichen Rath und die Regierung dem Dauphin zu übergeben. Die Armagnacs wurden geächtet. Unter dem Namen einer königlichen Miliz bewaffnete der Graf von St. Paul, ein Anhänger des Herzogs von Burgund, die Schlächter und Schinder, (das leztere Gewerbe machte in jenen Jahrhunderten einen Theil der Schlächterey aus), und diese Bande übernahm die Vollstreckung der Acht.

Der Parthername diente zum Vorwand der Befriedigung jeglicher wüsten Begier. Mord, gewaltsame Schändung, Räubereyen herrschten in der Stadt, herrschten nach dem Beyspiel derselben in den Hauptstädten der Provinzen.

Das flache Land war nicht sicherer, nicht weniger schuldbefleckt. Schon früher hatte man geglaubt, den Bauern erlauben zu müssen, daß sie Waffen zur Nothwehr führten. Selbst gegen die Prinzen vom königlichen Stamm sollte ihnen dieß für solchen Fall erlaubt seyn. Allein geplündert, verarmt wie sie waren, versuchten sie jezt mit den Waffen in der Hand Brod zu gewinnen: Abenteurer gesellten sich zu ihnen, und wilde Wälder wurden ihre Raubvesten. Selbst das Gemetzel der Ergriffenen schreckte die Uebrigen von keiner Unthat zurück und löste ihre Banden nicht auf.

Von beyden Partheyen waren die Engländer zum Beystand gerufen worden. Der Herzog von Burgund erhielt ihn. 1411 landeten sie in der Normandie und verheerten diese Provinz.

Während dieser Zeit gingen die Armagnacs oberhalb Paris über die Seine; überschwemmten, hunderttausend Mann stark, Valois, Soissonnais, Beauvesis. Verwüstete Ernten, entwurzelte Bäume, fliehendes Landvolk und brennende Dörfer bezeichneten ihren Zug.

Die Königin und der Herzog von Berry verlangten, in Paris eingelassen zu werden. Wüthend verweigerte es der Pöbel dieser Stadt, und zwang den Dauphin und den König, Parthey für Burgund zu nehmen.

Bey Montdidier stand der Herzog von Burgund jezt dem Heere der Prinzen gegenüber; aber eine Meuterey unter seinen Truppen und der Abzug seiner flammändischen Krieger am Tage vor der Schlacht nöthigten ihn, sich zurückzuziehen, ohne sie anzunehmen. Die Eil seines Rückzugs hatte das Ansehen einer Flucht, und wurde als eine solche von den Armagnacs dargestellt.

Auf Bitte des Königs kam nun Isabella nach Paris. Kaum angelangt, sah sie sich eine Gefangene des Pöbels, indessen die Armagnacs heranzogen und die Thore der Stadt umgaben. Der Haß gegen diese stieg zur Raserey innerhalb der Ringmauern derselben. Die Kirchen wiederhallten von ihrer Verfluchung. Jeden Festtag unterbrach der Priester das Meßopfer, löschte die Lichter am Altar, und sprach unter Glockengeläut das Anathema über sie. Niemand durfte sich blicken lassen ohne das rothe Andreaskreuz, das Zeichen von Burgund; die Bilder der Heiligen, die Priester mußten es tragen; Säuglingen in der Wiege wurde es angeheftet, und der Pöbel forderte laut, wider die Armagnacs geführt zu werden.

Der Herzog von Burgund kam bey Meulan an der Spitze von sechstausend Engländern über die Seine. Dreytausend Pariser erwarteten ihn: er zog ein in ihre Stadt an der Spitze dieser Schaaren, begrüßt als Retter von dem Jubel einer zahllosen wogenden Volksmasse.

Der nahende Winter und die Auflösung ihrer Banden nöthigte die Prinzen zum Rückzug. Ein von Isabella bey den Geistlichen der Abtey St. Denis niedergelegter Schatz wurde von ihnen im Zurückweichen entdeckt und geraubt.

Während dieser Kämpfe beabsichtigte die Politik Hein-

rich V. von England, in welchem Eduard III. wieder aufzuleben schien, Frankreich durch seine Partheyungen zu besiegen. Er verstärkte stets und nur augenblicklich die schwächere. Seine Völker zogen sich zurück jenseits des Meeres.

Indessen ward die Erwartung der Pariser, daß der Herzog von Burgund ihre Lasten erleichtern werde, bald vereitelt. Der Krieg, welcher im Land wüthete, hemmte den Zufluß der Steuern in die königlichen Kassen. Eine neue Auflage wurde auf die Städte ausgeschrieben, und für den Ertrag von viertausend Thalern wagte Philipp der Kühne die eben so ungerechte als niederträchtige und gefährliche Maßregel, die Gelder einzuziehen, welche bey den königlichen Gerichten niedergelegt waren. Zu eben dieser Zeit bewog die Gewaltthätigkeit des Pöbels den Herzog von Berry, die Parthey der Prinzen mit aller Macht zu verstärken. Er hielt eine Versammlung mit denselben zu Bourges, und beschlossen wurde hier von ihnen, auch England um Beystand anzugehen. Ein Vertrag kam zu Stande, welcher ihnen denselben sicherte; allein ihr entdecktes Vorhaben bewirkte den Ausbruch der Feindseligkeiten von Seiten des Herzogs von Burgund. Der König selbst zog mit der Oriflamme wider sie zur Belagerung von Bourges.

Schlaue Hofleute, vielleicht begierig, durch seine Macht zu herrschen, hatten mittlerweile den Dauphin aufmerksam gemacht, wie diese Bürgerkriege das Reich mittelst seiner eigenen Kraft zu Grunde richteten. Er drang auf Frieden. Der Vertrag von Chartres wurde zu Bourges erneut, bevor die Hülfsvölker, welche aus England den Armagnacs zuzogen, in der Normandie gelandet waren. Sie landeten und verheerten diese Provinz, Anjou, Maine, Orleanois und Blessois. Ihr Abzug mußte mit zweymal hundert-tausend Thalern erkauft werden, für deren Zahlung der Graf von Angouleme, der Bruder des Herzogs von Orleans, als Geißel nach England ging. Auch dießesmal erntete Philipp vom Vertrage die Früchte des Siegs. Unbestritten verwaltete er die Macht des Dauphin; aber zugleich behandelte er denselben mit einer Schonungslosigkeit, welche, benuzt von derselben Parthey, die den Frieden veranlaßt, ihm dessen Neigung und Vertrauen entzog. Der gereizte Jüngling verhehlte jezt nicht mehr seine Erbitterung und die Absicht, sich von seinem Schwäher unabhängig zu machen. Dieser aber suchte den Pöbel und seine Günstlinge wider ihn aufzubieten. Die Schlächter und Schinder bemächtigten sich der Herrschaft. Ihr Zeichen, die weißen Hüte, verdrängte das rothe Andreaskreuz, und verbreitete sich in der ganzen Stadt, selbst der König mußte es tragen. Bewacht und mißhandelt von ihnen lebte der Dauphin im Hotel von St. Paul. Ein Karmelitermönch war der Redner ihrer Rotten, welche ohne Unterschied Männer, Frauen, Beamte aus den ersten Ständen und Stellen der Umgebung ihrer Herrscher zu Opfern begehrte und erhielt, sie einkerkerte, folterte, hinrichtete; welche plünderten, mordeten, und welche endlich selbst den Herzog schreckten, der sie aufgeboten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 31. August.

An Schauspielen, Festen und öffentlichen Versammlungen hat es diesen Monat in Paris nicht gefehlt. Drey und zwanzig neue Stücke ist gewiß für einen Sommermonat außerordentlich viel, und kaum dürfte man je in einem Wintermonate deren mehrere aufgeführt haben. Von diesen drey-und-zwanzig dramatischen Neuigkeiten kommen freylich ungefähr zehn auf das Ludwigsfest, da es der Gebrauch nun einmal so will, daß auf jedes Fest des Königs neue Stücke verfertigt werden, die einige Tage lang gespielt werden und dann mit so manchen andern Dingen in die Fluthen der Vergessenheit auf immer versinken. Den Dichtern, welche sich mit solchen Gelegenheitsstücken abgeben, ist dieß einerley, wenn sie einmal ihr Stück Geld empfangen haben. Einige derselben haben in dieser Art Dichtung viele Fertigkeit erlangt, und ihr Ruf muß schon weit verbreitet seyn, da im vorigen Jahre einer derselben zu einer deutschen Residenzstadt abgeholt wurde, um auch dort ein Pröbchen seines Talents abzulegen. Sie könnten allenfalls eine Innung ausmachen, und für alle europäischen Höfe Gelegenheitsstücke auf Bestellung verfertigen, wie es hier Liederfabrikanten gibt, wo man Hochzeits- und Leichencarmina bestellen kann. Es wäre dieß keine üble Spekulation, zumal da nichts besser bezahlt wird als ein Gelegenheitsstück, worin die vielen Tugenden eines Prinzen oder einer Prinzessin reimweise auseinandergesezt werden. Die große Oper, an welcher ein neues Stück nicht wie am Vaudeville in Zeit von dreymal vier-und-zwanzig Stunden verfertigt und einstudirt werden kann, hatte sich mit einem passenden Gesange begnügt; die komische Oper war so verständig gewesen, als Gelegenheitsstück eine Operette le roi René zu geben, die sich, wenn sie gut ist, auch zu jeder andern Zeit wird geben lassen können. Die Musik ist von Herold und gewiß besser als diejenige, welche der König René de Provence vor mehreren Jahrhunderten dichtete, als er, um sich über den Verlust seines Königreiches Sizilien zu trösten, hübsche Prozessionen in der Provence anordnete und Heiligenbilder malte. Das Théâtre français hat als Gelegenheitsstück das Ludwigsfest zu St. Pélagie gegeben. Bekanntlich werden bey jedem Namensfeste des Königs mehrere aus dem Schuldengefängnisse losgekauft und in Freyheit gesezt. Diese wohlthätige Handlung macht den Inhalt des Stückes aus. Das St. Pélagiengefängniß ist in mehreren Schriften von Gelehrten, welche darin gesessen haben, auf eine so witzige oder humoristische Art geschildert worden, daß der Gedanke daran für die Pariser nichts sehr Abschreckendes hat, und man dasselbe mehrmals auf der Bühne dargestellt hat. Es befindet sich dort recht hübsche Gesellschaft, und woferu ein Schuldner nur Geld hat und vergessen kann, daß ihn vier Mauern umschließen, so soll sich recht gut darin leben lassen. Im Übrigen wurde das Ludwigsfest ganz auf die gewöhnliche Weise gefeyert; es fehlte weder an Kletterstangen, noch an Eß- und Trinkbuden, worin sich der Pöbel vollstopfte und betrank; allerley Volksbelustigungen

waren in den Champs elysées in vollem Gange, und ein prächtiges Feuerwerk krönte den Tag ganz wie gewöhnlich, obschon die Krankheit des Königs schon so sehr zugenommen hatte, daß sich niemand verhehlen konnte, dieses Fest werde das lezte seines Lebens seyn, und der allgemeine Trauertag kurz darauf folgen. Einige Tage zuvor hatte man den König auf einer Spazierfahrt im Wagen darniedersinken sehen, und sogar an seinem Namenstage, als alle Behörden ihm Glück zu wünschen kamen, saß er ganz zusammengesunken da, und schien kaum zu bemerken, was um ihn vorging. Wie bey so bewandten Umständen noch ein allgemeines Fest veranstaltet werden konnte, ist nicht wohl zu begreifen, und kein grellerer Abstich läßt sich denken, als der seinem Sterbetage sich nähernde König im Tuillerienschlosse, und die rauschenden Volksbelustigungen umher. Der denkende Theil des Publikums hatte noch einen andern Grund zur Trauer. Ganz unversehens waren am 15ten alle periodischen Blätter, deren über hundert erscheinen, dem Censurzwange, wovon man sie auf immer befreyt glaubte, wieder unterworfen worden, und zwar dießmal war es keine öffentliche Censur mehr, wie sonst, sondern eine verborgene, unbekannte, und wie es scheint, von der Hand der Klerisey geleitet. Zwar war schon zwey Tage darauf Chateaubriand mit einer gedruckten Broschüre wider die Censur fertig, die reißend abging und in wenigen Tagen drey Auflagen bekam; allein der Zwang blieb nichts destoweniger vorhanden und war nicht minder drückend. Die meisten unabhängigen Blätter, die zuvor eine so nützliche vielseitige Regsamkeit bewiesen hatten, versinken in gänzliche Bedeutungslosigkeit, und ein Literaturzweig, der in Frankreich so außerordentlich vervollkommnet worden ist, seitdem er seinem freyen Willen folgen konnte, fängt wieder an zu verdorren zum allgemeinen Bedauern derjenigen Leser, welche die freyen Journale als Organe der öffentlichen Meinung anzusehen pflegen, und in ihnen dasjenige wiederfinden wollen, was in ihren Tagen das Publikum angeregt, bewegt und beschäftigt hat, und die nun täglich geistlose, verstümmelte, oft blos halbbedruckte Tagesblätter lesen müssen, in welchen die wichtigsten Volksangelegenheiten mit Stillschweigen übergangen werden, indeß ein Langes und Breites über unerhebliche, oft kindische Sachen geschwazt wird. Einige periodische Schriften, um ihre Freyheit zu behalten, haben aufgehört, zu bestimmten Zeiten zu erscheinen, und werden bandweise herauskommen, wodurch sie dem Preßzwange entzogen werden, welcher nach den Gesetzen nur auf periodischen Schriften haften darf. Ein vortreffliches Blatt, das Feuilleton littéraire, das sich sehr unabhängig zwischen den Partheyen hindurchbewegte, ist verschwunden, nachdem es mehrmals mit der Scheere so derb beschnitten worden war, daß fast nichts von demselben übrig blieb. Man hatte den Redakteur vor die Polizey kommen lassen und ihm versichert, man schäze sein Blatt sehr (weil er manche in den liberalen Blättern herausgestrichene Schriftsteller streng beurtheilte) man hoffe, er werde ein völliger Royalist werden, und er könne auf die Zustimmung der Obrigkeit rechnen. Der Redakteur aber, der ein Mann von Verstand zu seyn scheint, antwortete, er werde seinen vorigen Gang weiter fortgehen, und nimmer ein Royalist in dem Sinne werden, worin die monarchische Parthey das Wort jezt nehme. In der That behielt das Blatt seine vorige unabhängige Sprache bey, und da ihm der Zwang wohl zu lästig werden mochte, so erschien es nicht mehr. Dieß ist ein wahrer Verlust, sogar für die monarchische Parthey, denn das Feuilleton sezte viele Schriftsteller, denen unaufhörlich Weihrauch in den freysinnigen Blättern gestreut wird, auf ihren rechten Plaz, z. B. Jouy, der jezt das Publikum mit der vollständigen Sammlung seiner Schriften (25 Bände) heimsucht, ohne noch diejenigen zu rechnen, die er fortfährt herauszugeben, und wozu sein neulich erschienenes mittelmäßiges Werk les Eremites en liberté, gehört; eben so Casimir de la Vigne, dessen glänzendem Talent das Feuilleton zwar Gerechtigkeit widerfahren ließ, aber mit der Auseinandersezung der Fehler seiner Dichtungen, die in andern Blättern übersehen werden. Besonders hatte das Feuilleton Casimir de la Vigne's Ode auf Lord Byrons Tod, die von andern Journalen als ein Meisterstück gelobt wurde, als mittelmäßig dargestellt und ihm gerathen, sich vor dem Lobe seiner Freunde und dem Herausstreichen seines Buchhändlers Ladvocat als vor den gefährlichsten Schlingen zu hüten. In der That läßt sich in dieser kraftvollen Ode das übertriebene Lob auf den englischen Dichter wohl durch das jugendliche leicht zu Gunsten eines großen Charakters aufwallenden Gemüth entschuldigen, aber nicht ganz rechtfertigen. Wenn z. B. Casimir de la Vigne zum Freunde der Griechen sagt:

Byron! tu préféras, sous le ciel d'Ibérie
Des roses de Cadix l'éclat et les couleurs
Aux attraits de ces nobles fleurs
Pâles comme le ciel de ta froide patrie;
De là tes jours de deuil, de là tes longs malheurs,
Des vierges d'Albion la beauté méprisée
Te poursuivit jusqu'au cercueil, u. s. w.

so hat der Dichter offenbar in der Allegorie und dem Hauptgedanken Unrecht. Denn erstlich hat Byron die spanischen Mädchen den Engländerinnen nicht vorgezogen, da er nie in Spanien gewesen ist; zweytens sind die spanischen Mädchen nicht roth und die englischen nicht bleich, sondern fast umgekehrt, und drittens kömmt Lord Byrons Unglück nicht daher, daß er die iberischen Rosen den bleichen Pflanzen seines Vaterlandes vorzog, sondern daß sein rastloses unbändiges Genie ihn in Abenteuer aller Art stürzte, die sich zu seinem Glücke in der Verbindung mit den Griechen endigten, wodurch sein ganzes voriges nicht sehr erbauliches Leben gleichsam verschönert worden ist. Stille häusliche Tugenden, wie sie die Engländer schäzen, Beobachtungen der gesellschaftlichen Konvenienzen, war nicht Lord Byrons Sache. Aber außerordentliche Charaktere erfinden, die gehässige Brut der Heuchler zu entlarven, das Laster kühn angreifen, so hoch es auch gestellt seyn mag, wilde Gegenden durchschwärmen, erstaunenswerthe Thaten verrichten, das gefiel seinem Genie, in solchen Beschäftigungen ist seine kurze Lebenszeit verstrichen. Schöner hat Casimir de la Vigne in einer vorigen Dichtung bey einer Erwähnung der Anwesenheit Lord Byrons unter den Griechen den Vers gedichtet: (die Griechen) que les rois trahissent et qu'un poëte secourt. Uebrigens haben Dichter aus den verschiedenen Partheyen hier ihr Bedauern über den frühen Tod des genialen Engländers geäußert, und was er zu Gunsten der Griechen gethan, ist ihm zu seiner Hauptthat und zum ewigen Ruhm angerechnet worden. Anstatt des besagten Feuilleton sind zwey andere Journale erschienen, ein tägliches, le Globe, und ein wöchentliches, le Semaine; lezteres scheint auch unpartheyisch urtheilen zu wollen; allein was hilft dieß, so lange die Journale nicht wieder frey urtheilen können? La crainte de déplaire est l'éteignoir de l'imagination, hat Voltaire gesagt, welches man, den jezigen Umständen gemäß, so übersezen könnte: Die Furcht, verstümmelt aus der Presse hervorzugehen und vor's Publikum zu treten, tödtet den Geist.

D g.

Beylagen: Literaturbl. Nr. 79. u. Monatsreg. September.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. October 1824.

Die Geschichte ist die Schule der Fürsten. Ihnen kömmt es zu, sich durch die Fehler verflossener Jahrhunderte belehren zu lassen, um ähnliche zu vermeiden.

Friedrich II.

Die Armagnacs und die Burgundischen.

(Fortsetzung.)

Die Noth zwang den Herzog von Burgund zum Bündniß mit den Prinzen. Die guten Bürger halfen den Pöbel unterdrücken, welcher sich dem Vertrage widersetzen wollte. Philipp floh, nach einem vergeblichen Versuche, den König aufzuheben, vor der Rache der Gegenparthey und der Wuth seiner eigenen Anhänger in seine Staaten. Die Prinzen aber kehrten nach Paris zurück. Ihrerseits wurden nun die Burgundischen geächtet. Dem rothen Andreaskreuze und den weißen Hüten folgte die Schärpe, das Zeichen der Armagnacs; die Aemter kamen an die Anhänger dieser Parthey. Aber auch diese schonte des Dauphins nicht vorsichtiger, als der Herzog von Burgund sein geschont, und bald rief er diesen zurück, ihr denselben entgegenzustellen. Mit Heeresmacht drang er gegen Paris vor. Die meisten Städte, welche sein Zug berührte, öffneten ihm die Thore. Troß Verboten und Drohungen nahte er der Stadt, und erschien in Schlachtordnung vor dem Eustacher Thore, während ein anderer Heerhaufen seines Kriegsvolks am Thore St. Honoré sich zeigte. Jedoch die Standhaftigkeit und Rüstigkeit des Grafen von Armagnac zwang die Pariser. Alle Versuche Philipp's, Einlaß zu gewinnen, waren vergeblich, und sein Rückzug glich einer Flucht (Februar 1413).

Eine Versammlung der Prälaten und Herren, des königlichen Rathes, der Prinzen und der Königin wurde hierauf, unter Vorsitz des Dauphins, im Hotel St. Paul gehalten. Sie faßte den Beschluß, der König solle Krieg führen wider den Herzog, bis er selbst und seine Anhänger vertilgt, verjagt, wenigstens gedemüthigt wären. Die Hauptstadt blieb in Gewahrsam des Herzogs von Berry. Karl erhob die Oriflamme wider den, für welchen er sie kürzlich erhoben, und siegreich drang der Zug der Armagnacs bis unter die Mauern von Arras vor. Nun beschwor der Herzog von Burgund jegliche Bedingung, um Frieden zu erhalten. Der Vertrag von Arras kam zu Stande; mit dem größten Unmuth beschworen ihn die Prinzen. Die Pariser beschwerten sich gegen den Herzog von Berry, daß sie nicht zu demselben beygezogen worden wären; er aber antwortete: „Ihr habt nichts damit zu schaffen, und sollt mit nichten zwischen unseren Herrn König und uns treten, die wir seines Blutes und Stammes sind; denn wie kränken uns einander, wenn es uns gefällt, und wenn es uns gefällt, ist der Friede geschlossen und fertig!“ — Wahrlich, die Umstände hätten keinen Vertrag der Prinzen mehr gerechtfertigt, wie den von Arras. Nur wenn der Herzog von Burgund einen Vertrag schloß, hielt man es für ein Zeichen, daß sein persönlicher Vortheil, in der Regel das Gegentheil vom Besten Frankreichs, damit verbunden sey. Und dießmal, wußte man, war es die Gefahr der Umstände, welche die Armagnacs dazu bewogen hatte.

Heinrich V. hatte, bevor jener Vertrag zu Stande kam, um die Hand der Prinzessin Katharina geworben,

und die Rückgabe aller Provinzen Frankreichs angesprochen, welche der Friede von Bretigny seinem Vorgänger als unabhängiges Eigenthum gesichert.

Die englischen Könige waren einst mächtiger an Grundgebiet in Frankreich, als die Fürsten, welche dessen Krone trugen. Wilhelm der Eroberer hinterließ seinen Nachkommen die Lehen der Normandie und der Grafschaft Maine, die Lehnsherrlichkeit von Bretagne. Die Vermählung seiner Enkelin, Mathilde, mit Folko, Graf von Anjou, brachte Anjou und Touraine an seinen Stamm. Heinrichs II. Heirath mit Eleonore von Aquitanien, Guyenne, Poitou, Angenois, Angoumois, Perigord, Limousin, einen großen Theil von Saintongue, Auvergne, und Ansprüche auf die Grafschaft Toulouse. Bretagne, Anjou, Maine, Tourraine und Poitou büßte ihr Sohn, Johann, ein, ob des Mordes seines Neffen, Arthur von Bretagne. Die Normandie eroberte Philipp August. Dessen Nachfolger, Ludwig VIII., Saintongue, Limousin und Perigord. Die Siege des heiligen Ludwig bey Tailleburg und Saintes (1224) hätten allem Grundbesitz englischer Könige in seinem Reiche ein Ende gemacht, wenn er nicht Heinrich III. Limousin, Perigord, Quercy und Saintongue als Lehen zurückgegeben hätte, der dagegen für sich und die Nachkommen aller Zweige seines Stammes auf die Normandie, Maine, Anjou, Tourraine und Poitou Verzicht leistete. Die erste Gemahlin Eduards I., Eleonore von Kastilien, mehrte das Erbe der englischen Könige in Frankreich wieder durch die Grafschaft Ponthieu. Eduard III., der Sohn Isabella's, der Tochter Philipp des Schönen, machte, als der Mannsstamm der Capetinger mit den Söhnen dieses Königs erloschen war, Anspruch auf die Krone jenes Landes. Nach dem salischen Gesetz war dieser Anspruch ungültig, und die Krone kam (1328) an Philipp von Valois. Im dreyzehnten Jahr der Herrschaft dieses Königs erneuerte Eduard jenen Anspruch, den er durch seinen, als Herzog von Guyenne an Philipp geleisteten Lehnseid selbst aufgegeben. Bey Sluys zerstörte er die Flotte Frankreichs. Dem Siege von Cressy folgte der Sieg bey Poitiers, welcher den zweyten König des unglücklichsten Hauses, das über Frankreich geherrscht, in seine Gefangenschaft gab. Seine Freyheit erkaufte Johann durch das Opfer der Normandie, Guyenne's, Saintongue's, Poitou's, Anjou's, Maine's, Tourraine's und eines Lösegeldes von einer Million Goldthaler. Karl V., noch Herzog von der Normandie, und die Stände verwarfen diesen Vertrag. Einen Krieg ohne Entscheidung, nicht glücklicher, als seine Ursache gerecht, endigte (1360) der Friede von Bretigny, durch welchen Guyenne, Poitou, Saintongue und Limousin das unabhängige Eigenthum des Königs von England wurden, so wie dieser dagegen vermöge desselben seinen Ansprüchen auf die Krone Frankreichs, der Normandie, Maine, Anjou und Tourraine entsagte.

Die Weisheit Karls V. und der Degen Bertrand Du Guesclin's gewannen wieder, was von seinen frühern Eroberungen in Frankreich der Friede von Bretigny Eduard gesichert: von allen seinen Besitzungen in diesem Reiche hinterließ er (im Jahr 1372) nur Calais, Cherbourg und Brest.

Der Wahnsinn Karls VI., die Raserey der Armagnacs und der Burgundischen luden Heinrich V. ein, sie zum Wiedergewinn dessen zu benutzen, was sein Vorfahr erobert und eingebüßt. Die französischen Machthaber ahneten nicht in seiner Werbung und in seiner Forderung den ersten Schritt zur Ausführung dieses Planes. Ihr innerer Krieg war beendet; doch Privatfehden ersetzten dessen Stelle. Das unvertilgbare Gedächtniß des Mordes, womit jener begonnen, fachte, immer neu angeregt, stets neue Flammen der Zwietracht an. Der Herzog von Burgund ließ sein Kriegsvolk in Cambresis und Thierasche kantonniren, und es verheerte das Land nicht minder, als die aufgelösten Soldbanden der Armagnacs.

Ein Versuch des Dauphins, sich der Stadt Paris zu bemächtigen, wurde vereitelt, und diente in seinen Folgen zum Gelingen dieser Absicht. Nun erhielten die Prinzen Befehl, sich in ihre Länder zu begeben; dem einzigen Herzog von Berry ward später die Rückkehr in die Stadt vergönnt. Der nächste Schritt der Machtwaltung des Dauphins war, daß er die Schätze seiner Mutter sich aneignete, und seine jugendliche, tugendhafte Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Burgund, nach St. Germain verbannte. So, in Eintracht mit keiner Parthey, zu schwach, beyden Gesetze zu geben, sezte seine Geburt ihn nur in den Stand, eine dritte zu bilden.

Der König von England schloß ein Bündniß mit derjenigen, welche im Augenblick die schwächste war, ich meine die burgundische, und begleitete eine wiederholte Werbung um die Hand der Prinzessin Katharina, nun mit der Forderung der Krone Frankreichs, zufolge der Ansprüche Eduards III. Seine Gesandten stimmten diese lezte Forderung herab auf die Provinzen, welche der Friede von Bretigny Eduard einst gesichert, die Hälfte der Provence und die Grafschaften Beaufort und Nogent, nebst einer Morgengabe von zwey Millionen Goldthalern.

Noch dauerten die Unterhandlungen über diesen Gegenstand, als schon die Engländer beym Ausflusse der Seine landeten, bevor in Frankreich Anstalten zur Vertheidigung des Landes getroffen waren. Während der Dauphin schwankte, ob diese der burgundischen oder armagnac'schen Parthey anzuvertrauen sey, drang Heinrich gegen die Somme vor. Durch die Furth bey Blanchetaque, wie sein großer Vorfahr, wollte er jenseits dieses Flusses gelangen. Er fand sie mit Pfahlwerk befestigt. Jenseits zur Vertheidigung stand der Adel der Picardie. Frankreich, von seinen Machthabern verlassen, verließ sich selbst

nicht. Ein Heer, viermal so stark als das englische, zog diesem entgegen, als es endlich zwischen Peronne und St. Quentin über die Somme gelangt war. Das Werk der Rettung schien vollendet; allein die voreilige Zuversicht der kühnen Nation richtete es zu Grunde. „Ich habe die Schlacht von Poitiers gesehen, in welcher mein Vater, der König Johann gefangen wurde,“ tröstete sich der Herzog von Berry mit seinem gewöhnlichen ernsthaften Leichtsinne, da seine verständige Meinung im Kriegsrathe nicht durchdrang, den erschöpften schwächern Feind in der vortheilhaften Stellung, welche derselbe genommen, nicht anzugreifen, sondern dem Hunger zu überlassen. „Besser die Schlacht verloren als der König und die Schlacht.“ Sie wurde verloren. Die Schlacht von Azincourt reihte sich an die Schlachten von Cressy und Poitiers. Der erste Adel Frankreichs deckte das Schlachtfeld mit seinen Leichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sittlichkeit der Schaubühne.

Die Schrift des Herrn v. Wessenberg „über die Sittlichkeit der Bühne“ verdient die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber und die Beherzigung der Familienväter. Aber es ist die Stimme des Rufenden in der Wüste! Die große Lehre der Geschichte: daß Monarchieen und Republiken mit Demoralisirung endigen, wird wenig oder gar nicht erwogen. Sobald sinnlicher Lebensgenuß dem Menschen das Höchste wird, muß alles Andere, selbst Tugend und Vaterlandsliebe, den Preis dafür abgeben.

Statt der Gesetze kann ein Volk allenfalls mit seinen Sitten ausreichen, doch nie werden jene etwas vermögen ohne diese. Das Band der Gesetze reißt, sobald die Macht ihre Kraft und ihre Würde verliert, das Band der Sitten aber ist unauflöslich, so lange sie selbst nur bestehen.

Das Christenthum war ein herrliches Institut zu ihrer Erhaltung, allein nachdem es sich allmählig zum Kirchenthum gestaltete, mußte seine Wirksamkeit sich immer mehr verlieren. Indem es die Zeit in sich aufnahm, konnte es sich ihrer Wandelbarkeit nicht mehr entziehen.

Beklagen wir das unvermeidliche Loos der Menschheit, die zur Erkenntniß nur an der Hand des Irrthums gelangt, und die Wahrheit erst findet, nachdem sie ihre besten Kräfte im Dienste falscher Götzen vergeudet hat.

Wir brauchen das Leben — ungefähr wie ein Schuldner das Kapital, um welches er seinen Gläubiger zu betrügen gedenkt.

Positive Anstalten, Einrichtungen und Vorschriften helfen hier wenig oder nichts, denn sie reichen nicht bis in den Kreis der menschlichen Willensfreyheit. Man kann Handlungen gebieten und verbreiten, aber nicht Gesinnungen. Indessen gibt es Mittel, auch auf diese zu wirken, und ein solches ist unstreitig das Theater.

Schon frühe hat man die Schaubühne als eine Schule der Sitten betrachtet. Ridendo castigat mores! war die Devise der alten Komödie. Wir wissen recht gut, daß die moralischen Motive von den ästhetischen verschieden sind, allein es ist eben so wenig zu bezweifeln, daß da die Kunst sich am wirksamsten erweise, wo beyde identisch erscheinen.

Wir wollen indeß billig seyn, und nicht geradezu moralische Schauspiele verlangen, die mitunter wohl etwas langweilig ausfallen dürften; allein mit Recht dürfen wir fordern, daß die unsittlichen verbannt werden.

Damit ist freylich, in Absicht auf die Bühne, noch nicht Alles gethan. Im Gemälde, im Epos, in der Gruppe des Bildhauers, in der Symphonie ic. kommt die Persönlichkeit des Künstlers keineswegs in Betracht; er selbst verschwindet in seinem Werke. Nicht so der Mime. Auf dem Theater geht oft mit dem sittlichen Eindruck auch der dramatische verloren. Wenn Emilia Galotti ausruft: „Etwas Schlimmeres zu vermeiden sind Hunderte in die Fluthen gesprungen und Heilige geworden!“ und das Publikum weiß, daß die Schauspielerin unter ähnlichen Umständen nicht in's Wasser gesprungen, welche Wirkung darf man da noch erwarten?

Wir wollen bescheiden seyn in unsern Ansprüchen. Laßt auf der Bühne das honestum atque decorum jedenfalls so weit gelten, als dieß in jeder guten Gesellschaft geschieht; achtet die Meinung des Publikums, und verletzt kein schönes Gefühl; verschont unser Ohr mit groben Zoten und unser Auge mit dem Anblick der Schamlosigkeit, die jeden Abend einen Theil des Preises ihrer Gunstbezeugungen zur Schau trägt, und es darauf anzulegen scheint, daß den Zuschauern die Art des Erwerbes kein Geheimniß bleibe; provocirt nicht das Gezisch des Spottes und das Geräusch des Unwillens; bedenkt, daß der Untergang der Sitten zugleich der Untergang sey des häuslichen Friedens, der Achtung für die Gesetze, der öffentlichen Ruhe und Sicherheit. Das Theater steht allen Ständen offen. Soll es eine Anstalt seyn, in welcher das Gesinde seine Herrschaft, Töchter ihre Mütter betrügen lernen, und Kupplerinnen ihre Ernte halten? D — n.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 5. September.

Es waren der Schauspiele aller Art im vorigen Monat so viele, daß ich auf dieselben zurückkommen muß. Der Hahnenkämpfe brauche ich nur kurz zu erwähnen, da sie mehr durch die Witzeleyen der Journalisten, als durch sich selbst Aufsehen erregt haben. Die in England so beliebten Balgereyen sind in dem gebildeten Paris jedesmal, wenn man damit das Publikum hat ergötzen wollen, mit Ekel aufgenommen worden. So ging es vor einigen Jahren mit dem Boxen; eben so geht es jetzt mit dem Hahnengefechte. Wie könnte auch eine Nation, die überall Geist und Witz sucht, an dem Gegeneinanderfliegen armer Thiere, denen man Branntwein in den Schlund gegossen und deren Füße man mit stählernen scharfen Sporen bewaffnet hat, Vergnügen finden? dazu gehört ein roher Sinn, den man in Paris nicht suchen darf, wenigstens unter den gebildeten Ständen nicht. Und auch in England ist es vielleicht nicht so sehr der Kampf, als der ungewisse Ausgang desselben und die vielen

damit verbundenen Wetten, welche dem Hahnengefechte ein so lebhaftes Interesse geben. Nun ist aber dieses Wetten ein in Frankreich nicht üblicher Gebrauch. Sogar bey dem Pferderennen, das doch schon mehrere Jahre lang im Gange ist, und von der Regierung durch hohe Preise begünstigt wird, geht es hier sehr kalt zu, und in der That ist der Nutzen derselben bisher nicht groß gewesen. Die Preise fallen einigen Pferdehändlern oder einigen Reichen anheim, und die Pferdezucht wird dadurch im Allgemeinen äusserst wenig gebessert. Ein Journal meint daher auch, das Geld würde nützlicher ausgegeben werden, wenn man die Zucht der Ackerbau- und der Kavalleriepferde durch Preise aufmunterte, und sich dadurch der Nothwendigkeit enthöbe, jährlich eine Menge Reitpferde aus dem Auslande zu beziehen.

Ein für die Pariser interessanteres Schauspiel als Hahnenkämpfe und Pferderennen war die Eröffnung der Kunstausstellung am St. Ludwigstage. Beynahe zweytausend neue Stücke sind hier den Kunstliebenden zur Schau gestellt, und bezeugen vor Allem die große Fruchtbarkeit der französischen Künstler und die Menge der sich den Künsten widmenden. Gesezt, daß künftighin bey jeder Kunstausstellung, also alle zwey Jahre, eben so viele neue Stücke zum Vorschein kommen, so folgt daraus, daß in einem Jahrhundert oder fünfzig Ausstellungen hunderttausend Kunstgegenstände zu Tage gefördert werden. Die Nachwelt wird also nicht über die wenigen Kunstwerke der jezigen Zeit zu klagen haben, wie wir über die wenigen Kunstwerke der Alten. Wenn auch nur ein Zehntel von diesen 100,000 Gemälden, Bildhauerstücken u. s. w. übrig bleibt, so haben die Nachkommen gewiß genug, um den jezigen Zustand der Kunst zu beurtheilen. Ob sie aber in der Beurtheilung derselben einiger seyn werden als die Zeitgenossen, ist eine andere Frage. Die hiesigen Journale urtheilen darüber auf ganz entgegengesezte Weise. Der Constitutionnel wünscht den Malern dazu Glück, daß sie endlich aufhören, nach Bildsäulen zu malen, daß sie die Natur zum Muster nehmen, und sich eine freye Bahn brechen, wie es dem Künstlergenie zusteht. Dagegen erblickt ein anderes Blatt, la Semaine, in dem jezigen Bemühen der Künstler, einen eignen Weg zu gehen, den Beweis einer Verirrung und des gänzlichen Versinkens der Kunst in die Barbarey. Mit Einschränkungen könnten beyde Meinungen nicht ganz irrig seyn. Das ewige Darstellen griechischer und römischer Vorwürfe hat in der That einen etwas steifen und unnatürlichen Styl, besonders in der Zeichnung der Personen hervorgebracht. Nun aber, da für die Kunst wie für die Literatur eine nicht so alte und uns nähere Vorzeit Leben und Anzüglichkeit gewinnt, empfinden die französischen Künstler die Nothwendigkeit, dieses Leben auch in die Malerkunst zu bringen. Ein solches Streben ist bey der jezigen Kunstausstellung auffallend sichtbar. Natürlich hat sich dasselbe auf mannigfaltige Weise äussern müssen. Einige sind in's Bunte und Grelle gefallen; andere, um recht wahr zu seyn, sind gemein und sogar niedrig geworden. In solchen Aeußerungen könnte man leicht die Spuren des Verfallens der Kunst wahrnehmen. Dagegen ist aber Andern der eingeschlagene Weg besser gelungen, denn sie haben Wahrheit und hohen Sinn, lebhaftes Gefühl und guten Geschmack miteinander zu vereinigen gewußt; zu bemerken ist es, daß diejenigen, denen dieses gelungen ist, noch in der französischen Kunstschule keinen großen Ruf haben, ihn aber durch ihr jeziges Streben bekommen, indeß die ältern, die bisher als Meister dieser Schule galten, jezt ihren Ruhm durch die neuern Versuche ein wenig verdunkelt sehen. Allein auf dem ersten flüchtigen Anschauen von 2000 Kunstgegenständen läßt sich nicht leicht ein richtiges Urtheil gründen. Es gehört Zeit dazu, um die übergroße Menge bedachtsam durchzugehen und zu erwägen.

(Die Fortsezung folgt.)

Rom, 14. August.

Die beyden Gewässer, welche bey der Cloaca Maxima bey St. Giorgio in großer Masse fließen, von denen das obere die nahe Papiermühle treibt, nachdem es als Waschteich gedient hat; das untere, beynahe in gleicher Höhe mit der Cloaca, wegen seiner Leichtigkeit und Reinheit als Gesundbrunnen getrunken wird, waren schon lange ein Gegenstand der Untersuchungen des Advokaten Fea. Er fand vermittelst mehrerer Ausgrabungen längs dem Kanal des obern Wassers von seiner Mündung bis zur Quelle, daß der Strom den Cirkus Maximus in einer Diagonallinie durchschneidet und seinen Ursprung in dem großen Gemüsegarten von S. Giorgio unter der Villa Mattei hat, in welcher Villa dieß Wasser einen tiefen Brunnen füllt, der zur Bewässerung dient und auch zur Zeit der Trockenheit unerschöpflich ist; hier fand sich auch das große Reservoir hinter dem Brunnen, aus dem das reichhaltige Wasser durch einen Emissar in den Kanal fließt. Er behauptet, dieß sey das berühmte Wasser Merkurs (Acqua di Mercurio) bey dem capenischen Thore, von den Alten besonders von Ovid so gepriesen, der uns sagt, daß daselbst der Tempel des Gottes gestanden, (nach Lib. I. El. 259.) und daß man hier am 15ten Mai das Fest seiner Geburt feyerte.

Bey dieser Gelegenheit fand sich das römische Volk in großer Menge ein, besonders die Kaufleute. Mit einem Lorbeerzweige besprengte Einer das Haupt des Andern, und glaubte durch diese, mit Gebeten an den Gott begleiteten, Besprengung Vergebung ihrer Sünden, besonders des Meineides, zu erhalten.

Ein Basrelief, das hier gefunden wurde, den Merkur, den Herkules und die Nymphen der Quellen vorstellend, nun im Museum des Capitols, brachte schon Fabretti auf die Meinung, daß gerade hier dieß seit Jahrhunderten so berühmte Gewässer befindlich seyn müsse. In der Folge wurde nicht mehr daran gedacht. Man glaubte, nach Cassius und Andern, daß die Acqua di San Giorgio in dieser Gegend näher an der Straße fließe, und suchte den Ursprung in der mittäglichen Region des Cölius unter S. Stephano Rotondo.

Nach dem Niveau des Brunnens, wo es sich zeigt, hat dasselbe eine Höhe von ungefähr zwanzig Palmen über dem Plaze der Kirche Bocca della Verità, und steht in gleicher Fläche mit der Ecke des Klosters von Tor di Specchi. Daher könnten nicht nur alle diese Gegenden mit Wasser versehen werden, sondern es könnte dasselbe noch weiter geleitet werden, bis zur Kirche al Gesù, der Kirche S. Carlo ai Catenari und bis auf den Plaz Campo di Fiori. Auf der andern Seite könnte man dasselbe bis nach Riva grande und bis nach Testaccio führen. Die Quelle ist sehr rein und hält bey der geringsten Höhe sechszig Unzen Wassers.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 231:
Greis. Reis. Eis. Iß.

Logogryph.

Das Ganze, geistig uns wie körperlich ein Feind,
Am drohendsten doch auf der Höh' erscheint.
Fehlt ihm der Kopf, dann mahnt dein erst' Gewand dich an die Zeit,
Wo dir noch nie geahnt des Ganzen fährlich Land.
Fehlt dann der Fuß — in Florens Heiligthume
Zeigt sich dir aufgerankt gar eine zarte Blume.
Und wenn nun noch einmal das lezte Zeichen weicht,
So bleibt ein Etwas nur, das nie dein Blick erreicht.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. October 1824.

Starr und ewig schließt des Grabes Riegel.

Dumpfer — dumpfer schollert's über'm Sarg zum Hügel,

Nimmer giebt das Grab zurück.

Schiller.

Ein slavisches Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Ladovid war von dem doppelten Verlust, der ihn getroffen hatte, betäubt; selbst die Klagen seiner Schwestern, der Schmerz seiner Mutter erweckt ihn nicht aus seiner Dumpfheit, bis sie ihn auffordert, dem theuern Leichnam die letzte Pflicht zu erweisen.

Ein ehrwürdiger Greis, der geachtetste des Stammes, geht, im Dunkel der Nacht, mit einem schwarzen Stabe von Haus zu Haus, den Bewohnern der Ebene den Tod von Ladovid's Vater zu verkünden, und ladet sie zur Begräbnißfeyer ein. Man versammelt sich sogleich; der Zug setzt sich in Bewegung, ein Jeder trägt eine brennende Kienfackel in der Hand; die Frauen, ihre Klage mit Lemiona's Weheruf vermischend, schließen sich an. Nachdem der Leichnam des ehrwürdigen Greises in die Erde versenkt war, opfert man sein Lieblingspferd an seinem Grabe, und legt es neben ihn, man birgt auch sein Handwerkszeug mit in sein Grab, seine Kleider und die Waffen, deren er sich bedient. Nachdem dieses Alles beobachtet ist, häuft man die Erde darüber, bis ein Hügel gebildet ist, und die jungen Slaven üben sich neben ihm in Kriegsspielen zu Ehren seines Gedächtnisses. Die Hinterlassenen des Greises, in ihrer Hütte verschlossen, bringen die Nacht mit Wehklagen zu.

Nachdem Ladovid dem Andenken seines Vaters jede kindliche Pflicht gezollt hatte, beschloß er, seine undankbare Gattin zu suchen. Seine Mutter, seine Schwestern stellen sie ihm vergeblich als unwürdig seiner Zärtlichkeit vor; er gibt nur seiner Liebe Gehör. Doch die letzte Ermahnung seines sterbenden Vaters war nicht aus seinem Gedächtniß verschwunden: er hatte ihm seine Mutter, seine Schwestern empfohlen; für ihre Sicherheit besorgt, spricht er zu den beyden treuesten Gefährten seiner Jugend: „Verlaßt meine Mutter nicht, nehmt meine Schwestern in euern Schutz. Wenn ich nach zehn Tagen nicht zurückkomme, kehre ich nie wieder; ich eile in den Wald dem Niedergang zu, mein Weib von den Nymphen, den Geistern der Wildniß wiederzufordern. Lebt wohl, und pflegt meine Mutter!" Die Jünglinge versprachen es ihm mit treuem Gemüth, und Ladovid eilte zu seiner Mutter, ihr seine Reise zu verkündigen. „Ist es möglich, rief Lemiona bey dieser Nachricht, du verläßt uns ohne Schutz und ohne Stütze? Wer wird uns vertheidigen und unsere Güter beschirmen? Wie dürfen wir es wagen, den Fremdling in unserer Hütte zu empfangen? Kannst du die Mutter im Gram, die Schwestern verwaist hinterlassen?" — Ladovid antwortete nicht, sein Herz wollte brechen, aber Miliada zu entsagen vermochte er nicht; ohne einen Blick zurückzuwerfen auf die Hütte seiner Väter, eilte er in den grauenvollen Wald.

In den ersten Stunden, die Miliada wieder unter ihren Bäumen verlebte, empfand sie die lebhafteste Freude; aber bald ergriff sie die Furcht, sich ihrer Schätze, ihres

Jagdspeers, ihres Rosses beraubt zu sehen. Dieses edle Thier wieherte, ungeduldig nach der weiten Ebene sich sehnend, und sie bewachte es voll Sorge, nicht wagend, seine Nähe, noch den Ort, wo sie ihre Schätze in die Erde gegraben hatte, zu verlassen. Der Anblick ihrer ehemaligen Mitgenossen war ihr verhaßt, sie glaubte in jedem ihrer Blicke die Absicht, sie zu berauben, zu lesen, und zitterte bey dem Ton ihrer Stimme. Oft gedachte sie der ruhigen Tage, die sie bey Ladovid verlebt, sie sehnte sich wohl zu ihm zurück, aber die Furcht, ihrer Treulosigkeit wegen gestraft zu werden, verhinderte ihre Rückkehr.

Ladovid irrte indeß vergeblich schon mehrere Tage in den finstern Wäldern umher; noch hatte er keinen ihrer Bewohner begegnet; es war im Monat der rothen Beeren, die Sonne stand hoch an dem unumwölkten Himmel, die Luft war glühend, der Jüngling von Hitze und Gram erschöpft, als endlich ein Haufen Slaven erscheint, der mit lautem Geschrey einen Dammhirsch verfolgt. Sie umgeben ihn, sehen ihn allein, und, ihrer Raubgier Gehör gebend, greifen sie ihn an. Ladovid lehnt sich mit dem Rücken an einen Baum, und sendet ihnen von seinem mächtigen Bogen eine Menge vergifteter Pfeile. Viele seiner Gegner krümmen sich verwundet und die schnelle Wirkung der vergifteten Waffe fühlend in ihrem Blute; allein ihre zugespitzten Stäbe, ihre rohen Aexte haben ihn auch getroffen, sein Köcher ist an Pfeilen erschöpft; da ergreift er seinen Dolch, sammelt noch einmal alle seine Kräfte, und droht mit flammendem Blick und wilder Geberde. Im ersten Augenblick sind die Wilden betroffen, doch im nächsten stürzen sie Alle auf ihn zu, um den Kampf in vereintem Angriff zu beenden. Da tritt plötzlich ein Greis aus ihrer Mitte hervor, seine übermenschlich-hohe Gestalt war mit Thierhäuten, die mit Adler- und Geyerkrallen besezt waren, bekleidet, in einer Hand hielt er eine kleine, roh gearbeitete Trommel, der seine andere Hand mit einem Stäbchen trübselige Töne entlockte. Es war ein geschickter Zauberer, der die Gemüther dieser wilden Wald-Slaven beherrschte, und, durch irgend einen Bewegungsgrund getrieben, seinen blutdürstigen Gesellen im Peruno's, des Donnergottes, Namen den Fremdling zu verschonen gebot. Bey dem Anblick des furchtbaren Greises, bey dem Namen des Gottes, den er ausspricht, weichen dir Wilden zurück, murrend und mit drohenden Blicken verlassen sie ihren Feind, wie ein Haufen lechzender Hunde die Jagdbeute, welche der Jäger ihnen abnimmt, mit ohnmächtiger Wuth ihm überlassen.

Ladovid dankt den Göttern für seine Rettung, und entfernt sich mühselig von diesem Schauplatz der Gewaltthat und des Todes. Verwundet und erschöpft verweilt er mehrere Tage an den Ufern eines Baches, und erwartet in zunehmender Schwäche, seine Mutter, ja selbst Miliada vergessend, seinen Tod. Da hört er am Morgen des zehnten Tages, nachdem er seine Hütte verlassen, das Wiehern eines Pferdes. Dieser Ton ruft ihm das Andenken seines treuen Lety zurück, er eichtet sein schmerzenschweres Haupt auf, und erblickt sein Roß in geringer Entfernung von einem Weibe geführt; — es war Miliada. In der lezten Nacht hatte man versucht, ihr das Pferd und ihre Schätze zu rauben, sie hatte die Räuber verjagt, allein die Furcht trieb sie fortan aus dieser Gegend des Waldes; sie grub ihren Schatz aus, und machte sich sogleich auf den Weg, einen Theil des Forstes zu suchen, der entfernt genug sey, sie der Raubgier ihrer Stammsgenossen zu entziehen. Lety hat aber schon seinen Herrn erkannt, er reißt sich von seiner Führerin los, eilt auf ihn zu, und bleibt mit gesenktem Haupte, leise den Boden scharrend, bey ihm stehen. Miliada, die ihr Roß wieder einzufangen sucht, erblickt einen Mann, sie will fliehen, sie hört ihren Namen, erkennt ihren Gatten, und wendet sich, von Furcht und Entsetzen ergriffen, abermals zur Flucht. „Du bist gekommen, mich zu tödten, ruft sie angstvoll, du suchst dein Roß, deine Waffe, deine Schätze — hier ist Alles, nimm es, und lasse mir das Leben!“ — Ladovid will ihr diesen traurigen Irrthum benehmen, aber seine Stimme erstirbt auf seinen Lippen, er versucht sich zu erheben, doch seine Kräfte versagen ihm, er sinkt sinnlos zurück. Dieser Anblick, wie der Jüngling da ausgestreckt lag, bleich und entstellt, und seine leidenvollen Züge dennoch Milde aussprachen, da sie Zorn und Rache aus ihnen droben zu sehen erwartete, regten endlich die schlafende Empfindung in Miliada's Herzen auf; sie rief seinen Namen, sie drang in ihn, diesen Ort, wo er in Gefahr sey, zu verlassen, und wie sie noch immer keine Kraft in sein starres Auge zurückkehren sah, rief sie Peruno an und die andern Götter, welche sie in seines Vaters Hütte kennen gelernt hatte. Ihre Stimme rief endlich Ladovid's Bewußtseyn zurück, er hält ihre Hand, er ist glücklich. „Komm fort von hier, bat sie wieder dringend, hier umgibt uns nur Habgier und Mord. Komm! ich will dir folgen, wie die Welle der Welle folgt, wie die Wolke der Wolke nachzieht; steh' auf, ich will dich geleiten.“ Ladovid rafft seine Kräfte auf; Miliadens Anblick, ihre zärtliche Theilnahme, ihre Sorgfalt, die Hoffnung endlich, sein Weib Mitgenossin seines häuslichen Lebens, Mitglied seiner Verwandtschaft werden zu sehen, beschleunigt seine Genesung, und nach wenigen Tagen verlassen sie den schaudervollen Wald.

(Der Beschluß folgt.)

Das öffentliche peinliche Gericht auf der afrikanischen Sklavenküste am Benin.

Ich sah, erzählt der Schiffs-Capitain Landolphe, *) ein glaubhafter Mann, in der Stadt Owhere einen Sohn des Königs auf dem Vordertheil einer Piroge mit einem Bootshaken von doppelter (gerader und gekrümmter) Spitze in der Hand stehen. Eine andere Piroge kam ihm entgegen. Um das Zusammenstoßen zu vermeiden, richtete der Prinz seine Hakenstange auf einen Neger, welcher sich dagegen verwahren wollte, aber von ihr in die Brust gefaßt wurde und starb. Der Prinz steigt ans Land, und wird auf der Stelle von dem Volke verhaftet, gerichtet und verurtheilt.

Ich eile zum König, setze den Vorfall auseinander, Beauvois bezeugt, daß die That nicht vorsätzlich war, und sie war es in der That nicht. Wir erschöpfen Alles, um den jungen, schönen Mann zu retten, der noch nicht drey- und zwanzig Jahr zählte. Der König sagte aber unter vielen Thränen und schwerem Schluchzen: da der getroffene Mann nicht mehr da ist, so muß das Gesetz seinen Vollzug haben. Der unglückliche Prinz ward durch einen Keilenstoß auf die Brust hingerichtet.

Bedauern dem Sohne, Bewunderung dem Vater! Jener fiel nach dem harten, rücksichtlosen Gesetz der Wiedervergeltung, das sich der Naturnothwendigkeit gleichstellt, wo sie selbst doch nicht eintritt, sondern sich durch den Verstand vertreten läßt, der möglichste Schonung und Milde gebietet. Aber der König ließ das Recht und das Gericht walten, und sich selbst in dem Sohne davon treffen. Sein väterliches Gefühl, der tiefste Schmerz, die dringendsten Vorstellungen verleiteten ihn nicht, die Ordnung zu brechen, das Recht und Gericht zu meistern, oder auch nur den Sohn zu begnadigen. Uebrigens ward mit dem unglücklichen Jünglinge nicht wild und blind verfahren. Landolphe berichtet:

Es gibt dort keine bewaffnete Macht zur Verhaftung der Verbrecher, gleich viel, von welchem Stande; die Einwohner leisten sich diesen Dienst untereinander, und jede Ortschaft hat ihre Gerichtsstätte. In der Mitte eines freyen Platzes ist ein großes Gebäude nach allen Seiten offen, hier versammeln sich die alten Männer, die das Blutgericht zu hegen haben. Der Zutritt steht Jedermann frey. Das tiefste Schweigen herrscht hier zugleich mit dem Ernst. Man führt den Angeklagten vor, der das Recht hat, sich einen Vertheidiger zu wählen. Der Ankläger macht seinen Antrag, kann er seine Beschuldigung nicht beweisen, so leidet er die Strafe, welche den Ueberwiesenen getroffen hätte. Die erkannten Bußen müssen sogleich entrichtet werden, sie kommen nie dem ganzen Vermögen des Verurtheilten gleich. In peinlichen Straffällen geht es nach Wiedervergeltung ohne Ausnahme und ohne Gnade.

Zu Benin sah ich auch eine der fürchterlichsten Hinrichtungen, welche die Barbarey erfinden kann. Ein Neger war an den Gipfel einer der höchsten Bäume gebunden, welche in der Mitte der Stadt stehen. Er war lebendig der Gefräßigkeit der Geyer hingegeben, welche ihm die Augen aushackten, und Theile des Körpers zerfleischten. Ich war über diesen scheußlichen Anblick so empört, daß ich mich unmöglich halten konnte. Die Neger antworteten lachend auf meine Frage, daß der Verbrecher ein Landesverräther wäre, daß er Staatsgeheimnisse verrathen habe, welches das größte Verbrechen sey.

Wird eine Frau wegen Ehebruchs vor Gericht gestellt, so muß sie auf einem öffentlichen Platz knieen, und die Daumen in zwey gezogene Kreise legen. Vor ihr stehen zwey Gefäße, unter dem Namen des guten und bösen Fetisches. Sie wird aufgefordert, ihr Vergehen zu bekennen. Thut sie es, so trinkt sie den bösen Fetisch, und ist vergiftet. Thut sie es nicht, so bestreicht man ihre Zunge mit einem Kraut, dessen Saft eine plötzliche Geschwulst erzeugt, und die Zunge aus dem Munde preßt, welche mit einer Hahnenfeder durchstochen wird. Läugnet nun unter allen Drohungen die Angeklagte fortwährend, und hat man nicht hinreichende Zeugnisse, um sie zu verurtheilen, so zieht man die Feder aus, und reibt die Zunge mit einem neuen Krautc, wodurch sie eben so plötzlich ohne Schmerzen in ihren vorigen Zustand wieder kommt. Die Angeklagte trinkt den guten Fetisch und wird entlassen.

*) Memoires du capitaine Landolphe etc. Paris 1823. 2 Theile.

An S. P. in S.

Am Brunnen in der Früh
Hab' ich ein Kind gefunden.
Willst trinken von dem Quell,
Und von dem Trank gesunden?

O stehe nicht so fern,
Und neige dich über die Quelle,
Daß sie dein Antlitz schau',
Das freundliche, das helle.

Mit deiner Augen Gluth
Mußt du den Brunnen tränken,
Erst dann wird dir der Quell
Das frische Leben schenken!

Karl Grüneisen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 5. September.

(Fortsetzung.)

Am Tage der Eröffnung der Gemäldegallerie hielt auch die Académie française ihre öffentliche Sitzung, nachdem sie zuvor, dem alten wiedereingeführten Gebrauche nach, eine Predigt oder Loberede auf den heil. Ludwig in der Pfarrkirche St. Germain l'Auxerrois mit angehört hatte. Die Pariser Klerisey ist in zwey Partheyen getrennt; die eine will sich unbedingt dem Oberhaupte der römischen Kirche unterwerfen, die andere hält es mit der gallikanischen Kirche. Zu lezterer scheint der Prediger zu gehören, welcher den heil. Ludwig vor der Académie française lobte; denn er wagte es, etwas von den Freyheiten der gallikanischen Kirche einfließen zu lassen, weßhalb er auch von den ultramontanischen Blättern einen Verweis über die sich herausgenommene Freyheit bekam. Die andern Blätter entschädigten ihn jedoch durch ihr Lob. Den Gebrauch eines solchen Panegyricus hätte man füglich in der Vergessenheit lassen sollen; denn man sieht nicht, wozu dieses jährliche Pensum, das ein Geistlicher in Gegenwart der Académie française vorträgt, dienen soll. Es wird auch mehr literarisch als kirchlich behandelt und beurtheilt, und es kömmt mir so vor, als ob jedesmal die Académie française beym Eintreten in die St. Germainkirche zu sich selbst sagte: Nun laßt uns hören, ob dieser Geistliche beredter und nicht so langweilig ist, als der des vorigen Jahres. Nach Beendigung des Panegyricus begibt sich dann die Akademie in den großen Saal ihrer öffentlichen Sitzungen und hält ihre feyerliche Versammlung. Ihre Preisvertheilungen haben durch die milden Stiftungen des humanen Monthyons seit einigen Jahren eine größere Wichtigkeit erhalten. Dieß hat auch das Ministerium wohl begriffen, denn es hat sich einen Einfluß dadurch zu verschaffen gewußt, daß es durch eine königliche Ordonnanz von diesem Jahre die Wahl eines Theils der Kommission bestimmt, welche die Monthyon'schen Preise zuerkennt. Es scheint ihm bange dafür gewesen zu seyn, die Académie française möchte Leute und Handlungen belohnen, die ihm mißfallen. Der Monthyon'sche Preis für das sittlichste im Laufe des Jahres erschienene Buch ist wahrlich ein königlicher, nämlich 6000 Franken, wenigstens betrug dießmal die Summe so viel, da im vorigen Jahre dieser Preis nicht ertheilt worden war, weil, wie es scheint, kein — recht sittliches Buch in Frankreich erschienen war; denn so ungefähr lautete die Entschuldigung der Akademie, als sie im vorigen Jahre den Preis nicht ertheilte. Dieses Jahr hatte man der Philosophie morale des Hrn. Droz den Preis zuerkannt. Sonderbar genug war es, daß das Publikum diese Schrift, welche als die allersittlichste der zwey- oder dreytausend erschienenen Bände gekrönt, und mit einem Preise von 6000 Fr. belohnt werden sollte, nicht kannte. Einige Journalisten mußten wirklich das Buch aus der Vergessenheit hervorziehen, worein es bereits gesunken war, und das Publikum damit bekannt machen, damit dieses doch wenigstens wisse, was denn eine so freygebig belohnte Arbeit für ein Buch sey. Nach der Urkunde der Stiftung soll die Belohnung dem Verfasser desjenigen Werkes zuerkannt werden, welches für das der Sittlichkeit am nüzlichsten unter allen erschienenen gehalten werden wird. Wie kann nun aber diejenige Schrift für die nüzlichste in Hinsicht der Sittlichkeit gehalten werden, welche nur einigen nachdenkenden Lesern bekannt, aber fast gar nicht unter das große Publikum gekommen ist? Das Ganze läuft dahin aus, daß Hr. Droz ein Freund des Akademikers Picard ist, und diesem auch einen Roman hat schreiben helfen. Da nun Droz in der That ein gutes Buch, nämlich seine Philosophie morale verfaßt hat, und man vielleicht kein neues, durch besondere Sittlichkeit sich auszeichnendes Buch gekannt hat, so mag die Akademie gedacht haben, es sey eben so gut, die 6000 Franken einem verdienstvollen, vielleicht nicht begüterten Schriftsteller zufließen als den Preis auch dießmal auf sich beruhen zu lassen. Wäre ich Richter gewesen, so muß ich gestehen, daß ich nicht an Droz, wohl aber an le Fevre gedacht haben würde, dessen Schrift wider die Lotterien bereits von der Gesellschaft der christlichen Moral dieselbst gekrönt und mit einem Preise von tausend Franken belohnt worden ist. In dieser Schrift ist wenigstens die Sittlichkeit handgreiflich. Der Verfasser will das Volk vor der Betrügerey der Lotterien warnen, und zeigt ihm daher auf das deutlichste, wie thöricht es sey, sein mühsam erspartes Geld gegen eitle Hoffnungen auf's Spiel zu sezen, die nimmer können erfüllt werden. Bey Lotterien, wo die Preise sehr theuer sind, ist das Uebel vielleicht nicht so groß als bey der französischen Lotterie, wo sogar geringe Einsäze von zwölf Sous angenommen werden. Daher sind dann auch die Volksklassen, welche, wie Jean Paul bemerkt, weit mehr hoffen als die reichern, immer die ersten und lezten im Einsezen. Die französische Lotterie verschlingt einen beträchtlichen Theil des kümmerlich erworbenen Arbeitslohns des Volks, und gibt ihn zum Theil zu Pensionen müßiger Menschen wieder heraus. Je größer der Verlust der armen Taglöhner, desto stärker wird oft ihre Einsezungswuth; manche haben ihre ganze Habe in der Lotterie verschwendet, und für sie ist diese Anstalt das geworden, was die Spielbänke für die reichern sind; Abgründe, die Alles verschlingen, und fast nichts herausgeben, so prunkend auch die Ankündigungen und so glänzend der Anschein seyn mag. Hr. le Fevre zeigt, daß z. B. eine Quaterne zwar 75,000 Mal den Einsaz herausgibt, daß aber unter 2,555,190 Quaternen nur fünf herauskommen, und daß nach der Probabilitätslehre zum Herausfallen einer Quaterne ein Zeitraum von 14,195 Jahren und 6 Monaten erfoderlich ist; wie auch, daß die Lotterieverwaltung, ihren eigenen Geständnissen zufolge, zwölf bis dreyzehn Millionen jährlich zurückhält. Ferner schildert er in einer Geschichte sehr pathetisch die heillosesten Folgen der Lotteriesucht. Hier wird geradezu auf die Sittlichkeit des Volks gewirkt, und wenn diese Schrift jährlich nur hundert arbeitsame Leute vom Lotteriespiele abhält, und sie bewegt, ihren Sparpfenning in die Sparkasse niederzulegen, um beständigen Nuzen daraus zu ziehen, und dadurch ihre Lage zu verbessern, so hat le Fevres Bemühen gewiß mehr Nuzen gestiftet, als die bestgeschriebenen Bücher über spekulative Philosophie und Moral. Allein da, wie gesagt, die Entscheidung über den Monthyon'schen Preis jezt zum Theil von ministeriellem Einflusse abhängt, so läßt sich leicht begreifen, daß ein Mann, welcher gegen einen Millionen einbringenden Finanzzweig schreibt, unmöglich einen Preis von 6000 Fr. davon tragen kann; höchstens erlaubt man ihm, sich von der Gesellschaft der christlichen Moral krönen zu lassen. Für's folgende Jahr hat nun dieselbe Gesellschaft einen Preis auf die beste Schrift wider die (privilegirten) Spielhäuser gesezt. So vortrefflich aber auch eine solche Schrift ausfallen wird, so ist doch zu zweifeln, daß sie von der Akademie als die sittlichste ausgerufen und mit dem Monthyon'schen Preise belohnt werden möchte. Doch genug davon; die Sachen werden sobald nicht besser werden. Reden wir lieber von dem steinernen Manne und von Schauspielen, die hier weit mehr das Publikum anziehen als die Preise der Académie française.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. October 1824.

Die Bitte des Elenden schlage nicht ab, und wende dein Angesicht nicht von dem Armen.

Jes. Sirach.

Aufruf an die christliche Mildthätigkeit,

Zu Gunsten der armen Waldenser-Gemeinden in den Thälern der Hochgebirge Piemonts.

In den piemontesischen Thalgründen und Bergschluchten der zwischen Italien und Frankreich gelegenen Alpen lebt eine protestantische Völkerschaft, deren Schicksale in frühere Zeiten der Kirchengeschichte hinausreichen.

Ihrer Kleinheit, ihres abgesonderten Wohnsitzes, ihrer einfachen und ländlichen Lebensart wegen ward ihr nicht immer die Aufmerksamkeit zu Theil, der sie in manchen Beziehungen werth seyn mochte. Ihre Geschichte ist die eines christlichen Volkes, welches um des Glaubens willen das Kreuz des Erlösers getragen, Schmach und Leiden erduldet hat; sie ist reich an merkwürdigen Erinnerungen, die jedem Christen theuer seyn müssen. Des Evangeliums einfache Lehre hat sich von den ältesten Zeiten bis auf jezt unter ihnen rein erhalten; es hat sich dieselbe, wie im treuen Bekenntniß, so auch in christlicher Frömmigkeit, Muth und Zuversicht unter ihnen bewährt, und sie sind Jahrhunderte hindurch die getreuen Märtyrer ihres heiligen Glaubens gewesen. Aus fruchtbaren Landschaften, welche sie vormals in Italien inne hatten, vertrieben, ihrer Güter und ihres Eigenthums beraubt, sind die gegenwärtig von ihnen bewohnten, den mühsamen Arbeitsfleiß nur sparsam lohnenden, Thäler, einer Bevölkerung von nahe an zwanzig-tausend Seelen einzig nur übrig geblieben.

Seit dem Jahre 1690 verdanken die Waldensee-Gemeinden den großmüthigen Verwendungen von England, Holland, Preußen und der Schweizer-Kantone eine friedliche und ruhigere Lage, die durch einen von dem Herzog Viktor Amadeus II. mit ihnen abgeschlossenen Vertrag gesichert ward. Von der Armuth aber und der Mittellosigkeit dieser Thalleute wird man sich leicht einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß sie, von armen und verfolgten Vorfahren abstammend, eine Landschaft von ungefähr zwanzig Geviertmeilen Umfang bewohnen, von der ein großer Theil für jeden Anbau untauglich, und außer deren Grenzen ihnen jede Erwerbung untersagt ist; daß sie weder zu bürgerlichen noch militärischen Stellen gelangen können, und demnach nur von einem für ihre Bedürfnisse unzulänglichen Ertrag des Bodens leben müssen. Wie sollten sie unter solchen Verhältnissen eine Verbesserung ihrer Lage erzielen können, wenn nicht die durch heilige Bande des Christenthums mit ihnen vereinigten glücklicheren Brüder ihnen hülfreiche Hand reichen?

Günstige Umstände scheinen gegenwärtig eine frohere Aussicht und Hoffnungen unter ihnen zu beleben. Der König von Sardinien, ihr Beherrscher, dessen Person und königlichem Hause sie in alter und neuer Zeit, auch unter schwierigen Umständen, die unzweydeutigsten Beweise treuer Anhänglichkeit gegeben haben, ertheilte ihnen durch einen Beschluß vom 10. Januar 1824 die nachgesuchte Be-

willigung, ein Hospital für arme Kranke unter ihren Glaubensgenossen zu erbauen; und die damit verbundene Erlaubniß, einen Arzt und etliche Wundärzte aus ihren Glaubensgenossen dabey anstellen zu dürfen, ist ein wesentlicher Gewinn, der ihnen durch die Anstalt zuwachsen wird, indem bis dahin kein Waldenser-Protestant die Arzneykunst und Wundarzneykunst ausüben durfte, so wie hinwieder ihnen das Studium oder die Ausübung der Rechtskunde untersagt ist.

Als Protestanten dürfen sie vor-jezt noch nicht hoffen, für den Bau und die Stiftung des zu errichtenden Hospitals im eigenen Vaterlande irgend eine Unterstützung zu erhalten. Ihre eigenen schwachen Kräfte sind aber für das Unternehmen völlig unzureichend, und es bleibt ihnen nur übrig, die Großmuth und Mildthätigkeit ihrer christlich gesinnten Mitbrüder des Auslandes in Anspruch zu nehmen. Hoffnungsvoll wenden sie an dieselben ihr Gesuch, im Vertrauen, es werde jener göttliche Schuz, dem allein sie ihre bisherige Erhaltung verdanken, nochmals sich an ihnen wirksam erweisen, und die Herzen derjenigen rühren, an die ihre Bitte um Hülfreichung sich richtet.

Wie sollten nicht alle diejenigen, in deren glücklicherem Vaterland den armen Kranken, den verlassenen Waisen und dem dürftigen Greisenalter Zufluchtstätten geöffnet sind, ein freundliches Ohr dem Gesuche eines kleinen Volkes zu leihen geneigt seyn, welches, als Abkömmlinge von Märtyrern ihres Glaubens, die Vortheile alle, deren jene sich zu erfreuen haben, entbehren müssen, und die mittelst großmüthiger Beyhülfe nur zu der Stiftung gelangen können, welche das Schicksal ihrer armen Kranken erleichtern soll. Im festen Vertrauen auf die Erhörung ihrer Bitte legen sie Hand an's Werk, den Segen dessen erflehend, ohne den kein menschliches Unternehmen gelingen mag, und mit voraushin dankerfüllten Herzen für die Wohlthäter, die sich an ihnen als Brüder erweisen werden.

Se. Maj. der König von Würtemberg haben die Erlaubniß, zu besagtem Zwecke zu sammeln, allergnädigst ertheilt, und gewiß werden die Regierungen der andern deutschen Bundesstaaten eine gleiche Vergünstigung eintreten lassen.

Die Redaktion des Morgenblattes hofft daher, daß dieser Aufruf nicht ohne Folgen bleiben werde, und es erbietet sich die J. G. Cotta'sche Buchhandlung, allenfallsige Beyträge an den gehörigen Ort gelangen zu lassen. Nächst ihr hat sich auch das Wechselhaus Stahl und Federer in Stuttgart angeboten, Beyträge anzunehmen und weiter zu besorgen.

Als ein ähnlicher Aufruf vor zwey Jahren zu Gunsten des Hospizes auf dem St. Bernhard in unsern Blättern erging, waren wir erfreut, so viele Menschenfreunde hülfreiche Hand leisten zu sehen. Es war dieß eine Unterstützung, die katholischen Mönchen geweiht wurde, und zwar von Protestanten und Katholiken ohne Unterschied mit gleicher Mildthätigkeit. Warum sollten wir zweifeln, daß von beyden Confessionen eine protestantische Gemeinheit nun auch mit gleicher Liebe werde bedacht werden? Leben wir doch, Gott sey Dank! nicht mehr in der Zeit der Anfeindung beyder Confessionen.

Von dem würdigen Hrn. Prälat v. Flatt sind besonders die protestantischen Geistlichen Würtembergs aufgefordert, allenfallsige Beyträge ihrer Gemeinde-Mitglieder zu sammeln und einzusenden, was gewiß auch von so vielen katholischen Geistlichen geschehen wird.

Als historische Notiz lassen wir in unserm morgigen Blatt dasjenige folgen, was der geschäzte Hesperus über die interessanten Schicksale der Waldenser erzählt.

Ein slavisches Sittengemälde aus dem fünften Jahrhundert.

(Beschluß.)

Der treue Leto trägt Ladovid und Miliada schnell auf finstern, rauhen Pfaden, welche die junge Wilde von Kindheit an durchirrt hatte, gegen den Ausgang des Waldes. Plötzlich stoßen sie auf einen verfallenen Altar; er stand, von moosigen Felssteinen umgeben, in der Mitte abgestorbener Fichtenstämme, die, von giftigen Pflanzen umschlungen, wie Riesengerippe emporstarrten. Miliada steigt vom Pferd, und zieht Ladovid mit sich dahin: „Das ist Tschernibog's (der böse Geist) blutiger Altar. Ehemals opferte man ihm Menschen — das haben unsere Stämme schon lange versäumt, aber wer von ihm dieses Weges geht, beut ihm eine Gabe. Was geben wir ihm, um seinen Zorn zu versöhnen?“ — Ladovid zerbricht seinen Bogen und Köcher, legt ihn ehrfurchtsvoll zu den Stufen des Altars und betet: „Geist des Bösen, der du die Menschen unter furchtbaren Gestalten erschreckst, verschone uns mit deiner entsetzlichen Erscheinung, mit bösen Träumen und kraftlähmender Furcht. Schone uns, und störe nicht den Frieden unserer Ehe!“ Sobald er diese Worte gesagt hatte, trieb Miliada, die dieser Ort mit Grausen erfüllte, zur Fortsetzung ihres Weges. Endlich betraten sie die Ebene, Ladovid drückte sein Weib voll Entzücken an seine Brust, deutete nach der Gegend seiner Heimath und rief: „Gelobt sey Lada, der Geber des Guten, und Ziva, die meinem Gemüthe eingab, dich in den Wäldern zu suchen. Dort liegt die Hütte meiner Väter!“ — Miliada schmiegte sich an ihn, fragte aber ängstlich: „Allein wie wird dein Vater mich empfangen? Ich fürchte seinen Zorn und die Vorwürfe deiner Mutter und Schwestern.“ — Ladovid bedeckte bey dieser Frage mit beyden Händen seine weinen-

den Augen und rief: „Miliada, er zürnt nicht mehr, die Götter haben seine Seele zu sich gerufen, und wir haben seinen Grabhügel aufgeschüttet." — „Armer Greis, sagte sie, und sah die Thränen ihres Gatten; armer Greis!" wiederholte sie noch einmal, und blieb lange in Schweigen versenkt; aber sie legte ihre Hand auf die seine, die Lezy's Mähne gefaßt hielt, und blickte ihm bittend in's Auge so oft er sie ansah.

An eben diesem Tage feyerten die Bewohner der Ebene das Fest Kupalo, des Gottes der Erdfrüchte, um ihm für die so eben vollendete Ernte zu danken. Die Jünglinge und Mädchen versammelten sich auf einer von Birkengebüsch umgebenen Wiese, wo sie mit Tanz, Wettlauf und andern fröhlichen Uebungen sich ergözten, indeß die Frauen in kleinen Haufen umhersaßen, einige mit ihren Gesängen die Schritte der jungen Mädchen belebend, andere in süßer oder wehmüthiger Erinnerung von den Sorgen und Genüssen des verflossenen Jahres, und den Hoffnungen für das zukünftige, sich mit einander unterhaltend. Auch die Männer wohnten dem Fest bey; an den Tänzen nahmen sie aber keinen Theil, diese Uebung hielten sie des erstarkten Mannes, dessen Hände die Waffen führen, für unwürdig. Sie saßen neben den Greisen und Matronen, und sahen beyfällig den jugendlichen Spielen zu.

Doch Lemiona und ihre Töchter waren nicht in diesen fröhlichen Reihen. Traurig hörten sie den frohen Gesang, das Jauchzen der Knaben beym Wettlauf, dessen Töne der Wind ihnen zutrug; sie verharrten an dem Grabhügel ihres Vaters, der nicht weit von ihrer Hütte entfernt war. Dort klagte die verlassene Wittwe über den Tod ihres Gatten, sie beweinte den Verlust ihres Sohnes, und noch mehr die Schuld, die er auf sich geladen, da er seine Mutter, seine Schwestern, die der sterbende Vater ihm als heiliges Vermächtniß übertrug, so pflichtlos verlassen hatte. Doch in diesem Augenblick kommen zwey junge Mädchen, die liebsten Gespielinnen von Lemiona's Töchtern, athemlos gelaufen und rufen: „Er kommt — dort von jenem Hügel — wir sahen ihn im Weizenfeld! Dein Sohn kommt mit einem Weibe, mit seinem Pferde — er ist schon auf dem Fußpfad zur Hütte!"

Wär' es wohl möglich, Lemiona's Entzücken zu beschreiben? Ihre Füße versagten ihr, dem Sohn entgegenzueilen, knieend noch vom Gebete des Kummers an dem Grabe, von dem sie geglaubt hatte, daß es alles ihr Glück umschlösse, streckte sie ihre Arme dem Sohn entgegen, von dem sie so viel Glück zu erwarten hatte, und in wenigen Augenblicken drückte sie Ladovid an ihr Herz. Miliada ward von dem Anblick der Freudenthränen bey diesem Wiedersehn ergriffen, das Dankgebet, was die glückselige Mutter zu Lado, dem Geber des Guten, emporschickte, lenkte auch ihr Herz zu einer Ahnung frommer Gefühle; die zärtliche Vergebung, die ihr Mutter und Schwestern so bereitwillig entgegenboten, lehrte ihr Dankbarkeit und den Wunsch, durch Liebe zu lohnen, und in ihr ward der Wille klar, fortan die Freude dieser gütigen Menschen zu seyn...

Aber lange Zeit bedurfte es, diesen Willen in stets gleichem Eifer durch die That zu bewähren. Lange konnte sich Miliada zu keiner Arbeit der slavischen Frauen bequemen. Sie begleitete gutmüthig die Schwestern Ladovid's in das Weizenfeld, die Garben zu binden; aber bald riß sie ihr launiger Sinn hin, und statt die Aehren zu sammeln, zerstreute sie die gebundenen Garben über das abgeräumte Feld, und lachte kindisch, wenn der Wind die einzelnen Halme umhertrieb. Bey der Spindel ging es lange nicht besser. Sie verwirrte den Faden, oder schlich mit einer Hand voll Hanf an den Feuerheerd, und freute sich, wenn das Knäul von lockern Fasern brennend in die Luft stieg. Aber Ziva, die Göttin des guten Raths, hatte sich mit Dzidzilia, der Fruchtbarkeit bringenden, besprochen, Miliada's Erziehung zu vollenden. Das Jahr hatte seit ihrer Rückkehr zu ihrem Gatten noch nicht seinen Kreislauf vollendet, als Dzidzilia ihr bey der Geburt eines Sohnes freundlichen Beystand gab, durch Mutterliebe ihr Herz zur Heimath des Wohlwollens machte, und sie auf immer an die Hütte, in der ihr Knabe geboren, an den Heerd, wo sie ihn gesäugt, an die Felder, wo sein Fuß die ersten Schritte wagen sollte, band. Die Freude seiner Geburt theilte sich dem ganzen Stamme mit. Die Weiber desselben kamen, der Sitte gemäß, die junge Mutter, den frohen Vater zu beglückwünschen; die Aelteste von ihnen trug auf ihrem Haupt ein Gefäß voll Milch mit Hirsen, stellte sich an das Lager der Wöchnerin, hob es hoch empor und sagte: „Dzidzilia segne deinen Sohn! Sein Wuchs sey so hoch, wie dieses Gefäß, das ich über mein Haupt erhebe; Prove, der Gott der Redlichkeit, hüte ihn vor allem Schlechten und führe ihn auf dem Wege des Rechts. Dein Sohn möge mild seyn wie diese Milch, und den Menschen nützlich wie die Hirse auf unsern Feldern!" Darauf setzte sie ihr Gefäß vor Miliada auf den Tisch, nahte sich dem Neugebornen, hängt ihm ein Stückchen Bernstein um den Hals und spricht: „Dieser Bernstein ziehe alle Schmerzen deines Leibes an sich, die Tschernibog dir senden könnte; dein Antlitz sey so frisch und röthlich, wie die Frucht des Weißdorns und der Waldrebe!" Nun legt sie ihre Hand auf dessen Stirn, sagt einige Gebete, und erst dann nimmt sie Theil an dem Feste des Hauses. Die folgenden Jahre schenkten Miliada noch einen Sohn und eine Tochter; mit jeder dieser Gaben der freundlichen Götter erweiterte sich ihr Herz zu vermehrter Liebe für Alles, was sie umgab. Mitleid und Mitfreude ließen sie sich selbst vergessen, und wenn sie ihrer gedachte, so war es, um die traurigen Mängel ihres vergangenen Zustandes zu erkennen. „Du liebes Kind, sagte sie, wie sie die ersten

Schritte ihres Sohnes sorgfältig bewachte, ich will dich nicht verlassen, wie die Mütter unserer Wälder thun. Meine Milch brauchst du nun nicht mehr, aber ich bedarf deines Anblicks. Ja, Ladovid, gestand sie ihrem Gatten, sonst verabscheute ich das Leben, das heute wie morgen sich gleicht, jezt ist mir das Gleiche so lieb!"

Und Peruno segnete die Kinder Miliada's, und ihr Stamm zählte tapfre Männer und zahlreiche Heerden bis in die späteste Zeit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Folgendes ist uns aus London über das Verhältniß des Lord N. Beyrons und Hrn. von Goethe's, als aus den besten Quellen entnommen, zugekommen:

16. Juli.

Man hat gewünscht einige Nachricht von dem Verhältniß zu erlangen, welches zwischen dem leider zu früh abgeschiedenen Lord Noel Beyron und Hrn. von Goethe bestanden. Hievon wäre kürzlich so viel zu sagen.

Der deutsche Dichter, bis in's hohe Alter bemüht, die Verdienste früher und mitlebender Männer sorgfältig und rein anzuerkennen, indem er dieß als das sicherste Mittel eigener Bildung von jeher betrachtete, mußte wohl auch auf das grosse Talent des Lords, bald nach dessen erstem Erscheinen aufmerksam werden, wie er denn auch die Fortschritte jener bedeutenden Leistungen und eines ununterbrochenen Wirkens unablässig begleitete.

Hiebey war dann leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung der dichterischen Verdienste mit Vermehrung und Steigerung rasch aufeinander folgender Produktionen in gleichem Maße fortwuchs. Auch wäre die dießseitige frohe Theilnahme hieran höchst vollkommen gewesen, hätte nicht der geniale Dichter eine leidenschaftliche Lebensweise durch inneres Mißbehagen und ein so geistreiches als grenzenloses Hervorbringen sich selbst und seinen Freunden den reizenden Genuß an sein hohes Daseyn einigermaßen verkümmert. Der deutsche Bewunderer jedoch hiedurch nicht geirrt, folgte mit Aufmerksamkeit einem so seltenen Leben und Dichten in aller seiner Excentricität, die freylich um so auffallender seyn mußte, als ihres gleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken gewesen und nur die Elemente zur Berechnung einer solchen Bahn völlig abgingen. Indessen waren die Bemühungen des Deutschen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in seinen Gedichten unzweydeutige Beweise darlegt, nicht weniger sich durch Reisende mit manchem traulichen Gruß vernehmen ließ. Sodann aber folgte überraschend, gleichfalls durch Vermittlung, das Originalblatt einer Dedikation, das Trauerspiel Sardanapalus, in den ehrenreichsten Ausdrücken und mit der freundlichsten Anfrage, ob solche gedachtem Stücke vorgedruckt werden könnte. Der deutsche mit sich selbst und seinen Leistungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen, hochfühlenden, sich selbst seine Gegenstände schaffenden unerschöpflichen Geistes mit Dank und Bescheidenheit betrachten; auch fühlte er sich nicht unzufrieden, als bey mancherley Verspätung Sardanapal ohne ein solches Vorwort gedruckt wurde, und fand sich schon glücklich im Besitze des lithographirten Fac Simile, zu höchst werthem Andenken.

Doch gab der edle Lord seinen Vorsatz nicht auf, dem deutschen Zeit- und Geistgenossen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweisen, wie denn das Trauerspiel, Werner, ein höchst schäzbares Denkmal an der Stirne führt.

Hiernach wird man wohl dem deutschen Dichtergreise zutrauen, daß er einen so gründlichen guten Willen, welches nur auf dieser Erde selten begegnet, von einem so hochgefeyerten Manne ganz unverhofft erfahrend, sich gleichfalls bereitete, mit Klarheit und Kraft auszusprechen, von welcher Hochachtung er für seinen unübertroffenen Zeitgenossen durchdrungen, von welchem theilnehmenden Gefühl er für ihn belebt sey. Aber die Aufgabe fand sich so groß, und erschien immer größer, je mehr man ihr näher trat, denn was soll man von einem Erdgebornen sagen, dessen Verdienste durch Betrachtung und Wort nicht zu erschöpfen sind?

Als daher ein junger Mann, Hr. Sterling, angenehm von Person und fein von Sitten im Frühjahr 1823 seinen Weg von Genua gerade nach Weimar nahm, und auf einem Blatte wenig eigenhändige Worte des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte, als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde seinen großen Sinn, seine mannigfaltigen Kräfte an erhaben-gefährliche Thaten über Meer verwenden, da war nicht länger zu zaudern, und eiligst nachstehendes Gedicht geschrieben:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern,
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich dem, den ich so lang' begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne sagen?
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen.

Wohl sey ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
Er wage selbst sich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet,
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

Es gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr daselbst; schon war der treffliche Freund abgesegelt und schien einem Jeden schon weit entfernt. Durch Stürme jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das herzlich Gesandte noch traf, um es im Augenblick seiner Abfahrt, den 24sten Juli 1823, mit einem rein-schön gefühlten Blatt erwiedern zu können, als werthestes Zeugniß eines würdigen Verhältnisses, unter den kostbarsten Dokumenten vom Besitzer aufzubewahren.

So sehr uns ein solches Blatt erfreuen und rühren und zu den schönsten Lebenshoffnungen aufregen mußte, so erhält es gegenwärtig durch das unzeitige Ableben des hohen Schreibenden den größten schmerzlichsten Wereb, indem er die allgemeine Trauer der Sitten- und Dichterwelt über seinen Verlust, für uns leider insbesondere schärft, die wir nach vollbrachtem grossem Bemühen hoffen durften, den vorzüglichsten Geist, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menschlichsten Sieger persönlich zu begrüßen.

Nun aber erhebt sich die Ueberzeugung, daß seine Nation aus dem theilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plözlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alles Schaale, alle Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und herauszuarbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunungswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jezt und künftig erhebt, in seiner Feyerlichkeit gränzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß diese Nation, die sich so viel grosser Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu denjenigen stellen, durch die sie sich immerfort selbst zu ehren hat.

Beylage: Literaturblatt Nro. 80.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 240.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 6. October 1824.

So wurde das Werk Jesu durch die Menschen verdorben.
Joh. von Müller.

Die Waldenser in den piemontesischen Thälern.

Mitten zwischen unwirthbaren Felsen drängt sich in drey piemontesischen Hauptthälern ein christliches Völkchen von 20,000 Seelen zusammen, in eine Art physisch politischen, moralischen und Kulturbann deßhalb gethan, weil es der reinen katholischen Lehre seines Oberhirten, wie er sie vor neunhundert Jahren festgesezte, bis heute unerschütterlich treu geblieben.

Claudius, Bischof von Turin, (zu dessen Kirchsprengel die Waldenser der piemontesischen Thäler gehörten,) ein tugendhafter Prälat, ein Zeitgenosse und Freund Karls des Großen, widersezte sich kräftig Roms Neuerungen. Er erklärte sich gegen die Verehrung der Bilder, des Kreuzes und der Reliquien; gegen die Anrufung der Heiligen, den Primat des Papstes ꝛc.

Unter diesem guten Hirten huldigten die Waldenser ruhig dem einfachen Gottesdienste der Urkirche als tugendhafte Christen. Sie waren also und sind noch — keine Neuerer, sondern nur Erhalter des reinen Alten und der wahren, religiösen Stabilität.

Sie dürfen historisch nicht verwechselt werden mit dem im zwölften Jahrhundert nach ihrem Haupt, Peter Waldo, ebenfalls benannten Waldenser; obwol leztere, desselben religiösen Glaubens, aus dem südlichen Frankreich vertrieben, von den ältern Glaubensgenossen brüderlich aufgenommen, nun mit ihnen Ein Volk gleiches Glaubens, Sinnes und politischer Existenz wurden.

Die ältern Waldenser existirten aber der Sache, wenn auch nicht dem Namen, nach längst vor dem neunten Jahrhundert. Wenn man ihrer nicht gedachte, so geschah es deßhalb, weil sie den eiteln Religionszwistigkeiten der vorhergehenden Jahrhunderte fremd blieben, und eben so, wie die Bewohner so vieler andern Gegenden, zur herrschenden Kirche gehörten, die dazumal nichts von den später eingeführten Gebräuchen und Meinungen wußte. Nur dann erst zogen sie die Aufmerksamkeit auf sich, als sie sich weigerten, von der apostolischen Lehre, die sich anderwärts unmerklich verändert hatte, abzuweichen. Die Namen der sich widersetzenden Lehrer gaben nun Anlaß zu verschiedenen Sekten-Benennungen, womit man dasselbe Volk bald als Henricianer, Petrobusianer, bald als Cosperoniter bezeichnete. Aus Verachtung nannte man sie sowol, als eine Räuberschaar in den Gebirgen von Coni und Tenda, Barbets*). Sie blieben dabey, so wie die spätern Reformatoren, keine andere Regel ihres Glaubens, als das Evangelium, anzuerkennen, und beharrten in der Ueberzeugung, daß Alles, was zur Seligkeit nöthig ist, darin klar und ohne Doppelsinn enthalten sey. Ueber Alles hingegen, was dunkel war und zu Streitigkeiten Anlaß geben konnte, gingen sie mit ehrfurchtsvollem Stillschweigen hinweg.

*) In der Piemontesischen Sprache bedeutet Barbe so viel als Onkel und wird zur Ehrfurchts-Bezeichnung, so daß man die Prediger Barben nannte.

Ihre Kirchen hatten sich lange vor der Reformation beträchtlich ausgebreitet. Außer der piemontesischen Mutterkirche war noch eine große Anzahl anderer in der Lombardie, Apulien, Kalabrien rc. zerstreut, bis sie verfolgt und vernichtet wurden. 1560 starben die zwey Waldenser-Prediger aus Kalabrien, Pascal und Négrin, als Märtyrer in Rom. Nur die piemontesische Mutterkirche erhielt sich durch die Connivenz der Herzoge von Savoyen, von denen sie die freye Ausübung ihres katholischen Gottesdienstes ersleht hatten. Aber auch hier drohte der Sturm.

Nach einigen freundschaftlichen Einladungen des Herzogs, ihre Religion zu verändern, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, wurden sie, da sie dieß abgelehnt, 1601 aus dem Marquisat Saluces vertrieben. Sie zogen sich in die drey Thäler zurück, wo sie noch heute ihr Daseyn beschwerlich und kümmerlich fristen. Diese sind: 1) Lucern oder Pelis*), 2) Perugia oder Clusone*), und 3) St. Martin oder Balsille, nach der Festung gleiches Namens. Lucern ist das beträchtlichste, begrenzt in Westen von den Alpen und vom Thale Queyras in Dauphiné getrennt, und beginnt dort bey Col de la Croix. Längs seinem Flusse Pelis oder Pélice liegen die Gemeinden Bodi, Villar, la Tour und St. Jean, so wie Rora, Angrogne und Prarustin in den Seitenthälern.

Im Thale Clusone sind die Gemeinden St. Germain, Pramel, Pomaret und Perugia. Das linke Ufer dieses Thales am Clusone ward ihnen nach Widerrufung des Edikts von Nantes genommen.

Das Thal St. Martin, vom Bache Germanesque gebildet, ist das bergigste unter allen, und begreift drey Kirchspiele in sich. Hier ist auch die berühmte Feste Balsille.

Endlich mußten sie 1686 auch diesen letzten Zufluchtsort verlassen und in die Fremde flüchten. Das hatte der Einfluß Ludwigs XIV. auf ihren Landesherrn bewirkt. Ihre Besitzungen wurden zum Besten des Staatsschatzes oder religiöser Stiftungen verkauft, oder den Agenten der Verfolgungen, einigen Renegaten, gegeben.

Bald aber kehrte ein Theil der Verbannten, acht- bis neunhundert an der Zahl, bewaffnet zurück. Heimlich versammelten sie sich (einer ihrer Prediger, Heinrich Arnaud, war der Anführer) in dem Gehölz bey Neus, des Kantons Waadt, durchschifften in der Nacht des 17. Augusts 1689 den Genfer-See, reisten dann über Chablais, Faucigny, Tarentaise und Maurienne durch Savoyen, bezahlten pünktlich, was man ihnen lieferte, nahmen aber aus Vorsicht Geißeln von jedem Orte mit.

Als sie in das Thal von Oulx am Eingange von Piemont, zwischen Briançon und Susa, anlangten, mußten sie sich mit den Franzosen, die in überlegener Zahl ihnen den Durchgang sperren wollten, schlagen. Ein vollständiger Sieg, den sie auf der Brücke von Salabertrans davontrugen, eröffnete ihnen das Thal von Pragela und von St. Martin, ihren alten, vaterländischen Boden. Unter unaufhörlichen Gefechten errangen sie die Anhöhen ihrer Thäler. Da sie sich nicht länger gegen die Uebermacht halten konnten, faßten sie den verzweiflungsvollen Entschluß, sich gegen die Felsen Balsille zurückzuziehen, und führten ihn gegen Ende Oktobers glücklich aus. Dort, in einer von Natur festen Stellung, die sie durch Verschanzungen noch stärker gemacht hatten, widerstanden sie den Winter durch den unaufhörlichen Angriffen der Franzosen. Aber im nächsten Frühling rückte General Catinat mit 10,000 Franzosen und 12,000 savoyischen Soldaten heran, und drang bis in das Thal St. Martin vor. Die Festung ward den 2. Mai 1690 angegriffen, und der Angriff mehreremale, obwol vergeblich, wiederholt. Catinat ward dieses Gebirgkrieges überdrüssig, und übertrug die Besiegung der Waldenser dem Marquis von Feuquières. Nach vierzehn Tagen gelang es ihm, Herr der Balsille zu werden. Aber die Belagerten hatten sie die Nacht zuvor verlassen. Was sollte nun aus diesem Häuflein Waldenser werden, verbannt, ohne Lebensmittel, ohne Zufluchtsort, und überall von Feinden umringt? Sie verließen sich auf Gottes Vorsehung, und ihr stets festes Zutrauen zu ihr wurde auch jetzt nicht getäuscht. Der Krieg des vorhergehenden Jahres hatte in mehreren kälter liegenden Thälern dieser Gebirge das Eindringen der Ernten verhindert, welche, plötzlich zugeschneyt, von der Schneedecke geschützt, nun den Flüchtenden eine unverhoffte Nahrung verschafften, die so lange vorhielt, bis im Junius durch Entzweyung Frankreichs mit Savoyen ihre Rettung herbeygeführt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Die Armagnacs und die Burgundischen.

(Fortsetzung.)

Zu Rouen erfuhr Karl VI. die Nachricht des Verlustes der Schlacht von Azincourt, und zugleich langte mit derselben die Kunde an, daß der Herzog von Burgund an der Spitze eines zahlreichen Heeres gegen die Champagne vordringe. Der König und der Dauphin eilten nach Paris. Isabella, die krank zu Melun darniederlag, ließ sich von dorther dahin tragen. Die Leitung des Reiches wurde dem Grafen von Armagnac anvertraut.

Der Herzog von Burgund erbot sich, sein Heer zum Dienste des Königs zu stellen; allein man kannte den Preis dieses Anerbietens, wenn auch nicht seine Treulosigkeit, daß er zu derselben Zeit ein Bündniß mit dem Könige von

*) Zugleich die Namen ihrer Flüsse.

England schloß, wodurch sie einander verdießen, sich gegenseitig auf alle Weise zu Erreichung ihrer Absichten behülflich zu seyn. Sein Antrag ward abgelehnt. Er hoffte, daß der Dauphin ihm eine geneigtere Aufnahme bewirken werde; der Tod desselben vereitelte diese Hoffnung; doch sie lebte wieder auf in dem Einfluß, welchen der Graf von Hennegau, sein Schwager, auf die Gesinnung des nächsten Thronerben übte, welcher, mit dessen Tochter vermählt, auch in dessen Staaten lebte. Der Graf von Armagnac stellte diesem Thronerben den Grafen von Ponthieu entgegen, den jüngsten Sohn des Königs, und ernannte denselben zum Befehlshaber von Paris.

Ein neuer Krieg brach nun aus zwischen den Partheyen. Ein Befehl des Dauphins an beyde, die Waffen niederzulegen, endete ihn, ohne daß der Herzog von Burgund Paris belagert hätte, wie man erwartete, auch ohne daß er sein Kriegsvolk entließ. Eine Verschwörung sollte jene Stadt in seine Hände liefern, und war bestimmt, allen Prinzen des königlichen Stammes das Leben zu rauben, deren man sich würde bemächtigen können. Zum Glück wurde sie entdeckt und vereitelt; und nun schloß Philipp einen zweiten geheimen Vertrag mit Heinrich, vermöge welchem er dessen Rechte an die Krone von Frankreich anerkannte, und im Voraus alle Verträge, die er mit seinem rechtmäßigen Könige und dem Dauphin schließen würde, als trügerisch und zum Verderben Beyder geschlossen, auf Glauben und fürstliches Wort widerrief.

Seinerseits übte der Graf von Armagnac in Paris die Gewalt mit übermäßiger Härte und Willkür. Das Ansehn Isabella's schwand zu Nichts vor seinem Einfluß. Sie vor Allen wünschte jezt zur Beschränkung desselben die Gegenwart des Dauphins am Hofe. Der Herzog von Burgund führte diesen nach Compiegne, beharrlich jedoch im Entschluß, ihn zurück nach Hennegau zu leiten, oder mit ihm in die Hauptstadt einzuziehen. Auch er starb während der Unterhandlung, welche deßhalb gepflogen wurde, und sein Tod wälzte einen schweren Verdacht der Giftmischerey auf den Schwäher des nächsten Thronerben, den König von Sicilien, den tödtlichen Feind Philipps.

Alle Friedensunterhandlungen mit Heinrich, dessen Untergang nur der Sieg bey Azincourt verhüten können, waren gescheitert. Ein neuer Einfall der Engländer bedrohte Frankreich. Mit Aufforderungen zu Vertilgung und Mord wütheten der Herzog von Burgund und der Graf von Armagnac gegen einander. Die immer getäuschte Erwartung erleichterter Abgaben lockte die Städte zum Abfall von der Parthey des leztern; die Begünstigungen, welche er seinen Landsleuten widerfahren ließ, den Adel. Der König von England landete mit nur fünftausend Kriegern in der Normandie, während überall Empörung sich regte, und der Herzog von Burgund ihm mit sechzigtausend entgegenzog.

„Herr von Cani, antwortete dieser dem Abgesandten, welcher ihm den Befehl des Königs brachte, in sein Land zurückzugehen, wenig fehlt, daß für solche Bothschaft ich Euch nicht den Kopf abschlagen lasse.“ Gleichwohl gab er die Treue des Unterthans dem Scheine nach nicht auf; siegreich vordringend gegen Paris, indessen Gesandte Heinrichs von England die Regentschaft Frankreichs, die Hand der Prinzessin Katharina, die Zusicherung der Krone jenes Reichs, welche jedoch der König die Dauer seines Lebens hindurch nicht tragen sollte, zum Preis des Friedens machten.

„Schlecht, Herold, bezeugt sich dein Herr von Burgund als unsern Wohlgewogenen, wie er uns schreibt. Begehrt er, daß unser gnädiger Herr König und wir ihn für einen redlichen Vasallen und Unterthanen halten sollen, so ziehe er wider den König von England, den alten Feind des Reichs und sage nicht, daß wir in Knechtschaft zu Paris leben; denn wir sind Beyde in völliger Freyheit. Und wahre dich, was wir sagen, öffentlich vor allen seinen Leuten, ihm zu hinterbringen.“ So lautete der Bescheid, welchen der Dauphin auf Philipps Begehr um Einlaß in die Stadt dessen Boten ertheilte.

Gewaltsamer, härter, rücksichtsloser bey der augenscheinlichen Gefahr des Reiches wurden die Maßregeln des Grafen von Armagnac. Isabella, ergrimmt wider ihn seit dem Raub ihrer Schätze zu St. Denis, hatte sich, seit man ihr allen Theil an der Gewalt entzogen, zu Vincennes durch ein üppiges Leben entschädigt. Allein auch dieß in störte er sie. Im Verein mit dem Dauphin benachrichtigte er den König von ihren Ausschweifungen. Ihrem Buhlen, Louis Bourdon, wurde aufgelauert; ergriffen, indem er sie verließ, wurde er gefoltert, und in einem ledernen Sack, welcher die Aufschrift trug: „Freyen Lauf der Gerechtigkeit des Königs!“ in die Seine geworfen. Ihre noch übrigen Schätze zog man ein; sie selbst hielt und bewachte man als Gefangene zu Tours.

Der frische Haß gegen die Mörder ihres lezten Buhlen, welche ihr zugleich Macht, Freyheit und Schätze entzogen, versöhnte den älteren gegen den früheren Mörder, von welchem sie jezt einzig wieder Macht, Freiheit und Schätze zu hoffen hatte. Sie rief den Herzog von Burgund um Beystand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris. 31. August.

(Fortsetzung.)

Was erstlich den steinernen Mann aus dem Fontainebleauer Walde angeht, so ist derselbe bereits zur Hauptperson eines Vaudeville geworden, und in diesen Tagen soll seine Geschichte in zwey Bänden erscheinen. Die Gelehrten aber, welche seine

Geschichte vermittelst des Destillirkolben und der chemischen Zersezungen suchen, sind nicht so schnell in's Reine damit gekommen, als der Verfasser der Biographie in zwey Bänden. Noch neulich hat Thenard an die königliche Akademie der Wissenschaften einen Bericht über die mit Bruchstücken des steinernen Mannes angestellten Versuche erstattet. Auch er hat thierische Substanz in diesen Bruchstücken gefunden, was doch immerhin ein merkwürdiger Umstand ist; zu gleicher Zeit aber hat er auch eine solchartige Substanz in dem Sandsteine gefunden, welcher den sogenannten steinernen Mann in dem Felsen umgab, welches dann wieder die vorgefaßte Meinung irre macht. Auch hat Thenard gar keine Schlußfolge aus seinen Beobachtungen in Hinsicht des Ursprungs des steinernen Monsieur gezogen, sondern sich blos auf seine Experimente beschränkt. Die Hrn. Akademiker bleiben überzeugt, daß es ein bloßes Naturspiel und so wenig ein versteinerter Mann ist, als alle diejenigen Versteinerungen, die man bisher als ehemaliger zu Stein gewordener Leichnam ausgegeben hatte. Den Eigenthümern des Steinmannes liegt aber sehr viel am Gegentheil; denn natürlich würde ihr Eigenthum einen außerordentlichen Werth bekommen, wenn es bewiesen wäre, daß es ein wirklicher versteinerter Mensch ist. Sie wissen, daß Cuvier dieser Meinung entgegen ist, und sie sollen sich bemüht haben, von ihm ein anderes Urtheil herauszubringen, welches natürlich bey dieser Angelegenheit ein großes Gewicht haben würde. Cuvier soll ihnen erwiedert haben, sie hätten ein ganz einfaches Mittel zur Hand, um alle Welt von der Aechtheit der menschlichen Versteinerung zu überzeugen; sie brauchten ja nur dem Steinmann den Mund offen zu schneiden oder zu sägen und das Gebiß zur Schau zu stellen, das sich nothwendig in diesem Munde vorfinden müßte; sie aber meinen, es sey nicht nöthig, den schönen Mann zu verderben, man sehe ja deutlich den Knochen in dem abgebrochenen Arme, und könne in der Röhre desselben einen Strohhalm weit hineinschieben. In den Zeitungen sagen sie, zur Untersuchung des Ursprungs ihrer Versteinerung bedürfe man keiner Geologen (wie Cuvier einer ist), sondern Physiologen; dieser und jener Gelehrte erkenne einen Menschen in ihm, und damit Punktum. Indessen haben sie noch keinen der berühmten Pariser Gelehrten auf ihre Seite gebracht, und der steinerne Mann wird auf ihnen sitzen bleiben. Inzwischen gibt doch ein Theil des Publikums seine zwey Franken her, um das Corpus delicti zu besehen, und ein anderer lacht darüber im gymnase dramatique. Hier wird ein närrischer Naturforscher, Namens Hr. Felsigt (Monsieur Rocaille), dargestellt, welchen die Nachricht über die Entdeckung eines Steinmannes im Fontainebleauer Walde in Entzücken gesezt hat, weil er längst eine Dissertation geschrieben hatte, um das Daseyn versteinerter Menschen zu beweisen. Er erwartet das entdeckte Naturwunder, das er sehnlich wünscht in sein Laboratorium niederzusetzen. Sein Neffe, Leon, liebt auch die Naturwunder, aber nur die lebendigen, jungen und frischen; daher ist er in Hr. Felsigt's Mündel verliebt, was dieser aber sehr unwillig aufnimmt. Leon darf nicht mehr zu seinem Onkel kommen. Ein Kamerad, der ein Handlungsdiener ist, steht ihm bey; dieser gibt sich bey dem Naturforscher für den Besitzer des Steinmannes aus, und spielt den Gelehrten, den Zerstreuten. „Hominem quaero," beginnt er beym Eintritte. — „Ich heiße Rocaille," erwiedert der Naturforscher. — „Ah verzeihen Sie! ich kannte Sie nicht. Sie eben suchte ich auf." — „Mich?" — „Ja, ich bin ein Gelehrter, und außerdem Besitzer des Steinmannes." — „Herr, Sie sind ein großer Mann. Lieben Sie die Natur?" — „O die Natur? Jene große Blonde mit der blauen Tunika?" — „Herr, sind Sie ein Neptunist oder ein Vulkanist?" — „O mein Kopf ist ganz vulkanisch!" — Ich will Ihnen Merkwürdigkeiten zeigen. Ich besitze einen Fuß von Commodus (im Französischen un pied de commode, einen Kommodenfuß). — „Und ich einen Armsessel." — „Und ich einen Bärenkopf." — „Und ich Hirschfüße." — „Und ich einen Straußenmagen." — „Ich habe eine Vorliebe zum Thierreich." — „O wir wollen uns nicht mehr verlassen." — Da nun die beyden Gelehrten so große Freunde geworden sind, so willigt der Besitzer des Steinmannes gerne dazu ein, sein Naturwunder in Rocaille's Laboratorium tragen zu lassen. Der angebliche Steinmann ist aber Leon der Neffe, der dadurch Gelegenheit bekommt, in seiner Geliebten Nähe zu seyn. Nachts kömmt Rocaille die Lust an, ein Stück von dem Steinmanne zu entwenden, und erstaunt nicht wenig, als er seiner Mündel Zofe mit einem Korbe Essens und Trinkens neben dem Steinmanne antrifft, und an diesem seinen Neffen erkennt, eben als er den Meißel ansetzen will, um ein Stück abzuhauen. Er will nun den Neffen in die Falle ziehen; allein während er fortgeht, um die Schelmerey zu bestrafen, begibt sich auch der Neffe weg, und an seine Stelle bringt man den ächten Steinmann. Als der Oheim wieder kömmt, erstaunt er noch mehr als zuvor; Leon erscheint aber wieder, und klärt das Räthsel auf. Da Hr. Rocaille jezt den wahren Steinmann besizt, so ist er guter Laune, vergibt den Liebhaberstreich, und damit hört das Stück auf, wobey noch zu guter Lezt gesungen wird:

Ah que nos dames seraient fières
Si desormais dans nos cantons
Les amans comme les moellons
Pouvaient se tirer des carrières!

Die Rolle des Rocaille wird sehr spaßhaft von Dormeuil gegeben, einem Schauspieler, welcher das Publikum durch die Mannigfaltigkeit seines Spiels und durch seine Unermüdlichkeit in Erstaunen gesezt hat. Denn als während des Aufenthaltes der Herzogin von Berry im Seebade zu Dieppe die Hälfte der Truppe des Gymnase dramatique daselbst spielte, erschien dieser Dormeuil zu Paris jeden Abend fast in drey verschiedenen Stücken und benahm sich immer gut; durch diese Vervielfältigung, welche von den Andern mit Eifer unterstüzt wurde, wurde es kaum bemerkt, daß die Hälfte der Truppe, worunter einige der vorzüglichsten Schauspieler waren, fehlte, und es war jeden Abend ziemlich voll in diesem Theater. Ein neues Stück von Scribe und Melesville, betitelt: les Adieux au comptoir, als Anspielung auf den Ehrgeiz einiger Bürger, welche nach Erwerbung einiges Vermögens ihr Komptoir verlassen, und wie große Herren leben, das heißt wenig thun und viel verzehren wollen, trug nicht wenig dazu bey, Zuschauer herbeyzulocken. In dem Endliede des Stückes hieß es auch recht wizig:

Le gymnase doublant de zèle
En deux moitiés voit partager son camp:
A ses foyers l'une reste fidele;
L'autre voyage au bord de l'Océan
Qu'ici du moins nous reste l'indulgence!
A nos bureaux nous aimons à vous voir:
Venez toujours, et pendant leur absence
Ne faites pas vos Adieux au comptoir!

Seitdem hat das Gymnase zur Belohnung seines Eifers den Namen Theater der Herzogin von Berry bekommen. Ein Name kann freylich einem Schauspiele nicht viel helfen; allein da das Gymnase dramatique gerade dieselbe Gattung von Schauspielen aufführt als das Vaudeville und die Variétés, und diesen großen Abbruch thut, so war es, als das jüngste von allen, schon einigemal mit Aufhebung bedroht worden. Vermittelst des neuen Namens hat es schlau die Gefahr abgewandt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. October 1824.

Ich bin bey dir, du seyst auch noch so ferne.
Du bist mir nah!
Goethe.

Wanderers Rückblick.

Gedenkst du noch der Scheidestunde,
Und pochet noch dabey dein Herz,
Und blutet noch die alte Wunde,
Und brennet noch der alte Schmerz?

Geschieht es dann, daß nach dem Fernen
Ein mächtig Sehnen dich erfaßt,
Du in den klaren Augensternen
Für ihn noch eine Thräne hast?

Und giht er wohl in lichten Träumen,
Wie damals in der schönen Zeit,
Dir, unter wohlbekannten Bäumen,
Noch immer trauliches Geleit?

Und steigst du, wenn im Dämmerlichte,
Der duft'ge Veilchenhügel glüht,
Wohl noch hinan zur alten Fichte,
Wo er zum Leztenmale schied?

Siehst du ihn noch heruntergleiten,
Und immer wieder stille stehn,
Die Arme sehnend nach dir breiten,
Und mit dem weißen Tuche wehn?

Ach, immer schaut er dich noch droben,
Wie du gelehnt am alten Stamm,
Wie Abendstrahl dein Haupt umwoben,
Und wie dein Herz in Thränen schwamm.

So hat in's Herz und in's Gedächtniß
Er tief dein holdes Bild geprägt,
Das er, ein heiliges Vermächtniß,
Auf seinen Fahrten mit sich trägt.

So wandelt er mit festem Sinne,
Stumm, ernst und still auf öder Bahn,
Und wie ein Traumbild heil'ger Minne,
Wallt ihm dein holdes Bild voran.

Karl Hugo.

Die Waldenser in den piemontesischen Thälern.

(Beschluß.)

Der Herzog von Savoyen, welcher, wie gesagt, nur auf Anstiften des großen Ludwigs seine Waldenser verfolgt hatte, war froh, bey dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich, in ihnen an der Grenze des Reichs eine kleine, treue, tapfre Heerschaar zu finden. Sie wurden seinen Truppen einverleibt, und ein förmliches Edikt von 1694 gestattete ihnen die Rückkehr in's Vaterland, und gab ihnen einen Theil ihrer Güter wieder.

Ihr Anführer, Heinrich Arnaud, wurde vom Herzog zum Obersten ernannt, und Wilhelm III., König von England, schenkte ihm ein Regiment Fußvolk.

Vor dieser Zeit hatte man 17,000 Waldenser in den Gefängnissen gezählt, von welchen 14,000 in denselben umkamen. Die Ueberlebenden erhielten ihre Freyheit und von den Geflüchteten kehrten Viele in die Heimath zurück, Mehrere aber hielt auch die Furcht vor neuem Druck in den Ländern zurück, wo sie gastfreundliche Aufnahme gefunden; so in Genf, Holland, im Brandenburg'schen, Hessischen, Wirtemberg'schen rc. Sie bauten Hütten und

gaben ihnen die geliebten Vaterlandsnamen. Daher z. B. noch in Wirtemberg die Dörfer Pinache, Doublon ꝛc.

Der römische Hof beschränkte den Herzog in weitern Gunstbezeigungen, ja die Grenzen ihres Gebiets wurden noch geschmälert. Frankreich tauschte nämlich 1727 gegen das Thal Barcellonette das linke Ufer der Thäler Pragela und Cluson ein, das sie nun verlassen und sich auf einen engen Raum zurückdrängen lassen mußten. Davon sind fünf Sechstheile Berge, welche nur durch die beharrlichste Mühe fruchtbar gemacht werden konnten. Die Bevölkerung hat sich weit über das natürliche Verhältniß zur ernährenden Fläche vermehrt, was nothwendig zulezt zu Auswanderungen führen muß. Armuth ist ihr Loos. Sie erringt kaum das Nothwendigste, und muß vieler Wohlthaten der Kultur und des geselligen Staatslebens gänzlich entbehren. Ja sie würde weder den Gottesdienst gehörig halten, noch die dringendsten Bedürfnisse des öffentlichen Unterrichts befriedigen können, wäre nicht fremde Wohlthätigkeit zu Hülfe gekommen.

Maria, Königin von England, Gemahlin Wilhelm III., widmete eine jährliche Summe Geldes zum Unterhalt der Prediger und Lehrer, von welchen nachher die eine Hälfte den geflüchteten Waldensern nach Deutschland gesendet, die Zahlung der andern aber 1797 aufhörte.

In Holland machte man jährliche Kollekten, und sezte eine Beysteuer zur Erhaltung der Schulen, zur Unterstützung der Armen, der ältesten Prediger, ihrer Wittwen und endlich zu einem Kollegium fest, wo die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache gelehrt werden. Einige Kantone in der Schweiz und die Stadt Genf machten Stiftungen zu Gunsten einer kleinen Anzahl Waldenser Studenten, welche nachher die gottesdienstlichen Verrichtungen im Vaterlande versehen sollten.

So wetteiferten die Reformirten, ihren ältern Glaubensbrüdern die Mittel zu verschaffen, wenigstens die Fackel des reinen, göttlichen Wortes leuchtend zu erhalten.

Zur Anordnung des Kirchendienstes und zur Erhaltung der Kirchenzucht veranstalten die Waldenser Synodal-Versammlungen, die aus geistlichen und weltlichen Abgeordneten jeder Gemeinde bestehen, aber nur immer mit Erlaubniß des Landesfürsten und im Beyseyn des Provinz-Intendanten gehalten werden können. Man erwählt da einen Vorsteher mit Gehülfen und Sekretär. Diese drey Beamten arbeiten abgesondert an einem Tische im Parket und heißen die Offiziere des Tisches. Sie haben die allgemeine kirchliche Verwaltung, den amtlichen Briefwechsel zu führen, und über Aufrechthaltung der Synodal-Artikel zu wachen. Jede Kirche hat noch außerdem ihr Consistorium, das aus dem Prediger, den Kirchenvorstehern, einem Diaconus und einem Bevollmächtigten gebildet wird. Vorsteher und Amtsgehülfe untersuchen von Zeit zu Zeit den Zustand der Armenkasse, prüfen und bewähren die Rechnungen.

Dieß die Lage dieser Ecclesia pressa bis zur Vereinigung Savoyens mit Frankreich. Wohl thut es dem Beobachter der wandelbaren Zeit, unter so vielen Greueln, welche die Revolution im lezten Lande hervorbrachte, auch so manche schöne Frucht der Humanität, Gerechtigkeit und wahrer Politik reifen zu sehen, welche eines bessern Bodens würdig gewesen wäre, wo man sie jezt noch vergeblich sucht.

Dahin gehört denn auch die Zulage von tausend Franken, welche die französische katholische Regierung sogleich den Predigern der differentirenden Waldenser jährlich bewilligte. Diese Summe entstand theils aus den Zinsen mehrerer National-Besitzungen, welche jene Regierung den Waldensern geschenkt hatte, theils aus dem Zuschuß unmittelbar aus der Staatskasse.

Mit der Restauration 1814 verloren die Waldenser-Prediger auch diesen Gehalt. Der jezt regierende König, Viktor Emanuel, half später durch Geschenke und durch eine Bewilligung (27. Februar 1816) von jährlich fünfhundert Franken, die nun die Prediger seit 1817 beziehen. Ferner zahlt ihnen der Schatzmeister der englischen Glaubens-Verbreitungs-Gesellschaft die Zinsen eines Kapitals, das 1770 für sie durch eine Kollekte in England zusammengebracht ward; so daß sie sich beynahe eben so wieder stehen, wie unter der französischen Regierung — und wie wenig ist das im Grunde! Noch keine vierhundert Gulden.

Wie vieles Andere drückt noch die armen Waldenser! Unter andern fällt ihnen die Versorgung ihrer Armen, besonders wenn sie erkranken, um so schwerer, da sie eine grenzenlose Mildthätigkeit, ohne Unterschied der Geburt und Religion, gegen jeden Dürftigen, der in ihre Thäler kommt, ausüben; da sie von den Hospitälern des Landes bis jezt noch ausgeschlossen bleiben; da die ärztliche Hülfe bey der fernen, beschwerlichen Lage ihrer unwirthbaren Thäler nur um so schwieriger und kostbarer wird, und sie bisher keine Stufe des Staatsdienstes oder bürgerlichen Fortkommens, also auch die ärztliche Laufbahn, nicht betreten durften.

Höchst dringend ward daher ein eignes Spital mit dem nöthigen ärztlichen Personale. Die Errichtung war längst beschlossen, und der König hat nun die Erlaubniß dazu gegeben. Aber die eigne Armuth würde der Ausführung dennoch entgegenstehen, wenn nicht der Eifer einiger Waldenser für das allgemeine Gute, das Wohlwollen mehrerer auswärtigen christlichen Gemeinden, der hohe Schutz mächtiger Monarchen (vor Allem des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland), wie der ihres eignen Fürsten und die Zuversicht auf den Beystand aller christlichen Mitbrüder sie ermuthigte.

Die Armagnacs und die Burgundischen.

(Fortsetzung.)

Mit achthundert Kriegern eilte der Herzog von Burgund nach Tourraine. Sechszig derselben umzingelten die Abtey Marmoutier, in deren Kirche Isabella, die Messe zu hören, gegenwärtig war, drangen hinein, und umgaben sie; ihre Wächter entflohen oder wurden in Ketten geschlagen; Philipp führte sie nach Troyes, wo sie ein drittes Parlament bildete, einen zweyten Hof, eine zweyte Regierung, und den Herzog von Lothringen zur Würde des Grafen von Armagnac, zur Connetablie Frankreichs, ernannte.

Der König von England stand an der Sarte und verwüstete Maine. Fünf-und-zwanzig-tausend Familien flohen in die Bretagne. Die unbebauten Felder deckten sich mit Holzung. In der Stadt Lisieur trafen die Engländer nur ein Weib und einen Greis. Die Königin von Sicilien und der Herzog von Bretagne schlossen im Namen ihres Sohnes und Mündels, des Grafen von Maine, dessen Länder zu retten, Friede mit dem König von England. Der Prinz von Oranien verheerte Frankreich an der andern Seite, bis an die Grenzen von Languedoc, um es der Königin und dem Herzog von Burgund zu unterwerfen. Seine Eroberungen unterwarf, mit gleicher Verheerung, der Graf von Foix wieder dem Könige und dem Dauphin. Einzelne Schaaren, burgundische, armagnac'sche, königliche, dauphin'sche, Räuber ohne Unterschied, lagerten an den Heerstraßen, plünderten, mordeten und äscherten Wohnsitze ein. Alle bessere Menschlichkeit schien in ihnen erstorben. Nur in der Versöhnung des Königs und des Dauphins mit der Königin und dem Herzog von Burgund schien Rettung zu liegen. Der Vertrag, welcher sie zu Stande bringen sollte, enthielt, daß der Dauphin und der Herzog von Burgund gemeinschaftlich das Reich verwalten sollten. Er war von beyden Partheyen genehmigt; da kehrte der Graf von Armagnac, der mit einem Erfolg, welcher das öffentliche Elend nur verlängern und mehren, aber nicht endigen konnte, gegen die burgundische Parthey gekriegt, wieder zurück an den Hof, und hinderte dessen Abschluß.

Das Volk murrte. Die Bedrängtheit seiner eigenen Stellung verstärkte die Schonungslosigkeit und Halsstarrigkeit des Connetabels. Paris verweigerte eine neue, von ihm ausgebotene, Steuer, und er beschloß, Alles innerhalb der Mauer, was der Parthey des Herzogs von Burgund anhing, ohne Ausnahme zu vertilgen; die Männer sollten niedergemetzelt, Weiber und Kinder ersäuft werden. Kleine Bleymünzen, an seine Anhänger vertheilt, waren bestimmt, den Soldaten diejenigen kenntlich zu machen, welche sie zu schonen hätten.

Mittlerweile stahl der Sohn eines Eisenhändlers, der keine Genugthuung für Mißhandlungen erlangt hatte, welche er von übermüthigen Dienern des Grafen erlitten, die Schlüssel vom Thore St. Germain seinem Vater, der sie als Viertelsmeister in Verwahrung hatte, während des Schlafes aus Rache unter dem Kopfpolster hinweg, und überlieferte sie dem Marschall von l'Isle-Adam. (Nachts vom 28. auf den 29. Mai 1418.) „Friede! Friede! Es lebe Burgund!“ scholl es plötzlich vor dem Chatelet, und durch die nächtliche Stille der Gassen tönte das Volksgeschrey. Der kranke, aus dem Bette gerissene König mußte ein Pferd besteigen, und bey Fackelschein mit den Schaaren des Marschalls ziehen. Die Häuser der Armagnacs wurden erbrochen; sie selbst ergriffen und in die Kerker geschleppt. Den Dauphin rettete Tanneguy du Chatel, und trug ihn in seinen Armen in die Bastille. Der Graf von Armagnac flüchtete in das Haus eines Maurers: dieser lieferte ihn aus.

„Man solle sich der Armagnacs erledigen,“ schrieb Isabella, „da ohnedem weder sie, noch der Herzog von Burgund wagen würden, nach Paris zu kommen.“ Das Wort eines leidenschaftlichen Weibes, Gerüchte von verderblichen Plänen der Armagnacs, bestätigt durch einen Versuch den Tanneguy du Chatel machte, die Stadt wieder zu erobern, und der ein fruchtloses Gefecht in den Gassen zur Folge hatte, steigerten die Gährung der Gemüther bis zum Ausbruch. Das greuelvollste Blutbad begann. Es schien der Burgundischen Parthey vorbehalten, alle Abscheulichkeiten wirklich zu vollziehen, welche die Gegenparthey beabsichtigt, vielleicht nur gedacht hatte. Der Pöbel drang in die Gefängnisse; erschlug die Wärter und alle Gefangenen ohne Unterschied. Die Gefangenen im Chatelet machten eine Burg aus ihrem Kerker; von Thürmen aus trieben sie das Volk zurück. Nur durch Flammen und Rauch besiegt, ergaben sie sich endlich und wurden von den Zinnen, welche sie vertheidigten, in des Feindes Spieße gestürzt. Den Grafen Armagnac umgürtete das Volk mit einer Binde aus seinem eignen Fleisch geschnitten, und schleppten ihn an einem Strick drey Tage lang durch die Gassen. Die noch mit Blut geräuchten, bestreute es mit Blumen zum Empfange der Königin. Auf einem Triumphwagen, bedeckt mit Allem, was Pracht und Ueppigkeit ihres Zeitalters kannten, umgeben von zwölfhundert Kriegern, hielt Isabella ihren Einzug; der blödsinnige König empfing sie, wie eine liebende Gemahlin, und der Herzog als redlicher Blutsfreund.

Die Metzeleyen dauerten fort; gleichsam als Oberster führte Caboche, der Henker, sie an. Vertraulich, mit Handschlag verkehrte mit demselben der Herzog von Burgund. Nachdem er seine Rache vollzogen, und seine Macht befestigt sah, durch die Hefe des Volkes, lehrte er eben jene Macht

wider dieselbe. Nunmehr wurden die Anführer des Pöbels hingerichtet. Sechstausend Mann, bewaffnet und gegen das Kriegsvolk des Dauphins geführt, fanden die Thore verschlossen, da sie geschlagen und flüchtig wieder vor diesen anlangten. Die Stadt war gesichert, auf Kosten der Sicherheit des Landes; aber in ihren Mauern begann die Pest zu wüthen, und raffte binnen der Frist von Maria Empfängniß bis zu Maria Geburt hunderttausend Menschen hin.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 5. September.

(Beschluß.)

Gegen die Adieux du comptoir ist das Variétés-Theater mit seinem Imprimeur sans caractère aufgetreten, das voll Anspielungen auf kleine Pariser Tagsbegebenheiten ist. Die Handlung geht in einer Pariser Druckerey vor. Der Buchdruckerstand ist in Paris sehr bedeutend, da es achtzig Druckereyen gibt, wovon zehn dreyßig bis vierzig Pressen besizen, und zwar zum Theil neue englische, die bekanntlich weit schneller drucken als die alten. Setzer und Preßleute sind daher sehr zahlreich, und werden meistens sehr gut bezahlt. Dieß ist aber doch ein Uebel für diese Klasse; denn da sie sich auf den guten Lohn verlassen, so arbeiten sie drey oder vier Tage in der Woche sehr stark, und schlemmen die übrigen Tage hindurch. Am Montage ist fast kein Setzer noch Drucker in einer Druckerey zu finden. Dieser Tag ist für das Büchermachen so gut als verloren; zuweilen ruhen sie dann noch von den Schlemmereyen des Sonntags und Montags aus, und am Mittwoch geht es dann wieder rasch an die Arbeit, wofern nicht etwa der Geldvorrath auch noch für den Mittwoch hinreicht. Wäre es der Academie française ernsthaft darum zu thun, durch den Monthyonschen Preis die Sittlichkeit des Volks zu befördern, so sollte sie einmal demjenigen den Preis versprechen, welcher das beste Mittel ausfindig machte, um die Montagsfaulenzerey und Völlerey der Drucker und anderer Klassen, wodurch die Gewerbe in Paris gewiß wöchentlich sechs- bis zehntausend Franken einbüßen, aufzuheben. Das besagte Vaudevillestück am Variétés-Theater hat diesen Zweck nicht, sondern es handelt sich darin blos um einen Drucker ohne Charakter (das französische Wortspiel über Caractère, das auch Typen bedeutet, geht im Deutschen verloren), welcher zwischen einen klassischen und einen romantischen Buchhändler gedrängt wird, und nicht weiß, wem er seine Tochter zur Ehe geben soll, da er für Beyde druckt, und also das Klassische sowohl als das Romantische liebt, wenn es ihm etwas einbringt. Die Namen der Personen des Stücks sind fast alle aus der Druckersprache oder Terminologie genommen. Der Drucker heißt Petit-romain, wie eine kleine Typenart, der klassische Buchhändler Hr. Klein-Oktav (in-douze) und der romantische, Hr. Satiné. Durch leztern hatte man den berüchtigten Buchhändler Ladvocat lächerlich machen wollen, dessen lärmende Führungsart des Buchhandels und dessen Lobeserhebungen und Aufschneidereyen in den Zeitungen eine kleine Züchtigung verdient hatten. Damit Jeder ihn erkennen könne, so ist in dem Stücke von dem Kabriolette, womit er in Paris herumkutschirt, und von der berüchtigten Säule die Rede, die er in seinem Buchladen des Palaisroyal mit den goldnen Namen der von ihm verlegten Schriftsteller errichtet. Ja Brunet auf der Bühne trug sogar gerade so einen Rock, wie ihn Ladvocat trägt, weßhalb ihn der, den Ladvocat beschützende, Constitutionnel zurechtweiset, da so etwas eine aristophanische verdammliche Lizenz sey. Auch meinte das Feuilleton littéraire daß, wenn der Buchhändler Lächerlichkeiten an sich habe, diese sein Eigenthum bleiben müßten. Brunet hat seitdem den Rock zwar weggelassen; er weiß aber den Ladvocat so gut nachzuäffen, daß man diesen doch schon hinlänglich erkennt. Auch läßt man in dem Stücke den Ladvocat sagen, er habe so eben ein Manuskript für 3000 Franken gekauft, und gleich darauf 300 Franken als Honorar zu dem Verfasser bringen lassen. Vermuthlich auf Abschlag? fragt Einer im Stücke. — Nein, nein; volles Honorar. In diesem Verhältnisse mag der rechte Ladvocat wohl das Manuskript der Geschichte Burgundiens von Hrn. Barante an sich gekauft haben, wofür er, nach seinen Anzeigen in den Journalen 30,000 Franken soll gezahlt haben; es wäre blos eine Null auszustreichen, um die Wahrheit zu treffen. Sehr drollig ist der Streit zwischen dem romantischen und dem klassischen Buchhändler, die in der Druckerey aneinander gerathen. Die Verfasser — es waren ihrer drey zu dieser Posse — neigen sich auf die Seite des klassischen, wie sich's von Leuten gebührt, die gern zur Akademie gehören möchten, und stellen zum Schlusse eine burleske Vergleichung zwischen dem klassischen und romantischen an, nämlich Kapaunen fett machen und sie verzehren, das sey klassisch, aber Hähne zum Fechten zu bringen, und für Geld denselben zuzusehen, das sey romantisch.

> Faire battre des chapons
> Et faire payer les dindons
> Voilà le romantique.

Indessen gewinnt die Romantik doch manchen Anhänger unter den jungen Schriftstellern, und der Großmeister des Erziehungswesens hat sich in seiner Rede bey der lezten Preisvertheilung im Gewissen für verbunden gehalten, die Jungen vor der einreißenden „Barbarey des Styls“ beynahe wie vor einer Sünde zu warnen. Was den Hrn. Großmeister selbst betrifft, so wird er wahrscheinlich nimmer weder klassisch noch romantisch werden. Viele Zubereitungen hatte man an der großen Oper zu der ersten Vorstellung der Rossinischen Donna del Lago gemacht, und der Maestro selbst hatte sie geleitet. Dlle. Sciasotti hatte die Hauptrolle übernommen; auch die andern Rollen waren nicht schlecht besezt. Das Opernhaus war voll und glänzend; der Trompeten, Posaunen und Pauken die Fülle im Orchester, und dennoch wurde die zum Erstenmale hier gehörte Oper kalt aufgenommen, welches aber zum Theil daher kam, daß die Sänger und Sängerinnen der italienischen Oper an den ungeheuern Opernsaal nicht gewohnt sind, und daher ihrer Stimme nicht die gewöhnliche Kraft gegeben hatten. Ueber den elenden Text wurde fast in allen Zeitungen geklagt; indessen fand sich doch eine, die ihn in Schutz nahm, wegen der dramatischen Situationen, die der Dichter dem Tonkünstler geliefert habe. Hernach wurde die Oper mehrmals in dem gewöhnlichen kleinen Louvoirhause gegeben; in Paris betrachtet man aber die Donna del Lago als keine der guten Rossinischen Opern. Der Maestro ist ihnen schon entwischt; er soll in vierzig Tagen wieder kommen, und eine Oper auf einen französischen Text komponiren. Das wird vielleicht eine Oper werden, wie diejenige, die er in London — hat sezen sollen.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 242.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. October 1824.

Da erwachte der alte Geist der Franken; die heilige Jungfrau erschien; eine plötzliche Begeisterung ergriff alle Gemüther. Willig brachte ein Jeder die größten Opfer; um den in der Noth geliebten Thronfolger drängte sich Alles, und es entstand eine Zeit innerer herrlicher, nationaler Kraft. Eine solche Kraft aber ist, wie die Geschichte aller Zeiten lehrt, unwiderstehlich.

Steffens.

Die Armagnacs und die Burgundischen.

(Beschluß.)

Der Dauphin war aus der Bastille nach Melun und von da nach Bourges entwichen. Die geflüchteten Armagnacs gesellten sich zu ihm. Die unbefangenen Gemüther der Nation sahen in ihm den rechtmäßigen Gewalthaber. Er nahm den Titel eines Regenten, errichtete ein Parlament, eine zweyte Regierung. Vergebens baten die Königin und der Herzog von Burgund, die ihre Sache von der Kraft verlassen sahen, deren bloßer Anschein schon wesentliche Stärke einer jeden ist, er möchte nach Paris kommen, vergebens trug der Herzog von Bretagne seine Vermittlung an.

Während in den Kriegen zwischen beyden Partheyen die Helden künftiger Siege des Dauphins sich zuerst bemerkbar machten, (Poton von Paintrailles, Peter von Paintrailles, Etienne Vignoles, bekannter unter dem Namen La Hire,) war Heinrich vorgedrungen bis Rouen, und belagerte diese Stadt. Durch Unterhandlungen suchte der Herzog von Burgund die Macht des auswärtigen Feindes aufzuhalten, ohne seine eigene zu schwächen, und ohne der Sache des Dauphin zu nützen. Heinrichs Derbheit zerriß das Gespinnst seiner List. „Der gesegnete Gott hat mir den Willen erweckt und gegeben, in dieß Reich zu kommen, seine Unterthanen zu züchtigen und es zu beherrschen, als ein wahrer König," antwortete er dem Kardinal des Ursins, dem die Friedensunterhandlung anvertraut war. „Alle Ursachen, welche ein Reich in andere Hände übertragen, walten und geschehen hier. Es ist Gottes Wille, daß es in meine Hände übergehe, und daß ich das Reich regiere, an das ich ein Recht habe." Während dem verschmähte er selbst nicht den Beystand der List; mit dem Dauphin wegen Frieden unterhandelnd, auch zugleich ein sehr großes Verlangen nach demselben äußernd, aber doch so ausschweifende Bedingungen fordernd, daß kein Vertrag zu Stande kommen konnte, hielt die immer nahe Aussicht auf einen solchen die Unterhandlungen hin, während ungehemmt seine Siege fortschritten.

Rouen ging, nach der heldenmüthigsten Ausdauer während einer Belagerung von fünf Monaten, nach einem lezten, fruchtlosen Versuch der Verzweiflung, als am Tage nach Weihnachten 1418, statt des Ersatzes, welchen der Herzog von Burgund angekündigt, an die Bürger die Weisung gelangt war, ihre Stadt unter den bestmöglichsten Bedingungen zu übergeben, an Heinrich über. Nichts war zur Rettung der Stadt geschehen, die Paris zur Schutzwehr diente, als daß der Hof sich nach Beauvais begeben, und die Engländer durch eine Schaar von achtzehnhundert Kriegern hatte angreifen lassen, welche mit Verlust zurückgetrieben wurden.

Die Normandie lag verwüstet. Dörfer und Münster standen verödet oder verbrannt; Layen und Geistliche irrten umher, raubten, plünderten, bettelten, und fanden ein trauriges Ende in Wüste und Einöde. Oberhalb der Seine schnitten die Kriegsvölker des Dauphins, unterhalb

derselben die englischen Kriegsvölker der Hauptstadt die Zufuhr ab; indessen die leztern gegen diese vordrangen, unterhandelte der König mit beyden Partheyen, so wie beyde Partheyen unter einander und mit ihm. Die Härte und der Stolz, womit er seine Uebermacht in den Unterhandlungen mit dem Herzog von Burgund geltend machte; die Abtretung von Flandern, welche er von dem Dauphin forderte, brachten wahrscheinlich einen geheimen Vertrag zwischen dem erstern und leztern zu Stande. Bey Poilli-le-Fort sahen beyde französische Fürsten sich mit allen Aeußerungen der Freundschaft, und verabredeten eine Zusammenkunft im August zu Montereau.

Ob die Versöhnung redlich war von Seiten des Herzogs von Burgund, und was seine Plane gewesen? darüber lehrt uns die Geschichte nichts. Sein Leben endete, bevor seine Handlungen darüber Aufschluß geben konnten. War es nur die höchste Gewalt, war es ein Theil Frankreichs, war es dessen Krone selbst, wonach er strebte? Er hatte früher den Untergang aller Prinzen vom königlichen Hause gesucht: jezt lebten sie als Gefangene Englands, oder waren ihm so untergeordnet an Reife der Erfahrung, Gewalt der Persönlichkeit, und an Macht, daß wesentlich kein Leben zwischen ihm und dem Throne hindernd inne stand, als das Leben des Dauphin. Der Verdacht ist nicht unwahrscheinlich, daß der Vertrag mit demselben ihm nur zum Mittel dienen sollte, sich seiner zu entledigen, und die Macht Frankreichs ungetheilt in seine Hände zu bringen, wo er dann England nicht mehr zu scheuen hatte. Lange vor der anberaumten Zusammenkunft traten auch schon wieder Uneinigkeiten ein. Der Dauphin zeigte einen lebhaften Widerwillen gegen die Unterredung; sie ward öfters verschoben. Ein ahnungsvolles Bangen hielt den Herzog von Burgund davon zurück. Ein jüdischer Astrolog soll ihm prophezeyt haben, er würde, ginge er dahin, nicht von Montereau zurückkehren. Die Dame von Giac bewog ihn zu der Zusammenkunft. Die Prophezeyung traf ein; er wurde in Gegenwart des Dauphins von dessen Leuten auf der Brücke von Montereau erschlagen. Sein Tod war ein so großes Unglück für Frankreich, als sein Leben es gewesen.

Durch zweyerley hatte der Dauphin ein Uebergewicht über den Herzog von Burgund behauptet: durch Schuldlosigkeit und angestammtes Recht; aber die Macht, die Geisteskraft und Kühnheit des Leztern hatten beydes aufgewogen. Mochte er um den Mord gewußt haben oder nicht; mochte, im ersteren Falle, seine Jugend und das überlegene Alter seiner Rathgeber ihm zur Entschuldigung dienen; im leztern, was außerdem ihm zum Vorwurf gereichte, die Nachlässigkeit seines Willens; sein natürliches Recht verlor an Stärke, als der Ruf der Schuldlosigkeit es nicht mehr begleitete.

Isabella ächtete ihren Sohn als Mörder des Herzogs von Burgund, alles Bessere über den Durst nach Rache vergessend. Der neue Herzog von Burgund war rechtmäßiger von gleichem Durste nicht minder glühend beseelt.

Die Städte schlossen einzeln Verträge der Unterwerfung mit Heinrich. Ein vorläufiger Vertrag, der ihm die Hand der Prinzessin Katharina, die Krone Frankreichs nach dem Tode Karls VI. und die Regentschaft dieses Reiches sicherte, kam zu Arras zwischen ihm, dem Herzog von Burgund und der Königin zu Stande. Er verwarf die Friedensanträge des Dauphin. Die Anhänger desselben wurden ausgeschlossen von dem Waffenstillstand, der jenen Vertrag begleitete, und bis zum Frühling des nächsten Jahres dauern sollte. Der Dauphin selbst irrte halb flüchtig in Poitou, Touraine und Languedoc umher.

Am 21. Mai 1420 bestätigte der Vertrag von Troyes den vorläufigen Vertrag von Arras. Der blödsinnige König enterbte, enterbte seinen Sohn zu Gunsten seines Feindes, gab die Gewalt seiner Krone in dessen Hand und vermählte ihm seine Tochter. Natur und Vernunft widerriefen Brief und Buchstaben desselben. „Ihr habt mir eine Frau gegeben," sagte nach der Trauung Heinrich dem Erzbischof von Sens, der seine Ehe mit Katharina von Frankreich eingesegnet hatte: „ich gebe Euch dafür die Eure zurück." Am zweyten Tage nach seiner Vermählung zog er vor Sens, das binnen wenigen Tagen an ihn überging. Melun fiel gleichermaßen, ungeachtet der Anstrengung Barbazans, eines Ritters ohne Furcht und Tadel, und einer so allgemeinen Gegenwehr, daß selbst die Geistlichkeit daran Theil nahm, unter welcher ein Augustinermönch, „ein waidlicher Schütze, der kein Ziel fehlte," sechzig gemeine Krieger mit der Armbrust erlegte. Heinrich versicherte: er breche nicht das Wort, wodurch er der Besatzung Abzug ohne Lösegeld zugesagt, indem er sie in hoffnungslose Gefangenschaft sandte. Der Herzog von Burgund eroberte Montereau, und fand die Leiche seines Vaters noch wie er war erschlagen worden.

Die Seine war gewonnen. Am Adventsonntage hielt der König von England seinen Einzug in Paris, und ließ den Dauphin als Mörder des Herzogs von Burgund binnen drey Tagen vor Gericht laden. Da er nicht erschien, wurde er aller Ansprüche auf die Thronfolge und aller Ehren und Würden für verlustig erklärt. Jenseits der Loire vernahm dieser den Urtheilsspruch, auf Gott und sein Schwert sich berufend. Der Herzog von Albanien, Regent und Oheim des gefangenen Königs von Schottland, Jakob Stuart, sandte ihm siebentausend Krieger zum Beystand.

Während Heinrich sich in London befand, seine Gemahlin krönen zu lassen, verlor der Herzog von Clarence, den er als Gouverneur der Normandie, an der Spitze von zehntausend Mann, zurückgelassen, in Frankreich (1421), bey Baugé, Schlacht und Leben. Der Dauphin dankte

diesem Siege und den Unterhandlungen Heinrichs, welche Absichten auf die Bretagne andeuteten, ein Bündniß mit dem Herzoge derselben.

Noch verhüllte die Vorsehung die Namen derer, welchen er seine Erhaltung danken sollte, in den Schleyer der Zukunft, aber in eben demselben Jahre trat unbeachtet und scheinlos ein Ereigniß ein, welches in der Folge so mächtig hiezu mitwirkte; dieses war die Befreyung des Grafen Arthur von Richemont, des Bastards von Bretagne, aus englischer Gefangenschaft.

Heinrich gab diesen Gefangenen ungern los, und nur in der Erwartung, durch dessen Befreyung das Bündniß des Herzogs von Bretagne mit dem Dauphin zu lösen, entschloß er sich endlich dazu. Eine auf Arthur zu beziehende Prophezeyung Merlins, welche alle in jener Zeit ungemeines Gewicht bey den Engländern hatten, verkündete, daß er einst England verderblich seyn werde. Sie verkündete ebenfalls: Frankreich solle durch eine Frau zu Grunde gerichtet und durch eine Jungfrau gerettet werden, die an der Grenze von Lothringen aus einem Eichenwalde hervorgehen würde.

Karoline v. Woltmann.

Die Verhältnisse des Geschmackorgans.

(Nach einer Abhandlung des Hrn. Chevreul in den Mémoires du Muséum d'hist. nat. Vol. X. Paris 1824. 4.)

In der Ueberzeugung, daß manche Erscheinung uns nur deßhalb verwickelt vorkömmt, weil sie das Ergebniß verschiedener gleichzeitig wirksamer Ursachen ist, bin ich gewohnt, bey Erörterung solcher Erscheinungen jene Ursachen sorgfältig zu sondern, um einer jeden einzelnen die ihr entsprechenden Wirkungen zuordnen zu können. Durch Anwendung dieses Verfahrens auf die verschiedenen sinnlichen Eindrücke, welche wir von den in den Mund gebrachten Körpern empfangen, gelang es mir, eine befriedigende Unterscheidung derjenigen zu erhalten, die uns durch den Tast der Zunge, durch den Geschmack und durch den Geruch zu Theil werden. Man ist allgemein einverstanden, daß wir von in den Mund gebrachten Körpern diese drey verschiedenen sinnlichen Empfindungen erhalten; aber die einem jeden der drey Sinne des Tastvermögens, des Geschmacks und des Geruchs eigenthümliche Wirksamkeit ist nirgends sattsam ausgeschieden worden, und darum mögen die nachstehenden Angaben einiges Interesse gewähren.

Wenn es unmöglich ist, die Wirksamkeit einer in den Mund gebrachten Substanz auf den Tastsinn von ihrer Wirksamkeit auf den Geschmacksinn zu unterscheiden, so mögen hingegen die auf jeden dieser Sinne gemachten Eindrücke recht gut unterschieden werden. Um vorerst den Eindruck auf den Tastsinn auszumitteln, darf man nur die im Mund wirksame Substanz mit einem andern Körpertheil in Berührung bringen; hernach vergleiche man diesen Eindruck mit dem im Munde erhaltenen, oder ziehe den leztern vom erstern ab, so wird man den Eindruck auf den Geschmacksinn erkannt haben; einzig wird, um des höheren Gefühlsvermögens der Zunge willen, der Tasteindruck auf der Zunge stärker seyn, als auf andern Theilen der Hauptfläche.

Um nun weiterhin den Eindruck des Geruchsinns von denjenigen der Sinne des Tasts und des Geschmacks zu unterscheiden, darf man nur beyde Nasenlöcher zusammendrücken und verschließen, wodurch alle Geruchseindrücke aufgehoben werden, indem die in der Mundhöhle mit den riechbaren Theilchen einer dort befindlichen Substanz mehr oder minder erfüllte Luft, weil sie durch die Nase nicht kann ausgeathmet werden, ihrer Schleimhaut auch jene die Geruchseindrücke bewirkenden Theilchen nicht zuführen kann. Bey verschlossenen Nasenlöchern mögen also nur die Gefühle des Tast- und des Geschmackvermögens der Zunge wahrgenommen werden. Der Unterschied ist ungemein groß, zwischen dem sinnlichen Eindruck, welchen eine schmeckbare und riechbare Substanz im Munde hervorbringt, je nachdem der Durchgang der Luft in der Nase frey oder gehemmt ist.

Ich nehme vier Abtheilungen der Körper an, mit Hinsicht auf die Eindrücke, welche sie, in den Mund gebracht, hervorbringen; von den ätzenden Substanzen, welche die Organe verletzen, ist jedoch hier die Rede nicht.

Erste Abtheilung: Körper, die nur auf das Tastvermögen der Zunge wirken.

Der Bergkristall, der Saphir, das Eis.

Zweyte Abtheilung: Körper, die nur das Tastvermögen der Zunge und auf den Geruchsinn wirken.

Die riechbaren Metalle. Wenn Zinn in den Mund gebracht wird, nimmt man den Geruch dieses Metalles wahr; verschließt man die Nasenlöcher, so wird kein anderer Eindruck wahrgenommen, außer dem auf das Tastvermögen.

Dritte Abtheilung: Körper, die nur auf das Tastvermögen der Zunge und auf den Geschmacksinn wirken.

Dahin gehören der Zucker, das Chlorure vom Sodium; werden diese Körper in den Mund gebracht, so ist der Eindruck, den sie bewirken, der nämliche, die Nasenhöhlen mögen offen oder geschlossen seyn.

Vierte Abtheilung: Körper, die auf das Tastvermögen der Zunge, auf Geschmack und Geruch zugleich wirken.

Hierher gehören zum Beyspiel: 1) Die flüchtigen

Oele. Diese sind meist scharf, und jede Art derselben besizt einen eigenthümlichen Geruch. Bringt man sie in den Mund, so wird, bey zusammengedrückten Nasenlöchern, der scharfe Geschmack fortdauern, der Geruch hingegen hört auf. 2) Pfeffermünz- oder Chokolat-Täfelchen. In den Mund gebracht, wird man bey zusammengedrückten Nasenlöchern nur noch den Zuckergeschmack wahrnehmen; hört der Druck auf, so kehrt auch der Geruch der Pfeffermünze und des Kakao zurück.

Gewöhnlich nimmt im Alter der Geruchsinn früher ab, als der Geschmacksinn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, vom August.

Eine Urica (Ourica), wie ich in meinem vorigen Bericht ankündigte, ist auf dem Hoftheater an der Burg gegeben worden, und zugleich wurden zwey andere kleine Neuigkeiten an demselben Abend aufgeführt. Dieß fällt öfter vor, und hat seinen Vortheil, weil der Mangel an brauchbaren Stücken von größerm Umfange dadurch ersezt wird. Die meisten Neuigkeiten sind Kleinigkeiten, die brauchbarsten unter diesen aber sind meistentheils aus dem Französischen und nach dem Französischen. Drey Stücke von einem Akt füllen leicht den Abend aus und haben den Reiz der Mannigfaltigkeit obendrein; dann können sie einzeln wieder mit andern vereinigt werden, das Aeltere mit dem Neuern, das Unbedeutendere mit dem Bedeutenderen. Aus der in Paris mit so vieler Theilnahme aufgenommenen Erzählung, die den Titel Ourica führt, sind bekanntlich mehrere dramatische Bearbeitungen entstanden; die hier gegebene ist vielleicht eine der schwächeren; indessen ist der Stoff überhaupt ganz und gar nicht für die Bühne geeignet. Eine Negerin im Kloster, die fromme Hingebung dieser Nonne, und die Macht der christlichen Religion auf das Gemüth der Dulderin — in diesen Elementen mag die Anziehungskraft der Erzählung vorzüglich enthalten seyn. Die Theaterheldin dieses Namens, die als Urica, die Negerin, Drama in einem Akt, nach dem Französischen von Castelli, erschien, ist eigentlich nur noch an dem Namen und der schwarzen Farbe des Gesichts erkenntlich. Sie erscheint im weltlichen Gewand; sie liebt einen jungen Kaufmann, in dessen Haus sie lebt, und der dem Untergang nahe ist. Urica entdeckt seine Liebe zu einer Andern, und erfährt, daß er sich in einen andern Welttheil flüchten wolle. Sie hat von einem Pflanzer, ihrem vormaligen Herrn, ein kleines Vermögen geerbt. Dieses vermacht sie dem Geliebten und entflieht nach ihrem Vaterlande auf dem für ihn bestimmten Schiffe, dessen Kapitän ein junger Neger ist, der mit zärtlicher Liebe Urika ergeben ist. So opfert sie ihre Liebe, wie ihr Eigenthum, und rettet den, der sie verschmähte. Das Stück ist einfach gehalten und der Theaterdichter hat sich gut genug aus der Verlegenheit gezogen. Der Schluß macht Effekt, wenn die großmüthige Mohrin im Hintergrunde vorübersegelt, und wenn die Darstellerin der Hauptrolle interessirt, so kann das Drama, so wie hier, beyfällig aufgenommen werden. Hierauf folgte: Ehrliche Strafe. Lustspiel in einem Akt und in freyen Versen. Dieß ist ein Originalstück von dem Uebersetzer des Vorhergenannten. Die Entwicklung ist überraschend, der Dialog sehr lebendig, die Handlung hat Längen, das Ganze aber ist mit vieler Sorgfalt behandelt. Jenes war zum Theil unvermeidlich, da der Verfasser sich selbst eine so schwierige Aufgabe machte. Er hat nämlich fast alle möglichen Versarten versucht, die sich in einer dramatischen Handlung anbringen lassen. Dieß ist mit Geschicklichkeit und Fleiß geschehen. Das Hauptsylbenmaaß ist das alexandrinische, die andern treten nach Erforderniß der Umstände passend ein und beleben die Scenen, oder geben den Aeußerungen Nachdruck. Für den Zuhörer geht freylich Manches verloren, und das Verdienst dieser Mühe wird größtentheils nur von der Kritik anerkannt, die ihres Theils selten anerkannt wird, was auch nicht anders seyn kann, da zu allen Zeiten, doch niemals häufiger als jezt, Leute sich damit beschäftigt haben und befassen, die noch unter dem Tadel stehen, oder doch darunter stehen sollten. Für die Schauspieler hat der häufige Wechsel des Rhythmus Schwierigkeiten, die von unsern hiesigen Darstellern größtentheils überwunden wurden. Das Stück ging gut und erhielt Beyfall. — Das dritte Stück war die in meinen vorigen Korrespondenz-Nachrichten bereits erwähnte kleine Posse: Der Kuß durch Anweisung. Posse in einem Akt nach Scribe, von Castelli. Das Original hat noch zwey auf dem Titel genannte Verfasser oder Mitarbeiter, und ist als Vaudeville im Monat Juni auf dem Théâtre du gymnase dramatique zum Erstenmal aufgeführt worden. Der Titel: Le Baiser au Porteur (dem Vorzeiger dieses —) ist freylich bestimmter und glücklicher; es möchte aber schwer werden, im Deutschen einen bessern zu finden als den angeführten. Das kleine Stück ist voll ergreifender Komik, und die drollige Idee mit einer Leichtigkeit der Verwicklung gepaart, die vom Anfang bis zum Ende vor Lachen keinen Augenblick zu Athem kommen läßt. Ein junger leichtfertiger Mensch, der immer bereit ist, seine Creditoren mit Wechseln abzuspeisen, hat sich mit seiner Verlobten und ihrer Tante entzweyt. Er lebt jezt auf dem Lande, wo ihm die, dem Pachter dieser Dame eben angetraute junge Frau begegnet, der er als eine unschuldige mütterliche Rekompens einen Kuß abschwazt, gegen das Versprechen, bey ihrem Erstgebornen Pathenstelle anzunehmen. Der junge Pachter überrascht sie und geräth in Feuer. Ihn zu beruhigen, bringt er dem Einfaltspinsel eine Anweisung auf einen Gegenkuß, zahlbar von seiner künftigen Gemahlin, auf. Der Wechsel geht von Hinz zu Kunz, und fällt auch einem Nebenbuhler des Wildfangs in die Hände, der sein Recht geltend machen will; diesen fordert er, versöhnt sich mit der Braut und ihrer Tante, die sich nun entschließt, alle seine Schuldverschreibungen einzuziehen und die Gläubiger zu befriedigen. Als endlich nach mancherley Schicksalen das Papier wieder in die Hände des ursprünglichen Besitzers kommt, acceptirt die alte Dame diesen Wechsel ebenfalls, und der geprellte junge Ehemann muß sich ihn von ihren Lippen volens nolens honoriren lassen. Der Schluß ist von epigrammatischer Wirkung. Dennoch stand der Eindruck bey der Aufführung nicht im Verhältnisse zu dem Uebrigen. Es ist Schade, daß der Ausgang schon fünf Scenen früher offenbar wird, wenn die Tante (im Original La Baronne de Varvelle) die Versicherung gibt: — „C'est moi, qui me charge d'acquitter toutes ses dettes, de satisfaire tous ses créanciers.“ Dieß könnte leicht abgeändert werden. Das Stück muß, halbwegs gut gegeben, überall gefallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

Nro. 240, Spalte 1, Zeile 6, statt „festgesezte“ lies festesezte.

Beylage: Literaturblatt Nro. 81.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. October 1824.

Bleib' im Lande und nähre dich redlich!

Geschichte eines würtemberg'schen Auswanderers, von ihm selbst erzählt*).

Ich, Johann Jakob Butsch, bin geboren den 16. November 1776 zu Malmsheim, im Königreich Würtemberg. Mein sel. Vater, Johann Michael Butsch, war Bürger in eben diesem Dorf, von Profession ein Schneider.

Bey einer kleinen Familie und einem ordentlichen Vermögen war es ihm möglich, für das gute Fortkommen seiner drey Söhne sorgen zu können. Mich ließ er das Strumpfweberhandwerk lernen.

Noch nicht ganz ein-und-zwanzig Jahr alt, verheirathete ich mich, und bekam bis zum Jahr 1817 von zwey Frauen sieben Kinder. Meine älteste Tochter war seit dem Tode ihrer Mutter von einem Verwandten aufgenommen. Wir bestunden also noch aus neun Personen. Bey einer so zahlreichen Familie war ich noch leichtsinnig genug gewesen, ein neues Haus zu bauen. Mein Vermögen war kleiner geworden.

Der Jahrgang 1816 war bekanntlich für den Landmann ungünstig. Die Ernte war mißrathen, und das folgende Jahr bot keine bessern Hoffnungen dar. Es schien mir klar, daß ich auf meinem bisherigen Wege allmählich gänzlich um mein Vermögen kommen würde; was hätte ich dann mit Weib und sieben Kindern versuchen sollen?

In meinem Dorf war damals viel die Rede von dem Glück, das dem Landmann in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's blühe. Bereits waren seit etlichen Jahren mehrere Familien des Dorfs dahin ausgewandert. Auch mir schien dieß das sicherste Mittel, für das Wohl der Meinigen zu sorgen. Aus dem Gedanken, in welchen die Einbildungskraft so gern goldne Träume webt, wurde der Entschluß, und da gerade einer meiner Mitbürger nach Nord-Amerika zog, so schloß ich mich an, und der erste Mai 1817 war der Tag, wo wir von unserm Dorfe Abschied nahmen.

Meine älteste Tochter allein wollte unser Schicksal nicht mit uns theilen; sie blieb bey dem Verwandten, der sie zu sich genommen, und seither bey sich behalten hatte. Ich zog mithin aus mit meinem Weibe, mit einem Sohn, Johann Jakob, von achtzehn Jahren, der das Wagnerhandwerk gelernt, mit einem Sohn, Johannes, von zwölf Jahren, mit einer Tochter, Katharina Barbara, von zehn Jahren, mit Zwillingen, Margaretha und Georg Friedrich, von neun Jahren, mit einem andern Zwillingskind, Gottlieb, von sieben Jahren, und einem Töchterchen, Blandine, von fünf Jahren.

Meine Baarschaft betrug fünfhundert Gulden. So viel konnte ich selbst voraus berechnen, daß von einem so

*) Wir glauben nicht besser auf den so eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen „National-Kalender der deutschen Bundes-Staaten, von Chr. C. André, Königlich Würtembergischer Hofrath u. s. w." aufmerksam machen zu können, als, indem wir diese nicht allein für die Volksbelehrung äußerst nützliche, sondern für alle Leser gewiß höchst interessante Geschichte aus demselben entlehnen.

kleinen Vermögen, bey einer solchen Reise, für eine so zahlreiche Familie wenig übrig bleiben werde. Allein ich hoffte (so träumt der Mensch gern schöne Hoffnungen), dort würde mir der Stern des Glücks günstiger leuchten, als in der alten Heimath; ich hoffte, wäre ich nur erst in Amerika angekommen, dort mit Wenigem reich zu seyn; ich hoffte, dort zu bekannten Landsleuten zu kommen, und ich durfte mich auf meine kräftigen, der Anstrengung gewachsenen, Arme verlassen.

Was konnte mich noch an die Heimath fesseln? Mein Handwerk konnte ich nicht treiben, denn es fand keinen lohnenden Absatz; auf bessere Zeiten im Vaterlande glaubte ich nicht hoffen zu dürfen; viele Gäste saßen mir um den Tisch und wollten Brod; ich glaubte meinen Vaterpflichten nicht besser genügen zu können, als dadurch, daß ich Würtemberg verlasse, und die Meinen in ein Land führe, wo Raum genug für fleißige Hände wäre, und wo, nach unsern Wünschen, Milch und Honig flösse — in das gelobte Land der neuen Welt.

Allein ich habe es nicht gefunden. Ich sollte es nicht betreten; ich sollte noch hülfloser werden; ich sollte aus meinen glänzenden Träumen schrecklich geweckt; wir sollten, am Ziel unserer sehnlichsten Wünsche, grausam zurückgeschleudert, den schrecklichsten Leiden Preis gegeben werden. Man wird aus der weitern Erzählung sehen, wie traurig wahr dieß Alles geworden ist.

Unsere Reise richtete sich zuerst gegen Mannheim. Dort sollten sich noch mehrere Auswanderer aus Würtemberg und Baden anschließen. Wir glaubten von dort am wohlfeilsten zu Schiff auf dem Rhein nach Amsterdam kommen zu können. Allein schon hierin betrog uns unsere Rechnung; denn die Fahrt auf dem Rheine ging so langsam, das Fahrzeug mußte so oft anlegen, daß wir den Weg von Mannheim nach Amsterdam nur erst nach drey Wochen zurücklegten, während wir, zu Fuß, weniger Zeit und Geld würden gebraucht haben.

Den 8. Mai fuhren wir von Mannheim ab. Schon auf diesem Wege begegnete uns der Schrecken, daß in unserm Schiffe, in der Nähe von Wesel, während eines stürmischen Ungewitters, Feuer anging. Schnelle und geschickte Hülfe wußte es noch glücklich zu unterdrücken. Von preußischer Seite machte man uns, während unserer Durchreise, mehr als einmal Vorschläge, uns in Preußen unterzubringen. Wir fuhren in zwey Schiffen. Bereits waren wir im Kanal (Zuyder-See). Jedes unserer Schiffe wurde am Ufer hin von Pferden gezogen. Unvermuthet reißt das Seil entzwey, an welchem ein Pferd das vordere Schiff zieht. Das zweyte Schiff, in raschem Zuge vorwärts, ist schon im Begriff, auf das erste zu stoßen; ohne eine schnelle und glückliche Wendung hätten sie beyde zerschmettert werden müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Silberbiene von Buenos-Ayres.

Vom Freyherrn von Zach.

In Buenos-Ayres erscheint unter dem Namen: Abeja argentina, eine werthvolle Zeitschrift. Das Beywort argentina ist nicht, wie manche Leser denken möchten, willkürlich oder launenhaft gewählt, wie etwa das Beywort gelb, das, man weiß nicht recht warum, einer vormaligen französischen Zeitschrift, die der gelbe Zwerg hieß, gegeben ward. Das Beywort argentina der Zeitschrift von Buenos-Ayres hat eine sehr wirkliche Bedeutung, nicht minder wie das Beywort weiß in dem Namen, den ein anderes französisches Tagblatt, die weiße Fahne, trägt. Seit Egypten so vielfältig durchreist und beschrieben wird, ist unter uns Alles hieroglyphisch geworden, mit dem Unterschied, daß unsere Hieroglyphen ein wenig deutlicher sind, als die egyptischen; wer weiß aber, ob sich's in drey- bis viertausend Jahren damit auch noch also verhalten wird! Dannzumal, wie gegenwärtig, werden die Horapollon, die Kirker, die Jablonsky, die Ricardi, die Young, die Champollion Hypothesen, Systeme und Commentare fertigen über das Weiße und das Gelbe, über das Rothe und das Schwarze, über das Vergoldete und das Versilberte, die, wofern sie auch nichts erklären, doch immerhin Erörterungen herbeyführen können, welche Vieles lehren mögen, das nicht eben gesucht und erwartet ward. Mit dem Wort argentina wird dieß jedoch hoffentlich der Fall nicht seyn; um die Herkunft desselben zu errathen, darf man eben kein großer Oedipus seyn, geschweige denn ein Court de Gébelin. Es bedarf weder des Studiums der Urwelt, noch der Naturgeschichte der Rede, noch des Ursprungs der Sprachen, um die Bedeutung des Worts argentina zu verstehen. Am Rio de la Plata kennt solche jeder Schüler: in Europa könnte es jedoch möglich seyn, daß sich Doctoren fänden, denen sie noch unbekannt wäre, weil sie nicht Spanisch verstehen, und für diese mag also die gelehrte Nachweisung gelten, daß das spanische plata, das französische argent, lateinisch argentum, zu deutsch Silber bedeutet, ein weißes Metall, das, wie Jedermann weiß, sehr beliebt, sehr gesucht, und nach dem Golde, wie Jedermann noch besser weiß, das feinste, dehnbarste, schmiegsamste, durchdringendste und eröffnendste aller Metalle ist.

Der erste Entdecker dieses Stromes (der jedoch nur Wasser führt, und kein Pactolus ist) war Juan Diaz de Solis, im Jahr 1515. Im Jahr 1526 fuhr Sebastian Cabot stromaufwärts in's Innere des Landes; er war es, der ihm den Namen Rio de la Plata gab, um des reichen Gold- und Silberschmucks willen, den die Einwohner trugen, und dessen Cabot sich bemächtigte, nachdem er ihre Besitzer kläglich zuvor um-

gebracht hatte. Von da an zählt sich die Antropophagie dieser Wilden und Barbaren, und hinwieder auch ihre Liebe zu den Europäern: denn es fehlt diesen Völkern weder an Geschichte noch an Ueberlieferung und Archiven: dafür sind ihre Weiber besorgt. Die Schriftsteller jener Zeit, welche in schlechtem Latein schlechte Geschichtbücher fertigten, haben den Strom Argenteus fluvius genannt.

Im Jahr 1538 gründeten, auf Pizarro's Befehl, Sebastian Belalcazar und Peter Anzures über den Ruinen einer indischen Stadt, welche Chuquisaco hieß, eine europäische Stadt in der Provinz Charcas, am Fluß Guali, die den Namen St. Sebastian de la Plata, oder Ciudad de la Plata, das will sagen, Silberstadt, erhielt, um der reichen Silberminen willen, die in einem nahe gelegenen Berge, Namens Porco, vorhanden waren, und aus denen die Inca's all ihr Silber bezogen.

Es waren dieß die ersten durch Spanier bewoerbenen Bergwerke. Die lateinischen Schriftsteller, meist Mönche, nannten diese Stadt Argentina, Argentiacum, Argentopolis, Chinchisium, Ciarchas. Die beyden lezten Benennungen sind, der eine von dem Namen der vormaligen indischen Stadt, der andere von der Provinz Los Charcas entlehnt, zu der sie gehört, und die an Minen den größten Reichthum besizt; sie wird auch Chavanta genannt. Charcas ist eigentlich der Name des alten Volkes oder des Völkerstammes, der einst friedlich diese peruanische Landschaft bewohnt hat. Die ganze Provinz aber, oder das spanische Vice-Königreich, das aus dreyßig Gouvernements bestand, zu denen Buenos-Ayres gehörte, hatten den Namen de la Plata erhalten.

Es gibt auch eine Insel de la Plata, südlich vom Kap St. Laurent, an der Küste von Guayaquil, zum Verwaltungsbezirk von Porto-vecchio gehörend, unter 1° 18′ 45″ südlicher Breite und 83° 13′ 30″ westlicher Länge von Paris; sie ist gegenwärtig öde und mit Vipern angefüllt; zu Franz Pizarro's Zeit hingegen war sie stark bevölkert, und dieser hatte dem Eiland seinen Namen von dem vielen Silber gegeben, das er bey den Einwohnern gefunden hatte. Diese wurden nachher durch eine andere Gattung Vipern, schlimmer denn die Boasschlange, ausgerottet. Bey den Lateinern heißt diese Insel Argenti Insula.

In der minenreichen Provinz Cuenca, längs dem Fluß Paute, lebte vormals ein Volk, das den Namen Plateros, lateinisch Argentarii führte, jezt aber nicht mehr vorhanden ist; diese Indianer wollten unverständiger und darum unglücklicher Weise ihr Plata vertheidigen, und wurden deßhalb ausgerottet.

Don Ruy-Diaz de Guzmann, im Jahr 1554 in Paraguay geboren, hat im Jahr 1612 ein Werk unter dem Titel: Argentina, bekannt gemacht, worin die Geschichte der Entdeckung und Eroberung vom Rio de la Plata erzählt wird.

Barco Centenero, ein Mönch aus Estremadura, welcher im Jahr 1573 die Provinz la Plata bereist hatte, gab zu Lissabon im Jahr 1603 ein Gedicht mit der Aufschrift: Argentina, heraus, worin er das bezaubernde Land in schlechten, alles Zaubers ermangelnden, lateinischen Versen beschreibt. Das Buch ist selten, das will sagen, es ist in verdiente Vergessenheit gerathen, aus der es nicht wieder hervorgezogen zu werden verdient; wir gedachten desselben einzig nur um seiner Aufschrift Argentina willen.

Man begreift nun, warum die Zeitschrift von Buenos-Ayres den Namen Abeja argentina führt. Die Honigbiene ist das Sinnbild des Arbeits- und Kunstfleißes, welches einem seefahrenden, handeltreibenden und unabhängigen Volke wohl ziemt; das Beywort, argentina, soll an sein ursprüngliches Vaterland und den Rio de la Plata erinnern. Vielleicht auch sollten die Abkömmlinge Peter Mendoza's damit an die Sünden ihrer Väter erinnert werden, und an das dadurch verschuldete Unglück. Quid non mortalia pectora cogis, argenti sacrilega fames!

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, vom August.

(Fortsetzung.)

Endlich ist auch auf dem Hoftheater an der Burg zum Erstenmal die Ahnfrau gegeben worden, die bisher nur auf dem Theater an der Wien zum Vorschein kam. Sie wird nun das Repertoir so leicht nicht mehr verlassen. Die erste Vorstellung hatte ein zahlreiches Publikum herbeygezogen, und die Besezung gab ihr auch den Reiz der Neuheit. Die Darstellung des Jaromir allein, den Heurteur auf der andern Bühne schon gegeben hatte, war eine bekannte Leistung. Sie gehört unter seine gelungensten in dem Fache der jungen Helden, deren er nur noch wenige besizt, und ist seiner Darstellung des Hugo bey weitem vorzuziehen. In Ansehung der leztern hab' ich den früheren Urtheilen niemals beystimmen können, wiewohl es möglich ist, daß er zur Zeit der ersten glücklichen Epoche dieses Trauerspiels auch glücklicher in seiner Leistung war; ohne Zweifel hat auch der Erfolg des Stücks auf den seinigen mit eingewirkt. Anschütz gab den Borotin mit reichem Aufwand künstlerischer Entwicklung. Er hat Rollen, worin er auf eine bedeutende Kunststufe sich erhebt, und Leistungen, die einen weniger bedeutenden Grad erreichen. — Die Müller glänzte als Bertha; sie hatte Momente und Parthien, die alles Lobes würdig waren. Ihre Darstellungen sind immer höchst lebendig, und es ist nur bisweilen zu bedauern, daß sie die Absicht, zu effektuiren, allzusehr verräth. Der Ausdruck ist oft mehr Theaterspiel als Wahrheit, und erhält dadurch einen Anstrich von Manierirtem. Dieß scheint jedoch mehr der Fall im Tragischen, als im Launigen zu seyn. Künstlerinnen, denen die Natur so hold gewesen, sollten sich nie von ihr entfernen. — Das Theaterpublikum folgte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gange dieses Trauerspiels, das mitten unter allen Mängeln dichterisches Feuer und dramatisches Talent durchwehen läßt. Ein solches Talent darf unbekümmert seyn um seine Anerkennung. Auch hat sich der Dichter der Ahnfrau und der Sappho immer

leidend nur verhalten, bey Allem, was für und wider schon geäußert wurde. Wie verschieden von Manchen irrigerweise so genannten hoffnungsvollen Talenten, die zu den niedrigsten und schimpflichsten Kunstgriffen ihre Zuflucht nehmen, um sich einen Namen zu erschleichen, den niemand aufrichtig anerkennen wird, und sich zugleich die empörendsten, brutalsten Gemeinheiten gegen diejenigen erlauben, von denen sie etwa eine Zurechtweisung befürchten können.

Auf dem Theater am Kärnthnerthor wurde den Freunden der Musik und des Gesanges ein unschäzbarer Genuß bereitet durch Aufführung des Meisterwerks von Mozart: La Nozze di Figaro – dieses höchsten Vorbildes ächt-dramatischer Musik in der Gattung der komischen Oper – wie ein gelehrter Kritiker irgendwo sich ausdrückt. Die Oper ist früher bereits in italienischer Sprache aufgeführt worden, in welcher auch das dem unvergeßlichen Tondichter vorliegende Textbuch geschrieben war; aber die neue treffliche Besezung spannte die Erwartungen aufs Höchste, und man hörte mehrere Wochen vorher von nichts als Figaro's Hochzeit reden. Die erste Vorstellung war zum Vortheil der Fodor, der die Einnahme mit 10,000 Francs garantirt ist. Es wird indessen keiner Draufzahlung bedurft haben. Die Meistersängerin hatte selbst den Parth der Susanna übernommen, und befriedigte sowohl in der Darstellung wie im Gesange vollkommen. Es war keine geringe Aufgabe für diese, an den brillanten Bravourgesang so sehr gewöhnte Künstler, den Anforderungen dieses Tonwerks an den einfachen deklamatorischen Vortrag nachzugeben; dessen ungeachtet wurden in dieser Hinsicht die Erwartungen übertroffen, und da, wo die Sänger ihre Virtuosität mitwirken ließen, konnte die Zuthat als ächter Schmuck angesehen und von der strengen Kritik selbst nicht mißbilligt werden. Man sah es jedem Einzelnen deutlich an, daß er die Lösung seiner Aufgabe, von Ehrgeiz und Enthusiasmus beseelt, unternommen habe. Die zweyte Arie, Romanze des Cherubin: „Voi che Sapete“ – wird hier – und auch auf andern italienischen Bühnen, wie ich gehört habe – von Susanne gesungen. Sie trägt es vom Blatt der Contessa vor, und Sgra. Fodor bezeichnete die Absicht, das anmuthige Lied mitzutheilen, durchgehends glücklich. Aber sie sang es – mit einer Grazie und charakteristisch glänzenden Genialität, die sich nicht beschreiben läßt. Im vierten (hier zweyten) Akt trug sie die älteste ursprüngliche Arie mit rein-deklamatorischem Ausdruck vor. Die gewöhnliche, mit obligatem Bassethorn, ist später von Mozart an die Stelle jener gesezt worden. Lablache singt den Figaro vortrefflich, und man darf wohl sagen unübertrefflich, wenn man die schöne, durchgreifende Stimme, die südliche Glut und mimische Lebendigkeit des Ausdrucks zusammen nimmt. Lezteres gilt auch vom Spiel, das, von einer so imposanten Gestalt unterstüzt, um Vieles bedeutsamer wird. Es ist Schade, daß seine Korpulenz immer zunimmt, oder wenigstens im Zunehmen begriffen scheint. Eine höchst bezaubernde Gräfin Almaviva war Sgra. Dardanelli. Alles vereinigte sich hier: edles Wesen, natürliches Benehmen, reizende Persönlichkeit und reiner Ausdruck herzergreifenden Gesanges. Sie sang nicht mehr als vorgeschrieben ist, und befriedigte im Vortrag der ersten und zweyten sehr schwierigen Arie auch die strengste Forderung. Je geringer die physische Kraft dieser Sängerin und der Umfang ihrer Mittel sind, desto bewundernswürdiger ist der Eindruck, den sie hervorzubringen weiß. Ich freue mich, daß auch die Kunstverständigen, nämlich Diejenigen, die auch von Andern dafür anerkannt werden, seit einiger Zeit derselben Meinung sind, wiewohl nicht so unbedingt, als es in diesen Zeilen und schon früher von mir geäußert worden. Das darf mich wohl nicht hindern, meiner Meinung treu zu bleiben, weil die Sache zulezt doch auf Geschmack hinausläuft. Ich gestehe, daß ich dieser Sängerin – Gesangskünstlerin möchte ich in diesem Fall nicht sagen – mit Enthusiasmus eine Palme reiche, ob es ihr gleich an allem Elemente einer Bravoursängerin mangelt. Das „Duettino cursivo“ im dritten Akt während des Briefschreibens muß man von der Dardanelli und Fodor singen hören! – „Das Andre wißt ihr schon!“ – Einige Abkürzungen sind in der Oper vorgenommen, die bey der Bekanntschaft des Publikums mit ihr und der Dauer der Vorstellung überhaupt, ohne diese Vorkehrungen, nicht zu tadeln sind. Tadelnswürdig wär' es aber, wenn ich Sgr. Donzelli's treffliche Leistung als Conte Almaviva vergessen hätte! Selten findet man in der Darstellung dieses Charakters die dramatischen, musikalischen und physischen Eigenschaften so vereinigt, wie sie hier erscheinen.

(Die Fortsezung folgt.)

Mainz, 5. Oktober.

Gestern wurde hier ein Fest zum Andenken Guttenbergs gefeyert, der in Mainz geboren, daselbst die Buchdruckerkunst erfand. – Die hiesigen Buchdrucker hatten sich mit einbrechender Nacht nebst ihren Gehülfen und Lehrlingen auf dem Plaz Guttenberg versammelt, von wo sie sich in feyerlichem Zug nach verschiedenen Theilen der Stadt begaben, die der Erfinder ihrer Kunst bewohnt und wo er die wichtigste aller Entdeckungen gemacht hatte. Mit den Insignien der Buchdruckerey und passenden Emblemen versehen, über welche Guttenbergs Bildniß und Wappen hoch emporragten, begann der Zug, an den sich Tausende von Menschen anschlossen. Der Schein der Fackeln, der die dunkle Nacht verdrängte, schien selbst das passendste Sinnbild der Buchdruckerkunst zu seyn, die die Finsterniß des Geistes auf immer verbannte. Vor Guttenberg's Bildniß wurde das erste, im Jahr 1440 gedruckte Buch getragen, welches in der hiesigen städtischen Bibliothek sorgfältig aufbewahrt wird. Als der Aufzug unter dem Schall einer festlichen Musik und dem Jubel der Menge im Hof zum Guttenberg der dem unsterblichen Erfinder, welcher ihn früher bewohnte, seinen Namen verlieh, angelangt war, wurde ihm ein Denkstein gesezt, der auf der einen Seite sein Wappen und auf der anderen das der Stadt Mainz trägt, und auf welchem in goldenen Buchstaben folgende Inschrift zu lesen ist:

„Dem Erfinder der Buchdruckerkunst, dem Wohlthäter der Menschheit, Johann Gensfleisch zum Guttenberg, weihet diesen Denkstein auf der Stelle seines Hauses, das ihm den unsterblichen Namen gab, die darin vereinte Gesellschaft seiner dankbaren Mitbürger am IV. Oktober MDCCCXXIV.“

Der Hof oder das Gebäude zum Guttenberg gehört der Casinogesellschaft an, deren Mitglieder das begangene Fest mit einem fröhlichen Mahle beschlossen. Die HH. Professor Lehne und Richter Schaab hielten Beyde interessante Reden, die dem Gegenstande der Feyer angemessen waren.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 237:

Schwindel. Windel. Winde. Wind.

Charade.

Um die zwey Ersten vorlängst bewarben sich reizende Damen,
Und der bedenklichen Wahl folgte vieljähriger Krieg.
Kühlenden Schatten gewährt und mancherley Früchte das Dritte,
Schüzt bey erstarrendem Frost, lieblich erwärmend, das Haus;
Und das Ganze beut die rothwangig-goldene Kugeln
Nüzlich als schmackhafte Kost und als erfrischender Trank.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. October 1824.

> Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
> Wo viel Welten ihre Schätze tauschen,
> An der Themse, auf dem Markt der Welt.
>
> Schiller.

London.

Erster Eindruck.

Die Tage waren zu heiß, als daß ich mich hätte entschließen können, auf der Außenseite des Eilwagens von Dover nach London zu reisen; ich nahm daher meinen Platz für die Nacht auf der Mail-Coach und tröstete mich, der Kathedrale von Canterbury wegen, welche ich nun nicht sehen konnte, auf eine andere Gelegenheit. Gegen acht Uhr Abends hörte ich die schmetternden Töne der Trompete, welche die Ankunft des Wagens an den verschiedenen Büreaus und Absteigequartieren der Stadt ankündigt, die Straße heranklingen, und machte mich reisefertig. Ein prachtvoll vergoldeter Wagen, an dessen Außenseite man seltene geographische Kenntnisse über den Weg nach London und gute Notizen über die besten Gasthäuser auf der Straße gratis sammeln konnte, des Reichthums der Farben, der Zierlichkeit der Zeichnung und der schönen Form der Schriften und deren Mannigfaltigkeit nicht zu gedenken; — ich sage ein prachtvoll vergoldeter Wagen rollte daher, gezogen von vier Pferden, deren jedes einzeln an dem Wagen des ersten Eleganten in London und Paris eine stattliche Figur gemacht hätte; hier wären sie freylich alle braun, aber ob etwas heller oder dunkler, war dem ehrlichen Kutscher, der uns führte, so gleichgültig wie mir. Der Wagen war ganz besetzt, Innseite wie Außenseite. Der Kutscher sah gar nicht aus, als ob er Lust hätte, lange auf mich zu warten; er deutete auf meinen Platz, Außenseite, am vordern Theil des Wagens, oben auf der Decke, dem Himmel nahe; ich stieg hinauf und die Braunen tanzten weiter. Von der Lieblichkeit des schönen Städtchens, von dem Reize der in den Straßen lustwandelnden Schönen wüßte ich nichts zu sagen, hätte ich mich erst bey dieser Gelegenheit damit bekannt machen sollen, denn auf der schwindelnden Höhe sah ich eben wenig mehr als gar nichts, weil ich mich an diese lustige Schaukel und an den schwindelnden Sitz erst gewöhnen mußte.

Es saßen unsrer vier auf der obern Vorderbank des Wagens, und ich machte, sobald wir vor der Stadt waren, Bekanntschaft. Die Art von Angst, welche mir mein erhabner Sitz einflößte, und die ich mich schämte, zu bekennen, diente als Einleitung zu einem Gespräch mit meiner hübschen Nachbarin, in welches sich sogleich ihr Nachbar — wie ich alsbald erfuhr, seit drey Tagen ihr Gatte — theilnehmend mischte. Beyde versicherten mich, daß man wegen der Vortrefflichkeit der Straßen in England selten von einem Unglück höre; daß ich die Nacht noch vortrefflich da schlafen würde, wo ich eben wachend zu fallen fürchtete. „Ueberhaupt, bemerkte das niedliche Weibchen, ist das Umfallen des Wagens für die am wenigsten gefährlich, welche hier oben sitzen: man liegt so, ohne zu wissen wie, mit einem sanften Schwunge, auf der Wiese jenseits des Grabens, oder im schlimmsten Fall, in dem Graben behaglich hingestreckt, während die in dem Wagen gewöhnlich Beulen, wenn nicht zerbrochene Hirnschädel und Arme

davon tragen." Da mir selbst der „sanfte Schwung" unangenehm gewesen wäre, so hielt ich mich an dem Eisenstab, der sich um den Wagen zog, fest und beschaute den romantisch-fruchtbaren Thalgrund, welcher sich, als die Doverhöhen hinter uns lagen, eng eingeschlossen, üppig grün, mit vielen Wohnhäusern geschmückt, vor uns hinzog; die einbrechende Dämmerung gab der Scenerie eine sommerlich warme Beleuchtung, welche auch dem liebevollen Auge und der schönen Gestalt meiner Nachbarin zu gute kam, denn sie glich mit dem starken Schatten unter dem breitgekrämpten Hute ganz dem berühmten Bilde der Pompadour.

Diese junge Kaufmannsfrau aus Chatham war ganz und gar nicht, wie ich mir die Engländerinnen gedacht hatte; eine lang genährte Vorstellung von Engländerinnen war mir in früher Jugend durch Pariser Karikaturen, welche ich aber für nichts weniger als Karikaturen nahm, dann durch Erzählungen von Reisenden, welche wahrscheinlich Haubenköpfe und Wachsfiguren für Engländerinnen nahmen, und durch hypochondrische, blödsinnige Ladys geworden, welche ich auf dem festen Lande hier und dort wie Störche durch die Straßen der Städte trollen oder in ihre Reisewagen eingekerkert gesehen hatte. Schon in Dover hatte ich Alles anders gefunden, als ich mir es vorgestellt hatte.

Unsere Reisenden halten die Engländerinnen für stolz und stolz-kalt, während sie schüchtern, zurückhaltend sind, die Galanterie der Fremden nicht beachten oder gar nicht sehen, und ihre edle Dreistigkeit mit der Verachtung behandeln, welche sie verdient. Das Nationale in Charakter und Benehmen der Engländerinnen spricht sich sogleich günstig für sie aus; die Sinnlichkeit hat wenig Theil an ihnen; Form und Anstand werden in keinem Verhältnisse außer Augen gesezt; das Gefühl liegt tief und wird darum gar nicht, oder leidenschaftlich erregt: das Verhältniß zwischen den beyderley Geschlechtern ist daher ein inniges, oder gar keines — zärtliche Freundschaft, tiefgefühlte Zuneigung, Liebe, oder Kälte, Gleichgültigkeit; Koketterie ist eine Seltenheit; Sittenlosigkeit verstößt den Mann wie das Weib aus der guten Gesellschaft; der Untreue folgt Verachtung, Eifersucht hält die ächte Engländerin für eine zu niedrige Leidenschaft; Charakterfestigkeit, hoher Muth in Gefahr und Unglück zeichnet sie vorzüglich aus, so wie Schlichtheit und Einfachheit des Benehmens im häuslichen Leben, ein zarter Sinn für das Schickliche und sorgsame Pflege gastfreundlicher Verhältnisse. Ausnahmen gibt es überall; sonst gilt dieser allgemeine Charakterumriß auch nur für meine Erfahrungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines würtemberg'schen Auswanderers; von ihm selbst erzählt.

(Fortsetzung.)

Den 1. Juni 1817 kamen wir bey Amsterdam an, und schon dieser Zug hatte unsere Kasse angegriffen, aber es war nur das Vorspiel zu noch größern Opfern.

Es mußte uns nun vor Allem daran gelegen seyn, die Seereise bald antreten zu können. Es wurde daher mit einem englischen Schiffskapitän, Namens Blanc man, ein Vertrag wegen der Ueberfahrt abgeschlossen und schriftlich in deutscher Sprache abgefaßt. Blancman versprach uns, die Person für 170 fl. nach Philadelphia in die Vereinigten Staaten zu führen, und dabey das Schiff mit allen nöthigen Bedürfnissen und Lebensmitteln versehen zu lassen. Diesem Kontrakte vertrauend, bezahlte ich auf Abschlag 200 fl. Der Kapitän hatte diesen Vertrag mit so vielen Familien geschlossen, daß es ihm unmöglich war, sie alle in dem Schiffe unterzubringen; uns aber hatte er davon klüglich nicht in Kenntniß gesezt. Ein Theil derselben wurde bereits eingeschifft. Mich, und noch viele Andere, wies er mit dem Vorwande zur Geduld: die Einschiffung dürfe nicht übereilt werden; die aufgenommenen Reisenden müßten sich erst eingerichtet haben, ehe wieder Andere aufgenommen werden könnten.

Unversehens aber hatte der Kapitän die Anker aufgehoben, und war mit einem Theil der Auswanderer ab- und dem Texel zugesegelt. Uns aber gab man die Versicherung, daß man uns binnen acht Tagen dahin abholen werde; eine Hoffnung, die sich bald als eine Lüge zeigte. Wir waren im Stich gelassen, unser Schiff und unser Geld war abgesegelt.

So waren gegen vierhundert Menschen getäuscht, und was das Schlimmste war, sie waren um ihre Baarschaft gebracht.

Sollten wir nun als Bettler, mit Nichts, in das Vaterland, in welchem wir kein Unterthanenrecht, in unsern Geburtsort, in welchem wir kein Bürgerrecht mehr hatten, zurückkehren, aus welchem wir doch immer noch als vermögliche Leute ausgezogen waren? Sollten wir uns die Sorgen und Mühen unserer Reise mit dem bittern Spotte unserer Mitbürger bezahlen lassen, die uns den Wegzug entweder mißrathen, oder sein Ende spöttelnd geweissagt hatten? Und gerade jezt (1817), in einer Zeit des Mißwachses und der Theurung — einer Theurung, wie sie das Vaterland in hundert Jahren nicht erfahren hatte? Woher die Kosten zur Rückreise nehmen? Und wie ohne Geld einen Weg mit neun Personen machen, der uns bey minderer Theurung so viel gekostet hatte?

Und doch — wären wir damals zurückgekehrt, wie viele Sorgen, wie bittern Hunger und Kummer, wie

tödtende Angst, wie viele Thränen wären mir und den Meinigen erspart worden! Wir wollten aber nicht mehr umwenden, obwol ein Tag, eine Woche nach der andern verstrich ohne Erfolg. Indeß mußten wir leben. Zwar war damals in Holland die Milch nicht theuer, aber Brod und Mehl waren es, und viel theurer als zu andern Zeiten. Das Bedürfniß aber für den Hunger von neun Personen war, wie man sich denken kann, täglich von Bedeutung. So bereitwillig ich mich auch, sammt den Meinigen, zu jeder Arbeit gebrauchen ließ und sie aufsuchte; so gern ich in der Heuernte, so gern ich bey dem Ein- und Ausladen oder Abbrechen der Schiffe half, so reichte doch unser Erwerb nicht hin, uns durchzubringen. Oft hatten wir, oft meine Kinder kein Brod, und ich mußte zulezt Betten und Kleider verkaufen, um sie nicht hungern zu lassen.

Die Zeit verfloß, sie wurde immer ungünstiger für die Seereise, und wer sollte uns endlich hinüberführen in das Land unserer Wünsche, uns, die wir nichts hatten, das wir für die Fracht und Wegzehrung hätten anbieten können, als unsere abgezehrten, unverbürgten Leiber?

Schon waren fünf Wochen verflossen, die wir bey Amsterdam so kummervoll und bald hoffnungslos zugebracht hatten, als sich das Handlungshaus G. entschloß, ein Schiff zu unserer Reise auszurüsten. Auf die Person sollten hiefür 180 fl. berechnet werden. Die Zahl der Aufzunehmenden betrug vierhundert. Hatten wir kein Geld, so behielt sich der Schiffherr ohne Zweifel vor, uns und unsere Kinder in Amerika zu Geld zu machen. Wir aber mußten uns darein ergeben.

Der Schiffskapitän hieß Lunt, ein Mann von etwa fünf-und-vierzig Jahren. Er hatte ungefähr achtzehn Matrosen, worunter der Obersteuermann, der Untersteuermann, der Lootsmann, der Bootsmann und ein Chirurg.

Den 4. Juli 1817 konnten wir das Schiff besteigen; und wie freuten wir uns, daß es einmal so weit war! Die Freude sollte nicht lange dauern.

Das Schiff, ein Dreymaster, führte sechs Kanonen, und hatte, außer dem Zimmer des Kapitäns (der Kajüte), zwey Stuben und ein kleines Stübchen für die Matrosen. Dieser Raum war für die Zahl der Reisenden so wenig zureichend, daß einer Familie nur ein Platz von sechs Schuh lang und eben so breit zum Nachtlager angewiesen werden konnte. Doch wir schickten und bückten uns gerne, glücklich genug, nun einmal vom Fleck zu kommen.

Endlich fuhr das Schiff von Amsterdam ab. Bey Helder mußte es sich visitiren lassen. Wir ahneten keine Gefahr, und sie stand schon vor uns. Bey der Untersuchung zeigte es sich nämlich, daß es dem Proviant um einige Ymi Branntwein fehlte. Das Schiff wurde zu drey Wochen Arrest, und der Kapitän zu 2000 fl. Strafe verurtheilt, wenigstens wurden wir so berichtet. Der Kapitän, äußerst betroffen, segelt mit einem Boote nach Amsterdam zum Kaufmann G., und kommt mit der Frage an uns zurück: „Ob wir lieber drey Wochen hier verweilen, oder statt 180, 200 Gulden Frachtkosten auf die Person übernehmen wollten, um sogleich absegeln zu können?" Wir, gleich Verzweifelnden, welche die Größe ihrer Versprechungen nicht mehr bedenken, willigen ohne Weiteres ein. Das Schiff segelt des andern Tages weiter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, vom August.

(Fortsetzung.)

Neues ist auf dem Theater am Kärnthnerthor gegeben worden: Adelina. Farse in einem Akt, Musik von Generali. Sie fiel troz der guten Aufführung nicht. Der größtentheils ernsthafte Text ist uninteressant, die Musik geist- und kraftlos. Besseres Glück machte die an demselben Abend von dieser Gesellschaft ebenfalls zum Erstenmal gegebene Oper: L'inganno felice. Die Fodor, der Buffo Bassi und der Tenore Rubini schmückten dieses Werk mit neuen Reizen. Von deutschen Opern sind den ganzen Sommer durch nur die gewöhnlichen, meistens theils veralteten Kleinigkeiten, die den Balletts vorangehen, aufgeführt worden. Auch in diesem Falle kommen öfter italienische größere Opern theilweise (erster oder zweyter Akt) vor.

Ein interessantes Buch, das in Ofen gedruckt ist, will ich anführen, da ein großer Theil der Leser der Notizen schwerlich davon Kunde erhält, oder doch die Nachricht übersehen dürfte. Das Original ist in servischer Sprache geschrieben und in einem sehr ausführlichen, charakteristischen Auszug mitgetheilt worden. Der Titel lautet ungefähr, wie folgt: „Leben, Begebenheiten und Leiden des Gerasiums Sellitsch, Archimandriten zu Krupa in Dalmatien, gewesenen General- und Groß-Vikars über die orthodoxen Kirchen der morgenländischen Konfession, theils in Dalmatien, theils in der Bocca von Kattaro." Das Buch ist hauptsächlich darum merkwürdig, weil es ein Licht auf die kirchliche Verfassung und National-Literatur der Illyrier wirft. Die eine Hauptparthey dieses Slavenstammes, die sich zum griechischen Ritus bekennt, steht auf einer etwas höhern Stufe, als ihre Halbbrüder, die der lateinischen Kirche zugethan sind, dennoch ist dieser Archimandrit, der im naiv-treuherzigen Tone der Unwissenheit, aber des natürlichen Verstandes, seine Biographie mittheilt, erst der zweyte Schriftsteller jener Erstern, und steht seinem Vorgänger nur um vierzig Jahre nach. Er widerlegt als orthodoxer Klostermann den Grundsaz seiner Kollegen praktisch, nämlich daß ihre Muttersprache kein Recht auf Literatur habe und nur ein unschreibbares Patois sey. Sellitsch erklärt sich indessen selbst darüber folgendermaßen: „In meinem Vaterland Dalmatien ist der Zustand der Literatur so, daß er nicht elender seyn kann." Man wird aus meinem Leben sehen, wie ich studirt. Die Serben der abendländischen Kirche sind, wie in Allem, so auch in der Literatur, besser

daran, nur Schade, daß sie ihre Sprache und Literatur mit Italienern verderben." (Hier könnten die Deutschen in musikalischer Hinsicht miteinstimmen und Viele würden Klagelieder hören lassen.) „Will man, äußert er unter andern, den Beweggründen (aus welchen ich meine Biographie drucken lasse) auch die Ruhmliebe hinzufügen, so habe ich nichts dagegen. Gott selbst will ja gepriesen seyn." — Gleich dem ewig wandernden Ahasverus hat er einen Theil der christlichen Welt in Kreuz- und Querzügen durchstreift, größtentheils als Almosensammler, und besonders in Rußland reiche Beute davon getragen, denn fünfzehn holländische Dukaten aus einer Hand waren eine Kleinigkeit. Er stieß auf Bettlerbrüche, die ihren Klöstern tausend, und die ärmsten hundert Stück Dukaten brachten. Seitsch ist der wärmste Lobredner der russischen Gastfreyheit, vorzüglich gegen Geistliche. Darin hat er Recht. Wenn ich aber noch hinzufüge: auch gegen L[illegible]en und Ausländer, und ihre Gastfreyheit wird überhaupt in keinem andern Lande Europa's übertroffen — so hab' ich auch Recht. — Das Buch ist zugleich darum bemerkenswerth, weil der Verfasser als griechischer Mönch, von Venedig, Oesterreich, Italien, Frankreich, Rußland und die Türkey bereist hat, und die Reisebeschreibungen von griechischen Christen eben nicht häufig sind. Sein Schicksal hat ihn aus Dalmatien nach Moskau geführt, nach Paris, Wien, Konstantinopel, Cherson, Smyrna, Casan und Asow am Don, er nennt noch einige zwanzig bedeutende Städte; aber keine erschien ihm größer und schöner, als Moskau. Er hörte, diese Stadt sey einige Jahrhunderte vor Christi Geburt erbaut. Unzählbar schienen ihm die Kirchen und Klöster zu seyn, reich und prachtvoll, besonders von Innen. „Die Kuppeln und Thürme sind mit feuervergoldeten Kupferplatten bedeckt, die im Sonnenschein blenden." (So war es vor dem großen Brand.) Iwans ungeheure Glocke hält er für ein Wunder; das zweyte ist ihm der Stephansthurm in Wien, den er den filigran gearbeiteten nennt — (sehr naiv!) das dritte, der Marcusplatz. Bey Gelegenheit der Beschreibung von St. Petersburg meint er, die Schlange auf dem Monument des großen Peters sey Karl XII. (!). Er wurde zu vielen Herrschaften in ihren Equipagen abgeholt; unter andern zu der hundert- und zehnjährigen Mutter des Feldmarschalls Romanzow, Maria, die unter Peter I. Kammerjungfer (sic) der Kaiserin Katharina I. gewesen war. Ueberhaupt hat er mit „Kaisern und Königen, Fürsten und Großen häufigen Umgang gehabt." Potemkin wollte ihn bereden, bey ihm zu bleiben und die Stelle seines Feldpaters zu vertreten, weil dieser in Moskwa liege und sich's „bequem wie eine Sau mache." (Diese Vergleichung ist im Russischen sehr gangbar.) Die Familie Repnin hält er für die älteste in Rußland und glaubt, sie habe schon hundert oder mehr Jahre vor Entstehung der christlichen Religion existirt. Er glaubt überhaupt Vieles, was er nicht beweisen kann. So hält er auch alle nichtkatholischen Bewohner der Schweiz für Lutheraner, äußert sich aber ganz verständig über Luther selbst. Der Kaiserin Katharina küßte er zweymal die Hand, und sie ihm einmal, dem Brauch der griechischen Kirche gemäß. Kaiser Joseph „der Unsterbliche," ist der Mann seines Herzens. (Brav, Batjushka! — „Väterchen," wie ihn Potemkin nannte, und wie die Russen Jeden nennen, mit dem sie es gut meinen). Merkwürdig ist die Aeußerung Napoleon's, als der Archimandrit sich in Compiegne von ihm beurlaubte, um nach Dalmatien zu gehen. Andate in vostra patria, sprach zu ihm der Machthaber, e rendete il conto, come siete stato qui trattato, e dite ai vostri Dalmatini, ch'io tengo in una Mano la giustizia, e in altra la Spada, per premiare i buoni e castigare i cattivi. — In einer Audienz bey Marmont zu Laibach sagte dieser: Monsignor Vicario! Io sento, che voi non siete contento della munificenza sovrana. Und der Archimandrit erwiederte: Eccellenza! Io sono contento della munificenza Sovrana, ma non sono contento della ingiustizia fatta a me. — Das war Deutsch und Italienisch zugleich gesprochen. Ueberhaupt beschwert sich der Archimandrit oft über Ungerechtigkeiten, sein Gewissen scheint sich jedoch über die von ihm selbst begangenen leicht beruhigt zu haben. Seitsch zog sich endlich mit einer kleinen Pension in sein Kloster zurück. Seine Lebensbeschreibung zerfällt in drey Theile, reicht aber nur bis zum Jahr 1817. Vor Kurzem war dieser Ex-General-Vikar noch am Leben.

Mit Anfang des nächsten Jahres erscheint hier eine neue Zeitschrift für Oesterreichische Rechtsgelehrsamkeit und politische Gesetzkunde. Herausgegeben von Dr. Vinz. Aug. Wagner, k. k. Professor der Rechte ꝛc. Sie wird jährlich 72 Druckbogen enthalten und in monatlichen Heften von etwa sechs Bogen erscheinen. Der Rubriken sollen zehn seyn. Eine darunter „Mittheilungen über die neuesten Fortschritte der Gesetzgebung des In- und Auslandes" umfassen; eine andere: „Kurze Anzeigen ausländischer juristischer und politischer Werke, welche allgemeines Interesse haben." — Ueberhaupt scheint sich, ganz den Umständen und dem Bedürfnisse der Zeit gemäß, der Geist der Forschung und die literarische Betriebsamkeit im höhern Sinne immer mehr jenen Gegenständen zuzuwenden, welche die genannte Zeitschrift zu behandeln unternimmt. — Das homöopathische System der Heilkunde gewinnt, wenigstens im Publikum, mehr und mehr Theilnahme. Auch einsichtsvolle, unbefangene Aerzte erklären sich darüber günstig, besonders rücksichtlich des Vortheils, der aus Anwendung desselben in chronischen Krankheiten entspringt. Ein Arzt in Prag hat durch höchst glückliche Erfolge sich einen bedeutenden Ruf erworben.

Auf dem Hoftheater der rezitirten Schauspiele gab Mlle. Holbein, Tochter des ehemaligen Theater-Unternehmers in Prag, seither vier Gastrollen. Zuerst als Suschen im Bräutigam aus Mexiko, einer jetzigen Lieblingsrolle der Schauspielerinnen im naiven Fach. Vergleichungen lägen hier sehr nahe, da die Lindner diese Rolle unlängst auf zwey hiesigen Theatern gab; man muß dergleichen aber zu vermeiden suchen, denn sie führen immer irre, und wenn man eine Winjagd damit anstellt, endlich in ein Chaos von Absurditäten. Da ich diesen Grundsatz hier vor Augen hatte, so wird mein Urtheil hoffentlich um so weniger partheyisch ausfallen. Die Persönlichkeit stimmte mit dem Charakter überein. Es zeigte sich Unbefangenheit und Lebendigkeit, fast hier und da ein wenig zu viel Theaterspiel. Es scheint der Darstellerin eigentlich noch an Bühnenfertigkeit zu fehlen, und was sie leistet, mag mehr die Frucht sorgfältigen Unterrichts als des innern Berufs seyn. Die geschätzte Schauspielerin Renner war ihre Mutter. Eine verständige Auseinandersetzung bemerkte man durchgehends; der Haltung fehlt es noch zu sehr an Ruhe. Mehrere Parthieen wurden mit Recht ausgezeichnet. Die ernsthaften verdienten, meiner Meinung nach, den Vorzug, weil der Ton in diesen leichter und natürlicher war, dagegen in den muntern, obgleich viel frisches Leben darin herrschte, zuweilen stark betont und gleichsam zerlegt wurden. Die Zuschauer zeigten sich mit der Leistung zufrieden, und ermunterten die Darstellerin durch Beyfallszeichen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. October 1824.

Tief nur in der stillen Brust
Wohnt des Lebens Freud' und Lust.
Die Treue.

Lafontaine.

Treues Herz.

Wie fühlt sich doch ein Herz gesund
Und schwillt von Kraft und Muth,
Wenn tief und klar in seinem Grund
Der Treue Demant ruht.

Wie über jede Erdenhöh'
Der königliche Weih,
So über Furcht und feiges Weh
Erhebt sich's stolz und frey.

Was auch der Tag in's Leben trägt
Aus düstrer Stunden Schooß,
Das treue Herz im Busen schlägt
Nicht minder stark und groß.

Ob Stürme dräuend es umfahn,
Ob Nacht es rings umflicht,
Es ziehet kühn die freye Bahn
Sich selber Stab und Licht!

Hoch mit der wachsenden Gefahr
Wächst ihm die heil'ge Kraft,
Die wach und rege immerdar
In seinen Tiefen schafft.

Was ihm im tiefsten Leben flammt
Ist nicht der Erde Gut,
Der Treue heil'ges Feuer stammt
Von reiner Himmelsgluth.

Die seiner Tage Schild und Licht,
All seinen Stürmen wehrt,
Und die es, wenn's im Tode bricht,
Mit Himmelsglanz verklärt.

Karl Hugo.

Geschichte eines würtemberg'schen Auswanderers, von ihm selbst erzählt.

(Fortsetzung.)

Damit der Leser sich eine Vorstellung von unserer jetzigen Lage machen könne, ist es nöthig, eine Bemerkung einzuschalten, ehe wir unsere Seereise zu erzählen anfangen.

Unser Schiff hatte, wie bereits erwähnt wurde, außer einem kleinen Zimmer, worin meine Familie mit drey andern war, nur noch eine, ungefähr vierzig Fuß lange, und zehn bis zwölf Fuß breite Stube. In diesen beyden Gemächern befanden sich gegen vierhundert Menschen, unter denselben viele Kinder. Ich bildete eine Familie von neun Köpfen. Aber auch ich hatte für diese zur Lagerstatt einen mit Brettern eingefaßten Raum von nicht mehr als sechs Fuß Länge und sechs Fuß Breite. Die Kinder kamen daher in die Länge und Quere zu liegen, und mit Mühe konnte ich Raum genug erhalten, auf dem Rücken liegen zu können. Innerhalb dieses Raums mußte die Familie auch des Tags bleiben, wenn das Schiff stark schwankte, und man sich nur liegend vor dem Hinstürzen halten konnte; auch wenn Eins oder Mehrere erkrankten, was, schon durch die gewöhnliche Seekrankheit, bald geschah.

Dieß war jedoch nicht die einzige Beschwerde unserer Lagerstätten. Sie waren auch nur vier Fuß hoch, und über ihnen waren wieder eben solche angebracht. Die Einen mußten daher in ihre Bettstellen hineinkriechen, An-

dere hinaufsteigen. Die Erstern hatten zwar den Vortheil, daß sie, bey heftigen Bewegungen des Schiffes während eines Sturmes, nicht hinabgeworfen werden konnten, während die auf den obern Bettstellen, obgleich mit Stricken verpallisadirt, doch manchmal, besonders in Krankheiten, herausgeworfen wurden und hinabfielen. Aber es war dagegen für die unten Liegenden in warmer Witterung sehr unangenehm, überall wie eingemauert zu seyn; noch schlimmer, wenn, wie es manchmal bey heftigen Stößen geschah, die Bretter borsten, und die oben Liegenden, Klein und Groß, auf die Untern plötzlich herabfielen; am schrecklichsten, wenn sich oben oder unten Kranke und Sterbende befanden.

Man bedenke noch, daß in diesen Wohnräumen kein Fenster war. Ueber denselben war das Verdeck, und eine Treppe mit einer Fallthüre führte hinauf. Diese Fallthüre bildete die einzige Oeffnung, durch welche des Tages Helle in das Zimmer fiel; sie wurde aber nicht blos des Nachts, sondern auch bey Tage, so lange Sturm war, möglichst geschlossen gehalten. Dann herrschte Tag und Nacht dicke Finsterniß in dem Aufenthaltsorte der Reisenden, und die Luft ward bey warmem Wetter von der Menge der Menschen schwül und ungesund, um so mehr, je größer die Zahl der Kranken war. Uebrigens war für Kranke und kältere Jahreszeit nirgends ein Ofen angebracht.

Auf Federbetten durfte man nicht schlafen, damit die Plage des Ungeziefers nicht zu sehr überhand nehme. Unsere Polster waren mit Stroh gefüllt, und ein Teppich galt für die Decke. Welcher würtemberg'sche Bettler hätte uns wohl um unser Nachtlager beneidet? Die Hoffnung aber, daß sich unser Zustand nach wenigen Wochen bessern werde, und der Gedanke an Amerika, vermochte diesen Beschwerden das Lästige zu benehmen, und Muth, ja selbst Freudigkeit zu erhalten.

Die Küche war auf dem Verdeck angebracht; mein ältester Sohn wurde als Handlanger dabey angestellt. Unter den Schlafstellen befand sich der Vorrathskeller. Die Matrosen hielten sich größtentheils auf dem Verdeck auf, sie hatten auch ein eigenes Stübchen. Speise und Trank wurden von dem Tage des Eintritts an von der Schiffsküche gereicht. Die Person erhielt des Tages ein halb Pfund Brod und einen Vierling Butter. Das Brod bestand aus sehr schwarzem Zwieback. Mittags wurde, wenn der Sturm das Kochen erlaubte, gegessen, und zwar entweder Erbsen und (eingesalzenes) Fleisch, oder Gerste und Fleisch, beydes sparsam. In der ersten Zeit bekam jede Person täglich einen Schoppen Trinkwasser. Dieß Wasser, in welches Schießpulver geworfen war, sah schwarz aus, und schmeckte Anfangs ekelhaft; da aber die meisten Speisen stark gesalzen waren, so brachte es der Durst bald dahin, daß es herrlich mundete.

Das Schlimmste bey unserer Fahrt war wohl der Umstand, daß sie in eine ungeschickte Jahreszeit fiel. Auf unserer ganzen langen Reise wurden wir nur zwey Schiffe ansichtig. Das Jahr 1817 hat sich auch bekanntlich durch schwere Gewitter ausgezeichnet.

Die Fahrt war Anfangs glücklich. Wir waren sehr freudig. Die Schiffleute machten uns jedoch aufmerksam, daß wir noch nicht auf der hohen See seyen, und dann erst sich zeigen werde, wie vielen Muth wir besitzen.

Nach vierzehn Tagen, ungefähr den 8. August, wurde der Wind heftiger, und zulezt zu einem neun-stündigen Sturme. Er trieb uns zu weit rechts, wir sahen England links. Jedoch wurde er wieder ruhiger, und das Schiff lief schnell.

Wir aber, von dem Sturm schrecklich ausgerüttelt, lagen größtentheils an der Schiffkrankheit darnieder. Die jungen Kinder waren in Kurzem bis auf wenige gestorben. Man vergesse nicht, daß wir schon entkräftet und ausgehungert, von Sorgen und Kummer niedergebeugt, das Schiff betraten; daß wir uns mit nichts Erfrischendem versehen hatten; daß die groben Lebensmittel nur sparsam gereicht wurden; daß wir dicht beysammen wohnten und bald keine Arzney mehr hatten. Man konnte es, bey der Unsicherheit des Ersatzes der Frachtkosten, dem Schiffspatron nicht einmal verübeln, wenn er auf diese Ueberfahrt nur das Nothdürftigste zu verwenden geneigt war.

Um die Mitte des Augusts waren wir, bey eingetretenem günstigeren Winde, dem Ziel unserer Wünsche sehr nahe, als die Luft unruhiger und endlich wieder zu einem Sturme wurde. Nicht umsonst, und gleich als ob ihnen nichts Gutes geahnet hätte, hatten die Matrosen unsere vorschnelle Fröhlichkeit mit den Worten zu mäßigen gesucht: wir seyen noch nicht auf der hohen See, und es werde sich dann erst zeigen, welchen Muth wir besitzen. Seit drey Wochen befanden wir uns auf dem offnen Meere, und schon hatten wir gesehen, was ein Sturm von neun Stunden sey. Der jetzige tobte acht Tage lang. Er trieb uns wieder gerade rückwärts. Wir sahen England wieder. Wie wenn der Wanderer des Abends im Schneegestöber, nicht weit vom Ziel der Ruhe, sich noch verirrt, die ganze Nacht auf unwegsamen Orten sich durcharbeitet, und beym Anbruch der ersehnten Dämmerung bemerkt, daß er nicht weit von der Stelle gekommen: so war es auch uns ergangen.

Jedoch kein Sturm dauert ewig. Mit dem 22. August trat günstigere Witterung ein. Der Wind trieb uns Amerika zu. Mit großer Freude verkündeten uns endlich die Schiffleute, wir seyen in der Nähe des Landes, denn es habe sich schon ein Vogel auf dem Schiffe niedergelassen. Wie groß unsere Freude wurde, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß unser Zustand auf dem Schiffe überhaupt nicht beneidenswerth war, und man jezt anfing, die Lebensmittel sparsamer zu reichen. Wir saßen nun

sieben Wochen im Schiffe. Wie sehnten sich besonders unsere Kleinen nach dem Augenblick, an's Land steigen zu dürfen! Und jezt schien dieser heiße Wunsch seiner Erfüllung nahe zu seyn; in Einem Tage, so hieß es, würden wir Amerika sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London.

(Fortsetzung.)

Kehren wir zu unserer Mail-Coach zurück. Die junge Frau hätte es nie gewagt, eine Unterhaltung mit einem Fremden fortzusetzen, wäre sie ohne ihren Mann gereist; mit dieser Schutzwaffe zur Seite ließ sie ihrer guten Laune freyen Lauf, und ergözte mich eben so sehr durch ihre naiv-drolligen Einfälle, wie durch einen Geist des Widerspruchs, der mehr oder weniger allen lebhaften Frauen beyzuwohnen scheint, hier aber so überwiegend vorherrschte, daß sie nicht umhin konnte, sich am Ende selbst deßhalb als schuldig zu erklären. Um es kurz zu sagen, meine nächtliche Reise bis nach Chatham war eine Lustreise: Frohsinn und Lachen hatten vielleicht nie so lebendig auf diesem Wagenhimmel gewaltet, und ich schied von dem heitern Kinde recht dankbar für die wenigen, aber sehr vergnügten Stunden, welche ich an ihrer Seite hingebracht, und welche ich für ein gutes Vorzeichen nahm; auch hoffte ich, mich in allen meinen Vorurtheilen gegen die Engländer so angenehm enttäuscht zu finden, als es in Bezug auf das weibliche Geschlecht bereits in Dover und in dem Schnellwagen geschehen.

Die Pferde, die wir in Chatham erhielten, schienen von den Horen mit Ambrosia gesättigt worden zu seyn, so sprühte das Feuer aus den Augen der Thiere, so ungestüm machten sie sich Bahn vor dem lauen Morgenwind, der seine neptunische Abkunft ganz und gar verläugnete. Mein bis jezt ganz stummer Nachbar wurde durch diese Eile aus seiner Ruhe aufgestört und gähnte etwas überlaut, worauf er wieder verstummte und einnickte: mir aber fielen Byron's, für die deutschen Posten einigermaßen anzügliche, Verse ein:

Tramp, tramp o'er pebble, and splash, splash through puddle;
Hurrah! how swiftly speeds the post so merry!
Not like slow Germany, where in they muddle
Along the road, as if they went to bury
Their fare; and also pause besides, to fuddle
With „schnaps" — sad dogs! whom „Hundsfot" or „Ferflucter".
Affect no more than lightning a conductor.

(Frisch über Kiesel, fort durch Pfützen! Hurrah! Wie fliegt die lustige Post! Nicht wie im trägen Deutschland, wo sie die Straße entlang sich schleppen, als führten sie eine Leiche; auch nebenher noch anhaltend, um sich in „Schnapps" zu berauschen — schwerfällige Bursche, die „Hundsfot" oder „Ferflucter" nicht mehr anficht, als der Bliz einen Conductor.)

Als wir Dartford verlassen hatten, begann es zu dämmern; der kühle Morgenwind weckte meinen liebenswürdigen Nachbar wieder aus seinem süßen Morgenschlummer; indem er sich tiefer in seinen Mantel hüllte, und dem frischen Ost ein mürrisches Gesicht und ein „Damm!" zuwarf, schlief er wieder ein.

Die Sonne ging eben auf, als wir die Höhe des Shooter's Hügels erreichten. Da der Wagen nicht anhielt, so war auch an ein Festhalten der Einzelnheiten, welche diese Höhe, von der man, von Dover kommend, London zum Erstenmal vor sich sieht, nicht zu denken. Mir war wie Einem, der, plötzlich aus einem Traume erwachend, was er längst gewünscht, gehofft, verwirklicht vor sich sieht. In zwey Stunden sollte ich mitten in London seyn! daran knüpften sich alle Gedanken; ich sah so gut als nichts, denn ich wollte Alles sehen. Eine Masse von Häusern, die ich, weil sie zu ausgedehnt war, kaum für das halten konnte, was sie war: einige dicke Riesenthürme, von Dampf und Nebel umspült; ein Stück von der Themse, majestätisch die Silberwogen fortwälzend; ein einsames Schiff mit großen braunen Segeln, die der Morgenwind schwellte; eine romantische Landschaft, wie ein schöner Garten anzuschauen, in dem frischesten, saftigsten Grün; zierliche Landhäuser, um die sich dunkles Lorbeergebüsch zog; Hunderte von Wagen, Cabriolets und Reitern, Alles der ungeheuern Weltstadt zuströmend; an den Fenstern wohlgeformte, blühende Mädchengesichter; rüstige Bursche, welche Fenster und Laden öffneten; eine breite, bequeme Straße, die man allenthalben mit Wasser begoß, damit kein Staub entstehe; Kaufladen an Kaufladen, Fabriken, Mädchenschulen, Erziehungshäuser für Knaben — das war es ungefähr, was ich von dem Shooter's Hill an bis zur Blackfriars-Brücke in buntem Wechsel an mir vorübergehen sah. Wo London eigentlich anfängt, konnte ich nie recht ausmitteln, denn die Landhäuser und Dörfer um die Stadt fließen so sehr mit dieser zusammen, daß Alles ein großes Ganzes zu seyn scheint, das zu überschauen und in Grenzen abzuzäunen kaum möglich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, vom August.

(Beschluß.)

Weniger gelungen schien mir die folgende Darstellung der Dlle. Holbein, Sophie in der Aussteuer. Diese Rolle erfordert ein reiferes Alter, oder das neckische Wesen muß so

wie die Zeppertoyen mit dem Amtmann, als Ausbruch des jugendlichen Leichtsinns und des kindischen Muthwillens erscheinen, läßt sich aber dann nicht wohl entschuldigen. Der Ton der Darstellung schwankte zwischen Beyden, und die Persifflage war zu chargirt, hatte zu sehr den Anstrich gewöhnlicher weiblicher Theaterparodien. Beweglichkeit und heiteres Wesen machten Vieles wieder gut. — Als Liesli, im Alpenröslein, herrschte viel ländliche Einfachheit; diese ging nur in einigen Momenten, nämlich im Ausbruch des Entzückens, am Schluß der Scene mit dem Grafen verloren. Das Gemälde trat in einem falschen Kolorit hervor; die Steigerung war jedoch zu theatralisch. In demjenigen Theil, wo Lysinka erscheint, verdiente besonders der festgehaltene Grundton, auch in der veränderten Situation und dem fremdartigen Kostüm, gelobt zu werden. — Im Nachtlager von Granada zeigte sich die Gastspielerin zum Viertenmal, ohne jedoch vorzüglich anzusprechen. Bey zu gehäuften Aktionen, die dem einfachen Landmädchen nicht angemessen sind, waltete zu viele Unsicherheit und Zwang. Es kam mir vor, als fühle sich die Darstellerin nicht ganz behaglich in den Fesseln des Versmaßes. Wenn gleich einzelne Stellen vortheilhaft hervortraten, so mochte doch das Ganze die am wenigsten gelungene Rolle seyn, die auch auf das Publikum den schwächsten Eindruck machte, wie es schien. Wenn die Anlagen dieser jungen Schauspielerin den vollen Grad möglicher Ausbildung erhalten, so wird die deutsche Bühne ein schätzbares Mitglied in ihr besitzen.

An der dießjährigen Prüfung der Zöglinge des Conservatoriums nahmen 122 junge Leute beyderley Geschlechts Theil. Je kürzere Zeit dieses Institut besteht, das seine Erhaltung nur der Liberalität edler Kunstfreunde verdankt, desto mehr Anerkennung verdient die Zweckmäßigkeit der Anstalt. Der Akt begann, wie sonst, mit einem italienischen Prolog, worauf die theoretisch-praktische Prüfung der untern Gesangsklassen folgte, und die Gründlichkeit des Elementar-Unterrichts bewährte. Die Ouvertüre aus Beethovens Prometheus bildete den Uebergang zu den Produktionen der höhern Instrumental- und Gesangsklassen. Dieses Werk ist ein Probierstein der guten Organisation einer Anstalt. Unter den einzelnen Instrumental-Produktionen zeichneten sich vorzüglich die auf der Klarinette, Violine, Hoboe und dem Violoncell aus. Alle vier auftretenden Zöglinge könnten in jedem Orchester vortheilhaft mitwirken. Der Violoncellist berechtigt zu großen Erwartungen. Zwey Duette von Pavesi und Paer, dann die Sopranpartbieen des zweyten Finals aus Titus, von Mozart, wurden von Schülerinnen der dritten Gesangsklasse vorgetragen. Besonders gut wurde das erstgenannte Duett ausgeführt. Der 120ste Psalm, als vierstimmiger Chor, für Sopran und Altstimme, in Musik gesezt vom Hofrath von Mosel, und von den Schülern und Schülerinnen der zweyten und dritten Gesangsklasse vorgetragen, wurde mit Auszeichnung aufgenommen. Hier zeigte sich besonders die Gründlichkeit des Unterrichts. Den Schluß machte das große Halleluja aus Händels Occasional Oratory. In der zahlreichen Versammlung befanden sich viele ausgezeichnete Personen und die vorzüglichsten hier lebenden Kunstkenner.

Das vierte und lezte dießjährige Feuerwerk im Prater führte den Titel: „Die Königin der Nacht.“ In der Schluß- und Hauptdekoration zeigte sich das Bildniß dieser Göttin, von einer großen Strahlenglorie umgeben. In der rechten Hand hielt sie einen Stern, in der linken eine grün brennende Fackel. Ueber der Glorie zeigte sich die Königskrone mit einem Strahlenkranz und Feuerreihern umgeben. Das Innere der Glorie füllten vierzehn bewegliche Strahlenkörper aus. Die Seitentheile waren aus sogenannten Schwungzeichnungen gebildet. Hiemit brachte der Unternehmer dem verehrungswürdigen Publikum seine Huldigung dar. Die vierte Fronte war unter der Bezeichnung: „Nie gesehenes Schauspiel“ angekündigt. Es stellte eine große Feuerschlange dar, die auf ihrem Raube einen flüchtigen Schmetterling verfolgt. Der Meister versicherte, daß an dieser, durch die runden Krümmungen und die der Natur ganz abgelauschten Bewegungen, erschwerten Aufgabe schon viele pyrotechnische Künstler gescheitert wären. Dessen ungeachtet ging Alles gut; der Schlange und dem Schmetterling wurde schmeichelhafter Zoll des Beyfalls zu Theil.

Auf dem Theater in der Josephsstadt ist eine „blaue Katze“ gegeben worden. Ein Zauberspiel gewöhnlicher Art, mit hübschen Dekorationen und scenischem Glanzwerk ausgeschmückt. Mehr weiß ich nicht davon zu sagen; gesehen hab' ich dieses neueste Produkt nicht, und die dahin gehörigen Notizen lese ich nicht. Auch eine Parodie der Sappho wurde produzirt, betitelt: Sepherl. Die Dichterin von Lesbos erscheint als herumziehende Harfenistin (wie sie an öffentlichen Orten auch im Prater sich hören lassen), Phaon hat sich in Faunz'l, (ihr Verlobter, ein Schneidergesell) verwandelt. Die Posse ist nicht neu, nur wieder in die Scene gesezt. Die Hauptrollen waren durch Mitglieder von den andern beyden Vorstadt-Theatern besezt.

Die Kaffehäuser in der Stadt und in den Vorstädten werden immer glänzender und eleganter eingerichtet. Ein Besizer (Kaffee-Sieder) sucht den andern zu überbieten, und vor Kurzem ist ein zwar seit 25 Jahren schon bestehendes, doch neu eingerichtetes, wieder eröffnet worden, das an Glanz und Eleganz, aber auch an lächerlicher Verschwendung mit den ersten in Europa wetteifern dürfte. Das Lokal zu ebner Erde ist schon höchst zierlich und einladend ausgestattet, aber das im ersten Stock, aus zwey großen und einem kleinen Zimmer bestehend, zeigt den größten Luxus. Alles Geschirr ist von Silber, mit vorzüglich schönem Porzellan gemischt; die Präsentirteller, die Einsäze der Trinkgläser, Leuchter, Lüstres, Uhren, eine Punsch-Terrine für zwölf Personen, mit Bechern und Zubehör — alles Silber, die Einfassungen der künstlich gearbeiteten Billards, und sogar die Huthaken, von demselben Metall; die Fenster-Draperien sind von reichen Stoffen; Man schließe nun auf das Uebrige. Ein frappantes Beyspiel des Glückwechsels stellt sich hier zugleich dar, indem ein anderer Kaffeewirth, der seine Gäste vor einiger Zeit ebenfalls auf ziemlich hohem Fuß bewirthete, bey dem vorher Erwähnten als Ober- und Haupt-Marqueur in Diensten steht, und dessen Tochter als Belle limonadière au jardin publique (Volksgarten) singt. An einem schönen Sommerabend gewährt dieser Volksgarten, wo sich die elegante Welt eigentlich erst mit einbrechender Dämmerung versammelt, einen wahrhaft bezaubernden Anblick. Die Damen in einer dreyfachen Reihe umhersizend, die Herren umher-wandelnd, im hellglänzenden Mittelpunkt das Orchester, fern und nah die unzähligen Lichter der beleuchteten Glaci's und Vorstädte; steht etwa noch am blauen Firmament der volle Mond, wie eben, da ich dieses schreibe, die Fenster der Burg flimmernd in seinem Wiederschein, das ganze schöne Nacht-Panorama getaucht in seinen Alles überstrahlenden Glanz — so verdient dieser Ort eben sowol den Namen des Paradiesgärtleins, wie früher ein Theil der obern Anlage.

Beylage: Literaturblatt Nro. 82.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 246.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 13. October 1824.

Aber aus der dumpfen, grauen Ferne
Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder,
Und er kommt.

Goethe.

Geschichte eines würtemberg'schen Auswanderers; von ihm selbst erzählt.

(Fortsetzung.)

In der Nacht vom 22. August kommt um zwölf Uhr der Kapitän zu uns herab, und macht uns mit bedeutungsvollem Winken auf einen nahenden, gefahrdrohenden Sturm aufmerksam. Man denke sich unsere Lage, unsere so schnell getäuschte Hoffnung, unsere gegründete Furcht, zum Zweytenmale zurückgeworfen zu werden, und zu allem diesen den Umstand, daß wir mehrere Kranke hatten, und daß die Lebensmittel und das Trinkwasser immer mehr zusammengingen. Was sollte aus uns werden, wenn der Sturm die Zeit des Landens um mehrere Wochen hinausschöbe? Uns blieb jedoch nichts übrig, als uns in das unabwendbare Schicksal zu ergeben.

Schon hörten wir — und es stund noch einige Stunden an, bis er uns erreichte — das schreckliche Rauschen und Toben des Sturmes. Es wurde bald so heftig, daß wir einander, auch bey verstärkter Stimme, nicht sprechen hörten. Der Kapitän befehligte die Matrosen mit dem Sprachrohre, und hielt sie in angestrengter, oft sehr gefährlicher Arbeit. Das Schiff ging jezt noch viel unruhiger, als während der vorigen Stürme. Oft stürzte es so stark auf die Seite, daß die Segeltücher in's Wasser schlugen. Man warf alles Entbehrliche in das Meer, um das Schiff zu erleichtern. Wir konnten uns nimmer aufrecht halten. Manche banden sich mit Stricken in die Bettstellen, um nicht herausgeschleudert zu werden. Der Stehende wurde plötzlich an eine Wand geworfen, und kam nicht ohne Beulen, oft nicht ohne schwere Verletzungen davon. Wer will das Klagen der Kranken, das Schreyen der geängsteten Kinder, die anklagenden Thränen der Eltern beschreiben!

Die Kraft der Segel konnte dem Sturme nicht widerstehen; die Kunst der Schiffer mußte der Gewalt der empörten Natur weichen. Nur durch kleine Abschnitte unterbrochen, welche sich gerne Abends einstellten, dauerte der Sturm gegen drey Wochen. Oft wenn man die Schüssel vor sich hatte, wurde sie umgestürzt, und die kärgliche Portion siedend über den Körper gegossen. Oft konnte wegen der heftigen Bewegung des Schiffes gar nicht gekocht werden. Es geschah mehreremale, daß wir einige Tage gar nichts zu essen bekamen.

Wohin uns der Sturm treibe, wußten wir nicht. Von seinem Anfange an wurden die Mundportionen und das Trinkwasser auf die Hälfte des bisherigen Maßes herabgesezt. Jezt fing Hungersnoth, und, was noch schrecklicher ist, Wassermangel an uns zu peinigen. Ein kleiner Bissen schwarzes und rauhes Brod galt für eine Portion. Wenige waren, die nicht entweder der Mangel oder der Kummer krank machte. Der leztere ergriff selbst unsern Kapitän so niederschlagend, daß er erkrankte. So groß die Gewalt der Elemente war, so weit waren auf unserer Seite die Kräfte und die Mannschaft gesunken. Eine dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich jezt der Meisten. Es

gab Kranke, die, wie in beständigem dumpfen Schlummer liegend, keine Klage mehr von sich hören ließen. Andere, selbst Männer, liefen im Schiff umher, flehentlich bittend nur um einen Bissen Brod oder einen Trunk Wasser; man gab, so lange man hatte; in einer Stunde hörten wir, sie seyen gestorben, ohne eigentliche Krankheit gehabt zu haben, als die des Hungers und Durstes, der sie umhertrieb. Ich selbst lag vierzehn Tage krank. Die Kälte wurde empfindlicher, die Tageslänge kürzer, die Kost immer sparsamer, und dabey fast ungenießbar. Der Sturm tobte fort. Der Kapitän lag krank, und wir Reisende, wer noch zu den Gesunden gezählt werden konnte, waren so abgezehrt, so entkräftet, dabey zuletzt so muth- und hoffnungslos, daß man uns sämmtlich nur noch für halbe Menschen ansehen konnte. Nur Ein Matrose verlor auch in den schrecklichsten Lagen die Freudigkeit nicht: „Der Meer is dok ein Keerl!" rief er einmal aus, als der Sturm gerade am fürchterlichsten tobte, und sprang dabey auf dem Verdeck freudig in die Höhe.

Endlich fing das Ungestüm an sich zu legen. In dunkeln Nebel gehüllt stand Land vor uns. Welches Land war es? Wo waren wir? Niemand konnte Antwort geben. So viel sahen wir, daß hier nicht zu landen sey, weil wir nichts als hohe Felsen vor uns hatten. Die Luft war kalt, aber jezt nur allzu ruhig, denn es herrschte nun Windstille. Dabey trieb das Schiff, vom Zuge des Wassers fortgerissen, fort und fort in einem ziemlich großen Zirkel herum, und keine Kunst konnte es wieder auf die hohe See bringen.

Es half nichts; so krank der Kapitän war, so sehr er sich weigerte, man ließ ihm keine Ruhe, er mußte auf das Verdeck, um die Gegend anzusehen und seine Meinung zu sagen. Wir trugen den Schwerkranken in die kalte Luft herauf, und seine Aussage war: „Leute, dieses Land vor uns ist kein anderes, als Grönland. Hätten wir es von einer andern Seite vor uns, so wäre nicht alle Hoffnung verloren; hier aber vermögen wir nicht zu landen, und es wird unser Grab seyn." Er hatte Recht; es war sein Grab. Nach acht Tagen gab er den Geist auf. War er nicht glücklicher, als wir Lebende? So schien uns denn jeder Ausweg abgeschnitten, nur der nicht, Hungers zu sterben. Landen konnten wir nicht, aus dem magischen Kreise war das Schiff nicht hinauszubringen, und die Lebensmittel gingen ihrem Ende zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

London.

(Beschluß.)

Welche Aussicht nun auf der Blackfriars-Brücke von meinem Wagenhimmel herab! Vor mir erhob sich die Prachtkuppel von St. Paul in die Wolken; links strebten die massenhaften Thürme von Westmünster in die blaue Morgenluft empor; zwischen diesen beyden Punkten eine unzählbare Menge großer Thürme, Kirchen, palastähnlicher Gebäude; unten die Themse, bedeckt von Schiffen, auf deren Verdecken bunte Gruppen von Ankommenden und Abreisenden; dort eine herrliche Yacht zur Abfahrt bereit; hier ein Dampfschiff, mit Musikanten auf dem Verdeck, stromaufwärts schwimmend, und der Dampf wie ein langes Wimpel hinter drein fließend. Und nun der Eintritt in die eigentliche Stadt (City), und sogleich in eine der schönsten, reichsten und belebtesten Straßen — die Fleetstreet — in dieses bunte, wogende Menschen- und Wagengewimmel. Statt über den Strand heraufzufahren, und über Haymarket nach Coventry-Street einzubeugen, wo ich abzusteigen gedachte, mußte der Coach-Man einen Umweg von drey Meilen machen, um einen alten Herrn, der im Innern des Wagens saß, zu seiner Wohnung zu bringen, und auf diese Weise wurde ich in London sogleich ein wenig bekannt, denn die Namen der Straßen, der Square's sind überall in großen Charakteren an den Ecken der Straßen und Plätze angemalt.

Bey der unermeßlichen Menge von Menschen, die auf dieser Spazierfahrt an mir vorbeyströmte, hoffte ich einen der zehn bis zwölf Bekannten, welche ich in London hatte, ansichtig zu werden; es waren aber nichts als fremde Gesichter. Endlich sah ich den weißen Bären in der Coventry-Straße von Ferne glänzen, nahm von meinem stummen Nachbar einen stummen Abschied, trat in dem Gasthause ein, und verlangte ein Zimmer mit einem Bett. Der Waiter überlieferte mich der Chamber-Maid, und diese führte mich endlose Treppen hinauf, sehr redselig bedauernd, daß das Haus so überfüllt mit Gästen sey. In dem Gang, wo mein Zimmer war, hörte ich zwey Franzosen mit der gewöhnlichen Volubilität der Zungen Paris und London mit einander vergleichen, wo denn natürlich Alles zu Gunsten des französischen Babels ausfiel, obgleich sie noch nicht vier-und-zwanzig Stunden in dem englischen zugebracht hatten, und der Sprache des Landes, wie ich leicht merkte, ganz unkundig waren, ein Umstand, der für den Fremden in London von großer Bedeutung ist, denn — um nur ein kleines Beyspiel zu geben — wer auf den Straßen zurechtgewiesen seyn will, und auf gut Englisch fragt, erhält allenthalben den freundlichsten Bescheid; Gering und Vornehm bleibt stehen, und begleitet sogar den Fragenden, um ihm den nächsten Weg zu seinem Ziel zu zeigen; wer aber nicht ordentlich zu fragen versteht, den fertigt man mit einem Fingerzeig ab, oder läßt ihn ganz stehen.

Mein Zimmerchen war nichts weniger als ansprechend. Das einzige kleine Fenster ging auf den Gang, und wenn ich nicht wie in einer Bude wohnen wollte, mußte ich es verhängen. Ich tröstete mich indessen mit der Hoffnung,

daß ich es wohl nicht länger, als bis zum nächsten Tag bewohnen werde, schloß die Thüre ab, legte mich zu Bett und entschlief, troz des faden Gespräches der zwey Franzosen, die ihren Mittheilungen gar kein Ziel setzen konnten, nach wenigen Minuten.

Es mochte gegen zwey Uhr Nachmittags seyn, als ich wieder erwachte. Die Franzosen plauderten immer noch auf ihre Weise fort. Ich trank Thee, und ging nun, Besiz von ganz London zu nehmen (wie ich nämlich glaubte). Zuerst fragt' ich auf der Straße nach Montague-Square, wo ein Freund von mir wohnte, von dem ich seit Jahren nichts gehört hatte. Man nannte mir die Straßen, durch die ich gehen müßte, um dahin zu kommen. Die Namen der Straßen vergaß ich in demselben Augenblick wieder, aber ich merkte mir die Richtung und begann die Wanderschaft. Der Abwechslung wegen, oder vielmehr, weil ich mich in der Richtung geirrt hatte, kam ich denn auf Leicester-Square, wo ich die Gebäude umher und den schönen Garten in der Mitte des Platzes bewunderte, und ein Mädchen, das mir überaus freundlich begegnete, und mir eine ganz andere Art von Auskunft geben zu wollen schien, als die, welche ich verlangte, nach Montague-Square fragte; sie versicherte mich, das sey fünf Meilen von da, und hob den griechischen Arm, mir die Richtung zeigend. Ich dankte und ging weiter, der Andeutung folgend. Gegen fünf Uhr fand ich mich auf dem Soho-Square, und sah eine Menge der schönsten Frauen und Mädchen in ein Haus strömen. Ich folgte dem Strome, und fand mich plözlich — in die Mährchen von Tausend und Einer Nacht, d. h. nach Arabien, in einen der köstlichen Bazaars versezt, wie die freundlichen Leserinnen diese aus jenen lieblichen Mährchen wohl kennen werden. Ich meine den schönen, vielberühmten und vielbesuchten Bazaar auf Soho-Square. Welches Leben! Welcher Reiz! Welche ächt antike Formen der Frauen! Welche geschmackvolle Anordnung der Kaufläden! — Während ich die zierliche Arbeit eines geschnittenen Steins, auf dem ein Vergiß-mein-nicht und der schottische Spruch: Dinna forget me (Vergiß mein nicht)! gegraben war, betrachtete, fiel einer jungen Dame neben mir der Handschuh auf die Erde, und ich eilte, ihn aufzuheben; verwundert dankte mir das Mädchen, und flüsterte ihrer Gesellschafterin halb hörbar zu: „das muß ein Fremder seyn! Unsere Landsleute hätten nie die Artigkeit gehabt, einer Unbekannten den Handschuh aufzuheben.“ Ich gedachte eben der Artigkeit der Engländer gegen Fremde, auf meine Erfahrung mich berufend, eine Lobrede zu halten, als mein Freund, von Mutter und Schwestern — ein Kranz lieblicher Blüthen — umgeben, durch die Hallen daher kam. Wir begrüßten uns, und — ich sah diesen Tag nichts mehr, als die liebenswürdige Familie meines Freundes.

D. A.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im September.

Es ist mir nur gestattet, die wichtigsten Erscheinungen auf unserer Bühne in den lezten Monaten flüchtig vorüberlaufen zu lassen. Hiezu gehören vor allen die Gastspiele des Wolffischen Ehepaars. Ich nenne sie nach ihrer Folge. Von Hamlet habe ich an einem andern Orte ausführlicher gesprochen. Zur zweyten Darstellung waren Goethe's Geschwister und die eifersüchtige Ehefrau angekündigt. Aber durch eine schnell eingetretene Krankheit wurde uns das Vergnügen, Wolff als Hamlet zu sehen, entzogen; statt dessen wurde Kozebue's Freymaurer eingelegt. Die Rolle wird leicht, matt und einfarbig, wenn der Schauspieler, welcher den Baron darstellt, zu viel Ernst und Feyerlichkeit hineinlegt, oder es sich zur einzigen Aufgabe macht, die dieser Rolle eingeflochtenen Reflexionen und Sentenzen möglichst schön und bedeutungsvoll auszusprechen. Hier zeigte nun W. den wahrhaft künstlerischen Takt, aus Ernst in Scherz leicht und ohne schroffe Gegensäze überzugeben — ich möchte sagen, überzugleiten, und die Dinge bald schwer, bald leicht zu nehmen, wie es in dem Conversationsspiel der Gegenstand und der Reiz der Unterhaltung fordert. So jagte er in seiner ersten Scene dem Grafen durch die scherzhafte Erwähnung der schwarzen Kammer einen kleinen Schreck ein; wo aber das Gespräch auf die Gleichheit der Brüder gerichtet wird, da trat in Ton und Haltung wieder wahrer Ernst würdig ein; so scherzte er dann wieder höchst liebenswürdig mit der Braut, indem er sich zur Mittheilung des vermeinten Geheimnisses gleichsam feyerlich vorbereitet, und im Scherz nach allen Seiten horcht, damit es kein Mensch vernehme, aber unvermerkt war er wieder im heitersten Ernste, wo er die sieben Grade deutet — das eigentlich Sinnreiche des Stücks. — Und so schön Hr. W. die leztgenannten Verse, so wie den Schluß sprach, so konnte man ihm doch die Absicht schön zu sprechen, nicht anmerken. Warum? Weil er überall zunächst mit der Braut und dem Grafen, nicht mit und zu dem Publikum sprach. Und so nahm das Ganze das Gepräge einer liebenswürdigen Unterhaltung an: die auch den Zuschauer, und um so mehr unterhält. Ueber den belustigenden, in wahrhafter komischer Begeisterung aufgefaßten Charakter, welchen Wolff in der Rolle des H. v. Uhlen im lezten Stücke darstellte, habe ich schon früher in diesen Blättern gesprochen. (Jahrg. 1822, April). Damals spielte Mad. W. die Rolle der eifersüchtigen Frau; jezt Mad. Miedke, die in der That nicht unter jener Künstlerin stehen blieb. Nur kam das Spiel der Mad. W. mit der Auffassung ihres Gatten dadurch mehr in Uebereinstimmung, daß Mad. W. die Räthin in einem nicht ganz modernen und zu ihrem Charakter sehr passenden Kostüm, nämlich in schreyend rother Farbe darstellt. — Hierauf die Vorstellung der Maria Stuart, wo Hr. und Mad. W. ihre Meisterschaft in den Charakteren des Leicesters und der Elisabeth abermals bewährten. Hier will ich nur Einiges herausheben. — Gleich in der ersten Audienzscene kann es dem Zuschauer nicht entgehen, welche von den Staatsräthen ausgesprochene Meinung der Königin die liebste ist, und doch würde es niemand in dieser Versammlung wahrzunehmen im Stande seyn, so gewandt weiß Mad. W. die wahre Miene derselben zu verbergen. — In der Stelle, wo Schrewsbury so viel vom Weibe redet, sahen wir Leicester, der zunächst neben der Königin steht, in peinlicher Lage seine Stellung verändern, ganz wie sich der feinere Mann in einer peinlich werdenden Unterhaltung solcher Art zu äußern pflegt. — ein Zug, dergleichen sich in jeder Scene beyder Künstler leicht mehrere nachweisen ließen. Ich kann nicht glauben, daß eine jezt lebende deutsche Künstlerin die Bedeutung der Blicke und eines mannichfaltigen Händespiels, bey einer ausgebildeten groß-

artigen Haltung des Körpers so sehr inne habe, als Mad. W. Ihre Bewegung in dieser Rolle ist selbst da, wo sie heftig ist, und wo die wahre Gestalt unter der Larve hervorbricht, noch königlich und der höhern Tragödie würdig. Eben so muß man bewundern, wie Hr. W. bey einem so offenbar kränklichen und schwächlichen Körper sein Aeußeres so sehr zu beherrschen vermag, daß wir in jeder Scene den edel, zwanglos und sicher sich bewegenden Hofmann erkennen. Wie herrlich ist seine Verlegenheit dem Burleigh gegenüber, als dieser ihm vorwirft, er habe Theil an der verunglückten Verschwörung gegen die Königin, und wie vortrefflich verbarg er diese Verlegenheit seinem Gegner! Wie trefflich die Sicherheit des Günstlings in der Scene, wo er von Burleigh verklagt wird! Wir fanden es hier sehr fein gedacht, daß Leicester und die Königin Manches nur halblaut zu einander sprechen, was ihr persönliches Verhältniß ganz bezeichnet, und viele Blicke des erstern, nur der Königin, der sie gelten, sichtbar waren. Das Kunstreichste in Wolffs Darstellung aber war die lezte Scene der Rolle, wo er die Hinrichtung Mariens, die unter seinen Füßen vorgeht, *zu sehen glaubt*, und dadurch auch dem Zuschauer glauben macht, er sehe sie. Selbst das Hinstürzen am Schlusse und die Wendung des sich im Mantel verhüllenden Gesichts, drückte das Zurückschaudern vor dem gleichsam sichtbaren Todesstreiche gewaltig aus. Das schönste Gegenstück zu dieser Scene lieferte Mad. W. in dem lezten Auftritt ihrer Rolle. Hier zeigt sich erst dem Zuschauer die unverstellte Freude der triumphirenden Feindin, die sich gegen ihre Umgebung noch immer Zwang auflegt, und zulezt die innere Demüthigung der einsam stehenden Herrscherin. Doch ich würde wieder zu lang werden, wollte ich jeden Zug der gediegenen, und bis ins Kleinste ausgearbeiteten Darstellung auseinandersezen. Die ganze Vorstellung war auch im Uebrigen äußerst brav. In dem Spiele der Mad. Miedke, als Maria, fand ich die Darstellung der lyrischen Scene des dritten Akts sehr lobenswerth. Sie sprach die Verse nicht nur mit begeistertem Schwunge, und was noch mehr ist, sie deklamirte dieselben nicht bloß, sondern zog gleichsam die Umgebung mit in ihr Spiel, ohne kleinlich zu werden. Herr Devrient spielt den Mortimer mit Lebendigkeit, aber fast zu gewaltsam. Die Bewegung seiner Füße geht überhaupt mit dem Charakter nicht immer gleichen Schritt. Das große, weite Ausschreiten derselben, welches unsichere Stellungen und öftere Wechsel der Stellung nöthig macht, ist weder angenehm, noch überall angemessen. Hr. Devrient wird bey einiger Aufmerksamkeit auf sich dieß bald vermeiden lernen. — Ferner sahen wir Hrn. und Mad. W. zum Erstenmale die Charaktere der beiden Alten in Hermann und Dorothea darstellen. Es bewährt den wahren Künstler, wenn er herabsteigend von der Höhe des Cothurns, auf welchem oft selbst der mittelmäßige Schauspieler durch die Macht des Dichters erhalten wird, auch den Menschen, der im bürgerlichen Leben und im Familienkreise erscheint, mit Liebe und Fleiß auffaße, und zu einem, gleichsam für sich lebenden Charakter zu gestalten weiß. Beydes können wir von dem Wolffischen Ehepaar loben. Was mir Wolffs Darstellung des Feldern vorzüglich lieb und interessant machte, war, daß dieser Künstler dem Auffahren des wunderlichen Alten, den er darstellt, zugleich den *Grund* unterlegt, das heißt, daß der aufmerksame Zuschauer anschaulich wahrnehmen kann, was ihn eigentlich immer in Harnisch bringt. Dieß aber ist auch nur einem so ausgebildeten Künstler in diesem Grade möglich, in dessen Darstellung Eindruck und Ausdruck in steter Wechselwirkung stehen, so daß man den Eindruck, welchen das um ihn herum Vorgehende macht, in dem Ausdrucke seines Gemüthszustandes nicht blos da, wo er *spricht*, oder sich nach außen bewegt, sondern auch in der ruhigsten Stellung und Haltung wahrnehmen kann; einen Künstler, der eben darum lebendig darstellt, weil er Wirken und Leiten, die Grundrichtungen des Lebens in ihrem steten Wechsel an einer bestimmten Individualität darstellt. — Es kommt bey solchen Schilderungen, wie die genannte, vornehmlich darauf an, zu rechter Zeit, bey dem rechten Wort die schnellere Bewegung im Sprechen, den rauheren Ton anzunehmen. Der Zuschauer muß anerkennen, daß jener Alte, ungeachtet seines auffahrenden Wesens, eine durch Verwöhnung genährte Temperamentseigenschaft, ein recht guter, achtbarer, würdiger Charakter ist; soll er das seyn, so muß er nicht nach Willkür auffahren und sich wieder besänftigen, nicht nach Willkür barsch und wild, sondern in seiner *Gesinnung* fest seyn; man muß es ihm ansehen, anhören, daß es ihm doch nur um das Rechte, Zweckmäßige, Gute zu thun ist, und seine Schwäche eigentlich nur darin besteht, zu schnell darüber nach augenblicklich erregter Stimmung zu entscheiden. Hier kommt nun jenem Künstler sein scharfer Verstand ebensowohl, als die Ruhe seines Wesens und seine sichere Routine sehr zu statten, weßhalb auch die Uebergänge von einer zur andern Stimmung bey allem Contraste doch nicht schroff oder unkünstlerisch wurden. So war es, um nur Eines anzuführen, für den ganzen Charakter sehr bezeichnend, daß W., nachdem Feldern in der lezten Scene allmählig seinen Irrthum eingesehen, und mit der zukünftigen Schwiegertochter auf seine Art *gescherzt* hat, am Schlusse bey der Einsegnung des jungen Paars den Ton des Ernstes wieder annimmt, ja mit einer gewissen *Feyerlichkeit* dasselbe zusammen gibt, welche durch das Gefühl der Würde der Handlung hervorgebracht wird, und damit zugleich noch einen schönen Blick auf die Würde des Handelnden wirft. Mad. W. hat uns als Frau Feldern durch die Feinheit und das Detail ihrer Charakteristik überrascht; es schien uns fast unmöglich für eine Darstellerin, die so in der Sphäre des sogenannten Idealen gelebt hat, sich mit einem solchen Fleiße der Schilderung bezeichnende Einzelnheiten bis zum Zufälligsten herab (man denke z. B. an das Zusammenfahren beym Blize) widmen könne. Ihre Schilderung würde *durchaus* nichts zu wünschen übrig lassen, wenn ihr der Ton des *Gemüthlichen* mehr zu Gebote stünde; das Neckische, Heitere der Rolle gelingt ihr daher vorzugsweise. Im Mimischen trat sie auch keinen Augenblick aus dem Charakter. Eine allgemeine Freude über diese Darstellung war über die zahlreiche Versammlung verbreitet. Auch die Mitglieder unserer Bühne wirkten dazu thätig mit; vornehmlich mußten wir an Hrn. Devrient den anspruchlosen Ton loben, in welchem er seine Rolle (Hermann) nahm, und die Deutlichkeit, deren er sich im Sprechen derselben befleißigte. Hierauf verlangte das Publikum die Wiederholung des Hamlet; ein Beweis, daß es noch Zuschauer gibt, welche das Vortrefflichste im Gebiet des recitirenden Dramas gehörig zu schäzen wissen, obgleich man oft verleitet wird, daran zu zweifeln. Das Publikum ehrte sich selbst, indem es diesen wahrhaften Künstler auszeichnete, und ihm — das erste Beyspiel auf unserer Bühne — am Schlusse Kränze und Blumen mit einstimmiger Freudenbezeigung zuwarf. Die Anerkennung eines seltenen Verdienstes hat immer etwas Rührendes. Hierauf gab W. in dem Lustspiel, *das lezte Mittel*, die Rolle des Grafen Sonnenstett, und Mad. W. in demselben die der Frau von Syiben. Wahrscheinlich sollte diese Gastdarstellung den durch die vorige angegriffenen Künstler zugleich eine Erholung gewähren; sie war nur in der Scene belustigend, in welcher der Graf in seiner eifersüchtigen Laune über Hals und Kopf mit einer andern Hochzeit machen will, die er bey seinem Antrag kaum mit einem Blicke ansieht, im übrigen aber unbedeutend, wie die Rolle selbst. Mad. W. führte das Bild der vornehmen Klatscherin mit belustigender Lebendigkeit aus. (Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. October 1824.

Junge Pilgerinn, der Weg des Lebens
Führet nicht durch eitel Rosen hin.
Vieles wünscht und hofft das Herz vergebens;
Doch Entbehren bringet auch Gewinn.

J. R. Wyß.

Die Einsiedeley der heiligen Verena bey Solothurn.

Ein felsiger Hügel, Vormauer des nahen Jura, streicht eine Viertelstunde ob der Stadt Solothurn weit gegen Nord-Ost hin. Er verschließt einen unerschöpflichen Vorrath der trefflichsten Bausteine, die, in sieben Gruben gebrochen, jährlich zu eintausend Fudern nah und fern hin verführt werden. In Tagen der Vorwelt mögen Erdbeben den ganzen Fels der Breite nach gespalten, und der nach heftigen Regen anschwellende Bach ihn allmählig tiefer ausgewaschen haben. Jezt bildet er die vielbesuchte Kluft, und das wunderbar geformte Felsen-Amphitheater, in dessen tiefem Schooße die Einsiedeley Verena liegt, eine Zierde der Umgebungen Solothurns, durch zahlreiche Abbildungen und Erzählungen der Reisebeschreiber berühmt. Den Hügel selbst, welchen ehemals schwarze Fichten und tausendjährige Eichen deckten, schmücken jezt Wald und Feld, Wiesen, Landgüter, Kirchen und ländliche Wohnungen in bunter angenehmer Mischung; zahlreiche Wege durchkreuzen ihn und führen in manchen Krümmungen durch junges Gehölze. Erhabene Punkte mit Fernsichten sind viele.

Als gegen Ende des dritten Jahrhunderts — erzählt die Legende — unter den Kaisern Diocletian und Maximin, eine egyptisch-christliche Legion, die nach Helvetien verlegt wurde, um die bedrohten römischen Grenzen vom Genfer- bis zum Bodensee gegen die Gallier und Allemannen zu decken, sich standhaft weigerte den Göttern zu opfern, und deßhalb niedergesäbelt wurde, befand sich unter der Besatzung des Castrums zu Solothurn, die gleich blutiges Loos unter dem Präfekten Hirtacus traf, eine fromme christliche Frau, Namens Verena, die sich in diese finstern Schluchten, später nach Zurzach und Baden im Aargau flüchtete, wo sie bis heutigen Tag hoch verehrt wird.

Von ihr hat die solothurnische Einsiedeley den Namen erhalten. Ihr Fest wird den ersten Herbstmonat in der nämlichen Felsengrotte, die sie bewohnt haben soll, mit Predigt, Gesang und Musik unter Zulauf vielen Volks gefeyert, und ihr Brustbild reich mit duftenden Blumen bekränzt. Sie trägt gewöhnlich einen Kamm und ein Weinkrüglein, Sinnbilder der barmherzigen Menschenliebe, indem sie bis auf ihren Hinscheid kranke Römer in den Lazarethen zu Baden mit Aufopferung gepflegt haben soll.

Bekannter wurde die heilige Wildniß erst, als vor dritthalb Jahrhunderten ein fremder Eremit, angeblich aus Egypten, von des Ortes stillem Zauber hingerissen, hier länger weilte, und sich im harten Felsen eine Wohnung höhlte. Als Kälte und Wasser ihn vertrieb, bauten ihm friedliche Nachbaren unter die vorhängende Felsenwand eine ärmliche Hütte, später eine Kapelle.

Entweder um sich die Zeit zu vertreiben, oder aus frommem Arbeitseifer, erklomm dieser Eremit seiner Wohnung gegenüber den hohen Fels, meißelte ihn mit eisernem Fleiße im Laufe dreyßig langer Jahre zu einer Kirche aus, und bohrte hoch über ihr durch das harte Gestein

eine Oeffnung, um einen Eisendraht bis zur helltönenden Glocke zu führen, die auf der Höhe des Felsen zwischen Fichten und schattigen Buchen frey und einsam im schlanken Mauerthurme schwebt.

Von der Stadt aus ward über den Hügel bis hinauf zur Kirche des heiligen Kreuzes, dann gäh hinab zum Eremiten, eine zwar gut unterhaltene, doch etwas beschwerliche, Straße gebahnt, die in den Tagen vor Ostern Solothurns ganze Bevölkerung zum frommen Spaziergang nach des Klausners Wohnung leitete. Zu Anfang der französischen Revolution hatte ein Emigrant, der in Solothurn Schutz und Ruhe fand, der Erste, versucht, unten durch die ganze Kluft bis zur Einsiedeley einen schmalen Fußpfad zu bahnen; aber feindliche Heere rückten ein, der Weg ward unsicher und ging ein, bis er späterhin hergestellt und seither nun verschiedentlich verschönert und wohl unterhalten ward.

Der labyrinthisch durch die Kluft sich schlängelnde Pfad endigt bey einem kleinen Wasserfalle, wo sich die Felsen zu schließen scheinen; doch wenige Schritte führen zur Oeffnung eines Thalgrunds. Wie hingezaubert entfalten sich zwey kleine, von Nuß- und Kirschbäumen beschattete Wiesen, vom hohen überhängenden Fels ummauert. Neben geräumigen aus ganzen Baumstämmen gebauenen Bänken führt eine kleine Brücke rechts an die verlassene Felsenwohnung des ersten Eremiten, und zum Grabmale zweyer geliebten Mädchen, mit Rosengehäge, Veilchen und Vergiß-mein-nicht umpflanzt. Wenige Schritte weiter steht hinten an der Wiese am überhängenden Fels des Klausners einfaches Häuschen, mit zwey kleinen Stuben, Küche und Schopf, und vor der Hütte breitet sich das mit jungen Fichten umkränzte Blumengärtchen, in dessen Mitte ein steinernes Kreuz prangt, lieblich duftend aus. Zur Erquickung der Pilger ward's ihm vergönnt, in offener Laube Erfrischungen zu reichen. Auch liegt ein Buch da, der Fremden Namen aufzuzeichnen. Rechts lehnt an eine doppelte seltsam geformte Grotte eine grotesk bemalte Kapelle mit Thurm und Glocke, die Ruhestätte verstorbener Eremiten, und unfern steht ein anderes Grabmal in Pyramidenform. Ob der Hütte lauft ein unterirdischer Felsengang tief in's Gebirg hinab; Niemand will dessen Ende erreicht haben. Gegenüber besteigt man auf zwey hohen steinernen Treppen die kühle Felsenkirche der heiligen Verena, deren offene mit gewölbten Bogen gezierte Vorderseite auf einem gemauerten Keller steht, ihr Inneres aber jener erste Eremit mühsam und sinnreich zu einem heiligen Grabe ausgehauen hat. Die Vorderseite, die Kolonnade und der offene Sarg sind geschmackvoll aus polirtem Marmor erbaut; rechts lehnen sich drey römische Wächter, links drey weiße Marien an den schwarzen Fels. In den Ostertagen wird dieses Gewölbe mit farbigen Kugeln beleuchtet. Vor dem Grabmal steht der Altar mit dem Gekreuzigten nebst drey andern Figuren von weißem Marmor, und seitwärts in einer Felsen-Nische das Bild der heiligen Verena. Neben dieser Kirche und gleichfalls im Felsen wird der Heiland im Begleit der Jünger am Oelberge dargestellt, und in eigenthümlicher Grotte ruht das Bild von Magdalena, der schönen Büßerin, in natürlicher Größe hinter einem Eisengitter. Auch ihr Fest lockt Andächtige des schönen Geschlechts in Menge herbey; auch sie wird alsdann reichlich bekränzt und breitet Wohlgerüche um sich her.

Im Hintergrunde schweift der Blick neben herabgestürzten Felsenmassen über weite grüne Matten und zerstreute ländliche Wohnungen bis an den hohen felsigen Jura, von dessen Spitze die grüne Alpe und die Hütten des Weißensteins lieblich herabblicken. Die feyerliche Stille, nur von des Klausners Brünnlein und dem Murmeln des fernen Wasserfalls milde unterbrochen, die malerischen überhängenden Felsenwände, die wilde und doch sanfte romantische Lage geben dem Orte den höchsten Reiz. Kein Fremder unterläßt diesen Tempel der Natur zu besuchen; ungern scheidet er.

Aus der Tiefe der Eremitage steigt am Rande des mit Fichten bewachsenen Thälchens ein guter Weg zur Rückkehr nach der Stadt gähe empor; er führt neben dem alten Sarkophage, welcher gleichfalls des Herren Grab vorstellt, bey mehreren steinernen Kreuzen, von welchen die ganze umliegende Gegend den Namen zu Kreuzen erhalten, und einem stark betriebenen Steinbruche vorbey, zur Kirche des heiligen Kreuzes und zum heiligen Grabe, welches Schultheiß Johann Freyherr von Roll nach der Zeichnung desjenigen von Jerusalem erbauen ließ. Noch sind zum Andenken tapferer Ahnen ein Panner und Waffen aus verflossenen Jahrhunderten darin aufgehängt. Von dieser vielbesuchten Kirche leitet ein Fußpfad durch junges Tannengehölz zur nahen Granitsäule mit zwey Inschriften, die Solothurns Großmuth in der Belagerung von 1318, und Wengi, den edeln Schultheißen in den Reformationsstürmen, verewigen. Unfern neben dem Bache, von hoher Felsenwand und drey Cypressen beschattet, steht auch das einfache Denkmal von Robert Glutz-Blozheim, dem zu frühe verblichenen Geschichtschreiber: ein ansehnlicher Granitblock, mit Inschrift, von Freundeshand eingegraben.

Eine herrliche Gegend entfaltet sich hier vor dem Auge des entzückten Wanderers. Zu seinen Füßen liegen im weiten, von der Aare in vielen Krümmungen durchströmten, Thale die Stadt Solothurn, ihre mit hohen Linden bepflanzten Wälle, vier Klöster nebst mehreren hundert vor den Thoren zerstreuten Gebäuden, und hoch über sie alle strebt stolz der Dom mit Thurm und glänzender Kuppel empor. Jenseits des Flusses dehnen sich weite Fluren, Hügel, Wälder, Thürme, Dörfer, das blendende Geschiebe der reißenden Emme, die Stadt Burgdorf mit er-

habenem Schlosse aus. Dann steigen der Alpen Vorberge immer höher hinan, und noch höher über alle hinweg haftet der forschende Blick an den Riesenketten, die sich hier, wie auf wenig andern Standpunkten, von Glarus bis tief in's Wallis so herrlich zeigen. Ihre Herrlichkeit stellt sich vollendet dar, wenn am späten Abend die Sonne schon lange hinter den Jura hinabgestiegen, und die majestätische Jungfrau mit ihren mächtigen Nachbaren im glühenden Rosenkleide immer noch prangt, dann die Farben mit Farben wechseln und spät erst erbleichen.

Geschichte eines würtemberg'schen Auswanderers, von ihm selbst erzählt.

(Fortsetzung.)

Acht Tage waren in dumpfer Verzweiflung hingegangen, als sich unvermuthet ein Wind erhob, und uns glücklich flott machte. In stiller und lauter Dankbarkeit warfen wir uns auf die Knie, und schlürften den neuen Strahl der Hoffnung gierig in uns. Es schien, als ob sich der Himmel doch noch unser erbarmen wolle. Ein starker Wind trieb uns mittagwärts.

Noch vierzehn Tage lang hatten wir stürmische Luft. In dieser Zeit geschah es, daß der Obersteuermann, der seit dem Tode des Kapitäns die Leitung des Schiffes übernommen hatte, das Bein brach. Er wollte auf den vordern Theil des Schiffes springen, das Schiff stieg schnell von jener Seite in die Höhe und so stark gegen den aufspringenden Fuß an, daß er entzweybrach. Ein neues Unglück für uns.

Die Luft wurde wieder wärmer, die Tage länger. Denn bey Grönland hatten wir nur vier Stunden Tag gehabt, und auch diese wenigen Stunden glichen mehr einer Dämmerung.

Unsere Lebensmittel bestanden nur noch aus Erbsen, von Schimmel überzogen und von Würmern wimmelnd. Man konnte sie, ungeachtet des großen Hungers, nur in der Dunkelheit genießen.

Ich darf eine Bemerkung nicht länger verschieben, sie liefert einen Zug weiter zu dem Gemälde unglücklicher Seefahrer. Es war bey uns Regel, daß jeder Kranke des Tages ein- oder zweymal auf das Verdeck gebracht werden mußte, wenn anders ein Sturm es nicht hinderte. In jedem andern Falle mußte es geschehen; der Kranke mußte herauf, und eine Viertelstunde sich auf dem offnen Verdeck aufhalten, er mochte so krank seyn wie er wollte, er mochte es wünschen oder verwünschen, es mochte regnen, warm oder kalt seyn; er wurde, so flehentlich Mancher auch um die Gnade bat, ihn doch ruhig enden zu lassen, ohne weiters an den Armen ergriffen, die Treppe hinaufgehoben, und auf dem Verdeck niedergelegt; bey regniger Witterung warf man ein Segeltuch über ihn. Manchen brachte man kaum noch auf sein Lager zurück, ehe er starb. Man wollte die Kranken frische Luft schöpfen lassen, und so das Ueberhandnehmen des Krankheitsstoffes im Zimmer verhüten. Aber es war doch schmerzlich, ihnen die Ruhe auch dann nicht gönnen zu dürfen, wenn ihr Ende herannahte. An Arzney und einem geschickten Arzte litten wir übrigens leider traurigen Mangel. Starb ein Reisender, so wurde er, sobald er den letzten Athem ausgehaucht hatte, in ein Tuch gewickelt und in's Meer hinabgesenkt. Es war zu dem Ende oben ein kleines Thürchen und vor demselben ein Sitz angebracht. Auf diesen wurde der Todte, den Rücken auswärts gekehrt, niedergelassen, die Thür geöffnet, und — während die Anwesenden das Gesicht abwandten, fiel er in die Tiefe. Ach, mehr als die Hälfte meiner Gefährten hat dieses stille Thor passirt!

Auf dem weiten Meere, von drey Stürmen gejagt, empfand auch unser Schiff die gewaltsamen Schläge derselben. Man bemerkte, daß es nicht mehr wasserdicht war. Bey angestellter Untersuchung mußte der unterste Keller erbrochen werden. Fünf Fuß hoch stand hier schon das Wasser im Schiffe. Hier aber konnte nicht weiter nachgesucht werden, denn dieser Schiffsraum war mit vielen Tausenden von Backsteinen angefüllt. Nichts blieb übrig, als Pumpen aufzustellen, und Tag und Nacht Wasser auszuschöpfen, ungewiß, ob nicht der Zudrang größer seyn werde, als der Abgang.

Indeß wurden wir ein Schiff ansichtig. Wie freute sich, wie jubelte Alles! Man sollte doch wieder Menschen sehen. Von diesem Schiffe erfuhren wir, daß wir nicht sehr entfernt von Portugal wären. Den 31sten Oktober fuhren wir in den Hafen von Lissabon.

Bald erschien ein Wachtschiff, um sich nach unsern Umständen zu erkundigen. Wir baten, als Unglückliche, um Hülfe. An das Land zu gehen wurde uns nicht gestattet, doch erhielten wir einige Lebensmittel, zugleich aber auch eine Wache, die unsre Gesundheitsumstände beobachten sollte. Unsre Aufnahme hing davon ab, ob die portugiesische Regierung auf dem Verdacht beharre, die Pest herrsche auf dem Schiffe. Freylich starben auch im Hafen von Lissabon noch mehrere von uns; aber es war nicht die Pest, sondern Hunger, Durst und Kummer, was sie verzehrte. Mit welcher Sorgsamkeit mußten wir dennoch diese Todesfälle vor der Wache zu verbergen suchen! Acht Tage waren schon vorübergegangen, seit wir uns im Hafen von Lissabon befanden. Jetzt kam uns der Befehl zu, uns aus dem Hafen zu entfernen. Der Obersteuermann erwiederte: das Schiff befinde sich, nach solchen Unglücksfällen, in einem Zustande, der jede weitere Reise unmöglich mache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im September.

(Beschluß.)

Am folgenden Tage trat Wolff wieder als Maler in Houwalds Bilde und seine Gattin als Amalie auf. Seine Darstellung ist gleichsam ein Sonnenuntergang an einem melancholischen Herbstabend und seine Rede der gemüthlichste Wohllaut. Ihre äußere Erscheinung stimmt weniger zu dem Bilde der Camilla. Auf Verlangen mußten beyde Künstler auch die Darstellung des Feldernschen Ehepaars wiederholen. Hier ernteten sie nur Blumen, und Kränze und Gedichte wurden ihnen von allen Seiten zugeworfen. Mit Recht;

Denn ein Verdienst,

sagt Goethe's Leonore,

Das in den Lüften schwebt in Tönen nur,
In leichten Bildern unsern Geist umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem schönen Bilde,
Mit einem holden Zeichen nur belohnt.

Nach dem Beschlusse dieses Gastspiels trat Hr. Marr aus Hannover als Gast in mehreren Rollen mit Beyfall auf, nämlich Franz Moor, Pfeffer in Nro. 777, Rudolph in Hedwig, Coole in der Partheyenwuth, Landjunker in den Pommer'schen Intriguen, die wir zugleich zum Erstenmale sahen, und in dem Lustspiel Trau, schau, wem. Ich kann, da ich diesen Schauspieler öfter zu sehen verhindert ward, über das Ganze dieser Leistungen kein Urtheil fällen, halte ihn aber für einen Schauspieler von Routine, der (man hört, daß er statt des abgehenden Hrn. Jermann angestellt werden wird) einen Platz im Conversationsstück ausfüllen wird, welcher bey unserer Bühne bisher noch unbesezt war; dieses ist das Fach der Intriguanten und vornehmer junger Gecken. In der Darstellung des Pfeffer fand ich zu viel Uebertreibung, ohne Laune; im Rudolph eine zerstückelnde Deklamationsweise, welche durch zu vieles Betonen entspringt, wie denn dieß wohl seine schwächste Darstellung gewesen seyn mag. Der Kammerjunker dagegen in dem genannten Stücke hatte viel Belustigendes. — Cherubinis Faniska, welche zum Besten des zunehmenden Pensionsfonds gegeben wurde, freuten sich die Musikfreunde nach langer Zeit einmal wieder zu hören. Wäre das Sujet nur irgend erträglich! Im August wurde unser Theater von Devrient, dem Sterne der Berliner Bühne, und vielleicht dem größten mimischen Charakteristiker der gegenwärtigen Bühne Deutschlands besucht. Er trat mit lautem Jubel bewillkommt, als Schewa auf, verfiel aber unmittelbar darauf in eine gefährliche Krankheit, von welcher er kaum genesen, gegenwärtig (im September) seine Gastrollen noch fortsezt. Während dessen kam nun Mad. Grünbaum nach Leipzig, und sang einige Gastrollen, z. B. Desdemona in Rossini's Othello, Prinzessin von Navarra. Alle, welche anwesend waren und sie gehört haben, versichern, daß diese Künstlerin in diesen Leistungen die ungünstigen Gerüchte, welche über sie von Wien aus verbreitet worden sind, durch die That widerlegt und glänzender als je gesungen habe. Mit ihr zugleich sang ein junger Tenorist, Namens Vetter, an welchem unsere Bühne eine gute Acquisition gemacht hat. Sein Gesang zeigt von einer guten Schule; besonders hat mir sein Vortrag des Recitativs im Tamino, welchen er später gab, gefallen; er verspricht als Sänger viel, als Schauspieler fehlt es ihm noch sehr an Uebung. Im Ensemble muß er es mit der Gesangparthie noch etwas sorgfältiger nehmen.

Auf Mad. Grünbaum aus Wien folgte Mad. Seidler aus Berlin, welche für mehrere Wochen und einen Theil der Messe als Gast engagirt ist. Sie ist zum Erstenmale in Leipzig mit dem entschiedensten Beyfall aufgetreten, der sich mit jeder Vorstellung zu vermehren scheine. Was soll ich von dieser Erscheinung sagen, die unsere Dichter dergestalt angestrengt hat, daß die Nachtigall hinfort ein verbrauchtes Gleichniß seyn wird? — Am besten ist's, in diesem Falle in einfacher Prosa zu reden. Unter den vielen Reizen, welche diese Sängerin besizt, scheint mir der größte die Klarheit und Leichtigkeit ihrer Stimme. Vermöge dieser nimmt sie in allen den Partieen unwiderstehlich ein, welche Grazie und Nettigkeit des Vortrags erfordern; durch ihre übrige Individualität eignet sie sich vorzüglich für heitern Glanz, Scherz und Schalkhaftigkeit, weßhalb die Parthie der schönen Müllerin, der Rosine im Barbier von Sevilla, der Susanna im Figaro, und der Prinzessin im Johann von Paris den einstimmigsten Beyfall fanden. In der leztern Parthie trug sie auch die Winterschen Variationen über das Thema von Caraffa mit italienischem Texte mit bewunderuswürdiger Leichtigkeit und Nettigkeit vor. Die strenge Kritik würde an dem Triller auf Spur in dem ersten Finale dieser Parthie und den Verzierungen auf den Troubadour Einiges auszusetzen haben, allein das sichere anstrengungslose Gelingen jeder folgenden Tonreihe versöhnt den Kritiker sogleich wieder, auch wenn der gleichsam zum Beyfall auffordernde Blick der reizenden Sängerin nicht dazu käme. Als Emmeline in der Schweizerfamilie habe ich sie nicht hören können. In der Zauberflöte, wo sich auch Hr. Köckert (Sarastro) zum Erstenmale als ächten Sänger bewies, und mit großartiger Einfachheit vortrug, sang sie die Parthie der Pamina. Obgleich diese einfache, ausdrucksvolle Parthie ihr weniger eignet, und ein etwas zu tiefes Intoniren besonders bey Eintritten in dieser Rolle vornehmlich bemerklich war, so müssen wir doch den sorgfältigen Vortrag der schweren Arie aus G moll im zweyten Akt gebührend loben. Von ihren übrigen Darstellungen werden wir noch künftig sprechen. Ein neu engagirtes Mitglied, Mad. Finke, trat neben ihr als Gräfin im Figaro und früher als Prinzessin von Navarra auf, über deren Leistungen ich noch nicht vollkommen urtheilen kann. In den Arien der Gräfin, welche sie sorgfältig und mit guter Stimme vortrug, erwarb sie sich Beyfall.

Devrient ist unterdessen abwechselnd mit Mad. Seidler aufgetreten, und zwar als Gottlieb Coole in Partheyenwuth, und in einigen kleinern Rollen, z. B. im armen Poeten, Amtmann Richrey in dem Hund des Aubry, und Schneider Fips in der gefährlichen Nachbarschaft. In allen diesen Darstellungen erkannte man wohl den Künstler, der Wahrheit und Natur zum Prinzip aller seiner Darstellungen gemacht hat; aber da das durch seine Krankheit vorzüglich angegriffene Sprachorgan sich jedem kräftigern Ausdruck der Laune oder der Leidenschaft entgegenstemmt, so genießen wir diesen Künstler kaum zur Hälfte, und finden uns immerfort von Mitleid für den Leidenden ergriffen. Diese körperliche Schwäche, welche seine Krankheit zurückgelassen hat, ist auch der Grund, warum er die größern Darstellungen, welche von ihm angekündigt waren, noch nicht wagen konnte, und vielleicht auch während seines Hierseyns nicht wagen wird. Neulich wurde das kleine Trauerspiel die Paria's von Michael Beer, über welches schon von andern Orten aus in diesen Blättern gesprochen worden ist, mit Beyfall zum Erstenmal gegeben. Es hat interessante Situationen für den Schauspieler, die man jedoch leicht übertreiben kann, und davon möchte ich diese Vorstellung nicht freysprechen. Hr. Devrient junior gab den indischen Fürsten, wenigstens die erste Hälfte, sehr brav und im orientalischen Charakter, von dem man hier eine kleine Spur erblickt.

Daß die Familie Genast und mit ihr Dem. Böhler unsrer Bühne erhalten werden, kann bey der vielseitigen Brauchbarkeit und den Talenten derselben nur als ein glückliches Ereigniß für die hiesige Bühne angesehen werden, weßhalb ich nicht unterlassen kann, es anzuzeigen. A. Wendt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. October 1824.

Wir nennen sie Wilde, weil ihre Sitten sich von den unsrigen unterscheiden, und wir unsre Sitten als die vollendetsten ansehen.

Franklin.

Buenos-Ayres.

Vom Freyherrn von Zach.

Buenos-Ayres, Bon-Aie, Bonns Aer, die Hauptstadt von Paraguay, führt diesen Namen von der gesunden Beschaffenheit ihrer Atmosphäre; sonst hieß sie auch Ciudad de nuestra Sennora und Ciudad de la Trinidad; der Name Buenos-Ayres ist jedoch der überall gebräuchliche.

Peter Mendoza war es, der im Jahr 1535 die Stadt gegründet hat; allein die Indianer vom Jarres- und Charruas-Stamme verjagten die ihnen verhaßten neuen Ankömmlinge. Cabeza di Vacca brachte der Stadt im Jahr 1542 neue Ansiedler, die durch Angriffe der Landeseingebornen wieder vertrieben wurden, bis 1582 die Stadt ihre nochmalige Begründung erhielt.

Gegenwärtig ist Buenos-Ayres bekannter, als manche europäische Stadt, und was alle Handbücher der Erdbeschreibung davon melden, soll hier keineswegs wiederholt werden; dagegen mag einiges minder Bekannte und dort vergeblich Gesuchte vielleicht nicht ungern gelesen werden.

Der vielgerühmten gesunden Luftbeschaffenheit von Buenos-Ayres ungeachtet ist es der Fall, daß die Atmosphäre der Stadt und Umgegend ungemein feucht ist; in den Monaten Julius, August und September sind die vom Strom aufsteigenden Nebel für brustkranke Personen eben so empfindlich, als nachtheilig. Es dringt diese Feuchtigkeit auch in die Häuser, besonders in die südlichen Gemächer, und sie erzeigt sich den hölzernen Geräthschaften sehr schädlich, die übrigens hier zu Land selten sind, ungeachtet des Reichthums von Holzarten, welchen die Waldungen darbieten. Die Europäer dürfen sich am wenigsten auf die gesunde Luftbeschaffenheit verlassen; sie thun gut, wenn sie sich nicht allzu weit von der Stadt entfernen, und zumal Ausflüge in Berg und Thal vermeiden, wo innerhalb etlicher Stunden auf drückende Hitze im Thal die empfindlichste Kälte auf den Bergen folgt. Auch der kräftigste Europäer holt sich da nur allzu leicht schmerzhafte Krankheiten und frühen Tod.

Stoßwinde, welche Pamperos heißen, Stürme und Gewitter sind sehr häufige Erscheinungen. Am 18. September 1799 hat ein solcher Pamperos unermeßlichen Schaden und Zerstörungen angerichtet. Menschen und Vieh gingen in großer Menge zu Grunde; im Hafen von Montevideo strandeten acht große und viele kleine Schiffe. Azara gedenkt eines Gewitters vom 21. Jänner 1793, während welchem der Blitz sieben-und-dreyßigmal im Innern der Stadt eingeschlagen und neunzehn Personen getödtet hat. Der Pater Feuillée erzählt in seiner Reisebeschreibung, als er am 27. August 1708 in der Minoritenkirche Messe gelesen hatte, und kaum vom Hauptaltar zurückgetreten war, habe ein Blitzstrahl den Sakristan, der die Kerzen zu löschen und den Altar zu decken im Begriff war, zu Boden geworfen.

Weil von Meteoren die Rede ist, darf wohl auch eines ungeheuern Meteorsteins gedacht werden, der hier zu

Land, in der Provinz Chaco gefunden ward, von welchem Azara Meldung thut, und wovon bereits auch im Journal de Chimie (vol. 5. p. 149.) die Rede war. Wir nennen ihn Meteorstein, obgleich Niemand ihn aus der Luft fallen gesehen hat, und auch keine Ueberlieferung dieses besagt; wie soll man aber eine Steinmasse nennen, die auf acht Fuß zwey Zoll Länge, fünf Fuß zwey Zoll Breite, und drey Fuß zehn Zoll Höhe hat, auch an einer Stelle und auf einem Boden liegt, wo mehrere Meilen in die Runde kein auch nur einer Haselnuß großer Stein angetroffen wird? Zwey spanische Naturforscher, Don Miguel Rubin de Celis, und Don Pedro Cerroins, haben denselben 1783 untersucht, und meteorisches Eisen als Hauptbestandtheil desselben erkannt. Woher sollte die Masse gekommen seyn, wenn sie nicht Niederschlag aus der Atmosphäre wäre? Vulkane finden sich bey dreyhundert Meilen weit keine.

In Paraguay allein nur, dessen Hauptstadt Buenos-Ayres ist, werden bey 63 verschiedene indianische Völkerstämme angetroffen, deren jeder seinen eigenthümlichen Namen führt, dabey ist das weitläufige Land, dessen Länge 1500 und die Breite 1000 Meilen beträgt, noch keinesweges vollständig erforscht, und einzelne Theile desselben sind von den Spaniern niemals betreten worden.

Wofern Buenos-Ayres seine Unabhängigkeit zu sichern und zu gewährleisten vermag, so wird dieser Punkt auf unserm Erdenrund in kurzer Zeit eine bedeutsame Wichtigkeit erlangen, theils um seiner geographischen Lage und theils um einiger nautischer Verhältnisse willen, die wir kürzlich noch berühren wollen.

Wie wichtig die verschiedenen Seehafen an der Ausmündung des la Plata derjenigen Nation waren, die vor Kurzem noch auf beyden Küsten desselben, der östlichen und westlichen des südlichen Amerika, so ausgedehnte und reiche Besitzungen inne hatte, ist sattsam bekannt; allein die Hafen des Rio de la Plata waren nicht blos für Spanien von höchster Wichtigkeit, sie werden dieß gleichmäßig für alle andern Seefahrer und Handelsvölker seyn, die mit den Inseln des großen Weltmeers, mit China, mit den Nordwestküsten von Amerika und mit Australien Handelsverbindungen unterhalten. Der Rio de la Plata steht auf dem Punkt, das Vorgebirg der guten Hoffnung des neunzehnten Jahrhunderts zu werden. Die Britten haben dieß auch so gut eingesehen, daß sie den Anlaß begierig ergriffen, um sich dieses Hauptschlüssels durch einen kühnen Schlag am 9ten Julius 1806 zu bemeistern; sie sahen sich nun freylich gezwungen, ihn am 12ten August wieder seinem alten Herren zurückzustellen; die gegenwärtigen Innhaber desselben scheinen aber entschlossen, ihn so leicht nicht wieder fahren zu lassen.

Mit den nautischen Kenntnissen unserer Tage mag das Kap Horn eben so leicht umschifft werden, wie das Kap der guten Hoffnung. Die aus Europa kommenden Schiffe erreichen den Rio de la Plata in gleicher Zeit wie das Kap. Aber Maldonado, Montevideo, Buenos-Ayres bieten den da ankernden Schiffen ungleich mehr Hülfsmittel aller Art dar, als die Kapstadt. Dazu kommt, daß man die Fahrt vom Kap aus nur mit Passatwinden fortsetzen kann, deren Eintritt oder Jahrszeit abgewartet werden muß, während auf dem großen Ocean standhafte Winde die Weiterreise überallhin und jederzeit gestatten. An guten Hafen fehlt es unterwegs gar nicht. Die Seefahrer werden alle diese Vortheile zu würdigen, und die Regierung von Buenos-Ayres wird sie zu vermehren und zu benutzen wissen. Montevideo z. B., eine nicht unbedeutende Stadt, auf einer Halbinsel und am linken Ufer des la Plata, vierzig Meilen von seiner Ausmündung und sechszig von Buenos-Ayres, kann einen vortrefflichen Ankerplatz gewähren. Mit geringem Aufwand läßt sich hier einer der schönsten, sichersten und größten aller Seehafen der Welt anlegen. Der spanischen Regierung ist nie der Gedanke daran gekommen; die Regierung von Buenos-Ayres scheint aber alle Vortheile, die ihr Land darbietet, sorgfältig benutzen zu wollen.

Geschichte eines würtemberg'schen Auswanderers; von ihm selbst erzählt.

(Fortsetzung.)

Nach wenigen Tagen ward der nämliche Befehl von Lissabon aus wiederholt, uns aus dem Hafen zu entfernen, mit dem Beysatze: man würde uns zwingen, abzusegeln, im Falle wir uns nicht dazu verstünden. Der Obersteuermann stellt wieder die Hülfsbedürftigkeit der Mannschaft und die Unsicherheit des Schiffes vor. Demnächst postirt sich ein Kriegsschiff in unsere Nähe. Zehn seiner Feuerschlünde sind auf unsern friedlichen Dreymaster gerichtet *). Wir erhalten die Nachricht: Woferne wir uns bis morgenden Tages nicht entfernt hätten, so würde jenem Kriegsschiffe der Befehl ertheilt werden, uns in Grund zu schießen.

Wie ein dürstender Wanderer überall sich umsieht nach einer Quelle, und, halb verschmachtet, endlich auf einmal ihr Murmeln hört. Mit den lezten Kräften springt er freudig auf, hinzueilen; er sieht das rieselnde Bächlein, und ihm ist, als fühle er schon den kühlenden Trunk im lechzenden Gaumen. Aber, siehe! ein feindlicher Arm drückt ihn zurück; er soll die nahe Rettung nicht gewinnen, soll ungelabt weiter. So war uns zu Muthe! So sollte denn unser Untergang unerbittlich be-

*) Unser Zustand, die Farblosigkeit unsrer Gesichter, der wankende Gang der Füße, die halbnackten Leiber, die vielen Todesfälle führten auf den sehr verzeihlichen Verdacht, als ob unsere Angaben eine bloße Nothlüge, wir aber von der Pest angesteckt wären. Daher die unerwarteten Maßregeln des königl. portugiesischen Hafenkommando's.

schlossen seyn! Dieses Gefühl war um so bitterer, je öfter zwischen sein verfolgendes Nahen helle Strahlen der Hoffnung gefallen waren.

Ein großer Schmerz lähmt, die vernichtete Hoffnung einer großen Freude macht stumm. Es ist ein Verstummen mit stillem Unwillen, ein verhaltener zorniger Schmerz. Wir glaubten an keine Rettung mehr! Unsere Gefährten priesen wir glücklich, daß sie entschlafen durften, ehe sie diese Verzweiflung sahen. Da war es, wo der Glaube geprüft, das Vertrauen auf die gewagteste Probe gestellt zu werden schien, wo die ganze Kraft des stärkenden Evangeliums die schönsten Früchte zeigen konnte. Wir aber, ich gestehe es, befanden uns größtentheils in einer dumpfen Betäubung, abgestumpft durch die Menge und Größe unserer Leiden, zu kraftlos, um den Schmerz ausdrücken zu können. Mit welcher Freude hatten wir die nahe Landung erwartet; wie zuversichtlich unsern Kranken die Rettung verheißen; mit welcher Anstrengung hatten diese die lezten Kräfte zusammengenommen, um gesunder zu scheinen, als sie waren; wie sorgsam hatten wir die Sterbenden vor der Wache zu verheimlichen, mit welcher tödtlichen Angst sie unbemerkt in die stille Tiefe zu versenken gesucht, um nicht fälschlich für solche gehalten zu werden, die mit der Pest behaftet seyen! Und wir wurden dafür gehalten!

Es war Abend. Der Obersteuermann hatte uns die trostlose Nachricht von dem, was jenes Kriegsschiff bedeute, eröffnet. „Wir haben, fuhr er fort, noch einen Rest Branntwein; auf, laßt uns denselben verzehren, vielleicht sendet Gott noch Rettung!“ Einige unserer Reisenden hatten auch einen Brief an deutsche Kaufleute in Lissabon, und einen andern an den holländischen Gesandten geschrieben und um Rettung gebeten. Schiffsmannschaft und Passagiere, so viel deren noch übrig waren, mußten alsbald auf das Verdeck. Wir tranken den Trunk, der uns schon lange eine Seltenheit geworden war; wir zehrten am lezten Pfennig. Die matten Herzen wurden erquickt. Es mußte Musik gemacht, es mußte getanzt werden, so wollte es der Steurer, er befahl es und bat darum. Eine stille, helle Nacht sah uns in dieser verzweifelnden Fröhlichkeit. Gegen eilf Uhr kehrten die Fischernachen aus dem Meere in den Hafen zurück. Die Fischer hören unser Spiel; magnetisch angezogen, nähern sie sich uns, und fangen auch an zu tanzen. Gegen sechzig Boote sammeln sich um uns, und wollen endlich auch die Ursache unserer Freude hören. Unsere Steuerleute schildern ihnen unsere Lage. Mit zürnendem Mitleid ziehen sie sich schnell an das Ufer, und verbreiten dort wie loderndes Feuer unsere Geschichte und das Loos, mit welchem sie morgen endigen soll. Wir hören das Gemurmel vom Strande her; unsere Noth hat Herzen gefunden, unsere Aussage Glauben.

Der Tag, der Todestag bricht an. Wir sehen unsere Flagge am Ufer aufstecken. Ein Wachtschiff segelt eilig auf und zu, und fragt nochmals genau nach unsern Umständen. Nach einer Stunde erscheint ein anderes. Es nähert sich, wir hören uns zum Erstenmale wieder von deutschen Zungen begrüßt. Landsleute sind es, deutsche Kaufleute von Lissabon, die unsere Noth und Gefahr erfahren, und sich, von edelm Mitleid getrieben, selbst erkundigen wollen; die uns bessere Hoffnungen, und gleich, zur Beglaubigung, Lebensmittel und Wein bringen — Engel der Rettung am Rande des Unterganges! Gleich darauf schickten sie einige Aerzte, ebenfalls Deutsche, um unsern Zustand genau zu untersuchen. Wie ergossen sich die Thränen dieser Männer, als sie unsern jammervollen Zustand mit Augen sahen, und ein halbes Faß verdorbner Erbsen als den einzigen Rest von unsern Lebensmitteln fanden! Theilnehmend flößten sie uns neue Hoffnungen ein. Nach wenigen Stunden zog sich jenes Kriegsschiff zurück; wir durften bleiben, wurden aber zu einer Quarantäne von nicht weniger als hundert Tagen verbunden. Es war der 8. November 1817. Von dieser Zeit an wurden wir mit allem Nöthigen versorgt.

Für mich sollten auch jene hundert Tage nicht ohne bittern Schmerz bleiben. Mein ältester Sohn, Jakob, ertrank beym Wasserholen, und zwey meiner andern Kinder starben. Wie hatten sie sich gesehnt, noch einmal Feld und Bäume zu sehen! Wie treu und fromm hatten sie während der Hungerzeit jeden Bissen mit uns getheilt, uns immer das Kräftigste geopfert! — Jezt hatte ich noch vier Kinder.

(Der Beschluß folgt.)

Proben treuer Uebersetzung aus der griechischen Anthologie.

Von Joseph Bergmann.

Bitte.

Sey mir, Erde, gegrüßt, Allmutter! den Aesigenes, der Niemals dir schwer war, deck' jetzo im Schooße du leicht.

Meleager.

Allgemeines Loos.

Einer erfreut sich, daß ich Theodōros gestorben, ein Und'rer
Wird sein wieder sich freu'n; alle sind pflichtig dem Tod!

Simonides.

Der Träge.

Markos, der Träge, gestand frey, als in die Hände der Wache
Einst er gefallen, den Mord, träg zu entkommen der Haft.

Lukill.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 14. September.

Königsstädtisches Theater. Das Publikum fährt fort, sich hier immer heimischer, immer mehr in seinem Eigenthum zu fühlen; denn die Direktion fährt löblicherweise fort, Rücksicht auf dasselbe zu nehmen. Hoffentlich wird sie diese nie aus den Augen sezen, auch dann nicht, wenn sie ihres vollständigen Sieges gewiß seyn wird, der nur auf eben demselben Wege erhalten werden kann, auf welchem er jezt erstrebt wird. Noch aber sind die Abtheilungen der Logen, einem bösen Beyspiele folgend, halb Stall- und halb Gefängniß-ähnlich! und wir werden nicht müde werden, diesen Uebelstand immer wieder zu rügen, und bey jeder Gelegenheit der Direktion warnend zuzurufen, einer solchen, selbst den Anstand verlezenden Unbequemlichkeit abzuhelfen. Der Schwabe in Berlin. Posse in zwey Akten (Abtheilungen gibts, Gottlob, im Königsstädtischen Theater nicht) von Julius von Voß. Dieses Stück lag schon längst für die Lesewelt gedruckt vor, und, deutscher Gesezlosigkeit gemäß, hätte sich jede Bühne desselben bemeistern und es darstellen können ohne Bewilligung des Autors und ohne ihn dafür (wie dieses in Frankreich nicht geschehen darf) zu zahlen. Dieses aber unterblieb von Seiten des Königlichen Theaters, vermuthlich aus Delikatesse; einen Anstand, welchen das städtische Theater nicht nahm und es kürzlich in Scene sezte. Fern sey es von uns, die Direktion hierüber anklagen zu wollen; denn vor Gerichten heißt es ja nicht: „Erlaubt ist, was sich ziemt,“ sondern was nicht verboten ist, ist erlaubt. Aber eben, daß es nicht verboten ist, darüber klagen wir, und zwar mit allen denen, die da klagen, daß es uns in Deutschland an dramatischen Dichtern fehlt, und daß wir bey diesem Mangel gezwungen sind, von den Brosamen der französischen Bühne zu leben, die uns die Dresdner männliche und weibliche Uebersezfabrikarbeiter in ihrem Bettelsacke zutragen. — Wir kennen recht gut die erhabenen Phrasen, mit welchen uns jene Intendanzen und Direktionen zu beschwichtigen suchen, wenn sie für den Schneider und Flitterschläger, für den Feuerwerker und Maschinenmeister und für die blanke Rüstung des lezten Komparsen stets Geld auf ihrem Budjet übrig haben, nur für den Dichter nicht, den sie, als ein leider nothwendiges Uebel, noch hinter die Koulissen rangiren. Da heißt es denn entweder höchst poetisch: „das wahre Genie bricht sich dennoch seine Bahnen; äußere Hindernisse ermuthigen es sogar; ein bequemes oder gar üppiges Lebensverhältniß ertödtet die geistige Schöpferkraft; Meisterwerke sollen eben nicht gezahlt werden, weil sie nicht gezahlt werden können; der Ruhm ist des Dichters wahrer Lohn“ u. s. w.; oder es heißt auch wohl recht gemein prosaisch: „Unsee Theater ist die Wiege der deutschen Kunst; daher haben wir ein- für allemal den höchstedeln Grundsaz, kein Manuskript zu kaufen;“ — oder auch wohl: „das Stück hat zwar in Berlin oder Wien gefallen, wir aber geben es zwey Jahre später, bis es der Kerl hat drucken lassen;“ oder gar: „was werden wir denn zwanzig Dukaten dem unverschämt fordernden Poeten geben, wenn wir von dem Kopisten des . . . . schen Theaters eine Abschrift des Stücks für drey Dukaten haben können!“ — An Genies der dramatischen Dichtkunst wird es durch diese Redensarten und Handlungsweisen nicht fehlen, das gestehen wir ein. Aber ein Genie, in welcher Kunst es auch sey, wird nur alle Jahrhunderte geboren, und das Theater bedarf auch der dichterischen Talente. Diese aber gehen bey unsern mangelhaften Gesezen über geistiges Eigenthum unter, und die Schmierer, Federfixe, Fabrikarbeiter, die dramatischen Krämer und Schacherer schwimmen oben auf. Wer alle neun Monate, die Vorarbeiten und Studien und Pausen zwischen Einer Arbeit und der Andern mitgerechnet, ein dramatisches Werk hervorbringt und vollendet, der ist ein fleißiger und fruchtbarer Künstler zu nennen. Trägt nun aber ein Drama, das gefällt, das überall gegeben wird, in Deutschland so viel ein, daß ein Mann, oder gar ein Familienvater neun Monate lang anständig davon leben kann? Wir sagen nein! bey weitem nicht. Wer drey- bis vierhundert Thaler von Intendanzen und Direktionen dafür, und das nach Verlauf von mehreren Jahren ziehen will, muß der Korrespondenz halber entweder ein eignes Komptoir errichten, oder sich eines erniedrigenden und weitläufigen Briefwechsels unterziehen, der ihm viel kostbare Zeit raubt und sein Gemüth zu dem gemeinsten Geldverkehr herabzieht. Die Folge davon ist, daß unsere talentvollsten Dichter sich der Bühne gänzlich entzogen und andern Gattungen der Poesie zugewandt haben; und daß das Theater, wie gesagt, in die Hände der Fabrikarbeiter und literarischen Krämer geräth, ihr armes Hungerleben mit dem Abhub der Franzosen fristend. In Deutschland, dem Lande der ewigen Erwägung, wird es wohl während des neunzehnten Jahrhunderts noch zu keinem allgemeinen Beschlusse über geistiges Eigenthum kommen. Wir schlagen daher, bey dem Mangel eines Rechtsgesezes, folgendes provisorisches Polizeygesez vor: Die Kosten eines Kostüms, und wäre es das der Primadonna in der größten Prunk-Oper, dürfen nie das Honorar eines dramatischen Werkes übersteigen. Geht dieses Gesez durch, so ist das pekuniäre Interesse der Herren Dichter in den besten Händen, nämlich in denen der Sängerinnen, der Schneider, der Lieferanten und Verrechner; wo nicht, so wird es mit den deutschen Bühnendichtern bald dahin kommen, daß sie zu der verachteten und verächtlichen Kaste der italienischen Operntextmacher herabsinken, welche bekanntlich die Parias der europäischen Literatur sind. Man verzeihe uns diese Abschweifung und bedenke, wie nothwendig es ist, den poetischen Seelen, die stets über Mangel an deutschen Lustspielen klagen, einmal die prosaische Wahrheit zu sagen: daß man für gute Waare auch gut zahlen muß, und daß keine vornehme Dame einen türkischen Shawl und kein vornehmer Herr eine italienische Sängerin oder eine französische Tänzerin für das übliche Honorar eines deutschen Lustspiels in ihrem höchsten Schmuck zu sehen bekommt. Was die obenerwähnte Posse: der Schwabe in Berlin betrifft, so muß es sich ja der arme deutsche Poet zur Ehre rechnen, wenn sein gedrucktes Stück aus dem Makulatur-Wust Leipziger Meßwaare herausgestöbert und dargestellt wird. Daß man aber an dem Orte, wo sich der Autor befindet, sein Werk, ohne ihn zu fragen, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, auf die Bühne bringt; eine solche unhöfliche Geringschäzung gehört zu den Regeln teutonischer Courtoisie, mit welcher die deutschen Vorstände germanischer Bühnen ihre vaterländischen Dichter behandeln. Ueberdieß erdreistete sich nun auch die Direktion unsers städtischen Theaters, ohne Vorwissen des Verfassers und mit eigenmächtiger Willkür das Stück zusammenzuziehen und zu verändern, und dieß ist unstreitig ein rechtswidriger Eingriff in fremdes Eigenthum. So wenig ein Autor seinem Verleger die Befugniß zugesteht, ein ihm verkauftes Manuskript zu streichen und zu ändern, so wenig und noch viel weniger darf ein Regisseur, Souffleur oder ein sonst besoldeter Streicher ein fremdes Geistesprodukt verstümmeln oder zurechtschneiden, und es dann unter dem Namen des Autors vor dem Publikum darstellen lassen. Und je weniger gegen eine solche eigenthumverlezende Injurie eine förmliche und gerichtliche Klage geführt werden kann, um so undelikater und rücksichtsloser ist ein solches Verfahren.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 83.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. October 1824.

Denn Sprechen bringet Ehre und Sprechen bringet auch Schande,
und den Menschen fället seine eigene Zunge.

Die Bibel.

Sprechen.

Durch das *Sprechen* gibt man seine Gedanken kund, man theilt durch dasselbe seine Empfindungen, seine Ansichten und seine Begriffe mit.

Es gibt aber eben so viel verschiedene Arten zu *sprechen*, als es verschiedene Handlungsweisen gibt. Sie vervielfältigen sich in's Unendliche, nach Verschiedenheit der Personen und der Umstände.

Wer in unserm Sinne spricht, *spricht wie ein Engel*, und wer nach unsern Wünschen spricht, *spricht goldne Worte*.

Man *spricht für diejenigen*, welche man in seinen Schutz genommen, für seine Anhänger, seine Freunde.

Wenn man gegen seine Feinde spricht, *spricht man gewöhnlich schlecht*, aber leider *spricht man nicht immer gut*, wenn man für seine Freunde spricht.

Viele *gewinnen*, Andere *verlieren* wenn sie *sprechen*.

Wie *der Neid* aus Jemand *spricht*, so findet er nichts *gut oder lobenswerth*.

Intriganten *sprechen gern geheimnißvoll und ohne Zeugen*.

Zu tauben Ohren spricht derjenige, der gewissen Menschen Bescheidenheit, Billigkeit, Mäßigung, Uneigennützigkeit, wahres Ehrgefühl und Vaterlandsliebe predigt.

Man muß Kühnheit und Vertrauen besitzen, um *öffentlich zu sprechen*; um *gewählt zu sprechen* muß man unterrichtet seyn; um *ohne Vorbereitung zu sprechen* muß man lebhaft und entschlossen seyn; um *gerecht zu sprechen* muß man weise und billig seyn; und endlich muß man Gemüth und Gewandtheit besitzen, um mit *Beredtsamkeit zu sprechen*.

Wer die Rückkehr der Vernunft, der Wahrheit und der Billigkeit voraussagt, *spricht* nach der Meinung Vieler *wie ein Orakel*.

Der Ehrgeiz bewegt uns oft selbst *gegen einen Wohlthäter zu sprechen*.

Nichts ist jezt mehr an der Tagesordnung, als gegen *sein Gewissen zu sprechen*.

Wie dem aber auch sey, *gegen sein eigenes Interesse* wird man doch Niemand *sprechen hören*.

Der wahre Gelehrte, der Weise *spricht wie ein Buch*.

So Mancher stellt sich unterrichtet und *spricht* von Allem wie *der Blinde von den Farben*.

Man erkennt aber den Nichtswisser und den Unüberlegten daran, daß sie *ohne Ordnung und Zusammenhang von Diesem und Jenem sprechen*.

Der Ungebildete *spricht* nur von dem, was ihn *beschäftigt*; der Mann von Welt aber weiß mit Jedem über das zu sprechen, *was ihn freut*.

Der Unverschämte spricht *laut*; der Hochmüthige spricht wie *vom Pferde herunter*; *großsprechen* thut der Prahler.

Zu laut sprechen macht Taube.

Dem Reichen ist es ein Leichtes, von der Verachtung des Geldes zu sprechen.

Wer in der großen Welt lebt, muß die Fertigkeit besitzen, Viel zu sprechen ohne Etwas zu sagen.

In den Salons begegnet man Vielen, die wie Papageyen sprechen.

Neuigkeitskrämer sprechen nach Hörensagen.

In gewissen Fällen spricht man sich mit den Augen, und wird dann gewöhnlich verstanden.

Natur und Blut sprechen im Leben oft laut in uns, und nichts schmerzt mehr, als wenn die Umstände uns verbieten, sie sprechen lassen zu dürfen.

Wahre Liebe spricht wenig, sie handelt.

Damit man nicht blos mit Worten spräche, sollte man auch immer so handeln wie man spricht.

Von Gefühl sprechen diejenigen Menschen am meisten, die keines haben.

Wer von Liebe spricht, weiß oft nicht was er sagt.

Zu sprechen, wie man denkt, ist von allen Arten zu sprechen die edelste, wenn auch die seltenste.

G. C.

Geschichte eines würtemberg'schen Auswanderers, von ihm selbst erzählt.

(Beschluß.)

Den 7. Februar 1818 waren die hundert Tage der Quarantäne verflossen. Zu 400 waren wir in das Schiff getreten, 136 waren noch übrig. Ein Theil der Mannschaft wurde an das Land gebracht. Nach vierzehn Tagen kam die Reihe auch an uns. Wir wurden zuerst auf jene Insel bey Lissabon gebracht, die von dem schrecklichen Erdbeben noch einen Theil der Stadt erhalten hat; nach einigen Wochen erst führte man uns in die leztere.

Unser Schicksal hatte große Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt. Eine große Menge Menschen kam uns entgegen; von allen Seiten wurden wir freudig begrüßt. Eben die Kaufleute, die sich unserer, als die Noth am höchsten, so zu rechter Zeit angenommen hatten, waren unter den Ersten, die uns mit der ungeheucheltsten Theilnahme empfingen. Sie waren es, die uns überhaupt so viel Gutes erzeigten. Vor Allen Herr Adolf Friedrich Lindenberg, hanseatischer und kaiserlich-königlich-östreich'scher Generalkonsul. Er begrüßte uns mit der Versicherung, Vater und Versorger für uns zu seyn — eine Versicherung, die er sehr großmüthig erfüllt hat. Nimmer werden wir so viele Liebe vergelten können, und diese Wohltäter vielleicht auf dieser Welt nie wiedersehen, um ihnen danken zu können.

Wir wohnten zusammen in einigen Zimmern, reichlich versehen mit Lebensmitteln, die wir selbst kochten, und mit Kleidungsbedürfnissen, welche wir uns selbst zurecht machten. Wir hatten die Erlaubniß, frey ausgehen zu dürfen, wenn wir wollten. Oft besuchten uns Menschenfreunde, Portugiesen und Landsleute, am öftersten Herr Lindenberg, und selten, ohne uns neue Wohltaten mitzubringen.

So durfte es jedoch in die Länge nicht dauern. Für uns wäre dieses müßige gute Leben nicht zuträglich gewesen, und warum sollte die Regierung auf unsere Bedürfnisse so viel verwenden, ohne daß wir ihr nützen konnten, hatte sie dieß doch nicht nur während der hunderttägigen Quarantäne, sondern auch seit drey Monaten in Lissabon gethan. Betrübt war es, daß sich unter uns Wittwen befanden, die ihre Männer auf der traurigen Fahrt verloren hatten, und Kinder, welche ganz elternlos geworden waren. Dem Herrn Generalkonsul war dieß nicht entgangen. Er hatte sich daher die Mühe gegeben, jede Person auf die tauglichste Weise in ein Geschäft zu bringen, die erwachsenen Ledigen als Hausknechte oder Handwerksgesellen, die Wittwen als Dienstfrauen, ganze Familien als Gutspächter. Für die Kinder hatte er Pläze in reichen Familien ausgemittelt.

Ich weiß nicht, ob uns der Himmel für die ausgestandenen unerhörten Leiden entschädigen wollte, oder ob überhaupt die Bewohner Lissabons so große Kinderfreunde sind, oder ob ihnen nur unsere Kinder so wohl gefielen? Daß sie ihnen aber gefielen, das weiß ich! Eines Tages kam Herr Lindenberg zu uns, und mit ihm fuhren noch mehrere schöne Kutschen an. Wir mußten uns mit unsern Kindern aufstellen. Die Fremden durchliefen die Reihen, und jeder wählte sich seine Pfleglinge mit sichtbarer Freude. Unter den Gewählten war auch mein Töchterchen Blandine. Ehe sie in den Wagen gehoben wurde, mußte sie ihre Kleidchen gegen viel schönere vertauschen. Wer hätte, auch bey den phantasiereichsten Hoffnungen, vor einem halben Jahre vermuthet, daß wir unsere Kinder, deren Hunger wir damals nicht mehr stillen, deren zarte Glieder wir nicht mehr nothdürftig bedecken konnten, nach wenigen Monaten in seidene Stoffe gekleidet sehen würden?

Mir mit meiner übrigen Familie hatte der Generalkonsul den Pacht eines schönen Landguts, Cazaba, bey dem Dorfe Bucellas, vier Stunden von Lissabon, ausgemittelt. Es war das Eigenthum eines reichen Edelmanns, Namens Francisco Jozé da Gama Machado, und bestand aus den erforderlichen Gebäuden, Ackerland und Weinbergen. Ich bezog den Pacht an Pfingsten 1818. Ach, was ist das für ein herrliches Land! Wie wenig Plage, und doch was für köstliche und reichliche Früchte! Welche Feigen, Pomeranzen, Citronen, Trauben; und wie honig- und zuckerreich die Feigen und Pomeranzen! Sie tragen in Wahrheit Blüthen und Früchte zu-

gleich. Die Trauben sind dicht mit den größten Beeren besezt, und der Wein ist süß und lieblich. Was könnte der Fleiß einem solchen Lande nicht abgewinnen! Um Johanni war die Weizenernte vorüber, mit Anfang August fing die Weinlese an. Herr Lindenberg besuchte uns mehreremale. So sehr er und unser Edelmann mit unserm Fleiß zufrieden waren, so sehr hatten wir Ursache es mit unserm Loose zu seyn.

Unser guter Stern sollte uns jedoch nicht lange lächeln. Unvermuthet berief Herr Lindenberg mich und andere von uns zu sich, und erklärte uns, daß er es für äußerst rathsam hielte, wenn wir in unser Vaterland zurückzögen, für Pässe und Reisegeld wolle er möglichst sorgen. Wir kannten das freundliche Wohlwollen unsers Wohlthäters, und fügten uns. Ob wir Blandine zurücklassen wollten, blieb unserm Gutdünken überlassen. Man bot uns zulezt Geld an, und eine nicht geringe Summe, wenn wir sie ganz abträten. Allein wir wollten, so arm wir waren, nicht durch eine Art Verkauf unsers Kindes reich werden. Das Aergste war, daß es der Kleinen selbst zu gut in den neuen Verhältnissen gefiel, daß sie ihre Muttersprache so schnell vergaß, und als wir zu ihr kamen, sie auf viele unserer Fragen die Antwort gab: Non comprendo. Es ging uns durch die Seele. Ich glaube, wenn sie ihre andern Geschwister nicht gesehen hätte, sie wäre nicht mit uns gegangen. Gott vergelte der menschenfreundlichen Familie, die unserm Kinde so viel Gutes gethan!

Gegen Ende Juli bekam ich meinen Paß, und Briefe von Herrn Lindenberg nach Aldea Gallegas und Elvas; er gab mir auch 31 schwere Thaler auf die Reise. Wir erhielten die Erlaubniß, uns durch Portugal führen zu lassen, ohne jedoch Gebrauch davon zu machen. Der Paß lautete auf Elvas, Madrid, Bayonne, Nancy, Straßburg. Durch die Briefe des Herrn Lindenberg erhielt ich in Aldea Gallegas und Elvas neue Reisegelder, die von den Gebern noch durch eigene Geschenke vermehrt wurden. Durch Frankreich erhielten wir die menschenfreundlichste Unterstützung. Diese Unterstützungen verdankten wir ohne Zweifel der thätigen Verwendung des Herrn Lindenberg, und ich durfte daher oben mit Recht sagen, er habe sein Versprechen, Vater und Versorger für uns zu seyn, redlich erfüllt. Welche Verdienste hat sich derselbe nicht um mich und meine Gefährten erworben! Alle die noch am Leben sind, so weit sie auch zerstreut seyn mögen, werden dankbar davon Zeugniß geben.

So trat ich denn die Rückreise mit meinem Weibe und vier Kindern an, und nahm Abschied von einem Lande, wohin uns Gott aus so schrecklichen Leiden gerettet, wo er uns so vieles Gute hatte finden, so viele Menschenfreunde kennen lernen lassen. War es nun nichts Geringes, mehr als siebenhundert Stunden zu Fuß mit Kindern zu machen, die wir oft auf dem Rücken tragen mußten, durch drey Länder von verschiedenen fremden Sprachen, Länder, die uns gänzlich unbekannt waren; war es nichts Geringes, besonders durch Spanien zu wandern, das damals nicht leicht Jemand ohne militärische Bedeckung durchreiste; trug es sich nicht selten zu, daß wir, bey der geringen Bevölkerung Spaniens, des Abends kein Dorf erreichten, und ein niederes Gebüsch zum nächtlichen Obdach wählen mußten, wo uns öfters noch ein Ungewitter mit Regen überfiel; war es überhaupt nichts Geringes, eine solche Reise zu machen: so müssen wir es doch zum Preise Gottes rühmen, daß Keines von uns erkrankte, und wir überall viele Theilnahme fanden, viel Gutes empfingen.

Den 1sten November 1818 waren wir in Madrid; den 30sten Januar in Pforzheim auf deutschem Boden und den 31sten in der Heimath.

Das Wiedersehen nach einem Jahr und neun Monaten war zwar auf einer Seite erfreulich, denn es war doch in der nie vergeßnen, oft so sehnlich zurückgewünschten Heimath, und konnte einmal der ruhelosen Wallfahrt ein Ziel setzen. Aber es war, von einer Seite betrachtet, auch herzzerschneidend. Weggezogen seyn, weil es im Dorfe nicht gut genug war; mit 500 fl. weggezogen seyn, unnennbare Angst, Noth und Stravazen erlitten haben und jezt wieder kommen, kommen müssen mit dem Gewinne, all das Seinige und zudem drey Kinder verloren zu haben; für die Zukunft erst noch kein Mittel zum ordentlichen Fortkommen vor sich zu sehen — welch ein Wiedersehen!

Indessen betrat ich das heimische Dorf mit dem Entschluße, alle meine Kräfte aufzubieten, um die fehlgeschlagene Auswanderung durch desto größern Fleiß im Vaterlande wieder gut zu machen und mir genügen zu lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 24. September.

(Beschluß.)

Was das Stück, der Schwabe in Berlin, selbst betrifft, so ist es im Berliner Dialekt geschrieben, und da diesem das Element süddeutscher Naivität und schuldloser Possenhaftigkeit fehlt, so streift es nicht selten an Gemeinheit; dennoch sind die Portraits nach dem Leben gezeichnet und getroffen, und das Ganze wurde so trefflich dargestellt, daß es höchlich — auch den Bessern — gefiel und allgemeinen und lauten Beyfall fand. Es ist unsers Erachtens das erste gute Volksstück, welches den Berlinern gegeben wurde, und die Fabel sinnig und glücklich für die Bretter. Eine kleine Gallerie Berliner Fresko-Charaktere. Die Hauptfigur ein Gastwirth, ursprünglich Uhrmachergeselle von der französischen Kolonie, der in Schwaben gearbeitet hat, im Jahre 1806 nach Berlin kam, eine Frau nahm, die sich bey den französischen Kommissarien beliebt zu machen wußte, durch diese Geschäfte bekam, bey denen sie Geld erwarb, dafür in den schlechten Zeiten Häuser kaufte und in einem derselben ihrem Mann einen Gasthof einrichten ließ. Der Mann ist nun Wittwer, ohne Kinder, fünfzig Jahre alt, und will, da er zu schwachköpfig und träge ist, um das Haus zu regieren, eine Frau nehmen, die ihn bey dem Gesinde wieder in Ansehen seyen soll. Eine alte böse Haushälterin, die das Regiment führt, macht Jagd auf ihn. Kellner, Kutscher, Köchin, Küchenmädchen, lauter eigenthümliche und wahre Berliner Figuren — endlich das Stubenmädchen (Dlle. Bauer) auch eine Berlinerin, die aber in Schwaben gedient hat, in welche der Herr verliebt ist, und der er seine Hand anträgt. Indessen langt ein alter Geliebter dieses Mädchens an; er ist ihr von Schwaben her nachgezogen, und ihm zieht wieder seine Mutter nach, die in dem Gastwirthe einen alten Geliebten findet, dem sie ihren Sohn als Frucht ihrer einstigen Liebe vorstellt und dem nun der Vater das Mädchen überläßt, indem er selbst der Mutter seines Kindes sich ehelich verbindet. Diese kleine Fabel gibt zu mannigfaltig-lustigen Situationen und zu vielen guten und launigen Einfällen Gelegenheit. Dlle. Bauer hatte eine der schwierigsten Aufgaben zu lösen: ein ehrliches und frivoles, derbes und leichtsinniges albernes und sinniges Dienstmädchen. Es gibt keine ordinäre und gemeine Lebensmaxime, die sie nicht mit rascher Gelehrigkeit in sich aufgenommen hätte; so oft es aber zum Handeln commt, wirft ihr besseres Naturell dieselben immer wieder aus sich heraus, und man sieht, daß ihr Inneres, ohne daß sie es selbst wußte, gar nicht davon berührt

war. Zu einem solchen Charakter steigerte nämlich (die Franzosen nennen das créer un rôle) Dlle. Bauer diese Rolle, die wenigstens wir jahrelang schwarz auf weiß hätten sehen können, ohne nur im entferntesten zu ahnen, was der Verfasser damit wolle und meyne. Eben so hätten wir sie von anerkannt guten Schauspielerinnen (exempla sunt odiosa) schlecht dargestellt sehen können, und wir hätten, diese Gestalt für ein Unding haltend, dem Dichter und nicht der Darstellerin die Schuld beygemessen. Dlle. Bauer aber erhob diese Rolle zu einem lebenden aus der Welt gegriffenen Wesen, welches sie natürlich und mit Grazie darstellte. Erstubirt hatte sie diese Kunst sicherlich nicht, sonst hätte sie eines der bekannten Professorstücke gemacht, von denen man atomistische Rechenschaft geben kann; so aber gab sie uns ein Meisterstück, weil sie den Meister in sich, die Natur, ohne sie zu stören, walten, wirken und schaffen ließ. Wir rechnen ihr gerade diese Rolle außerordentlich hoch an, und sagen es laut und öffentlich, weil das Publikum die Schwierigkeit der gelösten Aufgabe nicht ermißt, sondern nur halbbewußt das Vergnügen einschlürfte, welches ihm die junge Künstlerin in so reichem Maaße darbot. — Der Gastwirth ist ein verpflegter und verweichlichter Stubensitzer, der nie aus dem Schlafpelz kommt, halb berlinisch klug und halb berlinisch dumm, wie ein Zeug, der mit zwey Farben schillert. Eben so spricht er den gemeinsten Straßen-Dialekt mit gutem Kolonie-Französisch vermischt. Er ist noch etwas bon-homme von den Vorfahren her, ebenfalls von Verderbniß angehaucht, durch welche aber die Rechtschaffenheit der alten Réfugié's durchblickt. Hr. Angely — der nur dann unerträglich ist, wenn er sich die Sporen gibt, um par force komisch zu seyn — spielte diese Rolle nicht nur vortrefflich, sondern man kann auch von ihm sagen, daß er sie dem Autor erfinden half. — Nur im Anfang war er unsicher in dem ängstlichen aber leider gerechten Bewußtseyn, wie unsicher das Berliner Publikum ist, wenn man ihm einen Berliner darstellt. Ueberdieß war es ja das Erstemal, daß eine Person von der französischen Kolonie auf das Theater gebracht wurde, und man hat ja Beyspiele, wie andere Kolonien und Innungen dergleichen übel nahmen. — Der Markeur oder Kellner ist ein volkswitziger Berliner, voller Ironie und Sarkasmen, freylich Kellnerspaß, aber höchst gelungen. — Kutscher und Köchin waren ebenfalls nach dem Leben gezeichnet und wurden trefflich gespielt. Das Ganze hat außerordentlich unterhalten, und die vorzügliche Darstellung sowohl als die am Schlusse des Stücks sehr geschickt angebrachte Apostrophe an das Publikum bezwangen es so gänzlich, daß ein stürmischer Beyfall erfolgte.

Aarau, September.

Die Aargauische Gesellschaft für vaterländische Kultur hat das Bedürfniß der verbesserten Einrichtung der schweizerischen Volkskalender neuerlich berathen und zum Versuche für seine Befriedigung wird sie auf Neujahr 1825 einen von etlichen ihrer Mitglieder besorgten Kalender herausgeben, der Zschokke's einst so verdienstlichen „Schweizerboten-Kalender" ersetzen soll. Darin wird unter anderm ein Verzeichniß von Schweizern mitgetheilt, die zur Ehre und zum Segen des Vaterlandes in jedem Zeitraum gelebt und gewirkt haben; ein Adelsbuch, wie es der Schweiz geziemt. Jeder Tag des Jahres ist mit einem solchen Namen geziert, aber kein noch Lebender wird darin aufgenommen. Als Stoff für einen nützlichen vaterländischen Kalender bezeichnete die Gesellschaft neben demjenigen, was unverändert dem Kalender eigenthümlich bleiben muß: summarischen Bericht über das Merkwürdige des letzten Jahres im Allgemeinen, vorzüglich über alles Denkwürdige, das sich im Vaterlande zugetragen hat, in einer Jahreschronik; allgemeine Beschreibung des Vaterlandes, so daß jährlich ein Hauptpunkt derselben vollständig abgehandelt wird, z. B. Gebirge, Gewässer, Mineralien, Lebensart, Handel u. s. w. mit tabellarischen Uebersichten begleitet; besondere Erdbeschreibung der Kantone; Staatsverfassungen, noch zweckmäßiger aber die Darstellung vom Zustande glücklicher und unglücklicher Gemeinwesen mit Bezeichnung ihrer Ursachen; eine wohlgeordnete und gemeinverständliche Sammlung der Landesgesetze nach Rubriken, historisch belebt und mit Auswahl des allgemein Wichtigen; Darstellung der besten Schulen, wie und warum sie es geworden, eben so ökonomisch-landwirthschaftlicher Institute in einer vorzüglich durch Thatsachen belebten Darstellung (Fellenbergs Anstalt, Linthkolonie, Bläsihof u. s. w.); biographische Stücke, besonders von merkwürdigen Bauern, Schullehrern, Geistlichen, menschenfreundlichen Gutsbesitzern und Fabrikunternehmern, auch von notorischen Feinden des Guten und Wahren, wenn nicht mit Namen und Datum, doch in einer Dichtung, die reine Wahrheit ist; Volkssitten, gute und schlechte Volkstrachten (diese für Holzschnitte neben andern zu wählen); der herrschende Aberglaube historisch, besonders in seinen Wirkungen geschildert; Volksfeste, vorzüglich die vaterländischen; Parallelen von Alt und Neu in Verfassung, Kirche, Schule, Landbau, Sitte; physikalische Merkwürdigkeiten, insonderheit das wunderbar Scheinende natürlich aufgelöst, als Gegengift des verderblichen Mysticism; allgemein verständliche Himmels- und Erdkunde; populär Medicinisches, vorzüglich über Diätetik; Oekonomie; Räthe für Gewerbe; Nachweisungen, wo gewisse Produkte, die ein Gegenstand der Industrie und des Handels sind, am häufigsten und besten vorgefunden werden, besonders im Vaterlande, eine Produkten-Geographie des eigenen Kantons für's erste; nähere Bezeichnung der für gewisse Gegenstände des allgemeinen Verkehrs und Kleinhandels besonders wichtigen Jahrmärkte; Geldsorten und Reduktion derselben; Anekdoten endlich und launige Geschichten, als Nahrung und zur Veredlung des Volkswitzes, zur Beschämung des Aberglaubens, zur Heilung von thörichten und schädlichen alten Gebräuchen oder neueren Verkehrtheiten im Leben; Belehrendes und Warnendes aus Civil- und Criminalprozessen; hierzu dann angenehme Beylagen von guten Holzschnitten oder lithographischen Blättern, mit Volkstrachten, Darstellungen beschriebener Gegenstände, Karten, Melodien u. s. w. — Zur Belehrung der Aargauischen Jugend über die Geschichte ihres eigenen Vaterlandes begann die nämliche Gesellschaft die Herausgabe eines sogenannten Neujahrblattes, wovon bisher vier Hefte erschienen sind. In chronologischer Ordnung sollten sie darin in mannigfaltigen Wechselfolgen, zusammenhängende Geschichte von ganzen Zeiträumen, biographische Schilderungen, Darstellungen merkwürdiger Begebenheiten, Stadt- und Dorf-Verfassungen und Geschichten einzelner Orte, welche Denkwürdiges genug enthalten; Geschichte der Veränderungen und Verbesserungen des Landbaues sammt ihren Folgen — darbieten, und manches noch Unbekannte könnte bey dieser Gelegenheit aus der Aargauischen Geschichte zu Tage gefördert werden.

Auflösung der Charade in Nr. 243:
Apfelbaum.

Logogryph.

Mein Ganzes ist so hart und kalt wie Stein.
Hätt' ich nicht Kopf und Herz, so würd' ich anders seyn.
Drum nimm mir Kopf und Herz, dann ändert sich mein Wesen.
Ich gleiche dem nicht mehr, was ich zuvor gewesen.
Ich werde warm und höchst empfindlich seyn.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. October 1824.

Wenn die Malerey das Lauffeuer der Augenblicke anhält zum Feststehen: so blickt die Zauberlandschaft, das Zauberauge, die Zaubermenge dich unaufhörlich an, und jeden Tag kehren deine höchsten Freuden um und die Sonne steht vor dem Maler nur still, um dem wärmeren Leben fortzuleuchten.

Jean Paul.

Ein Sonnenuntergang von Steinkopf.

Der Abend lud zur Ruh' die Sonn', da streute Rosen
Sie einmal noch auf Flur und Hain, auf Thal und Hügel;
Der fernen Berge Kranz, der inselreiche Spiegel
Des Stroms erglühten höher ihrem Abschiedskosen.

Ich stand entzückten Muths und rief: „Mit straffem Zügel
Gebiete Stillstand, Helios, den flieh'nden Rossen,
Bis sattsam hat mein Herz des Schauens Lust genossen!“
Doch, ach! bald deckte Nacht das Bild mit neid'schem Flügel.

Nun aber hat des Künstlers Macht gestillt mein Sehnen,
Gebannt durch seines Pinsels Zauber weilt die Sonne,
Und bräutlich glühet stets der Gegend heitre Pracht.

Gelungen ist der Kunst das Herrlichste: des Schönen
Vergänglich Seyn blüht fort zu unsrer Wonne,
Der Erde Abendfeyer verschleyert keine Nacht.

F. H....

Skizzen aus Klein-Asien*).

(Mit einer Abbildung.)

Schwierigkeiten der Reise.

Es gibt kein Land, welches in diesem Augenblick ein ausgedehnteres Feld für Entdeckungen darböte, als Klein-Asien. Aber unglücklicher Weise gibt es auch keine Provinz im ottomannischen Reich, wo die Untersuchung im Einzelnen schwieriger wäre. In der europäischen Türkey sind die Folgen des mahomedanischen Systems in etwas durch die Nachbarschaft des gebildeten Europa, das Bewußtseyn seiner Schwäche, und der großen Mehrzahl der christlichen Einwohner gegen die türkischen gemäßigt; aber der Türke von Klein-Asien, obgleich er von der Gefahr überzeugt seyn mag, welche dem ganzen ottomannischen Reiche droht, fühlt sich noch in einem gewissen Grade durch seine Entfernung von den von ihm gefürchteten christlichen Mächten gesichert, und läßt sich daher in den Aeußerungen seines Hasses gegen den christlichen Namen durch nichts hemmen, als durch die Schonung, die ihm seine Religion oder die den morgenländischen Völkern so eigenthümlichen Gesetze der Gastfreyheit auflegen mögen.

*) Aus Leake's Journal of a Tour in Asia Minor etc. 1r B. 8. London 1824.

Zu den Schwierigkeiten, welche in Klein-Asien dem Reisenden entgegenstehen, gehört auch der verlassene Zustand des Landes, welcher ihm sowol der Bequemlichkeiten des Lebens, als auch der Bedürfnisse zum Reisen unzugänglich macht; dann die beständigen Streitigkeiten und Fehden zwischen den Statthaltern; das geringe Ansehen der Regierung zu Konstantinopel, wodurch, da ihr Schutz unzulänglich ist, das Fortkommen des Reisenden von dem persönlichen Charakter eines jeden Statthalters abhängig gemacht wird; und endlich die Unwissenheit und mißtrauische Gemüthsart der Türken, welche keinen Begriff von wissenschaftlichem Reisen haben; die sich keine andere Ursache für unsern Besuch des Landes denken können, als die Vorbereitung zu einem feindlichen Einfalle, oder das Graben nach Schätzen unter den alten Trümmern, ein Verdacht, der in Klein-Asien am häufigsten zu fürchten ist, da es am wenigsten von uns besucht wird *). Sollte aber auch des Reisenden Vorsicht oder Glück alle diese Schwierigkeiten überwinden, und ihn gegen die Pest, Banditen und andere Gefahren eines halb-barbarischen gesellschaftlichen Zustandes sicher stellen, so hat er noch immer den Verlust der Gesundheit durch die vereinigten Wirkungen des Himmels, der Ermüdung und des Mangels zu fürchten, welcher selten ermangelt, seine Laufbahn zu unterbrechen, ehe er noch die Hälfte seiner Reise zurückgelegt hat.

Das Fürstenthum des Tschappan-Oglu, welches dem Reisenden einige Sicherheit gewähren konnte, hat durch seinen Tod aufgehört; und die Herrschaft der Familie Kara-Osman-Oglu, deren Milde und Gerechtigkeit eine Menge Griechen aus Europa nach Aeolis, Jonia und Lydia gezogen hatte, ist durch dieselbe Eifersucht des Sultan Mahmud, welche ihm selbst und seinem ganzen Reiche den Untergang drohet, ein Ende gemacht worden. Es sind nur noch einige wenige zerstreute Häuptlinge übrig, deren Unterwürfigkeit gegen die Pforte sehr zweifelhaft ist, in deren Bezirk aber ein Reisender durch einige Geschicklichkeit und gehörige Vorbereitung vielleicht mit Sicherheit Untersuchungen anstellen könnte. In allen andern Gegenden aber kann er, außer mit allen den oben erwähnten Erfordernissen, und einer großen Aufopferung von Zeit und Geld, nicht hoffen, mehr zu thun, als schnell die Hauptstraßen entlang hindurch zu reisen, im Vorübersteigen einen flüchtigen Blick auf die Ueberbleibsel der alten Zeiten zu werfen, und die Entfernungen der Orte und die allgemeinen Richtungen der Straßen, nebst den gegenseitigen Lagen einiger Berge oder andern merkwürdigen Gegenstände längs der Straße aufzuzeichnen.

*) Diese Bemerkungen waren vor dem Ausbruche des Aufruhrs in Griechenland geschrieben, eine Begebenheit, welche die Schwierigkeit des Reisens in Kleinasien bedeutend vergrößern muß.

Weichlichkeit der Türken.

Januar 1820. Von Kartal nach Ghebse. — Wir begegneten einem Mollah, welcher in einem Taktrevan, auf weichen Kissen gelagert, sein Narghileh rauchend, und von prächtig gekleideten Bedienten zu Pferde begleitet, reisete. Seine Saumpferde waren mit Matrazen und Teppichen für seine Sophas, mit Mantelsäcken voll Kleider, einer großen Mannigfaltigkeit von Pfeifen, kupfernen Tischchen, Kesseln, Pfannen und allem andern erforderlichen Küchengeräthe belastet. Diese Art zu reisen ist gewiß von derjenigen verschieden, die zu den Zeiten Osmans und Orkhans im Gebrauche war. Die Gegenstände, welche der Mollah mitführte, waren wahrscheinlich meistentheils griechischen Ursprungs, und auf dieselbe Weise von dem eroberten Volke entlehnt, als die Römer einst die Künste von den Griechen in bessern Zeiten entlehnten. Ja es ist größtentheils griechischer Luxus, dem, nebst dem Kaffee und Tabak, der jetzige einfältige Zustand dieser Barbaren zugeschrieben werden muß, und Græcia capta ferum victorem cepit läßt sich eben sowol auf die Türken, als ehemals auf die Römer anwenden. Denn obgleich man die griechische Kunst in ihrer Vollkommenheit nicht ohne Entwürdigung mit der Kunst der byzantinischen Griechen vergleichen kann, so standen im Punkte der Bildung die Türken gegen diese auf keiner höhern Stufe, als die Römer gegen die alten Griechen standen.

Zustand der Christen.

Kizderwent ist gänzlich von Griechen bewohnt. Bey unserer Ankunft fanden wir unsern Konakdschi (Vorreiter oder Quartiermacher) bey einem lustigen Feuer in einem nieblichen Häuschen sitzen, welches einen günstigen Abstich gegen die Gemeinheit und Unbehaglichkeit bildete, welche man unter der seyn sollenden Pracht mehrerer von uns gesehener türkischer Häuser bemerkt. Nach dem zu urtheilen, was wir bisher gesehen, befinden sich die gemeinen Klassen von Christen in Klein-Asien in keiner üblern Lage, als dieselben Klassen von Türken, und wenn die Christen in der europäischen Türkey durch ihre Mehrzahl einige Vortheile haben, so haben die asiatischen den Trost, die Türken eben so sehr von den Großen bedrängt zu sehen, als sich selbst, und sie haben mit einer Race von Muselmännern zu thun, welche im Allgemeinen milder, gottesfürchtiger und redlicher gesinnt ist, als die von Europa.

Wohlstand.

Lefke, eine hübsche von Backsteinen erbaute Stadt, liegt mitten in diesem schönen Thale, nahe bey dem Flusse, über welchen wir kurz vor der Stadt über eine schöne steinerne Brücke kamen. Wir fanden den Anbau dieses Thales so vollkommen, als er es in einigen der auf-

geklärtesten Gegenden von Europa ist. Die Felder sind durch hübsche Hecken und Graben von einander abgesondert. Große Maulbeerpflanzungen, mit Weingärten und Kornfeldern untermischt, bedecken die Niederungen, und selbst bis zu den höchsten Spitzen der Berge sieht man angebaute Flecken, während die andern Theile schöne Weideplätze für Schafe und Ziegen liefern. Diese herrliche Gegend bildet einen reizenden Absticb gegen die Unebenheit und Majestät der benachbarten Gebirge." Man sagte uns, es wäre neulich ein Aufruhr hier gewesen, in der Absicht, einen verhaßten Kadi zu verjagen; wir fanden aber Alles ruhig. Wir verfolgten das Thal, und ließen mehrere Dörfer auf beyden Seiten liegen, bis wir Vezir-Khan erreichten. Seitdem wir den Busen von Nicomedia verließen, haben wir keine Spur von Räderfuhrwerken gesehen, und während dieser Tagereise begegneten wir fast Niemand auf dem Wege, außer einer Gesellschaft Türken zu Pferde, die mit ihren Hunden Hasen suchten. Die Türken dieser Gegend sind ein äußerst schöner Menschenschlag; sie haben eine große Mannigfaltigkeit in ihrer Kopfbedeckung, welche ihren schönen Gesichtern sehr gut läßt. Die Frauen, die man außer den Häusern sieht, sind immer in den gestaltlosen Feridsche und Schleyer gehüllt. Ich bemerkte allenthalben den größten Wohlstand, wo der Pascha mächtig genug war, sich gegen die Pforte aufzulehnen. Dieses ist die natürliche Folge ihrer bekannten Politik, die Statthalter oft zu wechseln, und ihnen die Stelle theuer zu verkaufen, wofür denn dieselben sich durch Erpressungen von dem Volke zu entschädigen suchen; während der aufrührerische Pascha es seinem Vortheil gemäß findet, mit Milde zu herrschen, und des Wohlstandes seiner Untergebenen zu schonen.

Alte Grabmäler.

Von Seid-el-Ghazi nach Kosru Pascha-Khany sind sieben Stunden; wir machten aber einen Umweg nach der rechten Seite zu, um einige Denkmäler zu besichtigen, von denen man uns zu Seid-el-Ghazi gesagt hatte. Zuerst stiegen wir eine Strecke Wegs an einer steinigen Heide empor, in einer etwas süd-westlichen Richtung; wir kamen dann in einen Fichtenwald, wo man aus vielen Bäumen das Harz mittelst Einschnitte am Fuß, an welchen man Feuer gelegt, herausgezogen. Auf diese Weise kommt das Harz schnell herab, und wird in großer Menge gesammelt, aber der Baum erstirbt. Zuweilen trägt es sich auch zu, daß das Feuer einen ganzen Wald ergreift und ihn verwüstet; auch sahen wir mehrere solche ausgebrannte Wälder auf unserm Wege. Nachdem wir ungefähr eine Stunde weit durch den Wald gekommen, befanden wir uns auf einmal in einem schönen Thale, welches mitten in demselben lag. Wir wandten uns links und fanden, daß das Thal von einer ungefähr eine englische Meile langen und einer halben Meile breiten Ebene gebildet, und mit außerordentlichen Felsen besäet war, die sich mitten aus demselben erhoben, und das Ansehen von zerstörten Schlössern und Thürmen hatten. Einige derselben sind über 150 Fuß hoch, und einer oder zwey gänzlich von den übrigen getrennt, sind zu Gräbern mit Thüren, Fenstern und Gängen ausgehauen, und zwar auf eine Weise, daß es einer genauen Besichtigung erforderte, um sich zu überzeugen, daß es nicht wirkliche Gebäude wären; die innern Gemächer enthielten Behälter für Särge und Aschenkrüge. Die Wendung des Thales nach Süd-Ost verfolgend, bekamen wir einige Grabhöhlen zu Gesichte, welche mit mehr Kunst in den Felsen gehauen waren, und ein Prachtthor mit zwey Säulen und einem Gesimse darüber hatten. Die merkwürdigste dieser Höhlungen aber wird man am besten aus der beyliegenden Zeichnung erkennen. In der obern Inschrift fehlen einige Buchstaben, die untere schien uns vollkommen. Die Buchstaben der ersteren sind größer und stehen weiter von einander ab, als die in der leztern. Beyde gehen von der Linken zur Rechten, in der untern aber laufen die Buchstaben niederwärts längs dem Rande des Denkmals, so daß, um sie zu lesen, man den Kopf seitwärts halten muß. Der Felsen, welcher dieses Denkmal bildet, erhebt sich über hundert Fuß von der Ebne, und ist auf dem hintern Theile und an der Seite in seinem natürlichen Zustande gelassen. Die verzierte Seite hat beynahe sechzig Fuß im Gevierte, ohne die Verdachung. Die Einschnitte im Felsen sind selten tiefer als einen Zoll, außer nach unten hin, wo die Höhlung viel tiefer ist, und einem Altare gleicht. Indessen ist nicht unmöglich, daß hier der Eingang zu einem Grabmale verborgen sey, denn man findet in Kleinasien, besonders zu Telmissus, außerordentliche Beyspiele von Geschicklichkeit, womit die Alten den Eingang zu ihren Gräbern zu verstecken wußten. Auch machen die umgebenden Grabmäler, die Abgelegenheit des Ortes u. s. w. es noch wahrscheinlicher, daß es zum Todtendenkmal bestimmt war. — Das Thal heißt Doganlu, nach einem benachbarten Dorfe, wo sich die Ueberbleibsel einer Festung befinden sollen, welche die Türken Pismesch Kálesi nennen, und welches ich für die Stelle halte, wo die von Strabo genannte Phrygische Stadt und Festung Macoleia gestanden *).

(Der Beschluß folgt.)

*) Der Verfasser schreibt dieses Denkmal den alten Phrygiern zu, und gibt dafür seine Gründe der Länge nach an; da wir aber nicht für eigentliche Gelehrte schreiben, so wären den diese hier nicht an ihrem Orte seyn; auch gibt die beyliegende Zeichnung selbst dem Gelehrten Gelegenheit, seine eigenen Theorien darüber zu bilden.

D. Ueb.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs Oktober.

Die schöne Jahrszeit ist dahin, und Nebel, Regen und Koth haben in unseren Straßen die Stellen des Sonnenscheines und des Staubes eingenommen. Aber die Felder sind noch grün, die Bäume haben noch wenig von ihrem Laube verloren; wir haben bis jezt weder Frost noch Eis gehabt, und es gehen daher noch immer mehr Leute aus der Stadt als deren hereinkommen. Coventgarden hat zwar zu spielen angefangen, aber nur weil es so herkömmlich ist, nicht in der Erwartung, volle Häuser zu sehen, und hat deßwegen auch noch nichts Neues hervorgebracht, obgleich der Freyschüz angekündigt ist, und man noch von mancherley andern Neuigkeiten spricht, welche in diesem Theater, so wie in Drurylane diesen Winter an's Tageslicht kommen sollen. Die Sommertheater schleppen sich noch hin, aber alles Neue, das sie uns geben, ist aus andern Sprachen übersezt und zugeschnitten. Nur die Schlacht von Waterloo, wie sie mit ächten lebendigen Pferden in Davis (ehedem Astleys) Amphitheater vorgestellt wird, und das eigene Drama, Georg III., dessen ich bereits vor einiger Zeit erwähnt, dürfen Original genannt werden.

In der literarischen Welt ist nicht viel Neues, da die eigentliche Publishing season noch nicht angefangen hat. Mancherley ist indessen angekündigt: unter andern deutsche Erzählungen, übersezt von G. Soane, und der seyn sollende Roman von Walter Scott, Wallamor, unter dem Titel Sir Walter Scott's German Novel retranslated from the German, welches sich ohne Zweifel als eine eben so gute Spekulation erweisen wird, als es in Deutschland der Fall gewesen seyn soll. Das Londoner Magazin gibt eine Kritik davon, bey welcher ich erinnern möchte, wenn sie ja Jemand in Deutschland lesen sollte, daß der Eigenthümer dieses Magazins auch den Roman herausgibt, welches bey uns auf die Kritiken großen Einfluß zu haben pflegt. — Da ich von diesem Magazin rede, muß ich nicht zu erwähnen vergessen, daß die in demselben enthaltene strenge Kritik über Goethe und seinen Meister allgemein dem de Quincey, dem berühmten Opiumfresser zugeschrieben wird. Es ist merkwürdig, daß der jezige Redakteur dieses Magazins (Hr. Taylor, ein Buchhändler, welcher zugleich Eigenthümer davon ist) wie sein Vorgänger, der unglückliche John Scott, mit dem Blackwood'schen in persönlichen Streit gerathen ist, welcher, wie der vorige, in einem Zweykampf enden dürfte, welchen Hr. T. zu suchen scheint. Das Blackwood'sche Magazin beschuldigte ihn nämlich, er hätte in einer Kritik über einen von Scotts Romanen sich sehr bittere Ausfälle gegen diesen berühmten Schriftsteller erlaubt, dieselben aber, nachdem an 300 Exemplare des Magazins weggeschickt worden, aus Furcht vor den Folgen getilgt, und die Stelle mit dummem Schnack angefüllt. Dagegen antwortet Hr. T., daß der größte Theil dieser Angabe eine Lüge sey, und fordert seinen Ankläger auf, sich zu nennen, damit er es ihm in's Gesicht sagen könnte. Das längst bekannte Monthly Magazine hat Hrn. G. Soane statt des Hrn. Philipps zum Redakteur erhalten. Wer den unkritischen Kopf und gewissenlosen Charakter des lezteren kennt, weiß gewiß, daß das Werk bey dem Wechsel nur gewinnen konnte. Wer eine gediegene Sammlung von gemischten Nachrichten über literarische und philosophische Gegenstände verlangt, findet sie gewiß in dieser Schrift in ihrer gegenwärtigen Gestalt.

Es ist ein Dampfschiff von erster Größe bereit, nach Indien zu gehen, und es ist endlich beschlossen worden, die Reise mit diesen Fahrzeugen für's erste um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum in einem Schiffe statt mit zwey Schiffen über Egypten zu machen.

Man hat hier neulich zwey Vorschläge zu zwey Vereinen bekannt gemacht, welche London mit öffentlichen Bädern in einem großen Maßstabe versehen sollen. Der Plan des einen ist leicht ausführbar, da das Wasser aus dem nahen Flusse gezogen werden soll. Der andere aber hat etwas Riesenmäßiges an sich, da das Wasser von dem Meere bey Brighton mittelst Röhren von zwey Fuß im Durchmesser in die Stadt gebracht werden soll, wo man es an fünf Stellen vertheilen will, wo öffentliche Bäder angelegt werden sollen. Man rechnet die Unkosten der Anlegung der Röhren auf 700 Pf. St. die Meile, und ungefähr 250,000 für die ganze Entfernung. Eine gleiche Summe soll die Anlegung der Bäder kosten, und doch erwartet man einen jährlichen Vortheil von 50,000 Pfund von der Anstalt ziehen zu können.

Ein anderer großer Plan ist der Ausführung näher: nämlich alle großen Städte des Königreichs durch eiserne Kunststraßen (Rail-roads) zu verbinden, und Dampfwagen auf denselben gehen zu lassen. Eine Gesellschaft beabsichtigt Browns Vacuums-Maschine statt des Dampfes dafür zu gebrauchen, und der erste Versuch soll darin bestehen, einen Wagen damit nach York und zurückgehen zu lassen.

Man hat die Absicht, bey Montrose in Schottland eine Kettenbrücke über die Mündung der Süd-Eske zu errichten. Nach dem von dem Ingenieur Buchanan dazu entworfenen Plan soll sie aus 36 Ketten bestehen, welche aus fünfzehn Fuß langen Ruthen zusammengesezt, und zu sechs in einer dichten Fläche aneinander befestigt werden sollen. Die Brücke soll zwischen 7 und 800 Fuß lang werden.

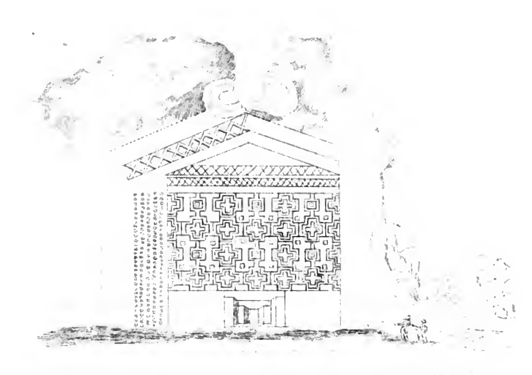
Da man ohne Zweifel neulich Vieles in Deutschland von dem Mac Adam-Pflaster gehört hat, welches fast in allen Hauptstraßen Londons, so wie an vielen andern Orten und Landstraßen angewandt wird, so dürfte es wohl an der Stelle seyn, hier die Natur desselben durch ein Paar Worte anzudeuten. Die untere Lage wird ganz flach gemacht, oder doch nicht mehr abhängig als nöthig ist, um dem Wasser einen Abzug zu gestatten. Ueber diese nun verbreitet man kleingeklopfte Steine, wo möglich alle von gleicher Größe und von der härtesten Gattung, welche zu haben ist, Eisensteine, Granit, und noch besser Feuersteine. Den Kies verwirft der Erfinder als untauglich, um eine feste Straße zu bilden, indem die Runde der Steine sie verhindert, sich fest anzufügen, und der Mergel, womit sie vermischt sind, vom Regen ausgewaschen wird. Das Beste in dem System scheint aber das zu seyn, daß immer Arbeiter auf den Straßen angestellt sind, die beym Regenwetter den Koth wegkratzen, und zu jeder Zeit die entstehenden Lücken mit frischen Steinen auffüllen.

Was man auch der brittischen Regierung in Indien vorwerfen mag, so ist es gewiß ihre Absicht nicht, das Volk in Unwissenheit zu erhalten. Sie hat so eben wieder in Calcutta ein hindostanisches Seminarium angelegt, wo in der Landessprache sowohl als im Englischen in allen Wissenschaften Unterricht gegeben werden soll, und zwar mit sehr ermunternden Bedingungen für die Studirenden. Auch in andern Gegenden Indiens wird die Erziehung der Jugend entweder unter dem unmittelbaren Antrieb der Regierung oder doch mit ihrer Genehmhaltung befördert, und wenn die Folgen nicht so schnell und auffallend sind als der Menschenfreund es wünschen könnte, so muß er nicht vergessen, wie hartnäckig die Elemente sind, mit denen man zu kämpfen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Ein Steinabdruck. — Kunstblatt Nro. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



IAEFAFAK : YAΓOΓAF·S : MIΔAI : ΓAFAΓTAEI : FAΓAKTEI : EΔAE
BABA : ΓEΓEFAIS : ΓP·ITAF·S : KΦIJAΓAFEJ·S : SIKEΓEΓAN : EΛAES

Nro. 251.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. October 1824.

Bestehen mag vor'm Blick des Herrn
Wohl jedes einzle Leben,
Das selb sich lebt und lässet gern
Auch leben die daneben.

Robert Walker und seine Umgebungen.

Frey nach Wordsworth.

Hoch im Norden meines Vaterlandes liegt eine von der Natur mit seltenem Reiz ausgestattete Gegend, durch welche der Duddonfluß seine silber-klaren Fluthen strömt. Gewöhnlich wird sie das Land der See'n genannt, wegen ihres Ueberflusses an diesen. Schöner aber ist kein Theil dieses Landstrichs, als, seitwärts von lang-hingedehnten größern Schluchten, ein kleines zirkelförmiges Thal, welches der Duddon begrenzt. Gegen Ende Septembers, wenn das Spätgras der Wiesen noch frisch grünt, und die Blätter mancher Baumart schon falb werden, aber vielleicht noch keines fiel, ist dieß Plätzchen wahrhaft bezaubernd; instinktmäßig wird jeder Wanderer bey ihm verweilen. Im Vorgrunde ist eine rohe, in ihrer nachlässigen Einfachheit malerische Brücke über das Bett des unruhigen Stromes geschlagen, der am Wege schäumend dahinströmt. Rauhe, steinige Hügel von vielfach wechselnden Formen umgeben die grünen Wiesen, die uralten, mit Birken gekrönten Felsen des Thals. Hie und da zeigen sich dem Auge einzelne, zwischen den Felsen wie Einsiedeleyen hervorblickende Häuser. Schutz und Sonne waren die Vorzüge, welche die Wahl ihrer Lage bestimmten. An andern Orten gleichen mehrere, von hohen Bäumen umgebene, mit Epheu bis zum Dach herauf bewachsene Wirthschaftsgebäude den Ruinen eines ehemaligen Klosters. Ueberall hat die Natur, und meistens auch die Zeit, das demüthige Menschenwerk geadelt, dessen man in dieser friedlichen Einsamkeit gewahrt; und so ist Harmonie des Tons und der Farben, Vollendung der Schönheit entstanden. Dieß liebliche Thal bedarf des Schleyers der Dämmerung nicht, seinen Reiz zu erhöhen. Im Morgenschein, wenn die Sonne hell, aber noch mild, auf die Fluren herabstrahlt, erfüllt sein Anblick, von der Brücke aus genossen, das Herz des Wanderers mit der heitersten Freude. Er möchte mit dem raschen Hirtenknaben die Felsenpfade hinanklimmen, den Melkerinnen grüßend begegnen, und in jede offene Hausthür einen fröhlichen guten Morgen rufen. — Aber am Abend, wenn nur noch ein schwaches röthliches Licht im Westen strahlt, dem der feuchte Perlenschimmer der Wiesen entgegendaucht; wenn die mancherley Baumarten düster, aber noch kenntlich, dastehen; wenn der blaue Rauch über den Hütten sich in der kühleren Luft verdichtet, und die dunkeln moosigen Steine auf dem Grunde des schäumenden Flusses zu schlafen scheinen — wahrlich! dann hemmt der beschauende Fremdling unwillkürlich seine Schritte, um den himmlischen Frieden in der Tiefe unter ihm nicht zu stören. — Der Eindruck des Ganzen ist so, daß man den Anblick täglich erneuern, ja noch lieber nie von ihm scheiden möchte; und sicher gehört dieß Thal in seiner anspruchlosen Stille zu den liebsten Erinnerungen manches Reisenden in Nord-England.

Dicht neben dem Thal ist der Kirchhof von Seathwaite, wo der ehrwürdige Robert Walker nun schon seit beynahe zwanzig Jahren schläft. Er starb als Pfarrer des

Orts im 67sten Jahre seiner Amtsführung und im 93sten seines Alters. Dieser Mann war so ausgezeichnet durch seine Redlichkeit, seinen Fleiß und seine Mäßigkeit, daß einige Nachrichten aus seinem Leben wohl des Aufbehaltens werth sind.

Er war der Sohn eines Landmannes in der Nähe von Seathwaite, und von zwölf Kindern das jüngste. Da während seiner Knabenjahre seine Gesundheit schwächlich schien, hielt man es für das Beste, ihm eine nach den Begriffen der einfachen Landleute gelehrte Erziehung zu geben; denn es war nicht wahrscheinlich, daß er einst durch körperliche Arbeit sein Brod werde verdienen können. Damals gab es noch in wenigen dieser Thäler Schulhäuser; die Kinder lernten in der Kirche Lesen und Schreiben: und in eben dem heiligen Gebäude, wo er später so viele Jahre lang als Prediger und Schullehrer wirksam war, empfing Walker selbst die ersten Keime des Unterrichts. Schon sehr jung ward er Schulmeister zu Loweswaten, wo er schwerlich mehr als Lesen, Schreiben und Rechnen zu lehren hatte. Durch die Unterstützung eines Edelmanns in der Nachbarschaft ward er indessen in freyen Stunden mit den Klassikern bekannt, und brachte es endlich so weit, daß er als Untergeistlicher ordinirt werden konnte. Zwey kleine Bedienungen wurden ihm angeboten; die eine zu Seathwaite, in dem Thale, wo er geboren war. Diese zog er vor, besonders deßhalb, weil er sich zu verheyrathen wünschte, und dort freye Wohnung, wenn gleich in einem unscheinbaren Häuschen, fand. Die Gattin, welche er gewählt hatte, gehörte einem sehr untergeordneten Stande an, nämlich dem dienenden; doch machten strenge Rechtlichkeit, Herzensgüte und schlichter Verstand sie werth, die Gattin eines Mannes wie Robert zu seyn. Sein ganzer Gehalt bestand Anfangs nur aus fünf Pfund Sterling (etwa dreyßig Thalern); mit diesen, und einer kleinen Summe, welche die junge Gattin in ihrem Dienst erspart hatte, ward der Hausstand angefangen. Mit sorgenloser Heiterkeit trat Robert seine Pfarre an, und siebenzehn Jahre später erzählt ein Reisender, welcher ihn besucht hatte, von ihm das Folgende:

„Von den herrlichsten Tagen des beginnenden Herbstes begünstigt, machte ich vor einiger Zeit einen Ausflug „in das malerische Land der See'n, und hatte die Freude, „in einem dortigen Untergeistlichen, Namens Walker, „über den ich schon mehrmals hatte sprechen hören, einen „eben so merkwürdigen als originellen Mann kennen zu „lernen. Bey meinem Eintritt in sein Haus fand ich ihn „oben an einem großen viereckigen Tisch sitzend, den man „in der Wohnung der untern Klassen des Volks hier gewöhnlich antrifft. Seine Kleidung bestand aus einem „groben blauen Rock mit schwarzen Hornknöpfen besetzt, „einem zurückgeschlagenen Hemdkragen, einem ledernen „Riemen um den Hals statt der Halsbinde, einer groben „Schürze, und Holzschuhen mit eisernen Nägeln beschlagen. Er hatte einen kleinen Knaben auf dem Schooß, „der sein Frühstück verzehrte; die Hausfrau und die übrigen Kinder zupften oder spannen Wolle, mit der er in „seiner Art einen bedeutenden Handel treibt. Wenn sie „zum Verkauf fertig ist, trägt er selbst sie zu dreyßig bis „zwey-und-dreyßig Pfund acht Meilen weit auf dem Rücken „in die nächste Stadt, um sie abzuliefern, was um so „merkwürdiger ist, da er in frühern Jahren schwächlich gewesen seyn soll. — Von seiner Rüstigkeit und Betriebsamkeit hatte ich indessen schon mancherley Erzählungen „gehört; diese überraschten mich also nicht. Allein die geistige Kraft dieses Mannes, sein klares Urtheil, seine „unbefangene Offenheit, und die Heiterkeit, welche in seiner ganzen Familie einheimisch schien, erfüllte mich mit „wahrer Achtung und Theilnahme. Er strebt nach keiner „Beförderung, viel weniger nach Begünstigung; nur durch „Mäßigkeit und Fleiß hält er dem Mangel seine Thür „verschlossen, und bringt er es jemals weiter, so verdankt „er dieß keiner fremden Stütze, sondern einzig und allein „sich selbst. In seiner Gemeinde, und weit über diese „hinaus in der ganzen Gegend, ist nur Eine Stimme der „Liebe, ja fast der bewundernden Ehrfurcht über ihn; und „wahrlich, kaum kann dieß auch anders seyn. Er ist eine „Zierde des Landes, in dem er lebt; seine Milde und Heiterkeit, seine verständigen, edeln, nie gehaltlosen Gespräche, die Reinheit seiner Lehren wie seiner Handlungen zeichnen ihn vor Hunderten seines Standes aus; „und ich verhehle es nicht, daß ich in vielen Zügen seines „Lebens eine wohlthuende Uebereinstimmung mit jener „schlichten Einfachheit finde, welche einst den ersten Bekennern der christlichen Lehre eigen war."

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Klein-Asien.

(Beschluß.)

Konia.

Wir waren hier bequem einquartirt, und zwar in dem Hause eines Christen von der griechischen Kirche, welcher aber mit der griechischen Sprache unbekannt war, deren man sich nicht einmal beym Gottesdienst bedient: sie haben die vier Evangelien und die Gebete auf Türkisch gedruckt. An der Spitze dieser Christen stehet ein Metropolit, welcher mehrere Kirchen in den benachbarten Städten unter sich hat.

Da es jezt im Ramazan war, wo die Türken bis nach Sonnenuntergang weder Nahrung zu sich nehmen, noch Besuche empfangen, so mußten wir unsern Besuch beym Statthalter bis zum Abend aufschieben. Er ist ein Pascha von drey Roßschweifen, steht aber unter dem Pascha von

Kutaja, welcher den Titel Anadol-Beglerbeg oder Anadol-Valesi führt, und den Oberbefehl über alle anatolischen Truppen hat, wenn sie sich in's kaiserliche Lager verfügen. Unser Besuch war, wie es bey den Türken gebräuchlich, zuerst bey dem Kiaya oder Vice-Statthalter, und dann beym Pascha. Der Eingang in den Hof des Serails war auffallend: tragbare Feuer von Fichtenholz in Eisenkörben, die auf in dem Boden steckenden Stangen befestigt waren, brannten in allen Theilen des Hofes, in welchem eine lange Reihe gesattelter Pferde stand. Höflinge in ihren Staatskleidern bewegten sich nach allen Richtungen, und Züge von Bedienten mit bedeckten Schüsseln verriethen, daß die Nacht eines türkischen Fasttages dem Zechen gewidmet ist. Das Gebäude aber war mit diesen Zeichen der Pracht und Festlichkeit gar nicht im Einklange, da es ein niedriges hölzernes Haus mit zerfallenen Gängen und zerbrochenen Fensterrahmen war; aber es stehet an der Stelle, wo einst der Palast der Sultane von Ikonium stand, und enthält einige Theile von starker und geschmackvoller Bauart aus den frühern arabischen Zeiten. Das Innere des Gebäudes schien nicht viel besser, als das Aeußere, außer dem Audienzsaale, welcher mit reichen Teppichen und Sophas belegt, und mit Dienern in den prächtigsten Anzügen angefüllt war. Der Pascha, so wie vorher sein Kiaya, empfing uns mit stolzer Förmlichkeit, obgleich auf eine höfliche Weise. Er versprach uns einen Karaman vorauszuschicken, um die Pferde und Nachtquartiere für uns in Bereitschaft zu setzen. Nach dem gewöhnlichen Kaffee, Zuckerwerk, Scherbet und Wohlgerüchen empfahlen wir uns und kehrten in unsere Wohnung zurück. Die Begierde von den Dienern des Paschas für den Bakschisch war von ungemeiner Art. Einige begleiteten uns mit Fackeln, wie die oben erwähnten; Andere mit silbernen Stäben. Bald nachher besuchten uns einige von des Paschas Musikanten, welche sehr wohl zu begreifen schienen, daß wir nach unserer Ermüdung gern ihre Abwesenheit für eine gute Summe erkaufen würden; kaum waren sie aber fort, so war eine andere Bande da; es kamen die Kahwedschi, die Tutundschi und ein langer Zug von Tschokadaren; und da diesen eine Menge Stadtleute folgten, welche blos die Neugierde zu uns trieb, so ward es sehr spät, ehe wir uns zur Ruhe begeben konnten.

Der Umfang der Mauern von Konia ist zwischen zwey bis drey englischen Meilen, außerhalb welchen sich Vorstädte befinden, die kaum weniger bevölkert sind, als die Stadt selbst. Die hohen starken Mauern mit ihren viereckigen Thürmen, die bey den Thoren dicht an einander stehen, rühren von den Zeiten der seldschuk'schen Könige her, die sich Mühe gegeben zu haben scheinen, die griechischen Inschriften und Ueberbleibsel von Baumaterialien und Bildsäulen des alten Ikonium aufzubewahren. Wir sahen in ihrem ganzen Umfange eine Menge griechischer Altäre, Inschriften, Säulen u. s. w. eingemauert, die sich sehr gut erhalten haben. Indessen schienen keine von den griechischen Alterthümern aus einer sehr frühen Zeit, nicht einmal des römischen Reiches herzurühren. An verschiedenen Stellen sahen wir griechische Kreuze und Bilder von Löwen, von sehr grober Arbeit; und an allen den vorspringenden Theilen der Mauer und der Thürme arabische Inschriften, dem Anschein nach aus sehr früher Zeit. Die Stadt und Vorstädte und Gärten haben einen Ueberfluß an Wasser von Bächen, welche von den westlich gelegenen Bergen herab kommen, und nordöstlich in einen See fallen, der nach dem Schmelzen des Schnees auf dem Gebirge oft austreten und die ganze Gegend umher überschwemmen soll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Castellamare, im August.

Der dießjährige spät eingetretene Sommer, welcher indessen in diesem Monat sein Recht behauptete, und wenn auch im Allgemeinen selten über 25° Hitze brachte, dennoch manchen Tag 26 und fast 27 hatte, verhinderte viele Brunnengäste, das sonst so beliebte Castellamare zu besuchen. Von diesem sogenannten Badeorte hat man eine ziemlich unrichtige, oft zu gute Vorstellung, wenn man sich einbildet, einen so angenehmen Aufenthalt, wie in Deutschlands besuchtesten Bäder oder Brunnen zu treffen. Selbst denen in Oberitalien, z. B. Pisa, Lucca oder Montecatini, ist er auf keine Weise zu vergleichen, wenn er auch in mancher andern Rücksicht Vorzüge vereinigt, welche jenen fehlen. Da er im Auslande so wenig bekannt ist, dürfte eine kleine, gewiß von Partheysucht freye Schilderung desselben nicht unwillkommen seyn.

Das Städtchen Castellamare von ungefähr 15 bis 16,000 Einwohnern liegt am östlichen Ufer des schönen Meerbusen, der Hauptstadt Neapel gegenüber; in gerader Linie zu Wasser etwa zwölf, zu Lande vierzehn Meilen von derselben entfernt. Die Lage ist überaus schön, hart am Meere; ein lieblicher Quay bietet früh am Morgen und Abends einen angenehmen Spaziergang dar, wenn man nämlich auf dem Lande das Städtische sucht; denn hier wird eben so gut wie in Neapel, besonders an Sonn- und Feyertagen, ein brillanter Corso gehalten, wo man, wie dort, es sich in eleganten Fuhrwerken und Toilette einander zuvorzuthun strebt. Die hart hinter der Stadt liegenden sehr hohen und steilen Gebirge, von denen der S. Angelo a tre Pizzi, oder Monte-Auro (unter welchen Namen er jedoch wenig bekannt ist) der höchste ist, sind mit großen und kleinen Landhäusern bis zu einer gewissen Höhe besezt; alle liegen mehr oder weniger äußerst anmuthig, entweder in Weinbergen, oder, von meistens jungen Gehölzen umgeben, womit alle, selbst die höchsten Berge bis zum Gipfel bewachsen sind, und vor Jahren eine in ihrer Art einzige Waldung von den schönsten guten Kastanienbäumen, deren fast keiner weniger wie hundert Jahre haben konnte, ausmachten. Aber die Forstwissenschaft ist hier, wenn sie überhaupt getrieben wird, sehr in ihrer Kindheit, und der Himmel verzeihe es denjenigen, welche die Verwaltung darüber hatten. Die ganze Verwaltung ward vor neun bis zehn Jahren für eine Kleinigkeit verkauft und man schonte keines Baumes. Wie mit der Sense ward Alles abgemäht, und ohne die mindeste Rücksicht auf das Vergnügen der Brunnengäste, oder auf die Nothwendigkeit derer, ihrer Gesundheit wegen hier sich Aufhaltenden, einen so angenehmen als beym Brunnentrinken unentbehrlichen

Spaziergang zu lassen, ward keines Baumes geschont. Alles mußte der Axt weichen, und man wußte sich vor Italiens glühender Sonne keinen Schutz zu verschaffen. Ein Glück ist es nur, daß in diesem herrlichen Klima und fruchtbaren Boden Alles so schnell treibt, und diesen Augenblick die jungen Kastanientriebe bereits wieder eine Höhe von 18 bis 20 Fuß erreicht haben, und demnach den Verlust ihrer Stammbäume für denjenigen weniger fühlbar machen, welcher sich ihrer vormaligen Schönheit nicht erinnert, indem sie bereits nothdürftigen Schatten werfen.

Das hochliegende königliche Schloß Quisisana, oder „hier wird man gesund," ist seit einigen Jahren, nachdem der Prinz von Dänemark es bewohnt hat, wieder in Aufnahme gekommen. Der König besucht es zuweilen und der Kronprinz hielt sich vorigen Sommer einige Monate daselbst auf. Seitdem sind alle Wege, Spazierpläze, Size, Brunnen u. s. w. wieder hergestellt worden, welche bis dahin ganz und gar verfallen waren, und wenn nur die hiesige spanische Etikette nicht so strenge und es unverboten wäre, frey darin umherzugehen, würde freylich Alles viel gewonnen haben. Nun aber ist es nicht hinlänglich, daß zu Anfang einer jeden Allee in der Gegend des Schlosses auf steinernen Tafeln eine Warnung angeheftet ist, daß weder Reiter, noch Last- oder andere Thiere diesen Weg gehen dürfen, sondern man muß selbst halsbrechende Bergpfade einschlagen, um zu den nahe gelegenen Orten im Gebirge zu gelangen, welche einen ununterbrochenen Verkehr mit der Hauptstadt über Castellamare haben. Ja, wenn irgend Jemand vom Hofe dort ist, sind alle Zugänge mit eben nicht sehr artigen neapolitanischen Soldaten besezt, und wie der König vor zwey Jahren sich dort mehrere Wochen aufhielt, war das ganze Schloß mit östreichischen Piquets, welche biovakiren mußten, dergestalt umgeben, daß man sich demselben auf Hunderte von Schritten nicht nähern konnte; es hatte das Ansehen, als ob man einen feindlichen Ueberfall befürchtete.

Wenn für das Vergnügen der Gäste wenig gesorgt wird, so ist es mit deren Bequemlichkeit fast noch schlimmer. Vor nicht vielen Jahren mußte man Alles, was in einem Hause nöthig ist, von Neapel herschaffen. Der Haus- oder Zimmer-Eigenthümer gab wörtlich nichts als die vier nackten Wände ohne Möbeln noch Betten für einen hohen Preis. Jezt ist man wenigstens so weit, daß man das Unentbehrliche antrifft, und außer den wenigen größern Landhäusern, auch die kleinern mit den nothwendigen Mobilien, Küchengeschirr u. s. w. versehen sind. Einige derselben sind selbst elegant eingerichtet; aber dann ist der Preis auch von der Art, daß nur sehr reiche Leute sich den Genuß verschaffen können, eins derselben zu bewohnen. Geringere oder einzelne Personen begnügen sich, irgend ein Zimmer in der Stadt zu bekommen, wo selbst der Anspruchloseste wahrlich aller Gemächlichkeit des Lebens entsagen muß. Dazu kommt noch, daß nur ein Speisehaus dort ist, wo man für theures Geld schlecht genug bedient wird, indem die Unternehmer gewöhnlich alle Jahre wechseln, und sich einbilden, während einer Kurzeit reich zu werden. Sie irren aber jedesmal, und alljährlich erscheint ein neuer Unternehmer, dem es nicht besser geht.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Anfangs Oktober.

(Beschluß.)

Ich habe so eben einen interessanten Bericht von der Frey-Schul-Gesellschaft zur Beförderung der Erziehung der Eingebornen in und um Bombay unter der Leitung der amerikanischen Missionarien vor mir. Aus diesem erhellt Folgendes: Die Anzahl der zu denselben gehörigen Kinder beläuft sich auf 1454, im Durchschnitt aber (in Folge der Gleichgültigkeit der Bewohner gegen Erziehung) nicht über 1135, welche die Schulen regelmäßig besuchen. Aus demselben Grunde hat man auch das Lancastersche System nicht einführen können, und sich begnügen müssen, einige Verbesserungen in der Unterrichtsweise der Eingebornen anzubringen, welche bekanntlich mit jener viel Aehnliches hat. In dieser Schule lehrt man Lesen, Schreiben, Rechnen, Sprachlehre, Erdbeschreibung und die Anfangsgründe der Sternkunde, in der Mahratta-Sprache allein. Die vorzüglichsten Lesebücher sind die Bibel und andere Werke der Sittenlehre, deren man sich in der englischen Schule bedient. Man bedauert indessen, daß die Kinder die Schule in einem zu frühen Alter verlassen, welches theils dem Landesbrauch, theils der Armuth des Volkes zugeschrieben wird. Es wird bemerkt, daß unter den Zöglingen 136 zur jüdischen Religion gehören, und daß unter 54 Mädchen (die man seit Kurzem erst hat dahin bringen können, die neugebildete Mädchenschule zu besuchen) 29 Jüdinnen sind. Die Vorsteher dieser Anstalten beklagen sich indessen über den Mangel an Mitteln, welche sie genöthigt, die Anlegung von Schulen an mehreren Orten zu verweigern, wozu sie von den Eingebornen aufgefordert worden, und versichern, daß fünf der Schulen durch Beyträge von Amerika, vorzüglich von Frauenzimmervereinen, erhalten würden. Indessen, wie viel Gutes auch in Indien geschehen, und wie viel glücklicher die Einwohner auch unter brittischer Herrschaft als unter ihren ehemaligen Hindu'schen und Mohamedanischen Tyrannen seyn mögen, so kann man doch nicht vergessen, daß die Herrschaft durch Gewalt, Betrug, List und vor Allem durch Ströme von Menschenblut erlangt worden; und wendet daher gern das Auge auf Scenen des blühenden Wohlstandes und des Friedens, wo die sanfte Gewalt des Handelsgeistes unter dem leitenden Vorstand der höhern europäischen Kenntniß und Klugheit eine Kolonie aus den halbgebildeten und ganz rohen Völkern des fernen Orients bildet, und sie alle durch ein geselliges Band in eine brüderliche Gemeinde vereinigt, nämlich auf Singapore. Vor wenigen Jahren noch eine Wüste, sehen wir auf diesem herrlichen Eilande, welches die Britten durch Kauf an sich gebracht, und welches sie zu einem Freystaate und Freyhafen erhoben, bereits eine Bevölkerung von mehr als 13,000 Menschen in 767 Häuser wohnend, aus Armeniern, Arabern, Hindus, Malayen, Bugguesen und Chinesen, besonders aber aus den drey leztern Nationen zusammengesezt, unter der Leitung von nicht mehr als 74 Europäern, worunter 23 Weiber, und unter der Aufsicht von etwas mehr als 300 Soldaten, welche mit allen benachbarten Nationen, Indiern, Siamesen, Cochin-Chinesen, Chinesen, und bis mit den fernen Wilden von Celebes einen thätigen Handel treiben, welcher bereits Millionen beträgt. Eine solche Anstalt ist dem Menschen erfreulich, und müßte allen europäischen Handelsstaaten zum künftigen Muster dienen. Hätten sich die Europäer nur auf solche Niederlassungen im Orient beschränkt, wie sehr würden dann die Einwohner unser Andenken segnen müssen! denn auf diese Weise hätte unser Einfluß auf ihre Sitten und Denkungsart weit schneller und wohlthätiger wirken müssen, da man immer lieber von denen lernt, die man liebt und achtet, als von denen, die man haßt und fürchtet. Aber wie die Engländer sagen: It is never too late to mend, und noch kann viel Gutes geschehen. In dem lezten Jahre waren über hundert Fahrzeuge von Celebes und den andern östlichen Inseln mit Waaren zu Singapore, und einmal zwischen 2 und 3000 Seeleute von jenen Nationen. Es ist wahr, für's erste nahmen sie meistentheils Feuergewehre und Munition mit zurück, mit der Zeit aber nehmen sie doch wohl auch bessere Sitten und Gesinnungen mit, während die Gelegenheit eines guten Marktes einen Sporn zum Erwerbfleiß und zu einer Verminderung der Kriege unter ihnen führen muß.

Beylage: Literaturblatt Nro. 84.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 252.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 20. October 1824.

Der Mensch, das elende Spielwerk des Unglücks, der Krankheit, des Alters und des Todes, findet nur das Glück, wenn er sich von der Welt loszureißen weiß.

Die Schlange und die Frösche.
(Eine ostindische Fabel.)

In einem verwilderten Garten lebte eine alt gewordene Schlange, mit Namen Mandavisarea. Ermattet durch Alter und Hunger näherte sie sich eines Tages dem Rande eines Sumpfes. Sie sah die Frösche mit sehnsuchtsvollen Blicken an; aber wie sollte sie ihrer habhaft werden? Einer der Frösche erblickte sie und fragte sie aus vorsichtiger Ferne: „Was fehlet dir? Hast du deinen Appetit verloren?" — „Laß mich, laß mich! rief die Schlange, halte dich mit einem so elenden Geschöpfe nicht auf, wie ich bin." Bey dieser Rede grinzte der Frosch mit Schadenfreude; er näherte sich dem Ungeheuer, und indem er sein leeres Gesicht in einen lächerlichen Ausdruck des Mitleids zusammenzog, bat er sie dringend, ihm die Geschichte ihres Unglücks zu erzählen. Die Schlange stieß einen Seufzer aus und begann folgendermaßen: „Ein Weiser von Brahmapaur, Namens Kohndineia, hatte einen einzigen zwanzigjährigen Sohn, welcher mit jeder tugendhaften Eigenschaft geschmückt war. Das Schicksal wollte es, daß er ein Opfer meiner Giftzähne werden sollte: ich biß ihn, und er starb. Als der Brahmine seinen Sohn leblos daliegen sah, warf er sich verzweiflungsvoll zu Boden. Seine Verwandten und Freunde und die ganze Nachbarschaft von Bramahpaur versammelten sich um ihn her. Unter andern kam auch Kupila, ein erfahrner und weiser Mann, hinzu, und verwies ihm seinen Schmerz mit folgender Rede: „„Woher diese Unterwerfung unter die Macht des Schmerzes? Sage mir, was ist aus den Monarchen der Welt, was aus den Herrn mächtiger Heere und zahlloser Streitwagen geworden? Erinnert uns nicht jeder Gegenstand innerhalb der fernen Grenzen ihres Reiches, daß sie todt sind? Der Körper zerfällt durch den Tod, wie das irdene Gefäß, das nicht durch das Feuer gehärtet worden, im Bache dahinschmilzt. Jugend, Schönheit, Reichthum, Macht, die Gesellschaft derer, welche wir lieben, sind Güter, welche nicht über einen Tag bey uns bleiben: der Weise ist ihnen nicht einen einzigen Seufzer des Bedauerns schuldig. So wie zwey auf dem mächtigen See getragene Bretter sich berühren, und dann auf ewig scheiden, so begegnen sich die Menschen in diesem Leben, und werden auf ewig getrennt. Ist nicht der Körper aus fünf Elementen zusammengesezt? Warum sollen wir denn trauern, wenn eines derselben zu seinem Urquell zurückkehrt? So viele Freunde der Mensch hat, so vielemale läßt er seine Seele vom Schmerz durchschneiden. Du weißt ja, daß unsere Geburt nur der Anfang des Todes ist: wir sind einen Augenblick lang bey einander, und Aeonen lang getrennt. Wenn das Band der zarten Freundschaft zerschnitten wird, so ist der Schlag so schrecklich, als der, welcher das Licht in Finsterniß verwandelt. Die Bäche eilen den großen Strömen zu: wer vermag es, ihren schnellen Lauf zu hemmen? So entfliehet auch das Leben des Menschen; so schlüpfen seine Tage und seine Nächte dahin. Wo findet sich das Glück hienieden, als in der Gesellschaft der Tugend-

hasten? Aber, ach! dieses Glück wird durch die Qual der Trennung vergiftet. Sagara, und andere mächtige Fürsten, veredelten sich durch Großthaten. Aber auch sie sind todt, und ihre Thaten — wo sind sie? Wenn der Tod unsere Kinder frühzeitig übereilet, und der Schmerz wie ein schwarzes Schwert unsere Seele durchsticht, da wird die Erinnerung unsere Feindin, und das einzige Heilmittel für unsere Krankheit ist die Vergessenheit."" Bey diesen Worten erhob sich Kohdineia wie aus einem Todesschlummer. „„Ja, rief er, ich will diesen unglücklichen Ort fliehen, wo ich die Qualen der Hölle erdulde; ich will mich in einen Wald begeben."" Aber Kapila hob wieder an: „„Das Böse folget dem Sünder auch in den Wald. Der Mensch kann sich über die Leidenschaften erheben, ohne seine Wohnung zu verlassen. Wer das Böse vermeidet, und seine Leidenschaften zu bezähmen weiß, braucht sich nicht in die Wildniß zu entfernen; sein Haus wird ihm zur Wohnung der Buße. Der Kummervolle erfüllt seine Pflicht, wenn er sich allenthalben in einem Zustande der Ruhe erhält; denn jeder Ort ist für die Ausübung der Religion geeignet. Der Mensch, das elende Spielwerk des Unglücks, der Krankheit, des Alters und des Todes, findet nur das Glück, wenn er sich von der Welt loszureißen weiß. Glück, sage ich? Es gibt kein Glück; es gibt nur Elend; und wir machen uns einen Begriff vom Glück, indem wir die Gedanken dem Jammer entgegensetzen."" — „„Ach, rief der trauernde Brahmine, es ist nur zu wahr! Aber du, sprach er, indem er sich verfluchend gegen mich wandte, du sollst in Zukunft Frösche auf deinem Rücken tragen!"" Inzwischen aber waren die Lehren des Kapila wie Honigthau auf seine Seele gefallen, und hatten seinen Schmerz besänftigt, und nachdem er den Stock aufgenommen (d. h. eine gewisse, von der Religion vorgeschriebene, Feyerlichkeit ausgeübt), entfernte er sich; und hier bin ich Elende nun zu dem Geschäft verdammt, Frösche zu schleppen." So weit sprach die Schlange. Kaum hatte sie geendigt, als der Frosch davoneilte, um die außerordentliche Geschichte dem Monarchen der Sümpfe mitzutheilen. Bald erschien Se. Majestät und watschelte mit großer Würde auf die Schlange zu. Diese empfing ihn ganz demüthig auf ihrem Rücken, sprang davon, und gab ihm einen langen angenehmen Ritt. Den folgenden Tag erschien der König auf's Neue, und bestieg seinen Renner; aber die Schlange war nicht so flink, wie gestern. „Was macht dich so träge?" fragte der König der Frösche. — „Ach! Eure Majestät halten zu Gnaden, sagte die Schlange, ich sterbe vor Hunger, und kann nichts zu mir nehmen, als Froschfleisch." — „Nun, nun, sprach der König, du magst ein Paar Frösche fressen!" und zugleich gab er mehrern von seinen Unterthanen Befehl, herbeyzukommen, und sich verschlingen zu lassen. Sobald kehrte der Schlange Flinkigkeit zurück; der König freute sich immer mehr und mehr, die Einwohner des Sumpfes wurden immer weniger und weniger, und als sie Alle verschlungen waren, verschlang die Schlange auch — den König.

Robert Walker und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Kurz nachdem diese Zeilen über Walker geschrieben waren, schlug der Bischof von Chester vor, die Pfarre von Ulpha mit der angränzenden von Seathwaite zu verbinden; doch jener selbst lehnte dieß ab. „Man könnte mir die Annahme beyder Stellen als Habsucht auslegen, meynte er; und leicht würde auch die eine oder die andere der Gemeinden sich vernachlässigt glauben, wodurch dann mancherley Unzufriedenheit entstünde, die ich zu vermeiden wünsche: denn es liegt mir vor Allem daran, wenn irgend möglich, mit jedermann in Frieden und Einigkeit zu leben." — Auch andere, bey weitem ansehnlichere Pfarrstellen als die seinige, wurden dem wackern Manne in der Folge angeboten; allein er weigerte sich, den Ort zu verlassen, wo er so lange zufrieden und nützlich gelebt hatte. Die Pfarre zu Seathwaite ward ihm indessen nach und nach verbessert. Doch bleibt es immer noch zum Erstaunen, wie er mit so wenigen Mitteln eine zahlreiche Familie nicht nur mit dem Nothwendigen versorgen, sondern ihr auch eine sorgfältige und einigen der Söhne sogar eine gelehrte Erziehung geben konnte. — Er hatte acht lebende Kinder, drey andere starben schon im zarten Alter, und wurden von den Eltern betrauert, als wären sie die einzigen gewesen. Ueber den ältesten Sohn schreibt er selbst, indem er ihn einem Freunde zur Beförderung empfiehlt, die folgenden, seinen geraden schlichten Sinn deutlich bezeichnenden Worte: „ich habe für seine Erziehung gethan, „was ich irgend vermogte. Seine Gesundheit war eine „Zeitlang schwach, sonst hätte ich ihn noch weit länger auf „der hohen Schule zu Dublin gelassen; doch ist die Zeit, „die er dort zubrachte, treu benutzt. Jetzt hat er sich erholt, und da ich für mich selbst, den Jahren nach, auf „dieser Welt wenig mehr erwarten kann, würde es mir „eine große Beruhigung seyn, ihn auf gutem Wege zu eignem Fortkommen zu wissen. Sein Betragen ist bis hieher im Leben vorwurfsfrey gewesen, und ich hoffe, er „wird in Gesinnung und That nie der Lehre und dem Beyspiel eines redlichen Vaters untreu werden."

Und eben der Mann, der mit so gewissenhaftem Eifer das Aeußerste für die Erziehung einer zahlreichen Familie that, war auch als Vorsteher seiner Gemeinde gastfrey und mildthätig in hohem Grade. Jeden Sonntag z. B. ward im Winter, an dem langen Tische, dessen der vordin angeführte Reisende erwähnt, Suppe zur Erquickung für diejenigen seiner Pfarrkinder ausgetheilt, welche

einen weiten Weg nach Hause hatten; und oft nahmen sie schon ohne alle Umstände ihren Platz ein, als gehörten sie zu den Hausgenossen. Es scheint kaum glaublich, daß diese Spende selbst vor Verbesserung der Pfarre habe gereicht werden können; auch ward ein Opfer, welches Manchem sehr schwer geschienen haben würde, von dem Pfarrer und seiner Familie zu diesem wohlthätigen Zweck gebracht. Die erwähnte Ladung konnte nämlich nur dadurch herbeygeschafft werden, daß alles frische Fleisch für die ganze Woche am Sonntag auf einmal gekocht, und nachher an allen übrigen Tagen kalt aufgetragen ward. — Walkers Freygebigkeit bis ins späteste Alter wird auch noch durch eine Aeußerung bewiesen, welche sich in der Abschrift eines Briefes von ihm an einen seiner Söhne findet. Er verlangt nämlich bey Gelegenheit einer Abrechnung mit diesem, daß eine halbe Guinee als Taschengeld für den kleinen Robert zurückbleibe (seinen verwaisten Enkel, der in einer Schulanstalt war) und gibt das Geld einer Dame in Verwahrung, die „wohl hie und da ein Auge darauf haben wird, daß er es nicht thörigt verschleudert." Das nämliche kleine Geschenk sandte er mit treuem Gedächtniß von dieser Zeit an bis zu seinem Tode dem Knaben alljährlich.

Der Schluß des eben erwähnten Briefes ist so charakteristisch, daß ich nicht umhin kann, ihn hier abzuschreiben. „Wir, sagt er von sich und seiner Frau, sind in unserm gewöhnlichen Gesundheitszustande, und müssen Geduld haben mit den schnellen Schritten des Alters, welches täglich an unsere Thüre klopft, und uns drohend sagt, daß wir nicht nur sterblich sind, sondern auch bald darauf gefaßt seyn müssen, von unserm stillen Häuschen Abschied zu nehmen, und im lezten Kämmerlein zu schlafen. Nun, die Ruhe der langen Nacht wird uns auch wohl thun, wie die so mancher andern nach redlich vollbrachtem Tagwerk. Wir sehen ihr ohne zaghafte Aengstlichkeit entgegen." — —

Walker liebte alte Einrichtungen und Gebräuche, und hing in einzelnen Fällen zu seinem eigenen Schaden an ihnen. So hatte er z. B. in der Handlung eines Kaufmanns in der nächsten Stadt eine kleine Summe Geldes niedergelegt. Im Laufe der Zeit erhöhten sich die gebräuchlichen Zinsen; der Kaufmann bot auch ihm eine Zulage, allein Walker schlug sie aus; und freylich konnte dieß einem Manne nicht schwer werden, den wir, bey der kärglichsten Einnahme die Vereinigung einer zweyten Stelle mit der seinigen ablehnen sahen, damit man ihn nicht für habsüchtig halte. — Für seinen Schulunterricht sezte er nie einen Preis fest; wer Geld hatte, ihn zu bezahlen, gab, was ihm selbst passend schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Castellamare, im August.

(Fortsetzung.)

An Abend-Unterhaltung ist nicht zu denken. Kein Kasino, kein Zusammenhalten der Gäste. Wer sich keine Gesellschaft mitbringt, ist gewiß, allein zu stehen, und wer sich einbildet, wie in Deutschland und selbst Oberitalien, angenehme Bekanntschaften machen zu können, irrt gewaltig; die Neapolitaner lieben die Fremden nicht, und es ist unnöthig, sich ihnen zu nähern; man verfehlt gewiß seinen Zweck. Wobey indessen unentschieden bleibt, wer im Vortheil oder Nachtheil steht. Es bleibt demnach nur die Unterhaltung eines einsamen Spaziergangs oder ein Ritt auf Eseln, deren man Duzende an allen Ecken trifft und für eine Kleinigkeit auf mehrere Stunden miethet. Der Eseltreiber oder Bube trabt stundenlang nebenher, und es erregt Verwunderung, wie diese Leute die größten Beschwerden ertragen, in der brennendsten Hize die Berge ersteigen, und dennoch nie Müdigkeit merken lassen, oder Erschlaffung an den Tag legen.

Dieser Ort könnte zum angenehmsten Brunnenplaze der Welt umgestaltet werden, wenn alle bestehende Unbilden weggeräumt würden, welches ohne Mühe mit der größten Leichtigkeit geschehen könnte. Jedes Jahr wird davon geredet, jedesmal erhält man zur Antwort, es wären bereits 14,000 L. ausgesezt, um Anlagen zu machen, und für die Bequemlichkeit der Brunnengäste zu sorgen, und jedesmal bleibts beym Alten.

Die Stadt verpachtet die Quellen alle Jahre theurer; voriges Jahr zahlte der Pächter 652 L. Dieses Jahr 770 L. — und man mußte sich demungeachtet drängen und stoßen lassen, oder Gefahr laufen, in den Brunnen zu fallen, um ein Glas aus der Heilquelle zu erhalten.

Der Ort, wo diese aus dem Berge quillen, ist am Ende der Stadt, sehr eng und der Zugang beschwerlich. Am Eingang muß für jedes Glas Wasser ein halber Gran, etwa ein halber Kreuzer erlegt werden; zwey schmuzige Lazzaroni stehen bis ans Knie in den stark fließenden Quellen, schöpfen und halten das Glas in die Höhe, wonach sich dann sogleich fünfzig und mehr Hände mit Geschrey ausstrecken, so daß man dem Himmel dankt, wenn man eines erwischt. Dazu sind diese Buben noch so unbescheiden, einen Jeden um ein Trinkgeld anzusprechen, und wehe dem, welcher nicht immer Kupfermünze bey der Hand hat, er ist gewiß der Lezte. Dann erscheinen plözlich einige festauftretende neapolitanische Soldaten oder Eingeborne der Stadt, welche nicht zahlen, und dieses Vorrecht mit solcher Energie geltend machen, daß man ihnen lieber ausweicht, als in den Weg tritt.

Die Wirkungen des Wassers fangen bald an sich zu zeigen, und man kann dann fast überall unbescheidne Menschen treffen, die öffentlich thun, was sonst nur sehr heimlich zu geschehen pflegt; aber auch dazu ist keine Vorkehrung getroffen, und die südliche Gewohnheit, manche natürliche Dinge als natürlich anzusehen, läßt dem Gedanken von Unschicklichkeit keinen Raum. Dazu sind die vornehmern Gäste noch so wenig Rücksicht nehmend, mit Wagen, Pferden und Eseln dicht an den Brunnen zu reiten und den ohnehin engen Plaz so zu beschränken, daß man oft Gefahr läuft, seinen Weg durch die Menge nicht ohne einen Fußtritt eines dieser Thiere machen zu können.

Nach dem Trinken soll man langsam spazieren. Aber wo? dazu ist wieder weder Anstalt noch Gelegenheit; man geht also

in den Gassen der Stadt oder gegen Pozzano, eine Viertelstunde entfernt. Allein lezteres liegt so hoch, der Frühsonne ausgesezt und nur wenig Schatten darbietend, daß man ermüdet und erhizt wieder zum Brunnen kommt, und hier sowohl wie in den Gassen findet man keinen Schuz weder gegen die heißen Sonnenstrahlen, noch gegen die Menge Menschen, welche auf denselben ihr Gemüse, Fleisch und Fische mit dem gewöhnlichen Lärmen und Treiben der Neapolitaner zum Verkauf ausbieten.

Es ist wahrlich ewig Schade, daß der Gebrauch dieser wirksamen und so wohlthätigen Wasser mit so viel Unannehmlichkeiten verknüpft ist, daß der herrliche Genuß eines Sommeraufenthalts dadurch so sehr vergällt wird. Ueber die Wirksamkeit und Eigenschaften derselben folgt nachstehend ein Aufsaz, welcher von einem geschickten hiesigen Arzt herrührt:

„Die Beschaffenheit der Wasser in Castellamare ist mineralisch, ohne im mindesten thermalisch zu seyn, da sie das ganze Jahr durch kühl sind, und deßwegen in der heißen Zeit ein angenehmes Getränk gewähren.

„Die reichsten Quellen sind: das sogenannte rothe acqua rossa, eine Art eisenhaltiges Wasser, das schwefelhaltige sulfurea; das mittlere media, vormals nitrosa; das Sauerwasser Acidula, allgemein Acetosella genannt; Eisenwasser, ferrata unter der Benennung des Pozzillo oder kleinen Brunnens bekannt. Sie sind fast durchgängig weniger oder mehr mit kohlensaurem Gas gesättigt, wodurch sie den Namen Sauerbrunnen verdienen.

„Das rothe Wasser, welches nahe am Molo, dicht bey der Kirche des alten Fegefeuers fließt, färbt, ungeachtet es sehr klar ist, die Steine im Grunde roth oder rostfarbig, woher es den Namen des rothen Wassers erhalten. In demselben trifft man kohlensaures Eisen und alluminöse Theile, wodurch es einen starken, leicht zusammenziehenden Geschmack hat, und ist mit freyem kohlensauren Gas geschwängert. Es wird mit Nuzen in Magenkrankheiten, die von Schwäche herrühren, gebraucht. Wegen seinen alluminosen Theilen wird es von den Einwohnern zum Waschen der Augen angewandt, besonders bey chronischen Augenentzündungen, um kleine Flecken zu vertreiben, welche sich auf der Hornhaut oder Binde bilden. Andere waschen unreine und alte Wunden damit, und erhalten dadurch die nämliche Wirkung, wie in dergleichen Fällen von alluminösen Wassern.

„Etwas weiter, nahe am Schiffswerfte, geht man zur Linken einige Stufen hinab und findet unmittelbar am Fuße des Berges in einer engen Kluft, die obengenannten Eisen-Schwefel- und Mittelwasser.

„Alle drey vereinigen sich in einen wasserreichen Bach und verbreiten einen Geruch nach Schwefel oder nach geschwefeltem Wasserstoffgase, von den Einwohnern stinkendes Wasser genannt.

„Das Eisenwasser, so lange es unvermischt von Schwefelwasser ist, fließt rein, klar und blasenvoll; es hat einen scharfen reizenden Geschmack, ist aber oftmals nicht rein, indem es durch die Nähe leicht mit dem Schwefelwasser vermischt, dann nach geschwefeltem Wasserstoffgase riecht.

„Mäßig gebraucht stärkt es den Magen und befördert die Verdauung, indem es den größern Theil derjenigen eigensinnigen und langen chronischen Krankheiten hebt, welche von Erschlaffung oder Nervenübeln herrühren, besonders die schmerzhaften hysterischen Zufälle. Gewöhnlich trinkt man es während dem Essen mit Wein vermischt.

„Das Schwefelwasser wird wenig innerlich gebraucht; es ist mehr zum Waschen dienlich und bey Hautkrankheiten.

„Das Mittelwasser, sehr uneigentlich so (media) genannt, hieß vordem Salpeterwasser (nitrosa), wegen der großen Kraft, die Urinwege zu öffnen.

„Das lezte Wasser ist der Sauerbrunnen Acidula oder Acetosella, so genannt, weil es einen leicht prickelnden, fast unmerklich säuerlichen Geschmack hat, sonst aber kühl, klar und rein ist. Es enthält sehr viel freyes kohlensaures Gas, welches leicht daraus entweicht, wenn man es ein wenig schüttelt.

„Dieser Quelle scheint man in den ältesten Zeiten den Namen der Media gegeben zu haben, indem sie zwischen zwey rothen oder Eisenwassern entspringt, von denen die eine die oben erwähnte, und die zweyte in einem Gebäude ist, welches nicht weit vom vormaligen Meerthore liegt, und ebenfalls den Namen des rothen Wassers verdiente, indem es auch die Eigenschaft hatte, die Steine zu färben; diese hat aber ihre Richtung und Stärke verloren, welche von den alten Bewohnern des Ortes so sehr gelobt wurde.

„Zwischen diesen beyden Quellen findet sich demnach dieses Acidula oder das eigentliche Media, dessen Plinius mit den Worten: calculosis mederi aquam in stabiano, quæ dimidia vocatur: Hist. nat. l. XXXI. C. II. erwähnt."

Gebadet wird in den Mineralwassern wenig; wer es will oder muß, läßt sich eine Badewanne und das Wasser ins Haus bringen, welches dann wieder mit viel Unbequemlichkeit und Unkosten verknüpft ist. Seebäder sind mehr üblich, allein die Anstalten dazu ebenfalls nur sehr schlecht.

Die Umgebungen von Castellamare sind äußerst schön und abwechselnd, und der Landschaftsmaler, so wie der Liebhaber großer sowohl als lieblicher Naturscenen findet immer reiche belohnende Ansichten, besonders wenn er das zum Theil etwas mühsame Bergsteigen nicht scheut. Der gewöhnlichste Spaziergang oder Ritt ist nach dem bereits erwähnten königlichen Schlosse, von welchem aus sich viele Fußpfade an den mit jungem Kastanienholze bewachsenen Bergen nach verschiedenen Richtungen ziehen. Von diesen Höhen herab einen heitern Sonnenuntergang zu sehen, ist überraschend schön und erhaben, besonders von gewissen Punkten nicht weit von dem alten verfallenen Castelle aus den Zeiten Karls I. von Anjou, dessen malerische Ruine die An- und Aussicht ungemein verschönert. Das Städtchen Castellamare zu seinen Füßen hat man den ganzen Golf vor sich. Mehr zur Rechten, etwa in der Mitte der Entfernung von hier nach Neapel der Vesuv. Rechts von demselben Pompeja, weiterhin am Fuße der entfernt liegenden Gebirge gegen Avellino zu, die bedeutende Stadt Sarno, dessen immer wasserreicher Fluß des nämlichen Namens, welchen er vom Berge Saro, wo er entspringt, haben soll, ungefähr zwey Meilen von Castellamare in's Meer fällt, nachdem er daselbst viele Mühlen getrieben. Bey diesen Mühlen hat man einen der interessantesten Standpunkte, die ganze Gegend zu übersehen, und besonders ist ein Blick nach Castellamare, die ganze Küste von Sorrent, Maßa nebst der Insel Capri, welche den Beschluß macht, nachdem sie alle diese Gebirge coulissenartig eines hinter dem andern vorgeschoben, in der Abendbeleuchtung so belohnend als malerisch.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. October 1824.

Ich lebte hienieden nicht vergebens! Ich versuchte zu thun, wie mein Heiland that. —

Robert Walker und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

In seiner Jugend hatte Robert Walker einst ein Tagebuch über seine Ausgaben geführt, und so gering seine Bedürfnisse waren, erstaunte er doch über die Größe der Summe am Ende des Jahres. Seitdem machte er es zum festen Grundsatz seines Lebens, immer sparsam, aber niemals geizig zu seyn. Diesem Grundsatze treu, that er während seiner langen Amtsführung einer sehr großen Anzahl von Menschen Gutes, und hinterließ dennoch den Seinigen die Summe von beynahe zweytausend Pfund Sterling.

Um indessen begreiflich zu machen, wie er bey so weniger Einnahme und so mancherley Ausgaben sogar noch zurücklegen konnte, bedarf es vielleicht einiger nähern Andeutungen über die Art seines Lebens und seiner Thätigkeit. Zuerst also sey von seinem Fleiße die Rede. Fünf Tage in der Woche, und überdieß noch den halben Sonnabend, gab er täglich acht Stunden Unterricht; nur in Zeiten, wo die Feldarbeit dringend nothwendig war, ward hievon eine Ausnahme gemacht. Den Unterricht gab er in der Kirche, der Altartisch war sein Pult, und während die Kinder neben ihm das Gelernte wiederholten, spann er mit unermüdetem Fleiß. Auch am Abend nach den Schulstunden setzte er diese Beschäftigung fort, wenn er keine nothwendigere hatte; nur vertauschte er dann, um Bewegung zu haben, das kleine Rad mit dem großen Wollrade, bey welchem der Spinner hin und her tritt. So war das Rad beständig in Bereitschaft, damit nie ein Augenblick ungenutzt verloren gehe. — Eben so thätig war er auch mit der Feder, wenn sich Anlässe dazu fanden. Die Führung vieler öffentlicher und Privatsachen ward ihm anvertraut; er schrieb für seine ländlichen Nachbarn Bittschriften, Testamente, Kontrakte und Verträge aller Art; was für jene sehr nützlich, und für ihn selbst in Rücksicht der Einnahme vortheilhaft war. Zwischen Weihnachten und Lichtmeß, wo in der dortigen Gegend gewöhnlich die Geldverhandlungen abgeschlossen werden, häuften sich seine Arbeiten in diesem Fach, die immer bedeutend waren, oft so sehr, daß er einen großen Theil der Nacht, und zuweilen ganze Nächte, an seinem Pulte zubringen mußte. — Auch seinen Garten bestellte er mit eigener Hand, so wie sein kleines, bald gemiethetes, bald zur Pfarrstelle gehöriges Feld. Jeden Theil dieser Feldarbeiten, sogar den beschwerlichsten, besorgte er selbst.

Ferner unterstützte er seine Nachbarn treulich während der Heuerndte und bey der Schafschur; dieß letzte geschah wegen seiner besonderen Gewandtheit in ländlichen Geschäften aller Art. Zuweilen ward ihm dann wohl zum Dank ein Stück wildes Geflügel oder etwas von der eingesammelten Wolle geschenkt; diese freywillige Anerkennung des Werths seiner Hülfe war aber auch die einzige Bezahlung, die man ihm anbieten durfte.

Der Sonntag ward im strengsten Sinn heilig gehalten; die Abende waren dann dem Lesen der Bibel und häus-

lichen Andachtsübungen bestimmt. Eben so wurden die Hauptfeste der Kirche pünktlich gefeyert; allein außerdem war er jeden Tag in der Woche, jede Woche im Jahr mit Hand- oder Geistesarbeit unermüdet beschäftigt, und seine einzige Erholung bestand darin, zuweilen an Sonnabend Nachmittagen ein Zeitungs- oder ein anderes Flugblatt zu lesen. — Die Einfachheit und Mäßigkeit, welche in seinem Hause herrschte, war nicht weniger merkwürdig, als der Fleiß. Nichts von Allem, was Luxus genannt werden konnte, war hier zu finden. Als der Gebrauch des Thee's immer allgemeiner ward, hielt Walkers Gattin in der lezten Zeit ihres Lebens diesen zwar auch vorräthig für Fremde, oder für Mitglieder der Familie, die zum Besuch kamen, und an das erschlaffende Getränk gewöhnt waren; doch weder der Pfarrer selbst, noch seine Hausfrau kosteten jemals davon. — Die Kleidung der Familie war anständig, und sogar dem Auge wohlgefällig, allein eben so einfach als ihre Nahrung. Die Bestandtheile wurden im Hause gesponnen, und auch eben da gewebt und weiter verarbeitet. — Beym Tode des fleißigen Ehepaars fand sich in der Wohnung desselben ein großer Vorrath wollener und leinener Zeuge von selbstgesponnenem Garn, und der Kirchenstuhl der Familie war noch vor wenigen Jahren mit einem wollenen Stoff ausgeschlagen, zu welchem der Pfarrer das Garn mit eigener Hand gesponnen hatte. Es war der einzige so verzierte Stuhl in der Kirche, und auch nur allein in diesem Punkt, so viel man weiß, nahm Walker eine verzärteltere Sitte der neuern Zeit an.

Unfern der Pfarre zu Seathwaite ward in den späteren Jahren seines Lebens eine Mühle zum Garnspinnen errichtet; die Veränderungen, welche dadurch entstanden, waren besonders für die einsamen Bewohner dieser Gebirgsgegenden nachtheilig, und noch ehe der redliche Walker seine Augen schloß, war durch die Anregung dieser neuen Kräfte so viel geschehen, daß dieß seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte. Wie mancher rührende Gedanke an den vergleichungsweise geringen Ertrag seines eigenen Fleißes mochte dadurch veranlaßt werden! Allein Robert Walker war ein Mann, der sich nicht durch Zeiten und Umstände beherrschen ließ. Hätte er auch später gelebt, der Gedanke der Pflicht würde ihn zu eben so rastlosem Fleiß angespornt haben, und dieselbe Energie des Charakters wäre von ihm gezeigt worden, obgleich in mancher Rücksicht mit sehr verschiedenem Erfolg.

Auch die nöthige Feuerung für den Winter verschaffte Walker mit seiner Familie sich selbst. In seinem Hause, wie überhaupt in der Gegend, ward eine Art von Torf oder Schollen gebrannt, die man durch eigene Arbeit dem moosreichen Erdboden abgewann. Die Lichter, bey denen am Abend gearbeitet ward, waren gleichfalls von den Hausgenossen selbst auf eben die Art bereitet, wie man sie noch in jenem Landstrich brennt. Sie bestehen aus dem Mark der Binse, welches in irgend eine Fettigkeit getaucht wird, die der Haushalt gerade liefert. Weiße Lichter — wie man dort die Talglichter nennt — wurden für die Feyerlichkeiten des Weihnachtsfestes aufbewahrt, und vielleicht nur bey diesem einzigen Anlaß gebraucht. Eine kleine Viehheerde versorgte, nebst dem Garten und Felde, mit den nöthigen Lebensmitteln; die Haut des geschlachteten Viehes ward im Hause selbst bearbeitet, und lieferte Schuhe; es blieb also sehr wenig übrig, was durch Geld erkauft werden mußte. Und so ward es durch rastlosen Fleiß und strenge Sparsamkeit dem wackern Manne möglich, nicht nur eine zahlreiche Familie vor Mangel an dem Nothwendigen zu beschützen, sondern auch seinen Kindern eine Erziehung zu geben, die ihnen behülflich seyn konnte, sich einst selbst in der Welt eine günstige Lage zu verschaffen. Auch ward, was er leistete, so allgemein und lebhaft in seiner ganzen Gemeinde anerkannt, daß man bis auf den heutigen Tag ihm dort noch den Beynamen des Wunderbaren gibt.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Eine Singaporesche Zeitung macht die Berechnung, daß auf den Inseln und den Küsten innerhalb des Kreises vom 96sten bis zum 115ten Längen- und vom 5ten bis zum 12ten nördlichen Breitengrade, der einzigen Gegend auf der Erde, wo der Pfeffer gedeihet, im Durchschnitte jährlich nicht weniger als 338,000 Pikols, oder 45,066,666⅔ Pfunde, Avoir du poids Gewichte, schwarzen Pfeffer wachsen; welches, auf 1000 Millionen Menschen berechnet, 323 Gran jährlich, oder vier Fünftel eines Pfefferkorns täglich, auf einen gäbe. Die Summen, welche für dieses Gewürz jährlich von China, Europa und Amerika nach Indien gehen, werden auf mehr als 3 Millionen spanische Thaler angeschlagen. Auf Sumatra wird dieses Gewürz nur von den wilden Battas des Innern gebauet. Dieses Journal macht ferner die Bemerkung, daß die Gegenden, welche viel Zinn haben, wenig Pfeffer erzeugen; ohne aber bestimmen zu wollen, und zwar aus Mangel an Ortskenntniß, ob das Daseyn des Zinns an einem Orte nothwendig eine für diese Kultur untaugliche Erde voraussetzen ließe, oder ob der Mangel an Kapital die Einwohner verhindere, zwey so wichtige Erwerbszweige zu gleicher Zeit zu betreiben.

*

Aus derselben Quelle erfahren wir auch, als Beweis von der schnellen Zunahme des Handels in Singapore, daß am Anfange Februars dieses Jahres, unter andern Schiffen, bereits 16 Junks von Siam (wovon 5 nach Penang weiter gingen), 4 von Cochin-China angekommen waren. Diese Fahrzeuge, welche alle von 2 bis 600 Ton-

nen halten, waren alle so reichlich mit den Erzeugnissen dieser verschiedenen Länder beladen, daß man z. B. die Ladung eines der lezteren auf nicht weniger als 60,000 Pfund Sterl. schäzte. Eines der Siamesischen Schiffe gehörte dem König des Landes, und war auf seine Rechnung befrachtet, und die Chinesischen hatten an 2000 Emigranten an Bord, die sich in der dortigen Gegend niederzulassen gedachten. Auch waren im vorhergehenden Sommer an 100 Bugis'sche Pradus (Fahrzeuge von 40 bis 100 Tonnen, und von 20 bis 80 Mann bemannt) von Celebes und den anderen östlichen Inseln, mit den Erzeugnissen ihrer verschiedenen Länder, wofür sie europäische Waaren, und besonders Waffen und Munition eintauschten, (denn auf Celebes wüthete ein innerer Krieg, welcher viele Schiffe im Lande zurückhielt) angekommen; und zu einer Zeit befanden sich an 2 bis 3000 Seeleute von diesen Insulanern zugleich in der Stadt. Die Einwohner von Van Diemens Land, welche längst des holländischen Namens ihrer Insel müde gewesen, sind endlich auf den Gedanken verfallen, sie, nach Tasman, der sie zuerst entdeckt haben soll, Tasmania zu nennen. Was aber weit wichtiger, ist der zunehmende, blühende Zustand der Niederlassung, welche schon daraus erhellt, daß man beym Abgang des lezten Schiffes, einen nach der Mittagslinie der Insel berechneten Almanach, mit den Namen aller öffentlichen Beamten der Kolonie, unter dem Schutze der Regierung vorbereitete. Eben so schnell gedeiht die Kolonie des nahen N. S. Wales; wo man bereits unter andern, eine Landkutsche zwischen Sidney und Paramatta veranstaltet hatte. In lezterer Stadt waren die Presbyterianer im Begriff, sich eine Kirche zu bauen. Die Beförderung der Schafzucht scheint in beiden Kolonien an der Tagesordnung zu seyn, und der Eifer dafür weiter getrieben zu werden, als das wahre Wohl der Einwohner verlangt, denn der Ackerbau, wozu doch das Land so sehr geeignet, wird darüber vernachlässiget. Auch scheinen sich die Viehzüchter im Innern die Wilden des Landes zu Feinden gemacht zu haben, die dann dafür, aus Rache, innerhalb einer Strecke von 60 bis 70 engl. Meilen alles Gras verbrannt haben sollen.

Proben treuer Uebersetzung aus der griechischen Anthologie.

Von Joseph Bergmann.

Grabschrift der bey Thermopylä gefallenen Spartaner.

(Wörtlich treue Uebersetzung in Jamben.)

O Fremdling, künd' den Spartern, daß allhier
Wir liegen, ihren Worten treu gehorchend.

Simonides.

Der Weinstock zu dem Bocke.

Weidest mich auch bis zu der Wurzel du ab, so trag' ich genug doch
Frucht, zu begießen dein Haupt, Bock! wenn geopfert du wirst.

Evenos.

Seltenheit der Tugend.

Reichthum gibt das Geschick sogar dem schlechtesten Manne,
Aber die Tugend folgt, Kyrnos! nur Wenigen nach.

Theognis.

Wandel der Treue.

Freunde genug, wenn es wohl mir ergeht; wenn grauses Verderben
Einherstürmet, so sind Wenige treu mir gesinnt.

Derselbe.

Grab des Schiffbrüchigen.

Des Schiffbrüchigen Grab bin ich, das dort ist des Landmanns,
So dem Meer' und dem Land' ist der Aides gemein!

Plato.

Homerischer Hymnus auf Hephästos.

Hephästos, den Künstler, besing', hellstimmige Muse,
Wie auf der Erde zugleich mit der blauäugigen Pallas
Er das Menschengeschlecht hochherrliche Werke gelehrt, das
Vordem, so wie das Wild, die Hohlen der Berge bewohnte.
Jetzo, Werke gelehrt von dem kunstgepries'nen Hephästos,
Lebt es gemächlich bis zum Alles endenden Jahrkreis
Sorglos die Tage dahin und ruhig in seiner Behausung.
Hephästos, sey gnädig du uns, gib Tugend und Segen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Castellamare, im August.

(Beschluß.)

Am Fuße des Vesuvs, links von Pompeja, sieht man Torre dell' Annunziata, davor den alten Wachtthurm Revigliano auf einer kleinen, von schönen, wie vorsetzlich daselbst aufgethürmten Felsenmassen vor der Mündung des Sarno im Meere liegenden Insel, welcher vor Alters il sasso d'Ercole hieß. Nach hinten liegt Boscotrecase und Boscoreale; dann ziehen sich bis Torre del Greco längs dem Ufer Wohnungen und Landhäuser hin, welche mit dem sie einschließenden Grün der Weinberge, Gärten rc., welche bis an die Region, wo die graue Lava und weißliche Asche des Vesuvs anfängt, und alle Vegetation aufhört, freundlich üppig sich zeigen. Kahl und schauervoll erblickt man sein greises Haupt, die furchtbaren Lavaströme und Aschenregen des lezten Ausbruchs vom 22sten Oktober 1822, und die große Oeffnung, welche auf dieser Seite entstanden, und kann sich des Gedankens nicht erwehren, wie Menschen, nach wiederholter schrecklicher Erfahrung den Entschluß fassen konnten, sich dieser Feuerhölle so nahe und so unmittelbar darauf anzusiedeln, wo immer und augenblicklich die Gefahr droht, verschüttet oder verschlungen zu werden.

Hinter Torre del Greco zieht sich in weiter Ferne in einer schönen flachen Linie hart längs des Meeres Neapel mit seiner ungeheuren Häusermasse hin. Ueber demselben erhebt sich das berühmte Camaldulenserkloster, dann endigt das Vorgebirge von Posilippo das feste Land, indem man hinter demselben Bajä, Miseno und am äußersten Ende des Horizontes kaum sichtbar, die Gebirge von Terracina erblickt; dann folgen an Posilippo's Spitze die kleine Insel Nisita, Procida, Vivara und Ischia macht den Beschluß, indem es den Halbkreis links bis nahe an Pozzano schließt. So hat man hier auf einen Blick diese eben so merkwürdigen als schönen Punkte vor sich.

Pozzano war vordem ein Kloster mit einem wunderthätigen Marienbilde, dient aber jetzo nur zum Aufenthalt einiger Wachen. Von hier hat man durch dessen hohe Lage auf einem Vorgebirge einen schönen Ueberblick auf die Stadt Castellamare.

Ein lieblicher Weg führt über's Gebirge nach Quisisana. Hinter diesem ist ein hoher frey liegender Berg, Monte Coppola, gewöhnlich das Ziel der weiter Spazierenden; vordem noch mit Bäumen, jezt nur noch mit deren kahlen Stämmen besezt. Eine halbe Stunde weiter auf romantischen Wegen, erreicht man Pedemonte, ein im üppigsten Grün im Gebirge liegendes Dorf.

Gragnano, ein drittehalb Meilen von Castellamare entferntes Städtchen, wird ebenfalls viel besucht; der Weg dahin ist zwar lieblich, wie der Wein, welcher in dieser Gegend gewonnen wird, allein man muß das Mühlenthal hinter der Stadt nicht ungesehen lassen, welches ein wahres Idyllenthal ist, und von allen Malern besucht wird, indem bey jedem Schritt sich ein anderes Bild darbietet, und wenig Flecke anzutreffen sind, wo Alles, was die hiesige südliche Natur Eignes darbietet, so dicht neben einander gefunden wird. Vor einigen dreyßig Jahren ereignete sich in dieser Gegend ein, demjenigen der Goldau in der Schweiz ähnlicher, Erdfall, und man bemerkt noch deutlich die flache Seite des Berges, von welcher sich ein Theil ablöste, obgleich Alles wieder üppig grün bewachsen und angebaut ist.

Nach Pompeja hat man nur vier Meilen; eben so weit nach Torre dell' Annunziata. Etwas entfernter ist Scafati, wo im Sarno viele Krebse (eine Seltenheit in Italien) gefangen werden, aber selten in die Küche der Bürger kommen, indem die großen für den Hof bestimmt sind, und man die kleinern eben deßwegen schont.

Lettere ist ein Ort, welcher sehr hoch im Gebirge, anderthalb Stunden oberhalb Gragnano liegt, und besonders deßwegen merkwürdig ist, weil man von da den interessantesten Blick über den ganzen Golf hat, indem es fast im Mittelpunkt liegt, und alle Orte und Gegenstände gedrängter bey einander erscheinen. Der größte Oelbaum, den ich in Italien sah, steht hier und wird einem Jeden merkwürdig seyn, welcher Sinn für dergleichen hat. Er erinnert im Kleinen unwillkürlich an den Kastanienbaum de cento Cavalli am Aetna.

Längs der Küste liegen Vico Equenze kaum eine Stunde zu Wasser entfernt. Dann kommt das in jeder Rücksicht so merkwürdige als liebliche Thal von Sorrent, welches man in zwey Stunden erreicht. Der Landweg über's Gebirge ist schön, aber lang und beschwerlich. Es heißt jetzo, daß ein Fahrweg gemacht werden soll; dann wird es freylich fleißig besucht werden, aber das Angenehme, die gänzliche Abgeschiedenheit von der lärmenden Hauptstadt wird verloren gehen, und Sorrent demnach in vieler Rücksicht verlieren, was es auf einer andern Seite gewinnt. Die Sorrentiner sind als gutmüthig und redlich bekannt, allein laß die Städter viel hinkommen — und sie werden diesen Ruf verlieren. Diese herrlichen, zu wenig bekannten Gegenden verdienten eine eigene ausführliche Darstellung, denn was Fr. Brun darüber zwar schön und wahr sagt, ist poetisch und nicht genügend. Stollberg erwähnt derselben mit seiner treuen Darstellungsgabe befriedigender, und es wäre fast zu wünschen, daß der Verfasser der Beschreibung der Neapel gehörigen Inseln sein Vorhaben ausführte, und auch diese Gegend beschriebe, obgleich sein Werk eben nicht sehr bedeutend ist, und er sich mehr Mühe gegeben zu haben scheint, gelehrt und gesucht zu schreiben, als zweckmäßig und bündig. Allein so lange keine andere Beschreibung vorhanden, ist sie die beste.

Wenn man alle diese Annehmlichkeiten zusammen nimmt, ist nicht zu läugnen, daß ein Sommeraufenthalt in Castellamare dem Freunde des Landlebens viele Abwechslung und Unterhaltung darbietet, und da die Entfernung von der Hauptstadt nicht groß ist, so kann man leicht alle Bedürfnisse von daher bekommen. Täglich gehen außer einer Menge großer Barken drey hübsche Boote bey Tagesanbruch nach Neapel, mit denen man für eine Kleinigkeit, einen Carlin oder zehn Kreuzer hinüber fahren kann; sie kehren um Mittag zurück, und man nimmt gewöhnlich einen bekannten Schiffsburschen, der Briefe hin und her bringt, und alle Aufträge richtig besorgt, für welche Mühe er am Ende eines Monats einen Piaster erhält, und sich der guten und treuen Ausrichtung versichert halten kann, denn wenn man diesen, so wie allen geringern Leuten dieses Landes Vertrauen gibt, wissen sie es zu erwiedern und mißbrauchen es auch niemals.

Der Hafen von Castellamare ist bequem und gut, durch einen vorlaufenden Molo oder Hafendamm mit einem Fort geschützt. Gleich daneben liegt das königliche Arsenal, wo die Kriegsschiffe gebaut werden. Es ist aber recht gut, daß dieses Königreich deren nicht viele bedarf, denn nach dem Bau des jetzo auf dem Stapel liegenden von achtzig Kanonen zu urtheilen, würde ein Feind alle Zeit haben, das ganze Königreich mehreremale zu erobern, ehe eins fertig gemacht wird. Dieses wurde schon unter der vorigen Regierung angefangen, alle Jahre daran gearbeitet, oder wenigstens das schadhaft Gewordene ausgebessert und große Unkosten verursacht. Nun ist es endlich so weit, daß es im Oktober vom Stapel gelassen werden soll. Allein um dieses zu bewerkstelligen, hat man seit zwey Jahren neue sehr große und kostspielige Arbeiten unternommen, welche das Schiff so theuer machen, daß es gewiß vielfach bezahlt ist. Der Kiel war nämlich nicht so gelegt, daß es in der gegenwärtigen Richtung in's Wasser konnte; man machte verschiedene Vorschläge, zum Zwecke zu kommen, unter andern auch denjenigen, das große ungeheure Gebäude nach der Wasserseite hin zu wenden!! — Hiervon ward aber bald die völlige Unmöglichkeit eingesehen, und statt dessen der Molo durchschnitten, und mit großen Kosten ein Dock gebaut, aus welchem 800 Galeerensklaven täglich seit Monaten beschäftigt sind, das Wasser herauszupumpen, um die Unterlage bauen zu können. Schön und groß ist dieß Unternehmen, allein ob es die Mühe lohnt, und ob es nicht viel weniger kostspielig gewesen wäre, das alte Schiff auseinander zu legen, und ein ganz neues zu bauen — wenn Kriegsschiffe hier überhaupt nothwendig sind — ist eine andere Frage.

Beylage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. October 1824.

Der mild mit Thau die durst'gen Fluren tränkt,
Den Friedensbogen wölbet über Land
Und Meer, hat auch die Lieb' erschaffen, daß
Sie wandle durch die Welt und Thränen trockne.

Axel.

(Fortsetzung von Nr. 262.)

Zwar äußerlich heilt nach und nach
Die Brust, und ihre Wunden schmerzen,
Benarbt, nicht mehr, doch Axel, ach!
Geht es auch so mit deinem Herzen?
Blick' nicht so sehnend auf die Hand,
Die deine Wunden dir verband,
Nie wird das Schicksal mit der deinen
Sie durch der Kirche Wort vereinen.
Nicht so gefährlich war für dich
Die Hand bewaffneter Osmanen,
Bemüht, zu Schwedens König sich
In Bender einen Weg zu bahnen,
Als Gold, das mächtig wirken kann,
Den feilen Großvezier gewann. —
Lausch' nicht Maria's wunderschönen
Bezauberischen Flötentönen;
O, hörtest du, wie in der Schlacht
Von Pultawa der Donner kracht
Dafür zum Zweytenmale wieder!
Wankst du am Mittag auf und nieder
Im Parke, bleich und abgezehrt,
Und suchst der Sonne Schein, so lehne
Dich, armer Axel, auf dein Schwert,
Nicht auf den Arm, den, weiß wie Schwäne,
Der Sohn der holden Cypria
Zur Schlummerstelle sich ersah. —

Wer huldigte nicht dir, o Liebe!
Du Feder in dem Weltgetriebe,
Du Herz im Busen der Natur,
Wo ist nicht deines Trittes Spur?
Der Tropfen in des Weltmeers Wogen
Wird von dem Tropfen angezogen,
Um ihrer Sonnen goldnen Glanz,
Von Pol zu Pole, tanzen Sterne,
In ewig abgemeßner Ferne,
Den hochzeitlichen Fackeltanz.
Du Heimische in Regionen,
Wo Seligkeit und Friede wohnen,
Du Himmelskind mit sanftem Sinn,
Dich, Liebe, gab die Gottheit weise
Und gütig auf der Pilgerreise
Zum Jenseits uns zur Führerin.

Die Erde lag im Purpurglanze;
So tritt die Braut an den Altar,
Erröthend, mit dem Myrthenkranze
Geschmückt das schöne dunkle Haar.
Najaden ruhen an der Quelle,
Ermüdet von dem Spiel der Welle,
Gelagert auf das weiche Moos;
Die Abendröthe pflückte Rosen,
Und warf sie, tändelnd, unter Kosen
Und Scherzen, in der Nymphen Schooß.
Wie in der Katakomben Düster
Geheimnißvoll Egyptens Priester,
Beginnen Sterne ihren Lauf;
Des Tages lezter Schimmer fliehet,
Und mit der goldnen Sichel ziehet
Am Himmel Cynthia herauf.
Ein Heer von Liebesgöttern schaukelt
In Blumenkelche sich, und gaukelt
Dann wieder bey des Mondes Schein,
Nicht lange still an einem Orte,

Auf Silberstrahlen durch den Hain,
Des Lenzes grüne Ehrenpforte,
Durch die, von Zephyrs Hauch umspielt,
Er seinen Siegeseinzug hielt,
Als weit hinauf zum kalten Norden,
Von ihm entthront, der Winter schied,
Der Nachtigallen Klagelied
Erklang in schmelzenden Accorden,
So rein, so unschuldsvoll und schön,
Wie die Gesänge von Franzén *).
Es war, als schlüg', gedämpft und leise,
Die Schäferstunde der Natur,
Und Elfen schließen schon die Kreise
Zum Geisterreigen auf der Flur.

In einer Laube, der Jasminen
Zum duftenden Gewölbe dienen,
Sitzt traulich Axel mit Marie,
Und gegenseitig wechseln sie
Erzählung der Begebenheiten
Aus ihres Lebens frühern Zeiten,
Wie, von der Liebe Glück berauscht,
Ein Brautpaar mit den Ringen tauscht.
Wie hoch in Norden zwischen Tannen
Das rothe Haus der Mutter stand,
Wo, mit der Welt noch unbekannt,
Die Tage heiter ihm verrannen,
Erzählt er ihr; von jener Zeit,
Wo Unschuld noch und Fröhlichkeit
Dem Kinde goldne Blumen spenden.
Wie dort er bey bestäubten Bänden
Der Chroniken und Sagen saß,
Und immer wieder sie durchlas;
Wie, noch aus alten Skaldenliedern
Gerettet, mancher Schlachtgesang
Der Vorwelt innig ihn durchdrang;
Von seinen Schwestern, seinen Brüdern,
Die frühe starben; wie, ganz Stahl
Die Rüstung, er so manchesmal
Den zwölf Fuß hohen Trader Grane
Bestieg als Kämpe wohlgemuth,
Und ritt im Traum durch Vafurs **) Gluth,
Wie weiland Sigurd Fofnisbane,
Zur Burg, wo die Erinnrung wohnt;
In eines Lorbeerhaines Schirme
Liegt sie auf Felsen, ihre Thürme
Versilbert magisch durch den Mond.
Zu ängstlich wurde und zu enge
Dem raschen Knaben in die Länge
Das stille mütterliche Haus;
Er weilte Tage lang im Forste,
Erkletterte des Aares Horste,
Und nahm die jungen Adler aus;
Es konnte kindisch ihn vergnügen,
Wenn Nordwind durch die Wälder zog,
Und Aeste knickte, Bäume bog,
Im Wipfel schaukelnd sich zu wiegen. —
„Kaum fünfzehn Jahre war ich alt,
Führt Axel fort, da rief mich bald
Mein Vater auf die Bahn der Ehre;
Ich fiel der Mutter um den Hals,
Und zog nach Polen ebenfalls,
Wie Viele, zu des Königs Heere.
Der Vater blieb, ich sah nicht mehr
Seitdem die Heimath; in dem wilden
Gewühle trieb ich mich umher,
In Lagern und auf Schlachtgefilden.
Doch sah ich Vögel nisten, fand
Ich an des Baches grünem Rand
Ein Kind, das still mit Blumen spielte,
In seiner Unschuld Frohsinn, schwieg
In mir die Neigung für den Krieg;
Ergriffen von dem Anblick fühlte
Ich nie gekanntes Sehnen, mild,
Mit seinem Reichthum goldner Aehren,
Uns Glück und Ruhe zu gewähren,
Trat vor mir auf des Friedens Bild,
Und oft, ein Werk des wachen Traumes,
Erschien ein holdes Mädchen mir,
An einer stillen Hütte Thür,
Im Schatten eines Lindenbaumes;
Dieß Zauberspiel der Phantasie —
Es war dein Spiegelbild, Marie!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein schwedischer Dichter.

**) Vafur, ein Drache, der Feuer spie.

Robert Walker und seine Umgebungen.

(Beschluß.)

Mancher möchte vielleicht glauben, wer so mit eisernem Fleiße seinen Körper zum demüthigen Werkzeug der untergeordnetsten Zwecke des Lebens machte, und überhaupt seine Gedanken so häufig auf weltliche Dinge richtete, habe dabey unvermeidlich an dem edleren Theil seines Wesens harten Schaden leiden müssen. Wie konnte da, wo so höchst wenig Zeit zur unmittelbaren Ausbildung der Seele übrig blieb, die Kraft des Geistes zunehmen, oder die Anmuth desselben sich entwickeln? — Ein Zweifel solcher Art scheint nicht unbegründet; allein in diesem ungewöhnlichen Manne, wie Robert Walker war, vereinigte sich, was sonst durch die Natur selbst getrennt zu seyn pflegt. Seine Rede war nicht nur streng sittlich, sondern oft auch lebhaft und edel in hohem Grade; und in seinem schriftlichen Styl fand man Einfachheit, Richtigkeit, Feuer und Kraft. Auch sein Gemüth litt eben so wenig, als sein Geist durch die Vereinigung der verschiedenartigsten Thätigkeit. Jede Pflicht seines geistlichen Amtes lag ihm wahrhaft und aufrichtig am Herzen; den Hülfsbedürftigen sandte er nie mit leerer Hand hinweg; der Fremdling, den sein Weg durch dieß wenig besuchte Thal führte, ward gespeist und erquickt; die Kranken wurden besucht, und durch eben so passend gewählten, als edeln und würdigen Zuspruch gestärkt. Ja selbst die Bekümmernisse seiner Nachbarn über weltliche Angelegenheiten, die er als ihr Ge-

schäftsführer kennen lernte, gaben seinem biedern theilnehmenden Sinn neue Nahrung. Er zeigte auch hier eine Uneigennützigkeit, Unpartheylichkeit und Geradheit, die ihn in keinem Falle, der ihm anvertraut ward, verließ; ja, kaum wußte sein Gewissen diese Pflichten von seinen geistlichen zu trennen. Und so lernten eben hier seine Pfarrkinder recht eigentlich den Geist kennen, der über den Buchstaben der Rechtsvorschrift oder hergebrachter Gewohnheit edel erhaben war; ihnen ward, gerade durch diese Verhältnisse, eine Festigkeit der Ueberzeugung, die sie vielleicht sonst nie erlangt hätten, daß im Glauben ihres Pfarrherrn keine Leere, wie in seinem Handeln kein Trug sey; und sehr oft wurden, in den schwierigsten Fällen, Selbstsucht, Hartnäckigkeit und Zwietracht durch die reine Kraft seiner Herzensgüte und heiligen Redlichkeit besiegt. — Und wenn dann an andern Tagen sein bescheidenes Häuflein den treugemeinten Lehren horchte, die er ihnen von der Kanzel herab gab, und den ächt christlichen Ermahnungen, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, und gegen Andere zu handeln, wie man selbst behandelt zu seyn wünsche: welche erhöhte Gewalt mußte dem Worte des Lehrers durch jene Erinnerungen gegeben werden, durch die Gewißheit, er fordere nur das von seiner Gemeinde, was er täglich vor ihrem eigenen Blick und gegen sie selbst mit der strengsten Gewissenhaftigkeit übte.

Mit lebhaftem Eifer hing er an den Lehrsätzen und Gebräuchen der herrschenden Kirche, und äußerte oft seine Freude, mit Keinem von abweichender Meinung in irgend einer näheren Verbindung zu stehen. Ja, man findet in seinem Leben einen Zug, bey welchem der Leser sich vielleicht der Eindrücke entschuldigend erinnern muß, welche der redliche Walker in seiner Jugend empfing, um ihn mit Milde zu beurtheilen. Er weigerte sich nämlich, ein kleines Stück Land zur Verbesserung seiner Stelle zu kaufen, welches ihm unter vortheilhaften Bedingungen angeboten ward, weil — der Besitzer des Ackers ein Quäker war. Wahr ist es indessen, daß sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden läßt, ob der Grund jener Weigerung in der beschränkten Vorstellung lag, als könne kein Segen auf einem Vertrage ruhen, der zum Besten der Kirche zwischen Personen von verschiedener Religionsansicht abgeschlossen sey; oder ob seine Liebe zum Frieden die starre Unbeugsamkeit fürchtete, welche damals unter den Mitgliedern jener Sekte sehr allgemein herrschend war. Doch wie dem immer sey, und ob wir, mehr oder minder, auch bey diesem edeln Geiste die Spur menschlicher Vorurtheile und Beschränktheit antreffen: gewiß ist wenigstens dieß, daß er mit **Jedermann** nicht nur in Einigkeit, sondern auch in Freundschaft und redlicher Bruderliebe zu leben wünschte; daß er schonend und menschenfreundlich in seinem Urtheil war, und daß man bey aller Strenge gegen sich selbst ihn immer bereit fand, die Fehler Anderer zu entschuldigen, oder harten Tadel ihrer Schwächen durch seine wohlwollendere Ansicht zu mildern.

Unverzeihlich würde es seyn, nicht der strengsten Wahrheit gemäß anzuführen, daß die treue Gefährtin seines langen Lebens auch in der Uebung jeder Tugend den gleichen Weg mit ihm ging, ja daß Beyde einander gegenseitig auf diesem Wege erhielten und stärkten. Der nämlichen Pflichttreue, dem nämlichen Fleiß, der nämlichen Milde, die uns an dem Gatten erfreute, begegnen wir auch bey der Gattin wieder. „Sie war ihres wackern Mannes werth; sie war gut gegen die Armen, sie war gut gegen jedes Geschöpf!" so lautete das Zeugniß, welches eine redliche Pflegerin ihrer letzten Lebenstage ihr gab. Nach ihrem Tode verordnete ihr ehrwürdiger Gatte, daß sie von drey Töchtern und einer Enkelin zu Grabe getragen werden solle, und bestand darauf, selbst Hülfe zu leisten, als der Sarg über die Schwelle gehoben ward. Auch nachher fühlte der damals schon fast blinde Greis umher, bis er ein am Sarge befestigtes Tuch faßte, und betrat so als Träger der geliebten Leiche die nur um wenige Schritte von der demüthigen Pfarrwohnung entfernte Kirche. Kurze Zeit nachher trug man ihn selbst an die nämliche Stätte. — Ein einfacher Stein ward dem Andenken des hochbejahrten Paares von einem seiner Nachkommen geweiht. — —

Welche Reihe von Betrachtungen über ächtes und falsches Streben, wahre und eingebildete Bedürfnisse ließe sich an die ungeschmückte Geschichte dieses wackern Landgeistlichen knüpfen! und welchen Kontrast bildet sein in Demuth würdiges Daseyn gegen das so manches üppigen Prälaten, eines Wolsey etwa, der seinen Stand wie wenige entweihte, und von dessen Leben sich mit vollem Rechte sagen ließ:

„O eine Bürd' ist's, wahrlich eine Bürde,
Zu schwer für ihn, der auf den Himmel hofft!"

Caroline Stille.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Ende September.

„Alles wiederholt sich hier im Leben,
„Ewig jung ist nur die Phantasie,
„Was sich nie und nirgends hat begeben,
„Das allein veraltet nie."

Wenn man bey dem Sänger dieser und so vieler andern herrlichen Zeilen nur nicht Alles gar so tief aus dem Leben gegriffen annehmen müßte! Es bleibt aber kein Ausweg für eine oberflächliche Erklärung.

Die Tagsatzung wurde diesen Juli mit einem Kantonal-Konzerte dahier eröffnet, zu dessen Ausführung die große Münsterkirche als Lokale bestimmt war. Die Musikgesellschaft von Bern hatte sich deßwegen schon einige Zeit vorher mit den verschiedenen Musikgesellschaften in den Städten und deren Umgegenden in Verbindung gesezt, und diesen unter mehreren anderen Musikstücken besonders drey vaterländische Festkantaten, wovon die erste vom berühmten Kantor Kâsermann, die zweyte von Egli in Zürich und die dritte vom Musikdirektor Maurer dahier komponirt war, zum Einstudieren mitgetheilt. Die Ausführung ging gut von statten. Das Orchester bestand aus 80 Sängerinnen, 62 Sängern, und 79 Instrumentalisten, sämmtlich aus dem Kantone. Abends war darauf Ball im Kassino und allgemeine Beleuchtung. Es geht also in der Schweiz nicht immer so hirtenmäßig zu, als man es sich im Auslande denkt. Ueberhaupt sind ihre Fortschritte, besonders in der Musik, seit einigen Jahren auffallend bemerkbar, so viel in dieser Hinsicht noch zu wünschen übrig ist. An den Anlagen zur Musik fehlt es den Schweizern im Ganzen so wenig als den Böhmen; ob aber der bisherige Mangel an Ausbildung dem — guten Lehrer, oder einem in der Jugend doch gewissermaßen nöthigen monarchischen Prinzip zuzuschreiben ist, wage ich nicht geradezu auszusprechen. Nur so viel sey gesagt, daß, wenn der Kopf manches geschickten böhmischen Violinisten von Butter wäre, die Lehrspuren des Violinbogens sich wohl zeigen würden. —

Ein anderes wichtiges Ereigniß, welches die Aufmerksamkeit des Berner Publikums nicht allein, sondern das der ganzen Schweiz und eines Theiles des Auslandes diesen Sommer während der Tagsatzung in Anspruch nahm, war die Veranstaltung einer Ausstellung der Gegenstände Berner und Schweizer-Kunstfleißes, oder wie man es dahier nannte: „Die Kunst- und Industrie-Ausstellung.“ Der Kommerzienrath zu Bern hatte in dieser Hinsicht schon längere Zeit vorher seine Bekanntmachungen und Erfordernisse zur Theilnahme dabey ergehen lassen, und beträchtliche Summen als Preise ausgesezt. Es waren zwey Gebäude dazu bestimmt, von denen das Eine für die Produkte des Zeichnens und der Malerey, das Andere die — der sogenannten Industrie enthalten sollte. Bereits zu drey verschiedenen Malen hatte dieses Schauspiel von vier Wochen schon statt gehabt, nämlich 1804, 1810 und 1818, und eine Vergleichung der dießmal eingelieferten Gegenstände mit denen der genannten Jahre gereicht der Schweiz zur vollen Ehre, nicht allein in quantitativer, sondern auch in qualitativer Hinsicht, so weit man nämlich in lezterer den noch vorhandenen Berichten, aber freylich ohne die Gegenstände folgen darf. Der Zahl nach lieferte

	Gemälde und Zeichnungen jeder Art.		Gegenstände der Industrie.
1804.	211.	—	200.
1810.	180.	—	145.
1818.	217.	—	Ohne solche zuzulassen.
1824.	278.	—	309.

Eine ausführliche Beschreibung der ausgestellten Gegenstände würde dem Zwecke dieses Raumes entgegen seyn. Auch ist bereits so viel in verschiedenen Schweizer-Blättern und Zeitschriften, z. B. in den wöchentlichen Unterhaltungsblättern für Menschenkunde rc. aus Aarau, in der neuen Zürcher-Zeitung, im Berner Schweizerfreunde rc. darüber gesprochen worden (denn eine eigentliche Kunstkritik soll doch das nicht heißen?), daß wohl Allen, die sich für die Ausstellung interessirten, das fernere Lesen über die Gegenstände derselben unangenehm seyn möchte. Denn wenn in einem apodiktischen Tone gesprochen wird, wie der Referent in den angeführten Unterhaltungsblättern hören läßt, z. B. „dem ist Mittelmäßigkeit nicht abzusprechen rc. rc.“ so verleidet dieß doch Manchem, der keines eigenen gegründeten Urtheiles fähig ist, das Lesen und Schauen, wenn er auch nur einigen Genuß an Produkten der Ausstellung hatte. In Bern selbst erschien während der Ausstellung und auch noch einige Zeit nachher ein eignes „Kunstausstellungsblatt, oder Bericht über die öffentliche Ausstellung der „Gegenstände des bernischen und schweizerischen Kunstfleißes.“

Die vier Wochen der Ausstellung hindurch strömte in den täglich dazu bestimmten fünf bis sechs Stunden mancher Schau- und — glaube auch — Kunstlustige aus und ein, denn für das Erstere will ich Jeden annehmen, der nicht das Zweyte ist. Unter den Gemälden erregten freylich die eines König, eines Legrand, der Cory's rc. fast allgemeinen Beyfall; aber auch solche von bloßen Dilettanten waren besonderer Aufmerksamkeit werth und wurden deren gewürdigt, wovon ich hier nur ein Frucht- und Blumenstück von Eversold anführen will, das sich gerade durch geschmackvolle Anordnung, deren Mangel ihm zum Vorwurfe gemacht wurde, auszeichnete. —

Eine schöne Erscheinung ist es, daß sich die Frauenzimmer in der Schweiz so sehr für die schönen Künste interessiren. Die Genferinnen sind in dieser Hinsicht schon lange berühmt; aber auch unter diesen Gemälden waren viele von weiblicher Hand, z. B. der einer Dlle. Rose Osterwald von Neuenburg, einer Dlle. Willading von Bern, einer Dlle. Schmidt von da, der Schwestern Dlle. Louise und Elise Stapfer von da rc.

Bemerkenswerth war aber das Produkt einer so lange verloren gewesenen Kunst der Glasmalerey. Das Wappen einer Neuenburger Familie prangte, vom Wappenmaler Emanuel Wyß in Bern gemalt, und vom Wiederauffinder der Kunst, einem gewissen J. J. Müller, aus Grindelwald gebürtig, eingebrannt, im schönsten Azur und Goldrothe. — Beyde genannte Künstler arbeiten jezt eben an einer Prachtscheibe mit den vereinigten Wappen derer von Wattenwyl und von Sinner.

Zu dem Gebäude, das die für das äußere Leben weit brauchbarern Gegenstände der Industrie enthielt, schien nach meiner, vielleicht zu flüchtigen Beobachtung nicht so sehr gewallfahrtet zu werden, als zu dem — der bunten Farben. Es war doch manches Nützliche für eine sorgfältige und gebildete Hausfrau und einen solchen Hausvater daselbst zu sehen und zu besprechen. Da lag feine Leinwand, wie Seide anzufühlen, schönes Frutigentuch, Zeug für Tafeltücher und Servietten, dort Garn, Seidengewebe, Spitzen, an einem dritten Orte sorgfältig und auf verschiedene Art zubereitetes Leder, schöne Schnitzarbeiten in Holz, Stahlwaaren, Tischler- und Buchbinder-Arbeiten rc., ja selbst das Produkt aller Produkte des Schweizer-Gewerbfleißes lag da, als (wie es in dem Kataloge hieß) „Verbesserter Leberberger Käse.“ Um über diesen ein Urtheil fällen zu können, hätte man ihn müssen versucht haben, und eine vollkommne Metamorphose desselben würde in wenig Tagen die Folge davon gewesen seyn. Auch Glaswaaren aus der neuen Glasfabrik zu Roche im Oberamte Delsperg waren da, Spiegel, eine Bandflechtmaschine vom Mechanikus Schreck in Bern, die manche Vortheile vor den gewöhnlichen der Bandfabrikanten haben soll, und auch eine Strohschneidemaschine von dem obengenannten Künstler, aus Gußeisen und Stahl verfertigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 85.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. October 1824.

> Stößt man in der Welt nicht auf Menschen, welche ihr Leben leben, wie die Seiler ihr Seil drehen, nämlich die Augen gerichtet auf den Punkt, von dem sie ausgehen, und den Rücken dem Punkte zugekehrt, auf den sie zugehen?
>
> Grimm.

Gespräche mit Lord Byron*).

Um unsere Leser auf dieses neueste und sehr interessante Werk über den berühmten Dichter aufmerksam zu machen, theilen wir denselben folgenden Lebensabriß des höchst eigenthümlich-genialen Mannes mit.

Byron versicherte, „daß seine Lebensgeschichte sehr unterhaltend und belehrend sey;" auf diese Bemerkung fragte ihn der Erzählende: „auf welche Art sein Leben eine gute Lehre seyn könne?" worauf er sodann die folgenden Anekdoten von sich selbst mittheilte, die, in eine Art von Erzählung gebracht, einen Theil jener Gespräche ausmachen.

* * *

„Fast alle Freunde meiner Jugend sind todt; theils „in Duellen erschossen, theils heruntergekommen oder auf „den Galeeren." (Er nannte mehrere Namen.)

„Unter denen, die ich im Anfang meiner Laufbahn „verlor, war Lord Falkland — der arme Junge! unsre „Väters-Väter waren Freunde. Er verlor sein Leben durch „einen Scherz, und zwar einen, den er nicht einmal selbst „machte. Das jezige Geschlecht ist solider als das vorige. „Sie haben weniger Temperament und nicht so viel Geld „— das bewirkt die Veränderung in ihrer Moral.

„Jezt bin ich gezähmt; aber eh' ich heyrathete, zeigte „sich etwas vom Blut meiner Vorfahren in mir. Es ist „lächerlich, zu sagen, daß wir unsre Leidenschaften nicht „eben so gut, wie die Gicht oder andere Beschwerden, er„erben.

„Als mein Vater starb, war ich nicht mehr so jung, „um nicht eine Erinnerung von ihm zu behalten; ich er„hielt sehr früh einen Abscheu vor dem Heyrathen durch „den Anblick häuslicher Zwiste: dieß Gefühl ward sehr laut „in mir bey meiner Hochzeit. Es flüsterte mir etwas zu, „ich siegle meinen Todesschein. Ich glaube sehr an Ahnun„gen. Des Sokrates Dämon war keine Fiction. Monk „Lewis hatte seinen Mahner, und Napoleon viele War„nungen. Noch im lezten Augenblick wär' ich zurückgetre„ten, hätte ich gekonnt. Ich dachte an einen meiner „Freunde, der ein junges, schönes, reiches Mädchen ge„heyrathet hatte, und dennoch elend war. Er hatte mir „heftig abgerathen, meinen Nacken nicht unter dasselbe „Joch zu beugen; und Sie können sehen, wie fest ich ent„schlossen war, seinem Rath zu folgen: ich wettete mit „Hay fünfzig Guineen gegen Eine, daß ich immer unver„heyrathet bleiben wolle. Sechs Jahre später sandte ich „ihm das Geld. Den Tag vorher, eh' ich Lady Byron „den Antrag machte, hatte ich noch keinen Gedanken „daran."

Nach dieser Abschweifung fuhr er fort:

„Ich war erst sechs Jahr alt, als ich meinen Vater „verlor. Wenn meine Mutter in Zorn über mich war

*) Gespräche mit Lord Byron rc. Von diesem höchst anziehenden Werke werden in diesem Augenblicke zwey Auflagen, eine zu London in englischer Sprache, eine andere Deutsche zu Stuttgart von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung veranstaltet, die im Verlaufe des nächsten Monats vollendet seyn und dann sogleich in den Buchhandel kommen werden.

„(wozu ich ihr Anlaß genug gab), pflegte sie zu sagen: „„Du kleiner Hund, bist ein Byron über und über; du „bist so schlimm als dein Vater!““ Das war zwar sehr „verschieden von Frau Malaprop's Aeußerung: „„Ach! „der gute liebe Herr Malaprop, ich liebte ihn nie, als bis „er todt war.““ Aber in der That, mein Vater war in „seiner Jugend alles Andere, als ein „„Caelebs, der „eine Frau sucht.““ Er hätte einen schlechten Heiden „für Hannah More gegeben. Er brachte drey Vermögen „durch, und heyrathete oder entführte drey Weiber, und „hatte einmal keine Guinee in der Tasche, sondern schrieb „darum; ich hatte den Zettel. Er schien zu seinem eige„nen und zum Verderben des andern Geschlechts geboren. „Er fing damit an, Lady Carmarthen zu verführen, und „gab für sie jährlich 4000 Pfd. St. aus; und nicht zu„frieden mit einem solchen Abenteuer, entlief er nachher „mit Miß Gordon. Auch seine Gattin war nicht zu gro„ßem Glück bestimmt, und ich wundere mich nicht, daß „sie von der Wittwe in Sheridan's Schauspiel so sehr ver„schieden ist. Sie hätten Beyde nicht auf die Speckseite „Anspruch machen können.

„Die Phrenologen sagen mir, daß außer der Gedan„kenlinie (der mittlern von drey horizontalen Linien an „seiner Stirn, auf welche er stolz war) noch andere Linien „an meinem Hinterhaupt sehr deutlich entwickelt sind; be„sonders die, welche sie die philoprogenitiven heißen*). „Ich glaube auch, die Beule der Kampflust muß irgendwo „zu finden seyn, denn mein Onkel hatte sie.

„Sie haben die unglückliche Geschichte von seinem Duell „mit seinem Verwandten und Nachbar gehört. Nach die„ser traurigen Begebenheit schloß er sich in Newstead ein, „und machte sich ein Geschäft daraus, Heimchen zu füt„tern, die seine einzigen Gesellschafter waren. Er hatte „sie so zahm gemacht, daß sie auf ihm herumkrochen, und „peitschte sie mit einem Strohhalm, wenn sie zu familiär „wurden. Man sagt, als er starb, hätten sie das Haus „in corpore verlassen. Mein Aberglaube stammt wahr„scheinlich von diesem Mitglied meiner Familie; aber ob„gleich ich keiner von den neugebacknen Theorien anhänge, „bin ich doch geneigt zu glauben, daß in einem Aufriß des „Schädels mehr angedeutet ist, als die Edinburgh'schen „Kritiker meinen**). Wie dem auch sey, ich war ein wi„derwärtiger Junge, und verursachte meiner Mutter eine „Welt von Sorgen; und so, fürchte ich, wird es auch „Ada der ihrigen machen, denn ich höre, sie sey ein klei„ner Ungestüm. Ich hatte auch einen Vorfahr, der vor „Lachen starb (ich glaube meine gute Laune kommt von „ihm), und zwey, die einander so sehr liebten, daß sie „fast in demselben Augenblick starben. Hier scheint ein „Riß in meinem Stammbaum zu seyn, oder dieß liebende „Paar hat das Monopol alles ehelichen Glücks in der Fa„milie für sich genommen.“

*) Er scheint den Sinn dieses Worts im Wörterbuch der Cranioiogen eben so mißverstanden zu haben, wie im Don Juan.

**) Er hatte wahrscheinlich den Artikel über Gall und Spurzheim gelesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Axel.

(Fortsetzung.)

Das Roth, mit dem der Jungfrau Wangen
Bey der Erzählung Schlusse prangen,
Verbirgt der Laube Dunkelheit.
„Ihr Männer, spricht sie zögernd, seyd
In euerm Glücke zu beneiden,
Uns wurden Sorgen, euch die Freuden.
Wie traurig ist des Weibes Loos!
Entsprossen einem schwächern Stamme,
Ein Anhang von dem Manne bloß,
Wird sie zum Opfer, er zur Flamme,
Die das Idol, das er verehrt,
Ergreift, und grausam selbst zerstört.
Der Starke darf nicht Ketten scheuen,
Er zählt sich immer zu den Freyen,
Ihm winkt des Ruhmes Glanz allein;
Er sucht im donnernden Getümmel
Der Schlacht Gefahren auf, und Himmel
Und Erde nennt der Stolze sein. —
Vor Narva fiel, im Dienst des Czaaren,
Mein Vater, unter den Bojaren
Von ihm geachtet, und der Schmerz
Brach meiner armen Mutter Herz.
Wild wuchs ich auf in wilden Steppen,
An Menschen und an Freuden leer,
Leibeigene nur um mich her;
Im Staube kriechen sie, und schleppen,
Mit immer gleichem Sklavensinn,
So ihr verworfnes Daseyn hin,
Anbetend in der Herrin Launen,
Mit starren Blicken und Erstaunen,
Zu jeder Duldung stets bereit,
Den Götzen eigner Niedrigkeit.
Von diesen Sklaven nur umgeben,
Langweilte tödtlich mich das Leben,
Und Tage hab' ich auf der Jagd,
Bis spät am Abend, zugebracht.
Doch — in der Hütte, auf dem Throne,
Als Hirtin oder Amazone,
Selbst bey der Männer Zeitvertreib,
Das Weib bleibt immer nur ein Weib.
Verloren hat jezt ihre Reize
Für mich die königliche Lust
Des Waidwerks und der Vielherdeize.
Mit stärkern Schlägen klopft die Brust,
Halb schmerzlich, halb mit Wohlbehagen,
Und doch vermag ich nicht zu sagen,
Was mich zugleich erfreut und quält,
Und meinem Froschen sich verhehlt.
Bald dünkt mir, daß mich Schwingen trügen,
Wie Adler über Wolken fliegen,
Zu Sternen, zu der Götter Dom,
Und bald, als sänk' ich plötzlich wieder

Zur Erde aus der Höhe nieder,
Umbrauset von der Lüfte Strom. —
Du Hain, mit deiner Blätter Säuseln,
Die sich im Abendwinde kräuseln,
Du grünes, blumenreiches Thal,
Wo Wellen in des Mondes Strahl,
Sich über Felsen stürzend, schäumen,
Ich hab' euch tausendmal gesehn,
Und konnte kalt vorübergehn,
Jezt zieht es mich zu euch, verträumen
Kann ich hier Stunden. — Räthselhaft
Läßt um mich eine Zauberkraft
Halbfarbenlose Bilder schweben,
Wie Dämmerschein der Sommernacht,
Und in des fremden Wesens Macht,
Das ich nicht kenne, hingegeben,
Ist mir" — — sie schweigt und endet nicht,
Und nur ein leiser Seufzer spricht.

Das Brautlied flötet Philomele,
In dunkelblaue Wolken taucht
Der Mond, und stille Sehnsucht haucht
Der Frühlingsabend in die Seele.
Ein langer, ewig-langer Kuß —
Des Lebens Höchstes ist errungen —
Als hätten Nordens Genius
Und der des Südens sich umschlungen,
So stehn sie, Mund an Mund gedrückt,
Umströmt von Wonne, hoch entzückt.
Und würde jezt der Erdball wanken,
Durchbräch' er ihm gesezte Schranken,
Sie sänken in des Chaos Nacht,
Vom süßen Taumel nicht erwacht.

Aus seinem Paradiese lehrte
Das junge Paar. „Bey meinem Schwerte
Und bey den Sternen, die dort stehn,
Und von des Himmels hohen Zinnen,
Statt weißer Brautbegleiterinnen,
Auf unsre Liebe niedersehn;
Bey Nordens nie verlezter Ehre,
Und was nur heilig ist, ich schwöre,
Vor Gott und Menschen bist du mein!
O, wer mit dir in einer Hütte,
In eines stillen Thales Mitte,
Schon heute könnt', Geliebte, seyn,
Und lebt' und stürbe dort in Friede,
Des Krieges und der Schlachten müde!
Doch, ach! mich fesselt schwere Pflicht,
Erschrick, mein zweytes Leben, nicht:
Ein harter Eid hält mich gebunden,
Mit Ketten hat er mich umwunden,
Und zwischen unsrer Liebe Band
Steckt drohend er die kalte Hand.
Er ist zu lösen, nicht zu brechen,
Und ehrlich will ich lösen ihn! —
Leb' wohl, Marie! — Nach Schweden ziehn
Mich Wort und heiliges Versprechen,
Ein unerbittliches Geschick.
Sobald zu seinem Blumenfeste
Der nächste Frühling ladet Gäste,
Kehr' ich bestimmt zu dir zurück;
Dann schlinge sich durch deine Haare
Der Myrthe Reis, und angetraut
Von Priesterhänden am Altare
Wird mir die junge, schöne Braut."

Umarmend die Geliebte, wendet
Er sich von ihr, ergreift das Schwert
Und seinen Gürtel schnell, und fährt
Wohin ihn Schwedens König sendet.
Er täuscht die Sucher seiner Spur,
Hält tief in Waldungen vom Morgen
Bis spät am Abend sich verborgen,
Und zieht im Schutz der Nächte nur.
Ihn leiten freundlich Nordens Sterne,
Des blauen Firmamentes Kerne;
Ihn führt, den Wanderern stets hold,
Der Wagen, der vom Untergange
Nichts weiß, mit blanker Deichselstange,
Die Nägel in den Rädern Gold.
So schleicht, von Feinden und Gefahren
Umringt, sich Arel durch des Czaaren
Weitausgedehntes Machtgebiet,
Bis er die Stadt am Mäler sieht.
Die kühne Reise ist am Ende,
Das Schreiben in des Rathes Hände,
Und staunend starret Jedermann
Den dreisten Königsboten an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Ende September.

(Fortsetzung.)

Statt der Tachymeter, Chronometer rc. will ich nur noch einiger weniger Gegenstände erwähnen, die mir von besonderer Brauchbarkeit schienen, und der Schweiz Ehre machen, wenn gleich ihre Erfindung schon länger gemacht seyn sollte, statt daß sie sich der Verfertiger zueignete. In Bezug auf das Leztere mag gleich folgen:

1) Das Tellurium von Dukommun, Vater aus Chaux-de-Fonds. Es stellt dieses also die Bewegungen der Erde und des Mondes dar, und nach einer Erklärung und Aufzählung der besonderen Eigenschaften des Exemplares von dieser Erfindung war es als etwas Neues gerühmt, daß auch die Schwingungen der Erde um die Sonne dabey angebracht wären, was bey den übrigen noch fehle, und namentlich an dem Härtel'schen, auf dem Observatorium in Bern. Allein Tellurien, welche alle Verhältnisse der Erde zum Monde und zur Sonne darstellen, z. B. Rotation der Erde um die eigne Are, während sie sich um die Sonne bewegt, der — im richtigen Verhältnisse gegen die Arendrehungen der Erde stehende, stete Mondlauf (als synodischer und periodischer Mond) sind schon seit längerer Zeit in der Expedition des allgemeinen Anzeigers in Gotha zu haben, das Stück zu 36 fl. rhein., in der Ausdehnung von anderthalb Pariser Fuß, die Erdkugel mit zwey Pariser Zoll im Durchmesser, der Mond mit $6\frac{6}{11}$ Linien, und ein Karl Gräf, Pfarrer des Kirchspiels Mellenbach im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, nannte sich vor einigen Jahren in einer öffentlichen Ankündigung als den Erfinder dieser Vervollkommnung. Vater Dukommun aus dem berühmten Chaux-de-Fonds und dieser Leztere mögen es mit einander ausfechten.

Dieses Exemplar in der Ausstellung wurde für das physikalische Kabinet in Bern von der Regierung gekauft.

2) Das Planetarium will derselbe Künstler, Dukommun, ohne Vorbild, nur nach dem — in Schriften enthaltenen

Kopernikanischen System verfertigt haben. Das sey anheimgestellt. Es stellt also als Himmelskugel das ganze System unsrer Sonne und ihrer bisher entdeckten eilf Planeten dar. Auch dieses wird wahrscheinlich für die Akademie in Bern angeschafft werden.

3) Anziehend und nett waren die schönen Stundenuhren der Herren Dutommun, an denen das System der Sonnen-, Erd- und Mondbewegung zu sehen war.

4) Als eine neue Erfindung ward vom Uhrmacher Larivière in Genf die regelmäßige Durchlöcherung von Blechscheiben ausgegeben, was besonders durch Laternen gezeigt wurde, die er „lanternes de sûreté,“ auch „lanternes des mines“ (Grubenlaternen) nannte. Ich habe deren doch schon vor Jahren bey Fuhrleuten gesehen. Würde ihr Gebrauch allgemeiner, so wäre der Zweck der Ausstellung vollkommen erreicht. Sie sind wohlfeil, nicht so zerbrechlich; aber ob sie auch den Schein geben, wie die von Glas, oder nur von Horn, muß man bezweifeln, so sehr es versichert wird.

5) Ein Feuersbrunst-Indicator, der bestimmt anzeigt, an welchem Orte der Gegend, die man von der Stelle aus, wo er angebracht ist, bey Tage sehen kann, es bey Nacht brennt. Als eine Zugabe dazu galt

6) Ein Feuerlärmhorn, welches dreyfache Dienste leistet: Erstens ohne Aufsatz einen starken Ton von sich gibt, um dadurch Jedermann bey nächtlich ausgebrochenem Feuer aus dem Schlafe zu wecken; zweytens, mittelst Aufsetzung eines Mundstückes den Namen des Orts, wo es brennt, deutlich aussprechen läßt; und drittens, mittelst Aufsetzens eines Hörnchens bey lebhafterem oder langsamerem Blasen anzeigt, ob die Brunst zu- oder abnehme.

7) Wichtig für die Schweiz, besonders als das Land, das in's Scharfschießen mit Handgewehren seine Kraft zu setzen hat, muß der Mann seyn, der für die Verbesserung der Stutzer so bedacht ist, wie der — in mancher andern Hinsicht merkwürdige Mechanikus, Christian Schenk zu Bern. Hier kann ich nur seinen Stutzer erwähnen, aus englischem Gußstahl verfertigt, aus dem Ganzen gebohrt, und mit dem — fest eingeschraubt — er auf siebzig Schritte weit alle abgefeuerten Kugeln in das gleiche Loch schoß. Mehrere Verbesserungen waren noch daran angebracht, sowohl am Ladstocke, für reineres Hinabbringen des Pulvers in den Pulversack nach schon vorhergegangenem, mehrmaligem Abfeuern, als auch an der Batterie, die nicht aufgeschweißt, sondern aufgenietet war.

Von den übrigen langen und kurzen Jagd- und Militär-Gewehren, mit Einrichtung für Abfeuern durch Knallsilber, so wie durch Stahl und Stein, und von den verschiedenen Cylindergewehren mit fünf Schüssen ꝛc. nichts mehr; es führt mich zu weit.

Das aufgestellte Forteplano von Howard in Bern zeichnete sich sowohl in seinen äußern geschmackvollen Verzierungen, als auch durch seinen Ton vor vielen andern des nämlichen Meisters aus. Ob es aber dem Fehler seiner Vorgänger erst später entgehen wird, sich nämlich zu bald auszuspielen, ist schwer zu entscheiden. Der darauf verwandte Fleiß spricht dafür.

Jezt auch einmal eine Mord- und Brandgeschichte, mit denen man sonst das Publikum verschonen sollte. Diese scheint mir aber manche Eigenthümlichkeit darzubieten. Das Resultat der Untersuchung ist dieses:

Im Dorfe Walperswyl am Bielersee lebte ein nicht unbemittelter Bauer nebst Familie, der aber wegen schlechten Lebens, starken Trinkens ꝛc. unter Vormundschaft gesezt wurde. Das wollte ihm nicht behagen; er bat um Aufhebung derselben, umsonst — er drohte: immer nichts. — Nun schritt er zur That. Am Abend des 30sten August d. J. schickt er Eins seiner erwachsenen Mädchen, das blos nebst der Mutter zu Hause war, in's Wirthshaus nach Branntwein, schlägt unterdessen die leztere todt, und schickt die zurückgekommene Tochter sogleich nach Abnahme des Getränkes zu Bette in den obern Theil des Hauses. In der Nacht wird diese durch Feuerlärm geweckt, eilt herab in die Stube, findet ihre Mutter erschlagen, Niemanden weiter da, und beym Hinauseilen nach Hülfe schon mehrere Häuser des Dorfes zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten in vollen Flammen. Dieß bringt auf Anlegen, man erinnert sich der Drohungen des bevogteten Bauers und vermißt ihn. Troz der Windstille fehlt es an Wasser, als man auch endlich das Sprizenhaus mit Gewalt eröffnet hatte, weil das Schlüsselloch zu ihm mit Holz und Erde verstopft war. — Sieben-und-dreyßig Wohnungen wurden ein Raub der Flammen, aber nur nicht das Haus des Thäters, welches man bald untersuchte. Die Eingänge zu demselben waren mit mehreren Schießgewehren dergestalt versehen, daß diese unfehlbar alle zuerst Eingehenden tödten sollten. An dem ersten brannte aber das Zündkraut ab, und das machte auf die übrigen aufmerksam. Der Mord an seiner Frau im Innern, die Aussagen der Tochter, sein Verschwinden ꝛc. bestärkten in dem Verdachte. Man sucht ihn, sezt einen Preis auf seinen Kopf, veranstaltet eine allgemeine Streiferey nach ihm in der Umgegend, und findet ihn endlich am 11ten September an einem Abhange des Juragebirges im dichtesten Gebüsch, in einer von ihm selbst gemachten Grube todt, vermuthlich durch Gift. In seinen Taschen und in der Grube fanden sich noch 39 Päckchen Brandmaterialien vor, einige Kugeln und gehacktes Bley, eine kleine Flasche mit Gift ꝛc. Der Leichnam war schon so sehr in Fäulniß übergegangen, daß man ihn am Gesichte nicht mehr kennen konnte.

Ein anderer, nicht minder wichtiger, als der durch diesen Bösewicht verursachte Schaden für die Schweiz ist der Verlust, den dieselbe durch das Verrücktwerden eines Dr. S . ., des Vorstehers einer Irrenanstalt in Wifflisburg (Avenches) erst kürzlich empfinden mußte. Das Institut, das blos durch und mit ihm bestand, und manchen schon völlig aufgegebenen Patienten der menschlichen Gesellschaft gesund wieder gab, soll bereits aufgelöst seyn. Was das Merkwürdigste dabey scheint, ist der Umstand, daß er selbst seinen jezigen Zustand schon vor längerer Zeit vorausgesagt hat. Er wird allgemein bedauert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nro. 249:
Marmor. Amor.

Logogryph.

Stürmisch braust das Geschick in ewig wogendem Wechsel
Und das Gewitter tost, drohend dem hängenden Fels:
Zittere nicht, ich stehe mit Thatkraft mächtig dich schützend
Folge dem freundlichen Wink, halte nur fest dich an mir. —
Schneide ein Zeichen hinweg, so schütz' ich dich noch im Gewitter:
Doch des Schicksals Schlag kannst du durch mich nicht entflieh'n.
Und des Bewußtseyns Angst biet' ich keine tröstende Zuflucht,
Die dem Bethörten blos liebend das Ganze gewährt.
Nur dem heiteren Freund, nur dem ermüdeten Wandrer,
Nur dem fröhlichen Gast biete ich Labung und Lust.

J. M. Neumann.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. October 1824.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Goethe.

Axel.

(Fortsetzung.)

Schon Monde sind dahingeflossen,
Maria trägt, in sich verschlossen,
Der Sehnsucht und der Liebe Schmerz;
Sie seufzt beym trägen Schneckengange
Der Zeit, und Eifersucht, die Schlange,
Gräbt tief den Stachel in ihr Herz.
„Was fesselten ihn denn für Bande?
Ein Mädchen in dem Vaterlande?
Der frühern Liebe rascher Eid?
Du fremde, unbekannte Maid,
Du kennst noch nicht des Südens Liebe;
Sie ist, wie ihre Sonne, heiß,
Nicht kalt, wie deiner Heimath Eis
Urweltlicher Granitgeschiebe.
Wo du auch bist, ich finde dich;
Nur Einer wird er von uns Beyden,
Der Tod soll zwischen uns entscheiden,
Du stirbst entweder, oder ich! —
Doch, zog er nicht, halb Kind, nach Polen,
Dort Ruhm und Wunden sich zu holen?
Seitdem war er in Schweden nie.
Die Liebe fliehet scheu die Heere,
Erbaut in Lagern nicht Altäre,
Den Oelzweig sucht, nicht Lorbeern, sie.
Nein, Axel's Stirne trug das Siegel
Der Treue, Wahrheit sprach sein Mund,
Das Auge war der Seele Spiegel;
So wirft der Silberquelle Grund
Im unverfälschten Abglanz immer
Zurück des Tages goldnen Schimmer.
Warum floh er? Was trieb ihn nur
Von mir? Er sprach, ihn bänd' ein Schwur,
Ach, der hat mir das Herz zerrissen! —
Wenn ich ihm folgte — aber, nein,
Das würde wohl nicht schicklich seyn,
Ein Mädchen — doch, wer wird das wissen?
Ein Schwert, und fertig ist der Mann,
Und Niemand sieht das Weib mir an.
Ritt ich nicht wilde Hengste, waren
Nicht Tod und Leben und Gefahren
Für mich sehr oft ein Würfelspiel?
Trifft meine Kugel nicht das Ziel
Ereilt sie nicht den Sechszehnender,
Und hemmt des Rehes schnellen Lauf?
Ja, du bist mein, ich such' dich auf!
Ich such' dich durch des Nordens Länder,
Bis zu dem Kap, wo durch das Meer
Auf Schollen schifft der weiße Bär,
Wenn bey des kurzen Sommers Walten
Sich krachend Eisgefilde spalten. —
Den Eid, der ihn mit Ketten band,
Will ich von seinen Lippen zwingen.
Nimm mich, o Krieg, auf deine Schwingen,
Und führe mich in Axel's Land!"

Bey Weibern ist Beschluß schon Handeln,
Maria eilt, sich zu verwandeln,
Und wirft sich schnell in Männertracht.
Ein Hut bedeckt der Locken Pracht,
Der Busen wird zurückgezwänget,
Und, daß er nicht verrathe, fest
Im Koller sorgsam eingepreßt.
Auf feingebauter Schulter hänget
Des Todes Sehrohr, ein Gewehr,

Gezogen zwar, allein nicht schwer.
Ein krummer Türkensäbel funkelt
Am Gürtel, der aus Griechenland
Und durch die Fabel ist bekannt.
Ein schwarzer feiner Strich umdunkelt
Die schönen Lippen, roth und zart,
Der Schatten soll bedeuten Bart,
Der von dem Munde niederblickte,
Doch schreckt' er nicht, vielmehr es war,
Als ob ein Trauerflor ein Paar
Der schönsten Zwillingsrosen schmückte.
Sie glich, mit Gürtel und mit Schwert,
Des kleinen Flattergottes Bilde
Auf Alciblad's goldnem Schilde,
Als Held gekleidet und bewehrt. —

„Leb' wohl, du Schloß mit deinen Hallen!
Leb' wohl! Ich scheide nun von dir.
Der Ahnen bleiche Schatten wallen
Durch öde Säle künftig hier —
O, sucht die Tochter eures Stammes
Nicht mit des Zornes ernstem Blick,
Sie kehrt im Arm des Bräutigames
Entweder, oder nie zurück! —
Verhängniß, sey mir hold, geleite
Mich an des Vielgeliebten Seite.“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Gespräche mit Lord Byron.

(Fortsetzung.)

„Ich verlebte meine Knabenjahre zu Marlodge bey „Aberdeen, und besuchte gelegentlich die Hochlande; lange „behielt ich eine Neigung für Schottland; dieß, glaub' „ich, hab' ich von meiner Mutter eingesogen. Doch ward „meine Vorliebe eine Zeitlang sehr erschüttert durch die „Kritik über die „Hours af Idleness“ im Edinburgh-Re„view, und ich trug einen Theil meines Mißbehagens auf „das Land über; aber doch kehrte meine Neigung für das„selbe bald wieder in ihren alten Lauf zurück*).

„Von wem ich das Versemachen geerbt habe, weiß ich „nicht; wahrscheinlich erzeugten die wilden Landschaften „von Morven und Loch-na-garr und die Ufer der Dee „meine poetische Ader, und entwickelten meine poetische „Beule. War dieß der Fall, so schlief doch mein Talent; „wenigstens schrieb ich nie etwas, das Erwähnung ver„diente, bevor ich liebte. Dante datirt seine Leidenschaft „für Beatrice von seinem zwölften Jahr. Ich war fast „eben so jung, als ich bis über die Ohren verliebt ward; „doch ich anticipire. Mit zwölf Jahren ward ich nach Har„row gesandt, und brachte meine Ferien in Newstead zu. „Hier sah ich zum Erstenmal Mary C—*). Sie war ei„nige Jahre älter als ich; aber Knaben in meinem Alter „lieben etwas ältere Mädchen, wie sie später die jüngeren „lieber haben. Unsere Güter grenzten an einander; aber „in Folge des unglücklichen Streits, dessen ich schon er„wähnte, waren unsre Familien (wie das zwischen Nach„barn, die Verwandte sind, gewöhnlich der Fall ist) nie „auf anderm Fuß, als dem der gewöhnlichen Höflichkeit „— kaum auf diesem. Ich brachte die Sommervacanz in „diesem Jahr auf den Hügeln von Malvern zu. Das wa„ren romantische Tage! Sie war das Ideal von allem „Schönen, was meine jugendliche Phantasie erdenken „konnte; alle meine Fabeln von der himmlischen Natur „der Weiber hab' ich aus der Vollkommenheit genommen, „zu der meine Einbildungskraft sie erhoben hatte — ich „sage erhoben, denn ich fand in ihr, wie in den Uebrigen „des Geschlechts, keineswegs einen Engel.

---

*) Er schrieb um diese Zeit „The Curse of Minerva,“ worin er Churchill ziemlich treu gefolgt zu seyn scheint. 1798 kam er nach England.

*) — „It was a name
„Which pleased him, and yet pleased him not; — and why?
„Time taught him a deep answer.“

— „Es war ein Name
„Der ihm gefiel, und ihm auch nicht gefiel; — warum?
„Die Zeit belehrte ihn mit einem tiefen Spruch.“

The Dream.

„I have a passion for the name of „Mary“
„For once it was a magic sound to me;
„And still it half calls up the realms of fairy,
„Where I beheld what never was to be.
„All feelings changed, but this was last to vary —
„A spell from which even yet I am not free.
„But I grow sad —!“

„Ich habe eine Leidenschaft für den Namen Maria,
„Denn einst war es ein zauberischer Ton für mich,
„Und noch ruft er mir halb die Feenreiche herauf,
„Wo ich einst schaute, was nie wahr werden sollte.
„Alle Gefühle verwandelten sich, doch dieses am lezten —
„Ein Zauber, von dem ich noch jezt nicht ganz frey bin.
„Doch ich werde traurig —!“

Don Juan, Canto V. St. 4.

— „Yet still, to pay my court, I
„Gave what I had — a heart: — as the world went, I
„Gave what was worth a world, — for worlds could never
„Restore me the pure feelings gone for ever!
„'Twas the boy's 'mite,' and, like the 'widow's, may,
„Perhaps, be weighed hereafter, if not now.“

— „Dennoch, um meine Liebe zu bezahlen, gab ich
„Was ich hatte, ein Herz; — als die Welt kam, gab ich
„Was eine Welt werth war, — denn nie konnten Welten
„Mir die reinen Gefühle wiedergeben, die ich auf ewig verloren.
„Es war des Knaben „Pfennig“; er wird, wie der der Wittwe
„Vielleicht dort einst gewogen, wenn nicht schon jezt.“

Don Juan, Canto VI. St. 5. etc.

„Von meinem Ausflug nach Cheltenham kehrte ich „heftiger verliebt, als jemals, nach Harrow zurück, und „brachte die nächsten Feyertage in Newstead zu. Nun be„gann ich mir einzubilden, ich sey ein Mann, und fing „eine ernstliche Liebschaft an. Wir hatten heimliche Zu„sammenkünfte, und meine Briefe gingen durch die Hände „einer Vertrauten. Ein Thor, das aus Mr. C—'s Be„sitzungen in die meiner Mutter führte, war der Ort, wo „wir uns sahen. Aber die Glut war nur auf meiner „Seite; ich war ernst, sie flatterhaft. Sie war mir gut, „wie einem jüngern Bruder, und behandelte und lachte „mich aus, wie einen Knaben. Doch gab sie mir ihr Bild„niß, und das war etwas, um Verse darauf zu machen *).

„Während der lezten Jahre, die ich in Harrow zu„brachte, waren alle meine Gedanken mit dieser Liebes„geschichte beschäftigt. Außerdem ertrug mein Geist nur „mit Widerstreben den Schulzwang; denn ich war durch „Diener in der Heftigkeit meines Temperaments bestärkt „worden, und gewohnt, zu befehlen. Alles, was einem „Geschäft ähnlich sah, widerstrebte meiner Natur; und „ich ging mit wenig klassischen Kenntnissen hinweg, und in „nichts belesen, was von Nutzen gewesen wäre. Der Sub„ordination, welche die Seele der Zucht ist, fügte ich mich „mit großer Schwierigkeit: und ich bin immer dankbar „gegen Drury's **) Freundlichkeit geblieben, die mich in „Stand sezte, sie zu ertragen, und Dienste zu thun. Der „Herzog von Dorset war mein Dienstjunge. Ich war kein „sehr harter Zuchtmeister. Es gab Zeiten, wo ich in Har„row glücklich gewesen wäre, hätte ich's nicht als Schule „betrachtet. Einen Platz möchte ich gern wiedersehen: die „Aussicht vom Kirchhof gefiel mir besonders, und ich saß „oft Stunden lang auf dem Steg, der in die Felder „führte; ja ich wünschte mir sogar, dort begraben zu wer„den. Von allen meinen Schulkameraden habe ich für „keinen so viel Freundschaft behalten, als für Lord Clare. „Seit ich wußte, daß er in Italien sey, bin ich in bestän„digem Briefwechsel mit ihm; ich hoffe ihn zu sehen, und „mit ihm uns're alten Harrow-Geschichten mit unbeschreib„licher Wonne durchzusprechen. Es gibt keine Freude im „Leben, die der gleicht, einen alten Freund wiederzusehen. „Sie wissen, wie erfreut ich war, Hay zu sehen. War„um hat mich Scroope Davies nicht besucht? Es sagte „mir Jemand, er sey zu Florenz gewesen, aber es ist un„möglich.

*) Er hatte immer ein schwarzes Band um den Hals, an welchem ein Medaillon hing, welches Haare und ein Gemälde enthielt. Eines Abends, als wir Billiard spielten, suchte er auf einmal hastig etwas unter seiner Weste, und sagte in großer Bestürzung: „Gott! wo ist mein —!" Doch eh' er ausgesprochen, hatte er den verborgenen Schatz wiedergefunden.

) Siehe die Verse, die in den **Hours of Idleness an ihn gerichtet sind.

„Zwey Dinge fallen mir in diesem Augenblick auf, „die ich in Harrow that: Ich schlug mich mit Lord Cal„thorpe, weil er „ver—t Atheist!" unter meinen Na„men geschrieben; und rettete das Schulzimmer, das bey „einem Aufstand verbrannt werden sollte, indem ich den „Knaben die Namen ihrer Väter und Großväter an den „Wänden zeigte.

„Hätte ich Miß C— geheyrathet, mein ganzer Lebens„lauf wäre vielleicht anders geworden *). Sie hatte mich „zwar zum Besten, aber ihre Heyrath machte sie nicht „glücklich **). Endlich ward sie von Mr. M— getrennt „und schlug mir eine Zusammenkunft vor, aber nach dem „Rath meiner Schwester lehnte ich sie ab. Ich begegnete „ihr nach meiner Rückkehr aus Griechenland, aber Stolz „hatte über meine Liebe gesiegt; und dennoch sah ich sie „nicht mit völliger Gleichgültigkeit ***).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In seinen lyrischen Gedichten, selbst denen an Thyrza, hat er vielleicht nie die gefühlvollen Verse übertroffen, die beginnen:

„O had my fate been join'd to thine etc."

**) — „The one
„To end in madness; both in misery.
— „Eines
„Endet im Wahnsinn, beyde im Elend."

The Dream.

***) Yet I was calm. I knew the time
My heart would swell but at thy look;
But now to tremble were a crime.
We met, and not a nerve was shook!
Doch war ich ruhig. Ich kannte die Zeit,
Wo mein Herz schon von deinem Blicke schwoll.
Aber jezt zu zittern wäre Verbrechen gewesen.
Wir begegneten uns und kein Nerv erbebte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, im September.

(Fortsetzung.)

Die Schweiz ist, wie man schon manchmal ausgesprochen hat, das Vaterland der Rheumatismen und mancher andern Uebel, die aus ihrer dünneren Luft und dem raschen auf einander folgenden Witterungswechsel entstehen; allein die Natur hat sich auch dagegen wieder mütterlich bewiesen, und dem Lande vortreffliche Heilquellen gegeben, die hier heiß, dort kalt, aus den Felsen hervorsprudeln, und deren vortreffliche Dienste bald bey äußerlichem, bald bey innerlichem Gebrauche sich schon an vielen Orten bewährt haben. Die Bäder von Leuk im Wallis, von Schinznach und Baden im Aargau, von Pfeffers, Blumenstein, Engenstein ꝛc.; die Schwefelbrunnen von Weissenburg, vom Gurnigel ꝛc. im Kanton Bern u. m. a. sind schon lange allgemein bekannt. Aber ich bin überzeugt, daß in keinem Lande vielleicht noch so viele unbenützte, und auch gänzlich unentdeckte mineralische Quellen sind, als eben in der Schweiz, wofür schon die tausend und aber tausend noch unbetretenen Winkel sprechen. Eine Menge andrer Quellen ist noch gar kei-

ner nähern Prüfung gewürdigt worden, wenn sie schon von den Personen der Umgegend als heilbringend benüzt und erkannt wurden. Als besonders vorzüglich in dieser leztern Hinsicht standen schon seit vielen Jahren mehrere Schwefelquellen dicht am linken Ufer des Thuner See's, eine Viertelstunde von dem Dorfe Leissigen, und ungefähr zwey Stunden von dem berühmten Interlaken, im Rufe. Da sie aber zu der Besizung einer patrizischen Familie in Bern gehörten, die den Sommer hindurch ungestört einige Zeit in dem artigen dabey gelegenen Gebäude der Ruhe und schönen Gegend genießen wollte, so konnte ihr Gebrauch bisher nicht allgemein werden, ungeachtet der Wunsch darnach häufig ausgesprochen wurde. Seit zwey Jahren beyläufig hat sich dieß aber geändert. — In wessen Brust Sinn für Ruhe und äußere Stille, für eine schöne Gegend, mitten in einer der schönsten Parthien der Schweiz ist, der wird gestehen müssen, daß das Ueberlassen dieser Kampagne an das Publikum nicht ohne Aufopferung geschehen konnte. — Ihre Lage ist dicht am See, von welchem sie nur ein niedlicher Garten trennt, mit einem freyen grünen Plaze. Dicht hinter dem Gebäude hebt sich ein Hügel empor, der zu dem — an die Seite von Unterseen und Interlaken sich hinziehenden Abendberge gehört, und diesen stillen Ort vor allen rauhen Winden dergestalt schüzt, daß unten um das Gebäude her Mandel-, Lorbeer-, Feigen-Bäume ꝛc., die doch ein sehr mildes Klima verlangen, das ganze Jahr hindurch im freyen Boden gedeihen und Früchte tragen. Viele andere auswärtige seltene Gewächse stehen vor dem Gebäude, und bilden eine Art von englischer Anlage.

Vergangenen Sommer war das kleine Paradies, das man scherzweise den italienischen Gurnigel nannte, zum Erstenmale als Kur- oder Bade-Anstalt eröffnet, und der Besuch von Gästen die — dieses Jahr wenigen schönen Monate hindurch so bedeutend, daß es bald an Platz zu mangeln begann, und das will bey einer neuen Einrichtung in der Schweiz schon viel sagen, wo man gerne beym Alten bleibt, wo das Gute und Schöne, wenn es mit der äußern Natur in Verbindung ist, meistens erst von Fremden gewürdigt werden muß, ehe es allgemeinen Eingang findet. Wenn man sonst gemeiniglich in die Bäder reiset, um sich zu zerstreuen, so darf man freylich nur in dieses Leissigenbad gehen, um sich zu sammeln, denn von täglichen Konzerten, Tanz und Spiel ꝛc., vom Ausziehen goldner Uhren aus der Tasche, und vom Schießen mit Pistolen darnach ꝛc., wie man es in Karlsbad, Pyrmont ꝛc. sehen kann, ist nun freylich keine Rede. Wer dagegen Sinn für Stille und Ruhe hat, der wird seine Rechnung vollkommen finden. Er hört keine Glocke läuten, als etwa die Eßglocke des Bades, oder solche vom Vieh, das auf den Hügeln hinter dem Gebäude weidet. Er kann sich allein, oder mit Personen, die ihm von den übrigen Gästen behagen, unter eine Bank sezen, in die Laube von Feigenbäumen, dicht am See, mit den schönsten Blumen vor sich, die an der langen Mauer entlang nacheinander hinblühen, und in die Wogen hinausreichen, und sieht gerade jenseits des See's den schönen Wasserfall aus der Beatenhöhle herabstürzen, oder das Silber der neunzig Fuß hoch spielenden Fontaine in der sogenannten Leerau, dicht daneben, und den hohen Beatenberg mit seinem Wechsel von Grün und Felsen, von Dörfern und Wäldern ꝛc. — oder er steigt einige Schritte den Hügel hinan, legt sich in den Schatten eines Wallnußbaumes, die in unzähliger Menge und vom bedeutendsten Wuchse in der ganzen Gegend herumstehen, und übersieht hier das ganze Becken des Thuner See's, unten von der Stadt Thun an, mit den — den Wasserspiegel in allen Richtungen und zu allen Tageszeiten durchkreuzenden Fahrzeugen bis zu seinem Anfange, an den sich nun das sogenannte „Bödeli" schließt, wie man im Berner Patois das romantische Gelände zwischen dem Thuner- und Brienzersee nennt, mit seinen Unterseen und dem freundlichen Interlaken. Auch ein großer Theil des Brienzersee's noch zeigt sich hier dem Auge, der sich aber ganz darstellt, wenn man noch etwas höher sich begibt, nach A e s c h i zu (vom Bade eine kleine Stunde) und woselbst man in Verlegenheit kommt, ob man vor- oder rückwärts schauen, ob das Auge lieber auf den Wasserspiegeln mit ihren herrlichen Bergeinfassungen ruhen, oder sich in das nun offene Frutigenthal mit seinem Hirtenleben wenden, oder an der — dicht vor einem stehenden Riesenpyramide hangen bleiben soll. — Wer nicht gerne steigt, hat unten am See hin sehr schöne Wandelgänge, besonders in das eine Viertelstunde entfernte Dorf Leissigen, wohin sich der Pfad streckenweise bald dicht am Ufer hin zieht, so daß bey Sturm die Wogen den Fuß beschäumen, bald sich durch Gärten von Nuß- und Fruchtbäumen windet, oder zwischen Zäunen von mancherley Rankengewächsen, deren Grün hier und da, bald vor-, bald rückwärts, bald an der Seite den See durchschimmern lassen. — Will man der vielen Buchten, deren eine sich an die andere schließt, mehrere verfolgen, und über das einfache Pfarrdörfchen Leissigen hinauswandeln, so bleibt der Pfad eben so reizend, und führt in den mannigfaltigsten Abwechslungen hügelauf- und hügelabwärts nach Unterseen. Hier auf diesem Wege sind mehrere Standpunkte, besonders für den Maler, auf denen sich der See, am schönsten bey Sonnenuntergang, am besten übersehen läßt.

Auch auf der Landseite, den See hinab, nach Spiez zu, gibt es angenehme Partbieen, deren eine das genannte Schloß selbst ist mit seiner schönen Aussicht. Wer nicht Freund von Fußwanderungen ist, was freylich in der Schweiz die höchsten Genüsse raubt, der mag sich eines immer bereit stehenden Reitpferdes bedienen, mit dem er selbst alle steilen Gipfel erklimmen kann, oder eines der netten und blos für die Gäste gehaltenen Schiffe, mittelst deren er seiner Stille Abwechslung gewähren, oder sich auch ganz aus derselben in das bunte Leben von Thun, von Interlaken werfen kann, wo er Personen aus fast allen Weltgegenden, von allen Ständen, Sprachen, Geschlecht, Alter ꝛc. trifft, wo er mit diesen schnell, auch als Unbekannter, gesellige Verhältnisse anknüpfen, oder blos den ruhigen Beobachter des Treibens machen kann, wenn er sich etwa in einem Gasthofe an der Straße, dem sogenannten h o h e n W e g e, in's Freye unter einen Wallnußbaum seinen Thee oder eine sonstige Erfrischung bringen läßt, und hier beyde Geschlechter im höchsten Staate auf- und abwandeln, oder in leichten Droschky's dahinrollen, oder auf den ausgesuchtesten Reitpferden dahintraben sieht, hier neben sich Personen sich in englischer, dort in französischer, weiterhin in russischer, polnischer, italienischer Sprache ꝛc. unterhalten, darunter Instrumental- und Vokal-Musik hört, theils öffentlich, theils aus den nahen Gebäuden von Fremden, die sich oft den ganzen Sommer daselbst aufhalten, — das bunte Gewühl sich auf einmal trennen, und eine Heerde der schönsten Kühe oder Ziegen Plaz machen sieht, die vorwärts getrieben werden von einem Hirten, dessen Anzug gegen die Londner und Pariser Moden sonderbar absticht. Hat man dieses Getreibe satt, so sezt man sich wieder in sein Fuhrwerk, läßt sich in das drey Viertelstunden entfernte Neuhaus fahren, und von da in seinem Schiffe wieder zurück in seine Ruhe nach Leissigen, indem man während der dreyviertelstündigen Ueberfahrt Zeit und Gelegenheit hat, die mannigfaltigen erhaltenen Bilder zu verarbeiten, oder etwa bey einem schönen Sonnenuntergange durch einfachere zu verwinden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 257.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 26. October 1824.

Wer die leise, aber aufreibende Macht der Zeit, nämlich des Zeitgeistes im Kleinen sehen will, der schaue nach, wie er Wörtern und Namen Bedeutung wechselnd gibt und nimmt.

Jean Paul.

Ballston*).

Von Washington Irving.

Ballston war ursprünglich nichts mehr, als ein Ort, wo Kummer und Krankheit Linderung suchten: der Kranke, welcher manche öde Meile zu den Gärten von Ballston gereist war mit schwerem Herzen und abgezehrtem Körper, nannte es einen Vergnügungsort, wenn er, auf Krücken angelangt, mit neubelebtem Geist und kraftfrohen Gliedern wieder von dannen tanzte. Im Verlauf der Zeit nahm das Wort „Vergnügen" hier eine andere Bedeutung an: es glich einem nüchternen, unceremoniеusen Contretanz, zu welchem ein Dilettant die Flöte bläst, oder die dreysaitige Geige eines wandernden Landmusikers ertönte. Alles jedoch verräth noch den glücklichen Feyertag, dessen sich der Geist stets erfreut, wenn er frey von den Fesseln des förmlich-öden Lebens sich bewegen kann, unbekümmert um die gesellige Verfeinerung der neuern Sitten: Alles ging hier fröhlich zu, und man nannte Ballston einen reizenden, sorglosen, unterhaltenden Ort, wo Jeder nach seiner Laune leben und thun kann, was ihm behagt, — vorausgesezt, daß er seine Frau nicht bey sich hat: — als, ach! plötzlich die Mode ihren Einzug in der Gestalt eines Wagens, eines Läufers in Livree und eines Stutzers hielt. Seit dieser verhängnißvollen Zeit hat das Wort „Vergnügen" eine ganz neue Bedeutung angenommen, und heißt nun nichts als „Mode."

Das würdige, modische, tanzende, unnütze Völkchen jedes Standes, das sich lieber von der Menge erdrücken läßt, als es die Einförmigkeit zu Hause erträgt und in der geistlosen Gesellschaft seiner eigenen Gedanken verweilt, strömte zu den Gärten; nicht um der Freuden der Gesellschaft willen, oder um von der wohlthätigen Kraft des Wassers Gebrauch zu machen, sondern um seine Equipagen und Garderoben zu zeigen, oder, was bey weitem erfreulicher ist, die ihrer modischen Nebenbuhler zu beneiden. Das erweckt natürlich den Geist eines edeln Wetteifers zwischen östlichen, mittlern und südlichen Staaten; und da jede Dame sich demnach verbunden fühlt, die ganze Last der Würde und Mode ihrer Gegend auf sich zu nehmen, so muß sie ohne Erbarmen ihre Mitbewerberinnen von andern Theilen der Vereinigten Staaten durch Glanz und Prunk übertreffen. Diese Art Nebenbuhlerschaft fordert ohne Frage bedeutende Vorbereitungen und reiche Zuschüsse aus der Kasse. Eines einfachen Bürgers Ehegenossin plündert ein halbes Dutzend Putzläden, und läßt ihre Familie einige Monate darben, um einen Mode-Feldzug nach Ballston machen zu können. Sie reist nach dem Kriegsschauplatz mit einer großen Macht von Koffern und Schachteln, so wie mit Munitionskistchen, gefüllt mit Hauben, Hüten, Handschuhen, Shawls und Bändern und all der vielfachen Artillerie der modischen Kriegsfahrt. Die Frau ei-

*) Die Leser des Morgenblattes werden die Beschreibung eines amerikanischen Badeortes aus der Feder eines so geistvollen Schriftstellers nicht ohne Interesse hören: manche Züge passen wohl auch nach Europa.

nes südlichen Pflanzers legt den ganzen jährlichen Ertrag einer Reis-Pflanzung in Silber- und Goldstoffen, reichen Schleppen und neuen Livreen aus, trägt ganze Fässer von Tabak auf ihrem Kopf, und schleppt ganze Ballen von Sea-Island-Baumwolle an ihren Füßen nach; während eine Lady von Boston oder Salem sich in den Betrag einer Ladung von Theaöl kleidet, und einen Centner Stockfisch auf ihrem Kopfe herumträgt.

Die Pflanzer-Frauen haben jedoch gewöhnlich bey diesem Streite den Vortheil. Denn da es eine ausgemachte Sache ist, daß wer von Ost- oder West-Indien, Georgien oder den Carolina's, oder irgend einem warmen Klima kommt, unermeßlich reich ist, so kann nicht erwartet werden, daß ein einfacher Städter aus dem Norden es jenen in der Mode gleich thun kann. Der Pflanzer also, der im Ausland mit vier Pferden fährt, und zu Haus ein Tausend Neger zu seinen Diensten hat, und der nach Ballston kommt von einem Dutzend schwarzer Amors in prächtigen Livreen umgeben, ist ohne Frage dem nordischen Kaufmann überlegen, der in einem zweyspännigen Wagen ankommt; dieß ist nichts mehr als durchaus nothwendig, und kann folglich keinen Anspruch auf Mode machen. Er hat jedoch dafür wieder den Trost, daß er sich dem ehrlichen Bürger überlegen fühlt, der sich in einem einfachen Gig zeigt; dieser rümpft die Nase hinwiederum über den Land-Squire, der dahin trabt auf seinem dürren langohrigen Rößlein und dem breiten Sattelrücken, wogegen dieser endlich zu seiner Beruhigung keinen Anstand nimmt, einen friedlichen Fußgänger über den Haufen zu rennen, wenn dieser, der Unabhängigste von Allen, ihm nicht vielleicht zur Vergeltung den Hals bricht.

Das große Unglück ist, daß dieser Geschmack an der Mode oft so kostspielig wird, daß die Rechte und Privilegien des Beutels gefährdet werden, und seltsame Verlegenheiten in seinem Gefolge haben! So erzählt mein Freund Evergreen von einem jungen Südländer, der seinen Einzug mit einem prächtigen Wagen und zwey Vorreitern hielt, vermittelst deren er die Aufmerksamkeit aller Frauen auf sich zog, und eine Kälte zwischen verschiedenen jungen Paaren hervorbrachte, welche, wie man vor seiner Ankunft dachte, eine beträchtliche Zärtlichkeit gegen einander hatten. Im Verlauf zweyer Wochen verschwand die Karosse! — Die Klasse guter Menschen, die nichts auf der Welt zu thun zu haben scheinen, als sich in die Angelegenheiten Anderer zu mischen, fingen an zu staunen. Eine Zeit darauf vermißte man auch einen Vorreiter! — Das vermehrte die Unruhe, und das Gerücht verbreitete sich demnächst, er habe seine Pferde gegessen und den Neger getrunken. Man ahnte nichts Gutes wegen des noch zurückgebliebenen Dieners, und sein baldiges Verschwinden bestätigte die deßhalb laufenden Gerüchte; kurz, „nach einem kleinen Monat reiste der köstliche junge Carolinier ganz bescheiden mit dem öffentlichen Wagen ab, — allgemein von seinen Freunden bedauert, die ihm so großmüthig von Allem, was Mode hieß, geholfen hatten.

Uebrigens sind der Unterhaltungsgegenstände an diesem reizenden Sitze der Schönheit und Mode sehr viel. Am Morgen verfügt sich die Gesellschaft, einem schönen bacchischen Gefolge ähnlich, in die Gärten; hier haben die Herren, welche sich angenehm machen wollen, Gelegenheit, sich bey den Frauen in Gunst zu setzen, und es ist wahrhaft erfreulich, zu sehen, mit welcher Anmuth und Geschicklichkeit sie hier einleitend zu Werke gehen. Nach dem Frühstück wählt sich Jedes seine Unterhaltung; Einige machen eine Spazierfahrt in den Eichenwäldern, und erfreuen sich der romantischen und mannigfaltigen Scenerey von verbrannten Bäumen, Pfosten- und Heckenumzäunung, Baumstücken, Kartoffelplätzen und hölzernen Hütten: Andere erklettern die umliegenden Sandhügel, welche wie die Wohnungen einer gigantischen Race von Ameisen aussehen, und betrachten andere Sandhügel unter ihnen, und dann — kommen sie wieder herab; Andere, die romantischer Natur sind, (und absonderlich junge Damen bestehen darauf solcher Natur zu seyn, wenn sie die Bäder besuchen, oder sonst wohin auf das Land gehen,) schleichen die Ufer eines kleinen unlautern Baches entlang, der sich langsam durch die kahlen Ufer wälzt, und so träge ist, daß er nicht das leiseste Murmeln hören läßt, die kleinen Frösche, die im Sumpfgrase lustig spielen, beachtend, und dem begeisternden Wohllaut des harmonischen Gesanges der Kröten lauschend, die auf dem Ufer herumkriechen. Einige spielen Billard, andere Geige, andere — Narren; das Letztere ist die vorherrschende Unterhaltung zu Ballston.

Das und viele Tanzbelustigungen und vieles Schlafen in den Nachmittagen macht die Mannigfaltigkeit der Vergnügungen Ballstons aus; — ein köstliches Leben von wechselnder Ermattung und Anstrengung; thätiger Zerstreuung und trägen Müssiggangs; schlafloser Nächte und in der abgespannten Gefühllosigkeit hingebrachter Tage, wie sie jenen Nächten immer folgen. Zuweilen stört in der That ein ausbrechendes Fieber oder eine andere Krankheit auf einen Augenblick die allgemeine Glückseligkeit; im Ganzen aber fehlen Ballston nur sechs Dinge, nämlich: gute Luft, guter Wein, gute Wohnung, gute Betten, gute Gesellschaft und gute Laune, um der entzückendste Platz in der Welt zu seyn, wenn man nämlich Botany-Bay, die schwarze Höhle zu Calcutta und einige ähnliche Orte ausnimmt.

Gespräche mit Lord Byron

(Fortsetzung.)

„Damit ein Mann ein Dichter werde (davon zeugen „Petrarcha und Dante), muß er verliebt oder elend seyn. „Ich war beydes, als ich die „Stunden des Müssiggangs“

„(Hours of Idleness) schrieb; einige dieser Gedichte sind, „troß dem, was die Kritiker sagen, so gut als was ich je „sonst geschrieben.

„Einige Jahre nach der Begebenheit, die so großen „Einfluß auf mein Schicksal hatte, suchte ich die Erinne„rung daran und an die Geliebte in der verderblichsten „Zerstreuung zu ertränken; aber das Gift war im Be„cher. — — — — — — — —
— — — — — — — — —

„Der Gärtner hatte beym Graben einen Schädel ge„funden, der wahrscheinlich irgend einem rüstigen Mönch „der Abtey gehörte, ehe das Kloster aufgehoben ward *).“

„Ich hörte neulich Abends bey der Gräfin S—, unterbrach ich ihn, daß Sie jezt aus einem Schädel trinken.“ Er achtete nicht auf meine Bemerkung, sondern fuhr fort:

„Da ich sah, daß er von gigantischer Größe und voll„kommen erhalten war, ergriff mich der sonderbare Ge„danke, ihn als Trinkschaale zugerichtet und gefaßt zu „haben. Ich schickte ihn also nach der Stadt und erhielt „ihn mit einer hellen Politur wieder und mit einer sche„ckigen Farbe, wie Schildkrötenschaale; (jezt hat ihn Oberst „Wildman). Ich erinnere mich, daß ich einige Zeilen dar„auf schrieb; aber das war nicht genug; ich errichtete „nachher in der Abtey einen neuen Orden. Er bestand „aus zwölf Mitgliedern, ich ernannte mich zum Groß„meister oder Abt vom Schädel, ein großer heraldischer „Titel. Ein Anzug in schwarzen Mänteln ward vorge„schrieben, der meinige von den andern verschieden, und „von Zeit zu Zeit, wenn man einen besonders schweren „Tag erwartete, hielt man ein Capitel; der Schädel ward „mit Claret gefüllt, und ging, nach Art der alten Go„then, unter den Göttern des Consistoriums herum, „während mancher kräftige Scherz auf seine Kosten zum „Besten gegeben ward.“

„Es scheint, sagte ich, Sie haben eine besondere Vorliebe für Schädel und Kreuzbeine gehabt; einer meiner Freunde, Mr —, sagte mir, er habe Ihnen einige aus der Schweiz mitgebracht.“

„Sie waren vom Schlachtfeld von Murten, sagte er; „ein einziger Knochen von einem dieser Helden ist so viel „werth, als alle Schädel von allen Priestern, die jemals „gelebt haben.“

„Da wir von Murten sprechen, sagte ich, wo fanden Sie die Geschichte von Julia Alpinula? M— und ich haben umsonst in den Archiven dort darnach gesucht.“

„Ich nahm die Inschrift, sagte er, aus einer alten „Chronik; der Stein existirt nicht. Aber um fortzufah„ren. Sie kennen die Geschichte von dem Bären, dem „ich zu einem Grade verhalf, als ich in Trinity-Col„lege war. Ich hatte einen großen Haß gegen Colle„gien-Regeln und verachtete alle akademischen Würden. „Wie wenige dieser akademischen Streiter haben sich in der „Welt ausgezeichnet? Nebenbey gesagt, legte mein Bär „den Grund zu einer witzigen Satyre. Ein Freund von „Shelley machte einen Orang Outang (Oran Hauton „Esqr.) zum Helden einer Novelle; hatte ihn zum Ba„ronet creirt, und für das Dorf Eine-Stimme (One „Vote) bestellt — ich habe den Namen der Novelle ver„gessen *). Ich glaube, man war in Cambridge eben so „froh, meiner los zu seyn **), wie in Harrow.

„Ein anderer wilder Streich, den ich während meiner „Mutter Lebzeiten machte, war, daß ich Mrs— verklei„dete, und für meinen Bruder Gordon ausgab, damit „meine Mutter nicht erfahren möchte, daß ich eine solche „weibliche Bekanntschaft hätte. Sie werden sich denken, „daß ich damals kein Scipio war, aber ich kann mit Wahr„heit sagen, daß ich nie ein Weib verführte **).

„Ich habe einen großen Theil der italienischen großen „Welt gesehen, und in einer Gondel geschwommen, aber „nichts gleicht der Verdorbtheit der großen Welt in Eng„land, besonders der von —, als ich sie kannte.

„Ich war in dieser Zeit ein bloßer Bond-street-Faul„lenzer, ein großer Held in Vorzimmern, Kaffee- und „Spielhäusern; meine Nachmittage gingen mit Besuchen, „Essen, Faullenzen und Boren hin — des Trinkens gar „nicht zu erwähnen! Hätte ich Sie früher gekannt, so „wären Sie jezt nicht mehr am Leben. Ich erinnere mich, „daß Scroope Davies, H— und ich neunzehn Pfund zu„sammenschossen — es war Alles, was wir in der Tasche „hatten, sie in einem schlechten Winkel in St. James's„Street im Hazard verspielten, und nachher uns sämmt„lich betranken, bis H. und S. D. in Streit geriethen. „Scroope schrieb nachher an mich, und verlangte meine „Pistolen, um sich zu erschießen; aber ich weigerte mich, „sie ihm zu leihen, mit der Ausrede, sie würden dann „als ein Gottesopfer ***) geachtet seyn. Ich wußte, daß „diese Antwort größern Eindruck auf ihn machen würde, „als vier Seiten Moral.

*) „And Monks might deem their time was come agen
„If ancient tales say true, nor wrong the holy men.“

„Und Mönche mochten glauben, ihre Zeit sey wiedergekommen,
„Wenn alte Sagen Wahrheit berichten, und den heiligen Männern nicht Unrecht thun.“

Childe Harold, Canto I. St. 7.

*) Melincourt.

**) Er blieb bis zum neunzehnten Jahre in Cambridge.

***) Deodand. (Sache, die Gott geopfert wird, um seinen Zorn wegen eines gewaltsamen Todes zu besänftigen, an dem sie die unvernünftige Ursache war.)

„Glauben Sie aber nicht, daß ich in allen diesen Ex„cessen wirkliches Vergnügen empfand, oder daß Pfarrer „A. K. oder W— meine Geschmacksgenossen waren. Die „elenden Folgen eines solchen Lebens sind weitläufig in „meinen Memoiren geschildert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Ende September.

(Beschluß.)

Für viele Uebel, die aus einer sitzenden Lebensart entstehen, möchte das Leissigenbad um so heilsamer seyn, besonders für Personen von sonstiger einfacher Lebensweise, da man gewöhnlich Ruhe um sich hat, und doch rasch und zu jeder Zeit in den ausgesuchtesten Gesellschaften Erheiterung und Zerstreuung finden kann, was nicht auf dem Gurnigel, nicht in Weissenburg, nicht in Blumenstein ꝛc. der Fall ist, daneben eine immer milde Luft genießt, auch in den Monaten, in welchen es in den genannten Bädern kaum möglich ist, vor's Haus zu treten, oder gar eine Kur zu machen. Und darum wird dann ferner ein anderer wesentlicher Vorzug dieses Leissigen liegen, daß man schon im Monat Mai mit dem Gebrauche der Wasser anfangen kann, während der Gurnigel vor Schnee noch sechs Wochen später nicht zu ersteigen ist, und im September, ja bis in die Hälfte des Oktober hinein sich noch angenehm daselbst aufhalten kann, zu welcher Zeit sonst keines der genannten Bäder mehr zu genießen ist.

Die flüchtigen Bestandtheile der Trinkquellen sind in vier Berner Maaß, nach der — ganz kürzlich veranstalteten sorgfältigen Analyse:

a) Geschwefeltes Wasserstoffgas . .	5,45	Kubikzoll.
b) Kohlensaures Gas	13,36	—
c) Stickstoffgas	4,40	—

Die fixen dagegen

a) Schwefelsaurer Kalk (Gyps) .	475	Gran.
b) Schwefelsaure Bittererde (Bittersalz)	384	—
c) — Natrum (Glaubersalz)	091	—
d) Kohlensaurer Kalk	2100	—
e) — Bittererde	245	—
f) — Eisenoxydul	013	—
g) Salzsaure Bittererde } h) — Natrum (Kochsalz) } . .	150	—
i) Hipposchwefligsaure Salze . . .	175	—

und noch eine Parthie stickstoffhaltiger Extraktivstoff.

Das Trinken dieses sonderbar schmeckenden Wassers, mit dem man von einer halben Bouteille, bis auf drey ganze, früh Morgens nüchtern steigen muß, ist die Hauptsache der Kur und zugleich — das Unangenehmste, wie alle Arzney. Wenn man das Baden, falls es vorgeschrieben ist, etwa noch in den Vormittag verlegen kann, so hat man dann den ganzen übrigen Theil des Tages frey.

Was aber diesen stillen, romantischen Ort, besonders für die Fremden, die längere Zeit das Oberland bereisen wollen, auch wenn sie sich keiner Kur zu unterwerfen haben, werth machen muß, was auch mehrere Engländer schon erkannten, ist, daß er zum Mittelpunkt dieser Exkursionen gemacht werden kann, und gleichsam zur Niederlegung und Verarbeitung der in einzelnen Tagen eingesammelten Materialien, wozu es seine Lage, seine häufige und schnelle Kommunikation mit Thun und Bern, und endlich auch, was doch besonders berücksichtigt werden wird, seine geringere Kostspieligkeit, als Interlaken ꝛc. ganz eignet. Die innere Einrichtung der hellen Zimmer, die meistens die Aussicht auf den See und die gegenüberliegenden Berge und in's Böbeli haben, ist sehr nett und bequem, so wie das Ganze etwas Heimelndes und Trauliches an sich hat.

Nebenbey muß doch auch der Einrichtung von Dampfbädern zu Baden im Aargau erwähnt werden, woselbst in vier Dampfkästen diesen Sommer schon 600 Kranke, besonders an arthritischen Uebeln, Heilung gefunden haben sollen. Hr. von Gimbernat, der Anordner dieser Erweiterung der Badeanstalt, will nun neben dem Vaporarium, wie er diese Dampfeinrichtung zu nennen beliebt, auch noch ein Tepidarium angelegt wissen, d. h. dem Dampfbade zur Seite ein Zimmer mit Betten zum Ausruhen und zur Unterhaltung der im Gasbade verstärkten Ausdünstung, ohne welche Vorkehrung die nachtheiligsten Erkältungen unvermeidlich wären. Neben dieses Tepidarium könnte man dann auch wohl noch ein Trepidarium, in Verbindung mit einem Crepidarium anlegen, wozu ich meine Vorschläge der Regierung vorzulegen gedenke. Im leztern müßten nämlich die Frauen mit den Pantoffeln regieren, und in dem erstern die Männer davor erzittern.

Berlin, 1. Oktober.

Königliches Theater. Die rühmlich-bekannte Sängerin, Mad. Grünbaum, gibt jezt Gastrollen auf dieser Bühne und erwirbt sich fortwährend den größten und allgemeinsten Beyfall. Hr. Kazianer vom Theater zu Hannover, wollte bey seinem ersten Auftreten, als Hipollit in Phädra, dem Publikum nicht behagen, hat aber dasselbe späterhin wieder versöhnt. Mad. Stich in der Rolle der Phädra übertraf sich selbst. Das unübertreffliche Künstlerpaar: Hr. und Mad. Wolff, ist von seiner Reise mit Ruhm bedeckt, zurückgekehrt, und Beyde traten in Maria Stuart, er als Leister und sie als Königin Elisabeth auf, ihren anerkannten Ruf in diesen Rollen bewährend. Mad. Stich als Maria war, wie immer, eine großartig-schöne und kunstgerechte Erscheinung. Der Regisseur der Oper, Hr. Carl Blum, der fleißige und talentvolle Dichter und Komponist, hat dem Hrn. General-Musik-Direktor Ritter Spontini eine von ihm komponirte und nach einem französischen Original bearbeitete Oper vorgelegt, die, hinsichtlich des Gedichtes, den Hrn. G. T. Spontini so wohlgefällig angesprochen hat, daß er die Partitur des Hrn. Blum mit der Erklärung zurückgelegt hat: er würde diesen trefflichen Text höchstselbst, sogleich nach Beendigung seines Alcidors und noch einer andern für Paris zu komponirenden Oper, in Musik setzen. Es scheint, als ob Hr. Blum diese hohe Ehre nicht nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen wußte, denn er bietet jezt in unsern Zeitungen fremden und einheimischen Bühnen sein Ton- und Dichterwerk zum Verkauf an. — Die Parias des Delavigne haben kalt gelassen. — Diese Nachrichten für Leser, die nur Nachrichten haben wollen, möglichst kurze und trockene Zeitungsdata mit einigen hergebrachten, allgemeinen und alldeutigen Phrasen vermischt. Sie und jene andre Leser, welche die Kritik läugnen, oder wenigstens für überflüssig halten, brauchen das, was nun folgt, nicht einmal durchzufliegen; sie können es ganz überschlagen; denn da wir ausführlich seyn wollen, so werden wir für Sie weitschichtig (ein treffliches Schimpfwort für die Oberflächlichkeit!) und langweilig seyn. Während sie aber zu andern kurzen Journalberichten eilen, hoffen wir, dem ernsteren Leser, dem die Kunst der Bühne, mehr als ein frivoler Zeitvertreib und mehr als eine Stadtklatscherey ist, wenn auch nicht zu genügen; doch Gelegenheit zu eigener Kritik und eigenem Urtheil zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 86.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 258.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 27. October 1824.

Die jezt durch ihre Größe blendet,
Europa's Huldigung erhält,
Und der, tributbar, eine Welt
Die pfandverschriebnen Kronen sendet,
War damals noch nicht groß und reich.

Axel.

(Fortsetzung.)

Dicht an der Newa Ufern stieg,
Seitdem zur Herrscherin geworden,
Czaar Peters Stadt empor, der Norden,
In halbem Schlummer liegend, schwieg.
Die jezt durch ihre Größe blendet,
Europa's Huldigung erhält,
Und der, tributbar, eine Welt
Die pfandverschriebnen Kronen sendet,
War damals noch nicht groß und reich;
Dem neugebornen Drachen gleich,
Lag sie in ihrer Bucht; der Junge
Verleugnet nicht, woher er stammt,
Schon zeigt er die gespaltne Zunge,
Von angeerbter Wuth entflammt,
Und ringelt sich bey Sonnenbrande
Mit scharfgespiztem Zahn im Sande. —
Beschäftigt sind hier Tag und Nacht
Die Russen, gegen Schwedens Küsten
Zum Landen, Schiffe auszurüsten.
Maria hat sich aufgemacht,
Und unter Fahnen und Kanonen,
Stellt sie dem Führer, den der Czaar
Ersehen hatte, keck sich dar,
Und wünscht, dem Zuge beyzuwohnen.
Der sieht sie scharf und lange an,
Und spricht: „Du scheinest, junger Mann,
Gefährlicher mir Nordens Schönen
Im Minnestreit, als seinen Söhnen
Im Schwertgeklirre wohl zu seyn;
Doch komm, und schiff' dich mit uns ein,
Und mach' dein Probestück und Beute,
Von Hause müssen junge Leute.
Auch lernest du des Krieges Art,
Der Feind versteht ihn gut; beym Bart,
Sey sicher, kann er dich nicht fassen.
Schon morgen geht es fort von hier,
Das Weitere dann wollen wir
Gott und Sankt Niklas überlassen."

Die Segel schwellt der Wind, den Kiel
Bespritzt der Ostsee Schaum, das Ziel
Der Heerfahrt, Schwedens Berge zeigen
Sich, wie sie aus den Fluten steigen,
Im Abendglanz. Noch stehn sie da,
Troz Zeit und Meer, den Wolken nah,
Und hell strahlt aus dem Wasserspiegel
Das Bild der alten Riesenhügel. —
Die Russen gehen an das Land
Bey Sotascheer, dort ist der Strand
Noch heilig Einigen, sie nahen
Der Stelle still und feyerlich,
Wo einst zum Leztenmale sich
Schön Ingeborg*) und Hjalmer sahen.
Hier weinte sie, versenkt in Gram,
Als er zu Oden war gegangen,
Um den verlornen Freund, da kam
Der Tod, sie tröstend zu umfangen;
Noch mitternächtlich oft, so sagt
Das Volk, sizt dort ihr Geist und klagt.
Du Leukas Nordens, von dem Norden
Ist längst schon der Vergessenheit

*) Eine Tochter des Upsala-Königes Eigill Lunna Delgi: sie starb aus Gram, als Hjalmer ihr Geliebter, ein Kämpe am Hofe ihres Vaters, gegen Angartyr und seine Brüder auf Samsöd gefallen war.

Dein Name, in der Sagenzeit
Gefevert, übergeben worden;
Doch dich vergaß nicht, als er schied,
Des treuen Kämpen Todeslied*),
Und in der Brust des Skalden leben
Wirst du, und immer ihn umschweben. —

Es brennet Dorf bey Dorf, der Brand
Erleuchtet weit umher das Land,
Das Moskowiter wild durchziehen,
Und Kinder schreyen, Weiber fliehen.
Dumpf stürmend schallt der Glocke Ton,
Ach, Todte kann er nicht erwecken,
Die Kämpen, welche Furcht und Schrecken
Verbreiteten, deckt Erde schon.
Doch sammelt sich, am fernern Plündern
Die Raubbegierigen zu hindern,
Ein kleiner Haufe, muthig zwar,
Doch schlecht bewaffnet ist die Schaar:
Mit Schwertern, in dem deutschen Kriege
Gebraucht, durch Karl's des Zehnten Siege
Voll tiefer Scharten, als der Held
Beschritt den eisbelegten Belt,
Und Hellebarden, längst verrissen
In einem Winkel. Das Geschoß
Sind Musketdonner, ohne Schloß
Die mehrsten, und vom Rost zerfressen.
Allein es hält, Mann gegen Mann
Mit den Verzweifelten zu schlagen,
Der Feind nicht rathsam noch zu wagen;
Er zieht sich einen Berg hinan,
Und schleudert von der sichern Spitze
Den Tod aus donnerndem Geschütze.

Da, durch das Feld, den Zaum verhängt,
Kommt Arel sausend angesprengt.
Hoch hebt auf schaumbedecktem Schimmel
Er in den Bügeln sich empor,
Und stürzt, wie mit dem Hammer Thor,
Rasch in der Kämpfenden Gewimmel.
Ein Rettungsengel in der Noth,
Sein Arm ist Stahl, sein Schwert der Tod;
Er fliegt umher nach allen Seiten,
Und ordnet und ermahnt zum Streiten.
„Steht, Schweden, schließt die Reihen fest!
Ich komm' vom König Karl, er läßt
Euch freundlich grüßen. — Muthig, Brüder,
Gott soll, und er, die Losung seyn,
Haut auf die Feinde wacker ein,
Und jagt sie von dem Felsen nieder!" —
„Gott und der König Karl!" So schallt
Der Ruf, daß Berg und Ufer hallt.
Die Klippe wird mit Sturm genommen,
Der Rache Stunde ist gekommen,
Es eilt der Feind in wilder Flucht
Zurück nach seiner Landungsbucht,
Und bald stößt dort die Brennerbande,
Das Ankertau gekappt, vom Lande.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hervara-Sage, Kap. 5.

Gespräche mit Lord Byron.

(Fortsetzung.)

„Mein eigener Herr in einem Alter, wo ich am mei„sten eines Führers bedurfte, und meinen Leidenschaften „überlassen, als sie am stärksten waren, mit einem Ver„mögen, das ich vorweggenommen hatte, eh' ich zu dessen „Besitz gelangte, und mit einer durch frühe Ausschweifun„gen geschwächten Gesundheit, begann ich meine Reisen „im Jahr 1809, mit einer freudelosen Gleichgültigkeit ge„gen die Welt erfüllt, die ich völlig hinter mir hatte*)."

„Sie mögen wohl, sagte ich, mit wahrer Empfindung sprechen:

„„Es gibt keinen ernstern Moralisten, als das Vergnügen**)!""

Ich fragte ihn über Venedig.

„Venedig! sagte er. Ich verabscheue jede Erinnerung „an den Ort, das Volk und mein Leben daselbst. Ich „stürzte mich da wieder in die Gesellschaft, trabte wieder „die alte Runde der Conversationen, Bälle, Konzerte, „war jeden Abend in der Oper, ein beständiger Besucher „der Ridotta während des Karnevals, und bald mitten in „allen Zerstreuungen dieses wollüstigen Ortes. Alles im „venetianischen Leben — seine Gondeln, sein weibisch ge„wöhnender Müßiggang, seine Scirocco's — entnerven „Geist und Körper. Meine Spazierritte waren mir Er„holung und Stärkung; aber der tiefe Sand des Lido rich„tete meine Pferde zu Grund, und ich ward des eintöni„gen Seeufers müde; — ich brachte die Villeggiatura an „der Brenta zu***).

*) „I wish they knew the life of a youngnoble;
— — — — — — — —
„They 're young, but know not youth; it is anticipated;
„Handsome but wasted, rich without a sou;
„Their vigaur in a thousand arms is dissipated,
„Their cash comes from, their weelth goes to a Jew."

„Ich wünsche, sie kennten das Leben eines jungen Adeligen.
— — — — — — — —
„Sie sind jung, und kennen keine Jugend; sie ist vorweggenommen,
„Hübsch aber verwüstet, reich ohne einen Sous;
„Ihre Kraft ist in tausend Armen vergeudet.
„Ihr Geld kommt von, ihr Reichthum geht zu dem Juden."

Don Juan, Canto XI. St. 74 u. 75.

**) „There is no sterner moralist then pleasure."
Er pflegte zu sagen, es seyen drey große Männer in einem Jahre zu Grunde gerichtet worden; Brummel, er selbst, und Napoleon.

***) Um dem Leser eine Idee von den Geschichtchen zu geben, die über Lord Byron im Umlauf waren und geglaubt wurden, setze ich hier eines als Probe aller übrigen her, wie ich es neulich hörte:

„Ich schrieb wenig in Venedig, und jagte mit aller „Gewalt nach Vergnügungen — eine Beschäftigung, die „mich bald ermüdete.

„Die Weiber daselbst waren, wie es immer ihre Be„stimmung gewesen ist, mein Verderben. Wie Napoleon, „habe ich stets eine große Verachtung gegen die Weiber ge„hegt; und bildete mir diese Meinung nicht übereilt, son„dern aus meiner eigenen traurigen Erfahrung. Meine „Schriften erheben zwar das andere Geschlecht, und meine „Einbildungskraft ergözte sich immer daran, sie in ideali„scher Schönheit zu malen; aber ich zeichnete sie gerade „wie ein Maler oder Bildhauer thun würde — wie sie „seyn sollten *). Vielleicht sind meine Vorurtheile, und „die Entfernung, in der ich sie immer gehalten habe, dar„an Schuld, daß meine Illusion über ihre himmlischen „Eigenschaften nicht gänzlich verwüstet und zerstört wurde.

„Ihr Zustand in der Gesellschaft ist unnatürlich. Die „Türken und Morgenländer haben darin weit bessere Ein„richtungen als wir. Sie sperren sie ein, und dabey sind „die Weiber viel glücklicher. Geben Sie einer Frau einen „Spiegel und Zuckerplätzchen, so ist sie zufrieden.

„Ich habe vom andern Geschlecht gelitten, seit ich mich „erinnere. Ich fing damit an, genarrt zu werden, und „endete damit, meine Frau zu verlieren. Die sind die „weisesten, die sich in keine Verbindung mit Weibern oder „Geliebten einlassen. Der Ritterdienst bey Weibern, von „welcher Art er auch sey, ist vielleicht eine eben so elende, „oder noch elendere Sklaverey, als jede andere. Eine In„trigue mit einer verheoratheten Frau zu Hause ist, wenn „auch geheimer, doch eben so schwer zu brechen. Ich hatte „keine Verpflichtung irgend einer Art in Venedig, und „war dennoch nicht ohne Verdruß. Sie erinnern sich wohl, „das Bildniß eines Mädchens gesehen zu haben, welches „bey Murray im Kupferstich erschienen ist, und für meine „Fornarina erklärt ward.

„Harlowe, der arme Schelm, der bald nach seiner „Rückkehr aus Rom starb, und Bilder aus dem Gedächt„niß nachzumalen pflegte, machte mein Bildniß, als er „zu Venedig war; eines Tags war dieß arme Geschöpf, „das ich zufällig kennen gelernt, in meinem Palast, fiel „dem Maler in die Augen, und dieser, betroffen von ih„rem Anblick, bat sie, ihm zu sitzen. Sie that es, und „ich sandte die Zeichnung nach Haus, als eine Probe von „den Venetianerinnen, und wahrlich keiner der häßlich„sten; denn sie war hübsch, obgleich das zanksüchtigste „und trotzigste Ding von der Welt. Um Ihnen eine Vor„stellung von der Dame zu geben, sie nannte mich gewöhn„lich den Gran Cane della Madonna. Als sie einmal festen „Fuß innerhalb meines Hauses gefaßt hatte, gefiel es ihr „außerhalb nicht mehr, und ich hatte viele Noth, sie zu „decolonisiren. Sie drängte sich einmal wieder zu mir her„ein als ich bey Tische war, ergriff ein Messer vom Tisch, „und drohte, sich zu erstechen, wenn ich nicht zugäbe, daß „sie im Hause bliebe. Da sie sah, daß ich keine Notiz da„von nahm, weil ich wohl wußte, daß Alles erlogen war, „lief sie auf den Balkon und stürzte sich in den Kanal. „Er war blos knie-tief und voll von Gondeln, und so ward „sie natürlich von einer aufgefangen. Diese Geschichte „machte damals großen Lärm. Einige sagten, ich hätte „sie in's Wasser geworfen; Andere, sie hätte sich selbst aus „Liebe hineingestürzt; aber dieß ist die wahre Geschichte.

„Fast in gleiche Noth gerieth ich, als ich einem Mäd„chen den Hof machte; den Wittwen in Venedig so viel „Sie wollen, nur hüten Sie sich vor Mädchen. In einer „Nacht hatte ich ihr eine Serenade unter ihrem Fenster „gebracht; den nächsten Morgen ließen sich zugleich ein „Priester und ein Polizey-Beamter melden; sie kamen, „wenn ich recht verstand, entweder mich todtzuschießen, „oder wieder zu verheyrathen — ich bekümmerte mich nicht „darum, welches von beyden geschehen würde. Das Leben „in Venedig ward mir am Ende ekelhaft und langweilig, und „ich war froh, ihm den Rücken zu kehren. Die Regierung „trug auch ihr Theil bey, mich fortzutreiben. Meine Bü„cher und Papiere wurden aufgefangen und meine Schriften „verboten. Ueber dieses Leztere war ich eben nicht auf„gebracht, da gerade eine schlechte Uebersetzung von Childe „Harold erschienen war, die mich ganz und gar nicht erfreu„te. Mein alter Freund gefiel mir nicht in seinem neuen, „nachlässigen Gewand; diese Versi sciolti, in die sie ihn „gesteckt hatten, waren ein Negligé, das ihm gar nicht an„stand." (Die Fortsetzung folgt.)

„Lord Byron, der ein sehr schlechter Reiter ist, ritt eines Abends an der Brenta, und deklamirte etwas aus Metastasio. Ein Venetianer, der in einem geschlossenen Wagen vorbeyfuhr, lachte über sein schlechtes Italienisch; worauf Se. Herrlichkeit ihm einen Hieb mit der Reitpeitsche versezte und eine Karte ins Fenster warf. Der Edelmann nahm keine Notiz von der Beleidigung. — Antwort: Lord Byron war ein vortrefflicher Reiter, las nie eine Zeile von Metastasio, und sprach das Italienische wie ein Eingeborner. Er muß sehr geschickt gewesen seyn, Jemand in einem geschlossenen Wagen mit der Reitpeitsche zu hauen, und einen Edelmann zu finden, der den Schimpf einsteckte. Doch „ex uno disce omnes."

*) Seine Medora, Gulnare (Kaled), Zuleika, Thyrza, Angiolina, Myrrha, Adah, und Haidee im Don Juan sind schöne Geschöpfe voll Sanftmuth, Empfindung, Festigkeit und Beständigkeit. Wenn, wie ein Kritiker sehr richtig bemerkt hat, alle seine männlichen Charaktere, von Childe Harold bis zu Lucifer herab, immer dieselben sind, so kann man ihm die dramatische Fähigkeit in Schilderung der Weiber nicht absprechen — es ist wenig Familien-Aehnlichkeit unter ihnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 1. Oktober.

(Fortsetzung.)

Jean de Paris gilt den Europäern (Franzosen und Deutschen) für ein treffliches, der Bühne angemessenes Theaterstück. Schon oft mußten wir es, aus fremder Rücksicht, z. B. neulich, weil Mad. Grünbaum darin auftrat, mit ansehen; und so wollen wir es denn endlich einmal aussprechen, wie dieses Werk uns erscheint, das, nach der Meinung so mancher Deutschen, kein Deutscher hervorzubringen vermöchte. Unter dem grauen Bürgerwams des Hrn. Jean steckt ein flittriger Garderobenanzug (höchst neu!) und in den Flittern steckt ein etwas miserabler Theaterprinz, nämlich Einer, der sein Prinzseyn so wenig gewohnt ist, daß er — oder vielmehr der Autor aus ihm heraus — sich fortwährend darüber verwundert, und bürgerliche Wirths- und andere Leute damit foppen, erschrecken, ängstigen und erstaunen machen will. Er (wir nicht) hält dieses für eben so originell als plaisant, obgleich er es ohne allen Witz, Scherz und Laune thut. Wie der Herr, so seine Leute. Er hat sich den nichtigsten Pagen, der auch nicht des winzigsten Pagenstreichs fähig ist, ein durchaus nüchternes und trockenes Zwittergeschöpf zum Begleiter erwählt. Sie kommen auch in das traurigste Wirthshaus, wo der Wirth weder die

Lustspielstücke beobachtet, ein betrüglicher und unterhaltender Spitzbube zu seyn, noch ein überrechtschaffener Mann, der etwa seine Gäste rettet, und dann, ohne Belohnung anzunehmen, sich in sein Bewußtseyn, wie in den Himmel zurückzieht. Er ist weniger als Nichts, er erregt gar keinen Antheil. Eben so wenig der Gasthof, wo nichts Unvorhergesehenes sich ereignet. Keine Verlegenheit, kein Fremder, kein räthselhaftes Begegniß, kein Reise-, kein Wirthshausleben und Abenteuer! Dagegen ist dieses Haus, in diesem prosaischen Hof- und Bürgerstücke, mit einem Male ein Feen- und Zauberschloß, oder vielmehr ein Zaubersack, der sich mehr und mehr ausweitet, je mehr Hunderte von müssigen Dienern und fleißigen Köchen ankommen; und obgleich es scheint, daß in seinen Kellern und Gewölben ganze Märkte voll Proviant aufgeschichtet seyen, (Speisung, die Papageno in der Zauberflöte gratis bekommt.) so hat doch Jean de Paris die abgedroschenen Börsen mit Zahlpfennigen nicht vergessen und wirft damit um sich. Der Autor erinnerte sich, daß er keine Zauberoper schrieb und steckte sie ihm vorsorglich ein. Nun kommt Madam von Navara noch unwahrscheinlicher, noch nichtiger. Mit keinem Hofstaat kommt sie, mit keiner Hofmeisterin oder begleitender Ehrendame, wohl aber mit einem aus Ernst toll, oder aus Tollheit ernst gewordenen Zahnbrecher, Seneschall geheißen! Und das soll auf französisch plaisant und auf deutsch putzig seyn!! Die Paar Tröpfchen wässeriger Neigung der beyden Prinzlichen verlieren sich in ihrem seichten und matten Hinfließen alsogleich, ohne nur auf ein Kieselchen von Widerspruch zu stoßen. So nüchterner Liebe bleibt nichts anderes übrig als sich an der Gast-Hof-Tafel satt zu essen, und da an einem wohlbesezten französischen Speisetische, zwischen der Suppe und dem bœuf, die hors-d'œuvres nicht fehlen dürfen, so führen sie zwischen diesen Gerichten sich und dem Seneschall ein Trubadurium auf. Diese Speisung ist der Kulminationspunkt dieser beliebten und belobten Oper. Aber hat der verrückte Seneschall nicht gerade darin Recht, daß er die Prinzessin nicht will mit dem hergelaufenen, impertinenten Spaßmacher speisen und verkehren lassen, und ist sein Schreck nicht gegründet, als er erfährt, daß dieser Monsieur Jean ein fils de France ist, oder ist etwa der Prinz kein mauvais plaisant? — Was die Musik betrifft, so können wir nicht weniger, aber auch nicht mehr von ihr sagen, als daß sie nur eben fingerbreit über dem Stücke schwimmt, gleich einer dünnen, langen und höchst unschmackhaften Sauce, nach schlechter Landesart bereitet und mit einem langen klingenden Namen versehen; und wer die französischen Speisekarten kennt, der weiß, daß die schlechtesten Gerichte die längsten Namen haben. Hätte ein Deutscher, etwa ein Hr. Schwarz oder Becker, diese Oper geschrieben, und ein Deutscher, etwa Hr. Weiß oder Müller, sie komponirt, so würde in keiner Kasse keines deutschen Hoftheaters sich so viel überflüssiges Geld vorfinden, sie in Scene zu setzen, denn man hätte ja noch ein Dutzend französischer und italischer Opern liegen, die zuerst gegeben werden müßten. So aber ist Hans von Paris ein französischer Hans, und für einen Solchen ist Raum, Zeit und Geld bey jedem deutschen Theater vorhanden. Warum aber lassen wir uns dieses und so manches andere seichte Stückchen, von Franzosen französisch dargestellt, nicht allein gefallen, sondern warum gefällt es uns alsdann wirklich? — Antwort: weil deutsche Uebersetzung und Darstellung sich zum französischen Original und Spiel meist gerade so verhalten, wie Hans zu Jean. In der französischen Gesellschaft weiß man darzustellen (représenter), der Salon ist eine Bühne, wo nach allbekannten Regeln nur Der auftreten darf, der es gelernt hat, sich anmuthig en scene zu geben, und dieses weder aus Trägheit unterläßt, noch aus hochmüthigem Stumpfsinn scheut. Daher ist denn die komische Bühne wieder Gesellschaftssaal und man vermißt bey Spieler und Spielerin weder das vornehme und anmuthige Betragen der anerkannt-guten Gesellschaft, noch jene schuldige Bemühung und Hingebung zur allgemeinen belustigenden Unterhaltung, ohne alle hochmüthige oder ängstliche Scheu vor dem Sich-en-scene-Geben. Auf deutschen Hofbühnen — wenn nicht gerade ein Staberle, ein Wiener in Berlin, oder gar ein nicht ungemeines Viertelstündchen vor dem Thore des Anstandes gegeben wird — auf deutschen Hofbühnen, sagen wir, findet gerade das Gegentheil statt: nämlich Unkenntniß der besseren Gesellschaft in ihren Sitten und Formen, verbunden mit einer Linkheit, die an Ungeschlachtheit gränzt und auf diesen positiven Mangel einen Hochmuth, der in seiner trägen Nachlässigkeit zu sagen scheint: ich werde mich wohl da vor dem ganzen Publikum zum Narren machen! O bewahre, das leidet meine ehrliche bürgerliche Stellung in der Welt nicht. Mein Schwiegervater, der Kriegsrath kann dergleichen Prostitutionen gar nicht leiden, und der Banquier Y.. würde mich und meine Frau nicht wieder zum Thee bitten. Ja, wenn ich soviel Geld, wie Der hätte, ich sezte keinen Fuß wieder auf die Breter. Ich danke so schon immer dem Himmel, wenn die leidigen drey Stunden vorbey sind, wo ich mich da zum Narren machen muß. — Wie oft liest man solche Ausrufungen in den trägen Bewegungen, matten Blicken, und höchst nachlässig und schülerhaft abgebeteten Reden unserer männlichen und weiblichen Operisten. So auch dießmal ganz besonders im Jean de Paris. Herr Stümer spielte diese Rolle mit so widerwilliger Peinlichkeit, daß er uns Mitleid einflößte, Mitleid mit ihm, mit seinem Unglücke, spielen, einen lebenslustigen Prinzen spielen zu müssen. Man sahe, wie er sich innerlich und äußerlich ohne Lust und Laune fühlte, ja wie er die Unmöglichkeit einsahe, in dieser Rolle etwas zu leisten, und wie er dem Publikum dieses, theils durch Verlegenheit, theils durch wegwerfende Lässigkeit zeigen wollte. Wie unbehaglich war es ihm nicht außerhalb seines bequemen Ueberrockes! Wie war der gepflegte Hausvater-Rücken, ja der ganze Körper durch Bürgerleben und Bürgerpflichten aller Agilität beraubt! Und wie trugen die Schultern ordentlich das schwere Unglück, in diesem Bürgerleben zuweilen von 6 bis 9 Uhr eine Pause und den Hans.... machen zu müssen! Alles war Anstrengung an ihm und Brustanstrengung sein Gesang. Diese Anstrengungen waren aber martervoll; denn sie entstanden aus Mangel an Lust und Liebe zur Schauspielkunst, aus Mangel an Fleiß in Sprach- und Körperübung, und sollten die Verlegenheit maskiren, die aus dem Gefühl des Unglücks hervorging, ein Komödiant seyn zu müssen. Wer in seiner Kunst Tüchtiges leisten will, muß sie lieben, leidenschaftlich lieben, sich nie genug thun, fortwährend über und weiter streben — der Schauspieler aber, dessen leztes Strebeziel eine lebenslängliche Anstellung ist, und wenn er sie erreicht hat, ausruft oder denkt: Gottlob nun ist's vorbey, nun bin ich versorgt! dem wird, bey dieser spießbürgerlichen Gesinnung, seine Kunst zum Geschäft, sein Geschäft aber bald so überdrüssig, lästig und verächtlich werden, daß er tief, tief unter den Handwerker und bis zum Tagelöhner herabsinkt. Dieß mußte einmal den lebenslänglich angestellten Schauspielern überhaupt, vorzüglich den Operisten, die sich zum Spielen, ja zu deutlichem Aussprechen der Worte für zu vornehm halten, ganz besonders aber den deutschen Tenoristen gesagt werden. Daß dieses gerade bey Gelegenheit des Herrn Stümers geschieht, möge dieser als ein Malheur, als ein Spiel-Unglück ansehen; er allein — hätte uns zu dieser scharfen Kritik nicht bewogen; aber es mußte ein Name genannt werden, weil heut zu Tage der Theorie Beyspiele abgefordert werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. October 1824.

Du Heilige rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irrdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!

Schiller.

Axel.

(Fortsetzung.)

Dem satten Raubthier gleich, von Blut
Noch triefend, liegt die Schlacht und ruht;
Der Tod hat nun sein Fest gefeyert.
Am Ufer, das schon Nacht umschleyert,
Geht einsam Axel, mächtig zieht
Es zu dem Kampfplatz ihn, er sieht,
In trübem Sinnen tief verloren,
Die Streiter, die hier fielen, an.
Sie liegen paarweis, Mann bey Mann,
Von den Walkyren auserkoren,
Und drückten unter Todesschmerz
Einander sich in ihrem Grimme
Im Sterben blutig an das Herz.
Da ruft ihn eine schwache Stimme,
Die mit Entsetzen ihn durchbebt,
Daß hoch sein Haar sich sträubend hebt.
Ach, sie zu kennen glaubt er, bange
Ertönt noch einmal schmerzensvoll
Die Stimme: „Axel, komm, empfange
Der Liebe leztes Lebewohl!“
Er klimmt hinan die Felsgesteine,
Und sucht den Rufenden beym Scheine
Des Mondes, dessen Silberlicht
Jezt durch die dunkeln Wolken bricht.
Ein Jüngling lehnt an eine Klippe,
Umrankt von dornigem Gestrippe,
Sich bleich und halb verblutet schon.
„O, Jesus Christus, Gottes Sohn!
Ruft Axel, seh' ich dich so wieder,
Maria, du geliebte Braut?
Ist Tod der Priester, der uns traut?“
Und kniet zu ihren Füßen nieder,
Und will ihr Hülfe leisten, doch
Sie spricht mit unterdrückten Schmerzen:
„Auf Rettung, Axel, hoffst du noch?
Der Tod nagt schon an meinem Herzen!
O, frage nicht, was, unbedacht,
Mich hat in dieses Land gebracht.
Es waren Sehnsucht, Gram und Liebe,
Das Uebermaß der Zärtlichkeit,
Der Eifersucht erwachte Triebe,
Und — Axel, zürne nicht — dein Eid.
Bald werde oben in den Sternen
Ich seine Deutung kennen lernen,
Und deine Unschuld wird so rein
Mir strahlen, als ihr goldner Schein.
Du warst mir Alles, ich gehöre
Sonst Keinem an, o Axel, schwöre
Mir, die bald Todesnacht umgibt,
Hast du mich wahr und treu geliebt? —
Du schwörst? Wie könnt' ich dann noch klagen!
Die schönste aller seiner Sagen
Hat jezt das Leben mir erzählt,
Ich werde sterbend dir vermählt. —
Nun schreckt mich nicht des Grabes Stille,
Stirbt, deiner Liebe sich bewußt,
Maria nicht an Axel's Brust?
Und schlummert dann nicht ihre Hülle
So ruhig, jeder Sorge los,
In deines Vaterlandes Schooß? —
Hörst du, wie es beginnt zu stürmen?
Siehst du, wie um des Mondes Ring,

Der hell am blauen Himmel hing,
Sich wieder schwarze Wolken thürmen?
Tritt aus dem Dunkel er hervor,
Dann, Axel, schwebt mein Geist empor,
Und flehet in des Lichts Gewande,
Nicht mehr gefesselt durch die Bande
Des Lebens, an des Höchsten Thron,
Für den Zurückgelass'nen schon.
Dort in den Wohnungen des Friedens
Trennt einst kein Tod mich mehr von dir! —
Des Auslands Rose pflanze mir
Auf meine Gruft, ein Kind des Südens,
Und neiget, bey des Nordens Wind,
Ihr Haupt das fremde Sonnenkind,
Und wird, in Eis und Frost begraben,
Kein Thau die Frühgewelkte laben,
Gedenke dann zuweilen mein;
Gleich der gepflanzten Rose werde
Ich unter Schnee begraben seyn,
Und schlaf' in Schwedens kalter Erde. —
Kurz war mein Lenz. — Sieh, Axel, sieh,
Der Mond wird klar, bald stirbt Marie —
Leb' wohl!" — — Die Wolken zogen schneller,
Des Mondes Scheibe wurde heller,
Sie drückt die Hand ihm krampfhaft, und
Es schloß auf ewig sich ihr Mund. — —

(Der Beschluß folgt.)



Fig. II.

Denkmäler eines unbekannten Volkes, an den Ufern des Ohiostroms entdeckt.

Die Archaeologia Americana, ein Werk, welches auch unter dem besondern Titel: „Beyträge der Gesellschaft amerikanischer Alterthumskunde," zu Worcester im Massachusets erscheint, enthält unter andern auch sehr ausgedehnte Bemerkungen über die Denkmäler, welche ein unbekanntes Volk an den Ufern des Ohiostroms zurückgelassen hat, dessen Umgebungen es vor dem Erscheinen der Delaware-Indianer oder Leni-Lelaps, und der Iroquesen oder Mingue's, die es ein oder zwey Jahrhunderte vor Christoph Columbus daraus vertrieben, bewohnte. Man hatte von den vielen daselbst vorhandenen Ueberresten der Baukunst jenes Volks sich bis jezt nur allein mit den Gebäuden, den verschanzten Lagern und andern dergleichen Gegenständen, die eben keine besondern Eigenthümlichkeiten darboten, beschäftigt. Aber neuerdings erst hat man zwey Denkmäler aufgefunden, welche Götzenbilder vorstellen, und beym ersten Anblick an asiatische Mythologie erinnern.

Das eine (Fig. II. und III., 1, 2, 3.) ist ein Götze mit drey Köpfen, ähnlich, mit Ausnahme der ihm mangelnden sechs Hände, den Bildern der Trimurti oder indischen Dreyeinigkeit, wie man mehrere davon in den Alterthümern Indiens entdeckt hat, und wie man sie gewöhnlich noch in mannichfaltigen Sammlungen derselben sehen



Fig. III.

kann. Es erinnert gleichfalls an den Triglaff der Wenden. Man bemerkt auf zweyen dieser Köpfe Spuren von Tatowirung oder eine Art von Malerey durch Einschnitte in die Außenseite, welche der heut zu Tage auf den australischen Inselgruppen und auf der nord-westlichen Küste von Amerika noch gebräuchlichen ähnlich ist.

Die andere Figur (1.), ausgenommen, daß sie nackt



Fig. I.

ist, gleicht in ihren Zügen und ihrer Stellung den Gebilden der Burkhans oder himmlischen Geister, wie man sie bey den Buriaiten, den Kalmucken und andern mongolischen Horden findet, und von welcher Pallas in seiner Reisebeschreibung eine Zeichnung gegeben hat. Die beyden parallelen Züge auf der Brust könnten leicht die Reste tibethanischer Charaktere seyn. Vielleicht dürfte man vermuthen, daß diese Denkmäler den Einfall asiatischer Völker im nördlichen Amerika beurkunden, woher auch wohl die Gleichheit der Hauptworte der Mundarten einiger Theile Asiens und Amerika's stammen mag. Aber wie dem auch sey, dieser Gegenstand verdient es, näher beleuchtet zu werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 1. Oktober.

(Beschluß.)

Dlle. Reinwald als Page, ganz so wie der Prinz: folgendermaßen gekleidet: ein von steifem, wollenen Zeuge abstehender Faltenrock, dessen Aermel die Arme verunstalten, so wie es die Beine dadurch waren, daß man sie in ihrer stärksten Mitte unterbunden hatte; der Gürtel schmal und dicht unter der Brust mädchenartig gebunden; eine eben so mädchenhafte Halskrause; das Haar eben so mädchenhaft geordnet, weil abstehende, aufbrausende Locken, welche die Größe des Kopfs mit dem Körper in Mißverhältniß brachten: die Farben nicht zusammengestellt, sondern gewürfelt. Ihr Spiel war, als wäre sie bey sich zu Hause in Theegesellschaft, wo sie lustig thun wollte, sich aber der Pagenkleidung schämte, die sie ihrer Mutter zu Gefallen hätte anlegen müssen, und aus welcher das Mädchen hervorblicken zu lassen, sie nun für Pflicht und Anstand hielt. Man kann einen Pagen nicht tugendhafter, aber auch nicht schlechter spielen. Wir hoffen, daß Dlle. Reinwald dieses für hohes Lob annehmen wird, denn sie bezweckte ja diesen Eindruck auf zarte Gemüther. O wir haben sie vollkommen verstanden! Von Hrn. Devrient juniors (als Seneschall) Anzug, Spiel und Gesang würden wir dasselbe sagen, wenn es nicht langweilig würde, immer dasselbe zu sagen, und wenn wir nicht in der Stadt gehört hätten, daß er sich vor dieser Rolle gefürchtet habe und überdieß immer blöde seyn soll. Möge sich diese Blödigkeit niemals durch eine oberflächliche Routine in Arroganz und Trägheit verwandeln! Mad. Oblisch, die Wirthstochter, mit modeartigem und gesellschaftlichem Kopfputz, spielte ganz im Sinne des Autors, sie ließ die Rolle in ihrem ursprünglichen Nichts. Sie und der Page tanzten, daß man aus Mitleid und Scham die Augen niederschlagen mußte; Sie auch schämten sich des Tanzes, aber nicht des schlechten! — Mad. Grünbaum, von der wir hören wollten, was sie den neuesten Italienern, den Rossinisvirn (soll heißen den Rossinischen Nachtigallen) abgelernt habe. Mad. Grünbaum hat, außer dem, was die Zeit ihrer Stimme an Jugendfrische entzog, seit ihrem lezten Hierseyn nichts verloren, nicht einmal das saure Spitzchen der drey oder vier lezten Obertöne. Von den Italienern und von einer bestimmten großen Sängerin hat sie sich ein gewisses Mäßigen im höchsten Affekt und im wildesten Ausbruch der Fertigkeit zu eigen gemacht; aber leider ohne den Grund, den Jene, mit Ueberfluß an Mitteln Begabte, dazu hat. Oft ist dieses Mäßigen äußerst glücklich angebracht; oft gefällt es schon deßhalb, weil es nicht sein und aller Kunst Gegentheil: Maaßlosigkeit ist; oft aber kommt es auch, wie eine eingelegte und unstatthafte Manier, grundlos und verwundbar zum Vorschein. Besonders ist dieß der Fall, wenn sie die Kolleraturen leise wischt, anstatt — wie sie es kann — die Töne geperlt auseinander zu halten. Ihr italienisches Vorbild läßt zuweilen mit Anstrengung der Krafteinhaltung ihre Töne schnell und leise dahingleiten, die aber dennoch feste und einzelne Perlen bleiben; Mad. Grünbaum will ihr die Behandlung, oder vielmehr das Betragen der Kehle nachmachen, hat aber eine ganz andere, und bringt, indem sie mit einem Male ein grundloses Piano singt, eine nicht glückliche und nicht beabsichtigte Wirkung hervor. Unsere Gastspielerin hat als Sängerin viele Tugenden und Einen tiefliegenden Fehler, ihre Begeisterung ist nämlich nicht zusammenhängend, nicht aus Einem Guß, und das nimmt ihr für's erste die Beseelung der Organe, als Das, was rührt. Alles stückweis-Zusammengefühlte und Gehörte gibt einen leiblichen, auch wohl einen guten Vortrag, es macht aber noch nicht den Virtuosen. Dennoch sang die Prinzessin von Navarra beyfallsvoll und auch werth, machte die Catalani-Läufe in halben Tönen und das Meiste, was man kennt; einiges auch, was man bey uns noch nicht hörte, und worin man eine gute Kopie der erfindenden Sängerin erkannte. Sie war auch (das ist ja jezt die Hauptsache!) gar nicht übel gekleidet, aber nicht so schön, wie sie es sonst war. Wir vermißten, troz ihrer vollen schönen Arme, dennoch gewisse, der Rolle angemessene und schöne Spiegenärmel, die sie sonst trug, und hätten dagegen das kleine fliegende Schleierchen weggewünscht, das an eine Kartenkönigin gemahnte. Was sehr zu loben ist an einer deutschen Prima Donna und was in Berlin unerhört, wörtlich unerhört ist und an Wunder gränzt, das ist das tiefliche Sprachorgan der Gastsängerin, das auszubilden und zu gebrauchen sie sich höchst an-

gelegen seyn läßt; bey fleißigem Spiel und richtigem Gesichtsausdruck. Auch wurde sie hervorgerufen und während der Vorstellung unendlich applaudirt, so daß sie wohl zehn- oder zwanzigmal den Wiener Knix mitten in Sang und Spiel machen mußte. –

Der Darstellung des Rossinischen Barbiers von Sevilla haben wir persönlich nicht mit beygewohnt, hörten aber von Personen, deren Kennerschaft bewährt ist, das Urtheil bestätigen, welches wir so eben über Gesang und Spiel der Mad. Grünbaum ausgesprochen haben. „Hr. Blum, so hieß es „ferner, sey als Doktor sehr belustigend und seine Maske wirk„sam, diese aber vielleicht zu sehr auf die Menge berechnet ge„wesen. Der ursprüngliche Doktor des italienischen Theaters „hatte sein bestimmtes und bekanntes Kostüm, er durfte alt „und häßlich seyn, doch nur so häßlich, wie es die Kunst er„laubt, komisch-häßlich, nicht ekelhaft-häßlich. Die Maske des „Hrn. Blum machte aus einem Manne von angenehmer Ge„stalt einen widerwärtigen Greis. Ferner hieß es, die HH. „Stümer und Devrient haben die fremde Sängerin gut „unterstützt. Es zeigte sich nämlich – und nicht ohne Erfolg – „bey beyden Sängern einiges Bestreben, die Rossinische Musik „mit jener Virtuosität vorzutragen, die sie unerläßlich erfor„dert und durch welche sie erst zur Existenz kommt. Dieß Be„streben heischt Anerkennung, obgleich es scheint, hoffentlich nur „scheint, als ob für diese Art der Virtuosität unsere deutschen „Männerkehlen nicht geformt seyen." Nun wir wollen dieses Bestreben herzlich gern anzeigen (das ist die Weise, wie wir es anzuerkennen vermögen) und wollen hoffen, daß es nicht bey dem gelegentlichen Modeversuche sein Bewenden haben, sondern daß man es – wenn auch die schöpferische Kunstliebe fehlt – doch nicht an schuldigem Fleiße wird fehlen lassen. Wo dieser sich zeigt, da werden wir nicht unterlassen, es rühmlich zu erwähnen. Wo aber der bürgerliche Hauspapa sich zeigt, dessen Leben wohlbehaglich geschlossen ist durch lebenslängliche Leibesversorgung, und der nur darum, weil die Theaterkasse diese Versorgung bestreitet, aber höchst ungern und widerwillig auf das Theater tritt, um den Helden oder den Narren zu spielen, da werden wir immer tadeln, bitter tadeln, denn nichts verdient so bittern Tadel, als wenn man um Lohn das thut, verrichtet, oder gar lügenhaft als freye Kunst treibt, was man im Grunde seines Herzens verachtet – Ueber die höchst bedeutende Darstellung der Phädra und der Maria Stuart in unserm nächsten Schreiben.

London, den 10. Okt.

Vor einigen Wochen entdeckte man hier eine Reihe von Betrügereyen und Fälschungen, wovon wahrscheinlich Ihre Leser schon Manches in den Zeitungen gelesen haben, wovon ich aber doch nicht umhin kann, hier einiges Nähere mitzutheilen. Ein gewisser Fauntleroy, ein Theilhaber an einer bedeutenden und geachteten Bankanstalt, war nebst drey andern Herren Curator von mehreren Waisen, in deren Namen bedeutende Summen bey der Bank von England standen. F. bezahlte regelmäßig die Zinsen, und zehn Jahre lang hatte niemand Verdacht, bis es sich auf einmal entdeckte, daß er schon seit zehn Jahren alle die Kapitalien unter den gefälschten Vollmachten seiner Mit-Curatoren bezogen, und seitdem die Zinsen aus seiner eigenen Tasche entrichtet hatte. Er wurde verhaftet, und nun entdeckte es sich, daß er noch mehrere andere Fälschungen begangen, und dem Gerüchte gemäß, sich an 200,000 Pf. St. angemaßt hatte, die ihm anvertraut gewesen waren. Da die erste Untersuchung noch nicht vollendet, so ist er noch nicht dem Gerichte übergeben, und der ganze Umfang seiner Betrügereyen ist auch noch nicht bekannt. Inzwischen hat das Haus, zu dem er gehört, seine Zahlungen eingestellt, und eine Menge braver Handelsleute, die demselben nach hiesigem Brauch die Gelder, die sie beständig in ihrem Geschäfte bedürfen, anvertraut hatten, sind durch die Maßregel zu Grunde gerichtet. Zwar soll ein Ueberschuß von 80,000 Pf. St. da seyn, aber die Frage ist, ob die Bank von England, welche die unter gefälschten Vollmachten bezogenen Gelder ersetzen muß, von der Kompagniehandlung Schadenersaz für die Schulden eines Theilhabers erlangen kann oder nicht, und wenn das erstere der Fall ist, so müssen die übrigen Gläubiger bedeutenden Verlust leiden. Manche wollen indessen behaupten, daß Fauntleroy nicht gehangen werden könnte, weil er Eins oder das Andere unterlassen, welches die Todesstrafe nach sich zieht, und daher blos auf Lebenszeit verwiesen werden würde, worüber sich die aristokratisch Gesinnten, die nicht gern wollen einen Gentleman hangen sehen, sehr freuen, während die Demokraten und die, welche blos auf Gerechtigkeit sehen, sich schon beym bloßen Gedanken der Möglichkeit des Entrinnens eines solchen Schurken ärgern. Der elende Mensch hatte an viertehalbtausend Pf. St. jährlich als seinen Antheil an dem Profit des Geschäftes. Aber er hielt Wagen und Pferde, Stadt- und Landhäuser, fünf bis sechs Maitressen und spielte (indessen behaupten manche, daß er nicht gespielt); und so ging er zu Grunde. Sein Prozeß wird merkwürdig werden, und ich werde Sie mit dem Resultat desselben bekannt machen.

Vor Kurzem wurde ein ansehnlicher Handelsmann, Namens Astew, hier vor Gericht gebracht, welchen eine Französin, die bey ihm in Diensten war, beschuldigte, daß er ihre Commode aufgebrochen, und daraus eine bedeutende Summe Geldes und mehrere Kostbarkeiten gestohlen hätte, welche ihr von einem Franzosen, Namens Bertrand, wären aufzuheben gegeben worden. Die Anklägerin bezog sich besonders auf einen Brief, in dem die Sachen eingewickelt gewesen, und den man in Astew's Besitz gesehen. Die Französin sagte, der Brief wäre an sie von einem Edelmann geschrieben, und enthielt etwas von einem Knaben mit schwarzen oder blauen Augen. Der Advokat des Angeklagten drang auf's Unsanfteste in sie, bis sie endlich gestand, der Brief wäre von einem russischen General aus dem Gefolge des russischen Gesandten zu Rom. Es schien, daß Astew die Sachen aus Eifersucht in Händen behielt, und die Jury wollte entscheiden, daß er schuldig wäre, die Sachen unrechtmäßiger Weise zurückzuhalten. Aber der Richter erklärte, daß sie ihn entweder des Diebstahls schuldig erkennen müßten oder nicht, und nach Zögerung erkannten sie ihn für nicht schuldig. Der Richter sagt indessen, es bliebe ihr ein Civilprozeß übrig, um ihre Sachen zurückzuerhalten.

Am 31sten Juli wurde von der Insel Neu-Orleans bey Quebec in Canada das größte Schiff vom Stapel gelassen, welches wohl je erbaut worden. Es ist 300 Fuß lang, 50 Fuß breit und 30 tief. Der Gestalt nach ist es ein Canadisches Bateau; es hat nämlich einen ganz flachen Boden und aufrechte Seiten und beyde Enden gleich scharf, so daß man die Fläche als ein langes Viereck mit einem scharfen gleichschenkeligen Dreyeck an beyden Enden vergleichen kann. Dem Register nach hält es 3690 Tonnen; man glaubt aber, daß es werde 6000 Tonnen Fracht einnehmen können. Es soll mit Bauholz nach England gehen, und man glaubt nicht, daß es mehr als eine Reise machen werde. Ja man hält es für möglich, daß es, seiner schweren Masse wegen, irgendwo dürfte liegen bleiben, besonders da, der Beschreibung nach, die Masten sehr klein sind. Am Tage, als es vom Stapel lief, waren nicht weniger als sieben Dampfschiffe auf dem St. Lorenz zugegen. Das außerordentliche Schiff wurde der Columbus genannt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 260.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. October 1824.

Reich hat sie ihn beschenkt, das warme,
Das schöne Herz erhielt der Arme,
Nun ist es kalt und fällt in Staub! —
— — — — — — — — — —
Ihr Sterne, wollt ihr ewig funkeln?
Erlöscht, verberget euch im Dunkeln!

Axel.

(Beschluß.)

Tief aus des Abgrunds schwarzem Schlunde
Erhebt der Wahnsinn schauerlich
Mit blassem Angesichte sich.
Er lächelt mit verzognem Munde
Gedankenlos, so sonderbar;
Zerstreut im Winde fliegt sein Haar,
Mit Wermuth wunderlich bekränzet;
Im halberloschnen Auge glänzet
Ihm eine Thräne, und er stiert
Zur Erde bald, und bald nach oben,
Den Zeigefinger aufgehoben,
Der leise Axel's Haupt berühret.
Schnell durch des Armen Adern tobet,
Wie strömend Feuer, grauenhaft
Der magischen Berührung Kraft;
Das Gift der Hölle ist erprobet.
Zuerst in seinem Schmerze stumm,
Der herzzermalmend ihn ergreifet,
Starrt er den Himmel an, und schweifet
Um der Geliebten Grab herum;
So irrt ein Todter um die Plätze
Der dort von ihm vergrabnen Schätze.
Doch bald ertönt der öde Strand,
An dem der arme Axel stand,
Von seines Jammers lauter Klage
Um sie, durch Nächte und durch Tage.

„Sey stille, Meer, was rauschest du?
O, unterbrich nicht meine Ruh,
Und stör' mich nicht in meinen Träumen,
Halt deine Wogen an, sie schäumen
Mir widrig, sind von Blut so roth —
Du führst an diesen Strand den Tod. —
Noch Schönheit in den blassen Zügen,
Fand ich hier einen Jüngling liegen,
Sie senkten ihn so tief hinab —
Ich streute Rosen auf sein Grab;
Er glich — doch wem — will ich nicht sagen —
Ich führ' die Braut im Lenze heim,
Sobald die Blumen aus dem Keim
Sich nach dem Winterschlafe wagen. —
Man brachte mir ein Mährchen vor,
Als wüchse schon auf ihrem Hügel,
Umweht von der Verwesung Flügel,
Benäßt vom Thaue, Gras empor:
Es ist nicht wahr, auf Felsenspitzen
Sah ich noch diese Nacht sie sitzen;
Bleich war sie wie der Tod, allein
Das machte nur der Mondenschein;
Kalt waren Wangen ihr und Lippen,
Das that der böse Nordwind nur,
Aus der breitsten Höhle fuhr
Er auf, und heulte um die Klippen.
Zu bleiben bat ich sie so sehr,
Es lag in mir so dumpf und schwer,
Und brannte glühend im Gehirne;
Da strich sie über meine Stirne
Mit ihrem Finger, schnell verging
Der dumpfe Schmerz, in Osten hing
Das Morgenroth, und aus Rubinen
Und Gold, erschien die Sonne, so
Wie sie mir vormals ist erschienen,
Da ward der arme Axel froh! —
Ich kannt' ein Schloß, von Wald umgeben,
Um das sich hohe Mauern heben,
Doch wo es liegt, weiß ich nicht mehr —

Es war der Wohnsitz meiner Trauten,
Den ihre Väter einst erbauten,
Jetzt steht verödet er und leer. —
Sie hat im Walde mich gefunden,
Und pflegte sorgsam meine Wunden,
Dem Tode nahm sie seinen Raub;
Reich hat sie mich beschenkt, das warme,
Das schöne Herz erhielt der Arme,
Nun ist es kalt und fällt in Staub. —
Ihr Sterne, wollt ihr ewig funkeln?
Erlöscht, verberget euch im Dunkeln!
Ein Morgenstern, so wunderschön,
Schwamm hell in blauer Atmosphäre,
Ihn sah ich, ach, in einem Meere
Von Blut auf immer untergehn. —
Dahin ist Alles! — Blutig wühlen
Die Wellen in des Ufers Sand —
Hu! Blut befleckt selbst meine Hand,
Rein können Thränen sie nicht spülen!" —

So jammert er auf Sotascheer,
Nichts bringt ihn von dem Grabe mehr.
An einem Morgen lag, erkaltet,
Die Hände zum Gebet gefaltet,
Er auf der Gruft, die seinen Sarg
Auch neben dem Maria's barg.

* * *

Dieß war des alten Mannes Sage,
Sie hat mit stiller Wehmuth tief
Als Knaben mich gerührt, und rief
Mir oft zurück der Kindheit Tage.
Schon dreyßig Winter gingen hin,
Und noch bewahrt sie treu mein Sinn;
Denn in des Skalden Seele ruhen,
Wie Silber in des Geizes Truhen,
Der frühern Jahre Bilder, wie
Versteckt in König Heimer's Harfe
Aslöga's Wohnung war. Der scharfe
Bestimmte Zug verwischt sich nie,
Und später treten die Gebilde
Aus ihres Aufenthaltes Nacht,
Wie dort in königlicher Tracht
Erschien die Tochter der Brunhilde,
Und es verräth das goldne Haar,
Des stolzen Herrscherauges Flamme,
Daß einst in einem Götterstamme
Der Ursprung ihres Hauses war*). —
Ach, an der Kinder Himmel hangen
Der Leyern viel mit goldnen Strängen,
Und Alles, was der Dichter singt,
Entstand aus früheren Keimen,
Die ihn schon in der Kindheit Träumen
In schönerer Gestalt umringt. —
Zuweilen, wenn in Sommertagen
Die Wachteln auf dem Raine schlagen,
Und hebt sich, einem Geiste gleich,
Der aus dem Grabe steiget, bleich
Und langsam, östlich aus dem Meere
Der Mond, so däucht mir noch, ich höre
Des Alten wohlbekannten Laut
Von Axel und von seiner Braut.

W. v. S . . . r.

*) Volsunga-Sage, Kap. 52.

Die Schneekur.

Noch unbekannt mit den Ansprüchen und Forderungen, welche ihr vielleicht in spätern Jahren Neigung, Beyspiel und auch freye Wahl zu machen auferlegen würden, hatte die liebenswürdige Gräfin Eleonora von Briba, in einem Alter von sechzehn Jahren, zu ihrer Vermählung mit dem alten General, Graf Briba, ihre Einwilligung gegeben; weil ihr von ihren Verwandten vorgestellt wurde, wie nöthig diese Verbindung für die ganze Familie werde, um das bereits erlangte Ansehen, welches sie schon so nahe an die fürstliche Familie erhoben habe, durch dieselbe zu vergrößern, und besonders aber, weil sie der militärischen Beförderung eines ihr theuern Bruders dadurch Vorschub zu leisten glaubte.

Freylich warteten in ihrem neuen Stande bisher noch ungekannte Pflichten auf sie, aber die einer jungen Gattin am wenigsten; denn ihr Gemahl litt, außer den Schwachheiten, welche sechszig Jahr immer bey sich führen, auch noch an alten Wunden, die er theils in Zweykämpfen, theils auf dem Schlachtfelde davongetragen hatte, und konnte daher das Bett nur wenig verlassen.

So jung die Gräfin war, so erfüllte sie ihren Beruf als — Krankenwärterin nach ihren Kräften, bemitleidete sogar herzlich den Mann, der so viele Schmerzen auszustehen hatte, lernte aber freylich in dieser Thätigkeit täglich mehr einsehen, wie hart ihr Loos unter solchen Umständen sey; und der Wunsch nach Aenderung, der bisweilen ihrem jungen Herzen entfloh, war ihr sicher nicht zu verargen. Die Hoffnung hierauf erhielt sie ohne Murren, und nach zwey Jahren ward dieselbe auch erfüllt. Der alte Gemahl starb, und hinterließ ihr, außer einem bedeutenden Vermögen und ihrer Freyheit, auch das Bewußtseyn, den Bitten ihrer Verwandten nachgegeben, und ihrer ganzen Familie durch die Aufopferung von zwey ihrer schönsten Lebensjahre die gewünschten Vortheile wirklich verschafft zu haben.

Ihr sonst so leichtes, fröhliches Herz, welches nur während dieser Verbindung sich nie frey äußern konnte, fühlte sich jetzt wieder leicht, und hätte wahrlich seine Freude darüber vor der Welt nicht verbergen können, deren Sitte Trauer erheischte; darum bezog sie diese Zeit hindurch eines der angenehmen Güter aus der Hinterlassenschaft des Verstorbenen, und glaubte nun erst zu leben, und nach überstandener Trauerzeit ihr Leben genießen zu können, in den Vergnügungen, welche der Aufenthalt am Hofe so reichlich darbietet, und die ihr alle jetzt um so lockender vorkamen, da sie die ganze Zeit ihrer Vermählung hindurch gänzlich Verzicht darauf hatte leisten müssen. Viele ihrer frühern Jugendgefährtinnen hoffte sie wiederzufinden, von denen sie ebenfalls so lange getrennt war, und besonders wünschenswerth ward ihr das kommende Leben, wenn sie

sich wieder in die Nähe ihrer fürstlichen Freundin, der Gemahlin des Kronprinzen, dachte, von der sie früher immer vor vielen Andern so ausgezeichnet behandelt worden war.

Ihre frühern Lieblingsbeschäftigungen, Musik und Malerey, machten die Abgeschiedenheit, zu welcher sie ihr Stand und die Lage des Schlosses nöthigten, weniger auffallend, und beschwichtigten auch die Ungeduld, in der sie bisweilen der Zeit Flügel wünschte, um sich nur bald der Welt wiedergeben zu können; besonders als sie noch von ihrer Ernennung zur ersten Hofdame im Gefolge der Kronprinzessin durch deren jüngsten Hofkavalier benachrichtigt wurde.

Doch das Jahr verstrich, und die junge Wittwe kehrte kurz vor dem Anfange der Winterlustbarkeiten in die Residenz zurück.

In der höchsten Blüthe ihrer Schönheit, mit einem beträchtlichen Vermögen, glaubte sie denn allerdings sich zu der Hoffnung berechtigt, bald eine Verbindung eingehen zu können, bey welcher sie der freyen Wahl ihres Herzens Gehör geben dürfte, und fürchtete nichts weniger, als daß ihr von ihrer Familie noch einmal besondere Rücksichtsnahme für dieselbe auferlegt würde. Und dennoch wurde sie von dieser wiederum zum Werkzeuge der Erhaltung ihres Ansehens und ihrer mächtigen Verbindungen ausersehen.

Unter den vielen männlichen Augen, welche sie gleich bey ihrem ersten Erscheinen bey Hofe auf sich gezogen hatte, waren es besonders die blöden des Grafen von W., die während eines Tanzes an einem Hoffeste sie in der Nähe besahen, und sich nicht von ihr loszureißen vermochten. Immer verfolgte er die reizende Gestalt mit seiner Larguette, wenn er nicht selbst seinen Arm im Dahinschweben um die Seite derselben schlingen, und ihre Hand in der seinigen fühlen konnte.

Manche der anwesenden Damen, die in der Lage waren, nähere Verbindungen eingehen zu können, würden sich vielleicht geschmeichelt gefühlt haben, von dem reichen und angesehenen Grafen, so sehr derselbe übrigens auch als der größte Wüstling bekannt war, so ausgezeichnet zu werden, wie dieß der jungen Gräfin Briba geschah. Für diese aber war es gerade am wenigsten wünschenswerth. Gleichwol wandte sich der Graf schon den folgenden Tag mit seinen nähern Bewerbungen um dieselbe an ihre Familie, weil er sich, trotz seiner Eitelkeit, die sich besonders auf seine Person erstreckte, zu wenig Wirkung bey der Reizenden selbst versprach. Und er erhielt Zusicherung.

Die Heftigkeit des Schmerzes erlaubte Eleonore Anfangs gar nicht, sich der Verbindung, bey Ankündigung derselben, zu widersetzen, wie es ihr Vorsatz war; und als sie sich wieder gefaßter fühlte, und mit dem entschlossensten Muthe allen ihren Verwandten entgegentreten wollte, sollte sie auch mit ihnen brechen müssen; — da stürzte sich ihr geliebter Bruder, der schon bey der ersten Verbindung zu ihrer Einwilligung den Ausschlag gegeben hatte, ihr zu Füßen, und beschwor sie bey dem Höchsten, was ihr theuer sey, sich den Wünschen der ganzen Familie zu fügen, und durch keine abschlägige Antwort den Grafen zu reizen, in dessen Händen gegenwärtig sein ganzes Lebensglück ruhe, und — die zärtliche Schwester willigte noch einmal ein.

War die erste Verbindung mit dem alten, abgelebten General, der ihr mehr als Großvater hätte seyn können, in den Augen der Welt lächerlich, so führte diese zum innigsten Bedauern mit der erst neunzehnjährigen Gräfin, die rücksichtlich ihrer Herzens- und Geistesbildung allgemein beliebt war.

Und was für ein Leben bot die Zukunft der lebensfrohen Gräfin dar? als Gattin eines Mannes, der zwar in der Blüthe seiner Jahre stand, aber an Leib und Seele erschöpft, wegen seiner niedrigen Ausschweifungen und seiner kleinlichen Eitelkeit allgemein verachtet wurde, was sicher bey vielen Gelegenheiten laut ausgesprochen worden wäre, wenn nicht der vertraute Umgang, den der Kronprinz mit ihm hegte, ihm die Macht in die Hände gegeben hätte, sich schwer dafür zu rächen.

Nur zu gut fühlte es die junge Verlobte, daß blos ihre körperliche Fülle dem Wüstlinge ihren Besitz wünschenswerth mache, und ihr übriges Seyn und Wesen nur in so weit, als es zur Befriedigung seiner bis in's Uebertriebene gehenden Eitelkeit dienen würde. Zuwider war ihr der bloße Anblick dessen, den sie als Verlobten schätzen, ja lieben sollte, und jedes Fest, welches er zur größern Bekräftigung der werdenden Verbindung ihr gab, und wodurch er die Holde zu geneigteren Gesinnungen für sich zu stimmen hoffte, vermehrte nur ihre bittere Abneigung gegen ihn, die sich fast in Haß, dessen ihr gefühlvolles Herz gegen kein lebendiges Geschöpf je fähig werden zu können glaubte, verwandelt hätte, wenn nicht andere Zerstreuungen ihr Entschädigung dargeboten hätten, und besonders die innige Anhänglichkeit der Gemahlin des Kronprinzen an sie, welche, von ihrem Gemahle vernachläßigt, sich selbst vergnügte, so gut es ihr die sonst beschränkten Verhältnisse gestatteten.

Es war an einem sehr kalten Wintertage, als die Kronprinzessin, welche die Jagd leidenschaftlich liebte, die Vertrautesten ihres Damengefolges und eine auserlesene Zahl von Kavalieren zur Theilnahme an einer Jagdparthie einlud, um sich der lästigen Vorstellung eines fremden Prinzen zu entziehen.

„Das Loos entscheide, rief die muntere Prinzessin, welche sich ungemein an den Spielen des Zufalls erfreute, welcher Kavalier jeder meiner Damen zu Theil werden soll."

Unter manch ungünstigem Zusammentreffen fand sich

doch auch manch ein angenehmes, worunter das der jungen Gräfin Wittwe mit dem jungen Kammerjunker von Naunberg anschloß, dessen schönes Aeußeres durch eine gewisse jugendliche Schüchternheit und durch ein zurückhaltendes Betragen erhöht wurde, welche Eigenschaften ihm auch nach kurzem Beysammenseyn in den Augen seiner liebenswürdigen und reinen Begleiterin einen ganz eigenen Reiz gaben. Eben derselbe — noch gar nicht lange am Hofe — war es gewesen, der ihr, während der Trauerzeit, ihre Ernennung zur ersten Hofdame zu hinterbringen gehabt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 10. Oktober.

(Beschluß.)

Folgendes ist die Gesammtzahl der in Indien vom Jahre 1817 bis 1821 in Hindostan statt gefundenen Sutties (Verbrennungen von Wittwen) nach dem offiziellen Bericht der Ostindischen Gesellschaft. Im Jahr 1817. 707; 1818, 839; 1819, 650; 1820, 597; 1821, 645; — zusammen in fünf Jahren 3438 Schlachtopfer menschlicher Verkehrtheit und Grausamkeit.

Der gelehrte Bentley, welcher in den Asiatic Researches so viel Interessantes und Wichtiges über das vorgebliche Alterthum der Hindu'schen Zeitrechnung geschrieben hat, starb am 4ten März zu Calcutta im 64sten Jahre seines Alters. In einem Werke, das noch unter seiner Leitung gedruckt worden, und welches nächstens erscheinen wird, soll er den Gegenstand noch einmal durchgangen haben, und aufs Klarste beweisen, daß die Zeit, welche ihre ältesten Sternseher der Schöpfung anweisen, mit der Zeit der Sündfluth übereinstimmt; daß der erste Schritt, um die Sternkunde mittelst Beobachtungen zu einer Wissenschaft zu erheben, nur ungefähr 1426 Jahre vor Christi Geburt stattgefunden, und daß die ungeheuren Zeiträume, in welche die Hindus jezt die Weltgeschichte eintheilen, erst im sechsten Jahrhundert erfunden worden, um die christliche Religion zu Schanden zu machen, welche damals große Fortschritte im Lande zu machen anfing. Auch soll er gefunden haben, daß die Inschriften zu Dendeaa (Dendera?), welchen einige Schriftsteller ein Alter von 15,000 Jahren zugeschrieben haben, nichts anderes sind, als eine hieroglyphische Darstellung des Kalenders des 708ten Jahres von Rom.

Das erste Stück des South African Journal, welches in der Kapstadt erscheint, enthält einige sehr interessante Bemerkungen über die Löwen jenes Landes. Nach diesem Aufsatze sollen sie jenseits der Gränzen der Kolonie äußerst wild und gefährlich seyn; und Hr. Barrow's Meinung, daß solche tückisch und feige seyen, wird als ungegründet behandelt. „Die ungeheure Stärke dieses Thieres (heißt es) scheint nicht zu hoch geschätzt worden zu seyn. Es ist gewiß, daß der Löwe den schwersten Ochsen mit leichter Mühe eine große Strecke weit schleppen kann; und ein Pferd, einen Stier, Hirsch oder kleineres Thier wirft er mit Leichtigkeit über die Schulter und trägt seine Beute, so weit es ihm beliebt. Ich selbst habe einen Löwen ein Pferd ungefähr eine Meile weit von der Stelle, wo er es getödtet hatte, schleppen sehen, und ich habe noch einen außerordentlicheren Fall aus zuverlässiger Quelle gehört, wo man einem Löwen, welcher einen zweyjährigen Stier davon geschleppt, dreyßig englische Meilen weit zu Pferde auf der Spur gefolgt war, und man fand, daß auf der ganzen Strecke das getödtete Thier nicht mehr als ein- oder zweymal den Boden berührt hatte. Das Bechuan'sche Oberhaupt, der alte Peyschan, welcher sich jezt in der Kapstadt befindet, sagte mir vor ein Paar Tagen, der Löwe greife nie den Menschen an, wenn er nicht dazu gereizt würde; oft aber nähere er sich ihm innerhalb weniger Schritte und sehe ihn ernsthaft an; manchmal versuche er hinter ihn zu kommen, als könne er seinen Blick nicht aushalten, und suche ihn unversehens anzufallen. Wenn ein Mensch in solchen Umständen sich zur Wehre setzen oder entfliehen wolle, setze er sich der größten Gefahr aus; habe er aber die Geistesgegenwart, das Thier beständig ohne Zeichen der Furcht oder Feindseligkeit anzublicken, so gehe dasselbe beynahe immer in einer kurzen Zeit davon. Man hat oft der überwältigenden Macht des menschlichen Auges über den Löwen erwähnt, aber die Sache ist immer von Reisenden bezweifelt worden; nach allem aber, was ich von Löwenjägern darüber gehört habe, bin ich überzeugt, daß dem wirklich so ist, und eine Anekdote, die mir vor ein Paar Tagen vom Major Macintosh erzählt worden, zeigt, daß diese bezaubernde Wirkung sich nicht blos auf den Löwen beschränkt. Ein dem Major wohlbekannter Offizier in Indien ging eines Tages in einem Gebüsche spazieren und erblickte auf einmal einen Königstiger vor sich. Die Begegnung schien auf beyden Seiten unerwartet zu seyn, und beyde standen auf einmal unbeweglich stille und blickten einander ernstlich an. Der Offizier hatte kein Schießgewehr, und wußte wohl, daß ein Säbel ihm in einem Kampfe auf Leben und Tod mit einem so kräftigen Gegner von keinem Nutzen seyn würde. Aber er hatte gehört, daß man zuweilen sogar den Bengal'schen Tiger zurückhalten könnte, wenn man ihm fest in's Gesicht sähe. Er that es. In ein Paar Minuten fing der Tiger, welcher bereit schien auf ihn zu springen, an, unruhig zu werden, schlich auf die Seite, und versuchte hinter ihm herumzukriechen, und ihm auf den Rücken zu kommen. Der Offizier folgte ihm immer mit dem Blicke, welchen das Thier zu fliehen suchte, und daher bald in's Dickicht rannte, bald wieder an einer andern Stelle hervorkam, und so über eine halbe Stunde lang fortfuhr, ihn zu überraschen zu suchen, bis es zulezt den Kampf aufgab, und dem Herrn gestattete, seinen Spaziergang fortzusetzen. Es läßt sich denken, daß er keine Zeit verlor, zu den Zelten zurückzukehren."

Im vergangenen Februar wurde vor dem Hafen von Port-Royal, Jamaika, ein ungeheurer Fisch von der Rochengattung gefangen, von dessen Stärke man Wunderdinge erzählt. Dieser Fisch, welcher sich zuweilen an den Küsten von Amerika sehen läßt, wird von den Einwohnern Seeteufel genannt, und das Fangen desselben scheint weit gefährlicher zu seyn, als selbst der Wallfischfang. Eine Gesellschaft von Offizieren und anderen Personen, welche an erstgenannter Stelle auf den Fang dieses Fisches aus waren, erblickten einen derselben, und nachdem das Ungethüm sechs bis sieben Harpunen von eben so vielen Booten im Leibe hatte, schoß es mit der größten Schnelligkeit über vier Stunden lang in das Meer hinaus, und schleppte alle die Boote hinter sich her; als man eine andere Harpune in dasselbe warf, machte es eine krampfhafte Anstrengung, und ging mit acht bis zehn Harpunen und Speeren im Leibe davon. Mit einem zweyten Fisch waren die Herren glücklicher, obgleich derselbe noch größeren Widerstand leistete, und erst nach einem fünfstündigen Kampf mit allen Arten von Waffen an's Ufer gebracht wurde, ohne gänzlich todt zu seyn, obgleich der ganze Körper eine Masse von Wunden war, von denen mehrere durch und durch gingen. Dieser ungeheure Halbfisch war ungefähr fünfzehn Fuß lang und eben so breit, und drey bis vier Fuß dick.

Beylage: Literaturblatt Nro. 87.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. October 1824.

Hast du die Gunst der Frauen einst erfahren,
Dann halte fest die dargebotne Hand!

S – l.

Die Schneekur.

(Beschluß.)

Die Jagd begann, und die Pelze, welche wohl der frischen, und an solche Strapazen, wie der heutige Tag darbot, gewöhnten Kronprinzessin entbehrlich waren, wurden von den meisten andern Damen und Herren nur höchst schmerzlich vermißt. Der glückliche Erfolg, welcher die ersten Triebe durch Erlegung einiger Hasen krönte, unter denen einer, vom tödtlichen Korne der Kronprinzessin selbst getroffen, sein Leben vor deren Augen auszappelte, reizte nur um so mehr die Begierde derselben, und ließ sie die schneidende Kälte wenig empfinden, an welcher die Meisten ihres zarten Gefolges schon in Kurzem litten.

Es war nach mehreren Trieben, als plötzlicher Jagdlärm sich erhob, und näher und näher auf die Stelle zuzog, welche der Gräfin Brida und ihrem Kavalier angewiesen war. Beyde hatten noch nicht ihre Hände aus den warmen Pelzhandschuhen gezogen, als auch bereits ein großer Rehbock mit einer beträchtlichen Anzahl Rehe dicht neben ihnen dem Kreise flüchtig enteilt war. Die Gräfin, mehr um den Anblick dieser schönen flüchtigen Thiere zu genießen, als von der Lust, sie zu tödten, bewogen, drehte sich um, und verwickelte dabey ihr Oberkleid in dem nahen Busche; der Versuch, sich zu befreyen, ließ sie straucheln und das Gewehr fallen, und dieß erst forderte ihren schüchternen Kavalier zur Hülfeleistung auf. Mit fast zitternden Händen entwand er das Kleid der Schönen den lästigen Dornen, und reichte dann in der größten Verlegenheit seine Rechte der Linken der Gräfin dar, um ihr emporzuhelfen, welche mit ihrem schönen Auge ihn fast bittend ansah, ihre erstarrten Hände durch seine warmen wieder zu beleben. Sie hielt seine Rechte längere Zeit fest, und fühlte, trotz der äußern physischen Kälte, jene Glut, die sie über das Gesicht ihres schüchternen Begleiters sich verbreiten sah, und welche sich sogar durch Niederschlagen der Augen zu verbergen suchte, auch ihrem Körper sich mittheilen, gab ihm durch schmeichelnde Worte, begleitet von einem leisen Druck der Hand, ihren Dank zu erkennen, und würde gern auch ihre noch erstarrte Rechte auf diese Art in's Leben zu bringen gesucht haben, wenn nicht schon mehrere Stimmen hinter ihnen die Annäherung der Jagdgesellschaft angekündigt, und sie erinnert hätten, sich zu sammeln und derselben anzuschließen.

Hastig forschte die Kronprinzessin nach dem Platze, an welchem die Rehe durchgebrochen wären. Der nachsuchende Revierjäger gab die Stelle an, ehe die noch zu sich gekommene Gräfin sich und ihren Begleiter als fehlende Theile nennen konnte. Die scharfen Augen der Prinzessin wollten fast einige Verlegenheit in diesem Paare bemerken, und mit einem lächelnd-drohenden Blicke behielt sie sich die Bestimmung der Jagdstrafe bevor, deren dieses Paar im höchsten Grade sich schuldig gemacht hätte, indem sie nicht einmal durch einen Schuß das durchgebrochene Wild anzeigten.

Die Jagd dieses Tages wollte es, daß Beyde noch öfter Gelegenheit bekamen, allein zu seyn, und des jungen

Mannes ängstliche Besorgniß bey den Klagen der zarten Gräfin über Kälte machten einen stärkern Eindruck auf das Herz derselben, als die thätigste Hülfe. Besonders war es die rechte Hand, welche so empfindlich litt, und nach geendigter Jagd sich auch bald wirklich als halb erstarrt zeigte. Eben dieß war mit der Linken ihres Begleiters der Fall.

Der Anstand verlangte erst nach einigen Tagen seinen Besuch bey der schönen Braut, zu welchem ihn eine innere Neigung schon früher gezogen hätte, ob er gleich in ihrer Gegenwart kaum die Augen zu ihr, als der Verlobten eines Andern, zu erheben wagte, indem er jeden Blick für ein Vergehen hielt. Sie klagte ihm mit einer ihr in einem besondern Grade eigenen Unbefangenheit, in Gegenwart ihres Arztes, ihr Uebel, das in einer starken Frostgeschwulst der sonst so niedlichen, schönen Hand bestand.

Unter den vorgeschlagenen Heilmitteln wählte sie sich das mit Schnee, weil es, obgleich höchst schmerzlich, der Haut am wenigsten zu schaden schien; jedoch unter der Bedingung, daß Herr von Naunberg, dessen Linke ebenfalls stark geschwollen war, sich mit und bey ihr zugleich derselben Kur nach den Vorschriften des Arztes unterwerfe, und diese wollten nach dem Schneebade Bewegung der Hände, die am besten am Fortepiano vor sich gehen könne.

Wenn Liebenden, deren Blick doch mehr oder minder für das Leben um sich getrübt wird, auch wenn sie sich selbst der Neigung noch nicht deutlich bewußt sind, Freunde — wozu hier das weibliche Geschlecht weit geeigneter ist, als das männliche — zur Seite stehen, welche die Verwicklungen mit Umsicht leiten, dann können dieselben um so unbesorgter sich ihren Gefühlen überlassen.

Die Kronprinzessin, welche als wahre Freundin Eleonorens deren Verhältnisse genau kannte, und durch deren Hülfe sich auch das Ganze so leitete, behielt sich nur, bey der Benachrichtigung von der Schneekur, als Strafrecht von der Jagd her, noch bevor, daß Eleonore noch vor der Kur in einer musikalischen Abendunterhaltung, welche sie veranstalten würde, sich auf dem Flügel hören lassen solle. Einige Einwendungen, welche man eben wegen des kranken Zustandes ihrer Hände dagegen machte, wurden nicht angenommen, und wenn sonst das schöne Geschlecht lieber das Unangenehmste, auch auf Lebenszeit, erträgt, ehe es einen körperlichen Fehler, oder etwas dem Rufe seiner Schönheit Nachtheiliges, einer Menge Preis gibt, so war es doch dießmal bey der reizenden Gräfin nicht der Fall.

Der Abend erschien, und in dem vertraulichen Cirkel ihr Bräutigam ebenfalls, welcher sich in dem schönen Spiele seiner Verlobten, und besonders in der anmuthsvollen Bewegung der schönen Hände derselben, neue Befriedigung für seine Eitelkeit, wie schon öfters vorher, erholen wollte. In dessen Gegenwart nun, und mehrerer anderer Personen, auch der Kronprinzessin und des Herrn von Naunberg, die dicht hinter ihrem Stuhle standen, bewegte die Spielende ihre zu wirklich häßlichen Klumpen angeschwollenen rothen Hände auf den alabasternen Tasten des Instruments, so daß der Graf, ihr Bräutigam, der nichts vom Erfrieren wußte, weil es ihm verheimlicht worden war, seinen blöden Augen gar nicht traute, und sich, der genauern Ueberzeugung wegen, tiefer bückte. Dieß und einige von der Kronprinzessin über die Häßlichkeit dieser sonst so schönen Hände absichtlich hingeworfenen Aeußerungen, in welche ihre vertrautesten Freundinnen mit einstimmten, kränkte die Eitelkeit des Grafen innigst, und bewogen ihn, sich mit fast sichtbarem Widerwillen der Gesellschaft bald zu entziehen.

Hatte der Herr von Naunberg die Aeußerung der liebenswürdigen Gräfin, daß er an der Kur Theil nehmen soll, nur für hingeworfenen Scherz gehalten; so war er höchst erstaunt, als er am Morgen nach dem Konzert durch den Arzt der Gräfin eingeladen ward, sich zu einer festgesetzten Stunde bey derselben einzufinden, um gemeinschaftlich mit ihr die Heilung zu versuchen.

Dieser Beweis von Zutraulichkeit und Annäherung, der noch so sehr Neuling am Hofe war, und von einer der liebenswürdigsten Personen desselben, war für seine jugendliche Schüchternheit fast zu viel. Beynahe hätte er es abgeschlagen, da er seine Gefühle in so vertraulicher Nähe der Person, die ihn ohnehin seit einiger Zeit in lebhafte Unruhe sezte, in den gehörigen Schranken halten zu können sich nicht getraute. Nur die Eilfertigkeit des Arztes riß ihn aus seiner Unentschlossenheit, indem dieser die Verwirrung des jungen Mannes für Bejahung annahm, und darnach die Gräfin benachrichtigte.

Das freundliche Entgegenkommen dieser und ihr heiterer Sinn, der sich so unbefangen aussprach, brachte in etwas die Verlegenheit wieder in's Gleichgewicht, in welche ihn die, heute, wie es schien, erhöhten, Reize der Mitpatientin gleich beym ersten Anblick versezt hatten. Wie ward ihm aber vollends zu Muthe, als er sie ihren rechten Arm entblößen sah, und sie ihm die Weisung gab, dasselbe mit dem seinigen zu thun, wozu ihm beynahe der gegenwärtige Arzt helfen mußte! —

Auf dem zur Kur bestimmten Tischchen stand ein Becken mit Schnee gefüllt. An dieses mußte er sich, der Holden gegenüber, setzen, seine Linke in den Schnee legen, welche, so wie die derselben gegenüber liegende Rechte der Gräfin, vom Arzte ganz mit der Flockenmasse überdeckt wurde, der sie zugleich ermunterte, treulich auszuhalten. Zur Unterhaltung stand nebenbey ein Schachbrett, das zwar die Figuren geordnet trug, aber im Ganzen gewiß nie durch so große Spiel-Fehler entweiht wurde, wie dießmal in der begonnenen Parthie.

Was Herr von Naunberg im Innern erteug, besonders wenn er dem schwarzen Auge seiner Nachbarin begegnete, und wie wenig er sich selbst den Eindruck deutlich zu

machen wußte, den die ganze Situation auf ihn machte, entging weder der jungen Wittwe, noch dem mit jungen Herzen vertrauten Arzte.

Das reine, unverdorbene Gefühl des jungen Mannes hätte beynahe überwallen mögen, und es war ihm unmöglich, seine Stimmung in's Gleichgewicht zu bringen, und dem oft scherzenden Gespräche, so wie dem Spiele, die schickliche Aufmerksamkeit zu widmen. Wie sehr er auch seine Füße zurückziehen mochte, so berührte er doch stets mit seinen Knien wenigstens das Kleid der Nachbarin, die in wahrem jugendlichen Muthwillen sich an dieser Schüchternheit, die ihr zugleich oft deutlich bewies, wie wenig sie ihm gleichgültig sey, ergözte, und dadurch den Schmerz, den der Schnee ihrer Hand verursachte, weniger fühlbar machen zu wollen schien, und wovon ihr Gegner sicher nichts fühlte. Eine ganze Stunde sollte dieser so aushalten, dem, so wünschenswerth das Ganze war, die erste Viertelstunde schon eine Ewigkeit dünkte, nur weil die Gegenwart eines Dritten ihn hinderte, seinem Gefühle freyen Lauf zu gestatten, und der zu Füßen zu stürzen, die ihn scherzend so ängstigte.

Wie elektrisirt durchzuckte es aber, ordentlich sichtbar, seinen ganzen Körper, als von der sich entwickelnden Wärme ihrer Hände die Zwischenwand von Schnee durchschmolzen war, welche dieselben bisher getrennt hatte, und die, der schmelzenden Bewegung nachgebende, Rechte der Gräfin mit den Fingerspitzen die seinigen berührte, und immer fester sich an dieselben legte. Auch der Gräfin jagte dieser vielleicht nicht vorausgesehene Umstand eine flüchtige Röthe ab, welche sie durch einen Blick auf ihren glühenden Gegner wieder zu vertreiben suchte, der in seiner Verlegenheit ihre Figuren statt der seinigen im Spiele verrückte. Die sich treffenden Blicke aber schienen die Verwirrung allgemeiner zu machen, und nur der weltgewandte Arzt half ihnen aus der, wegen seiner Gegenwart so peinlichen, Lage, indem er vorgab, die Hände wieder frisch bedecken zu müssen. Die Fingerspitzen blieben doch an einander, denn kein Theil wagte oder wollte es, die seinigen zurückzuziehen.

Die Stunde ward ausgehalten, obgleich gegen das Ende hin die Hände wie in einem Glutmeer brannten. Zur Zufriedenheit des Arztes zog man sie endlich heraus, der sie nun sorgfältig abzutrocknen anrieth; und die muntere Gräfin häufte neue Röthe auf die Wangen ihres schüchternen Pfleglings, indem sie ihm das eine Ende eines Tuchs zum Abtrocknen hinhielt, während sie sich des andern zu gleichem Zwecke bediente.

Zur Vollendung der Kur mußten die Finger jezt wieder in starke Bewegung gesezt werden, und hierzu hatte die Gräfin die Gelinek'schen Variationen über das bekannte Duett aus Mozart's Don Juan: „Gib mir die Hand," mit Begleitung der Flöte, welche Herr von Naunberg gut spielte, ausgesucht. Die ungestüme Bewegung ihres Bluts mag sie zwar Anfangs Beyde gehindert haben, das Andante gehörig zu treffen, aber im Fortgange ebneten die Töne ihre Unruhe, und der seelenvolle Ausdruck der Melodie zog ihre Herzen näher und näher in einander.

Die geheimen Betreibungen der Kronprinzessin für ihre Freundin erreichten vollständig ihren Zweck; denn die an jenem Musikabende erlittene Kränkung der Eitelkeit des Grafen, so wie auch die an dem Hof erschienene italienische Gräfin Bernotti, welche mit ihrem üppigen Glanze schnell die Aufmerksamkeit dieses Wüstlings erregte, gaben der liebenswürdigen Wittwe Eleonore schon nach einigen Tagen das unaussprechliche Vergnügen, sich aus diesen ihr so verhaßten Banden durch eine feyerliche Verzichtserklärung des Grafen auf die Vermählung mit ihr befreyt zu sehen.

Und nach wenigen Wochen mußte, in Gegenwart der Kronprinzessin, der schüchterne Herr von Naunberg der lieben Wittwe den Brautkuß auf die Lippen drücken.

Effigkrügler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mitau.

Daß Sie von mir den Bericht einer Reise nach Wilna erhalten, kann Ihnen unmöglich unerwarteter seyn, als die Reise selbst es mir war. Kaum hatte mir ein Geschäft die Veranlassung gegeben, so befand ich mich auch schon in einem bequemen und festen Reisewagen; saß der rauhen Jahreszeit zum Troz, wie im warmen Stübchen, und sah aus festgemachten Fenstern, die, nun größtentheils alles Schmucks beraubten, Gegenden mir vorüberziehen. Die Wege in Litthauen sind trefflich und werden sorgfältig unterhalten. Wo ich durch kleine Städte und Dörfer fuhr, waren troz dem Herbstregen, der schon mehrere Tage sich in Strömen ergoß, doch die Straßen rein und fest, nur die Häuser zu den Seiten derselben lagen hinter Gräben gewöhnlich wie im Moraste versunken, und standen durch kleine, mit Oelfarben angestrichene, Brücken mit der Straße in Verbindung, die, mit den zu beyden Seiten angepflanzten Alleen, wo die jungen Stämme, um sie zu schüzen, in ziemlich hoher Umzäunung von einem Korbgeflecht umgeben waren, wie ein glatter Strom durch Felder und Wiesen sich schlängelten und in beträchtlicher Ferne, wo Berge und Wälder es nicht hinderten, mit dem Auge verfolgt werden konnten. Die Pferde auf den meisten Stationen sind gut, vorzüglich aber auf den ersten Stationen von Mitau aus, welche dem Fürstlich Soubeff'schen Nachlaß gehören, und wo es auch keine jüdische Posthalter gibt. Mit Allem versehen, was bey einer Reise durch Litthauen unentbehrlich ist, d. h. mit Betten, Matrazen und Lebensmitteln für mich und meine Begleitung zogen acht Pferde meinen schwer bepackten Reisewagen in rascher Eile fort bis Schaulen, zwölf deutsche Meilen von Mitau, wo ich in zehn Stunden anlangte. Schaulen ist eine Kreisstadt, und eine Ruine mitten in derselben nannte man mir als ehemaligen Pallast eines Bischofs; übrigens erblickte ich nur wenig gute Häuser, die meisten hatten in zerschlagenen Fenstern, in dem Schmuz der Treppen und Thüren und Wände ihr Judenschild ausgehängt. Eine ziemlich lange Gasse besteht aus völlig gleichgebauten Häusern, die Giebelseite der Straße zugewandt. Diese Giebel sind alle von gebrannten Ziegeln gemauert, aber sonderbar steht diese eine gemauerte Seite mit dem übrigen Theile des Gebäudes, der von Holz und von den schlechtesten Balken gebaut ist, in Verbindung. Wie man fournirte Schubladen mit einer Bronze-Verzierung hat, wo die elegante Außenseite an ganz gewöhnlichem Holz klebt, so waren diese Gebäude auch in die Straße eingeschoben. Die kothigen ungepflasterten Gassen waren übrigens nicht leer, sondern reichlich von Juden besezt, die, wie von dem morastigen Kanal, der sich zwischen die Häuser fortzog, erzeugte Insekten, in denselben herumstiegen, und selbst die Farbe dieser Mauern hatten. Wenige Polen und einiges Militär schienen nur ein Gastrecht hier zu genießen. Einzig die hohe, von Außen recht schöne, gemauerte Kirche erinnerte

an eine christliche Stadt. Außerdem war das, schon vor der Stadt gelegene, mit hohen Mauern umgebene Gefängniß ein ansehnliches geschmackvolles Gebäude. Wenn das Innere eben so beschaffen ist als das Aeußere, so diene hier das Gefängniß doppelt, nicht nur zu seiner gewöhnlichen Bestimmung, sondern auch als Schule der Ordnung und Reinlichkeit. Bis kurz vor der ziemlich ansehnlichen Stadt Keidan haben die Gegenden viele Flächen. Selten erblickt man einen Hof, wohl aber mehrere Dörfer und Städtchen, leztere von erstern nur dadurch unterschieden, daß man in denselben eine Menge jüdischer Buden und mehrere Judenhäuser trifft. In den Dörfern dagegen bestehen die Bauerhöfe nicht aus mehreren Gebäuden, wie in Kurland, wo es dem Wohnhause nicht an Fenstern in mehrern Zimmern fehlt; hier ist Dreschtenne, Stall und Wohnung in einem Gebäude vereint, wo eine kleine handbreite, und nur einen Fuß lange Oeffnung in der Wand das einzige Fenster ist. Die Wohnung in solch einem, aus runden Balken zusammengefügten Gebäude kann daher nicht anders als schmuzig, dunkel und voll Rauch seyn. Diesen Wohnungen schreibt man auch die Menge von Blinden zu, die man in Litthauen findet, und deren einige gewiß jeden Wagen umringen, der bey den Stationshäusern anhält. (Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Streck-Charade Nro. II. Im Morgenblatte Nro. 171.

Erste Sylbe.

Brief' erbrechende Post, du bist ein politisches Monstrum!
Hirtenbriefe verliest laut auf der Kanzel der Pfarr;
Doch der gefangne Kurier verschlucket die wicht'ge Depêche,
Daß das Geheimniß des Staats kund nicht werde dem Feind.
Liegt im magnetischen Schlafe die Seherin; leg' auf den Magen
Ihr den versiegelten Brief, und sie enthüllt dir den Sinn.
Leichter erräth man Charaden, als man entziffert die Briefe,
Die Feldherrn im Krieg schreiben einander chiffrirt.
Kotzebue's nüchternes Stück, der Brief aus Cadix betitelt,
Durch den Titel allein hat es die Neugier gelockt.
Für sechs Pfennige läßt der Post-Brief-Träger den Brief dir,
Wär' auch ein Wechsel darin, mehrere Tausende werth.
In Comptoiren, Bureaux und wo viel Briefe zu schreiben,
Schaffet in Steindruck man têtes de lettres sich an.
Mit der Taube fliegt der Brief, in der Tasche begleitet
Er den Reisenden, der fremder Empfehlung bedarf.
Trocken bleibet ein Brief, der einmal trockenen Inhalts,
Oder den du in's Meer wirfst in verstöpseltem Glas.
Regen aber erweichet zu Muß den Brief im Couverte,
Und im Spiegel erscheint dir die Adresse verkehrt;
Willst du sie lesen darin, so laß sie aus Spiegel in Spiegel
Fallen, der zweyte stellt dir das Verkehrte zurecht.

Zweyte und dritte Sylbe.

Meridian, Horizont, Aequator, Ecliptik und all' die
Bogen, unsichtbar, ein Netz, zieh'n sich um Himmel und Erd',
Und mit der Erde bewegt der Mensch sich beständig im Bogen,
Aber im Bogen zu sehn, keiner noch hat es vermocht.
Schwere Lasten trägt der Brückenbogen, die leichten
Pfeile senden im Nu Bogengeschosse zum Ziel.
Und noch während der Pfeil die Luft durchschneidet, so ruhen
Von der Spannung Beschwer Bogen und Sehne schon aus.
Bogenweise belohnt den Autor der karge Verleger,
Und der Empfänger des Lohns füllet des Lohnes Gemäß.
Winkel misset man aus mit Bogen, in Grade getheilet,
Ob der Winkel sich gleich bogengestaltet nicht krümmt.
Ueber die Bogen der Brücke hin zogen Napoleons Heere,
Unter Bogen von Laub zog er gern heim in Triumph;
Nur die schönste der Brücken, der prächtigste Bogen, die Iris,
Nimmer umzog sie sein Haupt, nimmer betrat sie sein Fuß.
Lockte der Bogen nicht Tön' aus Geigen und Bässen, so müßten
Menschliche Lungen daran, lustig zu blasen zum Tanz.
Heißt nicht der Liebe Ressort poetisch der Bogen Cupido's?
Strasten Dian' und Apoll' nicht mit dem Bogen den Stolz
Niobe's? Tödteten nicht die bogenentsendeten Pfeile
Alle Kinder der Frau, die sich den Göttern verglich?

Ganzes.

Auf wohlriechend Papier schreibt an die Geliebte der Stutzer,
Zierlich bricht er das Blatt, wenn es von Unsinn ist voll.
Die Briefbogen trägt aus der Mühle kein Esel im Sacke,
Aber die Feder der Gans machet den Bogen zum Brief:
Macht ihn zum Spiegel, worin, ein Bild mit goldenem Rahmen,
Sich die Geliebte dir zeigt, oder ihr küßlicher Mund
Dir mit bitterer Dinte Süßes und Zärtliches saget;
Doch aus dem Spiegel heraus schilt auch bisweilen die Frau.
Wenn du im Spiele verlorst, so legt dir der höfliche Jude
Einen Wechselbrief vor: „Schreibe der Herr, da ist Geld.“
Wenn du den Brief nun vergleichst mit dem Tische, so merkest du deutlich:
Doppelt so viel, als er lieh, will er mit Zinsen zurück.
Gräme dich nicht voreilig, wenn dir ein Brief in die Fremde
Meldet: die Kinder sind krank; werden wohl wieder gesund.
Brieflich erzürnet den Freund manch Wort, das mündlich er hätte
Hingenommen als Scherz; schriftlich zu spaßen ist schwer.
Tödtlich vergiftender Staub ward (sagt man) in Briefe gestreuet,
Und der Leser erblich, wahrt' er nicht Nase und Mund.
So nun, Knoten für Knoten, hab' ich dein Räthsel gelöset;
Leichter hast du fürwahr mich auf den Schlüssel gebracht,
Als die gestreckte Charade du bringen würdest auf einen
Bogen in Briefformat, mit dem gewöhnlichen Kiel.
Du, der in Versen so kurz oft spricht, daß zu Räthseln sie werden,
Sag' mir, ich bitte, warum also die Räthsel du streckst?

Antwort.

Ein einfach Räthsel ist ein Schloß mit einem Loch;
Wenn einen Schlüssel du gefunden,
So ist auch aller Spaß verschwunden.
Dein Schlüssel schließt, allein in Zweifel bleibst du doch,
Ja, der das Räthsel gab, kann selber nicht ermessen,
Ob dieses Schloß nicht auch noch andre Schlüssel schlößen.
Doch wenn vor einem Schrank der Schlösser viele liegen,
Die all' Ein Schlüssel schließt, eins leicht, das andre schwer;
Gibt's da nicht der Beschäft'gung mehr,
Und folglich, wenn's gelingt, auch mehr Vergnügen?
Zu Einem Schlosse wirst du bald den Schlüssel finden;
Da ist doch etwas gleich, das du in Händen hast.
Versuch' nun, ob er auch in all' die andern paßt.
Nicht? Nun Ein andres wird den rechten dir verkünden.
Nie ganz vergebens hast du jenen angefaßt;
Ein jeder falscher hilft, den wahren zu entdecken.
Ein Schloß doch schließt er auf vielleicht auch zwey, drey, vier.
Das ist der Grund, aus welchem wir,
Der Kürze sonst geneigt, lang unsre Räthsel strecken.

Müllner.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 255: Glaube. Laube.

Räthsel.

Ich bin ein Kind der Kunst, so wie auch der Natur;
Nicht Leben gebe ich, zu sterben hindr' ich nur.
Die größte Wahrheit wird bey mir zur schönsten Lüge,
Und's höchste Alter raubt mir nicht der Jugend Züge.

Beylage: Monatsregister Oktober.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 262.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. November 1824.

Es klopft in der That! Wenn einer Höllenpförtner wäre, müßt' er den Schlüssel oft umzudrehen haben. — Klopf! Klopf! klopf: wer ist da, in Belzebub's Namen?

Pförtner in Macbeth. Akt 2. Sc. 3.

Ueber das Klopfen am Thor in Macbeth.

Ich war lange Zeit in großer Verlegenheit wegen eines Umstandes in Macbeth; es war dieser: das Klopfen an dem Thor, welches man nach dem Morde Duncan's hört, hatte eine Wirkung auf mein Gefühl, von der ich mir keine Rechenschaft geben konnte: die Wirkung war, daß es auf den geschehenen Mord eine seltsame Feyerlichkeit und einen düstern tiefen Ernst warf. Wie sehr ich mich auch anstrengte, dieses zu begreifen, das „Warum," der Grund, auf welchem diese Wirkung beruhte, — das war die Frage, die mir unerklärt blieb.

Möge mir der Leser hier eine Pause vergönnen, ihn zu mahnen, seinem Verstande nimmer einige Aufmerksamkeit zu schenken, sobald er mit andern Vermögen der Seele in Widerspruch ist. Der bloße Verstand, obgleich nützlich und unentbehrlich, ist das schwächste und zu gleicher Zeit dasjenige Vermögen des menschlichen Geistes, dem am wenigsten zu trauen ist: dennoch ist er es, dem der größere Theil der Menschen so ausschließend vertraut; auch mag er zuweilen im gewöhnlichen Leben ausreichen; in philosophischen Untersuchungen kann er das nie. Unter zehntausend Beyspielen, welche hier vorzubringen wären, will ich nur Eines anführen.

Man lasse Jemand, der auf den Gegenstand nicht durch die Kenntniß der Perspektive und dergleichen vorbereitet ist, nur im Rohen die gewöhnlichsten Erscheinungen, welche von den Gesetzen jener Wissenschaft abhängen, zeichnen; man lasse ihn z. B. die Wirkung zweyer im rechten Winkel gegen einander stehenden Mauern darstellen, oder der zwey Häuserreihen einer Straße von dem einen Ende derselben gesehen. Der Zeichnende mag zufällig auf Gemälden gesehen haben, wie Künstler verfahren, um diese Wirkungen hervorzubringen; dennoch wird er unfähig seyn, sich der Wahrheit im Geringsten zu nähern. Aber warum? Er hat doch diese Wirkungen täglich und stündlich vor Augen gehabt? Der Grund ist, weil er seinem Verstande mehr zutraut, als seinen Augen. Sein Verstand, der keine anschauliche Kenntniß von den Gesetzen des Sehens hat, kann ihm keinen Grund angeben, warum eine Linie, von welcher bekannt ist und bewiesen werden kann, daß sie eine Horizontal-Linie ist, nicht eine Horizontal-Linie *scheinen* sollte: eine Linie, welche, an einer perpendikulären gelegen, einen spitzen Winkel bildete, würde ihm anzeigen, daß alle diese Häuser zusammenstürzen müssen. Dem zu Folge macht er die Linie seiner Häuser horizontal, und verfehlt folglich die beabsichtigte Wirkung. — Dieß ist ein Beyspiel unter vielen, wo der Verstand sich nicht nur der Herrschaft über die Augen anmaßt, sondern den Eindruck auf diesen Sinn ganz hindert und aufhebt: man ist sich nicht bewußt, gesehen zu haben, was man doch täglich und stündlich sah.

Ich kehre zu meinem Gegenstande zurück. Mein Verstand konnte mir keinen Grund angeben, warum das Pochen am Thor in Macbeth eine mittelbare oder unmittel-

bare Wirkung hervorbrachte: mein Verstand sagte mir bestimmt, es könne keine Wirkung hervorbringen. Ich wußt' es aber besser; ich fühlte, daß es eine Wirkung hervorbrachte, und wartete und hielt fest an dem Problem, bis sich eine Möglichkeit der Auflösung zeigte. —

Gewiß hat jeder Leser von dem berüchtigten englischen Mörder Williams gehört oder gelesen, dessen unvergleichliche Morde ihm in England einen so glänzenden und unsterblichen Namen erworben haben. Im Vorbeygehen muß ich hier bemerken, daß diese Morde in einer Beziehung einen schlechten Effekt hatten, indem sie die Connaisseurs in Sachen des Mordens zu wählerisch in ihrem Geschmack machten, so daß ihnen nun nichts mehr genügte, was bisher in diesem Fache geschehen war. Alle andere Morde sahen blaß aus neben dem tiefen Scharlach derer von Williams, und wie ein Liebhaber sich einst mißmuthig äußerte: „Es war seit jener Zeit durchaus nichts mehr geleistet worden, oder doch nichts, das der Rede werth wäre." Man hat aber hier unrecht; denn es ist nicht vernünftig, zu erwarten, daß alle Menschen große Künstler seyen, und geboren werden mit dem Genius eines Williams.

Bey dem ersten Morde, den dieser Williams beging, trug es sich nun zu, daß, kurz nach geschehener Ermordung, an dem Thore des Hauses ein Klopfen gehört wurde, wie es der Genius Shakespear's erfunden hatte, und alle guten Richter und Kenner und die ausgezeichnetsten Dilettanten kannten den Einfall Shakespeare's als sehr glücklich an, sobald sie von dem Vorfall Nachricht erhielten.

Mir aber war ein neuer Beweis geworden, daß ich nicht unrecht gehabt, an meinem Gefühle festzuhalten und nicht zu der Oppositionsparthey des Verstandes überzugehen: ich vertiefte mich von Neuem in die Aufgabe, und löste sie endlich zu meiner Zufriedenheit. Die Lösung aber ist diese.

Der Mord ist in gewöhnlichen Fällen, wo die Sympathie sich ganz und allein auf den Unglücksfall der gemordeten Personen hinwendet, ein Gegenstand des Abscheues und Schauders; und aus dem Grunde: unser Interesse richtet sich blos auf den natürlichen, aber unedeln Instinkt, vermöge dessen wir an dem Leben kleben; ein Instinkt, der, da das angeborne Gesetz der Selbsterhaltung auf ihm beruht, bey allen lebenden Geschöpfen derselbe, und nur den Graden nach verschieden ist: er zeigt daher auch, weil er alles Auszeichnende aufhebt, und den größten Menschen zur Stufe des Wurms herabsetzt, den unser Fuß zu zertreten droht, die menschliche Natur in ihrer niedrigsten und demüthigendsten Stellung. Solch eine Stellung aber würde dem Zweck des Dichters wenig Entsprechendes darbieten. Was muß er daher thun? Er muß das Interesse auf den Mörder ziehen: dieser muß sich unserer Theilnahme bemächtigen (einer Theilnahme nämlich, vermöge welcher wir in seine Gefühle eingehen, und dieselben begreifen lernen, — natürlich keine Theilnahme, in welcher Mitleid oder gar Billigung sich ausspräche); in der gemordeten Person war aller Kampf der Gedanken, alles Strömen und Zurückströmen der Leidenschaften und Zwecke durch einen überwältigenden Schrecken niedergeschmettert. Aber in dem Mörder, in einem Mörder, zu dem sich der Dichter herablassen darf, muß irgend ein großer Sturm der Leidenschaft wüthen — Eifersucht, Ehrgeiz, Rache, Haß, — welcher eine Hölle in ihm erschafft; und in diese Hölle sollen wir blicken. Shakespeare führt uns in Macbeth zwey Mörder vor, und sie sind, wie gewöhnlich und wie von ihm zu erwarten steht, bedeutend verschieden gezeichnet; aber, obgleich in Macbeth der Kampf des Willens größer als in seiner Gattin, der Tigergeist in ihm nicht so wach, und sein Gefühl hauptsächlich erst durch sie vergiftet ist, — so wird doch der Mordsinn, da sie am Ende der Schuld des Mordes Beyde gleich anheim fallen, nothwendig in Beyden vorausgesetzt. Das mußte ausgedrückt werden; es mußte sowol um seiner selbst willen, als auch um es stärker der sanften Natur ihres Opfers, des „gracious Duncan" und folglich der Größe ihres Verbrechens entgegenzustellen, mit besonderer Kraft ausgedrückt werden. Wir mußten fühlen, daß die menschliche Natur, d. h. die göttliche Natur der Liebe und des Erbarmens, in den Herzen aller Geschöpfe ausgeprägt, und selten dem Menschen gänzlich entfremdet — verschwunden, verlöscht, getödtet war; und daß die feindliche Natur jene Stelle eingenommen hatte. Und wie diese Wirkung in den Dialogen und Alleingesprächen wunderbar sich hervorhebt, so ist sie auch in dem Vorfalle, den ich zu besprechen mir vorgesezt, gar herrlich ausgedrückt.

(Der Beschluß folgt.)

Gespräche mit Lord Byron.

(Fortsetzung.)

„Ich ward Mitglied des Drury-lane-Comités, auf „den Betrieb meines Freundes Douglas Kinnaird, der „mir einen Antheil von fünfhundert Pfund übertrug, „um mich stimmfähig zu machen. Es gehören noch an„dere Eigenschaften zu einem solchen Amt, als Geld. „Ich fand das Geschäft nicht sehr vergnüglich, und selbst „etwas gefährlich zwischen irländischen Schriftstellern und „hübschen Dichterinnen. Fünfhundert Schauspiele wur„den im Laufe des Jahres meiner literarischen Verwal-

„tung dem Theater angeboten. Sie werden sich denken, „daß es keine geringe Aufgabe war, allen diesen Plunder „zu lesen, und den Barden begreiflich zu machen, daß „es welcher sey.

„Als ich mich zuerst mit dem Theater einließ, hatte „ich den Gedanken, selbst etwas für das Haus zu schrei- „ben, bekehrte mich aber bald über diesen Punkt zu Po- „pe's Meynung. Wer möchte sich mit der Plackerey der „Bühne befassen, und ein Sklave der Launen, Wunder- „lichkeiten, des Geschmacks oder der Geschmacklosigkeit „des Zeitalters werden? Ueberdieß muß man für be- „stimmte Schauspieler schreiben, sie beständig im Auge „haben, ihrer Person den Charakter aufopfern, dem „Günstling des Publikums schmeicheln, ihn nicht zu „viel und nicht zu wenig deklamiren lassen, bedenken, „wie er diese oder jene Sentenz herschreyen, diese oder „jene Leidenschaft agiren, in dieser oder jener Scene „einherstrotzen würde. Wer, sag' ich, möchte sich dem „allen unterwerfen? Shakspeare hatte viele Vortheile; „er war Schauspieler von Profession und kannte alle „Kniffe des Handwerks. Und doch hatte er nur gerin- „gen Ruf bey seinen Lebzeiten; sehen Sie, was Jonson „und seine Zeitgenossen von ihm sagen. Und dann, wie „wenige der Schauspiele, die ihm zugeschrieben werden, „sind ganz und gar von ihm! und wie können wir in „dieser Entfernung von seiner Zeit, nachdem so viele „Werke seiner Periode verloren sind, unterscheiden, was „ihm wirklich und was ihm nicht angehört?

„Die Schauspieler kürzten den Text ab, versezten „die Scenen oder änderten sogar, dem Publikum zu Ge- „fallen, oder zum eigenen Vortheil. Wer weiß, wie „viel Rost sie weggewischt haben? Ich bin überzeugt, „es ist zu wenig Rost und schlechtes Metall von den al- „ten Schauspielen übrig geblieben. Wenn Leigh Hunt „kommt, werden wir Streit genug bekommen über diese „alten Ruffiani, die alten Schauspieldichter, mit ihren „langweiligen Erfindungen, klingelnden Reimen und end- „losen Wortspielen. Es ist noch nicht lange her, daß „man sich gefallen ließ, Shakspeare sey kein Gott gewe- „sen und sey nicht allein in seinem Zeitalter gestanden; „und doch wie wenig Schauspiele aus jener gepriesenen „Zeit haben fortgelebt, und wie wenige werden jezt noch „gegeben! Wir wollen sie zählen. Nur eines von Mas- „singer (New Way to pay Old Debts), eines von Ford *), „eines von Ben Jonson *) und ein halbes Dutzend von „Shakspeare; und von diesen sind „„die beyden Verone- „ser"" und „„der Sturm"" in Opern verwandelt wor- „den. Das gibt uns kein Recht zu sagen, wir hätten „ein Theater. Wer wird nun, da Kemble die Bühne „verlassen hat, den Coriolan aushalten? Lady Macbeth „starb mit Mrs. Siddons und Polonius wird mit Mun- „den sterben. Shakspeare's Komödien sind ganz ohne „Datum; viele davon sind unerträglich zu lesen, noch „mehr zu sehen. Sie sind grobes Futter, nur für eng- „lische oder deutsche Gaumen gut; den Franzosen und „Italienern, den gebildetsten Völkern in der Welt, sind „sie unverdaulich. Kaum zehn Verse kann man zusam- „men lesen, ohne einen Verstoß gegen Geschmack oder „Anstand zu treffen. Was denken Sie von Bottom im „Sommernachtstraum? oder von Troilus und Cressida's „Liebe?"

Hier konnte ich nicht umhin ihn zu unterbrechen und sagte: „die zwey Schauspiele, die Sie genannt haben, enthalten bey allen ihren Fehlern Stellen, die vielleicht zum Schönsten der Poesie mitgehören."

„Ja, sagte er, in Troilus und Cressida *):

„— Prophetisch sey dein Wort!
„Find'st du mich falsch, ein Haar von Wahrheit weichend.
„Wenn alt die Zeit ist, ihrer selbst vergessen
„Wenn Wassertropfen Troja's Mau'r gehöhlt,
„Und blind Vergessen Städte weggeschlungen,
„Und mächt'ge Staaten spurlos hingesunken
„Zum staub'gen Nichts — so laß noch das Gedächtniß
„Von falsch auf falsch, in falscher Mädchenliebe
„Beschimpfen meine Falschheit! — Sagt man: — falsch
„Wie Luft, wie Wasser, Wind und sand'ge Erde,
„Wie Fuchs dem Lamm, der Wolf dem jungen Kalb,
„Wie Pardel gegen Hirsch, Stiefmutter gegen Sohn,
„So sage man, der Falschheit Herz zu treffen,
„So falsch als Cressida!"

Diese Verse sprach er mit großer Emphase und Wir- kung, und fuhr fort:

„Aber was haben poetische Stellen **) mit einem „Schauspiel oder in einem Schauspiel zu thun? Nicht „eine Stelle in Alfieri ist streng genommen poetisch; „kaum eine in Racine."

Hier gab er mir die Ankündigung einer neuen Ueber- setzung Shakspeare's in französischer Prosa, und las einen

*) Ich habe die Titel, die er erwähnte, vergessen.

*) — „Prophet may you be!
„If I be false, or swerve a hair from truth.

„When Time is old, and hath forgot itself,
„When water drops have worn the stones of Troy,
„And blind Oblivion swallow'd cities up,
„And mighty states characterless are grated
„To dusty nothing, — yet let memory
„From false to false, among false maids in love,
„Upbraid my falsehood! when they've said, — As false
„As air, as water, wind or sandy earth,
„As fox to lamb, as wolf to heifer's calf,
„Pard to the hind, or stepdame to her son;
„Yea, let them say, to stick the heart of falsehood —
„As false as Cressid!"

Act. III. Sc. 2.

**) Poetry, poetische, emphatische Phrasen.

Theil der ersten Scene im „Sturm,“ in sich hinein lachend, wie er oft that; nachher brachte er eine Stelle aus Chateaubriand bey, worin behauptet wird, wir hätten kein Theater.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mitau.

(Fortsetzung.)

Keidan liegt schön an der Wilja und gehört zu den bessern polnischen Städten, wo es einzelne gute, selbst steinerne Gebäude gibt. Was ich in Litthauen oft gefunden, diese auffallende Mischung der geschmackvollsten Eleganz, mit dem schmutzigsten Kontraste der Unordnung und Verwilderung, ließ sich auch hier bemerken. Obgleich auch in Keidan die Straßen von der Art sind, daß man, die einzige durchführende Poststraße ausgenommen, im Schmutz versinken kann, so gibt es doch daselbst einige Wagenfabrikanten (meistentheils Deutsche), welche (mit vollendeter Arbeit) die schönsten Equipagen aller Art bauen, wie man sie in großen Städten Deutschlands nicht geschmackvoller findet. Man könnte fragen, wie passiren diese glänzenden Equipagen hier die Straßen, wenn sie die Werkstatt, die sie entstehen ließ, verlassen? Das Wirthshaus, in dem man mich führte, hatte zwar einen ebräischen Gastwirth, doch eine ziemlich ordentliche Stube; übrigens aber brauchte ich nichts als das reinlichste aller Elemente, ein loderndes Feuer, an dem meine Tafelsuppe und ein Kaffee in mitgebrachten Gefäßen bereitet werden konnte. Die Gegenden hinter Keidan, über Kaun und bis Wilna werden, je näher man dem Niemen kömmt, immer schöner und malerischer. Die ansehnlichen Höhen geben die Aussicht auf Thäler, welche so reizend sind, als ich sie nur irgendwo in meinem Leben gesehen. Zuerst war es bey der Station Bobti, einen hohen, sehr steilen Berg hinan, wo ich eine solche wirklich herrliche Landschaft erblickte. Das Schloß Bobti, ein schönes gemauertes Gebäude, obgleich der eine Flügel seiner Steinwand an hölzerne Stützen lehnt, liegt mit ansehnlichen Gärten und Nebengebäuden an einem Strom, der mehrere mit Gebüschen und selbst mit kleinen Strohhütten geschmückte Inseln bildet. Steile waldbewachsene Höhen, aus denen hin und wieder Bauerhöfe, und in der Ferne ein sehr schöner Pallast mit seinen Nebengebäuden hervorsehen, bilden das jenseitige Ufer eines breiten sehr kultivirten Thales, welches das Auge weit verfolgt, bis es sich allmählig zwischen den hohen Bergesufern verliert. Wo die Straße den hohen Berg hinanführt, entwickelt sich in immer abwechselnden Gesichtspunkten der ganze Kreis dieser herrlichen Landschaft. Auf der Bergspitze neben der Straße steht eine gemauerte Säule, und auf dieser ein Heiligenbild, für dessen Kleidung man aber mit so weniger Achtung gesorgt, daß sie der Wind in Lumpen herumweht, und dessen Fußgestell auf der sehr verfallenen Säule schon so weit herabgesunken, daß das Bild auf einer eisernen Stange stecken geblieben, und so gespießt einen Märtyrer darstellt. Uebrigens geben die Heiligenbilder, die man allenthalben an den Wegen aufgestellt findet, den Landschaften, denen man vorüberfährt, einen Schmuck, den die Phantasie noch höher belebt. Es ist dem sinnigen und fühlenden Gemüth immer willkommen, Denkmäler zu erblicken, welche irgend ein hohes herzliches Gefühl, sey es Andacht, Trauer oder Liebe, erschuf. Darum sieht man auch Grabmäler, Kapellen und Kirchen, selbst ohne allen Schmuck der Kunst, doch nicht ohne eine gewisse innige Theilnahme und Rührung. Um desto unangenehmer wirkt die Erscheinung solcher Denkmäler, welche man untergehen und verderben lassen, und wo, was man doch unsterblich sich zu bewahren glaubte, selbst das Gefühl, das sie erschuf, das Zeichen der Vernichtung aufgestellt hat. Am wenigsten aber sollte dieß bey religiösen Symbolen der Fall seyn, deren Achtung nicht allein den Einzelnen gehört, deren Ruin aber Alle verletzen muß, welche in solchen Symbolen das Heilige erkennen.

Bey Kaun, diesem durch die Geschichte des Krieges im Jahr 1812 merkwürdig gewordenen Orte, wo der Vorhang dieser blutigsten aller Schicksals-Tragödien aufrollte und auch wieder sank, konnte der Anblick der Stadt und des Ufers des Niemen diese Vorstellung einer solchen Bühne im Welttenschauspiel noch mehr rechtfertigen, denn wenn man den schweren Sandweg in einem Walde, der jede Aussicht schließt, bis nahe vor Kaun durchfahren ist, wendet sich der Weg plötzlich zum Abhange eines sehr hohen Berges, und nun dehnt sich mit einem Male die weite Landschaft aus, in welcher sich der Niemen hinzieht, und zugleich die Stadt Kaun und deren Umgebung, mehrere Dörfer, Klöster und Edelhöfe, sowohl diesseits als jenseits des Stromes, dessen gegenseitiges Ufer schon zum Königreich Polen gehört, in einem Gesichtspunkte erblickt werden. —

Ich hatte den Wagen verlassen, und starrte lange in diese von einem endlich wieder hellen Herbstmorgen verklärte schöne Gegend hin. Es war gerade Sonntag, man hörte allenthalben den Glocken hallen, und mit Bändern und Blumen geschmückte Bauern und Bäuerinnen eilten zur Kirche, und sprachen mich mit dem frommen Gruß: „Gelobet sey der Herr Jesus Christus!“ in litthauischer Sprache an. Ich dachte mir diesen heitern stillen Herbstmorgen, und jene nun schon in ihren Spuren verwischte grausenhafte Zeit, wo über diese damals schneebedeckten Gefilde, das von jedem menschlichen Jammer ergriffene französische Heer entfloh, indeß ein von gerechter Rache entbrannter Feind es mit geschwungener Geißel verfolgte. Die Frühlingssonne hat den Schnee, der, damals gewiß blutig gefärbt, auf diesen Straßen lag, geschmolzen, und die Erde trank den purpurgefärbten Thau. Unterdessen sind Jahre vergangen und gewiß die meisten derer, die hier ausgeblutet haben, sind selbst im Schooße ihrer Familien vergessen — auch manche Erfahrungen jener Zeit, die man als das erhabene Resultat der großen und so schrecklichen Ereignisse ansah, auch sie sind verloren, und leben nur als Gedanken in der Geschichte fort, zu keiner That gereift. Man schaudert oft beym Anblick der Ruinen alter Städte und Burgen, warum nicht hier, wo in der Ferne Bruchstücke alter Schanzen wie zerrissene Blätter einer Weltgeschichte stehen. Eine lange hölzerne Brücke über die Wilja führt zur Stadt, diese hat ein Ebräer erbaut, und dafür das Recht, einen Brückenzoll zu erheben, den aber der mit schweren Equipagen Reisende obendrein mit einiger Besorgniß zahlt, weil das hölzerne Werk nicht eben sehr fest zu seyn scheint, und unter der Last bebt und zittert. In der Stadt finden sich mehrere gute Gebäude. Der geräumige Marktplatz hat vor dem mit einem Thurm geschmückten Rathhause eine sehr schöne mit doppelten Alleen umkränzte Esplanade, die zum Paradeplatz dient, und ist von großen, meistentheils gemauerten Gebäuden umgeben, unter diesen auch das Gymnasium, ehemals der Pallast eines Bischofs, mit dem anstoßenden Gebäude eines Jesuiten-Klosters, wenigstens gab mir diese Auskunft ein Mönch, den ich dieserhalb befragte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. November 1824.

Drum an der Gränze
Schwindender Zeiten
Bleibt uns des köstlichen Augenblicks Gunst;
Aus seinem Kelche,
Menschlich zu träumen,
Schlürfet die hohe, göttliche Kunst.

G. Schreiber.

Am Silvester-Abend.

Was soll im weiten Saale
Der Gäste stummer Rund?
Was ruhen die Pokale,
Was öffnet sich kein Mund?

Am Pfeiler dort so müde
Der Alte lehnt und bebt,
Ob seinem Augenliede
Des Todes Schlummer schwebt.

Die Gäste nach ihm schauen,
Und Jeden mahnt es schwer,
Und Jeden faßt ein Grauen,
Als ob er's selber wär',

Als sänke mit dem Greise,
Dem sterbenden, in's Grab
Von Jedem, still und leise,
Ein Theil auch mit hinab.

Da tönt's aus eh'rnem Munde —
Zwölf Schläge, laut und klar!
Da hebt sich in der Runde
Der Gäste bange Schaar.

Was wird es mit dem Alten?
O süße Wunderzeit!
Das Angesicht voll Falten
Sich jugendlich erneut;

Es schwellen seine Glieder
In frischer Rosenglut,
Im Auge blitzet wieder
Der Jugend lecker Muth!

Da jubeln die im Saale,
Und Keinem mehr ist bang,
Da klingen die Pokale,
Da hebt sich froher Sang:

„Das ist der Schalk, der Arge,
Der Zauberer, das Jahr,
Der, wenn er sollt' zu Sarge,
Sich immer neu gebar.

„O daß es ihm gefalle,
Im Sturm und Sonnenschein
Gar oft für Alle, Alle
Noch alt und jung zu seyn!"

Karl Hugo.

Gespräche mit Lord Byron.

(Fortsetzung.)

„Die Franzosen lachen mit Recht darüber, daß wir „den Helden als „enfant au premier acte, barbon au „dernier" auf's Theater bringen. Ich war immer ein „Freund der Einheiten, und glaube, es fehlt nicht an „Gegenständen, die streng nach ihren Regeln behandelt „werden können. Niemand kann so absurd seyn zu be„haupten, die Beybehaltung der Einheiten sey ein Man„gel — noch weniger ein Fehler. Sehen Sie Alfieri's „Trauerspiele, und sagen Sie mir, was daran fehlt. „Weicht er je von den Regeln ab, welche die Alten vor„geschrieben, von der klassischen Einfachheit der antiken „Muster? Es ist sehr schwer, fast unmöglich, etwas zu

„schreiben, das dem modernen Publikum gefiele. Ich „sezte den „Bertram" handwerksmäßig zusammen, und „doch sagte man, ich habe einen Theil meiner selbst dar„in beschrieben. Das war nicht der Fall. Ich wußte, „daß Maturin dürftig war, und interessirte mich zu sei„nem Vortheil, aber sein Leben war sehr schwach und „verkrüppelt. Einmal dachte ich Joanna Baillie's „de „Montfort" wieder zu erwecken, aber die Entwicklung „war verfehlt. Sie bemerkte dieß selbst, und überarbei„tete den lezten Akt; aber es schlug dennoch fehl. Sie „muß sich schrecklich geärgert haben, mehr noch als Lady —. „Als es aufgeführt wurde, ging man mich an, einen „Prolog zu schreiben; aber da die Aufforderung nicht von „Kean kam, der ihn sprechen sollte, lehnte ich es ab. „In allen Schauspielen gibt es schöne Dinge über die „Leidenschaften; ein Gedanke in de Montfort fiel mir „besonders auf: eine der Personen sagte, sie kenne die „Fußtritte einer andern *).

„Alfieri hat vier Worte geschrieben, die mehr sagen, „als ganze Bücher. Sie stehen im „Don Carlos." „Der König und sein Minister belauschen eine Zusam„menkunft des Infanten mit der Königin, worauf fol„gender Dialog die Scene endigt: „„Vedesti? Vedi! „Udisti? Udi!"" — In einer Uebersezung würde alle „dramatische Schönheit verloren gehen — die Pronomina „würden sie tödten. Nichts erbittert mich so sehr, als „das sogenannte Zartgefühl *), welches die Aufführung „vieler solcher Gegenstände von der Bühne ausschließt; „ein Zartgefühl, das, wie ich fest glaube, von einem „niedrigern Stand des moralischen Gefühls herrührt, „und der majestätischen, vertrauensvollen Tugend des „goldnen Zeitalters unsers Landes fremd war. Alles ist „jezt affektirt, methodistische Ziererey. Die Scham flieht „aus dem Herzen und flüchtet sich auf die Lippen; oder „unsre Gefühle und Nerven sind viel mehr verfeinert, „als die unsrer Nachbarn.

„Wir würden die Geschichten von Oedipus oder Phä„dra nicht ertragen. Myrrha, vielleicht die best-ausge„führteste von allen Tragödien Alfieri's, und ein Lieb„ling der Italiener, würde nicht geduldet werden. Die „„Geheimnißvolle Mutter" ist nie aufgeführt worden, „und eben so wenig Massinger's „Bruder und Schwe„ster." Webster's „Fürstin von Malfy" würde zu an„greifend seyn; ihr Wahnsinn, ihre Kerkerscene, und ihr „gräßliches Gespräch mit ihren Wärtern und Sargträgern „würde nicht zu ertragen seyn: auch Lillo's „Unglückliche „Heyrath" nicht. Die „Cenci" ist eben so gräßlich, ob„wol vielleicht die beste Tragödie, welche die neuere Zeit „hervorgebracht. Sie ist ein Schauspiel — kein Gedicht, „wie die „Gewissensbisse" und „Fazio;" und der beste „Beweis ihres Verdienstes ist, daß man sie immer von „Neuem anführt. Was kann man nicht von einem sol„chen Anfang erwarten?

„Die Deutschen sind kälter und phlegmatischer als „wir; sie ertragen sogar Werner's Schauspiele.

„Heutiges Tages ist es eine verzweifelte Aufgabe, „etwas zu schreiben, was allgemein gefiele."

Es war leicht zu bemerken, daß diese Tirade gegen die Bühne und Shakspeare von dem Verdruß über die üble Aufnahme seines Marino Faliero und über die Kritiken, die ihm dramatisches Talent abgesprochen hatten, eingegeben war. Doch war dieß nicht die einzige Gelegenheit, wo er die alten Schauspieldichter mißhandelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Klopfen am Thor in Macbeth.

(Beschluß.)

Wenn der Leser je eine Gattin, Tochter, Schwester oder Freundin in einer Ohnmacht gesehen hat, so ist ihm vielleicht nicht entgangen, daß der ergreifendste Moment einer solchen Scene der ist, in welchem ein Seufzer oder ein leiser Athemzug den Anfang des wiederkehrenden Lebens verkündigt. Oder, wenn der Leser an dem Tage in einer großen Stadt gegenwärtig war, an welchem man einen Liebling des Volkes mit allem Pomp zu Grab trug, und, durch die Straßen wandelnd, durch welche die Leiche kam, in dem Schweigen, in der Oede der Gassen, und in dem Stocken der gewöhnlichen Geschäftigkeit die tiefe Theilnahme mächtig fühlte, welche in diesem Augenblicke die Herzen Aller ergriff, — wenn er dann plötzlich die todtengleiche Stille durch das Knarren der Räder gebrochen hört, welche die Trauerscene verlassen, und verkündigen, daß Alles nun beendigt; so wird er gewahren, daß sein Sinn von keiner vollständigen Auflösung und Hemmung in dem gewöhnlichen menschlichen Treiben jemals so voll und ergriffen gewesen, als in dem Augenblick, wo diese Hemmung aufhört, und Jeder wieder zu seinem gewöhnlichen Geschäfte zurückkehrt. Man

---

*) *De Montfort.*

„'Tis Rezenvelt: I heard his well known foot!
„From the first staircase, mounting step by step.

Freberg.

„How quick an ear thou hast for distant sound!
„I heard him not."

De Montfort.

„'S ist Rezenvelt; ich hörte seinen wohlbekannten Tritt
„Von der ersten Stufe an, wie er Schritt vor Schritt heraufstieg.

Freberg.

„Welch schnelles Ohr du hast für fernen Ton!
„Ich hört' ihn nicht."

Act. II. Sc. 2.

*) Squeamishness.

wende dieses nun auf den Fall in Macbeth an. Das Erlöschen, das Verschwinden des menschlichen Herzens und das Wirken des feindlichen Herzens mußte hier, wie gesagt worden, ausgedrückt und sichtbar gemacht werden. Eine andere Welt ist nun eingeschritten, und die Mörder sind ausgeworfen aus der Region menschlicher Dinge, menschlicher Gedanken, menschlicher Begierden. Sie sind verwandelt; Lady Macbeth ist geschlechtlos; Macbeth hat vergessen, daß ein Weib ihn geboren; Beyde sind umgewandelt in Bildnisse des Teufels, und die Welt der Teufel ist unserm Auge enthüllt.

Wie sollte das aber versinnlicht und fühlbar gemacht werden? Daß eine neue Welt sich vor uns zeigen könne, muß die Welt eine Zeitlang uns entrückt werden. Die Mörder und der Mord mußten von uns geschieden — durch eine unermeßliche Kluft von dem gewöhnlichen Getriebe der menschlichen Dinge getrennt werden: es mußte uns fühlbar gemacht werden, daß die Welt des gewöhnlichen Lebens plötzlich festgehalten — zu Schlaf gebracht — entrückt ist; die Zeit mußte vernichtet, das Verhältniß der Dinge äußerlich aufgehoben werden und alle irdischen Leidenschaften in die Tiefe ziehen. Und daher entschwindet — wenn die That gethan, wenn das Werk der Finsterniß vollbracht ist, diese Welt der Dunkelheit hinweg wie ein Wolkenschatten; das Klopfen am Thor wird gehört, und wir werden gewahr, daß das Menschenleben sich wieder regt, daß die Lebenspulse wieder schlagen: das Beginnen des gewöhnlichen Weltgetriebes macht zuerst recht tief fühlbar, durch welch eine fürchterliche That es gehemmt gewesen war.

Erhabener Dichter! Deine Werke sind nicht, wie die anderer Menschen, bloß und allein große Kunstwerke: sie sind wie die Erscheinungen der Natur, wie die Sonne und das Meer, die Sterne und die Blumen, — wie Frost und Schnee, Regen und Thau, Hagelschlag und Donner, welche mit gänzlicher Entschlagung unserer Vermögen und mit dem vollendeten Vertrauen studirt werden müssen, daß in ihnen nicht zu viel und nicht zu wenig, nichts nutzlos oder müßig seyn könne, sondern daß, je tiefer wir in das Wirken eindringen und den mächtigen Geist verstehen lernen, desto mehr Plan, Ordnung und Weisheit sich uns da zeigt, wo das sorglosere Auge nichts als bloßen Zufall entdeckte.

Bemerkung. In dem voranstehenden Versuch einer psychologischen Kritik habe ich absichtlich unterlassen, des Klopfens an dem Thore in so fern zu gedenken, als es einen starken Kontrast in dem Kommentar des Pförtners mit unmittelbar vorhergegangenen Scenen bildet. In wie fern es der scenischen Täuschung endlich, obgleich untergeordnet, dient, konnte in dieser Untersuchung nicht berücksichtigt werden. T. Y. Z.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mitau.

(Fortsetzung.)

Es gibt mehrere Kirchen und Klöster in und um Kaun, die Kirche eines Nonnenklosters besuchte ich, und hörte hinter dem vergitterten Chore die lauten Gebete der Nonnen, aber in solchen Nasentönen, daß man schon aus diesen merken konnte, wie alle Eitelkeit der Welt sich hier verloren haben muß, denn sonst hätte es dem natürlichen richtigen Gefühl und Schönheitssinn dieser Jungfrauen wohl begreiflich seyn müssen, daß die unten im Schiffe der Kirche anwesenden Weltkinder sich unmöglich ein reizendes Bild von den heiligen Schwestern machen können, welche in solchen Tönen selbst ihre Stimmen, mehr noch als mit dichtem Schleyer ihr Gesicht, verhüllen. Man hatte mich in das Haus des Bürgermeisters gewiesen, wo die beste Fabrikation des unter dem Namen Lippiz so berühmten Kauner Meths ist; wohnt hier Herr Bürgermeister Kalau, fragte ich im Hereintreten? — von Kalau verbesserte ein ziemlich bejahrter Mann, und ich unterließ nicht, meinen Fehler gehörig zu bereuen, dann aber auch meinen Wunsch vorzutragen, einige Bouteillen seines berühmten Getränks zu kaufen. Meine Bitte ward sehr artig und freundlich erfüllt, nachdem ich erst die Proben — der süßesten aller bürgermeisterlichen Künste hatte schmecken müssen. Der Lippiz ist theuer, die beste Sorte kostet in Kaun selbst drey Silberrubel die Bouteille. Kenner sogar verwechseln alten Lippiz mit dem besten Ungar-Wein, von dem jener auch das Feuer und die Farbe hat. Der Honig, mit dem dieß kostbare Getränk gebraut wird, ist nur in dem Kreise von ein Paar Meilen um Kaun zu finden, und von einem ganz besonders zarten, aromatischen Geschmack. Er ist frisch so klar als Wasser, erhärtet allmählig zu einer schneeweißen Masse, und wird zur Stelle selbst sehr theuer bezahlt, so daß ein Gefäß, was nur fünf bis sechs Pfund enthält, drey Rubel Silber kostet. Die Berge also, die ich in der Nähe Kauns passirt, und noch zu passiren hatte, waren der Hymettus Polens und die Heimath klassischer Bienen. So viel ich weiß, haben diese zwar Niemand zum poetischen Gesange begeistert, aber sind sie nicht die Schöpfer eines sehr edeln Bienenweins? und daß dieser wenigstens zum lautesten Jubelgesange oft genug begeistern könne, daran hat gewiß niemand so leicht gezweifelt, der auch nur wenig Tage in Litthauen und Polen verlebt. —

Man kann, was Ansichten und Gegenden betrifft, nicht leicht eine interessantere Reise machen, als von Kaun nach Wilna; so wie Berge und Thäler, so wechseln auch die mannigfaltigsten Landschaften, welche in diesen Gegenden, besonders in der Nähe des Niemen, sehr angebaut sind, und selbst die Bauerhöfe scheinen ein etwas besseres Ansehen zu haben; die lezte Station vor Wilna zeigt so viele und so romantisch schöne Gegenden, daß man wie durch Zauber sich in die sächsische Schweiz oder in die schönsten Gegenden Böhmens versezt glaubt. Die Anhöhen, die man hier ununterbrochen bald auf und bald nieder fährt, sind zwar nicht so hoch als die Berge Böhmens, aber doch mehr als bloße Hügel, und wechseln die Aussicht auf den schon ansehnlichen Strom der Wilja, und die das Ufer tranzenden Dörfer und Edelhöfe, indeß vom Strome abwärts waldbewachsene Berge sich theils steil und frey erheben, theils in allmähligen Senkungen freundliche, von kleinen Thälern durchschnitte Thäler bilden. Wilna selbst, das in einem Thale liegt, wo die Willeika sich mit der hier schon schiffbaren Wilja verbindet, wird erst erblickt, wenn man einen ansehnlichen Berg herunterfährt, an dessen Abhange einzelne Stadthäuser gelegen sind, und wo ein mit dem Wappen Litthauens (dem geharnischten

Reiter) verziertes Thor den Eingang zur Stadt bildet. Da aber überschaut man die ganze ansehnliche Stadt, amphitheatralisch ausgebreitet, mit dem Hintergrunde beträchtlicher, mit Kirchen, Klöstern, Schlössern, Kapellen und Heiligenbildern geschmückter Berge. Obgleich ich nicht sagen kann, daß die Lage Wilnas mit der Lage Dresdens verglichen werden kann, so ward ich doch alle Augenblicke an die Hauptstadt Sachsens unwillkürlich erinnert, vorzüglich aber im Heimblick auf die Ufer der Wilja, welche mit denen der Elbe wirklich viel Aehnlichkeit haben. Noch war ich ganz mit den romantisch schönen Gegenden, die ich erblickt hatte, in Gedanken beschäftigt, als ich schon in den Straßen Wilnas mich befand; da aber weckten mich durcheinander schreyende Stimmen und der Anblick vieler schwarzen Gestalten, die meinen Wagen umringten. — Ganz ohne Uebertreibung! es hatten sich wohl dreyßig Juden versammelt, welche in vollem Trotte dem Wagen folgten und ihre Dienste anboten, der eine Quartier, der andere Waaren empfahl, und als ich bey einem mir schon bekannten Wirthshause des Hrn. Müller halten ließ, hatte sich meine ebräische Eskorte so ansehnlich vermehrt, daß ich nur mit Mühe aus dem Wagen zu steigen vermochte, und froh war, unter dem schwarzen Haufen einen Ebräer zu erblicken, den ich schon kannte und mit ihm als sogenannten Faktor zufrieden gewesen war. Hier nämlich gibt es keine andern Lohnbediente als Juden, die man Faktore schilt, und welche, wie die im Rechnungsexempel, zum Multipliciren (?) für sich vortrefflich sind. Uebrigens haben diese Leute selbst alle nur mögliche Kenntnisse des Ortes selbst, seines Handels und seiner Geschäfte, und werden dadurch dem Reisenden nützlich, und beynahe unentbehrlich. Das Gasthaus des Hrn. Müller ist sehr gut und nicht kostbar. Für ein Logis, das sechs schöne geräumige Zimmer, Parkets und sehr elegante Möbels hatte, forderte man für 24 Stunden nur drey Rubel Silber, freylich gehören weder Betten noch Heizung und Aufwartung in diesen Preis, dafür muß nun der Faktor noch besonders sorgen, und thut es gerne, weil er dabey auch seinen Vortheil nicht vergißt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, September bis Anfangs Oktober.

Am Vorabend des Namensfestes Sr. Majestät des Kaisers wurde auf dem Hoftheater an der Burg die Braut von Messina gegeben. Das Stück hatte eine Zeitlang nicht auf dem Repertoire Platz genommen, und erschien jezt, bis auf die Rolle der Isabella (Mad. Schröder) und Don Manuel (Herr Korn), mit neuer Besezung: Beatrice, die Müller; Don Cesar, Kettel; die beyden Sprecher: Heurteur und Anschütz. Die Empfänglichkeit des Publikums, das diesen und jenen besonders glänzenden Gedanken und imposanten Ausspruch mit dem Ausdruck des Beyfalls begleitet, macht die Rollen noch einmal so dankbar, als sie es ohnehin schon sind, ich meine durch den Eindruck, den der tiefe Sinn, die Größe der Diktion und die Harmonie der Verse auf den verständigen Schauspieler machen muß. Die Darstellung verdiente großen Beyfall; dennoch gestehe ich, daß, obschon der Charakter dieser Tragödie vom Anfang an schon hohen Ernst und feyerliche Würde fordert, mir der Vortrag hier und da, besonders im ersten Akt, noch zu gezogen schien. Beatrice ist eine Rolle, worin die Müller sich mit ungemeinem Vortheil zeigt. Das Haus war übervoll. Vor Anfang des Stücks wurde auf dem Theater das schöne Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ angestimmt, und jeder Vers von den Zuschauern mit dem Ausdruck enthusiastischer Theilnahme begleitet. Die Kaiserin war zugegen; in der Mitte des ersten Akts trat der Monarch in seine Loge, und ein dreymal wiederholter Ausbruch des allgemeinen Jubels rauschte ihm entgegen. Auf dem Operntheater wurde an diesem Abend der erste Akt von Rossini's Zelmira, hierzu ein Ballet, aufgeführt; vorher das Volkslied angestimmt. Am folgenden Abend wurde von den deutschen Sängern „der Schnee“ aufgeführt. Diesem folgte ein Ballet. Die italienischen Operisten sangen vor dem Anfang der Vorstellung: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ Das ganze Personal war auf dem Zettel angegeben: Fodor, Dardanelli, Ekerlin; Rubini, Lablache, Ambrogio ꝛc. An mehrern öffentlichen Versammlungsörtern hatten die Eigenthümer Illuminationen veranstaltet. In der Kolonnade des Volksgartens wurde von der Harmonie, mit Pauken und Trompeten begleitet, an beyden Abenden das Volkslied gespielt. Vor den Gemälden JJ. MM. prangten in geschmackvollen Vasen blühende Rosen und lebendige Bouquets. Der Saal war festlich beleuchtet. Auf der Wasserbastey, zum Pelikan, wo die Anstalt für Mineralwasser angelegt ist, wurde die mit zierlichen Dekorationen verbundene Beleuchtung durch das gegen Abend des dritten Tages eintretende Regenwetter gestört. Ueberhaupt gab sich bey dieser Gelegenheit in einem wo möglich noch höhern Grade, als je, die Liebe und Verehrung für den Monarchen kund. Mit jedem Jahre, mit jedem Tage darf man sagen, wurzeln diese tiefer, treiben sie noch mächtiger empor. Es ist rührend und erhebend, zu bedenken, daß, während andere Länder und Reiche dieser Erde von Unruhen und Stürmen erschüttert werden, Franz der Erste in dem seinigen ohne Wache überall sich schlafen legen kann, und daß er selbst zur Nachtzeit in den entlegensten Gegenden der großen Kaiserstadt ohne Begleitung erscheinen dürfte, indem sein geliebter Kaisername ihm zur sichersten Geleitschaft dienen würde.

Die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian von Este hatten am Namenstage ihrer Mutter, der Herzogin Beatrix, ein glänzendes Fest im Garten des jüngern Erzherzogs veranstaltet, wobey ein allegorisches Schauspiel aufgeführt wurde. Die Handlung bezog sich auf das schöne Werk der Baukunst, welches die Fürstin unlängst in ihrer Residenzstadt Massa hat errichten lassen: eine Brücke aus carrarischem Marmor. Zürnend erhob sich der Flußgott, und drohte dieses Werk schnell wieder zu zerstören; durch das Flehen der versammelten Landleute jedoch erweicht, entschloß er sich, nicht nur das schöne Denkmal zu erhalten, sondern schmückte es auch mit dem Brustbild seiner hohen Stifterin. Die Dichtung war von dem hier lebenden italienischen Gelehrten Caspari, die Musik von Mercadante. Der Künstler Lablache stellte den Flußgott im Kostüm dar. Die natürliche Anlage des Gartens war zum Theater benuzt worden. Nach dem Festspiel wurde von Militärpersonen und den Töchtern der Hausoffiziere ein ritterlicher Tanz ausgeführt, den ein Kavalier mit fliegender Fahne anführte. Eine geschmackvolle Beleuchtung und einer der schönsten Abende des Sommers, vom Mondenlicht verklärt, erhöhte dieses Fest, an welchem Zuschauer aus den ersten Familien des anwesenden Adels Theil nahmen.

In der Kapelle der französischen Gesandtschaft wurde ein Seelenamt für Ludwig XVIII. gehalten, und Mozarts Requiem vorgetragen. Ein Katafalk war aufgerichtet. Das ganze diplomatische Korps und mehrere hohe Herrschaften wohnten der feyerlichen Handlung bey. Mittags war große Tafel im Hotel des Grafen von Caraman.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 88.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. November 1824.

Daß ein Gefühl die Brust mir schwellt,
Ist eine Gottes Gabe.
Und wie sich's dar in Worten stellt,
Ist eine Gottes Gabe.

Fr. Rückert.

Versuch einer lateinischen Uebersetzung einiger Goethischen Lieder*).

I.

Scolion.

Vis nova mi gaudii
Subit cordis castra.
Fallor an sublimis it
Animus ad astra?
Dulcior at sedes hæc.
— Voce vero clangam! —
Quæ ad Bacchi cantica
Tabulam hanc plangam.

Quid agam, sodales, sit
Mirum nulli, volo.
Sane nihil dulcius
Dulci terræ solo;
Juro hinc solemniter
Deum immortalem;
Si relinquam impie
Sedem hanc natalem —!

Sed quum una degimus
Prosperis heic fatis,
Poculum nunc adsonet
Rhythmos ad hos vatis!
En amici peregre sunt
In loca semota:
Allidantur, non mora!
Pocla hinc et vota!

Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beym Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde,
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde:
Darum schwör' ich feyerlich,
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beysammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

*) Bey diesem Versuche hat man nicht sowol auf streng klassisches Latein Rücksicht genommen, als darauf, wie solche frische lebendige Lieder, im gleichen Sylbenmaße, mit lateinischen Reimen, wie die alten Mönchsverse, sich etwa in lateinischer Sprache ausnehmen möchten.

E.

Vivat, vitam qui parat!
— Hancce lagam figo! —
Primus honor Regi sit,
Vitæ qui origo.
Hostes arcens domi et
Foris nos tuetur!
Huic servatur patria,
Magis at augetur!

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Sezt er sich zur Wehre;
An's Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch wie er mehre.

Fortiter bibatur nunc
Puellarum stella!
Singulis hæc valeat
Propria puella!
Bella si qua sentit, quæ
Sit in cardis sulcis
Annuat mi, vivat sic
Herus meus dulcis.

Nun begrüß' ich sie sogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke, ritterlich,
Sich dabey die Seine.
Merket auch ein schönes Kind,
Wen ich eben meyne;
Nun so nicke sie mir zu:
Leb' auch so der Meine.

Tertium sit poculum
Amicorum bigæ,
Qui nobiscum gaudeant,
Bigæ sive trigæ!
Leniter qui gaudeant
Die boni Jovis,
Pulsis nubibus! Salus
Priscis sive novis.

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweyen oder dreyen,
Die mit uns, am guten Tag,
Sich im Stillen freuen
Und der Nebel trübe Nacht,
Leis und leicht, zerstreuen,
Diesen sey ein Hoch gebracht,
Alten oder neuen.

Flumen it nunc amplius
Undis augmentatis:
Vivant bana, evoë!
Membra societatis!
Socii, qui juncta vi
Fortes se ostendunt,
Quum fortunæ ridet sol,
Et quum nubes tendunt.

Breiter wallet nun der Strom,
Mit vermehrten Wellen.
Leben jezt, im hohen Ton,
Redliche Gesellen!
Die sich, mit gedrängter Kraft,
Brav zusammen stellen,
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen.

Ut nos nunc colludimus,
Multi sic colludunt;
Bene cedat aliis,
Ut nobis, quod ludont.
Quot a fonte ad mare
Molitores molunt!
Omnis mundi prosperum
Rhythmi nostri volunt.

Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.

Ej.

Zur Naturgeschichte der Biber.

(Aus Cartwright's Reise nach Labrador.)

Es hat dieser Reisende sich über ein Dutzend Jahre in Labrador ausschließlich zu Befriedigung seiner Jagdliebhaberey aufgehalten. Seine Beobachtungen über Lebensart und Kunstfertigkeit des Bibers sind demnach diejenigen eines Augenzeugen, und sie verdienen unstreitig gar viel mehr Zutrauen als manche andere, von denen bis dahin für die Naturgeschichte Gebrauch gemacht ward.

Alles, was ich bisher über die Biber gelesen habe, sagt Herr Cartwright, ist voller Irrthümer und scheint von Leuten herzukommen, die in der That nicht selbst die Wohnungen jener Thiere gesehen haben, sondern auf Erzählungen von Jägern, die nur selten wahrhaft und zuverlässig sind, sich dabey verließen.

Gewöhnlich unternehmen die Biber zu Anfang Augusts den Bau ihrer Wohnungen. Ihr Verfahren dabey ist dieses: Wenn das natürliche Wasserbecken, das sie ausgewählt haben, nahe am Ufer eine gewisse Wassertiefe hat, ohne jedoch felsigt zu seyn, so fangen sie unter dem Wasser am Uferabhange ein Loch zu graben an, das sie in schiefer Richtung bis an die Oberfläche des Bodens fortsetzen und aus der durch die Oeffnung hervorgestoßnen Erde bilden sie einen kleinen Hügel, welchem viele Stückchen Holz und auch wohl Steine beygemischt werden. Dieser Hügel erhält die Gestalt einer Kuppel, und er steht gewöhnlich vier, zuweilen aber auch wohl sieben Fuß über der Erdfläche empor. Sein Grund ist meist ablang, sein

größerer Durchmesser beträgt zehn bis zwölf, der kleine acht bis neun Fuß. Nach Maßgabe wie dieser Hügel emporsteigt, wird er unterhalb ausgehöhlt zum Behufe der Wohnung, die das Thier und seine Familie aufnehmen soll, und die sorgsam über dem Niveau des hohen Wasserstandes gehalten wird. Am Vordertheil dieser Wohnung wird ein sanft abhängiger Austritt in's Wasser angelegt, und der Aus- und Eingang in jene geschieht unter dem Wasser. Die Jäger nennen diesen Eingang den Winkel. Nur selten begnügen sich die Biber mit einem, gewöhnlich legen sie zwey derselben an, zuweilen auch wohl drey. Das Innere der Wohnung besteht aus einem einzigen Raum, der einem Ofen gleicht und dessen Grund mit feinen und schmalen Holzspänen bekleidet ist.

In geringer Entfernung vom Winkel befindet sich das Vorraths-Magazin. Hier bewahren die Biber die Nennpharwurzeln und das Astwerk auf, womit sie sich nähren; das leztere wird sorgfältig mit dem Untertheil in den Schlamm befestigt. Der Verfasser hat solche Magazine gesehen, die wohl einen Karren voll dieser Vorräthe enthielten, und die Biber sind so arbeitsam, daß sie nie aufhören, dieselben zu vermehren und ihre Wohnungen durch neue Arbeit zu erweitern, so lange ihr Wasserstück nicht mit dichtem Eis überzogen ist; und selbst alsdann fahren sie noch fort, so lang es ihnen möglich ist, eine Oeffnung in dem Eise zu unterhalten.

Wenn sie ein Wasserstück nicht für tief genug halten, so verstehen sie sein Wasser zu heben, indem sie den Abfluß durch einen Querdamm hemmen, den sie aus Holz, aus Steinen, Lehmerde und Sand bilden; diese Dämme sind dermaßen fest, daß der Verfasser versichert, dieselben öfters als Brücken gebraucht zu haben, ohne irgend andere Gefährdung, als die Füße naß zu machen, weil sie genau die Höhe des Wassers haben. Reicht diese Vorkehrung nicht hin, um das Wasser am Ufer des Teiches sattsam zu heben, so bauen die Biber ihr Haus in den Teich selbst, etliche Meters vom Ufer entfernt; sie fangen mit dem Untertheil an und häufen die gegrabene Erde auf; denn sie müssen nothwendig wenigstens drey Fuß Wasser über die Oeffnung des Eingangs haben, weil sonst das zugefrorne Wasser ihnen den Eingang völlig verschließen würde. Findet sich in einem Wasserstück eine Insel, so wählen sie diese für ihren Bau, weil hier gegen Angriff die meiste Sicherheit ist; sie wählen auch vorzugsweise die Südseite. Landeinwärts haben die Wohnungen der Biber keinen Ausgang, weil eine solche Oeffnung theils wilden Thieren den Zutritt erleichtern, theils die eindringende Kälte einen Temperaturgrad herbeyführen könnte, den die Biber nicht ertragen, so wie dadurch auch das Wasser am Eingang zum Gefrieren gebracht werden möchte.

Unfehlbar sind diese Baumeister inzwischen bey ihren Arbeiten keineswegs. Zuweilen bauen sie sich an Orten an, wo sich nicht hinlängliche Nahrung findet, oder wo bey großem Wasserstand und zur Zeit des Eisthauens ihr Bau unter Wasser kommt, und sie mittelst einer Oeffnung des Daches entfliehen müssen, durch welche das Wasser innerhalb gefriert und die Wohnung unbrauchbar wird. Unter solchen Umständen gehen alsdann mehr und weniger dieser Thiere zu Grund. Zuweilen bewohnen die Biber drey bis vier Jahre, und auch wohl mehr noch, ununterbrochen den gleichen Bau, öfters aber führen sie alljährlich einen neuen auf; bisweilen verbessern sie nur eine ältere verlaßne Wohnung, oder sie bauen eine andere nebenan, die oberhalb mit der ältern verbunden ist und inwendig mit ihr zusammenhängt, wodurch die Angabe veranlaßt ward, ihre Wohnungen beständen aus mehrern Zimmern; sie errichten auch wohl einen zweyten Bau neben dem, welchen sie bewohnen, um jenen nöthigenfalls als Zufluchtsstätte gebrauchen zu können; die brittischen Jäger nennen dieß hovel.

Ob die Biber ihren Schwanz als Mauerkelle gebrauchen, konnte Herr Cartwright nicht zuverlässig erwahren; er glaubt aber nicht, daß dieß geschehe, weil dieser Schwanz schwer und seine Muskeln zwar zahlreich, aber nicht stark sind; er hält für wahrscheinlicher, die Thiere gebrauchen zum Schlagen der Erde die Vorderfüße, die ihre Hände heißen können. Beym Untertauchen verursacht ihr auf das Wasser fallender Schwanz ein eigenthümliches Geräusch.

Buffon und andere Schriftsteller mehr erzählen auch, die Biber gebrauchen ihren Schwanz gleich einem Schlitten zum Fortbringen von Erde und Steinen. Ich kann, sagt Herr Cartwright, dieser Behauptung nicht geradezu widersprechen, da ich nie den Anlaß hatte, diese Thiere arbeiten zu sehen. Allein die Form ihrer in der Mitte gewölbten Schwänze scheint mir dazu ganz ungeschickt, man müßte denn annehmen, ein zweyter Biber sey bey der Hand, um die Ladung von Steinen vorzüglich gehörig am Platze zu erhalten. Zudem müßte, wenn die Biber wirklich ihren Schwanz auf diese Art gebrauchen, sich Abreibung daran zeigen, wovon ich niemals Spuren bemerkt habe.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September bis Anfangs Oktober.

(Fortsetzung.)

Das neue Burgthor steht nun vollendet da; ein Werk von einfach edler Gediegenheit und geschmackvoller Eleganz. Der Kaiser nahm es nach Zurückkunft der allerhöchsten Herrschaften von ihren Sommerreisen in Augenschein und äußerte seine Zufriedenheit mit der Arbeit. Das der kaiserlichen Burg zugekehrte Portal trägt die Inschrift: Justitia Regnorum Fundamentum. Die Wache zieht schon auf, doch ist die Durchfahrt in diesem Augenblicke noch nicht eröffnet. Wie

man sagt, dürfte nun auch mit dem neuen Bau der Kaiserburg von dieser Seite bald der Anfang gemacht werden. Auch von einem neuen Hoftheater für die Schauspiele, das unfern dem jezigen zu stehen kommt, spricht man ernstlicher als je.

Ein neues Trauerspiel, das auf dem Theater an der Burg gegeben wurde, führt den Titel: Die Grafen von Montalto, in fünf Aufzügen. Der Name des Verfassers (Pannasch) wurde erst nach der dritten Vorstellung genannt. Er hat sich durch verschiedene Dichtungen früher schon bekannt gemacht. Der Inhalt ist kürzlich folgender. Graf Montalto, von seinen Feinden, Fiorillo und Varini, des Hochverraths beschuldigt, fiel in Ungnade, und stand auf dem Punkt, als Verbrecher hingerichtet zu werden. Er entkam aus seiner Haft, wurde aber auf der Flucht von Meuchelmördern überfallen und verlor sein Leben, wie man glaubt. Der Sohn des Unglücklichen, Antonino, den der Fürst mit der Erklärung, daß die Schuld des Vaters nicht auf seinen Erben haften soll, in die ihm zugefallenen Güter wieder einsezt, lebt mit dem Sohne des Varini, Philippo, unter Fiorillos Aufsicht. Ein weiser, tugendhafter Mann, Bernardo, ist ihr Lehrer. Beyde sind mit schwärmerischer Liebe einander zugethan. Antonio glüht für Angelica, die Tochter Fiorillo's; ihr Herz besizt Philippo, der, nach großen Thaten dürstend, das Band der Liebe flieht, und seinem Freund, dem vaterlosen Jüngling, zuführt. Auch Fiorillo, der seine Tochter Varini's Sohn bestimmt hatte, gibt endlich seine Einwilligung. Die Feyer der Verlobung soll eben vor sich gehen. Unterdessen erscheint Varini nach langer Abwesenheit; erzürnt über die Vereitlung seines Plans, widersezt er sich der Verbindung, und beschimpft den Sohn Montallo's öffentlich. Ein Diener des Varini war auf sein Geheiß der Mörder des verschwundenen Grafen. Mit List und mit Gewalt erfährt man dieses schändliche Verständniß aus dem Munde des verkappten Bravo's selbst. Philippo, der die Sache des verlassenen Freundes warm vertheidigt, ist entschlossen, die kindliche Liebe der Pflicht zum Opfer darzubringen. Er fordert nun von seinem Vater, daß dieser, sein Verbrechen eingestehend, dem Fürsten sich zu Füßen werfen, oder eine Wallfahrt, wobey er ihn begleiten will, zur Büßung des Verbrechens unternehmen soll. Nach hartem Kampfe willigt zum Schein Varini endlich ein, den Weg der Buße einzuschlagen. Seine wahre Absicht ist jedoch, sich des lästigen Begleiters zu entledigen, indem er ihn in sichere Verwahrung bringt. Zuerst will er aber den Antonio aus dem Weg räumen. Dieser hat auf seiner Väter Burg ein Fest angeordnet. Vermummt schleicht sich dort Varini ein, und überfällt den Jüngling, der nach aufgehobenem Mahl sich einsamen Betrachtungen überläßt. Dieser sezt sich mit Nachdruck zur Wehre, und beyde ringen mit einander. Antonio sinkt verwundet nieder. Der Lärm zieht Alles, was im Schlosse ist, herbey. Die Thüren werden aufgesprengt, Varini entflieht, wird aber bald darauf zurückgebracht, und mit Entsezen erkennt Philippo den eigenen Vater als zweyfachen Mörder. Jezt erscheint auch der längst vermißte Graf Montallo wieder, der bisher unerkannt unter dem Namen Bernardo lebte, und sich früher schon dem Fiorillo zu erkennen gab. Er entging dem Tod, den sein Verfolger ihm durch Mörderhände zugedacht. Antonio erwacht aus der Betäubung, in welcher er verwundet dalag, und entsagt dem Besiz Angelica's. Philippo stürzt sich in den Kampf für's Vaterland. — Manchem Stücke gereicht es zum Vortheil, wenn man den Inhalt so kurzweg erzählt wie möglich, und ihre Schwäche würde durch eine genauere, d. h. umständlichere, Auseinandersezung nur noch offenbarer werden. Das genannte Trauerspiel machte bey der ersten Vorstellung wenig Sensation; bey der zweyten äußerte sich etwas mehr Theilnahme. Man schrieb dieses der gelungenen Darstellung zu. Damit hat es nun oft seine eigene Bewandniß, und es ist zuweilen Täuschung, zuweilen Vorwand. Eine Nachhülfe zur rechten Zeit thut indessen viel. Das Stück ist nicht ohne Verdienst, denn es hat Situationen, die auf der Bühne wirksam sind, und ist mit unverkennbarem Fleiß behandelt, wenn es sich gleich weder durch Erfindung noch durch Consequenz hervorthut. Es mangelt überall der Kitt. Besonders unglücklich ist der Schluß. Doch hatte das Stück zuerst einen andern Ausgang, indem Varini seinen eigenen Sohn, den er im Dunkel und Gewühl der Nacht für einen Diener hält, der den gezückten Stahl von Montalto's Sohn zurückhalten will, niederstieß. Dieses wurde als zu drastisch abgeändert, indessen möchte auch im Wesentlichen der Umstand wenig Vortheil bringen, außer daß etwa die Benennung Trauerspiel im gewöhnlichen Sinne des Worts mehr dadurch gerechtfertigt würde. Aufmunterung gebührt dem Verfasser allerdings, der vielleicht bald etwas Bedeutenderes liefern wird. — Auch ein neues Lustspiel ist gegeben worden, oder vielmehr die Bearbeitung eines alten: Männerfreundschaft, betitelt, in vier Aufzügen, nach dem Englischen des Murphy. Ein Lustspiel, wenn es nur recht lustig ist, muß immer für einen Gewinn angesehen werden, und dieses hat wirklich, bey einem feinen Aeußern, viel Ergözliches im Innern. Das Komische liegt nicht blos im Dialog, sondern in den Situationen. Neues enthält es für unsre heutigen Zuschauer allerdings nicht viel, darum meynten auch einige Damen, es sey nicht der Mühe werth, erst auszugehen, um das zu sehen und zu hören, was täglich sich begibt. Wie oft sehen aber wol die Damen etwas, das nicht auch anderwärts sich einmal zuträgt, oder zugetragen hat? Wie sehr sind die Fundgruben der Komödie seit Murphys Zeiten, der vor nah an hundert Jahren für die Bühne schrieb, durchgewühlt und ausgegraben, alle interessanten Verhältnisse des Lebens um und um gekehrt worden! Die Idee des Stücks ist gut. Männer schwören und halten sich Treue in allen Verhältnissen des Lebens, nur in Herzensangelegenheiten ist auf ihre Freundschaft nicht zu bauen. Die Anlage, so wie das Stück in der, übrigens recht sorgfältig ausgeführten Bearbeitung erscheint, ist nicht glücklich, die Handlung fällt auseinander, es mangelt sehr an Einheit. Der Hauptcharakter, ein reicher Ehemann, der in seine leichtsinnige, dem Luxus ergebne Frau schwärmerisch verliebt ist, vor der Welt aber seine Schwäche gern verbergen möchte, ist zwar eine ziemlich wunderliche Figur, aber von großer Wirkung, wenn er so wie hier, zwar ebenfalls oft ziemlich wunderlich, aber doch ungemein frisch und launig, durchgeführt wird. Das Original in fünf Akten führt den Titel: The way tho klep him. Dieß bezieht sich auf eine Episode.

Auf diesem Theater ist jezt eine Gardine angebracht, wie sie bereits in einem Schauspielhaus zu London, und wenn ich mich nicht irre, anderwärts auch eingeführt ist, die den Zweck hat, bey plözlichem Ausbruch des Feuers auf der Bühne die schnelle Verbreitung der Flamme zu verhindern. Dieser Vorhang besteht aus Platten von gegossenem Eisen, die mit kleinen Nägeln zusammengefügt und auf der Rückseite durch Querstangen gestüzt werden. Die Maschine soll leicht zu dirigiren seyn, ist aber vor der Hand noch nicht praktikabel, weil die Ketten zum Auf- und Niederziehen bey den ersten Versuchen als unhaltbar befunden wurden, und erst durch andere, der Last entsprechendere, Zugmittel ersezt werden müssen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 265.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. November 1824.

Wo ist dein Haus, des Glückes Sitz? . . .
Es sank dahin im Sturm der Zeiten
An seiner Statt rauscht Dorngesträuch.

Batjuschkow.

Hugo von Bracht*).

Begebenheit aus dem XIV. Jahrhundert.

(Aus dem Russischen des N. Bestushew.)

Schloß Sondenburg, das Schrecken des festen Landes und des Meeres, der Aufenthalt von Räubern, spiegelt sich in den grünen Wellen des rigischen Meerbusens, an der Küste der Insel Werder**). Hugo von Bracht ist des Schlosses Besitzer; und obgleich kein Gesetz ihn in seinen Ländereyen bestätigt hat, so erstrecken sie sich doch so weit, als nur das Auge von der Warte des Schlosses reicht. Die Wasser des Meerbusens bis Oesel und Dagerort, die Inseln Moon, Skuldai und das den Seefahrern furchtbare Paternoster gehören Bracht. Scharf sind die Augen seiner Wächter, und kein Schiff segelt ungefährdet vorüber.

Die Fahrt durch den Meerbusen ist verderblich für Riga's Handel und für das aufblühende Pernau. Oesel, der Sitz von Räubern, streckt im Süden das Vorgebirge Swalferort aus, und fängt die aus dem Meere heranfahrenden Reisenden. Im Norden beherrscht Hugo von Bracht den Moon-Sund; entschlüpft aber auch ein Glücklicher diesen Gefahren, so stellt die mitten im Meerbusen liegende Insel Runo am Tage ihre Netze nach dem Unglücklichen aus; zur Nachtzeit flammen daselbst trügerische Leuchtfeuer, und der Seefahrer, durch deren Licht getäuscht, geht selbst dem Untergange entgegen.

Esthlands unruhige Regierung begünstigt die Räubereyen. Die Bischöfe kämpfen gegen die Ritter des Ordens; erstere schwächen sich; leztere, ohne Eintracht unter sich, suchen ihre Burgen durch die Trümmer Anderer zu schützen; die Kraft vertritt das Gesetz, und die Ordnungslosigkeit läßt den Verbrechen freyen Lauf.

Hugo raubt; aber nicht immer war er ein Bösewicht. Das Blut der deutschen Ritter fließt in seinen Adern. Einst war er gut und reich, besaß ein Schloß in Sondenburgs Nähe, und seine Gastfreundschaft war weit umher gerühmt. Im Rittersaale seiner Burg ertönten oft die Stimmen der jubelnden Gäste: die Aebte von Malo und die benachbarten Ritter, unter denen von Keller, Sondenburgs Besitzer, Brachts's vertrautester Freund war. Bey rauschenden Gastmählern kreiste oft der aus einem Rehfuß geformte Pokal *), und man trank auf das Wohl

*) Aus der von August Oldekop herausgegebenen St. Petersburger Zeitschrift III. Jahrgang. III. Heft.

**) Die Trümmer des Schlosses Sondenburg gewahrt man auf der Insel Werder, die am Ausgange aus dem Moonsunde in den dortigen Meerbusen liegt. Ein benachbarter Gutsbesitzer theilte mir diese Erzählung fast ganz so mit, wie ich sie hier wiedergegeben habe.

*) In ganz Esthland und Livland gebrauchte man ehemals Pokale aus Rehfüßen, die noch bis jezt aufbewahrt werden. Sie wurden verfertigt zum Andenken an die Gründung Revals durch Woldemar II., der die Stadt Rae-vall nach einem vom Berge herabgestürzten Reh, welches er verfolgte, nannte.

Hildegards, der schönen Gemahlin Bracht's; öfterer aber vergaßen sie bey dem Liebreiz der Huldin ihre Humpen zu füllen. Keller, von dem es hieß, als sey er Mitglied der heiligen Vehme, streng in seinem Aeußern, aber lasterhaften Sinnes, wußte durch die Kraft zauberischer Worte seine Fehler zu verbergen; ihn entzückte des Freundes Gattin, und seine starren, brennenden Blicke trieben oft das Roth auf Hildegard's Wangen; oft suchte seine Hand verstohlen die ihrige; seine zuweilen unverständlichen, von einem frechen Blick begleiteten, Worte blieben von der verwirrten Hildegard unbeantwortet. Sie wollte die Kraft ihrer Reize nicht kennen. Ihre Liebe theilte sich in ihren Gemahl, ihren einzigen Sohn und eine Nichte, das Unterpfand der Liebe ihrer Schwester, welche frühzeitig diese Welt verlassen. Hugo's Gattin suchte ihr Glück in häuslichen Tugenden, und bisher hatten die aufgehende Sonne oder das flammende Eichenholz im Kamin nur heitere Gesichter im Schlosse beschienen.

Aber bald war dem feurigen Bracht der Ehe Glück nicht hinreichend. Unthätige Ruhe und seine noch nicht erloschenen Leidenschaften waren unvereinbar. Mit andern esthnischen Rittern nahm er das Kreuz und zog gen Palästina, wo noch immer Blut floß und Waffen klirrten. Hildegard's Thränen, die Liebe zu seinem Sohne, die Liebkosungen der unschuldigen Nichte, hielten Hugo nicht zurück; er riß sich los aus den Armen der Gattin, und vertraute dem tückischen Keller den Schutz seiner Familie. Der Unglückliche! Er vertraute noch der Freundschaft und den edeln Gefühlen der Menschheit.

Ohne Nachricht von seinen Lieben, mit Kummer im Herzen, suchte Bracht den Ruhm, und fand ihn, — aber dieser füllte nicht die Leere seines Herzens. Drey Jahre der Wanderung verflossen; das vergossene Blut kühlte Hugo's feurigen Sinn. Erschöpft und mit Wunden bedeckt kehrte er zur Heimath, süße Phantasiegebilde im Herzen. Die Fremde fesselte seine Neugier nicht mehr; die prachtvollen Städte, der heitere Himmel, die üppige Natur ferner Gegenden entzückten nicht mehr seinen Blick. Sein Sinn strebte nach den nebligen wilden Küsten Esthlands, wo er auf's Neue im Familienkreise das Glück zu finden hoffte.

Endlich schlug sein Herz vor Freude und — erstarrte beym Anblick von Esthlands granitener Grenzsäule; er will die Heimath begrüßen — aber wer schildert seine Bestürzung, als er auf dem an der Säule angehefteten Papiere seine Verfluchung und Ausstoßung aus der Kirche im Namen der heiligen Vehme liest, wodurch er für vogelfrey erklärt wird? . . . . Kalter Schweiß bedeckt seine Stirn; unfähig, seinen Gefühlen zu trauen, liest er auf's Neue, will sich entfernen, kehrt wieder zurück, und sprengt endlich davon, getrieben von der Qual der Ungewißheit; kaum vermag ihm sein ermüdeter Knappe zu folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Naturgeschichte der Biber.

(Beschluß.)

Beym Sitzen benehmen sich die Biber wie die Affen, und ihre Nahrung bringen sie mit den Vorderpfoten zum Munde. Im Sommer streifen sie hin und her, und statt regelmäßig in ihre Wohnungen zurückzukehren, übernachten sie gern unter einem Busch am Ufer, oder sie bilden sich aus leichtem Astwerk ein Bett, das dem Nest wilder Enten ziemlich gleich sieht. Ihr Gang ist zu Lande sehr langsam, so daß sie leicht eingeholt werden; dagegen, ob sie schon furchtsame Thiere sind, thun sie nöthigenfalls kräftigen Widerstand; zum Schutz dienen ihnen die langen Haare und eine dicke Haut, und als Waffen gebrauchen sie die langen und starken Zähne ihrer sehr kräftigen Kinnladen. Man versicherte mich, sagt der Verfasser, ein starker Biber habe das Bein eines Hundes mit einem Bisse fast ganz zerhauen. Man hat indessen Beyspiele, wo Ottern sich in ihren Bau geschlichen und sie getödtet haben; vermuthlich aber wählen diese dazu die Zeit, wo das Elternpaar abwesend ist, und sie es nur mit jungen Bibern zu thun haben.

Es geschieht zuweilen, wenn ein Biber einem Menschen begegnet, dem er nicht entfliehen kann, daß er sich auf seinen Hintern setzt und jämmerlich zu schreyen anfängt, wie ein kleines Kind. Herr Cartwright erzählt das Beyspiel eines kürzlich in Neuland eingetroffenen Reisenden, der, obgleich ein Jäger, doch gefühlvoll war, und dem auf seinem Wege ein Biber, der ein Stück Holz trug, begegnete. Das Thier machte Halt, fing zu schreyen an, und der Jäger sprach zu ihm: „Sey ruhig, armes Thier, ich möchte dir um Alles in der Welt willen nichts zu leide thun; nimm dein Holz wieder auf und verrichte dein Geschäft.“ Von einem seiner Diener, Namens Atkins, meldet Herr Cartwright, er habe nie Biberfleisch zu speisen vermocht, weil er überzeugt war, es seyen die Biber Menschen, die durch Zauberey ihre Gestalt ändern mußten.

Die Biber fressen weder Fische noch andere thierische Substanzen, sie leben einzig nur von Blättern und Rinden nichtharziger Bäume und Sträucher, und von Wurzeln des Nenuphar (Wasserlilie). Zwar sah ich sie, sagt Herr Cartwright, zuweilen die amerikanische schwarze Fichte (Abies nigra, Black-Spruce) benagen und Silber-

fichten zerschneiden; ich glaube aber, sie thun dieß nur in Ermangelung anderer Bäume und zum Behuf ihrer Bauten. Man hat beobachtet, daß unter den Bäumen, die auf Neuland und Labrador wachsen, die Zitterpappel (Populus tremula) und die weiße Birke (Betula alba) vorzugsweise von ihnen gesucht werden. Große Bäume zu fällen unternehmen diese Thiere alsdann nur, wenn kleinere, deren zarterr Rinde ihnen ohne Zweifel besser behagt, nicht vorhanden sind; indeß zeigen die vielen ansehnlichen Bäume, die man in kurzer Zeit von ihnen gefällt antrifft, daß sie damit leicht fertig werden. Ist's nur um ein Bäumchen von der Dicke eines Wanderstocks zu thun, so wird er mit einem Schlage zerhauen, so sauber, als wäre ein Baummesser dafür gebraucht worden; die nicht allzu dicken benagen sie nur auf der einen Seite; sehr starke Stämme hingegen werden ringsum und endlich auf solche Weise benagt, daß sie gegen das Wasser fallen, um den Transport abzukürzen; ist ein großer Baum auf diese Art gefällt worden, so machen sie nun die Aeste davon los, und zerschneiden dieselben in Stücke, die entweder auf der Achsel getragen, oder mittelst der Zähne fortgeschleppt werden können.

Sie wählen sich vorzugsweise diejenigen Bäume, welche gegen den Wind ihres Wasserstücks stehen, weil alsdann der Wind ihnen während der Arbeit die Ausdünstungen des Feindes zuführt, welcher sie überfallen könnte, und hinwieder auch den Fall des Baumes nach der Wasserseite und sein Flößen nach ihrem Baue begünstigt. Die Rinde junger Aeste behagt ihnen vorzüglich, sie begnügen sich aber auch mit jener der Stämme. Vom Nenuphar werden sie am leichtesten fett, aber ihr Fleisch nimmt davon einen gar widrigen Geschmack an; wo hingegen die Biber, welche sich nur von Astwerk nähren, von der Birke hauptsächlich, die schmackhafteste Nahrung, welche das Thierreich gewähren kann, darbieten. Gegen Mitte des Julius fangen diese Thiere an fett zu werden, gegen Ende September sind sie am fettesten, mit dem vorrückenden Winter magern sie wieder; so daß im Maimonat sie vollends mager, und hierin wie in noch andern Beziehungen mehr dem Stacheischweine ähnlich sind.

Von ihren Vorräthen fangen die Biber nicht eher an Gebrauch zu machen, bis ihre Teiche völlig zugefroren sind. Da die Baumstämme, welche sie gesammelt haben, über einander gehäuft sind, so würde dieselben ganz auszuheben ihnen schwer fallen, sie zerschneiden also dieselben mit ihren Zähnen, und bringen solche stückweise in ihre Wohnung, wo sie die Rinde mit Muße verspeisen, und das abgeschälte Holz hierauf in's Wasser werfen.

Die Biber begatten sich im Mai und die Weibchen werfen gegen Ende des Junius; gewöhnlich sind es zwey Junge, ein männliches und ein weibliches; zuweilen jedoch auch drey oder vier; junge Weibchen werfen öfters auch nur eines auf einmal. Die jungen Biber leben in Gemeinschaft mit Vater und Mutter, bis sie drey Jahr alt sind; dann zumal paaren sie sich hinwieder, bauen eine eigene Hütte und bekommen Junge. Bisweilen geschieht jedoch auch, daß, wenn hinlängliche Nahrung vorhanden ist, und die Familie auf keine Weise beunruhigt wird, die Jungen länger bey den Eltern bleiben, so daß alsdann zwey Familien in dem nämlichen Bau angetroffen werden.

Es gibt bekanntlich Biber, welche vereinzelt leben, und diese Einsiedler, wie sie von den Jägern genannt werden, unterscheiden sich durch einen schwarzen Fleck auf der Haut am Rücken; die Jäger behaupten, es seyen dieß faule und träge Thiere, die von den andern, weil sie nicht arbeiten wollten, verstoßen wurden. Herr Cartwright glaubt wahrscheinlicher, es seyen Wittwer oder Wittwen, die in der Einsamkeit warten, bis das Geschick ihnen einen Gefährten vom anderen Geschlecht, mit dem sie sich nochmals paaren können, zuführt; er fügt hinzu, der schwarze Fleck rühre vom Mangel eines Gesellschafters her, der sie warm hält. Daß die Einsiedler träger wären, ist so ganz und gar nicht der Fall, daß man zuweilen vielmehr über die Bauten, welche sie einzeln zu Stande bringen, erstaunen muß.

Ein alter Biber, der ausgenommen worden ist, wiegt ungefähr fünf und vierzig Pfund; junge, gleichfalls ausgenommene, wiegen ungefähr vier und dreyßig Pfund.

Die Jagd der Biber wird verschiedentlich angestellt. Außer denen, die auf dem Anstand geschossen werden, wird von den Landeseingebornen eine Fangweise gegen sie angewandt, die Herr Cartwright folgendermaßen beschreibt. Wofern das Wasserstück, worin die Wohnung der Biber befindlich ist, nicht trocken gelegt werden mag, so öffnen die Jäger das Dach dieser Wohnung, um den innern Raum besichtigen und die Lage der sogenannten Winkel, das will sagen, der Eingänge, welche unter dem Wasser in den Bau führen, wahrnehmen zu können. Hierauf bringen sie Pfähle in den Boden, längs der Linie, wo der künstliche Biberhügel vom Wasser bespült wird, und wo die Erde allzeit weich ist; diese Pfähle werden in schiefer Richtung und so angebracht, daß ihre Kreuzung den Ein- und Ausgang der Thiere verschließt. Die Pfähle werden nun aber alsbald wieder weggenommen, weil sie nur provisorisch, um Maaß und Richtung zu erhalten, waren aufgestellt worden; auch die im Dach des Baues gemachte Oeffnung wird wieder verschlossen, und die Jäger durchstreifen jetzt mit ihren Hunden das Buschwerk der Umgegend. Die aufgeschreckten Biber werfen sich in's Wasser und flüchten sich in ihre Hütten, wo der Jäger sie alsdann einschließt.

indem er die vorgedachten Pfähle wieder einschlägt und ihnen damit den Ausgang verrammelt. Die Thiere müssen nun unfehlbar eine Beute der Jäger werden, die sie entweder in ihrem Bau tödten oder auch durch die erneuerte Oeffnung im Dach sie lebendig fangen können.

Zwey Lieder eines Zimmergesellen.

I.

Wie das Beil den Balken zimmert,
Liebster Schatz und Kron' der Welt!
So nach deinem Sinn und Wünschen
Hab' ich längst mein Herz bestellt.

Trag' ich auch das Wamms zerrissen,
Trag' ich auch den Schurz zerfezt,
Sieh! das Herz, darin du wohnest,
Halt' ich treu und unverlezt.

Darum sey nicht streng und böse,
Weil ich sonst dich lassen muß;
Komm, und für die alte Treue
Gib mir einen frischen Kuß.

II.

Mach' auf dein Fenster, Mädchen,
Und sieh nur keck herbey,
Hier auf des Daches Giebel,
Hier steh' ich frank und frey.

Wohl darf der Mann sich brüsten,
Der sich so hoch gestellt,
So nahe bey der Sonne,
Fast unterm Himmelszelt.

Doch fürchte nichts, mein Liebchen!
Denn Sonn' und Himmelsbau
Hab' ich vor Lust vergessen,
Wenn ich dein Auge schau.

Karl Grüneisen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September bis Anfangs Oktober.

(Fortsetzung.)

Auf dem Theater am Kärnthnerthor ist wieder eine neue Oper von Mercadante gegeben worden: Doralice, Dramma Seria in due atti. Die Komposition ist eben so wenig ausgezeichnet, wie das Sujet (il argomento), obschon dieses aus einem französischen Gedicht: les Troubadours, gezogen ist. Die Heldin erscheint als Troubadour mit einem Gefolg von Frauen eben so verkleidet — die Harfen fehlen sehr begreiflich nicht — ihr geliebter Ritter sizt gefangen auf der Burg seines Feindes und Rivals. Durch List öffnen sich den Ankommenden die Thore, eine Schaar von Kriegern lauert in der Nähe. Gesang und Saitenspiel. Eine Schärpe fliegt zu Doralicens Füßen nieder. Sie erkennt die Nähe des Geliebten. Es wird zum Sturm geblasen. Jezt fliegt der Gefangene selbst in ihre Arme. Aber auch der Graf kehrt von der Jagd zurück und findet die — Bescherung. Man schimpft und trozt, man droht und fordert sich zum Kampf. Der zweyte Aufzug geht unter Zurüstungen und den nöthigen Großsprechereyen, Verwünschungen und Trübsalen hin, bis der Zweykampf selbst das Schicksal Doralicens entscheidet, die dem siegreichen Geliebten zu Theil wird. Die Musik ist im gewöhnlichen Charakter italienischer (poetisch-italischer) Opernkompositionen geschrieben, und erinnert oft und merklich genug an den Meister und das Vorbild neuester Zeit; seine Phantasie und das glänzende Kolorit seiner musikalischen Diktion mangeln aber. Indessen zeigt sich Anmuth, jugendliches Feuer und zuweilen theatralische Wirksamkeit darin. Im ersten Akt sind ein Paar ansprechende Gesangstücke; das hervorragendste erscheint zu Anfang des zweyten: ein Duett zwischen beyden Kämpen (Donzelli und Rubini), das mit rivalisirender und der Eigenthümlichkeit jedes Künstlers angemessener Meisterschaft vorgetragen wurde. Es war ein Wettkampf Olympia's und des Isthmus würdig. Mlle. Ekerlin gab die Oper zu ihrem Benefice und sang den Hauptpart mit überraschendem Erfolg. Die zweyte Vorstellung war von einem nicht zahlreichen Publikum besucht. — Außerdem ist noch gegeben worden: Le Lagrime d'una Vedova. Farsa jocosa in un Atto, del Signor Generali. Dieser, nach dem alten satyrischen Mährchen des Petron's dramatisirte Schwank war durch die Uebersezung schon bekannt. Die Dardanelli sang und spielte die Wittwe äußerst anziehend, einfach und edel. Eine Aria, die des außerordentlich schnellen Tempo's wegen bey wortreichem Text und gefährlichen Tonsprüngen viele Kraft und Sicherheit erfordert, sang sie mit ergreifender Wirksamkeit. — Ueber die künftigen Verhältnisse dieses Theaters ist noch nichts Bestimmtes ausgemacht; vor der Hand bleibt aber die italienische Gesellschaft unter vortheilhaften Bedingungen, die ich noch nicht zuverlässig angeben kann, bis zum nächsten März in Wien. Die deutsche Oper dürfte wieder bedeutenden Verlust erleiden, wenn die junge Sonntag nach Darmstadt geht, und auch der Bariton Farti, wie es heißt, die Gesellschaft bald verläßt.

Eine seltene, und selbst hier noch wenig bekannte Erscheinung ist folgende. Seit einiger Zeit halten sich Kommissärs aus der Havannah in der Hauptstadt auf, die durch zwey Jahre schon mehrere Länder Europa's bereisen, um in Auftrag einer Gesellschaft von Aktionärs Mitglieder für eine in ihrer Heimath zu organisirende italienische Oper zu gewinnen. Bis jezt hat sich noch kein musikalischer Heros und keine gesangskünstlerische Amazone gefunden, die entschlossen und geeignet wären, jene theatralische Tarra incognita zu besuchen. Gastspiele würden ohnehin nicht viele statthaben; Theaterblätter, dem Himmel sey Dank! vielleicht gar keine. Wenn diese in Europa gehört werden wollten, was für ein Marktschreyerhorn würden die erst nöthig haben! Die Hauptbedingungen der Uebereinkunft sind vierjähriger Kontrakt und ein Gehalt von jährlich 80,000 Franken. Wer halbwegs eine Stimme hat, gesund und jung ist, gehe hin! Wenn er nicht etwa das gewöhnliche Kunsttalent besizt, Schulden zu machen, so kann er nach Ablauf der Kontraktzeit ein paarmal 100,000 Franken schon erübrigt haben. Vier der ansehnlichsten Kaufmannshäuser unsers Kontinents leisten Bürgschaft. Ich hörte diese Nachricht aus dem Munde eines Mannes, dem in Betreff seiner, für die Unternehmung sehr brauchbaren, Tochter Anträge gemacht worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 266.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. November 1824.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir,
An den Himmel dich an, dich an die Achse der Welt.
Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That.

Schiller.

Physikalische Aufgaben.

(Bruchstück der Eröffnungsrede der diesjährigen Versammlung der *allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften*, von ihrem zeitigen Vorsteher, dem kaiserlich russischen Kollegienrathe und Professor der Mathematik an der Kantonsschule in Aarau, Herrn *Franz Xaver Bronner*.)

Erhebender Anblick, so viele eidgenössische Freunde der Naturwissenschaft vereinigt zu sehen, Alle gestimmt, mitzutheilen oder zu vernehmen, was das reinste Streben ihrer Mitgenossen nach neuen Kenntnissen aus höhern Regionen zur Erde herabzog! Jede Entdeckung, jede gefundene Wahrheit ist ein Götterfunke, den ein neuer Prometheus dem Menschengeschlechte bringt: Jeder empfängt die neue Kenntniß mit offener Seele, und weiht dem Günstlinge des Genius gern Achtung und Dank. Möge dieß ein oft wiederkommender Fall in der Mitte dieser Freunde gemeinschaftlicher Studien seyn!

Die Wissenschaften sind Schwestern; immer gewährt eine der andern Unterstützung; die Arzneykunde geht an der Hand der Chemie und Naturgeschichte, die Physik hat zur Begleitung die ernste, unentbehrliche Mathematik. In schönem Bunde, wie sie, wirken die Gesellschaften einzelner Hauptorte, jede in ihrem Kreise und zugleich in harmonischem Streben. Schon liegen herrliche Früchte dieses Vereins, gekrönte Preisschriften, gelungene Arbeiten der Mitglieder, den Kennern vor Augen, und bald wird eine nützliche Vergleichung aller Maße und Gewichte der Schweiz den Verwaltungen, dem Handelsstande, der Landwirthschaft und den Gerichten bisher entbehrte Vortheile bringen.

Doch wer die Wissenschaften pflegt, der fragt nicht: wie viel vom Hundert ertragen sie? Um ihrer selbst willen geliebt zu werden, das ist ihre erste Forderung: nur um den Preis herzlicher, uneigennütziger Verehrung schütten sie ihr reiches Füllhorn über Lieblinge aus, und verbreiten durch sie Ueberfluß auf ganze Länder. Das gebildetste Volk war von jeher das reichste.

Verehrungswürdige frühere Vorsteher haben zum Inhalt ihrer Reden dasjenige gewählt, was die Gesellschaft in den vorigen Jahren geleistet hat; der Inhalt meines Vortrags befaßt das, was wir künftig im Fache der Physik leisten könnten. Weit weniger von dem, was geschah, als von dem, was nützlich geschehen könnte, möchte ich reden, wenn ich die Frage vorzulegen und zu beantworten wage:

„Welche Gegenstände der Physik bieten sich schweizerischen Naturforschern zur Untersuchung dar?"

Wollte ich mir vornehmen, *alle* physikalischen Gegenstände herzuzählen, über welche man in der Schweiz Untersuchungen anstellen könnte, so müßte ich theils zu weitläufig werden, theils in der Unmöglichkeit, meinen Plan auszuführen, versinken: denn Niemand kann es gelingen, alle neue Gedanken, die ein schaffender Geist in guten Köpfen entzündet, vorläufig herzuzählen. Hiermit be-

scheidet sich mein Vortrag, eine Reihe physikalischer Gegenstände namhaft zu machen, deren Bearbeitung schweizerischer Naturforscher nicht unwürdig wäre. Mahnung und Fingerzeige zu physikalischer Thätigkeit werden der einzige Zweck und dee Schmuck meiner Rede seyn.

Tell's Bogen ist ein elastisches Werkzeug. Zahllose Stahlfedern dienen in unseen Fabriken und Werkstätten; auch andere Anstalten in den Maschinen und bey den physikalischen Versuchen erheischen eine genaue Kenntniß elastischer Kräfte und der Gesetze, die sie befolgen; da noch viele Untersuchungen hierüber gewünscht werden müssen, da die Lehre von dee Elasticität festee und flüssiger Körpee durch Laplace's Verfaheen, die Wirkung der Elasticität vermittelst des Raumes zu messen, welcher dem Druck der Gewichtseinheit jedes Körpees entspricht, neue Ansichten und Vortheile gewonnen hat, so wäee viel Gutes zu hoffen, wenn sich ein tüchtiger Experimentatoe einer so verdienstlichen, allgemein brauchbaeen Aebeit unterziehen möchte.

Mannigfaltigen praktischen Gebeauch gestatten die Geundsätze der Statik, Mechanik, Hydrostatik und Aeeometrie. Die neuesten Erfindungen zeigen, wie wenig die Anwendung derselben erschöpft ist. Man hat die Kräfte des Wasserstoßes auf die verschiedenste und vortheilhafteste Weise benutzen gelernt. Dennoch ist die Theorie des Wasserstoßes, besonders auf krumme Flächen, noch nicht vollkommen berichtigt, und derjenige würde sich um die Hydraulik sehe verdient machen, welcher die wahren Gesetze unwidersprechlich darzuthun vermöchte.

Aus dem einfachsten hydrostatischen Gesetze waed Real's Presse abgeleitet; der anatomische Heber hat Brama's gewaltige Wasserpresse hervorgerufen; aus dem Grundsatze, Luftverdichtung mache Wärmestoff los, entsprang das Tachypyrion; von den Erfahrungen übee die Hitze des Wasserdampfes gelangte man zum kostensparenden Heizen ganzer Wohnungen durch Dämpfe oder durch erhizte Luft; durch die Benutzung einer Eigenschaft des Wasserstoffgases entstand die Beleuchtung großer Gebäude und Straßen; der Herons-Brunnen hat Heil's Wasserhebmaschine (oder Luftsäulenmaschine) eezeugt. So gingen überall aus sehe einfachen Naturgesetzen die trefflichsten Mechanismen hervor. Man kann übeezeugt seyn, daß kein theoretischer Satz der Physik ohne praktischen Nutzen bleibt.

Vielleicht sieht man lange nicht ein, wozu eine theoretische Untersuchung dienen soll; plötzlich ergeeift sie ein schöpferischer Geist, und verarbeitet dieselbe in der Praxis zum zweckmäßigsten Hülfsmittel. Daß Wasser an Stricken klebe, wußte Jedeemann, aber dem aufmeeksamen Veea wae es voebehalten, auf diesen Grundsatz seine Wasserhebemaschine zu bauen. Daß dee Dampf sich ausdehne und Gefäße zersprenge, wae längst bekannt; aber diese Kraft des Dampfes als Erreger von Bewegungen zu benutzen, verstand Niemand, als der Erfinder der Dampfmaschine. So weiß der schaffende Genius, mit dem Stabe der Theorie bewaffnet, und mit peaktischem Talente begabt, das trefflichste Kunstwerk hervorzuzaubern.

Der Pendel ist lange schon zur Bestimmung der Schwerkraft gebraucht worden; aber erst jezt hat Laplace gezeigt, welche Folgerungen aus den Beobachtungen desselben über den innern Bau der Erde sich ableiten lassen. Jede Unregelmäßigkeit in dee Dichtigkeit der Erdschichten im Großen gibt sich durch den Pendel kund, und je weiter diese Abweichung fühlbar ist, desto tiefer liegt die Schicht. Schon Bouguee hat geschlossen, daß unter dem Pichincha in der Gegend von Quito eine ungeheure Höhle seyn müsse, weil der Pendel dort geringere Anziehung erfuhr, als dem soliden Gebirgsstocke gebührt hätte. Maskelyne's Behauptungen von dee Ablenkung des Bleylothes durch die Masse des Berges Schehallien sind bekannt. Nicht ohne Aussicht auf merkwürdige Ergebnisse der Beobachtungen könnte ein Physiker, mit einem guten Chronometer und, einem Pendel von bestimmter Länge odee Biot's Comparateue versehen, an verschiedenen Gebirgsorten, z. B. von Altorf bis Locarno, oder von Sitten über den Simplon bis nach Domo d'Ossola, oder von Martinach über den Bernardsberg hinweg bis nach Aosta, Pendelversuche anstellen, mit der Vorsicht, die Höhe seiner Standpunkte in Rechnung zu bringen. Wer weiß, ob sich keine unteeirdischen Höhlen odee mächtige Erzlager kund gäben! Sehr geräumige Grotten würden die Zahl der Pendelschläge vermindern, dichte Erzlager dieselben für die gleichen Zeiträume vermehren. Vorläufige Einübung müßte dem Beobachter Fertigkeit geben.

(Der Beschluß folgt.)

Hugo von Bracht.

(Fortsetzung.)

Schon war die Sonne hinter Oesels Hügeln untergegangen; der Mond überstrahlte Wald und Meer mit Silberglanz, und beleuchtete den Weg nach Hugo's Schlosse. Mit Schweiß und Staub bedeckt speengt er daher; vom Licht des Mondes getäuscht, glaubt er Maueen und Thürme zu sehen, sein Knappe stößt aus der Ferne in's Horn. — aber nur das Echo antwortet ihm. Der bestüezte Ritter erblickt nur Trümmer; er sucht den bekannten Fußpfad, aber hohes Gras umgibt die Burg: die Gräben sind mit Steinen verschüttet, die Riesenthürme liegen unter den zertrümmerten Hallen wie in Gräbern. Hugo's Heez erstarrt, zweifelhaft wendet er sich zu seinem Knappen; Beyde befragen sich gegenseitig, und, eine Zauberey wähnend, stammeln sie Gebete zum Himmel.

Auf den Ton des Hornes tritt aus dem Kellergeschoß ein Greis — eine lebende Ruine unter den modernden Trümmern: er erkannte seinen Herrn, und erzählt Bracht unter bittern Thränen die furchtbare Geschichte seines Unglücks.

Nach Hugo's Entfernung hatte Keller die Larve abgeworfen, und bot alle Schrecken ungestrafter Schändlichkeit zu Hildegard's Versuchung auf; aber die Tugendhafte verachtete Schmeichelworte und Drohungen. — Da bediente sich Keller, in der Wuth unbefriedigter Leidenschaft, der Macht des heimlichen Gerichts, dessen bloßer Name in jenen Zeiten der Barbarey und der Vorurtheile hinreichend war, um Alles in Schrecken zu setzen. Bracht und seine Gattin wurden der Ketzerey und Zauberey beschuldigt; Hugo traf der Bann der Kirche; die Märtyrerin ehelicher Treue starb den Hungertod; sie ward lebendig vermauert im Gebäude der Vehme*). Sohn und Nichte waren verschollen; die Burg ward zerstört; Keller bemächtigte sich der Ländereyen.

Wo findet man Worte für Bracht's Verzweiflung?... Die aufgehende Sonne fand ihn schäumend vor Wuth und Rache; aber was soll der Ohnmächtige beginnen?... Soll er sich an seine frühern Freunde unter den Rittern wenden, gleich der frühen Lerche, die auf der noch mit Schnee bedeckten Erde vergeblich ein Grasplätzchen sucht? Fruchtlos wird er ihre Hülfe nachsuchen. Selbstsucht oder Furcht bedecken die Herzen mit einer Eisrinde. Er fand nicht einmal Mitleid.

Das von den Deutschen unterjochte Esthland war durch den Verlust seiner Freyheit noch nicht aus seinem wilden Zustand getreten. Die von Freunden und Feinden bedrückten und verfolgten Vasallen verließen die Brandstätte ihrer Häuser, vereinten sich zu ganzen Banden, übten Rache und plünderten. Das waldige Oesel war ihr Zufluchtsort. Dahin wandte sich Bracht; unter Bösewichtern fand er Mitleiden. Eine zahlreiche Schaar erkannte ihn für ihren Hauptmann; er drang in Sondenburgs Mauern, und unter den qualvollsten Martern hauchte Keller seinen unmenschlichen Geist aus. Dort, aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, von seinen Freunden verlassen, der Gattin und Kinder beraubt, zerriß Hugo alle Bande, die ihn an die Welt knüpften, und schwur seinen neuen Gefährten, sie zu Raub und Rache zu führen.

Die Verzweiflung brachte den Schwur über seine Lippen; der Wunsch nach Rache führte ihn zu Greuelthaten. Eine Menge Burgen wurden zerstört; die Körper von Bracht's Feinden wurden Wölfen und Geyern zur Beute. Die Ritterburg verwandelte sich in eine Räuberhöhle, der Ritter in einen Räuberhauptmann, und bevor sein feuriges Gefühl erkaltete, war er schon ein Bösewicht. Zuweilen, bey augenblicklicher Ruhe des Herzens, wünschte Hugo auf den Weg der Tugend zurückzukehren; aber die Schatten der Ermordeten, die das Gewissen vor seine Seele führte, versperrten ihm den Weg — und Menschenhaß flammte auf's Neue in seinem Herzen; in jedem Menschen sah er ein Werkzeug seines Unglücks, sogar die ihn umgebenden brachten sein Gemüth in Aufruhr. Er wollte fliehen, — aber wohin? . . . . Die Thür in diese Welt war schon für ihn verschlossen. Dieß war eine neue Ursache zur Qual seiner beklemmten Brust, und in neuen Blutströmen löschte er die ihn verzehrende Flamme. So kann der durch das furchtbare Opium Genesene es selbst nach wiedererlangter Gesundheit nicht mehr entbehren, und was einem andern den Tod verursacht, dient ihm zur Linderung seiner Leiden. Zu Zeiten schien er ruhig, aber diese Ruhe glich der Stille des Meeres zu der Zeit, wenn der vertrauende Schiffer sorglos auf die trügerische Oberfläche blickt, und in derselben die Verkündigerin des herannahenden Sturmes nicht gewahrt. Nie entquoll ein Seufzer seiner belasteten Seele, nie erquickte eine Thräne sein brennendes Auge, nie wandte sich sein Blick zum Himmel — und gleich dem Rauche des von Gott verworfenen Opfers irrten seine Blicke am Boden.

So entschwanden fünfzehn Jahre der Rache und des eifrigen Forschens nach seinen unglücklichen Kindern. — Nur die Hoffnung, welche auf die Ungewißheit ihres Schicksals sich gründete, war der ganze Reichthum von Hugo's mit Missethaten belasteter Seele. — Die Macht der Vehme erschlaffte in der Verzweiflung des Vaters und Gatten, und sein furchtbarer Ruf: „für Gattin und Kinder!" erschütterte gleich dem Donner das Ohr von Brachts Feinden. Vergebens erhoben sich die Ritter: Oesel und Sondenburg trotzten ihren Anstrengungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mitau.

(Fortsetzung.)

Bey meinem Aufenthalte von nicht voll einer Woche, obendrein durch Geschäfte verhindert, Wilna und seine Merkwürdigkeiten genau zu betrachten, kann ich nur sehr flüchtige Bemerkungen mittheilen, und will es gerne einräumen, daß ich manche sehr interessante Gegenstände ganz übersehen habe, doch dieser Ort ist im Ganzen so wenig gekannt, daß ich glaube, daß selbst unvollständige, ihn betreffende Nachrichten nicht unwillkommen seyn werden.

Die Stadt selbst hat viele schöne Gebäude, besonders aber eine solche Menge von Kirchen und Klöstern, daß man selten eine Straße findet, wo nicht ein Paar stehen. Da Wilna auf mehreren Hügeln erbaut ist, so gibt es selbst in der Stadt einige sehr schöne Gesichtspunkte, wo man über die tiefer liegenden Häuser hinüber einzelne Stadttheile und selbst ferne Gegenden erblickt; die Vorstädte dagegen bestehen aus elenden Hütten, meistentheils von Juden bewohnt, die indessen auch in der Stadt selbst viele Häuser besitzen. Diesen Vorstadthäusern nun, fast alle von Holz erbaut, hat man mit einem Kalkanstrich die natürliche Schmutzfarbe genommen; man kann aber sagen, daß sie dadurch eher blaß als weiß geworden; denn wirklich scheint noch die alte finstere Natur durch die Tünche der Kunst mit bleichem Antlitz hervor. Uebrigens ist seit dem Jahre 1812, wo mehrere Häuser selbst in der Stadt abgebrannt sind, von Seiten der Gouvernements-Verwaltung alles nur Mögliche zur Verschönerung der Stadt geschehen. Gräben und Kanäle,

---

*) In den Ruinen vieler Schlösser, so wie in Arensburg, Arrasch u. a. hat man in den Wänden Skelette gefunden als Spuren des fürchterlich strafenden Vehmgerichts.

welche früher mit faulem Wasser die Stadt verpesteten, sind gefüllt, und zu herrlichen Promenaden umgewandelt worden, wo die erhöhten Trottoirs, selbst im Herbst und Frühling einen angenehmen und trocknen Spaziergang möglich machen. Eine solche Promenade geht längs der Kathedralkirche bis an das Ende der Stadt, und ist um so lieblicher, da sie den dicht an die Stadt selbst anstoßenden, oder vielmehr in diese hineinschauenden, steilen Anhöhen vorüberführt, und sie mit den lieblichen Laub- und Blumengruppen, welche die Promenade füllen, vereinigt. Mehrere neu erbaute Krongebäude sind ebenfalls Zierden der Stadt, als z. B. das Zeughaus, das Haus, wo die Löschanstalten aufbewahrt werden, welche leztere von einer seltenen Vollkommenheit und sehr gut unterhalten sind. Die Kathedrale ist ebenfalls ein neues Gebäude und zwar im schönsten Styl, mit einem mit trefflichen Basreliefs, Säulen und Statuen geschmückten Portale. Außer Petersburg habe ich keinen Tempel in Rußland gesehen, der an Erhabenheit und Schönheit sich mit diesem vergleichen läßt. Das Innere entspricht an Pracht und geschmackvoller Verzierung dem Aeußern, und besizt auch sehr schöne Gemälde; die meisten hat ein polnischer Maler, Smeglewitz, gemalt, in welchen Zeichnung und Kolorit ausgezeichnetes Lob verdienen. Nur das, übrigens treffliche, Gemälde des Hauptaltars umfaßt einen Gegenstand aus der alten polnischen Geschichte, der für ein Altargemälde nicht passend, wo nicht gar unschicklich erscheint. Es stellt nämlich den König von Polen, Bogislaus, dar, der, über die ernsten Ermahnungen eines alten Erzbischofs ergrimmt, diesen am Altar ermordet. Diesen Akt grausamer Willkür, auch wenn im Gegensaz desselben Gott ergebene Demuth dargestellt wird, kann eine Religion, welche Liebe und Gerechtigkeit als Grundpfeiler hat, nicht da aufstellen wollen, wo über alles irdische Ringen und Streiten und jede Leidenschaft erhabener Glaube und Liebe ihr Auge zum Himmel erheben. In den Seiten-Kapellen sind manche Andenken der Vorzeit, z. B. marmorne Denkmale alter Könige Polens. Der schöne freye, mit Pappelbäumen umpflanzte Raum vor der Kirche wird als Paradeplaz benuzt. Ich verweilte hier und schaute mit gerührter Seele aus einem Gesichtspunkt die herrliche Kathedrale und den hohen kegelförmigen Berg, auf welchem ehemals ein Pallast der alten Herzoge Litthauens gestanden, und noch ein achtseitiger Thurm übriggeblieben ist, welcher der Jagello-Thurm genannt wird, und die alte Zeit einer sehr fernen alterthümlichen Bauart beurkundet.

Es war mir, als stände hier, hoch erhaben über die noch lebende Welt und deren Pracht und Schmuck, die alte Zeit, wie zum Himmel emporgetragen, und schaue in die jezige hinein. In dem Laufe der Zeiten, welche das eine und das andere Gebäude entstehen sahen, welche Begebenheiten und Ereignisse! Haben sich die Sitten, die Begriffe, die Kenntnisse der Menschen nicht mehr noch geändert, als die Bauart dieser beyden Zeugen ihrer Welt? Welch eine Menge hingeopferter Leben! die für die Meinung und Ideale jener und der neuern Zeiten gerungen haben, fast alle sind vergessen, nur von wenigen die Namen übrig, welche kalt und gefühllos die Geschichte nennt, indeß die warmen Herzen, welche für die That bluteten, längst in Staub gesunken. Diese Vorstellungen traten mir noch heller vor die Seele beym Anblick der längs den Ufern der Wileika sich fortziehenden schroffen und steilen Berge, wo von dem hohen Abhang des einen ein polnischer Ritter alter Vorzeit zweymal mit seinem Pferde sich in die Fluthen der Wileika herabstürzte, und zwar das Erstemal zu Ehren Gottes, und, als dieses unglaubliche Wagniß gelungen, das Anderemal zu Ehren seiner Geliebten; doch die Liebe schüzte nicht, wie der Glaube, und der tollkühne Ritter lag zerschmettert mit seinem Roß am Fuße des Abgrundes. Auf dem zweyten Berge stehen drey hohe Kreuze, zu Ehren von drey Märtyrern, christlichen Mönchen, welche noch vor Jagello's Zeiten die Heiden zu bekehren hiehergekommen, und den Märtyrertod gefunden hatten. Dergleichen Erinnerungen an eine längstvergangene Zeit findet man hier häufig, und für mich haben solche sichtbare Kommentare alterthümlicher Geschichten ein sehr großes Interesse, und, ich glaube, für jeden, der die Begebenheiten der Vorzeit nicht allein in seinem Gedächtnisse aufsammeln, sondern sie mit lebendigem Gefühl in seine Seele aufnehmen will. Das Rathhaus an der Spize eines sehr geräumigen Plazes, den im länglichen Viereck eine Allee von Pappeln umzieht, ist ebenfalls ein ansehnliches Gebäude im neuem Geschmack, und ziert diesen von schönen Häusern umgebenen Raum. Hier finden sich die vorzüglichsten Buden von Deutschen, Italienern, Franzosen und Griechen, in welchen man die kostbarsten Artikel des Luxus und der Moden aufgehäuft sieht. In der Nähe dieses Plazes führt eine Berg-hinangehende Straße zu einem Thore, über dessen Gewölbe eine Kapelle steht, durch deren offene Thüren man ein mit vielen brennenden Kerzen Tag und Nacht umgebenes Marienbild erblickt, das hier als wunderthätig gerühmt wird, und in dessen Nähe man auf der Straße zu allen Tageszeiten eine Menge Andächtige knieen und beten sieht. Täglich ist Gottesdienst in dieser Kapelle, doch dürfen Frauenzimmer nicht in sie hineintreten, sondern wohnen dem Gottesdienst aus einer offenen Halle bey, welche in einem am Thore anstoßenden Gebäude zu diesem Zweck bestimmt ist. Dieses Thor und diese Straße darf kein Jude betreten, und einen solchen Ort in Litthauen zu finden, ist wahrlich auch schon ein Wunder, das einer Heiligen würdig ist.

Von den öffentlichen Anstalten kann ich nur so wenig sagen, daß ich nochmals Geschäfte und Kürze der Zeit geltend machen muß, um nicht Mangel an Theilnahme als eine Schuld auf mich zu laden, deren ich mich zu schämen hätte. —

Die Universität, welche schon 1579 vom Könige Stephan gestiftet worden, soll nicht nur die reichste aller russischen, sondern auch aller deutschen Universitäten seyn, und ihren Fond in großen Landgütern gesichert haben. Die Lehrer sind vorzüglich gut bezahlt, und es fehlt nicht an ausgezeichneten Männern. Das Universitätsgebäude umfaßt in mehreren Hofräumen ehemals den Jesuiten gehörige Häuser und Kollegien — und hier ist nicht nur Raum genug für die Säle zu wissenschaftlichen Vorträgen, sondern es wohnen auch mehrere Professoren daselbst. Die Bibliothek ist in einem hochgewölbten schönen Saale aufgestellt, sie mag wohl an 30.000 Bände zählen, unter diesen gibt es Werke in allen Sprachen, und auch die neueren wissenschaftlichen Werke fehlen nicht. Vorzüglich schön und geschmackvoll eingerichtet fand ich den Lesesaal, in welchem auch die wichtigsten kritischen Zeitschriften nicht vermißt werden. Das Clinicum ist sehenswürdig, nicht nur der Reinlichkeit und Ordnung wegen, mit welcher hier Alles eingerichtet ist, sondern auch, um die Sorgfalt und Pflege zu bewundern, die jedem Kranken mit wahrhaft kaiserlicher Milde ertheilt wird. Das Lokale ist so geräumig, daß in den vielen Zimmern nur wenig Kranke nebeneinander placirt werden, doch für diese ist so gesorgt, daß der reiche Mann in seinem eigenen Hause nicht besser bedient und gepflegt werden kann. Die Kleidung und Wäsche der Kranken ist so fein, wie man sie nicht besser in einem ansehnlichen Privathause finden dürfte, und mit eben der Sorgfalt werden auch die Speisen der Kranken bereitet, und keine Kosten gespart, daher denn auch die geringe Mortalität in dieser trefflichen Anstalt, welche von Aerzten geleitet wird, die außer den Verdiensten ihrer Kenntnisse auch die der Menschenfreundlichkeit und hoher Rechtlichkeit haben. —

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 89.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. November 1824.

Das Menschenherz verfolgt,
Der Ratte gleich, die niederschluckt ihr Gift,
Mit Durst sein Uebel; und im Trunk ist Tod.

Shakspeare.

Hugo von Bracht.

(Fortsetzung.)

Der Herbst des sechszehnten Jahres begann; der Oktober brachte Regen und Nebel. Schon hörten die Räuber auf ihre Messer zu wetzen, da brachte ein Späher Hugo die Kunde von einem dänischen Schiffe, welches mit reicher Beute nach Riga segle. Die Bösewichter harren, sie zürnen auf die Meeresstille, welche in der Ferne den Lauf des Schiffes fesselt.

Die Stille droht mit einem Sturme. Die Luft wird dick, die Dünste häufen sich; die ihrer Strahlen beraubte Sonne zieht sich an dem blassen Himmel nach Westen, und ergießt über Wald und Wellen einen Purpurschein. Die Schatten verlängern sich. Es schwärzen sich Sondenburgs Thürme gleich einem Gespenst über dem lautlosen Meere. Der milde Schaum der Wellen liegt unbeweglich auf den Steinen um die Burg her; nur die von der Strömung bewegten Wellen, über Abschüsse hinrollend, lassen zuweilen Muscheln am Strande zurück. Schwarze Seehunde, ihre glänzenden Köpfe erhebend, schwimmen gen Norden, und schlagen vor sich her Halbkreise auf den Wellen. Der Möwen wildes Geschrey, untermischt von den Stimmen der ungeduldigen Räuber, droht Unglück und verkündet Regen.

Endlich erhebt sich in der Ferne, gleich dem Monde am Horizont, ein weißes Segel. Im Augenblicke sind zwey große Boote bereit, deren Spitzen mit scharfen Haken bewaffnet sind. Zwanzig Räuber, Hugo von Bracht an der Spitze, rudern ihrer Beute entgegen. Die Dänen gewahren ihre Annäherung, rufen den Sturm an, der loszubrechen bereit ist, und zürnen über die verrätherische Stille. Die Strömung treibt das Schiff den Bösewichtern entgegen; man bereitet sich zu ihrem Empfange, nimmt die Treppen von den Seitenwänden des Schiffes ab, hängt an die Blöcke schwere Steine, um sie auf die Feinde herabzuschleudern, versperrt und verrammelt die Eingänge, und schwört, bis auf den lezten Blutstropfen zu kämpfen.

Die Räuber rudern kräftig; plözlich legen sie die Ruder auf die Seite, stehen auf und richten ihre Waffen. Die Boote spießen sich mit ihren Spitzen in's Schiff, hageldicht schwirren die Pfeile, Schwerter klirren; die an Stricken pfeifend herabstürzenden Steine zerschmettern die Räuber, die auf den in's Schiff gestoßenen Messern und Schwertern hinanklimmen und das Blutbad beginnen; — aber der Sieg wird aufgehalten, der furchtbare Bracht hat einen Gegner gefunden: ein schöner Jüngling, seine Gattin schützend, hat schon drey Räuber zu Boden gestreckt. Hugo bedrängt ihn, aber selbst getroffen, schwankt er, gleitet aus über seinem Blute, und stürzt zu den Füßen des Helden. Noch ein Augenblick, und das Schiff ist gerettet . . . . aber ein Schlag mit einer Streitart auf den Kopf des Jünglings wirft ihn entseelt neben seine bewußtlose Gattin nieder.

Noch lebt Bracht: schwer sind seine Wunden, aber der Sieg ist erkämpft, und die Räuber jubeln. Die Dä-

nen hatten während des Widerstandes ein Boot zerschlagen, in dieses wirft man die Getödteten, läßt es in's Meer treiben, und eilt, das beladene Schiff noch vor dem Sturm in den Hafen zu führen.

Kaum athmet der Räuberhauptmann; aber im Stillen theilt er die Beute. Die schöne Gefangene bleibt ihm. Wer kennt ihr Schicksal! Jezt ist sie besinnungslos; vielleicht öffnet sie ihre Augen nur, um sie auf ewig niederzuschlagen vor Schimpf und Schande!

Bey dem Brausen des heulenden Sturmes, bey dem Rauschen der Wellen, die sich an den unverwüstbaren Mauern brechen, bey dem Freudengeschrey der Räuber und bey Bracht's Stöhnen erwacht die Dänin. Welche Gegenstände treffen ihre verwirrten Blicke! . . . Sie liegt auf einem weichen Lager, ihr gegenüber der verwundete Hugo. Eine spitzgewölbte Halle trennt sie von einem geräumigen Saale, aus welchem sonderbare Töne herüberschallen: Geldgeklapper, Gläsergeklirr, Gesänge und Seufzer, Flüche und Gebete. Sie unterscheidet hohe Schwibbogen, Wappen und Panzer, die an Säulen hängen; hin- und hergeworfene Waffen; Männer, die ihre Wunden verbinden, oder in Unordnung auf dem Fußboden liegen, auf welchem vor Wein- und Blutströmen die ausgeschnittenen Figuren gar nicht zu sehen sind. Sie sammelt ihre zerstreuten Sinne und begreift ihr Schicksal; Bracht's Worte benehmen ihr alle Zweifel. Mit schwacher Stimme sagt er ihr schmeichelnde Worte, und verwünscht den, welcher ihn auf das Krankenbette geworfen. Die Räuber sammeln sich um ihn, die neue Gebieterin wird ihnen vorgestellt, und sie führen sie in die ihr bestimmte Wohnung, um dort der Ruhe zu genießen.

Dort, allein und zitternd, denkt sie sich ihr Unglück in dessen ganzer Furchtbarkeit. Sie hörte aus Bracht's Munde des Gatten Schicksal, so wie das ihrige, und Verzweiflung zerreißt ihr Herz.

Aber die wohlthätige Natur hat den Unglücklichen zum Troste Thränen und Hoffnung beschieden. Die Dänin weint, und erleichtert das beklemmte Herz. Sie hatte Hugo's tiefe Wunden gesehen, und fürchtete auf lange Zeit nichts für sich. Ein dunkles Vorgefühl, welches das herzliche Gebet in ihr aufgeregt, erlaubte ihr zu hoffen. — Was? — Sie weiß es selbst nicht; glaubt aber, daß Gott, der die Unschuldigen nicht verläßt, das Unglück von ihr abwendend, sie schon jezt sichtbar beschütze. In Träumereyen über die Zukunft versunken, läßt sie ihr Herz mitten unter strömenden Thränen, mitten unter allen sie umgebenden Schrecknissen, trügerischen Bildern nachhängen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Physikalische Aufgaben.

(Beschluß.)

Die Mechanik, obschon in der Theorie bis auf einen hohen Grad vollendet, beut doch dem Rechner, der ihre Auflösungen benutzen will, sehr oft so schwierige arithmetische Aufgaben dar, daß er gern auf den Vortheil größerer Genauigkeit Verzicht thut, und sich mit einer schwächern Annäherung begnügt. Man denke an die Rechnungen, welche der Widerstand der Mittel herbeyführt, und man wird sich nicht wundern, wenn von den gegebenen Vorschriften wenig Gebrauch gemacht wird. Zwar sind die Formeln von Euler, Lambert, Francoeur und Vega schon sehr vereinfacht worden; doch scheint es, wenigstens durch Hülfe nützlicher Tabellen für Luft und Wasser, könnte noch größere Erleichterung stattfinden. Wer es übernähme, diese Tabellen zu berechnen, würde sich ein bleibendes Verdienst erwerben.

Durch Anwendung der Gesetze der Schallverbreitung auf Beobachtungen der Geschütze an einer solchen Stelle, wo der Knall des Geschosses und der Schlag der Kugel in die Scheibe zu gleicher Zeit gehört werden, läßt sich durch eine leichte Rechnung die Geschwindigkeit der Geschützkugel bestimmen. Mithin kann auch die Artillerie Nutzen aus der Akustik ziehen.

Nur wenige Aehren habe ich auf dem Felde der mechanischen Wissenschaften gelesen. Wer Maschinen baut, oder bereits fertige benuzt, kann alle Tage neue Bemerkungen über die vortheilhafteste Einrichtung derselben machen, und das Bedürfniß führt sicher den denkenden Künstler, auch wenn er kein Theoretiker ist, zum Zweck, obschon den Tastenden langsamer, den wissenschaftlich Sehenden sicherer und geschwinder.

Beobachtungen über den Erdmagnetismus, über Abweichung und Neigung der Magnetnadel sind selten in der Schweiz. Doch wäre es nach den Anleitungen, die Joh. Tob. Mayer und Biot hierüber ertheilten, weder kostspielig, noch schwer, sowol die horizontale, als die geneigte Richtung der Nadel täglich zu beobachten, und durch Vergleichung ihrer Schwingungen mit den Schlägen eines guten Zeitmessers die magnetischen Kräfte zu bestimmen. Nur Alex. von Humboldt hat bey seiner Durchreise über den Gotthard, im Jahr 1806, in Zürich, Luzern, Altorf, im Urserenthal, im Hospiz auf dem Gotthardsberge und zu Airolo dergleichen Versuche angestellt.

Der neuesten Bemühungen im Fache des Electro-Magnetismus erwähne ich nur: es ist einem unserer Mitglieder, dem Professor de la Rive zu Genf gelungen, hierin wichtige Schritte voran zu thun, und glücklich ein sehr interessantes Instrument anzugeben;

ficher spricht die Sache selbst jeden eifrigen Physiker an, und reizt ihn zu eigenen Versuchen.

Die Lehre von der Wärme beut eine Menge noch unerörterter Fragen dar: Worin besteht der wechselseitige Einfluß des Lichtes und der Wärme aufeinander? Wie entwickelt das Licht latente Wärme aus den Körpern? Ist die freywerdende Wärme bey jedem wägbaren Stoffe für eine gegebene Intensität der Lichtstahlen eine bestimmte Menge? Hängt diese Entwicklung vorzüglich von der Farbe ab? Wenn die Phosphorescenz oder das Ausstrahlen des eingesogenen Lichtes aufhört, hört dann zugleich auch die Wärmeverbreitung auf, oder kann diese noch fortdauern? Wie viel Wärme bedarf der bey jeder beliebigen Temperatur gebildete Dampf verschiedener Flüssigkeiten zu seiner Expansion? Wie modificirt sich die Wärmeleitung in verschiedenen festen und flüssigen Stoffen? Welches sind die richtigen Abkühlungsgesetze erwärmter Körper? Wie tief dringt die Wärme, die der Sonnenschein entwickelt, in die Erde ein? Nach welchem Maße geht die Wärme, von dem Minimum des Winters bis zum Maximum des Sommers, immer tiefer und tiefer? Wie schwindet sie allmählich in Stufen vom Sommer bis in den Winter?

Noch sind über die Vertheilung der Wärme in der Schweiz bey weitem nicht hinreichende Beobachtungen gesammelt; noch ist nicht bestimmt, welche Biegungen Humboldt's Isothermen in der Schweiz haben. Die mittlere Temperatur der wenigsten Ortschaften ist bekannt; dieß erheischt Jahre lang fortgesetzte genaue Beobachtungen des Thermometers im Freyen. Nur wenn die Mitglieder unserer Gesellschaft, wenigstens eines an jedem Orte, fleißig meteorologische Beobachtungen anstellen, sie sorgfältig aufzeichnen und zusammentragen, können sich die nöthigen Angaben finden, um aus ihnen die wirkliche Vertheilung der Wärme zu bestimmen. Wer würde in den Thälern des Sabnenlandes, am nördlichen Fuße hoher Eisberge, das gelinde Klima vermuthen, welches Herr von Bonstetten so anziehend schildert? Wie wenig kennen wir eine Menge unserer Gebirgsgegenden und ihre Merkwürdigkeiten! Ueberall, wohin ein forschendes Auge sich wandte, gaben sich bisher in Luft, Wasser und Erde, an belebten und unbelebten Wesen merkwürdige Eigenschaften kund, welche werth sind, die Aufmerksamkeit des wandernden Physikers zu erregen. Noch lange darf an keine Erschöpfung gedacht werden. Die Schweiz ist ein physikalisches Fundland, wo man bey jedem Schritte ansprechenden Objekten begegnet.

Unsere hohen Berge sind ganz dazu geeignet, das schwer zu entziffernde Gesetz der Wärmeabnahme von unten bis in die obersten Höhen zu verfolgen. Ein Naturforscher, welcher, mit einem guten Reisebarometer, einigen Thermometern, mit Hygrometer und Electrometer versehen, an einem ersteiglichen Hochgebirge, auf jeder Stufe des Abhangs genaue Beobachtungen anstellen und sie bis auf den höchsten Gipfel verfolgen würde, könnte viel Belehrendes erheben, besonders wenn er seine Beobachtungen in verschiedenen Jahrszeiten wiederholte.

Humboldt hat den glücklichen Gedanken ausgeführt, eine südamerikanische Flora in der Gestalt eines fingirten Berges vorzustellen, die den Vortheil gewährt, die Standörter der Pflanzen mit einem Blicke zu überschauen. Wäre es denn nicht eben so interessant, die Schweizerflora in ähnlicher Form durch einen oder mehrere nebeneinander stehende Berge zu schneller Uebersicht darzustellen?

Könnte man nicht in Durchschnitten ganzer Gebirgsstrecken belehrende Ansichten der Lagerungen und Schichtungen der Felsarten geben? Jede solche, mit Sachkenntniß ausgeführte Zeichnung würde den Beyfall aller Naturfreunde verdienen. Hoffentlich werden sich Botaniker, Mineralogen und Geognosten finden, die es sich zur Angelegenheit machen, solche treue Darstellungen der Natur zum Besten der Wissenschaften zu versuchen. Schon in unsers thätigen Kollegen, Hrn. Ebel's Anleitung, die Schweiz zu bereisen, finden sich Ansichten dieser Art.

Bekanntlich streicht durch die ganze Sandsteinformation, welche in der großen Mulde zwischen den Alpen und dem Jura liegt, ein Steinkohlenlager hin, das oft in laubdünne Blätter zerdrückt ist, oft in dicken Nestern und beträchtlichen Stockwerken erscheint. Noch ist über das Ganze kein zureichender Grund bekannt; wäre es nicht ein schöner Beytrag zur physischen Geographie unseres Vaterlandes, wenn aller Orten, wo unsere Mitglieder dieses Kohlenlager beobachten können, über dessen Verhalten genaue Beschreibungen aufgenommen, gesammelt und in ein Ganzes verarbeitet würden?

Wie viele und reichhaltige Forschungen lassen sich noch über unsere Gebirge anstellen! In welchem Wechsel die Urgebirge, Uebergangs- und Flotzgebirge in einander eingreifen, hat unser verdienstvoller Escher, dessen frühen Verlust wir Alle herzlich beklagen, zuerst aus eignen Beobachtungen angegeben. Eine Menge mangelnder Kenntnisse von ihrem Aeußern und Innern sind aber noch zu sammeln. Formen der Berge, Lagerung der Felsarten über und nebeneinander, ihr Fallen und Streichen sind bey weitem noch nicht hinlänglich bestimmt. Noch vielfältige Arbeiten erwarten den Geognosten in diesem Felde.

Sehr selten sind Angaben über das Vorkommen der Gänge und über die Gangarten in unsern Gebirgen. Nur wo Bergbau betrieben wird, das heißt, an sehr wenigen Orten in Bündten, im Berner Oberlande, im Wallis, sind solche Bemerkungen gemacht worden. Die

Zukunft kann uns erst noch weiter in's Innere der Erdrinde einführen, und uns die Theile ihres Baues näher enthüllen. Es ist gar nicht zu erwarten, daß der Privatmann, auf das Ungefähr hin, kostspieligen Bergbau unternehmen, und das Tiefverhüllte an's Tageslicht fördern werde. Erst wenn mineralogische und bergmännische Kenntnisse unter unserm Volk allgemeiner verbreitet seyn, und aufgefundene reiche Strecken gute Ausbeute versprechen werden, dürfen wir hoffen, daß wir mit dem Innern unserer Gebirge in bessere Bekanntschaft treten werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mitau.

(Fortsetzung.)

Die Wohlthätigkeitsanstalt, ein durch milde Beyträge aller Bewohner, vorzüglich aber der Frauen, bestehendes Institut für Arme und Kranke, hat zwar nicht die Vollkommenheit der Einrichtung des Clinicums, doch dadurch, daß hier mehr für Waisenkinder, alte und schwächliche Personen und für Arme gewirkt wird, auch eine andere Bestimmung. Täglich werden in der Wohlthätigkeitsanstalt selbst 400 Arme und außerdem 300 in der Stadt wohnhafte gespeist. Eine Tuch- und Leinwandfabrik wird nur von den Bewohnern des Instituts bearbeitet, und den kleinsten Kindern ist von der ersten Bearbeitung der rohen Produkte an bis zu deren Verwandlung zum Fabrikat irgend eine Beschäftigung angewiesen. Das fertige Tuch, die Leinwand und mehrere andere Arbeiten, welche hier in dieser Anstalt gemacht sind, werden in einer Bude des geräumigen und schönen Gebäudes zu festbestimmten Preisen verkauft, und eben so auch sehr schöne Damenarbeiten, und viele andere Dinge, welche hieher geschenkt worden, um für die Armen verkauft zu werden. —

Die Kunstsammlungen der Universität zu sehen, ward mir nicht möglich, wohl aber sah ich die, in einem geräumigen Saal sich befindende, treffliche Sternwarte, welche der Leitung des als Astronomen berühmten Herrn Staatsraths und Professors Sniadozko untergeben ist. Mit der größten Freundlichkeit und Gefälligkeit fand ich diesen würdigen alten Gelehrten bereit, mir den Tempel zu öffnen, in welchem der menschliche Geist selbst das Heiligthum ist, und seine göttliche Kraft in der Erkennung der Millionen von Welten beurkundet, die er mit seinen sterblichen Augen auf ewigen Bahnen verfolgt. Auch hier fand ich in der Bekanntschaft des so ehrwürdigen Sniadozky, daß wahres und hohes Verdienst fast immer von Bescheidenheit und mildem gefälligem Sinn begleitet erscheint.

Die Gefängnisse, welche in Rußland auf Befehl des Monarchen in allen Beziehungen so verbessert worden, daß sie in ganz Europa als Muster gelten können, sind auch hier in Wilna mit der größten Ordnung und Reinlichkeit eingerichtet, und für die Gefangenen wird mit der höchsten Humanität gesorgt. In einem dieser Gefängnisse sizt jezt ein, wegen wiederholter Verfertigung falscher Banco-Assignationen verurtheilter Verbrecher, Namens Zesik, dessen Künstlergenie so groß, so bewundernswürdig groß ist, daß ich nicht unterlassen kann, seiner zu erwähnen; da er in seinem Gefängniß sicher genug bewacht ist, um Fesseln entbehrlich zu machen, so beschäftigt er sich mit Arbeiten aus Thon, dem er verschiedene Farben und auch Politur und Härte zu geben weiß. Nur mit seinen Händen und einigen wenigen Hölzchen verfertigt er Vasen, Becher und Gefäße verschiedener Art, deren Formen nicht nur so geschmackvoll sind, als ich sie nur jemals in Porcellan oder englischem Thon ausgeführt gesehen, sondern auch die Zeichnungen, Basreliefs und alle Verzierungen haben eine solche Vollkommenheit, und sind so schön erfunden und vollendet, daß die Meisterwerke dieses unglücklichen Verbrechers, die Aufstellung in jedem Museum als kunstbare Seltenheiten verdienen. Mit bekümmerter Seele kann man das Schicksal dieses unglücklichen verlornen Mannes erwägen. Vielleicht wäre, unter andern Verhältnissen des Lebens und der Erziehung, einer der größten Künstler dieses Jahrhunderts aus diesem Manne hervorgegangen, dem nun eben diese Talente selbst die Möglichkeit eines Verbrechens gaben, das ihn der Todesstrafe unterwirft. —

Van den Klöstern, deren es, wie ich gemeldet habe, hier so viele gibt, weiß ich nichts zu berichten, da ich sie zu sehen keine Zeit hatte; die meisten sind gut dotirt und andere für die Erziehung der Kinder sehr nützlich, besonders die Frauenklöster. Unter den Nonnen dieser Klöster zeichnen sich die Benediktinerinen durch Talent und Bildung aus. Nur eine von dem Kloster der Missionarien ausgegangene Idee, von Begräbnißplätzen, welche man in Wilna sehr häufig benuzt, kann ich nicht unerwähnt lassen. Auf einer trocknen Anhöhe von noch höhern Bergen umgeben und geschüzt, haben die Missionäre einen Begräbnißplaz angelegt, wo die Leichen nicht in die Erde begraben, sondern in Columbarien, wie die Alten sie hatten, beygesezt werden. Die Form dieser schon ziemlich hoch hinanstrebenden, und immer höher aufzuführenden Gebäude ist ganz dieselbe, wie man sie in römischen Alterthümern dargestellt findet, und namentlich scheinen mir die hier errichteten, denen bey den Pforten Roms entdeckten Columbarien, welche Montfaucon anführt, nachgebildet zu seyn. Statt der Urnen werden in diese kleinen festüberwölbten Zellen die Särge eingelegt und dann vermauert. Auf den meisten dieser Zellen, die schon mit Särgen gefüllt sind, sieht man Platten, welche das Andenken des hier im engen stillen Gemach Schlummernden bewahren sollen, manche von Marmor mit Inschriften und Basreliefs. Mehrere Zellen waren offen und erschienen mir wie Quartiere des Todes, die er hier zur Miethe für den Liebhaber zur Schau stellte. Diese Plätzchen der Ruhe und des Friedens finde ich freundlicher, als die kalten finstern Gräber in feuchter Erde, von der schweren Rasendecke gedrückt. Freylich, die Todten schlummern hier nicht in geweihter Erde, aber hat die Luft voll Sonnen- und Sternenschein, in denen sich diese Bienenzellen der Unsterblichkeit erheben, weniger die Weihe empfangen, als wie sie der Segen des Ewigen über die ganze Natur sprach? —

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 226:
Porträt.

Charade.

Manches Geflügel gewährt die beyden nützlichen Ersten;
Durch sie theilest du mit deine Gedanken dem Freund:
Und die Dritte nennt dir den Tummelplaz rüstiger Jugend;
Sieh, wie sie wirbelnd sich dreht anmuthsvoll, leicht und behend.
Ein ergözliches Spiel kann dir das Ganze gewähren,
Diene nur selbst nie dazu, leicht wie ein Schilfrohr bewegt.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. November 1824.

Wollen wir, nach deinem Wink,
Unablässlich streben
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben.

Goethe.

Versuch einer lateinischen Uebersetzung einiger Goethischen Lieder.

2.

Confessio generalis.

Monita, quot hic sumus,
Bibite nunc mente!
Carpite horam seriam,
Nam propinquat lente.
Ecce multa inchoästis,
Tædium at devorästis,
O culpandi, mente!

Semel pœnitentia
Adsit ob errata!
Hinc pii fatemini
Maxima peccata!
Dum fas, vos corrigitote!
Erroris colligitata
Vos a via lata!

Non negandum! Vigiles
Sæpe somniabamus,
Spumans poclum prompta vi
Non vacuabamus.
Horam faustam si qua suavi
Osculo ferax, ignavi
Non rapiebamus.

Torpebamus, stulti si
Stulta garriebant;
Quod crepant, Aoniis
Rhythmis præferebant,
Nos ob bona lautiora,
Quæ cœlestis misit hora,
Animadvertebant.

Generalbeichte.

Lasset heut, im edeln Kreis,
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernste Stimmung wahr,
Denn sie kommt so selten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches ist euch schlecht bekommen,
Und ich muß euch schelten.

Reue soll man doch einmal
In der Welt empfinden;
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falschen Weiten
Sammelt euch, und sucht bey Zeiten
Euch zurechtzufinden.

Ja, wir haben, sey's bekannt!
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das frische Glas,
Wenn der Wein geschäumet,
Manche rasche Schäferstunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir versäumet.

Still und maulfaul saßen wir,
Wenn Philister schwätzten,
Ueber göttlichen Gesang
Ihr Geklatsche schätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man sich rühmen könnte,
Uns zur Rede sezten.

Absolutionem si
Polliceris tuis,
Pollicemur vivere
Firmiter, ut nuis.
Trepide nihil agatur!
Integri flos augeatur,
Recti, pulchri tuis!

Philistæis, quotquot sunt,
Digitis crepetur!
Spuma vini candida
Haustu epotetur!
Non amandum furtim ocellis,
Sed tenaciter labellis
Roseis sugetur!

Willst du Absolution
Deinen Treuen geben;
Wollen wir, nach deinem Wink,
Unablässlich streben
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen
Resolut zu leben;

Den Philistern allzumal
Wohlgemuth zu schnippen,
Jenen Perlenschaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln leis' mit Augen,
Sondern fest uns anzusaugen
An geliebte Lippen.

Cz.

Hugo von Bracht.

(Fortsetzung.)

Schon ziehen dunkle Wolken mit den nächtlichen Schatten zum regnigen Westen. Die Feuer der Fischer am Ufer der Pernau erbleichen, und in Osten erglänzt in Regenbogenfarben der helle Morgenstern. Der Sturm war vorüber, aber noch hatten sich die schweren Wogen nicht gelegt, und brachen sich, einander gegenseitig verfolgend, an einer Klippenreihe unter dem Wasser. — Auf der Wurzel einer umgestürzten Eiche sizt neben dem herausgezogenen Boote ein munterer Fischer, begrüßt singend den Morgen und bessert sein Netz aus. Plötzlich zeigt sich in der Ferne ein schwarzer Punkt; er schwebt auf den Wellen, verschwindet, und zeigt sich wieder, vergrößert sich, wächst an, und gewinnt endlich die Gestalt eines Bootes. Es ist bis an den Rand mit Wasser gefüllt; ein Mensch sizt in demselben und regiert es. Die Strömung treibt es an's Ufer, die Wellen werfen es einander zu, und die lezte derselben, die sich heulend an den spitzen Klippen bricht, wirft das Boot auf diese, und es verschwindet im Augenblick, stürzt rauschend zurück, und zeigt nur Trümmer und entstellte Leichname. Der Steuerer kämpft noch mit den Wellen, allein zu schwach, sinkt er unter, schwimmt aber bald wieder oben, mit dem Gesicht zum Himmel gewandt und mit ausgestreckten Armen. Der Fischer eilt ihm zu Hülfe . . . . . er ist gerettet! — Das war der durch den Schlag betäubte, aber nicht getödtete, Däne. Die Kälte des Wassers im Boote brachte ihn wieder zu sich, der Sturm trieb ihn an's Ufer, und jezt liegt er in der warmen Hütte am Feuer, blaß, entstellt und kraftlos, unvermögend, die Sorgfalt zu erwiedern, welche sein Herz erwärmt.

Der Unglückliche! — in der Blüthe seiner Jahre, und kaum glimmt des Lebens Funke in dem ermatteten Körper, wie unter ausgebrannter Asche; vom Glück ist ihm nicht einmal die Hoffnung geblieben. Stumm fleht er zu Gott um das Ende seines unglücklichen, einsamen Lebens. Noch weiß er nicht, welches Loos seiner Gattin beschieden ist, sonst würde er seinen Schimpf nicht überleben.

Des Fischers Sorgfalt gibt dem Jüngling bald das Leben wieder. Allmählig strömt Kraft in seine Muskeln, das Blut fließt rascher in seinen Adern, aber mit dem wiederkehrenden Leben kehrt auch der Kummer zurück. Allein Theilnahme im Unglück öffnet das Herz, und das eingeflößte Vertrauen erleichtert die Leiden der zerrissenen Seele. Vor dem flackernden Feuer auf dem aus Steinen aufgeschichteten Heerde erzählte der Däne dem Fischer seine Begebenheiten.

„Das Unglück verfolgt mich von früher Kindheit, spricht er; der Namen meiner Eltern erinnere ich mich nicht; ich weiß nur, daß ich Heinrich, und meine Schwester Ida hieß. Gleichsam im Nebel erinnere ich mich des Vaters, aber lebhaft schwebt die Erinnerung an die Zerstörung unserer Burg, an den Raub und den Tod der Mutter, wie an das harte Verfahren mit uns, vor meiner Seele. Lebhaft denke ich mir der Schwester Thränen, als wir Beyde, in die Sklaverey verkauft, über's Meer geführt wurden. Aber unser Herr, ein Däne, vertrat Vaterstelle an uns, und wir Verwaiseten wuchsen in seinem Hause als eigene Kinder auf. Von ihm erfuhr ich, daß mein Vaterland Esthland sey, daß Ida nicht meine leibliche Schwester wäre, sondern nur . . . . Meine Liebe zu Ida, die insgeheim über die Bande des Bluts gemurrt hatte, ward durch Ida's Hand belohnt. Unlängst starb mein Wohlthäter; der süße Wunsch, in der Heimath meinen Namen aufzufinden und das Schicksal meiner Eltern zu erfahren, zog mich nach Esthland. Ich bin nun hier; aber wie hat mich mein Vaterland empfangen? . . . Wo

ist mein Weib? Was ist aus ihr geworden? Und was ist mir das Leben ohne Ida!"

Der Fischer weint mit ihm, zeigt ihm aber auch die Möglichkeit, sich mit seiner Gattin zu vereinigen. Die Hoffnung ist beredt; sie entzündet das Feuer in des Jünglings Blicken und verleiht ihm neuen Muth. Er will nach Riga gehen und dort Hülfe suchen.

Des Fischers Redlichkeit und Erfahrung leiten den Fremdling; er reist ab. Schon wurden Esthlands Wälder lichter vor seinem Blick; schon gewahrt er Lievlands gelben sandigen Boden . . . plötzlich sieht er nahe an der Küste einen Mann ausgestreckt liegen; er athmet noch, öffnet die Augen, und als Heinrich sich bemüht, ihn in's Leben zurückzubringen, spricht er mit schwacher Stimme:

„Laß mich, Fremdling, den verdienten Tod sterben. Ich bin jung, aber von meiner Hand sind Viele gefallen; ich bin Ralph, der Räuberhauptmann von der Insel Runo *). Unsere Bande ward von den Rittern des Ordens zerstreut; ich allein rettete mich, und suchte Schutz in dem sichern Sondenburg, aber heute . . . ." Er vermochte nicht mehr zu sprechen, seufzte, und der Tod schloß seine Augenlieder.

Ein lichter Gedanke, gleich dem Blitz aufffunkelnd, erhellte die Stirn des Dänen. Er legt Ralph's Kleidung an, nimmt dessen Waffen, und eilt nach Sondenburg. Die rund beschnittenen Haare, die Seehundmütze, der graue Halbrock, die breiten Stiefeln, wandeln ihn zum Bewohner der Insel Runo. Kummer im Gesicht, zwey Messer im Gürtel, Pfeife und Streitaxt, geben ihm das vollständige Ansehen eines Räubers.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Insel Runo liegt mitten im rigischen Meerbusen, und die Einwohner derselben haben noch bis jezt ihre alten Sitten beybehalten. Sie waren stets als Seeräuber berüchtigt. Es ist noch keine zwanzig Jahre her, daß auf der Insel ein Leuchtthurm auf Kosten der Krone erbaut ist. Ehemals zündeten sie das Feuer auf ihrem Leuchtthurme im Frühling nicht eher an, als bis einige Schiffe an ihrer Insel gescheitert waren. — Ihre Kleidung ist noch so wie vormals.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

Am ersten Sonntag dieses Monats hatte, wie alljährlich, das Central-Landwirthschaftsfest auf der Theresienwiese und das dabey gewöhnliche Pferderennen statt. Schon drey Tage früher waren alle Gasthöfe gefüllt, und man zählte an zehntausend Fremde. Leider war dießmal die Witterung sehr ungünstig, doch konnte man kaum eine Verminderung der Zuschauer bemerken. Die zarten Füße der Frauen scheuten den Koth und die Nässe des Bodens nicht, und man harrte geduldig auf den Schluß der Preisevertheilung an die Eigenthümer des schönsten Viehes, um den Anblick des Pferderennens zu genießen, der zu den höchsten Interessen des Bayern gehört. Trotz der schlechten Witterung geruhte doch der König mit seiner Familie das Fest mit seiner Gegenwart zu beglücken, und der Jubelruf von mehr als sechszigtausend Menschen begrüßte die Allgeliebten, die, begleitet von der Bürger-Kavallerie, am Pavillon von den Bürgermeistern der Hauptstadt und einer Deputation des Magistrats ehrfurchtsvoll empfangen wurden. Die Preise wurden von dem Staatsminister des Innern an die Gutsbesitzer und Landwirthe vertheilt.

Die üble Witterung und der Umstand, daß ich dieses Fest dreyzehnmal gesehen, bewog mich, in der Stadt zu bleiben, die in diesen Stunden einen seltsamen Anblick darbot. Alle Straßen leer und ausgestorben — nur hier ein altes Mütterchen, das zur Vesper in die Liebfrauenkirche schlich, und dort ein Bursche, der traurig vor der Boutique stand, die er nicht verlassen durfte, und dessen Gedanken auf der Wiese waren — dazu der abgemessene Tritt der Patrouillen in den öden Räumen wiederhallend. So muß es in einer Stadt aussehen, die von der Pest heimgesucht worden ist, und nicht viel besser würde es hier seyn, wenn der Hof seinen Sitz verlegte; Ihm verdankt der Münchner Bürger seinen ganzen Wohlstand, er kann nicht trotzen auf die Isar, wie der Londner auf seine Themse. Möge er das nie vergessen!

Der neue Studienplan für unsre Lyceen und Gymnasien ist nunmehr erschienen, und wird, wie uns bedünkt, manchem Uebelstande begegnen. Es wird auch dem Schulfreunde außer Baiern angenehm seyn, die Hauptmomente desselben kennen zu lernen. Mit Aufhebung der bisherigen Eintheilung in Gymnasium und Progymnasium bestehen in Zukunft nur fünf Gymnasialklassen. Die Vorbereitung zum Eintritt dahin kann durch Privatunterricht oder in den lateinischen Vorbereitungsklassen erlangt werden, welche jedoch nur da fortbestehen, wo die Lokalmittel es erlauben. Keine Klasse darf mehr als vierzig Schüler zählen; über die Aufnahme entscheidet eine jährlich abzuhaltende strenge Prüfung. Jeder Schüler zahlt zwanzig Gulden Klassengeld; der legal unvermögende erhält Befreyung, wenn er sich in den ersten zwey Drittheilen seiner Mitschüler befindet. — Das philosophische Studium soll durchaus zwey Jahre dauern. Zu diesem Behufe wird an jedem Gymnasium eine Lycealklasse errichtet, nach deren Absolvirung der Kandidat noch ein Jahr dem philosophischen Studium an einer Universität oder einem Lyceum vor seinem Uebertritte zu einem speziellen Fach sich zu widmen hat. — Der Rang der Professoren aller Klassen ist derselbe, und ihr Gehalt wird nach der Anciennetät verbessert und steigt von 700 bis 1500 Gulden. Die Ferien dauern künftig vom 8ten September bis zum 18ten Oktober und acht Tage an Ostern ꝛc. — Diesen Bestimmungen zufolge ist nun in München ein zweytes Gymnasium errichtet worden, was sehr zu loben ist, denn wie das lezte Verzeichniß der Studierenden besagt, waren in mehreren Klassen 120 auch 130 Schüler; wie soll nun der Lehrer hier Ordnung halten? Eine charakteristische, Vielen unangenehm auffallende Eigenheit des bemeldeten Verzeichnisses ist, daß zum Erstenmal bey allen nicht katholischen Schülern die Confession beygesezt war. Sollte das wirklich ein Zeichen der Zeit seyn?

Die Entstehung einiger Unterhaltungsblätter in München, deren Daseyn ich nicht wohl übergehen kann, veranlaßt mich, einige Worte über unsre nichtpolitischen Zeitschriften zu sprechen. Die älteste und beliebteste derselben ist die Flora. Der gesunde Sinn ihres Herausgebers und Redakteurs (Hofrath Kleber) sein richtiger Takt, die nicht selten treffenden und pikanten Beurtheilungen der hiesigen Bühnenvorstellungen, und vorzüglich seine unmilitärischen Anzeigen polizeylicher Mißstände haben diesem Blatte ein zahlreiches Publikum verschafft. In der neuesten Zeit thun die immer wiederkehren-

den Augsburger Theaterartikel, die hier Niemanden interessiren, dem Interesse des Ganzen Abbruch. — Die zweyte an Alter ist die **Eos** — in den ersten Jahren ein wirklich gehaltreiches Blatt — als es aber sein Gründer, der Staatsrath und Präsident **von Mann**, aufgegeben, ging die Redaktion aus einer Hand in die andere, und keine Zeitschrift hat wohl das habent sua fata libelli in dem Maaße erfahren. Matt und lahm, sich selbst zur Last, und nicht ohne bedenkliche Anfälle von Irrsinn, schlich in den lezten Jahren die gute Eos einher, bis sie vor etwa drey Monaten ihren Geist aufgab (sie hatte nicht viel aufzugeben!). Doch siehe da! ein Rettungsversuch weckte noch einmal das Fünkchen. — Die Redaktion besorgt jezt ein wackerer junger Gelehrter, unter dessen Pflege sie sichtbar gedeiht.

Zu diesen beyden sind nun in der neuesten Zeit die **Grazien** getreten. Einer neuen Zeitschrift muß man, wie einer neuen Theaterdirektion, die sächsische Frist bewilligen, und erst nach Ablauf derselben darf man sich erlauben, seine Meinung zu äußern. Ein **Urtheil** wenigstens läßt sich über den Gehalt eines jungen Blattes so wenig fällen, als über die Aufführung einer jungen Frau, die in den Flitterwochen lebt. Uebrigens haben uns die Grazien bis jezt manches Unterhaltende geboten. Ihr Herausgeber (Rittmeister **von Bollé**) steht, wie man versichert, mit mehreren namhaften Schriftstellern in Verbindung, und scheut keine Kosten, sein Unternehmen zu halten.

Eine weitere Zeitschrift — „Aber, hör' ich Sie erstaunt ausrufen, wird denn jezt bey Ihnen so viel gelesen?" — Ob **gelesen**, weiß ich nicht, aber gedruckt. Also eine weitere neue Zeitschrift ist der **Volksfreund**. Der Titel klingt etwas verfänglich, und ich rathe nicht, ihn in's Griechische zu übersetzen. Man darf übrigens nur das Blatt zur Hand nehmen, um sich alsogleich von seiner Unschuld zu überzeugen. In den Nummern, die mir zu Gesicht gekommen, habe ich schlichten Hausverstand und gesundes Urtheil (quod non ubique!) gefunden. Wodurch sich aber dieses Blatt bey Tanten und Muhmen vorzugsweise empfiehlt, ist der Umstand, daß es jedesmal die Namen der Jüngst-Verstorbenen und Getrauten aufführt, und sogar das Alter der Brautleute (wie ungalant!) angibt. Dieser Volksfreund kennt seine Leute, und es wird ihm schwerlich an Lesern fehlen. Solche Früchte gedeihen in unserm Klima vortrefflich!

Ende gut, Alles gut! So erwähne ich denn noch, und mit wahrem Vergnügen der Zeitschrift **Orpheus**, die, von dem wackern Dr. **Weichselbaumer** herausgegeben, in zwanglosen Heften erscheint. Sie zählt namhafte Gelehrte der Fremde, und mehrere treffliche Köpfe des Vaterlandes unter ihre Mitarbeiter. Von diesen nenne ich unter andern den geistreichen Dr. Eduard Schenk (Generalsekretär des Ministeriums der Justiz), den gelehrten Präsidenten von Aretin, den scharfsinnigen Professor Ludwig Auerbacher, dessen „Studien" (über Müllners Schuld ꝛc. handelnd) nicht genug bekannt sind. Die Zeitschrift Orpheus bedarf übrigens keiner Empfehlung. Diejenigen kritischen Blätter, deren Urtheil **gilt**, vor allen auch Ihr „Literatur-Blatt" haben bereits den Werth der frühern Hefte ausgesprochen. Das dritte, nicht minder gehaltreiche, ist eben erschienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mitau.

(Beschluß.)

Von den gesellschaftlichen Kreisen kann ich bey so kurzem Aufenthalt wenig berichten:

Das durch die schönsten Gemälde und viele Kunstgegenstände reich geschmückte Haus des Grafen Dalitzky konnte ich wegen Krankheit des edeln, mir schon früher bekannten Besizers dießmal nicht besuchen. Der Graf, der seine Jugend am glänzenden Hofe Ludwigs XVI. zubrachte, lebt hier in seinem Vaterlande, begleitet von den Erinnerungen eines erfahrungsreichen Lebens, in heiterer Ruhe des Alters, seinen für Kunst und Wissenschaft gesammelten Schätzen, geliebt und geachtet von Allen, die ihn kennen.

Von der Sammlung der Seltenheiten aus allen Gebieten der Kunst und Natur, wie ich sie bey dem ehemaligen französischen General der polnischen Armee, Grafen Kosakowsky, gesehen, ist es nicht möglich, in flüchtigen Notizen zu berichten. Es gibt eine Menge Museen, wo die Zahl der Gegenstände, die man erblickt, diejenigen, welche man hier aufgestellt findet, übertrifft, aber schwerlich **eins**, das mehr die seltensten und ausgesuchtesten in allen Zweigen vereint. Der Graf hat auf seinen Feldzügen fast in allen Ländern Europa's weder Kosten noch Mühe gespart, um diese Sammlung zu bilden. Von Mosaiken z. B. aller Arten und Gattungen, erblickt man hier eine Reihe, die eine anschauliche Geschichte dieser Kunst in Meisterstücken derselben bildet. Mit welchem schönen Kolorit und der ganzen Weihe des Pinsels sind nicht die Mosaikgemälde Ludwigs XV. und der Marquise Pompadour in fast Lebensgröße vollendet? Der florentinische Mosaik, aus ganzen Stücken edler Steine zusammengesezt, hat gewöhnlich viel Gezwungenes. Es ist der Kunst, diesem Orpheus aller Zeiten, zwar gelungen, die Steine zu fügen, daß sie zum Bilde passen, aber der Zwang der unbeholfenen Natur ist doch sichtbar; hier nun sah ich dergleichen florentinische Mosaikbilder, die selbst als Zeichnung Beyfall erhalten konnten. Eben so sieht man eine Reihenfolge von Emaille, von dem Beginn der Kunst bis zu ihrer höchsten Vollendung. Die Gemälde, die Hautelissen, die Sammlungen von allerhand Bildungen aus ächtem Felsen-Kristall, die Schnitzwerke von Elfenbein, die Mineralien und Muscheln, immer ist es etwas vollendet Schönes oder Seltenes, was den Beschauer anspricht. Die Sammlung alter Waffen und seltener Gewehre in dem S..'afkabinet des alten Grafen ist trefflich; besonders fielen mir die uralten polnischen Rüstungen und Panzerhemden auf, welche von den deutschen Ritterrüstungen abweichend und viel schwerer noch als diese sind. Nimmt man zu dem Interesse, welches das Anschauen dieser Seltenheiten einflößt, noch dasjenige der Bekanntschaft eines durch Wissenschaft, Welt und Sitte hochgebildeten Mannes, so wird man es sehr natürlich finden, daß ich die wenigen Stunden, die ich bey dem Grafen Kosakowsky zubrachte, zu den schönsten zähle, die ich in Wilna verlebte.

In dem Theater, einem schönen und geschmackvollen Gebäude, spielte eine französische Schauspielergesellschaft, welche im vergangenen Winter hier in Mitau war; sie wird Wilna bald verlassen, und einer polnischen Gesellschaft Platz machen, welche in diesen Tagen eintrifft und ziemlich gut seyn soll.

Das Geschäft, das mich nach Wilna geführt, war schnell beendet, und hatte den Lohn für mich, daß es mich mit einem Manne wieder zusammenführte, den ich vor sechzehn Jahren schon in Petersburg kennen und innig verehren lernte. Die Zeit hat die hohe Würde, die schon damals ihn bekleidete, wohl noch mit äußerm Schmuck verziert, doch die innere Würdigkeit ausgezeichneter Talente, wissenschaftliche Bildung und edle Gesinnungen, sind ihm die reichsten Zierden, die keine Zeit zu rauben vermag, und auch seine jezige Bestimmung im Königreich Polen mit **ächtem** Glanz umgeben.

Beylage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 269.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 9. November 1824.

Müßt' ich wandern hin durch alle Erden,
Diese muß mir, oder Tod mir werden.

Henne.

Hugo von Bracht.

(Fortsetzung.)

Nach viertägiger Wanderung steht Heinrich vor Sondenburg. Das Meer umspült es von allen Seiten, und nur ein schmaler Steinweg verbindet es mit der Insel Werder. Diesen betritt er, und sein durchdringendes Pfeifen weckt das Echo der Umgegend. Männer stürzen auf die Mauern, von der Warte ertönt eine Stimme: „Wer bist du, Frecher?" — „Ein Gefährte von der Insel Runo, Schutz suchend." — „Harre der Antwort."

Der Däne, auf seine Streitart gelehnt, betrachtet die wilden Gesichter auf der Mauer. Er erkennt einige derselben, und die Furcht, von ihnen gegenseitig erkannt zu werden, macht ihn unwillkürlich erzittern, aber die Liebe gibt ihm Muth und stärkt ihn.

Die Pforten knarren, Ketten rasseln, die Zugbrücke fällt; vier Räuber kommen heraus, umringen Heinrich, nehmen ihm die Waffen ab, verbinden seine Augen und führen ihn in die Burg. Das Gitterthor fällt donnernd hinter ihnen nieder; Schauder zieht durch die Glieder des Jünglings, aber die Phantasie zeigt ihm sein Weib in Ketten, unglücklich, und der Gedanke, sie zu retten, verleiht ihm neue Kraft.

Vor dem Lager des verwundeten Hugo lößt man die Binde. Stumm betrachtet der Däne mit düstern Blicken seine Umgebung; die engen verhängten Fenster geben nur schwaches Licht; der ruhende Hauptmann ist von der ganzen Bande umgeben; zu den Füßen seines Bettes sitzt ein Weib. . . . .

„Wer bist du, spricht Hugo, und was willst du, Fremdling?" — „Wenn dir der Name Ralph's bekannt ist, so bin ich derjenige, welcher die Wagehälse auf der Insel Runo anführte. Wenn zu euch die Nachricht von unserm Unglück drang: mich allein traf es nicht. Kamerad! ich suche Schutz, dessen mich die Ritter beraubten."

Bey diesen Worten erhoben die Räuber ein Freudengeschrey; bey seiner Stimme schreyt das Weib auf, und sinkt bewußtlos zu Bracht's Füßen — in ihr erkennt Heinrich seine Gattin. Aber sie ist nicht gefesselt, sondern reich gekleidet? Sie saß bey dem Hauptmann? . . . . Das Gift der Eifersucht strömt durch seine Adern; er erbebt nicht mehr vor Schrecken, die Furcht beengt nicht seine Seele, und nur die Bewegung unter den Räubern verbirgt seine Verwirrung.

„Traget die Aengstliche fort, spricht Hugo, sie glaubt, ein neues Opfer unserer Rache stehe vor ihr. . . . Ralph, ich kenne deinen Ruhm, fährt er fort, ich bedaure dein Unglück, und freue mich deiner Gemeinschaft; aber unsere Gesetze sind streng, wirst du bereit seyn, ihnen zu gehorchen?" — „Mir ist die Strenge nicht furchtbar; wer zu befehlen wußte, hatte früher nothwendig gehorchen gelernt. Was fordern eure Gesetze?" — „Der Menschheit zu entsagen, und der ganzen Welt, dieser giftigen Schlangenbrut, deren geheimer Stachel der Heucheley und Treulosigkeit ärger verwundet und mordet, als der Stahl un-

ferer Messer; die geheimen Richter und die Ritter des Ordens zu hassen; zu deren Verderben das Leben nicht zu schonen; denn um ihrer Bedrückungen willen verbergen sich die Tapfern hinter diesen Mauern; ihre Barbareyen haben sie der Freyheit, des Namens und des Vaterlandes beraubt. Bist du ein Deutscher, so entsage dir selbst, und schwöre, gleich uns Esthen, auf den Gebeinen unserer Brüder, Rache an den Deutschen *)."

Die Hände auf einen Schädel legend, unter welchem ein breites Messer liegt, wiederholt der Däne den furchtbaren Eid, welchen einst Bracht selbst leistete. Die stockende Stimme seiner Herzensqual macht den Eid noch furchtbarer. Zur Bekräftigung rizt er sich in die Hand, bespritzt mit seinem Blute das am Boden liegende Schwert, und geht dreymal mit bloßen Füßen über dasselbe **).

„Nun bist du unser, Ralph, fährt der Hauptmann fort; umarme mich zum Zeichen des Bündnisses und gebe; bedenke aber, daß dein Leben uns gehört, nur der Tod allein steht in deiner Macht."

Mit wildem Jauchzen umringen die Räuber den neuen Gefährten. Im großen Saale, um den flammenden Eichenstamm, muß er beym Humpen seine erdichteten Thaten erzählen. Rasende Schwüre und Flüche, wildes Gelächter und untermischtes Geschrey hallen in den Bogengängen wieder. Das schwankende Licht der Flamme und der Wiederhall der Ausrufungen scheinen die Mauern zu erschüttern, und die an den Säulen hängenden Rüstungen mit ihren unbeweglichen Schatten scheinen belebt und beweglich.

Die Räuber erzählen gleichfalls von ihren Thaten, und zulezt Heinrich's eigene unglückliche Geschichte. — „Siehst du hier die flammenden Schiffstrümmer? sagen sie. Das ist unsere lezte Beute, sie kommt uns theuer zu stehen. Viele der Unsrigen fielen; Hugo selbst ward durch einen Dänen verwundet, der, sein Weib vertheidigend, wie ein Verzweifelnder kämpfte. Wir schlugen ihn nieder; sein Weib ward dem Hauptmann zu Theil und wartet sein am Krankenlager. Sie ist schön, aber ewige Thränen trüben ihre Augen. Was hilft ein schönes Weib, wenn sie ihr Glück nicht erkennt?" . . . .

Die wilde Verzweiflung unedler Leidenschaft entschwand aus Heinrich's Herzen. Er überzeugt sich, daß seine Gattin unglücklicher ist, als wenn sie in Ketten läge, und Freude leuchtet auf seinem kummervollen Gesicht. Er zecht und singt mit den Räubern, ringt mit ihnen, und allgemein wird ihm der Vorzug eingeräumt.

*) Die Liven und Esthen, ihre Unterdrücker, die Deutschen hassend, legten auf die Gräber der Verstorbenen etwas Speise und sprachen: „Gehet, Unglückliche, aus diesem Wohnort der Leiden in eine bessere Welt, wo nicht ihr den Deutschen, sondern sie euch dienen werden."

**) Die Esthen bekräftigten ihre Eide, indem sie über ein entblößtes Schwert gingen.

Der lärmende Jubel verstummt; das Feuer erlischt; der Schlaf übermannt Alle. Nur Heinrich schläft nicht, sondern denkt an das Wiedersehen mit der Gattin. Aber wie will er das ausführen, damit das Geheimniß verschwiegen bleibe? Im Sinnen vergeht die Nacht, und er hat kein Auge geschlossen. Aber das Glück war ihnen noch eine Zeitlang hold: sie sahen sich wieder. Heinrich erzählt, was er um ihretwillen gewagt; Beyde verabreden, wenn ihn die Reihe der Wache auf dem Thurme trifft, zu fliehen mit Hülfe der Schlüssel, welche Ida unter dem Kopfkissen des Hauptmanns entwenden soll. Die Furcht kürzt die wenigen Augenblicke des Wiedersehens: sie trennen sich.

(Der Beschluß folgt.)

Die sittliche Bildung der Taubstummen.

(Im Auszuge des zweyten Berichts über den Fortgang der Taubstummen-Anstalt bey Bern, für 1824.)

Es sind über die sittlichen Anlagen der Taubstummen ziemlich allgemein ungünstige Vorurtheile verbreitet, und man verwechselt sie häufig in moralischer, wie in physischer und intellektueller Rücksicht, mit den Blödsinnigen oder Cretinen. Demnach hält man sie wohl für einiger Abrichtung, wie eine vollkommnere Thierart, aber keiner eigentlichen Erziehung fähig. Ihr Unterricht erscheint dann wie ein bloßes Kunststück der Lehrmethode, ohne wahrhaft menschlichen, sittlichen und religiösen Zweck.

Allein auch solche, die sich von der intellektuellen Fähigkeit derjenigen Taubstummen, die nicht zu der Klasse der Blödsinnigen gehören, richtigere Begriffe machen, erwarten doch selten von denselben gleiche Anlagen zur Sittlichkeit und Bildung des Gemüths, wie von andern Kindern. Die Meinung liegt gar zu nahe, daß ihrer Seele etwas fehlen müsse, weil ihnen einer unserer Sinne, und damit die Gabe der Mittheilung fehlt. Man ist daher nur zu geneigt, Glauben beyzumessen, wenn den Taubstummen im Allgemeinen dieser oder jener sittliche Mangel, dieser oder jener fehlerhafte Hang, diese oder jene unglückliche Gemüthsstimmung zugeschrieben wird.

So spricht man viel von ihrer Verschlossenheit und ihrem Mißtrauen, von ihrem Eigensinn und Jähzorn, von ihrer Tücke und Grausamkeit. Die Einen setzen nämlich theoretisch sehr einleuchtend auseinander, wie nothwendig bey ihnen diese Fehler sich vorfinden, indem sie nur eine natürliche Folge seyen von der Gehörlosigkeit und der Schwierigkeit, sich Andern mitzutheilen; und man ja doch überhaupt annehmen müsse, daß das sittliche Leben des Menschen von der Beschaffenheit und Entwicklung seines Körpers abhängig sey. Andere führen Erfahrungen an, wie dieser oder jener Taubstumme nie zu einiger Offenheit und zum Vertrauen in Andere gelangt sey; wie dieser oder

jener einen entschiedenen Hang zu dumpfem Trübsinn von jeher äußerte, wie hartnäckig und widersetzlich sich die Einen, wie jähzornig und grausam sich die Andern benommen haben. Ja sogar Beyspiele von Mordthaten, welche in der Wuth oder mit kaltem Blute von Taubstummen sollen verübt worden seyn, werden erwähnt, um zu beweisen, daß, wo das Ohr den Tönen, das Herz auch dem Vertrauen, der Liebe, der Freude, dem Mitleiden und allen sanftern Gefühlen verschlossen sey. Endlich stimmen wohl gar einige Eltern oder Erzieher mit ein, die sich selbst und Andere über ihre Nachlässigkeit oder ihre falsche Behandlung gern täuschen möchten, indem sie über die außerordentliche Schwierigkeit ihrer Aufgabe mit solchen Zöglingen klagen, und von der Unmöglichkeit sprechen, gewisse, den Taubstummen angeborne, Fehler auszurotten.

Wir hielten diese Zweifel an der vollkommenen sittlichen Anlage der Taubstummen für Vorurtheile oder wenigstens für sehr übertrieben, und die Resultate bisheriger Erfahrungen bestätigen unsere freudigere Ansicht. Keineswegs aber rechnen wir es uns zum Verdienst, daß wir von vorgefaßter ungünstiger Meinung in Hinsicht auf die sittliche Anlage der Taubstummen frey blieben. Was uns das unbefangene Urtheil bewahrte, war nicht etwa tiefere philosophische Einsicht in den Zusammenhang der Sprache und des Denkens, des Gehörs und des sittlichen Gefühls, so daß wir vorher für uns ausgemacht hätten, ob das menschliche Vorstellen und Denken eigentlich von der Sprache bedingt, durch sie vermittelt, oder von ihr nur unterstützt sey, und in wie fern die sittlichen Gefühle von den sinnlichen abhängig oder unabhängig seyen. Es war auch nicht genauere und reichhaltigere Erfahrung, da die einzelnen Taubstummen, die wir bisher wahrgenommen, besonders weil wir Blödsinnigkeit noch nicht sicher zu unterscheiden gelernt hatten, zu keinen bestimmten Resultaten führten, die meisten aber, ganz verwahrlost und im erbärmlichsten Zustande, uns an die Thierheit zu grenzen schienen. Sondern es war die Lebhaftigkeit des Wunsches, zu helfen, welche in uns den Glauben, daß Hülfe möglich sey, erzeugte, und dabey den Vorsatz, unser Urtheil zurückzuhalten, bis wir hinlängliche eigene Erfahrungen gemacht hätten. Und warum sollten wir es nicht sagen? Es war vorzüglich der unmittelbare Anblick einiger der ersten Kinder dieser Art, welche uns zugeführt wurden; der Eindruck, den ihre Züge, oder vielmehr der Ausdruck derselben, auf uns machte, und bey welchem wir empfanden, hier sey menschliches und rein kindliches Antlitz, Offenheit, Frohsinn, Gutmüthigkeit, hier sey Geist und Herz. — Indessen machte uns doch, was wir von den eigenthümlichen Fehlern der Taubstummen hörten, aufmerksam, und der Ausdruck, den wir in den Gesichtern einiger anderer mehr verwahrloseter Subjekte wahrnahmen, empfahl uns Behutsamkeit. Wir mußten uns sagen: Warum sollte nicht ihr eigenthümlicher sinnlicher Zustand, obgleich die ursprünglichen Geistes- und Seelenanlagen nicht bestimmend, doch auf die Entwicklung derselben einen bedeutenden Einfluß haben, wenigstens ihre Erziehung also erschweren, daß alle Nachlässigkeiten und Mißgriffe in derselben verderblichere Folgen bey ihnen, als bey andern Kindern nach sich ziehen? Ist der Mensch überhaupt ein nicht nur der Erziehung fähiges, sondern auch, damit er zum Menschen werde, der Erziehung bedürftiges Wesen; so ist dieß der Taubstumme wohl besonders in hohem Grade. Seine Bildung, wenn sie einigen Fortgang haben soll, darf weniger als die eines andern Menschen dem Zufall überlassen bleiben; schon darum, weil ihm der Zufall nicht so viel Stoff und Anlaß, sich auszubilden, zuführt. Dazu kommt, daß bey der gemeinen Ansicht von seinem Zustande er gewöhnlich von fast Allen, die ihn umgeben und mit ihm in Berührung kommen, mehr als Andere hintangesezt oder mißbraucht wird. Bedarf er nun mehr als andere Kinder einer planmäßigen rationellen Erziehung; so ist auch bey ihm das Uebel desto größer, wenn sie verkehrt angefangen, oder nicht sorgfältig durchgeführt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Fortsetzung.)

Auf unserm Hoftheater wurde seit meinem lezten Berichte nur weniges Neue gegeben. Wie wär' es auch möglich, vieles zu geben, wo nur sehr weniges Brauchbare entsteht. Der Hinblick auf unsre dramatische Literatur, vielmehr auf die neuen Erscheinungen derselben, ist nicht erfreulich, und eine Stagnation des tragischen, noch mehr aber des komischen Elements unverkennbar. Müllner hat, leider! die Feder weggelegt, auch einige Andre, von denen Gelungenes zu erwarten wäre, scheinen entmuthigt. Raupach's und Immermann's Stücke sind wenig für die Darstellung geeignet, und was das Heer der Nachahmer (Nachlabmer nennt sie Stollberg) zu Markte bringt, die an jenen Kerzen ihren Wachsstock anzünden — Hilf Himmel! was sind das größtentheils für übelriechende, betäubende, tödtende Pflanzen! man muß glauben, der Musengott habe die Kraft verloren, die Kulturgesetze in Ansehen zu erhalten, und eine Giftflora des deutschen Parnasses müßte für Eltern und Erzieher ein erwünschtes Werk seyn. Noch betrübter aber sieht es um unser Lustspiel aus. Von allen den Dichtern, die uns seit mehreren Jahren mit (seynsollenden) Lustspielen versorgen, sind kaum fünf, auf die Voltaires Wort über den la Chaussée anwendbar ist: „Er gehört unter die Ersten nach denen, die Genie haben.“ Wenn aber auch eine Posse auftaucht, die mit Witz und Laune eine Sucht oder eine Thorheit unsrer Zeit geißelt, was doch das ächte Lustspiel soll, so sind unsre Direktionen zu zahm und schüchtern, um sie zur Darstellung zu bringen. So leben wir denn von dem Abhub der Mahlzeit der Franzosen, von den Patentarbeiten, die uns die Fabriken in Wien und Dresden zusenden, und diese Calamität wird so lange dauern, als die Lage des dramatischen Dichters in Deutschland in dem Grade mißlich und drückend ist. Ich meine hier natürlich nicht die angestellten

Theaterdichter, mit Ausnahme einiger sehr ehrenwerther Männer, gewöhnlich Uebersetzer, Streicher, Verschlimmbesserer, die sich wohl genug befinden mögen — auch nicht die jungen Trauerspielschreiber und Dramenschmiede, denen besser wäre, ein Handwerk zu lernen, als ohne eminentes Talent und ohne günstige äußere Verhältnisse eine brodlose Kunst zu treiben. Aber dem wirklichen Dichter sollte Ehre und Ermunterung werden. Für ihn, der die Lebensbilder schafft und zeichnet, sollte wenigstens so gesorgt seyn, als für den Schauspieler, der diese Bilder illuminirt. Er sollte nicht gleichsam außer dem Gesetze stehen, sich nicht müssen gefallen lassen, daß ihm Direktionen nach mehreren Monaten vornehm seine Arbeit zurückschicken, oder ihm mitleidig ein Paar Dukaten hinschmeißen — Direktionen, die oft gar nicht fähig sind, ein Werk zu beurtheilen. Ich erinnere an Iffland, der des wackern Heinrichs von Kleist Stücke, die jezt alle Kassen füllen, zurückwies, weil ihm der Sinn versagt war, sie zu verstehen. — Ich sehe übrigens nicht ein, wie hier Abhülfe werden soll. Die Regierungen werden sich schwerlich je der Dichter annehmen, es ist auch ihres Amtes nicht, und der Einführung der Tantiemen, die schon oft in Vorschlag gebracht worden, wird immer der Umstand hinderlich seyn, daß wir kein Deutschland haben, sondern nur ein Oesterreich, ein Bayern u. s. f. Wie weit sind uns auch hier wieder die Franzosen voraus! Dem französischen Dichter winkt für ein einziges gelungenes Werk Ehre, Vermögen und ein Sitz in der Akademie. Ist's ein Wunder, wenn dort Treffliches gedeiht? — Ich habe zum Zweytenmale Houwald's Trauerspiel: die Feinde, gesehen; es wurde, wiewohl wieder trefflich dargestellt, kalt aufgenommen, und ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen in meinem lezten Berichte über dieses Werk sagte. Möge der verehrte Dichter, seinen Beruf nicht verkennend, dem Fache gemüthvoller Genre- und Portraitmalerey getreu bleiben, wo wir dann hoffen, daß uns noch manches gelungene Bild des Meisters erfreuen wird. Als ich aus dem Theater ging, fiel mir eine Anekdote bey, die Kästner in seinen Vorlesungen (Altenburg, 1768) erzählt. Es hatte jemand ein kleines Frauenzimmer von zehn Jahren gekannt, und sah sie erst nach Verlauf von drey oder vier Jahren zuerst wieder; da fing er voll tiefsinniger Bewunderung zu seiner Gesellschaft an: „Ich dächte, dieses Mädchen wäre sonst größer gewesen.“ —

Eine Neuigkeit war uns „der Gast.“ Drama in zwey Akten von Deinhardstein. Der Canevas dieses Stückes, zu welchem dem Verfasser wahrscheinlich Houwald's Heimkehr den Impuls gegeben, ist nicht neu. Von Wilden, von Arabern ꝛc. werden ähnliche Anekdoten erzählt, auch die Deutschen, mein' ich, waren und sind nicht die lezten, denen Gastfreundschaft heilig ist, wie denn der Polygraph Ziegler schon vor 25 Jahren ein „Gastrecht“ geschrieben hat.

Hier ist es ein schottischer Clan, der auf die Probe gestellt wird. Sein Todfeind kehrt bey ihm ein. Es sind 26 Jahre verflossen, als dieser Einkehrende, der jezt geächtet ist, das Weib seines Freundes liebte. Aber abgewiesen, rächte er sich damals, ermordete das Kind des Freundes und zündete sein Haus an. Dieser schwört ihm blutige Rache, und hat nun seinen bereits herangewachsenen gleich rachedürstigen Sohn ausgesandt, den Feind aufzusuchen. Dieß erfährt der Zuschauer in der ersten Scene des Stücks, das in einer stürmischen Nacht beginnt. Da erscheint nun der Gast, natürlich der tückische Freund selbst. Er tritt krank und entkräftet einher. Das einst geliebte Weib erkennt ihn nicht, und will ihn erquicken, er aber hält einen langen Monolog. Die Frau bringt Erfrischung und der Mann kommt nach Hause. Die ehemaligen Freunde unterreden sich, worauf die Entdeckung folgt. Der Clan will im Zorn den Gast ermorden, aber die Frau stürzt dazwischen, und der Akt ist aus. Im zweyten ist der Clan beruhigter. Er überlegt und beschließt, des Gastrechts eingedenk, den Feind ziehen zu lassen; aber nun erscheint der Sohn des Clans mit Bewaffneten, er versichert, dem Todfeind auf der Spur zu seyn, er könne ihm nicht entkommen. Der Vater steht verlegen, schwört aber, als die Krieger das Haus durchsuchen wollen, mit emporgehobener Axt jeden zu zerschmettern, der sich nähern würde. Jezt tritt der Gast hervor und liefert sich selbst aus, da beschließt man nun, die Entscheidung dem Könige zu überlassen. — Wie matt und übelberechnet ist dieser Schluß! Ich höre übrigens, im Original sey es anders, und der Verfasser habe das Drama in drey Akten geschrieben? Der Werner'sche Februarschauer, der durch das Ganze weht, und das treffliche Spiel der Hauptparthien, durch Eßlair, Vespermann und die Fries ausgeführt, haben ihre Wirkung auf die Zuschauer nicht verfehlt. Wir wünschen übrigens, der wackere Deinhardstein möge uns statt solcher Dramen wieder einmal ein gutes Lustspiel geben; daß er zum Lustspiel mehr wie mancher Neuerer Talent hat, geht aus seinen früheren Arbeiten hervor.

Eine weitere Neuigkeit war: der wahrhafte Lügner, Lustspiel nach dem Französischen (versteht sich ohnedieß) von Freyherrn von Thumb. Ich kenne nicht den französischen Titel dieser Kleinigkeit, aber der deutsche dünkt mir falsch und ungereimt. Ist denn eine Lüge, die ein Anderer bestätigt, darum eine Wahrheit? Er ist kein wahrhafter (!) Lügner, sondern ein Lügner, der Recht behält. Das kleine Stück, eigentlich freylich nur Vespermanns herrliches Spiel als Kammerdiener, hat uns übrigens recht angenehm ergözt, und wir wollen darum auch jezt nicht scheel sehen, und über die Unwahrscheinlichkeit der Handlung und den Charakter des Aufschneiders, der, in Deutschland wenigstens, eine sittliche Negation ist, hinwegsehen; wir wollen vielmehr die Gabe, die uns der reiche Nachbar gibt, dankbar hinnehmen. Was hätten wir denn, wenn es keine Scribe's ꝛc. gäbe?

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 21. Oktober.

Sgra. Pastori, welche Sie in Stuttgart gehört haben, gefällt hier im Theater Valle fortwährend als Cenerentola. Leider wird sie ihre Stimme verderben, wenn sie fortfahren wird, die hier nur allzusehr beliebten Rouladen zu machen.

Die Truppe für die Prosa spielt besser zusammen, als man sonst hier zu sehen gewohnt ist, wird aber leider im Repertoir zu sehr beschränkt. Vom November dieses Jahrs an bis Januar 1826 wird Rom der Theater entbehren, wegen des heiligen Jahrs. Es scheint dieses schon voraus zu wirken. Die gute Laune der Römer ist weder am Scherbenberge noch sonst vor den Thoren sehr bemerkbar.

Die Herzogin v. Chablais, Schwester Sr. Maj. des Königs von Sardinien, ist zu Stupinigo schnell gestorben. Sie hat hier einen Pallast auf dem Platze Rezanico eingerichtet, und viele Nachgrabungen anstellen lassen. Der bekannte Gelehrte, Cav. Biond, leitet leztere. Sie wollte als Besitzerin der Rufinella den Theil des alten Tusculums, welchen Lucian Bonaparte noch nicht hatte ausgraben lassen, im Jahr 1825 untersuchen lassen. Sollten die Jesuiten, die ehemaligen Besitzer des Guts — dieses durch das Testament oder sonstige Mittel zurückerhalten, so wäre an keine Fortsetzung zu denken, wie man aus ihrem Benehmen bey einem neulichen zufälligen Funde auf einem ihrer Güter schließen muß.

M.

Beylage: Literaturblatt Nro. 90.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 270.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 10. November 1824.

Wie so herrlich nunmehr am ruhigen Bogen des Himmels,
Wandelt Luna dahin, höher und höher die Bahn.
Vor den heiteren Strahlen entfliehen die dunkeln Gewölke,
Traulich blickt sie herab, suchend ein stilles Gemüth.

Rese.

Sommermondnacht.

1811.

Wo ich schleich' in stillen Gründen,
Welch ein Zauber will mich binden!
Leise Winde
Säuseln linde,
Zweige flüstern Mondgespräche,
Fernher rieseln Silberbäche.

Wie in holdem Liebumschlingen
Schatten mit den Schatten ringen,
Und dazwischen
Aus den Büschen
Die gebrochnen Mondenlichter
Zeigen seltsame Gesichter.

Sind's Gnomiden, sind es Feyen,
Die der holden Nacht sich freuen,
Schalkhaft necken,
Sich verstecken,
Jezt ein loses Köpfchen zeigen,
Husch sich dann zur Tiefe neigen?

Oben aber in den Fernen
Blickt aus tausend Augendsternen
Ewig neue
Lieb' und Treue,
Wandelt fort auf den geraden
Unverrückten stäten Pfaden.

Wo die Formen dort zerfließen,
Hier am Festen, am Gewissen
Will ich halten!
Euch Gestalten,
Bürgen mir des Ewig-Wahren,
Tief im tiefsten Sinn bewahren.

Conz.

Hugo von Bracht.

(Beschluß.)

Schnell entflieht die Zeit dem Glücklichen, zögernd dem Bösewicht, noch zögernder aber dem, welcher eine Hoffnung im Busen nährt. Mehrere Tage vergehen; der vermeinte Ralph fährt mehreremale in die See auf Raub aus, bevor er seine Hoffnungen befriedigen kann. „Für Weib und Kinder!“ spricht der wunde Hugo, indem seine Gefährten auf den Raub ausziehen. „Für Weiber und Kinder!“ rufen die Räuber. „Für mein Weib!“ flüstert Heinrich. Unschuldiges Blut wird vergossen; aber kein Tropfen befleckte Heinrichs Gewissen.

Die ersehnte Zeit bricht an. Die Herzen der Gatten schlagen vor zweifelnder Hoffnung; Ralph hat die Woche; das Schicksal scheint seinen Plan zu begünstigen. Die Räu-

der jubeln über eine neue Beute; die Herbstnacht verdichtet die Dunkelheit; das Meer rauscht; das durch die Kälte verdickte Wasser schlägt an die Mauern; der Wind heult an den Zinnen. Auf einem hohen Thurme, von welchem eine Kette bis zur Glocke in den grossen Saal hinabgeht, um die Räuber zusammenzurufen, steht der schweigende Heinrich, harret der Gattin, und horcht jeder leisen Bewegung. Schon erlöschen die Feuer, der tobende Lärm verstummt, nur das Brausen der Wellen schlägt an sein Ohr. Vergebens sucht das Meer die Blutflecken von den Mauern zu waschen; noch wird viel Blut an ihnen vergossen werden!

Ida weint schon nicht mehr; sie liebkost Hugo, reicht ihm volle Humpen, und der genesende Bösewicht greift freudig und mit zitternder Hand nach dem ihm kredenzten Weine. Sie betet so eifrig über jedem Pokal, und lächelt dem Hauptmann so huldvoll, daß er bereit ist, die Schale des Todes aus den Händen der Gefangenen zu leeren. Bald sinkt sein Kopf auf das Kissen, noch murmelt er unverständlich schmeichelnde Worte, noch suchen seine Hände mit krampfhaften Bewegungen die Reizende . . . sie ist schon mit den Schlüsseln auf dem Thurme.

Der erste Kuß seit der Zeit der Trennung lohnet den Gatten. Leise, kaum athmend, steigen sie den Thurm herab. In der Dunkelheit stößt Heinrich zufällig an die Kette. „Du hast die Schlüssel fallen lassen,“ ruft Ida, erfaßt die Kette — und, ach, die Unglückliche! ehe ihr Mann ihre Hand zurückhalten kann, hat sie selbst die Stunde ihres Todes angeschlagen.

Plötzlich werden die Mauern erhellt, Menschen laufen hin und her; die Gatten eilen . . . schon sind sie der Pforte nah . . . schon ist der Schlüssel im Schlosse . . . aber das Licht der Fackeln beleuchtet ihre Flucht . . . sie werden ergriffen!

Wer schildert die Raserey des erwachenden Bracht? Die Wuth erstickt ihn; Alle gerathen in Bewegung; der Verrath ist augenscheinlich. Man schreitet unverzüglich zur Hinrichtung. Um Heinrich's Hals schlingt man einen Strick, zieht ihn in die Höhe, und an den leblosen Leichnam bindet man Ida — so stürzt man Beyde von den Mauern der Burg in's Meer.

Der wüthende Bracht lechzt vor Wonne. Vor ihm liegen zur Theilung Ringe, Ohrgehänge, Armbänder und zwey goldne Brustbilder, die man den Schuldigen abgenommen hat. Kaum wendet er den Blick auf dieselben, so starren seine Augen, sein Haar sträubt sich, krampfhaft zuckt sein Körper. : . . . Wenden wir den Blick von den Qualen der bestraften Missethat, selbst die Herzen der Räuber wurden zum Erstenmal von Entsetzen ergriffen.

Am Morgen fand man Bracht in seinem Blute schwimmend; der Verband von seinen Wunden war abgerissen, die goldnen Brustbilder seiner Kinder lagen in seinen erstarrten, auf der Brust zusammengepreßten Händen.

Niemand kannte die Ursache von Bracht's verzweiflungsvollem Tode; man glaubte aber, daß der Finger der strafenden Vorsehung ihm in dem lezten Opfer — seine unglücklichen Kinder gezeigt habe.

* * *

Jahrhunderte verflossen. Esthland veränderte seine äussere Gestalt. Das mit Blut gedüngte Land ist unter den wogenden gelblichen Aehren begraben. Nur die Trümmer des Schlosses Sondenburg, gleich dem Gepräge des Abscheues, verkünden diese grausende Geschichte. Dort, wo der Sturm die Körper der in's Meer geschleuderten Gatten zurückwarf, steht jezt ein Wirthshaus; und auf Bracht's Leichenhügel erhebt sich eine Mühle, deren schwere Steine rastlos sich drehen über dem Herzen des unglücklichen Vaters, des verhärteten Bösewichts, des Schreckens der Menschheit.

Die sittliche Bildung der Taubstummen.

(Fortsetzung.)

Mehr als bey andern Kindern übernimmt der Erzieher bey den Taubstummen; denn fast Alles, was auf sie erziehend einwirken soll, legt die Vorsehung gleichsam in seine Hand, daß er es ihnen zuführe und deute; da hingegen der größere Theil von Allem, was sie auf die übrigen Menschen erziehend einwirken läßt, nicht unter der Leitung des menschlichen Erziehers steht. Jede Nachlässigkeit und jeder Mißgriff ist hier folgenreicher, als in der gewöhnlichen Erziehung; hat der Erzieher also einmal dieß Geschäft übernommen, und eingesehen, was es erheischt, so ist auch seine Verantwortung desto größer. Wenn irgendwo im Erziehungswesen tiefgegründete Sittlichkeit und ächte Religiosität unnachläßliche Erfordernisse sind, so muß dieß wahrhaftig bey der Taubstummen-Erziehung vorzüglich der Fall seyn, welche noch mehr Fleiß, Beharrlichkeit und Geduld, noch mehr Consequenz und Ordnung, noch mehr Sanftmuth, Liebe und Reinheit des Beyspiels in den Erziehern voraussetzen muß, als jede andere Erziehung.

Unser leitender Grundsatz nun bey der Taubstummen-Erziehung war demnach von Anfang an der, möglichst Alles durch Liebe und Beyspiel zu thun, anstatt

durch Zwang und Strafe. Wenn jene fehlerhaften Anlagen der Verschlossenheit, des Eigensinns und der Zornmüthigkeit, wie gewöhnlich geglaubt wird, angeborne Anlagen aller Taubstummen sind, so können Härte und körperliche Züchtigung sie nur reizen und nähren und zu einer unglücklich fruchtbaren Entwicklung stärken; sind sie hingegen nur bey einigen, als Folgen früherer Vernachlässigung und falscher Behandlung, vorhanden, so sind allein Milde und die Macht des Beyspiels im Stande, das Uebel wieder gut zu machen. Liebevolle Behandlung wird bey allen nicht ganz gefühllosen oder verdorbenen Wesen zuverlässig Vertrauen wecken. Auf dieses Vertrauen allein wird sich der Gehorsam sicher stützen, der aller Erziehung zur Sittlichkeit Hauptbedingung ist, und zwar ein solcher Gehorsam, wie Zwang und Strafe ihn nie erzeugen, die nur den äußern Schein desselben bey innerm Widerstreben bewirken: ein williger Gehorsam, der nach und nach zum Thun des Rechtens aus Ueberzeugung führt, in Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit, in Befolgung des göttlichen und menschlichen Gesetzes. Das Beyspiel aber, das überhaupt auf die Menschen so mächtig wirkt, wird hier fast Alles thun müssen, wo das Ohr der Ermahnung und Warnung, dem Lob und Tadel verschlossen ist. Er wird hauptsächlich für eine bleibende Angewöhnung an Ordnung und Arbeitsamkeit das Meiste thun müssen, wo die sinnliche Beschaffenheit schon Zerstreuung und Trägheit zu bedingen scheint.

Unter dem leitenden Einfluß liebevoller Behandlung und des guten Beyspieles mußten **Arbeit** und **Ordnung** die zwey Hauptmittel der Erziehung unserer Taubstummen seyn. Mannichfaltige Bethätigung bedarf der Taubstumme mehr noch als jedes andere Kind; denn er versinkt leichter in ein gedankenloses Staunen, und seinen Spielen mit Andern seines Gleichen fehlt gar zu gern alles geistige Interesse, so wie die Sprache fehlt.

Zu mannichfaltiger Thätigkeit bot unsere Anstalt vermittelst ihrer Einrichtung schon den reichlichsten Stoff dar. Denn sie sollten in derselben nicht nur unterrichtet, sondern auch fähig gemacht werden, sich ihren Lebensunterhalt als Landarbeiter und Handwerker selber zu verdienen, und die Oekonomie der Anstalt selbst beruht zum Theil auf ihrem Erwerb. So werden die Gärten und das Pflanzland von ihnen bearbeitet, zur Erzielung des Hausbedarfs, an Gemüsen und Feldfrüchten. Die Reinlichhaltung des Hauses und der Kleider liegt ihnen nach der Reihe abwechselnd ob, eben so andere häusliche Dienstleistungen, da keine Dienstboten in der Anstalt sind, und die Haushälterin nicht Alles allein versehen kann. Außer diesen allgemeinen Arbeiten hat dann noch Jeder sein besonderes Handwerk zu erlernen, worin er auch zum Besten der Anstalt arbeitet, was ihn mehrere Stunden im Tage beschäftigt. Nimmt man zu diesem Allen noch hinzu, daß andere Stunden täglich dem Unterrichte gewidmet bleiben, und daß die Freystunden mit gymnastischen Uebungen, mit lehrreichen Spaziergängen, und mit Besorgung eigener ihnen überlassener Gärtchen größtentheils ausgefüllt werden; so sieht man bald, daß die Zöglinge von Müssiggang und Unthätigkeit fern behalten werden.

Das zweyte Mittel der Ordnung bietet mehrere Schwierigkeiten dar, ist aber auch das erste und bedeutendste, was die Anstalt zu leisten hat, indem fast alle eintretenden Zöglinge der Ordnung, mehr oder weniger, zum Theil ganz ungewohnt sind. Die Verschiedenheit der Beschäftigungen der Zöglinge macht die Uebersicht und die Handhabung einer genauen Haus- und Zeitordnung schwierig; noch mehr aber thut dieß die Beschaffenheit derselben, da sie nicht, wie andere Menschen, aus der Ferne und gemeinschaftlich durch hörbare Zeichen geleitet werden können, wo kein Ruf oder Befehl von den Unaufmerksamen vernommen wird, keine Glocke die Zerstreuten zur Arbeit oder zum Essen sammeln kann. Durch diese Umstände ist aber die Nothwendigkeit unwandelbarer Ordnung auch um so strenger geboten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Beschluß.)

Als einen traurigen Beleg der Wahrheit, daß in der französischen Operette mit der schönen Stimme **allein** nichts gethan ist, und daß selbst treffliche Sänger, wenn sie keine gewandten Schauspieler sind, hier nur das Mittelmäßige leisten, erwähne ich der unlängst statt gehabten Darstellung des Singspiels: **der neue Gutsherr**, mit Musik von Boieldieu, eine Darstellung, die durchaus verunglückt und eines Hoftheaters unwürdig war. Ich bin der Meinung, man sollte Operetten der Art gar nicht geben, denn wir haben keine Subjekte mehr, sie zu besetzen. Die Sänger-Schauspieler (ich möchte sie pintres - graveurs nennen), die für diese Gattung gehören, sind ausgegangen, nur Fischer und vielleicht ein Paar andere sind noch übrig. Der Grund davon liegt in der Richtung, die unser deutsches Opernwesen in der neuesten Zeit genommen hat (man nehme die Repertoirs zur Hand!) und in andern Uebelständen, deren Aufzählung mich zu weit führen würde. Ich möchte sogar behaupten, es sey unbillig, von einem Sänger, wie ihn der Zeitgeschmack gebildet hat, eine Leistung der Art zu fordern. Auf der andern Seite aber ist es unerquicklich, eine Vorstellung, die ihrer Natur nach rasch und lebendig an uns vorübergehen soll, lahm und matt einherhinken zu sehen. Ich kann bey dieser Gelegenheit auch nicht unterlassen, den Wunsch zu äußern, daß im Hoftheater das leidige Extem-

porirеn bey strenger Ahndung untersagt werde, und daß sich unsre Sänger und Schauspieler überzeugen möchten, daß so mancher Spaß, der des Morgens in der Probe belacht wird, des Abends das Publikum weinen macht.

Von fremden Künstlern hörten wir Mlle. Kainz, eine Sängerin, deren schöne Stimme und seltenes Portamento in der Kirche, wo sie zuerst sang, Staunen erregte, die aber den Tag darauf im Konzert unser Publikum, das sonst recht gerne Beyfall klatscht, in wirkliche Verlegenheit sezte. Ihr Vortrag, dem aller Geschmack fehlt, ihre Coloraturen und chromatischen Läufe müssen überall Lachen erregen, wo man an Gutes gewöhnt ist. Die schöne Cavatine una voce pocco fà aus dem Barbier, die wir so oft von der Schiasetti unnachahmlich vortragen hörten, war gar nicht zu kennen. Die Sängerin kam aus dem nördlichen Deutschland, wo sie, wie wir hören, sehr gefallen hat, und ist nach Italien abgereist, wo sie nicht gefallen wird, wenn sie ihre Methode nicht ändert. Schade um die schöne Stimme, um Portament und Kehlenfertigkeit! Wenn man diese Stimme mancher andern Sängerin geben könnte!!

Eine mehr interessante Erscheinung war Mad. Kraus-Wranitzki, die auch Konzert gab. Eine wackere Bravoursängerin — ihre Stimme ist nicht ohne Defekte, und ihre Läufe sind nicht immer klar und rein genug, aber sie besizt die Haupterfordernisse einer guten Sängerin: Gefühl im Vortrag, treffliche Schule, gute Methode!

Von Anfänger-Versuchen erwähne ich des Auftretens eines hiesigen jungen Frauenzimmers, Mlle. Königer, als Emmy in Kotzebue's „falscher Scham.“ Sie war sehr befangen und ängstlich, und es ist schwer, nach dem ersten Versuche den Grad der Brauchbarkeit zu bestimmen. Wenn sie aber Anlage hat, so wird sich diese auf unserm Hoftheater schwerlich entwickeln können. Wir rathen ihr und andern Anfängerinnen auf ein Provinztheater zu gehen, wo sie täglich spielen kann, während sie hier vielleicht alle Monate eine kleine Rolle erhält, und also unmöglich Routine erlangen kann. Die hiesige Flora hat bey Erwähnung dieses Versuches ein sehr treffendes Wort über das Ergreifen des Schauspielerstandes gesprochen, ein Gegenstand, den ich auch in einem frühern Berichte angeregt. Den Jüngling, das Mädchen treibt nicht mehr der Drang des Genies, der innere Beruf aus dem väterlichen Haus, um auf entfernter Bühne dem Gott zu dienen, der ihre Brust erfüllt. Eckhofs und Schröders Kunst, die Kunst der Neuberin ist ein Nahrungszweig, eine bürgerliche Handthierung geworden, mit der man sich fortbringen will. Daher wird die Zahl der wahren Künstler immer seltner. Wir haben Leute, die mehr oder weniger gut deklamiren, und eine Rolle hersagen können, aber sie vermögen keinen Charakter darzustellen, und uns ihre Individualität nicht zu entrücken. Man sieht immer den Hrn. N., Mlle. Z. und Mad. X., und nicht die Person des Stücks, und da deklamiren leichter ist, als spielen, so vermögen sie kein Lustspiel darzustellen, sondern reiten auf den Paradepferden des Drama und der Tragödie, wo sie Tiraden und Monologe herabschleudern können. — Die Zeiten sind vorbey, wo ein Schauspieler, eine Schauspielerin wie ein Meteor erschienen, erfreuten, entzückten, und man nicht wußte, wohin sie ging, und woher sie kam. Sie stand auf der Bühne und ward blos nach ihrem Talente, nach ihrer Leistung beurtheilt und geschäzt; ihre Verhältnisse, ihre Herkunft, ihre häuslichen Umstände waren dem Publikum fremd, und hatten keinen Einfluß auf das Urtheil. Heut zu Tag ist das anders: Man kennt ihre ganze Genealogie. Ein Jüngling, ein Mädchen hat gesehen, daß die Schauspielerin X., die Sängerin Y. und der Schauspieler Z. einen großen Gehalt haben, schöne Kleider und kostbare Shawls tragen, und sie meynen, das könnte ihnen auch wohl zu Theil werden. Ehemals versuchten sich dergleichen Kunstjünger zuerst auf kleinen Theatern; das wäre aber bey Personen von irgend einiger guten Herkunft jezt eine Art von Herabsetzung; gleich auf einem großen Theater muß man auftreten, das imponirt! Kurz man wählt den Schauspielerstand, wie man den Beamtenstand, den Soldatenstand, oder irgend einen andern zu seinem Berufe wählt.

Unsere italienische Hofoper hat mit der Darstellung der Cenerentola wieder begonnen, in welcher als neuengagirtes Mitglied Sgra. Casagli auftrat. Da wir hier an der Schiasetti die Cenerentola κατ᾽ἐξοχήν gehabt haben, so wird jede ihrer Nachfolgerinnen einen schwierigen Stand haben. Die Sgra. hat den Charakter der gutmüthig-kindlichen Aschenbrödel, des armen gemißhandelten Kindes, von der uns die Schiasetti so ein rührendes Bild entwarf, durchaus vergriffen. Ihr Spiel war so unzart, daß man glaubte, eine ihrer mißrathenen Schwestern vor sich zu sehen. Der Unwillen, den wir über ihr Spiel empfanden, soll uns aber nicht ungerecht gegen die Sängerin machen. Sgra. Casagli hat eine schöne Sopranstimme, eine richtige Intonation und einen schulgerechten Vortrag, sie wird uns in andern Parthien, die ihrer Individualität mehr zusagen, zweifelsohne zufrieden stellen. Wenn sie auch kein großes Talent ist, si diffande sagen die Italiener! —

Im Hoftheater geben seit einigen Tagen die famösen indischen Gaukler Mooty und Medua Saame Vorstellungen. Der Mooty ist ein wahrer Hexenmeister, für den es ein Glück ist, daß er gerade jezt nach Deutschland kommt; vor siebenzig Jahren wäre er wahrscheinlich verbrannt worden, und dasselbe könnte ihm nach siebenzig Jahren wieder geschehen. Der Medua aber, eine Art von Bagliazo, gibt uns einen schlechten Begriff von der indischen Komik. Die Sprache dieser Leute, oder vielmehr die Töne, die sie von sich geben, sind überaus widrig und läppisch. Ob es wirklich indisches Patois ist, weiß ich nicht, und ich zweifle, ob Schlegel oder Abel Remusat daraus klug werden möchten.

Der Unfall, der unsere Königin betroffen, indem ihr bey einer Aderlässe die Arteria brachialis verlezt ward, ist Ihnen aus den Zeitungen kund geworden. Gottlob! die Gefahr ist an dem theuern Haupte glücklich vorübergeschwebt. Es möchte die Frage entstehen, warum man die immer ernste Operation des Aderlassens so leichtsinnig behandle, warum man nicht schon längst den Schnäpper verworfen, und dafür die sichere Lancette eingeführt habe, wie solche in Frankreich längst üblich ist? Den kleinen Schmerz wird Niemand achten, wenn sich's um das Leben handelt. Uebrigens hat die tiefe und allgemeine Theilnahme an diesem Unfalle neuerdings die Verehrung bethätigt, von welcher alle Klassen der hiesigen Einwohner für die edle Fürstin durchdrungen sind, die hier eine seltene Fassung bewies und die heftigen Schmerzen mit männlichem Muthe ertrug. Der König, dessen leidenden Gemüthszustand man sich vorstellen kann, verläugnete auch hier sein edles wahrhaft königliches Herz nicht. Statt zürnend den Wundarzt aus seinen Augen zu verbannen, ließ er den unglücklichen, der Verzweiflung nahe gebrachten Mann vor sich rufen, sprach ihm Trost und Ermunterung zu, und versicherte ihn der Fortdauer seiner Gnade. Dieser Zug, dessen Wahrheit ich verbürgen kann, schildert mächtiger als eine bogenreiche Panegyrik den Edelmuth und die Herzensgüte des geliebten Monarchen. Möge dereinst sein Biograph ihn nicht vergessen!

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. November 1824.

Denkt ihr denn, daß so etwas wie Zucker schmelzen und hinab-gleiten soll?

Eingemachte Lesefrüchte.

Sechs- und dreyßigster Aufsatz.

L'hombretisch.

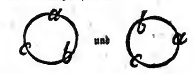
Meine 35ste eingemachte Lesefrucht hat mir folgenden kritischen Brief eingebracht.

Mein Herr Frühstückskoch!

Sie haben in den Nummern 184 bis 189 des Morgenblattes eine Permutations- und Combinations-Theorie in nuce aufgetischt; aber S. 734 und 735 haben Sie sich um einige tausend Millionen verrechnet. Sie wollen um Ihren Tisch herum, wenn kein Platz für den ersten und keiner für den lezten gelten, sondern blos auf irgend eine Verschiedenheit in Ansehung der Nachbarschaft Rücksicht genommen werden soll („wenn die Stühle nicht numerirt sind"), ihre 12 Gäste in $2 \times 3 \times 4 \times 5 \times 6 \times 7 \times 8 \times 9 \times 10 \times 11 \times 12 = 479,001,600$ verschiedene Ordnungen setzen können; und wenn die Stühle numerirt sind, so wollen Sie noch 12mal so viel verschiedene Sitzordnungen herausbringen. Das sollen Sie wohl bleiben lassen. Betrachten Sie nur einmal Ihre 6 verschiedenen Ordnungen unter 3 Buchstaben:

a b c
a c b
b a c
b c a
c a b
c b a

Verschieden sind sie alle sechs; aber doch nur in so fern, als wir auf die Ordnung der Plätze sehen, auf die verschiedenen Anfänge der Reihen. Schreiben wir dieselben hingegen zirkelförmig (wie zuweilen gefährliche Bittschriften unterschrieben werden, damit man nicht sehe, wer sie zuerst unterschrieben hat); so kommen nur zwey verschiedene Ordnungen heraus:



Ihre erste Ordnung fällt mit der vierten und fünften, Ihre zweyte mit der dritten und sechsten zusammen. Hier ist keine Verschiedenheit denkbar, als in Ansehung der Stellung der Nachbarschaft; jedes Element, jede Person an dem runden Tische, hat immer die nämlichen Nachbarn, doch jeden Nachbar einmal zur rechten und einmal zur linken. Ich bin Professor der Mathematik. Wenn ich über die combinatorische Analysis lese, so hab' ich in der Regel nicht mehr als 2 Zuhörer, und deßwegen mach' ich mir's bequem: ich setze mich mit ihnen an einen altmodischen, dreyeckigen L'hombretisch, auf welchen sich gut mit Kreide schreiben läßt, und ich mag es anfangen wie ich will, ich bringe, da die drey Seiten des Tisches nicht numerirt sind, nur 2 mögliche Ordnungen heraus. Wollte der Herr Koch einmal bey mir hospitiren; so würd'

ich einen viereckigen Tisch nehmen, und ihm darauf mit Kreide beweisen, daß daran seine 24 Ordnungen für vier Buchstaben sich auf 6 reduciren, weil jeder von uns nur 3mal einen verschiedenen Nachbar, und jeden nur einmal zur rechten und einmal zur linken haben kann, mit andern Worten (oder vielmehr Buchstaben): weil, sobald der Anfang willkürlich ist, abcd, dabc, cdab, bcda, nach einander so ausgesprochen werden können, daß sie völlig einerley klingen. Aus je vier Schreibordnungen (wo bekanntlich die Deutschen zur Linken anfangen und zur Rechten schließen) wird am viereckigen Tische ohne numerirte Seiten allezeit nur Eine Sitzordnung, und mithin aus Ihren 24 Ordnungen nicht mehr als $\frac{24}{4} = 6$. Allgemein zu sagen, ist an solchem Tische die Anzahl der möglichen Ordnungen für n Personen $= 2 \times 3 \times 4 \ldots \times n - 1$, und nur bey numerirten Sitzen $= 2 \times 3 \times 4 \ldots \times n$. Wollen Sie also an Ihrem, wenn auch nicht gleichseitigen, doch wahrscheinlich viereckigen Tische Ihre 12 Gäste in 479,001,600 verschiedene Ordnungen setzen, so müssen Ihre Stühle schon numerirt seyn, und Sie können das Numeriren nicht dazu gebrauchen, um 5748,019,200 Ordnungen herauszubringen. Die Anzahl der möglichen Staatsverfassungen oder „Ordnungen der Dinge," welche Sie unter der Voraussetzung statuiren, daß im Staate nur 12 Dinge zu ordnen wären, steigt also nicht über 5000 Millionen hinauf, sondern beträgt in runder Summe nur 400 Millionen.

Da Sie hoffentlich Ihren Gästen eingemachte Früchte vom Baume der Wahrheit, aber keine Windbeutel vorsetzen wollen, so machen Sie diesen Brief, wenn Sie ihn gelesen haben werden, als Lesefrucht ein. Dazu schrieb ihn

Ihr ergebner Diener.

Das soll geschehen, mein Herr Professor; aber ich werde nicht blos den Brief einmachen, sondern den Professor und seinen L'hombretisch dazu.

Viereckig ist mein Tisch allerdings, das sieht Jedermann; aber wer sagt Ihnen denn, daß meine Gäste um denselben herumsitzen sollen, wie Sie mit Ihren 2 oder 3 Auditoren sich zu setzen pflegen? Hätten Sie meine sämmtlichen Lesefrüchte gelesen, so wüßten Sie, daß ich beym Theater gewesen bin; und hätten Sie einmal den Macbeth aufführen sehen, so wüßten Sie auch, wie man auf dem Theater sich zu Tische setzt. Man setzt sich nicht um den Tisch herum, das würde üble Prospecte geben; man setzt sich an den Tisch, so daß Eine Seite ganz leer bleibt. Da ich meine Frühstücke vor einem Publikum gebe, welches unterhalten seyn will, so geb' ich sie auch wie auf dem Theater; ich setze meine 12 Gäste so, daß die dem Publikum zugekehrte Seite des Tisches unbesetzt bleibt; und es gibt daher an meinem Theatertische allezeit zwey Gäste, von denen jeder nur Einen Nachbar hat, indem einem nothwendig der rechte, und dem andern der linke Nachbar fehlt. An diesem Tische sitzen meine 12 Gäste nach deutscher Schreibordnung, und solcher Schreibe-Sitz-Ordnungen gibt es für 12 Gäste netto 479,001,600, ohne daß ich nöthig habe, die Stühle zu numeriren. Wenn ich sie aber numerire, so kann ich in jeder dieser Schreibe-Sitz-Ordnungen jeden Gast auf 12 verschiedene Nummern setzen; soll das nicht 12mal 479,001,600 verschiedene Sitzordnungen geben? Versuchen Sie es einmal mit sich selbst und Ihren 2 Auditoren am viereckigen Tische! Gibt's ja nicht, ohne Numeration der Plätze, folgende 6 verschiedene Theater- (oder Catheder-) Aspecten?



Diese 6 Aspecten bleiben verschieden, wie Sie auch immer die Stühle numeriren, worauf Sie und Ihr Auditorium sitzen. Haben Sie aber die 3 Stühle durch Nummern unterschieden, ohne die natürliche Schreibordnung der Nummern zu ändern, nach welcher man ringartig geordnete Dinge, von des Ringes Mittelpunkte aus betrachtet, von links nach rechts herum zählt — Sie können solchenfalls, sag' ich, in jedem Aspecte 3 Veränderungen machen. Sie können im ersten Aspecte a auf 1, b auf 2, c auf 3; oder b auf 1, c auf 2, a auf 3; oder c auf 1, a auf 2 und b auf 3 setzen, und eben so im zweyten, dritten . . . sechsten Aspecte. Sey nun Nr. 1 ein Schemel, Nr. 2 ein Reitstuhl, und Nr. 3 ein Lehnstuhl; so werden auch aus jedem der 6 Aspecte 3 verschiedene Aspecte werden. Ja, wenn Sie vielleicht gar sich vorbehalten haben, die Ordnung der Nummern der Permutation zu unterwerfen, so können Sie der Veränderungen und Aspecten noch mehr machen. Während a auf 1 (dem Schemel) sitzt, kann b, statt auf 2 (dem Reitstuhle), auch auf 3 (dem Lehnstuhle) und dagegen c, wenn es nicht etwa eine Zuhörerin ist, auf dem Reitstuhle sitzen; während b auf dem Schemel sitzt, können a und c den Reit- und Lehnstuhl wechseln u. s. f. Kurz, wenn n Dinge von einer gewissen Art mit n Dingen einer andern Art, z. B. n Herren mit n Frauen combinirt (gepaart) werden sollen; so ist die Anzahl der möglichen verschiedenen Paare allezeit $= n^2$, weil jeder der n Herren mit n verschiedenen Frauen gepaart werden kann. Da nun die 6 möglichen Schreibordnungen unter 3 Buchstaben auch 6 Dinge einer gewissen Art, und die 6 möglichen Schreibordnungen un-

ter 3 Zahlen 6 Dinge einer andern Art sind; so können sie auf sechsmal-sechserley, d. h. auf 36erley verschiedene Weisen combinirt werden.

Sie sehen also: wenn ich an meinem Macbeth's-Tische nicht nur die Schreibe-Sitz-Ordnungen meiner 12 Gäste, sondern auch die Schreibe-Steh-Ordnungen meiner 12 numerirten Stühle permutiren will; so kann ich sogar 479,001,600², das heißt (salvo errore calculi) 229,442 Billionen, 532,802 Millionen und 560 Tausend verschiedene Aspecten herausbringen.

Auf eben so hoch, mein Herr Professor, kann man die Anzahl der möglichen Staatsverfassungen anschlagen, wenn man eine Staatsverfassung nicht blos als eine Ordnung der Dinge, sondern zugleich als eine Combination von Ordnungen mit andern Ordnungen der Dinge betrachtet, beydes in der mäßigen Voraussetzung, daß der zu combinirenden Ordnungen nur 2, und daß in beyderley Ordnungen der zu ordnenden Dinge nicht mehr als 12 sind. Und ist dieses Betrachten nicht vollkommen statthaft? Sind unsere Staatsverfassungen, wo man auch mit der Betrachtung sie anfassen mag, nicht Schreibe- und Sitz-Ordnungen, mit Schreibe- und Sitz-Ordnungen combinirt? Besteht nicht ihr eigentliches Wesen, ihr erhaltendes und bewegendes Princip, gerade darin, daß man sizt und schreibt? Sind es nicht gleichsam Uhren, die stehen und gehen, je nachdem darin gesessen und geschrieben wird? Und ist die schreibordnungsmäßige Sitzordnung derer, die da schreiben, nicht eben so permutable, als die Ordnung der Plätze, worauf sie sitzen? Gewährt sie nicht den theatralischen Aspect eines Macbeth's-Tisches, auf welchem die meisten Speisen blos Schau-Aufsätze sind, von Papier oder Pappe gemacht, und an welchem gewöhnlich sogar der leere Stuhl für den Geist nicht fehlt; für den Geist, welcher, wenn er unvermuthet einmal aufsteigt und sich drauf sezt, den hohen Wirth mit Entsetzen erfüllt?

Gewiß werden Sie nun den Grund einsehen, warum ich meine combinatorische Analysis aufgetragen habe auf einen anderen Tisch, als der altmodische, dreyeckige L'hombretisch ist, an welchem Sie die Ihrige Ihren 2 Zuhörern vortragen. An diesem sitzen Sie mit 2 Studiosen, und es ist human von Ihnen, daß Sie keinen ersten, zweyten und dritten Platz daran gelten lassen, sondern sich mit den Herren Comilitonen rangiren, wie sich's eben trifft. Aber an meinen Tisch waren 12 große Staatsmänner geladen, denen ich an ihren eignen Personen die Permutabilität der Staatsdinge unter der Herrschaft der Schreibordnung anschaulich machen wollte. Daß ich dabey auf die Permutabilität ihrer Stühle keine Rücksicht nahm, geschah blos, um bey dem ersten Frühstücke dieser Art meine Gäste nicht durch ungeheure Zahlen schwindlig zu machen. Ueber die Millionen hinaus wollt' ich für diesmal nicht gehen. Aber bald vielleicht werd' ich ein combinatorisches Frühstück geben für 32 Generalfeldmarschälle, an einem Tische mit 64 Stühlen. Darauf werd' ich ein Schachbret von Pfefferkuchen setzen mit 32 zuckergebackenen Schachfiguren. Und daran werd' ich den 32 Generalfeldmarschällen anschaulich machen, daß zwey gleich starke feindliche Heere, jedes von 16 Regimentern, auf einem Terrain, welches noch einmal so groß ist, als der Raum, welchen sie in Schlachtordnung einnehmen, in weit mehr als 1100 Quatuordezillionen verschiedener Stellungen gegen- und untereinander gerathen können.

Wenn Sie mir alsdann an Ihrem dreyeckigen L'hombretische wieder nachrechnen wollen, so vergessen Sie nur nicht, daß ein Frühstückskoch des großen Orients (vulgo Morgenblattes) kein Professor der Mathematik ist, und daß es ihm freystehen muß, selbst aus der Analysis Windbeutel zu backen, wenn sie nur nicht zu trocken gerathen.

Skolie,

während der Liedertafel zu Berlin,

am 13. Juli 1824.

Zwey Götter steigen nieder
Und kehren in uns ein,
Der Ein' durch die Lieder,
Der Andre durch den Wein.

Sie wirken im Vereine
Und wecken sel'ge Lust;
Im Haupte treibt's der Eine,
Der Andre in der Brust.

Und bin ich recht im Trinken,
Und singe lustig drein —
Dann will es mich bedünken,
Der dritte Gott zu seyn.

Karl Grüneisen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September bis Anfangs Oktober.

(Fortsetzung.)

Auf dem Theater an der Wien produzirt sich jezt eine aus Paris kommende, sehr renommirte Seiltänzer-Truppe, wenn es erlaubt ist, sich dieser alltäglichen Benennung ohne Komplimente zu bedienen! Der Chef dieser Gesellschaft ist Hr. Chiarini, und der älteste Sohn, der auch dem Meister, sowohl dieser als wahrscheinlich aller andern jezt vorhandenen Künstler derselben Art repräsentirt, nennt sich mit der pomphaft klingenden griechischen Bezeichnung solcher Virtuosen: erster Acrobat in Frankreich und Italien. Das kann ihm gern zugestanden werden, denn er ist wirklich außerordentlich in seiner Kunst

und darf keinen Nebenbuhler fürchten. Wenn man es so weit in einer Kunst gebracht hat, so darf man sich mit Recht auf seine Meisterschaft berufen und in die Reihe ausgezeichneter Talente treten, deren Rangordnung dann nach Zweck und Nutzen jeder Kunst bestimmt werden mag. Welchen Nutzen aber haben jene armseligen Reimereyen, die unreifen Früchte anmaßungsvoller Stümper, die in einer Art von wahnwitziger Behaglichkeit Tag und Nacht von ihrer Meisterschaft nur träumen, in allen öffentlichen Blättern mit einer beyspiellosen Industrie sie ausposaunen lassen, während ihre Werke einmal um das andere die bestochenen Posaunenbläser Lügen strafen! Von Hrn. Chiarini haben die Posaunen wahrlich nicht zu viel verkündigt; davon überzeugt man sich erst, wenn man diesen Künstler sieht, der, wie es scheint, auf dem gespannten Seil Alles kann, was er will, der nur zu extemporiren oder zu improvisiren scheint, und wenn er ja ein Unglück haben sollte, nicht zur Erde kommen, sondern sich im Fallen wieder aufwärts richten, und nicht nur siegreich wieder dastehen, sondern in seinen halsbrecherischen Evolutionen ununterbrochen fortfahren würde. Diese Aeußerungen mögen zugleich eine schwache Charakteristik seiner Eigenthümlichkeit seyn. Er schwimmt, wie ein Fisch, er fliegt, wie ein Vogel, er schießt und schwingt sich hin und her in allen Richtungen, das Seil ist sein Element, oder dient nur als Gränzscheide zwischen ihm und den andern Bewohnern dieser Erde. Wie es Menschen gibt, die zu den Amphibien gehören, und nicht im Wasser untergehen, so kann dieser aus der Luft nicht herunterfallen. Er marschirt weit über das Theater hinaus und schlägt auf dem abschüssigen Theil des Strickes rückwärts einen Saltomortal — jezt stüzt er sich mit der Hand auf's Seil und schwebt in horizontaler Richtung — frey — seht! jezt macht er eine andere Positur, hält sich mit dem blosen Schienbein an und schwebt frey und frank. Alles das mit einer Leichtigkeit, daß einem gar nicht unwohl dabey wird; Alles das so schnell und so behend, daß es einem Blendwerk gleicht. Seht, das ist ein Akrobat, und einer wie er seyn soll. Im Grunde darf man's ihm auch nicht verdenken, daß er sich und seiner Familie einen besondern Titel beylegt; das ganze Thun und Treiben dieser Leute hat einen eigenen Anstrich, der sie von den gewöhnlichen Seiltänzerkompagnien unterscheidet. Das Kostüm und die Verzierungen sind sehr elegant und glänzend, indessen thut der Flimmer des Silbers und Goldes sammt dem Kontrast der Farben, den Augen weh und schadet auch den Repräsentationen. Bajazzo ist eine eigene Art von Spaßmacher, ein wahrer Grazioso. Er macht wenig Worte, aber tüchtige Stückchen. Wenn er lange Zeit so ernsthaft und passiv dasteht, sieht man's ihm nicht an, was er im Schilde führt. Auf der Leiter spaziert er über die Bretter hin mit so vieler Gewandtheit und Geschicklichkeit, wie mancher Mime nicht auf seinen Füßen. Auf dem Borde ist er erst ein rechter Tausendkünstler. Auch die Kleinen, vom jüngsten an, der auf den Füßen stehen kann, machen ihren Hokuspokus mit Geschick und Ungezwungenheit. Die ältere Mlle. Chiarini tanzt ohne Balancierstange mit Leichtigkeit und Grazie. Diese Gesellschaft gibt auch Pantomimen. Die bisher produzirten waren aber wenig mehr als Divertissements. Das Publikum strömt schaarenweise zu diesem allerneusten Spektakel. Die Theaterkasse erholt sich wieder und die unvermeidliche Katastrophe wird weiter hinausgeschoben. Diese Bühne wetteifert übrigens mit dem Circus gymnasticus im Prater, der für solche Repräsentationen geeignet und bestimmt ist, die bequemere Lage macht es wünschenswerth. Auf keinem Theater wird wohl eine größere Mannigfaltigkeit von Vorstellungen der verschiedensten Natur als eben hier gegeben: Wilhelm Tell und Pumpernickel, Maria Stuart und die Silberschlange, Pugard und das Rosenhütchen, der Schneider und der Sänger und die indianischen Gaukler, die Unzertrennlichen. — Eben recht! Das hätt' ich bald vergessen. Ein Schauspiel ganz besonderer Art — eine Novität: Die Unzertrennlichen. Traumbild in drey Akten, mit einem Vorspiel: die Schwärmerey, und einem Nachspiel: das Erwachen. Die Hauptsache ist eine Gespenstergeschichte. Ein Freund nämlich erscheint dem andern und fordert ihn auf, seinen Tod zu rächen an verruchten Mördern. Er gibt ihm ein beschriebenes Blatt, und wenn die Schrift auf diesem, in Gegenwart Anderer roth wird, so sind die Frevler in der Nähe. Der Geist läßt eine schwarze Diligence anspannen, Kutscher, Pferde — Alles ist kohlrabenschwarz — und hurre hurre, hopp hopp hopp! geht's fort in sausendem Galopp — von Nürnberg nach Augsburg. Dort finden sich die Mörder richtig. Den unglücklichen Freund erwartet man vergebens zum Hochzeitfest im Hause seines Schwiegervaters, dessen eigner Sohn, im Bund mit einem Spießgesellen, dem Nebenbuhler des Ermordeten, ihn aus dem Wege geräumt hat. Der Rächer geräth selbst in Lebensgefahr. Der Geist erscheint jedoch zu seiner Rettung öffentlich. Die Mörder werden schnell ergriffen, und es wird offenbar, daß der Eine nicht der Sohn des Schwiegervaters ist. — Manches in diesem Stück ist geeignet, den gemeinen Haufen anzusprechen, z. B. das Abfahren und Ankommen der Postkaleschen, in deren Einer der Erwartete sizt, schwarz gekleidet, bleich und verstört, dem Harrenden nur sichtbar, und ihn begrüßend. Als dieser nach ihm fragt, will keiner den sonst bekannten Passagier gesehen haben. Als er in sein Zimmer tritt, sizt die nämliche Erscheinung am lodernden Kamin u. s. w. Das Stück ist aber nur zu sehr wie eine Volkstheater-Farce fabricirt, und weder kalt noch warm. Der gute Geist macht seinem Freund auch gar zu vielen Spuk. Was dem Faß aber vollends noch den Boden einstößt, ist, daß man für nöthig hielt, die Geistergeschichte in ein Traumgesicht umzuwandeln. In dem Vorspiel legt sich der eine Freund schlafen, nachdem er Bier zu sich genommen hat, um seinen Gram desto eher zu betäuben. Nun muß man sich vorstellen, daß ihm Dasjenige, was im Hauptstück vorgeht, im Traume erscheint. Er liegt wieder träumend da, wenn das Nachspiel angeht, wacht aber voll Entsetzen auf, und freut sich, daß es nur ein Traum gewesen. Die Zuschauer ärgern sich, weil es ihnen wie eine Fadaise vorkommt. Ein griechisches Mährchen hat Aehnlichkeit mit dem Inhalte dieses Stückes. Ein Freund erscheint dem andern dort im Traum, entdeckt ihm, er sey von seinem Wirth ermordet, der den Leichnam da und da verscharrt habe. Diese Traumerscheinung wiederholt sich zweymal in derselben Nacht. Endlich rafft er sich auf, eilt verzweiflungsvoll an den angezeigten Ort, findet Alles, wie er es im Traume gesehen, und zieht den Mörder vor Gericht. Das deutsche Stück ist nach einer Erzählung, oder was ich eher glauben will, nach einem französischen Melodram bearbeitet. Zwey Verfasser haben sich genannt: ein Freyherr von Bärdenfeld und ein Hr. G. Seidl. Vom Leztern sind die Zusäze. Das Uebrige nicht zu erwähnen, so zeigt sich wenigstens in der Prosa beyder Kleinigkeiten nicht der mindeste Beruf zum dramatischen Schriftsteller. Man kann sich aber irren, und der Verfasser hat versprochen, ehestens ein besseres Produkt zu liefern, oder in aller Eile schon versprechen lassen, das läuft auf Eins hinaus. Wir wollen hoffen und erwarten. Hübsche Dekorationen, Garderobe und dergleichen mehr, vermögen viel.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 272.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 12. November 1824.

Getrost, das Leben schreitet
Zum ew'gen Leben hin;
Von innrer Glut geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein:
Wir werden sie genießen
Und lichte Sterne seyn.

Novalis.

Die Sterne*).

Von Alphonse de Lamartine.

(Aus dem Französischen übersezt von Gustav Schwab.)

Es gibt für den Gedanken eine Stunde,
Die heilig ist: — Wenn aus des Himmels Saal
Die Dämm'rung fliehend, für des Tages Scheiden
Die Lüfte tröstet, und den Bergen rings
Ihr stilles Lebewohl verlängernd sagt.
Man sieht ihr schwankes Licht am Horizont,
Wie mit dem Saum ein lang und wallend Kleid,
Das dunkle Firmament allmählig kehren,
Wo matte Sterne neuerstehn im Blau'n.
Bald sprühen aus dem dunkeln Schatten auf,
Wie unterm Fuß der Nacht ein goldner Staub,
Die Inseln Lichts, die goldnen Kugeln alle
Zu Tausenden, die unser Augenstern
Nachdenklich, voll von dunkler Sehnsucht, sucht.
Der Abendhauch fliegt auf der Spur der Nacht,
Und sä't sie durch den hellen Raum in Wirbeln.
Verblendet sucht, verliert das Auge sie:
Die einen, scheint es, irren an dem Rand
Der Wälder, — eines Wundervogels Schwingen,
Streu'n so, sich öffnend, Strahlengarben aus.
Der Luft entragen andr' im Wogenglanz,
Wie ein gebleichter Fels dem Schaum des Meeres;
Die — wie ein Renner fliegend auf der Bahn —
In langen Wellen rollen auf ihr Haar;
Die, bald sich neigend über'm Horizont,
Sind Augen, offen ob der Schlummerwelt,
Indeß am Rand des Himmels bleiche Sterne
Im Blauen schiffen, weißen Segeln gleich;
Die sich dem Hafen nah'nd, von fernem Strand,
Im Strahl des Morgens auf den Wassern glänzen.

Von diesen Sternen, seinem höchsten Werk,
Kennt Gott nur Zahl und Alter und Entfernung;
Die einen, schon gealtert, bleichen ab,
Verloren haben andre sich vom Himmel,
Noch andre heben lachend ihre Stirn,
Wie junge Blumen, die sein Athem küßt.
Mit reinem Licht entzücken sie den Ost,
Das Auge selber staunt, das sie gezählt.
Sie schwingen sich im Himmelstanz . . . der Mensch,
Grüßt sie, benennt sie, wie ein Neugeborner.
Wer hat, berauscht von ihrem keuschen Blick,
Nach Laune sie mit irrem Aug' erfassend,
Den Reinsten suchend in dem hohen Chor,
Ihn nicht geweiht mit seiner Liebe Namen?
Auch ich kenn' Einen, einsam steht er, fern,
Der hat mich oft in langer Nacht getröstet,
Sein Glanz, in heil'ge Schatten eingehüllt,
Gleicht einem Blick, der mir auf Erden strahlte.
Vielleicht? . . . Ach, trüg' er doch den Namen nur
Am Himmelszelt, den ihm die Liebe gab!

Derweil rückt vor die Nacht, es ziehn und schwimmen
Die Welten schweigend auf dem Abgrund hin.
Auch wir, hinein in ihre Bahn gezogen,
Dem unbekannten Hafen gehn wir zu.
Oft fühlt man, in der Nacht, beym Westeshauch,
Die Erde selber, wie ein Fahrzeug, fluthen;
In gleichem Lauf, mit lichtem Schaum bedeckt,
Durchziehn die Berg' ein grollend Meer von Lüften,
Und an den Wogen, drauf dieß Rund sich wiegt,

*) Aus einer Auswahl von metrischen Uebersetzungen Lamartine'scher Gedichte, die zur Ostermesse 1825 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen werden.

Bricht unterm Vordertheil der Nord sich laut;
Des Windes Aechzen hört man in dem Mast,
Und der geschlagnen Seiten dumpfes Dröhnen,
Und auf dem Abgrund wogt in seinem Haus
Der Mensch mit Lust, und traut dem Steuermann.

Ihr Sonnen! Welten, die ihr mit uns fluthet!
Sagt, wenn er's euch gesagt, wo gehn wir hin?
Nach welchem Himmelshafen lenket uns
Sein Hauch? Wo ist des raschen Fluges Ziel?
Sprecht, werden wir an öder Trauer Strand,
An ungeheurer Klippe nächtlich scheiternd,
Die Trümmer sä'n in's Unermeßliche?
Sprecht, oder heiterm Ufer zugelenkt,
Vom ew'gen Anker festgehalten, landen,
In süßem Schlaf, an einer Himmelsbucht?

Ihr schwimmet näher an des Himmels Wölbung,
Glanzreiche Welten! sicher wisset ihr's;
Dieß rein're Meer, der Aether, wo ihr wogt,
Läßt hell'res Licht zu euch hernieder kommen,
Ihr funkelt mehr denn wir: ihr wißt auch mehr;
Denn aller Wahrheit Bild ist ja das Licht.
Dem Glanze glaub' ich eurer irren Kreise,
Der durch der Wälder Dome silbern dringt,
Der, auf erzürnte Meere plötzlich schleichend,
Die wilden Wogen, sie beleuchtend, stillt.
Den Strahlen glaub' ich, deren weicher Tag
Zur Tugend, zum Gebet, zur Liebe lad't;
Die, wenn sich ihrem Licht erschließt das Auge,
Die Thräne locken auf der Wimper Saum.
Der Ahnung glaub' ich, jenem süßen Triebe,
Der hin zu euch der Liebe Seufzer lenkt,
Der Schönheit Auge, süßer Träume Flug,
Den glüh'nden Schwung des Dichters und des Aars!
Ihr Himmelszelte! Tempel! Paradiese!
Des Friedens und der Unschuld Aufenthalt!
Durch alle Fernen strömt in stillen Nächten
Auf uns hernieder eure Wunderkraft.
Ach! Alles, was wir suchen: Wahrheit, Liebe,
Die reife Frucht, die von dem Himmel fiel,
Daran als Vorschmack sich die Erde labt,
Nährt ewig droben in der klaren Luft,
Nach der der Blick sich sehnt, des Himmels Kinder.
Und dort vielleicht wird, was er werden soll,
Der Mensch, und trifft, was er verloren hat.
Wie oft, ach! einsam wach auf Bergesgipfeln,
Wo stolzer wünschen darf der freye Geist,
Ihr Himmelsblumen! ihr, der Lilie Neid!
Hab' ich geflüstert: „Wär' ich eurer Eine!"
Was kann ich nicht, entflohn der Scholle hier,
Im Saal des Lichts, durch den mein Auge schweift,
Entblühen plötzlich meines Gottes Schritt,
Mit einer Feuerblume mehr bestreuend
Den heil'gen Vorhof, oder auf der Stirn
Der höchsten Schönheit, als ein Blumenwerk,
Ein bleiches, glänzen an dem Diadem?

In der krystallnen Fluthen flücht'gem Blau
Noch immer meiner Heimath eingedenk,
Einsam und zögernd käm' ich jede Nacht
Den Bergen, die ich liebte, nah, zu glänzen.
Wie gern der Zweige Nacht durchschlüpft' ich dann,
Schlief' auf der Wiese, fluthet' auf dem Strom,
Durchdränge sänftlich einer Wolke Schatten,
So wie ein Liebesblick, von Scham verhüllt.
Den Menschen sucht' ich auf: — und fänden sich
Umwölkte Stirnen, Augen ungeschlossen,
Ein Herz in Leid; von edler Last gedrückt,
Vor Gott, mit ihrer Trauer, eine Seele;
Ein Armer, der dem Tag den Schmerz verbirgt,
Im Schoos der Nacht die Thränen fließen läßt;
Ein kühner Geist, ein thätiger Gedanke,
Vom Trieb geschleudert in's Unendliche; —
Mein Strahl, von heil'ger Freundschaft ganz durchglüht,
Sein Mitleid spendend wohlbekannten Uebeln,
Wie ein Geheimniß in ein liebend Herz, —
Auf die gebeugten Stirnen göß' er sich.
Mein brüderlicher Glanz, auf sie gestossen,
Lacht' ihrem Auge, schlief' in ihrem Schooß,
Und in des Himmels Sprach' enthüllt' ich ihnen
Ein Wort des Räthsels, das der Schmerz erräth.
Ich trocknet' ihre Thräne; Morgens dann,
Wenn fern am Horizont mein Kreis erblaßte,
Entschwindend aus gerührtem Augenstern,
Ließ ihnen bunte Träume doch mein Licht,
Und Ruh' und Hoffnung, und sie konnten doch,
Der Seufzer satt, noch vor dem Frühroth schlummern.

Und ihr Gespielinnen, erlauchte Schwestern,
Die ihr das Feld der blauen Veste schmückt,
Und nach der Himmelsleyer euern Schritt
Bewegend, knüpft und löst harmon'schen Tanz!
Euch noch, geführt in diese heil'ge Kette,
Folgt' ich im Blau'n dem Zuge, der euch lenkt,
In lichter Wüste führtet ihr mein Auge,
Das sich im Feuerlabyrinth verliert.
Mich kennen, loben lehret' euer Strahl
Den, den wir suchen, den vielleicht ihr schaut!
Ich taucht' in seinen Schoos mein zitternd Licht,
Und fühlt' in ihm — was Alles ihr nur fühlt.

Die sittliche Bildung der Taubstummen.

(Fortsetzung.)

Die Ergebnisse der bisherigen Leistungen der Anstalt müssen sich, zum Theil wenigstens, schon beym ersten Anblick der Zöglinge, sey es im Lehrzimmer, oder bey der Arbeit, oder in den Erholungsstunden, darbieten, und der unbefangene Beobachter findet: es seyen Knaben und Jünglinge wie andere, nur kindlicher im Verhältniß zu ihrem Alter und ihrer Größe, und mit dem Unterschied, daß man sich ihnen nicht durch's Gehör mittheilen kann. Denn gleiche Lebhaftigkeit, gleiche Fröhlichkeit, gleiche Unbefangenheit, wie bey glücklicher organisirten Kindern, zeigen sich auf den ersten Blick. Viele andere hörende Knaben sieht man wohl träger, trauriger und scheuer als diese. Jedem, auch dem Fremden, der sie grüßt, reichen sie freundlich und traulich die Hand; den Bekannten aber, den Vorstehern und Freunden der Anstalt, kommen sie mit der lebhaftesten Freude, mit dem innigsten Vertrauen im Blick und in der ganzen Geberde entgegen.

Das ist nicht Abrichtung; so hat liebevolle Behandlung und freundliches Beyspiel auf sie gewirkt; und zwar, mit wenigen Ausnahmen, in der Regel ziemlich schnell. Sie kamen in Betreff der Offenheit und Zutraulichkeit sehr verschieden in die Anstalt, ohne Zweifel je nach Maßgabe der früheren Behandlung. Einige waren gleich Anfangs fröhlich und gutmüthig, einige sogar nur zu dreist und wild, andere dagegen waren verschlossen und trübsinnig. Diese Verschiedenheiten haben sich nun meistens ausgeglichen, doch nicht ganz verwischt; was eigenthümliche Anlage, oder gar zu tief eingewurzelte Stimmung war, ist geblieben. Allgemein aber wird nach und nach bey ihnen ein ganz besonderes, fast unbegrenztes, Vertrauen in ihre Lehrer und Vorsteher, wie man es gewiß selten bey andern Zöglingen findet, und welches sich in unbedingtem Glauben, in willigem Gehorsam und in ungeheuchelter Aufmerksamkeit äußert. Freylich würde bey harter, ungerechter oder launenhafter Behandlung dieses Vertrauen sich nur zu bald verlieren; aber es überstieg immerhin unsere Erwartung, und war uns merkwürdig als Widerlegung des Vorurtheiles, daß die Taubstummen, wie öfters ältere, das Gehör verlierende, Menschen, zum Mißtrauen besonders geneigt seyen. Es scheint vielmehr, als ob sie für den Ausdruck des Wohlwollens in Blick und Geberde einen viel feinern und richtigern Takt hätten, als die an den oft so trügerischen Wortausdruck gewöhnten. Eigentliche Lügenhaftigkeit oder hartnäckige Verstellung haben wir noch bey keinem wahrgenommen; und sie sind auch, glauben wir, nicht zu befürchten, wo der Mensch nur die Geberdensprache zum Ausdruck seiner Gedanken und Gefühle mit Geläufigkeit gebrauchen kann, ihm die schriftliche Wortsprache aber so viele Mühe gibt, daß er nicht leicht etwas anderes, als die einfachste Wahrheit damit wird ausdrücken mögen.

Nicht weniger erfreulich, als ihr Benehmen gegen Lehrer und Vorsteher, ist ihr Zusammenleben unter einander. Einige vorübergehende Anwandlungen gereizter Eigenliebe bey vorkommender Rivalität in Fähigkeiten und Fortschritten abgerechnet, herrschte durchgängig unter ihnen das beste Vernehmen und wahrhaft brüderliche Freundschaft. Einige schlossen sich enger an einander, besonders von den Größern. Zu diesen hegen die Kleinern ein großes Vertrauen, das sie auch durch ihr freundliches und sorgsames Benehmen um sie verdienen. Kam ein neuer hinzu, der entweder aus Betrübniß, seine Eltern zu verlassen, oder aus Mißtrauen gegen fremde Gesichter, mürrisch und verschlossen sich von den Uebrigen absonderte und Einsamkeit suchte; so kamen ihm immer einige sogleich mit der einladendsten Freundlichkeit und herzlichsten Theilnahme, oft auf eine ausgesucht zarte und taktvolle Weise, entgegen; und bald war er denn auch in wenigen Wochen unter den Uebrigen wie zu Hause. War aber Einer gar zu roh und widerspenstig, so las man auf ihren Gesichtern Unwille und Verwunderung, und sie hielten sich ferne, bis er menschlicher geworden war. Dieses gute Vernehmen unter einander ist um so verdienstlicher, da allerdings Mehrere von ihnen, besonders die Begabteren und Fleißigeren, ziemlich ehrgeizig und daher reizbar und empfindlich gegen diejenigen sind, die sie als ihre Nebenbuhler betrachten. Aber eine vorherrschende Gutmüthigkeit in ihnen hat sie immer bald wieder ausgesöhnt und zufrieden gestellt, und gröbliche Beleidigungen haben sie sich nie gegen einander zu schulden kommen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September bis Anfangs Oktober.

(Beschluß.)

Zu Gran, in Ungarn, wird eine Metropolitankirche erbaut, die einen Platz unter den größten, wenigstens im Kaiserstaat, einnehmen dürfte. Sie ist im römischen Styl angelegt, und nähert sich in Ansehung der Form dem merkwürdigen Gebäude der hiesigen Karlskirche. Der Fürst Primas von Ungarn, Erzbischof von Gran, der reichste Prälat in der Monarchie, hat diesen Tempel auf seine Kosten unternommen, und seit vier Jahren alljährlich viermalhunderttausend Gulden von seinen Einkünften dazu bestimmt, und wird mit dieser Summe fortfahren. Ein schönes, würdiges Unternehmen für einen solchen Herrn, der schon weit im Alter vorgerückt ist! Möchte er die Vollendung seines Werkes erleben! In drey Jahren denkt man, das Sanctuarium beendigt zu haben; weit später erst die Trommel, dann die vier Seitenkapellen u. s. f. Der Hochwürdigste hat diese Kirche dem heil. Stephan gewidmet, nicht dem Märtyrer dieses Namens, dem die majestätische Metropolitane der Kaiserstadt zum Gedächtniß sich erhebt, sondern dem König von Ungarn. Das riesenhafte Gebäude hat seinen Platz auf einer Anhöhe, außerhalb Gran, und wird mit den umliegenden Nebengebäuden für die Domherren, dem in der Mitte bezeichneten Rundtheil u. s. w. den Raum einer kleinen Stadt einnehmen. Das Gemälde des großen Altarblattes, eines der größten ohne Zweifel, die es gibt: von 25 Fuß Höhe und 16 Fuß Breite, ist dem als Professor an der k. k. Ingenieur-Akademie angestellten, ausgezeichneten Historienmaler Heß aufgetragen. Der Künstler hat den Stoff aus der ungarischen Geschichte gewählt, nämlich die Taufe des heil. Stephans, durch den heil. Adalbert, Bischof von Prag. Die Leinwand zu dem Gemälde ist auf einer der Herrschaften des Primas verfertigt worden und ihrer Breite von sechs Ellen und einem Drittheil wegen merkwürdig. Von diesem Maaß wurde in der Monarchie keine noch fabricirt. Die breiteste betrug vier Ellen nur. In vier Wochen war der nöthige Bedarf fertig; der Ueberrest soll dem polytechnischen Institut eingereicht werden. Ueber den Bau des Weberstuhls vergingen eilf Wochen; indessen möchte vielleicht auch die Hälfte dieser Zeit hingereicht haben. Professor Heß hofft sein Werk in drey Jahren (drey Sommern) zu beendigen, und hat bereits die Skizze der Regierung vorgelegt; sobald diese zurückkommt und gebilligt worden ist, bin ich vielleicht im Stande, Näheres darüber mitzutheilen.

Das Taschenbuch für vaterländische Geschichte ist wieder

frühzeitig erschienen und reichhaltig ausgestattet. Aglaja erscheint dießmal von andrer Hand redigirt. Von dem thätigen, eben so anspruchlosen als gelehrten Küffner ist wieder eine Neuigkeit erschienen: Lebensbilder. (Unterhaltungslektüre.) Sein Artemidoro wird nun von Seiten des Verlegers mit doppelter Energie betrieben werden. Castelli edirt seine österreichischen Volkslieder, deren charakteristischer und poetischer Werth anerkannt ist. Mit Ende dieses Jahres wird das von Sartori mit unermüdetem Fleiße unternommene österreichische Gelehrten-Lexikon — ein Gewinn für die Literargeschichte — erscheinen. Einige Jünglinge füllen die Zeitschriften mit Versen und Selbstlob. Mehrere junge Schriftsteller geben Sammlungen heraus. So bietet Hr. J. F. Haderfch ein Bändchen Novellen dar; vom Hrn. L. Harlisch ist ein Trauerspiel, die Demetrier, sogar erschienen, auch gebührend schon gewürdigt worden. Hr. Ebersberg gab Lebensregeln heraus. Hr. M. G. Saphir (es gibt zwey Autoren dieses Namens) bietet den Verlegern seine humoristischen Versuche an. Pausa, Bleibtreu und J. G. Seidl sind Willens, ihre zerstreuten lyrischen Gedichte zu ediren. Man klage jezt noch über Dürftigkeit in unsrer schönen Literatur!! —

Da ich vorhin jenes Trauerspiel, die Demetrier, erwähnt habe, so muß ich, wiewohl es der Mühe nicht verlohnt, davon zu reden, doch anführen, daß es vor seiner Erscheinung in einigen Zeitschriften mit höchst ungebührlichen Lobpreisungen angekündigt wurde. Ich sage: ungebührlichen, weil das Lob mit sehr gemeinen Ausfällen gegen diejenigen verbunden war, die etwa einen Tadel sich erlauben möchten. Das konnte man für einen Schulknabenstreich ansehen, worauf kein Mann von Ehre sich zu einer Antwort herablassen wird; nun ist aber das gepriesene Werk erschienen — der Berg hat geboren — was? — ein lächerliches Mäuschen! nicht doch; beym Herkules, ein sehr klägliches! Wer die vaterländische Literatur in Ehren hält, muß wünschen, daß man solche unreife Früchte nicht zu Markte bringen möchte. Auch sollten die Gönstigen sich hüten, sie zu voreilig in Schutz zu nehmen, oder, wie man zu sagen pflegt, die lieben Kindlein zu verschreyen. Ohnehin bemerkt man mit Bedauern an den angehenden Schriftnern und Poeten jetziger Zeit eine ganz unerhörte Betriebsamkeit, sich durch falsche Mittel einen Namen zu verschaffen. Und wenn es das allein wäre! aber dieser Ungestüm ist oft mit einer unerhörten Anmaßung und Unbescheidenheit gepaart. Wenn Jugend ein Verdienst ist, so wird dieses jedem vom Weibe Gebornen einmal zu Theil. Wie bescheiden trat jener Bund von Dichterjünglingen einst auf, dem Deutschland so viel Schönes, Bleibendes verdankt! Was sind so manche fixfingerige Reimer und Skribenten, die in ihrem Dünkel stolz auf die mit ewig frischem Grün bedeckten Gräber der Entschlafenen herniederschauen, gegen jene Heroen anders als — Pygmäen zu vergleichen? — Sie berühren schon die Sterne, sie nehmen Platz im Rath der Aeltesten und Weisen, sie wollen nichts über sich ergehen lassen. Wenn sie doch bedenken möchten, daß diese Ungeduld und Petulanz für ein sicheres Zeichen der Mittelmäßigkeit, wo nicht eines Schlimmern, gehalten werden! Genug — ich denke an Horazens Worte: Odi profanum vulgus et arceo!

London, 22. Oktober.

Endlich haben wir auch den Freyschütz auf der Bühne von Coventgarden, aber so zerfezt, daß, wäre es nicht der Name, und besonders die Musik, die uns daran erinnert, man das Stück nicht mehr als Webers erkennen würde. Kind's ist es freylich nicht mehr; aber das wäre nicht zu bedauern, wenn viel dabey gewonnen wäre; aber das ist es leider nicht: es ist dieselbe Aberglaube erregende, oder doch nährende Teufelsgeschichte, welcher noch die vortrefflichen Dekorationen und das unnachahmliche Maschinenwerk dieses Theaters eine Lebenswärme mittheilen, welche die Wirkung für das Volk noch gefährlicher machen. In dem kleinen englischen Opernhause war die Kugelgießerscene zum Theil lächerlich, hier ist sie furchtbar, und wäre schon allein genug, um das Stück bey unserm spektakelliebenden Publikum beliebt zu machen. Die Hauptveränderungen, die man darin angebracht, sind, daß Max (hier Wilhelm genannt) auf Gott vertrauend, Kaspars Versuchung ablehnt, und dieser dafür dem Samiel den tölpelhaften und betrunkenen (denn man hat nirgends einen Wirth mit einer hübschen Tochter angebracht, um diese Trunkenheit zu bewirken) Kilian zusagt, wodurch denn Max ganz in den Hintergrund fällt. Auch hat man den Eremiten wieder eingeführt, aber nur blos, um Aennchen die weißen Rosen zu geben, womit sie am Brauttage das Haupt ziert, und die sie dann auch gegen Verlezung sichern. In der Musik ist Vieles versezt und ausgelassen, unter andern Kaspars Baß-Bravourarie und der Schlußchor, wofür man den Samiel mit der ganzen Hölle in einem brennenden Walde erscheinen und den Kaspar davon führen läßt. Dagegen versprechen nun die Komödienzettel des Drury-Lane-Theaters, daß wir dort die nächste Woche den Freyschützen haben sollen, ganz wie er in Berlin aufgeführt worden. So hätten denn alle unsre Schauspielhäuser den Freyschützen unter irgend einer Gestalt (eins oder zwey haben ihn unter anderm Namen) entweder wirklich auf der Bühne, oder haben ihn doch wirklich gehabt. Einer meiner Freunde gedenkt indessen, den Dr. Samiel oder die Wunderpille, für eines derselben zu bearbeiten, und ich wünsche ihm und dem Publikum gerne Glück dazu. Die Miß Paton spielt in Coventgarden Agathens Rolle, und ist dabey hoch schwanger. Sie ist nämlich seit mehreren Monaten die Gemahlin des Lord Lenox, eines Bruders des Herzogs von Richmond, der aber so arm ist, daß ihn die Frau ernähren muß. Das Frauenzimmer hat eine ziemlich schöne Stimme, ist aber so häßlich, daß man kaum einsehen kann, daß der edle Lord durch irgend etwas anders gereizt werden konnte, als durch die gute Gage. Hat sich ja einst einer unserer Prinzen nicht geschämt, von der Gage einer Schauspielerin zu zehren! Die schöne Miß Tree, eine andere Sängerin, macht das Publikum auf eine andere Weise von sich redend. Der John Bull hat nämlich vor wenigen Tagen eine Indulgenz-Bulle des vorigen Papstes für 37 Personen bekannt gemacht, wovon ich selbst das Original in Händen gehabt, und worunter der lezte der Name der hübschen Mary Ann Tree ist. Nun, wenn irgend jemand Indulgenz verdient, so ist es eine schöne Schauspielerin! —

Das ungeheure Schiff Columbus von Quebeck ist wirklich von dort abgesegelt und wird täglich in der Themse erwartet; wahrscheinlich wird man eine Schaubude daraus machen, und so das Publikum für die Thorheit, eine solche schwerfällige Arche zu bauen, bezahlen lassen, wenn die Maschine ja anders nicht auf dem Oceane liegen bleibt, und am Ende durch Dampfboote in den nächsten Hafen getauet werden muß. Indessen war man in Quebeck so weise, ohne das Resultat des Versuches abzuwarten, gleich nach der Abfahrt des Schiffes den Kiel zu einem ähnlichen, aber größeren zu legen, welches 320 Fuß lang und verhältnißmäßig breit und tief werden soll.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 91.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. November 1824.

Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen.
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit.
Schiller.

Madagaskar und Benjowsky.

Zu Anfang des Jahres 1791 segelte ich von der Insel Frankreich als zweyter Kapitän mit dem Dreymaster Marie Therese, Kapitän Dumaine, nach der Küste von Madagaskar. Nach einer Ueberfahrt von zehn Tagen langten wir in der Augusti-Bay an.

Die Rhede ist geräumig und gut; sie bildet nur gegen Westen einen halben Mond, dessen nördlichstes Horn uns nord-nord-westlich, und das südlichste süd-¼ süd östlich lag, wodurch die Rhede von Osten her allen Seewinden zwischen jenen beyden Windstrichen ausgesezt bleibt; doch dehnt sich ein breites Korallenriff von beyden Seiten her weit aus, und nähert sich alsdann mit seinen beyden Enden so sehr, daß der Eingang in die Bay nur die Breite einer Kabellänge von 140 Faden (etwa 8—900 französische Fuß) behält. An diesem Schlagbaum, welcher die Bay beschüzt, brechen sich die Wellen. Dieß gewährt auf der offnen See einen sonderbaren Anblick, es scheint nämlich, als seyen die Schiffe in der Bay den Wellen Preis gegeben.

Am ersten Tage nach unserer Ankunft kamen einige Volkshäupter an Bord, und boten uns Geflügel, Obst und Reis an, sie tauschten dafür Spiegel, eiserne Kessel und Glasperlen ein. Sie waren von ihren Frauen begleitet, diese waren jung und frisch, und zeigten viele Anmuth und eine zierliche Haltung. Ihre Pagnes oder Schürzen von bunter Farbe und Zeichnung erhöhten ihre natürlichen Reize, ihr Frohsinn und ihre Artigkeit erwarben ihnen unsre Huldigungen, welche sie mit froher Erkenntlichkeit annahmen.

Die Madagassen selbst lassen ihren Frauen Gerechtigkeit widerfahren, sie sperren sie nicht in das Innere des Hauses ein, und beschränken ihr Gebiet nicht auf den engen Kreis der Kinderpflege und des Umgangs mit ihren Eheherrn. Vielmehr theilen die madagassischen Damen das Hausregiment mit ihren Männern, und während sich diese mit dem Landbau, der Jagd oder Fischerey beschäftigen, liegen jene dem Tauschhandel ob. Wehe dem Fremden, welcher von diesem Herkommen abweicht! Er findet bey den eingebornen Männern weder Redlichkeit, noch Sicherheit; auf die Frauen dagegen darf man sich fest verlassen; als Krämer und Mäkler zugleich haben sie noch nie das ihnen geschenkte Vertrauen gemißbraucht; sowol im Tauschhandel, als im Einkauf des Mundvorraths, richten sie sich gewissenhaft nach den Aufträgen ihrer Kommittenten.

Der Landbau scheint nur ein Nebengeschäft für die Männer zu seyn, das Land wenigstens macht ihnen weder große Mühe, noch viele Arbeit, man hackt die Oberfläche kaum ein wenig auf, säet Reis und Welschkorn hinein, und willig gibt es reichliche Ernten.

Die Madagassen sind erstaunliche Schnellläufer, außerdem werfen sie ihre Hassagayen oder Wurfspieße sehr geschickt, und treffen noch besser mit ihren Pfeilen, welche sie mit ihren Blasröhren so schnell als Flintenkugeln

schleudern; auf der Jagd ziehen sie diese Waffen den Flinten vor, an denen es ihnen jedoch auch nicht fehlt.

Ihr Lieblingsgeschäft ist die Fischerey, und besonders der Wallfischfang. Acht bis zehn Mann schiffen sich zu dem Ende auf großen Pirognen ein, welche aus Brettern zusammengesezt, in den Spalten mit Moos verstopft, und nur mit Einem Maste versehen sind; sie fahren in die offene See hinaus, und greifen kühn die ungeheuern Wallfische an. Man sollte glauben, sie kennten genau den Sitz des Lebens, denn immer treffen sie das Thier tödtlich. Sobald der Wallfisch verwundet ist, taucht er unter, und wälzt sich auf dem Meeresgrunde, er sucht sich von dem Eisen zu befreyen, welches bey jeder solchen Anstrengung tiefer einzudringen scheint; wenn seine Kräfte sich zu erschöpfen anfangen, kommt er wieder in die Höhe, stößt zwey blutige Wasserstrahlen aus, und stirbt bald nachher. Die Madagassen nehmen ihn eiligst mit ihren leichten Fahrzeugen auf das Schlepptau, und lassen ihn mit der Fluth stranden. Alsbald beginnt man ihn zu zerstücken, und zwar so geschickt und schnell, daß bey rückkehrender Fluth nur noch die Knochen übrig sind, welche die Ebbe mitnimmt.

Ich muß den Madagassen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie für die ersten Harpunierer auf der Welt zu erklären, und ich wundere mich, daß unsere Wallfischfänger, welche sich in den Kanal von Mozambik begeben, sich nicht bemühen, diese eben so gewandten als unerschrockenen Menschen in ihre Dienste zu nehmen.

Die Madagassen essen eben so, wie die Indianer, das Wallfischfleisch gekocht, und sie behaupten, es sey zarter und wohlschmeckender, als ihr bestes Ochsenfleisch. Mit dem frischen Thrane bereiten sie ihre Speisen, und das alte brauchen sie des Nachts als Brennöl; die Wallfischbarten (das sogenannte Fischbein) sind für sie ein vortheilhafter Handelsartikel.

Mehrere Seefahrer haben dieß Land mit schwarzen Farben gemalt; sie haben behauptet, der Boden dieses glühenden Himmelsstriches sey dürr und verbrannt, und die Eingebornen seyen grausam und ungastfreundlich; ich aber finde mich veranlaßt, diese Angaben für irrig zu erklären. Ich machte mehrmals Reisen in's Innere der Insel, und ich weiß zwar nicht, ob die National-Eitelkeit uns vorzugsweise solche Gegenstände gezeigt hat, welche unsern Augen zu schmeicheln vermochten, aber überall bot sich uns die Natur in ihrer Frische und Schönheit dar, lachende Gehölze, blumige Wiesen, klare Bäche, ein fruchtbares und abwechselndes Land, bald anmuthige, bald erhabene Aussichten; dieß war das Gemälde, welches ich um so mehr bewunderte, je weniger ich es erwartet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sittliche Bildung der Taubstummen.

(Beschluß.)

Zur Arbeit sind die Taubstummen, die schwächsten ausgenommen, nicht besonders träge, und wenn sie einige Zeit lang an dieselbe gewöhnt sind, gehen sie mit Freudigkeit daran, ja einige sind außerordentlich rührig und thätig. Eben so sind die meisten von ihnen sehr lernbegierig, und einige zeichnen sich durch einen in Vergleich mit andern Schulknaben seltenen Fleiß aus. Sie sind auch sichtlich dankbarer für das, was man sie lehrt, als die meisten Schüler; als fühlten sie, daß sie nur durch Lernen sich auf die Stufe der übrigen Menschen erheben können.

So schwerfällig viele von ihnen, aus Folge körperlicher Schwäche oder früher Vernachlässigung, erscheinen, so sind sie doch nicht entschieden sinnlicher als Andere. Wir haben keinen besondern Hang zur Unmäßigkeit oder Naschhaftigkeit wahrgenommen, außer in Folge früherer Verwöhnung, und was bey dem nahen Zusammenleben von siebenzehn Knaben verschiedenen Alters, von der Kindheit bis zur vollen Männlichkeit, von großer Wichtigkeit ist: es sind uns bey aller Aufmerksamkeit keine bedenklichen Aeußerungen des Geschlechtstriebes vorgekommen; zum Beweise, daß, wo die Phantasie rein erhalten wird, Verirrungen in diesem Punkte wenig zu befürchten sind.

So können wir denn als Ergebniß bisheriger Beobachtungen an unsern Zöglingen urtheilen, daß sie so sehr als andere Kinder der Erziehung zur Sittlichkeit im vollsten Sinne des Worts fähig sind, und daß diese Erziehung, nach einfachen, richtigen Grundsätzen verständig durchgeführt, glücken wird; sogar mit mehr Sicherheit, da hier nicht so leicht äußere zufällige Einwirkungen in den Gang des Erziehers störend eingreifen. Es ergibt sich hinwieder auch, daß die Vorurtheile, welche den Taubstummen gewisse fehlerhafte sittliche Anlagen allgemein zusprechen, ungegründet sind. Und dagegen zeigt sich nicht, daß ihnen die gemeinsame Behandlung und Führung einen gleichförmigen Charakter einzuprägen vermöchte. Die Beobachtung der einzelnen Zöglinge hat dargethan, daß sie an Fähigkeiten, Anlagen, Neigungen und Charakter-Eigenthümlichkeiten eben so verschieden sind, als irgend welche andere Knaben und Jünglinge. Ja sie scheinen uns sogar auch jezt, nach jahrelangem Zusammenleben, entschiedener in ihrer Individualität von einander abzustehen. Nicht nur ist durch viele Abstufungen herunter ein unermeßlicher Abstand zwischen den fähigsten, welche, wenn sie die Sprache hätten, zuverläßig in jeder Hinsicht zu den vorzüglichsten Köpfen zu zählen wären; sondern da sind auch im schärfsten Gegensatz: unermüdet thätige und träge, langsam beharrliche und flüchtig leichtsinnige, sanfte, geduldige und reizbare, heftige, bescheidene und eitle, demüthige und stolze, gleichgültige und ehrgeizige, fröhlich gesellige und ernsthaft in sich gekehrte Gemüther.

Wichtig kann uns dieß Ergebniß seyn, obgleich es nichts besonders Merkwürdiges zu lehren scheint, indem es wohl Vielen ungleich interessanter vorgekommen wäre, an den Taubstummen eine von allen andern Menschen auch geistig und sittlich ganz verschiedene Klasse von Wesen kennen zu lernen; denn es lehrt uns eben, daß alle gesunden und vernünftigen Erziehungsgrundsätze auch hier auf eine ganz natürliche Weise ihre Anwendung finden, ohne daß wir zu außerordentlichen Erziehungskünsten unsere Zuflucht zu nehmen brauchen.

Wir sollten auch meinen, daß ein solches Ergebniß, welches den Menschen, dem Gehör und Sprache fehlen, doch in geistiger und sittlicher Beziehung als wahren Menschen darstellt, für den Philosophen nicht unwichtig seyn dürfte, und ihm zur Seelenlehre, zur allgemeinen Sprachlehre und zur Sittenlehre nicht unbedeutende Data liefern möchte. Besonders aber ist uns die Erkenntniß der sittlichen Anlage der Taubstummen von höchster Wichtigkeit für die Hoffnung, sie auf gleiche Weise, wie andere Kinder, durch die Religion zu wahren Menschen und Christen zu bilden. Wie sie in die Anstalt traten, waren sie fast alle ganz ohne Ahnung von Gott und ohne Bewußtseyn des sittlich Guten und Bösen. Als der Erste unter ihnen, den wir zur Erkenntniß Gottes reif glaubten, auf die Sonne und auf den gestirnten Himmel aufmerksam gemacht wurde, und man ihn fragte, wer wohl nach seiner Meinung diese gemacht hätte, staunte er erst lange über die Frage und verfiel auf den Gedanken, sein Lehrer oder die Vorsteher der Anstalt hätten sie gemacht. Alle fürchteten den Tod im höchsten Grade. Aber sie waren doch weit davon entfernt, alle Menschen für sterblich zu halten. Für sich lebten sie in der Hoffnung nicht sterben zu müssen, und waren auch fest überzeugt, daß, im Falle sie krank würden, ihr Arzt dem Tode gebieten könne. Einige erzählten, daß sie früher wohl oft Baumfrüchte und andere Kleinigkeiten gestohlen hätten, aber ohne zu wissen, daß sie Unrecht thäten; ihr Gewissen hätte ihnen auch keine Vorwürfe gemacht. Jetzt kennen sie die Stimme ihres Gewissens, und Einer ans ihnen fiel von selbst, durch Fragen geleitet, auf die Erklärung: das Gewissen ist eine innere Stimme der Angst, wenn ich Böses thue, und eine innere Ruhe, wenn ich Gutes thue.

Wir bereiten den für die Zöglinge passenden Religions-Unterricht vor. Jetzt schon indessen kennen mehrere von ihnen, wenigstens in dunkler aber nicht minder kräftiger Ahnung, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Geber jeder guten Gabe, den Vergelter des Guten und Bösen; fürchten den Tod nicht mehr so sehr, seitdem sie vernommen, daß nach dem Tode ein besseres Leben sey; und zuverlässig denken sie an den unsichtbaren himmlischen Vater, wenn sie die Hände falten und gen Himmel blicken.

Spruch von Jahjah, Zejadi's Sohn.

Als ich des Alters Schnee sah meine Scheitel bleichen,
Was sagt' ich ihm? „Willkommen, Freund, in's Land!"
Hätt' ich mit Fug gehofft, durch Schelten würd' er weichen,
Gern anderwärts sah ich ihn hingewandt.
Trifft Lästiges dich auch, sind wird's vorüberstreichen,
Empfängst du freundlich es mit Mund und Hand.

Conz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 28. September.

Königsstädtisches Theater. Dreymal nacheinander und bey gedrängt vollem Hause ist Lessings National-Lustspiel aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges und in jenen Zeiten geschrieben auf unserer städtischen Bühne dargestellt worden, und hat, wie immer, wenn dieses gediegene Werk eine Zeitlang geruht, den lebhaftesten Antheil, den freudigsten Beyfall erregt. Unser großes Theater scheint diesen praktischen Unterricht benuzt zu haben: es gibt auch, wenigstens Potsdams Einwohnern, eine Darstellung der Minna von Barnhelm. Dennoch steht in der Vossischen Zeitung zu lesen — aber löblicherweise nicht von ihrem gewöhnlichen Referenten geschrieben, sondern außerordentlich eingesandt — daß Minna von Barnhelm eigentlich ein in Grund und Boden verfehltes Lustspiel, mit uninteressanten Charakteren voller Familienähnlichkeit ist, und daß man dieß blos darum bis heute, da der Einsender es sagt, nicht gewußt, ja sogar im Gegentheil dieses Stück für eines der besten deutschen Lustspiele gehalten habe, weil man allzuviel Respekt vor Lessings großem Namen hat. Wir würden uns gern die Mühe geben, den Einsender dieses kleinen Jugendstreichs gegen den großen Dichter eines Bessern zu belehren, wir würden ihm das Zeitliche und Oertliche dieses National-Lustspiels zeigen, das Vaterländische und Persönliche, das Brandenburgische und Sächsische, den Einfluß französischer Art, kurz die ganze damalige Gegenwart in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen so treu gezeichnet, daß selbst das Bild ihres Schöpfers, des großen Friedrichs, nicht fehlt; wir würden ihn auf die einfache Erfindung, auf die verständige und organische Anordnung der Scenenfolge und Aktabtheilungen, auf die eben so körnige als elegante Sprache und auf die stete Heiterkeit des Lustspiels aufmerksam machen, wenn dieses überhaupt öffentlich geschehen könnte, ohne die Manen des großen Mannes und das deutsche Publikum, das über sein unsterbliches Verdienst entschieden hat, zu beleidigen. Der junge Einsender — denn jung ist er gewiß, und hat vermuthlich an dem Tag, als er sich entschloß, gegen Lessing zu schreiben, bey A. W. Schlegel gelesen, daß Lessing selbst nicht geglaubt habe, ein Dichter zu seyn; über welchen Unglauben aber der große Kritiker seine Zeit selbst hinüber gehoben hat — der junge Einsender möge sich von einem ältern sachverständigen Freunde sagen lassen, was eigentlich ein Lustspiel sey, was in demselben das Geld als Vehikel bedeute; was der Zufall darin für eine Rolle spielen müsse, was das, was man Zufall nennt, eigentlich sey, woher er komme, und wie sich die tragische Nothwendigkeit von der comischen, als Zufall erscheinende, unterscheide; ferner was stehende Charaktere, Masken, und was ihr Gegentheil und wie sie wirksam gegeneinander gestellt werden; ferner noch Viel und Anderes, was der junge Einsender

nicht ahnet, und noch vielweniger weiß; und sobald er sich hierin zu unterrichten anfangen wird, so wird ihm auch die Einsicht werden, daß er, wenigstens für's erste, vielleicht aber auch für immer, aufhören muß, Kritiken über die Kunst der Bühne zu schreiben . . . nein! nicht zu schreiben; das wäre grausam; aber drucken zu lassen. Uebrigens versichern wir ihm: daß „der gänzliche Mangel deutscher Lustspiele,“ mit welcher Klage der Matador (Todtschläger) des ewig lebenden Lessings beginnt, nicht eher nachlassen wird, als bis diejenigen, die noch erst lernen sollen, sich der Anmaßung begeben, lehren zu wollen; und indem wir den großen Dichter um Vergebung bitten, daß wir ihn auf einem und demselben Blatte neben seinem kleinen Gegner nennen mußten, wünschen wir dem Leztern, daß er, nach vollendeten Studien, in seinem fünzigsten Jahre, eine Kritik schreiben möge, die nach fünfzig Jahren, wie Minna von Barnhelm, frisch und lebendig im Gedächtniß des deutschen Volkes lebe. — Die Wahl dieses Stückes von Seiten der Direktion des städtischen Theaters ist durchaus lobenswerth; man irrt sich, wenn man meynt, das Volk wolle nur immer sich selbst dargestellt sehen und nur feine Sprach- und Lebensweise auf der Bühne wiederfinden; ganz im Gegentheil, es hat den natürlich-poetischen Sinn sich reiner und mächtiger erhalten als die sogenannten gebildeten Stände, es verlangt über sich selbst erhoben zu werden; es fordert also im Lustspiel — und das mit Fug und Recht — daß man ihm auch die höhern Klassen der Gesellschaft in ihren Sitten und Begegnissen darstelle. Und da ist es denn (nämlich von einem städtischen Theater) recht und wohlgethan, wenn man den Bewohner der Münzstraße mit dem Salon der Chaussée d'Antin verschont, so wie den ehrlichen Beamten vom Stadtgericht mit der Hintertreppe des Ministers oder Gunst der Kleinen, und das löbliche Kadetten-Korps mit den Pagen des Herzogs von Vendome. Das heißt zu deutsch: es ist zugleich kunstsinnig und recht, schön und gut, daß eine deutsche Volksbühne dem deutschen Volke nicht stets ausländische, unverständliche und sittenverderbende Miserabilitäten auftischt, sondern lieber einen gutmüthigen Wiener Schwank, eine derbe berlinische Posse, ein ächt brandenburgisches heiteres Drama, eine Minna von Barnhelm. Eben so löblich ist es, daß die Intendanz des königlichen Theaters bey dieser Gelegenheit kein französisches dépit äußerte, sondern frisch (?)-weg ebenfalls dieses bewährte, klassische Lustspiel gab. Möchte doch das ein Anreiz für so manche berühmte und unberühmte Gastspielerin seyn, die immer wieder als kartoffelkochende Naturkinder debütiren, oder uns das allerwelts Kunststück der Talentprobe vormachen, die gar keine Probe des Talents ist, indem dergleichen gut und besser auf jedem Gesellschaftstheaterchen gesehen wird. Warum ist weder Mad. Neumann, noch Mlle. Lindner während ihrer vielfältigen Kunstreisen als Franziska aufgetreten? — Was die Darstellung der Minna von Barnhelm betrifft, so nennen sie die Enthusiasten eine meisterhafte; wir — den Werth der Worte beachtend — nennen sie eine gelungene. Mlle. Bauer als Minna spielte mit einer hinreißenden Lebendigkeit, die nur aus ächter Liebe zur Kunst hervorquillt; sezt man nun noch hinzu, daß ihre Schönheit Alles, was ihr nahe kam, überglänzte, so ist das hinlänglich genug für eine junge Schauspielerin, die sich in der ersten Epoche ihrer künstlerischen Ausbildung befindet. Mlle. Müller, die in der Rolle der Franziska debütirte, ist recht hübsch, im Zimmer vielleicht schön, allein sie hat nicht jenen Schmelz, nicht das Feuer, und, obgleich schön gewachsen und nicht klein, dennoch nicht jene Gestalt, die von der Bühne aus mächtig wirken. Ihre Stimme ist durchaus nicht störend, aber nicht so klangreich, wie die der Mlle. Bauer. Die Rolle, die sie zu ihrem Debüt gewählt hat, bezeichnet eine löbliche Tendenz und gibt uns die tröstliche Vermuthung, daß sie einem bestimmten Fache sich widmet. Hr. Nagel führte am Schlusse beyde Damen hervor, ob Beyde gerufen wurden, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. Hr. Schmelka, als Wirth, hat wie immer Lachen erregt, aber einige Male geschah dieß durch Gestikulationen und Grimassen, die als Fabrikarbeit der Posseureisserey, in das Lessing'sche Lustspiel eingeschmuggelte Kontrebande waren. Der Vorsaz und Anfang waren gut, auch half er sich, wenn ihn die Gewohnheit zu Boden ziehen wollte, immer wieder auf, in welchem Bestreben ihm seine Kleidung zu statten kam, die aber eigentlich vornehmer war, als sie es seyn sollte. Hr. Nagel spielte den Wachtmeister in der herkömmlichen Manier und in dieser gut. Hr. Meyer ist zu jung für den Major und hat weder die Kunst des Schminkens, noch das altpreußische Kostüm benuzt, um diesen Uebelstand zu beseitigen; im Gegentheil, er war vom Fuß bis zum ungepuderten und rundgeschornen Kopfe eine Modemilitärperson. So lang er in der Defensive blieb, war er nicht übel, sobald er aber offensiv verfuhr, merkte man seinen Kampf mit der Unsicherheit. Nun, es wird schon werden! Hr. Angely, als Ricaut, war brav; er ist es immer, wenn er nicht zu brav seyn will; zu brav sind nur die Renommisten, c'est à dire: im Anfang.

Am 27sten v. M. beehrten Se. Maj. der König und Ihre Königlichen Hoheiten der Kronprinz nebst seiner Gemahlin, die Großfürstin und ihr Gemahl, die Prinzessin Louise mit ihrem Verlobten, dem Prinzen Friedrich von den Niederlanden, die Erbgroßherzogin von Schwerin und ihr Gemahl nebst sämmtlichen Prinzen des Hauses, das städtische Theater mit ihrer höchsten und hohen Gegenwart. Man gab den Schwaben in Berlin, welcher Schwank fortwährend gefällt, und die beyden Pädagogen aus dem Französischen, von Hrn. Angely als deutsches Vaudeville bearbeitet — hierüber und über die Verpflanzung des Vaudeville auf deutschen Boden in unserm nächsten Schreiben.

Auflösung der Charade in Nr. 267:

Federball.

Räthsel.

Einen König weiß ich ohne Reich;
Seine Diener sind ihm völlig gleich.
Und er theilt auch alle ihre Leiden:
Nur die Krone mag ihn unterscheiden.

Stolze Riesen machen sich's zum Ziele,
Diesen König, und die Diener sein,
Hinzuschmettern nach des Tages Schwüle,
Und sich in des Abends milder Kühle
Solchen Frevels gar zu freu'n.

Doch es bleibt des Königs leichte Krone
Unerschüttert, seinem Feind zum Hohne;
Und man sieht ihn, mit den Dienern allen,
Schnell erhoben, wie er schnell gefallen.

Längst schon werdet ihr die Riesen kennen,
Nun so wollt mir auch den König nennen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. November 1824.

In der Tiefe welches Brausen!
Horch! es naht wie Sturmessausen
Aus des Berges Flammenhauch,
Und der fahle Schwefelrauch
Wolket aus dem weiten Rachen
Und verhüllt den Sternenschimmer;
Ungeheure Felsentrümmer
Schleudert mit des Donners Krachen
Die geheime Kraft heraus.

C. A. Glaser.

Geschichte des Vesuvs und seiner Phänomene in den letzten Jahren.

Die äußere Temperatur der Lava vom 28. Februar 1822 war in der Entfernung eines Fußes vom Rande 38° des Centimeters. Allein an den Oeffnungen oder Spalten, welche Rauch ausstießen, betrug sie in der nämlichen Entfernung 100°.

Herr Brioschi, Directeur des Observatoriums zu Neapel, bestimmte die Höhe der Pinie oder der Dampfsäule etwa auf die zweymalige Höhe des Vesuvs über dem Meere; zuweilen schien sie ihm auf 24mal zu steigen. Die ganze Höhe der Dampfsäule kann man demnach auf 3000 Meter vom Krater, oder 4185 Meter von der Meeresfläche annehmen.

Im Augenblick des Ausbruchs, wie er am heftigsten war, unterließ einer der Beobachter nicht, das Meer bey Torre del greco genau zu beobachten, welches indessen nichts Merkwürdiges darbot. Die Dampferhöhungen in der Solfatara, am 22sten, von zwey Physikern, Dominico Presutti und Antonio Nobili, welche sich eben zufällig dort befanden, untersucht, gaben auch keine merklichen Zeichen von Veränderung.

Die Kirche Sant' Anna in Bosco tre Case stürzte ein, und in Torre dell' annunziata fielen mehrere Dächer von königlichen so wie von Privatgebäuden ein.

In Neapel ward die Luft dergestalt vom Aschenregen verfinstert, daß den größten Theil des 24. Oktobers eine bloße Dämmerung war. Allein in Ottajano, S. Anastasia, Pomigliano d'arco, Casoria, Barra, Resina und allen übrigen gegen Norden und Westen des Vesuvs gelegenen Ortschaften war die Finsterniß so groß, daß man Licht anzünden mußte.

Die größte Dicke der röthlichen Aschenlage, welche in diesen Tagen fiel, betrug gegen Norden in S. Anastasia 3 Zoll 10 Linien; nicht viel weniger in Ottajano; gegen Süden, um Bosco tre case, 9 Linien; in Resina 5 Linien; in Neapel etwa 2 Linien. Im Laufe des Tages spürte man keinen Geruch in Neapel; aber sehr stark war er in Resina nach acido idroclorico, mit Eisen idroclorico vermischt. Bey Sonnenuntergang war dieser Geruch in der Hauptstadt sehr merklich, und besonders stark auf den dieselbe umgebenden Hügeln; er verlor sich gänzlich gegen neun Uhr Abends. Die in Neapel gefallene Asche enthielt keine freye idroclorische Säure. Der Versuch ward damit noch am nämlichen Tage gemacht.

Der Rand des Kraters war gegen Süd-Osten sehr viel niedriger geworden, aber die nördliche Spitze, Palo genannt, blieb fast unversehrt. Jetzo erscheint der Krater von Neapel aus in einer schiefen Richtung von Norden nach Süden abgeschnitten. Herr Brioschi schätzt die Erniedrigung der höchsten Spitze gegen Süd-Osten des Kraters, welche eingestürzt ist, auf 20 Minuten oder 93 Metres.

Am 27sten Abends fiel leichte schwache Asche und Regen. Der Berg, welcher von allen Seiten das Gewölk an sich zog, vereinte es auf seinem Gipfel, und verursachte heftig anhaltenden Regen. Die Einwohner der am Fuße liegenden Orte hörten starke Donner und das Toben auf dem Berge, welches ihnen neue Gefahr bereitete. Sie fürchteten nichts vom Feuer, aber desto mehr vom Wasser, welches, mit großer Gewalt vom Gipfel herabstürzend, neues Unheil erwarten ließ, indem der Boden es nicht einsaugen konnte, und der feine Sand nebst den ausgeworfenen Materien, welche sich in den gewöhnlichen Kanälen oder Betten gesammelt, diese verstopft hatten.

In Ottajano war die Menge des Wassers so groß, daß man Abends befürchtete, sie würde durch die mit sich fortgerissenen Steine und Schlacken die Ortschaften bedecken. Allein glücklicher Weise verzog sich das Gewölke, und der Strom besänftigte sich. In der Nacht, während die furchtsamen Einwohner sich dem Schlafe überlassen hatten, weckte trauriges Sturmgeläute sie zu neuem Schrecken. In wenigen Augenblicken sah man den ganzen Ort von Fackeln erhellt, und Jeder suchte sein Heil und seine Sicherheit in der Flucht. Das Geräusch der dunkeln Lava, welche sich mit Getöse von Absätzen zu Absätzen herabstürzte, war schrecklich. In ihrem Laufe riß sie die Mauern der Weinberge, welche im Wege standen, mit sich fort, und wie sie die benachbarten Gegenden erreichte, füllte sie den Theil der Wohnungen zu ebener Erde mit Sand und Steinen an. Der Abhang des Landes gab ihr indessen eine andere Richtung und verringerte ihre Gewalt. Die nämlichen Vorgänge hatten in allen am Fuße des Vesuvs und Somas liegenden Orten statt.

Dieser Gefahr für einmal entgangen, fürchteten die Einwohner neue, sowol vom Berge, der immer neue Wolken anzog, als von dem Zustande seiner Oberfläche, welche von einer Art harten Rinde bedeckt war, die durch den, vom Regen genäßten, feinen Sand entstanden. Sie beeilten sich, diese Rinde zu zerschlagen, und die Regierung befahl auch diese Vorsicht. Die Gemeinden von Bosco tre case und Resina waren mit der Ausführung schneller bey der Hand, und entgingen dem Schaden, welcher andern, die der Vorschrift nicht gleich oder langsamer nachkamen, zu Theil wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Madagaskar und Benjowsky.

(Fortsetzung.)

Kurz vor unserer Abreise, als unsere Einkäufe berichtigt waren, schlug mir der Kapitän vor, eine Entdeckungsreise in das Innere zu machen, und weiter vorzudringen, als dieß bisher geschehen war. Etliche Eingeborne boten sich zu Begleitern an, und so machte sich unsere kleine Karavane auf den Weg.

Unsere Führer geleiteten uns durch eben so schöne Gehölze, als wir früher schon bewundert hatten; ein Heer von Vögeln belebte ihr Laub durch harmonische Gesänge. Hierauf sahen wir ungeheure Wiesen, wo zahlreiche Heerden weideten; ihr Grün und ihre Blumen, reich bethaut, erfrischten und erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen. Auf der Westseite wurden diese Wiesen von Hügeln begrenzt, welche große, dunkelgefärbte Bäume trugen; auf der Höhe eines dieser Hügel bemerkte man die Trümmer einer Veste und einige große Stücke Holz. „Dieß ist Benjowsky's Veste!" sagten uns die Insulaner. Als wir diesen uns schon bekannten Namen hörten, überhäuften wir sie mit Fragen, und erfuhren Folgendes über diesen vielleicht verkannten Mann.

Benjowsky, ein Pole von Geburt, hatte mehrmals die Reise von Isle de France nach Madagaskar gemacht, und die Vortheile, welche diese Insel für die Gründung einer Kolonie durch ihre Größe und Fruchtbarkeit darbot, waren ihm aufgefallen. Er gab bey der französischen Regierung mehrere Denkschriften über diesen Gegenstand ein, und bat um Unterstützung und Waffen; man achtete aber nicht darauf. Seiner vergeblichen Gesuche müde, aber keineswegs dadurch entmuthigt, gesellte er sich einige Abenteurer zu, und landete an der Küste ohne Waffen und ohne Geld.

Ein Fahrzeug, welches in der Bay landet, wird von Benjowsky überrumpelt, und des Geschützes und der Kriegsbedürfnisse beraubt; dieser erste günstige Erfolg erwirbt ihm mehrere Anhänger. Einen Monat nach seiner Ankunft sieht er sich an der Spitze von fünfzig Weißen und tausend Madagassen. Er theilt sein Heer in drey Abtheilungen; eine wird zur Erbauung der Veste verwendet, die zweyte zur Urbarmachung und Bebauung des Landes, und die dritte zum Durchstreifen der Küste, um der Kolonie Lebensmittel zu verschaffen. Schon durchkreuzen glänzende Plane das Gehirn des Abenteurers: er will eine Stadt gründen und sie Ludwigsburg nennen, und ein Reich stiften, dessen Oberhaupt er zu werden sich vorsezt. Wir wissen nicht, ob er kriegerische und Herrschertalente genug für einen so hohen Beruf besaß; aber das Verdienst können wir ihm wenigstens nicht absprechen, daß er den Plan hatte, eine ergiebige Kolonie unter einem schönen Himmelsstriche und in einem Lande zu gründen, welches sich leicht mit Indien und der Ostküste von Afrika in Verbindung setzen kann.

Der Ungehorsam seiner Untergebenen aber störte ihn mitten in seinen Unternehmungen. Die ihnen drohenden Gefahren hatten sie ungeduldig gemacht, und überdieß behagte die Einförmigkeit eines ruhigen Lebens jenen an Raub und Unordnung gewöhnten Menschen nicht sehr.

Benjowsky sah seine Mannschaft durch Desertion sich verringern, und bald hatte er nur noch drey Gefährten um sich. Der Gouverneur von Isle de France schickte eine Abtheilung Grenadiere mit dem Befehle gegen ihn aus, ihn todt oder lebendig zu fangen. Sie landen des Nachts und marschiren gerade auf die Veste los. Benjowsky bemerkt sie, richtet eine mit Kartätschen geladene Kanone gegen sie, weil er die Flucht als seiner unwürdig verschmäht, und schon streckt er den Arm aus, um loszubrennen, als ihn eine Kugel trifft und todt niederstreckt. — So fiel in der Mitte des Sommers 1786 ein Mann, der Frankreich große Dienste hätte leisten können, wenn die Politik des Augenblicks nicht geglaubt hätte, sein Anerbieten verwerfen zu müssen; mit andern Mitteln und andern Menschen hätte Benjowsky vielleicht ausgeführt, was seinen Vorgängern unmöglich war.

Benjowsky's Andenken hat in dem Gemüthe der Insulaner tiefe Eindrücke zurückgelassen; der Ausdruck in ihren Geberden bewies uns, daß sie seinen Namen nicht ohne Ehrfurcht aussprechen hörten. Ihre Wahrsager hatten ihn für den Sohn der Sonne erklärt, der berufen sey, die Insel zu erobern; mehr bedurfte es nicht, um ihm eine Menge Anhänger während seines Lebens zu verschaffen, und auch noch nach seinem Tode Verehrer zu erhalten.

Benjowsky's Veste ist etwa 20 Fuß hoch über den Boden erhöht; der künstliche Hügel, auf welchem sie steht, gleicht einem abgestumpften Kegel, dessen Grundfläche etwa 150 Fuß im Umkreise haben mag, so wie die Oberfläche ungefähr 50 Fuß halten kann. Diese Masse wird von Außen durch Pfähle von einem sehr harten Holze bis zur Mitte ihrer Höhe getragen, und diese sind sehr tief in den Boden eingerammelt. Die verschiedenen Schichten des Ganzen waren wechselsweise aus Erde und Balken zusammengesezt, welche theils wage=, theils senkrecht geordnet waren, wodurch der Bau hinlängliche Festigkeit erhielt, um der Witterung Troz zu bieten. Auf der Westseite, den Hügeln im Innern der Insel gegenüber, dehnt sich ein Glacis, 50 Toisen (etwa 300 Fuß) lang, aus, und steht mit dem Innern der Veste in Verbindung; daher hat dieser Theil nur eine Oeffnung von 20 Toisen (120 Fuß). Dieß Glacis ist wieder mit dicken Bohlen bedeckt, auf welchen, wie es scheint, die Kanonen standen.

Ehe wir diese Gegend verließen, führten uns unsere Gefährten zu Benjowsky's Grabe, hundert Toisen nordöstlich von der Veste. Es ist nur eine einfache Grube, und die Erde bedeckt nicht einmal ganz sein Gerippe; einige Theile desselben waren noch jezt dem Wetter ausgesezt! —

Unser Aufenthalt in der August=Bay dauerte vier Monate, unsere Handelsspekulationen hatten allen erwünschten Erfolg, die frischen Lebensmittel waren uns um billigen Preis geliefert worden und hatten unsere Mannschaft so gesund erhalten, daß wir nur einen einzigen Kranken zählten.

Wir hatten beständig Ursache, mit unsern Verhältnissen zu den Eingebornen zufrieden zu seyn. Daher wollte ihnen der Kapitän vor unserer Abreise noch durch ein kleines Fest seine Erkenntlichkeit beweisen.

An dem dazu bestimmten Tage ward das Schiff mit Tüchern bespannt, und 21 Kanonenschüsse kündigten das Beginnen des Festes an. Um eilf Uhr kamen die Volkshäupter mit ihren Frauen an Bord, nebst denen, welche uns als Mäcklerinnen gedient hatten; einige waren schon den Tag vorher angelangt. Vor dem Mittagessen tanzten die meisten unsrer Gäste auf dem Verdeck, wobey sie viele Geschmeidigkeit und Behendigkeit bewiesen. Einige andere kletterten an die Masten bis zur Spitze hinan; dieß war nur ein Spiel für sie, doch wagte sich keiner auf die Rahen oder Segelstangen.

Ein Kanonenschuß gab das Zeichen zum Mittagessen; die Tafeln waren reichlich besezt und unsere Gäste thaten allen Gerichten die gehörige Ehre an. Frohsinn herrschte auf allen Gesichtern, und kein Unfall noch Streit störte die allgemeine Freude! Nach geendigtem Mahle fing der Tanz von Neuem an, und endigte erst am Abende. Da dachte man dann an die Abreise, doch ehe sie den Bord verließen, dankten wir ihnen herzlich; sie schwuren uns Freundschaft und nöthigten uns das Versprechen ab, ihre Insel baldmöglichst wieder zu besuchen. Sobald Eins der Häupter den ersten Schritt that, um das Schiff zu verlassen, ertönten neue Kanonenschüsse; diese unerwartete Salve machte großen Eindruck und Jeder kehrte noch einmal um, um uns ein leztes Lebewohl zu sagen, einige Frauen wollten sogar bis an den folgenden Morgen an Bord bleiben. Siebzehn Tage nach unserer Abreise landeten wir auf Isle de France.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz=Nachrichten.

London, 22. Oktober.

(Fortsetzung.)

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, auf den Fanatismus unserer Zeit hinzuweisen; aber ein Beyspiel, wie das, welches ich Ihnen jezt mitzutheilen habe, ist mir noch nicht vorgekommen. Die Nachfolger der Betrügerin Johanna Southcott, welche bekanntlich in ihrem sechszigsten Jahre einen neuen Messias zur Welt bringen wollte, für den bereits eine silberne Wiege gemacht war, haben sich dem Publikum unter einer neuen Gestalt vorgestellt; ihr Glaube war zu stark, um durch den Tod ihrer Prophetin irre zu werden, und in der Erwartung der Wiedererscheinung derselben bringen sie Opfer nach jüdischer Art, und wollen — die Beschneidung wieder einführen. Sie sind besonders in Leeds und der Umgegend thätig, wo vor Kurzem in einem nahen Dorfe die Beschneidung eines ziemlich erwachsenen Knaben statt finden sollte. Eine Menge Volks

versammelte sich aus Neugierde, um dieser eigenen Feyerlichkeit beyzuwohnen. Der Vater brachte das Kind, das Messer war geschliffen: aber da erschien die Mutter, welche nicht zur Sekte zu gehören schien, und machte Einspruch — der Vater bestand auf seinem Recht, die Mutter auf dem ihrigen, das Volk trat auf ihre Seite, und es würde zu Schlägen gekommen seyn, hätte sich nicht der Constabel in's Mittel geschlagen; aber der Knabe kam dießmal unbeschnitten davon.

Vor einiger Zeit wurde zu Woollich ein Mann, Namens Georg Hale, aufgegriffen, der, ein Schuhmacher von Profession, sein Handwerk seit einigen Monaten verlassen, und es sich zum Geschäfte machte, selbst verfaßte, und auf eigene Kosten gedruckte Schriftchen unter den Soldaten zu verbreiten, um sie im Namen der Religion zu bereden, dem Kriegsdienst zu entsagen. Zuerst wollte man ihn auf sein Versprechen, dergleichen nicht wieder zu thun, freygeben, aber dieses verweigerte er; nach diesem sollte er Bürgschaft leisten, daß er, wenn er aufgefordert würde, sich vor Gericht stellen wollte, aber auch dieses weigerte er sich zu thun, weil er dadurch gewissermaßen die Gerechtigkeit seiner Haft anerkannt haben würde. Er wurde also in's Gefängniß nach Maidstone gesandt, wo er an fünf Wochen blieb, und vor ein Paar Tagen, da bey geöffneter Session keine Klage gegen ihn vorgebracht wurde, erst freygegeben. Wahrscheinlich fürchtete man, daß er beym Prozesse seine Schriftchen alle vorlesen, und deren Inhalt auf diese Weise auf einmal vor's Publikum und besonders vor die Soldaten bringen würde, unter denen sich ohnedieß schon eine Menge Frömmler finden sollen. Inzwischen aber hat der Mann alle diese Zeit ohne rechtmäßige Verurtheilung zugebracht, und da man ihn ohne Prozeß freygegeben, so darf er voraussetzen, daß keine gegründete Klage gegen ihn vorhanden war, und doch darf er auf keine Entschädigung Anspruch machen, indem man gegen einen Friedensrichter, der einen unrechtmäßiger Weise in gefängliche Haft sendet, eine böse Absicht beweisen muß, ehe derselbe bestraft werden kann.

Es ist nicht leicht, über den Sittenzustand eines entfernten Volkes zuverlässige Nachrichten zu sammeln, indem die Reisenden einander meistentheils widersprechen, da ein jeder von einer eigenen Theorie ausgeht, die oft den von ihm selbst erzählten Thatsachen zuwiderläuft. Das beste Mittel, zu einem richtigen Urtheil zu gelangen, scheint mir daher zu seyn, wenn wir die uns aus guten Quellen zukommenden Thatsachen aufgreifen und unbefangen an einander reihen. So erzählt z. B. ein englischer Offizier in einer Skizze von einer neulichen Reise am Ganges: „Wir wurden diesen Morgen eine Zeit lang aufgehalten, und als wir uns um die Ursache erkundigten, sagten uns unsere Bedienten, daß ihnen die Einwohner um keinen Preis Milch verkaufen wollten, und daß sie gewöhnlich, um welche zu erlangen, zu Drohungen und selbst zur Gewalt ihre Zuflucht nehmen müßten. . . . Beschränkte sich diese Expressung blos auf etwas Milch, wofür noch dazu regelmäßig bezahlt wird, so würde ich nicht so viel Widerwillen dagegen gefühlt haben; nach dem aber, was ich zu Suhty (Sooty) von den Streichen der Dandies im Einkaufen von Fischen und von der Aufführung einiger Seyovs in dem Bazaar von Radjmel gesehen, habe ich keinen Zweifel, daß diese Kerls diktatorisch mit ihren armen Landsleuten umgehen, indem sie solche nicht nur zwingen zu geben, was sie verlangen, sondern ihnen auch nur die Hälfte des dafür geforderten Geldes geben, während sie ihren Herren den vollen Preis anrechnen. Zu Radjmel sah ich selbst zwey Seyovs, welche einen Fisch gekauft hatten, wofür man vier Piee forderte; diese Kerls aber, in ihrem Troz als Diener der ostindischen Gesellschaft, nahmen den Fisch und warfen der armen Verkäuferin nur zwey Piee dafür hin. Sie wollten eben mit ihrer Beute davon gehen, als sie unser Eintritt in den Bazaar erschreckte, so daß sie davon liefen und den Fisch zurückließen.“ Dieß mit manchen andern ähnlichen Nachrichten, die uns von Zeit zu Zeit zu Gesicht gekommen, erlaubt uns noch nicht zu vermuthen, daß die alte Bedrückung in Indien ganz aufgehört habe, obgleich dieselbe weit geringer seyn muß, als sie es unter dem eisernen Zepter der Mongoln war.

Ein anderer Auszug von einem andern Reisenden, demselben, dessen Beschreibung von Goa ich Ihnen zugesandt, ist noch merkwürdiger, wiewol in einer ganz andern Hinsicht. „Die sehr lange Zeit, seit welcher die Britten im Besiz der Insel Bombay sind, muß einen bedeutenden Einfluß auf das Verhältniß zwischen den Eingebornen und den Europäern gehabt haben. In allen Provinzen Bengalens nähern sich die Hindus ihren europäischen Herren mit einer Unterwürfigkeit, welche an Demuth gränzt, und es ist nur in den nördlichen Provinzen Hindostans, wo man etwas von dem Geiste der Unabhängigkeit, welche den Europäer vor dem Asiaten auszeichnet, in allmählicher Abstufung selbst unter dem gemeinen Volke bemerkt. Aber sie versteigt sich nie zu der Vertraulichkeit (und wie einige es nennen wollen) Freyheit, welche man in der Sprache und dem Wesen der Eingebornen von dieser Seite der Halbinsel selbst in ihrem Umgang mit den vornehmsten Personen bemerkt. Es muß dafür irgend einen Grund geben, obgleich ich den, welchen man mir ironisch angab, nämlich daß man uns schon so lange und zu gut kennt, nicht für den wahren halte. Auf jeden Fall kann das Militär nicht diesen Grund in der Vernachlässigung dessen halten, welches in Bengalen als ein Theil ihrer Pflicht gilt, und zu den ersten Grundsätzen der militärischen Erziehung gerechnet wird. Dort, besonders in den abgetretenen oder eroberten Provinzen, geht kein Seyoy vor einem englischen Herren vorbey, ohne die Hand an die Müze zu legen, er hält es für seine Pflicht, und ich glaube, er würde es thun, wenn er es nicht dafür hielte. In Bengalen sah ich dieses nie, selbst gegen Personen, welche vollkommen bekannt waren, und auf diese Ehrenbezeigung Anspruch machen durften. Vielleicht mag die Einführung der englischen Gerichtsbarkeit in Bombay einigermaßen dazu beygetragen haben, die Europäer in der Achtung herabzusetzen, welche ihnen sonst in Indien so viele Unterwürfigkeit verschafft. Der beste englische Advokat ist nicht bekannter mit den Gesezesformen als manche von den Bombay'schen Sircars. Manche von den Parsen lesen Blackstone, und beziehen sich auf Gilbert als gewöhnliche Bücher; und da sie häufig den Gerichtshof besuchen, so haben sie wahrscheinlich auch dort erfahren, daß das Gesez keinen Unterschied der Personen kennt, und daß die Höflichkeit von keiner Parlamentsakte anbefohlen ist.“ Wenn dieß wirklich der Fall ist, so muß eine neuliche Entscheidung des erwähnten Gerichtshofes das Unabhängigkeitsgefühl noch bedeutend vermehrt haben. Es wurde nämlich dort die ostindische Gesellschaft verurtheilt, einem dortigen Parsischen Kaufmanne eine Entschädigung, die sie ihm über dreyßig Jahre lang verweigert hatte, mit landesüblichen Zinsen, einen Betrag von beynahe 500,000 Rupien zu entrichten; und der Richter erklärte dabey, daß die dabey betheiligten Personen schändlich gehandelt hätten. Die Gesellschaft soll zwar an den geheimen Rath in England appelliren wollen, aber das Urtheil muß den Indiern immer eine höhere Meinung von der Unpartheylichkeit des Gesezes geben, unter dem sie jezt leben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 275.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 16. November 1824.

So wahr ist es, daß der am weitesten kommt, der Anfangs selbst nicht weiß, wie weit er kommen werde, dafür aber jeden Umstand, den ihm die Zeit gewährt, zu benutzen weiß.

Herder.

Madagaskar und Benjowsky.

(Fortsetzung.)

Benjowsky.

Moriz August, Graf von Benjowsky, Magnat der Königreiche Ungarn und Polen, ward 1741 zu Werbna geboren, trat im vierzehnten Jahre in kaiserliche Dienste, und war bey den Schlachten von Lowositz, Prag, Schweidnitz und andern mehr gegenwärtig. Er nahm seinen Abschied, um nach Litthauen zu seinem Onkel, dem Starosten von Benjowsko, zu gehen. Bald darauf erfuhr er den Tod seines Vaters und die Besitznahme seiner Güter durch seine Schwäger. Aufgebracht über diese Gewaltthat, zog er sich nach Keussava, welche Herrschaft vom Derbowa abhing, zurück, ließ sich dort durch seine Vasallen für ihren rechtmäßigen Oberherrn anerkennen, ergriff die Waffen gegen seine Schwäger, und eroberte glücklich alles ihm Entrissene wieder; angeklagt aber als Aufrührer bey dem Wiener Hofe, ward er durch ein Kanzley-Dekret aller seiner Güter beraubt und nach Polen zu fliehen genöthigt. Er ging nach Hamburg, Amsterdam und Plymouth, und studirte die Schifffahrtskunde, als mehrere Briefe der polnischen Magnaten und Reichsräthe ihn nach Warschau beriefen. Er trat der Konföderation bey, die sich damals bildete, um den König nicht eher anzuerkennen, als bis sie seine Wahl für gesetzlich erklärt haben würde, um sich den Russen mit gewaffneter Hand zu widersetzen, und die Fahne der Konföderirten nicht eher zu verlassen, als bis die Russen Polen räumen würden. Im Julius 1768 ward er nach Nawitaig gesendet, um von dort ein polnisches Regiment von sechshundert Mann nach Krakau zu führen; aber seine Versuche, diese Stadt wieder zu verproviantiren, waren vergeblich; verfolgt von der russischen Reiterey, ward er verwundet, und fiel in die Hände des Feindes. Nach seiner Auswechslung fiel ihm ein, das Schloß Lublau, an der ungarischen Grenze, überrumpeln zu wollen; er wurde von dem dortigen Gouverneur aufgenommen, und beredete heimlich mehr als die Hälfte der Garnison, den Konföderirten zu dienen; sein Plan wurde aber verrathen, und er selbst an den General Aprarin geschickt. Kaum hatte er sich aus dieser Haft frey gemacht, so ward er von einem Haufen Kosaken angegriffen und wieder gefangen. Der russische Kommandant schickte ihn in Ketten nach Kiow. Auf einen von Petersburg angelangten Befehl, die Gefangenen nach Kasan zu transportiren, wurde Benjowsky krank in Nizom zurückgelassen, und hatte seine Freyheit für den Augenblick der Verwendung des Marschalls Czarnesky Potockzy zu danken; bald aber einer Verschwörung gegen die Regierung angeklagt, ward er genöthigt, nach Petersburg zu flüchten. Dort unterhandelte er mit einem holländischen Kapitän, der ihn nach Holland bringen sollte; aber der treulose Holländer lieferte ihn an eine Truppenabtheilung aus, welche ihn zu arretiren ausgesandt worden war. Man schleppte ihn mit

seinen Unglücksgefährten nach dem Fort Peter und Paul. Nach einjährigem Leiden in Tobolsk, Tara, Thomsky, schiffte man sie am 26. Oktober 1770 zu Ochotsk ein, und zu Anfang des Decembers kamen sie in Kamtschatka an. Benjowsky's Unglücksgenossen ernannten ihn zu ihrem Oberhaupte, und schwuren sich ewige Treue und Freundschaft. Der Zufall führte ihnen ein altes Exemplar von Anson's Reisen in die Hände, welches sie auf den Einfall brachte, aus Kamtschatka zu entfliehen, und sich auf die marianischen Inseln zu begeben. Während sie so sich heimlich verschworen, wünschte der Gouverneur, der von Benjowsky's Rang und Talenten gehört hatte, ihn kennen zu lernen; er nahm ihn zu sich, und trug ihm die Erziehung seines Sohnes und seiner drey Töchter auf. Eine derselben, Aphanasia, erst sechszehn Jahr alt, fühlte bald eine heftige Leidenschaft für ihn. Sie erfuhr das Vorhaben des Grafen, zu entfliehen, und machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber. Der Graf entschuldigte sich mit der Schmach seiner jetzigen Lage, und mit der Nothwendigkeit, ihr, als seiner künftigen Gemahlin, einen angemessenen Rang zu verschaffen. Sie schwur, ihm bis an das Ende der Welt zu folgen. Die Vertraulichkeit, welche von nun an zwischen Beyden herrschte, sezte den Grafen in den Stand, Alles, was bey dem Gouverneur vorging, zu erfahren. Nach einigen Wochen entdeckte ihm Aphanasia, daß einige ihrem Vater entfallene Worte seinen Verdacht gegen des Grafen Plane hätten merken lassen; sie rieth ihm deßhalb, nicht in das Fort zu kommen. Der Graf verlor keinen Augenblick Zeit, stellte sich an die Spitze der Verwiesenen, widersezte sich glücklich einem gegen ihn abgeschickten Kommando, schlug es in die Flucht, eroberte eine Kanone, kehrte diese mit Erfolg gegen das Fort, wo er mit einem Dutzend seiner Gefährten über die Zugbrücke eindrang. Hierauf begab er sich zum Gouverneur, beschwor ihn, sich in das Zimmer seiner Kinder zu flüchten, um sein Leben zu retten; allein der Widerstand desselben veranlaßte seinen Tod. Benjowsky, auf diese Weise Herr des Forts, war bald im Stande, den Angriffen der Kosaken zu widerstehen; durch eine listige Kapitulation mit ihnen gelang es ihm, in Kurzem sich zum Meister von ganz Kamtschatka zu machen, und nun traf er ohne Gefahr alle Anstalten zu seiner Abreise. Im Mai 1771 segelte er aus dem Hafen von Bolsha ab an der Spitze einer Schiffsmannschaft von drey-und-siebenzig Köpfen, nebst zwölf Reisenden und neun Frauenzimmern, unter denen sich die junge Aphanasia, als Schiffsjunge verkleidet, befand. Sich auf sein Glück verlassend, segelte er nach den Küsten von China, landete am 28. August auf der Insel Formosa, und schloß dort, nach mehrern siegreichen Gefechten mit den Eingebornen, mit dem Beherrscher der Insel einen feyerlichen Vertrag, daß er wiederkommen und dort eine Kolonie gründen werde. In der Mitte Septembers verließ er die Insel, und kam nach einigen Tagen im Hafen von Makao in China an. Er nahm das Anerbieten der Direktoren der französisch-ostindischen Kompagnie an, und segelte auf einem französischen Schiffe nach Frankreich, wo er im August des folgenden Jahres anlangte. Von dem damaligen Minister, Herzog von Aiguillon, ward er wohl empfangen, und nahm ein ihm angebotenes Infanterieregiment unter der Bedingung an, jenseits des Vorgebirgs der guten Hoffnung Kolonien gründen zu dürfen. Er segelte aus dem Hafen von Lorient am 22. März ab, und landete auf Madagaskar am 14. Februar 1774. Troz allen ihm in den Weg tretenden Schwierigkeiten gelang es ihm, eine Niederlassung zu Foul-Point zu gründen, und mit den benachbarten Völkerschaften Bündnisse zu schließen. Als bald nachher eine mit Benjowsky's Schiffsvolk gekommene alte Negerin den Häuptern der Völkerschaft der Sambarinen versichert hatte, daß der Graf der Sohn der Erbtochter von Ramini sey, welche gefangen genommen und mit ihr zugleich als Sklavin verkauft worden sey, so gaben diese Volkshäupter, überzeugt von der Wahrheit jener Angaben, dem Grafen Benjowsky den Titel Ampansacabe, d. i. Volksoberhaupt. Der Graf benuzte diesen, wie es schien, seinen Planen so günstigen Irrthum, empfing, als Selbstherrscher, Gesandtschaften, schloß Verträge, führte Kriege, und trug den Sieg davon; weil er aber fühlte, daß er ohne den Schutz einiger größern europäischen Mächte sich nicht halten könne, so beschloß er, nach Europa zu reisen, wo er den Höfen von Frankreich und Wien, und dem Kabinet zu St. James vergebliche Vorschläge that. Er ward aber dadurch nicht muthlos gemacht, vielmehr schiffte er sich in London wieder ein, ging nach Maryland, und von dort nach Madagaskar. Am 7. Juli 1783 landete er in Antangara, begab sich nach Angomy, bemächtigte sich eines den Franzosen gehörigen Magazins von Mundvorräthen, und schickte ein Kommando nach Foul-Point, um sich der dortigen französischen Faktorey zu bemächtigen, was aber mißlang, weil gerade eine Fregatte vor Anker lag. Von diesen Unternehmungen benachrichtigt, schickte der Gouverneur von Isle de France ein Schiff mit Linientruppen ab, welche den Grafen am 23. Mai 1786 angriffen. Er hatte sich in der Eile eine Schanze errichtet, welche von zwey Kanonen vertheidigt ward, und worin er sich verschanzt hatte; dort ward er von einer Kugel in die Brust getroffen, und als er hinter der Brustwehr hervorgezogen wurde, starb er bald nachher.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte des Vesuvs und seiner Phänomene in den lezten Jahren.

(Beschluß.)

Wir gingen am 30sten Oktober nach Bosco tre case, und beobachteten den Zustand von Torre del Greco, Torre dell' annunziata und der umliegenden Gegend, indem wir folgende Bemerkungen machten: 1) Dicht vor Torre del Greco ereilte uns der Aschenregen, welcher fortdaurend herabfiel und auf der Hauptstraße sich in einer Breite von drey Meilen ausdehnte. 2) Hier war die Lage der Bruchstücke, Schaumschlacken und Bimstein, oder des gröbern Sandes, welche der gemeine Mann Lapilli nennt, und welche in der Nacht vom 22sten auf den 23sten fiel, kaum fünf Zoll hoch. Bey Torre dell' annunziata war sie wenig mehr als sieben Zoll und auf den Feldern über der Stadt am Fuß des Vesuv's zehn Zoll. 3) Zu Bosco tre case war die Lage zwölf Zoll dick. 4) Bey Mauro auf den Feldern längs des Weges zehn Zoll. 5) Etwa eine Meile oberhalb Bosco tre case in der Richtung der Oeffnung des Kraters, betrug sie ein Fuß sechs Zoll. 6) Die Dicke der Lage nahm immer zu, je höher man kam, und am Rande des Kraters war sie fünf Fuß.

Am 2ten November spürte man Abends um zehn Uhr ziemlich starke Erdstöße in der Nähe des Berges, besonders in St. Anastasia, welche vom 3ten bis 10ten in dessen Umgebungen fortdauerten, und besonders in St. Anastasia, Resina und Bosco tre case am fühlbarsten waren.

Am 11ten November heftig anhaltender Regen auf den Bergen und der ganzen umgebenden Ebne. Die Ueberschwemmungen der sandigen Wasser schienen die Ortschaften bedecken zu wollen. Sie hinterließen große Haufen Schlamm und Sand in den niedrigen Theilen, in Kellern, den Theilen der Wohnungen zu ebner Erde, riß Mauern ein und führte viele große Lavamassen mit sich. Ottajano litt wegen der bereits erwähnten Vorkehrung und Vorarbeit weniger davon. Trauriger war das Loos bey Madonna dell' arco, bey Pollena, Torre del Greco und Trocchia.

Wir können versichern, daß die von der feurigen Lava in den nahen Gebäuden und Besitzungen verursachten Vernichtungen fünfzig Moggien Waldung betragen, welche in den der Familie Medici gehörigen Ländereyen bey Mauro liegen. Ferner in zwölf Moggien Weinbergen oberhalb Bosco tre case und noch achtzehn Moggien oberhalb Resina, welche gänzlich von der Glut zerstört sind.

Die Massen der Lavaklumpen, welche die vom Vesuv und Somma stürzenden Ströme mit sich herabrissen, hatten bis 48 Fuß Umfang und 25 Fuß Höhe.

Die gegenwärtige Tiefe des Kraters kann auf die Hälfte der Höhe der Pedamentina (etwa 216 Metres von der Spitze des Palo) angenommen werden; allein er füllt sich täglich mehr an durch die Felsenstücke, welche sich vom äußern und innern Raume des Kraters losreißend, in denselben stürzen, so wie durch Regenströme, die eine Menge Material mit hinunter führen.

Die Herzoge von Ascoli und Cassano versichern, daß der Aschenregen vom 24sten Oktober noch am nämlichen Tage ihre Besitzungen zu Ascoli und Cassano erreichten. Ersteres ist in gerader Linie 56 und lezteres 105 Meilen vom Vesuv entfernt.

Messungen des Vesuvs.

Im Jahre 1749 fand der Abt Nollet und der Pater Garro die barometrische Höhe des Vesuvs 536 Toisen. Diese nämlichen Messungen nach der Methode von la Condamine und Bougier berechnet, haben 593 Toisen.

1773 fand Saussure 609 Toisen; in dieser Zeit hatte der Rand des Kraters fast überall dieselbe horizontale Höhe.

1776 maß Schuckburg den unmittelbar in der Tiefe des Kraters liegenden Hügel und fand ihn 615 Toisen. Dieser stürzte im Jahr 1779 ein.

1794 und etwas früher fand Poli die Höhe des Vesuvs von 606 Toisen.

Kurz nach dem Ausbruch von 1794 fand Breislack ihn 613 Toisen hoch.

1805 fand Gay Lussac den erhabensten Rand des Kraters kurz vor dem Ausbruch 606 Toisen hoch.

1810 bestimmte Brioschi am 21. Februar die Barometerhöhe auf 638 Toisen.

1816 fand Visconti die nördlichste Spitze, il Palo genannt, 622 Toisen.

1822 fanden Monticelli und Covelli die äußerste Spitze des Palo 624 Toisen und die Südostseite des Kraters 648 Toisen.

Die Beobachtungen von Humboldt nach dem Ausbruch von 1822 geben der äußersten Spitze des Palo eine Höhe von 607 Toisen. Diejenige des kleinen Thurms des Eremiten bey San Salvadore ward von Visconti 312 Toisen hoch gefunden. Er maß ihn mit dem Belletschen Repetirring von 13 Zoll Durchmesser. Der Unterschied der Flächen oder der Höhe von der Meeresfläche ward nach der Vorschrift von Delambre und Puissant berechnet.

Gay Lussac, Humboldt und Buch fanden die Barometerhöhe von 302 Toisen und der Unterschied der 10 Toisen gehört der ungefähren Höhe des Thurmes.

Humboldt maß auch die Barometer-Höhe des größten Kegels am 25sten November, und fand den Palo 223 Toisen B. über dessen Grundfläche oder an dem Orte, wo die Reisenden ihre Esel verlassen, um den Kegel zu ersteigen.

Lauf der verschiedenen Lavaströme von 1822.

Westlich. Die Ströme, welche getheilt von dem Abhange des Kegels herabstürzten, vereinigten sich auf der Pedamentina, und bildeten einen bedeutenden Strom, welcher die Richtung nach Cantaroni nahm, und dann nach Portici und Resina floß. Von diesem Hauptstrom theilten sich viele Arme, nach der grösseren oder geringeren Abhängigkeit des Bodens. Hauptströme waren: a) der nördliche gegen die Vertiefung von Vetrana; b) der westliche weiter unten gegen Fosso grande; c) der südliche gegen den Fosso bianco. Der Hauptstrom, dadurch geschwächt, stand etwa anderthalb Meilen vor Resina still, und hatte eine Länge von 1 Meile gegen 12 Fuß Höhe oder Dicke.

Oestlich. Die Erniedrigung des Kraters auf dieser Seite und der Nähe des feuerspeyenden Mundes verursachten einen sehr großen Ausfluß von Lava, welcher das Thal der Pedamentina mehr wie vierzig Fuß erhöhete, und sich gegen Bosco tre case wandte. Er theilte sich in mehrere Arme, deren Hauptrichtungen folgende waren: a) derjenige gegen Mauro. b) Derjenige, welcher oberhalb Buscuti, Viuli und Bosco tre case floß, welches er aber nicht mehr erreichte, da er sich in mehrere kleine Ströme theilte.

Der große Strom nach Bosco tre case hatte ebenfalls eine Meile Breite und etwa zehn Fuß Dicke und stockte in einer Entfernung von anderthalb Meilen vom Orte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 18. Oktober.

Königstädtisches Theater. Wir müssen dieser Bühne — die Noth that! — zu ihrem fortschreitenden Gedeihen Glück wünschen, und wir können dieses im Namen Vieler, Vieler thun, da der gerechte und lebendige Antheil, den diese Kunstanstalt erweckt, täglich allgemeiner wird. So hat die Nachricht, die sich heute in der Stadt verbreitet, überall die lebhafteste Freude erregt; man will nämlich die angenehme Gewißheit haben, daß Mlle. Bauer bey dem Königstädtischen Theater bleiben wird. — Sie ist den Berlinern während der kurzen Zeit ihres hiesigen Aufenthaltes nicht nur ob ihrer Schönheit und dem Wohllaut ihres Sprachorgans, sondern mehr noch wegen ihrer sonstigen vorzüglichen Anlagen zur dramatischen Kunst und wegen des Fleißes, mit welchem sie solche auszubilden strebt, sehr lieb geworden. — Seit jener Zeit, als Mlle. Düring (jetzige Mad. Stich) zuerst die Bretter betrat, sahen wir hier keine junge Schauspielerin, die zu größern Erwartungen berechtigt hätte, als Mlle. Bauer. Und sollen wir die ersten Eindrücke dieser beyden Erscheinungen, besonders was das Aeussere betrifft, gegeneinanderstellen, so müssen wir von Mlle. Düring sagen, daß sie eine Gestalt und eine Haltung auf die Bühne brachte, die eigends für die Tragödie geschaffen und bestimmt schien. So wie ein hochemporgeschossener Halm, den das Gewicht der eigenen Aehre überschweben läßt, so neigte sich der schöngeformte Kopf und Hals über die hohe jugendliche Gestalt. Es beugt der Schmerz so grazienhaft nur großartige, wir möchten sagen, olympische Gestalten, und ein so schön und frühgebeugtes Haupt läßt schon das spätere Schicksal Phädras und Iphigenias ahnen. Dabey die dunkle Glut des Feuerauges, der helle Perlenschmuck des Mundes und die Vollgewalt der Stimme, wahrlich man kann von der Natur nicht reicher ausgestattet seyn zum Dienste Melpomenes. — Das städtische Theater besizt nun an Mlle. Bauer ein eben so köstlich ausgestattetes Talent; nur daß diese uns an der Hand Thalias erscheint. Ein Schwarm von Amoretten umflattert das goldgelockte Köpfchen und verscheucht den tragischen Ernst von der sonst ebenfalls bedeutenden Gestalt. Aus dem lieblich blauen Auge spricht Lust und Scherz, wohl gar etwas Schalkheit; der Schmelz der blendend weißen Haut gibt dem schönen Angesicht einen strahlenden Glanz, und in des Mundes Lächeln, das uns den Reiz der schönstgeformten Zähne blicken läßt, erkennen wir die Tochter Thalias. Dieß sind wohl deutliche Winke der Natur für Beruf und Fach, doch wie im Leben selbst, so werden sie auch auf der Bühne selten beachtet. Der Geist will sich nicht in Fesseln schlagen lassen und hätte darin recht, wenn er nur nicht der Einbildung erlaubte, über eine vernünftige Beschränkung hinaus maaßlos zu seyn. Doch sind wir weit entfernt, Mlle. Bauer ausschließlich auf das Lustspiel beschränken zu wollen (obgleich dieß ihr von der Natur angewiesenes Fach ist, und obgleich sie neuerlich im Schwaben in Berlin am meisten ergötzlich, am meisten Meisterin war) — denn es gibt ernstere Gattungen, die an die Tragödie nur grenzen, und unsere junge Künstlerin hat sich bereits als Hauptperson in der Waise aus Genf, der diebischen Elster und im Turnier von Kronstein mit Glück versucht; ja sie entwickelte in der lezteren Rolle ein sehr mannigfaltiges Kunstvermögen. Dennoch sind wir um so unbesorgter, sie in allen möglichen und unmöglichen Fächern sich versuchen zu sehen, als, glücklicherweise bey dem städtischen Theater, ihr aufkeimendes Talent nicht zu befürchten hat, in der Sturmnacht einer antiken Tragödie rasch entblättert zu werden, oder wohl gar in dem langweiligen Schicksalssumpfe der allermodernsten Trauerpossen, unter Jamben und Trochäen und Reimen und Assonanzen langsam zu vergehen. Die Anlage zu dieser Kunstschwindsucht fehlt ihr aber nicht; wir meinen die allbekannte und überall zu hörende Vers- und Reim-Melodie, der Grabgesang der dramatischen Kunst, den wir auch von ihr in den Stanzen des Prologs vernahmen. Ihr auch also ist Glück zu wünschen, daß sie das städtische Theater nicht verläßt, wo sie sich zu einem bestimmten Fache auszubilden vermag, und unter verständiger Leitung und bey fortgesezter Liebe zur Kunst gewiß die Erwartungen rechtfertigen, ja übertreffen wird, die man so allgemein von ihr hegt; und so muß es ihr gelingen, sich in der gerechten Gunst des Publikums immer mehr festzusetzen; ja es muß ihr gelingen, denn sie will ja die herrliche Gelegenheit nützen, die ihre jetzige Stellung ihr gibt, um sich, noch in der Blütenzeit ihrer theatralischen Laufbahn, fernerhin so auszubilden, als sie es schon glücklich begann.

Beylage: Literaturblatt Nro. 92.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. November 1824.

O wehe! ringsum wie dunkel ist's!
Wie einsam, finster und schauerlich,
In diesen Gründen, traurig und öd'!
J. A. H.

Ragnarök.

Schrecklich tritt einst, nach der Edda Lehre,
Daß der Spruch des Schicksals sich bewähre,
Ragnarök, die Götterdämm'rung, ein;
Durch das Weltall wird Zerstörung schreiten,
Oden's Zepter seiner Hand entgleiten,
Und Walhalla ferner nicht mehr seyn.

Skol und Hate [1]), Gygre's Brut, verschlingen
Mond und Sonne; die Gewässer dringen
Ueber Felsenufer; Dunkelheit
Deckt den Kreis der Erde, tief erschüttert
Ihre Pfeiler; in den Wurzeln zittert
Ygdrasill, der hohe Baum der Zeit.

Sterne fallen von des Himmels Bogen,
Und Verderben kommt herangezogen. —
Aufgesäuget durch ein Riesenweib,
Bricht sich Fenris [2]) aus der Fesseln Zwange,
Aus der Tiefe wälzt die Midgardsschlange,
Seine Schwester, den beschuppten Leib.

1) Skol und Hate, zwey Wölfe, die unablässig die Sonne und den Mond verfolgen, sie zu verschlingen; dieß wird aber erst bey der Götterdämmerung geschehen. Ihre Mutter ist die Riesin Gygre.

2) Fenris, auch Fenriswolf genannt, und die Midgardsschlange Jormomgander, erzeugte Loke mit der Riesin Angarbode. Die Götter banden den Wolf bis zu Ragnarök, wo er seine Ketten brechen wird, und warfen die Schlange in den Abgrund des Meeres, wo sie sich um den Erdball schlingt.

Nordwärts hat, das Anker schnell gelichtet,
Nagelfare [1]) seinen Lauf gerichtet,
Hrymrer lenkt des Schiffes Steuer, und
Zähnefletschend, nicht den Hals umringet
Von dem Eisenbande mehr, entspringet
Garmrer [2]) Gnipe's schwarzer Höhle Schlund.

Drohend schwingt die feuerrothe Klinge
Surtur [3]), und das Ende aller Dinge,
Hehrer Götter Untergang, erscheint.
Feindlich nahen sich dem Reiche Odens
Loke [4]) und die Kinder Angarbodens,
Mit den Söhnen Muspelheim's vereint.

Heimdal [5]), Bifrost's Wächter, eilt, die Asen
Auf aus ihrer Sicherheit zu blasen;
Schmetternd schallt des Gjallarhornes Ton,

1) Nagelfart, ein aus den Nägeln todter Menschen erbautes, und von dem Riesen Hrymrer gesteuertes Schiff; es führt Surtur's Kämpen zum Streite gegen die Götter.

2) Garmrer, ein ungeheurer Hund, der bis zu Ragnarök in der Höhle Gnipe angekettet liegt, und mit gegen die Götter kämpfen wird.

3) Surtur, Beherrscher Muspelheims, der Feuerregion; er verbrennt zulezt die Welt.

4) Loke, obgleich selbst ein Ase, handelte immer feindlich gegen die Asen, und wurde, weil er Schuld an Balder's Tod war, von ihnen an eine Klippe gefesselt.

5) Heimdal bewacht die Asabrücke Bifrost, die vom Himmel zu der Erde führt. Sein Horn, mit dem er die Annäherung der Feinde verkündigen wird, heißt Gjallarhorn.

Und gerüstet aus Walhalla reiten,
Den verhängnißvollen Kampf zu streiten,
Sie zu Wigrid's [1]) flachem Felde schon.

Goldbehelmet ziehet mit dem Speere
Gungnir, Oden kühn voran dem Heere,
Und verdoppelt durch des Gürtels [2]) Kraft
Seine Stärke, faßt der Hammerschwinger,
Jotun's [3]) Riesen mächtiger Bezwinger,
Ihm zur Seite, des Zermalmers Schaft.

Die Einherier [4]) als Streitgenossen,
Haben sich den Göttern angeschlossen,
Dicht umgeben von des Panzers Stahl;
Nicht zu zählen ist der Kämpen Menge,
Unabsehbar ihres Zuges Länge
Durch das hundert Meilen weite Thal.

Heerruf tönet durch die Luft, erhoben
Hat die Schlacht sich jezt mit wildem Toben,
Furchtbar von der Waffen Klang durchdebt.
Oden kämpfet gegen Loke's Sohne,
Der, nach schwererrungner Siegeskrone,
In des Schlundes Abgrund ihn begräbt.

Widar [5]) greift in Ferris Oberkiefer,
Und den untern tritt der Ase tiefer
Mit dem dicken Schuhe nieder ihm;
So zerreißet unter dumpfem Krachen
Er des Wolfes aufgesperrten Rachen,
Scheußlich röchelnd stirbt das Ungethüm.

Jormomgander wird von Thor erschlagen;
Donnernd, auf dem bockbespannten Wagen
Fährt der tapfre Sieger künftig nicht:
Hoch empor den Hammer noch geldstet,
Fällt er, von der Schlange Hauch vergiftet,
Und das stolze Götterauge bricht.

Freyer [6]), den der Norden hoch verehrte,
Steigt, getroffen von dem Flammenschwerte
Surtur's, ohne Rächer in das Grab.
Heimdal kämpft mit Loke, Beyde fallen;
Tyr [7]) und Garmrer fahren zu den Hallen
Grauenvoller Herrscherin hinab [8]).

1) Wigrid, die Ebne, auf der die Götter kämpfen werden; sie hat hundert Meilen in die Länge und hundert in die Breite.

2) Thor's Stärke wurde, wenn er sich mit seinem Gürtel Meginjard umgürtete, verdoppelt.

3) Jotun oder Jotunheim, das Land der Riesen, die Thor oft bekriegt hatte.

4) Einherier, in Schlachten gefallene und zu Oden gegangene Kämpen.

5) Widar, auch der stille Ase genannt, trug auf dem einen Fuße, der dadurch eine gewaltig Stärke erhielt, einen sehr dicken Schuh.

6) Freyer, der Gott der Fruchtbarkeit.

7) Tyr, der Gott des Krieges.

8) Hela, die Todesgöttin.

Durch die Reihen geht der Tod. — In Trümmer
Liegt der Hochsitz Oden's nun auf immer,
Ausgekämpfet ist die Götterschlacht,
Und das Weltgebäude stürzt zusammen;
Hell und gräßlich leuchten Surtur's Flammen
Durch das Dunkel schauerlicher Nacht.

Bey dem Heulen brausender Orkane
Sinkt, verschlungen von dem Oceane,
Dieser Erde ausgebrannter Ball. —
Widar, Wali [1]), Magne nur und Mode [2]),
Von den Nornen nicht geweiht dem Tode,
Ueberleben ihres Stammes Fall.

Balder [3]) kehrt mit Höder, sagt die Mythe,
Ausgesöhnt, zurück aus Hel's Gebiete;
Da, wo vormals Asgard's Feste stand,
Wohnen sie auf Idawalla's Fluren,
Unentstellt von der Verwüstung Spuren,
Von dem Grimme Surtur's nicht verbrannt.

Nicht umstrahlet von dem alten Glanze,
Von dem aufgelösten Götterkranze,
Um ihn klagend, übrig noch allein,
Werden Walhall's wohl geborgne Kinder
Der verlornen Runentafeln [4]) Finder,
Angelocket durch den goldnen Schein. —

Doch nach langen unbestimmten Zeiten
Weicht dem Licht die Finsterniß, verbreiten
Ihren Schimmer neue Sterne, hebt
Aus den Fluthen sich die Erde wieder,
Zu der freundlich von dem Himmel nieder,
Fruchtbarkeit, bekränzt mit Aehren, schwebt.

Mühlos sammelt auf der Vorwelt Grabe
Der verjüngten Erde reiche Gabe
Dann ein neues glückliches Geschlecht [5]);
Eitlem Ruhme Tempel zu erbauen
Stört nicht Krieg den Frieden seiner Gauen,
Trotzend auf ein blutgeschriebnes Recht.

Ruhe herrscht, und stilles Glück entblühet
In der Menschen reiner Brust, durchglühet
Nicht von blinder Leidenschaften Macht.
Statt erwürgter Opfer in den Hainen,
Werden ihm, der ewig ist, dem Einen,
Früchte nur und Blumen dargebracht.

W. v. S . . . r.

1) Wali, ein Sohn Oden's.

2) Magne und Mode, Thor's Söhne.

3) Balder war früher von seinem blinden Bruder Höder, durch Loke's listige Bosheit getödtet, und Höder von Wali, Balder's Tod zu rächen, erschlagen worden.

4) Sie finden die am Morgen der Zeit verlorenen goldenen Runentafeln im Grase auf Idawalla wieder.

5) Lif und Lif-Thraser, ein Menschenpaar: das sich bey dem Surtur'sbrande an einen Ort, den die Edda Hodmimersholt nennt, gerettet hat, und vom Thaue lebte, bevölkert die Erde wieder, die unbearbeitet von selbst Früchte tragen, und auf der ein goldnes Zeitalter herrschen wird.

Madagaskar und Benjowsky.

(Beschluß.)

Madagaskar.

Madagaskar, eine Insel des indischen Oceans, ist von der Ostküste von Afrika durch den Kanal von Mozambik geschieden, und liegt zwischen 12° 2′ und 25° 40′ der südlichen Breite; sie hat von Norden nach Süden eine Länge von etwa 350 französischen Meilen, und von Osten nach Westen eine Breite von 100 bis 120. Eine hohe Gebirgskette, worunter nördlich das Vigagora- und südlich das Botistmeni-Gebirge die höchsten sind, scheidet die Insel der Länge nach in zwey fast gleiche Theile. Sie ward von den Portugiesen 1506 entdeckt. Die Oberfläche derselben ist äußerst mannigfaltig; bald erblickt man durch Abgründe zerrissene und mit Wäldern bedeckte Gebirge, welche so alt als die Welt sind; bald hört man den furchtbaren Donner der sich in Abgründe stürzenden Wasserfälle; bald erscheinen weite Ebenen mit reichen Ernten bedeckt; bald anmuthige Thäler, in welchen große Rinderheerden weiden. Die Wälder enthalten einen Ueberfluß von Palmen, Bambusrohr, Aloë, Ebenholz, Pomeranzen- und Citronenbäumen, von welchen die meisten treffliches Bau- und Zimmerholz abgeben. Die Gebirge enthalten reiche Eisenminen und andere Metalle; die Ebenen und Thäler sind so fruchtbar, daß sie hundertfältige Frucht, und so zu sagen ohne Arbeit, geben. Man erzieht dort besonders Reis, Erdäpfel, Seide und Zuckerrohr. Man findet dort eine Palmenart, die Rabenpalme (?) genannt, deren Stamm (d. h. wohl nur das Mark oder den Gipfel davon, wie bey der Sago- und Kohlpalme?) man ißt, und den Hevabaum (Hevea?), von welchem man einen Saft gewinnt, der geronnen das bekannte elastische Harz oder Caoutschouc gibt. Die Flüsse sind im Ganzen sehr fischreich, nähren aber auch Krokodille und giftige Fische. Um diese zu erkennen, legt man ihnen eine Silbermünze unter die Zunge, welche sich schwarz färbt, wenn sie Gift enthalten. Eben so wimmelt dieß Land von Wildbrät, und man zieht dort eine Menge Ochsen, die meist bis achthundert Pfund (!) wägen, so wie Schafe, deren Wolle sehr geschätzt wird; doch gibt es weder Pferde noch Kameele, weder Löwen noch Tiger dort.

Die Bevölkerung von Madagaskar beträgt, nach der Angabe einiger Reisenden, 1,600,000 Seelen, nach andern aber gar 4,000,000; diese leztere Schätzung scheint aber zu hoch zu seyn. Man bemerkt unter den Einwohnern eine Menge Volksstämme; einige rühmen sich arabischer, andere sind jüdischer Abkunft; die verschiedenen Farbenschattirungen unterscheiden sie, sie sind entweder schwarz, oder olivenartig-weiß. Die Mehrzahl gleicht den Indianern oder Mulatten, sie haben eine offene und breite Stirn, schmale Lippen, und im Ganzen regelmäßige und angenehme Züge; ihr Gesicht deutet Offenherzigkeit und Gutmüthigkeit an; sie sind sorglos, fröhlich, zur Wollust geneigt, und behandeln die Frauen mit sehr vieler Achtung. Die Gegenwart ist ihnen Alles, sie bringen ihr Leben mit Schlafen, Singen und Tanzen zu. Sie achten die Bande der Ehe heilig, bleiben aber ganz gleichgültig dabey, wenn sie ihre Töchter ihre Gunstbezeigungen an Fremde verschwenden sehen. Die meisten Reichen heirathen mehrere Frauen, von denen aber nur Eine als rechtmäßig angesehen wird. Die Wissenschaften und Künste haben noch wenige Fortschritte bey ihnen gemacht, doch verstehen sie die Schreibkunst und die Papierfabrikation.

Die Adlichen, unter dem Namen der Rohandrien bekannt, genießen großer Vorrechte; der König muß aus ihrer Mitte gewählt werden, und sie allein haben das Recht, das Fleischhauer- oder Metzger-Handwerk auszuüben, welches das ehrenvollste von allen ist. Madagaskar ist in vierzehn Provinzen oder Königreiche getheilt. Die Franzosen sind die einzigen Europäer, welche auf dieser Insel bis jezt bedeutende Niederlassungen hatten, worunter die Forts Dauphin und Foul-Pointe auf der Ostküste. Es scheint nicht, als ob die Engländer dort versucht hätten, Kolonien zu gründen, obgleich die Ostindienfahrer dort landen. Die bequemsten Hafen sind die Bayen St. Augustin und Bembatouk.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 8. September.

Ein aufgeklärter nordamerikanischer Redner, Ingers, behauptete unlängst in einer merkwürdigen Rede, unter andern Dingen, daß diejenigen Länder, in welchen die Ein- und Ausfuhr erschwert, und worin der Buchhandel mit Hindernissen zu kämpfen hat, dafür durch ihr intellectuelles Nachstehen hinter andern Völkern büßen, und daß selbst England deßhalb in manchen wissenschaftlichen Dingen zurück bleibe, weil es dem freyen Verkehr des Buchhandels nicht Vorschub genug leiste. Wirklich besteht die vortreffliche Einrichtung der französischen und zum Theil auch der deutschen Posten, welche gegen die geringe Gebühr von 1 bis 2 Sous per Bogen alle gedruckte Sachen auf's schnellste durch's ganze Land verbreiten, nicht in England; in Paris, das doch nur zwey Tagereisen von London liegt, ist es beständig eine schwierige oder wenigstens kostbare Sache, ein englisches Blatt schnell zu bekommen. Es geradesweges von London zu beziehen, ist fast nicht thunlich. Gewöhnlich wendet man sich an einen Postbeamten in Paris, der sich seinerseits an einen Handelsagenten oder Spediteur in Calais wendet und lezterer wendet sich dann vermuthlich auch an einen Londner Agenten, der das Blatt von den Zeitungsbureaus bezieht, somit müssen drey Personen an drey verschiedenen Orten in Thätigkeit gesezt werden, um eine Zeitung zu bekommen; natürlich lassen sich alle diese Herren ihre Mühe bezahlen, und das Abonnement vermehrt sich unter jeder Hand, die sich damit befaßt. Bey dieser Schwierigkeit des Zeitungsverkehrs war

es keine üble Spekulation des hiesigen Buchhändlers Gallignani seyn, daß er mit seinem grosen Leseinstitute, worin alle vorzüglichen englischen Tagesblätter und Zeitschriften zu haben sind, auch noch das Herausgeben dreyer englischen Blätter verbindet, nämlich einer Zeitung, einer Wochenschrift und einer Monatschrift, oder eines sogenannten Monthly Magazin. Schon ein einziges dieser drey Institute muß sehr kostspielig seyn; um wie viel mehr also drey zusammen? Jedoch läßt es sich begreifen, daß es bey der geringen Verbreitung der englischen theuern Zeitblätter auf dem Kontinente diesen wohlfeilern Surrogaten nicht an Abnehmern fehlen müsse. Etwas Originates findet sich in diesen drey Zeitschriften nicht, sondern blose Auszüge aus englischen; aber eben deßhalb können sie einigermaßen gegen die Entbehrung jener schadlos halten. In der Zeitung stehen brüderlich Courier und Morning-Chronicle, Alte und Neue Times, servile und freysinnige Meinungen im Extrakt nebeneinander; Gaglinani unterzieht sich dem Geschäfte nicht, aus diesen Meinungen etwas zu folgern, das überläßt er dem Leser, wenn dieser es kann, und kümmert sich weiter um nichts, als wie er die Zahl der Abonnenten vermehren kann. Diese müssen es dann machen, wie Potier, der als Bonardin in dem Vaudeville der kleine Matrose sagt: „Wenn Abends das Schauspiel ist, so stelle ich mich an den Eingang hin und horche den Heraustretenden zu; der Eine sagt, ein vortreffliches Stück — abscheuliches Gewäsche, ruft ein Anderer, und darnach richte ich mein Urtheil über das Stück ein." Eben so werden in Gaglignanis Monthly-Magazine Auszüge aus Quarterly und Edinburg Reviews zusammengestellt, und würden die Jahrbücher der Literatur englisch geschrieben, vielleicht kämen Fr. Sevlo's Bekehrungspredigten neben einem Ausfall des Monthly-Magazine wider den Reichthum des Klerus zu stehen. Eine ganz besondere Einrichtung hat Gaglinanis drittes Blatt, die englische Wochenschrift Weekly-Register, das alle Sonnabende erscheint. Es besteht aus zwey sehr grosen Bogen, jede Seite zu drey Spalten. Hier werden allerley Miscellanies, Anekdoten, Gerichtsvorfälle, Staatsneuigkeiten in übergroßer Menge zusammengebracht und in bunter Mannigfaltigkeit aufgestellt. Ich wundre mich oft, wie es möglich ist, von einem einzigen Lande wöchentlich so viele, Charakter und Sitten schildernde, Züge zusammenzubringen. Wenn man es unternähme, von andern Völkern und Ländern ähnliche Sammlungen zu veranstalten, wie karg würde die Ausbeute oft ausfallen! Vergebens nähme man alle Zeitungen und Zeitschriften dieses oder jenen Landes zusammen, man würde kaum aus ganzen Jahrgängen einige Seiten Nationalzüge herauszuheben finden. Dagegen nehme man die englischen Blätter, oder, wenn man sich's bequemer machen will, Gaglinanis Weekly-Register; wie dort die englische Nation in ihrer ganzen Fülle lebt und hervorsticht! welches bunte Gemisch von guten und schlimmen Eigenschaften! welche Kraft, welche Derbheit, welche Nationalität! Wie werden einst diese bunte Gallerien die Nachwelt ergötzen, in das von dem häuslichen Leben, den Sitten, und dem Charakter der Länder, in denen die periodische Literatur unter dem Joche seufzt, und in welchen das öffentliche Leben unbedeutend ist, wenig oder nichts bekannt seyn wird. Aus den englischen Blättern werden unsere Nachkommen die freye Nation erkennen, bey welcher Alles öffentlich geschah, und öffentlich gesagt, und geschrieben werden konnte. Nehme man z. B. die lezte Nummer des Weekly-Register zur Hand, was für ein belustigendes Allerley! Man erlaube mir aus diesem Fruchtkorbe Einiges auszuheben; vielleicht ergözt sich dieser oder jener Leser daran, der in dem Intelligenzblatte seiner Residenzstadt nichts als Subhastationen, Steckbriefe und Lizitationen, oder die Reiseroute einer von der Langweile befallenen Prinzessin antrifft.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, 22. Oktober.

(Beschluß.)

Genannter Reisende erzählt noch ein anderes interessantes Beyspiel von der Fähigkeit der Parsen, so wie von ihrem Religionseifer, welcher noch derselbe zu seyn scheint, als er es zu den Zeiten Zoroasters war: „Unsere Gesellschaft an Bord bestand aus zwey Offizieren im Dienste der Kompagnie, einem armenischen Bischof und Geistlichen und einem Parsen von Bombay. Das Benehmen des Lezteren so wie der Armenier war äußerst artig; besonders aber bewunderten wir den Geistlichen, wegen seiner mannigfaltigen und ausgebreiteten Kenntnisse in Gegenständen, die ganz außer seiner Bahn zu liegen schienen. Er sprach und schrieb unsere Sprache auf's richtigste, und nach ein Paar Tagen verstand er es schon, Mittagshöhen zu nehmen und die geographischen Längen nach dem Chronometer zu berechnen, und zwar eben so genau, als irgend einer von den Offizieren des Schiffes. Der Kapitän versicherte mich, daß, da einige Zeit vorher in dem Hause dieses Mannes zu Calcutta ein Feuer ausgebrochen, man die größte Mühe hatte, ihn zu bereden, es zu verlassen, und er sich durchaus keine Mühe gegeben, die Flammen auszulöschen, oder irgend etwas von den Reichthümern zu retten, welche die Flamme verzehrte." Der Bischof war in Georgien zu Hause, war aber bereits seit sieben Jahren von seinem Bisthume abwesend, während welcher er seine zerstreuten Landsleute zu Calcutta und andern Städten des Morgenlandes heimgesucht hatte.

Da uns von Ava und dem Charakter seiner Bewohner noch so wenig bekannt ist, so schließe ich diese Auszüge mit einem aus dem Berichte eines Hindu, welcher von der englischen Behörde zu Romoo (Ramuh) im Anfange dieses Jahres nach Arracan gesandt wurde, um dort die Befreyung eines Engländers, Namens Chew, zu bewirken, welcher von den Birmesen war als Geisel davon geführt worden. Bey seiner ersten Ankunft mit dem Radjah, welcher mit ungefähr 500 Mann in einer Ebene gelagert stand, weigerte sich dieser, sein Schreiben vor der Ankunft des Wuzier anzunehmen, welcher am folgenden Tage erwartet wurde. Indessen erklärte er ihm, man würde den Herrn (den Engländer) nicht aufgeben, wenn dieselben nicht zuerst die arracanischen Flüchtlinge aufgeben, die sich auf ihr Gebiet gerettet. Man wollte ihn nicht zu Hrn. Chew lassen, aber er drängte sich mit Gewalt zu ihm, und hatte eine Unterredung mit ihm. Am folgenden Morgen sah er ungefähr 300 Mann mehr als des Tages vorher, nebst einigen Hundert Flinten in Haufen aufgestellt, wie auch zwey ganz kleine Kanonen auf Wägelchen mit sehr niedrigen Rädern und eine Menge anderer kleiner Kanonen, welche am Boden lagen. Am folgenden Morgen kam der Wuzier, und man sagte dem Hindu, er sollte geschwind kommen, um 10,000 Mann vorbey marschiren zu sehen. Er und Hr. C. kamen überein, die Soldaten zu zählen, und sie fanden bald, daß man sie zu täuschen suchte, indem sie nur 1500 mit Flinten, 500 mit Lanzen und 500 andere mit Stöcken sahen, die mit Tuch überzogen waren, um ihnen das Ansehen von Flinten zu geben; und um den Betrug zu vollenden, dieselben Leute zweymal hintereinander aufmarschiren ließ. Man gab den Engländer und seine Bootsleute nachher frey. Ehe sie aber weggingen, kam ein Birmahan und ein Muselmann von Seiten des Wuziers zu unserm Hindu, um ihn über die Absichten der Engländer und ihre Stärke auszufragen; und er wußte ihnen eine eben so hohe Meinung von der lezteren beyzubringen, als sie ihm von der ihrigen zu geben gesucht hatten.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 277.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. November 1824.

Der Krieg und Mars ist häufig der Geburthelfer der Zeit; hingegen neben dem Fortleben und Ableben der Völker, steht der alte stille Saturn und verschluckt leise.

Jean Paul.

Gespräche mit Lord Byron.

(Fortsezung.)

„Harrow, sagte Loed Byron, ist die Pflanzschule fast „aller heutigen Politiker gewesen."

„Ich wundere mich, sagte ich, daß Sie nie den Ehrgeiz gehabt haben, auch einer zu seyn."

„Ich habe wenig Interesse an der vaterländischen Po„litik, antwortete er. Ich bin nicht zu dem, was Sie ei„nen Politiker nennen, gemacht, und würde mich nie ei„nee Parthey angeschlossen haben *). Ich hätte an den „kleinen Intriguen der Kabinete, oder an den noch klein„lichern Faktionen und Gewaltstreitigkeiten der Parla„mentsmitglieder keinen Antheil genommen. Castlereagh „ist unter unsern Staatsmännern fast der einzige, den „ich angegriffen habe; der einzige öffentliche Charakter, „den ich durch und duech verabscheue, und gegen den ich „nie aufhören werde, die Pfeile meines politischen Hasses „zu richten.

„Ich redete nur zweymal im Parlament, und machte „wenig Eindruck. Man sagte mir, meine Art zu spre„chen sey nicht würdevoll genug für die Lords, und mehr „für das Unterhaus geeignet. Ich glaube, es war eine „Don-Juan-artige Rede. Die beyden Veranlassungen wa„ren: die Sache der Katholiken *), und (ich denke, er „sagte) eine Angelegenheit von Manchester.

„Wäre ich nie gereist, hätte ich nicht mein Vaterland „jung verlassen, so wären vielleicht meine Ansichten be„schränkter geblieben. Sie erstrecken sich über das Wohl „des Menschengeschlechts im Allgemeinen — der Welt „im Ganzen. Vielleicht hat das Unglück von Portugal „und Spanien, — die Tyranney der Türken in Grie„chenland, — die sittliche Verderbniß anderer Staa„ten (Irlands nicht zu gedenken) — mich mit Freyheits„liebe begeistert. Kein Italiener hätte sich mehr gefreut, „als ich, diesseits der Alpen eine Konstitution eingeführt „zu sehen. Ich fühlte für die Romagna, als sey sie mein „eigenes Vaterland gewesen, und hätte mein Leben und „Vermögen für sie auf's Spiel gesezt, wie ich es noch für „die Griechen thun könnte **). Ich bin ein Weltbürger

*) „The consequence of being of no party,
I shall offend all parties — Never mind!"
„Von keiner Parthey seyn, wird zur Folge haben,
Daß ich alle beleidige. Denkt nicht daran!"
Don Juan, Canto IX. St. 26.

*) Jemand, der bey seiner ersten Rede, über die Sache der Katholiken, gegenwärtig war, versichert, daß die Lords ihre Sitze verließen, und sich um ihn in einem Kreise versammelten; dieß ist wenigstens ein Beweis von dem Interesse, das er erregte: in derselben Art habe er am andern Tag im Unterhause gesprochen, oder ohne Erfolg.

**) „And I will war, at least in words (and — should
My chance so happen, — deeds) with all who war
With Thought. And of thought's foes by far most rude
Tyrants and Sycophants have been and are.
I know not who may conquer: if I could

„geworben. Niemanb beneid' ich so sehr, als Lord Coch„rane. Sein Einzug in Lima, den ich in der heutigen „Zeitung lese, ist eine der größten Begebenheiten des Tags. „So ist auch Maurocordato (den Sie so gut kennen) der „besten Zeiten Geiechenlands würdig. Vaterlandsliebe und „Tugend sind nicht ganz erloschen."

Ich sagte ihm, seinen „Anruf an Griechenland *)," der anfängt:

„Land der unvergeßnen Tapfern**)!"

hielt' ich für das schönste Gedicht, das er je geschrieben.

„Es würde mich freuen, sagte er, wenn ich die „Flamme um einen Funken vermehrt hätte***). Ich liebe „Griechenland, und nehme den lebhaftesten Antheil an „seinem Kampfe."

„Der Ton von Lambrino's Ode, sagte ich, gefiel mir nicht; er wae zu veezweifelnd."

„Dieses Lied, antwortete er, obgleich erst gestern „gedruckt, war viele Jahre voeher geschrieben. Untee„dessen haben sich die Zeiten sehe veeändert. Ich habe „ganz anders von der Sache denken gelernt, — wenig„stens von ihrem Erfolg. Morea scheint mir in Sicher„heit. Von Freunden ist mehr zu fürchten, als von den „Feinden. Haltet nue die Vandalen entfernt; sie wür„den dort seyn, was die Gothen hier waren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Have such a prescience, it should be no bar
To this my plain, sworn, downright detestation
Of every despotism in every nation!"

„Und kämpfen will ich, wenigstens mit Worten (und — sollte
Mein Loos so fallen — Thaten) gegen alle, welche kämpfen
Gegen den Gedanken. Und von allen Feinden des Gedankens
Sind und waren Tyrannen und Sykophanten bey weitem die schlimmsten.
Ich weiß nicht wer siegen wird; könnt' ich
Das vorher wissen, würd' es keine Schranke seyn
Für meinen vollen, geschwornen, unverhohlenen Abscheu
Jegliches Despotismus in jeglichem Volk!"

Don Juan, Canto IX. St. 24.

*) Address to Greece.

**) „Land of the unforgotten brave!"

***) „But words are things; — and a small drop of ink,
„Falling, like dew, upon a thought, produces
„That which makes thousands, perhaps millions, think."

„Doch Worte sind Dinge; und ein kleiner Tropfen Tinte
„Der, wie Thau, sich auf den Gedanken senkt,
„Bringt das hervor, was Tausende, vielleicht Millionen, denken macht."

Don Juan, Canto III. St. 88.

Ein Traum Michel Angelo's.

Als der berühmte Baukünstler und Malee Michel Angelo eben mit seinem heeelichen Gemälde des „jüngsten Gerichts" beschäftigt wae, veeschlossen sich seine Augen in der schwülen Sommerhitze, und er schlief ein. Wunderbar genug hatte er folgenden Teaum, der wenig bekannt geworden ist.

Es schien ihm nämlich, als erblicke er die Himmelspforte, und St. Peter als Thürsteher davor. Nicht weit davon lag, in einer Art von Hundestall, Satanas, auch Belzebud genannt, mit fletschenden Zähnen die armen Seelen erwartend, denen der Eingang verweigert werden würde, und die folglich in seine Klauen fallen müßten.

Während dem stellte sich ein Neuaufeestandener dem heiligen Apostel dae.

„Wee bist du, fragte ihn dieser, daß du Eintritt in's Paradies begehrst?" — „Ich bin ein Papist, antwortete jener, ein eifriger Devot, an den Grundsätzen der Kirche mit festem Glauben hängend; außerdem hab' ich meinen Nächsten geliebt, wie mich selbst." — „Tritt hinein! sagte der Heilige, und setze dich auf die Bank dee frommen römisch-katholischen Christen."

Der Teufel verzog keine Miene, denn ee selbst hatte die Uebeezeugung, daß sich gegen diese Bestimmung nichts einwenden lasse.

Darauf kam ein Andeeee.

„Wer bist du?" — „Ich bin ein Lutheranee und Anhängee des reinen Evangeliums. Außerdem habe ich noch so viel Gutes gethan, als in meinen schwachen Kräften stand." — „Auch dir steht die Thür geöffnet. Geh', und setze dich auf die Bank Wiklefs und dee Märtyrer der Lehre des Herrn.

Der Teufel veezog ein wenig das Maul, und gähnte vor langer, lieber Ungeduld.

Ein Deitter stürzte, mit einem Bückling, herein. St. Petrus richtete dieselbe Feage an ihn.

„Verzeihen Sie, sagte der Angekommene, ich bin ein armer Jud, ein Sklave des mosaischen Gesetzes. Aber obgleich ich mein Lebtag kein Saufleisch gegessen, und am Sabbath mich nie betrunken habe, so ist doch der Hungrige durch mich gespeiset, und der Nackte von mir gekleidet worden. Ich habe die Gebote des Höchsten treu befolgt, und niemals Wucher getrieben oder betrogen." — „Wie könnte ich dir den Eintritt veeweigern? Du hast das Woet des Herrn eefüllt, ohne es gekannt zu haben. Gehe, und setze dich in Abrahams Schooß."

Kaum hatte Satanas diese Worte vernommen, so gerieth er in Zoen, und machte die häßlichste Fratze, die man sich nur denken kann.

Nach dem Israeliten kam ein Chinese.

„Ich bin, sagte er, ein Bekenner der ewigen Lehre Brama's. Sie hat mich unterrichtet, die Tugend zu ehren und auszuüben, so wie jegliches Laster zu verabscheuen." — „Verweile nicht lange an der Thür, sondern setze dich zu den Braminen, die da glauben und handeln wie du."

Belzebub knirschte mit den Zähnen; denn eine so große Nachsicht hätte er dem Apostel nicht zugetraut. Seine Kinnbacken bewegten sich noch, als ein Schwarzer, von der Westküste Afrika's, erschien.

„Man hat mich meinem Vaterlande entrissen und nach einer fremden Zone verkauft. Sodann hat man mich, unter unzähligen Peitschenhieben, mit meinem eigenen Blute getauft, um meine arme Seele zu erretten, die ich, kurz darauf, unter den entsetzlichsten Martern ausgehaucht habe."

St. Petrus konnte nichts darauf erwiedern, denn seine Lippen bebten vor Schmerz. Er öffnete die Pforte weit, und der Neger gesellte sich zu den Opfern des menschlichen Geizes. Selbst der Teufel wischte eine Thräne aus seinen Augen, und muemelte etwas in den Bart, das fast klang, wie: „Aerger, als ich!"

Nach einiger Zeit kam ein Türk.

„Der Islamismus ist mein Glaube: aber der höchste, alleinige Gott hat, durch den Mund des Propheten, mich belehet, fromm, gerecht, gut und menschlich zu seyn, und ich bin es immer gewesen." — „So tritt denn hinein, und setze dich zu den menschlichen Muselmännern, deren du leider nur wenige finden wirst."

Vor der Rede des Heiligen war Belzebub schon aus seinem Stalle hervorgekrochen, und hatte seine Klauen gegen die arme Türkenseele ausgestreckt. Er blieb nun zuerst wie verblüfft stehen, biß sich sodann in den eigenen Schweif, bis auf's Blut, und machte dem Apostel hinterrücks ein grimmiges Gesicht.

Indessen er alle diese Manöver vollzog, wagte es ein Unglücklicher, ein sogenannter Freygeist, hereinzutreten.

„Heda, Landsmann! rief ihm der himmlische Thürsteher zu; was bist du für einer? Ich habe dich nie in irgend einem Tempel bemerkt." — „Es ist wahr, sagte der Andere, ich habe sie nie betreten; aber mein Geist hat in der großen, weiten Natur geschwelgt. Der Olymp, mit allen seinen glänzenden Fiktionen, hat mich nicht gerührt. Ich habe das Weltall durchforscht, und immer und überall nur die eine, Alles belebende Kraft entdeckt. Man nenne sie nun, wie man will, sie ist überall, sie ist da, sie schafft und belebt und erhält: nichts ist ohne sie, nichts kann ohne sie seyn. Das ist mein Glaube, das ist die Ueberzeugung der göttlichen Vernunft. Was dagegen die von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselnden Lehren und Meinungen betrifft, so halte ich sie für eitles Menschenwerk, das, wie das Geschlecht, von dem es ausgegangen, in Staub zerfällt. Was außerdem meine irdische Laufbahn anbelangt, so habe ich mich nie gegen die Gesetze meines Landes aufgelehnt, sondern ich habe ihnen treu gehorcht. Meine Sitten sind rein und einfach geblieben, ich habe die Gerechtigkeit und das allgemeine Wohl befördert, wo ich es vermochte, und alle Menschen sind meine Brüder gewesen." — „Ich bedenke mich nicht, sagte St. Peter, ob ich dich eintreten lassen soll oder nicht, ich wundere mich nur, wie du glücklich seyn konntest, indem du von der Göttlichkeit deiner Vernunft überzeugt, dich über deine Zeit und deine Mitbrüder erheben wolltest. Trete auch ein; du bist der höchsten Freude werth."

Der Teufel, der manchmal ein recht dummer Teufel ist, wie man gleich sehen wird, bekämpfte seine Wuth und fraß seinen Geifer in sich hinein. Sodann sagte er, seitwärts gewendet, mit schadenfrohem Grinsen: „Haha, Herr Thürhüter vom Himmelreich! wenn du so gar nachsichtig bist, so will ich dir ein Stückchen spielen von meiner Art, daß dir Hören und Sehen vergehen soll. Ich will dir eine Aufgabe stellen, die dir nicht so leicht zu lösen seyn soll." Er nahm sodann die Gestalt eines Vertrauten der heiligen Inquisition an, verbarg seinen Schweif und seinen Huf unter dem langen, frommen Gewande, drückte den Hut über seine Hörner, und ließ die Aermel über seine Krallen herabhängen. So vermummt zeigte er sich kecklich an der Himmelsthür, dessen Hüter ihn mit prüfenden Blicken maß.

„Reverendissimus! sagte er und schlug das Kreuz, ich bin ein eifriger Orthodox, und habe die Deisten gleich den Atheisten verfolgt. Ich habe Ketzer und Schismatiker und gemäßigte Katholiken in fürchterlichen Gefängnissen und auf hohen Scheiterhaufen zur Ehre Gottes dem Tode geopfert. Diese ellenlange, engbeschriebene Liste zeigt die Dienste, welche ich der Kirche geleistet habe. Gegen das Ende meines Lebens habe ich mich in die Einsamkeit zurückgezogen, um in gottgefälligen Betrachtungen mein Daseyn zu beschließen. Ich begehre also Eintritt von dir, um mit dem Engelchor die ewigen Hymnen anzustimmen."

„Hebe dich weg von hier, Satanas!" schrie St. Petrus im höchsten Zorn. Daß dich der Fluch der Menschheit und die Rache des Himmels verfolge von Ewigkeit zu Ewigkeit und dich zurückstoße in deinen höllischen Schlund, wo du braten mögest in deiner eigenen Galle! Fort von hier, denn Schrecklicheres hast du noch nie erfunden, als daß der Teufel selbst der Vertheidiger der Sache Gottes zu seyn vorgebe."

Bey diesem Ausspruche erwachte Buonarotti, und zeichnete sein wunderbares Traumgebilde auf, welches er auch bey seinem Meisterstücke benuzt zu haben scheint.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 8. September.

(Fortsetzung.)

„Gegen dem Nelson-Wirthshause über zu Hill (sagt Gagliani in seinem hier erscheinenden Weekly-Register) steht ein Pfahl mit einem Brette, worauf leserlich geschrieben ist, daß man den Weg nach Salisbury zwey Meilen abkürzen könne, wenn man über Plaitford reise; dagegen hat man in der Nähe einen andern Pfahl aufgerichtet, mit der Anzeige, der beste Weg gehe nicht über Plaitford, sondern über Romsey; diese Anzeige ist in Versen, indeß erstere in gemeiner Prosa abgefaßt ist. Die Oppositionsverse lauten folgendermaßen:

To all whom it may concern
mark!
The forest road be ten rood nigher,
The tolls thereon are one third higher.

Vor vierzehn Tagen ist nun das erste Brett auch poetisch geworden, und hat in folgenden Versen seinen dichterischen Nachbar Lügen gestraft:

My neighbours rhymes are stupid, false and clumsy
This road is two miles nearer than by Romsey.

Vielleicht erwiedert das zweyte Brett nun bald auf den herben dichterischen Angriff, und so kann brettweise ein dichterischer Wettstreit sich entspinnen, der den Liebhabern der Reime manchen Spaß gewähren wird, indeß die Reisenden werden errathen müssen, ob die Plaitforder Straße kürzer oder länger ist, als die Romseyer.

„Ein Taglöhner zu Bridgewater, welchen seine Frau neulich wegen seiner Faullenzerey und Schlemmerey hart schalt, erwiederte, daß er seit dem Morgen schon drey Schillinge erspart habe; er habe nämlich in einer nicht lizensirten Kneipe zwölf Quarts Apfelmuß zu drey Pence getrunken, wofür er in einer gewöhnlichen Schenke sechs Pence würde haben bezahlen müssen.

„Das Westminster Review vergleicht die Gefälligkeit, womit die Romanenleser St. Ronandswell und Redgauntlet durchlesen, blos weil sie vom Verfasser Waverleys herrühren, mit der Leichtgläubigkeit, womit die Apfelesser in England vorgebliche Goldpepinen essen, obschon es ausgemacht ist, daß der ächte Pepinenschlag längst ausgeartet und nicht mehr vorhanden ist. Bey dieser Gelegenheit wird in einer Anmerkung folgende Anekdote erzählt. Lord C—n war stolz auf das Glück, die lezte Frucht des lezten ächten Goldpepinbaums zu besitzen und die Augen der ganzen Pepinessenden Welt waren auf diese ihre lezte Hoffnung gerichtet. Seine Lordship, welche die Verantwortlichkeit wegen einer so wichtigen Sache für allzugroß hielt, als daß ein bloßer Edelmann sich damit befassen könne, beschloß, den Apfel an die Gartenbau-Gesellschaft zu senden. Um diese Zeit ereignete es sich, daß er einen Besuch von einem Prinzen von Geblüte bekam; nach dem Essen wurde der lezte der Pepinäpfel als der größte Schatz dem Prinzen vorgezeigt, und zwar mit dem Glase, worunter man ihn sorgfältig aufbewahrte. Allein zur höchsten Bestürzung seiner Lordship zog der Prinz den einzigen Apfel aus seinem gläsernen Käfich hervor, und nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet hatte, brachte er ihn zu seinem Munde. Man stelle sich die Angst aller der anwesenden Aepfelfreunde vor, die den lezten Goldpepin in die Kehle Sr. Hoheit auf immer hinuntergleiten sahen! Auf das rührende Flehen des Lord C—n ließ sich der Prinz endlich bewegen, einen einzigen Kern wieder hervorzugeben, und vermittelst dieses Kerns wurde der Schlag der Goldpepinen weiter fortgepflanzt.

„Vorgestern wurde ein junger Mensch, George Flemings, vom St. Martins-Wachthause vor den Polizeymagistrat in der Bowstraße geführt, weil er einem Lohnkutscher, der ihn in der Stadt herumgefahren, dreyßig Schillinge schuldig geblieben sey. George Fleming ist ein junger Edelmann, der den Frühling seines Lebens lustig durchlebt, und die Langmuth seiner Freunde bereits erschöpft hat. Sein lezter Aufenthalt in einem Wirthshause hatte ihm seine lezte Habe gekostet. Als er nämlich nach dem Essen hatte fortgehen wollen, hatte ihm der Wirth bemerklich gemacht, er müsse, in Ermangelung baaren Geldes, ein Angedenken hinterlassen. In ähnlichen Fällen ist eine Uhr, eine Tabaksdose, ein Ring, oder auch ein Regenschirm (wenn er von Seide ist) ein Gentleman-artiges Pfand. George Fleming hatte aber keines dieser überflüssigen Dinge mehr; ein Hut oder ein Bandanahalstuch könnte noch aushelfen; allein auch dieser Last hatte sich der junge Gentleman bereits entledigt; er bot also seine Weste an; der Wirth besah sie von allen Seiten und schien sie nicht sehr zu bewundern, allein in Ermanglung etwas Bessern mußte er wohl vorlieb nehmen. Der junge Mensch knöpfte also seinen blauen Rock à la Sir Robert zu, und sah ohne Weste so gut aus, wie mit einer; er rief nun einen Miethkutscher und sprang ohne Hut, ohne Weste, ohne einen Pfennig in der Tasche hinein, um seine Freunde um Geld anzusprechen. Der Kutscher fuhr ihn hin und her bey siebenzehn verschiedenen Freunden, aber Alles ohne Erfolg; einige waren nicht zu Hause, andere hatten keine Zeit, anderen fehlte es an kleiner Münze. Nun fing der Kutscher an, wie er vor Gericht aussagte, den Braten zu riechen, und beschloß den leeren Gentleman sobald als möglich los zu werden. Er übergab ihn also einem andern Kutscher, und dieser fuhr ihn abermals zu ungefähr zwey Dutzend Freunden, aber mit eben so wenig Glück als zuvor, und da er zulezt des Spaßes müde wurde, so fuhr er ihn zum Wachthause, wo er ihn als Pfand für Beyder Lohn, der sich auf dreyßig Schillinge belief, niedersezte. Nach dieser Aussage des Kutschers frug der Magistrat, was er, G. Fleming, dagegen zu erwiedern habe? Dieser versezte, die Rechnung sey richtig, er sey aber jezt außer Stande, sie zu zahlen, und gebe sein Ehrenwort, er wolle sobald als möglich seine Schuldigkeit thun. Da kein Ehrenwort in solchen Fällen großes Gewicht hat, so ließ ihn der Magistrat wieder zum Wachthause bringen, und ermahnt den jungen Menschen, an seine Freunde zu schreiben. Am folgenden Tage kündigte man dem Magistrat an, der Gentleman verhungere im Wachthause, da er nichts zu essen habe. Seine Worship schossen also Geld für Brod, Käse und Porter vor, und ermahnten nochmals den jungen Gefangenen, an seine Freunde zu schreiben. Dieses that der leere Gentleman, und schrieb an einen Armenagenten, welcher auch hernach die dreyßig Schillinge schickte, mit dem Beysatze, das sey das lezte Geld, das er je für G. Fleming ausgeben werde. Unterdessen hatte sich der junge Mensch mit einer so gentlemanartigen Ergebung benommen, daß der Richter ihm erlaubte, selbst zu seinen Freunden zu gehen, um von ihnen Hülfe zu erbitten, und der Schreiber des Gerichts, welcher dem Richter an Güte nicht nachstehen wollte, lieh ihm dazu einen feinen weißen Hut. Die dreyßig Schillinge wurden den Kutschern gegeben; den Käse und Porter und den weißen Hut aber ist G. Fleming schuldig geblieben, denn er hat sich nicht wieder sehen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 278.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 19. November 1824.

Und Gott machte die Thiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und das Vieh nach seiner Art, und allerley Gewürm nach seiner Art.

1stes Buch Mose.

Ueber Nutzbarkeit und Bestimmung der Hörner bey verschiedenen Thieren.

Von dem Doctor C. M. Bailly.

1.

Die Naturforscher haben den Hörnern zwey verschiedene Bestimmungen angewiesen. Der einen Meinung zu Folge sollen sie dem Thiere als Angriffs- und Vertheidigungswaffe dienen; nach der andern, welche den Zusammenhang ihrer Höhlen mit den Nasen- und Stirnhöhlen berücksichtigt, wird vermuthet, sie dürften die Steigerung und Erweiterung des Geruchsinnes zu erzielen bestimmt seyn; beyde Meinungen sind ohne Unterscheidung der verschiedenen Thierarten ausgedrückt worden. Die, welche in den Hörnern Fortsetzungen der Geruchshöhlen zu erkennen glaubten, haben diesen Begriff unbedingt auf alle gehörnten Thiere angewandt, und so hinwieder auch die, welche jene Gebilde für Angriffs- und Vertheidigungswaffen hielten. Ich ward veranlaßt, über Sitten und Gewohnheiten vom Büffel und vom Ochs vergleichende Beobachtungen anzustellen, die mich zu einigen Folgerungen über die Nutzbarkeit ihrer Hörner führten, welche, wenn ich nicht irre, bey beyden Thieren völlig verschieden ist, und es dürften jene dann wohl auch auf andere grasfressende Thiere Anwendung leiden, die in dieser Rücksicht dem Ochs oder Büffel sich nähern.

Vergleicht man die Köpfe der gehörnten Thiere, so wird man alsbald sehen, daß, wenn die Hörner bey den einen zu Angriffs- und Vertheidigungswaffen vortrefflich eingerichtet sind, wie dieß beym Stier der Fall ist, bey den mehrern andern hingegen ihre Lage und Form sie zu jenem Dienste völlig unbrauchbar macht. Die alpinische Gemse zum Beyspiel oder der Isard der Pyrenäen tragen auf dem Scheitel gerade empor stehende, am obern Ende rückwärts gebogene Hörner, womit Angriff und Vertheidigung gleich unmöglich sind.

Die Gazelle, das Kevel, die Corinne u. s. w. befinden sich ungefähr im gleichen Fall; und wer diese Thiere in der Nähe gesehen hat, weiß recht gut, wie wenig sie damit ausrichten würden, wofern sie sich ihrer für jenen Zweck zu bedienen versuchen wollten.

Und beym Ochsen endlich, wo ihre Verrichtungen ungleich weniger zweydeutig sind, läßt sich abermals nachweisen, daß die Natur kein sehr großes Gewicht auf jene Waffengattung gelegt haben kann, weil sie so häufige Abnormitäten in ihrer Entwicklung und selbst in ihrem Vorhandenseyn zuläßt. Jedesmal, wo ein Organ einem Thiere unentbehrlich ist, oder hinsichtlich der Nutzbarkeit in erster Reihe steht, wird uns dasselbe standhaft in Gestalt und Lage erscheinen. Nie sind bedeutsame Abweichungen an den Zähnen und Klauen der Löwen und der Tiger, am Schnabel der Vögel und an den Flossfedern der Fische wahrgenommen worden, während die größten Unregelmäßigkeiten bey den Hörnern der Ochsen und der ihnen verwandten Thiere angetroffen werden.

In Ostindien, zum Beyspiel, finden sich Ochsen ohne Hörner, und die auch nie solche besaßen. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung kommen nicht selten solche Thiere mit hängenden, das will sagen, nur an die Haut befestigten Hörnern vor. In der Lombardey werden gleichfalls hängende und hinwieder weiche Hörner angetroffen. In Frankreich sind sie klein, kurz und schmächtig. Ihr Abstand, von einer Spitze zur andern gemessen, beträgt meist anderthalb bis zwey Fuß. In Italien habe ich solche gesehen, die fünf und einen halben Fuß Abstand von einander hatten, und diese kommen vielleicht minder selten vor, als in Frankreich diejenigen, welche bis drey Fuß Entfernung haben.

In diesen beyden Ländern, und anderswo mehr, sind sie bald hohl, und bald ausgefüllt, so daß von Zellen kaum eine Spur übrig bleibt. Welche Hülfe mögen Hörner leisten, die, wie diejenigen des Widders, sich in wiederholten Kreisen um die Ohren winden, wenn vollends auch noch ihr Daseyn sogar unbeständig ist! So wissen wir von Tavernier, daß in der Provinz Kerman, im alten Caramanien, die Widder gewöhnlich Hörner tragen, während die Schafe ungehörnt sind. Zuweilen jedoch trifft das Gegentheil ein; die Schafe haben Hörner, und die männlichen Thiere sind ungehörnt; zuweilen haben jene vier Hörner. In Island steigt ihre Zahl bis auf acht; in Ostindien kommt der Hirsch (Chevrotain) bald gehörnt, bald ungehörnt vor. In Frankreich trägt der Ziegenbock sehr schöne, die Ziege sehr kleine Hörner. Sollte die Natur dem männlichen Thier eine Vertheidigungswaffe ertheilt haben, die sie dem ihrer ungleich mehr bedürftigen weiblichen verweigerte?

Was die Geweihe vom Hirsch, vom Rennthier und Elennthiere betrifft, so sind dieselben bekanntlich mehr schädlich, als nützlich, und es vertheidigen sich diese Thiere auch keineswegs mit dem Kopf. Sie gebrauchen, wo sie vom Wolfe angegriffen werden, ihre Vorderfüße, mit welchen ihnen nicht selten den Feind abzutreiben gelingt.

Leicht könnten noch viel andere Beyspiele mehr aufgeführt werden, um die große Wandelbarkeit dieser Organe darzuthun, nicht bey verschiedenen Thierarten nur, oder bey den nämlichen in verschiedenen Ländern, sondern selbst auch im gleichen Land, an der nämlichen Thierart und beym gleichen Geschlecht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gespräche mit Lord Byron.

(Fortsetzung.)

„Was halten Sie von der Macht der Türken, fragte ich Lord Byron, und von ihrer Art zu fechten?"

„Die Türken sind kein so verächtlicher Feind, als die „Leute glauben, erwiederte er. Sie haben mit Rußland, „oder vielmehr Rußland hat mit ihnen, seit Peter des „Großen Zeit, Krieg geführt; — und was haben sie, bis „neuerdings, Wichtiges verloren? Im Jahr 1788 er„fochten sie einen Sieg über die Oestreicher, und hätten „beynahe den Kaiser von Oestreich zum Gefangenen ge„macht, obgleich seine Armee aus 80,000 Mann bestand.

„Sie schlugen uns in Egypten und machten einen un„serer Generale zum Gefangenen. Ihre Art zu fechten kann „wohl Furcht erregen. Ihre Reiterey ist nicht viel gerin„ger als die unsrige, und ist besser beritten — die Pferde „besser dressirt. Sehen Sie, zum Beyspiel, den Araber, „den der türkische Prinz hier reitet! — Sie sind in Ab„theilungen von sechzig, jede mit einer Flagge oder Stan„darte, getheilt. Sie kommen heran, feuern, und wer„den von einer andern Abtheilung abgelöst; und so nach „der Reihe. Wenn sie einhauen, so thun sie es trupp„weise, wie unsre successiven Schwadronen."

„Ich erinnerte Sie neulich, sagte ich, daß Sie im „Childe Harold" gesagt, die Griechen würden ihre eigegenen Schlachten zu fechten, ihre eigene Befreyung zu erringen haben. Das war Ihre prophetische Zeit; Voltaire und Alfieri, und selbst Goldsmith, hatten eine solche."

Shelley, welcher gegenwärtig war, bemerkte: „Dichter sind zuweilen das Echo von Worten, deren Gewicht sie nicht kennen — die Trompete, die zur Schlacht ruft, und nicht fühlt, wie sie begeistert."

„In welchem Jahr, fragte ich, schrieben Sie den Vers:

„„Wird Franke oder Moskowite euch beystehen? — Nein!""

„Im Jahr 1811. Die Ode ward zu derselben Zeit ge„schrieben. Ich drückte denselben Gedanken in einer von „ihren Strophen aus *).

„Ich will Ihnen einen Plan mittheilen, über dem ich „brüte. Ich hege den heißen Wunsch, mich zu den Grie„chen zu gesellen. Gamba wünscht ebenfalls dabey zu seyn. „Doch werde ich Italien nicht verlassen, ohne geeignete „Autorität und volle Gewalt von Seiten der patriotischen „Regierung erhalten zu haben. Ich denke ihnen zu schrei„ben, und darüber wird Zeit vergehen. Außerdem: die „Guiccioli **)!

*) „Trust not for freedom to the franks;
They have a king who buys and sells:
In native swords and native ranks
The only hope of freedom dwells!"

„Hofft nicht Freyheit von den Franken;
Sie haben einen König, der kauft und verkauft:
Im heimischen Schwert, in heimischen Reihen
Wohnt die einzige Hoffnung der Freyheit!"

Don Juan, Canto III. p. 51.

**) Ich hörte Lord Byron tadeln, daß er die Guiccioli ver-

„Meine Schwester, sagte er, hat mir eine Locke von „Napoleons Haar gesandt, die vom schönsten Schwarz ist. „Wäre Hunt hier, so würden wir ein halbes Dutzend „Sonette auf sie bekommen. Es ist ein kostbares Geschenk; „aber nach Lord Carlisle hätte ich es nicht annehmen sol„len. Ich fand in den heutigen Zeitungen einige Zeilen „von Se. Herrlichkeit, in denen er Lady Holland den Rath „gibt, sich nicht mit der von Napoleon ihr hinterlassenen „Tabaksdose zu befassen, damit nicht Schrecken und Mord, „so oft sie sie öffne, aus dem Deckel springen möchten. „Es ist eine geniale Idee — ich rechne sie ihm hoch an."

Dann las er mir die erste Strophe vor, auf seine gewöhnliche Art das Lachen unterdrückend:

„Lady reject the gift etc.*)"

und machte in ein Paar Minuten folgende Parodie darauf:

„Lady accept the box a hero wore,
In spite of all this elegiac stuff:
Let not seven stanzas written by a bore
Prevent your Lady ship from taking snuff**)!"

„Wann wird mein weiser Vetter aufhören, Verse zu „verfertigen? sagte er. Von allen Narrheiten ist, dünkt „mich, die der Autorschaft die hartnäckigste. Er hatte „unterdessen, wahrhaftig seit vielen Jahren, lernen kön„nen, (aber die Leute lernen nie etwas durch Erfahrung,) „daß er sich in seinem Forte vergriffen hat. Ein Epi„gramm, das nicht ohne Logik war, besang den Tag, an „welchem Se. Herrlichkeit zwey Dinge gethan, — näm„lich tausend Pfund unterzeichnet, und ein Pamphlet für „einen Sixpence herausgegeben hatte! Es war über den „Zustand des Theaters, und theuer genug für das Geld. „Ich glaube, ich weiß das Epigramm noch:

„Carlisle subscribes a thousand pound
Out of his rich domains;
And for a sixpence circles round
The produce of his brains.
'Tis thus the difference you may hit
Between his fortune and his wit*)."

„Ein Mann, der ein Poet seyn will, sollte sein gan„zes Leben hindurch nichts thun und gethan haben, als „Verse machen. Shelley hat mehr Poesie in sich, als „irgend einer der jezt Lebenden; und wäre er nicht so „mystisch, und wollte er nicht Utopias schreiben und sich „als Reformator aufwerfen, so müßte sein Recht, unter „den Dichtern eine Stelle, und zwar eine hohe Stelle ein„zunehmen, nothwendig anerkannt werden. Ich sagte „neulich, was ich von ihm denke, und wer nicht durch „Bigotterie geblendet ist, muß eben so denken. Die „Werke, die er mit siebenzehn Jahren schrieb, sind au„ßerordentlicher, als die von Chatterton in demselben „Alter."

Es ward die Frage aufgeworfen, welches Metrum in unserer Sprache er für das leichteste halte?

„Sie meynen vielmehr, sagte er, welches am wenig„sten schwer ist? Ich habe von der fatalen Leichtigkeit des „achtsylbigen Metrums gesprochen. Die Spenser-Stro„phe ist schwer, weil sie wie ein Sonett ist, und die End„zeile gut seyn muß. Das Couplet ist noch schwerer, weil „die lezte Zeile, oder eine von zweyen, gut seyn muß. „Aber reimlose Verse sind die schwersten, weil jede Zeile „gut seyn muß."

„Da können sie freylich sagen, bemerkte ich, daß kei„ner ein Dichter seyn kann, der noch etwas Anderes thut."

*) „Carlisle unterzeichnet tausend Pfund,
Ertrag seiner reichen Domänen;
Und für einen Sixpence circulirt
Das Product seines Gehirns.
Daraus erkennt ihr den Unterschied
Zwischen seinem Vermögen und seinem Witz."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 8. September.

(Beschluß.)

Neulich erschien ein französisches Mädchen vor dem Lord-Major, als er zu Gericht saß. Sie sagte, sie sey die Tochter einer Wittwe, welche in einer Stadt Frankreichs einen Laden halte, daß sie, während des Aufenthaltes der englischen Truppen daselbst, heftig in einen Soldaten der Fußgarde verliebt geworden wäre, daß aber ihre Mutter, um ihr Davonlaufen mit ihm zu verhindern, sie eingesperrt habe, bis das Regiment eingeschifft worden wäre. Sie aber sey aus der Haft entsprungen, und so glücklich gewesen, ihren Liebhaber wieder einzuholen. Sie hätten einige Zeit vergnügt gelebt, bis er seinen Abschied erhalten habe. Dann aber seyen sie in großes Elend verfallen, da er keine Arbeit habe bekommen können, und er sey, sie wisse nicht, wohin gegangen, weil er sie nicht länger in so ärmlichem Zustande habe sehen können. Sie sey nun nahe daran, Mutter zu werden, habe keinen einzigen Freund in England, und keinen Pfennig auf der ganzen Erde. Sie habe sich an den französischen Konsul gewandt, der ihr aber nichts habe verabreichen wollen, weil sie mit einem Fremden verheirathet sey. Der Lord-Major bemerkte, daß dieß gar kein seltener Fall sey; die englischen Soldaten hätten eine Menge armer Mädchen mit herübergebracht, die sie aber hernach nicht hätten ernähren können, und die daher in der Folge das größte Ungemach hätten ausstehen müssen. Manche wären wieder nach

lassen. Daß ihr Bruder ihn nach Griechenland und dann seine irdischen Reste nach England begleitet hat, beweist zum wenigsten, daß die Familie ihn von allem Tadel frey sprach. Der zerstörte Zustand des Landes ließ die Frage, ob sie sich mit ihm einschiffen könne, gar nicht zu; und die Einziehung des Vermögens ihres Vaters, so wie sein vorgerücktes Alter, machte es nothwendig, daß sie bey ihm bliebe und für ihn Sorge trüge. Es war Lord Byrons ganzes Ansehen bey der brittischen Gesandtschaft, so wie seine eigene Garantie, nöthig, um die Gamba's in Genua zu schützen. Aber zulezt war sein eigenes Haus kein Asyl mehr für sie, und sie wurden aus den sardinischen Staaten verbannt, einen Monat ehe er nach Livorno absegelte, von wo er, nach Einnahme der Reisebedürfnisse, seine verhängnißvolle Fahrt nach Morea antrat.

*) „Lady, verwerfst die Gabe rc."

**) „Lady, nehmt die Dose, die ein Held getragen,
Troz allem dem elegischen Kram.
Laßt sieben Strophen von der Hand eines langweiligen Herrn
Eure Herrlichkeit nicht abhalten, Tabak zu schnupfen."

Frankreich zurückgekehrt, wo sie gewiß sehr hart müssen behandelt worden seyn. Ein gegenwärtiger Gentleman sezte hinzu, daß als die englische Armee sich in Frankreich wieder eingeschifft hätte, waren 6000 französische Weiber, welche ihre Heimath verlassen, und die Rothröcke hätten begleiten wollen, zurückgetrieben worden; eine bedeutende Menge wäre jedoch später herübergekommen, und manche hätten sich in England niedergelassen. Der Lord-Major wollte wissen, wie sie sich hätten verstehen können, da das Mädchen kein Englisch und der Soldat kein Französisch sprechen gekonnt hätte. O, erwiederte das Mädchen lebhaft, mein Mann gebrauchte eine Sprache, die man überall versteht. Seine Lordship bezeigte sein Bedauern über die Lage der hülflosen Französin, und da man ihm eine Summe Geldes eingehändigt hatte, um bey besonderen Fällen darüber zu verfügen, so ließ er einen Theil desselben dem Mädchen verabfolgen, das sich sogleich nach Frankreich einschiffte.

Vor den Magistrat im Union-hall brachte ein Konstable zwey handwerksmäßig gekleidete Männer, welche auf offener Gasse wie Narren gepredigt, und einen großen Auflauf erregt hatten; der Konstable hatte sie ermahnt, aufzuhören, sie hatten ihm aber grob erwiedert, sie wollten fortfahren, das Wort zu verkündigen. Von diesen beyden Männern war der eine ein Schuhmacher und der andere ein Gassenfeger. Der Richter machte ihnen bemerklich, es sey wider die Ordnung, Auflauf zu erregen. Für eine Kleinigkeit von sechs Pence könnten sie ja, falls sie sich zu predigen berufen fühlten, die Erlaubniß erhalten, in einer Wohnung zu predigen; er wolle sie entlassen, wenn sie versprächen, künftighin die Ordnung nicht mehr zu stören. Nein! riefen sie Beyde, das können wir nicht versprechen. Unsere öffentlichen Ermahnungen auf den Gassen haben schon die besten Folgen gehabt; wir haben schon eine Menge Menschen bekehrt und unsre Heerde vergrößert sich täglich; wir wollen lieber Märtyrer werden. Der Magistrat: Nun so müßt ihr Bürgschaft für euer künftiges Betragen stellen. Das wollen wir nicht, lieber für die gerechte Sache leiden! Sie wurden also in Verhaft geführt, und schienen sehr zufrieden. Ihre Anhänger wollen, wie es heißt, Subscriptionen für sie eröffnen, so daß sie sich nicht übel bey dem Verhafte befinden werden.

Vorige Woche wurde ein rothaussehender, breitschulteriger Irishmann mit einem Fleche über dem rechten Auge und mit einem Barte, der einem Hebräer Ehre machen würde, wegen zankfüchtigen Betragens vor den Magistrat gebracht. Mistreß Fleming, welche ein Logirhaus für gemeine Leute hält, hub die Klage wider den Beschuldigten also an: „Dieser Mann da ist einer meiner Kunden, und schläft dann und wann bey mir.“ — Der Richter: „Was, er schlaft bey euch?“ — „In meinem Hause, versteht sich in Ehren. Samstag Abend kam er und forderte ein Bett. Ich zeigte ihm eins; in der Kammer legte er Hand an mich, packte mich, und . . .“ — „O Mistreß Fleming!“ — Mrs. Fleming: „Ja, das thatet ihr; ich sagte ihm, er sollte seinen Holnepetus lassen; er wollte nicht; wir wurden handgemein, dann kam der Wächter, und damit hatte es ein Ende.“ — Der Polizeyrichter: „War er betrunken?“ — Mrs. Fleming: „Betrunken eben nicht, so zwischen beyden.“ — Der Wächter bezeugte, er habe den Beklagten Wache! rufen hören, er sey herbey geeilt; der Gefangene sey gewaltig zänkisch gewesen, und habe auch ihn geschlagen. — Der Polizeyrichter zu dem Beklagten: „Wo kommt ihr her?“ — „Aus dem Wachthause, Ew. Ehren.“ — „Das weiß ich; aber ich meine“ — O, ich merke, aus Irland bin ich, Ew. Ehren!“ — „Auch das weiß ich; wo wart ihr, ehe ihr zur Mrs. Fleming kamt?“ — „Zu Lewisham.“ — „Was habt ihr zu eurer Vertheidigung zu sagen?“ — „Herr! was soll ich sagen? kann ich gegen Drey anschwören? Für ein Sixpence würden sie Gott den Allmächtigen verkaufen. Herr! ich bin unschuldig, wie ein neugebornes Kalb.“ — „Ihr habt den Wächter geprügelt?“ — „Ich rief ihn zu Hülfe; er kam und nahm mich in Arrest; war das der Weg, mir zu helfen?“ — „Der Polizeyrichter: „Nun so muß ich euch einsperren lassen, bis ihr Jemand findet, der für euer Betragen gut sagt.“ — „Mrs. Fleming wird für mich bürgen.“ — Mrs. Fleming. „Ich? o gewiß nicht!“ — „Ja ja, ihr werdet für mich gut stehen, ihr werdet Ew. Ehren sagen, ich werde mich gut betragen, ein guter Kerl seyn und mich in Acht nehmen; so werde ich auch euch einen ähnlichen Dienst erweisen, wenn ihr je hier werdet Händel haben. Gewiß werdet ihr gut für mich stehen.“ Mrs. Fleming war unschlüssig. Der Irländer flüsterte ihr etwas in's Ohr; sie schüttelte den Kopf und wollte nicht. Der Irländer ergriff ihre Hand, sah ihr bedeutungsvoll in's Angesicht; Mrs. Fleming fühlte die ganze Macht dieses an ihren Edelmuth gethanen Ansprnches; wir sind auch nicht von Holz oder Stein, wie Sterne sagt; und sie, die als Anklägerin gekommen war, ging als Bürge des Betragens des Beklagten von dannen.

Was gäbe man nicht darum, um Zeuge eines so originellen Auftritts zu seyn? Wie manche ähnliche Züge würde auch das Pariser Volk darbieten, wenn die Polizeykommissarien öffentlich zu Gerichte säßen. Allein sie schlichten die kleinen Händel bey verschlossenen Thüren, und bey dem allerdings öffentlichen Polizeygerichte im Justizpallast geht es schon zu feyerlich her, als daß sich hier das Volk unverstellt zeigen könnte.

D g.

Berichtigung.

Im Morgenblatt vom 23sten Oktober 1824, in einem Korrespondenzartikel aus Bern, heißt es S. 1020:

„Ein anderer, nicht minder wichtiger, als der durch diesen Bösewicht (den Mordbrenner von Napersweyl) verursachte „Schaden für die Schweiz ist der Verlust, den dieselbe durch „das Verrücktwerden eines Dr. S . . . des Vorstehers „einer Irrenanstalt in Wiflisburg (Avenches), erst kürzlich em„pfinden mußte. Das Institut, das blos durch und mit ihm „bestand, und manchen schon völlig aufgegebenen Patienten der „menschlichen Gesellschaft wieder gab, soll bereits aufge„löst seyn.“

Diese Nachricht wäre für Alle, die an dem Fortgange der schweizerischen wohlthätigen Anstalten lebhaften Antheil nehmen, gewiß sehr betrübend; zum Glück aber ist sie durchaus falsch. Hr. Dr. Schnell befand sich noch vor wenigen Tagen geistig so gesund als jemals.

Ist es nicht eben so unbegreiflich als für den Menschenfreund betrübend, ein so grundloses Gerücht verbreitet zu sehen, das dem Ruf und Vortheil eines für die unglücklichste Klasse von Leidenden eifrigthätigen Arztes nur verderblich seyn kann?

Meine ehemaligen Verhältnisse zur Wiflisburger Anstalt sowohl als die Sorgfalt, die Jeglicher für die Ehre seines Nächsten haben sollte, machen es mir zur Pflicht, Sie um die Einrückung dieses meines Schreibens in das nächste Blatt Ihrer Zeitschrift zu bitten, die gewiß lieber erfreuende Wahrheiten als niederschlagende Lügen verbreitet *).

Straßburg, den 10. Nov.

Dr. Abersbach.

*) Wir erwarten, daß unser Korrespondent, den wir als einen eben so rechtlichen als wahrheitsliebenden Mann kennen, sich über diesen Irrthum, der uns höchst unangenehm ist, baldigst erkläre. Die Redaktion.

Beylage: Literaturblatt Nro. 93.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. November 1824.

Die einst den Schmerz der Erde überwanden,
Sie sollen dort, von wo die Sterne strahlen,
Vergeltung hoffen dürfen, ihren Wahlen
Wird dort Befried'gung, wo sie selig landen.

G. Döring.

Geschichte eines jungen Italieners*).

Ich wurde zu Neapel geboren. Meine Eltern, obgleich von adeligem Stande, waren in ihrem Vermögen beschränkt, oder vielmehr, mein Vater verschwendete so viel in äußerer Pracht, daß er sich in beständiger Geldverlegenheit befand. Ich war ein jüngerer Sohn, und daher von meinem Vater, welcher, aus Familienstolz, sein ganzes Vermögen dem ältesten zu hinterlassen wünschte, mit Gleichgültigkeit angesehen.

Schon von der frühesten Kindheit an zeigte ich eine tiefe Empfindsamkeit. Alles bewegte mich auf's Heftigste. Selbst ehe ich noch zu sprechen vermochte, konnte man mich mit Musik zu dem äußersten Grade von Schmerz oder von Genuß reizen. Als ich aufwuchs, blieben diese Gefühle dieselben, und meine Verwandten, so wie die Dienerschaft, fanden ein Vergnügen daran, mein reizbares Gefühl zu necken, um mich bald in Entzücken, bald in Wuth zu sehen. So wurde ich ein Geschöpf der Leidenschaft, ehe noch meine Vernunft sich entwickelt hatte. Bald indessen wurde ich zu alt, um länger mit mir spielen zu lassen, und nun ward ich Anderen zur Plage. Die wilden Streiche und die Wuth, in welche man mich geneckt hatte, wurden beschwerlich, und meine Lehrer haßten mich um der Lehren willen, die sie mir gegeben.

Meine Mutter starb, und meine Gewalt als ein verzogenes Kind hatte ein Ende. Ich war, wie gesagt, kein Liebling meines Vaters, und wurde nun entweder übersehen, oder nur bemerkt, um meinem Willen zu widersprechen. Mein Vater hatte mich nie verstanden; er sah in mir nichts, als ein eigensinniges Kind, dem es an allen zarten Gefühlen fehle. Aber es war das Stolze und Ernste in seinem eigenen Wesen, das mich aus seinen Armen gescheucht hatte; ich sah in ihm nur immer den stolzen Senator in dem seidenen Staatskleide, und vermochte nie, mich ihm mit dem Vertrauen eines Kindes zu nähern. Alle seine Liebe gehörte meinem ältesten Bruder; ihm ward Alles aufgeopfert, unter andern auch ich. Man hatte mich für den geistlichen Stand bestimmt, und um meiner so früh wie möglich los zu werden, schickte man mich, ehe ich noch etwas von der Welt und ihren Freuden gesehen hatte, in ein Kloster, dessen Prior mein Oheim war, und dessen Aufsicht ich von nun an gänzlich überlassen blieb.

Mein Oheim haßte die Welt, die er nie gekannt oder genossen hatte, und ihm galt strenge Selbstverleugnung als die erste Tugend eines Christen. Er hatte die ganze Brüderschaft nach seinem eigenen Sinne gebildet, und eine trübsinnigere, finsterere Gesellschaft von Mönchen gab es wohl nirgends in der Welt. Das Kloster selbst war dazu geeignet, finstere Gedanken zu erregen. Es lag in

*) Uebersezt und abgekürzt von einer Erzählung aus Geoffrey Crayon's (alias Washington Irving) Erzählungen eines Reisenden, welche, nach Angabe des Verfassers, während einer Krankheit zu Mainz geschrieben worden sind.

einem düstern Bergschlund, südlich vom Vesuv; alle Aussicht in die Ferne war durch kahle vulkanische Berge ausgeschlossen; ein Bergstrom tobte am Fuße seiner Mauern, und Adler kreischten um seine Thürme her. Bald lernte ich hier meine vorige Welt vergessen, und so wie sich mein Geist entfaltete, bildete ich mir eine eigene Welt, wozu das Kloster und seine Umgebungen den Maßstab lieferten; es schien mir eine traurige Welt. Auf diese Weise erhielt meine Gemüthsart einen frühen Anstrich von Trübsinn, und die traurigen Erzählungen der Mönche von Teufeln und bösen Geistern füllten meine Seele mit einem Aberglauben, den ich nie gänzlich abzuschütteln vermochte.

Einer der Mönche war ein Maler gewesen, hatte sich aber, zur Sühnung irgend eines Verbrechens, in diesen traurigen Aufenthalt begeben. Er war ein trübsinniger Mann, und trieb seine Kunst in der Einsamkeit seiner Zelle fort; aber er machte sie sich zur Qual. Seine Beschäftigung war, das menschliche Angesicht und dessen Leib entweder auf der Leinwand oder in Wachs im Kampf des Todes oder in allen Stufen der Verwesung darzustellen. Die bloße Erinnerung an seine Arbeiten erfüllt mich mit Schaudern. Indessen damals ergriff meine starke, aber übel geleitete, Einbildungskraft mit Eifer dieses Mannes Belehrung in seiner Kunst. Bald erhielt ich eine solche Geläufigkeit in der Handhabung meines Pinsels, daß man mit einigen meiner düstern Arbeiten die Altäre der Kapelle zierte.

Auf diese Weise ward alles Gute und Liebenswürdige in mir unterdrückt, und nur das Unnütze und Unangenehme entwickelt. Ich war heiß von Gemüth, schnell, reizbar, heftig; gebildet zu lieben und geliebt zu werden. Aber eine eiserne Hand erstickte alle meine schönern Eigenschaften; man lehrte mich nichts als Furcht und Haß. Ich haßte meinen Oheim, ich haßte die Mönche, ich haßte das Kloster, ich haßte die Welt; ja ich haßte beynahe mich selbst, indem ich in mir ein so hassendes und hassenswerthes Geschöpf erblickte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Nutzbarkeit und Bestimmung der Hörner bey verschiedenen Thieren.

(Fortsetzung.)

2.

Wenn inzwischen aus dem Vorgesagten die Unbrauchbarkeit der Hörner als Waffe in vielen Fällen allerdings hervorgeht, so frägt sich jedoch weiterhin, ob diese Betrachtungen auch auf den Büffel Anwendung leiden? Die Erfahrung muß hierüber entscheiden, und um die Frage genügend zu beantworten, müssen wir auf die Verschiedenheiten aufmerksam machen, die in Sitten und Gewohnungen zwischen Büffel und Ochs angetroffen werden, und aus denen über den physiologischen Vorwurf, um den es sich handelt, Aufschluß erhalten werden mag.

Den Sommer durch wird wöchentlich in Rom das Schauspiel von Menschen- und Hundegefechten mit Ochsen und Büffeln gegeben. Die Kämpfer halten dem losgelassenen Büffel oder Stier ein Stück Scharlachtuch entgegen, das an einer mit Eisenspitze versehenen Lanze befestigt ist. Sie bergen sich zum Theil hinter dieß Tuch, und reizen das Thier durch Geschrey, Drohungen, schnelle Wendungen und Sprünge. Das gereizte Thier stürzt auf den Kämpfer los, der durch eine Seitenbewegung, die das Tuch in unveränderter Lage läßt, ausweicht, so daß das Thier unter diesem durchläuft; sein Gegner nimmt hierauf eine neue Stellung an, und so geht's fort, bis das Thier durch zahlreiche Kämpfer ermüdet, weggeführt und durch einen frischen ersetzt wird.

Hier ist, was den Ochs betrifft, der Gebrauch der Hörner augenfällig, und wehe dem, der ihren Stoß erleiden sollte: die Kopfbewegungen des Thiers sind auch völlig einstimmend mit der Richtung seiner Waffen, so daß, ohne des Gegners gewandtes Ausweichen, der Zweck unfehlbar erreicht würde. Bald wird mit dem einen Horn, bald mit dem andern, bald mit beyden gestoßen, je nachdem der Angriff von dieser oder jener Seite stattfand.

Anders verhält sich's mit dem Büffel, der durch eigenthümlichen Gang und Stellung dermaßen vom Ochs abweicht, daß man glauben sollte, sie gehörten nicht zur nämlichen Gattung, wofern allein nur auf des Thieres Sitten Rücksicht genommen wird.

Die rückwärts gerichteten Hörner des Büffels sind ihm als Angriffs- oder Vertheidigungswaffe fast unbrauchbar; auch versucht er höchstens zuweilen einige Seitenbewegungen damit zu machen, die meist ohne Erfolg bleiben, theils weil kein bestimmter Zweck dabey obzuwalten scheint, theils weil, um die Spitzen der Hörner nach vorn zu richten, die Schnauze allzu tief zwischen die Vorderbeine versenkt werden müßte.

Der Ochse zielt, und weiß, wo er treffen will; seine Stöße alle sind wohl berechnet; wogegen die Kopfbewegungen des Büffels so regellos geschehen, daß er nur zufällig seinen Feind treffen könnte; es lassen sich diese nämlich ganz füglich mit den ungeregelten Kopfstößen eines Hundes, der einen Hasen tödtet, vergleichen. Auch nimmt der Büffel nie, wenn es ihm um ernstlichen Angriff zu thun ist, dazu seine Zuflucht. Wo ihm ein Hinderniß aufstößt, oder wo er einen Feind verfolgt und denselben zernichten will, da läuft er gerade auf ihn los und stößt mit der Stirne gegen ihn, ohne irgend eine besondere anderweitige Bewegung zu machen. Es ward dieser stark gewölbte Theil seines Schädels ihm von der Natur auch ganz eigentlich zu einer Waffe verliehen, die so furchtbar ist,

als ein Thier sie nur haben kann. Der Widerstand des Schädels an dieser Stelle ist ungeheuer; beyde Knochentafeln des Stirnbeins stehen bey sechs Zoll von einander ab, sie sind aber durch knöcherne Zwischenwände dermaßen fest verbunden, daß die Kraft von Kanonenfeuer für die Zerschmetterung des festen Gebäudes erforderlich wird. Man muß Augenzeuge von Austritten gewesen seyn, bey denen dieß starke Thier seine Kräfte bewährt hat, um einen richtigen Begriff davon zu erhalten; sonst wird derselbe allzeit mangelhaft bleiben. Ich will ein Beyspiel davon anführen.

Für eines jener Thiergefechte war angekündigt worden, es sollten die sämmtlichen Kämpfer in Gegenwart eines Büffels den Fandango tanzen. Ueber schweren Gestellen wurden, mitten im Schaukreise, drey Tafeln gelegt, so dick wie unsere Küchentische und einige Fuß länger; jede dieser Tafeln ward von zwey Männern herbeygetragen, deren Anstrengungen das Gewicht ihrer Last erweisen konnten. Eine schwere Tapetendecke, die bereits schon ähnliche Dienste geleistet, und mit Staub und Koth beladen war, wurde über die ganze Vorrichtung ausgebreitet. Auf dieser Gattung Schaubühne sprangen die Tänzer umher, bis der Riegel zurückgezogen ward, der den Büffel vom Kampfplatz ausschloß; die Thüre war noch nicht vollends geöffnet, als das Theater schleunigst geräumt wurde: denn augenblicklich stürzte das eingelassene Thier auf das Gerüst los, und mit dem ersten Stirnstoße flog dasselbe auch in Trümmern auf; das furchtbare Thier aber schien den Schlag kaum zu fühlen, der, wie man denken sollte, ihm den Schädel zerschmettern mußte. Es sezte dasselbe vielmehr seinen Lauf fort, als ob nichts geschehen wäre.

Würde es ein Ochse gewesen seyn, der das nämliche Hinderniß überwinden sollte, er hätte seine Hörner und nicht seine Stirne gebraucht. Ein Ochse muß übrigens schon ungewöhnlich gereizt seyn, um einem Menschen, den er einholt, wirklich zu Leibe zu gehen. Meist hat er bey seiner Verfolgung so wenig die Absicht, ihm ein Leid zuzufügen, daß, wenn er denselben beynahe schon berührt hat, er sich plötzlich abwendet, oder auch, wofern er denselben niederstieß, er ihn einzig nur beriecht und liegen läßt.

Der Büffel hingegen wirft ihn mit einem Kopfschlag zu Boden, und quetscht ihn mit Stirn und Knieen, ohne daß die Hörner dabey das Mindeste zu thun hätten. Sein Schlachtopfer verläßt er auch eher nicht, bis er seines Todes gewiß ist. Manchmal geschieht es, daß ein Kämpfer im Augenblick, wo das Thier ihn zu erreichen im Begriff steht, jenen Tuchlappen rückwärts wirft, um den Büffel anzuhalten, und alsdann muß man sehen, wie schnell und gewandt dieser darauf niederkniet, um ihn zu quetschen. Zuweilen verliert er um deßwillen den Verfolgten keineswegs aus dem Auge, sondern fast ohne anzuhalten erhält der Lappe den Kniestoß, und der Lauf hinter jenem wird fortgesezt, so leicht und gewöhnt ist ihm die Bewegung des Niederknieens. Auch hierin unterscheidet sich der Büffel vom Ochs, der unter gleichen Umständen, und wenn er zornig genug wäre, den Lappen durch einen Hornstoß wegschleudern würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Oktober.

(Verspätet.)

Es gibt für den Kritiker, dem es rein um die Sache und daher nie um die Person zu thun ist, kein angenehmeres Geschäft, als wenn er ein Kunstwerk recht aus dem Herzensgrunde seiner Ueberzeugung loben kann. Ganz besonders thut dieses dem Kritiker theatralischer Darstellungen wohl, weil es in keiner andern Kunstbeurtheilung als in der des Schauspielers so ganz unmöglich ist, die innere und äußere Persönlichkeit des Künstlers von seinem Werke zu trennen, so daß, nicht nur, wenn der Kritiker polemisch seyn muß, sondern auch da, wo er reindidaktisch verfährt, er immer Gefahr läuft, von dem getadelten Subjekte für dessen persönlichen Feind gehalten zu werden. Das Subjekt aber sollte nie vergessen, daß es sich ja öffentlich als Objekt hingibt, über welches nun ein öffentliches Urtheil, selbst ein ungerechtes und unkundiges, nicht zu vermeiden ist. Auch andere Künstler: der Maler, der Dichter und selbst der Musiker geben ihre Persönlichkeit der Beurtheilung hin, und eigentlich eine tiefere und persönlichere Persönlichkeit als den eigenen Leib. Was würde man aber von dem Vetter, Ehegatten, oder Freund einer Malerin sagen, der, nachdem ein Kritiker ein Bild dieser Künstlerin, etwa eine Psyche oder Diana, getadelt hätte, zu diesem Kritiker spräche: „Aber sagen Sie, mein verehrter Mann, was hat Ihnen denn meine Frau, oder meine „Cousine, oder meine Freundin zu leide gethan, daß Sie ihre „Diana nicht vortrefflich finden?“ Und doch kann man von Glück sagen, wenn Einem dergleichen unsinnige Reden nicht täglich entweder gehalten werden, oder durch freundliche Freunde zu Ohren kommen. Von diesem höchst elenden Verdachte ausgehend, daß der tadelnde Kritiker ein Feind des Getadelten sey, müßte es eigentlich zu blutigen Händeln zwischen Künstler und Kritiker kommen. Daher, und damit dieses nie geschehe, ja nicht denkbar sey in dem sittlichen Kampfe auf den Feldern der Kunst und der Kritik, so soll der Beurtheiler nicht etwa schonend seyn, nein! denn sonst beurtheilt er ja nicht, sondern wenn er tadelt, ausführlich tadeln, und, Gründe angebend, nicht absprechend seyn; dagegen soll der Schauspieler seine bürgerliche und gesellschaftliche Person ebenfalls streng von jener Person trennen, die sich auf den Brettern dem öffentlichen Urtheile hingibt, und wenn Diese getadelt wird, soll Jene nicht wüthend werden, denn, während die Eine schlecht gespielt oder gesungen hat, kann die Andere eine ganz ehrenwerthe und liebenswürdige Person seyn. Die Herren und Damen vom Theater müssen sich wie englische oder französische Minister betrachten: die Oppositionsblätter lassen ihnen nicht das Geringste durch; doch sie kümmern sich wenig darum, und haben höchstens auch ihre ministeriellen Blätter. Gerade so sollen es die Mimen machen, nämlich um tadelnde Kritiken sich nicht bekümmern. Denn der

Tadel ist nicht für den Getadelten geschrieben; Dem hilft er nie, er versteht ihn erst, wenn er sich gebessert hat; nur um das allgemeine Beste werden Künstler wie Minister getadelt. Doch wir reden so viel von Tadel und haben doch so viel zu loben — Mad. Stich nämlich. Dreymal haben wir sie in der Rolle der Phädra gesehen; eben so oft faßten wir den Vorsatz, ein Bild dieser ihrer trefflichsten Darstellung zu geben, und immer fern und ferner entwich die Möglichkeit, diesen Widerspruch zu lösen. Oder ist es etwa kein sich widersprechendes Unternehmen, den reichen Strom des lebendigsten Lebens in einem Bilde festhalten und doch gerade die Strömung, das Leben, wiedergeben zu wollen? Dieß der Grund, warum man dem mimischen Künstler weit eher und viel eindringlicher Fehler nachweisen, als die Schönheit seines Spiels beschreiben kann; denn Fehler sind Mängel, die sich anzeigen lassen. Schönheit aber ist Leben, das nur die Kunst selbst wiederzugeben vermag. Da nun aber nicht alle Theaterberichterstatter Künstler sind, so wird ihnen das Loben so schwer, daß sie erstlich meist immer nur tadeln, und, wenn sie loben, es mit allgemeinen, gang und gäben, hergebrachten, stereotypen, nichts- und alles sagenden Modeworten thun, die eben so gut auf Hrn. X. und Mad. Z. nicht passen, als auf die beliebte und belobte Künstlerin, und wäre diese auch Mad. Stich. Was uns und namentlich diesen Aufsatz betrifft, so bilden wir uns zwar nicht ein, ein lebendiges und vollendetes Bild der Phädra hinzustellen, wie Mad. Stich sie so vortrefflich darstellte; doch aber hoffen wir einen Umriß zu geben, der wenigstens in seinen Grundlinien zeigen soll, wie gerade diese Künstlerin diese Rolle auffaßte — den Farbenschmelz und das Leben wiederzugeben, dessen begeben wir uns im Voraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Anfangs November.

Wir haben lange keinen größern Mangel an neuen Werken gehabt als eben jezt, und ich erinnere mich in diesem Augenblicke nur dreyer von allgemeinem Interesse, welche seit Kurzem die Presse verlassen haben; diese sind Oberst Stanhope's Berichte über den Zustand Griechenlands an die hiesige griechische Komité; Rameses, eine egyptische Geschichte aus den Zeiten der Pharaos, in drey Bändchen, und Medwins Unterredungen mit Lord Byron *). Dieses leztere aber ist jezt das Buch aller Bücher, das Buch, welches Jeder lesen will, und wovon ein Jeder spricht, er mag es gelesen haben oder nicht. Die über den Verlust von Byrons Memoiren und das Nichterscheinen seiner Briefe erbitterte Welt wollte nun einmal durchaus etwas über des Lieblingsdichters geheime Geschichte, und seine nichterklärten Meynungen über Personen und Dinge lesen; und Hr. M., welcher bey einem ziemlich langen Umgange mit ihm manches davon erfahren hat, und sich noch vieles davon erinnern mußte (wenn er es auch nicht aufgeschrieben hatte), befriedigte die Welt, und gab uns ein Buch so voll scharfer Ausfälle, witziger Histörchen, schrecklicher Anekdoten und rührender Stellen, wie man es sich nur immer hätte wünschen können. Hr. Colburn, welcher ihm sein Manuskript abkaufte, wußte das auch; er machte einen Quartband daraus, den er zu anderthalb Guineen verkaufte, und verweigerte, um ja recht viel dabey zu gewinnen, den Buchhändlern den gewöhnlichen Rabbatt; und ehe noch diese Auflage in den Händen derselben gänzlich vergriffen seyn konnte, nämlich am Ende von drey bis vier Tagen brachte er das Werk in einem Oktavbande für 18 Schillinge heraus. — Die folgende Anekdote daraus gebe ich Ihnen zum Besten, und zwar in des edeln Lords eigenen Worten, d. h. so, wie sie ihn Medwin erzählen läßt: „Eine Begebenheit ereignete sich in Griechenland, die sich mir tief in's Gedächtniß einprägte. Ich hatte ehemals gedacht, eine Geschichte darauf zu gründen, aber der Gegenstand ist zu angreifend für meine Nerven — zu gräßlich für irgend eine Feder! Der blutdürstige Pascha von Janina erließ einen Befehl, nach welchem jede Türkin, des Umgangs mit einem Christen überführt, zu Tode gesteinigt werden sollte! Die Liebe ist langsam in Berechnung von Gefahren und bietet Tyrannen und ihren Befehlen Troz; und der Opfer der wilden Grausamkeit Ali's, in Folge dieses Befehles, gab es gar viele. Unter andern fiel ein sechszehnjähriges Mädchen von einer Schönheit, wie sie nur dieses Land hervorbringt, unter das Argusauge der Polizey. Man hatte sie in Verdacht, und zwar nicht ohne Grund, daß sie mit einem vornehmen Neapolitaner ein geheimes Verständniß unterhielte, dessen langer Aufenthalt in der Stadt keinem andern Grunde zugeschrieben werden konnte. Ihr Verbrechen (wenn es anders ein Verbrechen war, zu lieben, wie sie geliebt) war zu klärlich erwiesen; man riß sie einander auf ewig aus den Armen, und doch hätten sie ihrem Schicksale entgehen können, entweder wenn sie ihre Religion, oder er die seinige abgeschworen hätte. Beyde aber weigerten sich standhaft, ihrem Glauben untreu zu werden. Ali Pascha verzieh nie. Sie wurde von diesen Teufeln gesteinigt, obgleich im vierten Monat ihrer Schwangerschaft! Er wurde nach einer Stadt gesandt, wo die Pest wüthete, und starb, glücklich, daß er die Geliebte nicht lange überleben durfte.“ Ueber das Honorar, welches Murray an Byron für seine Gedichte bezahlt, kann ich Ihnen sagen, daß es im Ganzen über 15,000 Pf. St. betrug, und es ist merkwürdig, daß darunter die werthlosesten am theuersten bezahlt sind, wie Sie aus folgendem Verzeichniß sehen können; nämlich Childe Harold, Canto I. et II. 600; Canto III. 1575; IV. 2100; Giaour 525; Braut von Abydos 525; Corsar 525; Lara 700; Belagerung von Corinth 525; Parisina 525; Tasso's Klage 315; Manfred 315; Beppo 525; Don Juan I. II. 1525; III. IV. V. 1525; Doge von Venedig 1050; Sardanapalus, Cain und Foscari 1100; Mazeppa 525; Chillon 525; Verschiedenes 450; Zusammen 15,455 Pf. Sterling.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ist zu gleicher Zeit mit dem englischen Original zu London in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in deutscher Uebersetzung erschienen und in den Buchhandel gegeben worden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 273:

Der Kegelkönig.

Logogryph.

Das ganze Reich der Wirklichkeit
Umfaß ich, wenn dein Wink gebeut,
Der meinen Kopf mir raubt.
Das ganze Reich der Möglichkeit,
Ja sogar der Unmöglichkeit,
Umfaß ich, wenn dein Wink gebeut,
Der meinen Kopf mir wieder leiht,
Den du mir erst geraubt.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. November 1824.

Und taget einst der Sonntag uns,
Und tönt der Engel Morgenlied,
Dann steh'n wir miteinander auf,
Erquickt und froh.

Adrian nach Hebel.

Nachruf

an J. L. v. W.

Sein theures Bild umschwebt mich aller Orten,
Der jenseits seine Heimath wieder fand,
Und es verkehrt mit mir in trauten Worten,
Lebendig wie so oft es vor mir stand.
O sprengtest du des Todes düstre Pforten,
Und reichtest freundlich mir die liebe Hand,
Wie damals, als zum Leztenmal hienieden
Wir uns umarmten und — für immer schieden?

Du sahst des Lebens Morgenroth kaum prangen,
Kaum ging der junge, schöne Tag dir auf,
Da bricht der Tod dein Herz und bleicht die Wangen,
Da senkt die Sonne sich im schönsten Lauf;
Was irdisch war, hält Grabesnacht umfangen;
Doch sehn getröstet wir zu dir hinauf:
Dein Geist lebt dort, wo goldne Sterne glänzen,
Wo Licht dein Haupt der Tugend Kronen kränzen.

Ach, alles Erdenseyn ist Irrlichtsglühen,
Der Tod verlöscht den matten Dämmerschein;
Doch droben, wo die hellen Sterne ziehen,
Beginnt des Geistes ewig-klares Seyn.
O schönes Hoffen! Nach des Lebens Mühen
Blüht Wiederseh'n uns, seliger Verein!
Drum lächeln Sterne auch so tröstend nieder —
Was hier sich liebte, findet dort sich wieder.

A.

Geschichte eines jungen Italieners.

(Fortsetzung.)

Ich war sechszehn Jahr alt, als man mich einst einen der Mönche des Klosters auf einem Geschäfte in einer fernen Gegend begleiten ließ. Bald ließen wir das düstere Thal hinter uns, in welchem ich bisher eingeengt gewesen war, und nach einer kurzen Wanderschaft brach die herrliche Landschaft, die sich um die Bucht von Neapel herzieht, vor meinen Augen hervor. Himmel, was waren da meine Gefühle! . . . . War dieses die schöne Welt, von welcher man mich ausgeschlossen hatte? . . . . Meine bis jezt eingeengten Gefühle brachen mit der Plözlichkeit eines verspäteten Frühlings hervor; mein bis jezt unnatürlich zusammengeschrumpftes Herz dehnte sich in ein Getümmel von unbestimmten aber entzückenden Gefühlen aus. Die Schönheit der Natur berauschte mich. Die Gesänge der Bauern, ihre heitern Blicke, ihre glückliche Beschäftigung, die malerische Buntheit ihrer Kleidung, ihre ländliche Musik, ihre Tänze — Alles trat wie ein Zauber vor mich. Meine Seele erklang zu der Musik, das Herz tanzte mir im Busen. Alle Männer erschienen mir liebenswürdig, alle Weiber reizend.

Ich, das heißt mein Körper, kehrte in's Kloster zurück, mein Herz und meine Seele aber vermochten nicht zu folgen. Ich konnte die schöne Welt nicht vergessen: ich hatte mich so glücklich gefühlt, so ganz anders als im Kloster, dem Grabe der Lebendigen. Hatte ich vorher die

Klosterübungen langweilig gefunden, so waren sie mir jezt unerträglich. Ich entschloß mich also kurz, nahm eine Gelegenheit wahr, entfloh vom Kloster, und wanderte zu Fuß nach Neapel.

Als ich die heitern, volkreichen Straßen der Hauptstadt betrat, und die Mannigfaltigkeit und Thätigkeit des Volkslebens, die Pracht der Paläste, die Schönheit der Wagen um mich her sah, da schwur ich in meinem Herzen, daß nichts in der Welt mich in's Kloster zurückbringen sollte. Ich mußte den Palast meines Vaters erfragen, und hatte einige Mühe, um mich durch den Bedientenschwarm bis in seine Gegenwart hinzudrängen. Er selbst schien mich nicht mehr zu kennen. Ich nannte ihm meinen Namen, warf mich ihm zu Füßen, und flehte, daß er mich nicht wieder in's Kloster zurückschicken wolle. Er empfing mich mit der Herablassung eines Beschützers vielmehr, als der Liebe eines Vaters, hörte meine Klagen über das klösterliche Leben geduldig aber kalt an, und versprach am Ende, er wolle darüber nachdenken, was sonst für mich zu thun wäre. Diese Kälte trieb alle die wärmeren kindlichen Gefühle bey mir zurück, die in meinem Herzen für ihn erwachen wollten, und ich fühlte wieder wie ehemals, als wenn ich auf seine Liebe keinen Anspruch machen dürfte. Mein Bruder ahmte ihm nach, und maßte sich gleichfalls das Ansehen eines Beschützers gegen mich an. Dieß verwundete meinen Stolz. Von meinem Vater konnte ich eine solche Behandlung ertragen, denn ich blickte mit Ehrfurcht zu ihm hinauf, aber nicht von einem Bruder, den ich in Geistesfähigkeit tief unter mir sah. Auch die Dienerschaft behandelte mich mit Gleichgültigkeit, und so, auf allen Seiten zurückgestoßen, wo ich mich hatte mit Liebe anschließen wollen, fielen meine Gefühle auf sich selbst zurück und nagten am eigenen Herzen. Ich wurde trübsinnig, mürrisch und verzagt, und vermehrte dadurch die üble Meinung, die man von mir hegte. Man sollte mich in meinem väterlichen Hause nie kennen.

Ich war mehrere Tage als unwillkommner Gast da gewesen, als ich eines Tages einen der Mönche aus meinem Kloster aus meines Vaters Zimmer schlüpfen sah. Er that, als wenn er mich nicht sähe, und gerade diese Verstellung ließ mich desto mehr fürchten. Ich war so reizbar in meinen Gefühlen geworden, daß jede Kleinigkeit mich aufbrachte. In diesem Gemüthszustande wagte es ein Lieblingsdiener meines Vaters, mich zu beleidigen. Dieß erregte all meinen Stolz und meine Wuth in einem solchen Grade, daß ich ihn zu Boden schlug. Mein Vater kam dazu, und ließ mich, ohne irgend etwas zu meiner Entschuldigung anhören zu wollen, das ganze Gewicht seines Unwillens in den bittersten Ausdrücken empfinden. Ich fühlte, daß ich diese Demüthigung nicht verdiente, ich fühlte, daß ich etwas in mir trug, das auf eine bessere Behandlung Anspruch machen durfte. Dieser Gedanke empörte mein Gemüth; ich vergaß die Ehrfurcht, die ich vor meinem Vater zu hegen pflegte, und antwortete mit Troz. Aber es dauerte nicht lange; und ehe ich meinem Zorne zur Hälfte Luft gemacht, erwachte das bessere Gefühl wieder in mir, und Thränen erstickten meine Worte. Mein Vater war erstaunt und wüthend über dieses Krümmen des getretenen Wurmes, und befahl mir auf mein Zimmer zu gehen. Ich that es stillschweigend, unter einem Kampf meiner Empfindungen beynahe erliegend.

Ich war noch nicht lange hier, als ich in dem Nebenzimmer ein Gespräch zwischen meinem Vater und dem Mönche hörte, worin beschlossen ward, mich in der Stille wieder in's Kloster zurückzuschicken. Mein Entschluß war gefaßt. Ich hatte keine Heimath mehr, und noch in derselben Nacht schiffte ich mich auf einem segelfertigen Schiff ein, und überließ mich der weiten Welt. Das Fahrzeug war nach Genua bestimmt, welche Stadt wir schon nach ein Paar Tagen erreichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Nutzbarkeit und Bestimmung der Hörner bey verschiedenen Thieren.

(Fortsetzung.)

3.

Dem Menschenkampf folgt der Hundekampf. Dem Eigenthümer des Hundes, der einen Ochsen beym Ohre festhält, wird ein Ehrenpreis von zehn, fünfzehn und zwanzig Piastern zu Theil. Daraus mag man auf die Schwierigkeit der Sache schließen, wenn zumal bekannt ist, daß die Hunde für solchen Kampf abgerichtet sind; denn wenn der Schlächter einen Ochsen schlagen will, wird ihm das Haupt mittels eines in einer an der Decke befestigten Rollwinde laufenden Stricks emporgezogen, um des Thieres Seitenbewegungen zu hindern. Der Hund springt nun an eines der Ohren auf, packt dasselbe, und bleibt daran hängen, während der Meister seine Keulenschläge anbringt. Wird also ein Hund gegen einen Ochsen gehezt, so muß er alle seine Gewandtheit, seine ganze Kraft und List anwenden, um sich eines Ohres zu bemächtigen, und zugleich die Hörner zu vermeiden, die das Thier geschickt zu gebrauchen weiß. Zuweilen mißlingt auch wirklich des Angreifers Gewandtheit und Behendigkeit, und ein Hornstoß, welcher ihn zwölf bis fünfzehn Fuß emporschleudert, kühlt seinen Eifer dermaßen, daß jegliche Aufmunterung seines Herrn ihn neuzubeleben nichts vermag, und er auf jeden weitern Angriff verzichtet.

Von diesem allem wird beym Büffel nichts angetroffen. Weil derselbe mit der Stirne einzig nur stößt, so greifen die Hunde ihn auch nur seitwärts an, und obschon er sich leichter als der Ochse wendet, wird er von den Hun-

den doch meist gleich im ersten Sprung ergriffen; er versucht alsdann keinen Widerstand, und bleibt da stehen, wo er ergriffen ward; hierin völlig verschieden vom Ochs, der, obgleich ihm an jedem Ohr ein Hund hängt, doch noch mehrmals den Schauplatz durchlaufen kann, indem er um sich schlägt und sich schüttelt, so daß, wenn auch seine Stöße die Hunde nicht abtreiben, dieß jedoch alsdann geschieht, wenn ein Stück von seinen Ohren im Rachen der erbitterten Feinde zurückbleibt. Allzeit erfolgt dieß freylich nicht, und ich habe oftmals einen einzigen Hund den Ochs im ersten Sprunge packen und festhalten gesehen.

Erreicht der Büffel einen Hund, so ist dieser ohne Rettung verloren; Stirne und Knie sind bald mit ihm fertig geworden. Auch werden diese Kämpfe zwischen Hund und Büffel selten und alsdann nur gegeben, wenn die Zuschauer sie verlangen: in diesem Fall werden ein nicht sehr bösartiger Büffel und Hunde von geringem Werthe gewählt. Ist es hingegen ein Ochs, der mit dem Hunde zu thun hat, so wird, wofern er ihn mit den Hörnern nicht greifen kann, er denselben mit der Schnauze vor sich her rollen und drängen, ohne ihm irgend ein Leid zu thun: der Hund mag sich dann leicht durch die Flucht retten. Läge es in der Natur und im Charakter des Stiers, sich seiner Stirne zu bedienen, so ist kein Zweifel, daß er den Hund zerquetschen könnte; allein, ich wiederhole es, diese Art der Bewegung ist ihm völlig unbekannt.

Eine andere Volkslust, die mit dem Ochs getrieben wird, ist diese: Ein Mann kriecht in einen dichten, oben und unten offenen, Weidenkorb, der mit Leinwand überzogen ist. Kopf und Füße ragen an beyden Endtheilen hervor; die Arme befinden sich innerhalb, und dienen dem Behälter zur Stütze. So geschirmt schreitet der Kämpfer dem Ochs entgegen und reizt ihn durch Geschrey. Im Augenblick, wo das Thier sich auf den wandernden Korb hinstürzt, zieht sein Bewohner schnell Kopf und Füße ein, völlig wie eine Schildkröte sich in ihre Schilddecke birgt; ein Hörnerstoß läßt hierauf Wohnung und Inhaber weithin rollen. Würde der nämliche Korb dem Büffel vorgestellt, so ließe dieser nicht eher von ihm ab, bis er ihn platt gedrückt und zermalmt hätte.

Auf ähnliche Weise verhält sich's mit einer Art Zweykampf zwischen Mensch und Ochs, der nie mit dem Büffel versucht ward, dessen Manieren zu bekannt sind, als daß man damit Spiel zu treiben Lust bekäme. Es wird eine Silbermünze auf der Ochsenstirne festgemacht; wer dieselbe ablöst, dem gehört sie an. Dabey benimmt man sich nun also: der kühnste Kämpfer, wenn er den Augenblick günstig achtet, reizt das Thier, indem er sich zwey bis drey Schritte vor dasselbe hinstellt. Der Ochs bückt sich nun, um seinen Gegner mit den Hörnern zu fassen; dieser aber wartet sein Aufrichten nicht ab, sondern stürzt ihm an die Stirne, heftet seine Brust darauf, schwingt seine Arme um die Hörner, die er an ihrem Untertheil faßt, und umhalst mit seinen Schenkeln den Stier, der eine Weile mit dieser beschwerlichen Bürde herumläuft; bald aber durch die ihm die Augen deckende Masse betäubt, und durch alle übrigen Kämpfer verfolgt, welche, zur Unterstützung ihres Kameraden, das Thier beym Schwanz, bey den Ohren und Hörnern fassen, — die Silbermünze sich ablösen, und den Sieger sich selbst freymachen läßt, ohne des kühnen Angriffs wegen Rache zu nehmen. Hier wäre abermals der Fall, wo der Gebrauch seiner Stirne ihm überaus nützlich seyn müßte, wenn er sie zu gebrauchen den Instinkt besäße, welchen die Natur ihm aber versagt hat.

Der lezte Zug endlich, dessen ich gedenken will, und der vorzugsweise geeignet seyn kann, einen richtigen Begriff der verhältnißmäßigen Kraft vom Büffel und Ochs zu geben, ist folgender: Als einst mitten im Schauspiele befohlen ward, statt des ermüdeten Stiers einen andern vorzuführen, glaubten die Wärter von Büffeln und Ochsen beyde zugleich, es sey der Befehl an sie ergangen, und so wurden gleichzeitig zwey Thüren geöffnet, aus denen auch alsbald ein Büffel und ein Stier hervortrat. Beyde Thiere, sobald sie sich ansichtig wurden, sprangen auf einander los, und im Augenblick, wo der Stier den Kopf senkte, um seine Hörner zu gebrauchen, gab der Büffel ihm mit der Stirne einen Stoß auf den Vorderkopf, womit er ihn leblos hinstreckte.

Ich mußte diese Erscheinungen gebrauchen, weil uns andere zu Beurtheilung der Gewohnheiten beyder Thiere fehlen, die in dem wilden und freyen Leben derselben sich zweifelsohne auch fänden, daselbst aber schwieriger zu erforschen sind. Aus allem Vorgesagten, über den Gebrauch der Hörner beym Büffel und Stier, läßt sich der Schluß ziehen, dem Ochs dienen die Hörner, wenn sie gehörig beschaffen sind, als ausschließliche Waffe, indem er sich niemals weder seiner Stirne noch seiner Kniee bedient; wogegen der Büffel, dessen Hörner nur seltene Abweichungen darbieten, sich zu Angriff oder Vertheidigung einzig nur der Stirne und Kniee bedient, zumal die Hörner ihm dazu völlig unnütz sind. Noch ein merkwürdiger Unterschied zwischen beyden Thieren findet sich in der Haltung des Kopfs im Gehen sowol, als im Ruhen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs November.

(Fortsetzung.)

Hinsichtlich der schottischen Romane läßt Medwin den Lord Byron sagen: „Ich reise niemals, ohne die schottischen Romane bey mir zu haben, sie bilden eine ganze Bibliothek für sich selbst, ein vollkommner literarischer Schatz. Ich könnte sie jedes Jahr

mit immer neuem Vergnügen lesen.... Scott bekannte sich mir beynahe als den Verfasser des Waverley in Murray's Laden. Ich sprach mit ihm von diesem Roman, und bedauerte, daß der Verf. solchen nicht näher bis zur Revolution hinauf geführt hätte. Da sagte Scott, sich selbst vergessend: „Ja, ich hätte es thun sollen, aber" — hier hielt er inne. Es war umsonst, sich auszureden zu suchen; er war verwirrt, und rettete sich durch einen schnellen Rückzug. — Er verdarb den Ruhm seiner Gedichte durch seine bessere Prosa. Er hat eine solche weit umfassende Gewalt im Schreiben, daß, wenn das Publikum seiner Romane je müde werden sollte, welches jedoch nicht wahrscheinlich ist, er sich auf etwas Anderes legen wird, und dieß mit gleichem Erfolg.

Ein Brief von Lord Byron an Hrn. Murray vom 25sten Februar 1824, also nicht ganz zwey Monat vor seinem Tode, enthält folgende Stelle über den damaligen Zustand der Dinge in Missolonghi. Am Dienstag (wahrscheinlich den 17ten des Monats) strandete eine türkische Kriegsbrigg. Am Mittwoch wurden große Vorbereitungen gemacht, um sie, obgleich von ihren Gefährten gedeckt, anzugreifen; aber die Türken verbrannten sie und kehrten nach Patras zurück. Am Donnerstag entstand ein Streit zwischen den Sulioten und der fränkischen Wache beym Zeughause; ein schwedischer Offizier wurde getödtet und ein Suliote schwer verwundet, und ein allgemeiner Kampf erwartet, und nur mit Schwierigkeit verhindert. Am Freytag wurde der Offizier begraben; Kapitän Parry's englische Feuerwerker rebellirten, unter dem Vorwande, daß ihr Leben in Gefahr wäre; sie wollen fort — sie mögen gehen. Am Sonnabend hatten wir den härtesten Erdstoß, dessen ich mich erinnere, und ich habe deren zu verschiedenen Zeiten dreyßig leichtere oder schwerere empfunden; sie sind gemein im mittelländischen Meere, und die ganze Armee feuerte ihre Gewehre ab, nach demselben Grundsatze, wornach die Wilden während einer Mondsfinsterniß trommeln und heulen; es war ein einziger Auftritt. Hätten Sie nur die englischen Schlingel gesehen, die nie aus einer Cockney (Londoner Werkstatt) gekommen und nie wieder herauskommen werden, wenn's an ihnen liegt! Und am Sonntag hörten wir, der Vezier sey mit etlichen hundert tausend Mann zu Larissa angekommen. ... Ich habe von den Griechen die Freylassung von 28 türkischen Gefangenen erhalten, die ich auf meine Kosten nach Patras und Prevesa gesandt. Ein kleines neunjähriges Mädchen, welches bey mir bleiben will, werde ich (wenn ich das Leben behalte) mit seiner Mutter nach Italien oder England schicken, und es adoptiren. Sie heißt Hato Hatadschie und ist ein sehr hübsches munteres Kind. Alle ihre Brüder wurden von den Griechen getödtet, und sie selbst und ihre Mutter aus besonderer Gunst am Leben gelassen, weil sie noch so ganz jung (damals 5, 6 Jahre) war... Mein hiesiges Amt läßt mir nicht viel Ruhe; so viele Partheyen und Schwierigkeiten jeder Art — aber ich will thun, was ich kann. Prinz Maurokorbatos ist ein vortrefflicher Mann, und thut, was ihm möglich ist; seine Lage aber ist äußerst schwierig. Dennoch haben wir große Hoffnung, daß der Kampf gelingen werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, 4. Oktober.

(Fortsetzung.)

Zuerst ein Wort von dem Eindruck! — Applaus, tiefe, aufmerksame Stille, Hervorrufen, stürmischer Beyfall, dergleichen ist schon mittelmäßigen Subjekten in höchst mittelmäßigen Stücken geworden. Daß aber in allen drey Vorstellungen der Phädra ein ausgezeichnetes Publikum (es gibt deren sehr mannigfaltige bey uns) sich einfand, will schon mehr sagen; mehr noch, daß nur Eine Stimme in der Stadt über die Trefflichkeit dieser Darstellung herrscht; am allermeisten aber, nach unserer Meynung, folgendes. Wir waren mit einem Engländer und Franzosen, die Beyde vollkommen Deutsch verstehen, in einer und derselben Loge. Beyde waren, selbst der Engländer, hingerissen von dem grandiosen Spiel, von der Wahrheit, mit welcher die Rolle der Phädra von Mad. Stich dargestellt wurde, sie konnten sich in Lobeserhebungen nicht erschöpfen, und der Franzose gestand, mußte gestehen, daß weder die Raucourt noch die George jemals schöner gespielt hätten. Dieses Zeugniß beweiset von der lebendigen Kraft, von der eindringlichen Anschaulichkeit ihres Spiels; die Rolle selbst hätte dabey noch sehr oberflächlich, sehr alltäglich aufgefaßt seyn können. Das aber war keineswegs der Fall. — Nicht nur ästhetische Moralisten, sondern auch tiefere Kunstkenner ereifern sich oft gegen dieses Trauerspiel, und man muß ihnen recht geben, daß es eigentlich auf der Bühne nicht geduldet werden sollte, wenn die Rolle der Heldin — wie dieses meistens geschieht — wie eine lustbegierige und überdieß moderne Mänade dargestellt wird. Wir haben die genannten französischen, wir haben die vorzüglichsten deutschen Schauspielerinnen in dieser Rolle, und nur Mad. Stich ganz allein völlig frey von diesem Fehler gesehen, zu welchem die Natur der antiken Liebe, die hier der Dichter in schreckerregender Gestalt gezeichnet hat, nur allzuleicht verleitet. Den Punkt, wo das antike Ereigniß mit unserer heutigen Denk- und Gefühlsweise zu versöhnen ist, hat Racine bestimmt und deutlich angegeben. Es ist nämlich der, daß Phädras strafbare Leidenschaft eben nur ein ihr von außen überkommenes, ein Ereigniß, ist. Die ihrem ganzen Stamme feindliche Göttin der Schönheit, Amors mächtige Mutter, erfüllt sie mit Glut für den Sohn des Gatten, geißelt sie mit den Eumeniden-Flammen frevelhafter Liebegier. So weit ist die Absicht des Dichters nicht zu verkennen und auch von den bessern Darstellerinnen erfaßt worden; Venus ist gegen Phädra in Zorn, die wüthende Göttin übt Rache aus; dergleichen hatten die Schauspielerinnen zu sagen, mußten es also darstellen — doch wie stellen sie es dar? Sie auch, weil Venus in Wuth war, wütheten und wütheten und wütheten in mänadenartiger Lüsternheit und unerschöpflicher Wahnsinnskraft. Dieß aber in der Uebertreibung gibt das garstigste, ekelhafteste Bild nicht eines Weibes, sondern eines gebissenen wüthenden Hundes. Und daher die vielen Gegner der Racine'schen Phädra. So wollte es aber der Dichter nicht; denn er läßt ja die Arme alsogleich als einen Gegenstand des Mitleids, als eine Kranke auftreten. So auch nahm Mad. Stich diese Rolle, sie spielte sie vom Anfang bis zu Ende wie eine Kranke; denn nur dann ist dieses Stück, ist diese Rolle zu ertragen, nur dann können wir Antheil an der Unglücklichen nehmen, wenn sie wirklich unglücklich, aller Kraft beraubt, körperlich krank, und, trotz aller Anstrengung, unfähig ist, sich gegen die Naturmacht der zürnenden Göttin zu wehren. Wird eine solche unüberwindliche Naturgewalt der Götter — wie sie das Alterthum glaubte — nicht angenommen, so bleibt, nach unsern Begriffen von menschlicher Freyheit, auch selbst die kranke Phädra unerträglich; aber man muß sich hier, wie bey allen ächtantiken Stoffen, auf einen antiken Standpunkt stellen, um Stück und Darstellerin zu würdigen. Mad. Stich erhob uns auf diesen Standpunkt, indem sie selbst auf demselben stand, stehen blieb und von ihm aus uns die Phädra genetisch und aus Einem Gusse entstehen ließ. So viel darüber, wie diese Künstlerin diese Rolle im Großen und Ganzen auffaßte und darstellte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. November 1824.

Selig durch die Liebe,
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Schiller.

Geschichte eines jungen Italieners.

(Fortsetzung.)

Mein Entzücken beym Anblick des herrlichen Genua war unbeschreiblich: ich dachte, ich könnte hier nicht anders, als glücklich seyn. Aber wenige Tage schon zeigten mir meinen Irrthum. Mein weniges Geld war verzehrt, und ich fing an den Drang der Armuth zu empfinden. Ich war so unbekannt mit dem Gange der Welt, daß mir die Möglichkeit einer solchen Begebenheit nie eingefallen war. In dieser traurigen Lage führten mich meine ungewissen Schritte eines Tages in die Kirche dell' Annunziata. Ein berühmter Maler ließ eben eines seiner Gemälde über dem Altar aufstellen. Es war der Kopf einer Madonna, so unschuldig, so göttlich, so zart, daß ich im Anschauen derselben mich selbst und mein Elend vergaß, und mein Entzücken durch einen lauten Ausruf zu erkennen gab. Der Maler bemerkte es, und fühlte sich dadurch geschmeichelt. Mein Aeußeres gefiel ihm, und er redete mich an. Auch ich fühlte mich zu ihm hingezogen. Ich erzählte ihm meine Geschichte und meine gegenwärtige Lage, und verschwieg ihm blos meinen Stand und Namen. Meine Erzählung schien ihn tief zu rühren; er nahm mich zu sich, und ich ward sein Lieblingsschüler. Welch glückliche Tage verlebte ich unter seinem Dache! Ein anderes Wesen schien in mir zu erwachen, oder vielmehr alles Liebenswürdige und Gute, das in mir gelegen, wurde hervorgezogen. Ich lebte zwar eingezogen; aber wie ganz anders war meine Eingezogenheit, als im Kloster! Ich nährte meinen Geist mit hohen poetischen Gedanken, vertiefte mich in Betrachtungen über alles Edle in der Geschichte und dem Reiche der Dichtung, und studirte und untersuchte alles Erhabene und Schöne in der Natur. Ich war allezeit ein Träumer, jetzt aber erhoben mich meine Träume zum Entzücken. Ich besaß eine besondere Geschicklichkeit, die Eigenthümlichkeiten des menschlichen Gesichtes aufzufassen und kräftig auf die Leinwand aufzutragen. Mein Lehrer benuzte dieselbe oft genug; und theils durch meine wirkliche Geschicklichkeit, theils durch das gütige Lob meines Lehrers, wurde ich bald wegen des Ausdrucksvollen in meinen Porträten bemerkt.

Einst bekam mein Lehrer ein geschichtliches Gemälde für einen der Paläste in Genua zu malen, worin mehrere Porträte der Familie angebracht werden sollten. Eines von diesen war meinem Pinsel anvertraut. Es war ein sechszehnjähriges Mädchen, welches in einem Kloster erzogen wurde, und blos nach Hause kam, um mir zu sitzen. Als ich sie zum Erstenmale sah, stand sie in einem der Prunksäle des Palastes: ein Strom des Frühlingssonnenlichtes fiel auf sie herab, und schien sie mit einem Heiligenschein zu übergießen; ich hätte niederfallen und sie anbeten mögen. Ich durfte ihr Gesicht in mancherley Stellungen malen, und verlängerte mit Fleiß ein Studium, welches meinen Frieden zerstörte. Je mehr ich sie ansah, desto heftiger ward meine Liebe; ja die Innigkeit meiner Bewunderung hatte beynahe etwas Schmerzhaftes für mich.

Ich war erst neunzehn Jahre alt, schüchtern und unerfahren. Ihre Mutter behandelte mich mit Auszeichnung, denn meine Jugend und Begeisterung für die Kunst hatte mir allgemeine Gunst erworben; auch schmeichle ich mir, daß etwas in meinem Wesen und Benehmen war, welches mir Achtung erwarb. Alles dieses vermochte dennoch nicht meine Schüchternheit zu verscheuchen, worin ich mich in Gegenwart des angebeteten Wesens befand. Wenn ich so vor ihr saß, und meine Augen zuweilen auf ihren Reizen gefesselt hielt, da schmolz bald mein Herz von Zärtlichkeit, und bald zerriß es die Verzweiflung. Ich wurde jezt mehr als je gewahr, welche verzehrenden Flammen im Grunde meiner Seele geschlummert hatten. In ein Paar Tagen war meine Arbeit vollendet, und Bianka kehrte in's Kloster zurück; aber ihr Bild blieb unauslöschlich in meinem Herzen wohnen. Es ruhte in meiner Einbildungskraft, es ward mein herrschender Begriff von Schönheit, der sich sogar meinem Pinsel mittheilte. Ich ward wegen der Lieblichkeit meiner weiblichen Gemälde berühmt, und es war nur, weil ich Bianka's Bild vervielfältigte. Es beglückte mich, wenn ich dasselbe in allen Gemälden meines Lehrers anbringen konnte. Oft stand ich entzückt in den Kapellen der Annunziata-Kirche, und hörte das Volk die Engelschönheit einer von mir gemalten Heiligen rühmen. Es beugte sich, und kniete anbetend nieder vor dem Bilde — und es war das Bild Bianka's, vor dem es sich beugte.

In dieser Art von Traum, ich möchte sagen Wahnsinn, lebte ich über ein Jahr, als mich der Tod meines Wohlthäters aus demselben emporschreckte. Der Schmerz, welchen mir derselbe verursachte, ist unbeschreiblich; ich war wieder allein in der Welt! Er hatte mir sein kleines Vermögen vermacht, und auf dem Sterbebette mich dem Schutze eines Edelmannes empfohlen, welcher für einen Beschützer der Künste galt und gelten wollte. Er ward gern mein Patron, und da er sah, daß mein Schmerz mich unfähig machte, in dem Hause meines Wohlthäters zu arbeiten, so schickte er mich auf eines seiner Landgüter, welches er am Meeresufer in der reizenden Gegend von Sestri de Ponente besaß.

In der Villa fand ich des Grafen einzigen Sohn Filippo. Er war beynahe von gleichem Alter mit mir, von angenehmem Aeußern, und so zuvorkommend gegen mich, als wünschte er meine gute Meinung zu gewinnen. Mir schien, als läge etwas Steifes in seiner Güte, und Launenhaftes in seiner Gemüthsart; aber ich hatte niemand anders, an den ich mich anschließen konnte, und mein Herz bedurfte eines Menschen. Seine Erziehung war vernachlässigt worden; er fühlte, daß ich ihm in Geisteskräften und Kenntnissen überlegen war, und erkannte meine Ueberlegenheit stillschweigend an. Ich fühlte, daß ich ihm in Geburt gleich war, welches meinem Benehmen die gehörige Freyheit gab, die auch bey ihm ihre Wirkung nicht verfehlte. Die Laune und Tyranney, die ich ihn zuweilen gegen Andere ausüben sah, denen er zu befehlen hatte, zeigten sich niemals gegen mich. Wir wurden vertraute Freunde und häufige Gefährten. Dennoch war ich noch immer gern allein, und überließ mich oft den Träumen meiner eigenen Einbildungskraft in der schönen Natur, welche mich umgab.

Unsere Einsamkeit sollte sich indessen bald um eine dritte Person vermehren. Es war eine Verwandte des Grafen, deren Vater vor Kurzem gestorben war und sie seiner Vorsorge hinterlassen hatte. Filippo hatte mir viel von ihrer Schönheit gesagt; aber für mich gab es nur eine Schönheit in der Welt! Wir waren im Saale, als wir sie, auf den Arm des Grafen gelehnt, kommen sahen. Sie war noch in Trauer, und die Zierlichkeit ihrer Gestalt fiel mir schon von weitem auf. Sie trat herein, und man denke sich mein Erstaunen: es war Bianka selbst! . . Als sie mich erblickte, erröthete sie, und Thränen traten ihr in die Augen; denn sie erinnerte sich, in wessen Gesellschaft sie mich zu sehen gepflegt hatte. Meine Gefühle zu beschreiben wäre unmöglich. Allmählig verlor sich indessen meine ehemalige Schüchternheit gegen sie. Ein gleiches Gefühl zog uns zu einander hin: wir hatten Beyde unsere besten Freunde in der Welt verloren, wir waren Beyde gewissermaßen der Güte von Fremden hinterlassen geblieben. Als ich ihren Geist kennen lernte, da bestätigte sich ganz das Ideal, das ich von ihr aufgefaßt. Ihre Unerfahrenheit in der Welt, ihre entzückende Empfänglichkeit für alles Schöne und Wahre in der Natur, erinnerten mich an meine eigenen Gefühle, als ich zum Erstenmal aus den klösterlichen Mauern hervorkam; ihre gerade Vernunft entzückte meinen Geist, ihr süßes Wesen wand sich mir um's Herz, und ihre junge, zarte und keimende Lieblichkeit füllte mein Gehirn mit der Raserey der Liebe. Ich betete sie an wie ein übermenschliches Wesen; aber sie zeigte sich menschlich auf die liebenswürdigste Art, denn sie liebte mich. O welche herrliche, welche entzückende Tage verlebten wir mit einander!

Ich erwachte zuerst aus diesem himmlischen Rausche. Ich besaß Bianka's Herz, was sollte ich aber damit thun? Ich hatte weder Vermögen, noch Aussichten, die mich ihrer Hand würdig machten; sollte ich ihre Unerfahrenheit benutzen, und sie hintergehen? Sollte ich auf so schändliche Weise des Grafen Gastfreundschaft und Bianka's Liebe vergelten? Diese Gedanken fielen mir zermalmend auf's Herz. Ich fühlte mich wie ein Dieb innerhalb der Mauern des Schlosses. Ich konnte dem Grafen nicht mehr offen in's Gesicht sehen. Mich dünkte, er habe meine Treulosigkeit entdeckt, und sehe mich mit Stolz und Verachtung an. Auch Filippo schien zurückhaltend und kalt zu werden. Mein Stolz fühlte sich gekränkt: ich wollte

entfliehen, und vermochte es nicht; ich wollte meinen Stand entdecken, und in Bianka's Gegenwart meinen Rang behaupten; aber der Gedanke, daß ich von meiner Familie verlassen und verstoßen wäre, hielt mich immer wieder zurück. Diese kämpfenden Gefühle untergruben meine Gesundheit. Bianka's Liebe entzückte mich nicht mehr, denn ich machte es mir zum Vorwurf, sie gewonnen zu haben. Es kam endlich zur Erklärung zwischen uns. Mein innerer Kampf und meine Leiden rührten sie tief; aber sie konnte, bey ihrem Mangel an Weltkenntniß, kaum die Ursache davon begreifen, und nicht einsehen, wie ich ihrer nicht würdig seyn sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Nutzbarkeit und Bestimmung der Hörner bey verschiedenen Thieren.

(Fortsetzung.)

4.

Das Erstemal, als ich einen Büffel laufen sah, war mir seine von der des Stiers im gleichen Verhältniß ganz verschiedene Haltung auffallend. Der leztere hat etwas Edles und Würdevolles in seinem Trab wie in seinem Galopp. Alle Tempos seines Laufs sind genau abgemessen, gehörig unterschieden, und sie können in dieser Hinsicht mit denjenigen des Pferdelaufs verglichen werden. Beym Büffel ist etwas Aehnliches nicht wahrzunehmen: die Tempos, von denen ich spreche, sind nicht vorhanden, und sein Gang ist weit einförmiger. Beym Stier zeigt der Vorderbug bedeutsame Erhöhungen und Senkungen, die der wechselnden Stellung der Beine in den verschiedenen Tempos des Laufes entsprechen, ungefähr wie dieß beym Pferde der Fall ist. Beym Büffel behält die Rückenlinie allezeit beynahe die gleiche wagerechte Lage, ohne jene periodischen Oscillationen auszugleichen, welche wechselnd den Kopf und das Kreuz heben. Der Anblick des Büffels erhält dadurch etwas Wildes und Gemeines, das ihn dem wilden Eber gewissermaßen näheet.

Für die gegenwärtige Erörterung jedoch ist das Verhältniß des Kopfs am bedeutsamsten, den er gesenkt trägt, während er die Schnauze zugleich emporhebt. Beym galoppirenden Stier nähert sich die von der Nase zum Hinterhaupt gezogene Linie (le diamètre naso-occipital) der senkrechten Linie; im Büffel hingegen mehr der Horizontallinie; auch mag wohl seine stete Anstrengung, um die Schnauze emporzuheben, den eigenthümlichen, einen andauernd gezwungenen Zustand verrathenden, Gang begründen.

Die Ursache dieses beym Büffel wahrzunehmenden Bedürfnisses, die Linie von der Nase zum Hinterhaupt wagerecht zu behalten, war mir lange dunkel geblieben, und ich hatte darüber oft vergeblich nachgedacht, als einst, bey einer in Rom zum Behuf der Gehirnuntersuchung veranstalteten Schädelöffnung eines dieser Thiere, der mit dem Geschäft Beauftragte damit anfing, die Hörner an der Stelle ihrer Verbindung mit dem Schädel abzubrechen. Damals erhielt ich zuerst eine richtige Voestellung von ihrer Bildung. Ich sah nämlich, daß die ihrer Länge nach hohlen Hörner, der ganzen Breite ihres Untertheils nach, in Verbindung stunden mit den ungemein großen Stirnhöhlen, welche hinwieder eine Fortsetzung der Nasenhöhlen sind, und daß die sie bekleidende Schleimhaut gleichfalls eine Fortsetzung der Nasenschleimhaut ist. Jezt frug ich mich, ob da, wo die Verhältnisse der Organisation die nämlichen sind, verschiedene Verrichtungen anerkannt werden können, und von nun an hielt ich die Hörner für mitwirkende Degane des Geruchs; der freye Zugang der Luft durch die Nasenhöhlen in die Stirnzellen und aus diesen in die Höener schien mir darzuthun, daß diese Höhlen alle zusammen in der That nur ein einziges gemeinsames Organ bilden, und daß ihre topographische Sonderung nur eine willkürliche Abtheilung heißen könne, womit die Höhlen der zusammenhängenden Nase-, Stirn- und Hörnerzellen unterschieden und jede mit besonderem Namen bezeichnet werden. Diese Ansicht der innern Bildung überzeugte mich nun vollends auch von der Unbrauchbarkeit dieser Organe als Vertheidigungsmittel, zumal ich nun sattsame Gründe hatte, ihnen ganz andere Verrichtungen zuzuschreiben. Ich konnte jezt nicht länger anstehen, sie als Verstärkungsorgane des Geruchs zu betrachten, die denjenigen analog wäeen, welche das Gehör in den bey manchen Thieren, namentlich bey den Katzen, so angenfälligen Knochenbehältern besitzt.

(Die Fortsetznug folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Oktober.

(Beschluß.)

Was die schönen Einzelnheiten betrifft, so müßten wir, um alles Bemerkenswerthe zu berichten, die ganze Rolle Scene für Scene durchgehen, welches der Raum dieser Blätter nicht gestattet. So lehrreich dieses auch wäre, wir müssen darauf verzichten, und wollen — die allbekannten und berühmten Stellen übergehend — nur zwey Momente zu beschreiben suchen, gerade weil diese, so wie Mad. Stich und nur sie allein sie darstellte, zu denen gehören, welche die frevelhafte Phädra als eine Unglückselige zeigen, und uns also mit ihr versöhnen. Zuerst also: Heftiger, härter, in sich zerrissener hörten wir noch nie eine Phädra sich selbst anklagen, als in der bekannten Scene mit Oenone; und nun, als diese höfischerweise nicht sie trösten, nein entschuldigen will, und, ihre frevelhafte Leidenschaft beschönigend, die Götter als Beyspiel anführt, die, für Sterbliche entbrannt, aus dem Olymp herniederkamen u. d. g., da ermannte sich die Gebeugte, Brust und Haupt hoch emporhebend, und von Scheu gezwungen, erhaben zurücktretend, sprach sie die darauf folgende Rede so eindringlich, so meisterhaft, wie wir sie noch von keiner Wolff, keiner Schröder, keiner Hendel-Schütz, keiner Pfeiffer*) hörten. Man erschrak,

*) Wir führen hier nur lebende und nur diejenigen der uns bekannten Schauspielerinnen an, die sich über die hölzerne Mechanik der Deklamation, über die gang und gäbe Versmelodie und über die abwechselnd hohe und tiefe Sentimentalität erhoben und jene Sphäre erreicht haben, in welcher allein die Tragödie und insbesondere die antike Tragödie erst darstellbar wird.

als sie; diese Rede beginnend, aus dem Tiefsten ihrer Seele aufrief: „Was hör' ich? Welchen Rath darfst du mir geben?“ und nun fortfahrend sprach sie das folgende: „So willst du mich denn ganz in Grund vergiften,“ so überaus meisterhaft-wahr, daß man zugleich Schrecken und Mitleid ob der Verführten, Verlorenen und erhaben-Leidenden empfand. Und dadurch und so steigerte sie sich zu der bis jezt sogenannten Tirade, jener ehrwürdigen, vom ehrwürdigen Racine dem ehrenwerthen Könige, der sie anhörte, nach der Loge geschleudert und die mit den Worten schließt:

Mög' dir's der Himmel lohnen nach Verdienst
Und deine Strafe ein Entsetzen seyn
Für Alle, die mit schändlicher Geschäftigkeit,
Wie du, den Schwächen ihrer Fürsten dienen,
Uns noch hinstoßen, wo das Herz schon treibt,
Und uns den Weg des Frevels eben machen.
Verworfne Schmeichler, die der Himmel uns
In seinem Zorn zu Freunden hat gegeben!

So wie Mad. Stich dieses sagte, war es keine Tirade mehr, nicht einmal eine Rede, oder gar eine hervorgehobene schöne Stelle, sondern die Darstellung eines tief und durchaus Innerlichen. Es war eine Empörung, ein Zurückfliehen vor einer pestaushauchenden Orkusflamme, ein Wiederfinden des eigentlichsten, besseren Selbst. Und aus diesem Aufraffen der äußeren und inneren Person — wie sie solches zeigte — mußte der Entschluß der Selbstvernichtung hervorgehen. Alles erschien richtig, und diese Scene, die ihr Triumph war, bereitete jene andre versöhnende, die ihres Sterbens, würdig vor. Sie starb, nicht etwa, wie man es, nach hergebrachter Regel eingelernt, auf der Bühne zu sehen und recht gut zu sehen pflegt, oder wie Dieser und Jener auch ebenso sterben könnten, sondern sie endete charakteristisch, wie Phädra, wie diese von ihr dargestellte Phädra nur enden kann. Vom Ausbruch des Gewissens das innere, vom Gifte das organische Leben durchwirkt, kann sie zwar meist noch aufrecht stehen, denn sie ist stark organisirt und ein Gedanke der Erhabenheit: ihre Schuld zu gestehen, erhält sie noch; aber die Augenlieder kann sie nicht mehr erheben, sie kann, obgleich noch reden, nur in sich hineinschauen. Dieser treffende, dieser neue und charakteristische Gegensatz wirkte hinreißend. Plötzlich — wie es immer scheint — tritt ihr das Gift nach dem Herzen; die Hand folgt dem Schmerz, dem Weh; sie schließt die Augen fester, muß sinken und verscheidet nun während der Worte:

Mich faßt ein fremder niegefühlter Frost,
Schon seh' ich nur durch einer Wolke Flor
Den Himmel und das Angesicht des Gatten,
Den meine Gegenwart entehrt. Der Tod
Raubt meinem Aug' das Licht und gibt dem Tag,
Den ich befleckte, seinen Glanz zurück.

So wird Alles wahr und richtig, grausenhaft und tief zu bedenken, und würde vielleicht zu furchtbar wirken, wenn es nicht stets schön, wie die Künstlerin selbst, bliebe. — Von der dritten Vorstellung müssen wir noch besonders erwähnen, daß Mad. Stich gleich bey ihrem ersten Erscheinen belasteter, schwächer und kränker als früher auftrat, daß ihre Minen mehr als je ihre Reden individuell und charakteristisch begleiteten und beym Zuhören der Mitspielenden noch gesteigerter trefflich waren. Nie verführte sie der Mantel zu den bekannten vorbereitenden Manipulationen, fast hinderte er sie nicht. Jede Bewegung war schön, ohne je eine theatralisirte zu seyn; und das berühmte Wort: „Du nanntest ihn, nicht ich,“ hob die Künstlerin nicht — wie es sonst gewöhnlich geschieht — durch heftiges Aufschreyen hervor; sondern sie sprach es mit schreckgelähmter Lippe, mehr zu sich selbst und um so wirksamer. Denn schon erlaubter Liebe stockt ja der Athem, wenn man plötzlich den angebeteten Gegenstand nennt, um wie viel mehr also der sündhaften Leidenschaft eines noch mit sich selbst kämpfenden Gemüthes. Obgleich unserer Phädra nun kein Wort, keine Bewegung, keine Miene mißlang, so müßte doch Heftigkeit noch bezwungen werden; jener schöne Fehler der Kraft und der Jugend, den der Meister in vollendete Anmuth zu wandeln weiß. — —

So wie man nun in Gemäldesammlungen unter einem großen historischen Bilde oft ein zierliches und heiteres Idyll gewahrt und gar gern zur Erholung den Blick auf einer schuldlosen Kinderwelt oder einem munteren und possenhaften Landleben ruhen läßt, so wollen wir nach der Phädra des kleinen Lustspiels: der Verräther, und nach Mad. Stich der Frau v. Holtei erwähnen. Gibt es etwas Reizenderes, als ein Mädchen, die — gleich einem Rosenknöspchen im Grünen — in idyllischer Bauerntracht und Haltung, ein liebes und liebendes, ein unschuldiges und braves Töchterchen erscheint, dem es doch nicht ganz an List fehlt, sich in der mit Unrecht zugefügten Noth den Liebsten wiederzuschaffen? Niedlicher und wahrhafter, jugendlicher und schöner kann man nicht seyn, als Fr. v. Holtei in dieser Rolle. Solche wirklich unschuldige — nicht gemachte! — Kindermienen; solche sehende und sprechende Blicke, solche Grazie der richtigen Bewegungen, die aber stets in dem Rahmen des Idylls, ja des Bäuerlichen blieben, solches Glück in ununterbrochenem Gelingen, ist überall eine seltene Erscheinung, ganz besonders aber auf deutschen Bühnen. Hier glaubten wir, dergleichen noch lange nicht zu begegnen; denn bis jezt fanden wir nur bey den Franzosen die bessern Naturen zu solcher Eleganz im Kunstvortrage geschliffen. Frau v. Holtei zeigte uns das Vorzüglichste, was man in dieser Gattung auf französischen Bühnen nur sehen kann, und ließ doch hiebey von dem, was wir Deutsche so sehr lieben und nimmer vermissen können, nichts verloren gehen. Es ist dieses die Vermeidung einer gewissen konventionellen und zum Theil anmuthigen Unnatur in Sprache, Bewegung und Gesichtsausdruck; Mienerey möchten wir es nennen, wenn es uns erlaubt wäre, das Wort minauderie also zu übersetzen. Unsere Nachbaren vergeben dieß, obgleich sie dessen Vermeidung zu schätzen wissen. Wir Deutsche sind so übertrieben streng dagegen, daß wir in den entgegengesezten Fehler verfallen und uns darauf etwas zu gute thun, wenn wir die Werkeltags-Natur auf der Bühne so darstellen, daß man ihr, wie der Dichter sagt, jegliche Rippe zählen kann. Frau v. Holtei war eben so zierlich, geschliffen und elegant als natürlich; eben so kunstvoll, als von jeder herkömmlichen Förmlichkeit entfernt. Treuherziger und leichter, derber und kinderhafter kann das Röllchen nicht gegeben werden, und lieblicher und rosenartiger kann man nicht erscheinen. Es ist uns eine freudige, eine doppelte Pflicht, dieses öffentlich mitzutheilen; denn erstlich sind wir die Anerkennung des seltenen Verdienstes der Künstlerin schuldig. Andere aber soll es zur Nacheiferung befeuern, und sie sollen sich ein Beyspiel nehmen, wie man französische Geschicklichkeit, Feinheit, Geschlossenheit und Eleganz mit deutscher Art und Weise zu verbinden vermag. Besonders aber sollen unsere jungen schauspielenden Damen es einsehen lernen, daß eine gewisse, bey uns eingerissene Indolenz, ein gewisses negatives, apathisches, nüchternes und nichtiges Wesen durchaus keine Kunst ist, am allerwenigsten aber Schauspielkunst, und daß der Einsichtige recht gut sieht, wie diese vornehmthuende Nichtigkeit nur die Folge der Talentlosigkeit, der Linkheit und des gänzlichen Mangels an Fleiß ist.

Beylage: Literaturblatt Nro. 94.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. November 1824.

Schau in den Wechseltanz der Sphären,
Schau in der Elemente Streit:
Siehst nicht ein ew'ges Wiederkehren,
Ein ew'ges Daseyn in der Zeit?

Grebs.

Die zwey Raben.

Altschottische Ballade.

Zwey große Raben saßen auf einem Baum,
Schwarz, wie um Mitternacht der Himmelsraum,
Und Einer rief dem Andern zu:
Wo speisen wir zu Mittag heut, ich und du?
Speisen wir am wilden Meeresstrand?
Speisen wir an des Waldes lichtgrünem Rand?

Wie ich saß auf dunkelm Meeressand,
Sah ich ein Schiff; es nahte dem Land;
Da hob ich die Schwingen und blickt' auf das Meer,
Ein Schrey — das Schiff sah man nimmermehr.
Dort liegen sie, Einer, Zwey und Drey zumal —
Am wilden Meeresstrand ist mein Speisesaal.

Ein schön'rer Anblick lächelt dort! Schau',
Ein eben erschlagener Ritter, eine einsame Au',
Sein Blut auf dem Grase noch warm,
Schwert und Bogen krampfhaft in seinem Arm,
Und Niemand weiß, wo er ist und was ihm geschehn,
Als sein Falke, sein Hund und seine Liebste schön.

Sein Hund, der ging zu jagen aus,
Sein Falke, der trägt die Beute nach Haus,
Seine Liebste schenkt Andern ihre Treu';
So halten ein fröhliches Mahl wir Zwey;
Es ist das leckerste Mahl, das ich fand!
Komm, speisen wir an des Waldes lichtgrünem Rand.

Du sollst sitzen auf seiner milchweißen Brust,
Ich pick' ihm die blauen Augen aus — der Mädchen Lust! —
Du nimmst eine Locke von seinem gelben Haar,
Dein Nest erwärmt sie ein ganzes Jahr;
Das Tuch unter seinem Kinn ist mein,
Da wickl' ich meine Jungen hinein.

O bloß wird sein Bett seyn und kalt,
Wenn der Wintersturm singt in dem Wald;
Auf Rasen sein Haupt, zu den Füßen ein Stein,
Hört er nicht der Mädchen Klagen; er schlief ein;
Die wilden Hirsche springen, die Füchse schreyn —
Und die Vögel fliegen über seinem weißen Gebein.

D. A.

Geschichte eines jungen Italieners.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht, was aus meinem Kampfe zwischen Stolz, Zartgefühl und Leidenschaft geworden wäre, wäre mir nicht um diese Zeit durch die Zeitungen die Nachricht zugekommen, daß mein Bruder plötzlich gestorben, und mein alter und betrübter Vater sehnlich meine Rückkehr wünsche. Sogleich verschwand aller alte Groll in mir, und die kindliche Liebe behauptete auf's Neue ihre Rechte in meinem Herzen. Das herrschende Gefühl aber, welches alle andern überwältigte, war das Entzücken über den Wechsel meiner Umstände. Ich warf mich Bianka zu Füßen, und theilte ihr meine Entdeckung mit. Sie freute sich darüber, weil sie sah, daß es mich glücklich machte; in ihren eigenen Gesinnungen konnte dieß keine Veränderung hervorbringen. Sie liebte mich um meiner selbst

willen, und hatte nie gezweifelt, daß meine eigenen Verdienste mir Ruhm und Vermögen erwerben würden. Ich wünschte jezt dem Grafen meinen Stand bekannt zu machen, um förmlich um Bianka's Hand anzuhalten; aber er befand sich gerade auf einem entfernten Gute. Ich öffnete inzwischen Filippo meine ganze Seele. Er überhäufte mich mit Glückwünschungen, und schien mit aufrichtigem Herzen an unserm Glück Theil zu nehmen; er wurde unser Vertrauter. Es wurde beschlossen, daß ich sogleich nach Neapel abreisen sollte, um meines Vaters Verzeihung zu erhalten, und nachdem dieß geschehen wäre, sollte ich zurückkommen, und Bianka's Hand vom Grafen verlangen. Filippo versprach mir, bey demselben für mich vorzuarbeiten, und unternahm es, daß unser Briefwechsel durch seine eigenen Hände gehen sollte. Mein Abschied von Bianka war zärtlich, entzückend, herzzerreißend; aber ich riß mich los, und schiffte mich ein.

Ich fand meinen Vater gänzlich verändert: ein Schlagfluß hatte ihn sowol seiner körperlichen, als seiner geistigen Kräfte beraubt. Ich warf mich ihm zu Füßen und stammelte: „Vergebung!“ Nur langsam erkannte er mich wieder, legte die zitternde Hand auf mein Haupt, und brach in einen Strom kindischer Thränen aus. Aber von dem Augenblick an schien er unglücklich, wenn er mich einen Augenblick aus den Augen verlor, und ich fühlte, daß es grausam, unnatürlich gewesen wäre, wenn ich ihn in diesem Zustande verlassen hätte. Dieß war also eine neue Probe für meine Liebe. Ich schrieb an Bianka, und machte sie mit der Lage der Dinge bekannt, und schilderte ihr dabey mit den wärmsten Farben den Schmerz, welchen ich über unsere Trennung empfand. Ich schlug den Brief an Filippo ein. Bald darauf erhielt ich eine Antwort von ihm voller Freundschaft und Bedauern, und von Bianka voller Versicherungen ihrer Liebe und Beständigkeit. Wochen und Monate vergingen inzwischen, und brachten keine Veränderung in meiner Lage hervor. Die Lebensflamme, welche beynahe erlosichen zu seyn schien, als ich meinen Vater zuerst erblickte, loderte noch immer ohne sichtbare Verminderung fort. Ich wartete seiner beständig, treulich, und ich hätte beynahe gesagt, geduldig. Ich wußte, daß sein Tod allein mich frey machen konnte, und dennoch wünschte ich denselben nie herbey. Ich fühlte mich zu glücklich, daß ich im Stande war, meinen ehemaligen Ungehorsam gut zu machen, und da mir in meinen früheren Jahren alle zärtlichen Liebkosungen versagt waren, so war mein Herz gänzlich meinem Vater zugekehrt, der in seinem Alter und seiner Hülflosigkeit nur von mir Trost erwartete. Meine Liebe zu Bianka gewann täglich durch die Abwesenheit. Ich suchte keine neuen Freunde oder Bekannte, und vermied die Vergnügungen der Hauptstadt, wozu mein Stand und Vermögen mich berechtigten. Mein Herz war von der Art, daß es sich an wenige Gegenstände kettete, aber desto inbrünstiger an denselben hing. Mein einziges Geschäft war, bey meinem Vater zu sitzen, seine Bedürfnisse zu besorgen, und in der Stille seines Gemaches an Bianka zu denken. Zuweilen unterhielt ich mich, die lieblichen Züge auf die Leinewand zu tragen. Ich zeigte sie meinem Vater, in der Hoffnung, für den bloßen Schatten meiner Geliebten eine Theilnahme in seinem Busen zu erregen; aber sein Verstand war zu weit gesunken, um mehr als das Bild zu sehen. Bianka's Briefe waren immer eine Quelle stillen Entzückens. Freylich wurden dieselben immer seltener, aber sie waren doch immer voller Versicherungen einer unveränderten Liebe. Sie athmeten nicht jene freye, unschuldige Wärme, womit sie sich im Gespräche auszudrücken pflegte; aber ich erklärte mir dieß durch die Verlegenheit, worin Unerfahrne sich oft befinden, ihre Gedanken auf's Papier zu bringen. Filippo versicherte mich von ihrer beständigen Zärtlichkeit. Beyde bedauerten in den stärksten Ausdrucken unsere fortdauernde Trennung, ließen aber zugleich der kindlichen Liebe Gerechtigkeit widerfahren, die mich an meines Vaters Seite zurückhielt.

Beynahe zwey Jahre waren in dieser langen Verbannung hingegangen, als mein Vater endlich starb. Seine lezten stammelnden Reden murmelten beynahe beständig Segnungen über mich. Ach, wie sind sie in Erfüllung gegangen! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Nutzbarkeit und Bestimmung der Hörner bey verschiedenen Thieren.

(Fortsetzung.)

5.

Noch blieb jedoch eine Schwierigkeit zu lösen übrig: die Nasenhöhlen sind nicht auf einer Seite nur offen; die Luft tritt darin ein, weil ihre Verbindung mit der Lungenhöhle sie zum beständigen Durchgang dieser Flüssigkeit macht, die in sie aus- und eingeht, so wie die Brust sich erweitert oder verengt. Wie mag nun aber die Luft sich in den Hörnern erneuern, wo eine solche periodische Entleerung, welche den Eingang äußerer Flüssigkeit begünstigt, nicht stattfindet? Wie mögen die Riechtheilchen sich in der Sackgasse einander folgen? Ich hatte diese Einwürfe und Fragen indeß kaum gestellt, so bot sich mir auch ihre Lösung in eben jenem seltsamen Gang und Stellung (allure) des Thieres dar, die mich vorhin beschäftigt hatten, und die mir so räthselhaft vorgekommen waren. Jene horizontale Richtung des Schädels, welche ich am trabenden oder galoppirenden Büffel, im Gegensatz der senkrechten am Schädel der Stiere in gleichem Verhältniß

— nachgewiesen hatte, ist nämlich das einzige Erforderniß, um in dem ganzen Geruchsorgan des Büffels einen beständigen Luftzug und demnach eine fortgehende Erneuerung der Riechtheilchen in eben demselben zu erzielen. Es verhält sich dieß also: Die einmal in alle Geruchshöhlen eingetretene und mit der sie bekleidenden Schleimhaut in Berührung gekommene Luft muß sich nothwendig erwärmen; dadurch wird sie leichter, und weil der Fuß (Basis) der Hörner erhöhter als ihre Spitze ist, so hebt sie sich in die Stirnzellen, und wird hier mit der von den Lungen herkommenden Luftströmung zugleich weggeführt, hinwieder aber auch durch die frische Luft ersetzt, welche bey jedem Einathmen vor die Oeffnung der Stirnzellen geführt wird. Beugt man damit auch noch die Wirkung der Ausdehnung in Anschlag, wodurch die in einzelnen Zellenräumen zurückgehaltene Luft ausgestoßen wird, so findet sich in dieser ganzen Vorrichtung der einfachste und sicherste Ersatz desjenigen, was die Lungen hinsichtlich der Nasenhöhlen leisten. Ueber diese Vervollkommnung des Geruchs bey den Grasfressern darf man sich nicht wundern, da sie, mit keinen bedeutenden Vertheidigungswaffen versehen, die Annäherung der Feinde mittelst der Ausdünstung ihrer Körper von ferne her zu wittern genöthigt sind. Hiefür ist die Natur dann auch freygebig besorgt gewesen, theils durch das innere sehr ansehnliche Nervensystem beym Büffel, theils durch die ausgedehnten Flächen des Organs, auf dem sich die Geruchnerven verbreiten. Der merkwürdige eigenthümliche Gang dieses Thiers erscheint demnach als ein gleich unwillkürliches, instinktartiges Bedürfniß, wie jenes ist, demnach wir, zuweilen ohne dessen bewußt zu seyn, den Mund öffnen, um besser zu hören, und es ist dieß Bedürfniß mit dem eigenthümlichen Charakter des Büffels also verwoben, daß es sich in seinem ganzen Benehmen und in allen seinen Bewegungen darstellt, so daß beym Laufen die Nase mehr denn die Augen ihm zum Leiter zu dienen scheint, und er dem Hunde gleicht, der seinem Herrn, welchen er nicht mehr sehen kann, folgt, und die Schnauze beständig dem Boden nahe hält. Der Büffel wittert zwar eine höhere Luftschichte, sein Zweck aber ist augenfällig der nämliche wie beym Hund. Da ich beyde Thiere in einer Hinsicht mit einander verglichen habe, so will ich es auch in einer zweyten noch thun, ihrer Art zu laufen nämlich, die unter ähnlichen Umständen völlig die gleiche ist. Bekanntlich lauft der Hund auf verschiedene Art, wenn er wittert, und wenn er hingegen einzig nur ein Ziel, das ihm vor Augen liegt, erreichen will. Im leztern Fall gleicht sein Galopp demjenigen des Pferdes und Ochsen, während im Falle, wo der Geruch es ist, der seinen Lauf bestimmt, er eben so schnell laufen kann, wie beym Galoppiren, ohne jene wechselnden Erhöhungen vom Vorderbug und Hintertheil, so daß er dann völlig dem Büffel gleicht, der, in seinem Laufe allzeit Gerüche witternd, auch jenes freyen Galoppes der nicht witternden Thiere ermangelt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs November.

(Fortsetzung.)

Man zählt in England an 700 Kriminalgesetze und 200 Fälle, worauf Todesstrafe steht. Diese Bemerkung führt mich ganz natürlich zu dem entschiedenen Prozesse des ehemaligen Bankier Fauntleroy, welcher, wie sich's erwarten ließ, schuldig befunden und zum Tode verurtheilt worden ist. Es ist nur nach einer Verurtheilung wegen Mord, oder andern großen und nicht zu verzeihenden Verbrechen, daß der Richter die Hinrichtung gleich nach geendigter Sitzung anbefiehlt; wegen andern Verbrechen aber wird erst ein Gesammtbericht an den König gemacht, nicht um ihre Urtheile zu bestätigen, denn dieses bedürfen sie nicht, sondern um dem Monarchen Gelegenheit zur Begnadigung zu geben. Da nun der Bericht von der Stadt London nicht vor dem 10ten Dezember gemacht werden wird, so liegt der unglückliche Verurtheilte indessen, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, in der sogenannten Verurtheiltenzelle. F. hat beständig zwey Wächter bey sich, um Selbstmord zu verhindern. Die bey seinem Prozesse vorgebrachten Beweise waren so befriedigend, daß die Jury, welche ihre Entscheidung mit Thränen in den Augen gab, nicht den entferntesten Grund finden konnte, um ihn der königlichen Gnade zu empfehlen. Der triftigste Beweis lag indessen in einem Papiere von seiner eigenen Hand, welches man in einer verschlossenen Büchse im Komptoir gefunden hatte, und welches nicht nur ein Verzeichniß aller seiner Falschungen enthielt, welche sich auf 170,000 Pf. St. beliefen, sondern noch eine von ihm unterschriebene Note, daß er diese Falschungen begangen, um den Kredit seines Hauses zu erhalten, und ferner, daß die Bank von England, welche sich zuerst geweigert, die Wechsel desselben zu diskontiren, und dadurch seinen Kredit erschüttert hätte, dafür büßen sollte. In seiner Vertheidigung behauptete er dasselbe, und versicherte, daß alle von den Zeitungen verbreiteten Gerüchte von seinen Verschwendungen boshafte Erfindungen wären, daß er all das, durch den Verkauf der seinem Hause anvertrauten Staatsaktien erlangte Geld zum Vortheil desselben verwendet, ohne daß jedoch seine Handelsgenossen, welche ihm fast die ausschließliche Führung der Geschäfte überließen, etwas davon gewußt hätten. Dieß ist, um das Wenigste davon zu sagen, sonderbar. So denkt auch das Publikum, und die Herren, welche bekanntlich nach der Entdeckung der Betrügereyen ihres Theilhabers ihre Bezahlungen einstellten, ersuchten dasselbe durch eine öffentliche Anzeige, nicht zu rasch gegen sie zu schließen, und bis zum 18ten Dezember zu warten, wo sie ihr eidliches Verhör vor der Bankerot-Kommission haben würden. Inzwischen bezeigt sich das Publikum sehr mitleidig gegen den Verbrecher, und viele hoffen, daß der König ihn begnadigen würde. Das Gesetz, welches ein solches Verbrechen (wie gefährlich es auch für einen Handelsstaat seyn mag) mit dem Tode bestraft, ist freylich grausam, und der Gedanke, daß ein Mann von guter Familie und Erziehung am Galgen sterben soll, schmerzhaft. Aber wenn man bedenkt, daß so viele arme Familienväter und selbst Mütter, die nur blos eine einzige falsche

Pfundnote wissentlich unter's Publikum gebracht, mit dem Strange büßen mußten, und daß die Regierung seit vielen Jahren in solchen Fällen niemals begnadigen wollte, so würde in dem jezigen Fall, wo das Verbrechen so ausgedehnt *) und in seinen Folgen durch das Falliment seines Hauses, welches den Untergang mehrerer Familien nach sich zog, so verderblich war, nicht eine Gnade, sondern eine Grausamkeit seyn. Der bloße Umstand, ein Gentleman zu seyn, gibt doch wahrlich keinen Freyheitsbrief zum Verbrechen! — Ich hätte bemerken sollen, daß Fauntleroy dadurch im Stande war, seine Betrügereyen zehn bis zwölf Jahre lang durchzusetzen, daß er den Personen, deren Eigenthum er mittelst falscher Vollmachten veräußert hatte, regelmäßig ihre Zinsen ausbezahlte. Unsere Zeitungen, denen es gerade wieder an Materialien gefehlt hatte, ihre langen Spalten anzufüllen, waren wieder über diese Begebenheit hergefallen, wie bey der Wear'schen Mordthat, und hatten eine ungeheure Menge Zeug in den Tag hineingeschrieben, welches größtentheils der gesunden Vernunft sowohl als der Billigkeit entgegenlief, und indem es, hinsichtlich des unglücklichen Gefangenen, günstige oder ungünstige Vorurtheile beym Publikum erwecken mußte, und zu einer unerlaubten Störung des Rechtsganges führen konnte, welche in keinem wohlgeordneten Staate geduldet werden dürfte. Dieß brachte also auch ganz natürlich den alten Streit über das Gesetzliche oder Ungesetzliche der Bekanntmachung der Polizeyverhöre, die der Advokatenstand und die Friedensrichter gern gänzlich unterdrückt sehen möchten, von Neuem in's Leben. Das Gute einer solchen Bekanntmachung ist indessen so offenbar, und es ereignen sich fast täglich Fälle, die den Nutzen davon so augenscheinlich machen, daß das zufällige Uebel, welches dann und wann daraus entstehen mag, nicht in Anschlag gebracht werden dürfte. Dieß schließt aber nicht die Billigkeit aus, alle falschen Berichte und die Verbreitung von Anekdoten und Commentarien vor der Beendigung eines Prozesses auf's strengste zu untersagen. Kurz, wenn sich die Zeitungen blos auf die Bekanntmachung dessen beschränken wollten, was in den Gerichtsstuben vorgeht, die doch Jedermann hier offen stehen, so könnte sie Niemand mit Recht darum tadeln; alles Weitere aber müßte nicht geduldet werden — und dahin kömmt's gewiß.

Vor ein Paar Wochen wurde ein armer Mann zu vierzehntägiger Zwangsarbeit verurtheilt, weil er seine Frau nicht erhalten wollte, die ihn aus freyen Stücken verlassen und öffentlich mit einem Andern lebte! Und ein Dieb wurde freygegeben, weil es in der Anklage gegen ihn hieß, er hätte ein Licht gestohlen, und es nachher bewiesen wurde, daß der ehrliche Mann blos ein Stück von einem Lichte gestohlen. — So will es das Gesez!!

Die vor einiger Zeit erfundene Magenpumpe ist zu Shrewsbury gebraucht worden, um eine Dosis flüssigen Giftes aus dem Magen einer jungen Person zu pumpen, die solche in einem Anfalle von Liebeswahnsinn verschluckt hatte, und mit so vollkommenem Erfolg, daß sie jezt gänzlich wiederhergestellt ist.

Unsere Regierung hat eine neue und genauere Aufnahme der Nordsee beschlossen, welche auch bereits unter dem geschickten Sternkundigen Dr. Tiarts angefangen worden ist.

Sir H. Davy, welcher die Expedition bis zum Nord-Cap begleitet, um die Wirkung seiner Methode, Schiffe mit Kupfer zu beschlagen, zu versuchen, ist mit derselben zurückgekehrt, und man versichert, daß er solche vollkommen bewährt gefunden.

Der geschickte Maschinist Perkins hat eine vierpfündige Dampfkanone in der Arbeit, welche so gemacht werden soll, daß sie mit derselben Leichtigkeit, wie irgend ein anderes Feldstück gefahren werden kann, und 400 bis 500 Kugeln in einer Minute schießen solle. Hr. P. rechnet, daß in diesem fürchterlichen Todeswerkzeug ein Pfund Steinkohlen eben die Wirkung thun, als sonst vier Pfund Pulver; und daß überdieß wenig oder nichts dabey vom Platzen zu fürchten wäre, welches bey gewöhnlichen Kanonen so häufig geschieht.

Das große Schiff, der Columbus, von Quebeck, ist in der Themse angekommen, und soll in ein Paar Tagen bis nach London heraufgebracht werden. Es waren bereits eine Menge Neugieriger an Bord desselben, wovon ein jeder zwey Schillinge bezahlen mußte. Die erwartete Ankunft dieses Schiffes gab zu mehreren der in England so sehr beliebten Späßchen, Hoax genannt, Anlaß. Unter andern wurde der Abendzeitung, the Courrier, ein Brief von Deal zugeschickt, worin man die Ankunft dieses Schiffes vor der Zeit verkündigte, und zwar unter Umständen, welche die Lüge an der Stirne trugen; der rückte ihn indessen ohne Verdacht ein, und wurde am andern Morgen von den übrigen Zeitungen dafür ausgelacht!

Vom Schauspiel weiß ich Ihnen nicht viel zu sagen. In Coventgarden spielt man den Freyschütz noch immer mit großem Beyfall jede Woche drey- bis viermal fort; sonst aber hat man dort nichts Neues. In Drurylane hat man dieses Stück von einer Woche zur andern versprochen, bis jezt aber ohne Erfolg. Inzwischen sucht man dort das Publikum mit einem Reiterstück von dem Dichter Croly zu unterhalten, welches auf eine Erzählung aus Tausend und eine Nacht gegründet ist, und das fliegende Roß genannt wird. Ducrow mit seiner Bande und seinen wunderschönen Pferden thun dabey das Beste. Aber der vernünftige Theil des Publikums ist so aufgebracht darüber, eines der großen Nationaltheater zu einer Reiterbude herabgewürdigt zu sehen, daß das Haus sehr schlecht dabey besucht wird. Man erzählt, daß Ducrow dem Vorsteher dieses Theaters den listigen Streich gespielt, in seinem Vertrage mit ihm blos von seinen Pferden zu reden, und da diese ohne den lenkenden Meister durchaus unnütz waren, so hätte er ihm für seinen eigenen Beystand noch 15 Pfund die Woche zulegen müssen. In dem Coburgertheater gibt man jezt eine hirnlose Parodie von dem Freyschützen unter folgendem unübersetzbaren Titel: An entirely new demeniacal, caballistical, Germanical, inhumanical, frying-panical, horrible, incorrigible, hot porrigible Melodrama, called Ha Fries-it (er bäckt es, welches auf das Wort Freyschütz anspielen soll) or the seventh Charmind Pancake (bekanntlich wurde das Stück hier Der Freyschütz, or the sevent Bullet genannt). Mit dem Zusatze: „Da man glaubt, daß dramatische Schrecknisse jezt der herrschende Geschmack und an der Tagesordnung ist, so hoffen wir, daß man obiges Stück als das schrecklichste finden wird, das noch auf irgend einer Bühne erschienen ist; und um den darin vorkommenden Schrecknissen Wirklichkeit zu geben, so soll alles darin Erscheinende wirklich wirklich seyn: wirkliches Feuer, wirkliche Erde, real airs vom Orchester (ein Wortspiel, das sich auf Luft und Lieder bezieht), wirkliche Geister und Wasser (ein Wortspiel auf geistige Getränke), wirkliche Schädel (die dicksten, die man nur finden könnte); wahre Cricket Bats et Balls (unverständlich ohne einen zu langen Commentar); ein wirkliches Eselwettrennen in der Luft, ein wahres Katzengeheul, wahre Knochen, Fleisch und Blut; ein wirkliches irländisches Geheul (wahrscheinlich ein Bezug auf das Ubni der Geister)."

(Der Beschluß folgt.)

*) Man versichert, F. habe auch über 150,000 Pfund, welche ihm zum Einkauf von Staatsaktien eingehändigt worden waren, behalten.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. November 1824.

Du Freund von gemeiner Art! das heißt ohne Treu' und Liebe; denn so sind die Freunde heut zu Tage; du Verräther! Du hast alle meine Hoffnungen getäuscht! Ich hätte es Keinem, als meinen eigenen Augen geglaubt. Nun getrau' ich mir nicht mehr zu sagen, daß ich einen Freund auf der Welt gehabt; du würdest mich Lügen strafen. Wem darf man trauen, wenn die rechte Hand dem Herzen untreu ist?

Shakspeare.

Geschichte eines jungen Italieners.

(Fortsetzung.)

Sobald ich die irdischen Ueberreste meines Vaters beerdigt und meine Geschäfte einigermaßen in Ordnung gebracht hatte, schiffte ich mich auf's Neue nach Genua ein. Unsere Reise war schnell und glücklich.

Es war spät, als wir in den Hafen einliefen, und sobald es mir am Morgen gestattet war, zu landen, warf ich mich auf ein Pferd und sprengte nach Sestri zu. Mein Pferd war mit Schaum bedeckt, als wir Beyde athemlos an dem Thore ankamen, welches zu den die Villa umgebenden Gärten führte. Ich ließ mein Pferd in einem Bauernhause, und ging zu Fuß durch den Park, um mich einigermaßen zu beruhigen, ehe ich Bianka wiedersähe. Ich tadelte mich wegen meiner Zweifel und Besorgnisse; aber ich war immer geneigt, mich durch plötzliche Wendungen der Gefühle dahinreißen zu lassen. Als ich in den Garten trat, da war noch Alles, wie ich es verlassen hatte: Alles zeigte mir Bianka. Ich kam bey einer kleinen Laube vorüber, wo wir oft zu sitzen und zu lesen gepflegt — ein Buch und ein Handschuh lagen auf der Bank; es war Bianka's Handschuh, und das Buch ein Band des Metastasio, den ich ihr gegeben. Der Handschuh lag an meiner Lieblingsstelle; ich drückte ihn mit Entzücken an die Brust. „Es ist wahr, rief ich, sie liebt mich noch immer! Sie ist noch immer mein!“ Ich näherte mich dem Sommerhause, in welchem ich Abschied von ihr genommen hatte. Der Klang einer weiblichen Stimme kam mir aus demselben entgegen: er fuhr mir durch's Herz, und ehe ich noch denken konnte, fühlte ich, es sey Bianka's Stimme. Langsam stieg ich die Stufen empor. Die Thür stand offen. Bianka saß an einem Tische; ihr Rücken war mir zugekehrt; sie sang ein sanftes, trauriges Lied und zeichnete: es war eines meiner eigenen Gemälde, welches vor ihr lag. Ich starrte sie einen Augenblick lang in einem entzückenden Tumult der Gefühle an. Sie hörte auf zu singen: ein tiefer Seufzer, beynahe ein Schluchzen, folgte dem Gesang. Ich konnte mich nicht länger enthalten. „Bianka!“ rief ich mit halb erstickter Stimme. Bey dem Rufe fuhr sie in die Höhe, wischte die Locken weg, welche ihr das Gesicht beschatteten, warf einen Blick auf mich, stieß einen Schrey aus, und würde zu Boden gefallen seyn, hätte ich sie nicht in meine Arme aufgefangen. Sie lag ohne Bewußtseyn und Bewegung an meiner Brust. Erschrocken über die Folgen meiner Hastigkeit, wußte ich kaum, was ich thun sollte. Ich suchte sie durch tausend liebevolle Worte zur Besinnung zurückzurufen. Sie erholte sich langsam, und murmelte mit halb geöffneten Augen: „Wo bin ich?“ — „Hier! rief ich, an dem Herzen, das dich anbetet; in den Armen deines treuen Octavio!“ — „Ach nein! nein! schrie sie, indem sie sich heftig in die Höhe riß und von mir hinwegstürzte. Fort! fort! verlaß mich!“ Sie drückte sich in einen Winkel, und bedeckte das Gesicht mit den Händen, als fürchtete sie, mich anzusehen. Ich war wie vom Donner gerührt; kaum

konnte ich meinen Sinnen glauben. Ich folgte ihr zitternd, verwirrt, und versuchte, ihre Hand zu nehmen; aber sie vermied meine Berührung mit Entsetzen. „Um's Himmels Willen, Bianka, rief ich, was soll dieß bedeuten? Ist dieß mein Empfang nach einer so langen Abwesenheit? Ist das die Liebe, die du mir geschworen?" Bey dem Worte Liebe durchlief sie ein Schauder. Sie wandte sich mit Entsetzen zu mir: „Nichts mehr davon! Nichts mehr davon! stammelte sie athemlos. Reden Sie nicht mit mir von Liebe — ich — ich bin verheyrathet!" Ich taumelte, als hätte ich einen Todesstreich empfangen — mein Herz zog sich kalt zusammen. Ich mußte mich anhalten; Alles lief mit mir im Kreise herum. Als ich mich wieder erholte, sah ich Bianka auf einem Sopha liegen, ihr Gesicht in einem Pfühl vergraben, und sie schluchzte heftig. Der Zorn über ihre Unbeständigkeit bemeisterte für einen Augenblick jedes andere Gefühl bey mir. „Ungetreue! Meineidige!" rief ich. Aber ein anderer Blick auf das liebliche Wesen in Thränen stillte meinen Unwillen. Zorn, und der Gedanke an sie, hatten zusammen in meiner Seele nicht Raum. „O Bianka! rief ich schmerzhaft, hätte ich dieses träumen können? Hätte ich vermuthen können, daß du mir treulos werden würdest?" Sie hob das verstörte Gesicht, und warf einen bittenden Blick auf mich. „Ich dir treulos?! . . . . Man sagte mir, du wärest todt." — „Was, trotz unsers beständigen Briefwechsels?" — Sie sah mich erstaunt an. „Briefwechsel? Was für Briefwechsel?" — „Hast du nicht oft Briefe von mir bekommen und sie beantwortet?" — „So wahr mir Gott helfe! niemals." — Eine schreckliche Vermuthung fuhr mir durch's Gehirn. „Wer sagte dir, ich wäre todt?" — „Es hieß, das Schiff, in dem du nach Neapel abgesegelt, wäre untergegangen." — „Aber wer sagte dir dieses?" — Sie zauderte einen Augenblick und zitterte. „Filippo!" — „Möge ihn Gott verdammen!" rief ich mit gehobener Faust. — „O fluche ihm nicht! Fluche ihm nicht! rief sie, er ist — er ist — mein Gatte!" — Jezt sah ich auf einmal, wie ich betrogen worden. Das Blut kochte mir in den Adern wie flüssiges Feuer. Meine Wuth war zu groß, um sie aussprechen zu können. Das arme Schlachtopfer des Betrugs vor mir glaubte, meine Wuth gälte ihr. Sie murmelte schwach ihre Entschuldigung her. Ich sah mehr darin, als sie sagen wollte. Ich sah mit Einem Blick, wie wir Beyde betrogen worden. „Er soll mir fürchterliche Rechenschaft geben!" murmelte ich mit verbissener Wuth. Bianka hatte es aber gehört. Neue Angst überzog ihr Gesicht. „Um Gottes willen, rief sie aus, zeigen Sie sich ihm nicht! Sagen Sie ihm nichts von dem Geschehenen! Um meinetwillen sagen Sie ihm nichts; ich würde nur dafür leiden müssen!" — Ein neuer Verdacht fuhr mir in die Seele. „Was! rief ich, fürchtest du ihn? Ist er hart gegen dich? . . . Sage mir, wiederholte ich, indem ich ihr forschend in's Angesicht blickte, wagt er es, dich hart zu behandeln?" — „Nein, nein, nein!" rief sie stammelnd und verwirrt; aber der Blick auf ihr Gesicht hatte mir entdeckt, was ihr Mund zu verschweigen suchte. Ich sah in ihren blassen und abgehärmten Zügen, in der schnellen Angst und dem niedergeschlagenen Blick, die ganze Geschichte einer durch Härte niedergebeugten Seele. Großer Gott! und mir wurde diese schöne Blume entrissen, um zertreten zu werden? Der Gedanke brachte mich zur Raserey. Ich knirschte mit den Zähnen, meine Hände ballten sich, der Schaum trat mir vor den Mund, jede Leidenschaft in mir schien sich in eine Furie aufgelöst zu haben, die in meinem Herzen wüthete. Bianka fuhr in sprachlosem Entsetzen von mir zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Nutzbarkeit und Bestimmung der Hörner bey verschiedenen Thieren.

(Beschluß.)

Die Wichtigkeit der Hörner als Verstärkungsorgane des Geruchs kommt mir um so wahrscheinlicher vor, als dieselben nicht, wie es beym Ochsen der Fall ist, so vielfache, von Klima, Nahrung, Verschneidung u. s. w. herrührende, Abweichungen zeigen. Ich bin indeß weit entfernt, den Einfluß der Zähmung (Domesticität) verkennen zu wollen, der nach und nach allerdings ihre Wichtigkeit mindern und ihre Gestalt ändern kann. Ich habe wirklich bereits auch im nördlichen Italien, in der Gegend von Parma, Beweise der Aenderungen gefunden, welche die Entfernung vom Geburtslande und veränderte Lebensart bey diesem Thiere hervorbringen können. Die Hörner des Büffels fangen dort an sich wieder aufzurichten, wie die des Stiers; in der Gegend von Rom, wo dieselben von ihrem wilden Zustand wenig verschieden und frey leben, hatte ich hievon nichts bemerkt.

Sollte der Ochse vormals gleiche Vorzüge wie der Büffel besessen haben? Sollten seine Hörner ihm ähnliche Dienste geleistet haben? Sollten diese sich nur durch Einfluß der Domesticität verändert haben, welche die Bedeutsamkeit gewisser im Naturzustande sehr wirksamer Organe mindert? Sollten ähnliche von veränderter Lebensart herrührende Wirkungen auch auf die Hörner der Steinböcke, Ziegenböcke, der Gazellen, Gemsen, Corinnen u. s. w. dermaßen stattgefunden haben, daß jene dem Geruchsorgan entfremdet, bey mehreren die innere Höhle verschwunden, und dieselben am Kopfe dermaßen rückwärts gedrängt wurden, daß sie gleichsam nur noch als Merkmal und Spur des ursprünglichen Naturzwecks übrigge-

blieben sind? Die Lösung dieser sich natürlich hier darstellenden Fragen könnte nur von einer sehr zuverlässigen Kenntniß der in der Organisation jener Thiere vermutheten Aenderungen ausgehen.

Sey dem nun wie ihm will, immerhin können wir die Vorrichtungen des Geruchssinnes, wie dieselben bey den verschiedenen Thieren vorhanden sind, folgendermaßen überblicken. Wenig entwickelt im Menschen, dessen Nasenhöhlen im Verhältniß zu denen der Thiere die kleinsten sind, und doch beynahe ausschließlich die Riechflächen besassen, vervollkommnet jene Vorrichtung sich allmählig durch Vereinbarung mit den zwischen beyden Platten des Stirnbeins enthaltenen Stirnzellen, wie dieß beym Hund, beym Kameel, beym Elephant, beym Pferd u. s. w. der Fall ist; endlich hebt und wölbt sich das Stirnbein selbst, und bildet auf jeder Seite eine hohle mit wenig dichten Seitenwänden versehene Hornröhre, die, wie vorhin gezeigt ward, anders nichts, als eine Fortsetzung der Stirnhöhle, zum Behuf einer weitern Ausdehnung der Riechhaut, ist. Wenn wir vom Büffel, welcher demnach das Maximum der Entwicklung des Geruchssinns darbietet, rückwärts gehen, so verlieren die Hörner nach und nach durch Verdichtung ihrer Scheidewände die innere Höhlung, wie dieß beym Ochs der Fall ist, durch Vervielfältigung der Zwischenplatten, bis endlich nur noch eine Zellenbildung darbieten, wie beym Kameel, und endlich ganz verschwinden, wie beym Schafe. Die Stirnhöhlen selbst auch verkleinern und vermindern sich, bis wir endlich zum Menschen gelangen, welcher in dieser Hinsicht mit dem Büffel die zwey Endtheile einer Reihe von Thieren bildet, in denen sich die verschiedenen Grade der Entwicklung des Geruchsorgans darstellen.

Was ich vom Büffel bemerkt habe, leidet Anwendung auf alle Thiere, die gleich ihm solche Hörner haben, deren Richtung einen beständigen Luftzug in den Stirnzellen unterhalten kann. Mittelst dieser Verrichtung können wir nun auch die zwischen grasfressenden und fleischfressenden Thieren wahrzunehmende Verschiedenheit ihres Ganges erklären. Die Mehrzahl der ersteren gleicht hierin dem Büffel, in der hochgetragenen Schnauze, wofern die Thiere in einem mehr oder weniger freyen Zustand beobachtet werden. Man bemerkt dieß auch in den Abbildungen derjenigen ausländischen Thiere, die wie im Leben zu beobachten keine Gelegenheit haben. Die Zeichner mußten ihnen die Stellung geben, welche sie an ihnen wahrnahmen, und diese deutet offenbar den Zweck des Thieres bey seinem Instinkte an, die Luft zu befragen über das, was es fürchten oder suchen soll.

D i s t i c h e n.

1.
A s o k a.

Die du jeglichen Kummer verbannst nach der Sage des Inden,
Blühende Staude, von ihm zärtlich Asoka genannt,
Laß der Geliebten doch mich schenken den zärtlichen Namen!
Wo ist ein Mädchen, das so Kummer verbannet, wie sie?

2.
G e h e i m n i ß.

Rühre Geheimnisse nicht! Oft ist ein Korb das Geheimniß,
Und die Natter im Korb trifft dir verwundend die Hand.

E j.

Korrespondenz-Nachrichten.

P a r i s, 2. Oktober.

Für Paris war der lezte Monat voller Bewegung und besonderer Begebenheiten. In diesem Monat ging eine Regierung zu Ende und eine andere begann. Eine Trauer um eines Königs Tod hatte seit Ludwigs XV. Absterben nicht stattgehabt; denn um Ludwig XVI. war es ein Verbrechen gewesen zu trauern; ein königliches Begräbniß, eine ruhige Nachfolge auf dem Thron, alles dieses war etwas Neues für das jezige Geschlecht, und nur einige ganz alte Leute erinnerten sich noch, wie es bey Ludwigs XV. Tode in Paris ausgesehen hatte. Schon einen Monat vor der lezten Krankheit Ludwigs XVIII. wußte ganz Paris im Voraus, daß ihm ein naher Tod bevorstehe, da sein unheilbares Uebel an den Beinen täglich bedenklicher wurde, und beynahe konnte man die Woche ausrechnen, in welcher er demselben werde unterliegen müssen. Es ist sonderbar, daß auch nach dem Tode des Königs so wenig in den Zeitungen, die doch sonst Alles haarklein erzählen, von diesem seltenen Uebel gesagt worden ist, und erst durch das Protokoll der Obduktion ist etwas davon in's Publikum gekommen. Die Aerzte, weil sie diesen Krankheitsfall selten gesehen haben, hatten keinen Namen dafür; einige haben die Benennung Eléphantine oder Eléphantide angenommen, da in dieser Krankheit die Beine zu einer ungeheuern Dicke aufschwellen. Dieses Aufschwellen hat eigentlich in dem Zellengewebe statt, welches dadurch mit dem fleischigen und knochigen Theile der Gliedmaßen in Vermengung geräth; die Knochen lösen sich fast auf, wenigstens erweichen sie gänzlich, weßhalb auch in dem Obduktionsberichte gesagt wird, das Sondirinstrument sey ohne Schwierigkeit in die Knochen hineingedrungen; einige Theile der Zehen waren schon ganz abgefallen. Es ist fast unbegreiflich, wie Ludwig XVIII. bey einem so fürchterlichen Uebel seine Fassung hat beständig beybehalten, beynahe bis zum lezten Augenblick hat r e p r ä s e n t i r e n können. Man kann sagen, daß er schon halb todt war, als er noch Audienzen gab, und die Minister vor sich arbeiten ließ. Man würde schwerlich einen andern Monarchen anführen können, der so beharrlich in der Repräsentation geblieben ist als der lezte König von Frankreich. Freylich war dieses halbe Leben meistens nur eine Art von Betäubung, aus welcher er von Zeit zu Zeit wieder etwas erwachte und zu Sinnen kam. Wahrscheinlich war das Repräsentiren bey ihm zu einer andern Natur geworden, und nicht hinderlicher, als wenn er sich auf seinem Bette befunden hätte.

daß sein Geist an den Regierungsgeschäften der lezten Zeit einigen Antheil genommen habe, läßt sich aus den Bekanntmachungen derselben gar nicht abnehmen, und kann auch nicht erwartet werden; in den unabhängigen Blättern ist sogar ein Minister beschuldigt worden, er habe die lezten Sinnesbetäubungen seines Fürsten dazu benuzt, um Akten unterzeichnen zu lassen, die auf die Absezung der Feinde dieses Ministers abzweckten. Es mag vielleicht seyn, daß in jener Zeit mehr als ein Unterschleif begangen worden ist. Da nun der nahe Tod des Regenten unvermeidlich war, so wurden schon während der lezten Krankheit Anstalten zur Trauer getroffen, und er lebte noch, als die Trauerartikel in den Kunstläden schon beträchtlich im Preise stiegen. Daher war auch Jedermann bereit, als der Todesfall eintraf. Die Schauspielhäuser waren einige Tage vor demselben zugeschlossen worden, und blieben zwölf Tage lang verschlossen. Die öffentlichen Lustbarkeiten, besonders Schauspiele, sind dergestalt mit dem Leben der Pariser verwebt, daß es eine allgemeine Stockung verursacht, wenn jene verschlossen werden. Man schlägt die Anzahl der Volksmenge, welche jeden Abend die Schauspiele besucht, auf 12,000 Seelen an; also mußten in jener Frist täglich so viel Menschen ihren Abend anders zubringen; rechnet man nun hiezu noch die vielen Schauspieler und die an den Schauspielen angestellten Personen, die Lieferanten, die Dichter und Tonkünstler, welche für die Schauspiele arbeiten, die Armenhäuser, welche ihren Antheil an der Schauspieleinnahme regelmäßig empfangen, so läßt sich begreifen, welch eine große Stockung und Störung das Zuschließen der Schauspielhäuser in Paris verursachen muß. Daher geschieht dieß auch nur in außerordentlichen Fällen, und wenn es geschieht, so pflegt die Regierung die Unternehmer zu entschädigen; denn die Schauspielunternehmungen erfordern so ungeheure Summen, und sind dergestalt auf die tägliche Bewegung berechnet, daß, wenn dieselben eine kurze Zeitlang unthätig bleiben, sie Gefahr laufen zu verschulden.

(Der Beschluß folgt.)

London, Anfangs November.

(Beschluß.)

Folgendes wird als der Plan angegeben, welcher den verschiedenen Offizieren, die mit der Untersuchung der nördlichen Meere und Gegenden von Nordamerika beauftragt sind, vorgeschrieben worden ist: Kapitän Parry soll durch den Regentensund (Regent's-Inlet) zu dringen suchen, und sich dann gegen die Küste von Amerika hinwenden, welche er in der Gegend des Kupferflusses zu erreichen hofft. Man hegt keinen Zweifel, daß in dem Eise, welches in der ersten Reise sein Weitersegeln hemmte, manche Oeffnungen seyn müssen, besonders zwischen den Inseln, womit es auf beyden Seiten begränzt zu seyn scheint. Dieß hängt aber Alles von zufälligen Umständen ab. Kapitän Lyon soll sein Schiff in der Repulse-Bay (ich erinnere mich eben des deutschen Namens nicht) ankern lassen, und seine Boote und Lebensmittel über eine Halbinsel, die man nicht über vierzig englische Meilen breit hält, wegbringen, und dann im kommenden Sommer seine Reise längs der Küste hin unternehmen, bis zur Landspitze Turn-Azain, worauf er wieder zu seinem Schiffe zurückkehren soll. Kapitän Franklin soll von dem Mackenziefluß an die Küste westlich nach der Behringstraße zu befahren. Man hat dießmal besser für die Land-Expedition gesorgt als vorher, indem man an mehreren Stellen, und zwar selbst an die Meeresküste Lebensmittel vorausgeschickt hat, so daß an dem Gelingen dieses Theils der Expedition gar nicht zu zweifeln ist. Dr. Richardson verläßt den Kapitän an der Mündung des genannten Flusses, um die Gegenden nach dem Kupferflusse zu, und wahrscheinlich noch weiterhin naturhistorisch zu untersuchen.

Kapitän Cochrane, der unternehmende Wanderer durch Sibirien, ist auf dem Wege um Südamerika und besonders die Anden zu durchreisen. Dieser erfahrne Mann ist bekanntlich der Meinung, daß es weit leichter und thunlicher seyn würde, das amerikanische Continent von Westen nach Osten als umgekehrt zu umsegeln, und in dieser Meinung pflichten ihm viele Sachkundige bey. Es ist zu bedauern, daß die Regierung sich nicht seiner in diesen Expeditionen bediente.

Eine Glasgowsche Zeitung enthält folgenden Aufsatz, welcher die entschiedenste Gewißheit über das endliche Schicksal des unglücklichen Mungo Park gibt, wenn man sich anders auf die Angabe verlassen darf. „Dumanno, ein Neger von Birnie Yaourie, war von den Foulhas gefangen und auf der Goldküste an ein portugiesisches Schiff verkauft worden. Nachdem er drey Jahre in Bahia als Sklave gelebt, kam er als Matrose an Bord eines Sklavenschiffes, in welchem er, während der Gouverneur Maxwell sich auf der Küste befand, in demselben nach Afrika zurück. Dumanno erzählt, daß er vor sechszehn Jahren (1808) in seinem Vaterlande Birnie Yaourie gewesen, als Park in einem Boote mit zwey Masten dort erschien, ohne daß aber irgend einer aus demselben landete. Der König von Yaourie sah die Gefahr, worin sie schwebten, schickte acht Boote ab, um sie dagegen zu warnen, und in einem der Boote befand sich eine Kuh, welche für die Weißen zum Geschenk bestimmt war. Hr. P. ließ sich nicht mit ihnen ein, sondern segelte weiter. Diese folgten, bis die Weißen, welche wahrscheinlich eine feindselige Absicht befürchteten, zulezt feuerten, glücklicherweise aber Niemand trafen. Die Boote kehrten hierauf zurück, aber der König, welcher noch immer um ihre Sicherheit besorgt war, sandte ihnen auf's Neue Leute nach, um ihnen die rechte Durchfahrt zu zeigen. Die Boote konnten sie aber nicht einholen. Park sezte also seine Fahrt fort, bis er unter die Felsen von Boussa gerieth und scheiterte. Birnie Yaourie liegt in Houssa, Boussa aber nicht. Es liegt in einem Lande, welches Burgub heißt. Birnie Yaourie ist zu Lande eine Tagereise von Boussa entfernt, zu Wasser aber anderthalb Tage. Dumanno beschrieb die Stelle, wo das Schiff scheiterte, als einen Wasserfall. Das Wasser fließt mit großer Gewalt; das Fahrzeug ward also schnell dahingerissen; und ehe die Leute im Schiffe es gewahr werden konnten, trieb es gegen einen Felsen, und brach in Stücke. Die Einwohner von Boussa standen auf den hervorspringenden Felsen, um, wo möglich, den weißen Männern Beystand zu leisten; aber der Bruch war so schnell, und der Strom so heftig, daß ihnen nicht beyzukommen war. Man sah Park, welcher gerade in dem Augenblicke des Scheiterns etwas in's Wasser warf, und man sah ihn nachher untersinken; es waren auch noch viele andere Weiße an Bord, welche alle mit ertranken. Der Strom ist dort ungefähr vier englische Meilen breit. Indessen entkam doch ein Schwarzer, welcher die Foulahsche Sprache redete und Sklave eines Foulha war. Als Dumanno Yaourie verließ, befand sich dieser Mann noch immer zu Boussa. Geschickte Taucher brachten später an der Stelle, wo das Fahrzeug gescheitert, zwölf Pistolen und zwey lange Flinten heraus. Park hatte dem Schwarzen gesagt, daß er ihn in ein Paar Wochen in ein großes Meer bringen würde, wo das Wasser gesalzen sey!"

Der berühmte Logan-Stein, welcher von einem Lieutenant Franklin so kindischer Weise herabgeworfen wurde, ist von demselben auf Befehl und mit dem Beystand der Admiralität mit großer Anstrengung wieder an seine vorige Stelle gebracht worden, und wiegt sich, wie zuvor, bey der leisesten Berührung.

Beylage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. November 1824.

Man macht heut zu Tag bey Allem und wegen Allem der Form den Krieg, und doch nimmt der Geist durch die Form seinen Aufschwung.

Hof-Belustigungen unter Peter dem Großen.

Der Frau Baronin A. von A. gewidmet.

Von A. Kornilowitsch.

„Peters Zeitalter ist eine der anziehendsten Perioden in der russischen Sittengeschichte,“ sagte ich Ihnen unlängst, gnädige Frau, als Sie die Abbildungen der Kremlthürme betrachteten, und daran ein Gespräch über die Lebensweise unserer Altvordern knüpften. „Seine Regierung zeigt ein seltsames Ringen zwischen zeitgeheiligten, herkömmlichen Gebräuchen, und den darauf geimpften überseeischen Modesitten; ein Gemenge vormaliger halb-asiatischer Gewohnheiten, mit neueingeführten halb-europäischen.“ Zur Erläuterung meines Satzes verlangten Sie eine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens zu Zeiten Peters. Ein pünktlicher Gehorsam hieße mich in Ausführlichkeiten eingehen, die Sie nur ermüden würden. Erlauben Sie mir daher für diesesmal, mich nur auf eine Beschreibung der Hof-Lustbarkeiten zu beschränken, da diese einen unmittelbaren Einfluß auf den Ursprung und die Zeitvertreibe unserer Gesellschaften gehabt haben.

* * *

Erholungscirkel, an denen Männer und Frauen Antheil nahmen, begannen in Rußland zuerst unter Peter dem Großen. Der Kaiser schloß bey ihrer Einführung mit Recht, daß die Sittenbildung seiner Russen nicht günstiger entwickelt werden könnte, als durch den Umgang mit Frauen. In der Absicht, alle Stände einander näher zu bringen, gab es bey Hofe Feste, Promenaden und Maskeraden. Feyertage und Siegesgepränge, an welchen leztern es Peters glänzende Regierung nicht ermangeln ließ, waren die öftere Veranlassung dazu. Ukasen geboten damals, Theil zu nehmen an den Lustbarkeiten des Hofes, und da nur Krankheit die Ausbleibenden entschuldigen konnte, so trafen auf diese Weise die Bewohner der Hauptstadt nicht selten zusammen.

Der Hof feyerte Sommer- und Winterfeste: erstere im Kaiser- und Kaiserin-Garten (dem heutigen großen und kleinen Sommergarten); leztere im Senate oder Posthause (wo jezt der Marmorpalast steht). Bisweilen wurden die Gäste durch Trommelschlag oder Heftblätter eingeladen; bisweilen verkündete auch, nach beendigten Hochamte in der heil. Dreyeinigkeits-Kathedrale, eine gelbe Flagge mit dem darauf abgebildeten Doppeladler, der in seinen Fängen die vier Meere hält (das weiße, baltische, schwarze und kaspische), wehend von einem Bollwerke der Peter-Pauls-Festung, verkündeten Kanonenschläge den Petersburgern den Ruf zur nachmittägigen Gartenlust. Standespersonen, Edelleute, Kanzley-Beamte, Schiffs-Baumeister und selbst fremde Matrosen hatten das Recht, mit Weib und Kind dorthin zu kommen. Um fünf Uhr Nachmittags erschien im Garten der Kaiser und die ganze kaiserliche Familie. Die Gäste versammelten sich in drey Gallerien längs den Ufern der Fontanka. Kaiserin und Großfürstinnen entboten, getreu der alten Sitte, als Gartenwirthinnen die vornehmsten Gäste zu einem Schälchen oder einem Kruge Wein. Der Kaiser aber bewirthete glei-

cherweise die preobrashenskyschen und semenow'schen Garden, die auf der Kaiserin-Wiese (Zarizyin Lug, dem heutigen Marsfelde) aufgestellt waren. Den übrigen Gästen stand es frey, selbst aus den Fässern zu schöpfen, die, angefüllt mit Bier, Branntwein und Wein, zu beyden Seiten der Hauptalleen standen. Darauf mochte Jeder sich nach Gutdünken ergötzen: die Einen lustwandelten im Garten; Andere blieben in den Gallerien, wo mancherley Imbiß zu ihrem Dienste stand; Etliche sezten sich hier und da in traulichen Ecken des Gartens an runde Tischchen, auf denen Pfeifen und Tabak nebst Zündhölzchen lagen oder Weinflaschen standen. Ungezwungenheit und Schlichtheit des Benehmens walteten bey diesen Festen. Ein Gefühl schien Alle zu beseelen: Fröhlichkeit! verschwunden war die Scheidewand der Stände. Der Kaiser selbst beseitigte alle Etikette, und that, als sey er ihres Gleichen, saß mit seinem Pfeifchen am Tische der Matrosen, und redete über die Strapatzen des Seedienstes, oder schienderte mit Einigen Arm in Arm durch die langen Gartengänge und erzählte von seinen Feldzügen. Ein anderesmal urtheilte er mit Geistlichen über Gegenstände der Gottesgelahrtheit, oder leitete Unterhandlungen mit auswärtigen Ministern. Beym Anbruche des Abends erglänzte der Garten von Lampen. Tänze begannen in den Alleen, oder, wenn Regen sie störte, in den Gallerien des Gartens. Zum Beschluß des Festes loderte ein Feuerwerk von den Schiffen empor, die wogend die Newa bedeckten, und mitten unter dem Spielen der Flammen brannten stattliche Transparente, die mit allegorischen Bildern die Veranlassung des Festes verherrlichten. So lange der Jubel dauerte, durfte kein Gartenthor sich öffnen, und Keiner ohne ausdrückliche Bewilligung sich eher als der Kaiser entfernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines jungen Italieners.

(Beschluß.)

Als ich von Bianka hinweg an dem Fenster des Gartenhauses vorbeyschritt, blickte mein Auge den Baumgang hinunter. Unseliger Augenblick! Ich bemerkte Filippo in der Ferne. Wie wahnsinnig sprang ich fort, und stand mit der Schnelligkeit des Blitzes vor ihm. Er sah mich kommen, wurde blaß, blickte wild zur Rechten und Linken, als hätte er entfliehen wollen, und zog zitternd das Schwert. „Elender! schrie ich, wohl magst du deine Waffe ziehen!" Mit diesen Worten rannte ich vor seinem zitternden Degen vorbey, und begrub meinen Dolch in seine Brust. Er fiel von dem Stoße, aber meine Raserey war unbefriedigt. Ich sprang auf ihn mit dem blutdürstigen Gefühle eines Tigers, wiederholte meine Stöße, faßte ihn drohend bey der Gurgel, doch schon hatte er unter meinen wüthenden Händen den Geist aufgegeben. Jezt blickte ich auf das schreckliche todte Angesicht, das mich mit hervorstehenden Augen anzustarren schien. Da schreckte mich ein durchdringendes Geschrey aus meiner Geisteszerrüttung auf. Ich sah mich um, und erblickte Bianka, welche verzweiflungsvoll auf uns zuflog. Mein Kopf schwindelte; ich erwartete ihre Ankunft nicht, sondern floh von dem Ort des Schreckens.

Ich floh aus dem Garten wie ein zweyter Kain, eine Hölle in meinem Busen, einen Fluch auf meinem Haupte. Ich floh, ohne zu wissen wohin; beynahe ohne zu wissen warum. Mein einziger Gedanke war, mich immer weiter von der Schreckensscene zu entfernen; als wenn ich hätte einen Raum zwischen mich und mein Gewissen werfen können. Ich floh in die Apenninen, und wanderte viele Tage in ihren wilden Schlünden umher. Wie ich gelebt, weiß ich nicht, auch kann ich nicht sagen, was für Abgründen ich getrozt, und wie ich es gethan. Ich ging und ging, hoffend, dem Fluche, der auf mir lag, zu entgehen. Ach! Bianka's Geschrey gellte mir immer in die Ohren; das gräßliche Gesicht meines Schlachtopfers war immer vor meinen Augen; Filippo's Blut schrie mir aus der Erde zu; Felsen, Bäume und Gewässer hallten von meinem Verbrechen wieder. Jezt empfand ich, wie viel unerträglicher Gewissensangst als jeder andere Schmerz ist. O hätte ich meine Unschuld wieder erlangen, hätte ich Filippo wieder in's Leben zurückrufen können, ich glaube, ich würde es mit Entzücken angesehen haben, wäre auch Bianka in seinen Armen gewesen. — Allmählig verwandelte sich dieses wahnsinnige Fieber der Gewissensangst in eine beständige Seelenkrankheit — eine der schrecklichsten, womit ein Unglücklicher noch heimgesucht worden. Wohin ich ging, schien mir das Gesicht des Getödteten zu folgen. So oft ich meinen Kopf umwandte, sah ich es hinter mir, gräßlich entstellt durch die Zuckungen des Todes. Ich habe auf jede menschliche Weise versucht, diesem fürchterlichen Schreckbild zu entgehen; aber vergebens. Ich weiß nicht, ob es eine Täuschung der Einbildungskraft, in Folge meiner trübsinnigen Erziehung im Kloster, oder ob es wirklich ein Gespenst ist, das mir der Himmel zur Strafe nachsendet; aber da ist es immer, zu allen Zeiten, an allen Orten. Auch hat Zeit und Gewohnheit nicht vermocht, mich mit seinen Schrecknissen auszusöhnen. Ich bin von Ort zu Ort gereist, habe mich in den Strudel des Vergnügens, in Ausschweifungen und Zerstreuungen jeder Art gestürzt — Alles, Alles umsonst. Einmal nahm ich in der Verzweiflung meine Zuflucht zu meinem Pinsel. Ich malte ein vollkommnes Ebenbild des Schreckengesichts; ich stellte es vor mich hin, in der Hoffnung, der beständige Anblick des Abbildes werde die Wirkung des Urbildes vermindern; aber ich verdoppelte nur mein Elend, statt es zu vermin-

dern. Dieß ist der Fluch, der meinen Schritten gefolgt ist, der mir das Leben zur Last, und doch den Tod zum Schrecken gemacht hat. Gott weiß es, was ich gelitten, welche Tage und Nächte schlafloser Qual ich erduldet, welcher nie zu sättigende Wurm an meinem Herzen genagt, welches unauslöschliche Feuer mein Gehirn verzehrt hat! Er kennt das Unrecht, das meine schwache Natur entflammt, und die zärtlichste Liebe in die mordsüchtigste Raserey umgewandelt hat. Er weiß am besten, ob ein schwaches, irrendes Geschöpf durch lange Qual und grenzenlose Reue das Verbrechen von einem Augenblick des Wahnsinns gebüßt hat. Oft, oft hab' ich mich in den Staub geworfen, und gefleht, daß er mir ein Zeichen der Vergebung gewähren, und dann mich sterben lassen möge. — —

So weit hatte ich vor einiger Zeit geschrieben, in der Absicht, Ihnen, mein Freund, diese Geschichte des Jammers und Verbrechens zu hinterlassen, daß Sie sie lesen möchten, wenn ich nicht mehr seyn würde. Der Himmel hat endlich mein Flehen erhört. Sie sahen gestern Abend meine Bewegung in der Kirche, als die Gewölbe des Tempels von den Worten der Sühne und Erlösung wiederhallten. Ich hörte mitten aus der Musik eine Stimme, welche zu mir redete; ich hörte sie lauter als den Klang der Orgel und den Donner des Chors: sie redete zu mir in Tönen des himmlischen Wohllautes: sie verhieß Gnade und Vergebung, forderte aber von mir volle Sühne. — Morgen bin ich auf dem Wege nach Genua, um mich der Gerechtigkeit in die Hände zu überliefern. — Du, der du meinen Jammer empfunden, und den Balsam des Mitleids in meine Wunden gegossen hast, verabscheue mein Andenken nicht, jezt da du meine Geschichte kennst. Bedenke, daß, wenn du mein Verbrechen liesest, ich bereits mit meinem Blute dafür gebüßt habe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 2. Oktober.

(Beschluß.)

Endlich kam der Begräbnißtag; eine königliche Leichenbestattung gehört zu den wenigen Begebenheiten, welche im Stande sind, die gesammte Pariser Volksmenge in Bewegung zu setzen. Bey geringen Begebenheiten bleibt die gewöhnliche Bewegung auf den Gassen ungefähr dieselbe, denn nur ein Theil der Volksmenge hat Lust und Zeit, seine Beschäftigungen zu verlassen. Aber bey großen Begebenheiten wandert Alles, von den obersten Stockwerken bis zu den untersten, aus. Die Häuser und die Gassen werden leer; von allen Seiten richtet sich der Zug nach dem Punkte hin, wo die Begebenheit statthaben soll; Alt und Jung, Mann und Frau und Kind, Alles bezeigt sich neugierig; höchstens bleiben Kranke, Gleichgültige oder Untergebene zu Hause. Die sonderbarsten Gesichter, Anzüge und Gestalten, die sonst in ihren Stockwerken und Vorstädten versteckt bleiben, kommen zum Vorschein, und bringen ein buntes Gemisch hervor. Auf die allgemeine Neugierde, die dießmal rege werden mußte, hatten die schlauen Pariser auch schon spekulirt. Längs des ganzen Weges, wo der Leichenzug her ziehen sollte, hatten Haus- und Miethsleute ihre Fenster nach der Straße zu zum Vermiethen ausgeboten; es begann ein sehr lebhafter Miethhandel, welcher ungefähr 100,000 Fr. an diesem Trauertage in Umlauf gesezt haben soll; so groß diese Summe ist, so ist sie doch gewiß nicht zu hoch angeschlagen, da mehrere Gemächer für den zwey- oder dreystündigen Gebrauch für 500 bis 1000 Fr. vermiethet wurden. In der Vorstadt St. Denis hatten die Hausherren den Einfall gehabt, unter ihren Einfahrtsthoren eine Bank nach der andern aufzurichten, wie im Schauspiele, und alle diese Bänke saßen voll von Menschen, die ganz ruhig und sittsam den Trauerzug abwarteten. Unter mehreren dieser Einfahrtsthore waren die Gerüste schwarz ausgeschlagen, und die Personen, welche darauf saßen, waren auch schwarz angekleidet, welches diesen Amphitheatern ein sehr trauriges Ansehen gab. Indessen hatte sich im Ganzen die gewöhnliche Heiterkeit der Pariser nicht verloren, und es ging auf dem Trauerwege sehr lebhaft und geschwätzig zu. Der langerwartete Leichenzug begann dann endlich und brauchte ungefähr anderthalb Stunden zum Vorüberziehen. Die Truppen hatten dabey das Beste thun müssen, und alle nur vorhandenen Uniformen und verschiedenen Waffen und Regimenter zogen hier mit Gewehren und Kanonen dem Verwesungsplaze zu. In alten Zeiten geleiteten die Bürger die Könige zu Grabe; aber nach und nach haben die Kriegsheere die Bürgerschaft davon verdrängt. Bey allen feyerlichen Aufzügen machen jezt Montur und Waffen den Hauptbestandtheil aus; die Bajonnette, welche den König auf dem Thron umringen, bilden auch noch eine Mauer um seine Leiche, und die Bestattung zur Erde unterscheidet sich kaum von einem Zuge wider den Feind! Die Geistlichkeit beklagte sich in einem öffentlichen Blatte, daß sie aus Versehen nicht wäre eingeladen worden; an eine Einladung an die Bürgerschaft war sogar nicht einmal gedacht worden; dennoch beklagte sie sich nicht, denn sie ist an diese Ausschließung lange gewöhnt. Die Pariser haben jedoch seit der Revolution so viele Truppen vorüberziehen sehen, daß ihnen ein solcher Aufzug nichts Neues darbietet; Manche waren daher mit diesem Leichenzuge, worauf sie seit frühem Morgen geharrt hatten, nicht zufrieden, und meynten, der Marschall Lannes sey unter der kaiserlichen Regierung mit eben so viel Aufwand begraben worden, als jezt Ludwig XVIII.; allerdings war die Leiche des Marschalls von 12- bis 15 000 Mann zu Grabe geleitet worden, da es damals in Paris von Truppen wimmelte. Nur der königliche Leichenwagen, auf welchem der mit schweren Gold- und Silberstoffen behangene Sarg unter einem prächtig vergoldeten Thronhimmel ruhte, war vermögend, den Schaulustigen Genüge zu leisten. Auf dem Wege zwischen Paris und St. Denis soll es unter dem Zuge ziemlich ceremonienlos hergegangen seyn; auf diesem Wege pflegt überhaupt der Pariser Ernst zu scheitern. Bey dem Leichenzuge Ludwigs XIV. benahmen sich die Pariser hier unanständig; bey demjenigen seines Nachfolgers ging es kaum besser, und bey dem lezten Zuge hätte man auch wohl fragen können, ob es hier eine Lustbarkeit oder ein Leichenbegängniß gelte. Nur der allgemein geliebte Heinrich IV. mag wohl mit tiefem Ernste zu Grabe geleitet worden seyn. Sogleich am Tage nach dem Leichenbegängnisse fing der Lauf der Pariser Lustbarkeiten wieder an, wie gewöhnlich, und obschon die Modejournale nur Trauerkleider abbilden, so kündigen sie doch an, daß sie bald damit aufhören und Moden aus der Halbtrauer, z. B. in Eisen und Aschgrau darstellen werden. Ludwigs XVIII. Leben ist gewiß eines der beweglesten gewesen, welches einem Könige

hätte zu Theil werden können. Obschon in unsern Tagen Monarchen und Unterthanen harte Prüfungen ausgestanden haben, so hat doch Keiner solchen Glückswechsel erfahren als Ludwigs XVI. Bruder. Zuerst der nächste am Throne, dann Flüchtling, dann Monarch ohne Thron, aber von andern Mächten unterstüzt, dann von ihnen verlassen, dann in Europa umherirrend, mit dem Titel eines Königs und der Nothwendigkeit, die Würde desselben anzunehmen, ohne daß ihm die Mittel dazu zu Gebote standen; dann in England eine Zuflucht findend, und dort ohne Hoffnung, je wieder zum Throne zu gelangen, in der Verborgenheit lebend, endlich durch die außerordentlichsten Umstände plötzlich wieder bey den Mächten in Erinnerung gebracht, nachgesucht und auf den Thron gesezt. Er wurde von Schmeichlern Louis le desiré genannt zu eben der Zeit, als die Zeitungen das Volk belehrten, wer Ludwig XVIII. sey. Durch seine Verfassungsurkunde bewies er, daß er würdig sey, das Zepter zu führen; nur war, um dieselbe ihrem ganzen Inhalte nach aufrechtzuhalten, ein in der Fülle der Kraft stehender Regent nöthig; Ludwig war aber durch seine körperlichen Leiden schon geschwächt; er sehnte sich nach Ruhe; dieß benuzten gewandte Höflinge, und verdarben, was der König gut gemacht hatte; nochmals mußte die königliche Familie fliehen, nochmals wurde sie auf den Thron erhoben. Die Körperschwäche nahm zu und mit ihr die Gleichgültigkeit an den Staatsgeschäften; Vieles, das in den lezten Jahren geschehen, darf wohl nicht so sehr dem Könige als seinen Räthen beygemessen werden; der Monarch wünschte nur Ruhe und Stille. Daß er einen sehr gebildeten Geist besaß, ist bekannt; ein besonderer Zug in seinem Charakter, der sich auch an Ludwig XVI. gezeigt hatte, war die nimmer sich verläugnende Gleichmäßigkeit des Charakters; nur in der lezten Zeit sollen ihm seine Leiden zuweilen verdrießlich gemacht haben. Ich habe erzählen hören, ein deutscher Bediente, der ihn auf seinem Rollsessel herumschob, habe einmal die deutsche Geduld verloren, und den Sessel mit den Worten stehen lassen: „Ei Sire! Sie sind auch nimmer zufrieden!“ worauf der König, statt böse zu werden, sich etwas aufgeheitert und gesagt habe: „Wenn ich ein böser Mensch wäre, so würde ich dich bestrafen, Johann, aber schieb nur fort!“ In den lezten Jahren konnte der König keinen Fuß mehr auf die Erde sezen. Auf der Treppe war eine Zugmaschine angebracht, vermittelst welcher er herunter- oder heraufgezogen wurde, wenn er ausfahren wollte oder zurückkam, und im Schlosse mußte er überall herumgeschoben werden. Sein starker Appetit verließ ihn jedoch bey dieser großen Schwächlichkeit nie, sondern blieb ihm bis zu den lezten Tagen eigen; auch hat man bey der Obduktion einen sehr geräumigen Magen bey ihm gefunden. Der beständigen Kränklichkeit des Königs war es wohl zuzuschreiben, daß der Hof nie recht munter war, und daß es sehr einförmig dort zuging; die Feste waren selten und bestanden aus einem Cirkel und etwa einem kleinen Schauspiele. Allzugroße Fröhlichkeit würde auch freylich, bey dem vorhergegangenen Unglücke der königlichen Familie, besonders nach der Ermordung des Herzogs von Berry, als Leichtsinn ausgelegt worden seyn. Wenn die königliche Familie nach dem Tuileriengarten an's Fenster tritt, so hat sie jenseits des Gartens den Platz vor Augen, wo Ludwig XVI. sein Leben verloren hat; diesen Platz vermeidet die königliche Familie auch beständig, und obschon ein Hauptweg herüberführt, so wird doch stets neben demselben umgelenkt, um den Platz nicht befahren zu brauchen. Was ferner noch dem Hofe Ludwigs XVIII. ein trauriges Ansehen gab, war der Umstand, daß Viele von denjenigen, welche zu demselben gehörten, auch einen Theil ihres Lebens im Elende zugebracht hatten, und nicht so leicht die eingebüßten alten Vorrechte verschmerzen konnten. Ein solcher grämlicher, aus grau gewordenen Leuten bestehender Hof machte von dem vorigen Napoleon'schen, an welchem Alles voll Kraft, Ruhm, Reichthum und Ehrgeiz strozte, einen bedeutenden Abstich. Jezt bekommen die Pariser wieder einen König, der zu Pferde sizen kann; schon dieses reicht hin, um von den Franzosen anders angesehen zu werden, wie denn überhaupt heut zu Tage die Völker ihre Regenten lieber zu Pferde als in der Kutsche sehen. Als Karl X. zum Erstenmale auf dem Marsfelde zu Pferde die Heerschau hielt, und die Pariser einmal wieder etwas Kriegerisches am Hofe sahen, so war der Jubel groß und anhaltend, zumal da an diesem Tage die Fesseln der Censur gebrochen wurden. Es erscholl daher unter dem Freudengeschrey der Nationalgarde der Ausruf: Es lebe der König, der die Censur aufgehoben hat! Nun erst wurde der König in allen Zeitungen gelobt, mäßig und zurückhaltend in den besoldeten, aber frey und unverholen in den unabhängigen, ultraroyalistischen sowohl als liberalen. Obschon dieß schon das Vierte- oder Fünftemal ist, daß man die Censur aufhebt, so ist doch noch nie solch ein Freudengeschrey über die Zerstörung des Preßzwanges erhoben worden, als dießmal; freylich eine solche Maßregel im Anfange einer Regierung und wider den bekannten Willen einer Parthey, ist eine hoffnungsvolle und merkwürdige Begebenheit. Auch läßt sich nichts Abgeschmackteres und Läppischeres denken, als die Art, womit die verborgene Inquisition sechs Wochen lang wider die periodischen Schriften gewühlt hatte. Als die Journale wieder frey wurden, glichen sie einer Gesellschaft von Reisenden, welche in einem Hohlwege von Straßenräubern sind angefallen und ausgeplündert worden, und die nun in der benachbarten Stadt ihre Abenteuer erzählen. Jedwedes Blatt zeigte dem Publikum, wie es war behandelt worden, und suchte die Fezen zusammen, die ihm von den geheimen Feinden waren abgehauen worden. Einige füllten ganze Blätter mit diesen zerschnittenen Stücken an. Chateaubriand trat wieder mit einer Flugschrift auf, und gab der abgedankten heimlichen Inquisition ihren Rest, und die kleinen Journale machten sich auf Unkosten derselben lustig; da nur der Sekretär der geheimen Censur bekannt geworden war, so mußte dieser statt Allen herhalten. In einem kleinen Vaudevillestücke: les Personnalités ou le bureau des Cannes, kam auch sogleich eine Anspielung auf die wiedererlangte Freyheit der Zeitschriften. Ein Schauspieler hatte zu singen:

Ah pour l'honneur de la Litterature
Ces armes là ne font plus peur.

Es war nämlich von den Stöcken die Rede; statt deren ergriff der Schauspieler in der Tasche eines Schneiders eine Scheere, und zeigte diese als die Waffe vor, wovon die Literatur nichts mehr zu befürchten habe. Man hätte das unbändige Beyfallsklatschen und das Frohlocken der Zuschauer über diesen Zug hören sollen. Sogleich mußten diese beyden Verse mit Vorzeigung der großen Scheere wiederholt werden, und abermals erscholl von allen Seiten der rauschendste Beyfall. Der Polizey, die bisher noch ihren alten Gang geht, wurde bange dabey, und das Stück durfte einstweilen nicht wieder gegeben werden. Was macht dieß dem Publikum? Ist doch die Presse völlig wieder frey! die öffentliche Meinung hat sich schon hinreichend ausgesprochen. Die Zeitungsbestechungen, die vor wenig Monaten so viel Geld gekostet haben, fruchten wenig oder nichts, denn es gibt ungefähr noch eben so viel unabhängige Zeitungen als zuvor, und die bestochenen werden mit Schimpf und Schande überhäuft. Das ist der gebührende Lohn der Bestechung.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nro. 95.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 285.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 27. November 1824.

> Sobald die Reflexion mehr durch einen Rückblick auf uns selbst, als durch den freyen und freudigen Aufschwung zum Unendlichen determinirt wird, geht das rein Erhabene in's Grauenvolle über; dieses Grauenvolle wird widriger Aberglaube, wenn Furcht, oder Betrachtung unsrer eigenen Kleinheit und Ohnmacht, in der Reflexion die Oberhand gewinnen.

Erörterungen über Kalender- und Traumaberglauben.

Vom Freyherren von Zach.

Die Dinge, von denen hier kürzlich die Rede seyn wird, müssen dem menschlichen Geist zur Unehre gereichen, zumal sie darin auch so tief eingewurzelt sind, daß weder Erfahrung noch Ueberlegung oder Nachdenken, die ihre Nichtigkeit gleichmäßig darthun, selbst in den aufgeklärtesten Zeiten, dieselben auszurotten vermocht haben. Und doch widerstrebt nichts so sehr dem Vortheile und der Wohlfahrt des Menschen, als jene thörichten und abergläubischen Meinungen, die oft noch sehr großes Verderben bringen.

Verirrungen dieser Art sind zu allen Zeiten und unter allen Völkern angetroffen worden: überall hat der Mensch die Schwäche und Gebrechlichkeit seiner Natur damit erwiesen, daß er, ein freywilliger Sklave seiner Irrthümer, den Thorheiten huldigt, welche er selbst in seinem Wahne erzeugt und geboren hatte.

Kämpft man gegen solche Ungereimtheiten, und befremdet man sich darüber, daß sie bey Völkern, die für aufgeklärt gelten wollen, immer noch angetroffen werden, so fehlt es nirgends an Leuten, die dieß übel nehmen, deßhalb Vorwürfe machen, und die auch, statt, wie die Weisen des Alterthums und die edelsten Menschen aller Zeiten gethan haben, die Mitbürger zu belehren, und die Finsterniß, worin dieselben befangen sind, aufzuhellen, sich vielmehr etwas darauf zu gut thun, wenn sie mit siegreicher Miene und Ton den Gemeinspruch wiederholen: „Was ist's dann, Volk wird Volk bleiben!" Es sollte demnach das Volk allzeit unwissend, unverständig, dumm, abergläubisch, mithin dann auch unsittlich und bösartig bleiben!

Die übereinstimmende Meinung alter und neuer heidnischer und christlicher Weltweisen hält den Aberglauben für eine fruchtbare Quelle von allerley Noth und Uebel auf dieser Erdenwelt. Plutarch drückt sich in seinem Buche vom Aberglauben dahin aus: es sey der Aberglaube eine schwerere Beleidigung der Gottheit, als die Gotteslängnung, und Seneca bezeugt das nämliche, wenn er (Ep. 123.) sagt: „Wäre es nicht gleich übel, an unheilbringende als an gar keine Götter zu glauben? (quid enim interest utrum Deos neges an infames)?"

Ein Verein abergläubischer Menschen kann Jahrhunderte fortdauern und Böses anrichten, während ein Verein von Gottesläugnern dagegen unmöglich lange bestehen mag. „Eine Stadt (sagt Plutarch) möchte eher sich schwebend in der Luft halten, als daß eine Gesellschaft ohne Religion Bestand haben könnte."

Der Glaube an glückliche und unglückliche Tage ist so alt als die Geschichte der Menschheit; auch waren es nicht etwa nur einzelne Personen, der Pöbel und die untern Volksklassen, welche ihm huldigten, sondern es fanden sich vielmehr ganze Regierungen, Magistrate, Senate,

die solche anerkannten, genehmigten, und durch Verordnungen ihre Beobachtung zur Pflicht machten.

Plutarch meldet, die Athener hatten den zweyten Tag des Junius, um des auf ihn fallenden Streites der Minerva mit dem Neptun willen, eingestellt. Der römische Senat untersagte, dem Zeugniß des Livius zufolge*), jegliches Geschäft am 18. Julius, dem Tage der unglücklichen Schlachten an der Cremera und Allia.

Numa hatte gewisse glückliche und erlaubte, und hinwieder andere unglückliche und verbotene Tage festgesetzt, von denen Ovid's Gesänge bezeugen:

Ille nefastus erit, per quem tria verba silentur,
Fastus erit, per quem lege licebat agi.

Die drey Worte, welche der Prätor an verbotenen Tagen nicht aussprechen durfte, waren: do, dico, addico; erlaubte Tage waren die, an welchen Gerichtsverhandlungen stattfinden durften. Das Buch, worin diese Tage verzeichnet waren, lag in Verwahrung der Oberpriester, denen späterhin die Vollmacht zugetheilt ward, nach Gutfinden hinzu- oder hinwegzuthun.

Der 15. März, welcher zu Perenna's Ehren gefeyert ward, ist, wie Suetonius und Dio Cassius berichten, ein unglückbringender Tag und der Tag des Vatermords genannt worden, nachdem die Rächer von Cäsar's Tod Roms Herrschaft an sich gebracht hatten.

An diesen Unglückstagen durften weder Opfer dargebracht, noch Ehen geschlossen, Gastmahle gegeben oder Spiele abgehalten werden. Die Gerichtssäle blieben verschlossen, alle Geschäfte wurden verschoben, Magistratspersonen und Heerführer durften im Staatsdienste nichts unternehmen. Wer durch Unvorsichtigkeit dieß Gebot übertrat, mußte ein Versöhnungsopfer bringen und eine Buße zahlen. Qui talibus diebus imprudenter aliquid egisset (erzählt Macrob, in Saturnal. I, 16.), eum praeter mulctam piaculum porro dare debere, prudentem expiare non posse scaevola pontifex affirmabat. — Der Ober-Priester Scävola war ein solcher Rigorist, daß er dafür hielt, es möge durch kein Sühnopfer der Fehler desjenigen ausgetilgt werden, welcher wissentlich die Vorschriften über unglückbringende Tage verletzt hätte. Es gab eigene Leute, die ihren Broderwerb dabey fanden, das Volk über die Verhältnisse glücklicher und unglücklicher Tage zu unterrichten. Hochzeiten, im Maimonat gefeyert, wurden (nach Ovid, Fast. L. 5.) für unglücklich gehalten, und Astruc meldet in seiner Naturgeschichte der Provinz Languedoc (P. 3. C. 8.), noch jezt habe die abergläubische Sitte, im Monat Mai nicht Hochzeit zu halten, sich unter dem Volke von Nieder-Languedoc erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Denique ad decimum quintum Kalendas sextiles duplici clade insignem, quo die ad Cremeram Fabii caesi, quo deinde ad Alliam cum exitio urbis foede pugnatum, a posteriore clade Alliensem appellaverunt, insignemque rei nullae publice privatimque agendae fecerunt. Tit. Liv. Lib. VI.

Hof-Belustigungen unter Peter dem Großen.

(Fortsetzung.)

Von den bekanntesten Festen jener Zeit will ich ihrer nur zwey erwähnen, die besonders bemerkt zu werden verdienen: eines, das am 27. Juni 1721 zum Gedächtniß der Poltawer Schlacht, das andere, das bey Gelegenheit des Nystädter Friedens gegeben ward. Bey dem ersteren ward das Dankgebet in einem offenen Zelte vor der heil. Dreyeinigkeits-Kathedrale verrichtet. Am Eingange des Zeltes stand der Kaiser, den Sponton in einer, den durchschossenen Hut in der andern Hand, in eben dem Rocke, den er während der Schlacht trug: einer grünen Uniform mit kleinen rothen Aufschlägen; eine alte Patrontasche hing ihm über der Schulter; seine Fußbekleidung waren grüne Strümpfe und Schuhe mit hohen Absätzen. So sah das Volk den Sieger bey Poltawa. Hinter ihm erblickte man Garde-Oberstlieutenants, den Feldmarschall Fürsten Menschikow, und den Generallieutenant Buturlin. Die Kaiserin, nebst der Zarin Praskowja Feodorowna und den Hofdamen, befanden sich auf dem Balkon eines benachbarten Hauses. Den ganzen langen Tag scholl Kanonendonner von der kaiserlichen Fregatte, die auf der Newa, dem Sommergarten gegenüber, lag. Abends, nach Beendigung der Promenade und des Tanzes im Garten, leuchteten Feuerwerke, und in allegorischen Bildern die Triumphe der russischen Waffen über die schwedischen.

Die Feyer des 28sten Januars 1722 in Moskwa, bey Gelegenheit des Nystädter Friedens, zeichnete sich durch ungewöhnliche Pracht aus. Nach gehaltenem Hochamt in der Muttergottes-Himmelfahrts-Kathedrale versammelten sich der Hof und alle die Vornehmsten in einem, eigends zu diesem Fest vor dem Kreml-Palaste aufgeführten, geräumigen Gebäude. Die Männer waren in Gallaröcken, die Frauen in goldgewirkten Kleidern mit kostbarem Kopfschmucke. Die alte Zaren-Wittwe, Praskowja, behielt allein das Vorrecht, nach Sitte der Vorzeit zu erscheinen: in schwarzsammtner Pelzjacke, mit einer Fellmütze auf dem Haupte. Nach einem verschwenderischen Mahle von tausend Gedecken wurden goldene Friedensmünzen vertheilt. Das Fest endigte mit Tänzen und einem prachtvollen Feuerwerke. Dort sah man den Tempel des Janus von zwanzigtausend Lampen erleuchtet, in einiger Entfernung davon auf schäumenden Meereswellen Schiffe, und über ihnen eine Taube mit dem Oelzweige schwebend. Vor dem Tempel lagen auf hohen Gerüsten, zur Lust des Volkes,

gebratene Ochsen mit vergoldeten Hörnern; zu beyden Seiten sprangen Sprudelquellen von weißem und rothem Weine.

Das Beyspiel des Hofes wirkte alsbald auch auf Privatleute. Russische Magnaten folgten nun dem angebornen Triebe der Gastlichkeit, indem sie des Kaisers Willen erfüllten. Zu jener Zeit wußte man nichts von Einladungskarten; nur die Vornehmsten wurden gebeten; die übrigen Bekannten und Unbekannten kamen zur anberaumten Stunde, sezten sich zur Tafel, und gingen, nachdem sie vorlieb genommen hatten, oft ohne sich um den Gastgeber zu kümmern. Traun, da gab's Schmausereyen! Menschikow's Leckermahle, Schafirow's Weine, Stroganow's Prachtgelage, und Apraxin's herzliche Aufnahme wurden sprichwörtlich. Wirth oder Wirthin bewillkommten die Gäste an der Thür, beym Schall der Trompeten und Pauken, mit Bücklingen und einem Gläschen Wein oder Branntwein. Die Mahlzeiten begannen um zwölf Uhr, währten lange, und bestanden in einer Menge von Schüsseln. Bey vertraulichern Mahlen, wo nur die nächsten Bekannten sich einfanden, bestimmte das Loos der Dame den Kavalier, der sie zur Tafel führen, neben ihr sitzen, und sie während des Essens bedienen mußte. Bey feyerlichern Gelegenheiten aber speisten die Damen in einem, die Kavaliere in dem andern Zimmer. Zum Nachtische brachte man den Frauen Süßigkeiten, den Männern Kasten mit Ungar-, Rhein- und Franzweinen. Die Toaste huben an. Gewöhnlich brachte sie der Wirth in eigener Person aus. Traf sich's, daß der Kaiser selbst mittafelte, so war jedesmal der erste Toast: **Die Wohlfahrt der Familie des Generals Iwan Michailowitsch Golowin!** das hieß: der Flotte *). Peter hielt diesen Toast so hoch, daß er, auf den Fall, wenn er ihn jemals auszubringen vergäße, seinem Spaßmacher Lakeste hundert-tausend Rubel versprach. Während des Essens entfernte sich der Kaiser auch wohl, um auszuruhen, worauf er nach einem Stündchen wiederkehrte. Nach Tische begaben sich die Gäste in's Nebenzimmer zu den Damen, wo ihrer Thee, Kaffee und Citronenwasser wartete. War die Gesellschaft minder zahlreich, und es konnte nicht getanzt werden, so wurde der Hans-Kosak herbeygerufen, daß er die Gäste mit einem Tanz ergötze, wozu er sich selbst etwas vorsang, und sein Lied mit der Theorbe oder Zitter (Balalaika) begleitete.

*) Der Generalmajor Golowin wurde von Peter zu Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts nach Venedig geschickt, um dort die Schiffbaukunst zu erlernen; doch dieses Geschäft sagte ihm nicht zu. Während der vier Jahre seines Aufenthalts in Venedig widmete er seine Zeit der Musik, und besuchte nur ein einziges mal die dortigen Werfte. Nichts destoweniger machte ihn der Kaiser, wohl nur zum Scherze, zum Admiralitäts-Rath und Oberaufseher des St. Petersburger Schiffswesens. Peter liebte den Golowin für dessen bewährte Treue und die in Schlachten erprobte Mannhaftigkeit.

Zu anderer Zeit, wenn minder gefeyerter Besuch da war, sezte man sich zum Spiele, wobey die Männer unter sich Pasch, Schach oder Brett, die Damen Königsspiel, Mariage, L'hombre, La Mouche oder Landsknecht spielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mitte Oktober.

Der geistreiche Korrespondent, welcher einige Jahre das Wort für unsere Hauptstadt in diesen Blättern geführt, ist, uns erwartet für seine Freunde, von hier abgegangen, vielleicht um von einem andern Lichtpunkte Deutschlands aus sein kritisches Licht leuchten zu lassen. Ihnen ist nicht unbekannt, welches Aufsehen einige seiner frühern humoristischen Berichte bey uns erregten, deren Autorschaft abzulehnen, mit wie ernsten Mienen er es auch versuchte, für ihn unmöglich war. Wenn auch der Korrespondenz-Lieder-Kreis, den er gleichsam als Abschiedsgabe für Berlin im Morgenblatte hinterlassen hat, keinen solchen Aufruhr erregt, wie jene prosaischen Berichte, so ist der Grund wohl nur darin zu suchen, daß jenen Gedichten die momentan polemische Tendenz abgeht, welche überall einen größern Effekt hervorbringt, als rein-künstlerische Ergüsse der Laune und des Witzes. In allen gebildeten Kreisen werden die an Tieck gerichteten Gedichte mit innigem Wohlbehagen gelesen, und Viele erinnern sich dabey der heitern Winterabende, an welchen der Verfasser hier und dort Eins oder das Andere zum Besten gab. Seine Schilderung des ästhetischen Thees erregte mitunter bey schuldbewußten Gemüthern ernstbedenkliche Gesichter, zum Beweise, mit wie scharfem Blicke er die Schwächen und Verkehrtheiten der modernen Zeit aufzufassen und epigrammatisch wiederzugeben verstand, ein so hervorleuchtendes Talent, daß auch die, welche sonst keine Freunde seiner poetischen Ansichten sind, es völlig anerkennen und ehren mußten.

Es ist bekannt geworden, daß eines der interessantesten kleinen Lustspiele desselben Verfassers während seines hiesigen Aufenthaltes nicht allein nicht gefallen, sondern aus einem seltsamen Mißverständnisse so mißfallen hatte, wie es bey unserm mehr als nachsichtsvollen Publikum fast ohne Beyspiel ist. Da sich mathematisch genau beweisen läßt, daß dieses Lustspiel gerade bey der Parthey, welche ihren Unwillen äußerte, seiner Tendenz wegen gefallen mußte, so gab der Umstand einen eben so schlagenden als traurigen Beweis von der Harthörigkeit, in welche auch sonst feine Ohren durch Uebergenuß allzugrober Kost verfallen, und wie die feinere Ironie jezt auf der Bühne nur zu den verlornen Perlen gehört. Dasselbe Lustspiel ist jezt in einem der hiesigen Almanachs gedruckt erschienen, und wird vermuthlich von dem lesenden Publikum ganz verschieden von dem sehenden beurtheilt werden. — Es dürfte Sie vielleicht interessiren, zu erfahren, daß Ludwig Roberts Lustspiel, Phantasus und Cassius, oder der Paradiesvogel, in einer der hiesigen Buchhandlungen so eben erschienen ist.

Der Zustand der hiesigen Theater nähert sich einer Krisis, welche unser Vorgänger nicht voraussehen konnte. Die Königliche und die Königstädter Bühne führen nicht, wie man es wohl hätte erwarten können, eine kleine Fehde, durch gegenseitige Anfeindungen, sondern sind in einem Kriege begriffen, der nach Einiger Meinung auf Tod und Leben gerichtet ist. Die neue Bühne ist nämlich Tag vor Tag gedrängt voll, während nur die beliebtesten Stücke die großen Häuser des königlichen Schauspiels füllen können. Auch zeigt sich die regste Theilnahme

unter dem Publikum der Königsstadt, wogegen von allen Seiten über die laue Aufnahme geklagt wird, welche selbst den schönsten und besten Leistungen der königlichen Schauspieler zu Theil wird. Man geht so weit, von einer nahen Auflösung des alten Theaters zu sprechen, und zu behaupten, es würde mit Ausnahme der Oper und des Ballets verpachtet werden. Das Gerücht widerlegt sich durch sich selbst, es zeigt aber von der gegenwärtig über das Verhältniß der beyden Bühnen hier herrschenden Meinung.

Ref. glaubt, daß man in keiner Art die Folgen der Krisis voraussehen kann, da wir uns bis jezt nur im Vorspiel befinden, und die Hauptakteure selbst vielleicht noch nicht die Entwickelung ihrer Rollen in dem Hauptstücke kennen. Es lassen sich eben so viel momentane Gründe für den starken Zulauf der Königsstädter als für den schwächern Besuch der alten Bühne hervorheben.

Wegen des hintereinander folgenden Austritts der eben angestellten Frau v. Holtei, der beliebten Mad. Neumann, einer Künstlerin, wie Dlle. Lindner, so wie wegen der Rückkehr der Mad. Stich aus Paris war die königliche Bühne fast während des ganzen Sommers jeden Abend übervoll, und diesen Anstrengungen von Seiten des schlustigen Publikums konnte wohl eine durch die Sonnenhize bedingte Erschlaffung nachfolgen. Dazu kam, daß der größte Theil der ausgezeichneteren Schauspieler und Sänger krank, oder auf Urlaub war, der General-Intendant, Graf Brühl, selbst noch verreist ist, und mit wenigen Ausnahmen nur unbedeutende Stücke, welche weder die Gebildeten ansprechen, noch bey der Menge Furore machen, gegeben werden konnten.

Auf der andern Seite zog die Neuheit der längst und viel besprochenen Erscheinung des Volkstheaters, von dem man sich die allerwunderlichsten Vorstellungen gemacht hatte, auch den Theil des Publikums an, welcher sonst nicht zu den Theaterbesuchern gerechnet werden kann. Neue Schauspieler, zum Theil ganz neue Dramen und Opern wurden vorgeführt und werden es noch täglich, um das natürlich noch schwache Repertoir zu füllen. Dazu kommen originelle und treffliche Komiker, mehrere schöne Actricen und die billigeren Preise; woraus zusammengenommen in einer so großen Stadt, wie Berlin, sich auch allein schon ein ununterbrochener zwey- bis dreymonatlicher Zulauf erklären ließe.

In der That wird aber das neue Theater noch bis heute nicht von dem Publikum besucht, auf dessen Zuspruch die Entrepreneurs bey der Eröffnung für die Dauer rechnen konnten, sondern zum großen Theil von den Schaulustigen, welche bisher das alte Theater frequentirten. Dieser Zustand kann unmöglich dauern. Entweder fesselt die neue Bühne die Ueberläufer, und sie florirt, während das alte Theater bey leeren Bänken eingehen muß; oder das leztere ruft durch neue Anstrengungen seine treulosen Anhänger wieder zurück.

Wer die Mittel der alten Bühne betrachtet, kann sich wohl nicht für die erstere Alternative entscheiden. Abgesehen von der großen Oper, die unter allen und jeden Verhältnissen sich halten wird, stehen der Direktion des königlichen Theaters, was man auch gegen den Genius oder die Talente der einzelnen Mitglieder einwenden mag, eine Menge von Kräften zu Gebot, die unter einer energischen Leitung und bey eigenem Feuer für die Sache Vollendetes in vielen Fächern zu leisten vermögen. Sie hat unter dem Wust von Kleinigkeiten und ganz schlechten Stücken, deren sie leider allzuviel in der leztern Zeit aufgenommen, einen Schaz von trefflichen älteren Stücken auf dem Repertoir. Wollte sie — was wir ihr nicht rathen möchten — sich ganz auf Dramen ernsterer Art und Tragödien beschränken, so stehen ihr die Schäze aller Nationen unbeschränkt offen, und die besten tragischen Schauspieler Deutschlands zählt sie zu ihren Mitgliedern. Es gibt eine so große Anzahl von Dramen, welche nicht allein den höher Gebildeten anziehen, sondern auch den rohern Sinn der blos Schaulustigen fesseln, so daß hier der Einwand, daß die Bühne bey einem Zuschauerkreise von einigen Hundert Aesthetikern nicht bestehen könne, auch nicht Plaz greift. Ueberdieß ist die Zahl der höher Gebildeten doch jezt in Berlin so groß, daß auch die klassischen Dramen, welche des Bühneneffektes ermangeln, zu jeder nicht ganz ungünstigen Zeit wenigstens drey kurz aufeinander folgende Abende das Haus füllen.

Aber freylich die ungenuzten, oder gar die vergeudeten Kräfte können für sich den Verfall nicht hemmen. Eine wirkliche Kraftanstrengung, ein bewußtes Streben nach einem Ziele ist erforderlich. Die Direktion hatte einen schönen Anlauf zum Bessern genommen, als sie in jedem Jahre mit einem neuen Shakespearschen Drama auftrat. Schon sind die beyden Theile Heinrichs IV. populär und zu Kassenstücken geworden, und je mehr Namen des Britten unserm Theaterpublikum vorgeführt werden, um so mehr können sie auf jene Popularität hoffen, die ihnen für den Augenblick nur das fremde Kostüm entzieht. Leider blieb man beym König Johann vor einigen Jahren stehen, wie viele Trauer- und Lustspiele auch gangbarer und verständlicher als dieses historische Stück erscheinen. Eine gegen dieses Theater fast von seiner Entstehung, wenigstens von Ifflands Zeiten an vernommene und wohl begründete Klage wurde nie berücksichtigt. Viele der renommirten Schauspiele kamen bey uns erst, nachdem sie auf allen deutschen Bühnen fast veraltet waren, zum Vorschein. Wenn auch von der Direktion angenommen, ruhten sie Jahre lang vor ihrer Aufführung. In der lezten Zeit wurde zwar manche Ausnahme, leider jedoch nur mit solchen Stücken gemacht, welche sich einer einheimischen Protektion ganz besonders zu erfreuen hatten, oder ein Sonntagspublikum durch den ungetrübten Reiz ihrer Neuheit anzulocken versprachen. Wenn die Direktion dem Publikum vertraute, wenn sie allmählig mit Ausmerzung der ganz gemeinen wiz- und humorlosen Possen und Spektakelstücke vom Bessern zum Guten überginge, wenn sie mit Neuigkeiten nicht zu sparsam hervorträte, namentlich mit Fleiß unter ältern und neuern Lustspielen aussuchte, und endlich den etwa beym Versuche sich ergebenden Ausfall durch weise Sparsamkeit in der bisher überprachtvollen und genauen Ausstattung des Kostüms u. s. w. deckte, so würde sie nicht nur zu höherm Glanz, sondern auch zu einem reellern Bestande gelangen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nro. 279:

Einbildung.

Logogryph.

Wenn ich es mit St Lisettchen glänzend zeigte,
So bin ich fast gewiß, daß sie's mit H mir reichte:
Denn sie hegt eiteln Sinn, drum liebt sie's auch mit T,
Und nahm es immer gern aus meiner Hand mit B.

Mit W umgab es uns, wenn ich am Winterabend
Ihr gegenüber saß, am holden Blick mich labend;
Doch jezo, wo der Lenz den rauhen Nord verscheucht,
Da weilt sie, wo's mit L ihr frische Blumen reicht.

Läßt sie mir's mit Pf, die Zweifel mir zu enden,
Und braucht sie's oft mit S, ein Briefchen zu vollenden,
Dann sey sie überzeugt, daß treu mein Herz sie liebt
Bis dahin, wo's mit R mein dunkles Grab umgibt. —

H. W.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. November 1824.

Ich lebe nicht in mir selbst, ich werd' ein Theil
Von dem, was um mich ist; —

Byron.

Aussicht.

Es blüht die Welt in frischem Glanze,
Das Leben färbt sich frühlingsgleich;
Die Freude kommt mit ihrem Kranze,
Und schmückt den Wandrer matt und bleich.
Sie schließt ihn dann in ihre Arme,
Und drückt ihn fest an ihre Brust,
Damit er wiederum erwarme,
Damit er fühle neue Lust.

Und er, das Auge noch voll Thränen,
Und in dem Herzen tiefen Gram,
Er muß sich neugeboren wähnen,
Da sie so freundlich zu ihm kam.
Er fliegt mit ihr dahin im Tanze,
Läßt Sorg' und Liebesleid zurück,
Und sieht die Welt in frischem Glanze,
Fühlt neue Wonne, neues Glück.

Ist's Wirklichkeit? Sind's bloße Träume?
Dem Wanderer gilt Alles gleich!
Es wehn ja frisch die Lebensbäume,
Die Erde prangt so schön, so reich!
Entschwundnes Glück, verblühte Liebe
Grünt an der Hoffnung Sonnenstrahl
Zu neuer Lust mit altem Triebe
Wohl auch empor zum Zweytenmal!

A. Gebauer.

Hof-Belustigungen unter Peter dem Großen.

(Fortsetzung.)

An Ritterfesten gab einer der Ordensritter (gewöhnlich Menschikow) ein Mittagsmahl; alle die übrigen aber bewirtheten einander wechselseitig mit drey Krügen Wein: einer ward auf das Gedeihen der Flotte und des Heeres geleert, der andere auf die Gesundheit aller Ritter, der dritte auf's Wohl des Wirthes. Die Anzahl der Ritter in der Residenz bestimmte auch die Zahl der von jedem derselben an diesen Tagen auszustechenden Becher.

Eine Lieblingserholung Peters waren Wasserfahrten. Ihnen ist bekannt, gnädige Frau, daß es während seiner ganzen Regierungszeit in Petersburg keine Brücken über die Newa gab. Der Kaiser verlieh Allen zum Ueberrudern eigene Fahrzeuge: den Magnaten vom höchsten Range eine Yacht, einen Buyer und zwey Schaluppen, eine zwölf- und eine vierrudrige; den übrigen Einwohnern wenigere, mit Rücksicht auf Stand und Würden. Jeder Hauswirth mußte seine Boote in gutem Stande erhalten, und war für dieselben verantwortlich. An den zur Wasserfahrt bestimmten Tagen erblickte man in den vier Ecken der Stadt Flaggen; alle Fahrzeuge waren bey ganz ansehnlicher Strafe gehalten, sich unfern der Peter-Pauls-Festung, vor dem Hause der vier Fregatten, in der Gegend der jetzigen großen Sommergarten-Brücke, zu versammeln. Ein Kanonensignal setzte die Flottille in Bewegung. Admiral

Aprarin eröffnete den Zug mit seiner Yacht, die sich durch eine rothe und weiße Flagge vor den übrigen auszeichnete. Niemand durfte ihm vorbey- oder ohne seine Erlaubniß davonsegeln. Ihm folgte die kaiserliche Schaluppe, in welcher die Kaiserin und die Großfürstinnen sich befanden, am Steuer aber saß Peter selbst in weißleinener Matrosentracht. Dann kamen alle übrigen ohne Unterschied. Die Vornehmen hatten ihre Hausmusik an Bord. Diese Menge von Fahrzeugen, die, in Reihen geordnet, dahinschwammen, bey dem gleichen Ruderschlage der weißgekleideten Matrosen, und dem Schmettern und Wirbeln der Trompeten, Pauken und Hörner, die fern auf den Wogen verklangen, bezauberten Augen und Ohr. Gewöhnlich waren die Lustschlösser Kathariner-Hof und Strelna das Ziel der fröhlichen Schiffer. Dort standen jedesmal schmackhafte Erquickungen bereit: man betrat das Ufer, vesperte und horchte in Hainen den Tönen der Nachtigall, bis der Mond die Blätter versilberte, und das Spätroth nur noch auf den Thürmen glühte, worauf der Zug in der vorigen Ordnung wieder heimkehrte. Mitunter wurden auch wohl entferntere Ausflüge unternommen, etwa nach Oranienbaum, das dem Fürsten Menschikow gehörte, nach Cronstadt, ja wohl gar nach dem freundlichen Reval. Forttönender Donner der Schiffskanonen und das Dröhnen der Instrumente erfüllten die Luft während der ganzen Fahrt. Manchmal waren diese Freuden auch von unangenehmen Folgen begleitet. Dessen nicht zu gedenken, daß viele Damen sich nicht an das Schiffen auf offenem Meere gewöhnen konnten, versezte auch die Ungeschicklichkeit der Steurer im Sturme die Lustsegler oft in Schrecken und Gefahr. Ein Fall dieser Art ereignete sich am 21. Mai 1714. Dazumal langte in Petersburg der Gesandte des bucharischen Chans, Hadschi-Muhammed-Bagadir, an. Der Kaiser lud ihn ein, an einer Ausfahrt nach Cronstadt Theil zu nehmen. Durch Unerfahrenheit des Kapitäns gerieth die Snaue, worauf der Gesandte, der Kanzler Graf Golowin und einige Senatoren sich befanden, auf Untiefen. So lange es still war, schien die Gefahr nicht groß, allein gegen neun Uhr Abends erhob sich ein gewaltiger Sturm, zerschellte die mit dem Schlepptau angebundene Schaluppe, riß den Anker ab und warf das Schiff auf den Sand; Alles schien der Snaue den Untergang zu drohen. Der Gesandte, der bisher noch nie das Meer erblickt hatte, bebte vor Angst; doch da er endlich alle Aussicht zur Rettung schwinden sah, wickelte er sich in eine Seidendecke, legte sich auf das Verdeck, und befahl seinem Mullah, knieend Gebete aus dem Koran über ihn zu verlesen. Gegen Morgen legte sich der Sturm, und die von dem Kaiser abgeschickten Galeeren brachten die Snaue nach Cronstadt auf.

Bey der Erwähnung der Wasserfahrten kann ich wohl nicht unterlassen vom Stapellauf der Schiffe zu sprechen. Wie sollte Peter, der Schöpfer der russischen Flotte, nicht die Fortschritte seines großen Unternehmens mit Freuden gewahren! Daher war jedes Ablassen der Schiffe vom Stapel ein wahres Fest für ihn. Schon am Vorabend verkündeten Trommelwirbel das morgende wichtige Ereigniß. An dem dazu bestimmten Tage selbst eilte, auf den von der Festung ertönenden Signalschuß, Alles in die Admiralität. Nach Verrichtung des Gebetes an Bord des neuerbauten Schiffes nahm der Kaiser das Beil in die Hand, und schlug eine der Stützen weg, auf denen das Schiff ruhte. Hörner- und Paukenschall, das laute Jauchzen der Menge und Kanonendonner von der Festung und der Admiralität tobten durch die Lüfte. Sobald der Anker fiel, betrat, im Matrosenkamisol, Peter zuerst das Schiff, und begrüßte die ihm nahenden Gratulanten mit einem Stirnkusse. Die Kaiserin und die Großfürstinnen reichten Jedem ein Glas Wein. Indessen wurden in den Kajüten die Tische gedeckt: oben für die Damen, unten für die Herren. Zur Tafel saßen, dem Kaiser zur Rechten, die Schiffsbaumeister, die Zimmerleute und Alle, die an dem Bau des abgelassenen Schiffes Antheil genommen hatten, links die Vornehmsten der Gäste. Es gab keine rauschendere Mahlzeiten: Peter selbst war dann ausnehmend vergnügt. Unter seinen Gästen herrschte eine völlige Ungebundenheit, Toaste folgten schnell auf einander. Wein, besonders Ungar, floß in Strömen. Diese Schiffsgelage währten von vier Uhr Nachmittags bis um zwey Uhr nach Mitternacht, und ein Jeder mußte seinen vollen Theil mit nach Hause nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Erörterungen über Kalender- und Traumaberglauben.

(Fortsetzung.)

Die glücklichen Tage hinwieder waren durch irgend ein sehr glückliches Ereigniß ausgezeichnet. Sie wurden mit allerley Lustbarkeiten gefeyert. Dahin gehörten die Tage der Stiftung Roms, der Aufhebung von Porsenna's Belagerung, die Tage der Adoption der Cäsarn und andere mehr.

Dieser Glaube an glückliche und unglückliche Tage wird nicht minder unter völlig wilden und barbarischen Völkern angetroffen. Le Vaver erzählt in seinem 105ten Briefe, die Weiber auf der St. Lorenz-Insel setzen diejenigen Kinder aus, welche sie am Dienstag, Donnerstag oder Samstag gebären.

Valentinian, als er zum Kaiser gewählt worden, wollte sich, dem Bericht von Ammian Marcellin zufolge, am 24. Februar eines Schaltjahres nicht öffentlich

zeigen, weil die Römer an diesem Tag Unglück erlitten hatten (nec videri die secundo, nec prodire in medium voluit, bissextum vitans Februarii mensis tum illucescens, quod eliquoties rei romanæ fuisse cognorat infaustum). Karl V. hingegen war überzeugt, oder er wollte Andere überzeugen, es sey dieser nämliche 24ste Februar für ihn ein Tag des Glücks, des Siegs und jeglicher Wohlfahrt. Cornelius Nepos bemerkt im Leben des Timoleon, es habe dieser Feldherr seine wichtigsten Siege an seinem Geburtstage erfochten.

Für Soliman II. war der 29. August ein überaus glücklicher Tag, an welchem er den Sieg von Mohacz in Ungarn erfochten, die Stadt Belgrad, die Insel Rhodus, auch die Stadt Buda erobert hatte. Leunclavius in seinen lateinischen Jahrbüchern der ottomanischen Sultane meldet, Houssun-Cassan habe gegen Mahomet II., nur im Vertrauen auf den Mittwoch, die Schlacht gewagt. Der französische König, Heinrich III., hielt den Tag des Pfingstfestes für seinen Glückstag, und Bacon meldet im Leben Heinrichs VII., Königs von England, dieser Fürst habe eine große Vorliebe für den Samstag zu Tage gelegt.

Wie es in allen Jahrhunderten und unter allen Völkern Prahler, Gaukler und Betrüger gab, dann aber hinwieder in der ganzen, physischen und moralischen Welt das Heilmittel meist in der Nähe des Uebels zu finden ist, so gibt es auch kluge, rechtschaffene und verständige Männer, die von jenen Vorurtheilen frey geblieben sind, welche vielfältig durch List und Betrug, und auch wohl durch sogenannte Staatsklugheit, zur Täuschung der Menschen erfunden wurden. Als Alexander dem Großen vorgestellt ward, die macedonischen Könige hätten in dem unglückbringenden Monat Junius ihre Heere niemals ausrücken lassen, gab dieser philosophische Herrscher, des Aristoteles Zögling, die Antwort: „Gut! so darf man dem Monat nur einen andern Namen geben, und ihn den zweyten Maimonat heißen."

Als die Hauptleute seiner Armee den Lucullus abhalten wollten, am 6. Oktober ein Treffen zu liefern, weil an diesem Tag das römische Kriegsheer durch die Cimbern eine Niederlage erlitten hatte, und jener darum zu den unglückbringenden Tagen gezählt ward, antwortete ihnen der römische Heerführer: „So wollen wir denn des Tages Schicksal ändern, und ihn durch unsern Sieg in die Reihe der glücklichen übertragen." Wirklich auch ward an diesem Tage der König von Armenien, Tigranes, geschlagen.

Ein staatskluger Mann gebraucht das für und wider, um seine Zwecke zu erreichen. Ein Heerführer muntert seine Truppen auf durch die Vorstellung, daß, sey es am gleichen Tag oder auf dem gleichen Schlachtfeld, die Feinde früher schon geschlagen wurden, jezt aber die Ehre der Nation wahrzunehmen und zu unterhalten die Aufgabe sey; während mit gleicher Gewandtheit der feindliche Heerführer seine Truppen ermahnt, die Schande eben dieses Tages auszulöschen, und die Manen derer zu rächen, deren Gebeine noch unbegraben liegen. Der große Hebel, den die Politik führen lehrt, besteht in geschickter Benützung der menschlichen Leidenschaften, der Ehrsucht und der Habsucht; mit geringfügigen Dingen mag man alsdann oft sehr großen Eindruck machen, wie die Tagesgeschichte bezeugt!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mitte Oktober.

(Beschluß.)

Die dirigirenden Entrepreneurs des neuen Theaters mögen sich bey ihrer über alle Erwartung sich füllenden Kasse vielleicht schon im Besitze aller Mittel glauben, welche ihrem Theater eine lange Dauer versprechen und jeden Rath deßhalb für überflüßig erachten. Unter dem lauten, bey jeder Vorstellung in allen Gesellschaften ertönenden, aus allen Zeitschriften wiederhallenden Lobe vernimmt man bis jezt fast keine einzige tadelnde Stimme. Die Unternehmung würde aber aus dem Kreise alles Menschlichen heraustreten, wenn sie nicht nachkäme; und gewöhnlich ist der Tadel, der einem ungemessenen Lobe nachhinkt, um so treffender, als er aus einer längeren Erfahrung und reiferen Betrachtung geschöpft ist. Man hatte bey der Eröffnung der neuen Bühne wiederholentlich um Schonung gebeten, und es ist nicht zu verkennen, daß die Mehrheit des Publikums die neue Bühne noch immer mit der, einem jungen Unternehmen gebührenden, Nachsicht betrachtet.

Die Direktoren haben durch unermüdlichen Eifer in den äußern Einrichtungen das zu ersetzen gesucht, was ihnen an einer, nur durch lange Praxis zu erwartenden Kenntniß abging. Allein, um den Erwartungen zu genügen, welche die ersten Ankündigungen erregten, müssen auch noch Anstrengungen anderer Art hinzukommen.

Gegen den Gedanken, als sey das Unternehmen nichts weiter als eine kaufmännische Spekulation, haben sich die Unternehmer in ihren Ankündigungen verwahrt, so wie es auch einleuchtet, daß ihnen das königliche Privilegium zu einer dergleichen Absicht — welche, so betrachtet, allerdings nur dem königlichen Theater Abbruch thun könnte — nicht ertheilt seyn würde. Der rein-materielle Zweck: „möglichst viel Geld in möglichst kurzer Zeit zu erwerben," kann also nicht als der hauptsächliche angesehen werden, wie denn auch der größte Theil der Aktionäre aus bemittelten Kaufleuten besteht, welche aus den mannigfachen ähnlichen Unternehmungen müssen erfahren haben, daß Spekulationen dieser Art in Deutschland höchst selten zu bedeutendem Gelderwerb führen. Vielmehr sprach sich der Hauptzweck des neuen Theaters dahin aus: die Residenz solle neben der königlichen noch eine, rein der Erheiterung gewidmete, Bühne erhalten, welche neben jener etwa, wie das Leopoldstädter zu den andern Theatern in Wien, bestehen solle. Die Vergleichung mit dem Leopoldstädter-Theater konnte nur auf

kurze Zeit die Meinung erwecken, als solle die Volkslust und Erheiterung darin bestehen, daß der alte Hanswurst als Kasperle oder Staberle, oder wie sonst, hier wieder aufleben und *allein* herrschen werde. Dagegen wurde der Gedanke einer *deutschen komischen Nationalbühne* rege, und hiefür interessirte sich nicht allein Berlin, sondern alle Gebildeten Deutschlands, je häufiger und lauter das allgemeine Bedürfniß nach guten Originallustspielen ausgesprochen wurde. Dieß war es, welches die allgemeine Theilnahme für das schnell gedeihende Unternehmen belebte, und auf diesen Zeitpunkt deuteten alle Schritte, welche von Seiten der Unternehmer zur öffentlichen Kenntniß gelangten.

Dieser Erwartung entspricht nun der Erfolg *bis jezt* sehr wenig, und wir müssen Alles von der Zukunft hoffen. Gute Originallustspiele lassen sich nicht aus der Luft greifen, und mit dem unbestimmten Verlangen *darnach* muß sich ein empfänglicher Sinn *für* dieselben zeigen, um die Dichter, welche durch die tausend Kreuz- und Irrwege, auf welche sich der Geschmack verirrt hat, muthlos geworden sind, wieder zu einer konsequenten Thätigkeit aufzumuntern. Um zu erfahren, welche Richtung der allgemeine Geschmack nehme, war es allerdings wichtig, durch Vorführung der allerverschiedensten Gattungen umherzutasten; jedenfalls aber mußten dabey die anerkannt verwerflichen Gattungen ausgeschlossen bleiben, welche nur zu immer größerer Ausartung des schon verderbten Geschmackes dienen. In der That erscheint aber die Masse der gegebenen Stücke wie ein buntes Quodlibet, in welchem von dem wahrhaft Gediegenen nur hier und dort eine Ecke hervorblickt. — Es ist ein Irrthum, welcher überall, früher oder später, seine verderblichen Folgen hat, wenn eine Direktion durch sogenannte Kassenstücke eine sich in Verlegenheit befindende Bühne wieder heben will. Für den Augenblick gelingt es wohl, dem Falle vorzubeugen, die Forderungen des schaulustigen Publikums steigern sich aber mit der Nachgiebigkeit der Direktion gegen die schlechten Wünsche, und zulezt tritt *überall* eine Uebersättigung und Erschlaffung ein, wo auch die allerpikantesten Unnatürlichkeiten nicht mehr zu *reizen* vermögen. Unverzeihlich aber bleibt es, wenn die Direktion dem Publikum *vorgreift*, und, wo noch der Geschmack für das Natürliche und Gute herrscht, mit dem Unnatürlichen und Schlechten hervortritt.

So weit ist es glücklicherweise beym Königsstädter Theater noch nicht gediehen; wenn man aber die Nachsicht des Publikums und die Liebe betrachtet, mit welcher es Alles und Jedes aufnimmt, was ihm geboten wird, so begreift man nicht, weßhalb die Directoren nicht mehr wagen, und *wagen* — gute poetische Stücke auf die Bretter zu bringen. Auch bey den unbedeutendsten Schauspielen war das Haus gedrängt voll, das Publikum nahm jede Leistung gütig auf. Es würde gewiß nicht seine Stimmung geändert haben, wenn statt der wenig über den Kreis des Mittelmäßigen herausschreitenden Arbeiten die Werke von Meistern gegeben worden wären. — Aber einige Schauspieler haben von Alters her eine heilige Scheu vor dem Worte *klassisch*. Man braucht ihnen nur ein gutes Stück als klassisch zu empfehlen, um ihr unvorgreifliches Urtheil zu erhalten, daß es kein Kassenstück werden könne. Wo Künstler, wie *Wolff*, wirksam sind, wird dieses Vorurtheil immer mehr verschwinden; es ist aber auch die Pflicht aller Direktionen, dagegen zu arbeiten. Wenn sie sich auch nicht entschließen können, klassische Stücke zu geben, so gibt es doch eine himmelweite Abstufung zwischen den absolut schlechten und verwerflichen Kassenstücken bis zu jenen Stücken, wo sie unter dem mehr oder minder Guten wählen können. *Die Bessern verlangen nichts anders, als daß man den Schlechtern nicht schmeichele!* Die Gewöhnung vermag unendlich viel; wie der fortgesezte Götzendienst mit dem Gemeinen auch die edleren Geister herabziehen kann, so erhebt umgekehrt die Betrachtung des Bessern die niedrigern Gemüther. Nun aber betrachte man die als klassisch verrufenen Stücke, ob denn der kalte Schauder, der den gewerksmäßigen Künstler ergreift, begründet ist? — Gewöhnlich zittert der Schauspieler, wenn er den Namen Shakspeare unverboten und ohne eines Holbeins Vermittlung auf dem Titel seiner Rolle sieht. Wenn er auch jezt nicht mehr wagt, den göttlichen Genius zu kritisiren, so hielt er ihn doch für so unbrauchbar in seiner Größe, daß er nicht einmal den Versuch wagt, ihn aufmerksam zu betrachten. Wenn dieß aber geschähe, welche reiche Handlung, welche scharfe Charakteristik, welche Effektscenen würde er überall auch neben dem, was außer seiner Sphäre liegt, finden, und wie wenig Striche dazu gehören, um den beständen Rand abzuschneiden! Selbst in der entsezlichsten Verstückelung athmen diese Shakspear'schen Derivationen mehr Leben als die sämmtlichen originellen und anderweitig entsprungenen Duodezstücke unserer Tage. Endlich, so hat ein als klassisch anerkanntes Stück, obgleich es keineswegs zu den besten Lustspielen gehört — Minna von Barnhelm, den größten Effekt gemacht, und Niemand wird bestreiten, daß eine große Zahl, an poetischem Werthe diesem Drama überlegener, Lustspiele auch von größerer Wirkung auf dem Theater ist.

Wir sahen bis jezt einige ältere Opern, wogegen nichts zu erinnern ist. Die Uebersezungen der französischen Kleinigkeiten mögen passiren, sie sind ein, vor der Hand, nothwendiges Uebel. Als solches aber können wir die Melodramen nicht gelten lassen, eine Zwittergattung, welche den Keim des Verderbens in die dramatische Kunst hineinbringen, auf eine Bühne, welche Nationallustspiele erzielen will, aber wie die Faust auf's Auge passen. Die Holbein'schen längst bekannten Bearbeitungen sind eben so schwach als die bis jezt ganz neuen Lustspiele.

Die einzige wirklich frohe Erscheinung gewähren die aus der Leopoldstadt ohne Umbildung herübergekommenen Possen und Lustspiele. Es ist ein ächtes Leben, wenn auch nicht unser Leben. Es ist wahre Lustigkeit, wenn auch eine humoristisch durchgreifende Charakteristik fehlt. Sie wurden günstig aufgenommen, ein Zeichen, daß auch in unserm kritischen Publikum ein Sinn für diese absichts- und harmlosen Spiele der Laune erwacht, wenn das Berliner Volksleben auch bis jezt keine Elemente zeigt, die zu einer ähnlichen poetischen Bearbeitung sich eignen dürften. Aber — müssen wir die Direktion fragen — wenn wir im Verlauf eines halben Jahres diese Wiener Lustspiele von Außen und Innen kennen gelernt, wenn wir mit den wiederkehrenden Stereotypwitzen und den andern Wiederholungen (als der durchgehenden Erscheinung der Tyroler) vertraut worden sind, werden sie dann noch — ohne kernigen, charakteristischen Gehalt, einem Berliner Publikum genügen? — Hat das Theater keine festeren Stützpunkte indessen gewonnen, und hält es sich nicht beständig durch Neuigkeiten, so sieht es schlimm aus. Wir hoffen das Beste, und schließen für dießmal unsern Aufsatz (indem wir uns vorbehalten, nächstens über das Kunstpersonale, und dessen nachtheiliges oder günstiges Einwirken zur Erreichung des ausgesprochenen Zweckes, zu sprechen) mit dem Worte des alten Aeschylus: „Aber das Gute wird siegen.“

W.

Beylage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. November 1824.

Der sagt: ich weiß was der Sinn ist,
Der sagt: daß keiner darin ist.

L. R.

Hof-Belustigungen unter Peter dem Großen.

(Beschluß.)

Wollen Sie, gnädige Frau, noch etwas von den Karnevals-Maskeraden hören, wo die Masken, die auf das Signal eines Kanonenschusses sich auf dem Platze vor der heil. Dreyeinigkeits-Kathedrale, bey der sogenannten Vier-Fregatten-Pyramide*) versammelten, nach einem von dem Kaiser selbst (der als Trommelschläger gekleidet war) gegebenen Zeichen die Mäntel fallen ließen und in ihrem Putz dastanden? In dem Gewühl von Spaniern, Griechen, Türken, Chinesen, Indiern erschienen Zwerge mit gewaltigen Bärten, und zogen in Schlitten die kaiserlichen Heiducken, die wie Kinder gewindelt waren. — Wollen Sie von den Winter-Promenaden hören, wo zwischen einer Menge übergroßer Schlitten, die wie Boote gestaltet, und wovon einige an zwanzig Fuß lang waren, und in denen sich die kaiserliche Familie in Kostümen, die auswärtigen Minister und die angesehensten Personen des Hofes, beyderley Geschlechts, befanden; auch Neptun mit seinem Dreyzack auf dem Muschelwagen sich zeigte, von zwey Sirenen gezogen; Bacchus, reitend auf seiner Tonne, den Becher in einer Hand, in der andern den Weinheber; der Hofnarr, verkleidet als Bäe, in einem Schlitten von sechs vorgespannten Bären geschleppt; Kamtschadalen und Kamtschadalinnen mit Hundegespann, und zum Schluß eine bunte Menge von Harlekinen und Masken, von vielerley Thieren und Vögeln? — Dergleichen Maskeraden und Promenaden währten die ganze Woche. Aus Furcht, Sie durch Weitschweifigkeit zu ermüden, beschränke ich mich auf die einzige Bemerkung, daß alle Karnevals-Maskeraden zu Zeiten Peters den Stempel eines groben, ungebildeten Geschmacks an sich trugen, der damals auch in Europa noch allgemein war.

In meinem Briefe über die russischen Assembleen habe ich bereits der damaligen Musik Erwähnung gethan. Einige Große hielten ihre Kapellen; doch beschäftigten sich äußerst Wenige aus den höhern Ständen selbst mit der Tonkunst. Nach den von gleichzeitigen Schriftstellern mitgetheilten Nachrichten verstanden unter den russischen Damen nur die Fürstinnen Kantemir und Tscherkaßky, und die Gräfin Golowin, die in Schweden, wo ihre Väter, der General-Lieutenant Fürst Trubezkoi und der General-Admiral Golowin, sich in Gefangenschaft befanden, erzogen worden waren, das Fortepiano zu spielen. Die Andern hielten es für unanständig, ihre Mußestunden einer solchen Beschäftigung zu widmen. Indessen waren doch Konzerte Mode. Der preußische Gesandte, Baron Mardefeldt, der die Laute meisterhaft spielte, erfreute damit nicht selten das Petersburger Publikum. Der holsteinische Minister, Graf Bassewitz, gab gleichfalls musikalische Cirkel. In den Fasten 1722 versammelte sich bey ihm ganz Moskwa, um die geistlichen Oratorien zu hören, die von

*) Diese Pyramide war aus Holz, zum Gedächtniß des ersten Seesieges über die Schweden bey Hangöudd 1714 errichtet.

den Musikanten des Herzogs Karl Friedrich von Holstein aufgeführt wurden. Diese Musikanten standen zu Petersburg in außerordentlichem Rufe. Am Neujahrstage, Ostersonntage oder an den Namenstagen der Kaiserin stellte sich der Herzog mit seinen Tonkünstlern bey Tagesanbruch unter den Fenstern der Kaiserin ein, und stattete ihr durch ein Ständchen seine Glückwünsche ab. Ein Glas Wein, aus der Hand der Großfürstin Anna Petrowna, dem Herzog und seinem Gefolge dargebracht, war gewöhnlich der süße Lohn für diese Aufmerksamkeit.

Aus dem Obenerzählten ersehen Sie, gnädige Frau, daß alle Lustbarkeiten aus Peters Zeiten ein auffallendes, zeitthümliches Gepräge tragen. Sie werden sich noch mehr davon überzeugen bey dem Hinblick auf das Gewimmel von Zwergen und Spaßmachern, woran es bey jenen Ergötzlichkeiten nicht fehlen durfte. Zu Ende des siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sah man jene Lückenbüßer des Vergnügens noch an allen Höfen Europa's. Daher finden sie dieselben auch in Menge bey uns, sowohl am Hofe, als in Privathäusern. Einmal fiel es dem Kaiser ein, den Herzog und die Herzogin von Kurland mit einer Zwerghochzeit zu amüsiren. Peter befahl einem solchen kleinen Manne, sich eine Gemahlin aus der Mädchenschaar, die ihm gewachsen war, auszulesen. Die Vermählung ward auf den 13. November 1710*) festgesetzt. Der Tagsbefehl vom 19. August 1710*) berief zu diesem Feste alle Zwerge aus Moskwa und Petersburg. Am Vorabend des Beylagers fuhren zwey von ihnen als Hochzeitbittee umher, in einem dreyrädrigen Wägelchen, mit einem buntbebänderten Rößlein bespannt, und zwey reitenden Livree-Offiziaten voraus. Am folgenden Tage, nachdem alle Gäste in dem dazu bestimmten Hause versammelt waren, machten sich die Brautleute feyerlichst zur Trauung bereit. Den Zug eröffnete ein Zwerglein als Marschall mit einem großen Stabe, von dem ein Bänderstrauß herabflatterte. Darauf kam das holde Pärchen mit den Schaffnern; nun der Kaiser selbst, eine Menge Damen, etliche Minister und andere Personen von Range. Diesen folgten 72, sage: zwey-und-siebenzig Zwerge und Zwergfräulein, die erstern in hellblauen oder rosenfarbnen französischen Kleidern, mit dreyeckigen Hütchen und Degen an der Seite, leztere in weißen Gewändern mit Rosenbändern. Nach vollendeter Ceremonie begaben sich Alle zu dem Fürsten Menschikow, woselbst die Gesellschaft ein Prunkgelag erwartete. Die Zwerge saßen in der Mitte: über dem Tischchen der Neuvermählten erhoben sich seidene Thronhimmel, und über dem Stuhle des Bräutchens hingen drey Lorbeerkränze. Der Marschall und acht Schaffner trugen, als Abzeichen ihrer Würde, Kokarden von Spitzen und bunten Bändern. Rundum an den Wänden saßen die kaiserliche Familie und andere Zuschauer. Der Spaß endete mit einem Tanze, in den nur die Zwerge sich mischten.

*) Der wörtlich also lautet: „Zwerge beyderley Geschlechts in Moskwa, die sich in herrschaftlichen und andern benachbarten Häusern befinden, am 25sten August sammt und sonders aus Moskwa heraus und nach St. Petersburg zu schicken und bey sothaner Entlassung denen Zwergen, in denen Häusern, welchen sie angehören, zu diesem Tage, denen männlichen Zwergen Röcke und Kamisöle machen zu lassen: festliche, farbige, mit goldenen Tressen und kupfernen übergoldeten Knöpfen, und Degen und Degengehänge, und Hüte, und Strümpfe und Schuhe, von deutscher Arbeit, wohl konditionirte; denen weiblichen hingegen deutsche Ober- und Untergewänder und Fontangen, und überhaupt allerley passenden hübschen Schmuck und darüber von jenen Häusern und von den Sachwaltern Scheine zu nehmen rc. rc."

Spaßmacher, oder, wie sie damals hießen, Narren (Duraki), gab es dazumal auch, fast mehr noch als Zwerge. Bey Hofe und beynahe in jedem Hause stieß man auf einen Spaßer oder eine Spaßerin. Den lieben langen Tag spielte die Närrin mit der Dame vom Hause Narr (Durak), wobey erstere aber niemals ausspielen durfte; Abends erzählte sie der Herrin Schwänke wider die Schlaflosigkeit. An Feyertagen, oder wenn Besuch erschien, kurzweilte die Hausnärrin, zum achtzehnjährigen Mädchen aufgestutzt, die Gesellschaft durch Sprünge, Zerrspiele und mancherley Lieder. Man wählte zu diesem Behufe gewöhnlich alberne alte Weiber, vermeinend, je älter die Närrin, um so witziger sey sie auch, und um so drolliger ihr Tanz.

Empfangen Sie, gnädige Frau, diesen flüchtigen Umriß des gesellschaftlichen Lebens zu Zeiten Peters! Ich habe gethan, was ich konnte, um dem ehrenden Auftrag zu genügen. Sollte dieser Versuch Ihrer schmeichelhaften Aufmerksamkeit gewürdigt werden, so will ich das Begonnene fortsetzen: dann sage ich einige Worte über die Ceremonie, die bey der, im Mädchenleben so wichtigen, Epoche beobachtet wurde, da Vater und Mutter ihr ankündigten, daß sie die Kinderschuhe ausgetreten habe; Einiges über die damaligen Hochzeitgebräuche u. s. w. Hernach will ich mich bemühen, den Stufengang unsers geselligen Lebens zu schildern, dessen Zustand unter Anna und Elisabeth, und endlich seine völlige Umgestaltung unter der großen Katharina.

Erörterungen über Kalender- und Traumaberglauben.

(Beschluß.)

Was die Träume anbetrifft, so weiset die Geschichte viele berühmte Philosophen nach, welche an die Oneirologie oder Traumdeutung glaubten und einen großen Werth darauf legten: die stoische Sekte that dieß insonderheit. In der Hippocratischen Schrift von den Träumen wird gelehrt, die Träume von Himmel und Sternen bedeuten, je nach ihren abweichenden Verhält-

nissen, entweder Gesundheit, oder bevorstehende Krankheit, oder Wahnsinn und Irrereden; Traumbilder von lieblichen Landschaften, schönen Früchten, hellem Quellwasser bedeuten gute Gesundheit, das Gegentheil aber kündige Krankheit an; Träume von Erdbeben deuten auf Aenderungen und Erschütterungen der Gesundheit, und Traumbilder von ganz ungewöhnlichen und monströsen Dingen auf bedeutsame Krankheiten. In dem unter Galen's Namen erhaltenen Bruchstück einer Schrift über Traumdeutung wird das Träumen von Sternschnuppen oder zerbrochenen Wagen für ein Todeszeichen angegeben. Der Verfasser erzählt, ein Mensch, welchem träumte, er habe einen steinernen Schenkel, sey an diesem Körpertheile gelähmt worden; und er selbst habe im Traume von Aeskulap die Weisung erhalten, sich zwischen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Ader zu öffnen, wodurch er dann auch von einem lang dauernden Leberschmerz befreyt ward.

Von den neueren an Traumdeutung glaubenden Schriftstellern nennen wir hier den Giraldus Cambrensis, dessen Werke Heinrich Warthon in seine Britannia sacra aufgenommen hat; den Hieronymus Cardanus aus Mailand, welchen Gabriel Naudé nicht mit Unrecht einen langweiligen Traumanbeter nennt, und der behauptet, ihm seyen alle seine Schicksale im Traume verkündigt worden (de rerum variet. l. 8. c. 43); den Jacques Gaffarel, dessen Buch von unerhörten Seltsamkeiten u. s. w. zu Rouen (1629 und 1637) französisch, und später zu Hamburg (1676 und 1678) mit Anmerkungen von Gregor Michel lateinisch gedruckt ward; den Celsus Mancinius von Ravenna in seinem Buche: De somniis ac synesi per somnia (Ferrara 4.); den Dominikanermönch, Johann de Janduno, in seinen Erörterungen über des Aristoteles Buch von der Traumdeutung (Florenz, 1487); das von P. Vatier aus dem Arabischen übersetzte Gabdorrhachman, der muselmann'sche Onerit, oder die arabische Traumlehre und Traumdeutung.

Andere Weltweisen haben in allen Zeitaltern entgegnet, es seyen die Träume nur leere Phantasien, der ernsten Aufmerksamkeit des Menschen völlig unwerth, die Deutungen derselben dann aber vollends verächtlich. Dieser Meinung huldigten von den Alten, Epicur, Metrodor, Zenophanes, Aristoteles, Cicero; unter den Neuern, Fortunat Licetus in seinem Buch: De intellectu agente (Padova, 1627. 4.), und Franz de la Mothe le Vayer im achten Theil seiner Werke (Paris, 1669).

Die Philosophen, welche an der Träume Bedeutsamkeit glauben, stützen sich auf den Satz, daß im Schlafe, bey völliger Unthätigkeit der äußern Sinnen, der Geist unbefangener, von der Materie unabhängiger und geeigneter ist, die ihm durch die regsamere Phantasie ertheilten Winke zu erfassen. Dieser Lehre spotten Andere, und Cicero unter ihnen sagt in seinem zweyten Buch von der Vorhersagung: „Billig verachten wir diese Art der aus Träumen geschöpften Weissagungen, die um nichts besser als andere sind. Es sind dieselben eitlen Ergebnisse jenes verderblichen Aberglaubens, der mittelst der Schwäche und Gebrechlichkeit des Menschen seine Herrschaft so weithin verbreitet." Und an einer andern Stelle des nämlichen Buches: „Wenn der Arzt sich in Vorhersagung der Krankheiten, der Heerführer über die Maßnahmen des Feindes, der Gärtner über den Fruchtertrag seiner Bäume täuscht, obgleich ihre Vermuthungen auf Erfahrung und wahrscheinlichen Folgerungen beruhen, was sollen wir denn von Vorhersagungen halten, die auf nichtigen Einbildungen beruhen, welche mit der angedeuteten Sache in gar keinem Zusammenhang stehen?"

Zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts ließ ein gelehrter deutscher Arzt in Breslau, Johan Georg Kulm, ein seltsames und merkwürdiges Buch über die Träume drucken, dessen ganzer Titel unten in der Note zu lesen ist*). Dieser verständige Arzt ist der Meinung, wir könnten, wenn unsere physiologischen Einsichten vorgerückter wären, aus den Träumen bey Gesunden und Kranken viel bedeutsamere Schlüsse ziehen, als aus Harn, Blut, Physiognomie u. s. w. geschieht; das Irreden und der Wahnsinn erklärt er für Träume wachender Menschen.

Im gleichen Jahre (1703) erschien zu Rom ein dicker Foliant eines Ketzerbuches (de suspectis de hæresi) von Anselm Dandinus, worin auch von Träumen, von der Onichomancie, der Coscinomancie, der Elidomancie, der Palomancie, der Rhabdologie, der Catroptomancie und von allen denkbaren Ungereimtheiten, so ungereimt wie möglich, die Rede ist.

Ein andauernder Traum, sagt der tiefsinnige Pascal, wäre der Wirklichkeit gleich. (un songe constant serait égal à la réalité!)

*) Oneirologia, sive tractatio physiologico-physico-theoretica, de somniis, et hinc dependente earum consideratione medica, nec non facta excursione ad deliria, quam absque omni superstitione, sanioris philosophiæ regulis superstructam exhibet J. G. Kulmus, M. D. Lipsiæ et Vratislaviæ. 1703. 4.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mitte Oktobers.

Ich kam von der Reise, die ich, wie Sie wissen, nach Oestreichs Hauptstadt gemacht hatte, eben noch zur rechten Zeit zurück, um einer Vorstellung von Houwalds neuestem

Trauerspiele, die Feinde, beyzuwohnen, womit die hiesige Bühne die Freunde der dramatischen Kunst zu erfreuen gedachte. Ich hatte schon etwas darüber in irgend einer Zeitschrift, und zwar mit der Bemerkung gelesen, daß es bey der Aufführung in München außerordentlichen Beyfall gefunden habe, und ging also mit sehr gespannten Erwartungen in's Schauspielhaus. Ich berge gar nicht, daß ich für Houwald, besonders in Hinsicht der Diktion, in seinen Arbeiten eine besondere Vorliebe habe. Kann ich auch mit dem Plane fast nie ganz einverstanden seyn, scheint er mir auch manchmal in der Zeichnung der Charaktere nicht ganz feste Hand zu behalten, so liegt doch über die meisten seiner Arbeiten ein gewisser milder Zauber ausgegossen, der wohlthuend auf das Gemüth wirkt, und ihm vor dem Sturm und Drange mancher andern Produktionen, oder der Wasserfälle noch anderer einen Zufluchtsort beut. Ich vermuthe, daß das Publikum in Dresden gleiche Erwartungen mit mir hegte, denn das Schauspielhaus war wenigstens auf's stärkste angefüllt, und auch die königliche Familie wohnte der Vorstellung bey.

Ob ich befriedigt ward? Leider muß ich Ihnen gestehen, daß dieß nicht der Fall gewesen. Auch schienen alle Zuschauer meine Meinung zu theilen, aber die Kälte der Aufnahme, welche dem Stücke widerfuhr, indem auch nicht ein Zeichen des Beyfalls während der ganzen Vorstellung so wie am Schlusse erfolgte, hätte es doch nicht verdient. Ich höre aber, daß die Dresdner überhaupt nicht eben freygebig damit seyn sollen, und will nun erst bey andern Gelegenheiten prüfen, ob sie nur gut haushälterisch mit ihrem Lobe verfahren, oder überhaupt kalter Natur sind.

Houwalds Feinde spielen in Schottland, und zwar nach Ausweis des Bühnenzettels, gegen das Jahr 1000. Warum legte der Dichter seine Handlung so weit zurück? Wollte er ein ächtes Zeitgemälde geben, so mußte er sich nothwendig von allem Zauber der poetischen Diktion entkleiden, der eben, wie schon erwähnt, in seinen Werken so sehr anspricht. Er hat dieses aber nicht gethan, sondern seine Menschen sprechen lassen, als wäre eine weit spätere Zeit die vorwaltende. Und dadurch hat er sich hie und da wieder einige Gewalt angethan, um etwas von der Einfachheit und Derbheit der hieher gehörenden Sprache anzubringen, wodurch aber wieder theils die Einheit verloren ging, theils manches treffliche Bild, das er uns sonst aufgestellt haben würde, im Keime starb. Troz dessen traten dennoch aber einzelne Stellen hervor, welche die reiche Fülle von Poesie in dieses Dichters Gemüth beurkundeten, und die wohl eine wärmere Aufnahme und Anerkennung verdient hätten. Da das Stück noch nicht gedruckt ist, so kann ich nur aus dem Gedächtnisse citiren, und erwähne daher blos einer Stelle im dritten Akte in der allerdings etwas predigtartigen Rede Donalds, wo er Edgar die Segnungen eines milden Regiments vorhält. Donald spricht von den Rechten der Menschen und Völker, und stellt das schöne Bild auf, wie nur aus ihnen die erhabnen Säulen aufgebaut seyen, auf welchen sich das Recht der Fürsten gleich der Kuppel eines Doms wölbe, damit das Volk darunter in Frieden beten könne. Ich hätte geglaubt, in Sachsen, wo dieses wirklich der Fall ist, und man seinen Fürsten so innig liebt, hätte diese Stelle, schon der nahen Beziehung wegen, mit Enthusiasmus aufgenommen werden müssen. Ein anderes Gleichniß kurz vorher mit der Wolke, der Sonne und dem Meere war eben so neu als treffend. Es ist der Prüfstein der Auffassungsgabe eines Zuhörerkreises, solche Stellen auszuzeichnen.

Das Ganze des Stücks dreht sich um den Kronenstreit zwischen Edgar und Donald, dem früheren und späteren Königssohne, und des Lezteren Liebe zu Alona macht nur eine Episode darin. Aber eben dafür ist sie zu wichtig behandelt, und wie der Dichter Donald hoch und edel gestellt hat, begreift man diese schnelle Flamme, die ihn sogar bis zur Enthüllung seines gefährlichen Geheimnisses plözlich mit fortreißt, nicht so recht. Der Charakter von Alona's Mutter, Brassolis, ist trefflich angelegt, hält sich aber nicht, und dieß ist derselbe Fall mit dem von Edgar, der sich zulezt den Tod selbst gibt, um nur seinen Mitbewerber um die Krone in Frieden herrschen zu lassen. Aber einen solchen rachegesäugten und blutgenährten Heldenjüngling belehrt die Rede Donalds nicht, noch kann er zu der bestimmenden und oft wiederholenden Ueberzeugung kommen: Wir Beyde sind für Eine Zeit zu schwer! Eine Ansicht, die wir überhaupt nicht als wahr aufstellen möchten, am allerwenigsten für eine solche Zeit, als die war, worin das Stück spielt, wo für kühne Kriegsabenteuer noch Königskronen genug zu erobern waren. Der verfehlteste Charakter im Stücke möchte unstreitig aber der Begleiter Donalds, eine Art von umgekehrten Mentor für diesen Telemach Kalmin seyn, der gehaltenste aber der alte Than von Leith.

Lassen Sie mich noch ein Paar Worte über die Darstellung erwähnen. Es war sichtbar, daß alle Darstellende ungemeinen Fleiß anwendeten, besonders war das Stück musterhaft einstudirt, und das böse unterirdische Orakel ließ sich nie darin hören. Am meisten seiner Rolle gewachsen war Julius als Edgar. Schon sein Auftreten war charakteristisch. Der kräftige Ton der Stimme, die finstere Stirn, die kecke Haltung stempelten ihn ganz zu dem, wie ihn der Dichter wollte. Seine Rede war gediegen, und das Kurzabstoßende, wenn es nicht überhaupt die Weise des Künstlers ist, hier sehr passend angebracht. Auch Devriene war als Donald zu loben, nur kokettirte er etwas zu sehr mit seiner Wohlgestalt. Die schönen Stellen des dritten Akts trug er mit Wärme und Innigkeit vor, blos die Liebe zu Alona trug den Stempel der höchsten Schwärmerey, durch welche sie lediglich motivirt wird, nicht in dem gewünschten Grade. Für Alona war eine sehr liebliche Darstellerin in Dlle. Wagner gefunden. Zartere Stellen gelangen ihr mitunter wohl, für das Heroische besaß sie aber nicht Kraft genug. Entschuldigen kann man sie jedoch, wenn die Rolle etwas zerstückelt erschien, durch die Anlagen derselben selbst. Das war auch ungefähr der Fall mit Mad. Werdy als Brassolis. Die lange Einleitungserzählung im ersten Akte sprach sie vortrefflich, die Heldenmutter wollte ihr aber in den kräftigern Scenen weniger gelingen. Doch trat das Verdienstvolle dieser Künstlerin sprechend hervor. Pauli wußte nicht recht, wie er es mit seinem Kalmin halten sollte. Man sah es, daß er es hie und da versucht hatte, der Rolle eine bestimmte Ansicht abzugewinnen, es war ihm aber nicht geglückt. Der vorherrschende Ton war der des höfischen Intrigants. Er hatte auch vollkommen Recht darin, doch wollte dieß wieder für andere Stellen nicht passen, in denen etwas wahrhaft Herzliches oder kriegerisch Festes zu liegen scheint. Werdy gab den Malthos mit dem Ernste und der Würde des Alters wie des Thans, leider ist dieser aber in manchen Scenen, wo er doch auf der Bühne seyn muß, viel zu unbeschäftigt. Die andern Personen sind untergeordnet. Die Dekoration der Bühne hätte, da sie während des ganzen Stücks dieselbe bleibt, leicht kostümgemäßer neuer und den Augen erfreulicher seyn können, dagegen war die Kleidung passend und gut, besonders Edgards Anzug.

Guido.

Beylage: Literaturblatt Nro. 96.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. December 1824.

Was von uns hie wird bekannt,
Was wir singen oder geigen,
Unser Name, Lust und Ruh',
Stehet Euch, Herr Opiz, zu!

Heinrich Albert's musikalische Kürbishütte.

Sie lebten ein schönes Leben in der Freundschaft und in der Kunst, die Dichter am Pregelufer, Simon Dach, Robert Roberthin und Heinrich Albert*). Der Leztere war kein geborner Preuße, bürgerte sich aber in Königsberg ein, und starb daselbst als Organist den 6. Oktober 1668, in seinem fünf-und-sechszigsten Jahre. Er gehörte zu den geschicktesten und beliebtesten Liederkomponisten seiner Zeit, und seine Ariensammlungen haben im siebenzehnten Jahrhundert an fünf Auflagen erlebt, die unrechtmäßigen Nachdrücke nicht zu rechnen. Einige von seinen Melodien sind auch in dem Munde des Volks fortgepflanzt worden, und andere haben sich im Kirchengesang erhalten. Als Dichter verdient er eine rühmliche Erwähnung, namentlich um seiner geistlichen Lieder willen, wie z. B. Gott des Himmels und der Erden rc. Unser Heil ist kommen rc. Mein Dankopfer, Herr, ich bringe rc.

Albert war ein vertrauter Freund Roberthin's und Dach's, deren Lieder er mit Vorliebe in Musik sezte, und gelegentlich mit seiner Geige begleitete. So finden wir die drey Freunde, nach ihrer eigenen Darstellung, am grünen Pregelufer hingestreckt; die beladenen Schiffe segeln an ihnen vorüber, sie singen und spielen, und wenn es hoch kommt, lassen sie einen Krug Wein oder Bier holen, und leeren ihn auf ihre Freundschaft und ihre Kunst aus. Albert hatte sich einen kleinen, freundlichen Garten gekauft, in welchem sich seine treuen Genossen gern zusammenfanden; da besuchten ihn, außer Dach und Roberthin, Andreas Adersbach, der Schlesier Kaldenbach, Georg Mylius und andere Freunde und Jünger der frohen Künste. Dach gedenkt dieses Gartens oft in seinen Liedern, z. B. im 24sten des dritten, und im 21sten des sechsten Theils der Albert'schen Arien. Das erste hat unter andern folgende Strophen:

An diesem Ort allhie
Will ich mich aller Müh'
Und Traurigkeit entschlagen,
Und was bieher erspart,
Nach Liedern bester Art
Inständig fragen.

Herr Bruder, Orpheus Kind,
Hebt an, mit mir beginnt
Ein Lied, so uns ergötze! rc.

Dieß will der Bäume Zier
Und dieses gute Bier,
Dieß will der Garten wissen,
Dieß wünscht die kleine Bach,
Indem sie nach und nach
Geht vor sich fließen.

*) Nicht Alberti, wie Herder und Andere, ja sogar der genaue Ebert in seinem bibliographischen Lexikon ihn nennt.

Besonders anmuthig war eine große Kürbislaube, welche Albert in seinem Garten zur Aufnahme seiner Freunde hatte bauen lassen. Die Kürbisse wurden mit den Namen der Gäste beschrieben, und kleine Reime wuchsen mit den Früchten in die Länge und Breite aus. Endlich sezte der erfindsame Organist auch noch Weisen zu diesen Reimen, damit man sie gleich von den Früchten absingen könnte. Aber wir wollen ihn dieß selbst erzählen lassen. „Ich war bedacht, sagt er in der Vorrede der Musikalischen Kürbshütte, einem kleinen Anhange zu seinem Poetisch-Musikalischen Lustwäldlein (Königsberg s. a. fol), meinen Wohlthätern und Freunden, die mein geringes, nicht ohn' spöttliches Bereden vieler Leute, neu angelegtes Gärtlein bisweilen zu besuchen mich würdigten, eine Ergötzung zu machen, indem ich ihre Namen, nebst etlichen Reimen, an sonderliche Kürbse anschrieb. Als sie solches sahen, ließen sie sich diese meine kurze und sommerliche Erinnerung ihrer Namen nicht mißgefallen, ohn' daß Roberthin weiter erwähnte: Es würde in unsrer Gesellschaft noch anmuthiger und zuvoraus dem Garten rühmlich seyn, wenn wir solche Reime unter Kürbshütten singen könnten. Dieses meines guten Freundes ungefährliches Erinnern ließ ich mir so fern angelegen seyn, daß ich mehrberührte Reime nicht allein auf die Art, als ich vermeinete meinen Freunden annehmlich zu seyn, nach meinem Vermögen setzete, sondern auch hiemit an den öffentlichen Tag gebe, u. s. w."

Auf diese Kürbishütte beziehen sich einige Stellen in dem oben erwähnten Liede von Simon Dach*).

Der habe Lust zu Würfeln und zu Karten,
Der zu dem Tanz, und der zum kühlen Wein,
Ich liebe nichts, als was in diesem Garten
Des Drangsals Trost, des Krankheit Arzt kann seyn.
Ihr grünen Bäume,
Du Blumenzier,
Du Haus der Reime,
Ihr zwinget mir
Dieß Lied herfür!

Und Robert Roberthin preist die schöne Erfindung seines Freundes in einem der Kürbshütte angehängten Epigramm.

Wer hofft', aus euerm kleinen Garten
So liebe Früchte zu erwarten,
Als Ihr, mein Albert, uns bereit't?
Ihr laßt der Kürbse Schrift uns lehren
Die schnelle Wegflucht dieser Zeit,
Und in den Stimmen macht Ihr hören
Den Vorschmack süßer Ewigkeit.

Albert läßt nämlich die Kürbisse selbst, in frommen, an die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens erinnernden Reimen, zu den fröhlichen Gästen reden. Der erste spricht:

*) Albert's Arien VI. 21.

Mit der Zeit ich kommen bin,
Fall' auch mit der Zeit dahin.

In gleichem Sinne die übrigen:

Mensch, hierinnen sind wir gleich:
Du magst schön seyn, jung und reich,
Unsre Pracht kann nicht bestehn,
Beyde müssen wir vergehn.

*

Nun ich jung noch bin und grüne,
O so hält man mich in Werth!
Bin ich welk und nicht mehr diene,
Wer ist dann, der mein begehrt?

*

Mensch, ich kann es leichtlich gläuben,
Daß du wünsch'st, ich möchte bleiben;
Nicht dein Will', auch meiner nicht,
Gottes Wille nur geschicht.

*

Wenn der rauhe Herbst nun kömmt,
Fall' ich ab und muß verderben:
Wenn die Zeit dir ist bestimmt,
Armer Mensch, so mußt du sterben.

*

Sieh mich an
Und denke dran:
Ich muß fort
Von diesem Ort!
Mit dir hält auch
Gott solchen Brauch.

*

Dem Herbst verlangt nach mir,
Mich zu verderben;
Dem Tod', o Mensch, nach dir,
Auch du mußt sterben!

*

Wer wird nach kurzen Tagen
Mich beklagen,
Wenn ich verwelkt nun bin?
Auch dir wird's wiederfahren
Nach wenig Jahren,
Wenn dich der Tod nimmt hin.

*

Die Zeit und wir vergehn!
Was wir hier sehen stehn
In diesem grünen Garten,
Verwelkt in kurzer Zeit,
Weil schon des Herbstes Neid
Scheint drauf zu warten.

*

Ich und meine Blätter wissen,
Daß wir dann erst fallen müssen,
Wann der rauhe Herbst nun kömmt:
Aber du, Mensch, weißt ja nicht,
Ob's nicht heute noch geschicht,
Daß dir Gott das Leben nimmt.

*

Ob ich gleich muß bald von hier,
Kriegst du dennoch Frucht von mir;
Wenn man dich, Mensch, wird begraben,
Was wirst du für Früchte haben?

O, ich habe schon vernommen,
Daß mein Feind, der Herbst, werd' kommen,
Dessen Raub ich werden soll!
Lieber Mensch, gehab' dich wohl!

Opitz in Königsberg.

Die nahen Kriegsunruhen, und Ueberdruß am Hofleben, dem er sich zu Brieg und Lignitz nicht entziehen konnte, hatten Opitz bewogen, Schlesien zu verlassen, und sich nach dem sichern Preußen zu begeben, um dort sich und den Musen ganz zu leben. Danzig war der Ort, den er sich zum Wohnplatz ausersehen hatte, und von da aus besuchte er, eingeladen von seinem Freunde Roberthin und andern Verehrern seiner Muse, im Heumonat des Jahrs 1638 die Stadt Königsberg. Welch eine freudige Kunde für die Königsberger Freunde: Opitz kommt! der Vater der deutschen Dichtkunst, der Fürst der deutschen Saiten, der Boberschwan, der Orpheus dieser Zeit! — Simon Dach dichtete sogleich ein Lied zu seinem Empfange, Albert setzte es in Musik und lehrete es einigen Studenten ein, die ein wenig Noten verstanden. So erschienen sie unter den Fenstern des allverehrten, ja fast vergötterten Dichters, am Abend des 29sten genannten Monats, und sangen nach einem jubelnden Vivat folgendes Lied*):

Ist es unsrer Saiten Werk
Je einmal so wohl gelungen,
Daß wir dir, o Königsberg,
Etwas Gutes vorgesungen,
So vernimm auch dieß dabey,
Wer desselben Stifter sey.

Dieser Mann, durch welchen dir
Jetzt die Ehre wiederfähret,
Daß der Deutschen Preis und Zier
Sämmtlich bey dir eingekehret,
Opitz, den die ganze Welt
Für der Deutschen Wunder hält.

Ach, der Ausbund und Begriff
Aller hohen Künst' und Gaben,
Dir der Alten Weisheit tief
Ihrem Sez hat eingegraben,
Und der lieben Vorfadet**) Hand
Uns so treulich zugesandt.

Man erschricket, wenn er nun
Seiner tief erforschten Sachen
Abgrund anhebt aufzuthun,
Und sein Geist beginnt zu wachen;
Wer alsdann ihn los sieht gehn,
Der sieht Welschland und Athen.

Orpheus gibt schon besser Kauf,
Hört er dieses Mannes Saiten,
Unser Maro horchet auf,
Sagt: Was soll mir das bedeuten?
Wird der weisen Lieder Ruhm
Nun der Deutschen Eigenthum?

Ja, Herr Opitz, Eurer Kunst
Mag es Deutschland einig danken,
Daß der fremden Sprachen Gunst
Merklich schon beginnt zu wanken,
Und man nunmehr in's Gemein
Lieber deutsch begehrt zu seyn.

Wer hat Eurer süßen Hand
Diesen Nachdruck mitgegeben,
Daß das ganze Nordenland,
Wenn Ihr schlagt, sich muß erheben,
Und so mancher edle Geist
Euch zu folgen sich befleißt?

Laßt den stolzen Thracerfluß
Nicht so trotzig sich ergießen,
Und den edeln Mincius
Was bescheidentlicher fließen!
Eures Bobers*) kleine Fluth
Nimmt doch Allen nun den Muth.

Wohl Euch, Herr, was für ein Lohn
Hat sich hie mir eingedinget?
Daß von hier ab Euer Ton
Bis in jenes Leben dringet,
Dessen Nachklang aller Zeit
Und Vergängniß sich befreyt.

Hie kennt' Eure Jugend zwar
Schon den Lorbeerkranz erjagen,
Aber dort wird Euer Haar
Erst die Ehrenkrone tragen,
Die Euch David gern gesteht,
Weil Ihr seinen Fußpfad geht.

Doch wird auch des Pregels Rand,
Weil er ist, von Euch nicht schweigen.
Was von uns hie wird bekannt,
Was wir singen oder geigen,
Unser Name, Lust und Ruh',
Stehet Euch, Herr Opitz, zu!

*) Albert's Arien. II. 20. Danziger Ausgabe von Opitz Gedichten. II. Th. p. 733. Lindners umständliche Nachricht von Martin Opitz Leben, Tode und Schriften. 2r. Th. S. 333.

**) Statt Vorfahren.

*) Ein Flüßchen bey Bunzlau, Opitz Vaterstadt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

Der stille Chauinaux des Kapitän Headly, der sich noch zuletzt in seinen Seebundstapn auf einem abgelassenen Teiche als gewandten Ruderer und Entenjäger vor Tausenden zeigte.

ist mit seiner etwas beweglichern Ehehälfte weiter gezogen, der kluge Elephant Babe hat aufgehört, seine Kunststücke zu machen, auch die anständige Reitergesellschaft des Hrn. Battist ist abgeritten, und das zulezt mit wesentlichen Verbesserungen aufgestellte große Panorama von Leipzig wird nächstens außer Leipzig gezeigt werden. Die Michaelismesse ist vorüber. So gering die Zahl der Käufer in dieser Messe gewesen seyn soll, um so größer war die Zahl der Künstler, die sich fast um dieselbe Zeit in unsern Mauern versammelten. Devrient, der große Berliner Mime, spielte, obwohl leidend, bis zum 1sten dieses fort. Außer den früher angeführten Rollen war es der Unbekannte in den Galeerensklaven – eine Aufgabe dieses Künstlers unwürdig – ferner M. Lämmermeier, Shylok und Schewa, welche er uns auf der Bühne vorführte. Schon als Lämmermeier bewegte sich der Künstler etwas freyer, als es früher sein körperlicher Zustand zuzulassen schien. Die Verwandlung des burschikosen Magisters in einen stutzerhaften Aventurier, war so glücklich angelegt als ausgeführt. In der Charakterzeichnung des Shylok erkannte man zwar den tiefen Blick in diesen Charakter und die Kunst des Meisters, die seltsamen Züge desselben in einem Mittelpunkte zu vereinigen; aber jedem kräftigern Ausdrucke dieses Charakters versagte das krankhafte Organ seinen Dienst. Allein bey der Wiederholung des Schewa, der lezten Gastdarstellung, schien diese Beschränkung zu verschwinden, und der Künstler konnte freyer mit den ihm verliehenen Mitteln schalten. Diese Darstellung war die ruhige Entwickelung eines fest ergriffenen Bildes, wie alle wahre Darstellung auf der Bühne seyn soll, und die Wirkung um so pikanter, je leichter der Künstler das Contrastirende verband. Man kann sagen, daß Devrients Schewa Menschenachtung gebietet, ja dazu nöthigt – und die Scene, in welcher der vornehme christliche Kaufmann sich an dem alten Schewa vergreift, gehört, von diesem Künstler dargestellt, zu dem Ergreifendsten, was das Schauspiel hervorbringen kann. Wir fühlen die Empörung des Menschen in ihm bey der unwürdigen Behandlung lebhaft mit, und erheben uns mit ihm durch das Bewußtseyn innern Werthes und eines ewigen Richters. Und diese Würde ist es, welche das Lachen über die äußere Hülle und Umgebung und über die seltsamen Gewohnheiten, die diesem Manne eben so sehr anhängen, als er sich in ihnen zu verbergen sucht, überall niederschlagen wo es aufkeimen will. Möge der Künstler noch oft dieses interessante Bild vor fühlenden Zuschauern entfalten, und so warme Anerkennung seines Verdienstes finden, wie es bey dieser lezten Gastdarstellung bey uns geschah!

Die gefeyerte Mad. Seidler spielte abwechselnd bis zum Schlusse der Messe fort, und gab uns noch die Parthie der Agathe, in welcher die Einfachheit und Schmucklosigkeit des Vortrags erfreute (das Verunglücken des schönsten Stücks dieser Oper, nämlich des Terzetts, kam auf Rechnung des unsichern Tenors). Ferner wiederholte sie noch zweymal die Darstellung der Susanna in Mozarts Figaro; und einmal die der Rosine in Rossini's Barbier. In diesen beyden Parthien spricht sich ihr ganzes Talent, ja ihre Individualität wohl am glänzendsten aus; hier sagen ihre Augen ganz dasselbe, was in klaren Tönen über ihre Lippen geht. Dort werden Mozarts anmuthige Weisen in allem ihrem Reiz belebt, und keine seiner goldnen Noten geht selbst in den vielstimmigen Stücken dem aufmerksamen Ohre verloren; hier werden des südlichen Meisters Gesangvariationen gleich reizenden Perlenschnüren mit spielender Leichtigkeit aufgereiht. An diese Darstellungen schließt sich auch die der Fanchon und der schönen Müllerin; doch ziehe ich in der leztern Parthie Mad. Wespermann vor, welche vor einiger Zeit hier aufgetreten und in Spiel und Gesang derselben mehr die schelmische Natürlichkeit des Landmädchens als eine gewisse städtische Gewandtheit ausdrückte. Die Gefälligkeit der Künstlerin machte es der Direktion möglich, die seit dem Abgange der Mad. Neumann-Sessi nicht gegebene Oper Jessonda während der Messe zweymal vorzuführen. Nicht blos die guten Leipziger, wie ein guter Korrespondent in der Abendzeitung sich kürzlich ausdrückte, der von dem Römer einer freyen Reichsstadt auf unsern Geschmack bedauernd herniederschaut; auch auswärtige Musikfreunde haben diese Oper auf der hiesigen Bühne mit der Theilnahme gehört, deren sie würdig ist. Man kann sich den Fall als möglich denken, daß diese Oper, die an einigen andern Orten denselben Beyfall, wie hier, nicht gefunden hat, gerade aus demselben Grunde hier gefallen hätte, aus welchem Webers Euryanthe fast auch nur in Dresden, wo sie ganz in dem Sinne des Komponisten einstudirt und besezt ist, und kürzlich auch in Frankfurt, als Mad. Devrient aus Dresden darin auftrat, gefallen hat. – Mad. Seidler also hatte die Parthie der Jessonda einstudirt, und das Publikum erkannte es mit lautem Dank an. Zwar sagt dieser Künstlerin verhältnißmäßig der sentimentale Gesang weniger zu; aber ihr Ernst und die Erwärmung für die Sache war unverkennbar, und brachte uns gerade diejenigen Theile dieser Parthie zur Anschauung, welche bey frühern Darstellungen dieser Oper am meisten waren vernachläßigt worden; ich meine die Stellen dieser Parthie im ersten und zweyten Finale. – Myrrha im Opferfest war die lezte Gastrolle, in welcher Mad. Seidler am 14ten Oktober auftrat, und, wie kürzlich in Breslau, in dankenden Versen von dem Publikum Abschied nahm. Mad. Finke, von welcher wir früher gesprochen, sang zum Erstenmale die Parthie der Elvira, die große Bravourarie mit Fertigkeit und Reinheit, die Ensembles nicht ganz fest. Fleiß im Vortrag ist nicht zu verkennen; aber die an sich gute Stimme würde bey weitem freyer wirken, wenn nicht Zähne und Nase an der Bildung des Tons zu viel Antheil hätten. Auch hat sich Mad. F. gewisse Mienen beym Singen angewöhnt, welche den Schein schmerzlicher Anstrengung geben.

Da wir einmal vom Theater sprechen, so nenne ich nur noch die Gastrollen eines Hrn. Seidel vom Schweriner Theater, welcher als Wurm in Kabale und Liebe, ferner als Kammerjunker in den pommerschen Intriguen, Kandidat Elias Krumm in dem Lustspiele der gerade Weg der beste, und Franz Moor in den Räubern am Schlusse der Messe auftrat. Wegen des Kammerjunkers, die einzige dieser Gastrollen, die ich gesehen, möchte ich nur fragen: woher die phlegmatische Gebrechlichkeit, die Hr. S. dieser Rolle gab? – Die ganze Darstellung gehörte übrigens zu den flauen, – dergleichen allerdings wohl überall vorkommen. In der lezten Zeit hat unsere Bühne mehreres Gute im Fache des Lustspiels geleistet, wozu die HH. Stein und von Zieten (in den, reichen Lachstoff enthaltenden, Mißverständnissen z. B.), der immer gern gesehene und an treffendem Lokalwitz reiche Komiker Koch (z. B. in Bär und Bassa, und in mehreren Judenrollen, in welchen er sich seinen eigenen Dialekt gebildet hat) und Hr. Devrient nebst seiner Braut Dlle. Böhler (z. B. als das ländliche Liebespaar in den Verwandtschaften von Kotzebue) Vieles beygetragen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. December 1824.

Prächtiger, als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!

Schiller.

Pilgerblätter.

(Fortsetzung von Nr. 313. v. J.)

II.

Roma caput mundi.

Viel Wunderwerke gibt es und hat es gegeben in der Welt, von denen ich d e vornehmsten hier aufzeichnen will, sammt sieben Wunderwerken der alten und neuen Stadt. Und zwar ist das erste die Stadt Theben mit hundert Thoren, von der Sankt Gregorius Nazianzenus Vieles geschrieben. Das zweyte sind die Mauern von Babylon, von erstaunlichem Umfang und Höhe. Das dritte das Grabmal des Mausolus, prächtig zugerichtet und herrlicher Bildwerke voll. Das vierte die Pyramiden in Egyptenland, von denen Plinius Vieles gemeldet. Das fünfte der Koloß von Rhodus. Das sechste war das Kapitol selbst in der Stadt voll goldner Statuen und vieler Altäre. Endlich das siebente war der Tempel des Hadrianus in Cyzicus, obwol Andere den Tempel der ephesischen Diana dafür setzen. Mir jedoch scheint weit vornehmer und alle sieben übertroffen zu haben die Entdeckung der neuen Welt, in welcher neue Völker, unzählige Inseln und viel unbekannte Orte kürzlich gefunden sind, von welchen (wird an die katholische Majestät geschrieben) ich mit Gottes Hülfe Mehreres schreiben werde, zu Gottes Ehre und der Seelen Heil, und zum Trost deiner königlichen Majestät und der neuen Völker, so unter deinem ruhigen und güldenen Regiment bestehen. Jetzo aber wollen wir von den sieben Wunderwerken der Stadt Rom berichten.

Das erste wunderwürdige Werk der alten Stadt Rom war die Wasserleitung des Claudius; denn diese ist es, von welcher Cassiodorus zeuget, daß sie von der Porta Naevia (Maria maggiore) zur Basilika des Laterans, und von da zum Celius und Aventin geleitet worden, und laut Frontinus fünfhundert und sechszig Talente gekostet hat; und besteht selbige in hohen Bögen, an manchen Stellen von hundert und neun Fuß Höhe. Wasserleitungen aber waren bekannt neunzehn in Rom. — Das zweyte Wunderwerk waren die Thermen des Diokletian, die hundert und vierzig Tausend Christensklaven mehrere Jahre hindurch aufgeführt. Es gab aber zwölf Thermen in Rom. — Das dritte war das Forum des Kaisers Nerva, auch Transitorium genannt, weil man vom Forum des Trajanus zum großen Forum hindurchging, wovon noch hohe Mauern und Säulen zu sehen. Es gab aber siebenzehn Forum in Rom. — Das vierte war der Kaiserpalast auf dem Palatin, in welchem viele Plätze und Statuen waren, sammt der Bibliothek und andern kostbaren Gebäuden, wie noch die Ruinen bekunden. — Das fünfte erstaunliche Werk war das Pantheon mit dem Portikus des M. Agrippa und vielen goldnen und marmornen Statuen, und der unschätzbaren Perle der Königin Kleopatra, so der Statue der Venus zum Ohrschmuck diente, und silberner Kuppel, deren Silber Constantius, Heraclä Enkel, wegnehmen ließ.

— Das sechste war das Kolosseum, das ist das Amphitheater des Titus und Vespasianus, mitten in der Stadt, von tiburtinischem Steine gebaut, und von Domitianus herrlich ausgeschmückt. — Das siebente und lezte aber war das Mausoleum des Hadrianus.

Wieder sieben Wunderwerke sind aufzuzählen im neuen Rom, als da sind erstens die sieben Hügel der zerstörten und wieder erneutrn Stadt, voll von Palästen und Ruinen, Reben und Bäumen, Ansichten und Aussichten. Zweytens der Vatikan, welcher eine Stadt ist in der Stadt, aus Palästen, Höfen und Gärten zusammengesezt, mit Bildern und Bibliotheken wundersamer Kunst geschmückt, und mit der ungeheuersten Kirche Sankt Peters verbunden. Drittens die Basiliken, so die ältesten und vornehmsten Kirchen bezeichnen, und mit den vortrefflichsten Säulen geschmückt sind. Viertens die Plätze der Stadt, denen keine Zierde edler Gestalt fehlt, prächtiger Gebäude, mächtiger Säulen und Obelisken, zierlicher Springbrunnen. Hiezu das Forum Trajani, um ein aufgedecktes Stück der alten Hauptstadt gezogen, anzuzeigen, wie wir Lebendige in den Säulenhallen der Todten wandeln. Fünftens die Paläste und Landhäuser. Sechstens die Villen und Gärten der Stadt. Das siebente und größte Wunderwerk aber ist die Schönheit der römischen Frauen.

Sieben erstaunliche Kunst- und Wunderstücke, mit denen man die Stadt schöner machen wollen. Erstens die Ziergärten und Spaziergänge, womit man die alten Hügel und Ruinen verziert, den Franzosen und dem Antiquar Sir William Gell zum Ruhme. Zweytens die beyden Boxer, so im Belvedere unweit dem Apollo aufgestellt sind. Drittens die mächtigen Pfeiler, in die man die alten Säulen von S. Giovanni im Lateran eingefaßt. Viertens die Glockenthürme, so die Rotunde schmücken. Fünftens die erstaunliche Treppe im Palast Barberini, auf welcher man hinaufsteigt, während man sich einbildet hinunterzugehen. Sechstens die Kirche der Sapienza, welche wirklich in Gestalt einer Biene gebaut ist. Siebentens die chinesische Villa Sciarra.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte des Don Roderich des Freygebigen und seiner Ritter.

Graf Roderich der Freygebige hatte eine Tochter des Don Gracia de Azagra geheyrathet. Sie war nicht weniger tugendhaft als edel; dennoch öffnete ihr Gemahl sein Herz der Eifersucht, und beschuldigte sie, daß sie seinem Bette untreu geworden. Das Herz der edeln Dame wurde von diesem unverdienten Vorwurfe zerrissen; sie fiel auf die Kniee, und indem sie ihre Augen und Hände gen Himmel hob, rief sie: „Großer und gerechter Gott! wenn ich des Verbrechens schuldig bin, dessen man mich anklagt, so schlage mich so sichtbarlich, daß ich meine Schmach nicht vor den Augen der Menschen verbergen könne. Bin ich aber unschuldig angeklagt ....“ Hier hielt sie inne, und ein Strom von Thränen hemmte ihre Rede. Umsonst suchte der rasche Gatte ihren Schmerz und Unwillen zu stillen. Sie entfernte sich, ohne auf die Entschuldigungen und Bitten zu hören, die er jezt vorbrachte, um ihre Vergebung zu erhalten. Ein Gemahl, der ihre Ehre bezweifeln konnte, war ihrer Liebe unwürdig. Die Gräfin ging mit ihren Damen, und überließ den gefallenen Roderich den eigenen Vorwürfen über die Ungerechtigkeit und Schwäche seines Betragens.

Ein Paar Tage später zeigten sich, zum fürchterlichsten Schrecken des unglücklichen Grafen, die unverkennbarsten Spuren des Aussatzes an seinem Körper. Ein solches Uebel würde schon an sich schreckhaft genug gewesen seyn, ohne die Ueberzeugung, die sich jezt seiner Seele aufdrängte, daß die allmächtige Hand, welche seine Gattin beschworen, den Schuldigen kennbar zu machen, jezt im Zorn auf ihm ruhte. Die Krankheit nahm schnell überhand, und bald wurde der Graf ein Gegenstand des Ekels für sich selbst sowol, als für die, so ihn umgaben. Von allen seinen Vasallen blieben ihm drey, welche ihren Herrn nicht verlassen wollten. Diese waren Don Pedro Nuñez de Fuente Almerir, Don Ruy Gonzales de Zavallos und Don Gutierre Rodriguez de Languernella, alle Ritter von hoher Geburt und guter Familie. Die Gräfin hatte sich auf ihres Gatten Aussatz berufen, und von dem Papst die Ehescheidung erhalten. Die übrigen Mitglieder seiner Hofhaltung, welche die Folgen des Gesetzes fürchteten, das Alle, die sich einem Aussätzigen näherten, verurtheilte, allein im Felde zu leben, waren aus dem Schlosse entflohen. Von Schmerz und Kummer darniedergebeugt, vermochte Don Roderich nicht, in seinem eigenen Vaterlande ein entehrtes Leben zu führen, und beschloß daher, nachdem er über die Ueberreste seines Vermögens verfügt, das, wie es scheint, durch die Verschenkung, die ihm den Beynamen el franco erworben, bedeutend geschwächt worden war, seine übrige Lebenszeit im gelobten Lande zuzubringen.

Die drey treuen Ritter, die nur einen Zweck im Leben zu haben schienen, nämlich als unbefleckte Muster getreuer Vasallen dazustehen, beurlaubten sich von ihren Familien, und reisten mit ihrem Gebieter ab, schwörend, nie ohne ihn oder seine Gebeine zurückzukehren. Das Geld, welches der Graf mitgenommen, war in ein Paar Jahren verzehrt, und er und seine Ritter empfanden die Bitterkeit der Armuth in einem fremden und fernen Lande. Das mannigfaltige Elend, welches aus den ver-

einigten Uebeln der Krankheit und des Mangels entsprang, zeigte Roderich, daß es nur einen unerschöpflichen Schatz gäbe: die Freundschaft edler Herzen. Die Ritter pflegten seiner, Einer um den Andern, am Tage, während die zwey Uebrigen, als Taglöhner auf dem öffentlichen Markt arbeitend, so viel verdienten, als zur Erhaltung Aller erforderlich war. Am Abend vereinigten sie sich zur Erleichterung der Leiden ihres Herrn, indem sie ihn in ein warmes Bad brachten.

Einmal trug es sich zu, daß, während sie diesen Liebesdienst verrichteten, er bemerkte, daß sie sich auf die Seite wandten, um auszuspucken. Sogleich überwältigte den gebeugten Edelmann der Gedanke von seinem ekelhaften Zustande so sehr, daß er in Thränen ausbrach. Kaum aber hatten die gefühlvollen Diener die Ursache davon entdeckt, als sie seine Hände und sein Gesicht mit Küssen bedeckten, um zu zeigen, daß ihre Liebe zu ihm keinen Ekel bey ihnen zuließe. So fuhren diese Castilier fort, mit unvermindertem Eifer ihren Gebieter zu warten und zu pflegen, und fühlten sich selbst dann noch nicht von ihrer Pflicht erledigt, als der Tod dem Grafen die Augen geschlossen. Sie hatten versprochen, sein Gebein nicht in einem fremden Lande zu lassen, und sie wollten sich nicht von der Stelle entfernen, wo der Graf begraben wurde, bis sie das Gerippe nach der Gruft seiner Vorfahren bringen konnten. Die Einwohner schlugen ihnen Mittel vor, die Arbeit der Natur zu beschleunigen; aber diese verwarfen die Ritter mit Verachtung, und schwuren auf ihren Degen, daß sie keiner fremden Hand gestatten wollten, die sterbliche Hülle ihres Herrn zu berühren. Sie warteten geduldig, bis die Natur ihre beabsichtigte Last erleichtert hatte, und nachdem sie sich eine Kiste verschafft, in welche sie die Knochen legten, reisten die drey Ritter zu Fuß ab, und trugen sie auf ihren Schultern fort, wobey sie sich für ihren Unterhalt auf die Milde des Volks verließen.

Als die Pilger sich der Stadt Toulouse näherten, erblickten sie die Zubereitungen zu einer Hinrichtung, und erfuhren, daß eine Dame, welche von dem Bruder ihres abwesenden Gatten des Ehebruchs beschuldigt war, den Feuertod sterben sollte, und zwar aus dem Grunde, weil sich kein Ritter gefunden, welcher den Zweykampf für sie wagen wollte. Da fühlte sich das Herz des Don Pedro Nuñez, des kühnsten und edelsten Ritters unter den dreyen, bewegt; er dachte an die unglückliche Eifersucht seines verstorbenen Herrn, und konnte es nicht über sich gewinnen, die unglückliche Frau, ohne einen Versuch zur Rettung, sterben zu lassen. Aber Mitleiden allein vermochte es nicht über den edeln Castilier, sein Schwert für Verworfenheit und Untreue zu ziehen. Er wandte sich daher an die Richter, und bat um eine geheime Unterredung mit der Gefangenen, mit der Zusage, daß er des Anklägers Handschuh aufheben wolle, wenn die Dame ihn durch ihre eigene Erzählung von ihrer Unschuld zu überzeugen vermöchte. Der stolze Ritter, welcher der Dame Blut forderte, verwarf des Pilgers Anerbieten mit Verachtung. Aber die Spanier hatten es nicht unternommen, in einem so ärmlichen Aufzuge zu reisen, ohne mit Zeugnissen von ihrem Stande und der ehrenvollen Ursache ihrer Armuth versehen zu seyn. Als Pedro Nuñez zu der Dame kam, beschwor er sie im Namen des großen Gottes, welcher bald über das Leben und den Tod ihrer selbst, so wie ihres Vertheidigers, entscheiden würde, ihm nicht die Wahrheit zu verbergen. Mit jenen unbeschreiblichen, obgleich unverkennbaren Zeichen der Aufrichtigkeit, welche in gewissen Fällen ein redliches Herz nie bezweifelte, versicherte sie ihn, daß sie ihren Gatten nie entehrt; indessen müsse sie gestehen, daß ihre Seele sich unbedachtsamer Weise einer unerlaubten Liebe geöffnet, welche sie hätte zum Bösen verleiten können, hätte der Himmel nicht bey Zeiten ihr Hindernisse in den Weg geworfen. Nach dieser offenherzigen Erklärung bat sie der gute Ritter Pedro Nuñez, Gott und seiner Lanze zu vertrauen, daß ihr Leben und ihre Ehre gerettet werden würden. „Indessen, setzte er hinzu, „kann ich nicht ohne Verletzung aus dem Kampfe gehen, denn ich unternehme nicht die Vertheidigung der reinen Unschuld, sondern der schwachen und wankenden Tugend." Als Don Pedro Nuñez die lumpigen Kleider, in welchen er reiste, abgelegt und die Rüstung angeschnallt und das Pferd bestiegen hatte, welche die Verwandten der Dame ihm gebracht, hätte es kaum mehr der Zeugnisse seines Ritterthumes bedurft. Ritter und Mann von Geburt standen auf jedem seiner Blicke, jede seiner Bewegungen eingegraben. Der Kampf war hartnäckig und eine Zeitlang zweifelhaft. Der in seinen Racheplänen so unerwartet gestörte französische Ritter stritt mit ungemeiner Wuth und hätte einmal seinen Gegner beynahe vom Pferde geworfen, indem er seine Lanze durch des Castiliers Helm stieß. Aber er blieb im Sattel, indem er eine Sekunde lang zu wanken schien, und durch den Stoß zu neuer Anstrengung gespornt, legte er den Franzosen zu seinen Füßen. Als Nuñez das Visir aufhob, fand es sich, wie er es der Dame prophezeihet, daß er ein Auge verloren hatte. Die Geschenke, welche jezt der Dame Familie den spanischen Pilgern aus Dankbarkeit aufdrang, setzten sie in den Stand, ihre Reise auf eine bequemere Art als bisher fortzusetzen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

(Beschluß.)

In Konzerten haben wir in kurzer Zeit einige der bedeutendsten Künstler gehört. Bernhard Romberg besuchte uns in dieser Messe abermals, und spielte unter andern ein neues, glänzend gearbeitetes Konzert aus H moll, und seiner trefflichen Elegie; sein talentvoller Sohn auf einem kleinern Violoncell ein Thema mit Variationen und Rondo von Peter komponirt. Der Gesang des Meisters auf dem Violoncell ist bekannt, und eben dieser Gesang ist das Schönste in seinen Leistungen, welche dießmal leider nur ein geringes Publikum fanden, da man sich höchst wahrscheinlich an dem erhöhten Eintrittspreis stieß. Noch geringere Theilnahme hat das kurz darauf folgende Konzert gefunden, welches eine gewisse Mad. Saint-Bericie in Verbindung mit einem Hrn. Anagliarini, einem Buffobassisten, im Saale des Clasingschen Kaffeehauses gegeben hat. Der Vortrag der erstern mag bey frischerer Stimme größern Beyfall gefunden haben. Ein Harmonikaspieler aus Prag, Hr. Merttik, gab in einem andern Saale am folgenden Tage Konzert. Die Harmonika, die er spielt, ist die gewöhnliche Glasglockenharmonika, die aber durch Herstellung einer gleichförmigen Bewegung der Glocken und Abdämpfung des Tons einige Verbesserungen erhalten hat. Hr. Mertlik bringt auch das Staccato auf seinem Instrumente mit ziemlicher Geschwindigkeit heraus, und spielt überhaupt mit großer Sauberkeit. — Den lautesten Beyfall aber erhielt der Meister auf dem Fortepiano, Moscheles, der in acht Tagen zwey zahlreich besuchte Konzerte im Saale des Gewandhauses gab. Er steht seinem Ziele: Kraft und Eleganz des Vortrags und höchste Vollendung des Mechanischen, so nahe, daß in dieser Hinsicht dem Hörer kein Wunsch mehr übrig bleibt. Als phantasiereichen Komponisten hat er sich uns durch sein originelles G moll-Konzert, welches eben (Wien bey Mechetti) im Stich erschienen ist, gezeigt, womit er hier in seinem ersten Konzerte auftrat. Mehr auf den äußern Glanz berechnet ist das Esdur-Konzert, welches er nachher spielte, in welchem seine schon früher bekannte brillante Polonaise den lezten Saz bildet; es ist noch Manuskript. Nächst dem obigen Konzerte haben uns die Variationen über das herrliche Thema: au clair de la lune gefallen, welche nicht in der gewöhnlichen Manier gearbeitet sind, sondern als Erguß einer originellen Phantasie, die frey und leicht mit dem Gedanken spielt, aus dem höchst kräftig instrumentirten Thema gleichsam hervorzuströmen scheinen. Im zweyten Konzerte spielte der große Künstler noch das ihm von Kalkbrenner gewidmete Rondo mit Begleitung des Orchesters. Was dort jeden mindern Spieler abschrecken wird, war ihm nur Spiel; so wie denn überhaupt das Vergnügen an der meisterhaften Leichtigkeit, mit welcher er die Tasten beherrscht, den Gedanken an Schwierigkeiten nicht aufkommen läßt. In beyden Konzerten zeigte M. auch sein großes Talent in freyer Phantasie; in der ersten Phantasie, die er vortrug, knüpfte er an die Melodie: Kind, willst du ruhig schlafen, und die des bekannten komischen Duetts: Wer's vielleicht um Eins; in der zweyten an zwey Themen aus Spohrs Jessonda (den Kriegerchor und das Hauptthema des beliebten Duetts) seine Gedanken an. Die leztere schien mir freyer und doch kunstreicher zu seyn. Ueberhaupt zeigten beyde das Eigenthümliche, daß die Phantasie des Künstlers immer auf Bildung origineller Passagen hinstrebte, und nur, wenn sie sich in mannigfaltiger Wendung derselben gleichsam gesättigt hatte, weiter ging. Allgemein war der Genuß an diesem geistreichen Spiele. Auch in Privatcirkeln hat sich dieser Künstler überall beliebt gemacht, da das Gefühl seiner Kraft von der liebenswürdigsten Bescheidenheit begleitet ist, die aus dem Bewußtseyn eines hohen Ideals entspringt.

Endlich dürfen wir das am 29sten September eröffnete Abonnements-Konzert nicht übergehen. In demselben trat zuerst Dlle. Veltheim vom königlichen Theater in Dresden als Gast auf. Der Umfang ihrer Stimme, besonders nach oben, und ihre musikalische Sicherheit eignen sich vornehmlich zum Bravourgesang. Mit Fertigkeit und Geschmack trug sie im ersten Konzerte eine Scene und Arie aus Rossini's Ciro in Babilonia und eine Cavatine von Generali, im zweyten die von Mozart für seine Schwägerin geschriebene und mit dem Bravourstyl damaliger Zeit etwas veraltete Arie: Sperai vicino il lido var, und bewies darin eben so viel Fertigkeit als Umfang und Ausdauer der Stimme. Man würde wohl zu viel fordern, wenn man eine völlige Gleichheit der höchsten Contratöne mit den niedern Corden der Stimme verlangen wollte. Im zweyten Konzerte zeigte Dem. Veltheim ihre musikalische Virtuosität auch durch fertigen und geschmackvollen Vortrag der schwierigen Prinzipalparthie eines Quartetts von Kuhlau, welches sie mit der größten Sicherheit aus dem Gedächtniß spielte; lezteres war um so mehr zu bewundern, da es dieser Komposition bey aller Tüchtigkeit des Sazes doch an dem innern Zusammenhange der Begeisterung fehlt. Es wurde ihr ein ungetheilter Beyfall zu Theil. Vom dritten Konzert an singt nun eine talentvolle Anfängerin, Dlle. Queck, aus Gotha gebürtig, deren sehr wohllautende Stimme eine sorgfältige Schule verdient. Von den großen Instrumentalwerken Mozarts, Haydns, Beethovens haben wir bisher schon mehrere; von neuen Musikstücken ein Violinkonzert Matläi's (E moll), dessen erster und lezter Saz vornehmlich ansprechend sind; ferner ein Konzertino für den Fagott von M. von Weber, vorgetragen von dem königlich sächsischen Kammermusikus Lorenz, gehört. Es that dem Ohre wohl, bey so viel Fertigkeit einen schönen Ton auf diesem Instrumente zu hören, da wir von diesem Instrumente nur knarrenden Bretterton in unserm Orchester zu vernehmen bekommen. Die Komposition gehört, ungeachtet ihrer Schwierigkeit, zu den leichten. —

Um nun noch einige Notizen über neue Literatur hinzuzufügen, bemerke ich, daß eben von dem in Altenburg erscheinenden encyklopädischen Wörterbuch des dritten Bandes erste Abtheilung erschienen ist, die bis zu dem Artikel Beschneidevorrede läuft, und nächstens der dreyzehnte Theil der großen Encyklopädie (bey Gleditsch) erscheinen wird. Unter einer Menge von Sammlungen lyrischer Gedichte, welche kürzlich erschienen sind, zeichnen sich die Dichtungen von J. Kreuser (Köln bey Bachem 1824) durch einen frischen, gemüthvollen Ton vortheilhaft aus. — Den Freunden der griechischen Sache wird die Darstellung Pouqueville's, welche Hr. von Hornthal nebst seinen Freunden in's Deutsche übertrug, (Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. Heidelberg bey Winter 1824. 1r — 3r. B., der vierte und lezte soll nächstens erscheinen) ein zusammenhängendes Bild jener Bewegungen im Osten verschaffen.

W.

Beylagen: Kunstblatt Nr. 97, und Monatsregister November.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. December 1824.

> Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
> Dichter sünd'gen nicht schwer! leicht ist die Strafe. Nur zu!
>
> Goethe.

Der Liebhaber am Bache.

S. Ovid's III. B. der Liebesgesänge 6te El.

Hendekasyllaben.

Schleichen will der Poet zu seinem Mädchen
In der winternden Nacht; doch halt! der Waldbach,
Sonst ein kleines, unscheinbar namenloses
Bächlein, das er so oft mit kaum benetztem
Fuß auf ähnlicher Liebesfahrt durchschnitten,
Jezt durch reichlich geschmolznen Schnee vom nahen
Lenz zum reißenden Strom herangeschwollen,
Hemmt ihm plötzlich die unbedachte Wandrung,
Und da steht er am Ufer jezt, der Arme,
Zwischen Hitze der Lieb' und Unwillshitze
Und anschauerndem Frost der Nacht getheilet.
Keine Brücke noch Fähr', ach! hilft hinüber;
Was nun thut der Poet? In Klageversen
Flehend jetzo, verwünschend dann den frechen
Ungelegenen Störelust, ergießt er
Ganz pathetisch sich, in die Wogung leert er
Den rhetorischen Schulsack aus, ja aller
Länder Flüsse, die einst, nach Dichtersage,
Liebentbrannt sich zu Erdenmädchen neigten,
Xanthos dich und Asopos, Acheloos,
Alpheus, Inachos, siebenmünd'ger Nilos,
Dein am längsten doch denkend, Tiberinus,
Hält er vor jezt dem Strom hin, ob kein Mitleid
Regen möchte des Tauben rauhen Waldsinn;
Doch der spottet nur sein, und immer wilder
Wird die Wogung, in immer vollern Strudeln
Wachsend steiget die stets genährte Stromsfluth,
Deiner Verse Gefluth weit überbrausend,
Armer Naso! So müss'st mit langer Nase,
Soll nicht selber der Strom dich in die Wirbel,
Gleich der Ilia, ziehn, du fort dich bücken,
Und zur Fabel wird fast und zur Komödie,
Was von Fabeln du, was du von Verwünschung
Komi-tragisch dahersingst, armer Naso!

Ez.

Geschichte des Don Roderich des Freygebigen und seiner Ritter.

(Beschluß.)

Die romantische Treue, welche die Ritter gegen ihren hingeschiedenen Herrn bewiesen, so wie der Edelmuth des Don Pedro gegen die französische Dame, waren ihnen indessen am kastilischen Hofe vorausgegangen. Der König fühlte sich stolz auf solche Unterthanen, und verkündigte seinen Entschluß, sie mit ausgezeichneter Ehre zu empfangen. Ein Bote ward den edeln Pilgern bis über die Grenze entgegengesandt, mit des Königs Befehl, daß sie das Land in den ärmlichen und abgetragenen Kleidern betreten möchten, die sie anhatten, als sie Toulouse erreichten. Aber schon in einer Entfernung von fünf Stunden, jenseits der Grenzlinie zwischen Aragonien und Kastilien, kam der König mit allen Großen seines Hofes den drey Rittern zu Fuß entgegen. Die Gebeine des Grafen Roderich wurden ohne Verzug nach Osma gebracht, wohin der König und sein Hof ihnen folgte, und durch seine Gegenwart bedeutend zu der Feyerlichkeit eines Begräbnisses beytrug, welches durch alle die damit verknüpften Umstände eines der merkwür-

digsten wurde, die man je in Spanien gesehen. Zu den Ehrenbezeigungen, welche der König den Rittern und ihren Familien erwies, fügte er auch noch bedeutende Schenkungen in Ländereyen, welche ihre Nachkommen noch zu der Zeit des Don Juan Manuel besaßen.

Die folgenden Anekdoten von der Rückkehr von zwey der Ritter sind der Geschichte angehängt, und vollenden das merkwürdige Sittengemälde jener Zeit.

Als Don Ruy Gonzalez nach seiner Ankunft zum Erstenmal mit seiner Gemahlin bey Tische saß, hob dieselbe ihre Hände gen Himmel, und dankte Gott, daß sie den Tag erlebt, wo sie wieder Wein und Fleisch kosten könnte. Ruy Gonzalez wunderte sich, und war betrübt über das, was er hörte, indem er vermuthete, irgend ein großes Unglück müßte seine Gattin betroffen haben, das sie in solchen Mangel versezt hätte. „Nein, es war nicht Armuth, erwiederte die Dame, welche mich gezwungen, mich so lange den Freuden des Tisches zu entziehen. Aber erinnere dich, Ruy Gonzalez, was am Tage unserer Trennung deine lezten Worte waren. „„Ich habe gelobt, sagtest du, nicht ohne den Grafen Roderich, weder lebendig noch todt, zurückzukehren. Sey du eine ächte kastilische Gattin, und ich hoffe zu Gott, daß es deinem Hause nie an Brod und Wasser gebrechen werde.““ Dieß waren deine Worte, und sie fielen zu tief in mein Herz, als daß ich sie hätte vergessen können. Von jenem Augenblick an gelobte ich, von Wasser und Brod zu leben, bis ich dich wieder sehen würde.“

Ein Hause von Verwandten hatte sich versammelt, um Don Pedro Nuñez zu empfangen. Die Freude, welche seine Rückkehr und die Versammlung so vieler Verwandten verursachte, ergoß sich in lautem Scherzen und Gelächter. Diese lärmende Heiterkeit aber erzeugte in dem Busen des Ritters einen Verdacht, welcher ihn seit seinem Kampfe mit dem Franzosen beständig gequält hatte. In Folge eines Volksvorurtheils unter den Spaniern, welches die Zeit kaum zu schwächen vermocht, wird ein Einäugiger von ihnen mit Verachtung angesehen. Die Benennung el Tuerto wird seinem Namen auf eine unzertrennliche Weise beygefügt, und er ist dem Verdacht unterworfen, als ob ein so sichtbares Zeichen ihm in der Absicht gegeben worden wäre, um Andere gegen etwas Boshaftes oder Gefährliches in ihm zu warnen. Das beständige Gelächter seiner Gäste, woran seine Gemahlin den lebhaftesten Antheil nahm, beunruhigte ihn immer mehr und mehr, indem er sich selbst für den Gegenstand desselben hielt, bis er es nicht länger mehr zu ertragen vermochte, und, die Gesellschaft verlassend, sich in sein Gemach begab, wo er sich auf's Bett warf, und das Haupt in seinen Mantel hüllte. Da die Gattin die lange Abwesenheit des Ritters bemerkte, folgte sie ihm, und erschrack, als sie ihn in diesem Zustand fand. Da sie sich versichert, daß er nicht krank wäre, so drang sie in ihn, ihr die Ursache seines Kummers zu entdecken, welches er endlich mit Schamröthe that. Sie verließ ihn dann, und als sie nach einigen Minuten wieder zurückkam, warf sie sich ihm mit blutströmendem Gesicht an die Brust und rief: „Mein Gemahl, wenn irgend Jemand so ehr- und herzlos seyn könnte, um über den Mangel deines Auges zu scherzen, so muß ich sicher den Spott mit tragen: denn siehe, meine Hände haben das an mir selbst gethan, was du durch die Lanze deines Feindes erlitten.“

Pilgerblätter.

II.

Roma caput mundi.

(Beschluß.)

Sieben Freuden Roms. Erstens, daß uns die nordischen Leiden, Sturm und Nebel, Bier und Tabak, Windmühlen und gestuzte Weiden nicht drücken. Zweytens, daß im hohen Gebirge zwar etliche Räuber hausen sollen, von Dieben aber kaum unter den Mischis des spanischen Platzes zu hören ist. Drittens, daß Rom ein geistliches Regiment hat, weil es unserer weltlichen keines vertragen könnte. Viertens, daß die schönste Gebirgskette und eine erhabene Wüste die sieben Hügel umziehen. Fünftens, daß es Ruinen, Tempel und Klöster gibt, den Labetrunk der Vergangenheit aus ihnen zu schöpfen. Sechstens, daß auch das Volk die alte Zeit noch nicht ausgezogen. Siebentens, daß die Kunst seit mehr denn Menschengedenken einen Wohnsitz in Rom gegründet hat.

Sieben Leiden Roms. Erstens, daß viel Unsitten, so sonst kein Vetturin hat nach Rom führen mögen, auf den Postkutschen eingefahren kommen und auf dem spanischen Platz halten. Zweytens, daß öfters viele Priester Finsterlinge sind, und von der Hierarchie Nutzen ziehen wollen, ohne an sie zu glauben. Drittens, daß den Poeten der Sinn fehlt für ihre Poesie, den Antiquaren für ihr Alterthum. Viertens, daß sie die Ruinen putzen, die sie sonst verwüstet, und die Antiken fortschicken, die sie sonst verstümmelt, daher es wohl gekommen, daß diese sich umgewandt und den Blick verloren haben am Orte, wo sie nicht hingehörten. Fünftens, daß sie ihrer Vorzeit in so fern vergessen sind, daß sie nicht aufhören, sich französisch zu kleiden. Sechstens, daß die neueste Kunst ihnen lieber ist, als die alte unvergleichliche und unerreichte. Siebentens, daß die Volkssitten untergehen, das Karneval dürftiger wird, und man auf dem Testuccio Walzer tanzt, wie man denn auch zur heiligen Messe zu spielen aufgehört.

Sieben Marmorbilder, so das Volk kennt: Erstens, die Kolosse von Monte Cavallo, über welche noch die Kunsterfahrnen staunen, und sollen die Dioskuren vorstellen, oder nach alten Büchern zwey Philosophen, Phidias und Praxiteles, so nackt und unverhüllt nach Rom gekommen, weil alle Wissenschaft ihnen unverhüllt war, und haben dem Kaiser Tiberius das Geheimste entdeckt. Zweytens, die Reiterstatue auf dem Kapitol, vorstellend nach Etlichen den Kaiser Mark Aurelius, nach Andern Constantinum Magnum, wieder nach Andern einen Reitersmann, der Rom von der Belagerung der Barbaren befreyt, und den barbarischen König zu Rosse fortgeschleppt, als die Eule, so noch zwischen den Ohren zu sehen, dessen nächtliche Wege verrathen hatte, wie sie pflegte. Drittens und viertens, Pasquino am Palast Braschi, nach den Gelehrten Menelaus und Patroklus, und Marforio, welchen sie für einen Flußgott halten, welche Beyde sonst Vieles gewußt und errathen haben, jezt aber Beyde still sind, seit Marforio auf's Kapitol gebracht ist und nichts mehr erfährt. Fünftens, Madame Lucrezia, hinter dem venezianischen Palast; führt ein sehr züchtiges Gewand, welches die Gelehrten der Göttin Isis zuwenden wollen. Sechstens, der Abbate Luigi, unweit S. Andrea della Valle, dessen Abbatenrock sonst eine Toga genannt wurde. Siebentens, die Naviccella auf dem Celius und die Barcaccia auf dem spanischen Platz, welches beydes Votivschiffe sind, und zwar hat das leztere, als Sinnbild wüster, unfruchtbarer Reisen, ein Engelländer gesezt, nachdem es ihm gelungen, Rom durchzusehen, ohne von den Plagen des verwünschten Landes Italia viel zu empfinden. Darüber liegt die sehr prächtige und höchst anständige spanische Treppe, welche zur Akademie der Franzosen führt; ingleichen vor derselbigen das große Postament mit dem Obelisken; weiter hinaus das verschlossene Thor des Pincius, wo sich die Deutschen angebaut, die sich lieber einschließen lassen, als aus Rom fortgehen. Von Bildern aber, so blos die Gelehrten kennen, steht anderswo geschrieben.

– Sieben Könige, sieben Welse, sieben Hügel, sieben Basiliken sind allbekannt. Sieben Plätze, sieben Palläste, alten Schlages, und sieben neumodische, sieben Villen, sieben Landhäuser, sieben Gärten, siebenerley Grün, Vignon und Orangen, die Pinie vom Garten Colonna, die Cypressen des Michael Angelo in der Karthause, Epheu der Villa Spada, die Palme von S. Giovanni e Paolo und die Eiche des Tasso in S. Onofrio. Im alten Rom hat es auch Lorbeerhaine gegeben, sind aber eingegangen, wie das lezte Reis des Virgilischen Grabes, weil die Herzogin von Devonshire ihren Hündchen einen Cippus daneben errichten ließ. Sieben Städte Italiens; Roma, die heilige, Neapolis, die süße, Genua, die mächtige, Bononia, die feste und Mutter der Wissenschaften, Venetia, die reiche, Florenz, die schöne, Mailand, die große.

Von der Siebenzahl stehet viel hier und anderwärts. Der es zuerst geschrieben, hat es Responsa Sybillae genannt.

Desiderius.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

Am 2ten November begeht die römische Kirche eines ihrer sinnigsten Feste, das Fest der Todten. Es ist eine schöne menschliche Sitte, einmal des Jahrs vorzugsweise seiner dahingeschiedenen Lieben zu gedenken, mit denen uns ein frommer Glaube in steter Verbindung erhält – und wir verweilen in diesen Tagen gerne bey den Denkmälern, die an den Grenzen zweyer Welten aufgerichtet stehen. Der Gedanke: aufhören zu seyn, ist freylich nicht aufrichtend, und ich theile ganz die Meinung des geistreichen Jouy über den düstern Young, der mit einförmiger, kläglicher Stimme nur immer die Worte wiederholt: „Der Tod sey eure einzige Unterhaltung zu jeder Stunde und an jedem Orte." Diese Moral eines schwermüthigen Träumers, der unter dem Vorwande, uns mit einem unvermeidlichen Uebel vertraut zu machen, uns das Bild desselben beständig vor Augen hält, wirkt der Natur des Menschen und seinem Glücke zuwider; der beständige Gedanke an den Tod betrügt uns um unser Leben. Aber auch jene gemüthlosen Weichlinge sind zu verachten, die jeden ernsthaften Gedanken verbannen und durch's Leben dahin taumeln, ohne je an dessen Ende zu denken. Um sich des Lebens zu freuen, muß man dessen Dauer manchmal erwägen, und furchtlos die Grenzen der Zeit abmessen; man lernt dadurch den Werth desselben erst recht kennen und es gut anwenden. Dem Münchner ist der Allerseelentag, oder vielmehr der Vorabend desselben, ein Nationalfest. Wie vierzehn Tage früher die halbe Bevölkerung der Stadt in die Vorstadt Au wallt, wo der Herbstmarkt gehalten wird, eben so unaufhaltsam und wohl auch eben so gedankenlos strömt die Menge jezt dem großen Kirchhofe zu, und ein reiches üppiges Leben wogt über der Werkstätte der Verwesung. Man findet in diesem ungeheuern Raum wohl eine Menge kostbarer und meisterhaft gearbeiteter Monumente in Bronze und Stein, aber guter, sinniger und korrekter Grabschriften gibt es nur sehr wenige. Am Allerseelentage sind nun die meisten Gräber mit Blumen und brennenden Kerzen geschmückt, und werden von armen betelnden Frauen gehütet. Erblickt man diese schlotternden Matronengerippe, in Lumpen gekleidet, zum Erstenmale neben den Gräbern, so könnte man glauben, die Todten wären erstanden, aber an den griechischen Genius denkt wohl Niemand, wie er die Fackel auslöscht. Ueberzeugt man sich nun von der leiblichen Existenz dieser gespensterartigen Wesen, so bekömmt man einen schlechten Begriff von der Milde christlicher Barmherzigkeit, welche diese armen Geschöpfe bey kaltem Wind und Wetter für ein geringes Almosen die Gräber der Verstorbenen hüten läßt.

Da wir eben bey Gräbern verweilen, so will ich eines Vorganges gedenken, der zwar an sich sehr unerheblich ist, aber in einer Zeit, wo mehr von Duldung gesprochen als Duldung geübt wird, immer erwähnt zu werden verdient. In dem Dorfe Neuhausen, zwischen München und Nymphenburg, starb unlängst Johann Fahrner, aus der Gegend von Zürich gebürtig, reformirter Religion. Nachdem er früher als Pächter sich und die Seinigen im Schweiße seines Angesichts kümmerlich genährt, brachte er es durch Fleiß und Ordnungsliebe dahin, daß er den bedeutenden Hof käuflich an sich bringen

konnte. Er war seiner Einsicht und Geschicklichkeit wegen geschäzt und als dienstfertiger und verträglicher Mann allgemein beliebt, darum wählte ihn die (katholische) Gemeinde zum Gemeindevorsteher. Da der Verstorbene zur evangelischen Gemeinde in München gehörte, so wurde er von dem Diakon derselben, Hrn. Dr Beck, nach dem evangelischen Ritus in Neuhausen beerdigt. Außer seiner Familie, seinen Hausgenossen und vielen Bekannten aus München und der Umgegend, begleitete den Entschlafenen auch ein Theil des königlichen Landgerichtspersonales, so wie die ganze Gemeinde im festlichen Zuge mit Bruderschaften und Fahnen an der Spitze, zum Grabe. Hier hielt der evangelische Geistliche eine passende Rede, während welcher kein Auge der so zahlreichen Trauerversammlung trocken blieb. Die dankbare Gemeinde ehrte das Andenken ihres würdigen Ortsvorstandes auch durch einen katholischen Gottesdienst mit einem feyerlichen Seelenamt und Messe, bey welcher die ganze Familie Fahrner und viele seiner katholischen und evangelischen Bekannten aus München und andern Orten, nebst dem evangelischen Geistlichen, der ihn beerdigt hatte, beywohnten. — Möchte doch in allen Gemeinden derselbe ächte christliche Geist der Bruderliebe walten, wie er sich hier in Neuhausen ausgesprochen hat! Mögen alle Ortsvorstände dem Johannes Fahrner gleichen! Mögen — vor allem — die Geistlichen, die das Evangelium der Liebe predigen, nicht selbst Anlaß zu gegenseitigem Hasse geben, und dem Beyspiele des katholischen Benefiziaten und des evangelischen Diakons folgen, die sich nach dem Seelenamte im Trauerhause brüderlich die Hand drückten, und mit gleichen Gesinnungen den zu frühen Tod eines theuern, Beyden werthen Mannes und Freundes betrauerten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

— In Betreff des berühmten italienischen Naturforschers Giovanni Brocchi, mehrere Jahre lang einer der gewichtigsten Mitarbeiter an der Biblioteca Italiana, vernimmt man aus Syrien, daß er seit seiner Rückkehr aus Nubien sich zu Balbek aufgehalten, und daselbst die Aufsicht über die Bewerbung einer, in der Nähe des Libanon entdeckten, Steinkohlengrube geführt habe. Das Herbarium des Hrn. Brocchi ist reich an seltenen Pflanzen und nicht minder beträchtlich seine Sammlung mineralogischer oder vielmehr geologischer Gegenstände. Doch hat er auf dem Libanon und Antilibanon wenig besonders merkwürdige Pflanzen gefunden, und die dortige Vegetation ist von jener in Sizilien und dem südlichen Calabrien nur wenig verschieden. Seine Reise aus Nubien nach Syrien ist sehr glücklich gewesen, und ganz zu Lande ausgeführt worden.

— Laut der Berichte eines Reisenden, welcher sich im Juni jüngsthin zu Turin aufgehalten, wären zwar die Sammlungen des bekannten egyptischen Consuls Drovetti, aus denen sich, unter den Auspizien des Königes, in gedachter Hauptstadt ein eigenes egyptisches Museum bilden soll, zur Stunde größtentheils noch nicht ausgepackt, und zwey bis dreyhundert Kisten und Packe lägen noch uneröffnet. Nichtsdestoweniger gewähren schon die bis jezt zur öffentlichen Schau gebrachten Gegenstände einen höchst merkwürdigen, in seiner Art einzigen Anblick. Einer schönen, acht Fuß hohen Statue des Sesostris, von rosenfarbnem Granite, des obern Theiles einer Bildsäule der Gemahlin des gedachten Königes, und einer dritten Statue mit einem Löwenkopfe und einer Zueignung aus der Regierungszeit Aménophis des Zweyten, die sämmtlich in dem Hofraume des Palastes der Universität aufgestellt sind, nicht zu gedenken, ist auch der Hof des Museums selbst mit kolossalen Gestalten aus grünem Basalte und rosenfarbigem Granit angefüllt und auch das Innere des Gebäudes mit Riesen bevölkert. Unter diesen bemerkt man eine acht Fuß hohe Gruppe von vortrefflicher Arbeit, vorstellend den Amon-Ra in sizender Stellung und ihm zur Seite den König Horus, den Sohn des Aménophis II, von der XVIII. Dynastie; sodann eine kolossale Statue des Königs Misphra-Thuthmosis, so gut erhalten, als wäre sie gerade jezt aus der Künstlerwerkstätte hervorgegangen; einen Monolith von sechs Fuß, vorstellend Ramsès den Großen (Sesostris) auf seinem Throne sizend, zwischen Amon-Ra und Néith; diese Gruppe ist von rosenfarbnem Granit, und sehr wohl ausgeführt. Nicht minder gut gearbeitet ist eine kolossale Statue des Königs Moeris, aus grünem Basalte. Ferner sieht man eine Statue zu Fuß, die den Aménophis II. vorstellt; eine andere des Gottes Phtha, aus der Zeit des eben genannten Fürsten, in Sandstein zusammengruppirt den König Aménostép von der XIX. Dynastie und seine Gemahlin, die Königin Atari, eine andere Statue über Lebensgröße, in grünem Basalt, nach Kameen-Art gearbeitet, welche Ramsès den Großen vorstellt. An den Pfeilern des Throns erblickt man in erhabener Arbeit seinen Sohn und seine Gemahlin. Sehr beträchtlich ist auch die Zahl der in Basalt, rothem und weißem Sandstein, weißem Kalkstein und aschgrauem Granit ausgearbeiteten Leichenstatuen ꝛc. Unter diesen bemerkt man einen Mann in kauernder Stellung, auf dessen Tunika eine vierzeilige egyptische Inschrift in Volksmundart zu lesen ist. Pfeiler, von vier, fünf und sechs Fuß Höhe, finden sich über hundert, ferner ein Altar mit hieroglyphischen Inschriften, nebst einer großen Menge anderer antiquarischer Gegenstände verschiedener Art. Die Zahl der Manuscripte beläuft sich auf 171, wovon bereits 47 auseinander gerollt sind. Unter diesen befinden sich etwa zehn Contracte in volksthümlicher Schrift. Eine griechische Papyrus-Rolle enthält einen, das Besizthum eines Hauses betreffenden Prozeß zwischen zwey Einwohnern von Theben, die Ansprüche der streitenden Partheyen und die Rechtsgründe der Advokaten sind in dem Aufsaze ausführlich zergliedert, und die, jene Ansprüche begünstigenden Gesezesartikel, so wie auch der, sich aus der Zeit des Ptolemäus Evergetes herschreibende Urtheilsspruch, wörtlich angeführt. Eine, in egyptischer und griechischer Sprache abgefaßte Inschrift ist ein Decret, ausgefertigt unter der Regierung der Cleopatra und ihres Sohnes Cäsarion, zu Ehren des Präfekten des Weichbildes von Theben. Es findet sich in dieser Sammlung von Papyrus-Rollen auch ein phönicisches Manuscript, das aber blos Fragmente darbietet.

Einen Verlust erlitt Mailand im Februar d. J. durch den Tod des Freyherrn Innocenzo Isimbardi. Nicht so fast in Folge eines vollständigen Unterrichtes, als vielmehr seiner natürlichen Anlagen hatte Isimbardi sich auf das Studium der Mechanik gelegt, wozu er einen besondern Beruf zu haben schien und worin er sich in kurzer Zeit so sehr auszeichnete, daß er mehrere überaus sinnreiche und nüzliche Maschinen ersand und zur Ausübung brachte. Er liebte und kultivirte auch die schönen Künste, zumal die Musik. Auf seinen Reisen erwarb er sich die Bekanntschaft und Liebe eines Breguet, Bordier und Adam. Er wurde zum Gouvernements-Rath, zum Generaldirektor des Münzwesens und der Bergwerke, zum Ritter der eisernen Krone, zum Mitgliede des Instituts ernannt und starb im sieben und funfzigsten Lebensjahre.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 97.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. December 1824.

Kann man dich so betäuben, daß du dich selbst nicht kennst,
Und einen andern nun mit deinem Namen nennst?

N.

Selbstverwechselung eines dicken Mannes.

(Eine florentinische Erzählung.)

In der Stadt Florenz und im Jahr Christi 1409 fand sich eine Gesellschaft junger Leute im Hause eines Edelmannes, Namens Tommaso de' Pecori, zu einem Gelage ein. Nach der Mahlzeit, als man am Feuer stand und von allerley Dingen sprach, wie es an solchem Ort unter Gesellen geschieht, sagte Einer von ihnen: „Ey, was soll das heißen, daß diesen Abend Manetto Ammanatini nicht hat kommen wollen, da wir es ihm doch Alle gesagt haben?“ Dieser Manetto war einer, der eingelegte Holzarbeiten machte, er hatte seine Bude auf dem Platz von S. Giovanni, und galt für einen vortrefflichen Meister in solcher Arbeit, wie auch für zierliches Tischgeräth, er war ein wackerer, gutmüthiger Geselle von acht-und-zwanzig Jahren. Weil er stark und groß war, nannte man ihn den Dicken, und er war fast immer mit jener Gesellschaft zusammen, die sämmtlich aus lustigen Leuten bestand. Wegen Geschäften oder aus Eigensinn, oder warum sonst, hatte er jenen Abend auf mehrfache Einladung nicht kommen mögen. Man rieth nach der Ursache, und ward endlich einstimmig, sie nur seiner Laune beyzumessen, diese aber zu züchtigen. „Wie aber? fragte Einer der Gesellschaft; was kann man anders thun, als ihn eine Mahlzeit bezahlen lassen, oder dergleichen?“ Filippo di Ser Brunelleschi aber, ein durch seine Vortrefflichkeit wohlbekannter Mann, der genauen Umgang mit dem Dicken hatte, fing, nachdem er lange still vor sich hingesonnen hatte, folgendermaßen zu reden an: „Gesellen, wenn wir wollen, hätte ich Lust, einen schönen Spaß anzugeben, der euch Allen Freude machen sollte. Mein Plan ist der, den Dicken glauben zu machen, daß er in einen Andern verwandelt, und aus dem Dicken ein anderer Mensch geworden sey.“ Die Gesellen antworteten darauf: „Das ist unmöglich!“ Filippo, ein feiner Kopf, bewies ihnen das Gegentheil. Sie gaben sich das Wort für Rede und That, und es ward beschlossen, der Dicke solle den Namen eines gewissen Matteo erhalten, der von der Gesellschaft war.

Der erste Anfang wurde am folgenden Abend gemacht. Filippo di Ser Brunelleschi, der mit dem Dicken mehr Verkehr hatte als alle Uebrigen, ging um die Stunde, in der man die Werkstätten schließt, nach der des Dicken. Nachdem er dort allerley Gespräch geführt hatte, kam, verabredetermaßen, ein Knabe in größter Eil herein und fragte: „Ist Filippo di Ser Brunelleschi etwa hier?“ Filippo antwortete ihm bejahend, er sey es selbst, und fragte nach dem, der ihn geschickt habe. Der Knabe antwortete: „Ihr müßt eiligst nach Hause kommen, vor zwey Stunden schon ist Eure Mutter sehr krank geworden und will sterben.“ Filippo zeigte sich sehr betrübt und sagte: „Gott sey mir gnädig!“ und nahm Abschied von dem Dicken. Der Dicke, als sein Freund, sagte: „Ich will mit dir kommen, wenn du vielleicht etwas bedürftest:

in solchen Fällen muß man seiner Freunde Dienste annehmen." Filippo dankte ihm: „Jezt bleibe hier, aber ich will dich rufen lassen, wenn ich dich nöthig habe." Er ging weg, und that, als wolle er nach Hause gehen, wandte sich aber seitwärts nach dem Hause des Dicken, das vor der Kirche S. Reparata lag. Er öffnete die Thür mit einem Messerchen, wie er die Art und Weise wohl kannte, und schloß sich mit den Riegeln dergestalt ein, daß Keiner hinein konnte. Der Dicke hatte eine Mutter, die an jenem Tag nach ihrem Grundstück in Polverosa gegangen war, um die Wäsche zu besorgen; tagtäglich wurde sie zurückerwartet. Als nun der Dicke die Werkstatt verschlossen hatte, und zu verschiedenen Malen auf dem Platz von S. Giovanni auf- und abgegangen war, wie er die Gewohnheit hatte, mit Filippo und dessen armen Mutter mitleibig beschäftigt, und irgend eine Botschaft von ihm erwartend, ging er endlich, als es ein Uhr nach Ave Maria geschlagen hatte, seinem Hause zu. Er stieg die zwey Stufen desselben hinauf, und wollte, seiner Gewohnheit nach, öffnen, versuchte zu mehreren Malen vergebens, und bemerkte endlich, daß die Thür von innen verschlossen war. Nun klopfte er und rief: „Wer ist oben? Machet mir auf!" Er zweifelte nicht, daß seine Mutter zurückgekommen sey und von innen verschlossen habe. Statt dessen stieg Filippo innen auf die Treppe, und rief mit der nachgeahmten Stimme des Dicken: „Wer ist unten?" Der Dicke erwiederte ihm: „Macht mir auf!" Filippo stellte sich, als erkennte er jenen Matteo, für den der Dicke, nach geschehener Verabredung, sich halten sollte, und als sey er selbst der Dicke. „Ey, Matteo, rief er hinunter, geh' deiner Wege: ich bin sehr beschäftigt. Filippo di Ser Brunelleschi war vorher in meiner Bude, und erhielt die Nachricht, daß seine Mutter todt-krank sey, was mich sehr betrübt." Dann wandte er sich zurück und rief: „Frau Giovanna (so hieß die Mutter des Dicken), macht das Abendessen zurecht; Ihr seyd auch gar zu lange geblieben. Zwey Tage nur habt Ihr ausbleiben wollen, und seyd erst jezt in der Nacht zurückgekommen!" Darauf brummte er noch etliche Worte hin, ganz in der Art des Dicken. Als der Dicke so reden hörte und seine eigene Stimme erkannte, sprach er: „Was soll das heißen? Kommt es mir doch vor, daß Jener oben ich selbst sey; denn er spricht, daß Filippo in seiner Bude war, als ihm von seiner Mutter Krankheit berichtet wurde, und zankt noch mit Frau Giovanna. Als er eben die beyden Stufen, welche zur Hausthüre führten, wieder herunterging, kam verabredetermaßen Einer, Namens Donatello, ein Marmorarbeiter und genauer Freund des Dicken, vorbeygegangen, begegnete ihm ganz nahe, und sagte ihm beym Dämmer des Abends wie verloren: „Guten Abend, Matteo, suchst du den Dicken? Er ist erst eben nach Hause gegangen." Darauf ging er weiter. Hatte der Dicke vorher sich gewundert, so verlor er bey Donatello's Rede das Gedächtniß, und ging auf den Platz von S. Giovanni, indem er bey sich sagte: „Hier will ich indeß mich hinstellen, es wird wol Einer kommen, der mich kennt, und mir sagt, wer ich bin."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das burmanische Reich.

Dieses Reich, mit welchem die brittische Regierung in Indien seit Kurzem in Krieg verwickelt worden, ist, nach China, das größte und mächtigste im fernen Orient. Es erstreckt sich von der malay'schen Halbinsel und Siam bis zum fernen Thibet, und von dem Meerbusen von Bengalen und den brittischen Besitzungen beym Ganges bis China, Laos und Cambodia; ein Flächenraum von mehreren hunderttausend Quadratmeilen, von welchem wir wenig mehr als einige Städte und Gegenden an dem Meerbusen kennen. Es ist erst seit 1740 zu seiner jetzigen Größe herangewachsen, als die Peguer sich gegen Ava empört, den König des Landes ermordet, und einem Abentenrer, Namens Alompea, Gelegenheit gegeben, sich auf den Thron zu schwingen, und durch sich und seine Nachkommen ein Reich zu gründen, welches aus einer zahllosen Menge einst unabhängiger Königreiche, Völker und Stämme zusammengesetzt ist, und welches, obgleich durch lange Kriege entvölkert, dem östlichen und südlichen Asien sehr gefährlich werden könnte, wenn die Britten in diesem Kriege nicht seine Macht brechen.

Die portugiesischen Schriftsteller der beyden leztern Jahrhunderte liefern vieles Wissenswerthe über die meisten Gegenden, aus welchen dieses Reich zusammengesetzt ist, und die bewährtesten Schriftsteller neuerer Zeit, die darüber geschrieben, sind: Symes, Canning, Buchanan und Cox, aus welchen Hamilton in seiner Beschreibung von Hindostan und den anstoßenden Ländern eine vortreffliche Uebersicht geliefert hat, wozu man noch dessen Beschreibungen von Cachar und Assam, welche seitdem mit dem burmanischen Reiche vereinigt worden, lesen muß. Als ein Beweis aber, wie unbefriedigend alle unsere Nachrichten über jene Terra incognita sind, diene nur die Bemerkung, daß man die Einwohnerzahl von drey bis auf zwanzig Millionen geschäzt hat. Indessen weiß man, daß das Land mehrere gute Häfen, viele große und schiffbare Flüsse, große Reichthümer an Gold und Edelsteinen, einen tüchtigen, den Chinesen ähnlichen, Menschenschlag, ein gutes Klima, einen, bey den Flüssen wenigstens, vortrefflichen Boden, und eine bedeutende Ausfuhr an Baumwolle, Reis, Schiffbauholz und selbst gefertigter

Schiffe hat; daß die Regierung im höchsten Grade despotisch ist, und das Volk, wie in der Türkey, den Beamten zum Ausplündern hingegeben wird, und, wie dort, zu jeder Frohnarbeit, so wie zum Kriegsdienst, auf jeden Wink bereit seyn muß, und, was dort nicht der Fall ist, der Monarch und die Großen sich aller Industrie und alles Handels zum eigenen Vortheil bemächtigen, und von allen Erzeugnissen und allen Waaren den Zehnten erpressen; daß die buddhistische Religion die herrschende ist, und eine Menge Priester hat, aber auch jede andere geduldet wird, welches sich besonders durch den Einfluß vieler Brahminen beweist, die sich seit einigen Jahren dort niedergelassen, und einen großen Ruf als Sterndeuter genießen; daß die Vorschriften der Religion meistentheils der Vernunft und Sittlichkeit gemäß sind, und die Obrigkeit sich im Allgemeinen das Ansehen gibt, auf Sittlichkeit und Ordnung zu halten, mit einer Strenge, welche an die Barbarey grenzt, dagegen aber auch wieder, wenn die Staatskasse außerordentlicher Mittel bedarf, dem Volke den Gebrauch des Opiums, geistiger Getränke und Hazardspiele gestattet, welche die Gesetze streng verbieten; daß der Charakter der Nation, wie der chinesische, zum Ceremonienwesen geneigt ist, und genau auf Formen hält, dabey aber unternehmend, kühn und aufbrausend, und gegen Feinde fürchterlich grausam; daß die Frauen sich frey und offen sehen lassen, und weit mehr Vorrechte genießen, als in andern asiatischen Ländern, in geistiger Hinsicht aber ihnen alle Fähigkeit abgesprochen wird; daß das Gesetz nur eine Ehefrau anerkennt, ob es gleich Kebsweiber duldet; daß Fremde ermuntert werden, im Lande zu heirathen, aber weder ihre Weiber noch Kinder das Land verlassen dürfen, nebst mehrern andern Eigenheiten, deren Beschreibung uns zu weit führen würde.

Der Stolz und die Aufgeblasenheit der Regierung, so wie die Unterwürfigkeit der Unterthanen, geht in's Lächerliche: Alles, was auf den König Bezug hat, ist golden; seine Befehle kommen aus dem goldenen Munde; eine Nachricht, die ihm überbracht wird, gelangt zu den goldenen Ohren; was er beriecht, gefällt der goldenen Nase; was er berührt, kommt unter die goldenen Hände, und jede Bittschrift wird zu den goldenen Füßen gebracht. Die Unterthanen bestehen darauf, der König von England sey ein Vasall ihres Monarchen, und sein Minister soll ernstlich gedroht haben, nach England zu marschiren, wenn die Regierung zu Calcutta nicht den Befehlen des goldenen Mundes gehorchte. Ja man erzählt, daß, als ein englischer Agent vor einigen Jahren gegen den Vicekönig von Pegu bedauerte, daß Europa schon so lange von Kriegen heimgesucht würde, derselbe geantwortet: es wäre Schade, daß der König von England sich nicht gleich mit einer geziemenden Vorstellung an den goldenen Monarchen gewandt, weil dieser dann gewiß ein Heer nach Europa geschickt, und die Sachen schnell beygelegt haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

Seit einiger Zeit ist im Prater, nämlich in der Nähe der dort befindlichen Schwimmschule, die vom Professor Franz Ritter von Gerstner erbaute Holz- und Eisenbahn aufgestellt. Der Erbauer erhielt im vorigen Monat September von Sr. Majestät ein ausschließliches Privilegium auf fünfzig Jahre zu Erbauung einer solchen Bahn zwischen der Moldau und der Donau. Die ganze Bahn ist in natürlicher Größe errichtet, ein Drittheil ist von bloßem Holze, ein Drittheil von Holz mit schmiedeeisernen Schienen beschlagen, und das lezte Drittheil ganz von Gußeisen. Von den dabey gebrauchten Wagen hat einer ganz gußeiserne, der andere hölzerne, mit einem schmiedeeisernen Reife beschlagene, sechs Zoll breite, Räder. Ein jeder dieser Wagen wird mit einer Ladung von fünfzig Centnern beladen, und ein mittelmäßig starkes Pferd zieht beyde aneinandergehängte Wagen, die zusammen 38 Wiener Centner wiegen, sammt der Ladung von hundert Centnern, ohne besondere Anstrengung auf der Eisenbahn abwechselnd hin und her. Wird dieses Pferd blos einem Wagen vorgespannt, so zieht es ihn sammt der Ladung von fünfzig Centnern mit der größten Leichtigkeit im Trabe fort. Auf der Holzbahn zieht ein Pferd sechzig Centner im ganz gewöhnlichen Schritt und vierzig C. im Trabe. — Die Verbindung der Moldau mit der Donau ist für die Handlung des nördlichen Deutschlands nach Süden und Osten, und insbesondere für die östreichischen Staaten ein sehr wichtiger Gegenstand, der sowohl in ältern als neuern Zeiten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, und worüber vielfältige Vorschläge schon gemacht wurden. Auch für den großen Welthandel würden aus der Verbindung beyder Flüsse bedeutende Vortheile entspringen, indem für die Schiffbarmachung der Moldau bis zu ihrer Einmündung sich das mittelländische und schwarze Meer mit der Nordsee vereinigen ließen. Die zur Verbindung dieser Ströme gemachten Vorschläge betrafen theils die Anlage eines schiffbaren Kanals, theils die Erbauung einer Eisenbahn. Schon unter der Regierung Kaisers Karl IV, im Jahr 1375, soll der Antrag gemacht worden seyn, zum Vortheil des böhmischen Handels einen Kanal von der Donau zur Moldau zu führen. Die Stadt Prag war damals der Sitz des römischen Kaisers und hatte schon in dieser Hinsicht einen ansehnlichen Handel. Das blühende Haus Rosenberg wollte die Kosten vorstrecken. Die Absicht des Kaisers ging dahin, diese Haupt- und Residenzstadt durch die Verbindung der Donau mit der Elbe zum ersten Handlungsplatze in Europa zu erheben. Der bekannte Le Maire hat in seiner hydrographischen Karte der östreichischen Staaten auch an eine Vereinigung der Moldau mit der Donau gedacht und hierzu einen Plan geliefert. Die Verbindung mittelst einer Eisenbahn wurde von dem Vater des genannten Ritters Franz von Gerstner, dem damaligen Professor der höhern Mathematik und Mechanik zu Prag, im Jahr 1807 in Antrag gebracht, und dann in einer sechs Jahre später erschienenen Abhandlung mit den Gründen dafür entwickelt. Der ungetheilte Beyfall, den die darin aufgestellten Grundsätze im In- und Auslande erhielten, hat für ihre Richtigkeit entschieden. Unter die wichtigsten Ge-

genstände der neuern Mechanik gehört unstreitig die Verbesserung und Einführung der Eisenbahnen in England. Als man im Jahr 1680, des immer mehr überhand nehmenden Holzmangels wegen, sich in London und andern englischen Städten genöthigt fand, Steinkohlen zur Feuerung zu verwenden, wurden zur Verminderung der großen Transportkosten hölzerne Bahnen von den Steinkohlengruben in den Grafschaften Northumberland und Durham bis zu den Flüssen Wear und Tyne gelegt, auf welchen die Kohlen mittelst eigens hierzu gebauten Wagens zu den Schiffen verführt, und mit diesen zum Absaz an den englischen Küsten weiter gebracht wurden. Auf diesen noch ganz unvollkommenen Bahnen machte man bereits die Erfahrung, daß ein Pferd mit Leichtigkeit einen mit Steinkohlen beladenen Wagen ziehen konnte, wozu vorher auf der gewöhnlichen Straße drey und mehr Pferde gebraucht wurden. Ungefähr sechzig Jahre nachher wurden die ersten Bahnen von Gußeisen gelegt, und dreyßig Jahre später bedeutende Verbesserungen an den Transportwagen vorgenommen, auch die Eisenbahnen mehr und mehr vervollkommnet, bis man endlich Bahnen ganz von Gußeisen und ganz von Schmiedeeisen legte, ja sogar gußeiserne Bahnen mit Schienen von Schmiedeeisen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde in Caernarvonshire eine Eisenbahn angelegt, wobey zehn Pferde dieselbe Arbeit, wie vierhundert auf der vorher bestandenen Straße verrichten. Aus allen bisher gemachten Versuchen ergibt sich, daß die Anlage der Eisenbahnen vor jener der kleinern Schiffahrtskanäle beträchtliche Vorzüge besizt, und daß der Transport auf ersteren nur halb so viel als auf lezteren kostet. Die Abnuzung einer Eisenbahn ist im höchsten Grade unbedeutend, man sieht in England deren, nach dem Zeugniß des Ritters Franz von Gerstner, der das Land zum Behuf seines Unternehmens bereist hat, die vor zwanzig und mehr Jahren angelegt wurden, und wobey keine sichtbaren Spuren der Abnuzung zu bemerken sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Aus Italien.

(Beschluß.)

Das Cirkular-Schreiben, welches der heilige Vater, wie auch seine Vorgänger beym Antritte ihrer Regierung gethan haben, unterm 3ten Mai jüngsthin an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Christenheit erlassen hat, ist nun zur öffentlichen Kunde gekommen. In demselben muntert Leo XII. seine Untergebenen neuerdings auf, ihr Hirtenamt mit Eifer und Standhaftigkeit zu versehen, und namentlich bey den Ordinationen in ihren Residenzen und bey den Visitationen ihrer Diöcese mit Klugheit zu Werke zu gehen. Ganz besonders empfiehlt er ihnen, gegen den Tolerantismus oder Indifferentismus auf ihrer Hut zu seyn, der in solchem Grade überhandgenommen habe, daß, der Offenbarung zum Troze, aus demselben ein reiner Deismus oder gar ein bloßer Naturalismus geworden sey. Weiterhin läßt sich der heilige Vater über das Gefahrvolle der sogeheißenen Bibelgesellschaften vernehmen, welche unter dem Scheine, zur Verbreitung des Verständnisses der heiligen Schriften mitwirken zu wollen, den wahren Sinn derselben verkehren. Schließlich ermahnt er seine Untergebenen, auf den Herrn zu hoffen, daß durch seine Vermittlung auch die Gewalt der weltlichen Fürsten zu ihrer apostolischen Amtsverwaltung mitwirken werde, indem Vernunft und Offenbarung lehren, daß, wenn von dem Ansehen der Kirche die Rede sey, es sich um der Fürsten eigene Sache handele, weil es nicht möglich sey, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, ohne Gott zu geben, was Gottes ist.

Zu Mailand war im Januar 1824 in seinem 84sten Lebensjahre der Graf Piedro Moscati verstorben. Ohne die übrigen Wissenschaften zu vernachlässigen, hatte er sich besonders in der Arzneykunst und in den Naturwissenschaften hervorgethan. Wenn er auch zuweilen Ansichten huldigte, von denen er im Grunde schwerlich überzeugt seyn konnte, so that er solches vornehmlich in der Absicht, den Untersuchungsgeist in Andern rege zu machen. Dahin gehört z. B. seine Behauptung, daß der Mensch geschaffen sey, um auf Vieren zu gehen. Zur Unterstüzung dieses Sazes sah man ihn alle Kenntnisse, welche die Physik und Anatomie an die Hand zu geben vermochten, entwickeln. Thätig interessirte er sich für alle Anstalten seines Zeitalters, welche das Fortschreiten in Wissenschaften und Künsten und die Civilisirung seines Landes zum Zwecke hatten. Die politischen Umgestaltungen, welche die Lombardie erfahren mußte, sezten ihn Verfolgungen aus, führten aber späterhin viel Ehre für ihn herbey. Er wurde einer der Direktoren der cisalpinischen Republik. Diese Würde verschaffte ihm Titel genug, um im Verfolge der Zeit Staatsrath, General-Direktor des öffentlichen Unterrichts, Senator des Königreichs Italien, Mitglied des italienischen Instituts, der Ehrenlegion und des Ordens des eisernen Kreuzes, Graf, mit einem Worte einer von denjenigen Italienern zu werden, welche Napoleon mit seinen Gunstbezeigungen überhäufte. Ehre und Reichthum aber, anstatt ihn die Wissenschaften vergessen zu machen, wurden vielmehr für ihn ein gedoppeltes kräftiges Mittel, zu ihrer Aufmunterung beyzutragen. Den Thurm einer aufgehobenen Kirche hatte er in eine astronomische und meteorologische Warte verwandelt, welche er dem Lyceum von Sankt-Alexander zum Geschenk machte. Mit Würden belastet und mit Auszeichnungen überhäuft, betrug er sich fortwährend als ein Philosoph. Auch hörte er nicht auf, als Arzt seinen Freunden und Jedem, der seinen Rath ansprach, Hülfe zu leisten. Alle diese Eigenschaften machten, daß er auch nach seinem Falle und in den lezten Jahren seines Privatlebens geachtet blieb, und nach seinem Tode von seinen Mitbürgern und allen Freunden der Wissenschaften herzlich betrauert wurde.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 283:

Stand, Hand, Tand, Band, Wand, Land, Pfand, Sand und Rand.

Charade.

Holder Mädchen Wangen
Tragen der zwey Ersten Spur,
Und im Abendlichte prangen
Beyde duftend auf der Flur;
Doch die Lezte zeigt,
Daß nicht Jeder leicht

Ihnen nahen darf,
Spiz ist sie und scharf.
Von der Leztern siehst du nimmer
Die zwey Ersten baar,
D'rum, lockt dich ihr süßer Schimmer,
Nimm das Ganze wahr.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. December 1824.

Wortgepränge und genaue Aufzählung ihrer Titel helfen den Königen nicht regieren.

Das burmanische Reich.

(Fortsetzung.)

Folgendes Schreiben, welches im Jahr 1787 von dem burmanischen Monarchen an den brittischen Steuereinnehmer zu Chittagong gesandt wurde, mag dazu dienen, den Charakter und die Denkungsart jenes Volkes und seiner Regierung näher auseinanderzusetzen.

„Ich bin Herr eines ganzen Volks und von 101 Ländern, und meine Titel sind: Rajah Chatterdary (d. h. unter dem Thronhimmel sitzend), und Rajah Surey Bunkschin (d. h. von der Sonne abstammend). Auf meinem Throne unter einem goldenen Himmel sitzend, halte ich viele Rajahs meiner Herrschaft unterworfen. Gold, Silber und Edelsteine sind das Erzeugniß meines Landes, und in meine Hand ist das Werkzeug des Kriegs, welches, wie das Licht des Himmels, meine Feinde demüthigt und unterwirft. Meine Soldaten bedürfen weder Befehle noch Verordnungen, und meine Kameele und Pferde sind ohne Zahl. In meinen Diensten stehen 10, in dem Schaster gelehrte Punditen, und 104 Priester, deren Weisheit unvergleichlich, und nach deren Gelehrsamkeit und Verstand ich die Gerechtigkeit verwalte und ausübe unter meinem Volke, so daß meine Befehle wie der Blitz weder Widerspruch noch Verderbung ertragen. Meine Unterthanen sind mit Tugend und den Grundsätzen der Gerechtigkeit begabt, und enthalten sich aller unsittlichen Handlungen; und ich bin wie die Sonne mit dem Lichte der Weisheit beglückt, um die geheimen Absichten der Menschen zu ergründen. Wer ein Rajah genannt zu werden verdient, ist barmherzig gegen sein Volk. Diebe, Räuber und Friedensstörer haben endlich die Strafe empfangen, die ihre Verbrechen verdienen, und jezt wird das Wort aus meinem Munde wie der Blitz vom Himmel gefürchtet. Ich bin wie ein großes Meer unter zweytausend Flüssen und vielen Bächen, und wie der Berg Schumeruh von vierzigtausend Hügeln umgeben, und wie diese ist mein Ansehen, das sich über 101 Rajahs erstreckt. Ferner warten täglich 10,000 Rajahs an meinem Durbar (Hofe) auf, und mein Land übertrifft jedes andere in der Welt. Mein Palast, wie der Himmel mit Gold und Edelsteinen besezt, wird mehr verehrt, als irgend ein Palast in der Welt. Meine Beschäftigungen gleichen der Arbeit der obersten Engel; und ich habe an alle die Provinzen von Arracan geschrieben, mit dem Befehle, diesen Brief sicher nach Chittagong zu befördern, welches ehemals dem Rajah Sery Tamia Chucka unterworfen war, der das Land urbar machte und bevölkerte, 2400 Gotteshäuser erbaute, und 24 Teiche grub. Vor seiner Thronbesteigung war das Land zwey andern Rajahs unterworfen, deren Titel Chatterdary war, welche Gotteshäuser erbauten und Priester anstellten, um für jedes Volk die Gebräuche der Religion auszuüben. Aber damals war das Land schlecht regiert, nämlich vor der Thronbesteigung des Rajah Sery Tamia Chucka, in den Ländern Rutumpuhr Dubtinadv, Arracan, Duhraputty, Rumputty, Chagdope, Mahadaye und Ma-

wony, zu dessen Zeit das Land mit Gerechtigkeit und Geschicklichkeit beherrscht wurde; seine Weisheit war wie der Bliz, und das Volk war glücklich unter seiner Verwaltung. Auch beglückte ihn die Freundschaft der frommen Männer jenes Zeitalters, unter andern einer mit Namen Budder, welcher sich in seine Residenz begab, und den er ersuchte, Jemand zu verordnen, der ihn in den religiösen Gebräuchen unterrichten möchte, und nach des Rajahs Wunsch ward Schawhany hierzu verordnet. Zu seiner Zeit regnete es vom Himmel Gold, Silber und Edelsteine, welche, unter der Aufsicht jenes Priesters, unter die Erde vergraben wurden. Sein Haus war aus Gold und Silber gearbeitet, und das Volk begab sich dahin, um die Götter anzubeten. Der Rajah hielt eine große Anzahl von Dienern und Sklaven in dem Tempel, um den Reisenden und Durchziehenden aufzuwarten; er brachte seine Zeit mit dem Lesen schöner Bücher zu, und enthielt sich allzeit unsittlicher Handlungen und Thaten, welche seine Religion und die Priester untersagten u. s. w. Er enthielt sich des Fleisches der Gänse, Tauben, Ziegen, Schweine und Hühner, und Bosheit, Dieberey, Ehebruch, Lügenhaftigkeit und Trunkenheit waren zu seiner Zeit unbekannt. Auch ich befolge eine Aufführung und Religion wie jene; aber vor meiner Eroberung von Arracan war das Volk, gleich den Schlangen, die den Menschen verwunden, eine Beute der Feindseligkeit und Unordnung; in mehrern Bezirken gab es Menschenfresser, und die Bosheit herrschte unter ihnen, daß Niemand dem Andern trauen konnte. Um diese Zeit kam ein gewisser Baudah Anthar, auch Sery Buhl Tankwor genannt, in das Land Arracan hinab, und lehrte das Volk und die Thiere des Feldes die Grundsätze der Religion und Redlichkeit, und das Land wurde fünftausend Jahre lang nach seinem Worte beherrscht, so daß Friede und Wohlwollen unter den Menschen zu finden war. Diesem gemäß ist meine Aufführung und die Regierung meines Volkes. So wie es ein Oel, das Erzeugniß eines gewissen Flecks der Erde, von ausnehmendem Geruche gibt, so ist meine Würde und Macht über alle Rajahs erhaben, und Tasluh Rajah, der Hohepriester, berieth sich mit den Andern jener Klasse, und stellte mir am 15. August 1148 vor und sprach: „„Bringe die Gesetze und Gebräuche des Sery Buhl Tankwor in Ausübung!““ und ich that also. Mehr noch: ich errichtete sechs Gotteshäuser, und benennte mich genau nach den Gesetzen und Gebräuchen des Sery Tamia Chucka, und beherrschte mein Volk mit Milde und Gerechtigkeit.

„Da das Land Arracan an Chittagong grenzt, so würde, wenn ein Handelsvertrag zwischen mir und den Engländern geschlossen würde, aus solchen Verpflichtungen vollkommene Freundschaft und Verbindung hervorgehen; deßwegen schlage ich es dir vor, daß die Kaufleute eures Landes hierher kommen möchten, um Perlen, Elfenbein und Wachs zu kaufen; und daß auf der andern Seite meine Unterthanen nach Chittagong gehen dürften, um dort solche Dinge einzuhandeln, als das Land erzeugen mag. Da aber die zu Chittagong ansässigen Mogs (Urbewohner von Arracan) sich von den Grundsätzen der Sittlichkeit und Religion entfernt haben, so sollten sie wegen ihrer Irrthümer und Unordnungen, den geschriebenen Gesetzen gemäß, bestraft werden; indem diejenigen, welche mit der höchsten Gewalt bekleidet sind, ewige Strafe erdulden werden, wenn sie eine Abweichung von der Religion und den Gesetzen gestatten; wer aber seine Aufführung nach den strengen Gesetzen der Frömmigkeit und des Glaubens richtet, der wird dereinst in den Himmel versezt werden. Ich habe demnach vier Elephantenzähne unter der Aufsicht von dreyßig Personen gesandt, welche mit deiner Antwort auf die obigen Vorschläge und Verbindungsanerbieten zurückkehren werden.“

Aus diesem sonderbaren Schreiben gehet zum wenigsten hervor, daß diese Regierung eine weit größere Staatsklugheit besizt, als fast alle andern asiatischen Regierungen, indem sie die Vortheile des Handels so deutlich zu erkennen scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Selbstverwechselung eines dicken Mannes.

(Fortsetzung.)

Auf dem Plaz von S. Giovanni stand der Dicke halb außer Besinnung, und bald kamen, Alles der Verabredung gemäß, vier Gerichtsdiener und ein Diener der Gläubiger jenes Matteo, für den der Dicke allmählig sich anzusehen gewöhnte, herbey. Dieser näherte sich dem Dicken, wandte sich nach den Gerichtsdienern und sprach: „Führt mir den Matteo weg, er ist unser Schuldner. Endlich haben wir dich doch gefunden.“ Die Gerichtsdiener faßten ihn und führten ihn hinweg. Der Dicke wandte sich zu dem, der ihn festnehmen ließ, und sprach: „Was habe ich mit dir zu schaffen, daß du mich wegführen läßt? Sage, daß man mich gehen läßt. Du hast mich verwechselt: ich bin nicht der, für den du mich hältst, und es ist sicher arg von dir, wenn du mir diesen Schimpf anthust. Ich bin der dicke Holzarbeiter, und nicht Matteo; auch weiß ich nicht, welchen Matteo du meinst.“ Er wollte sich vertheidigen, denn er war groß und hatte hinlängliche Kräfte. Sie aber faßten ihm sogleich die Arme. Der Gläubiger ging voran, schaute ihm wohl in's Gesicht und sprach: „Wie, du hast nichts mit mir zu thun? Soll ich Matteo, meinen Schuldner, nicht kennen? Wer ist der dicke Holzarbeiter? Ich habe dich in's Buch eingetragen, und habe die Sentenz gegen dich schon seit einem Jahre. Aber

du machst es freylich ganz recht, wie du denn ein Schelm bist, zu sagen, du seyst nicht Matteo: nur mußt du anders thun, mich zu bezahlen, als dich verstellen. Führt ihn nur ab, und wir wollen einmal sehen, ob du der seyn wirst, der du bist." So brummten sie gegen ihn fort und führten ihn nach dem Handelsgericht, und da es die Zeit des Abendessens war, so trafen sie weder dort noch auf der Straße Leute, die ihn kannten.

Als sie dort angekommen waren, stellte sich der Notar, als schriebe er den Verhaftsbefehl in Matteo's Namen gegen ihn, und sie sezten ihn in's Gefängniß. Die andern Gefangenen, die sich dort befanden, hörten den Lärm, und wie er öfters Matteo genannt ward; ohne ihn zu kennen, riefen sie ihm bey seinem Eintritt Alle entgegen: „Guten Abend, Matteo, was soll das heißen?" Als der Dicke sich so von allen Seiten Matteo nennen hörte, glaubte er nun wirklich der Matteo zu seyn, und antwortete ihrem Gruße: „Ich bin Einem Geld schuldig, und der hat mich einstecken lassen; aber ich will mich lösen, morgen bey guter Zeit. Alles ist in Verwirrung." Die Gefangenen sagten: „Du siehst, wir sind beym Abendessen. Speise mit uns, und morgen früh kannst du dich lösen. Das wollen wir dir aber sagen, daß man hier immer länger bleibt, als man denkt." Der Dicke speiste mit ihnen, und nach der Mahlzeit gab ihm Einer ein Kissen seines Lagers und sagte: „Matteo, richte dich diesen Abend ein, so gut du kannst. Morgen früh sieh zu, ob du herauskommst; wo nicht, so schicke dann nach einer Decke in dein Haus." Der Dicke dankte ihm, und richtete sich zum Schlafen ein. Er dachte nun bey sich: „Was soll ich anfangen, wenn ich aus dem Dicken Matteo geworden bin? Daß es also seyn muß, ist nun wohl gewiß aus allen Zeichen. Wenn ich in meiner Mutter Haus schicke, und der Dicke zu Hause ist, werden sie sich über mich lustig machen, und es wird heißen, ich sey närrisch geworden. Wieder kommt es mir doch immer vor, als wäre ich dennoch der Dicke." In diesen Gedanken lag er fast ohne zu schlafen bis an den Morgen. Als er aufgestanden war, schaute er zum Gitterfenster hinaus; er meinte, es müsse doch Jemand kommen, der ihn kennen würde. So stand er im Gerichtshaus, als ein junger Mensch hineintrat, Namens Giovanni di Messer Francesco Rucellai; er war von der Gesellschaft, und bey der Mahlzeit wie bey der Verschwörung gegen den Dicken gewesen, den er genau kannte, und der ihm einen künstlichen Tisch für eine Frau zu arbeiten aufgegeben hatte. Auch war er den Tag vorher eine Weile in seiner Werkstatt gewesen, ihn zu drängen; der Dicke hatte ihm den Tisch binnen vier Tagen versprochen. Dieser junge Mann trat in's Handelsgericht herein, und steckte den Kopf in das Gitter, das nach den Gefängnissen hinunterging. Als der Dicke ihn sah, fing er an zu lachen und sah ihn an; Giovanni ihn deßgleichen. Als hätte er ihn niemals gesehen, fragte er ihn: „Geselle, was lachst du?" Der Dicke glaubte nun auch, daß der Andere ihn nicht kenne und sagte: „Es ist weiter nichts. Aber kennt Ihr nicht vielleicht Einen, den man den Dicken heißt, und der auf dem Platz von S. Giovanni wohnt und künstliche Holzarbeit macht?" — „Freylich, antwortete Giovanni, sehr wohl kenne ich ihn, und er ist mein sehr guter Freund. Eben will ich zu ihm gehen wegen einer Arbeit, die er mir macht." Der Dicke erwiederte: „Da Ihr denn doch zu ihm geht, so seyd doch so gut, und meldet ihm, daß im Handelsgericht ein guter Freund von ihm gefangen sey, und daß er sich für ihn bemühen möge." Da sagte Giovanni, indem er ihn unverwandt ansah und das Lachen kaum halten konnte: „Herzlich gern will ich das thun!" Er ging darauf weg und seinen Geschäften nach. Der Dicke blieb am Fenster des Gefängnisses und sagte bey sich selbst: „Heute kann ich nun doch überzeugt seyn, daß ich nicht mehr der Dicke, sondern Matteo geworden bin. Verwünscht sey mein übles Geschick! Wenn ich es erzähle, wird man mich für närrisch halten, und die Kinder werden hinter mir herlaufen. Wenn ich es nicht sage, können noch hundert Irrungen vorfallen, wie die von gestern Abend, als sie mich in's Gefängniß steckten. So bin ich in jedem Fall übel daran. Ich will nun sehen, ob der Dicke kommt; wenn er kommt, will ich es ihm sagen, und wir wollen sehen, was das heißt." Nun wartete er lange, daß der Dicke kommen sollte, und da er nicht kam, zog er sich in's Gefängniß zurück, um einem Andern Platz zu machen; er schlug die Hände zusammen, und schaute bald nach dem Fenster, bald nach den Wänden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

(Fortsetzung.)

Da die Vermählungsfeyer des Erzherzogs Franz Karl aufgeschoben wurde, so hatte die Eröffnung des neuen Burgthors am 18ten dieses Monats statt, nämlich am Gedächtnißtage der großen Völkerschlacht, und zwar aus dem Grunde, weil Se. Maj. der Kaiser mit der Eröffnungs-Feyerlichkeit eine höhere Bedeutung verknüpfen wollte. In der zehnten Stunde fuhr der kaiserliche Wagen durch; erst gegen Mittag zog die hohe Generalität, an ihrer Spitze der Erzherzog Kronprinz, der Burg entgegen; sobald der Zug beendigt war, passirten Fahrende, Reiter und Fußgänger ohne Unterschied. Eine unzählbare Menge hatte sich versammelt. An schönen Tagen strömen die Schaulustigen jezt schaarenweise von der Bastey über die im Innern des Gebäudes angebrachte imposante Stufenreihe hinauf zur obern Terrasse, wo man eine großartige Aussicht genießt. Das lebendige Gewühl der Menge oben, und das wogende Treiben der Aus- und Einziehenden unten, bieten dem Beobachter in der Ferne ein anziehendes Schauspiel dar.

Auf dem Hoftheater an der Burg hat sich in diesem Monat ein fremder Gast wieder gezeigt: Hr. Rottmaier von

der Frankfurter Bühne. So ausgezeichnet der Beyfall war, den seine Vorgängerin, Mlle. Lindner erwarb, so geringe Theilnahme erregte dieser Gastdarsteller. Beyde unterscheiden sich aber auch in Ansehung ihres künstlerischen Werthes von einander, wie Natur — von ihrem Gegensatz. Ich mache mir's jedoch zur Pflicht, über diesen Gast weder ein hartes Urtheil zu fällen, noch in schonungslosen Ausdrücken den nicht eben günstigen Erfolg seiner Leistungen auf dieser Bühne zu berichten. Es finden sich leider oft unberufene Wortführer — possierliche Schildknappen gepriesener Bühnenheroen, die auch die allergründlichsten Beurtheilungen, die ruhigsten Berichte und die unbefangensten Aeußerungen für Neid und giftige Pfeile erklären, die sie freylich nicht mit Gegengründen, sondern mit hochtrabenden Phrasen und abgedroschenen Metaphern bekämpfen, um ihre vergötterten Helden auf die Jakobsleiter so hoch wie möglich zu erheben, und, sich anklammernd, mit emporzusteigen, bis sie durch ihre bonzenhaften Grimassen das Gleichgewicht verlieren, und mit ihm zugleich herunterstürzten — von dem schwindelnden erträumten Gipfel, wo sie recht behaglich sich in seiner Herrlichkeit bespiegeln wollten. Hr. Rottmaier fand übrigens in seinem ersten Gastspiele keinen Grund, sich über die Bereitwilligkeit des Theaterpublikums zu beschweren; und so wie er selbst mit der Kunst, sich am Schlusse der Scenen eine rauschende Begleitung zu verschaffen, wohl vertraut schien, so waren auch die Zuschauer sehr geneigt, sich der Illusion hinzugeben. Der Verfasser des Herbsttags, in welchem Stück der Gast als Peter Solbert auftrat, begünstigte diese vortheilhafte Stimmung allerdings. Manches konnte für gelungen gelten, aber auch nur für gelungen, denn es fehlte die Grundlage und die sichere Haltung. Es waren nur Momente, die sich zeigten und verschwanden; überall wenig Zusammenhang, viel Theaterspiel und häufige Mißgriffe. Wir sahen kurz vorher einen Anfänger der Sache näher kommen. Die zweyte Darstellung war Don Carlos. Es ist unbegreiflich, wie der Gast zu dieser Rolle kam! Wenn nur die Persönlichkeit wenigstens mehr entsprochen hätte! Zum Unglück fanden die Zuschauer auch im Ton des Prinzen Aehnlichkeit mit dem nicht sehr natürlichen Redetone des jungen Landmanns. Von Allem, was den schwärmerischen, glühenden, heldenmüthigen Jüngling charakterisirt, wollte Niemand etwas hören oder sehen. Was mich betrifft, so will ich billig seyn und sagen, daß Manches, wie es hier und dort gegeben wurde, an einem andern Orte schicklicher gewesen wäre, mit einem Wort, es war nirgends das rechte, und nichts wollte ansprechen, obgleich das zahlreich versammelte Publikum es an Aufmunterung im Anfange nicht fehlen ließ. Die Theilnahme erlosch nur zu bald und gänzlich. Die Darstellung dieses Trauerspiels im Allgemeinen gehört nicht unter die vorzüglichsten des Hoftheaters. Der poetische Geist der Dichtung, der seine Flügel glänzend auseinanderschlägt, und mächtig aufwärts strebt, erscheint zu nüchtern auf der Bühne und schwebt zu niedrig an dem Boden. Die Darstellung des Posa, von Anschütz, ist eine recht wackere Bühnenleistung, aber der tiefe Sinn und die Bedeutsamkeit des Charakters sprechen sich nicht darin aus. Daher herrscht auch in der großen Scene mit dem Könige mehr Deklamation als innere Kraft und Ueberzeugung — als geistige Beredtsamkeit. Sein Aeußeres begünstigt auch den Darsteller keineswegs. Die Löwe ist einnehmend als Elisabeth, und wenige Worte, so gesprochen, wie diese: „In meinem Frankreich war's doch anders!“ — legen viel Gewicht in die letztere Schaale. Auf die Darstellung der Müller als Eboli, die sie jezt von der Schröder übernommen hat, läßt sich zum Theil anwenden, was von der Darstellung des Posa gesagt wurde: sie leistet viel Vorzügliches; aber die Phantasie fehlt im Ganzen. Uebrigens wird man wohl die Künstlerinnen mit der Laterne des Weisen von Sinope suchen müssen, die zu der Höhe hinauf gelangen, auf welcher dieser ideale — oft so anziehende und wieder so abstoßende Charakter steht. — Zum Drittenmal trat der Gast in der Rolle des Eduard Ruhberg auf. Ich gestehe, daß ich den charakteristischen Abdruck im Aeußern, beym ersten Auftreten, der doch aus dem Innern, gleichsam aus dem poetischen Gefühl hervorgehen muß, nicht erwartet hätte. Der Kampf eines von bösen Dämonen gequälten Gemüthes, das, aus einem wüsten, wilden Treiben zurückkehrend, nach durchschwärmter Nacht, über sich selbst ein schreckliches Gericht hält, läßt sich so leicht nicht in naturgemäßen Zügen schildern, und doch erschien es hier sich selber überraschend ähnlich. Indessen verflog die Farbe nur zu bald, der Geist verschwand und wollte, wie es schien, nicht Rede stehen. In dem Augenblick, wo Ruhberg zum Verbrechen fortgerissen wird, und in dem andern, nach geschehener That, war die Spur schon ganz vertilgt, und die Wahrheit hatte einer gewissen theatralischen Spiegelfechterey Platz gemacht, die ohne Wirkung blieb. Freylich übte die vorhergehende Darstellung auch noch ihren Einfluß aus! — Wie schwer ist es, wenn man tadeln muß, nicht hart zu werden! — Difficile est, satyram non scribere. Und doch gibt es Kritiker, die mit wahrem Seelenjubel über ihre Opfer herfallen, und andere gibt es — phantastische Sachwalter, die über den billigsten Richter und Referenten ungestüm zu Felde ziehen und sich albern genug dabey geberden. — Die gelungenste Darstellung des Gastes war die des Eduard in Schröders Lustspiel: der Schneider und sein Sohn. Das faselhafte Wesen, die alberne Selbstbehaglichkeit, dieser ganze Schneiderschuß machte sich anschaulich genug. Manche Parthie wurde gut durchgeführt, und Manches hielt auch ein strenges Urtheil aus, ließ aber dennoch wenig Nachklang zurück, weil die Gemüther noch zu sehr verstimmt waren. Diesem Gast fehlt es nicht an natürlicher Anlage, wohl aber an Ausbildung, vornehmlich an derjenigen Vorbildung, die man auf den deutschen Bühnen gar zu oft vermißt, und deren Mangel in der Darstellung des Infanten sich besonders offenbarte. Uebrigens kommt es viel in diesem Falle darauf an, daß man sich an den Darsteller, und dieser sich an uns gewöhne. In seiner heimathlichen Umgebung wird Hr. Rottmaier gewiß Verdienstliches leisten und verdiente Anerkennung finden.

Unter mancherley Erscheinungen auf dem Theater an der Wien, die dort nichts Seltenes sind, und schnell verschwinden, wie sie schnell und unerwartet kommen, zeichnete sich eine junge Anfängerin von hier aus, die ich zum Erstenmal in der Rolle des Knaben Moritz in Houwalds „Fluch und Segen“ — hier unter dem Titel: Das Opfer kindlicher Liebe, gegeben, auftreten sah. Das Aeußere sprach selbst in der sonst kleidsamen ländlichen Tracht nicht gar besonders an, die Physiognomie zeigte nichts weiblich Anziehendes, selten aber wird sich im Benehmen einer Anfängerin so viele Herzlichkeit des Ausdrucks mit übereinstimmenden Bewegungen und anständig freyer Entwicklung des Gefühls zeigen. Von so vielen Jüngern Thaliens und Melpomenens, auch der andern mit ihnen vereint wirkenden Musen, die das liebe lange Jahr hindurch, sich selbst und oft das Publikum versuchend, über die Bretter schreiten, finden sich am Ende sehr wenige noch auf der Laufbahn, die das vorgesteckte Ziel verfolgen, und noch viel seltener Einer und der Andere, der es glücklich auch erreicht. Der bey weitem größere Theil verschwindet, wie Sternschnuppen — taucht eben so plötzlich wieder unter, wie er auftauchte, und Niemand weiß, wo er geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. December 1824.

Zwischen träumen, hoffen und fürchten geschieht nichts als was da will, so du aber selbst handelst, wird auch das geschehen, was du willst, daß geschehen soll.

Selbstverwechselung eines dicken Mannes.

(Fortsetzung.)

Es war gerade ein sehr tüchtiger Richter bey jenem Gefängniß, in welchem der Dicke saß, dessen Namen man Anstands halber aber hierbey verschweigt. Dieser, obwol er den Dicken nicht kannte, glaubte doch, als er ihn so trübselig sah, daß ihn die Sorge um seine Schuld drückte; er ging zu ihm heran und tröstete ihn nach Möglichkeit, indem er sagte: „Nun, Matteo, du bist ja so trübselig, als solltest du deinen Kopf verlieren, und nach deinen Reden bist du ja einer geringen Schuld wegen hier. Man muß nicht so ganz den Muth verlieren, wenn es schlecht geht. Warum schickst du nicht zu einem deiner Verwandten, und suchst zu bezahlen oder dich abzufinden, daß du wenigstens aus dem Gefängniß kommst?“ Der Dicke, als er sich so freundlich getröstet sah, entschloß sich, ihm die ganze Sache zu erzählen. Er zog ihn in eine Ecke des Gefängnisses und sprach: „Herr, obwol Ihr mich nicht kennt, so kenne ich Euch doch als einen tüchtigen Mann. Darum will ich Euch die Ursache erzählen, die mich in solche Verzweiflung bringt; Ihr sollt nicht glauben, daß eine geringe Schuld mich also bekümmert, sondern es ist weit Größeres, was mich drückt.“ Nun fing er seinen Fall von Anfang bis zu Ende zu erzählen an, und berichtete die Umstände, fast unaufhörlich aus Ingrimm weinend, und um zwey Dinge ihn bittend: erstlich, niemals mit Jemand von der Sache zu reden; zweytens ihm irgend einen Rath an die Hand zu geben. Er schloß endlich: „Ich weiß, daß Ihr viel studirt und viel alte Geschichten gelesen habt; habt Ihr je eine erfahren, wie diese?“ Der Andere erklärte sich die Sache auf zweyerley Weise; er hielt ihn für närrisch, oder, wie es der Fall war, für angeführt. Er antwortete, er habe öfters gelesen, daß aus einer Person eine andere geworden sey, und es sey dieß gar nichts Neues. Darauf erwiederte der Dicke: „Nun sagt mir doch, wenn ich Matteo geworden bin, was ist aus Matteo geworden?“ Der Richter erklärte ihm: „Ganz gewiß und nothwendig ist eben so Matteo zum Dicken geworden.“ — „Gut, sagte der Dicke, so möchte ich ihn wenigstens sehen, um mich aus dieser Verlegenheit zu bringen.“

Unter diesen Unterredungen war die Zeit der Vesper herangekommen. Zwey Brüder jenes Matteo kamen auf's Gericht, und fragten den Notar des Hauses, ob einer ihrer Brüder verhaftet sey, Namens Matteo, und um wie viel er verhaftet sey, denn sie, als seine Brüder, wollten für ihn bezahlen und ihn frey machen. Der Notar, der, als guter Freund von Tommaso Pecori, die ganze Sache wußte, erwiederte: „Ja wohl!“ Er that, als blättere er das Buch durch, und nannte die Summe Geld, für die er verhaftet sey, wie den Namen dessen, der ihn hatte verhaften lassen. „Gut, sprachen sie, wir wollen ein wenig mit ihm reden, und dann sehen, wie es mit dem Gelde steht. Sagt denn dem Matteo, daß zwey seiner Brüder hier sind, um ihn aus dem Gefängniß zu be-

freyen; er soll etwas näher kommen." Der Dicke kam sogleich an's Gitter und begrüßte sie. Der ältere Bruder sagte ihm hierauf: „Matteo, du weißt, wie oft wir dir deine übeln Wege verwiesen haben, und du weißt, daß wir dir gesagt haben, wie du dich alle Tage bald mit diesem, bald mit jenem auf Schuldenmachen einläßest, und nie Jemanden bezahlst. Das kommt von deinem unnöthigen Aufwand, von deinem Spielen und andern übeln Dingen, und kannst du solcherweise auf keinen grünen Zweig kommen. Nun bist du gar im Gefängniß, und du weißt wohl, wie es mit uns bestellt ist, und wie vollauf wir es haben, um alle Tage für dich zu bezahlen. Für deine schmutzigen Ausgaben haben wir allmählig große Summen verschwendet. Das sagen wir dir, daß, wäre es nicht unserer Ehre wegen und wegen der Mutter, so würden wir dich eine Weile schmachten lassen, daß du dich daran gewöhntest. Für dießmal aber wollen wir dich befreyen und für dich bezahlen; wenn es dir noch einmal so ergeht, wirst du länger hier bleiben, als dir gefallen wird. Damit es nicht heißt, man habe uns hier bey Tage gesehen, werden wir Abends gegen Ave Maria kommen und dich holen, wenn weniger Leute hier seyn werden; es brauchen eben nicht Alle unser Elend zu wissen, und wir wollen uns nicht ohne Noth deiner zu schämen haben."

Der Dicke wandte sich zu ihnen mit besänftigenden Redensarten. Er versprach, er werde nicht mehr sein voriges Leben führen, sich vor übeln Ausgaben hüten, und dem Hause nicht mehr Schande machen. Er bat sie bey Gott, zur rechten Stunde ihn abzuholen. Sie versprachen es ihm und gingen weg. Er zog sich nun zurück und sagte zu dem Rechtskundigen: „Nun ist es gar schön! Zwey Brüder des Matteo sind zu mir gekommen, desselben Matteo, in den ich vertauscht bin, und sie haben mit mir geredet, als wäre ich Matteo, und mir viele Verweise gegeben. Um Ave Maria wollen sie mich abholen und befreyen. Wie wird es nun weiter werden? Wenn sie mich mit sich nehmen, wo werd' ich hinkommen? In mein Haus kann ich nicht zurückkehren; denn wenn der Dicke kommt, was soll ich dann sagen, daß er mich nicht für närrisch halte? Und ich glaube gewiß, daß der Dicke dort ist; denn wäre er nicht dort, so hätte mich meine Mutter holen lassen; er wird aber bey ihr seyn, so daß sie keine Irrung gemerkt hat."

Der Rechtskundige hatte alle Mühe, sich des Lachens zu enthalten, und hatte großen Spaß an der Geschichte. Er rieth ihm, nicht dorthin zu gehen, sondern mit jenen Beyden, die sich seine Brüder genannt hätten. „Sieh dann zu, wo sie dich hinführen, sagte er, und was sie mit dir machen."

So kam der Abend heran. Die Brüder kamen. Sie schienen den Gläubiger bey der Kasse befriedigt zu haben, der Notar stand mit den Schlüsseln des Gefängnisses auf und rief hinein: „Wer ist Matteo?" Der Dicke trat vor und sprach: „Hier bin ich, Herr!" Der Notar sah ihn an und sprach: „Diese deine Brüder haben deine Schuld bezahlt, und somit bist du frey." Er öffnete die Thür und sprach: „Geh deiner Wege!" Der Dicke ging hinaus, als es schon ziemlich dunkel war. Er schritt fort mit Jenen, die bey S. Felicità wohnten, wo man nach S. Giorgio hinaufgeht. Sie kamen nach Hause, traten in ein Zimmer des Erdgeschosses und sagten: „Nun bleibe hier, bis es Zeit zum Abendessen ist;" als wollten sie die Mutter nicht durch seinen Anblick betrüben. Am Feuer war ein Tisch zugerichtet; Einer blieb dort mit ihm, während der Andere zum Priester von S. Felicità ging. Zu diesem, der ein guter Mann war, sprach er: „Herr, ich komme zu Euch mit dem Vertrauen, das ein Nachbar zu dem andern hat. Es ist wahr, daß wir drey Brüder sind, deren einer Matteo heißt. Dieser wurde gestern Schulden halber vor das Handelsgericht gebracht, und hat sich die Sache so zu Herzen genommen, als wäre er unter den Krebsen gewesen, und scheint es mit seinem Verstande bedenklich. In allen andern Dingen kommt er uns vor wie jener Matteo, nur in einem einzigen nicht, darin nämlich, daß er sich in den Kopf gesezt hat, ein Anderer als Matteo zu seyn. Habt Ihr je etwas Närrischeres gehört? Er sagt auch, er sey ein gewisser dicker Holzarbeiter von seiner Bekanntschaft, der die Werkstatt hinter S. Giovanni hat und bey S. Reparata wohnt. Diesen närrischen Gedanken können wir ihm nicht aus dem Sinne schlagen; darum haben wir ihn aus dem Gefängniß genommen, nach Hause gebracht und in ein Zimmer geführt, damit die Leute wenigstens seine Thorheiten nicht hören. Ihr wißt ja, daß, wer einmal solche Zeichen gibt, auch, wenn er wieder zum besten Verstande gelangt, immer verspottet wird. Darum wollen wir Euch aus Christenliebe bitten, daß Ihr zu uns kommen mögt und mit ihm reden, und ihm jenen närrischen Gedanken aus dem Kopfe bringen; dafür werden wir Euch immer höchlichst dankbar seyn. Der Priester war ein gefälliger Mann, darum antwortete er: herzlich gern, und wenn er mit ihm spräche, werde er die Sache bald merken, und so viel und solcher Weise ihm zuzureden wissen, daß er vielleicht die närrische Meinung verlöre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das burmanische Reich.

(Beschluß.)

Die burmanische Regierung zeigt auch Staatsklugheit in ihrer Sorgfalt für die Bevölkerung, wovon sie vor einigen Jahren ein auffallendes Beyspiel gab. Es

fiel damals nämlich ein Heer von 50,000 Chinesen in ihr Gebiet ein, welches gänzlich aufgerieben ward, mit der Ausnahme von 2500, welche zu Gefangenen gemacht wurden. Diese wurden zu Amarapura, der neuen Hauptstadt, ansässig gemacht, und ob man sich gleich ihrer zu öffentlichen Arbeiten bediente, so wurden sie doch bewogen, sich mit Landestöchtern zu verheyrathen, um die Anzahl der Bürger vermehren zu helfen.

Die heilige Sprache ist das Pali, welches fast einzig den Priestern bekannt ist; die Landessprache aber wird allgemein gelehrt, und fast ein Jeder soll dieselbe lesen und schreiben können.

Zum Schluß dieser Beschreibung fügen wir ein Schreiben aus Indien bey, welches im asiatischen Journal erschienen, und die Art darstellt, wie die Burmanen Krieg führen, und zeigt, daß die Engländer, besonders da dieser Krieg in einer Gebirgsgegend voller Wälder, Sümpfe und zwanzig- bis dreyßig Fuß hohen pfadlosen Gebüsche geführt werden muß, keine leichte Arbeit vor sich haben, indem sie nicht allein mit einem kräftigen, muthigen, vorsichtigen und kriegserfahrnen Feind, und einem fast unzugänglichen Boden, sondern auch gegen die fürchterliche Krankheit, das Bergfieber, kämpfen müssen, welches oft Tausende in wenigen Wochen hinrafft, und ihre beste Hoffnung auf die Gebirgsbewohner selbst setzen, welche erst vor wenigen Jahren erobert wurden, und den Britten, als ihren Befreyern, entgegensehen sollen.

„Die Burmanen sind meistentheils mit Flinten bewaffnet, und ein Jeder führt, nebst einem Dhor, ein oder zwey kleine Messer, ein oder zwey Handwerksgeräthe, und, einem beständigen Befehle gemäß, zehn kleine und zehn große, an beyden Enden zugespizte, Bambusrohre bey sich. Wo sie nur immer anhalten, verpfählen sie sich auch, und suchen wo möglich immer eine Stelle, welche einem Angriff natürliche Schwierigkeiten entgegensetzen kann. So wie die andern Indier, machen sie nur kurze Märsche, und schicken allzeit leichte Truppen voraus, um die Gegend zu erkennen und Lebensmittel zusammenzutreiben. Nachdem sie drey Tage lang vorgerückt, bleiben sie gewöhnlich eben so viele Tage lang stehen, sowol um sich fester zu setzen, als um das Land näher kennen zu lernen, in welcher Absicht sie sich sehr weit von ihrem Lager entfernen, und sich nicht den kleinsten Umstand entgehen lassen. Der Vortrab, welcher einen oder zwey Tagemärsche voraus geht, befestigt sich innerhalb einer kleinen Verpfählung, und läßt eine größere, je nach der Anzahl, welche sie halten soll, hinter sich. Sind ihrer sehr viele, oder gedenken sie eine längere Zeit in einer Gegend zu bleiben, so errichten sie deren mehrere hintereinander. Ihr so befestigtes Lager bildet gewöhnlich ein längliches Viereck mit einer dritthalb Fuß hohen Brustwehr von der Erde von einem eben so tiefen als breiten Graben umgeben. Manchmal indessen ist die Brustwehr vier Fuß hoch und mit Schießscharten versehen, und einem verhältnißmäßig tiefern Graben. Hinter diesen ist ein starkes Gehege von acht bis zwölf Fuß Höhe, welches von großen Bambusröhren und Beteibäumen eng zusammengeflochten, und im Innern mit Matten versehen ist, um die Soldaten gegen den Regen zu schützen. Der innere Raum ist gänzlich mit tief liegenden Redouten und in einander laufenden Graben bedeckt. Das ganze Lager ist auf einer Breite von 30 Fuß mit vier bis fünf Zoll langen Bambus besteckt, welche nach Außen gerichtet und so scharf wie ein Federmesser sind; und es würde unmöglich seyn, dieselben unter dem Flintenfeuer der gänzlich bedeckten Besatzung wegzuräumen; und das einzige Mittel, sie zu vertreiben, ist, vermittelst glühender Bomben ihr Gehege in Brand zu stecken."

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Fortsetzung.)

Constellation heißt ein romantisches Lustspiel, das vor wenigen Tagen zum Erstenmal auf unserm Hoftheater dargestellt wurde, und das seiner Natur nach, wenigstens in München, keinen lauten Beyfall finden konnte. Der Verfasser ist der hier lebende, als Dichter bekannte, Dr. Weichselbaumer. Ob ich gleich mit Aufmerksamkeit der Darstellung beygewohnt habe, wollte ich doch aus guten Gründen das Stück lesen, und ich habe das Manuskript mit dem Decameron des Boccaccio vor mir liegen.

Neben dem Aristophanischen und Moliere'schen Lustspiele besteht noch vorzüglich eine dritte Gattung, nämlich das humoristische, in England und Italien einheimisch, in Deutschland bisher nur durch einige Uebersetzungen, Nachbildungen und Versuche bekannt. Seine hervorstechenden Eigenschaften sind etwa: der Wechsel der Empfindungen, die kecke Mischung des Komischen und Ernsten, die Ungezwungenheit seiner Bewegung, die Bestimmtheit der Charakterzeichnung und vor Allem die poetische Form in einem wahren Gegensatz zur Prosa. Wenn es daher wenig mit dem Lustspiel gemein hat, welches gegenwärtig in Deutschland herrschend ist, und sich mehr oder minder der Posse nähert; wenn es durch sein sentimentales Element, herkömmlichen Erwartungen zuwider, sogar einen grellen Kontrast zu demselben zu bilden scheint, so möchte der Versuch, ihm Bahn zu brechen, verdienstlich seyn, und seiner Zeit, wenn sich der Geschmack damit versöhnt, auch gerechte Würdigung finden; denn der deutsche Charakter schließt selbst so viel Humoristisches in sich, und spricht besonders im Volksleben so viel davon aus, daß es auf der Bühne kein ewiger Fremdling bleiben kann. Man erkennt leicht, daß der Verfasser der Constellation dieses humoristische Lustspiel vor Augen hatte; er legte auch seinen Vorbildern eine italienische Novelle (von Boccaccio) zu Grunde, welche inzwischen nur den Kern der Fabel lieferte; die Kontraste und Charaktere der Personen, das komische Element, wie die meisten Situationen, hat der Bearbeiter hinzugethan, und bey der ganzen Anlage und Aus-

führung offenbar mehr seinen Zweck und diejenigen, welche er zunächst erregen und interessiren konnte, als ein eigentliches Bühnenpublikum berücksichtigt, welches sich mit dergleichen Erscheinungen erst befreunden muß, um sich einer erweiterten und freyen Anschauung des Lebens auf der Bühne erfreuen zu können. Seit dem Kotzebue'schen Lustspiel ist man stets mehr von der wahren Komik abgekommen, und der Witz, der eigentlich nur aus dem Individuum sprechen, und dieses wieder exponiren soll, suchte nur mehr durch Situationen zu gefallen, wodurch denn ein Spektakellustspiel entstand, neben welchem das edlere von intensivem Werthe nothwendig in Verfall gerathen mußte, während die gemeinste Posse sich selbst auf den ersten Bühnen mit Ungestüm Platz verschaffte. Den Witz wieder in seine Rechte einzusetzen, das erzwungene Spektakel durch natürliche, wahrscheinliche Entfaltung zu verdrängen, die Gedanken dem Charakter zurückzugeben und einzuweben, das Lustspiel endlich selbst wieder zur Poesie zu erheben, das mag auch der Vorsatz des Verfassers der Constellation gewesen seyn. Vorzugsweise stellt sich dieses Bestreben in dem Jüngling Minghino (Hrn. Urban) als gelungen dar, ihn durchdringt eine lebendige, üppige Laune, doch wird er bey seinen Einfällen nie gemein, bey seiner Ironie nie giftig, und sein Leichtsinn hindert ihn nicht, liebenswürdig zu erscheinen. Mit ihm zugleich liebt der schwärmerische, phantastische Alfons (Hr. Hölten) die schöne Violanta, Jakomin's Tochter. Beyde finden in des Vaters Dienerschaft Vertraute, raufen sich einmal vor dem Hause der Geliebten, und entschließen sich dieselbe zu entführen. Es gelingt dem Alfons, aber Minghino sezt ihm nach, bringt als der Schlauere das Mädchen wieder in's Haus zurück, wo beyde Liebhaber von der Wache überfallen, und zur Haft gebracht werden. Bey Gericht zum Guten aufgefordert, nähern sich Alfons Eltern dem beleidigten Jakomin, entdecken in Violanta ihre verlorne Tochter, und sie wird mit Minghino verlobt. So weit folgte der Verfasser ganz der Novelle, hat jedoch, um Violanta's Liebe zu Minghino zu beschleunigen, einen vorgeschlagenen Bräutigam, den Astronomen Dr. Bombastus hinzugefügt, welcher durch seine komische Ueberspannung einige ergötzliche Scenen veranlaßt, besonders wo er, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, vor dem Hause der Braut eine Constellation beobachtet, ohne von der Entführung Notiz zu nehmen. Durch den zweyten und dritten Akt spinnt sich noch eine Episode. Alfons Eltern sind gegen die Verbindung mit Violanta, weil sie ihn mit einer Pflegetochter Julie, die ihn liebt, verbinden wollen. Von ihm vermieden, flieht sie aus dem Hause, folgt ihm als Diener nach, steht ihm selbst bey der Entführung bey, und nach Erkennung der Schwester gibt er den Wünschen der Eltern nach.

Um die Sprache zu bezeichnen, mögen einige Stellen hier Platz finden.

Crivello. (Diener Jakomins.)

Ich ahn' es wohl, der wunderschöne Stern,
Der vielen Jünglingen die Nacht in Tag
Verwandelt, hat auch eure Brust beschienen,
Und zwingt euch nun, als wie der helle Mond
Nachtwandler aus dem warmen Bette ruft,
Im süßen Liebestraum umherzuirren.

Alfons.

Ich liebe Violanta, tief hat sie mein Herz
Verwundet, und es wird verbluten müssen,
Wenn sie die Heilung mir versagt. O steh
Mir bey, ich bin so sehr, so sehr erkrankt,
Daß ich mit Mühe noch erkenne, was
Mich jezt umgibt, daß Nacht als Tag erscheint,
Der Vögel Sang als Cither mich umklingt,
Die Sterne sich in Violanta's Haupt verwandeln,
Und alle Lüfte Violanta seufzen.
Ich nenne meinen Vater, Mutter, bücke
Vor Knechten mich, hab' Frost im Sonnenstrahl
Und glühe in des Baches kalter Fluth.
Verhaßt ist mir Faenza, die Palläste
Sind arme Hütten, Blüthen Schnee geworden,
Ein Haus nur steht noch herrlich da und ragt
Ein Feenschloß zum lichten Himmel auf.

Sara, Jakomins Magd
(verweiset ihm sein Zögern).

Minghino.

O daß dieß Haus hier reden könnte! Längst
Schon war ich da und hatte garst'ge Händel
Mit Alfons Severino, der gleich mir
Das Fräulein liebt. Bald gab es Streit, Gefecht,
Ich drang wie rasend auf ihn ein, und hätte
Gewiß zur Leiche ihn gemacht, wenn nicht
Die Häscher kamen, diese argen Feinde
Der Liebenden, die ritterliche Kämpfe
Vereiteln, süße Abendmusik stören,
Strickleitern von den Fenstern lösen, und
Die Zeit der wahren Diebe stets verschlafen,
Die, könnte man der Liebe süße Beute
Den Dieben wieder nehmen, manchem Mann
Die Mäulchen seiner Gattin überbrächten,
Wenn er so artig wär', sie einzulösen.
Fürwahr, ich hätte ihn gewiß getödtet,
Getroffen hab' ich. Sagt es eurem Fräulein,
Daß ich um's Traumbild ihrer Liebe raufe.

(Indem er Sara sein Bild für Violanta gibt.)

Hier ist mein Bild, ein Maler hat's gemacht,
Der nicht zu schmeicheln weiß, der redlich trifft
Als wie ein Spiegel und doch hungern muß,
Weil Leute einem solchen Schmeichelbild
Mehr Glauben als dem treuen Spiegel schenken,
Und stets behaupten, Carlo treffe nicht.
Gib dieses Bild dem Fräulein, sag' ihr, daß
Ich hitzig sey, viel schwätze, übertreibe,
Gern zahle, wie ein Jude, ungern borge,
Gleich einem Künstler, oft das Mittagsmahl
Verschlafe und stets meinen ersten Schlaf
Verwache, dabey lust'ge Streiche liebe,
Gern Menschen um mich habe, welche lachen,
Die Thränen hasse, kann ich sie nicht trocknen,
Und keinem Bettler gebe — bin ich's selbst,
Daß ich nicht öfter in die Kirche gehe,
Als wenn ich beichten muß, und niemal bete,
Als wenn ich den gestirnten Himmel sehe.
Dieß Alles misch' zusammen, gibt es dann
Nicht eines guten Mannes Klang, so mag
Mich Violanta schmählich von sich stoßen
Gleich einer falschen Münze.

Die Leser sehen aus den angeführten Stellen, daß dieser Witz ein anderer ist, als der in unsern heutigen Lustspielen vorkömmt, und begreifen, daß diese Sprache nicht jedem Publikum behagen kann. Wie ungleich verständlicher wissen sich die HH. Clauren und Töpfer auszudrücken?!!

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 98.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 294.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. December 1824.

Dem ich das Feld zum Hause gegeben habe, und die Wüste zur Wohnung? Meynest du, das Einhorn werde dir dienen, und werde bleiben an deiner Krippe?

Hiob. 39 Kap.

Das Einhorn.

In den jüngsten Nachrichten von dem muthvollen und unermüdeten deutschen Reisenden, Eduard Rüppel, welche sein aus Ambukol an den Baron von Zach am 3. Mai 1824 erlassenes und im neusten Heft der Correspondance astronomique des leztern (Vol. XI. Nr. 3.) abgedrucktes Schreiben enthält, findet sich eine nochmalige Hoffnung aufgeregt für die Wiederauffindung des unter die fabelhaften Thiere des Alterthums gezählten Einhorns (Licorne), von welchem noch kürzlich Herr Friedrich Cuvier im Dictionnaire des sciences naturelles (Vol. 26, S. 274.) bezeugt hat:

„Aristoteles, Plinius und Aelian glaubten an das Daseyn des Einhorns, von dem sie als einem in Indien und Afrika lebenden Thiere sprechen, ohne dasselbe jedoch selbst gesehen zu haben. Seither sind zahlreiche Bände geschrieben worden, um darzuthun, daß das Thier nicht unter die fabelhaften gehört; der geringe Erfolg dieser Bemühungen hat jedoch den Unglauben nur vermehrt, und bis dahin beruht in der That auch Alles, was auf das Daseyn des Einhorns Bezug hat, nur auf dunkeln Angaben, mangelhaften oder unzuverlässigen Beobachtungen, oberflächlichen Erörterungen und gewagten Vermuthungen. Im Wörterbuch der Naturgeschichte, glauben wir, darf davon noch eben so wenig die Rede seyn, als von den Centauren und den Hippogryphen. Wir beschränken uns darum auf die bloße Meldung, es sey das Einhorn in der Gestalt eines Pferdes oder eines großen Antilope abgebildet und dargestellt worden, welches mitten auf der Stirne ein langes, gerades und spitziges Horn, als kräftige und gefährliche Waffe trägt."

Herr Rüppel meldet nun dem Freyherrn von Zach: „Ein Sklave aus der Gegend von Kolbagi hat mir aus eigner Bewegung erzählt, in seinem Land fände sich ein Thier von der Größe einer Kuh, das die schlanke Gestalt einer Gazelle habe, die Haut mit kurzen gelbröthlichen Haaren besezt, mit einem weißen Streif über Stirn und Nase: das männliche Thier trage auf der Stirn ein langes und gerades Horn, das dem weiblichen hingegen mangele. Die Landeseinwohner nennen dasselbe Nilukma. Die Erzählung des Sklaven scheint mir aus mehreren Gründen vollkommen glaubwürdig zu seyn, auch ist derselbe über die Existenz des Einhorns nicht etwa befragt worden. Der nämliche Sklave hat mir eine sehr treue und völlig zutreffende Beschreibung der Gambia-Gans gemacht, die in seinem Lande gemein ist."

Herr von Zach hielt es der Mühe werth, eine Art kritischer Heerschau der Ueberlieferungen vom Einhorn zu geben, und wir entheben derselben nun hinwieder folgende Angaben.

Ctesias, ein griechischer Geschichtschreiber und Arzt, der vierhundert Jahre vor Christi Geburt lebte, und dessen Aristoteles gedenkt, ist nach dem Zeugniß des Plinius der erste, welcher die Geschichte vom Einhorn geliefert hat. Philostrates hat dieselbe hernach weiter

ausgeschmückt, und P l i n i u s, der überallher Alles zusammenraffte, spricht davon in seinem achten Buch (Kap. 21) auf das Zeugniß von Reisenden, d i e w e i t h e r k a m e n. A e l i a n, ein leichtgläubiger Erzähler wie P l i n i u s, erwähnt des Thieres ebenfalls in seinem sechszehnten (Kapitel 20) und siebzehnten Buch (Kapitel 46).

Der Naturforscher neuerer Zeiten, die vom Einhorn handeln, gibt es eine große Zahl; sie haben jedoch meist einander nur abgeschrieben. Die Reisebeschreiber müßten füraus gehört werden; bekanntlich aber hat ihre Mehrzahl Augen, die zum Sehen besser als zum Unterscheiden taugen. Jeder möchte gern etwas Außerordentliches gesehen haben, und das Wunderbare äußert einen eigenthümlichen Reiz.

Unter die Schriftsteller, welche am bestimmtesten vom Einhorn sprechen, gehört zunächst O l a u s W o r m i u s. Er meldet, es habe im Jahr 1652 Franz Marquis, ein Afrikaner aus Ethiopien und Gesandter des Königs von Congo am dänischen Hofe, in Gegenwart des Königs und vieler Hofbeamten von dem Thiere erzählt, das die Afrikaner T o r é B i n a, das heißt gehörntes Thier nennen, und von dem vermuthet wird, es sey das Land-Einhorn, welches in Nigritien, in der Wüste von Cano lebt. Er schilderte es nach Form und Größe eines mittleren Pferdes, von grauer Farbe wie der Esel, mit einem schwarzen Streif über den ganzen Rücken, und einem Horne mitten auf der Stirne, von drey S p i t h a m e n, das will sagen, drey Mal zwölf Finger Länge. Das männliche Thier ist allein nur mit diesem Horne versehen, *) welches weder lange noch kreisförmige Streifen zeigt. Das Thier ist ein solcher Schnellläufer, daß es lebendig nicht leicht eingebracht werden mag; es wird hingegen durch Pfeile erlegt und in der Wüste todt gefunden. Der Gesandte versprach, dem König Friedrich III. ein ganzes Fell und das Horn des Thiers **) zu übersenden. Ob das Versprechen erfüllt ward, ist unbekannt.

In den vom Abbé E u s é b e R e n a u d o t übersezten und herausgegebenen, ziemlich selten gewordenen Anciennes relations des Indes et de la Chine de deux voyageurs Mahométans, qui y allèrent dans le neuvième siècle: traduits de l'arabe, avec des remarques sur les principaux endroits de ces relations (Paris, 1718. 8.) wird Folgendes erzählt: „In den Staaten des indischen Königes R a m b i findet sich das berühmte C a r c a n d a n oder Einhorn, welches ein einziges Horn auf der Stirne trägt, mit einem runden, eine Menschenfigur darstellenden Fleck: das ganze Horn ist schwarz, mit Ausnahme des eben erwähnten Bildes in der Mitte, so weiß ist. Das Einhorn ist gar viel kleiner, als der Elephant; vom Hals bis zu den Füßen ist es ziemlich dem Büffel ähnlich; seine außerordentliche Stärke übertrifft diejenige aller andern Thiere. Es hat ungespaltene Klauen an den Vorderfüßen, die aus einem Stücke bis zu den Schultern bestehen. (?!) Die Elephanten fliehen vor dem Einhorn, sein Brüllen gleicht ziemlich demjenigen des Ochsen und hat etwas vom Schrey des Kameels; der Genuß seines Fleisches ist nicht verboten, und w i r h a b e n d a v o n g e g e s s e n.

*) Diese Angabe trifft bemerkenswerth mit der von Hrn. R ü p p e l erwähnten des Sclaven von K o l d a g i zusammen.

**) Der Schädel wäre indeß die Hauptsache gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Selbstverwechselung eines dicken Mannes.

(Fortsetzung.)

Der Priester und der eine Bruder gingen zusammen fort nach dem Hause, und der Priester begab sich allein in das Zimmer, wo der Dicke sich befand. Der Dicke, der in seinen Gedanken da saß und ihn kommen sah, stand auf. Der Priester redete ihn an: „Guten Abend, Matteo!“ Der Dicke antwortete: „Guten Abend und gutes Jahr! Wen sucht Ihr?“ Der Priester antwortete: „Ich bin gekommen, um ein wenig mit dir zu verweilen.“ Er sezte sich und fuhr fort: „Setze dich neben mich, und ich will dir sagen, was ich will.“ Der Dicke folgte. „Die Ursache, sprach der Priester weiter, warum ich hierher gekommen bin, ist die, daß ich sehr unangenehme Dinge gehört habe. Es scheint, daß du in diesen Tagen deiner Schulden halber vor Gericht gewesen bist, und nach dem, was ich gehört habe, so hast du dir dieß dermaßen zu Herzen genommen, daß du nahe daran gewesen bist, närrisch zu werden. Unter andern, was man mir von dir erzählt, ist noch das, daß du nicht mehr Matteo zu seyn glaubst, und durchaus willst ein Anderer seyn, nämlich der dicke Holzarbeiter. Du bist sehr zu tadeln, daß du dir ein kleines Uebel so sehr zu Herzen genommen hast, wie du denn an schwachem Verstande zu leiden scheinst, und lässest wegen deiner hartnäckigen Meinungen dich schimpflich verspotten. In der That, Matteo, ich möchte nicht, daß du so fortführest; versprich mir, von solchen Thorheiten abzulassen, und deine Sachen ernstlich vorzunehmen, wie andere ordentliche Leute. Dadurch wirst du deinen Brüdern eine große Freude machen. Wenn man das wüßte, daß du fast närrisch bist, so könntest du zum besten Verstande zurückkommen, und würde es doch immer heißen, du seyest von Sinnen gewesen, und wärest ein unglücklicher Mensch. Darum rathe ich dir schließlich, wie ein Mensch dich zu betragen, und nicht wie ein unvernünftiges Geschöpf. Laß die Albernheiten laufen von Dick oder nicht Dick. Thue nach meiner Anleitung, denn ich rathe dir gut.“ Dabey blickte er ihn freundlich an. Der Dicke zweifelte nun keineswegs, daß er Matteo sey, und antwortete ihm augenblicklich: daß er Alles nach Möglichkeit thun würde, wie er ihm gesagt; denn er wisse wohl, wie gut er es mit ihm meine. Er werde sich auch bemühen,

ernstlich davon abzulassen, daß er irgend ein Anderer seyn könne, als Matteo. Aber er bäte ihn um eine Gefälligkeit, wenn es möglich wäre, nämlich ihm Gelegenheit zu verschaffen, mit dem Dicken zu reden und sich auseinander zu setzen. Darauf sagte der Priester: „Diese Reden sind wie dein bisheriges Thun. Ich sehe nun, daß du jenen Dicken noch immer im Sinne hast. Warum brauchst du mit ihm zu reden? Was hast du mit ihm zu thun? Wenn du noch mehr davon redest und mehr Leuten davon erzählest, so machst du die Sache immer schlimmer und ärgerlicher für dich.“ Er sagte ihm so viel dergleichen, daß er zufrieden war, den Dicken nicht zu sprechen. Als er darauf wegging, erzählte er den Brüdern, was er gesagt und gethan, und was Jener ihm versprochen hatte. Er nahm Abschied und ging nach Hause.

In das Zimmer, wo Beyde mit einander gesprochen hatten, war Filippo di Ser Brunelleschi unbemerkt gekommen, und mit dem größten Gelächter von der Welt ließ er sich abgesondert Alles von einem jener Brüder erzählen, vom Herausgang aus dem Gefängniß, von ihrem Gang nach Hause u. s. w. Er hatte eine Flasche mitgebracht, und sagte zu einem jener Brüder: „Seht zu, daß während eurer Mahlzeit ihr ihm dieses im Wein oder sonst unbemerkter Weise zu trinken gebet. Dieß ist ein Opium, das ihn in solchen Schlaf versetzen soll, daß wenn ihr ihm Schläge geben wolltet, er es in den nächsten Stunden nicht fühlen würde. Ich werde in fünf Stunden wiederkommen, und dann wollen wir das Uebrige thun.“ Die Brüder kehrten in das Zimmer zurück, und sezten sich mit ihm zu Tische, es war schon drey Uhr nach Ave Maria vorbey. Der Dicke erhielt sein Getränk, und konnte vor großer Müdigkeit die Augen nicht offen halten. „Matteo, sagten die Andern zu ihm, du scheinst sehr schläfrig zu seyn; du magst die lezte Nacht wohl schwerlich geschlafen haben.“ Damit beendigten sie sich. Der Dicke antwortete: „Ich versichere Euch, daß, seit ich geboren bin, ich niemals so heftige Schlafsucht empfunden habe, und ist mir, als hätte ich einen Monat lang nicht geschlafen. Ich will zu Bette gehen.“ Er fing an sich auszuziehen, und vermochte es kaum vor Müdigkeit; er schlief sogleich fest ein und schnarchte gewaltig.

Zur bestimmten Stunde kehrte Filippo di Ser Brunelleschi mit sechs Gefährten zurück, und ging in das Zimmer, wo er lag. Als sie ihn so fest schlafend fanden, faßten sie ihn, und legten ihn auf eine Tragbahre mit allen seinen Kleidungsstücken, und trugen ihn in sein Haus, wo Niemand war; denn auch die Mutter war zufällig noch nicht vom Lande zurückgekehret. Sie trugen ihn zu seinem Bette und legten ihn hinein, deßgleichen brachten sie die Kleidungsstücke auf die gewöhnliche Stelle; doch legten sie seine Füße, wo er gewohnt war mit dem Kopf zu ruhen. Nun nahmen sie die Schlüssel der Werkstatt, die im Zimmer aufgehängt waren, gingen nach jener, öffneten sie, und legten alles Arbeitsgeräth auf andere Stellen. Die Hobelstücke nahmen sie auseinander und kehrten sie um, und so mit allem übrigen Werkzeug; die ganze Bude ward umgewandelt, daß es schien, als wären üble Geister dagewesen. Darauf schlossen sie die Werkstatt und brachten die Schlüssel in das Zimmer des Dicken zurück, verschlossen die Thür und gingen selbst schlafen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Beschluß.)

Die italienische Hofoper führte uns eine neuengagirte Sängerin Sgra. de Vecchi in der Partbie des Tankred vor. Sie hat eine starke Stimme, einen guten Vortrag und singt mit vielem Gefühl. Schade, daß sie keine Kehlenfertigkeit hat, und daß ihr Aeußeres nicht gefälliger ist. Dlle. Schechner sang an diesem Abend die Amenaide und leistete das Unmögliche; doch ob ihr gleich jubelnder Beyfall zu Theil wurde, so wünschen wir doch, daß sie nicht mehr angehalten werde, diese Partbie zu singen. Drey solche Rollen, und es ist um ihre schöne Stimme gethan. Es kann eine Sängerin wohl eine Arie singen, die nicht in ihrer Stimmlage ist. Das schadet nicht, aber hier ist die Lage der ganzen Partbie, die Tessitura, hober Sopran, selbst das Recitativ kostete ihr eine ungemeine Anstrengung. Hr. Rubini als Argirio war nicht bey Stimme, übrigens ist es kein eigentlicher Tenor, sondern ein mezzo carattere, auch war es vom Tondichter ein Mißgriff, die Partbie des Vaters in Tenor zu setzen. Eine lobende Erwähnung verdient das Orchester unter Moralts Leitung, das die Sänger wieder überaus zart begleitete, während das deutsche Orchester nicht selten, statt zu accompagniren, drein donnert, und zu vergessen scheint, daß es, mit Gretry zu sprechen, das Piedestal ist, und nicht die Statue.

In der Gioventú d Enrico V. gefiel das Rondo der Sgra. Casagli, das sie überaus rein und geschmackvoll vortrug. Wir wünschen übrigens, daß diese matte Oper des talentlosesten aller Nachahmer des Pesaresers für immer bey Seite gelegt werde.

Nachdem früher Dlle. Eva Bamberger aus Frankfurt, ein ganz junges Frauenzimmer, mit einem hübschen metallreichen Stimmchen, ein Konzert gegeben, hatte einige Tage später das erste abonniree Konzert statt, das, wie gewöhnlich, überaus zahlreich besucht war. Die Wahl der Musikstücke war sehr gut, und wir wünschen, daß auch in den folgenden das Gediegene mit dem Gefälligen so sinnig wechsele. Die Namen Bärmann und Molique brauchen nur genannt zu werden, so ist auch die Trefflichkeit ihrer Leistung ausgesprochen. Auch Dlle. Sigl und Hr. Löhle erhielten großen, verdienten Beyfall für ihren herrlichen Gesang. Die Ouverture aus „Beherrscher der Geister“ von Maria Weber ist der Embrio des „Freyschützen.“ — Im zweyten Konzerte hörten wir eine Symphonia eroica von dem musikalischen Görres, Beethoven, die eine volle Stunde dauerte, und den Musikern, wie manche Schlacht den Soldaten, für zwey Dienstjahre angerechnet werden könnte. Die Professoren der Musik mögen vielen Genuß gehabt haben; das Publikum aber, das nicht aus Professoren besteht, ertrug sein Vergnügen mit stiller Ergebung. Enthusiastisch wurde dagegen am Schlusse Spontini's Ouverture zum Cortes aufgenommen. Freylich was anderes! Ein Thema, ein Gedanke, und wie herrlich durchgeführt, welches Leben, welche Kraft! Ein schönes Gedicht und — eine gelehrte Abhandlung. —

Vieles Aufsehen machen jezt in unserer Stadt die beweglichen Panoramen des Hrn. Conus, eines Fran-

zosen, eigentlich nicht so fast seine Panoramen, denn wir haben dergleichen viel bessere gesehen, z. B. die des Hrn. König 2c., als vielmehr er selbst als Taschenspieler. Der Mann ist der Philadelphia unserer Zeit und läßt Alles weit hinter sich, was man in dieser Art sehen kann. Gut, daß dieser Mann nur ein lustiger Taschenspieler ist, in einem andern Kleide und in einer ernstern Richtung könnte er als Wunderthäter in unsern Tagen Epoche machen. – Wir haben in der neuesten Zeit drey wirklich außerordentliche Männer hier gesehen, die den höchsten Grad der Kunstfertigkeit erreicht zu haben scheinen, nämlich den Akrobaten Chiarini, den Indianer Moory und diesen Hrn. Conus. Der Schauplatz des leztern ist die ehemalige Salvatorskirche. Als ich, ein Knabe, meinem Hofmeister in dieser Kirche ministrirte, fiel mir's nicht bey, daß ich nach 25 Jahren hier einen Taschenspieler sehen sollte; da übrigens das Gebäude längst aufgehört hat, eine Kirche zu seyn, und die Vorrichtung von der Art ist, daß weder Wand noch Fenster gesehen werden kann, da in dem Raum der Kirche eine Bude aufgeschlagen und mit Tapeten behängt ist, so ist Anstand und Schicklichkeit nicht im mindesten verlezt.

Wien, im Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Familie Chiarini macht noch immer, wenn auch nicht eben volle Häuser, doch wenigstens, in der Direktionssprache zu reden, Kassa. Das Publikum ergözt sich an diesen Vorstellungen. Den Anfang macht gewöhnlich ein kleines Stück, den Schluß ein Divertissement oder eine Pantomime. Die Geschicklichkeit dieser Leute gibt ihren Leistungen immerfort den Reiz der Neuheit. Der große Akrobat, dem es eine Kleinigkeit ist, mitten in seinen herkulischen Arbeiten, die er mit der Leichtigkeit eines Sylphen ausführt, sechs bis acht Salto Mortale zu machen, und auf einem Fuße schwebend mit übereinander geschlagenen Armen dazustehen, scheint unerschöpflich in halsbrecherischen Equilibre's, Sprüngen und Posituren. Die Pantomimen sind wahre Plattitüden, aber auch diese belustigen durch die Ausführung. Der erste Akrobat zeichnet sich auch hier als Pierot aus durch leichte Komik und außerordentliche Gewandtheit. Die Charakteristik weicht von der herkömmlichen ab, und Sgr. Pierot erscheint in schwarzer Tracht, ist aber doch sehr lustig und possierlich.

Die Uebersetzungen und Bearbeitungen aus dem Englischen kommen nach gerade wieder an die Tagesordnung für die deutsche Bühne. Indessen ist es damit nicht so leicht gethan, wie mit den Uebertragungen aus dem Französischen. Die doppelte Handlung, die breiten, ganz fremdartigen Episoden, die üppigen Auswüchse und die leeren Räume, die bizarre Mischung von Ernst und Burleske, alles dieß und so manches Andere, was dem Sinn des gebildeteren deutschen Publikums nicht zusage, erschwert die Bearbeitung englischer Theaterwerke, besonders im Fache der komischen Muse, außerordentlich und macht den Erfolg zweifelhaft. Schröders Talent, Fleiß und feinen Takt besizt nicht ein Jeder. Dem sey nun, wie es wolle, so ist unlängst wieder ein Stück auf dem Hoftheater erschienen, das einer Bearbeitung aus dem Englischen so ähnlich, wie ein Ey dem andern, sieht. Ich meyne das Lustspiel Schein und Seyn, von Dr. Töpfer, in fünf Aufzügen. Das englische Stück, das sowohl in Haupthandlung, wie in den Nebenumständen und den vornehmsten Charakteren mit dem genannten genau übereinstimmt, führt den Titel: The Belle's Stratagem, und ist aus der Feder einer dramatischen Schriftstellerin geflossen, die mehrere geliefert hat. Ihr Name ist Miß Kawley. Das Stück ist auf zwey Londner Theatern aufgeführt worden. Der hier erwähnte Titel paßt auf den Inhalt des deutschen Lustspiels vollkommen, und ist natürlicher, als der eigenthümliche. Dem Wesentlichen nach ist es folgender. Ein junger Kavalier ist mit der Tochter eines Mannes versprochen, der die Gabe hat, Alles, was geschieht, voraus zu sehen, weil er mit der Begebenheit immer auch seine Meinung ändert. Die jungen Leute sehen einander nicht eher, bis der Bräutigam von Reisen zurückkehrt. Leider hat sich während dieser Exkursion seine Vorliebe für das Ausländische (Französische) dergestalt entwickelt, daß er gegen die Reize deutscher Frauen (im Original englischer) unempfindlich ist. Er findet seine Braut Auguste (Letitia) fad und abgeschmackt. Ihr Herz entbrennt für ihn. Was thut sie nun? – Sie nimmt völlig die Miene eines albernen Gänschens an, um ihn erst ganz abzustoßen, und dann durch das Ausgebot aller weiblichen Kunst (List = Stratagem), durch Entwicklung aller ihrer Liebenswürdigkeit, unwiderstehlich anzuziehen. Dieß gelingt, und eine Redoute gibt die erwünschte Gelegenheit dazu. Die listige Schöne tanzt eine Gavotte (oder eine Andere tanzt sie in derselben Maske) so reizend, so bezaubernd, wie – wie die jezige Lieblingstänzerin des Publikums der Kaiserstadt, Mlle. Brugnoli, in ähnlichem Fall sie tanzen würde. Durch dieses Mittel (im Englischen ist das anders) überzeugt sie ihn, daß auch deutsche Mädchen liebenswürdig seyn können, gewinnt sein Herz, und wird seine Gattin. Diese bizarre Idee ist interessant ausgeführt. Der Ausgang ist im englischen Lustspiel etwas verwickelter und lebendiger. Im Deutschen ist überhaupt Manches zu gedehnt. Auch die Nebenhandlung stimmt in der Hauptsache mit den Begebenheiten in der englischen Komödie überein. Die junge Frau eines eifersüchtigen Mannes wird auf der Redoute in Gefahr gebracht, entführt zu werden, glücklicherweise aber mit einer andern verwechselt. Der Verfasser hat das Freudenmädchen im Original in eine verblühte Kokette umgewandelt. Dieser untergeordnete Theil des Lustspiels ist ihm besser gelungen, als der Hauptgegenstand. Es treten einige interessante Personen auf, und Alles ist recht frisch und munter. Im Ganzen hat der Verfasser, oder Bearbeiter, manche vortheilhafte Abänderung getroffen, mehrere ächtkomische Situationen eingewebt, der lustige Theil des Dialogs ist leicht und ansprechend, der ernsthafte dagegen etwas breit und geziert. Das Stück war interessant besezt und gefiel. Es würde noch mehr Eindruck machen, wenn es gedrängter wäre; besonders der Schluß sollte mehr abgerundet seyn. Der Verfasser hat zum dramatischen Schriftsteller unverkennbaren Beruf, und zwar gerade in demjenigen Felde, das sich im deutschen Bühnenkreis so unfruchtbar beweist. Möchte er sein Talent sorgsam pflegen und mit Fleiß und Liebe es verwenden! Die Kritik hat ihn bisher eben nicht verhätschelt, vielmehr die Kinder seiner Laune zuweilen einer scharfen Prüfung unterworfen. Das kann für ihn und für das Publikum nicht anders als sehr heilsam seyn. Er beweist aber auch, daß es ihm nicht um Lobhudeley zu thun war, wie so Manchen, die mit ihm nicht in Vergleichung kommen können, und immer ihre Sekundanten haben, die entweder die verdienten Streiche abwehren, oder auf den verlezten Theil, nach empfangener Zurechtweisung, in aller Hast Kompressen legen. Diese kommen freylich nie mit sich in's Reine, das Publikum weiß aber doch, woran es ist, und aufmerksame, taktfertige Leser unterscheiben leicht das Wahre von dem Falschen. Es ist höchst lächerlich, zu sehen, wie ein solcher Quacksalber, wenn ein rechtlicher Kämpe an seinem milchbärtigen Schooßkind einmal Gerechtigkeit geübt hat, flugs mit seiner Hausapotheke bey der Hand ist, und auf den bösen Finger bläst, und Salben auf die Wunde träufelt – gewöhnlich aber nur den Schaden noch verschlimmert! –

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. December 1824.

— Die Jahr' entstürmen,
Morgen Schatten und Asche, kränzt mit Myrthen
Heute den Becher.

Matthisson.

Abschiedslied.

Im Bade.

1824.

Wie wir heut' sind beysammen
Bey diesem Abendschmaus,
So jung nicht sammelt wieder
Uns dieses traute Haus.
Die Freunde nahen, scheiden,
Und Andre kommen her;
Die Badeglocke läutet
Schon morgen mir nicht mehr.

Wie oft in unserm Kreise
Trat nicht der Wechsel ein!
Drum laßt zur guten Stunde
Uns heute noch uns freu'n!
Noch sind's nur wenig Wochen,
Dann sind sie Alle fort,
Dann rauscht einsam die Quelle,
Und öd' ist dieser Ort.

Ob wir uns wiedersehen,
Das steht bey dem Geschick;
Drum laßt uns klüglich nützen
Den flücht'gen Augenblick!
Weil Hoffnung doch der Freude
Als Schwester ist gesellt,
Uns wieder froh zu finden
Sind wir auf sie gestellt.

Ja, was von süßer Hoffnung
Sich uns im Herzen regt,
Und in dem stillsten Grunde
Der Geist von Wünschen hegt,
Sey's nahe, sey es ferne,
Dem klinge dieses Glas,
Und mit dem reinsten Klange,
Habt Acht! bewähr' es das.

Jetzt laßt zu guter Letze,
Gemischt in bunten Reih'n,
Ein rennend Küssefeuer
Des Abschieds Feyer seyn!
Und Keine soll sich sträuben
Ob ihres Nachbars Kuß!
So nah' uns nur in Wonne
Der letzte Scheidegruß.

C. J.

Selbstverwechselung eines dicken Mannes.

(Beschluß.)

Der Dicke hörte nichts, sondern schlief die ganze Nacht fest. Erst des Morgens auf das Ave Maria von S. Maria de' Fiori erwachte er, erkannte die Glocke, öffnete die Augen, und sah sich in seiner Wohnung. Er erinnerte sich hinlänglich aller vergangenen Dinge und wunderte sich sehr. Er besann sich wohl, wo er des Abends sich niederlegte, und gerieth in großen Zweifel, ob er jenes geträumt habe, oder das Gegenwärtige ein Traum sey. Doch schien ihm eines so sicher und unleugbar, wie das andere, und nach einem herzlichen Seufzer rief er: „Gott sey mir gnädig!“ Er stand auf, kleidete sich an, nahm die Schlüssel der Werkstatt, ging hin, öffnete, und sah die ganze

Bude umgekehrt, was ihn nicht wenig befremdete. Wie er nun Alles an seinen Ort zu bringen suchte, kamen die beyden Brüder des Matteo auf ihn zu, und ohne daß sie ihn zu kennen schienen, rief ihm der eine entgegen: „Guten Morgen, Meister!“ Der Dicke wandte sich um, erkannte sie, veränderte seine Miene ein wenig und sprach: „Guten Tag und gutes Jahr! Was sucht Ihr?“ Der Eine von ihnen erwiederte: „Ich will es dir sagen. Wir haben einen Bruder, Namens Matteo. Dieser ist vor einigen Tagen auf Anlaß einer Verhaftnehmung ein wenig närrisch geworden, und unter andern behauptet er, nicht mehr Matteo zu seyn, sondern der Meister dieser Bude, der, wie ich glaube, der Dicke heißt. Wir haben ihm solches ernstlich verwiesen, und es ihm noch von unserm Priester, der ein braver Mann ist, verweisen lassen; auch hat er versprochen, sich solche Gedanken aus dem Kopf zu schlagen, und speiste mit dem besten Appetit gestern Abend mit uns, legte sich schlafen in unserer Gegenwart, und diesen Morgen, ohne daß ein Mensch es gemerkt, ist er aus dem Hause gegangen, ohne daß wir wissen wohin. Nun sind wir hierher gekommen, zu hören, ob er vielleicht hier gewesen, oder du sonst etwas von ihm zu sagen wissest.“ Der Dicke ward höchst betroffen, als er solches hörte, wandte sich zu ihnen und sprach: „Ich weiß nicht, was ihr da sagt, und was das für närrische Dinge sind. Matteo ist nicht hier gewesen, und wenn er gesagt hat, er sey meine Person, ist er sehr albern. Bey meinem Leibe, wenn ich ihm begegne, so muß ich es auseinandersetzen und erfahren, ob er ich ist oder ich er bin. Was Teufel sind das für Geschichten in diesen Tagen!“ Zornig nahm er den Mantel, ging aus der Werkstatt, ließ Jene darin, und begab sich fluchend nach S. Maria de' Fiori. Jene gingen fort, der Dicke aber in der Kirche auf und ab wie ein Löwe, so wüthend war er über diesen Vorfall. Dort fand ihn einer, der sein Geselle gewesen war, und mit ihm bey Meister Pelagrino in Terma gearbeitet hatte. Dieser junge Mensch war seit mehrern Jahren in Ungarn gewesen, wo er seine Rechnung wohl gefunden hatte, von Filippo Scolari, genannt lo Spano, unserm Mitbürger, unterstützt, der damals Ober-Hauptmann von Sigismund Karls Sohn und Königs von Böhmen Kriegstruppen war. Dieser Spano nahm alle Florentiner auf, welche durch ihres Kopfes oder Hände Geschicklichkeit ausgezeichnet waren; denn er war ein vermögender Herr, und liebte seine Landsleute übermäßig, wie sie ihn lieben mußten, und that Vielen Gutes. In jener Zeit war jener junge Mensch nach Florenz gekommen, zu hören, ob er dorthin irgend einen Meister seiner Kunst führen könnte, weil er viele Arbeiten dort übernommen hatte. Er hatte öfters mit dem Dicken gesprochen, und ihn gebeten, dorthin zu gehen; er versicherte ihn, wie er in wenig Jahren reich werden könnte. Als der Dicke diesen ansichtig ward, beschloß er, mit ihm zu gehen. Er trat auf ihn zu und sprach: „Du hast oft mit mir gesprochen, ob ich mit dir nach Ungarn kommen wollte, und ich habe dir immer nein! gesagt. Nun ist mir ein Zufall begegnet, und habe ich Streitigkeiten mit meiner Mutter gehabt; drum will ich mit dir kommen, wenn du willst. Wenn du aber dazu gesonnen bist, so will ich morgen früh fort; denn wenn ich länger hier bleibe, würde meine Abreise Hinderniß finden.“ Der junge Mensch antwortete ihm: es sey ihm das sehr erfreulich, doch am andern Morgen könne er, seiner Geschäfte wegen, noch nicht von dannen gehen. Er möchte indeß abreisen, wenn er wollte, und ihn in Bologna erwarten, wo sie sich nach wenigen Tagen treffen würden. Der Dicke war zufrieden, und sie blieben einig. Der Dicke kehrte in seine Werkstatt zurück, suchte sich seine Eisen und andere Sachen aus, um sie mit sich zu nehmen, wie auch einiges Geld, das er daliegen hatte. Hierauf ging er nach Borgo S. Lorenzo, und nahm einen Esel, um nach Bologna zu gehen; den andern Morgen bestieg er denselben und machte sich auf die Reise. Er ließ einen Brief an seine Mutter zurück, des Inhalts, sie möchte sich mit dem verheyrathen, der in der Werkstatt zurückgeblieben wäre, er aber gehe nach Ungarn.

Auf diese Weise reiste der Dicke von Florenz ab. Er erwartete seinen Gefährten in Bologna, sie gingen zusammen nach Ungarn, machten gute Geschäfte, so daß sie, nach ihrem Stande, in wenig Jahren reich wurden. Der erwähnte Spano begünstigte sie, machte sie zu Meistern für das Kriegswesen, und der Dicke hieß Maestro Manetto aus Florenz. Später kam der Dicke wieder zurück, und, von Filippo di Ser Brunelleschi über seine Abreise befragt, erzählte er ihm die Geschichte.

Das Einhorn.

(Fortsetzung.)

Ein anderer Augenzeuge, welcher das Einhorn selbst gesehen zu haben versichert, ist Ludwig de Barthema. In dem Itinerario di Ludovico de Barthema Bolognese (Venezia, 1517) behauptet er, in Mekka zwey lebendige angetroffen zu haben, die er auch beschreibt, und deren Beschreibung der Doctor Sparrmann, welcher an das Daseyn des Einhorns zu glauben geneigt ist, in seiner Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung erwähnt. Der Ritter Bruce, welcher sich lange in Abyssinien aufhielt, ist entgegengesetzter Meinung, und er nimmt es dem Doctor Sparrmann sehr übel, daß dieser der Erzählung eines holländischen Kolonisten, der auf einer Felswand im Lande der Busch-Hottentotten eine Abbildung des Einhorns entdeckt haben will, einiges Gewicht einräumt.

Der berühmte Naturforscher Pallas näherte sich hinwieder der Meinung Sparrmanns. Er schreibt an ihn: „Was das Einhorn und Ihre Vermuthung anbetrifft, es dürfte dasselbe in den innern Landschaften Afrika's unbekannter Weise vorhanden seyn, so befremdet dieselbe mich keineswegs. Ich war längst überzeugt, daß die Erzählungen der Alten vom Einhorn keineswegs grundlos seyen, vielleicht aber durch die einhörnigen Antilopen veranlaßt wurden, von denen ich im zwölften Heft meiner zoologischen Specilegien Meldung that, oder daß auch vormals, als das innere Afrika von europäischen Reisenden besucht ward, diese eine uns gegenwärtig unbekannte einhörnige Thierart mögen gekannt haben."

Sollte dann das furchtbare, unzähmbare, und durch die Stärke seines Horns gefährliche Thier am Ende zu einer wilden, scheuen und furchtsamen Antilope herabsinken? Das Nilukma, welches der Sklave von Koldani dem Herrn Rüppel beschrieben hat, gehörte wahrscheinlich zur Familie der Antilopen. Ist es vielleicht das Cudu (Antilope oreas)? Allein das Horn dieser Antilope ist schwarz und eben etwas gekrümmt, wie die Abbildung bey Pallas (Spic. XII. tab. 3. fig. 1.) zeigt.

Ein anderes Zeugniß für das Daseyn des Einhorns findet sich in Professor Voigt's Magazin der Physik von 1796, wo die Uebersetzung eines holländischen, am Vorgebirge der guten Hoffnung den 8. April 1791 ausgestellten, und von Herrn Cloete unterzeichneten, Protokolls mitgetheilt wird, in welchem beglaubigt ist, daß sechszehn Tagereisen vom Cambado und dreyßig Tagereisen von der Kapstadt ein Einhorn, an Gestalt dem Pferde ähnlich, erlegt ward; mit dem Beyfügen, daß im Lande der Busch-Hottentotten die Figur dieses Thiers häufig in Felsen gehauen vorkommt.

Was der brittische Kapitän, Samuel Turner, in seiner Beschreibung der Gesandtschaftsreise nach Thibet von einem Pferd mit einem Horn auf der Stirn erzählt, das der Rajah Daeb in seinem Stalle zu besitzen versicherte, welches die Engländer aber, ihrer dringenden Bitten ungeachtet, nicht zu sehen bekommen konnten, erregte die Vermuthung, der Rajah dürfte kein wahrhafter und glaubwürdiger Mann seyn. Inzwischen versichert der Major Lattar (Corresp. astronom. T. V. p. 65.), im Innern von Thibet Einhorne gesehen zu haben, und jüngsthin ward in einem Bericht der asiatischen Gesellschaft von Calcutta gemeldet: Es habe der Lieutenant G. H. Robinson dem Museum der Gesellschaft das Horn eines Thieres aus Thibet geschenkt, das in einem dichten Gehölz, in nord-westlicher Richtung von Degarchee, und bey ungefähr zwey Tagereisen Entfernung von diesem Ort, sey gefunden worden. Es ward dasselbe von Nipal durch einen Bhotesa überbracht, nebst einer ziemlich rohen Zeichnung des Thiers, das als Einhorn abgebildet ist. Ein Mitglied der Gesellschaft, Herr Wallich, vermuthet, das Thier dürfte zur Antilopen-Gattung gehören. Bemerkenswerth ist, daß dieß Einhorn genau in eben der Gegend gefunden ward, die der Major Lattar als Heimath des Thieres angab.

Der französische Naturforscher, Herr Amoureux in Montpellier, behandelt die Geschichte des Einhorns als eine Fabel in seiner 1818 erschienenen kleinen Schrift: Revue de l'histoire de la licorne. Par un naturaliste de Montpellier (47 Seiten, 8.). Genau vor zwey Jahrhunderten hatte ein anderer Naturforscher in Montpellier die Histoire de la licorne par L. Catelan à Montpellier (1624, 8.) ausgegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Oktober.

(Fortsetzung.)

Auf dem Theater am Kärntnerthor ist ein neues, glänzendes Ballet in vier Aufzügen gegeben worden, von der Erfindung des Hrn. Armand-Vestris: Alcinde betitelt. Ein Ballet desselben Inhalts, mit Musik von Joseph Weigl, wurde schon vor Zeiten aufgeführt. Der Stoff, bekanntlich aus dem Heldengedicht des Ariost geschöpft, bietet zwar der Phantasie des Choreographen eine reiche Fülle von Gemälden und reizenden Scenerien dar, erfordert jedoch als Bruchstück aus einem so wunderbar verflochtenen Ganzen besondere Kunst in der Anlage, um die Handlung auf der Bühne klar und allgemein interessant zu machen. Hieran leidet nun das in Rede stehende Ballet vornehmlich Mangel, und die vielen kleinlichen Details, womit es in der Aufführung überladen ist, ersetzen diesen nicht. Die Hauptsache ist aber die Ausstattung; darauf ist nun in der That Alles verwendet worden, was die Phantasie in einem so beschränkten Raum, wie eine dramatische Handlung ihn umfaßt, Herrliches und Reizendes vereinigen kann. Die Fabel ist ergiebig an Situationen, die sich für den Tanz eignen, und die Tänze sind sehr glücklich mit der Handlung verflochten, die im letzten Theil mit außerordentlicher Raschheit vorwärts schreitet. Mlle. Brugnoli führte als Alcinde mit Rozier (Astolpho) und Samengo (Roger) zwey Pas de deux aus, wovon das erste bezauberte, aber das zweyte alle trefflichen Leistungen dieser Künstlerin übertraf. Eine wahre Schöpfung der Phantasie. Man möchte glauben, sie habe sich in dieser neuesten Leistung ganz erschöpft, und könne die Bewunderung nicht mehr in die Schranken fordern. Der rauschende Beyfall erlahmte in seinem unaufhaltsamen Flug. Auch Samengo entwickelte bedeutende Gewandtheit. Mlle. Vaquemoulin und Mr. Huttin, die tanzkünstlerischen Inseparable's, tanzten ungemein zierlich, und Rozier zeigte sich als ein wahrer Heros der Tanzkunst — wenn die oft so betitelten dramatischen Künstler diesen Ausdruck mir gestatten mögen. Ein Solo auf dem Violoncell, von Merk vorgetragen, und ein anderes, von Mayseder auf der Violine ausgeführt, erhöhte den Zauber des Eindrucks, den die erstgenannten Pas de deux's hervorbrachten. Eine Dekoration im dritten Akt ist ein wah-

res Feenwerk. Die mächtige Alcinde selbst könnte den, von so vielen lieblichen Erscheinungen, den schönen Gruppen und Tableaux's, und der glänzenden Mannigfaltigkeit der Scene geblendeten Augen kaum ein reizenderes Bild entfalten. Und doch bleibt die Schlußdekoration: der Luftpallast der Fee Rigistilla, die den verirrten Roger wieder in die Arme seiner, mit Merlins Pfeilen ausgerüsteten, und auf ihrem Hippogryphen kavalkirenden Bradamante führt, hinter dieser reichen, prachtvollen Kunstschöpfung nicht zurück. Das Kostüm ist überaus schön. Glanz und Schimmer vereinigen sich mit Anmuth und Geschmack in harmonisch-üppigem Farbenspiel. Dennoch hat dieses Ballet nicht so gefallen, wie man es vermuthen sollte. Es scheint, das übersättigte Theaterpublikum bedürfe von Zeit zu Zeit einer Erholung, die es in einem Zustand von heilsamer, dem Schlaf ähnlicher Abspannung findet, aus welcher es mit gedoppelter Empfänglichkeit bald erwacht, und selbst minder reichhaltigen Erscheinungen begünstigend entgegentritt. Wenn dieß auch hier der Fall nicht wäre, so läßt es sich im Allgemeinen doch nicht wohl bestreiten.

Auf demselben Theater wurde von den italienischen Opernisten zum Vortheil des Hrn. D a v i d aufgeführt: Mose in Egitto. Aziono tragica in tre atti. Auf dieser Bühne erschien die Oper zum Erstenmal. Früher hatte man sie nur mit deutschem Text auf dem Theater an der Wien gesehen. Aber welch ein Unterschied! riefen Alle, die sie dazumal und jezt von Neuem hörten. Diese Musik ist keine leichte Aufgabe für die Sänger, und sie kann nur durch eine solche Zusammenwirkung, durch so große Präcision in Kolorit und Nüancirung gelöst werden. In Ansehung der Charakteristik im Allgemeinen gehört sie unstreitig unter die gelungensten Produktionen des Maestro, und er hat hier in mehreren Theilen bewiesen, daß er auch die dramatischen und technischen Forderungen zu befriedigen vermag. Die F o d o r sang den Part der Elcia mit unerschöpflichem Kunsttalent. Sie besizt die Gabe, durch Ton und Ausdruck die Gefühle und die Leidenschaften mit immer neuen Farben zu schildern, alle Abstufungen des Schmerzens und der Freude — in einem bewundernswürdig hohen Grade. Selbst ihre Passagen sind eine lebendige Sprache, die Triller sind bezeichnete Accente. Sie singt mit Phantasie, Geist und Seele. Je mehr man sie hört, je mehr offenbart sich die Trefflichkeit ihrer Kunst. Die D a r d a n e l l i war als Amaltea wieder sehr liebenswürdig in Gesang und Darstellung. A m b r o g i ist ein trefflicher Moses, ganz für diesen Part geeignet, eben so ist D a v i d als Osiride an seinem Platz, und L a b l a c h e läßt als Faraone nichts zu wünschen übrig. Der wundersame Feuerregen war sehr glänzend, unterblieb jedoch das Zweytemal, weil er nicht nur die Augen, sondern auch die Kehlen der Sänger und der Zuhörer afficirte. —

Die junge Sängerin S o n n t a g gab zu ihrem Vortheil La Donna del Lago, worin sie selbst den Part der Elena übernommen hatte. Sie trug Manches recht glücklich vor. Ueberhaupt bemerkt man aber keine bedeutende Fortschritte an dieser talentvollen Künstlerin. Sie kommt unter den jezigen Umständen freylich selten auf die Bühne, und verliert sich immer mehr in einer gewissen Manier, die einerseits zwar lobenswerth ist, weil sie aus dem Bestreben, einem großen Vorbild nachzueifern, entspringt, auf der andern Seite aber der natürlichen Entwicklung des eignen Kunsttalents hinderlich ist. Wie es heißt, geht sie bald nach Darmstadt, als Mitglied des dortigen Hoftheaters, und wird, durch eine jugendlich angenehme Gestalt empfohlen, in doppelter Hinsicht eine willkommene Acquisition seyn. Von der musikalischen Gesellschaft in Grätz, wo sie diesen Sommer gastirte, wenn ich mich nicht irre, erhielt sie das Diplom als Ehrenmitglied. — David trug den Part des Giacomo nicht nur mit großer Virtuosität, sondern auch mit einer gewissen Haltung und Solidität vor, deren er sich immer eifriger befleißigt, so viel es seine Eigenthümlichkeit erlaubt. Eine äußerst brillante Arie und Scene hatte Sgr. Mercadante für ihn komponirt, wie dieser Maestro überhaupt durch seine glücklichen Beyträge die Sänger erforderlicherweise unterstüzt. La Donna del Lago hat hier von jeher eben so wenig gefallen wollen, wie unlängst in Paris, wo der Meister die Aufführung im großen Opernhaus selbst dirigirte. Zwischen den Akten ließ ein Tonkünstler aus Prag, F r a n z S c h a l k, Ehrenmitglied der musikalischen Akademie zu Parma, sich auf dem Bassethorn hören, und trug Variationen von seiner eigenen Komposition über ein Thema aus Rossini's Cenerentola vor. Dieses Instrument, das einen so anziehenden Ton hat, und der menschlichen Stimme so nahe verwandt ist, kommt selten außer dem Orchester vor. Der Tonkünstler besizt Fertigkeit und Präcision, trägt die Passagen rund und deutlich vor, hat aber nicht den Zauber des Tons in seiner Gewalt, dessen dieses Instrument fähig ist. Der Erfolg war eben nicht glänzend. Die Konzertgeber kommen jezt selten zum Vorschein, und seit mehreren Monaten ist keiner öffentlich erschienen. Jezt, mit den Almanachs-, Taschenbücher- und Kalenderschwärmen kommen auch die reisenden Virtuosen nach und nach herangezogen.

Der Volksgarten wird auch in dieser Jahrszeit besucht, und ist überhaupt zum Versammlungsort während der ganzen Winterzeit eingerichtet. Die in Gestalt eines Hufeisens angelegte, geschmackvolle Kolonnade bietet eine seltene Gelegenheit dar, so nahe bey der Stadt in einer kleinen Entfernung von der kaiserlichen Burg, wenn die Witterung auch noch so rauh ist, im Freyen warm und trocken zu lustwandeln, da die Reihe von hohen Glasfenstern längs der ganzen Vorderseite hin eine durchsichtige Wand bildet, durch welche man aus jedem Standpunkt ganz bequem auf die Umgebung in der Nähe und Ferne blickt. An den Seiten sind kleine Tische angebracht; in der Mitte wandelt die Menge auf und ab durch den etliche achtzig Schritte langen Raum, der mit erwärmter Luft geheizt, und mittelst hängender Lampen, die ein helles, aber sanftes Licht verbreiten, von einem Ende bis zum andern beleuchtet wird. Von einem regelmäßig angestellten Musik-Korps wird Harmonie gemacht, wozu immer die neuesten und beliebtesten Tonstücke aufgelegt werden. Bey dieser Gelegenheit muß ich bemerken, daß es in einem meiner frühern Berichte, wo die Rede von der belle Limonadière au jardin public die Rede ist, heißen muß: „die dort in dieser Qualität angestellt ist, oder dient,“ nicht s i n g t, denn wiewohl hier musicirt wird, so läßt sich doch keine Cantatrice hören, wie sie in den gewöhnlichen Speise- und Trinkhäusern die Dudeley der Drehorgeln und das Geklimper der Harfen mit ihrem Singsang begleiten.

Vor einigen Jahren wurde in der Nähe Wiens, bey Grabung eines Brunnens, eine Schwefelquelle entdeckt, die seitdem zur Anlage einer trefflich eingerichteten, heilsamen Badeanstalt Veranlassung gab. Eine kleine Strecke oberhalb dieser befand sich früher schon eine ähnliche Einrichtung. Als man unlängst in einer hiesigen, auf dieser Seite liegenden Vorstadt, ebenfalls um einen Brunnen anzulegen, in die Tiefe grub, drang abermals ein schwefelhaltiger Wasserstrom so gewaltsam hervor, daß man Mühe hatte, ihn zu bewältigen.

(Der Beschluß folgt.)

B e y l a g e: Kunstblatt Nr. 99.

Verlegt von der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung.

Nro. 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. December 1824.

Was wäre der Süden ohne das Meer, und was wäre sein Meer ohne die Inseln?

Pilgerblätter.

III.

Monte Circello.

Vidi quel monte, ove stelle digiuna
Circe piu volte ed fer suo encantamento
Al lume delle stelle e della luna.

Dittamondo III. 1.

Nachdem wir den römischen Mai genossen, den Blumenteppich und des Volkes Herrlichkeit in Genzano geschaut, sind wir nicht die Einzigen gewesen, die geliebte Stadt zu verlassen, gerade wenn das Volk sich vom Glanze der Natur am durchdrungensten fühlt; in der heißen Zeit wollten wir uns der ungezähmteren Fülle des Südens und der Frische des Meeres nahen, wir mögen nicht sagen, daß wir die Stadt gefürchtet. Haben wir doch die unheimliche kranke Campagna, wo die Römerschatten hausen, die der Fremdling für Räuber ansieht, des Nachts durchfahren, lieber träumend, als konversirend, Aricia, die grünende Felsenstadt, nur bey den ersten Sonnenstrahlen gesehen, bald darauf Genzano und Velletri, der schönsten Frauen Heimath, endlich, beym Glanze des Tages, sind wir jene verschrieenen pontinischen Sümpfe durchrollt, die wir daheim als schattige Wälder und reich grünende Wiesen feyern und besuchen würden.

Als die lange, schnurgerade Straße uns endlich dahin geführt, wo Meer und Berge, deren Zwischenraum den weiten Spielraum jener schön bewachsenen Flächen abgegeben, sich näher aneinanderdrängen, da, auf anderem Punkte, als wo dem reisenden Römer von der hohen appischen Straße das weit glänzende Anxur entgegen leuchtete, entzückte uns anders auf den Trümmern der alten Pracht die Herrlichkeit des neuen Terracina. Da die neue Straße nicht, wie die alte, über, sondern eings um die Felsenstadt führt, so entgehen alte Spuren, cyklopisches Werk, und anderes Gemäuer, das dem Jupiterstempel gehört haben soll, wol auch dem flüchtigen Reisenden nicht; drinnen sind Inschriften zerstreut, und manches Angedenken aus dem Mittelalter. Aber die Zeit ist vorüber, wo der weite Glanz der Gebäude zu rühmen war; altes, ehrenfestes Gemäuer, ohne bestimmte Kunde nur die Vergangenheit bezeugend, fehlt nirgends, und die Größe der Natur, alle geschichtliche Kunde hier überwiegend, strebt auch, das jüngste der Farbe der Jahrhunderte anzubilden. Also das neueste Menschenwerk, also die Geschlechter der Menschen selbst, deren frisch blühende Kraft und Schönheit schwindet und wieder entsteht, wie die Geschlechter der Pflanzen, einer längst vergangenen Zeit noch immer angehörig, der neuesten trotzend, und die Uebermacht jener verkündend. Jenen düstern Anblick, die ergrauten Gebäude am Felsenabhang, durch welche jene schönen vegetirenden und doch so kühnen Geschlechter sich winden, weit in die Höhe die nackten Felsen, in denen die Uebeliebenden (maligenti) hausen, jene Unbändigen, die auch den Anblick der jüngsten Zeit nicht ertragen können, ohne sie zu schänden, jene Furchtbaren, mit denen

das Oberhaupt der Kirche Verträge suchen muß, konnte der Glanz jener Abendsonne nicht erhellen, die uns vom Kloster S. Francesco das weite, ernste, heitere Meer, andererseits und zunächst das vollste, heiterste Leben der Natur vor Augen rückte; die üppigste Bekleidung der nackten Klippen uns zeigte, und den verschlossenen Frieden so glühenden Lebens in den mild gesenkten goldnen Palmenzweigen, wie in versteinerten Kaktus und Aloepflanzen. Aber wie düster jene Schatten sich auch dazwischen legten, der Herrlichkeit solcher Bilder und solchen Lichtes konnten sie doch nur förderlich seyn. Die Pforten des Südens sah schon Mancher dort aufgethan, nicht jenes furchtbar verbrennenden, in dem die Pflanze den Menschen überwuchert, sondern jenes edlen italischen Südens, in dessen Fülle, wie sehr auch diese der strengen Mäßigung der ehrwürdigen Roma zuwider seyn mag, edle Menschengeschlechter, den hellenischen verwandt, sich einst bewegten, und, nachdem die geschichtlichen Epochen verschwunden sind oder getrübt, das beweglichste Leben der Menschen einstimmt in den regelmäßigen Gang einer stets blühenden Natur. Diesem italischen Süden ist es wohlthätig für Anschauung wie für Betrachtung, wenn die frische Rebe sich um das graue unverwüstliche Gemäuer verwindet, und die blühenden Gestalten der Menschen sich einträchtig umherbewegen, durch kein Morgen und Gestern gestört.

Dann legt sich das weite unendliche Meer zu Füßen von Mauern und Gesträuch, von Felsen und Flächen, Höhen und Gründen, einem solchen Süden wohl unentbehrlich zu nennen. Wie sie auch ängstigen möge, die endlose Fläche, die uns den Weg versperrt, und sammt den Felsen im Rücken die Flucht; wie sie uns einförmig bedünke, die flache Weite, deren heiteres Spiel dem fernen Auge verschwindet: das Unbegrenzte der Ansicht setzt unsere nächste beschränkte Umgebung in die Mitte eines unübersehlichen Raumes. Und wie wir an und auf und in die weite Leere schauen, und in ihrem Anschauen uns vertiefen, ist es, als nahten wir uns reicherer Lebensfülle, von den erfrischenden Fluthen verhüllt und selten ausgethan, aber der fröhlichen Boten werden wir gewärtig, oder der wundersamen Frauen von geheimnißvoller Kunde und unwiderstehlichem Liebeszauber. Haben wir nicht am Meeresstrande dem mühseligen Elemente zugeschaut, dem nimmer rastenden Wellenschlage, dessen Stürmen und Weichen Tag und Nacht nicht anerkennt, jenem immer regen und regelmäßigen Leben, das die Kraft vergeuden will, von stürmischem Andrang nur reichlicher zu verschwimmen, das regere Wolkenspiel für die unergründlichen Bewohner der Tiefen, oder ihr nährendes Element an raschen, glühenden Lebenspulsen der starren Erde überlegen? Jetzo auf fernerer Höhe sind die rauschenden Lebenszeichen uns verstummt, wenige Punkte schwimmen kaum kenntlich auf der ungestörten Fläche, deren schäumendster Andrang kaum wie das Spiel bewegter Schneeflocken erscheint; aber auch wo die Buchten fehlen, in denen sie der Erde Gewalt gebrochen hat, ist der dankbare Spiegel des reinen Aethers, die weite, ungetrübte Bläue so tiefen Dunkels, der vollste Ausdruck stillen, verschlossenen, reichen Lebens. Nun durchdringt das Auge die Weite, die kein Fuß zu durchschneiden vermöchte, und ein fernes Jenseits löset das Unheimliche der unbegrenzten Ansicht; und das Reich der Inseln enthüllt sich, ein fröhlich hervorragender Boden in Mitte des stillen ungekannten und unbezeichneten Meeres, der Verirrten und Verbannten Zuflucht, der Lebensmüden und Lebenslustigen Sehnsucht, ja der geheimnißvolle Boden alter Sagen und Lieder, die vor Zeiten seliger Sterblicher Schutz vor den Pforten des Hades wurden.

Was wäre der Süden ohne das Meer, und was wäre sein Meer ohne die Inseln? Als wir ihn begrüßten und wieder begrüßten auf der Höhe von Terracina, freuten wir uns ihres fernen Anblicks wie des nächsten Seons. Am fernsten Horizont liegen Ponza, Palmarola und Senatane zerstreut, näher zwischen dem Meer und den Sümpfen ein gesonderter Bergesrücken, auf dem ganzen bisherigen Wege der Endpunkt der Aussicht, die Gegend beherrschend, wie die seltsam überragende Spitze den Berg. Wo zwey lange Landstriche sich scheiden und beugen, tritt sie königlich in's Meer hervor, von Norden und Süden, von Land und Meer den Wanderer anlockend, wie die Geschichten erzählen, daß sie schon vor alten Zeiten gethan. Monte Circello heißt der Berg, zum Andenken der unsterblichen Zauberin Circe, so dort gehauset, und freundlich und feindlich es Vielen angethan.

Die Land- und Erdbeschreiber lehren, daß Monte Circello nicht durchaus vom Meer umflossen sey, aber wir mochten jenen Tag lieber Finsterlinge seyn mit Vater Homerus, als ihrer Aufklärung genießen. So sehr erfreute uns das Ansehen der stattlichen Insel, so wohl befanden wir uns bey den alten Geschichten, und so abgeschnitten mußte uns das Land, dem wir zuritten, erscheinen, daß wir uns höchstens durch eine schmale Landzunge dem Kontinent verbunden glaubten, und nicht durch die große Fläche der anliegenden pontinischen Sümpfe. Nach einer Stunde Weges im Busche von Terracina schien Kastell und Fähre jenem bedenklichen Wege uns überlassen zu haben. Nun ging es drey Stunden lang am tiefen Meeresstrand, ohne daß vom höheren Wald der Sümpfe etwas sichtbar wurde; kaum ein Fischer begegnete uns, und auf dreystündiger Wanderung begriffen der Mann, der die Galeerensklaven am Kastell mit Wein zu versorgen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Einhorn.

(Beschluß.)

Bekanntlich ist in der heiligen Schrift öfters vom Einhorn die Rede; aber um diese gewichtige Autorität geltend zu machen, müßte erwiesen seyn, daß wirklich in jenen Stellen das Einhorn gemeint war, welches sehr zweifelhaft ist. Das hebräische Wort Reem im Urtext dürfte wohl eher eine Art wilder Ochsen mit zwey Hörnern bedeuten; man hat dasselbe in unsere neuern Sprachen durch Einhorn (monoceros, unicornu) übersezt; die Vulgata jedoch übersezt es zuweilen durch Rhinoceros*). Auch der Kirchenvater Hieronymus war der Meinung, das Thier und die Hörner, davon bey Job, Jesaias und in den Psalmen Davids die Rede ist, bedeuten das Rhinoceros.

Beynebens darf nicht unbemerkt bleiben, daß, wenn in der Schrift von Hörnern geredet wird, dieß, dem Geiste aller morgenländischen Sprachen gemäß, öfters nur bildlich oder metaphorisch geschiedt. Ueberhaupt spielen die Hörner im Alterthum eine bedeutsame Rolle als Hieroglyphe der Macht, der Weisheit und der Herrschaft. Moses wird mit Hörnern abgebildet. Sollte die Form der Inseln nicht von daher entlehnt seyn? Die heidnischen Völkerschaften gaben ihren Gottheiten Hörner, dem Jupiter Ammon, der Isis, dem Osiris, der Göttin Tellus, der Dea Mammosa, dem Pan, dem Gotte der Gärten, den Sylvanen, Faunen, Satyrn, Teufeln, u. s. w.

Fast alle Bibelausleger haben über das Einhorn geschrieben, ohne seine Verhältnisse aufzuklären. Der P. Lami nimmt in seiner Einleitung zur heiligen Schrift (Apparatus biblicus) als erwiesen an, das Reem der Hebräer sey das angebliche monoceros oder Einhorn, und er trug demnach auch kein Bedenken, eine Abbildung aufzunehmen, worin das Thier wie ein Pferd, mit gespaltenem Huf, mit über die Brust bis zu den Schenkeln niederwallender Mähne, und mit einem langen gewundenen Horn auf der Stirne zwischen den Ohren dargestellt ist.

Dom Calmet gibt in seinem großen biblischen Wörterbuch (Paris 1722 und 1730), wovon ganz neuerlich eine englische Uebersetzung in London ausgegeben ward, einen reichhaltigen Artikel vom Einhorn*), worin er jedoch selbst gesteht, es seyen die von Naturforschern und Schriftstellern gelieferten Beschreibungen des Thiers zum Theil so seltsam und außerordentlich, daß sein Daseyn dadurch mehr zweifelhaft als bekräftigt werde.

Eben jezt erscheint in London eine neue Naturbibel oder Naturgeschichte der Bibel**), worin vermuthlich auch vom Einhorn die Rede ist; wofern jedoch der Verfasser, wie der Titel besagt, nur the best authorities nachgeschrieben und nur wiederholt hat, was vor ihm die Bochart, Calmet, Lami, Dumoulinet u. A. m., die Rabbinisten und Talmudisten einbegriffen, geschrieben haben, so werden wir damit nicht weiter vorgerückt seyn, und am Ende können doch nur reisende Naturforscher das Räthsel dieses polymorphen Thiers befriedigen und vollends lösen.

*) Zum Beyspiel im Buche Job, Kap. 39. V. 9.: Numquid volet Rhinoceros servire tibi, aut morabitur ad præsepe tuum?

Vers 10. Numquid alligabis rhinocerota ad arandum loro tuo? aut confringet glebas vallium post te?

*) Der gelehrte Benediktiner erzählt unter andern, in den Archiven des Hauses Lothringen gefunden zu haben, daß gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts und unter der Regierung des Herzog Karls ein Einhorn für sechszigtausend Gulden gekauft ward! Was aber aus diesem kostbaren Thiere geworden, ob es lebend oder todt aufgekauft ward, und wo auch nur das Horn hingekommen ist, wird man nicht inne.

**) The natural History of the Bible, or a description of the Quadrupeds, Birds, Fishes, Reptiles and Insects, Trees, Plants, Flowers, Gums and precious stones, mentioned in the sacred scriptures, collected from the best authorities and alphabetically arranged by Thaddeus Mason Harris, D. D. of Dorchester Massachusetts. London, 1824. Ein Oktavband.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Oktober.

Bey der Annäherung des Winters wird auch schon emsig auf die Beschäftigungen und Belustigungen während desselben gesonnen, denn ungeachtet der Trauer will man sich zerstreuen und, wo möglich, auch ein wenig belustigen; diesen Hang muß man den Parisern schon nachgeben. Es ist daher auch seit der Wiedereröffnung der Schauspielhäuser darin sehr emsig vorgegangen. Die Ruhezeit hindurch waren mehrere neue Stücke vorbereitet worden, und als daher das Schauspielwesen wieder in Gang kam, folgte eine Neuigkeit auf die andere. Um bey der großen Oper anzufangen, so war ein neues Ballet, Zemir und Azor, einstudirt worden; bey der ersten Vorstellung aber blieben einige Dekorationen in der Luft schweben, und der Maschinist, der bey der Oper eine Hauptperson ist, machte seine Sachen so schlecht, daß es ein Jammer war, und das Publikum deßhalb unwillig wurde, wozu noch kam, daß das Ballet eine Reihe von Räthseln war, wovon das Publikum wenig verstand, was dann gewiß nicht dazu beytragen konnte, seine Stimmung zu erheitern. Man beschuldigt die Operndirektion, oder vielmehr den Minister des Hofhaushalts, der die Oper in seinem Geschäftskreise hat, daß er nicht die nöthigen Fähigkeiten besizt, um eine Oper zu leiten; wozu freylich mancher Mini-

ster völlig untauglich seyn mag, da das Operndirigiren nicht zu den Studien zu gehören pflegt, wodurch man sich zu den Staatsgeschäften vorbereitet, und man eben so wenig in einem Tage ein Operndirektor wird, als ein Maler oder ein Baumeister. Eigentlich sollte ein Minister sich mit einem so verwickelten Geschäfte, das die ganze Aufmerksamkeit eines Mannes erfordert, gar nicht abgeben, denn wie kann er sich in alle Zwistigkeiten, Anmaßungen und Klagen einlassen, die unaufhörlich Tänzer, Sänger und Tonkünstler in Bewegung setzen? wie kann er die Eifersucht, den Neid und den Ehrgeiz, die beständig in Gährung gerathen, beschwichtigen? Dazu gehört ein Mann, der mit den Leuten umgeht, sie kennt und unterscheidet, und zudem den Geschmack des Publikums besser kennt. Wie soll nun vollends der Herzog von Doudeauville sich mit Ehren aus dem Geschäfte ziehen, da er schon anderseits nicht mehr weiß, wo hinaus? Als Minister des Hofhaushalts steht er nämlich an der Spitze einer Kommission, welche die Beweggründe der von dem neuen Könige zu zahlenden Gnadengehalte untersuchen soll. Hier werden die Anmaßungen, Forderungen, Bitten und Klagen noch lauter und dringender als hinter der Bühne. Bis auf den heutigen Tag sind nicht weniger als 12,000 Bittschriften eingekommen. Ist es der Kommission wirklich Ernst, nur nach der Gerechtigkeit zu entscheiden, so hat sie gewiß ein Jahr lang vollauf zu thun. Unter den 12,000 Supplikanten gibt es gewiß viele, die sehr gerechte Ansprüche auf eine Pension haben; allein so manche Andere finden es bequem, sich von den Regierungen füttern zu lassen, ohne zu arbeiten, oder ohne selbst durch Ersparniß sich ihren Unterhalt auf's Alter zu sichern; daß es an Zudringlichkeiten, Ränken, erschlichenen Empfehlungen und Versprechen gewiß nicht fehlen wird, und die Kommissarien einen hohen Grad von Geduld, Rechtschaffenheit und Einsicht nöthig haben werden, um Jedermann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, läßt sich wohl denken. Auch soll der Herzog von Doudeauville bereits einer der geplagtesten Männer seyn, und vor lauter Audienzen kaum Zeit zum Speisen finden. Freylich kann man bey solchen Gelegenheiten immer fragen: wer zwingt ihn dazu? Unterdessen hat er seinem Sohn, der mit seiner Kasse zum Ankaufe der Journale keine große Ehre eingelegt hat, das Opernzepter abgegeben. Dadurch ist die Leitung um nichts besser geworden, und das Publikum hat nicht Unrecht, über die Vernachlässigung der Oper, die dem Lande so ungeheure Kosten verursacht, zu klagen. Wenn ein Volk beysteuern muß, so hat es auch das Recht, zu verlangen, daß der Ertrag nützlich angewendet werde. Ein Stück, wozu Lesueur die Musik gesezt hat, Alexander, harrt schon Jahre lang auf die erste Vorstellung; mehrere andere Stücke sind in demselben Falle. Unterdessen sucht man andere Mittel, um sich zu helfen; der zwölfjährige Knabe Liszt schreibt eine Oper über einen Text von Théaulon, dem bekannten Poète d'occasion; auch auf Rossini's Rückkehr wartet die Direktion, damit er neuen Glanz über die große Opernbühne verbreiten möge; die Zeitungen haben angekündigt, er habe nur auf vierzig Tage Urlaub genommen; allein aus einem Urlaube wird sich Rossini wahrscheinlich wenig machen, und hat man keine triftigeren Gründe, um seine Rückkehr zu erwarten, so wird ihn die Direktion schwerlich wieder zu sehen bekommen. Die Odeonbühne bleibt ihrem Plane getreu, und sucht das Publikum mit fremden Opern bekannt zu machen. Winters unterbrochenes Opferfest hat völlig den Beyfall der Pariser erhalten, obschon ihnen der Text wenig behagt; und nun soll es an den Freyschützen gehen. Der Musikalienhändler Schlesinger hat geglaubt, er brauche blos den deutschen Text, oder den etwas veränderten englischen in's Französische übersetzen zu lassen, und hat daher den Franzosen den ganzen Freyschütz mit Haut und Haar blos in einer französischen Uebersetzung aufgetischt. Allein so geht's in Paris nicht; hier müssen die fremden Sachen dem Nationalgeschmacke zufolge eingerichtet werden. Der Originaltext konnte daher nicht beybehalten werden, obschon ein Journal, welches es mit den Deutschen recht ehrlich meint, den Parisern zu beweisen gesucht hat, man müsse sich in das Mährchen und in die Sitten des Volks, bey welchem die Handlung vorgeht, hineindenken, um Geschmack an dem Texte zu finden. Das Hineindenken ist aber eben der Stein des Anstoßes. Um nun dieses Anstoßen zu verhindern, soll man der Weber'schen Musik einen ganz andern Text untergeschoben haben, und zwar eine Handlung aus dem Walter Scott'schen Robinhood, der die Pariser etwas mehr anspricht als ein deutsches Mährchen. Wie sich nun aber die Weber'sche Komposition mit dem englischen Robinhood verträgt, muß die erste Aufführung ausweisen. Gewiß ist es, daß schon das oben erwähnte Pariser Blatt große Mühe hatte, den Franzosen den deutschen Titel Freyschütz zu erklären; es bedurfte dazu, wenn ich nicht irre, zwanzig Zeilen; wie konnte demnach ein solches Räthsel den Parisern in seiner Originalgestalt als Belustigung vorgelegt werden?

(Der Beschluß folgt.)

Wien, im Oktober.

(Beschluß.)

Vor Kurzem starb hier ein Mann, der in früherer Zeit im Gebiete der Literatur oft genannt wurde: Joseph Freyherr von Retzer, pensionirter Hofsekretär und Censor. Hinsichtlich dieser leztern Funktion erwähnt ihn Kotzebue in seinen Schriften irgendwo sehr ehrenvoll. Seine literarische Wirksamkeit fällt vornehmlich in die Zeit der Blüthe jenes Dichterkreises, welchem Alxinger, Denis, Blumauer, Ratschky und Ayrenhof angehörten. Mit den vier leztern lebte er in vertrauter Freundschaft, besonders mit dem Verfasser des bekannten „Postzugs“ (oder die noblen Passionen), das auf den deutschen Bühnen eine günstige Aufnahme fand, und dem auch die Ehre widerfahren ist, in den Werken des Philosophen von Sans-Souci mit Auszeichnung genannt zu werden. Retzer hat seines Freundes Werke nach dessen Tode herausgegeben und seine dichterische Bedeutsamkeit nachdrücklichst in Schutz genommen. Er selbst besaß übrigens eine große Vorliebe für die französische Literatur; sein Lieblingsdichter, den er den großen Dichtern aller andern Nationen vorzog, war Corneille, dessen Trauerspiele er in allen möglichen Ausgaben zu besitzen suchte. Auch mit der englischen Literatur war er vertraut, und eine Reihe von Werken berühmter Schriftsteller dieser Nation ist unter seiner Leitung herausgekommen. Er wurde einige siebzig Jahre alt. Sein Aeußeres war imposant und einnehmend. Bis in die lezten Jahre zeigte er sich ziemlich aufgeräumt und rüstig, nur die Füße versagten ihm frühzeitig ihren Dienst. Seine Anhänglichkeit für das Alte verrieth sich auch in seinem Kostüm. Den kleinen steifen Zopf legte er nie ab, und nur wenige Jahre vor seinem Ende vertauschte er den dreykantigen Hut mit einem runden, den er immer etwas ungelenksam handhabte. In der lezten Zeit verließ ihn das Gedächtniß und er verkannte zuweilen seine nächste Umgebung; er soll in diesem Zustande den großen Corneille sogar mit einem Volkstheaterdichter verwechselt haben.

Beylage: Literaturblatt Nro. 99.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. December 1824.

Das edle, deutsch, demuthig Blut
So jämmerlichen Todes sterben thät!

Ein Minnesänger.

Klage des Troubadours Giorgi, aus dem dreyzehnten Jahrhundert, über Conradin's und Friedrich's Hinrichtung.

Wörtlich übersezt*).

Wenn die Welt fürchterlich in Ruinen zusammenstürzte, und Alles, was heilig ist, in den Finsternissen der Nacht unterginge, ich würde darüber nicht jammern; denn König Conradin, die Blume der Tapferkeit, und Herzog Friedrich, der Stolz Oestreichs, Beyde reich an Ehre und Verdienst, sind schändlich getödtet.

Verflucht sey das Jahrhundert, das Zeuge einer solchen Greuelthat war!

Woher nehm' ich den Muth, dieß Unglück zu beweinen, da schon der Gedanke daran vermögend seyn sollte, mich auf der Stelle zu tödten, mich und alle Freunde der Tugend? Denn es hat nie ein Held gelebt, der nicht an Mannhaftigkeit, so mannhaft er auch war, Beyde weit hinter sich hätte zurückgelassen.

König Conradin, noch nicht zwanzig Jahre alt, liebte Gott und die Redlichkeit und die Wissenschaften*). Der Freygebigste neben ihm würde ein Bettler geschienen haben. So viel gab er, so großmüthig spendete er, ein Freund der Guten, ein Feind der Niederträchtigen, denen er doch nie Unrecht that.

Und in dem braven Herzog Friedrich vereinigten sich so viel schätzbare Tugenden, daß er fähig war, den größten Thron der Welt zu beherrschen.

Offen in seinen Reden, in Sitten, liebreich in seinem ganzen Betragen, war er frey von allen größern Fehlern und Mängeln.

Gewiß hat der Tod dieser zwey Fürsten Gott tief beleidigt; aber, weil er ihn zugelassen, so muß er, ich

*) Vielleicht, da durch die nun vollendete v. Raumer'sche Geschichte des Hohenstauffischen Hauses die Aufmerksamkeit auf's Neue diesem so interessanten vaterländischen Gegenstande zugewendet worden ist, wird man nicht ungern hier das rührende Denkmal der Theilnahme eines poetischen Zeitgenossen lesen, das ich, nach der Millot'schen Uebersetzung aus der provencalischen Sprache, gleichfalls nur in Prosa gebe, wiewol nicht zu leugnen ist, daß es durch den ursprünglichen poetischen Wohllaut sich noch viel vortheilhafter auszeichnen würde.

*) Dieß Lob ist auch durch die Geschichte bestätigt. Sallimbein, den auch Herr v. Raumer (IV. Th.) anführt, sagt wenigstens: Conradinus literatus juvenis fuit, et latinis versibus optime loquebatur. Ob er auch Dichter und Verfasser der zwey Lieder war, die im Manessischen Codex (Bodmer'sche Ausgabe, S. 1. b.) stehen, möchte ich doch nicht so unbedingt mit Raumer u. A. annehmen. Die Aufschrift: Kinnig Chuonrat der junge, und auch der Ausgang des zweyten Liedes:

Mich hat die liebe fere entgelten
Dafs ich der jare bin ein kind.

beweisen noch nicht genug. Auch führte Conradin den Namen König in Deutschland noch nicht. Zugleich ist eine Leerheit in den Gedichten, fast bloße Nachäfferey damals kursirender Formen, die ich dem mit wichtigern Bildern gewiß angefüllten Gemüthe des hochherzigen Jünglings kaum ansinnen möchte.

bin es gewiß, geurtheilt haben, es gebe auf der Welt keine Würde, die sie hinlänglich belohne.

Und so empfinden nun diejenigen, die der unvergänglichen Freude genießen, dreymal mehr Vergnügen, seitdem sie in so trefflicher Gesellschaft der beyden Edeln sind.

Ach, wie werden die Deutschen diesen Verlust überleben können! Sie haben ihren ganzen Ruhm mit ihrem Fürsten verloren und stehen mit Schande bedeckt, und alle Edeldenkende werden, wir sie, erniedrigt werden. So sehr ist Karl von Anjou aller Edeln Feind.

Er wird schon deßwegen Dom Heinrich's*) Leben nicht schonen; denn er kennt der Spanier hohen Muth; er wird seiner Grausamkeit auch dieses Opfer noch bringen, um sagen zu können, er fürchte sie nicht.

Tapfre Deutschen, denket ewig an den Tod eurer Fürsten! Denket daran, was sie sagen würden, wenn ihr solch ein Unrecht zahm würdet dulden!

Und du, Alphons, König von Castilien, erwäge, ob man einen König ehren kann, der die Beschimpfung seines Bruders ungeahndet läßt.

Ihr redlichen und biedern Menschen, erinnert euch, daß dieses Klagelied auf eine sanfte und gefällige Weise gesungen ist. Wäre dieses nicht, ich glaube, man würde es weder singen noch hören können. So schrecklich ist die Geschichte, die es schildert.

C 3.

*) von Castilien.

Pilgerblätter.

III.

Monte Circello.

(Fortsetzung.)

Einförmig und ununterbrochen geleitet der frisch bespülte Meeresstrand weiter; San Felice, das Städtchen der Insel, bleibt im Angesicht, und zuvörderst das Ziel der Wanderung. Als wir näher rückten, schien es uns zu nahe; eine Stunde weiter, am andern Ende des Gebirgs, liegt Paola, Wachhaus und anliegende Häuser am davon benannten See, nah am Hafen, wo, laut den Antiquaren, Ulysses gelandet. Ein Plan der Insel, den Prinz Poniatowski, vormals Besitzer derselben, stechen lassen, kam uns wohl zu statten, zumal er mehr Trümmer nachweist, als gegenwärtig sichtbar sind.

Auf Vater Homerus ist viel zu bauen, auf die Antiquare baut man viel. Darum sprachen wir also, nachdem der sandige Weg am sandigen Ufer fast zurückgelegt, und nicht mehr blos S. Felice am Bergesabhang uns sichtbar war, sondern auch das üppige umliegende Thal, und einige, dem langen hohen Bergesrücken vorliegende, niedere Höhen: „Hier irgendwo hat die schöne, listige Circe gehauset, von der Homerus und Calderon gesungen: solches ist kundig. Ob nun aber diesseits oder jenseits, lässet die sichere Kunde noch überlegen. Doch sind Helden Ulysses, Leute aus der Lästrygonen Lande, hergeschifft, von dem die Antiquare wähnen, es habe im Golf von Gaeta gelegen. Maßen nun Homerus beglaubiget, daß selbige eine Bucht und schönes Land gesucht, und bey weit erstreckter Waldung gefunden, ist es klar, daß sie hier gelandet, wo der Berg sich sanfter senkt, anmuthiger Plätze viele sind zu würdiger Wohnung einer Unsterblichen, endlich wo statt weit verbreiteten Meeressandes die Bucht gewesen seyn wird, auch wenn sie heute fehlt. Dann hat Circe jenseits dem tiefern Dickicht des Waldes gewohnt, etwa „am zackigen Hang des Geklüftes" am Abhang jener vorliegenden Berge."

In diesen Abhängen hätten wir wol zunächst herumstreifen mögen. Zerstreute, obwol spärliche, Trümmer hätten nicht gefehlt, noch anderes altes Angedenken, wie uns später eine unlesbare Felseninschrift aufgestoßen; reicher Segen südlichen Bodens und Anbaues hätte überall erfreut; wohl dürfte der stille gesegnete Ort Felice heißen, hätte auch kein Heiliger so geheißen! Aber wie dem Irrfahrer Ulysses der kürzeste Weg und nächste Ruheplatz selten vergönnt gewesen, mochten auch wir, wo es galt seinen Hafen zu sehen, des nahen heimlichen Ruheplatzes uns erst nach umwanderten Gebirg erfreuen. Unten, der rechten Seite des Bergrückens entlang, geht der Weg nach Paola, nah genug, um fortwährend die schöne Vegetation der gestern durchreisten Fläche, wie die schönen Umrisse ihrer Gebirgskette zu sehen; mehr als hinlänglich ausgestattet, um den Blick häufiger an die Nähe zu fesseln. Die Ansicht des steilen Bergrückens, durch Vorgebirge wenig unterbrochen, geht nie verloren; überall ragt der Gipfel der Circe hervor, Monte Circello, von ihr benannt, und wo man ihr einen Tempel anweist, in dem sie wol gezaubert haben mag, wenn sie auch am Abhang des Geklüftes gewohnt. Bewachsen ist Alles bis oben hinauf, wenn auch meist nur mit hohem Gesträuch und Myrthen. Weiter unten, dem Wege näher, wechselt das hohe Gesträuch und das üppig wuchernde Farrenkraut mit Wein und Feigen und mit häufigen schattigen Bäumen, besonders Korkeichen. Weite Wassermasse wird bald zur Rechten sichtbar, man soll nicht ganz aufhören, an die Insel der Circe zu glauben. Es ist der See von Paola, der sich den pontinischen Sümpfen entlang fortzieht, und an den sich zwey andere Seen gegen Astura, Nettuno und Porto d'Anzo, dem alten Antium, hin anschließen, sämmtlich nur durch schmale Landzungen vom Meere getrennt. Diese Lage kam Lukullischen Zwecken zu

statten; der Kanal, durch den er das Meer mit dem See von Paola verband, ist noch vorhanden, größtentheils mit den alten Substruktionen. Ein Fischbehälter war in demselben gegründet, von dem der erwähnte Plan noch bedeutende, jezt verschwundene, Spuren nachweisen konnte; einerseits lagerten die Fische des See's in süßem, andererseits die Meerfische in salzigem Wasser. Etwas bedeutendere Trümmer, vermuthlich ebenfalls Lukullischer Baue, liegen in geringer Entfernung diesseits des See's, andere jenseits; einigermaßen belehrend scheinen keine derselben, aber erfreulich ist dem Wanderer jedes Angedenken aus alter Zeit, möchten sie desgleichen antiquarischen Schatzgräbern ein lockendes Wahrzeichen seyn! Manches antike Kunstwerk hat der Zufall hier schon an's Licht gebracht; ein schöner flötenspielender Faun, im Braccio nuovo des Vatikan, ist in dieser Gegend aus dem Wasser gezogen.

Paola ist unbedeutend, ein Wachtthurm mit geringer anliegender Häuserreihe, deren Bewohner im Sommer wegen der schlechten Luft sich zerstreuen. Nur die Besatzung, acht Mann stark, bleibt zum Empfang der Fremden zurück; sie rühmte sich, neuerdings ein Schiff beschossen zu haben, und empfing uns glimpflicher. Ja, da weder Hirten noch zahme Thiere aus Circe's Menagerie den Weg zu zeigen sich vorfanden, waren uns zwey Kanoniere sehr willkommen, die im Namen und zum Besten der ganzen Besatzung uns hindurchzuführen versprachen, wo unsere lasttragenden Thiere nicht mit konnten. Von der schlechten Luft gab der Anblick dieser Armen Zeugniß, vor der sie des Nachts nicht einmal Wände schützen; die Zugluft ihres Thurmdachs muß ihnen das Ungeziefer abwehren.

Die Lage des Landsee's und der breit zurücktretenden Ulysses-Bucht, die erst, wenn die Landzunge zwischen beyden wegfiele, einen hinlänglich schützenden Hafen abgäbe, war bald überschaut; wir genossen die Freuden des Mahles mit dem Haupt der Besatzung, und suchten dann den Weg nach der Pav. Dieser ging bald steil hinan, am Ende dieser Seite wie auf der ganzen entgegengesezten, ohne vorliegende Berge, daher der hohe Gipfel uns meistens, obwol durch seine Höhe keineswegs ermuthigend, im Auge war. Dann und wann konnten wir uns mit einem Fußwege täuschen, dagegen meistens unsere Führer, rüstig voranschreitend, durch das wild verwachsene Gesträuch Weg zu machen suchten. Die alten Pfade sind längst verloren, auch hat Ulysses mühsam sich durch Waldesdickicht hindurchgeführt; an Holz fehlt es der wenig bevölkerten Gegend nicht, es kommt Keiner auf diesen Berg, das geringere Gehölz, meist Myrthen, zu suchen. Mit dem häufigen Lorbeer hat uns **Theophrast** getäuscht. Der Tag war heiß, und der Weg mühselig; zwischendurch erquickte uns die weite Aussicht über die Seen, Flächen und Berge, deren Kette bis an den Bergrücken jenseits Velletri links verfolgt wird. Erstaunenswürdig auch nach dem reichen Segen, den wir gesehen, erschien uns das Wachsthum, das unsere Schritte hemmt; vor Allem Höhe und Blättergröße der weit verbreiteten Myrthenbüsche.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Oktober.

(Beschluß.)

Das Théâtre français, das noch weit weniger als das Odeon wagen darf, ein Mährchen, wie der Freyschütz, den Parisern darzubieten, begnügt sich weislich mit neuen Sittenschilderungen französischer Art; eine solche hat **Casimir Bonjour** in seinem Stücke le mari à bonnes fortunes geliefert, einem Lustspiele in fünf Aufzügen und in Versen, welches eben so gut, wo nicht noch besser aufgenommen worden ist, als die beyden vorigen Lustspiele desselben jungen Verfassers: **die doppelte Erziehung** und **die eifersüchtige Mutter**. Casimir Bonjour dichtet nicht mit eben der Kraft als Casimir de la Vigne, und schreibt nicht in einem so blühenden dichterischen Style; dagegen herrscht in seinen Stücken eine natürliche, ungezwungene Sprache, welche macht, daß die geistreichen Stellen mehr hervorstechen; dazu besizt er die an einem jungen Menschen gewiß seltene Gabe, die herrschenden Fehler in der großen Welt sehr genau beobachtet zu haben, um sie unter einem dramatischen Gesichtspunkte darstellen zu können. So wie denn alle seine Stücke einen unverkennbaren moralischen Zweck haben, so hat er in diesem leztern die Gefahr darstellen wollen, worin ein leichtsinniger Ehemann aus der gebildeten Welt das Herz einer sonst tugendhaften, aber sich selbst überlassenen und der Verführung bloßgestellten Frau sezen kann. Diese Lage einer gegen die langsam aufsteigende Gefahr kämpfenden Frau hat der junge Dichter zum Erstaunen der Damen mit einer großen Kenntniß des weiblichen Herzens geschildert. Da ihm nun vorzüglich der schönere Theil des Publikums Beyfall zollt, so ist der Triumph des glücklichen jungen Dichters gesichert. Dlle. **Leverd** spielt die der Klippe entgehende Frau sehr gut, weßhalb auch Dlle. **Mars**, aus Furcht, ihrer Seits nicht Beyfall genug einzuernten, sich unpäßlich stellt, nicht spielt, und vermuthlich wartet, bis daß der Weihrauch, den man ihrer Nebenbuhlerin streut, etwas verschwunden seyn wird, um wieder mit neuem Glanze aufzutreten. Es ist eine jämmerliche Sache mit der Eitelkeit und den kleinlichen Berechnungen berühmter Schauspielerinnen. Casimir Bonjour ist nicht allein ein guter Dichter und Sittenbeobachter, sondern auch ein Jüngling von unabhängigen freymüthigen Gesinnungen. Ich habe ihn in einer Gesellschaft eine überaus geistreiche Vorrede vorlesen hören, worin er sich mit dem edeln Unwillen eines Dichters, der die Schöpfungen seines Geistes muthwillig zerstören sieht, über die Verstümmelung beklagt, welche die Theater-Censur an einem seiner Stücke verrichtet habe, und alle ausgemerzten Stellen wieder herstellt, welches dann freylich keinen hohen Begriff von dem Urtheilsvermögen der Schiedsrichter gibt. Das Uebel ist jedoch gering, wenn man, wie in Frankreich, durch den Druck wieder herstellen kann, was von der Bühne herab nicht hat gesagt werden können. Die Journale haben nun ihren freyen Gang wieder. Anstatt des eingegangenen Feuilleton ist ein Globe entstanden, der alle zwey Tage erscheint, und zum Erstenmale in Paris das **Morgenblatt**, die Londner Literary Gazette und die italienische Antologia regelmäßig zu Rathe zieht. Wir Deutsche hätten gewiß Unrecht, wenn wir uns noch beklagen wollten, die Franzosen bekümmerten sich nicht um unsere Lite-

ratur, denn mehrere Zeitschriften widmen einen beträchtlichen Theil ihrer Blätter den auswärtigen literarischen Erzeugnissen. Die Revue encyclopédique, das Bulletin universel und die Revue européenne sind voll von Aufsätzen dieser Gattung. Leztere hat sogar auch deutsche Mitarbeiter; allein die Uebersetzungen in's Französische stehen den französischen Originalaufsätzen nach, welches auch leicht begreiflich ist, und die Franzosen bemerken daher, daß unter den von verschiedenen Nationen gelieferten Beyträgen die französischen die hervorstechendsten seyen. Sollte die Redaktion auf dem sonderbaren Vorsatze beharren, diese Zeitschrift in vier Sprachen herausgeben zu wollen, so wird vermuthlich jedwede der vier Nationen eine ähnliche Bemerkung zu ihrem Vortheile machen, da nothwendig die in der Landessprache geschriebenen Aufsätze sich besser werden lesen lassen als die übersezten. Mit dem Winter gerathen in Paris die Bücherversteigerungen auch wieder in Thätigkeit. Es ist ein eigener Saal vorhanden, welcher den Bücherliebhabern unter dem Namen Salle Silvestre bekannt ist, und worin Jahr aus Jahr ein Bücher versteigert werden; allein die Hauptversteigerungen pflegen auf den Winter aufgeschoben zu werden. Dieß Geschäft wird mit der den Franzosen eigenen Behendigkeit betrieben. In Deutschland sieht man zuweilen mit dem Verkauf einiger Hundert Bände eine ganze Woche verschleudern. In Paris ist dieß das Werk eines Abends. Die Versteigerung beginnt, wenn die Taasgeschäfte vollendet sind, das heißt gegen sieben Uhr Abends; Alles steht bereit; geringe Bücher werden dutzends oder paketweise angefertigt; die geschwätzigen Büchertrödler, die voran sitzen, machen zuweilen einige grobe Spaße, allein das Ganze geht sehr rasch von der Hand, und es wird zuweilen an einem Abend für 1000 Fr. und mehr verkauft. Für die Versteigerungen im Silvestresaale während des Dezembermonats wird so eben ein Verzeichniß von einer Sammlung Elzevirischer Ausgaben vertheilt, die ein gewisser Hr. Motteley mit großen Kosten und vieler Mühe zusammengebracht hat, und nachdem er sie auf's kostbarste hat einbinden lassen, nun aus Spekulation, wie es scheint, will versteigern lassen. Das Sammeln der Elzevirischen Ausgaben ist auch eine Liebhaberey des Ministers des Innern, Grafen Corbière, weßhalb die unabhängigen Zeitungen ihm auch schon vorgeworfen haben, er sey besser in den Elzeviren als in der französischen Verfassungsurkunde bewandert. Aber der Hr. Motteley ist ein noch weit größerer Liebhaber der Elzeviren als Graf Corbière; alle berühmten Buchbinder von Paris (denn auch Buchbinder erwerben sich Ruhm in Frankreich) haben ihm seine Elzevire auf das kostbarste und sinnreichste eingebunden; daß er sie gelesen habe, möchte ich um so weniger verbürgen, da im Katalog von einigen Büchern bemerkt wird, sie hätten noch ihren vollen Rand, und wären auch nicht einmal aufgeschnitten, welches bekanntlich in bibliographischer Hinsicht den Büchern einen sehr hohen Werth gibt; Gott behüte aber uns arme Schriftsteller vor den Dibdin's und Motteley's! was hilft es uns, von den Padeloups, Deromes, Simiers, Purgolds, Thouvenins u. a. hochgeachteten Buchbindern in Saffian mit blauen und gelben Compartiments eingebunden zu seyn, wenn man uns den Rand nicht aufschneidet, und ehrfurchtsvoll und ungelesen in die Bücherschränke stellt! Was mir jedoch den höchsten Begriff von Motteley's Bücherliebhaberey beybringt, ist eine Anmerkung bey einem Elzevirischen Buche seines Verzeichnisses, worin es heißt, dieser Band habe auf einigen Blättern einen Wurmstich, allein man habe die Löcherchen wieder zugemacht. Ein Mann, der fähig ist, einen Wurmstich in einem Buche auszubessern, ist gewiß einer Auszeichnung werth, und theilte die Akademie einen Buchliebhaberey-Preis aus, wie sie einen Tugendpreis austheilt, so hätte Motteley gewiß in Frankreich den größten Anspruch darauf.

D g.

London, 23. November.

Eine ernsthafte Unpäßlichkeit hat mich bis heute verhindert, diese Einsendung zu vollenden, und ich fürchte daher, daß die wenigen Neuigkeiten, die ich Ihnen mitzutheilen habe, als alte erscheinen werden. Ich bitte Sie dieses meinen Lesern mitzutheilen, damit mein Freund in dem Conversationsblatte der Mühe überhoben werde, solches zu thun. Das erste also ist über den Freyschütz, wie man ihn in Drury-Lane gibt. Man verkündigte, daß der Dialog gänzlich verändert worden wäre, welches aber nicht wahr ist. Die Hauptveränderung im Stücke ist die Einschaltung einer Scene, wovon die Idee aus Faust geborgt ist. Der Förster nämlich erkennt an Kaspars Gesicht, daß er während des Sturmes der vergangenen Nacht Verkehr mit Samiel gehabt. Er wirft's ihm vor, und Kaspar antwortet trotzig. Jezt kniet der Alte vor ihm nieder, erinnert ihn an alles Gute, das er ihm seit vierzehn Jahren erwiesen, und ermahnt ihn zur Rückkehr. In diesem Augenblick vernimmt man aus der Ferne Orgelklang und Kirchengesang, eine Flügelthüre wird geöffnet, und eine Kirche, aus der die Töne zu kommen scheinen, wird sichtbar. Kaspar wird gerührt, er bekennt halb und bald sein Verbrechen, und will's versuchen zu beten. Aber da erscheint Samiel ganz vorn auf der Bühne (den Uebrigen unsichtbar) und erklärt ihm, daß für einen, der so weit, wie er gegangen, Reue und Buße unmöglich wären. Satan verschwindet, der Alte fängt wieder zu flehen an, die heilige Musik erklingt auf's Neue — von ihren mächtigen Klängen angezogen, wankt Kaspar auf die Kirche zu; aber an der Thüre tritt ihm der Teufel wieder entgegen, er stürzt ohnmächtig nieder und der Vorhang fällt. Dieser Auftritt ist ergreifend und hebt den Freyschützen in unserer Theilnahme, sein Schicksal bleibt uns, wie im Original, nicht länger gleichgültig. Dadurch aber verliert Max (hier Adolph genannt) nur noch mehr, ja er sinkt zu einem verächtlichen Geschöpf, das wir (wäre es nicht aus Mitleiden für die Geliebte) eben so gern dem Teufel gönnen würden als Kaspar. Denn dieser hat beym Probeschuß alle seine Verstocktheit wieder erlangt, und um die Braut desto gewisser zu verderben, läßt er sich von Adolph alle die gewöhnlichen Kugeln geben, die er bey sich hat, und denkt ihm nur die fatale siebente gelassen zu haben. Aus Versehen aber hat er selbst diese erhalten, und indem er auf die Scheibe abdrückt, erschießt er sich selbst. Und somit ruhe der Freyschütz im Frieden! — Ich habe Ihnen noch ein Zweytes und Drittes mittheilen wollen, aber es fehlt mir leider an Raum. Eins müssen sie indessen noch erfahren. Wir werden kürzlich eine Präciosa auf die Bühne bekommen, für welche die Musik aus Webers Präciosa und Euryanthe zusammengestoppelt ist. Das Machwerk ist aus der Feder des Hrn. Logans, und ich hoffe um seinetwillen, es möge gut ausfallen.

Auflösung der Charade in Nr. 291:

Rosendorn.

Charade.

Mein Erstes versilbert ein Schurke
  Dem Andern, dem Alles ist feil.
Mein Zweytes bekleidet an Menschen
  Und Pferden den niedrigsten Theil.
Mein Ganzes beschützet mein Erstes
  Vor schmerzenden Beulen und Brand.
Und ist bey Männern und Frauen
  Auch ohne Charade bekannt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. December 1824.

Er kennet sie, kennt, was er schafft,
Der Schöpfung ganze Kette.
Bey ihm ist Weisheit und Verstand,
Und er umspannt mit seiner Hand
Die Erde sammt dem Himmel.
Gesangbuch.

Die Temperaturen der Erde.

Von Herr Fourier.

Drey verschiedene Quellen der Wärme des Erdballs müssen sorgfältig unterschieden werden; vorerst nämlich wird die Erde durch die Sonnenstrahlen erwärmt, deren ungleiche Vertheilung die klimatischen Unterschiede begründet; zweytens nimmt der Erdball an der gemeinsamen Temperatur der Planetar-Räume Theil, indem er der Strahlung (irradiation) der zahllosen, das Sonnensystem von allen Seiten umringenden, Gestirne ausgesezt ist, und drittens hat die Erde in ihrer innern Masse annoch einen Theil jener ursprünglichen Wärme beybehalten, welche sie zur Zeit, wo die Planeten gebildet wurden, besaß.

Unser Sonnensystem nimmt eine Stelle im Universum ein, dessen gemeinsame und beständige Temperatur durch die Licht- und Wärmestrahlen bestimmt wird, welche von allen umgebenden Gestirnen ausgehen. Diese kalte Temperatur des Planetar-Himmels ist um weniges höher als diejenige der Polargegenden des Erdballs. Dieser leztere würde vollends auch nur die nämliche Temperatur des Himmels darstellen, wofern nicht zweyerley ihn erwärmende Verhältnisse hinzuträten. Das eine ist jene innere Wärme, welche der Erdball zur Zeit der Bildung der Planetar-Körper besaß, und die nur theilweise durch seine Oberfläche entwichen ist; das zweyte besteht in der ununterbrochenen Wirkung der Sonnenstrahlen, welche die Gesammtmasse durchdringen, und auf der Oberfläche die klimatischen Verschiedenheiten unterhalten.

Die ursprüngliche Wärme der Erde bringt weiter keine fühlbare Wirkung auf der Oberfläche hervor; sie kann jedoch im Innern des Erdballs ungemein groß seyn. Die Temperatur der Oberfläche übertrifft das endliche Verhältniß, wozu jene gelangen soll, nicht um den dreyßigsten Theil eines Centesimalgrades: anfänglich hat sie sich sehr schnell vermindert; in ihrem gegenwärtigen Zustand aber schreitet diese Verminderung nur äußerst langsam weiter fort.

Aus den bis dahin gesammelten Beobachtungen scheint hervorzugehen, daß die verschiedenen Punkte einer senkrecht in der festen Erde sich verlängernden Linie im Verhältniß ihrer Tiefe erwärmter sind, und man diese Wärmezunahme auf 30 bis 40 Meters zu einem Grade berechnet. Ein solches Ergebniß sezt eine innere sehr hohe Temperatur voraus; von der Wirkung der Sonnenstrahlen kann dasselbe nicht herrühren: hingegen erklärt es sich einfach aus der ursprünglich der Erde eigenthümlichen Wärme. Es wird jene Wärmezunahme, von einem Grad auf einige und dreyßig Meter, nicht immer sich gleich bleiben, und dieselbe wird allmählig abnehmen; es wird aber eine lange Reihe von Jahrhunderten vorbeygehen, bevor sie auf die Hälfte ihres gegenwärtigen Betrages gesunken seyn wird. Sollten noch andere bisher unbekannte Ursachen den nämlichen Thatbestand erklären können, und sollte es noch andere allgemeine oder zufällige Quellen der Erd-

wärme geben, so mögen dieselben durch Vergleichung der Ergebnisse dieser Theorie mit denjenigen der Beobachtungen entdeckt werden.

Die Wärmestrahlen, welche die Sonne dem Erdball ununterbrochen sendet, bringen auf demselben zwey ganz verschiedene Wirkungen hervor: die eine ist periodisch und beschränkt sich auf die äußere Oberfläche, die andere ist bleibend und wird an tiefen Orten, zum Beyspiel bey dreyßig Meter unter der Oberfläche, wahrgenommen. Die Temperatur dieser Tiefen erleidet das ganze Jahr hindurch keine merkliche Veränderung; dagegen ist dieselbe nach klimatischen Verschiedenheiten sehr ungleich: sie wird begründet durch die beständige Wirkung der Sonnenstrahlen und die verschiedentliche Lage der Theile der Oberfläche vom Aequator bis zu den Polen. Die Zeit läßt sich berechnen, welche erforderlich war, um durch Einwirkung der Sonnenstrahlen die klimatischen Verschiedenheiten, wie dieselben jezt vorhanden sind, zu erzeugen. Diese Ergebnisse alle treffen zusammen mit denjenigen der dynamischen Theorien, durch welche wir die Stabilität der Rotationsare der Erde erkannt haben. Die periodischen Wirkungen der Sonnenwärme gehen aus den täglichen und jährlichen Wechseln hervor. Die Reihenfolgen dieses Thatverhalts werden genau und vollständig mittelst der Theorie nachgewiesen; die Vergleichung der Ergebnisse mit den Beobachtungen kann zur Ausmittlung des Grades der Leitungskraft führen, welche die Stoffe besitzen, aus denen die Erdrinde besteht.

Mittelst der Atmosphäre und der Gewässer wird eine gleichförmigere Vertheilung der Wärme hervorgebracht. Im Weltmeere und in den See'n streben die kältesten oder vielmehr die dichtesten Wassertheilchen (molecules) beständig nach unten in die Tiefe, und die dadurch verursachten Bewegungen der Wärme geschehen sehr viel schneller, als diejenigen, welche in den festen Massen mittelst des Leitungsvermögens stattfinden. Die mathematische Prüfung dieser Wirkung würde genaue und zahlreiche Beobachtungen erheischen; durch dieselbe würde sich ergeben, wie diese inneren Bewegungen das Spürbarwerden der eigenthümlichen Wärme der Erde in den Wassertiefen zu hindern im Falle sind.

(Der Beschluß folgt.)

Pilgerblätter.

III.

Monte Circello.

(Beschluß.)

Als wir nun endlich den Gipfel erstiegen — geringes römisches Mauerwerk, Tempel der Circe genannt, welcher die Einwohner, laut Cicero, göttliche Verehrung weihten, ist nur darum merkwürdig, weil es sich hier befindet — ging es ohne alle Neckerey der verschwundenen Zauberin nicht ab. Zwar waren die Umrisse der Berge bis gegen Velletri und bis an das beschränkende Vorgebirge von Terracina klar, auch die ferne Insel Ponza und ihre Nachbarinnen kenntlich, aber ihre Massen und Farben waren durch den Scirocco verdünstet, der auf der unbeschränkten Höhe uns wohl gar jagende Nebelwolken zusandte und auf ein Weilchen alle Aussicht verdeckte. Auch des Meeres Farbe war getrübt, und das anmuthige Thal von S. Felice ist durch den weniger tiefer liegenden Berg des Telegraphen gedeckt, dagegen der nun gewonnene Anblick des südlichen Bergrückens, schroffer als der nördliche und durch keine Zwischenhöhen unterbrochen, die Mannichfaltigkeit des Anbaues und selbst der Buchten wünschenswerth macht. Aber solche Ausstellungen mußten wol schwinden vor der weiten Aussicht in die Unendlichkeit des Meeres und auf die weit verbreiteten erfreulichen Grenzen der fernen Berge.

Es mochte uns zu einigem Ruhme gereichen, daß wir nach so mühseliger Ausdauer auch den getrübten Genuß zu schätzen wußten. Darum ist uns auch reichlicher Lohn zu Theil geworden, den der schreckend steile, etwas einförmig bewachsene südliche Bergrücken beym fernen Anblick uns keineswegs versprach. Reicher, ungleich reicher waren hier die Gestalten und die Fülle des Südens, als der steigende Segen der Natur, den wir mehr und mehr auf unsern Wanderungen bewundert hatten, uns noch verhoffen ließ. Nun waren auch die Grenzen des Nordens überschritten, die wir in der verlassenen Seite dennoch erkennen mußten. Es war der Anblick des gestrigen Abends, den wir hier im Dämmer der Mittagsgluth mit jedem Schritt erneuten; nur war hier alles geschichtliche Andenken verschlungen von den Sprossen der allein herrschenden Natur und der Unendlichkeit des Meeres. Wie oft und wie hoch mag Circe's Wohnung und Elpenor's Grab von jenen Sprossen überwuchert seyn! Diese Betrachtung mußte uns trösten, als wir bey diesem, und dem Grabe anderer Gefährten, von dem ortskundigere Männer, als unsere Führer, gewußt, nicht libiren konnten.

„Lieben Freunde, huben wir endlich an, als jene uns nur eben hinüber- und hindurchführen wollten, warum sprecht ihr nicht und vergnüget uns durch eure Reden? Wisset, Homerus, jener große Improvisator, hat von dieser Insel gesungen, und seine Familie, die Homeriden genannt, that desgleichen. Cicero, jener berühmte Redner, der die Villa hatte in Astura, worauf ihr uns gewiesen, hat gern gesprochen; darum sind die Ciceronen auch redselig wie er, und müsset ihr reden. Lasset es denn gut seyn heute, aber anderer Fremdenschaft berichtet folgendermaßen: Oben also das Mauerwerk auf dem Gipfel ist jenes, wo die arge Circe gewaltige Zauberey bereitet hat. Weiter unten hat sie gewohnet, dort im

Geklüfte zwischen unserm und dem Telegraphenberge. Dorthin hat Ulysses vom Hafen aus gehen müssen, der hinter jenem vorspringenden Felsen liegt; da ist er hinübergeklettert und durch den Wald hergestreift, in dem vortreffliche Jagd war, Eber, Hirsche und anderes großes Gethier. Weil aber solches verwandelte Menschen waren, durch arge Tücke jener Zauberin in ihren Thiergarten gebannt, hat sich Ulysses, als er die Circe bewältigt, ihrer erbarmet, aber der alten Stämme nicht geschont. Wie er aber solchem ihrem Zauber ein Ende gemacht, das habt ihr in den Büchern. Seitdem aber solches geschehen, ist das Liebeskraut Moly, von dunkler Wurzel und weißer Blüthe, heut zu Tage Myrthe genannt, das damals selten stand, und Gott Merkurius ihm aussuchen mußte, weit um sich gewachsen, und statt des Waldes Dunkel seht ihr den ganzen Berg hinauf das weiße Feld der Myrthenblüthe, durch besondere Kraft des Ortes, sintemal es drüben noch wenig blühet."

Die Sonne ging schon hinabwärts, als wir am tiefern Abhang das vollste Behagen empfanden. Höheres, festeres Gewächs verbreitete größeren Wechsel, indische Feigenbäume von ungewöhnlicher Größe fehlten nicht. Kleine Buchten machten sich sichtbar, und der Meeresfläche gegenüber der Ufer frisch benetztes, schön bemoostes Dunkel. Eine geräumige Höhle lag zu unsern Füßen, Grotta della capre den alten Sagen zum Trotz genannt, vom Tosen kaum sichtbarer Wellen belebt. Dann führt der Weg wieder höher, und gewinnt an der Ecke des Bergrückens die Ansicht der reichen Umgebung von S. Felice; wie die ungestörte Natur den Bergen, so thut der Anbau der Fläche wohl. Bald waren die spielenden Meereswellen des Morgens wieder gewonnen; konnten sie uns einförmig werden, so überkam uns nächtliches Dunkel, und ließ uns einzig des Weges gedenken und des Tages und der Freunde, die ihn jezt und ein andermal auch genossen. — Andern Tages haben wir die Hesperidengärten von Fondi gesehen, und mit dem goldnen Roth ihrer Aepfel die Glut jener Blüthen, deren Frucht Proserpinen dem Schooß der Erde weihte. Jenseits des nackten, wild aufragenden Gebirges gibt Molo di Gaeta volles Genügen; ähnlicher Ueberfluß, schön bewachsene Berge, ein unendliches und ein begrenztes Meer, drüben die alte würdige Stadt, in der die Granaten auch dem Felsen entsprossen, dort der seltsame Thurm der Kathedrale, weitab, der Bucht entlang, das gewaltige Grabmal aus der Römerzeit, am nächsten und am leichtesten übersehen die langen Höhlen und die zierliche Säulenhalle mit Cicero's Angedenken, läßt den großen Natureindruck nicht sinken, und steigert ihn durch das geschichtliche Element. Ueberall unvergängliches Menschengedenken, überall schnell vergehendes und schneller wiederkehrendes Naturleben. Hier am Liris lag Minturnae, wo Marcus sich verbarg; höher hinauf spielt sein Wasser in gaukelnden Fällen. Dort lag Sinuessa, beym neuen Capua ein altes; gegen das Meer hin Linternum, wo Scipio verschmachtete. Dann ist der Berg Vesuvius auch des Tages ein mächtiger Fanal der glückseligen Neapolis, und zwischen Rebenkränzen kannst du einfahren in ihre Mitte; sie wird die Hauptstadt des Südens genannt, und wie mächtig auch ihr erster Eindruck uns getroffen haben mochte, so ist sie doch nicht minder reich an Anmuth und Lieblichkeit und wir können von ihren Reizen viel erzählen.

Desiderius.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Dezember.

So eben erst ist die Uebersicht der Verhandlungen der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften in ihrer diesjährigen am 26sten, 27sten und 28sten Julius zu Schaffhausen zahlreich gehaltenen Versammlung in blos für die Mitglieder bestimmten Abdrücken ausgegeben worden, und wir wollen derselben hier einige wenige, ein allgemeineres Interesse darbietende, Angaben entheben. Die kurze Eröffnungsrede des durch seine technischen Kenntnisse und ihre gelungene Anwendung auf die Stahlfabrikation berühmten Hrn. Oberstlieutenants Fischer, als diesjährigen Vorstandes, gedachte verschiedener neuerer Entdeckungen im Felde der Naturwissenschaften und dessen, was für Aneignung oder Benutzung derselben von schweizerischen Naturforschern geschehen ist. Der Zürchersche Zoologe, Hr. Dr. Schinz, legte die, bey sorgfältiger Nachsuchung immer zahlreicher aufgefundenen, theils verkohlten, theils versteinerten Knochen großer Säugthiere in den Zürcherschen Kohlengruben von Käpfnach und von Elgg, so wie bey Buchberg im Kanton Schaffhausen, vor. Die Steinkohlengruben von Käpfnach sind die tiefsten. Der längst betriebene Stollen liegt in einer merglichten Sandsteinformation, und das Flöz hat mehr oder minder mächtige, fast horizontal gelagerte und öftere abwechselnde Schichten, oft in feinkörnigem, immer ein wenig aufbrausendem Sandstein, der zuweilen auch in thonartigen Kalkstein übergeht und stufenweise den Sandstein bis zum Kalkstein bildet, wobey das Ganze eine mergliche, leicht verwitternde Beschaffenheit hat. Diese Formation gehört zu den tertiären Gebirgen der neuesten Thonlagen, und steht zwischen dem Flöz- und aufgeschwemmten Gebirge innen. Die Steinkohlen finden sich in verschiedenen Lagern von zwey bis drey Fuß mächtig, zwischen Muscheltrümmern von Süßwasser-Conchylien. Man trifft wenige Spuren von Vegetabilien darin, am meisten eine Art Nadeln, welche von der Dicke einer Linse bis zu einem Zoll übereinander liegen und wahrscheinlich von einer Art Sumpfpflanzen herrühren. Zwischen der obern Kohlenschichte und dem darüber gelagerten ein bis drey Zoll mächtigen Stinkstein liegen die Knochen riesenhafter Thiere der Vorwelt, zugleich mit den Ueberresten biberartiger Thiere und Wiederkauer. Die großen Knochen gehören, glaubt Hr. Schinz, dem Mastodon giganteum an. Die Knochen einer andern Art vom Mastodon (angustidens) finden sich hingegen bey Buchberg im Kanton Schaffhausen; darunter ein merkwürdiges

Stück von der untern Kinnlade, mit zwey abgebrochenen Zähnen, nebst einem eben keimenden, noch in seiner Höhle liegenden Backenzahn, der beweist, daß die Mastodonten, wie die Elephanten, so zahnten, daß die Zähne von hinten nach vorn in die Kinnlade kamen und einander in dieser Richtung wegstießen. Diese Knochen lagen nur etwa vier Fuß tief, in einem sandigen mit Pyriten durchzogenen Sandmergel, neben großen Lagen von verkohlten Holzstämmen, einer Baumart, welche einstweilen noch nicht zu erkennen ist. Die Kohlen sind sehr mit Schwefelkies durchzogen und verwittern daher leicht.

Von Hrn. Hauptmann Stierlin empfing die Versammlung eine geognostische Skizze von den Gebirgslagerungen, in denen die Salzbohrversuche bey Schleitheim (Kanton Schaffhausen) vorgenommen werden, verbunden mit der Angabe ihres bisherigen Erfolgs. Dieser Skizze zufolge ist das Jurakalkgebirge, welches an dem östlichen Rand des Schwarzwaldes die Flözgebirgformation desselben überlagert – durch das Thal, in welchem die Wuttach ihr Rinnbett hat, auf eine für den Geognosten äußerst lehrreiche Weise von demselben getrennt, und wird im Kanton Schaffhausen in einer mit der Wuttach ziemlich gleichlaufenden Linie, die von Süd-Südost über Herbern, Rafz, Neuhausen, Schaffhausen und Thayngen gezogen werden kann, von der jüngern Sandsteinformation, welche von den vaterländischen Geognosten unter dem Namen Molasse bezeichnet wird, bedeckt. Das Auffinden von Steinsalzniederlagen in den Flözgebilden, welche mantelförmig um das Grundgebirge des Schwarzwaldes in Osten gelagert sind, berechtigte zu der Vermuthung, daß in Südosten die gleichen Schätze gefunden werden dürften. Die Versuche, welche seit der Mitte des Herbstmonats 1823 bey Schleitheim begonnen wurden, haben jedoch noch nicht zum Ziele geführt, welchem man nach wissenschaftlichen Schlüssen entgegenzusehen sich berechtigt glaubte. Diese lassen aber der Fortsetzung der Arbeiten um so mehr mit Zuversicht entgegen sehen, da jedem Geognosten anomale Verhältnisse entgegen treten, welche zu bezeichnen für die Wissenschaft Gewinn ist, so lange dieselben nur als solche bemerkt werden, und die Uebersicht des Ganzen nicht erschweren noch verdunkeln. Das Gebirgsprofil von Schaffhausen nach Schleitheim bietet dem Geognosten wohl, wie kaum irgend anderswo, ein lehrreiches und übersichtliches Bild dar: In dem Bett des Rheins spühlt dieser Strom seine Wellen über den sich unter die Molasse verlierenden Jurakalk. Der Engpaß bey der Enge steht schon in einer geringen Entfernung wohl 200' über dem Rhein. Das in den Jurakalk eingeschnittene Klettgauthal mag, nach den zuverlässigsten Nachrichten, daß die Thalsohle über 100' mit Geröll-Niederlagen ausgefüllt sey, wohl bis auf die ältesten Flözgebirge ausgewaschen seyn. Zwischen Siblingen und dem Wezenhof tritt der an Versteinerungen so reiche bläulicht und gelblicht graue mergliche Kalkstein, Gryphiten-Kalk genannt, hervor, der alsdann die in dem Thal aufgeschlossenen bunten Mergel- und Gypsflöze bedeckt, unter denen die Muschel-Kalkformation der norddeutschen Geognosten hervortritt, in welche mit den ihr untergeordneten Mergel- und Gypsflözen das Bohrloch getrieben ist. – Als Seitenstück zu dieser Vorlesung wurden von dem anwesenden großherzoglich-badischen Salinen-Director zu Dürrheim, Hrn. von Althaus, über die Verhältnisse der dortigen mit dem günstigsten Erfolg begleiteten Salzbohrungen Nachrichten mitgetheilt.

Neue chemische Prüfungen und statistische sowohl als ärztliche Berichte über verschiedene Sauerquellen in Graubünden lieferten die HH. Capeller und Kaiser. Der Professor Pictet von Genf, der vor wenigen Tagen die bekannten Berghöhlen oder Grotten bey Hergiswyl am Vierwaldstättersee besucht hatte, gab über seine Beobachtungen darin Nachricht. In einer derselben befand sich eine gletscherartige Masse Eis, ohne Spur von Schmelzung, obschon nach einer barometrischen Messung ihre Höhle über dem Wasserspiegel des See's nur 104' betrug, der Thermometer im Freyen 13° 5 Reaum. und in der Höhle einen Fuß vom Boden 2° 5 zeigte; einen fühlbaren Luftzug bemerkte man in der Höhle nicht; der Pilatusberg, an dessen Fuß die Höhlen liegen, dürfte ohne Zweifel einen bedeutenden Einfluß auf die kalte Temperatur derselben haben, und die durch örtliche Bedingnisse bewirkte Wärme-Entstrahlung davon Ursache seyn.

Hr. Pfarrer Metzger von Schaffhausen zeigte ein kleines achromatisches Fernrohr, woran er eine Vorrichtung angebracht hatte, vermittelst welcher er die Wirkung desselben nach Belieben und stufenweise bis auf einen gewissen Grad verstärken kann; eine Verbesserung, welche dazu dient, die zu beobachtenden Gegenstände nach Maßgabe ihrer größeren oder geringeren Erleuchtung mehr oder weniger zu vergrößern. Diesen Vortheil erreicht er durch Annäherung der dritten Ocularlinse zur vierten (vom Auge an gezählt), zu welchem Ende er jene in einer kleinen verschiebbaren, von außen vermittelst eines Schräubchens in Bewegung zu setzenden Röhre befestigte. Auf solche Weise kann er alle Stufen der Vergrößerung von 22 bis 48 im Durchmesser durchgehen; Hr. Metzger glaubt, daß obige Vorrichtung noch weiter vervollkommnet und auch zu photometrischen Beobachtungen angewendet werden könne.

Hr. Oberst Fischer hatte schon in seiner Eröffnungsrede der Entdeckung des Engländers Lukas gedacht, daß nämlich aufgestreutes Kohlenpulver dem Silber den wenigen Sauerstoff entzieht, den es während des Schmelzens aufgenommen hat, und er hatte dabey bemerkt: aber nicht nur bey dem Silber und Kupfer, sondern auch bey dem Stahl hat diese Wirkung statt, bey dem sonst eben so schöne Vegetationen und Krystallisationen entstehen können, als wie bey dem Silber. Später als Faradey und Andere beschäftigte sich Berthier in Frankreich noch mit den Legirungen des Stahls, wozu er das türkischen Chrom-Eisenstein verwandte. Wäre es nicht möglich, daß die Grundlage aller Damaszenerklingen, die bekanntlich kein Eisen haben, wie man sonst irrig glaubte, solche Metallmischungen verschiedener Art wären? Hr. Fischer wies hierauf ein Stück Chrom-Gußstahl vor, den er kürzlich aus Veranlassung von Berthiers Versuchen gemacht hatte, und bemerkte, daß diese Mischung (alliage) sich von dem gewöhnlichen Gußstahl und anderweitigen damit gemachten Legirungen darin unterscheide, daß er sich auf seinem Bruch vom Gusse weg schillernd (moirée) mit blättrigem krystallinischen Gefüge, und geschmiedet ohne gehärtet zu seyn, von einem feinern Korn, als irgend eine andere Gattung erzeuge. Für den Hammer und die Feile verhielt er sich so weich, daß ein geschickter Messerschmied, welcher im Falle war, Rasier- oder Federmesser daraus zu verfertigen (die, im Vorbeygehen gesagt, vortrefflich geworden), ihm keine Härtungsempfänglichkeit zutraute, und um so mehr über die große Härte, die er annahm, verwundert war. Mit verdünnter Schwefelsäure die polirte Fläche desselben bestrichen und nach einiger Zeit wieder abgewaschen, zeigt er bey viel dunkelgrauerer Farbe, auch eine von dem Silberstahl verschiedene Zeichnung von Damast. Das Verhältniß von dem Chrom-Metall zu Stahl war in vorliegendem Fall wie 1 zu 70.

Beylage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. December 1824.

Was soll man von der Magie und Zauberey denken? Ihre Theorie ist dunkel, ihre Grundsätze sind zweifelhaft, ungewiß und der Schwärmerey verwandt. Aber es gibt einige schwer zu erklärende Thatsachen, durch die eigene Erfahrung bedächtiger Männer beurkundet, und sie als wahr annehmen, oder als falsch verwerfen, scheint gleich unthunlich zu seyn. Ich erlaube mir demnach zu behaupten, daß in diesen, wie in allen außerordentlichen Dingen, und welche die gewöhnlichen Regeln übersteigen, man ein Mittel zwischen blindem Glauben und Freygeisterey wählen müsse.

La Bruyere. Von einigen Gebräuchen.

Jonathan, der Geisterseher.

Vor mehrern Jahren bereisete ich Italien, und befand mich in Gesellschaft von mehreren andern Reisenden, Männern von Geschmack und Verstand. Wir wollten nach Cosenza, der Hauptstadt von Ober-Kalabrien, und hatten eben Rossano passirt. Wir ließen unsere Kutschen leer den Berg hinanfahren, und schritten, in eine kleine Karavane vereinigt, ihnen nach, erfreut, uns gegenseitig Stoff zur Zerstreuung auf dem langweiligen Wege, und Schutz gegen die Banditen darbieten zu können, welche diese Gegend, zumal seit dem furchtbaren Erdbeben von 1783, welches die Stadt Cosenza von Grund aus zerstörte, und viele Familien in das schrecklichste Elend stürzte, durchstreifen. Von Zeit zu Zeit machten wir einige kurze Halte, und, nach Genuß eines leichten Mahles, auf dem Scheitel eines Hügels gelagert, unsere Waffen neben uns, besprachen wir uns über die Sitten und die neuern Trachten des Landes, welches wir durchwanderten, über die Alterthümer Italiens, und über alle die auf einander gefolgten Begebenheiten, welche die Bewohner und den Boden dieser Gegenden betroffen hatten. Mehrere unter uns hatten bereits weite Reisen gemacht, und die treffenden Vergleichungen zwischen den Gebräuchen und Gewohnheiten fast aller Völker des Erdbodens gaben unserer Unterhaltung einen unendlichen Reiz. Wir befanden uns eben mitten in einer dieser interessanten Erzählungen, als wir plötzlich einen Menschen gewahrten, der, mit einem langen, wollenen Mantel bekleidet, das Haar in ein Netz verborgen, und von einem breitgeränderten Hut überschattet, dicht vor uns stand und schweigend uns anhörte. Bey der Bewegung, welche wir machten, unsere Waffen zu ergreifen, sagte er lächelnd, und durch einen Wink uns beruhigend: „Verzeihung, meine Herren! Ich bin ein Reisender, wie Sie; ich will nach Cosenza, und da ich durch eigene Erfahrung leider die Gefahr kenne, welcher ein einzelner Reisender in diesem Gebirge sich aussezt, so habe ich Sie ersuchen wollen, mich Ihnen anschließen zu dürfen. Als ich Ihnen mich näherte, hielt ein höchst wichtiger, und zumal sehr wahrer Gegenstand Ihre Aufmerksamkeit gefangen, ich fürchtete, Sie zu stören, und überließ mich selbst, ohne es zu gewahren, dem Vergnügen, zuzuhören.“ Wir betrachteten ihn, er schien ein sanftes und ehrliches Ansehen zu haben, sein Aeußeres, obgleich sonderbar, war doch anständig, und wir nahmen ihn, ohne weitere Berathung, zum Gefährten an.

Unterweges befragten wir ihn über das Land, welches wir bereiseten, und das er vollkommen zu kennen schien, so wie über das gemeinschaftliche Ziel unserer Reise. „Ich kann Ihnen nur wenig Näheres über Cosenza sagen, erwiederte er, obgleich ich diese Stadt in drey verschiedenen Zeiträumen bewohnt habe. Als ich sie zum Leztenmal verließ, hatte das Erdbeben sie noch nicht heimgesucht, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich heute nur dahin begebe, um die Wirkungen, welche diese furchtbare Natur-

begebenheit hervorgebracht hat, zu beobachten, diesen Kontrast zwischen einer volkreichen und blühenden Stadt, und den zerstreuten Trümmern in dem verödeten Raum." Ich wendete mich fragend an ihn: „Wie ist es möglich, mein Herr, daß Sie, noch so jung (denn ungeachtet der starken Runzeln, die seine Stirn durchfurchten, und ihm ein gewisses ältliches Ansehen gaben, schien er doch höchstens nur vierzig Jahr alt zu seyn); wie ist es möglich, daß eine Stadt, die seit 1783 von der Erde verschwunden ist, Ihnen die Erinnerung ihres Glanzes gelassen habe?" Er schwieg. Jemand aus unserer Gesellschaft bemerkte noch überdem, daß der Unbekannte behauptete, er habe Cosenza in drey verschiedenen Epochen bewohnt. Er schwieg abermals. Wir betrachteten uns unter einander, indem wir durch einen Blick unsern Unglauben uns mittheilten, und drangen nicht weiter in ihn.

Neue Halte, neue Unterredung. Anfänglich schien der Fremdling nur wenig Antheil an Allem zu nehmen, was gesagt wurde, aber ein ironisches Lächeln, oder eine Bewegung der Ungeduld, verrieth von Zeit zu Zeit uns seine Gedanken. Unser Gespräch betraf so eben die große Anzahl verschiedener Religionen, welche die Menschen zertheilen, und ihrem Geiste eine besondere Moral und ganz verschiedene Pflichten einprägen, wie die verschiedenen Zonen ihrem Körper andere Formen und andere Bedürfnisse geben. Der englische Oberst Sir B., welcher unlängst erst aus Indien zurückgekommen war, unterhielt uns von den merkwürdigen Beobachtungen, welche er über den Gottesdienst der Brachmanen angestellt hatte, und über die Mysterien der Wissenschaften, welche in den Vedams und den Sanscrit-Büchern enthalten seyn sollen. Sir B. sprach mit der stolzen Zuversicht, welche man gewöhnlich zeigt, wenn man, aufgeblasen von seiner neuen Entdeckung, in seinen Zuhörern nur Schüler und nicht Richter zu sehen glaubt. Er entwickelte die alten Gebote der Baluvern und der Gymnosophisten, und feuerte die ganze Artillerie seiner Gelehrsamkeit ab, indem er uns von den sechs Wissenschaften der Nyayam, Vedantan, Sankiam u. s. f., und von den Ketzereyen der Avamachastaram und Baudamatham unterrichtete, und mit großem Eifer uns den mystischen Ritus erklärte, den er, von allen Europäern allein, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hätte. Auf einmal wurde er, im Fluß seiner Rede, von unserm neuen Gefährten unterbrochen, der mit bekräftigender Stimme ausrief: „Es ist wahr!" Und indem er nun von den Beobachtungen des Obersten über den Kultus und die Wissenschaften der Priester des Indus ausging, entschleyerte er vollkommen vor unsern Augen diesen Ocean der Weisheit und des Aberglaubens, von welchem Jener uns nur die Ufer hatte bemerkbar machen können.

Der in Deutschland durch seine Reisen im nördlichen Amerika so allgemein bekannte Doctor K. gab uns seinerseits einige geographische und philosophische Details über Florida und Luisiana. Der Unbekannte hörte anfänglich mit Aufmerksamkeit zu, bald darauf berichtigte er einige Lokalfehler, welche der Doctor selbst zugestand, obgleich es ihm wunderbar genug schien, daß Jemand über diese Gegenden mehr wissen könne, als er, welcher sie dreyßig Jahr lang in allen Richtungen durchstreift hatte. „Sie vermögen es nicht, die Reize dieser Zone gegenwärtig noch zu beurtheilen, entgegnete sein Widersacher; Sie müßten denn, wie ich, sie gesehen haben, als die Natchez, noch ihrer malerischen Landestracht und den alten Sitten getreu, im harmlosesten Einklange mit der ersten zauberischen Schönheit dieser Erde, ihre Hütten von den Ufern des Ohiostroms an jene des Oberville verpflanzten." — „Aber, erwiederte der Doctor, indem er einen Ausbruch des Lachens unterdrückte, Sie setzen mich hier in eine sonderbare Verwirrung; denn seit 1730 sind die Natchez gänzlich aus diesen Gegenden verschwunden, und ich bin genöthigt, entweder Ihrer Rede meinen Glauben zu versagen, oder Sie für älter als hundertjährig zu halten." Das Lachen des Doctors theilte sich hier der ganzen Karavane mit, der Unbekannte erhob sich, und wir sezten unsere Wanderung fort.

Jede der Personen, welche unsere kleine Truppe bildeten, hatte der Reihe nach von dem Hundertjährigen seinen Wischer erhalten. Dem Einen hatte er merken lassen, daß er bey der Schlacht von Marignan gegenwärtig gewesen, was die Zeit seiner Geburt bis auf den Beginn des sechszehnten Jahrhunderts hinauszurücken schien. Einen Andern, der ein geschickter Alterthumsforscher war, strafte er förmlich und ohne weiteres Lügen über das Alter gewisser Denkmäler, ohne eine andere Probe zur Unterstützung seiner Behauptungen aufzustellen, als die Worte: „Ich weiß es, ich bin dessen gewiß!" Wir waren jeden Augenblick darauf gefaßt, ihn versichern zu hören, daß er bey ihrer Erbauung gegenwärtig gewesen sey. Aber er hielt sich ohne Zweifel zurück, denn wir bemerkten, daß unsere Vermuthungen über sein vermeintliches Alter ihm mehr zuwider waren, als daß sie ihm schmeichelten. Endlich, da wir der kraftvollen Reden erwähnten, der erhabenen Worte, welche die Geschichtschreiber sterbenden Helden in den Mund legen, und Einer von uns der Worte gedachte, welche in solcher Hinsicht als Beyspiel aufgestellt werden können, rief er, jählings den Erzähler unterbrechend, und mit tief gerührter Stimme aus: „Epaminondas Ende war, wie sein Leben, ohne Prunk. Er hatte zu athmen aufgehört, als er in sein Zelt zurückgebracht wurde, und Plutarch und Diodorus haben gelogen. O du tugendhaftester aller Sterblichen! Nach so vielen Jahren! .... O mein ...." Und Thränen entströmten seinen Augen, wie beym Andenken einer innigen Freundschaft. Für dießmal erklärten wir ihn ein-

stimmig für verrückt. „Es ist der ältere Bruder des ewigen Juden," sagte K. — „Ein toller Kopf, fügte Sir B. hinzu, aber vielseitig unterrichtet."

Wir waren nur noch wenige Stunden von Cosenza entfernt, als wir ein befremdendes Getöse um uns her vernahmen, und unsere kleine Truppe fand sich plötzlich von einer großen Anzahl Banditen umringt. Wir hielten uns zu kräftiger Vertheidigung gefaßt, als ein Einzelner von ihnen sich uns näherte und uns zuschrie: „Erkaufet euer Leben, oder ihr seyd Alle des Todes!" Dieser so unterhandelnde Kerl mochte ungefähr sechszig Jahr alt seyn. Er wartete einige Momente auf unsere Antwort, aber in demselben Augenblick bemerkte er mitten unter uns den Vertrauten der Brachmanen, den Zeitgenossen Franz I., den Freund des Epaminondas. Er stürzte nieder auf seine Knie, wie von jähem Schrecken überfallen, und rief zitternd aus: „Ist es möglich? Jonathan! . . . Ich war noch ein Knabe, als ich dich sah; aber deine Züge sind hier in mein Gedächtniß gegraben, und sie haben seitdem sich nicht verändert. Gnade! Gnade! . . . Du kommst noch einmal zurück! . . . War es nicht genug, daß deine Gegenwart in diesen Gegenden das Erdbeben verursachte, welches uns Alle zu Grunde gerichtet hat? Mein Vater hat mir oft erzählt, sein Aeltervater habe ihm gesagt, daß dein Erscheinen zu Cosenza bereits ein ähnliches Unheil verursacht habe. Es ist seitdem nun wohl ein Jahrhundert vorübergegangen. Gnade, Jonathan! . ." Und bey diesem erschrecklichen Namen entfloh die ganze Bande, welche uns umringt hatte, mit dem kläglichsten Geschrey: „Es ist Jonathan! Es ist der Hexenmeister!" Aller Blicke waren auf ihn gerichtet; aber er bedeckte sich das Gesicht mit beyden Händen, und sagte seufzend: „Abergläubiges Volk! Bin ich noch nicht genug zu beklagen? Sie schreiben mir ein Unglück zu, dessen grausamen Folgen ich vorzubeugen umsonst mich bestrebte. Ich hatte sie von der drohenden Gefahr unterrichtet, und sie glauben in mir die Ursache des Uebels zu sehen."

Wir wußten in Wahrheit nicht, was wir von unserm sonderbaren Reisegefährten denken sollten. Es gibt oft so einfache Gegenstände, welche die Vernunft allein nicht zu erklären vermag, daß sie sich über das Außerordentliche sollte leichter bescheiden lassen. Unser erstes Urtheil über Jonathan begann uns voreilig zu erscheinen, und das war ein Schritt zu Gunsten dieses seltsamen Menschen, und wir beobachteten ihn mit steigender Spannung. Mit Ausnahme eines Neapolitaners, der bisher eben so viel Verstand, als gesunde Vernunft gezeigt hatte, aber von dieser Begebenheit an, und den ganzen fernern Weg über, sich abgesondert von uns hielt und sich bekreuzte, traten wir Alle ihm näher. Jonathan schien in tiefe Betrachtungen versenkt, und antwortete auf keine unserer verdoppelten Fragen. Endlich, als wir Abends uns im Angesicht von Cosenza befanden, und unser Nachtquartier in einem kleinen Wirthshause am Fuße des Berges bestimmten, erwählte Jonathan, um unsern Zudringlichkeiten zu entgehen, ein Mittel ganz eigener Art. Er antwortete dem Doktor K., welcher ihn mit seinen Fragen bestürmte, in englischer Sprache; von Sir B., der sich als Dolmetscher aufwarf, zum Fortfahren eingeladen, gab er diesem eine spanische Antwort. Es befand sich unter uns ein Kastilier, der auch die Bahn betreten wollte, aber er mußte sofort seinen Rückweg suchen, da die moskowitische Mundart zu seinen Ohren erklang. Jonathan glaubte auf diese Weise unserer Neugier sich zu entziehen, aber da er bemerkte, daß wir der Reihe nach im Stande waren, ihn in den verschiedenen europäischen Sprachen zu verstehen, so blieb er bey den asiatischen Zungen stehen, wo der Doktor K. und Sir B. ihm einige Minuten noch zu folgen vermochten, aber endlich doch in den malayischen und siamesischen Kauderwelsch verlieren mußten.

Bey unserm Erwachen am nächsten Morgen vernahmen wir, daß Jonathan verschwunden sey, und ich hörte während meines Aufenthaltes in Italien nichts mehr von ihm. Einige Monate nachher beschloß ich, meinen Weg nach der Hauptstadt von Frankreich zu richten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Temperaturen der Erde.

(Beschluß.)

Flüssigkeiten sind schlechte Wärmeleiter; dagegen haben sie, gleich den gasförmigen Medien, die Eigenschaft, die Wärme schnell in gewissen Richtungen zu verpflanzen. Diese nämliche Eigenschaft ist es, die mit der Centrifugalkraft vereinbart alle Theile der Atmosphäre mischt und versezt; indem sie darin regelmäßige und höchst bedeutsame Strömungen unterhält.

Die Dazwischenkunft der Luft begründet wesentliche Veränderung der Wirkung der Wärme auf die Oberfläche des Erdballs. Die durch ihr eigen Gewicht verdichteten Schichten der Atmosphäre werden von den durchgehenden Sonnenstrahlen sehr ungleich erwärmt: die dünneren sind auch die kälteren, weil sie eine geringere Menge jener Strahlen verschlucken und erlöschen. Die Sonnenwärme, wenn sie Lichtgestalt erlangt hat, besitzt die Eigenschaft, feste oder flüssige durchsichtige Körper zu durchdringen, und verliert dieselbe hinwieder fast ganz, wenn sie durch ihre Verbindung mit irdischen Körpern, in dunkle strahlende Wärme verwandelt ward.

Dieser Unterschied der leuchtenden und der dunkeln Wärme erklärt die von durchsichtigen Körpern herrührende Erhöhung der Temperatur. Die einen großen Theil des Erdballs bedeckende Wassermasse und das Polareis leisten der zufließenden leuchtenden Wärme geringeren Widerstand als der dunkeln Wärme, welche in umgekehrter Richtung

nach dem äußern Raum zurückkehrt. Das Daseyn der Atmosphäre bringt eine gleichartige Wirkung hervor, die aber, im gegenwärtigen Stand der Theorie und beym Mangel verglichener Beobachtungen, noch nicht genau ausgemittelt werden kann. Auf jeden Fall liegt außer Zweifel, daß die Wirkung des Eindrucks der Sonnenstrahlen auf einen festen Körper von sehr großer Ausdehnung ungleich viel bedeutsamer seyn muß als diejenige, welchen ein dem Einfluß dieser leuchtenden Gestirne ausgesezter gewöhnlicher Wärmemesser darbieten würde.

Die Strahlung (rayonnement) der höchsten Schichten der Atmosphäre, deren Kälte sehr groß und beständig ist, hat auf alle meteorologischen Erscheinungen, womit wir uns beschäftigen, Einfluß: Sie kann durch Reflexion auf der Oberfläche von Hohlspiegeln fühlbarer gemacht werden. Das Daseyn von Wolken, welche die Strahlung auffangen, mäßigt die Kälte der Nächte.

Es befindet sich demnach die Oberfläche des Erdballs zwischen einer festen Masse, deren Centralwärme diejenige von glühenden Substanzen übersteigen kann, und einem sehr ausgedehnten Raume, dessen Temperatur unter dem Gefrierpunkt des Quecksilbers steht.

Alle vorstehenden Folgerungen leiden auch auf die übrigen Planetar-Körper Anwendung. Sie können als in einem Raume befindlich betrachtet werden, dessen allgemeine und beständige Temperatur um weniges geringer als die der Erdpole ist. Diese nämliche Himmelstemperatur ist auch die der Oberfläche der entlegensten Planeten; denn der Eindruck der Sonnenstrahlen, selbst auch durch die Verhältnisse der Oberfläche erhöht, wäre zu Veranlassung spürbarer Wirkungen allzuschwach, und wir wissen aus den Verhältnissen des Erdballs, daß in den Planeten, deren Bildung nicht jünger seyn kann, keine von der ursprünglichen eigenen Wärme herrührende erhöhte Temperatur der Oberfläche statt finden kann.

Eben so wahrscheinlich ist, daß bey den meisten Planeten die Temperatur der Pole nur wenig höher als diejenige des Raumes stehen mag. Was die mittlere Temperatur betrifft, welche jeder dieser Körper der Sonnenwirkung verdankt, so ist dieselbe uns unbekannt, weil sie vom Daseyn einer Atmosphäre und von den Verhältnissen der Oberfläche abhängen kann. Was einzig nur annähernd bestimmt werden könnte, ist der mittlere Temperaturgrad, welchen die Erde besitzen dürfte, wenn sie an die Stelle des einen oder andern Planeten versezt würde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, 11. Oktober.

(Verspätet.)

Nachdem die Theater wegen dem jährlichen Wunder des h. Januarius, seit dem 9ten September, Tag nach dem Piedigrotta geschlossen waren, welches Fest auf die gewöhnliche Weise gefeyert wurde, ohne den mindesten Anlaß zu irgend einer neuen Bemerkung zu geben, sollten sie nun seit dem 26sten September wieder eröffnet werden. Man hatte für S. Carlo das alte Drama von Metastasio, Alessandro nell' Indie hervorgesucht und also dem Publikum endlich einmal wieder ein libretto (wie es in Italien heißt) versprochen, welches Sinn und Verstand hat, da bekanntlich die neuern Theaterdichter es daran nur zu sehr fehlen lassen, und man mit Recht immer über ein libretto scellerato klagen hört. Die Musik ist von Pacini; allein der Tod des Königs von Frankreich, der am Tage zuvor bekannt wurde, beraubte die Theaterfreunde ihrer Lieblingsunterhaltung drey Tage länger, und man fing erst am 29sten wieder an zu spielen. Im Ganzen hat das Schauspiel Beyfall gefunden, und die Musik, wenn der Komponist bey seinen eigenen Motiven geblieben wäre, würde seinem längst erworbenen Rufe entsprochen haben. Da er aber dem Geschmacke der Zeit und des Publikums hat folgen wollen, so fällt er gewöhnlich in Rossini's rauschenden und lärmenden Styl, welcher denn von den wirklichen Musikkennern nicht für vorzüglich gehalten wird. Unsere jezige erste Sängerin, die Tosi, hat viel Geschicklichkeit und eine schöne Stimme, allein das große, den Sängern nicht vortheilhafte S. Carlo-Theater verlangt Stimmen von einer Stärke, wie sie selten getroffen werden, und mancher geschickte Künstler kann sein Talent oftmals nicht geltend machen, indem er den großen Raum nicht zu füllen vermag.

Das zum Geburtstag des Kronprinzen neugegebene Ballet, die Königin Elisabeth im Schlosse zu Kenilworth, zum Theil nach Walter Scotts Roman, ist mit Pracht dekorirt, aber weder dem Romane noch der Geschichte getreu, indem es einen frohen Ausgang hat, obgleich auf dem Anschlag-Zettel ballo tragico angekündigt war; allein dieß ist die gewöhnliche Sitte in Italien, selbst wenn sie Fälle aus der Geschichte darstellen; immer muß am Ende die Redlichkeit oder Tugend triumphiren, das Laster aber unterliegen. So ist z. B. das alte deutsche Trauerspiel, Agnes Bernauerin, welches noch zuweilen gegeben wird, dahin verändert, daß zum Schlusse des Stückes, wie eben Agnes in die Donau gestürzt werden soll, der Herzog Albrecht mit einer Schaar Reisigen auftritt, sie rettet, und den Vicedom in's Wasser werfen läßt. Merkwürdig ist dabey, daß dann die Zuschauer mit der gewöhnlichen italienischen Lebendigkeit in lautes Beyfallrufen und Klatschen ausbrechen, und mit dem Stücke zufrieden nach Hause gehen, während sie hingegen im andern Fall nur Mißbilligung und Tadel zu erkennen geben würden. An Tänzern und Tänzerinnen haben wir jezt, nachdem der wirklich geschickte Paul oder Pohl abgereist ist, eben nichts sehr Ausgezeichnetes. Es heißt nun, daß der vorige Unternehmer, Barbaja, zu Ostern die Theater-Direktion wieder übernehmen werde, daß aber keine Ballette weiter gegeben werden sollen, welches indessen wohl nur eine bloße Sage ist, da die Schaulust der Italiener, vom Höchsten zum Geringsten, diesen Genuß gewiß ungerne entbehren würde.

Die allbeliebte Fodor wird mit Ungeduld von Deutschland zurück erwartet, und ist auf ein Jahr mit 62.500 Franken engagirt, wovon ihr monatlich der zwölfte Theil, und ebenso 100 Franken auf den Monat als Wohnungsvergütung oder ein Quartier in der Hauptstraße Toledo angewiesen ist. Ferner hat sie in jedem der zwey Hoftheater S. Carlo und Fondo eine Loge, und in beyden eine Benefice-Vorstellung!!

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 100.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. December 1824.

Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Schiller.

Jahresfeyer der evangelischen Missions-Gesellschaft zu Basel am 16. und 17. Junius 1824.

Dem Jahresberichte dieser Gesellschaft, deren Wirkungskreis sich zusehends erweitert, wollen wir, wie auch vor einem Jahre im Morgenblatte geschehen ist, einige Angaben, die einer allgemeineren Theilnahme werth seyn dürften, entheben.

Vorerst wurden die Berichte von den bereits auf Missions-Stationen befindlichen Zöglingen der Anstalt in Basel mitgetheilt. Drey derselben befinden sich im südlichen Unter-Asien, und sie melden aus Palicate, auf der Küste Koromandel, von der erlernten tamulischen Sprache, die ihnen für jede Annäherung mit den Tamulen unentbehrlich war. Von diesem Volke heißt es: Die Meisten aus ihnen wollen von einem Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen und der Strafwürdigkeit des leztern gar nichts wissen. Die Natur ist ihr Gott, und ihre Handlungen und Schicksale halten sie für Erzeugnisse einer unausweichlichen Nothwendigkeit. Auf diese Weise brauchen sie keinen Erlöser. Es hält in der That schwer, ihre Sophismen gründlich zu beantworten, und noch schwerer, dabey geduldig und gefaßt zu bleiben; was doch durchaus nöthig ist; denn sobald man nur im Geringsten unwillig werden will, so erklären sie ihre Sache für die siegende, weil bey ihnen jeder Streit mit Unwillen auf der verlierenden Seite endigt. Ich finde, man schlägt diese Selbstweisen weniger mit Beweisführungen, wie anschaulich dieselben auch sind, als vielmehr mit Gegenfragen über Dinge, die sie zugeben, ob sie gleich dieselben nicht zu begreifen vermögen. Mit den Muhamedanern ist noch weniger anzufangen, denn diese sind selbst geschäftig, Proselyten zu machen, und es gelingt ihnen dieses von Zeit zu Zeit sogar unter Europäern, die zum Islam übergehen, um mehrere Frauen nehmen zu dürfen.

In Calcutta und dem benachbarten Burdwan befinden sich vier Missions-Zöglinge, die von ihren Bekehrungen junger Hindu Kunde geben, und auch Briefe, welche von solchen Neubekehrten an sie geschrieben wurden, mittheilen. Diese dürften, wenigstens für die Beschaffenheit des Bekehrungswerks, charakteristisch gefunden werden. Einer der Jünglinge schrieb zum Beyspiel: „Ich bin fürwahr ein sehr großer Sünder, ja ich weiß es, daß meiner Sünden mehr sind, als des Sandes am Meer, da ich die Gebote Gottes so oft übertreten habe. Denn das erste Gebot Gottes ist: Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Dieses Gebot übertrete ich täglich, denn mein ganzes Verlangen ist nicht zu Ihm gerichtet, sondern ich streife mit meinem Gemüth noch so oft in eiteln Dingen umher. Und was noch das Schlimmste ist, so bin ich nicht immer darüber verlegen, sondern gleichgültig und kalt. Ich bitte Sie daher, daß Sie mei-

ner im Gebet gedenken" u. s. w. Aus den deutschen Kolonien auf der Haldinsel Krimm sind von andern Baselschen Missionaren befriedigende Nachrichten wiederholt eingetroffen.

Die Missionsschule in Basel befaßte im Jahreslauf zwischen 37 und 43 Zöglinge, und sie ist nun also geregelt, daß von ihren vier Klassen alljährlich die älteste für weitere Bestimmung abgehen, und eine neue an ihre Stelle aufgenommen werden soll. Von ihrem Unterricht wird umständlich gehandelt, und die folgende Stelle mag wohl den Geist desselben am richtigsten bezeichnen: „In unserer Missionsschule (so drückt sich der Bericht aus) kann und darf bloße wissenschaftliche Beschäftigung als Selbstzweck niemals aufgenommen werden, wenn wir nicht mit unsern Zöglingen das Ziel ihres heiligen Berufs aus dem Auge lassen wollen. Auch fehlt es ja nicht an achtungswerthen gelehrten Anstalten in unserm deutschen und schweizerischen Vaterlande, die reine Wissenschaftlichkeit zum Ziel ihres Strebens gesezt haben, und wir wollen uns gern mit denselben des probehaltigen Ertrages freuen, welchen sie zur Bildungsgeschichte der Menschheit liefern. Auf der andern Seite ist und bleibt unserer Schule wissenschaftliche Beschäftigung nothwendiges und willkommenes Mittel einer vielfältigern Tauglichkeit, das in dieser Unterordnung unserer aufrichtigsten Werthschätzung würdig ist, und das bereits seinen hülfreichen und wohlthätigen Einfluß auf die Missionsthätigkeit beurkundet hat. Wenn unsere Committee daher von den Fundamental-Lehren einer spottweise sogenannten „altväterischen Dogmatik" im Unterricht unserer Zöglinge nicht abweichen zu dürfen glaubt, so geschieht dieß nicht darum, weil wir steif am Alten kleben, sondern weil wir in diesen Grundzügen der alten Glaubenslehre die reine und göttliche Lehre der Bibel erkannt haben" u. s. w. Es sind im Laufe des Jahrs fünf Zöglinge als Prediger bey den zerstreuten deutschen Gemeinden in Taurien und Bessarabien abgegangen, und ein Paar andere von der protestantischen Missions-Gesellschaft in Paris, wo sie sich für weitere Bestimmung vorbereiten sollen, übernommen worden.

Die Missions-Geschichte der Gesellschaft selbst dann aber verweilt zunächst bey dem Missionsgeschäft in den kaukasischen Ländern, zu dem sich sieben ihrer Missionare durch den Aufenthalt in Astrachan vorbereiteten. Alle durch sie erhaltenen Berichte stimmen darin überein, daß für unmittelbare christliche Missionsversuche die muhamedanische Welt noch nicht zugänglich geworden ist, und daß es unbesonnene Vermessenheit seyn würde, jezt schon vorschreiten zu wollen, während in muhamedanischen Ländern noch überall der Christenname geächtet und ein durch den ungeschwächten Einfluß verflossener Jahrhunderte mächtig verstärktes, in alle Adern der Volksdenkart und in alle Fugen der Staatsverfassung eingedrungenes kunstmäßiges Conföderativ-System gegen das Christenthum sich auf jedem Schritte entgegenstellt. Die Gesellschaft hält darum dafür, daß eine evangelische Mission in einem muhamedanischen Lande, sey es nun Persien oder Kleinasien, für jezt nur vorbereitend und anbahnend aufgefaßt werden könne. Als solche Anbahnungen betrachtet sie und arbeitet auch dafür: 1. Die möglichste Begründung und Erweiterung des evangelischen Werks unter den zerstreuten deutschen Kolonien, die von Odessa und Astrachan durch die weiten Steppenländer von Bessarabien, Taurien, der Krimm und Georgien, bis zu den äußersten Angrenzungen von Persien und Klein-Asien zerstreut umher wohnen, und des Unterrichts bisher größtentheils entbehren mußten; 2. in dem Werk der Wiederbelebung der alt-orientalischen Kirchen, welche in Klein-Asien und Persien umher bis zu den Mündungen des Indus, so wie hinauf bis nach Syrien und Palästina, in muhamedanischen Staaten zerstreut sind, und von der Kirche des Abendlandes dieselben heilsamen Hülfleistungen bedürfen und erwarten, welche sie ihnen schon vor dem Zeitalter der Reformation und als Vorbereitungsmittel zu derselben zu verdanken hatten; was dann 3. auf dem geeignetsten Wege zur Vorbereitung und Verbreitung christlicher Erleuchtungsmittel führt.

Ein Blick auf die Charte der Uferländer des schwarzen Meeres kann die ermunternde Anschauung liefern, daß die Kolonien-Gemeinden mit geographischer Planmäßigkeit das schwarze Meer mit seinen verwandten Stromdeeten also umzingeln, daß sie den Laufgräben und Verschanzungen gleichen, welche zu den Mauern einer mächtigen Festung hinführen, die für das Reich Christi bis jezt noch nicht erobert worden ist. Von dem nord-west-westlichen Odessa an, das zunächst den bessarabischen Christen-Kolonien die Hände bietet, führt in fast ununterbrochener Reihe der Kolonienzug durch ganz Taurien hindurch, bis nach Astrachan und Saratow hinauf und zu den südlichen Ufern der krimm'schen Haldinsel hinab. Diese äußern Vorwerke, die bereits in der muhamedanischen Welt der tartarischen Völkerstämme aufgerichtet sind, führen über das kaukasische Gebirge nach Georgien hinüber, wo wir an den Ufern des Kur bis zu der persischen Grenze hinab und an die türkischen Grenzen hinüber, die Fortsezung dieser deutschen Kolonienkette antreffen, welche sich bey Gandschaa endigt.

(Der Beschluß folgt.)

Jonathan, der Geisterseher.

(Fortsetzung.)

Paris war von jeder der Sammelplatz aller dummdreisten Kleinmeister, jener Weibermenschen, wahrhafte Auswüchse der Civilisation, die, inmitten der Wunder des menschlichen Geistes leben, ohne zu sehen, ohne zu denken, und die mit denselben Eigenschaften begabt, deren Entwickelung in der Seele eines Kolumbus, eines Newton, eines Voltaire, eines Lavoisier, die Wunder des Daseyns hervorgerufen, und zur Entdeckung eines neuen Erdtheils, zur Erleuchtung des menschlichen Geschlechts, zur Deutung und Durchforschung des Weltalls geführt hat, ihr ganzes Leben mit der Beschauung ihrer Garderobe, mit der Sorge für den Schnitt ihres Kleides, mit der Reinigung ihrer Nägel, mit dem Aufwühlen ihres Haars vertändeln können, die überall und nirgends sind, und auf den öffentlichen Spaziergängen durch ihre Lächerlichkeiten die Kinder belustigen.

„Wenn sie so über die Jugend aburtheilen, entgegnete mir Frau ***, mit welcher ich in einem Augenblicke der Verstimmung solchergestalt mich unterhielt, was würden Sie erst von einem vielseitig gebildeten Manne im reifen Alter sagen, der dessenungeachtet diesen Fehler im höchsten Grade besizt, dessen Sie so eben Erwähnung gethan haben?" — Ich würde vermuthen, daß seine Bildung nur als ein Zeichen seines guten Gedächtnisses und nicht seiner Beurtheilungskraft zu betrachten sey. — „Vielleicht täuschen auch Sie sich. Herr Gernonval, von dem ich mit ihnen spreche, denkt und beurtheilt. Er springt manchmal über; aber das ist sodann vielmehr die Schuld seiner ausschweifenden Einbildungskraft als seines Urtheils." — So vermag ich es nicht, Sie zu begreifen. — „Sehen Sie, da kömmt er selbst. Hören Sie ihn, und Sie werden meinen Satz begreifen lernen."— Ich sah wirklich einen Mann eintreten, der auf die allerlächerlichste und ausschweifendste Weise gekleidet war. Alles, was die Kunst des Putztisches zu verfeinern vermochte, Alles, was die Mode an Lappereyen des Luxus sich nur anzueignen im Stande war, schien zu seiner Bekleidung verwendet. Jonathan, wollte ich ausrufen (denn er war es), aber sein Name erstarrte auf meinen Lippen, so betäubt war ich, den Hexenmeister aus Kalabrien in einer von jener so ganz verschiedenen Gestalt zu sehen. Alsobald beschloß ich, dieses unbegreifliche Wesen, über dessen Geschick etwas Uebernatürliches verhängt zu seyn schien, endlich zu ergründen. Ich konnte daran nicht zweifeln, und selbst jezt noch habe ich keinen Zweifel darüber. Ich verbarg es, ihn erkannt zu haben, damit sein Geist ganz ungezwungen sich zeigen könne, ich hörte Alles, was er Seltsames und Abenteuerliches erzählte, mit anscheinender Leichtgläubigkeit an, die nicht ganz scheinbar war: denn dieser Mensch beschäftigte meine Einbildungskraft ungemein. Er bemerkte dieß, und schien im fortgesezten Gespräch vorzüglich und am meisten vor allen Andern sich an mich zu wenden;. denn mehrere Personen waren seit seiner Ankunft noch zur Frau *** gekommen. Nachdem er uns verlassen hatte, deutete ein Jeder nach seiner Art, was er so eben gehört hatte; ich allein blieb stumm.

„So sagen Sie uns doch auch Ihr Urtheil über unsern Geisterseher?" sagte endlich Frau *** zu mir. — „Er hat meinen Verstand verwirrt, antwortete ich ihr, und es scheint mir leichter, ihm zu glauben, als ihn zu widerlegen." — „Glauben Sie etwa nicht auch, sagte ein Neuhinzugekommener, daß er so alt ist, als die Welt, oder daß seine Seele, nach tausend Uebergängen, alle Erinnerungen ihres frühern Daseyns in sich vereinigt hat, wie er selbst es uns vielleicht überreden möchte? Denn er scheint Pythagoras, Cagliostro und alle Wundermänner der alten und neuern Zeit sehr zu verehren." — „Ich weiß nicht, was ich Ihnen erwiedern soll, versezte ich, aber ich will lieber an ein einziges Wunder, an eine einzige Abweichung von dem ewigen Naturgesetz glauben, als denken, daß alle diese Zufälle sich so an einander gefügt haben, um einen Betrüger zu unterstützen; denn es ist heute nicht das Erstemal, daß ich mit ihm zusammentreffe, und das, was ich gesehen habe, spricht noch lauter zu seinen Gunsten, als das, was mein Ohr so eben vernommen hat." — „Seine scheinbar innige Ueberzeugung hat Sie verführt, entgegnete Jener, und von dieser Seite ist er unbezweifelt unangreifbar. Der Name eines Geistersehers, den wir ihm gegeben haben, ist ihm vollkommen anpassend; denn ich bin gewiß, daß er selbst Alles das fest und sicher glaubt, was er uns erzählt. Seine Gesichte, seine Schwärmereyen sind eben so viele Wahrheiten für ihn. Es ist ein Wahnsinniger, ein Begeisterter, ein Träumer, ein Geisterseher wenn Sie wollen, aber ein Betrüger ist er nicht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Arabische Sprichwörter.

1.

Wer Augen hat, sieht leicht die Morgenröthe.

2.

Zwey Schwerter taugen nicht in eine Scheide.

3.

Des Wolfes Schau macht nimmer fett das Schaf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, 11. Oktober.

(Beschluß.)

In den übrigen Theatern werden die gewöhnlichen Vorstellungen gegeben, die wenig Anspruch auf großen Beyfall machen dürfen. Wir besitzen jezt auch eine Theaterkritik, die aber von der Art ist, daß man wenig daraus lernt. Ueber den jungen Luzio, Nachfolger seines geschickten Vaters, der vor ein Paar Jahren in den achtzigern starb, und noch kurz vorher fast alle Abende die neapolitanische Bufforolle sehr gut spielte, stand indessen neulich folgende, so gute als wahre Anzeige darin. „Sgr. Luzio der zweyte, euer Vater, dessen „Ruhm ihr zuweilen gut erhaltet, suchte, wie er noch Schau„spieler und nicht alt war, das Lachen nicht durch eine bis „zum Ekel nachgeahmte Natur zu befördern.“ Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser Schauspieler sich diese treffende Weisung jeden Abend wiederhole, wenn er vor's Publikum tritt.

Mlle. Garnerin bereitete sich mehrere Wochen zu einer Luftfahrt vor, welche sie durch zahlreiche, weitläufige Anschlag-Zettel dem Publikum kund machte, ohne den Tag zu bestimmen. Sie fand jedoch wenig Subscribenten, da sie den Entree-Preis des Billets auf 42 oder 20 Gulden Conventions-Geld gesezt hatte, welches die Neapolitaner gewiß nicht, und von den sich hier aufhaltenden Fremden nur wenige ausgeben wollten, weßwegen sie nun das Vorhaben aufgegeben, und den Wenigen, welche Billete genommen, bis zum 12ten dieses ihr Geld wiederzugeben verspricht. Dergleichen kostspielige Darstellungen sind nicht für hier.

Mit dem seit mehreren Monaten regelmäßig nach Palermo gehenden Dampfschiffe werden die Unternehmer schwerlich Glück machen, und die schlechtern drey Paketboote, welche alle zehn Tage segeln, genießen noch immer des Vorzugs; sie sind gewöhnlich gepfropft voll Reisender, wenn dem Dampfboote nur vier bis sechs zu Theil werden. Aber der Neapolitaner ist nun einmal nicht für das Neue, er kann sich von der Sicherheit der Fahrt nicht überzeugen, obgleich er es wöchentlich an bestimmten Tagen zu festgesezten Stunden ankommen und abfahren sieht; und es ist doch gewiß eine große Annehmlichkeit, eine Seereise von ungefähr 250 Seemeilen, worauf die gewöhnlichen Schiffe wenigstens drey bis vier Tage zubringen, in vier-und-zwanzig Stunden sicher zurückzulegen. Den Nutzen bringt er nicht in Anschlag und lebt in gedankenlosem Aberglauben, weil schon einmal ein Dampfschiff ein Unglück gehabt hat, ohne zu bedenken, daß auch andere Schiffe zu Grunde gehen, und die Dampfschiffe zu einer so großen Vollkommenheit gediehen sind, daß man sie überall zu den weitesten Reisen verwendet. Wenn demnach unsre Regierung die Sache nicht übernimmt, so ist man entschlossen, sie im Frühjahr wieder aufzugeben, indem die Kosten zu groß sind, und blos an Steinkohlen jede Stunde acht Centner verbraucht werden.

Die neue schöne Fahrstraße über den Posilippo war fast beendigt, schon gehbar, und man hoffte demnach, sie würde bald auch für die Wagen durch eine gute Chaussee geöffnet werden; allein vor mehreren Wochen stürzte von einer steilen Höhe so vieles lockeres Erdreich herab, daß ein Theil derselben verschüttet ward, und die Abtragung des stehen gebliebenen Gefahr drohenden, so wie die Wegräumung der Erde, Errichtung der nöthigen Mauern u. s. w. einige Monate mehr erfordern wird.

Am 8ten September, zum Feste von Piedigrotta, ward auch die Vorderseite der neuen Kirche S. Francesco di Paola dem Pallaste gegenüber aufgedeckt, und es scheint, als wenn das ganze Gebäude, wenn, wie es heißt, es zum neuen Jahre von Außen beendigt seyn wird, sich gut ausnehmen und mit dem Pallaste nebst Seitengebäuden einen ganz hübschen Platz bilden wird, wenn auch die Verhältnisse und der Geschmack, nach den Aeußerungen der Bauverständigen, nicht zu loben sind. Die Fronte der Vorhalle bietet, wie die Rotonda in Rom, durch sechs hohe weißmarmorne Säulen und zwey Eckpfeiler, auf deren Giebel in der Mitte die Religion, zur Rechten der heilige Franciscus und zur Linken der heil. Ludwig von Schweitel stehen, einen angenehmen Anblick dar. Im Fronton ist die Inschrift

D. O. M. D. A. S. FRANCISCUS DE PAULA. FERD. I. EX. VOTO. 1824.

Die Kuppel ist auch vollendet, und man hofft nun bald alle Baumaterialien und Einschließungen weggeräumt und nach ungefähr neun bis zehn Jahren das Werk beendigt zu sehen. Für die innere Verzierung sind vielen berühmten und weniger berühmten Künstlern Aufträge geworden, deren Werke wohl noch lange Zeit erfordern werden, ehe man Hoffnung hat, sich ihrer erfreuen zu dürfen.

An einer neuen vollständigen Beschreibung mit Kupfern des ganzen Museums wird nun auch gearbeitet. Die Direktion hat Antonio Niccolini, Directeur des königlichen Instituts der schönen Künste, übernommen. Das Werk erscheint in Heften von sechszehn Kupfertafeln und etwa fünfzig Seiten Erklärung, soll sechszehn Bände betragen, und nach dem zweyten Hefte jeden Monat eines erfolgen. Das vierte Heft ist zuerst vor Kurzem erschienen, da man durch dasselbe einen bessern Vorschmack des ganzen Werkes zu geben glaubt, und jeder Theil über Baukunst, Malerey, Bildhauerkunst, Münzen, geschnittene Steine, Waffen, hetrurische Vasen, Geräthschaften, Hausrath u. s. w. etwas enthalten soll. Die Kupfer sind in bloßen Umrissen und einige in Aquatinta. Schwerlich dürfte dieß Unternehmen beendigt werden, oder guten Fortgang haben, da man die Erfahrung in ganz Italien nur zu oft macht, daß sie in Stocken gerathen, weil entweder sogenannte unvorhergesehene Hindernisse eintreten, oder die Unternehmer uneinig werden, und die lezten Hefte oft erst nach Jahren erscheinen, ohne einmal zu gedenken, daß sie sich selten im nämlichen Werthe erhalten, wie die ersten, und oft so behandelt sind, daß man deutlich gewahr wird, es sey nur darum zu thun gewesen, die Sache zu beendigen, um — das Geld dafür einzunehmen.

Ueber den lezten merkwürdigen Ausbruch des Vesuvs ist ebenfalls im vorigen Jahre eine Storia dei Fenomeni del Vesuvio, avvenuti nel corso degli anni 1821 e 1822 e parte del 1823 di F. Monticelli e N. Covelli erschienen. Das Werk dürfte schwerlich weder verdeutscht, noch auch in Deutschland sehr bekannt werden, indem es nicht viel Bedeutendes enthält, und mehr als Spekulation der Zeit, wo ein Jeder sich für den lezten großen Ausbruch vom 22sten Oktober 1822 so sehr interessirte, anzusehen ist, als für ein belehrendes Werk.

Berichtigung.

In Nr. 297. Z. 3 des Textes v. u. ist zu lesen: den, statt: der, und Z. 1 v. u. hätten, statt: hätte.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. December 1824.

Vielleicht ist der Mensch ein Taubstummer, der eine Sprache erlernt und spricht, die er selber nicht vernimmt, sondern nur ein anderes Wesen.

Jean Paul.

Jonathan, der Geisterseher.

(Fortsetzung.)

Jonathan (ich will diesen Namen beybehalten, unter welchem ich ihn zum Erstenmale kennen lernte), Jonathan hatte seitdem erfahren, daß ich mit Wärme seine Vertheidigung ergriffen hatte, und daß mein Vertrauen in ihn vollkommen sey. Das schien mich bey ihm in große Gunst zu setzen, und ich benutzte diese so gut, daß ich nach einiger Zeit sein Schüler, sein Freund, sein Vertrauter wurde.

„Ich habe Ihr Erstaunen wohl bemerkt, sagte er mir eines Tages, als Sie mich in der modernen und seltsamen Kleidung wieder erkannten; aber außer daß ich seit langer Zeit schon die Gewohnheit habe, mich so zu kleiden, wie es eben in dem Lande, welches ich bewohne, der Gebrauch will, so haben die verschiedenen Umwandlungen, welchen ich, während meines langen Daseyns, unterworfen gewesen bin, mir, so zu sagen, eine Art von Bedürfniß zur Unvernunft oder Uebertreibung gegeben, der ich oft mit wahrem Vergnügen nachhänge, und die Sie glücklich genug sind, nicht begreifen zu können. Ach, wie weise hat der Ewige das gewöhnliche Maß des menschlichen Daseyns bestimmt! Ich habe Alles gesehen, Alles gefühlt, und mein heutiges Empfinden ist nichts durch sich selbst, sein Urquell ist in meinem ersten Jahrhundert allein. Bewohner aller Länder dieses Erdballs, Zeitgenosse aller Begebenheiten, scheint es mir, Gott habe mich auf dieser Erde vergessen, um in mir einen unveränderlichen Zuschauer all des Wechsels, der sie betroffen hat, auf ihr zu lassen. Ich habe die Wiege Roms gesehen, ich habe ein Kannibalenvolk seine Feinde auf derselben Stelle mit den Zähnen zerreißen und verschlingen sehen, wo seitdem die Königin der Künste, das herrliche Athen, sich erhob; an diesem Orte selbst, wo ich jezt mit Ihnen mich unterhalte, habe ich den rauschenden Festen der Sikambern, den blutigen Spielen der Bruktören beygewohnt. Ich habe die Fackel der Wissenschaften verlöschen und wieder erglühen sehen; ich bin von Neuem den Fortschritten des menschlichen Geistes gefolgt, und habe mit Salomo ausgerufen: Alles ist eitel!“ — „Was! unterbrach ich ihn, lassen Sie nicht wenigstens den Gelehrten unserer Zeit Gerechtigkeit widerfahren, die allen Spitzfündigkeiten der Schule entronnen, mit kühnem und sicherm Schritt den Weg verfolgen, den die Vernunft und Erfahrung ihnen vorgezeichnet hat?“ — „Alles ist eitel! sagte er. Sie vermögen nur mit ihren körperlichen Augen zu schauen, ihre Vernunft hat ihren Instinkt ertödtet. Keiner von ihnen vermag die Zukunft zu errathen, und ihre Einbildungskraft allein kann das Ganze der göttlichen Schöpfung umfassen. Aber nein! Jeder von ihnen will sein eigenes Weltall gebären. Buffon hält die Erde für ein von der Sonne abgefallenes Bruchstück; Burnet sieht nur in ihr eine Wasserkugel; Palissy eine Muschelschale. Aus den Atomen Epikur's und Gassendi's folgen der zarte Stoff Descartes's, oder die materielle Substanz Spinoza's, über welche end-

lich die Anziehungskraft Newton's triumphirt. Glauben Sie mir, es ist nichts als Widerspruch bey den Gelehrten; ich habe nur zu oft Systeme auf Systeme folgen sehen. In einer meiner ältern Reisen durch Frankreich wäre ich beynahe in's Gefängniß geworfen worden, weil ich in einem Wortkampf mit einem Professor der Universität die Meinung Ariosto's citirt hatte. Dreyßig Jahre später war ich in demselben Lande fast in Gefahr, lebendig verbrannt zu werden, weil ich von demselben Philosophen mit demselben Professor in unehrerbietigen Ausdrücken gesprochen hatte. Die angebornen Ideen, und die Materialität oder Nichtmaterialität der Seele haben mein Leben einer bey weitem größern Wagniß ausgesezt, als alle die hundert Schlachten, denen ich beygewohnt habe. So bin ich denn so weit gekommen, mich heutigen Tages weder um die Gelehrten, noch um die Könige zu bekümmern, und in diesem Jahrhunderte selbst, welches Sie das der Vernunft zu nennen belieben, will ich in dem Lande, wo wir uns eben befinden, lieber durch die Art bekannt seyn, wie ich mein Halstuch knüpfe, als durch meine Weise, die Handlungen der Regierung zu beurtheilen. Ich habe allen möglichen Gestaltungen der Macht gehorcht, und gebe durchaus keiner den Vorzug. Alle Wissenschaften sind von mir studirt und ergründet worden, und ich glaube nur an Astrologie und Alchymie." — „Ist es möglich, rief ich aus, es schien mir bisher, daß von allen Wissenschaften eben diese die ungereimtesten und falschesten wären!" — „Seine Meinung immer auf die Anderer zu gründen, nur durch die schwachen Augen derer zu sehen, die uns umgeben! sagte er mit bitterm Ton. So glauben Sie allein die Dinge nur, welche Sie begreifen können? Dann glauben Sie auch nicht an sich selbst, denn die Ursachen Ihres Daseyns sind ein Geheimniß für sie, ungeachtet der Träumereyen des Philosophen von Montbard. Wie ist es nur denkbar, daß während des Laufes so vieler Jahrhunderte das Vertrauen nicht endlich gescheitert war, wenn diese Wissenschaften nicht eine sichere Basis hätten? Würden so viele brave Leute ihren Tod als Opfer der Unduldsamkeit auf dem Scheiterhaufen gefunden haben, wenn sie innerlich nicht von der Wahrheit, dem Zweck ihrer Nachforschungen überzeugt gewesen wären? Die hermetischen Wissenschaften wären mit einer Menge anderer in den Revolutionen des Erdballs verschwunden. Ist denn nicht ihre Macht glaubwürdig genug im Alterthum bestätigt, und selbst durch diejenigen, denen es am wichtigsten seyn mußte, sie zu leugnen? Hat Moses nicht vor Pharao erkannt, wie weit die Kräfte der Schüler Zoroaster's ausreichen könnten? Hat der Apostel Petrus die Wunder der Kunst des Zauberers Simon verleugnet? Die neueren Geschichtschreiber selbst, und der weise Rollin unter andern, haben sie nicht die Glaubwürdigkeit der Orakel Roms und Griechenlands bezeugt? Sey es nun weiße oder schwarze Magie, mit oder ohne Hülfe des Dämons, das ist der streitige Punkt der Frage nicht. Aber Thatsache ist es, daß dieß geheiligte Feuer, von einigen Geweihten Indiens aufbewahrt, dort noch in seinem vollen Glanze strahlt. Und hüten Sie sich, darüber sich zu täuschen! Europa, von den ersten unfruchtbaren Versuchen zu schnell entmuthigt, und den Schmutz der Betrügerey auf den ptolomäischen Tafeln duldend, wird seinen Irrthum bald genug bemerken, und ihm zu entrinnen sich bestreben. Die Entdeckung des Magnetismus wird später auch zur Entdeckung des zweyten Gesichts, des Somnambulismus, der Erscheinungen, wo unbekannte Gegenstände in ihrer eigenthümlichen Form sich uns darstellen, führen, sie wird vielleicht endlich auch in diesen Gegenden zur vollkommenen Entdeckung des Zoroaster-Tempels und der smaragdenen Tafel des Hermes behülflich seyn."

Das war mir alles zu dunkel, um irgend eine Einwendung dagegen machen zu können, und die Begeisterung, welche Jonathan bey diesen lezten Worten ergriffen zu haben schien, drang mir die Nothwendigkeit auf, mich anderer Waffen, als deren des Widerspruchs, zu bedienen. Nach einer Minute des tiefsten Schweigens sagte ich zu ihm: „Jonathan, mein Freund! ist es diese wunderbare Kunst, welcher Sie die Verlängerung Ihres Daseyns schuldig sind?" — „Ich kann mich nicht erklären. Vielleicht habe ich schon zu viel gesagt. . . . Aber, nein, fügte er mit besänftigender Stimme hinzu, ich werde mein Vertrauen nie bereuen." Schnell wechselte er hierauf den Gegenstand der Unterhaltung, und wir kamen wieder auf seine Reisen zurück. Seit weniger als einem Jahrhundert, sagte er, hat Frankreichs Aeußeres eine bedeutende Veränderung erlitten. Unter der Regierung Ludwigs XV. bewohnte ich Paris unter dem Namen von Saint-Martin, und besuchte häufig die Gesellschaft der Philosophen." — „Hat nicht Grimm Ihrer etwa in seiner Korrespondenz Meldung gethan *)?" — „Es kann wohl möglich seyn!" — „Was halten Sie von jener Zeit, im Vergleich mit der gegenwärtigen?" — „Daß man das Vergnügen gegen die Vernunft vertauscht hat. Damals sah ich die Philosophie, als eine neue Religion, nur allein mit ihrer Vertheidigung beschäftigt, eine stolze, Ehrfurcht einflößende Stellung behaupten. Jezt, da sie doch stärker als jemals ist, sehe ich sie, nach dem schwierigen Siege, bereit, alle ihre Vortheile wieder aufzugeben." — „Von wie vielen Anekdoten und außerordentlichen Thatsachen muß ihr Gedächtniß angefüllt seyn!" — „Ja, erwiederte er, und aus Furcht, sie zu vergessen, habe ich Einiges aufgezeichnet, das ich Ihnen, als ein Zeichen meines Andenkens, überlassen will. Zuerst war ich willens, es zum Unterricht der Menschheit bekannt zu machen; jezt können Sie,

*) Band VII. Seite 193.

wenn es Ihnen nützlich scheint, mein Herausgeber seyn. Da sind sie, sagte er, indem er mir ein kleines Kästchen übergab. Oft bin ich Zeuge, oft Handelnder selbst in all den Geschichten gewesen, welche Sie hier finden werden. Einige davon werden Ihnen seltsam, unglaublich erscheinen, und gebricht es Ihnen an der nöthigen Erläuterung dazu, so kommen Sie nur zu mir, und ich will Ihnen eine offene und klare Deutung geben."

Kaum war ich in meiner Wohnung angelangt, so hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mein Kästchen zu öffnen. Ich fand es mit kleinen Rollen von allen Formen, allen Farben, allen Gattungen angefüllt: Papier, Seide, Birkenrinde, Papyrus, Pergament u. s. f. Die größte Zahl dieser Geschichten war in Sprachen geschrieben, die ich nicht verstand. Ich peinigte mich auf alle mögliche Weise, sie zu übersetzen, die vorzüglichsten Professoren versammelten sich selbst mehreremale bey mir, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche die gewöhnlichen Uebersetzer aufzulösen nicht im Stande waren. Ich las, ich verschlang gleichsam endlich Alles. Einige dieser Darstellungen schienen mir von großer Einfachheit, und trugen einen unverkennbaren Ausdruck der Wahrheit an sich. Einige andere hingegen schienen mir durchaus einen andern Titel als den der Geschichte zu verdienen. Ich eilte sogleich zu Jonathan, ihn um seine klare und offene Deutung zu bitten; aber er war ausgegangen, und man hat seitdem nicht mehr von ihm reden gehört.

Da es mir indeß unmöglich ist, ein Jahrhundert oder so etwas zu warten, bis es ihm gefalle, mir wieder zu begegnen und mir eine Erklärung zu geben, so ergreife ich das Mittel, diese von Jonathan gesammelten Anekdoten dem Publikum vorzulegen. Einige meiner Bekannten haben mir zwar den hämischen Rath gegeben, sie „Mährchen" zu benennen, aber das würde eine Beleidigung gegen meinen Freund seyn. Ich will ihnen den wenig bedeutenden und Alles in sich vereinigenden Titel: „Erzählungen," geben. Eben so habe ich auch, nach langem Streiten, mich bewegen lassen, meinem Jonathan noch den Namen eines Geistersehers beyzulegen, damit die abergläubige Welt, welche weder an Astrologie noch an Alchemie glauben will, nicht zu stark dadurch beunruhigt werde. Zum Ueberfluß, und um diese Zeilen zu beschließen, schreibe ich mit Montaigne: „Die Geschichten, welche ich entlehne, mögen das Gewissen derjenigen belasten, denen ich sie entnommen habe."

Jahresfeyer der evangelischen Missions-Gesellschaft zu Basel am 16. und 17. Junius 1824.

(Beschluß.)

Gleich ermuthigend bewährt sich der Blick auf den Zustand der verschiedenen im Abendland fast gänzlich vergessenen morgenländischen Kirchen, welche, gleich den Oasen einer afrikanischen Sandwüste, in den mohamedanischen Ländern Asiens zerstreut umher liegen. Während zwey der baselschen Missionare (Lang und Hohenacker) diesseits des Kaukasus in wiederholten Wanderungen den deutschen Kolonien zu Karaß, Madschar und Astrachan vorzugsweise ihre Dienste widmeten, machten sich zwey andere (Dittrich und Zaremba) in den jenseitigen Ländern zum angelegenen Geschäfte, nicht nur den oberhalb und unterhalb Tiflis zerstreuten sieben deutschen Kolonien am Kur, die fünfhundert Familien in sich schließen, nützliche Dienste zu leisten, sondern vorzüglich auch auf ihren Wanderungen von Tiflis nach Gandscha und Schuschi hinab, und bis nach Baku an dem westlichen Ufer des kaspischen Meeres hinüber, die zerstreuten Häuflein der ehrwürdigen armenischen Kirche zu besuchen, ihnen brüderliche Handreichung zu leisten und in ihren durch blutigen Krieg und Verfolgung der Muhamedaner so oft verheerten Umkreisen eine kleine Ruhestätte für angemessene Thätigkeit der Missionarien aufzusuchen.

Die armenische Kirche, deren Anzahl nach den glaubwürdigsten Angaben der neuern Erdbeschreiber in den russischen Provinzen auf 42,000, in den türkischen auf 1,500,000 und in den persischen auf 70,000 Individuen, und demnach im Ganzen auf 1,612,000 Seelen angegeben wird, mußte vor Allem lebhafte Theilnahme anregen. Die brittischen und russischen Bibel-Gesellschaften hatten Tausende von Bibeln in der altarmenischen Kirchensprache zum Besten dieser ehrwürdigen Kirche des Orientes gedruckt, deren Mitglieder durch das ganze nord- und südwestliche Asien hin in größern und kleinern Gemeinden zerstreut umher wohnen. Allein ohne weitere Nachhülfe kann von dem bey weitem größten Theil des armenischen Volkes von dieser Bibel so lange der gehörige Gebrauch nicht gemacht werden, bis in eingeführten Elementarschulen das Volk lesen und die vom gangbaren Volksdialekte bedeutend abweichende Kirchensprache ihrer Bibelübersetzung verstehen gelernt hat. Diesem Bedürfnisse durch brüderliche Handreichung und in Verbindung mit dem Klerus der armenischen Kirche zu entsprechen, wird darum eine erste Aufgabe der Missionarien seyn.

Dafür aber mußte in jenen äußersten Grenzprovinzen Rußlands, die größtentheils vom armenischen Volke bewohnt sind, und mit der noch stärkern armenischen Bevölkerung der persischen und türkischen Grenzprovinzen durch täglichen Verkehr zusammenhängen, eine feste Wohnstätte für die Missionare aufgesucht und eingerichtet werden. Schon die bloße staatsrechtliche Möglichkeit, in jenen Grenzprovinzen Rußlands in dem bedeuteten Sinne thätig zu seyn, ist an die Errichtung einer Kolonie geknüpft, welche dem Staate die Gewährleistung der Legitimität und den Bewohnern einer solchen Niederlassung das Recht einer wei-

sen, kindlich unbefangenen Thätigkeit für ihren erhabenen Zweck sichert.

Gestützt auf die huldreiche Genehmigung Sr. Maj. des Kaisers vom 7ten Januar 1822, nach welcher in den russischen Provinzen jenseits des Kaukasus einer evangelischen Kolonie dieselben Privilegien zugesichert sind, welche die schottische Kolonie zu Karaß durch die Gnade des Kaisers genießt, und in ihren Nachforschungen durch das Wohlwollen des General-Gouverneurs von Georgien, General von Jermoloff, freundlich gefördert, haben die Missionarien Dittrich und Zaremba für die erste Anlage evangelischer Thätigkeit zweckmäßig erachtet, in der kleinen, meist von Armeniern bewohnten Stadt **Schuschi**, nahe an der persischen Grenze, vorerst eine Wohnstätte anzukaufen, um daselbst die erforderlichen Einrichtungen für den bleibenden Aufenthalt einiger Missionare zu treffen und der Bahn für eine größere Kolonie nachzuspüren. Gelingt es, durch Anlegung einer Lithographie oder Buchdruckerpresse, wozu bereits die erforderlichen Vorbereitungen getroffen worden, die ersten Arbeiten der Missionare in jenen Gegenden zu erweitern, so ist damit der einzig mögliche Weg angebahnt, auf welchem die Kirche Christi der muhamedanischen Welt in unsern Tagen nützlich zu werden vermag. Als Verkündiger des Evangeliums in den türkischen oder persischen Staaten öffentlich aufzutreten, würde bis jezt noch unausbleiblich zum Untergange führen. Aber desto offener steht den biblischen Offenbarungen der Weg zu muhamedanischen Ländern, und desto begieriger werden christliche Schriften von den Einwohnern gelesen. Eben so können auch vorzüglich brauchbare Bibelübersetzungen in die verschiedenen Sprachen der Bewohner jener Länder dann erst mit Recht erwartet werden, wenn einsichtsvolle Missionare eine Reihe von Jahren mit den Einwohnern vertrauten Umgang gepflogen, ihre Sprache sich gründlich zu eigen gemacht, ihre Denkweise von Grund aus erkannt und besonders durch Unterricht die nöthige Fertigkeit erworben haben, die eigenthümlichen Begriffe und Ausdrucksarten der Bibel in den Geist, den Sinn und die Sprache jener Völker auf eine fließende Weise überzutragen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Novembers.

Des unglücklichen Fauntleroy Urtheil ist nicht nur von den zwölf Richtern, denen die Sache noch einmal zur Untersuchung vorgelegt wurde, bestätigt, sondern auch seine Hinrichtung von dem geheimen Rath auf den 30sten dieses anberaumt worden. Man hat den König mit einer Menge Bittschriften zur Begnadigung dieses Mannes bestürmt, aber dennoch hatten wenig Vernünftige gehofft, daß der König unter obwaltenden Umständen würde haben begnadigen können; das Verbrechen war zu groß, und in seinen Folgen zu verderblich gewesen. F. soll indessen sehr gefaßt seyn, und von seiner Frau, so wie von seinem Bruder und seinen Schwestern, mit rührender Standhaftigkeit Abschied genommen haben. Fast alle unsere Zeitungen scheinen in dieser Sache entweder durch die harten Gefühle der Redakteurs, oder vielleicht auch etwas weniger ehrenvolles, bestochen zu seyn, und wenden Alles an, um das Publikum zum Mitleiden zu bewegen. Was aber indessen auch der Bewegrund seyn mag, so muß das erregte Mitleid mit diesem Manne die gute Folge haben, daß die gegen das Verbrechen der Fälschung verhängte Todesstrafe abgeschafft werden wird. So groß aber auch das Mitleiden des Publikums seyn mag, so scheint doch die Neugierde, den Unglücklichen sterben zu sehen, noch größer zu seyn, so daß man für den Gebrauch eines Fensters in den benachbarten Häusern während der Hinrichtung zwey bis drey Guineen fordere. Mit dieser unglücklichen Begebenheit verkettet sich eine andere von eigener Art. Ein italienischer Sprachmeister, Namens Angelini von Venedig, nämlich stellte sich vor den Lord-Mayor mit einer Bittschrift ein, worin er für F. zu sterben verlangte. Natürlicher Weise konnte dieser Beamte nicht seinem Wunsche willfahren, und der arme Mann verließ das Stadthaus und begab sich in's Gefängniß, wo F. sich befand. Hier wiederholte er dasselbe Gesuch, und man hatte Mühe, ihn abzuweisen.

Vom 30sten November. Diesen Morgen wurde Fauntleroy dem Befehle nach hingerichtet. Die Straßen, so wie die Häuser, in der Nähe des Galgens sollen zum Ersticken gedrängt gewesen seyn, und da es dabey regnete, so können Sie sich leicht einen Begriff von dem Aussehen der Zuschauer machen. Es sollen sich eine Menge vornehme Personen und sogar Lords unter denselben befunden haben.

Beym Ausgraben des sogenannten **Wallasey Pool** in dem Herzogthum Lancaster fand man kürzlich mehrere schöne Hirschgeweihe in vortrefflichem Zustande. Dieses Wasser scheint ehemals ein Wald gewesen zu seyn, da man an verschiedenen Stellen verkohlte Baumstämme unter und über dem Grunde gefunden; ja man will sogar die Spuren einer Kunststraße 20 bis 30 Fuß unterhalb des Bettes dieses Wassers gefunden haben.

Man erzählt hier folgende Anecdote, welche sich vor wenigen Wochen ereignet haben soll. Der Aufseher des Gefängnisses zu Bristol erhielt von einem Gefangenen die Mittheilung von dem Daseyn einer Falschmünzer-Anstalt zu Birmingham, mit einer genauen Beschreibung des Lokals und der damit beschäftigten Personen. Der Aufseher versah sich sogleich mit den nöthigen Befehlen, und begab sich, von zwey Polizeydienern begleitet, nach Birmingham. Sie fanden das bezeichnete Haus, und mittelst des erhaltenen Leitfadens standen sie auf einmal mitten im unterirdischen Laboratorium vor dem Hauptfälscher. Dieser schien nicht wenig erstaunt, indessen sammelte er sich sogleich wieder, und sprach ganz gelassen: „Meine Herren, ich sehe, ich bin verrathen und bin ihr Gefangener — erlauben Sie mir nur, daß ich meinen Rock anziehe, und ich folge Ihnen sogleich.“ Zu gleicher Zeit trat er ein Paar Schritte seitwärts, stampfte auf den Boden und war verschwunden. Vergebens suchten ihm die erstaunten Gerichtsdiener durch die Thüre nachzukommen, durch welche er entschlüpft war, sie war fest und unbeweglich. Nun wollten sie zur Thüre hinaus, durch welche sie gekommen waren; aber jezt war — auch diese verschlossen! Vergebens zerarbeiteten sie sich drey Stunden lang an derselben, und schrieen und tobten um Freylassung, in der Tiefe, wo sie sich befanden, hörte sie Niemand. Auf einmal aber war die Thür wieder offen, die gefangenen Gefangenwärter stürmten hinaus; aber diejenigen, welche sie hätten fangen sollen, waren verschwunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. December 1824.

> Wir denken an das Gegenwärtige fast nie, und wenn wir einmal darüber nachdenken, so ist es nur, um Licht daraus für das Zukünftige zu schöpfen. Die Gegenwart ist selten unser Zweck. Vergangenheit und Gegenwart erscheinen uns nur als Mittel, während die Zukunft allein der Gegenstand unsres Strebens ist. Darum leben wir fast nie, als in Hoffnung zu leben.
>
> Pascals Gedanken. Menschliche Eitelkeit.

Jonathan, der Geisterseher.

(Fortsetzung.)

Erste Erzählung.

Der Bojar und der Zigeunerhauptmann.

Der erste Morgenstrahl der Sonnenglut vergoldete die höchsten Zinnen der Gebäude von Buchareſt, der Hauptstadt der Wallachey, als ein junger Mann, den sein kurzer Mantel und seine hohe astrakanische Mütze, von einem prächtigen Federbusch überschattet, für den Abkömmling irgend einer mächtigen Bojarenfamilie erkennen ließen, seine Wohnung, an den Ufern der wilden Dumbrowitz gelegen, verließ, und dem nahen Gebirge zuschritt. Sein schön gestreifter und mit Silber und Perlmutter gezierter Stutzen, den er in einem bunten Hängebande trug, und der breite, ausgezackte Dolch, der in seinem Gürtel stak, ließen vermuthen, daß er irgend eine flüchtige Gemse oder eine Hirschkuh zu verfolgen gedächte, oder daß er selbst über einen Bär, das Schrecken des Landes, zu triumphiren gesonnen sey. Nichts von alle dem. Er war fünf-und-zwanzig Jahr alt und, was nicht sehr sonderbar klingen mag, verliebt; aber in diesem Augenblick beschäftigte ihn sein Alter vielleicht mehr noch, als seine Liebe. „Fünf-und-zwanzig Jahr! sagte er in seinen Gedanken, das Viertel eines Jahrhunderts, und unbezweifelt die bey weitem schönste Hälfte meines Daseyns! Und was habe ich bisher gethan, das die Verwendung so vieler Jahre mir bescheinigen könne? Ich habe tausend Luftschlösser gebaut, tausend Glückspläne entworfen, aber, wie kann ich sie in Ausführung bringen? Ich könnte in Wahrheit sehr glücklich seyn, wenn ich nur Zeit dazu hätte; aber der erwünschte Augenblick flieht beständig meine Nähe. Meine Verbindung mit Anna ist nun auch noch, nach dem Befehl ihres Vaters, über ein Jahr hinausgeschoben worden. Ach, das Jahr ist so entsetzlich lang! Mit sechs-und-zwanzig Jahren sich zu verheyrathen! Kaum habe ich meine Rolle als Gatte und Vater nur erprobt, kaum meine Kinder erzogen, — so ist das Alter schon da! O, wie ist das Leben so kurz! Ist es nicht ein empörender Widerspruch, dem Daseyn des Menschen, dem Könige der Schöpfung, eine so geringe Dauer zu geben, während mehr als zwanzig Thiergattungen länger als ein Jahrhundert leben? Und sie haben keine Vernunft, und sind nicht die Hauptgegenstände der Aufmerksamkeit des Allmächtigen gewesen! Dieser Hirsch, der an dem Vorsprunge der Felsen weidet, — so dachte er weiter und spannte mechanisch sein Gewehr — vielleicht hat er schon sechsmal mein Alter, und er kann wohl sechsmal länger noch leben, als ich.“ — „Ja, wenn Ihr nicht ungeschickt seyd!“ sagte eine Stimme, die unter der Erde hervorzutönen schien. — Mit Erstaunen sprang der Jüngling einige Schritte zurück, sodann aber alsbald, nahe zu seinen Füßen einen äußerst elend gekleideten Menschen gewahrend, der auf dem Sande einer ausgetrockneten Grube hingestreckt lag, richtete er sein Todesgeschoß auf ihn und rief ihm zu: „Wer bist du?“ — „Ach, edler Herr! wenn Ihr mich getödtet ha-

den werdet, so lebe ich gewiß nicht mehr, und der Hirsch wird dessen ungeachtet nicht sterben." — „Aber, wer bist du?" — „Ein Mensch, der, sein Leben zu erhalten, sich der Wuth der Tschimbern und der Gefräßigkeit der Bären anvertraut." — „Wer hat deine Tage zu verkürzen gedroht?" — „Eures Gleichen!" — „Welches Verbrechens hast du dich schuldig gemacht?" — „Euch das sagen, heißt viel wagen, denn Ihr traget da einen gar schmucken Stutzen, und Ihr habt über mich und mein Geschlecht Recht über Leben und Tod." — „Wie?" — „Edler Herr, ich bin ein Zigeuner, Hauptmann der ganzen Horde, welche von Euch verdammt und für vogelfrey erklärt worden ist."

Bey diesen Worten wendete sich der junge Jäger mit einem Zeichen der tiefsten Verachtung unwillkürlich ab; denn die Tsingaren, oder Zingaris, oder Zigeuner, oder wie man sie auch nennen mag, waren ein irrendes Volk, von den Kopthen oder Nubiern abstammend, die von ihren Voreltern einige Geheimnisse der schwarzen Kunst, dieses zertrümmerten Erdtheils der alten Egyptier, erfahren hatten, und sie nun in Europa geltend machten. In dem Maße, daß die Civilisation, diese Mutter des Unglaubens, sich auf diesem Erdtheile verbreitete, wurden sie immer mehr zu den Regionen zurückgedrängt, die der Entwicklung ihrer Kunst noch geneigt blieben. Seit langen Jahren hatten sie also mitten unter den Ungarn, den Moldauern und Wallachen gewohnt, wo einige dieser zahlreichen Banden heute noch leben; aber in diesem Zeitraume, sey es, daß ein Theil ihrer Geheimnisse sich verloren, oder daß sie, wie übelgesinnte Geschichtschreiber leichtsinnig erzählten, von dem Vertrauen, welches sie eingeflößt, und von dem freyen Eintritt in die reichsten Häuser des Landes, den man ihnen zuvorkommend bewilligt hatte, Gebrauch machten, auch andere geheime Künste, als die der Wahrsagerey, auszuüben; kurz, sie fielen seitdem gänzlich in Mißkredit, und schienen öfters und lieber die Landstraßen, als das Innere der Städte zu besuchen. Ein Verdammungs-Dekret war nicht im Stande gewesen, sie zu entfernen, darum hatte der Fürst der Wallachey seine Unterthanen bevollmächtigt, eine regelmäßige Jagd auf sie machen zu dürfen. Diese öffentliche Sicherheitsmaßregel war es, die den unglücklichen Kabul, von dem wir eben gehandelt haben, genöthigt hatte, sich in das Innere des Gebirges zu flüchten, obgleich er die Ausschweifungen seiner Genossen nie getheilt, und sein Daseyn in Ruhe, nur mit Bereitung von Zaubergetränken und der Betrachtung der Gestirne beschäftigt, zugebracht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwey Briefe von Bürger.

1.

Göttingen, am 11. Januar 1772.

Hochzuehrender Herr!

Heute, da ich auf dem Zimmer der Herren Miller bin, kommen Briefe aus . . . und, wie sie mir sagen, von ihrem liebsten Herr . . . an. Sie setzen sich sogleich hin — sehen Sie, wie sehr Sie geliebt werden! — um wieder zu antworten. Ich sage im Scherz: Soll ich mit an Ihren Freund schreiben? — und aus diesem Scherz wird in weniger als einer Minute Ernst. Wie drollig doch in der Welt Verbindungen entstehen können! — Doch der Scherz, mein werthester Herr, ist nicht allein Schuld an diesem Briefe. Die beyden Herren Miller sagen mir täglich so viel Rühmliches von Ihrem edelmüthigen Charakter, von Ihrer Einsicht, von Ihrem Geschmack und von Ihrem Enthusiasmus für die deutsche Literatur, daß ich unmöglich umhin kann, Ihnen hierüber meine tiefe Verbeugung zu machen. Und das alles um so viel mehr, mein wehrtester Herr, da Sie in Schwaben leben, welches, wie ich bisher glaubte, den Musen terra incognita ist. — Mein Herz empfindet für Sie, mein wehrtester Herr, ob ich gleich Ihr Angesicht nie gesehen habe und schwerlich sehen werde, weil die Herren Miller Sie lieben. Mich lieben diese zwey braven Freunde, wie ich überzeugt bin, gleichfalls; wenn Sie also durch gegenseitiges Gefühl, um dieser unserer gemeinschaftlichen Freunde willen, das meinige belohnen und dieses in Briefen an mich ausdrücken wollen, so werde ich mich freuen, die Zahl meiner Freunde auf eine so glückliche Art vermehrt zu sehen. Ich bin mit beständiger Hochachtung der Ihrige.

Bürger.

2.

Göttingen, am 6. Februar 1772.

Wie sehr ich Ihr schönes Herz und Ihre vortrefflichen Talente schätze, mein lieber Herr . . ., mag Ihnen dieß ein Beweis seyn, daß ich fast in Einem Athemzuge Ihren Brief lese und wieder beantworte; ob ich gleich sonst wohl manchen alten Freund Monate lang vergebens warten lasse. —

Eh ich ein Wort weiter schreibe, muß ich ein wenig mit Ihnen über Ihre allzu große Bescheidenheit zanken. — Bescheidenheit? — Nein! Bescheidenheit ist immer eine liebenswürdige Tugend. Es ist etwas anderes, dem ich aber keinen recht passenden Namen geben kann. Ich will mir also durch Umschreibungen helfen. Sie reden zu sehr mit mir die Sprache des Unterthänigen, mit dem Hut unter dem Arme, mit sinkenden Blicken und mit tief gebückter Stellung, Sie, der Sie doch so viele Vorzüge des Geistes besitzen, daß es Sie gar nicht übel kleiden würde,

wenn Sie mit mehr Anstand, als Einer, der sich jener Vorzüge etwas bewußt ist*), sprächen. Und vollends gegen mich, der ich ein so entsetzlich unbedeutender Mensch bin! — Wahrhaftig, ich schäme mich tief in mein Herz hinein, und mein Gesicht brennt mir wie Feuer, wenn Sie mit mir reden, wie Sie kaum mit einem Klopstock, Ramler, Lessing oder Wieland reden sollten. Nein, liebster Freund, gegen mich und meines Gleichen müssen Sie sich nicht so sehr erniedrigen — wegwerfen hätt' ich beynahe geschrieben. Sie versündigen sich dadurch an Ihren schönen Talenten, wovon mir nicht allein Ihre muntern Briefe, sondern auch unsere beyden Miller ein freyes und unverwerfliches Zeugniß ablegen. Schmeicheleyen sind mir widernatürlich, mein liebster . . ., Herr Miller kann's mir bezeugen; denn kaum hatt' ich ihn einmal gesehen, so sagt' ich ihm schon ohne Zurückhaltung, was mir an seinen Gedichten bisweilen mißfiel. — Halten Sie es also keineswegs für Schmeicheley, wenn ich Ihnen sage, daß ich große Hoffnungen von Ihnen hege. Ich erstaune wirklich, daß Sie, als ein noch so junger Mann, der unter Geschäften erzogen ist, wobey die besten Gaben verrosten möchten, sich durch Ihr feuriges Genie und Ihren Enthusiasmus, beynahe selbst und ohne Beyhülfe, auf die Stufe erhoben haben, auf welcher Sie wirklich jezt schon stehen. Wahrhaftig, liebster Herr . . ., hätte mich das Schicksal in Ihre Lage geworfen, ich würde ein einfältiger, geschmackloser Tropf seyn, da Sie hingegen, wenn Sie meine Muße und meine Gelegenheiten gehabt hätten, vielleicht schon der zweyte Abbt Ihres Vaterlandes seyn könnten. — Jedoch bey Ihnen ist deßwegen noch nichts verloren. Ein Genie, wie das Ihrige, wird, hoff' ich, sich durch keine Hindernisse an den Boden fesseln lassen, und ohne Beyhülfe, durch seine eigene Kraft, sich empor heben. Ich prophezeye mir mehr, als einen Nikolai an Ihnen. Wollte der Himmel, ich wär' ein Mann, auf dessen Beyfall oder Ermunterung Sie achten könnten, mein unaufhörlicher Zuruf sollte Sie, wie dort die Wettrenner auf der olympischen Bahn, bis an's Ziel verfolgen. Immer wollt' ich rufen: Liebster, bester . . ., Sie versündigen sich an Ihrem Vaterlande, wenn Sie den Musen nicht alle Ihre Nebenstunden weihen; wenn Sie nicht Ihre Kenntnisse und Ihren Geschmack durch ein unermüdetes Studium der besten ältern und neuern Muster, nach Anweisung eines Home, Diderot, Batteux, Marmontel, Lessing, Mendelssohn, Klotz, Herder, Riedel und Anderer, die diesen gleich sind, bereichern und bilden; und wenn Sie nicht, nachdem diese, nebst etwas Schulphilosophie und Geschichte, wohl verdauet sind, selbst Denker und Schriftsteller für die Ehre unsers Vaterlandes werden. Denn solcher Leute bedarf Deutschland noch vorzüglich. Wenn ich der Mann wäre, den die Rathgeberey bey einem Manne, wie Sie sind, kleidete, so würd' ich noch hinzufügen, daß sie sich nicht blos und allein mit allzu leicht zu verdauenden Dingen, als etwa Almanachssächelchen oder andern Kleinigkeiten, die auf den Sopha oder auf die Toiletten gehören, anfüllten. Denn diese sind nicht nährend genug, und setzen für sich allein kein solides Fleisch an, ob sie gleich, mit gründlichern Dingen verbunden, ihren vortrefflichen Nutzen haben.

Wär' ich Ihnen doch immer zur Seite, mein lieber H . . ., damit ich diesen Zuruf an Sie täglich aus der Fülle meines Herzens thun könnte! — Jedoch meine Briefe sollen Ihnen hinfort wenigstens alle vier Wochen jenen biblischen Spruch parodiren: Bleib den Musen getreu bis in den Tod, so wird dir Apoll die Krone des ewigen Nachruhms geben! *)

Sollten wir uns aber wol nie auf der Oberwelt umarmen? Möglich, dächt' ich, wär' es, wenn Sie einmal nach Leipzig kämen. Denn wahrscheinlich werd' ich Göttingen auf Ostern verlassen und meinen Aufenthalt in der Nachbarschaft von Leipzig nehmen. Bis dahin küss' ich Sie tausendmal im Geiste.

Gedichte, mein liebster . . ., die Sie von mir verlangen, wollt' ich Ihnen gerne schicken, wenn ich nur Fähigkeit und Muße hätte, etwas zu verfertigen, das des Schickens werth wäre. Ich thäte wohl besser, wenn ich alles Versmachen ganz und gar einstellte, denn ich bin wirklich zu kraftlos, mich nur denen vom zweyten Rang unter uns nachzuschwingen. Ich fühle — wie Lessing an einem Orte der Dramaturgie sagt — ich fühle nicht die lebendige Quelle in mir, die unaufhaltsam und von selbst hervorströmt, sondern ich muß jeden armseligen Tropfen erst mit großer Anstrengung heraufpumpen. Die Uebersetzung des Homer werd' ich auch schwerlich vollenden, wenn ich nicht in Conjunkturen komme, wo ich mich diesem Geschäfte in ungestörter Muße weihen kann.

Leben Sie tausendmal wohl und lieben Sie

Ihren

Bürger.

*) Der, an den dieser Brief gerichtet war, nahm alle diese Lobsprüche für das an, was sie sind, für Vorliebe und Vorurtheil, die im Freunde Vorzüge finden, die er nicht besitzt. Er war nie stolz darauf.

*) Subscribit Müller *).

*) Der Geschichtschreiber der Schweiz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 30. November.

Die Universität, la Sapienza genannt, ist durch eine Bulle neu organisirt worden. Mehrere Geistliche, worunter einige Jesuiten, wurden als Lehrer angestellt. Man hat die, zum Theile unglaublich geringen, Besoldungen der Lehrer erhöhet, was um so billiger ist, da Rom eine bedeutende Auflage auf

den zu den Thoren eingehenden Wein seit Errichtung der Universität unter dem Namen Gabella di studi bezahlt. Die Zimmer für die Kunstschule sind im rechten Flügel der Sapienza eingerichtet, haben aber weniges und schlechtes Licht. S. H. eröffnete die Studien mit einer Rede, und es wurde den Lehrern vielfach eingeschärft, nichts Heterodoxes vorzutragen. Auch die übrigen Universitäten sind neu organisirt. Perugia hat viele Lehrstühle verloren, und das schöne Museum, welches zur Zeit der Franzosen angelegt wurde, wird ohne Zweifel auswandern und der botanische Garten eine Broccoli-Pflanzung aufnehmen müssen. Der verdiente Vermiglioni ist unter den Lehrern, die entfernt wurden. Da die Privatsammlungen Perugia's täglich durch die Verarmung des Adels kleiner werden, und von Staatswegen gar nichts für Erhaltung und Erklärung der hetrurischen Alterthümer geschieht, so ist diese leicht zu übertragende Stelle ein großer Verlust für die Wissenschaften.

Die außerordentliche Wohlfeilheit bringt in Italien höchst sonderbare Wirkungen hervor. Die Taglöhner werden durch sie nicht herabgebessert, die Leute fodern den vorigen Lohn, und arbeiten nur so viel, um die Existenz zu fristen, also weit weniger als vorhem. Einige der hiesigen Landpächter (Mercanti di campagna) haben ihre Zahlungen einstellen müssen, mehrere dürften nachfolgen. Da sie das ganze Betriebskapital, Werkzeuge, Vieh ꝛc., die Grundherrn aber nur den Boden hergeben, so läßt sich denken, in welche Verlegenheit leztere kommen müssen, wenn sie entweder keinen Liebhaber zu den Pachtungen finden, oder ⅓ heruntergeben müssen, während ihre Haushaltung von jeher das Maximum der Einnahme zum Minimum der Ausgabe machte. Besonders ist der kleine Adel in großer Verlegenheit. Er hat weder den Kredit noch die Möglichkeit, nach Abschneidung des Ueberflüssigen noch das Nothdürftige zu erhalten, wie der größere Adel. Vielleicht daß dieser widernatürliche Zustand ein altes Uebel Italiens heilen, und den Adel zum Landbaue zurückführen wird, welchem er sich bis zur höchsten Ungebühr entfremdet hatte, einige wenige, z. B. den Fürsten Rospigliosi-Zagaroli, ausgenommen.

Bey dieser kritischen Lage der Grundbesitzer ist die Menge Moden- und Luxuswaaren höchst auffallend, welche hier ausgelegt sind. Es ist meist Auktionswaare, welche großen Profit bey großem Risiko bietet. Jeden Monat sieht man eine neue Bude entstehen, aber auch viele sind genöthigt zu brechen. Die Aushängeschilde werden immer größer, man kann bereits ellenlange Buchstaben bewundern. Auch die Buden der Engelländer werden mit jedem Winter durch neue Verkaufsartikel bereichert. Somit fließt ein großer Theil des Geldes, welches diese Nation hier verzehrt, nach England zurück, ohne durch italienische Hände gelaufen zu seyn. Banker, Weinhändler, Arzt, Spezereyhändler, Sattler, Schneider sind bereits da. Wenn noch Zimmervermiether und Kunsthändler dazu kommen, so können die Britten hier ganz en famille seyn.

Uebrigens ist die Zahl der Fremden in diesem Winter geringe und des Aufwands auffallend weniger als im vorigen Jahre. Das heilige Jahr und die Anstrengungen der Florentiner haben Rom sehr geschadet. Wer gerne tanzt, oder die Tochter einen Bräutigam ertanzen lassen möchte, flieht Rom, oder verweilt vierzehn Tage. Wer gerne spart, und die Zahl dieser Reisenden scheint seit Sterne's Zeit sehr zugenommen zu haben — findet Florenz wohlfeiler, wohnlicher und mit einem vortrefflichen Lesekabinet versehen, wo man jede leere Stunde zubringt, und Holz und Licht spart.

Die Theater sind nun auf 406 Tage geschlossen. Die Truppe Tessari ist nach Palermo abgegangen, und wird im Frühlinge im Theater de Fiorentini zu Neapel einen Kontrakt auf sechs Jahr antreten. Die Operngesellschaft hat sich zerstreut. Sgra. Pastori ist nach Livorno, Tamburini nach Triest, Tacci nach Lucia gegangen. Wir haben dagegen Hrn. Enslin aus Stuttgart mit Panoramen, eine Menge wilder Thiere, und den 12ten eine Luftfahrt der Mlle. Garnerin. Aber das Theater wird dem Römer durch nichts ersezt, da es zugleich seine Conversation, seine Börse, das Gehäuse für seine Liebesintriguen und Kunstgenüsse ist, und so lange dauert, daß er sich um den übrigen Abend nicht zu bekümmern braucht. Far ora ist ein Ausdruck, welcher sich nicht übersetzen läßt, und welchen nur der versteht, welcher lange hier gelebt hat.

Ob der Pilger wohl viele kommen werden? Ich glaube kaum, obgleich es an abzubüßenden Sünden nicht fehlen mag. Die Römer selbst sind sehr unzufrieden mit dem Jubiläum, sonst brachte dieses ihnen Geld und Spektakel, jezt kostet es jenes und gibt diese nicht. M.

London, 30. November.

(Fortsetzung.)

Drury-Lanes fliegendes Pferd hat sich am bessern Geschmack des Publikums die Flügel verbrannt, und hat — zu fliegen aufgehört. Und um indessen das Publikum doch im Orient zu behalten, hat man dort gestern Abend ein Stück unter dem hochklingenden Namen, Hafed der Ghebar, oder die Feueranbeter, ausgebracht, welches der Ankündigung nach auf Moore's Lallah Rookh gegründet seyn soll. Wer aber indessen auch der Dramaturg gewesen, er hat ein hölzernes, unpoetisches Ding daraus gemacht, das mit allem Spektatel, guten Dekorationen und gutem Spiel Miene macht, in ein frühes Grab zu sinken, und da es einem jeden deutschen Dramatiker frey steht, aus Moore's herrlichem Gedichte ein gutes Stück zusammen zu schmieden, so sehe ich nicht ein, warum ich Ihre Leser mit einer Beschreibung dieses schlechten Stückes ermüden sollte.

In Covent-Garden hat man mit besserm Geschmacke und auch mit besserm Glücke ein Stück von Rowley, einem Zeitgenossen Shakespeare's, betitelt: A Woman never vext (das nie aufgebrachte Weib). Die Dame ist eine Wittwe, schön, reich und auf allen Seiten beglückt. Ihres Wohlergehens aber müde, sucht sie nach Verdruß, und heirathet einen Spieler, Namens Foster, in der Hoffnung, er werde ihr Geld verschwenden, so daß sie in dem Lebenswechsel einen neuen Reiz finden möchte. F. aber wird durch die Ehe ein anderer Mann, er vermehrt ihr Vermögen und ihr Glück, und wird zulezt Sheriff von London und Ritter. Bey Eröffnung der Scene fanden wir, daß Foster einen Bruder, Namens Stephan, hat, der an einem Teufel von einem Weibe verheirathet, den einzigen Sohn aus dem Hause gestoßen hat, weil er ehemals seinem Oheim aus einiger schwierigen Lage geholfen. Der Oheim hat ihn aber zu sich genommen und behandelt ihn als seinen eignen Sohn. Da kömmt die Nachricht, daß Stephan durch den Untergang eines Schiffes sein ganzes Vermögen eingebüßt hat; und jezt eilt der Sohn, um den Vater zu unterstüzen, wie er ehemals den Oheim unterstüzt hatte. Dieser kömmt dazu, und stellt sich anfangs aufgebracht gegen seinen Neffen, daß er ihm sein Geld verschwende; aber er zeigt sich bald in seinem wahren Charakter, zahlt seines Bruders Schulden, und beyde längstgetrennte Familien werden ausgesöhnt. Alles dieses gibt zu sehr vielen interessanten Stellungen Anlaß. Aber es fehlt auch an einer Liebschaft nicht: wir haben eine Miß Brown, welche der junge Foster liebt, aber bey deren Aeltern ihm zwey Narren, Sir Godfrey Speedwell und Innocent Lambskin, als Mitbewerber entgegen stehen, doch, wie sich's denken läßt, ohne Erfolg. — Den Freyschütz haben wir noch immer zwey- bis dreymal die Woche in jedem Theater gesehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 101.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 303.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. December 1824.

Heil dir, Neapolis,
  Küstenbeherrscherin,
Rebenumkränzete
  Meeresumgürterin!

Ueppig in Segnungen
  Sprossender Feuersglut,
Frischer die Kühlungen
  Wogender Meeresflut,

Schmückest du mütterlich
  Wallender Ufer Rand,
Gürtet dich königlich
  Grünender Hügel Band.

Hegest bey schäumender
  Brandungen Ueberdruß
Lebenverträumender
  Sterblicher Vollgenuß.

Schwellet dich tobender
  Menge Beängstigung,
Löset dich lobender
  Stimmen Begeisterung! . . . .

Pilgerblätter.

IV.

Neapel.

Man thut wol allemal Unrecht, eines großen Eindrucks sich nicht gleich beym ersten Anblick so voll und unverkümmert zu bemächtigen, als immer möglich. Zwar ziebt die Aufklärung vor, sich ein Ding nach dem andern vorführen zu lassen, auf daß es am Einzelnen klar werde, wie das Ganze höchst natürlich entstanden sey; auch der Erziehung für den guten Ton ist es gemäßer, vorsichtig zu Werke zu gehen, auf daß der wohlgezogene Mensch nicht einer unanständigen Bewunderung sich hingebe, sondern lieber in ein höchst anständiges Kritteln verfalle. Aber wir Pilger hangen der alten Zeit an, die an Wunder glaubte, und dieweil auch wir noch daran glauben, suchen wir auch große Wunderwerke gern auf, daß sie uns für die Kunststücke der Menschen entschädigen.

„Es ist recht konsequent und dem eilften Gebot gemäß, hub Torquato an, als wir an der Storta die Sohlen gegürtet hatten, in Rom einzupilgern, daß der edle Reisende sich gerade auf jener Straße hineinführen läßt, wo ihn doch Rom nicht so leicht verblüffen kann. Unsere Freunde sind schnell durchgefahren, vielleicht im Dämmer der Nacht angekommen, was wol das Bessere ist. Die Andern bringt ein bedächtiger Vetturin zur Verzweiflung über die wüste Campagna, söhnt sie dann von Ponte Molle an durch den Anblick der Spazierfahrenden aus, der freylich auch so außerordentlich nicht ist, und dringt sie endlich mit dem sinkenden Nachmittag an das Thor; dann lehren der Obelisk und die Länge des Corso, daß sie doch in Rom sind, und wenn die Dogane sie nicht in Anspruch nimmt, und ihnen alle Antoninussäulen gleich am ersten Abend verleidet, fahren sie dann wohl zufrieden nach ihrem spanischen Platz. Morgen früh wird ihnen die Höhe der Treppe sagen, daß Rom auch eine große Stadt sey, und der Spaziergang, daß man auch unter sich und seines Gleichen seyn, mithin leben könne. Durch eine Spazierstraße in Rom einzufahren — wie niederträchtig modern der Gedanke ist! Da lob' ich mir's, die edle Einsamkeit des Laterans und die Säulenpracht von Maria Maggiore, die Aquadukte und andere Ruinen zuerst zu begrüßen, oder nach altem Brauch durch das aurelische Thor den Janikulus, von dem man die Stadt überschätzen kann, oder, wie wir jezt, auf den Spuren der Triumphatoren wandeln, Monte Mario, Sankt Peter, die Engelsburg und die römischen Plätze. Daß auch die Porta Salaria nicht bequemer liegt, wo sonst die Barbaren einzurücken pflegten!“

Mir ist wol eingedenk, wie ich mich, Piazza del Popolo zu Liebe, so einseitigen Behauptungen widersezte; als ob es nicht gleichgültig, und allemal große Eindrücke gesichert wären, von wo immer man auch Rom zuerst sehen sollte. Aber in Neapel, das dem erwartungsvollen Beschauer auf der großen Heerstraße so sehr verkümmert wird, habe ich mich jenes Diskurses wieder erinnert. Der

reiche Anbau der großen römischen Straße versperrt den herannahenden Fremden jede weitere Aussicht, und hat er endlich die Nähe der Stadt erreicht, so führt man ihn meist auf einem sehr schlechten Wege, dessen einziger Vorzug einige Abkürzung ist, in die Mitte des endlosen Neapels, dessen städtischer Bau nicht so leicht einen bedeutenden Anblick vorführt. Man thut den Franzosen, deren Verdiensten um Rom und das übrige Italien man häufig zu viel Ehre erweist, sehr großes Unrecht und sich selbst großen Schaden, wenn man in Neapel nicht über ihre schöne neue Straße einzieht, deren Aussicht auf Stadt und Umgegend minder umfassend, aber wol schöner, als die landkartenartige vom Kastell S. Elmo, ja den unvergleichlichen Stellen von Capo di Monte, S. Martino und dem Grabe des Virgilius gleich zu schätzen, wo nicht über sie zu setzen ist; denn hier sieht man auf einmal den schönen, bisher lange verborgenen, Vulkan vor sich, so schön, wie weder der frühere Anblick ihn verhoffen ließ, noch eine andere Gegend ihn gewährt. Auf dieser Anhöhe mag ich ihn am liebsten beschauen, reiche Bewachsung am Abhang des Hügels, reicher Anbau der Ebene bis gegenüber den Abhang des Berges hinauf, höher hinauf der bald schwärzlich, bald röthlich spielende Fels, dessen Wildheit sich in Farbe und zackigen Umrissen offenbart, dessen milder Himmel aber mäßigend waltet, und die ungezähmte Kraft seiner furchtbaren unermüdlichen Tiefen und Höhen für die heitere Größe des Landes zu zähmen weiß. Wol haben wir es gesehen oder vernommen, wie dann und wann Feuerschlünde seinem Athem entquellen, und mit Dampf und Glut undurchdringliche Höhen des Aethers erfüllen, wie sie dann wieder sinken, und den Weg finden über das alte ausgetrocknete Gerippe des Berges, wie solche Glut sich nimmer mäßigen mag, sondern wol Monate lang ihren verborgenen Lauf nimmt, aus ihren erwählten Höhlen hervorbricht, und auf der gebrochenen Straße weit um sich leuchtet, ja wol gar mit dem Verderben des eilenden Feuers droht; wie endlich auf den über einander gethürmten Schlacken- und Aschenhügeln, so die Jahrtausende gesammelt, sich eine neue fest bezeichnete Schlackenstraße in der Farbe des Todes zeigt, wenn sie die Farbe des Verderbens aufgegeben, und wie nach aller Pracht der verzehrenden Glut, fürchterlich noch immer, den Höhen Knochen des Riesen geblieben sind, und den Ebenen weit ringsum seine aufgehäufte Asche: von allen solchen Schrecken können wir zeugen und wissen wir wol; aber die Liebe ist zu mächtig, mit der der Himmel dieses Land umfaßt, als daß der Anblick der beruhigten Stätte ein schrecklicher seyn könne; wie wir ja wol auch wissen, daß der Anblick ihrer Bewegung zu dem Größten und Schönsten gehört, was die Erde zu zeigen vermag. Wol zeigt der Glanz der Abendsonne, wenn er die Gegend in gewohnter Schönheit beleuchtet, jene ausgebrannten Gefilde der obern Höhe des Berges; aber ihr widerstrebendes Dunkelbraun hilft nur die tiefe Glut des Purpurs erhöhen, den die übrige Gebirgskette ungleich milder empfängt, dagegen in der untern Hälfte des Berges wird das frische Grün seines reichen Anbaues milder beschienen, als alle benachbarten Berge. Dann legt das reine, durchsichtige Himmelsdach sich liebend um die nackten Gipfel, und läßt die unendliche Schönheit der Bergumrisse zugleich mit der Glut seiner Färbung uns anstaunen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jonathan, der Geisterseher.

Erste Erzählung.

Der Bojar und der Zigeunerhauptmann.

(Fortsetzung.)

Bey dem verhaßten Namen der Zigeuner hatte Assan Corati, unser junge Jäger, mit Abscheu sich abgewendet. Aber er war, wie der größte Theil der reichen Jugend seines Vaterlandes, auf der Universität zu Padua erzogen worden, und hatte sich dort von einigen der Vorurtheile seiner Geburtsgegend glücklich genug zu befreyen gewußt, und dagegen die des fremden Bodens eingetauscht. Daher mußte sein wallachischer Abscheu gegen die Söhne der Egyptier endlich auch der italienischen Vorliebe für jede Art des Uebernatürlichen und Wunderbaren weichen. Und was noch mehr ist, so stand Kabul bey seinen Verfolgern selbst im hohen Rufe der Weisheit und Biederkeit.

Assan benahm ihm seine Furcht, gab ihm sogar die Versicherung seines Schutzes, und bald darauf zu seinen früheren Gedanken wieder zurückkommend, sagte er zu ihm: „Du hast die Klage gehört, welche ich über die befremdende Vertheilung der Lebensmomente zwischen Menschen und Thiere gewisser Arten ausgestoßen habe?" — „Euer Stutzen liegt ruhig auf dem weichen Rasen, erwiederte Kabul, ich fürchte nichts mehr. Ihr fordert mich zur Unterredung auf, und ich will diese Gelegenheit benutzen, um meinem natürlichen Bedürfniß, zu sprechen, Genüge zu leisten, und Euch zu beweisen, daß ein elender Zigeuner manchmal wol im Stande sey, mit einem hohen Bojar auf derselben Stufe zu stehen, wenigstens was den Verstand anbetrifft. Ihr beschwert Euch über des menschlichen Daseyns kurze Dauer? Aber hat der Mensch nicht den Gedanken, diesen unwidersprechlichen Zeugen seiner unsterblichen Seele, mit dem er seine Augenblicke in's Unendliche zertheilen, und seine Stunden zu Jahrhunderten machen kann?" — „Sechzig Minuten, verwendet wie du willst, machen dennoch nicht mehr und nicht weniger, als eine Stunde deines Lebens." — „Im traumlosen Schlummer, oder im Müßiggange verbracht, bilden sie nur eine lange Reihenfolge einförmiger Zeittheilchen,

die unter einander sich vollkommen gleichen, und einmal vorübeegegangen, nur einen fast unbemerklichen Punkt zurücklassen, der bald vermischt, umschlossen, vergessen wird, mit tausend andern ähnlichen Punkten, die die Leere unsers Daseyn ausfüllen. Aber beschäftigt man jeden dieser einzelnen Theile mit einem Plane, einer Handlung, wägt man jeden Augenblick in der Schale der Ueberlegung, betrachtet man nichts mit unfruchtbarer Gleichgültigkeit, so ist man glücklich in der Gegenwart, zufrieden mit der erinnerungsreichen Vergangenheit, und die Zukunft öffnet ihre Rosenpforten der Hoffnung vor den trunkenen Blicken — man hat gelebt!" — „Ja, eine Stunde wol! Aber, weiser Kabul, hast du unter deinen magischen Geheimnissen nicht auch eins, wodurch man das Leben verlängern kann?" — „Ich besitze es, antwortete er lächelnd. Wollt Ihr Gebrauch davon machen?" — „Wie, weiser Kabul, du besitzest es, und du willst es mir mittheilen?" — „Sehr gern! Ich will Euch, in so fern Ihr es verlangt, ein zweyhundertjähriges Daseyn verschaffen. Mehr noch! Und verliert nie dieses mit Euerm neuen Leben verbundene Vorrecht aus den Augen: Eure Zukunft ist in Eurer Gewalt, und Ihr könnt so schnell altern, als Ihr es wünschet." — „Ich werde wenig Gebrauch davon machen."

Plötzlich erhob sich Kabul und entfernte sich mit großer Schnelligkeit. Assan sah ihn die Felsen erklimmen, in den Schlund der Abgründe niedersteigen, und über das hohe Ufer des Waldstroms sich hinabneigen, indem er in einer nie gehörten Sprache fremdartig klingende Gesänge murmelte. Endlich kam er wieder zurück, in der Hand eine große Menge verschiedenartiger Kräuter tragend.

„Hier ist kein günstiger Ort, sie zu bereiten," sagte er. — „Folge mir, erwiederte Assan, in meinen Pallast; du kannst dort über Alles schalten, von deiner Ermüdung ausruhen, durch Nahrung dich stärken, und du sollst ihn nicht wieder verlassen, ohne von meinen Wohlthaten überschüttet zu seyn." — Kabul lächelte. „Um Euer Leben zu verlängern, soll ich das meinige auf's Spiel setzen?" — „Von mir begleitet, was fürchtest du? Hülle dich in meinen Mantel, laß uns dem Laufe der Dumbrowitz folgen; ich wohne am Eingange der Stadt."

Der Lebensverlängerer folgte ihm. Das Mahl wurde für den Herrn des Hauses bereitet, und nachdem Kabul seinen Zaubertrank zusammengesezt hatte, reichte er ihn seinem Wirthe dar, der ihn mit Vertrauen annahm, und sich mit ihm zu Tische sezte, ungeachtet er ein Zigeuner war.

Lassen wir dem glücklichen Assan Gerechtigkeit wiederfahren. Versichert, zwey Jahrhunderte zu leben, erfüllte Anna allein seine ganze Phantasie; nur dieses lange Erwartungsjahr quälte ihn noch, nicht etwa mehr aus Furcht, seine Kinder nicht erziehen zu können, sondern einzig aus Ungeduld, glücklich zu werden. Er erinnerte sich des Vorrechts, welches Kabul mit seinem wunderbaren Geschenke verbunden hatte. Ein Reichthum von zweyhundert Jahren der schönsten Zukunft lag vor ihm, er hatte folglich genug, um Eines davon der Geliebten opfern zu können, und was mehr noch ist, er war entzückt, die Wahrheit der Versprechungen des Zigeuners erproben zu können, und zu sehen, ob er nicht betrogen sey. Er wünschte demnach, daß das Erwartungsjahr aus seinem Leben verschwinde, und daß der Tag seiner Verbindung mit Anna sogleich erscheine. Kaum hatte er diesen Wunsch laut werden lassen, so verspürte er eine Art von Entzückung, während welcher die Begebenheiten dieses Jahres ihm vorüberzogen, wie wenn ein flammender Blitzstrahl die Thore des Himmels öffnet, und tausend verworrene Gegenstände unsern Blicken sich darstellen, und in demselben Augenblicke wieder verschwinden, fast mit derselben Schnelligkeit, wie die starkbewegten Räder, auf einem Zapfen im Zirkel sich drehend, unbeweglich in ihrer großen Schnelligkeit erscheinen. Anna stand, bräutlich geschmückt, vor ihm, die ganze Stadt hallte wieder vom Freudengeschrey und vom Gerassel der Trommeln zu Ehren der Tochter des Fürsten der Wallachey. Die Glocken der griechischen Kirchen, der Gewohnheit nach zwischen zwey Cypressen, am Eingange der Tempel aufgehängt, kündigten der neugierig versammelten Menge das Nahen der neuen Gatten an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Arabische Sprichwörter.

4.

Die heut'ge Nacht gleicht nicht der gestrigen;
Auch jeder Tag hat seine eigne Farbe.

5.

Im Brunnen steck' ich, und du — weisest mir das Meer.

6.

Im eignen Nest geht nicht auf Jagd der Habicht.

7.

Das Rebhuhn such' nicht in des Löwen Lager.

E з.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 30. November.

(Beschluß.)

Wo ich nicht irre, habe ich Ihnen schon vor einiger Zeit etwas von dem Prediger Fletscher mitgetheilt, der von der Synode der, von der schottischen Kirche abgefallenen Sekte der Seceders, wegen der Nichthaltung seines Heirathsversprechens gegen die Tochter eines Dr. Dick, gleichfalls ein Geistlicher von dieser Sekte, für sechs Monate seines Amtes entsezt wurde.

Hr. F. sowohl als seine Gemeinde aber widersezten sich diesem Spruche, und er fährt fort, vor wie nach, seiner Gemeinde zu predigen. Die aufgebrachte Synode suchte jezt den weltlichen Arm und wandte sich an den Großkanzler von England, damit er ihrem Urtheil Gehorsam verschaffen möchte. Aber da die Synode weder ihr Recht dergleichen Urtheile zu erlassen, noch ihr Recht über das Eigenthum der Kapelle, worin Hr. F. predigt, darthat, so wies sie der Kanzler ab, und rieth beyden Theilen zum gütlichen Vergleich. Die Sache hat sehr großes Aufsehen gemacht.

Vor Kurzem ereignete sich in einer der hiesigen Kirchen ein lächerlicher Auftritt. Die Einwohner des Kirchspiels hatten sich versammelt, um gewisse Rechnungen ihrer Beamten abzuhören. Ueber einen Punkt konnte man indessen nicht einig werden; es kam auf beyden Seiten zu heftigen Aeußerungen und Erklärungen, und es ward ein Entschluß vorgeschlagen, welcher die Untersuchung einem besondern Ausschuß zuweisen sollte. Da erhob sich ein alter französischer Sprachmeister, in der Tracht der Zeiten Ludwigs XV., und rieth in gebrochenem Englisch, man sollte die ganze Sache der Vergessenheit übergeben. Die Sonderbarkeit des Vorschlages, so wie die lächerliche Art, womit er gemacht wurde, versezte die ganze Versammlung in so gute Laune, daß ein Jeder dazu einstimmte, ehe man recht wußte, woran man war. Aber als man ein wenig zur Besinnung gekommen war, sah sich Alles erstaunt an, und die heftigsten Schreyer wunderten sich, wie sie sich hätten von dem Franzosen können bey der Nase führen lassen? Aber die Sache war einmal entschieden, und es mußte dabey bleiben.

Die ostindische Gesellschaft hat auf dem festen Lande von Queda, Penang gegenüber, einen kleinen Landstrich, Wallesley-Provinz genannt, welcher bereits von 14,000 Eingebornen bewohnt ist, die schon so viel Reis erzielen, als für den Verbrauch von 21,000 Menschen hinreicht. Auch hat man bereits Schulen dort, wo über sechszig Kinder unterrichtet werden; und die Provinz wird in mehreren Richtungen von neuangelegten Straßen durchschnitten.

Wir haben seit acht Tagen schreckliche Stürme gehabt, welche auf dem Wasser sowohl als auf dem Lande die gräßlichsten Verheerungen angerichtet haben, und der Verlust an Schiffen ist ganz unbeschreiblich. Zu Rochdale fiel ein Schornstein im Pfarrhause ein, und erschlug den 71jährigen Pfarrer mit seiner fast eben so alten Gattin im Bette. Mit diesen Unglücksfällen vereinigt sich eine ungeheure Feuersbrunst zu Edinburg, wobey mehrere Menschen das Leben eingebüßt, eine noch größere Anzahl verwundet und eine Menge Familien haus- und habelos gemacht wurden; der Schaden wird auf 150 bis 170,000 Pf. St. angegeben. Auch hier in London haben wir mehrere verderbliche Feuersbrünste gehabt.

Unter andern hiesigen neuen Gesellschaften haben wir auch eine, welche es unternimmt, Leinewand durch Dampf zu waschen; ob es aber an der Unvollkommenheit des Maschinenwerks liegt, oder ob die Leinewand durchaus gerieben oder geklopft werden muß, so sind doch die Hemden und Halstücher, und überhaupt Alles, worin der Schweiß und Staub Streifen machen, niemals ganz rein — und so scheinen für's erste die Waschweiber gegen den Hungertod gesichert.

Unsere Zeitungen geben bereits Notiz von mehr als zwanzig neuen Gesellschaften, welche bey der nächsten Parlaments-Session um Patente anhalten wollen.

Gestern entschied der königliche Gerichtshof über eine Klage, welche ein Mann, der vor einen Polizeykommissär gebracht worden war, gegen den Eigenthümer der Zeitung, the Morning-Herald, eingereicht hatte, welcher den Bericht davon in seiner Zeitung geliefert. Die Richter hielten dafür, daß da die Bekanntmachung der Verhandlungen vor den Gerichtshöfen von Seiten der Zeitungsschreiber auf kein Recht gegründet wäre, dieselben nothwendig gegen die betheiligten Personen, gegen jeden Schaden, den sie dadurch leiden könnten, verantwortlich bleiben müßten. Dieser Ausspruch, welcher unsern Zeitungsschreibern ein wenig mehr die Hände bindet, behagt denselben freylich nicht, scheint aber doch auf die höchste Billigkeit gegründet zu seyn. Die Richter ließen sich bey ihrer Entscheidung durchaus nicht auf die Frage ein, ob die Bekanntmachung dieser Berichte, im Ganzen genommen, nützlich wäre oder nicht, denn dieses ging sie nichts an; und es würde ihnen auch schwer gefallen seyn, die Sache als schädlich darzustellen, denn eben in diesen Tagen wurde wieder ein Dieb und das gestohlene Eigenthum durch die Bekanntmachung der Zeitungen entdeckt.

In den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es kein hinlängliches Gesetz gegen den Nachdruck. Dennoch sind dort vom Januar 1822 bis zum April 1823, 125 Druckprivilegien gekauft worden, und die Unternehmungen mancher Buchhändler sind sehr groß; ja die Anzahl der von England aus eingeführten Bücher soll sehr gering seyn. So hat man z. B. seit dem ersten Erscheinen von Stewarts Philosophie vor dreyßig Jahren acht Auflagen, zusammen von 7500 Exemplare, veranstaltet. In einer Auflage von Rees Encyclopädie wurde nicht weniger als eine halbe Million Dollars verwandt. Von Scott's Romanen wurden innerhalb neun Jahren 200,000 Exemplare oder 500,000 Bände gedruckt, meistentheils ohne Privilegium, weil eine Auflage immer so schnell vergriffen wird als gedruckt; und von einem neulich erschienenen Original-Roman wurden 4000 Exemplare auf einmal abgesezt. Es sind immer über 200 Wagen auf dem Wege, welche im Lande umherfahren und den Bewohnern der fernsten Niederlassungen die Bücher zuführen. Von Weem's Leben des großen Washington sind auf diese Art über 50,000 Exemplare abgesezt worden. Es erscheinen bereits eine Menge literarischer Zeitschriften in der Union, und mehr Zeitschriften als irgendwo in der Welt.

Auflösung der Charade in Nr. 297:
Handschuh.

Räthsel.

Ich kenne dunkle Bogen,
Gelehnt an lichten Grund;
Es ist gar rein gezogen
Der schönen Wölbung Rund:
Und sieh sie nur recht forschend an,
So findest du Besondres d'ran.

Sie wissen dir zu sagen
Vom Eignen manches Wort;
Und Lichtlein drunter tagen,
Die liefern Kunde fort:
Auch schimmert um die Bogen Licht,
Du ahnst es wohl, doch siehst du's nicht.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. December 1824.

Laßt Bescheidenheit den Schafen!
Dicke thun ziemt wol den Braven.

Der Selbstzufriedene.

Wenn ich mich nicht selber preise,
Lobt mich keine Seele;
Darum ist es meine Weise,
Die ich nicht verhehle,
Mich als Hans in allen Ecken
Ueberall breit auszurecken.

Mögen mich die Schelter schelten,
Und die Tadler tadeln,
Ihre Schelte mag nichts gelten;
Manche Tadler adeln.
Gehn sie fort in ihrem Gleise,
Wohl ist mir nach meiner Weise.

Ueberwohl ist mir's im Sinne,
Wie ich immer wandle,
Was ich treibe und beginne,
Ob ich sinn', ob handle.
Nach Naturrecht muß vor Allen
Jedermann sich selbst gefallen.

Ob auch Andre mir gefallen,
Ist die zweyte Frage.
Laßt mir nur das Wort vor Allen!
Lobet, was ich sage!
Sind es auch nur Halbgedanken,
Jedem Beyfall werd' ich danken.

Solches hab' ich wohl erwogen,
Und in manchen Stunden,
Die mich strenge nie erzogen,
Als bewährt gefunden.
Nur nicht an sich selbst verzagen
Muß der Mensch und rüstig wagen!

Wie gegeben, so genommen!
Gibst du dich zu dünne,
Nimmt man dünn dich, Andre kommen,
Haschen die Gewinne.
Laßt Bescheidenheit den Schafen!
Dicke thun ziemt wol den Braven.

C z.

Jonathan, der Geisterseher.

Erste Erzählung.

Der Bojar und der Zigeunerhauptmann.

(Fortsetzung.)

Die ersten Tage des Ehestandes waren für Assan und Anna von allen Zaubereyen der Liebe und des Vergnügens begleitet. Wenn ein störendes Ceremoniel von Zeit zu Zeit ihre Wonne unterbrach, so hatte Assan kein anderes, kein sehnlicheres Verlangen, als das, mit seiner Geliebten wieder allein zu seyn, der eiteln Last des Gepränges entledigt. Das waren dann wol noch einige Augenblicke dem Leben geraubt; aber lebt man auch in den Stunden der Langeweile? „Und dann, sagte Assan, die erste Zeit der Ehe ist so süß, sie verdient gewiß eine Ausnahme." Aber wie unendlich groß war sein Glück, seine Trunkenheit, als seine geliebte Gattin eines Tages ihn von ihrer Unruhe unterrichtete, von der süßen Mattigkeit und dem seltsamen Verlangen das sie quäle und erfreue? Assan er-

rieth, daß er bald Vater seyn würde, und sein Freudetaumel ließ ihn kaum mehr schlafen. Unter diesen Umständen ersuchte ihn der Woywode, eine Reise für ihn zur hohen Pforte zu unternehmen, und einige der wichtigsten Nachrichten dem Reis-Effendi (Minister der äußern Angelegenheiten) mitzutheilen. Er konnte diesen Dienst dem Vater seiner Anna nicht verweigern; aber wie hätte er diejenige verlassen können, die ihn zum glücklichsten aller Väter machen sollte? Dießmal schien ihm das Opfer der drey Monate, wie lange die Reise dauern sollte, nur durch die Vernunft allein geboten, und die Verkürzung der zweyhundert Jahre ein Gewinn.

Der Wunsch wurde also ausgesprochen, die Entzückung erschien wie das Erstemal, die drey Monate waren verflossen, und unser junger Weiser, stolz, Vernunft und Natur zugleich befriedigt zu haben, begann von Neuem über seinen Sohn zu sinnen. „Was soll man mit ihm anfangen, sobald er geboren seyn wird? Es ist nicht genug, Vater zu seyn, man muß auch noch die Pflichten eines solchen erfüllen. Mein armer Sohn! Er soll Assan heißen, wie ich. Meine Frau wird ihn nur noch mehr darum lieben. Ich bin gewiß, es wird ein herrliches Kind seyn! Geliebte Anna, wie viel du dulden wirst! Ich könnte nicht Zeuge ihrer Schmerzen seyn, ich fühle es wohl . . . . mein Sohn, mein Weib, all mein Liebstes, was diese Erde für mich trägt, zwischen Leben und Tod! . . . . Kürzen wir diese Zeit der Prüfung ab, und dießmal ist es gewiß aus Mitleid, aus Menschlichkeit, und sodann darf ich endlich doch meinen Sohn in meine Arme schließen, ihn an das väterlich bewegte Herz drücken."

Er benutzte sofort sein Vorrecht, und seine theure Anna gebar . . . : ein Mädchen. Alle seine Plane waren vernichtet, er hatte sie ja nur auf einen Knaben, einen kleinen Assan berechnet. Er beschäftigte sich von nun an damit auf's Neue, um seine Ungeduld zu befriedigen, benutzte seine Macht über die Zeit, wie er bey seiner ersten Vaterschaft gethan hatte, und der glücklichste Erfolg krönte endlich alle seine Wünsche: Assan der Zweyte sah das Licht der Welt.

Aber ein guter Vater denkt an Alles, und ein besserer Vater für seine Kinder, als Assan der Erste, möchte wol schwerlich zu finden seyn. Was wird er aus diesem Knaben machen, sobald er größer geworden seyn wird? Wird er ihn auch auf die hohe Schule nach Padua schicken, wo er selbst erzogen worden ist? Nein, er könnte sich nicht von seinem Sohne trennen, darum will er die Erziehung des Knaben einem sichern Manne anvertrauen, der in den Sprachen von Europa und Asien eben so erfahren sey, wie der gelehrte Asgleton, der in demselben Augenblick Bucharest bewohnte. Warum sollte der ehrliche Asgleton sich diesem Amte nicht selbst unterziehen wollen? Aber von jezt, bis zu der Zeit, da sein Sohn im Stande seyn wird, von seinen Lehren einigen Nutzen zu ziehen, hat er vielleicht schon längst die Wallachey verlassen. Ein unangenehmer Gedanke! — Philipp von Macedonien war so sehr erfreut, daß die Götter den Aristoteles zu seiner Zeit hatten geboren werden lassen, damit er ihm die Bildung des jungen Alexander's übertragen könne. Asgleton darf sich fast mit Aristoteles vergleichen, und einige elende Jahre sind so kostbar nicht, um den Vorzug zu verscherzen, über den der macedonische Philipp so entzückt war. „Ich opfere mich für meinen Sohn: er sey sieben Jahr alt!" — Seine Familie vermehrte sich, er war eines größeren Palastes, ausgedehnterer Gärten benöthigt; und wie konnte er mit der Langsamkeit der Arbeiter und der zögernden Ausbildung seiner Pflanzungen zufrieden seyn?

(Die Fortsetzung folgt.)

Pilgerblätter.

IV.

Neapel.

(Fortsetzung.)

Schwerlich ließe sich noch ein Berg auffinden, der von üppigen Ebenen, einer prächtigen Stadt, heitern Ortschaften und anmuthiger Gebirgsfolge umgeben, und mitten darunter durch die Kraft und Vollendung seiner Linien hinlänglich abgeschlossen, für sich allein die überwiegende Aufmerksamkeit zu fesseln wüßte, als der Vesuv; sicher gibt es keinen, der bey aller dieser Gunst seiner Kraft und Umgebung auch die Kraft der Verjüngung besäße, einer Verjüngung, die uns nach jeder Umwandlung glauben macht, er sey vielleicht nun schwächer, aber eben deßwegen vielleicht schöner geworden. In sanfter, schön geschwungener Linie sezt der Berg von jeder Seite der Ebene an, nicht um sich zu einer einzigen Spitze zu vereinigen, sondern zur zweygespaltenen Form, dem Unfrieden der Tiefen angemessener; diese Spitzen haben schon öfters ihr Spiel getrieben, in schönem Anstreben mögen sie sich immer genähert haben, aber des Kraters Form hat sich oft geändert, je nachdem er gearbeitet, und während noch vor dem lezten Ausbruch seine beyden Hörner sich in Schwingung verbunden, weist die eine der Spitzen jezt zackige Absätze auf, kräftig, ja wild über dem ausgebrannten Abhang, der milderen Somma-Spitze und ihren waldigen Abhängen gegenüberstehend. Diese Form ist mit einiger Erniedrigung der feuerspeyenden Seite entstanden, es werden wol noch andere an ihre Stelle treten, aber die Schönheit wird dem Berge immer bleiben, geschehen seine Umbildungen in der bisherigen Art. Man ist wol berechtigt, seine Schönheit auch über die des Aetna zu setzen, dessen

einzig schöne lange Linie das Auge kaum zu fassen vermag, dagegen wir den Vesuv wie den Mittelpunkt einer unzertrennlichen Umgebung zu beschauen gewohnt sind, dessen spitzer Gipfel uns wol gar zu gewöhnlich scheinen kann für einen solchen Riesen, dessen wildes Berggewühl versöhnende Eindrücke sucht, und sie nicht in andern Weegen oder Städten, sondern nur in der Ueppigkeit jenes einzig gesegneten Aetnathals finden kann. Wenn der Blick des staunenden Fremdlings endlich über das nahe Paradies jenes staunenswürdigen Thales sich erhebt und zu den schwindelnden Bergeshöhen hinanschaut; wenn wir jenen sicilischen Riesen so übergewaltig, so allbeherrschend gelagert sehen, daß selbst sein Thal, das größte Schauspiel unerschöpflichen und unbeschreiblichen Erdenreichthums mit aller der Fülle unaeahneten südlichen Segens, von dem seine Hügel, Thäler und Klüfte strotzen, nur als die Polster seines Lagers, oder als der Schemel seiner Füße, oder als das wuchernde Spiel seiner längst vergeudeten Asche erscheint: so ist als fiele auch jener endlich gefundene Sitz irdischen Segens, himmlischen Friedens und menschlicher Sehnsucht der Gewalt der gigantischen Mächte anheim, deren Gebäude wir oben sehen und deren Verwüstungen uns hier und da auch unten, hinlänglich belehrend, wie sie Höhen und Tiefen erfüllen, in die Augen fällt. Einen Berg sehen wir, wenn der menschliche Ausdruck noch zulangt, der andere Berge verschlungen und erzeugt hat, und Alles, was hoch oder tief, steil oder mild gesenkt, starr oder belebt, mehrfach erstorben oder der höchsten Potenz des Lebens voll, von Felsen und Erde, Häusern und Bäumen, Flur und Wasser — denn auch des Meeres Weite liegt kaum unterbrochen tief unter seinen Füßen — ihm benachbart erscheint, ist ihm überantwortet und angehörig, und ist erschienen, um den Glanz seiner wilden Majestät zu verherrlichen. Was ein liebender Himmel vermocht, das hat er gethan, mit seinem milden Licht und Segen ihn zu umfassen, Purpurglanz durchdringt die dunkeln Felsenbrocken, des Aethers Blau ist nirgends reiner, dunkler, durchsichtiger, als auf jener Höhe, Asche und Lavaklüfte sind reich überwachsen, blühende Ortschaften hat der Hauch jenes Himmels versammelt; der Triumph des Südens ist dort zu sehen, die furchtbare Stätte uralter Verwüstung, erschreckender Sagen, neulicher drohender Anzeichen, scheint von der glühenden Sehnsucht der glückseligen Zone verschlungen zu seyn. Aber schaut über euch, es ist noch das alte Ungethüm, in dessen Tiefen die Cyklopen geschmiedet; jene Höhe betrachtet und der Berge Gewühl, sie ragt mächtiger über der kleinen Menschen Geschlecht, als die gethürmten Weege über die Himmelsstürmer der alten Zeit. Wol ist jene Gegend der Triumph des Südens, aber man fühlt es, daß er triumphiret; es ist nicht die Einigung aller Lebenspulse des Menschen und der Natur, die uns entgegentritt, der Berge, Thäler, Klüfte, Buchten, Küsten und Eilande, mit dem wimmelnden Leben der Menschen zu Wasser und zu Lande und seiner Gründung in einer mächtigen Stadt: es ist der gigantische Eindruck einer ungeheuern elementaren Masse, eines Riesenberges, der auch die Fülle des Thales und die Weite des Meeres nur zur Verherrlichung seines Daseyns fodert.

Anders der Vesuv. Sein Ausdruck ist nicht riesenhaft, seine Herrschaft nicht ausgedehnt, mächtig aber erscheint auch er und in seiner Umgebung fest gegründet. Die Gewalt seiner furchtbaren Tiefen läßt er noch in der Färbung seiner Höhen und in den gespaltenen unsichern zitternden Umrissen seiner Gipfel sehen, länger ist der Saum seines Abhangs als bey den Nachbarn, und den Boden, den er sich auserwählt, hat er sich allein gegründet. Er ist die größte Zierde der Gegend, der herrlichste Schmuck des Landes, aber die Nachbarn läßt er gewähren, und Meer und Inseln, Thal und Stadt, auf daß nicht einem einzigen Berge der Ruhm seines Segens werde, sondern daß Alles, was des Sterblichen Auge in dieser Umgebung zu fesseln vermag, die vollste Darstellung werde vom Glanze des Südens und von der Harmonie seiner reichen Erscheinungen. Die unglaublichsten Kräfte der Natur und des Menschen sind hier auf einer Stätte, in einem einzigen Gesichtskreis gesammelt, aber sie wogen nicht durcheinander, unverträglich und im ewigen Streite, die Elemente haben sich verbündet, der reine Aether legt sich um glühendes und verglühtes Feuer, des Wassers Breite ruht zu Füßen, aus der Asche ist der Erde Segen gekeimt und unzähliger Menschen Stätte ist auf sie gegründet. Häuser und Straßen ohne Zahl durchziehen den Boden, nicht daß der Mensch sich flüchten könne vor der Natur, sondern daß ihm der Boden erhöht werde, ihr mehr zu leben. Zähmendes Menschenleben ist sichtbar, wie nirgends, aber es gilt nicht den Dingen, die jenseits des Meers und der Berge liegen, von Krieg und Frieden, Staat und Kriegesheer, fremder Länder Kunde und der Ferne des Einheimischen wollen sie nichts wissen; sie leben dem Tage und seinem Treiben, und leben dem glückseligen Hauch ihres Himmels. So sind alle Kräfte der Natur im regen Spiel, milde, gewaltige, aber die milden werden ernst und groß durch ihre Umgebung, die gewaltigen sanft und heiter durch den einen und selben Himmel, dessen frische Glut sie gleichmäßig liebend umschließt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. November.

Dem Vernehmen nach wird in und um London nicht weniger gebaut als in Paris, nur mit dem Unterschiede, daß in der Hauptstadt Englands, besonders in den Vorstädten, eine Menge kleiner, für einzelne Haushaltungen bestimmter Häuser gebaut werden, wogegen in Paris fast nichts als große Häuser von vier bis fünf Stockwerken errichtet werden, welche für die Eigenthümer so einträglich sind, daß ein Haus hinreicht, um ihnen ein bequemes Leben zu gewähren. So zeigt sich selbst in den Bauten der verschiedene Charakter des Engländers und des Franzosen. Ersterer lebt gern unabhängig und will Herr und Meister in seinem Hause seyn, er hat daher ein eigenes Haus, wäre es auch noch so klein. Der Franzose gewöhnt sich schon leichter an Zwang, besonders wenn seiner Geselligkeit dadurch Vorschub geschieht. Es ist ihm fast angenehm, in einem fremden Hause mit vielen Familien zusammen zu leben, und so zu sagen von seinen Mitmenschen umringt zu seyn, was dem Engländer zuweilen in der Seele zuwider ist. Wenn leztrer daher auch kein eigenes Haus hat, so wünscht er doch deßhalb nicht minder allein zu leben. Aus diesem Hange ist es zu erklären, wie in einer einzigen Gegend oder Vorstadt Londons, den Stepneyfields, in den lezten zwölf Jahren nicht weniger als 10,000 neue Häuser oder Häuschen entstanden sind. Es wird von einem äußerst spekulativen Bauunternehmer, Namens Thomas Barnes, erzählt, er sey vor nicht gar langer Zeit wegen einer Streitigkeit in Betreff des Grundes vor eine Parlaments-Kommission berufen worden, und man habe dabey folgende Fragen und Antworten zu Protokoll gebracht: „Wie viel Häuser besizt Ihr in der Nachbarschaft des streitigen Grundes?“ — „Das kann ich nicht genau angeben.“ — „Etwa drey oder vier?“ — „Mehr.“ — „Habt ihr deren etwa ein Duzend?“ — „Mehr.“ — „Habt Ihr zwanzig?“ — „Mehr.“ — „Habt Ihr fünfzig?“ — „Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, meine Herren! so wußte ich diesen Morgen, als ich hieher kam, wohl, wie viel Häuser ich hatte; allein wie viel ich bey meiner Rückkehr besizen werde, kann ich Ihnen nicht sagen.“ Ein Pariser Bauunternehmer kann in dieser Ungewißheit nicht schweben; denn da die meisten Häuser wenigstens eine halbe Million Franken werth sind, manche noch weit mehr, je nachdem sie lang, breit und hoch sind, so geht es mit dem Bauen nicht so schnell, und ein Bauunternehmer muß schon ein reicher Kapitalist seyn, oder großen Kredit besizen, wenn er mehrere Häuser zu gleicher Zeit bauen will. Die meisten bauen daher auch nur ein Haus nach dem andern, und gelangen so etwas langsam, aber desto sicherer zu einem beträchtlichen Reichthum. Diese Häuserbauer machen jezt eine ansehnliche Klasse der Pariser Volksmenge aus; sie fühlt ihre eigene Unabhängigkeit, und ein beträchtlicher Theil der Pariser hängt, was die Wohnungen betrifft, von ihnen ab. Zum Glücke macht die Menge dieser Unternehmer und die beständige Rotation der Erbschaften, da in Frankreich kein Vorrecht der Erstgeburt mehr auf der Nation lastet, daß sie sich nicht untereinander verständigen können, denn sonst würden sie eine wahrhaft bedrückende Klasse für die Miethsleute seyn. Aber auch noch bey so bewandten Umständen sind in den Stadtrevieren, wo viel gebaut wird, die Miethsleute übel daran; bey dem Häuserbauen hat man wohl an den reicheren Mittelstand, nicht aber an die vielen kleinern Familien gedacht, welche ihr Einkommen noch zu etwas anderm als zum Miethzins brauchen müssen. Freylich herrscht seit der Revolution und der Abschaffung alter Vorrechte eine überaus große Wohlhabenheit in dem französischen Mittelstande; allein wie viele Familien haben sich keiner solchen Wohlhabenheit zu erfreuen? Einer meiner Bekannten, welcher zu leztern gehört, wünschte sich neulich in einem eben nicht sehr beträchtlichen Hause der Chaussee d'Antin einzumiethen, und erkundigte sich nach den Preisen der Gemächer. Im ersten Stockwerke über dem Erdgeschoß 6000 Franken, im zweyten 5000, im dritten 4000, im vierten 2000. Der Bekannte stuzte. O, fuhr die Pförtnerin, die sein Erstaunen bemerkte, fort, auch für nicht Begüterte haben wir Wohnungen; im fünften Stocke werden sie nur für 1000 Fr. vermiethet. Man bemerke, daß hier nur von leeren, nicht meublirten Wohnungen die Rede ist. Wo soll nun ein Mann, der jährlich hundert Louisd'or verdient, und den das Schicksal mit mehr Kindern als tausend Franken Einkünften beschenkt hat, hinaus, wenn eine thurmhohe Wohnung unter dem Dache ihm schon fast die Hälfte seines Einkommens wegnimmt! Wie fast nur der begüterte Mittelstand bey den neuen Bauten bedacht wird, sieht man schon daraus, daß fast gar keine Palläste gebaut, sondern die vorhandenen zum Theile in bürgerliche Wohnungen umgeschaffen werden. Bekannt ist es, daß seit zwanzig Jahren ein beträchtlicher Theil der alten Lustschlösser in Frankreich niedergerissen und die Steine größtentheils zur Erbauung von Bürgerwohnungen angewandt worden sind, weil sich unter 10,000 Familien genug finden, die hübsche Landhäuser brauchen, aber kaum eine, die eines großen Schlosses bedarf. Aus eben diesem Grunde hat neulich das prächtige, erst vor fünfzehn Jahren von dem Kardinal Fesch, Onkel Napoleons, erbaute, an der Chaussee d'Antin gelegene Hotel in Paris keinen andern Käufer gefunden, als einen Schneider des Palais-Royal, Namens Berschut, welcher nichts anderes damit vornehmen will, als dasselbe beynahe über den Haufen zu werfen, und zu bürgerlichen Wohnungen einzurichten. Es läßt sich nichts Prächtigeres denken als die Einrichtung im Innern dieses Pallastes. Eine breite Schloßtreppe führt zu einer Reihe von geräumigen, mit Marmor bekleideten, von Vergoldungen, Malerey und Stukatur prangenden Sälen; mehrere Millionen sind an den Bau dieses Pallastes verschwendet worden, an welchem französische und italienische Künstler all ihr Talent bewiesen haben. Allein seitdem der Onkel Napoleons diese königlichen Gemächer nicht mehr brauchen kann, wem sollen sie dienen, wer besizt Vermögen genug, um in einem solchen Hotel hauszuhalten? Der Schneider hat das Gebäude für 1,200,000 Fr., wie es heißt, angekauft; die Pracht desselben, die niemanden nüzen kann, wird einem bescheidneren Ansehen Plaz machen, und die großen Säle in bequeme Wohnungen umgeschaffen werden. Denn auf Bequemlichkeit und eleganten Mittelglanz ist es heut zu Tage bey den Bauten abgesehen; in dieser Hinsicht sind die meisten neuen Häuser der Chaussee d'Antin wahre Muster. Nirgends ist Ueberfluß, aber überall das Nöthige auf zweckmäßige Art vertheilt; Alles elegant und bequem und der geringste Raum nüzlich verwendet. Wie das Fesch'sche Hotel, so soll auch das prächtige Landgut des General-Empfängers, la Barrière, neben Chateauthierry behandelt werden, da der Besizer es Schulden halber hat verkaufen müssen, obschon sein General-Empfang ihm 150,000 Franken jährlich einbrachte, und seine Frau ihm eine halbe Million baar mitgebracht hatte. Was für ein Aufwand in diesem Hause mag gewesen seyn!

(Die Fortsezung folgt.)

Beylagen: Kunstblatt Nr. 102. und Intelligenzblatt Nro. 45.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. December 1824.

Freudetrunken schweift mein Blick
Von der azurblauen Sphäre
Auf das mild verklärte Land,
Zu dem inselreichen Meere!
Ueber, neben, unter mir
Klarheit, Wunder, Schönheitsfülle!
O wie reizend ist es hier.

C. A. Glaser.

Pilgerblätter.

IV.

Neapel.

(Fortsetzung.)

Lasset uns jener Berge gedenken, jener Nachbarn des königlichen Vesuvius, die in's Meer hineintreten und den sichern Golf bilden; jener Berge, deren mächtige unruhige Massen dem abgeschlossenen ersten Berge der Gegend folgen, deren wilder Zug uns vielleicht beym ersten Blick befremdet hat, und deren heiterer Einklang dann doch so schön stimmt in den großartigen Anblick der Gegend. Die flächeren, unbestimmteren Linien der Graynaner Berge über Castellamare sammeln sich endlich zur breiten, zackigen Kuppe des höchsten der Gegend, des klüftereichen, durch die Schatten seiner Abhänge, wie durch seine überragende Höhe gebietenden S. Angelo; Monte Commune, eine andere breite Kuppe, schließt sich niedriger daran, und wieder niedriger schließt der kräftig, fast eigensinnig, abgeschnittene Vicaivano (S. Pietro). Er hat wol königliche Trabanten, der edle Vesuvius, ja höher emporragende, wilde, unruhvolle, um die es viel gestürmt haben mag, ehe sie sich zur Ruhe gesezt; zu solcher ausdrucksvollen Schönheit sind sie nicht vorgedrungen, aber in mächtigen abgeschlossenen Massen stehen sie da, Wächter des Landes und des Meeres. Dann spielt der Zug der Berge noch weiter fort, ohne daß er sich zu gestalten vermöchte; auf den schroff abgeschnittenen lezten Berg der Kette folgen andere sanftere, die den langen Zug der Höhen dem Meere mild übergeben. Wo sie anheben und von den schroffen Bergen dem unfruchtbaren Meere sich zuwenden, ja auf ihrem Rücken, an ihren Abhängen und auf dem Felsenfirn, glänzen von weitem Häuser und Ortschaften, sammt dem reichen Grün des schönsten Thales, von dem uns Kunde geworden. Dann zeigt das Meer dir die Weite; noch einmal hebt sich die zackigste der Felseninseln, die steile, seltsame Capri, und erneut den Eindruck der verborgenen wilden Naturkräfte; dann folgt das Auge wieder der Linie des weiten Meeres, das andererseits nur durch die milde Anhöhe und Halbinsel, und durch den einzigen, sorgestillenden Pausilipp geschlossen ist.

Von dem erhabenen wechselnden Spiel der langen unvergleichlichen Bergeskette heftet sich der Blick gern auf die weite, ruhige Fläche des Meeres, in dessen klarem, tiefem Dunkelblau sich das offene, durchsichtige Himmelszelt spiegelt; hier und da unterbrechen flatternde Wimpel und schwellende Segel die leere Mitte, einzelne Inseln in der Ferne die endlose Bahn, nicht um dem unermeßlichen Fernhinausstrebenden Schranken zu setzen, sondern um zu zeigen, wie das Spiel aller Lebenskräfte auch auf der unbeschränktesten, unbetretenen Fläche nicht aufhöre. Wol ist die Meeres-Fläche die unfruchtbarste, leerste, grenzenloseste,

die wir kennen; aber was wäre der reiche Anblick unerschöpflichen Lebens ohne diese stille, einförmige, von der lebens- und gemüthvollsten Farbe durchdrungene Mitte? Ihr ist der Friede angehörig und stete Ruhe; ja sollte sie sich trüben, wie reicht auch das wildeste Stürmen des Meeres und sein drohendster Wellenschlag an der Berge Gewühl und die Babelsthürme der Menschen? Würden wir von unserer Höhe jene Schifflein auch anders als geschaukelt erblicken, die jezt wie kleine leicht bewegte Inseln durch die spurlose Fläche schwimmen, kommen und ziehen, und morgen wieder ziehen und kommen, nach allen Seiten und Richtungen? Wie das feste, unbewegte Himmelszelt das Meer durchdringt und wieder erscheinet aus seinen undurchdringlichen Tiefen, so tritt das Meer auch mild und freundlich der Erde entgegen. Jenseits von den Felsenufern leuchten und blühende Spuren menschlichen Daseyns, näher heran hat die Erde ihren Busen geöffnet, und an der sanft gebogenen Küstenbucht haben die Ortschaften der Menschen einen Kranz gebildet, würdig es aufzunehmen. Reich bebaute Felder, gesegnete Hügel und Klüfte thürmen sich darüber, endlich wird aus dem Kranz der Häuser eine Blumenflor von Gebäuden und Palästen, verschwenderisch versammelt und königlich über einander gebaut an der Berge Abhängen, dort, wo die vortretenden Berge die Küsten schließen, am liebefestlich umgürteten Meer Teppiche auszubreiten, Festeskränze zu gürten und Blumen zu verstreuen, statt des einzigen Epheukranzes, der seine Stirn umgürtet. Lang gedehnte Gebäudemassen, breiter Kuppeln und schlanker Thürme Gipfel, Schlösser im Meer und auf dem Fels am Meer und auf der grünenden Höhe, blühende Natur selbst auf den Platten steinerner Häuser, oder doch keine widerstehenden Dächer, hochstarrende Mastbäume und wehende Wimpel im Hafen, reiches Leben tritt überall auch aus dem steinernen Schmuck der Stadt hervor, so reiches, daß selbst seine Ausdehnung einem einzigen Blick sich zu entziehen pflegt; nur vom Meer oder vom Kastell S. Elmo ist eine solche möglich. Aber auch wo der Blick zulangt, sind die Verschränkungen und Windungen der Gebäude so wechselnd, daß ihre Lage so sehr entzücken muß, als ihre Massen; so sehr folgen sie Hügeln, Klüften und Buchten, daß man von Neapel sagen möchte, zu jeder Stunde scheine ihm irgendwo die Sonne, wie von Syrakus in alter Zeit, sie scheine dort alle Tage. Sehet das glühende Abendroth des Vesuvs, jene milde Glut seiner Tiefen, jene brennende seiner hohen Abhänge, sehet den Purpur der Sorrenter Gebirge, und sehet ob jenes Neapel, für dessen Pracht in der Morgensonne vom Meere aus gesehen keine Worte zulangen, ob es nicht in seiner zurückgedrängten Bucht der sinkenden Sonnenstrahlen so manche zusammendrängt! Das ist der Moment der lezten Begeisterung der Natur, wenn das Farbenspiel der gerötheten Berge sich schließt. Alles hat sich bewegt für das geschäftige Tagwerk, die Sonne mit den Bergen, die sie beschienen, und Pflanzen und Kreatur, nur des Himmels reine Bläue ist sich gleich geblieben, bis ihr Dunkel dem milden Duft des Abends weicht. Die Sonne hat ihm gute Nacht gesagt, milder scheint das neue Tagwerk zu beginnen, sey es bey leuchtenden, hell leuchtenden Sternen, oder bey dem Mond, der den nordischen Tag überstrahlt; aber nun treten die beweglichsten Naturkinder ein, der Menschen Geschlecht, und man soll es nicht sagen, daß der neue Tag nicht eben so rüstig und aufgeregt anfange, als die Lebenskraft des vorigen uns erschien.

(Der Beschluß folgt.)

Jonathan, der Geisterseher.

(Fortsetzung.)

Erste Erzählung.

Der Bojar und der Zigeunerhauptmann.

(Beschluß.)

Herr seines Geschicks, verschwendete Assan also seine Gegenwart, um nur immer weiter und weiter in die Zukunft vordringen zu können. Von Wunsch zu Wunsch, von Entzückung zu Entzückung, bemerkt er endlich, daß sein Haar sich grau färbte und daß seine Gattin alterte. Was hat er mit seiner ganzen schönen Jugend gethan? Er hat sie allein nur in dem Verlangen verlebt, die Näherung des Zeitraumes zu beschleunigen, den er so sehr gefürchtet hat. Aber eine neue Laufbahn ist ihm noch geöffnet; doch mit einem andern Alter haben auch andere Leidenschaften sich seines Herzens bemächtigt. Er bringt ihnen noch einige seiner schönsten Jahre zum Opfer dar. Langsam schleicht der Ehrgeiz sich in seine Seele, er erblickt den Weg des Ruhmes, und will ihm folgen. Mit Zeit und Geld schreitet man leicht auf ihm fort, und zum Unglück ist er Herr seiner Güter und seines Lebens. Nichts von dem, was sein Herz auf dieser Erde liebte, umgibt ihn mehr, sein Sohn selbst ist dem Alter unterlegen, er allein verfolgt noch seinen vorgezeichneten Pfad, auf die ehrgeizige Hoffnung gestüzt, wie sein Schwiegervater Woywode zu werden. Endlich erhielt er diesen hohen Titel, aber mit seiner Ernennung zugleich auch den Befehl, eine Armee zu rüsten, und in Person mit den Hospodars der Moldau gegen die Budziakischen Tartaren zu ziehen, die den ihnen von der Pforte aufgelegten Tribut zu zahlen sich weigerten. Der neue Woywode, nach dem altherkömmlichen Gebrauche genöthigt, dem Sultan fünfhunderttausend Piaster für seinen Regierungsantritt zu zahlen, fand sich verarmt. Er mußte, um diesen verderblichen Krieg unternehmen zu können, seine Unterthanen mit Abgaben überlasten, sie un-

ter seine Fahnen zwingen, und diese für ihn neuen und beschwerlichen Beschäftigungen machten die Gegenwart ihm nicht so angenehm, daß er sie nicht abzukürzen sich bestrebt hätte. Eine Entzückung kam ihm zu Hülfe und er sah sich alsbald an der Spitze einer vortrefflichen Armee, von welcher die Hälfte bis zum nächsten Morgen schon ausgerissen war. Zu stolz, darauf viel Acht zu geben, auf seinen Muth und auf die Vorsehung vertrauend, ging er dessen ungeachtet in die Schlacht und wurde auf's Haupt geschlagen. Was in der Türkey gewöhnlich auf eine solche Begebung zu folgen pflegt, blieb auch hier nicht aus. Assan wurde vor den Divan geladen, um Rechenschaft von seinem Verfahren abzulegen. Er war kaum zu Konstantinopel angekommen, so wurde er in ein feuchtes, finsteres Gefängniß geworfen, wo er von aller Welt vergessen blieb. Der Unglückliche, von den traurigsten Gegenständen umgeben, umgeben von den Gefangenwärtern mit den barschen Stimmen und den widerwärtigen Gesichtern, hatte Muße genug, die schönsten und besten Betrachtungen über seine klägliche Lage anzustellen. „So nahe ich mich schon dem fürchterlichen Zeitraume, der mein Leben beendigen wird, sagte er zu sich selbst, und dennoch habe ich nur wenig gelebt. Vielleicht habe ich zu leicht meiner Habsucht eine große Zahl von Jahren geopfert, die nicht ohne Reiz für mich gewesen seyn würden, denn oft habe ich in dem schnellen Schwunge des Rades, das sie auf ewig für mich verschlang, Manches zu entdecken vermeint, das ich hätte beachten sollen, das ich hätte zurückwünschen mögen. Möge fortan die Erfahrung mich klüger machen, die Zeit wird schon viel kostbarer für mich. Bin ich erst wieder in meine Staaten zurückgekehrt, so will ich den Rest meines Daseyns benutzen, um das Glück meines Volks, und dadurch mein eignes zu begründen. Jede Stunde habe ihre Beschäftigung, ihre Qual vielleicht, aber eben so auch ihre Lust. Ich will, so viel in meinen Kräften steht, Gutes thun, ich will . . . . Aber, fügte er hinzu, bin ich nicht Gefangener, unter der Last eines falschen Verdachtes erdrückt? Was nützt es mir, an dem gegenwärtigen Augenblick mich festzuhalten? Die wenigen Tage des Glücks, welche ich noch hoffen darf, können nicht für mich in diesem scheußlichen Gefängnisse erblühen! Ich fühle das Bedürfniß, meine Ankläger in des Sultans Nähe zu widerlegen. So schlage dann endlich die Stunde für mich, welche mir ein gerechtes Urtheil gewähren wird."

Er spricht's, und befindet sich auf seinem Sterbelager. Ein Genius, von den Flügeln des Todes umschattet, die blasse Stirn mit Grabesblumen gekrönt, erscheint ihm. In der einen Hand hält er ein schneidendes Schwert, und in der andern ein Blatt, welches er ihm überreicht, und auf dem die schrecklichen Worte geschrieben stehen: „Assan Corati! Deine zwey Jahrhunderte sind vorüber. Du hast dich über die Kürze des Daseyns beschwert, und die dir bewilligten Jahre unsinnig aufgeopfert, um nach einer eingebildeten Zukunft zu streben, die unaufhaltsam dich floh. Doppelt hundertjähriger Greis, sieh auf diesem Blatt die wirkliche Dauer deines Lebens. Seit du Kabul begegnetest, hast du kaum fünf Jahre gelebt. Und jezt mußt du sterben!" — „Sterben, sterben! rief der unglückliche Woywode. Schon sterben; eben jezt, wo ich so schöne Plane für den Ruhm und das Heil meines Landes entworfen habe! Nichtswürdiger Kabul, du allein hast mein ganzes Unglück begründet! Was bedurft' ich deines verrätherischen Zaubertranks! Warum ließt du mich nicht dem allgemeinen Schicksal der Menschen folgen, ich hätte länger und glücklicher gelebt! Ich wäre, es ist wahr, meinem Verlangen zuwider, aber ich wäre doch mit meiner theuern Anna, und vor meinem vielgeliebten Sohn gestorben! . . . ." — „Haltet ein, mein hoher Wirth, ermuntert Euch! rief ihm Kabul zu, indem er ihn wacker an den Armen rüttelte. Seit wann haben die wallachischen Bojaren die Gewohnheit angenommen, vor ihrem Mahl zu schlafen? Ermuntert Euch, Assan Corati! Eure Maissuppe ist unvergleichlich, aber sie wird kalt." — Und Assan öffnete bestürzt zwey gewaltig große Augen, und blickte, vor Erstaunen stumm, rings um sich her, denn er befand sich wieder in seinem Palast zu Buchareſt, an den Ufern der rauschenden Dumbrowitz gelegen, und vor ihm stand ein mit Schüsseln bedeckter Tisch, und ihm gegen über saß der Hauptmann der Zigeuner und ließ es sich gar weidlich schmecken.

„Ich bin also nicht Woywode?" sagte er endlich mit einem tiefen Seufzer. — „Nein! Aber Ihr könnt es werden, wenn die Gefängnisse zu Konstantinopel Euch nicht erschrecken. Tröstet Euch übrigens, Ihr werdet Euern Sohn, der noch nicht geboren ist, nicht überleben, und Ihr möget, wenn es Euch gefällt, mit Eurer Anna sterben; aber, daran dachte ich nicht sogleich, Ihr heyrathet sie ja erst in einem Jahre. Wohlan, mein edler Wirth, glaubt Ihr nun, daß, Dank sey es unserm Träumen und Nachsinnen! die Stunden Jahrhunderte werden können? Euer Traum hat kaum zehn Minuten gedauert, und Ihr habt in dieser kurzen Zeit ein ganzes Daseyn durchwandert." — „Aber, sagte Assan, durch welche Zauberey?" — „Durch keine, erwiederte Kabul. Der Zaubertrank, den Ihr getrunken habt, war nur aus narkotischen Kräutern zusammengesezt, die Euern Geist, während dem Schlafe des Körpers, in beständiger Bewegung halten sollten. Ich habe nur die Ideen zur Handlung reizen wollen, die schon Euer Gehirn erfüllten, und von denen ich Euch vorher sorgfältig unterhalten hatte. Die abgebrochenen Worte, die Euch während Eures Traumes entfahren sind, haben mich von dem Gelingen meines Vorhabens unterrichtet. Danket dem Himmel, wenn diese Lehre Euch überzeugt hat, daß der Werth des Lebens einzig nur in seinem zweckmä-

sigen Gebrauch bearsindet ist. Eine edle Beschäftigung, vernünftige Vergnügungen können Euch ein zweyhundertjähriges Daseyn gewähren, und nicht ich! Indem Ihr Euch bestrebt, ein ehrenvolles und ruhiges Alter zu gewinnen, genießt Ihr der Gegenwart auch; denn ihrer allein sind wir gewiß. Werft Eure schönsten Tage nicht mit Verachtung hinter Euch, sucht dem Zweck Eures Bestrebens Euch zu nähern, schätzet die Zeit und seyd sparsam mit ihr; denn das Leben ist ihr Werk. Vergesset niemals, daß die Zukunft ein Abgrund ist, in welchen sich die Gegenwart stürzt. Man beklagt sich über des Daseyns Kürze, und unaufhörlich wünscht man doch seine Schnelle noch beflügeln zu können. Ihr seht, mein edler Herr, daß, was die gesunde Vernunft betrifft, ein Zigeuner doch wol einem Bojar die Stange halten kann.“ — „Ach! sagte Assan, so muß ich denn noch ein ganzes Jahr warten, ehe ich mit meiner geliebten Anna mich verbinden darf!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Motasimms Klage über den Tod seines Bruders Malik.

Arabisch *).

Nimmer, sagen sie mir, nimmer trocknen
Deine Thränen um den todten Bruder.
Wo ein Grab du siehst, mußt du weinen
Um den Theuern, der dir ward erschlagen,
Und nun liegt geborgen zwischen jenem
Hügelaufsprung und dem Sandeshaufen? —
— Ja, erwiedert' ächzend ich den Fragern:
Schmerz erwecket Schmerz: O laßt mich weinen!
Jedes Grab, das ich erblick', ist Malik's.

Conz.

*) Aus den additamentis ad historiam Arabum ante Islamismum, et Ibn Nabatah, Nuverio et Ibn Koteibah, arab. edid. Rasmussen — Hafniae 1821.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. November.

(Fortsetzung.)

An neuen Staatsgebäuden ist außer der, auf einem Platze frey stehenden, mit einer Säulenordnung umgebenen, aber durch Schornsteine verunzierten Börse, noch das Hotel des Finanzministeriums merkwürdig, nicht des Aeußern halber, denn da es in der Trivolistraße längs dem Tuilleriengarten liegt, wo alle Häuser nach einem und demselben Muster gebaut werden müssen, so zeichnet es sich äußerlich nicht im Geringsten von den Privatgebäuden derselben Straße aus; aber im Innern ist es so geräumig, daß es ein wahres Labyrinth wird; sonst war kein Hotel geräumig genug, um alle Bureaus dieses weitläufigen Dikasteriums zu vereinen; die verschiedenen Zweige desselben waren daher in mehreren Gebäuden vertheilt; hier aber ist Alles, was zu den Geld eintringenden und Geld kostenden Staatsoperationen gehört, in einem ungeheuern Geviert beysammen; die Menschen können sich hier so gut verlaufen als das Geld, und es gehören schon nebst den finanziellen Kenntnissen noch hübsche topographische Kenntnisse dazu, um sich in das neue französische Finanzministerium zurecht zu finden. Für 3 bis 4000 arbeitende und schreibende Menschen ist hier Raum. Eine einzige Heitzungsanstalt erwärmt, eine einzige Gasbeleuchtung erhellt das gesammte Finanzpersonal; das Einheitssystem ist hier ganz praktisch ausgeführt, gewiß zur großen Erbauung von Manchen, besonders da auch auf den Unterschied der Stände kein Rücksicht genommen worden ist. Die Chefs de division, die gewissermaßen die Aristokratie in diesem Hotel ausmachen, haben Kamine; allein die Untergebenen, als da sind Chefs de bureau, Verificateurs, Schreiber u. dgl., sind an den allgemeinen Calefakteur oder Erwärmer gewiesen worden, so daß ein Sollizitant schon gleich beym Eintritte in ein Bureau aus der Erwärmungsart wird abnehmen können, wie tief er sich vor den Herrn zu verbeugen, mit welchem Grade von Ehrerbietung er sie anzureden habe. Die eigentliche Pracht des Hotels muß man aber in der Wohnung des Ministers und seiner Familie suchen; hier ist nichts gespart worden. Man hatte dem Baumeister dieses und jenes vorgeworfen; er hat sich dagegen in den Zeitungen entschuldigt mit der Schwierigkeit, die er gehabt habe, mit dem Einfachen des äußern Gebäudes die einer Ministerwohnung zukommenden Dignité zu verbinden; diese Dignité ist nun freylich dem Staate theuer zu stehen gekommen; dafür wohnt der Minister aber auch vortrefflich! Das bloße Boudoir der Ministersfrau, oder wie man in Deutschland zu sagen pflegt, der Frau Ministerin, obschon eine Ministersfrau keine Ministerin ist, soll an Spiegeln und Vergoldung 600.000 Fr. erfordert haben, wofür aber auch das schöne Antlitz derselben, wenn sie ein solches hat, auf das glänzendste vervielfältigt wird. Das Vestibül der Ministerwohnung wird von acht Marmorsäulen getragen, deren jede, ohne Fußgestell und Knauf 32[illegible] Franken 6 Centimes gekostet hat. Ich spreche hier ganz positiv, da es in einem Berichte des Oberingenieurs Héricart de Thury steht. Diese Säulen, die alle aus einem Stücke bestehen, kommen aus den Marmorbrüchen zu Franchimont in Flandern, welches sogar dem Hrn. Oberingenieur die Bemerkung ablockt, daß es zu verwundern sey, wie Frankreich, das so vortreffliche und mannigfaltige Marmorarten besitze, den Marmor noch aus dem Auslande beziehen könne. Freylich ist so etwas nicht patriotisch gehandelt, besonders in einem Lande, wo man mit Recht auf den Nationalgewerbfleiß stolz ist. Allein die französische Regierung ist nicht die einzige, die gern vom Nationalgewerbfleiße spricht, aber zuweilen vergißt, denselben aufzumuntern. Zum Glücke besteht in Paris zur Aufmunterung des Gewerbfleißes ein Verein, der durch Privatschenkungen so reich geworden ist, daß er in diesem Jahre für 90,000 Fr. Preise hat aussetzen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nro. 102.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 306.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. December 1824.

Es ist gleich, ob man am Rande eines Brunnens oder an den
Ufern des Ganges seinen Becher füllt, um seinen Durst zu stillen.

Indische Philosophie.

Jonathan, der Geisterseher.

(Fortsetzung.)

Zweyte Erzählung.

Sethos und Kleophas, oder die tausend Drachmen.

In Hermionien, unfern dem Pronos-Gebirge, lebten zwey Freunde, Sethos und Kleophas. Ein Feld, von ihren Händen bebaut, und ein mäßiges Einkommen, welches ihnen eine in der Insel Calauria gelegene und ihnen zugehörige Steingrube abwarf, machte ihr ganzes Vermögen aus. Aber sie dankten den Göttern, und wenn es wahr ist, daß, je mehr man liebt, desto glücklicher man auch ist, so war Kleophas von Beyden der Glücklichste, denn Sethos liebte nur ihn, da hingegen dieser seine Liebe zu jenem noch mit seiner innigsten Zärtlichkeit für Kleone, der Schwester seines Freundes, verband. Wer sollte es glauben, daß mit so vieler Ursache, mit seinem Schicksale zufrieden zu seyn, er dennoch den Plan zu bilden wagte, von den beyden Wesen, die ihm die liebsten auf der Erde waren, sich zu trennen? „Was ist das Glück? sagte Sethos eines Tages. Die Mäßigung unsers Verlangens kann uns mehr noch als alle Reichthümer des Perikles von Athen gewähren." — „Ja! erwiederte Kleophas, aber meine Verbindung mit deiner Schwester würde unsern Wohlstand vermindern." — „Sie wird aber auch unsere Freuden vermehren; denn in den kleinen, liebenswürdigen Geschöpfen voll Unschuld und Arglosigkeit sich wieder aufleben zu sehen, ist gewiß ein Beweggrund mehr, sich zu erfreuen. Und wachen die Götter nicht über den Wiegen der Kindlein?" — „Aber, Sethos, man muß auch das Unglück vorausberechnen, die Jahre der Unfruchtbarkeit, die nachlässigen Schuldner, das Alter und alle dergleichen Gebrechen. Höre mich, Freund! Träume pflegen selten zu trügen, und in der vergangenen Nacht ist mein Oheim Polyklet mir erschienen, und nachdem er meinen zu geringen Ehrgeiz mir zum Vorwurf gemacht, hat er sich erboten, mich zum Theilnehmer seiner bedeutenden Handlung zu Athen zu machen. Er breitete die reichen Tapeten von Karthago und Milet vor mir aus, zeigte mir das lybische Elfenbein, das Rauchwerk von Kyrene und Pantikapea, das Getreide von Syrakus, den syrischen Weihrauch, die Sklaven vom Pont-Euxin und aus Thessalien, die saftreichen Früchte von Euböa und Phönizien. Der Anblick all dieses Reichthums entflammte meine Blicke, und ein heftiges Niesen, wie du weißt, der Verkündiger des Glücks, schien bey meinem Erwachen mir, so zu sagen, den Willen der Götter und meines Oheims Verlangen bekräftigen zu wollen. Darum will ich heute noch nach Athen. Wir bedürfen nur einer Kleinigkeit noch, um ganz glücklich zu seyn. Bald vielleicht habe ich ein kleines Vermögen erworben; dann kehre ich auf den Flügeln der Liebe zu euch zurück, um euch nie wieder zu verlassen."

Wirklich reiste er an demselben Tage noch ab. Die arme Kleone, welche er durch die Nothwendigkeit seiner

Reise zu beruhigen sich bestrebte, weinte und suchte ihre Thränen zu verbergen. Aber, als sie, um ihn auf dem saronischen Meere einzuschiffen, nahe am Tempel der Ceres-Thermasia vorübergingen, preßte Sethos ihn krampfhaft an seine Brust, und schluchzte ihm mit einer von Seufzern halb erstickten Stimme zu: „Freund, ich rufe der Göttin Zeugniß an, welche deinem Vorhaben vorsteht, daß von dieser Minute auch ich, um die Tage deiner Entfernung abzukürzen, dem Glück nachjagen will. Der Erste, welcher von uns Beyden es erreicht, halte des Andern Lauf an, damit wir sodann allein nur unserm Glück leben können."

Das Schiff entfernte sich. Sethos und Kleone waren schweigend und unbeweglich wie an den Boden gewurzelt. Immer kleiner und kleiner wurde das strotzende Segelpaar, bis es endlich in dem blauen Nebeldunst zwischen Himmel und Gewässer verschwand. Sie stürzten einander in die Arme und weinten laut aus der beängsteten Brust.

Polyklet empfing seinen Neffen mit vieler Freundschaft, zeigte ihm seine Reichthümer und die Denkmäler Athen's, und führte ihn nach und nach in die Tempel des Theseus, der Minerva und Apollo's, zu den Propyläen, in's Odeum, zum Cynosarg, in's Theater des Bacchus u. s. f. Anfänglich sah Kleophas diese Wunderwerke ohne sonderliches Erstaunen, denn in einem fast verwildeten Lande erzogen, war sein Geschmack nicht ausgebildet genug, um die Zauber der Kunst genüglich würdigen zu können. Die süßen Erinnerungen, welche er in Hermionien zurückgelassen hatte, erfüllten vor seinen Augen jene Gegend noch mit so unendlichen Reizen, daß der majestätische Tempel des Parthenon's ihm kaum mit jenem der Ceres-Thermesia vergleichbar schien, und daß die hohe Minerva des Phidias eine viel mindere Bewunderung ihm einflößte, als die schwerfällig aus Holz geschnitzte Bildsäule Pan's, die auf dem bucephalischen Vorgebirge stand. Und wie wenig vergleichbar war das Rauschen des Kephisos mit dem sanften Wellengemurmel des Hylykus! Nach und nach gewöhnten seine Augen sich jedoch, diese reinen und weichen Formen, die Meisterstücke des griechischen Meißels, zu unterscheiden. Die hohen Säulengänge des Parthenon's erschienen seinen mehr geübten Blicken in ihrer ganzen Pracht und Harmonie. Er bewunderte endlich leidenschaftlich die Erzeugnisse der Bildhauerey und Malerey, besuchte die Werkstätte der Künstler, beurtheilte ihre Werke laut, und nahm eifrig, wie überhaupt die wohlhabende Jugend Athen's, Parthey für oder wider Parrhasios oder Zeuxis.

(Der Beschluß folgt.)

Pilgerblätter.

IV.

Neapel.

(Beschluß.)

Immer hinein in die lärmende Stadt; von jenen Farben kampanischer Abende, von jenen Bergen, die auch ohne die Sonne glühen, von jenem Meere, das ohne fremdes Licht leuchtet, soll man nicht sagen wollen, man habe den lezten Schimmer gesehen. Immer hinein, woher die Wagen uns entgegenrollen, und wohin die Menschen ziehen. Nach dem wimmelnden Toledo geht der Weg, und wie rasch du ihn auch durchrollen mögest, das Vor- und Rückwärts wirst du schwer begreifen, so sehr wirbeln die Reihen der Wagen und Kaleschen, die durch schlürfenden und nebenherziehenden Fußgänger, die sitzenden Arbeiter und müssigen Zuschauer vor den Häusern, Kaffee's, Läden und Verkäufern auf den Straßen um deine Ohren herum, und ziehen die überall besezten Balkons deine Blicke bis zur unmäßigen Höhe der Häuser. Hat das Volk denn ein hohes Fest, daß es so ohne Maß durch einander wogt? Ach! dieß Volk hat wol alle Tage Feste, Kirchenfeste und Feste des lustigen Lebens, sonderlich aber wird das Fest des neuen Tages gefeyert, der mit der Nacht beginnt, und den man allemal feyert, auch ohne Kirchenfeste und ohne die großen Corsotage, Sonntag und Donnerstag. Dieses Fest feyern sie, und werden sie morgen wieder feyern. Diesem zu Ehren ziehen sie in die Kirchen, des alten Tages Stunden zu begraben, und die Glückseligkeit des neuen einzuweihen; diesem zu Ehren leuchten die Häuser und Laden auch ohne Laternen; diesem zu Ehren tummelt man sich auf den Straßen herum, bis man die alte Sonne und Glockenschlag vier-und-zwanzig im Glanz und Wirrwarr der neuen Nacht und der ersten nächtigen Stunden vergessen hat. Dann zerstreut sich der Zug ein wenig, die nächtigen Orgien, so den Tag beginnen, allgemeiner zu verbreiten. Da zieht es nach den Lichtern des Meeresufers von Sta. Lucia, dessen breite Straße, durch die gedrängten Buden mit Seefrüchten, durch die Sitzreihen der Zuschauer und die vertretenden Plätze der Schmausenden beschränkt, die rollenden Wagen noch immer vorüberstreifen läßt. Da zieht es wol gar über das Meer an den Pausilipp hinüber, unter Laubendächern die Früchte der See zu genießen. Andere ziehen in Conversationen, von den Begebenheiten des Tages und des Corso's zu erzählen. Aber vor Allem wälzt sich der Strom den Theatern zu, in einem der acht, bey Oper oder Ballet, Schauspiel oder Komödie, Pulcinell oder Puppenspiel, die Stunden zu täuschen, daß der neue Tag eingeführt sey bis zur Mitte der Nacht. Dann hat man ein Recht, sich auszuruhen, aber es bedarf Stunden, ehe die lustige Masse sich zum Schlafe bequemt; unterdeß erhebt sich die

neue Sonne, und es fehlt nicht an neuen Menschen, sie zu begrüßen. Die Schläfer, denen das Himmelszelt zum Obdach gedient, erheben sich und nehmen den Tragkorb, der ihr Lager war, auf den Rücken; neue Wagen versammeln sich, die Geschäfte des Tages zu beginnen; Schaaren von Weibern ziehen durch die Straßen, die Bäder des Meeres zu säubern. Die Laden öffnen sich, die Lazzarone bringen ihre Körbe gefüllt zurück und schreyen ihre Fische und Früchte aus; die zierlichen Wasserbuden sind wieder besezt, und an Trank wie an Durstigen fehlt es nicht; die Melonenverkäufer heben ihre durchschnittenen Früchte kreischend in die Höhe; der ganze Troß der Hauptstadt, Dienstbare, Begehrende, Harrende, Zudringliche, ist wieder im Gang und haspelt sein Tagwerk ab, bis auch des Tages Hälfte zurückgelegt, und die wirthschaftende Menge die Ruhe des Mittags verdient hat. Da wird es sehr still, wenige Wagen sind sichtbar, die Läden und Fenster sind verschlossen, an den Häusern und auf den Straßen wenig Menschen sichtlich, und die sichtbaren liegen hingestreckt und schlafen. Aber volle Ruhe ist nimmer hier; denn die volle Glut der Sonne und die frische Kühle des Mittagswindes ist geschäftig für Alle. Allmählig neigt sich die Sonne, und die Schläfer erheben sich; nun gilt es, dem Tage ein Feuerwerk darzubringen, wie den Festen der Heiligen. Pulcinello, der getreue Freund, Gaukler, Seiltänzer, Marktschreyer, Glücksbelfer, Sänger und Rhapsoden nicht zu vergessen, sind vor Allen frisch auf und am Molo thätig. Die kleinen Straßen wimmeln früher, als Toledo; aber überall öffnen sich allmählig die Laden, der Wasserwagen besprengt den Spaziergang, die Wagen rollen häufiger, und endlich schämen sich selbst die Leute guten Tons nicht mehr, sich nach dem Volke zu zeigen. Das Leben von gestern ist wieder da, toller vielleicht und unbändiger, je mehr man sein Einzelnes gewahrt. Aehnliches soll nicht weiter zu sehen seyn, nicht im neuen Karthago an der Themse, nicht in der Hauptstadt Deutschlands, im kaiserlichen Wien, noch im neuen Babylon an der Seine ist es so regelmäßig sammelvoll und hauptstädtisch. Aber hier arbeitet wol mehr als der Menschen Verkehr; wenn die Asche unter dem Boden glüht, und die Glut des Himmels den Menschen durchdrungen hat, kann er es wol durchführen in nimmer rastender Lebenskraft. Nehmt euch in Acht, wenn das wilde Treiben euch Kopfweh macht! Neapel sehen und sterben! sagen sie sehr doppelsinnig; es soll wol Mancher den Kopf verloren haben, noch ehe er es vollkommen gesehen.

Ich habe ihrer viele gekannt, denen jenes wilde Getümmel auch die umgebende Natur so unerträglich machte, daß sie ihr bald den Rücken wandten und sich irgendwo in einiger Entfernung ein heimliches Plätzchen suchten; und wenn wir dann über kurz oder lang nachfolgten, oder sie sonst sich wieder zu uns fanden, so waren sie sehr geneigt, uns die rechte Freude an der Natur abzusprechen, oder uns zu beklagen, wenn wir prosaischen Gründen des gemeinen Lebens hätten nachgeben oder zurückbleiben müssen. Dann haben wir uns wol umgesehen, wie sie einstweilen gehauset, oder nachgeforscht, wie sie es besser getrieben; dem Lärm der Straßen und dem wilden, alles verwirrenden und verschlingenden Treiben waren sie freylich ausgewichen, aber auch gar oft dem unermeßlichen und einzigen Gesammtanblick der unerschöpflich mannigfaltigen Natur, welche dieses Land darbietet. Am Meeresstrande, bey dem Prachtanblick der Stadt, des Feuerberges, der Küsten und Felseninseln war es ihnen nicht wohl gewesen; manch schönes stilles Gemüth war unter ihnen und hatte sich lieber mit einem einzigen einsamen Thale begnügen mögen. Da haben wir ihnen gesagt: „Lieben Freunde, eure Felsengründe, eure lachenden Thäler, waldigen Berge, reiche Gärten und anmuthige Aussichten lassen, gönnen und rühmen wir euch mit Freuden; aber wenn ihr uns unsern festen Sitz verkümmern wollt, meint ihr denn wirklich die Größe dieser Natur erfaßt oder geahnet zu haben? Ihr sagt, ihr wollet die Natur ganz und gar genießen und besitzen, und möget die Stätten lieber meiden, wo die Macht unermeßlicher Eindrücke euch verwirret und betrübet. Aber so laßt die Unersättlichen auch ihre Freude haben, die es sich nicht vermessen, der Natur auch in ihrem engsten Heiligthume ganz und gar habhaft zu werden, sondern die allzumal ihre Spuren nur zu ahnen, aber eben darum auch ihre reichste und vollständigste Erscheinung begehren. Denen gönnt es dann auch, wenn solcher Naturgenuß durch das bunteste Menschenleben ihnen nur erhöht erscheint. Meint ihr, wir mögen das Straßengewimmel allein Tag für Tag beschauen und etwa über Corsofahren und Lazeronen und Pulcinellen Meer und Berge vergessen? Das sey ferne, daß uns ein Stücklein flüchtigen Lebens über das reichste und bleibendste Leben der ewigen Natur täuschen könne! Aber wir mögen hier und dort verweilen und keinen Eindruck zurückweisen, der sich uns darbietet; es gibt Augenblicke, wo das alles bald vergessen und verträumt sich wieder meldet, und bey der wundersamsten Beschauung aller Umgebenden unser seliges Träumen zum Gefühl einer bleibenden Glückseligkeit steigert. Wenn die Sonne geschieden ist und der Mond ihren Glanz ersezt, und der Vesuv dazwischen leuchtet, und das weite Meer das Doppellicht wiederspiegelt, vom Flimmern der Küsten umkränzt, der Schein der Bergesketten und Inseln aus der Ferne herüberdämmert, und die himmlische Schöne dieser Gegend nahe bey dem matteren Lichte zu gönnen, in dem uns Alles näher zusammentritt, und Alles in Lieb und Frieden verbunden erscheint, in solchem Anschauen der herrlichsten und reichsten Natur, in solcher Seligkeit ihres Zusammenlebens und Zusammentönens, in solcher Sehnsucht nach ihrer Vereinigung und solcher Wehmuth, ihre

brünstigen Liebesarme nicht zu uns herüberreichen zu sehen, wo es immer sey, im Angesicht der Natur und dem Treiben der Menschen nicht fern, auf einer Dachplatte der Stadt oder einem Balkon von Santa Lucia, würde uns unendlich viel fehlen, wenn das Menschenvölklein nicht da unten sein wimmelndes Wesen triebe und, ein fröhliches wohlbekanntes und wohlverwandtes Naturprodukt, in die Massen der Natur einträte. Wohl spielen und rennen und lärmen sie lauter als bey des Tages Schein, aber so lange wir dieser Umgebung theilhaftig über ihm stehen, sollen sie uns nicht schwindeln machen. Es würde mir unheimlich seyn, wäre dieser belebte Raum, diese harmonische Kette von Erscheinungen gerade von Menschen leer."

Dieses und Aehnliches haben wir dann gesagt, oder eigentlich habe ich es gesagt. Da kommst du in's Demonstriren hinein, ja du scheinst darin festzusitzen, unterbrach mich Torquato. Es mag wol seyn, antwortete ich, soll ich es diesseits der Berge ganz vergessen haben, wenn du allem Anschein nach Rom über Sorrent zu vergessen im Stande wärest? Desiderius.

Persische Apologen.

Von Sadi.

1.

Ein Fürst übergab seinen Sohn einem Weisen, und sagte zu ihm: „Hier ist mein Sohn, unterweise ihn, wie deine Söhne, in Lehren und guten Sitten." Der Lehrer gab sich ein ganzes Jahr viele Mühe mit ihm, ohne etwas auszurichten, indeß seine eigenen Söhne zum Gipfel der Weisheit und Beredtsamkeit sich emporhoben. Da fuhr der Fürst den Lehrer an: „Du hast dein Wort nicht gehalten, bist nicht redlich erfunden worden!" Der Meister antwortete: „O Fürst! der Unterricht war gleich, aber ungleich Talent und Fähigkeit:

Ob Silber schon und Gold hervor aus Steinen springen,
Doch wird nicht jeder Stein auch Gold und Silber bringen."

2.

Zu einem Skorpion sagte einst Jemand höhnischer Weise: „Warum kriechst du nicht auch zur Winterszeit aus deinem Neste hervor." — Da antwortete der Skorpion: „Was hab' ich im Sommer für Ehre und Achtung, daß ich auch im Winter noch soll herumkriechen." Ez.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. November.

(Beschluß.)

Als eine vorzügliche neuere Verschönerung der Hauptstadt verdient noch die große Malerey an der Kuppel der Genovefenkirche angeführt zu werden. Keiner der jezt lebenden Pariser Künstler hat eine so schwierige Aufgabe gelöset als Gros, da es hier darauf ankam, einen Raum von 3250 Fuß zu bemalen; Alles war hier gigantisch darzustellen: die Personen sind vierzehn Schuh hoch, einer ihrer Arme ist so stark, als eine ganze Figur auf einem Staffeleygemälde. Was gehörte nicht dazu, um mit Geschicklichkeit in so ungeheuern Verhältnissen zu malen, zumal da die Darstellung nach der Wirkung berechnet werden mußte, die sie unten in der Kirche, das heißt, in einer Entfernung von wenigstens 150 Fuß hervorbringen soll! Da es nicht wohl möglich war, den Effekt der Malerey, so wie sie nach und nach vollendet wurde, von unten zu beobachten, weil das Gerüste dazwischen stand, so soll Gros das sinnreiche Mittel gebraucht haben, sie auf dem Gerüste selbst durch ein umgekehrtes Fernrohr zu beobachten, das er genau so ausgezogen hatte, daß es mit der Entfernung des Fußbodens der Kirche in richtigem Verhältnisse stand. Den Himmel begreift Gros vortrefflich; seine Engel sind allerliebste Kinder, seine Genovefa die reizendste der Jungfrauen; wie man der Geistlichkeit und der Regierung den Hof machen müsse, scheint er auch nicht übel zu verstehen und zu begreifen: der Beweis liegt in seiner Malerey. Ursprünglich rührte der Plan des ungeheuern Gemäldes von der Napoleon'schen Regierung her. Als Bonaparte es für nützlich oder politisch erachtet hatte, die Klerisey zur Stütze seines Thrones zu brauchen, wozu sie auch sehr willig war, und aus dem schönen Pantheon, welches den um den Staat sich verdient gemachten Männern Frankreichs hatte zum Grabmale dienen sollen, wieder eine Genovefenkirche zu machen, so sollte Gros an der Kuppel der Kirche die den französischen Thron beschützende oder patronirende Genovefa malen. Der Thron sollte durch die ausgezeichnetesten Männer der vorigen Dynastien, als Clovis, Karl den Großen und den heil. Ludwig vorgestellt werden, und Napoleon sollte dann als der Stifter der vierten und größten Dynastie die vierte Gruppe des Gemäldes ausmachen. Die Skizze war schon fertig, und die Heilige breitete schon ihre schönen beschützenden Arme über den in schwarzer Kreide gezeichneten heiligen Ludwig und Napoleon aus, als die Begebenheiten des Jahres 1814 ihn aus der Liste der Dynasten auswischten; Gros mußte also dasselbe thun an der Kuppel der Genovefenkirche, und es wurde an seiner Stelle Ludwig XVIII. mit der Herzogin von Angoulême gezeichnet. Die Herzogin wurde deßhalb dargestellt, weil jedweder der drey übrigen vorgestellten Könige von seiner Gemahlin begleitet wird. Da nun Ludwig XVIII. Wittwer war, so ließ ihn Gros, der Symmetrie halber, von seiner nächsten Anverwandtin begleiten. Vielleicht ist dieses das Erstemal, daß an der Kuppel einer Kirche, und zwar in einem Gemälde, das eine Art von Apotheosis vorstellt, eine noch lebende Person dargestellt wird. Uebrigens sind die vier Gruppen meisterlich, und die Köpfe der vier Monarchen äußerst charakteristisch. Wir Deutsche spielen eben keine große Rolle in dem Gemälde; denn unser Repräsentant Wittekind steht da wie ein armer Sünder und muß Karl dem Großen zum Relief dienen, wiewohl Gros ihm doch noch aus purer Gnade eine Miene gegeben hat, die so viel sagt, als: Nur ein Karl der Große konnte mich Sachsen bezwingen; ohne diesen da wäre ich noch frey und unabhängig. Als ein wahrer Hofmann hat der Maler neben Ludwig XVIII. einen tüchtigen Stoß Lorbeern angebracht; um den Leuten die Frage, woher? zu ersparen, hat er auf den oberst liegenden die Worte Trocadero und andere spanische Namen geschrieben: diese Lorbeern sind ganz frisch: die untern sind gelb, und die alleruntersten sind verwelkt wie Laub vom vorigen Jahre. Was hat er das mit sagen wollen? ich fürchte, eine widrige Schmeicheley; die Höflinge werden sagen: eine sinnreiche Allegorie. Der Maler hat jedoch seinen Zweck erreicht. Das Publikum lobt und bewundert seine Malerey, der König hat ihn beym Anschauen seines Meisterstücks als Baron gegrüßt, der Minister hat ihm 50,000 Franken Zulage bewilligt; Frankreich ist stolz auf den Künstler und auf das Gemälde; somit ist Alles in Ordnung.

Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. December 1824.

Verwandtschaft sucht er dort und fand sie!
Aus einem alten englischen Dichter.

Zur Erinnerung an E. O. von der Malsburg.

1.
An Ihn.

(Am 23. Juni 1824.)*)

Den Zaubergarten mit den lauten Zweigen,
Wo, von der Andacht Sternenglanz umgossen,
Im Morgenthau der Liebe Blumen sprossen,
Und sich der Ehre goldnem Zepter neigen,

Sammt Stern und Blume machst du dir zu eigen,
Und hast uns Alles liebend aufgeschlossen.
Den Zepter reicht Don Pedro dem Genossen,
Und Lope ruft: „Ich soll euch nicht mehr schweigen!“

Was bör' ich dir in meinem Dank dagegen?
Wo Andre nur empfangen, willst du geben,
Und scheidend fügst du Neues zu dem Alten.

So mag denn treu dein Stern sich dir erhalten!
Des Sanges Blume schmücke hold dein Leben,
Und deinem Zepter folge Fried' und Segen!

*) Es war dieß des trefflichen, seinen Freunden und der Literatur viel zu früh entrissenen Dichters Geburtstag, zugleich der Vortag seiner lezten Reise von Dresden nach Kassel. Ich erhielt von ihm an diesem Tage seine Uebersetzung dreyer Lope de Vega'schen Dramen (vor Kurzem unter dem Titel: Stern, Zepter und Blume bey Hilscher in Dresden erschienen) zugesendet. Die obigen Zeilen enthalten die flüchtige Antwort.

2.
Nach seinem Tode.

O eitles Wort! Wer darf mit Worten scherzen!
Der Lilienstab, dein Zepter liegt zerschlagen;
Die Blumen wird dein Todtenhügel tragen;
Die Sterne wandeln sich in Trauerkerzen!

Von Erdenlust nicht mehr und Erdenschmerzen
Soll uns dein Lied, das sinnig-ernste, sagen;
Um öde Stätten zieht der Freunde Klagen,
Und kalt liegt schon die Erd' auf deinem Herzen.

Du aber selbst und was du hast gesungen,
Die fromme Sehnsucht und das heiße Lieben,
Sie wandeln noch und ziehen fort im Lichte.

Du hast dich zu dem Vater aufgeschwungen,
Und stehst getrost vor seinem Angesichte;
Dein Lied — ein theures Erb' — ist uns geblieben.

Dresden. Karl Förster.

Jonathan, der Geisterseher.

Zweyte Erzählung.

Sethos und Kleophas, oder die tausend Drachmen.

(Beschluß.)

Während Kleophas in Athen immer einheimischer ward, hatte Polyklet, welchem er sein kleines Vermögen zur Aufbewahrung übergeben, dasselbe dadurch beträchtlich

vermehet, daß er es in seinen Handelsunternehmungen geltend gemacht hatte. Aber die Ideen unsers Jünglings waren auch mit seinem Schatze gewachsen. Es war jezt nicht mehr in der einfachen Wohnung des Pronos-Gebirgs, wo er des Glückes mit Kleonen genießen wollte. Ein glänzendes Landhaus sollte es jezt seyn, an den reizenden Ufern des Jlyssus gelegen, mit dem Marmor von Marpesse oder von Pentelika geschmückt und von einem Zögling des Phidias bearbeitet. Darum also verlängerte er noch seinen Aufenthalt zu Athen, bekleidete selbst im Hause seines Oheims ein Amt, und befriedigte auf diese Weise zugleich den Wunsch, sich zu bereichern, und den, sich in der Kenntniß der Wissenschaften zu vervollkommnen.

Unter seinen neuen Freunden befand sich auch einer, der durch die Eleganz seines Benehmens, und durch den Reichthum seiner Bekleidung, fast eben so vortheilhaft, als Alcibiades, sich auszeichnete. Bald fühlte auch Kleophas von dem Geschmack am Luxus und den rauschenden Vergnügungen sich gefangen, die ihn bald zu jenen verführerischen Gesellschaften hinzogen, welche Alles, was Athen nur Mächtiges und Ausgezeichnetes enthielt, in sich vereinigten. Jünglinge und Männer, mit Lorbeern beschattete Krieger und berühmte Philosophen strömten zu den reizvollen Jonierinnen, welche die schöne Aspasia an sich gezogen hatte, um die attischen Sitten sanfter zu machen und sie zu verderben. Als er zum Erstenmal diese prächtigen Paläste betrat, und Zeuge der angenehmen Unterhaltung war, die nur zwischen lauter Ausgeräumtheit, scharfsinnigen Einfällen und philosophischen Betrachtungen darum abzuwechseln schien, um ihr dadurch einen noch größern Werth zu geben, trugen seine Gedanken ihn noch zu Sethos und Kleone zurück, er hätte auch sie in diesen glänzenden Cirkeln sehen, auch in ihrem Vergnügen, in ihrem Erstaunen sich erfreuen mögen. Aber bald darauf erschien der gute Sethos ihm mit seiner Tunika und seinem Mantel von grober Wolle, und die treuherzige Kleone, das Köpfchen mit einem aus Lindenrinde geflochtenen Hut bedeckt, mitten in dieser in Seide und Purpur gekleideten Versammlung, dieser zierlichen Frauen, deren geringeltes, mit gelbem Puder überständtes Haar von reichen Bändern durchflochten oder in goldene Netze verborgen war. Er fühlte es mit einer schmerzlichen Bewegung, daß der Anblick seiner Freunde ihm nur Schande und Verwirrung gewähren würde. Unmerklich nahm er die Sitten und Gewohnheiten der jungen Leute an, mit denen er den meisten Umgang hatte. Er gewöhnte sich, den Reichthum als die erste Bedingung des Glücks zu betrachten. Er gab jener Theilnahme an allen Ausschweifungen, zu welchen einige junge, ihm fast ganz unbekannte, Verschwender ihn hinzogen, den Namen der Freundschaft, und bereits, ohne daß Kleone's Andenken gänzlich aus seinem Herzen verschwunden war, empörte sich seine armselige Vernunft gegen den Gedanken, daß ein junges Mädchen, ohne alle andere Mittel der Verführung, als ihre naive Schönheit, ihre Offenherzigkeit und ihre Liebe, einen Zögling des Alcibiades und der Aspasia habe fesseln können.

Während dem starb Polyklet und ließ seinem einzigen Sohne alle seine beträchtlichen Güter. Bey der Berechnung der beyden Vettern fand sich, daß auch das Vermögen des Neffen sehr bedeutend war. Kleophas vergaß nicht, welch eine heilige Verbindlichkeit ihn gegenwärtig nach Hermionien rufe; aber, dacht' er, der Anthesterion-Monat kommt herbey, und mit ihm die große Todtenfeyer, bey welcher auch ich anwesend seyn muß, um das Andenken meines Oheims, meines Wohlthäters, zu ehren; es ist eine von Natur und Erkenntlichkeit vorgeschriebene Pflicht. Er blieb also noch zu Attika, und um sich in der ersten Heftigkeit seines Schmerzes zu zerstreuen, öffnete er sein Haus der müßigen Menge seiner Lustgefährten, so daß man bald nur Tanz und Schmaus bey ihm sah, und der mäßige Kleophas, der sich früher nur vom Ertrage seiner Jagd, den Früchten seines Gartens, dem Honig seiner Bienen genährt hatte, lag jezt, den goldnen Becher in der Hand, auf schwellendem Lager ausgestreckt, inmitten seiner zahlreichen Gäste, das Haupt mit Epheu oder Blumen umwunden, und sah seine Tafel mit den ausgesuchtesten Gerichten, den phalerischen Sardellen, den Austern des Lukrin See's und den kolymbadischen Oliven bedeckt. Das Geflügel aus Phasos, die Eichhörnchen von Melos, der Leckerbissen der Athenienser, die Heuschreckenschüssel, Goldbrassen, Schwertfische und Aale des Copais-See's, mit Kümmel, Silphium und Majoran gewürzt, schienen ihm kaum würdig, vor seinen Gästen zu erscheinen, die sich mit ihm in den Weinen von Thasos, von Mende, Chio, Corcyra und Lesbos berauschten. Nach geendigtem Mahl jagte er in einem kostbaren, mit vier weißen sikyonischen Pferden bespannten, Wagen auf den Wegen zum Pireum und dem innern Ceramikum umher, und kehrte wieder zurück, um zu spielen, wobey oft bedeutende Geldsummen durch den Fall der Würfel gewonnen oder verloren wurden.

Kleophas war indeß noch nicht verdorben genug, um nicht bald die Nothwendigkeit zu fühlen, seine Ausschweifungen einstellen zu müssen. Das Spiel war ihm nicht mehr günstig, seine falschen Freunde, nachdem sie ihm bedeutende Summen abgeborgt hatten, kamen nicht mehr zu ihm. Die Verleumdung selbst bemächtigte sich seiner Schwächen, um schändliche Verbrechen daraus zu machen. Der Aufseher des Theseustempels, dem er zu seinen Festen den Zutritt versagt hatte, als nicht vornehm genug, klagte ihn laut der Lästerung selbst gegen die Götter an, weil er behauptet hatte, der Mensch bestehe allein nur aus Körper und Seele, und daß die Abgeschiedenen eben so wenig die Höllenpforte bewachten, als die Schatten um

die Gräber irrten. Er war fremd, er fand sich ohne Freund, ohne Beschützer, und nachdem er die geringen Ueberreste seines Vermögens zusammengerafft hatte, floh er aus Athen.

Er schiffte sich in Pireum ein, und gewann in Eile die Insel Egine. Bey seiner Landung sah er nahe am Hafen einen Menschen, der eben ein anderes Schiff besteigen wollte, um nach Athen sich zu begeben. Er erkannte Sethos, seinen Freund. Von seinem Herzen hingezogen, von Scham zurückgehalten, wußte er nicht, ob er sich den Blicken seines Freundes darstellen, oder sich vor ihnen verbergen sollte. Er war noch in dieser Ungewißheit, als ihn Jener erkannte und freudig ausrief: „Ich wollte dich eben aufsuchen. Die Götter haben uns endlich zusammen geführt, um uns nie mehr zu trennen. Mein Freund! mein Bruder! mein Kleophas! Laß von Neuem uns den Himmlischen danken, die durch die Verdopplung ihrer Wohlthaten mich über deine Abwesenheit zu trösten versucht haben." — „So ist es für mich allein, daß sie ihren Zorn aufbewahrt haben. Wisse, Sethos, ich bin zu Grunde gerichtet!" — „Was thut das, lieber Freund! Ich bin reich, reich für uns Beyde. Ich habe die Steingrube auf Calauria verkauft, und mit der gewonnenen Summe die Zahl meiner Aecker bedeutend vermehrt. Ceres hat meine Arbeit gesegnet. Ich bin endlich reich, und ich wollte eben dich aufsuchen, um mein Glück mit dir zu theilen." — „Nie werde ich deine Wohlthaten annehmen, Sethos! Du bist reich, ich arm; die Gleichheit hat zwischen uns zu bestehen aufgehört, und ich will die Güte deines Herzens nicht mißbrauchen. Aber vergönne mir, um unserer früheren Freundschaft willen, ein Plätzchen in deiner Nähe, mache mich zum Verwalter deiner Güter. Sobald ich durch meine Arbeit und meine Sorgfamkeit dir erst einige Dienste geleistet haben werde, dann, nur dann laß mich es wagen, die Hand Kleone's, deiner Schwester, von dir zu erbitten." — „Dein Verstand verwirrt sich, theurer Kleophas! Welch ungeheures Vermögen glaubst du denn, das ich besitze, um die Verwaltung meiner Güter von mir zu begehren? Glaubst du, ich hätte so lange gewartet, um dich wieder zu mir zu rufen? Ich bin so reich, als Sethos nur immer seyn kann: ich habe ein Einkommen von tausend Drachmen." — „Tausend Drachmen, rief Kleophas, und du erfreust dich über Reichthum? Und ich, der wenigstens das Doppelte besitze, ich habe mich im Elende geglaubt! Tausend Drachmen, Sethos! Dieß Wort hebt mich wieder aus meinem Unglück empor. Meine Laster waren es allein, die meine Noth mir schufen, so wie deine Tugend allein deinen Wohlstand ausmacht. Der Freundschaft getreu, mäßig in deinem Begehren, bist du immer noch der gute und weise Sethos von Hermionien, während bey mir die Vergnügungen Athen's meine Jugend verdorrt, mein Herz verdorben und den Raum meiner Bedürfnisse erweitert haben, ohne meinem Glück das Mindeste beyzufügen. Ich habe weder die Freundschaft zu schätzen, noch des Glückes zu genießen gewußt, dessen ich mich erfreute, die ich besaß, und die ich noch besitze. Sethos, du wirst mein Führer, mein Muster seyn, und ich begreife heute erst, daß ein unterdrücktes Verlangen, eine überwundene lasterhafte Begierde unsern Reichthum mehr, als tausend Drachmen des feinsten Silbers vergrößern."

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 8. Dezember.

Wenn es in Deutschland erlaubt ist, das Lob eines deutschen Meisters der Tonkunst . . . Doch nein! So wollen wir nicht beginnen. Wir wollen jenen alten Streit, über welchen die Akten schon geschlossen sind und dem nächsten Jahrzehnt zum Spruche vorliegen, nicht wieder erneuen. Jedem Verdienste seine Kronen! Es leben Rossini und Weber: Weigl und Spontini! der süße Schnee, der dunkle Fidelio und selbst der Fermaten-Witz des Vaudeville's! Aber auch Winter — man möge ihn nun leben lassen oder nicht — er lebt, der achtzigjährige Greis, in begeisterter Hingebung für seine Kunst. — Hat er eine neue Oper geschrieben? Das nicht. Er hat sich einen europäischen Namen erworben und ist weise genug, diesen nicht Preis zu geben, nämlich dem Allerwelts-Urtheil, von dem er wol weiß, daß es ein anderes ist als jenes, welches die Kenner in seiner Blüthenzeit fällten, obgleich er bescheiden zweifelt, daß es ein besseres sey. Auch weiß er wol, daß schöpferische Kraft dem Greise nicht zugetraut, und, selbst wenn er sie besäße, bestritten würde. Ueberdieß ist es wahr, daß es ein Alter gibt, in welchem der Lichtquell der feurigsten Erfindung versieget. Man sagt dann gewöhnlich: der Künstler hat sich überlebt. Dieß aber kann man nie von dem ächten Künstler sagen, der eben seine Aechtheit (das heißt, sein nimmer rastendes Fortschreiten) dadurch beweiset, daß er aufhört Künstler zu seyn, daß er ein Weiser wird: ein thätiger Weiser, ein Lehrer. Wann er in seinem früheren Leben Kunstgebilde erschuf, für die ihm der Preis des Lorbeers wurde, so wendet sich in spätern Jahren der greise Meister zu seinem reichen, aus eigener Erfahrung geschöpften Schatze theoretischer Kunstweisheit, öffnet ihn und theilt wohlthätig und liebreich von seinem mühevoll erworbenen Gut allen denen mit, die dieser Freygebigkeit werth, die von der Muse begünstigt sind. Mit welcher unsichtigen Thätigkeit, mit welchem erfolgreichen Glück unser Winter verborgene oder unbeachtete Talente für den Gesang aufzufinden und auszubilden wußte, weiß nicht nur München, sondern ganz Deutschland, und allzuberühmt sind die Namen der Meister und Meisterinnen, die aus seiner Schule hervorgingen, als daß wir sie hier noch zu nennen brauchten. Was aber Deutschland nicht weiß, und was, sicherlich der Mittheilung werth, hier öffentlich berichtet werden soll — es ist die höchst merkwürdige und erfreuliche Thatsache, daß der achtzigjährige Greis, unablässlich eifrig für seine Kunst bemüht, noch immer Zeit und Kräfte an die Ausbildung junger Talente setzt und hierin glücklicher ist, als irgend ein uns bekannter lebender Meister. — Am 1sten dieses ward Winters Calypso *) dargestellt, und die Rolle der Calypso von Dlle. Hecken-

*) Diese Oper ward in London unter des Meisters Leitung zuerst mit großem Beyfall gegeben und die Rolle der Calypso von Mrs. Bilington, für welche diese Partine gesezt ist, vorgetragen.

thaler, die der Eucharis von Dlle. Manermaier; die des Telemachs von Hrn. Bayer und die des Mentors von Hrn. Lenz gegeben. Sie sind sämmtlich Schüler des ehrwürdigen Meisters, und sämmtlich Debütanten, die jenen Abend zum Erstenmale in einer bedeutenden Rolle das Theater betraten. — Dem. Heckenthaler hat eine hohe und seltenerweise kräftige Sopranstimme, so natürlich-kraftvoll, daß keine Spur von Anstrengung den Zuhörer stört und daß sie in den höchsten, mit der Brust gesungenen Tönen noch im Stande ist, die Sylben voll und vernehmlich austönen zu lassen. Und sie ist dieses nicht nur im Stande, sondern sie thut es auch wirklich, so daß man nicht nur hört, daß sie weder Indisch noch Kamtschadalisch singt, sondern sogar die deutschen Worte versteht. Dieß ist wirklich ein Wunder in deutschen Landen, wo es sogar Lehrer des Gesanges gibt, die ihren Schülern die Weisung geben, ja die Endsylben nicht austönen zu lassen, und überhaupt durch Nichtaussprechen die Härte der deutschen Sprache zu mildern; daher es denn auch in unserm musikstolzen Vaterlande kaum zwey Sängerinnen gibt, die eine Romanze singen können; der Tenoristen gar nicht zu gedenken, deren kümmerliches Benehmen auf der Bühne, troz einigen Ausnahmen, schon zum Sprichwort geworden. Dlle. Heckenthaler sang ihre erste Arie zwar ohne Fehler, aber mit schwacher Stimme, denn sie war ängstlich und befangen und konnte nur mit der größten Anstrengung sich fassen. Das Duett mit Telemach, wo sie erfährt, daß er des Ulysses Sohn ist, war schon weit besser, weil hier schon der Gesang dramatisch, d. h. von Handlung unterstützt wird. Nach dieser Erhebung ging Alles in gesteigertem Fortschreiten besser und die Recitative wahrhaft vortrefflich. Der Kenner der Singekunst wird es zu erwägen wissen, was es sagen will, Recitative mit feuriger Lebendigkeit, mit richtigem und eindringlichem Ausdrucke vorzutragen, besonders für eine Anfängerin und nun gar bey ihrem ersten Auftreten. Dlle. Heckenthaler aber zeigte gerade hierin, was man von ihr — nicht etwa als kostümirte Konzertsängerin — sondern als Darstellerin der lyrischen Tragödie (so nennen die Franzosen vernünftigerweise die ernste große Oper) erwarten darf. Sie war ganz von der Handlung ergriffen, vergaß Angst und Zuschauer, rezitirte mit der vollen Gewalt ihrer Stimme, die wohltönend das Haus erfüllte, und ihre Aussprache, wir wiederholen es, war meisterhaft; man verstand jede Sylbe; ein Ereigniß, welches das Publikum so angenehm überraschte, daß man von allen Seiten lobspendende Aeußerungen darüber vernahm. So ging der erste Akt vorüber. Im zweyten verschwand die Befangenheit immer mehr, und von der Scene an, wo sie die vermeintliche Verrätherey der Eucharis erfährt, steigerte sich das Feuer ihres Spiels bis zu lebendiger Wahrheit. Das Recitativ, mit welchem sie die Götter zur Rache aufruft, trug sie äußerst wirksam vor und in der darauf folgenden Arie aus C dur: „Zittre Verweg'ner, zittre!" war sie brillant; sie zeigte die Stimme in ihrem ganzen Umfange, die hohen Töne waren rein und klangvoll, ohne schneidend zu seyn, und die ausgehaltenen drangen mächtig durch das Forte des Orchesters. Hatte das Publikum im Anfang aufmunternde Nachsicht gezeigt, so wurde nach dieser Arie der Beyfall wahrhaft enthusiastisch, und das mit vollem Rechte, denn für einen ersten dramatischen Versuch war diese Leistung wahrlich über Aller Erwartung trefflich. Dlle. Manermaier als Eucharis war ebenfalls sehr brav; sie hat dem größeren Publikum vielleicht noch besser gefallen, weil ihre schmiegsame Stimme mehr für Rulladen ausgebildet ist und in ihrer Parthie einige angenehme Melodieen hübsch mit Variationen verziert sind, welche sie auch mit Anmuth vortrug und dadurch sich des lautesten Beyfalls erfreute. Eine sonderbare und bemerkenswerthe Erscheinung war es aber, daß sie im Anfang mit Kraft und Sicherheit auftrat, nach und nach aber an Kraft verlor und an Befangenheit zunahm, was denn freylich auch (sie soll nicht die gesundeste Brust haben) von der Unzulänglichkeit ihrer physischen Mittel herrühren mag. Deßhalb sollte sie geschont, und, während Dlle. Heckenthaler zum deklamatorischen Gesang, zu der leichteren Gattung der halbernsten oder komischen Oper ausgebildet werden. — Auch Hr. Bayer sang seine große Arie sehr brav, erwarb sich durch seine schöne Stimme, durch Vortrag und Spiel Beyfall und berechtigt zu der gegründeten Hoffnung, daß er es durch Fleiß und Studium bald dahin bringen werde, einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Sängern einzunehmen. Daßselbe können wir von Hrn. Lenz, dem Bassisten sagen, welcher den Beyfall, der ihm wurde, mit vollem Rechte verdient. — So hat denn der Senior der Ton- und Singekunst in Deutschland noch als achtzigjähriger Greis ein aus seiner Schule hervorgegangenes vollständiges Opernpersonal dem erstaunten Publikum vorgeführt. Sowol die Darstellenden als der Ritter von Winter wurden gerufen, und es war ein rührender Anblick, den alten Meister inmitten seiner jugendlichen Schüler zu sehen, wie er mit Jubel begrüßt und der lebendige laute Dank des Publikums ihm zu Theil wurde. Auch haben der ehrwürdige Veteran, jeder der Darstellenden und Dem. Pfeiffer von der Intendanz Belobungsschreiben erhalten. Leztere hatte nämlich den beyden jungen Damen in allem dem, was zur Darstellung gehört, einen Unterricht ertheilt, der die Erwartungen vollkommen erfüllt hat, die man von einer Schauspielerin hegen durfte, welche über ihre Kunst Rechenschaft zu geben weiß, und welcher das Nachdenken über dieselbe keinen Abbruch an begeisterter Erfindungskraft thut. Ueberdieß ist Dlle. Pfeiffer, wenn auch nicht Sängerin vom Fach, doch musikalisch, und das muß man wol seyn, wenn man es unternimmt, eine Operistin (im gewichtigen Sinne des Worts) ausbilden zu wollen. Wir sagen ausbilden und möchten noch lieber sagen herausbilden, denn es muß schon etwas innen seyn, wenn überhaupt etwas gebildet werden soll. Wo aber nichts ist, oder nur eitler Schein, da wird das Produkt des fleißigsten Bildens nur ein Bild, ein lebloses Bild geben, wie deren so viele auf deutschen Bühnen sich für schweres Geld anschauen lassen. Wir sagen dieses nur, weil wir hören, daß die Intendanz von dem Erfolg bewogen, der Dlle. Pfeiffer den Antrag gemacht haben soll, sich mit zwey neuen Eleven zu beschäftigen, und weil es möglich wäre, daß sie (wir kennen die Subjekte nicht) hier minder glücklich wäre. Deßhalb sollte das Auge des Lehrers selbst die Schüler wählen, wie eben Winter dieses mit so glücklichem Blicke that. Dlle. Heckenthaler war bis jezt im Chor, ohne Gehalt angestellt, hat aber nun nach dieser Rolle eine bestimmte Gage erhalten. Sie ist klein und das ist recht und gut; denn so glänzend ihr Debüt war, so darf sie sich nicht schon Künstlerin wähnen, sondern sie soll auch in ihren Lebensverhältnissen gewahr werden, daß sie sich noch unten am Fuße des Musenberges befindet, und soll fleißig seyn und bescheiden. Die Bescheidenheit ist ein stärkender Wein für das Talent, dahingegen die Arroganz dem blutverdickenden Biere zu vergleichen ist, welches schon manchen großen Künstler so aufgeblasen hat, daß er nicht mehr fort, nicht mehr hinauf kann und also hinter sich auf dem glatten Wege zur Kunst hinabgleitet. Demnach soll auch — wie sehr wir auch Dlle. Heckenthaler und Manermaier, Hrn. Baier und Lenz gelobt und mit Recht gelobt haben, nicht eher wieder in diesen Blättern die Rede von ihnen seyn, als bis sie einen merklichen Fortschritt in ihrer Kunst werden gemacht haben. —

Beylage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. December 1824.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze.
Bilde Schönes, du streust Keime des Göttlichen aus.
Schiller.

Gespräche Napoleon's mit Canova, im Jahr 1810.

Diese Gespräche eines der größten Männer mit dem ersten Künstler unsers Jahrhunderts dürften in so mancher Hinsicht von Interesse seyn. Es ist nicht der auf eine Insel des Weltmeers verbannte Napoleon, welcher mit seinen Generalen, Sekretären und Aerzten spricht, um alle seine Thaten und Plane vor ihnen zu entwickeln; nein, es ist ein mächtiger Fürst, welcher sich auf das Freundlichste mit einem Künstler unterhält, dessen Ruhm dem seinigen gleich kam, oder gleich kommen sollte.

Seit langer Zeit hatte man gewünscht, daß Canova in Paris entweder seinen Wohnsitz nehmen, oder sich doch wenigstens eine geraume Zeit dort aufhalten möchte. Die Herzogin Bracciano, welche sich seit dem Monat September 1809 daselbst befand, hatte darüber an ihren Gemahl in Italien mit dem Beysatz geschrieben, daß Madame Mère, Maria Lätitia Buonaparte, diesen großen Künstler mit Vergnügen in ihrem Palast aufnehmen würde *). Während derselbe mit Vollendung seiner Venus **) beschäftigt war, erhielt er nun auch von Seiten des Kaisers Napoleon selbst, der sich dazumal gerade in Holland befand, durch dessen General-Intendanten eine förmliche Einladung, sich nach Paris zu begeben. Große Versprechungen waren ihm in diesem Einladungsschreiben gemacht, für den Fall, daß er sich entschließen könne, ihr Folge zu leisten. Aber Canova entschuldigte sich auf das Höflichste, indem er unter andern Gründen diesen gültigsten anführte, daß, wenn er gezwungen würde, seine Lebensweise zu ändern, so würde er für seine Kunst todt werden, für die er allein lebe; und somit bat er zugleich den Kardinal Fäsch und den Ritter Denon, sich ihm zu Gefallen verwenden zu wollen, daß man mit diesem Befehl nicht weiter in ihn dränge. Später aber entschloß er sich, selbst nach Paris zu reisen, und sich vor dem Kaiser in Person über seine entschuldigende Ablehnung zu erklären. Seine Ankunft in dieser Hauptstadt wurde mit einer gewissen Feyerlichkeit angekündigt. Sie erfolgte den 11. Oktober 1810, wo er zu Fontainebleau ankam, und sogleich den folgenden Morgen Napoleon vorgestellt ward.

Der Kaiser, so drückt sich der Abbé Missinini, Biograph des italienischen Phidias, aus, hatte damals die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen, und Alles, was nur auf ihn Bezug hatte, wurde mit der größten Bewunderung gehört oder gelesen. Aus diesem Grunde entschloß sich denn auch Canova, dessen erste Unterhaltung mit dem Kaiser, so wie die folgenden, einen sehr vertraulichen Charakter annahmen, dieselben sorgfältig aufzuzeichnen, indem er sich dachte, daß ihm die genaue Erinnerung des Gesprochenen vielleicht in der Folge von

*) Schon im Jahr 1805 hatte Canova die Statue der Kaiserin Mutter, Lätitia, vollendet, in welcher er die auf dem Capitol befindliche sitzende Agrippina nachahmte. — Dieses bekannte und außerordentlich geschätzte Kunstwerk ist nunmehr Eigenthum des Herzogs von Devonshire.

**) Es ist hier von der aus dem Bad kommenden, unter dem Namen der Italischen bekannten, Venus die Rede.

Werth seyn könnte. Ja er hoffte, wie er sich selbst darüber ausgesprochen hat, daß die Aufbewahrung seiner Gespräche mit dem damals großmächtigen Fürsten einen sprechenden Beweis abgeben könnten, wie er weder durch die vortheilhaftesten Versprechungen angelockt, noch durch drohende Gefahren geschreckt worden sey und sich nie gescheut habe, vor demselben die Wahrheit auszusprechen.

Diese Gespräche sind nunmehr aus Canova's Papieren ausgezogen worden, und es dürften dieselben einen nicht uninteressanten Beytrag zu dem Vielen ausmachen, was über Napoleon schon geschrieben worden ist.

I.

Den 12. Oktober gegen Mittag ward ich durch den Marschall Duroc dem Kaiser vorgestellt, der eben sein Frühstück nahm. Außer der Kaiserin befand sich Niemand im Zimmer. „Sie sind mager geworden, Herr Canova!" waren seine ersten Worte. Ich antwortete, daß dieser Zustand eine Folge meiner angestrengten Arbeiten seyn dürfte, und fuhr fort, meinen Dank für die Ehre auszudrücken, die mir dadurch erwiesen worden, daß ich nach Paris berufen worden sey, um mich in dieser Residenz mit den Künsten zu beschäftigen, und meine Meinung über dieselben zu sagen. In demselben Augenblick gestand ich aber sogleich auch, daß es mir ganz unmöglich wäre, meinen beständigen Aufenthalt außerhalb Rom zu nehmen, wofür ich meine Gründe anführte. — „Wir sind aber hier in der „Hauptstadt der Welt, erwiederte er, und Sie müssen „hier bleiben, und werden sich am Ende auch hier ge„fallen." — Sire, Sie haben über mein Leben zu gebieten; allein wenn Sie wollen, daß ich es Ihrem Dienste widme, so lassen Sie mich wieder nach Rom zurückkehren, wenn die Arbeit, die ich hier erhalten werde, vollendet seyn wird. Hierauf antwortete er lächelnd: „Nicht doch, „Sie sind hier eben, wo Sie seyn müssen, im Mittelpunkt „der Kunstwelt; denn die Meisterstücke derselben befinden „sich hier, und es fehlt uns nichts, als der farnesische „Herkules; aber auch diesen werden wir noch bekommen." — O möchten Ew. Majestät Italien doch auch noch Etwas lassen. Diese Denkmale alter Kunst, mit so vielen andern, die weder von Rom noch Neapel entfernt werden können, machen gleichsam Eine moralische Kette, Eine Sammlung aus. — „Aber Italien kann sich durch Aus„grabungen entschädigen, sagte er, und ich will deren in „Rom anstellen lassen. Sagen Sie mir, hat der Papst „für Ausgrabungen viele Kosten verwendet?"

Hierauf erklärte ich ihm, daß für diesen Zweck in der lezten Zeit wenig verwendet worden sey, indem der Papst jezt sehr arm wäre. Sein Sinn sey aber zu großen Unternehmungen sehr geneigt, und seiner Liebe für die Künste und seiner weisen Sparsamkeit habe man die Errichtung eines neuen Museums zu danken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Brockenreise.

Erzählung von Sigismund, Freyherrn von Hyno.

„Dem Himmel sey Dank!" rief Hugo von Floren seinen Reisegefährten zu, indem er sich auf die Bank unter den Fenstern des ländlichen Wirthshauses niederwarf. „Dem Himmel sey Dank, daß wir unser heutiges Tagewerk hinter uns haben!" — „Ja, es war ein saures!" seufzte Wendel erschöpft, und ließ sich neben ihm nieder. — „Nach der Arbeit schmeckt die Ruhe!" tröstete Frieß. — „Ruhe? fragte Leßler; ihr hört wol nicht, was da drinnen vorgeht? Wir müssen weiter, oder unterm Himmelsdache Ruhe suchen."

Wirklich verhieß der betäubende Lärm, welcher aus Thüren und Fenstern des Wirthshauses hervorgellte, nur eine solche Ruhe nicht zu stören, wie sie unter den Hügeln auf dem gegenüberliegenden Kirchhof wohnte. In die Stimmen zweyer gemißhandelter Klarinetten, zweyer ungestimmter Violinen und eines schnarrenden Basses mischte sich das Jauchzen der überfröhlichen Bewohner des Dorfs, und erinnerte die Wanderer, daß der, seinem Ende sich neigende, Tag ein Sonntag sey.

„Weiter kann ich nicht!" rief Hugo, und seiner Erklärung traten Frieß und Wendel bey. — In diesem Augenblick erschien ein Mädchen in der Thür des Gasthofs. „Engel! rief Frieß, hat dein himmlisches Reich vielleicht eine entlegene Provinz für müde Erdenpilger?" — „Sprich doch vernünftig mit ihr! ermahnte ihn Wendel und wandte sich zu dem Mädchen: Kind, habt ihr ein Kämmerchen, eine Scheuntenne oder einen Heuboden für uns auf diese Nacht?" — „Aber möglichst fern von diesen unruhigen Gästen!" bedung sich Hugo aus. — „Ich werde den Vater schicken!" erwiederte das Mädchen, verschwand, und kehrte mit diesem zurück. Aber weder die Verheißung guten Danks noch guten Geldes vermochten etwas über das steinharte Herz des Schenkwirths. Ein Kämmerlein habe er nicht, und Scheuntenne und Heuboden gäbe er nicht, denn Jugend habe keine Tugend, und Heu und Stroh finge leicht Feuer. Wollten die Herren aber mit einem Plätzchen in der Schenkstube vorlieb nehmen, so stünde Dach und Fach zu Diensten.

Jezt fing es sanft an zu regnen, und drinnen erneute sich der Jubel. Fragend sahen sich die Freunde an, und mit einem: „Ist's gefällig!" wandte sich der Gastgeber und ging.

„Die Herren sind wol Reisende?" fragte ein kleines hageres Männchen, aus dem Wirthshaus tretend, und mit Gravität die Gesellschaft musternd. — Ein „Ja!" antwortete einstimmig. — „Suchen vielleicht ein Unterkommen?" fragte das Männchen weiter, und an das abermalige „Ja!" knüpfte Frieß die Frage: ob hier im Dorfe ein Geistlicher wohne? — „Nicht also! antwortete

der Kleine. Hiesiger Ort ist ein Filiale von Nahausen, und hiesiger Gemeinde liegt es ob, den Herrn Pastor, nach sonn- und festtäglich dort beendeter Predigt, anders zu fahren." — „Und wie weit ist das nächste Dorf?" fragte Frieß. — „Anderthalb Stunden!" lautete der Bericht, und ein vierfacher Seufzer wehklagte schneidend wie der Klarinettenjammer.

„Die Herren sind vielleicht Studiosen?" ließ sich nach einer Pause die Wißbegier des Berichterstatters wieder vernehmen. — „So ist's, erwiederte Hugo; wir verlassen Heidelberg, und machen bey unserer Heimreise einen Umweg, um den Brocken zu besuchen." — „So, hub das Männchen an; ich bin auch ein Studirter." — „Wirklich?" — „Bin Kantor und Schullehrer hiesigen Orts; und wenn die Herren Kollegen etwa mit meiner Schulstube vorlieb nehmen wollen, so haben sich dieselben eines freundlichen Empfangs, meiner und meiner Frauen Seits, zu versehen."

Die Dach- und Fachlosen folgten hoch erfreut der gastlichen Einladung. Schlecht aber war Küche und Keller des Herrn Kollegen bestellt, noch schlechter sah es mit dem freundlichen Empfange Seitens der Frau Kollegin aus. Sein Gesicht war der einzige freundliche Gegenstand im ganzen Hause. Als aber die jungen Herren wohlgespickte Beutel hervorzogen, und darthaten, daß sie nicht gesonnen waren, ihre Frau Wirthin mit Dank ohne Klang abzufinden, da fand sich ein Schock Eyer, ein Vorrath von feinem Mehl, Butter, Käse, auch sogar eine Ente bog ihren langen Hals dem Messer der Frau Schulmeisterin, und ihr Gespons hörte nicht auf das hiesige gute Gebräu zu rühmen, bis die Reisenden es zu prüfen begierig wurden.

„Was haben Ort und Gegend denn für Merkwürdigkeiten?" fragte Lesler nach eingenommenen Mahle seinen Wirth, welcher, verfolgt von den Blicken seiner haushälterischen Hälfte, einen trefflichen Appetit verrathen hatte. — „Ey, mit Merkwürdigkeiten, antwortete dieser, sind Ort und Gegend gleichsam überladen. Die Herren müssen nämlich wissen, daß sie auf einem klassischen Boden stehen. Dieses mein Schulhaus war, mit Ehren zu melden, das Hauptquartier des erschrecklichen Tilli, als er, nach der Zerstörung von Magdeburg, von den Schatten der Erwürgten und dem Rächerschwert des großen Schwedenkönigs verfolgt, unstät flüchtete wie Kain, und nicht wußte, wohin er sein Haupt legen sollte. Es mochte dem Gewaltigen wol seltsam zu Muthe seyn, unter das Dach dieser Hütte einzugehen; aber sie ist, ohne Ruhm zu melden, noch die beste im Dorfe." — „War denn damals, fragte Wendel, das Schloß nicht mehr bewohnbar, dessen Ruinen man jenseits des Kirchhofs sieht?" — „Dieses Schloß, meldet die Chronik, so belehrte der Küster den Fragenden, war einige Tage, oder Wochen, oder Monate, so genau kann man das nicht sagen, kurz, es war einige Zeit vorher den Räuberhänden einer Marodeurrotte anheim gefallen. Plünderung und Mord wütheten drinnen, und brachen die Zinnen der Burg und das Leben ihrer Bewohner. Es mag ein prächtiges Schloß gewesen seyn. Ein steinerner Brunnen hat auf dem Hofe gestanden; jezt liegen seine Ruinen auf dem Kirchhofe, welcher sich erweitert hat durch die eingefallenen Mauern des Schloßhofs und Gartens. Ach! von der ganzen Herrlichkeit ist nichts übrig geblieben, als jenes alte Gemäuer."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Rheinland-Westphalen.

Diese beyden schönen westlichen Provinzen, durch ehrwürdige Spuren des Alterthums, Fruchtbarkeit des Bodens, und durch wissenschaftliche Kultur ausgezeichnet, gehören zu den edelsten Perlen der Preußischen Krone; auch die Territorial-Mosaik Westphalens mit den Hannöverischen und Hessischen Bezirken und den Ländern der Fürsten von Lippe, Waldeck und Oldenburg bietet dem Beobachter interessanten Stoff dar. — Wenn die Rheinlande vorzugsweise die gigantischen Bauwerke und Spuren der Herrschaft der Römer aufbewahren, so findet man dagegen in Westphalen, wo jener durch die Herrmannsschlacht ein Ziel gesezt wurde, nur ihre Gräber. Erst nach dem Kampfe Wittekinds mit Karl dem Großen erstanden durch die religiösen Stiftungen des Lezteren die großen kirchlichen Bauwerke, welche sich bis jezt noch in den grösseren Städten erhalten haben. — Aber noch frühere Denkmale hat Westphalen, gleich dem Bernsteinlande an der Ostsee, aus dem Kampfe des Christenthums mit dem Heidenthum aufzuweisen. Der in Goethe's „Kunst und Alterthum" und sonst noch vielfach besprochene Felsen der Externsteine besteht aus hundert Fuß hohen frey emporstrebenden Steinsäulen, in deren Umfange sich mehrere Höhlen befinden, die, der Sage nach, einst dem heidnischen Gottesdienst geweiht waren. Leztere Hypothese hat die Ableitung ihres Namens von der Göttin Eostra veranlaßt, die jedoch in zwey neuen Schriften über diesen Gegenstand vom Archivrath Klostermaier in Detmold, und vom Dr. Menken in Pyrmont, angefochten wird. An dem größten dieser von der Fürstin Pauline durch eine Brücke verbundenen Felsen ist die Abnahme Christi vom Kreuz halb erhaben in den Stein gehauen; ein merkwürdiges altes Bildwerk, wovon uns bereits Dr. Dorow eine gelungene lithographirte Abbildung lieferte, und das noch kürzlich vom Professor Rauch in Berlin gezeichnet wurde. Die römische Kleidung der Figuren unterstüzt die Behauptung, daß das Kunstwerk aus den Zeiten Karls des Großen herrühre, und vielleicht von den römischen Bildhauern verfertigt worden sey, die um den Dom in Paderborn auszuschmücken, nach Deutschland berufen waren. Wollte man es dem Mittelalter zuschreiben, so würden wahrscheinlich Mönche und Nonnen, dem Geschmack der damaligen Zeit gemäß, auf dem Bilde angebracht seyn. Selbst die Gegner dieser Meinung geben die Entstehung dieses kolossalen Steinbildes im zwölften Jahrhundert zu, so daß es immer zu den ältesten deutschen Kunstarbeiten gehört, die auf uns gekommen sind. An der westlichen Seite des Felsens befindet sich ein Grab in Mumienform eingehauen, welches jedoch einer spätern Zeit anzugehören scheint. In dem Gewölbe darüber sieht man eine Vertiefung, wie vom Druck einer Riesenfaust hervorgebracht. Die Sage

erzählt, daß dieß eine Spur von der Anstrengung des Bösen sey, der das Grab zu zerstören sich bemüht habe. Ref., der kürzlich diese, unweit Detmold, eine Viertelstunde von dem Städtchen Horn gelegenen Trümmer besuchte, trägt kein Bedenken, jeden Reisenden, der mehr als vorübergehende Eindrücke empfangen will, den Besuch dieser Gegend zu empfehlen. Die Gestalt, die der Kreuzabnahme zur Seite steht, und nach Dorow einen Druidenpriester mit dem Beil vorstellen soll, ist jedoch niemand anders wie der heilige Petrus mit dem Himmelsschlüssel, welcher deutlich an dem Kamm und Bart zu erkennen ist. — Die Externsteine selbst scheinen das Gerippe eines durch große Wasserfluthen fortgespülten Bergrückens zu seyn. — Solche Denkmäler gewaltiger Revolutionen finden sich überall in Westphalen. Kürzlich wurde unweit der westphälischen Pforte an der Weser ein kolossaler Elephantenzahn, zwölf Fuß unter der Oberfläche der Erde, ausgegraben; die Gebirge Mittelwestphalens sind überall mit Versteinerungen von Muscheln und Seethieren bedeckt; in den Bergschluchten und Höhlen finden sich häufig Ueberreste von Fossilen der Urwelt, sogar ist es dem Bergreferendar Sack gelungen, das vollständige Skelett eines Höhlenbären der Urwelt zusammenzusetzen. Neben diesen Spuren einer verloschenen Thierwelt finden sich auch häufig Ueberbleibsel der Römerzeit in den verfallenen Lagerwällen, auch aus frey liegenden Aeckern werden Münzen, Waffen und Geräthe ausgegraben. Die Herausnahme der germanischen Graburnen aus den Todtenhügeln erfordert aber besondere Vorsichtsmaßregeln, die unlängst in der Zeitschrift „Westphalen und Rheinland" von dem Hofrath Dr. Landsbruch näher bezeichnet wurden. Bey so großem Reichthum an Naturmerkwürdigkeiten und Alterthümern fehlt es unserm Rheinland-Westphalen auch nicht an öffentlichen und Privatsammlungen. Die Stadt Köln besizt jezt eine schöne Grundlage zu einem Museum durch das Vermächtniß des ehrwürdigen Walraff, der der Stadt seine bedeutenden Sammlungen von Gemälden, römischen Antiquitäten, Steinen, Statuen, Vasen, Gemmen, Büchern und Manuskripten vermachte. Köln, welches seinen Mitbürger durch ein stattliches Leichenbegängniß ehrte, wird ihm ein würdiges Denkmal nicht schuldig bleiben. — Das naturhistorische Museum zu Poppelsdorf wird jährlich durch reiche und werthvolle Geschenke vermehrt. Seit fünf Jahren erhielt dasselbe nicht weniger als dreyzehntausend achthundert und sieben-und-siebenzig Naturkörper zum Geschenk, und im ersten Quartal dieses Jahres vierhundert drey-und-sechszig Stück derselben. Es sind diese Gaben ein erfreuliches Zeichen, daß der Einfluß der Naturwissenschaft auf Kultur und Gewerbe immer mehr erkannt werde. Einen gleichen Fortgang haben die wissenschaftlichen Institute zu Bonn, besonders der an exotischen Gewächsen reiche botanische Garten, die akademische Bibliothek, die astrologischen Sammlungen und anatomischen Präparate. Der Eifer für fortgesezte Forschungen wird durch die von dem Geheimenrath und Professor Harles gestiftete Gesellschaft für Natur- und Heilkunde noch mehr belebt.

Oeffentliche und Privatsammlungen für Kunst und Alterthum sind hier nicht, wie in andern Ländern, in der Metropole zusammengedrängt, sondern in den verschiedenen größern und kleinern Städten befindlich, wodurch das wissenschaftliche Interesse in die feinsten Adern geleitet wird. Unter den bedeutenden Instituten der Landesfürsten verdient das Waldeck'sche Museum zu Arolsen, welches jedem Gebildeten den Zutritt gewährt, ausgezeichnet zu werden. Die Bibliothek im fürstlichen Schlosse besteht aus mehr wie 30,000 Bänden, und enthält viele seltene Incunabeln, einen Teuerdank von 1517 mit ausgemalten Holzschnitten, die Raphael'schen Logen auf Imperialfolio, Missalen, mit vergoldeten Initialen, alle Pergamentmanuskripte u. s. w. Die daselbst aufgestellte Antikensammlung, meistens durch Ausgrabungen aus Herkulanum und Pompeji gebildet, ist so reich, daß sie allein über hundert verschiedene Herkules in Bronze und Marmor besizt. Eine Privatsammlung der merkwürdigsten Ausgrabungen aus Römergräbern in der Gegend von Wesel hat der Notar Hauber zu Xanten angelegt; eine dergleichen von fossilen Knochen der Urthiere der Hr. v. d. Becke zu Sundwig, welche kürzlich der Großherzog von Sachsen Weimar in Augenschein nahm. Zu Horn und auf der Festung des Steinhuder Meeres befinden sich Aufstellungen alter Rüstungen und Waffen, die Städte Münster und Osnabrück bewahren noch viele ihrer historischen Reliquien, Leztere unter andern die ledernen Münzen der Wiedertäufer, und die Stadt Herford besizt die mit köstlichen Steinen ausgelegten Geräthschaften Wittekinds, unter diesen ein Trinkgeschirr des Sachsenhelden von Porphyr, welches die Eigenschaft haben soll, daß der Stein sich entfärbt, wenn eine giftige Substanz hineingeschüttet wird. Durch die Abberufung des Gallerie-Direktors Cornelius von Düsseldorf zur Akademie nach München hat die Kunst für unsre Gegend einen bedeutenden Verlust erlitten; drey seiner Schüler sind jezt mit der al Fresko-Ausmalung des großen akademischen Saales zu Bonn beschäftigt. — Die neuerlich gestifteten gelehrten Vereine, die Gesellschaft vaterländischer Geschichtsforschung, der Apotheker-Verein für das nördliche Deutschland rc. behält sich Ref. vor in künftigen Mittheilungen zu erwähnen, jezt zu einigen charakteristischen Erscheinungen der Zeit sich wendend.

Der größte Theil der Einwohner dieser westlichen Provinzen gehört der römisch-katholischen Kirche an, jedoch von evangelischen Glaubensgenossen vielfach begränzt und durchkreuzt, und daraus entstehen manche Reibungen und Meinungskämpfe, die durch unsre Zeitschriften, besonders durch den westphälischen Anzeiger laut werden. Oft fehlt es dann auch nicht, dem bessern Geist unserer Zeit ganz entgegen, an auffallenden Erscheinungen aus den Zeiten des Fanatismus und der finsteren Toleranz. In einem Dorfe im Kreise Mühlheim an der Ruhr wird noch exorcirt. Die Streitigkeiten wegen gemischter Ehen sind leider an der Tagesordnung. — Der Graf von der Recke Vollmarstein, der nach dem Beyspiele des verstorbenen Menschenfreundes Wadzeck in Berlin, eine Erziehungsanstalt für Kinder der Verbrecher und Vagabunden in der ehemaligen Abtey zu Düsselthal gebildet hat, macht in öffentlichen Blättern bekannt, daß, da man glaube, er führe die römisch-katholischen Kinder nicht zu ihrem wahren Seelenheil, er sich genöthigt sehe, so schmerzhaft ihm diese Nothwendigkeit auch falle, die römisch-katholischen Kinder von seiner Anstalt gänzlich auszuschließen. — Die Beherzigung einer in Hamm erschienenen Schrift über zeitgemäße Bildung und Bildungsanstalten katholischer Geistlichen, besonders in den Rheinlanden, wäre sehr zu wünschen. Aberglaube und Intoleranz müssen immer mehr verschwinden, je erleuchteter die Geistlichen sind. Ersterer ist noch so mächtig, daß selbst in den Rheinprovinzen, Manche gegen die fürchterliche Krankheit der tollen Hundswuth kein anderes Mittel anwenden wollen, als das Brennen mit dem St. Hubertusschlüssel, das noch dazu oft auf andern Stellen, als die der Hund verlezte, angewandt wird. Der Strumpfwirker Ernst Emelius zu Hahn verkauft dagegen mit Erlaubniß der Regierung zu Düsseldorf ein wirksames Pulver gegen den tollen Hundsbiß. Wunderkuren und Wunderthaten verlieren aber bald ihre Kraft, wo keine Wirkung erfolgt; so hatten wir in der Nähe von Unna zu Strickhambicke einen Schmidt, der, ein evangelischer Hohenlohe, durch Gebet und Handauflegen heilte; aber da viele seiner Kuren fruchtlos blieben, war die Sache bald zu Ende.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Literaturbl. Nr. 103. u. Intelligenzbl. Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. December 1824.

Thut euch auf, ihr geheimnißvollen Pforten der Vergangenheit! Schauervolles Thor, Eingang in die traurigen Thäler des Todes und der Schatten öffne dich!

Weisflog.

Die Brockenreise.

(Fortsetzung.)

„Und die Mumie, Herr Kantor!“ rief die Frau des Todtengräbers, welche Neugier bewogen hatte, der Frau Schulmeisterin einen Abendbesuch abzustatten. — „Allerdings! sprach der Schulmeister, die Mumie. Lasset ruhn die Todten!“ — „Eine Mumie? riefen die Gäste; das ist wirklich eine Merkwürdigkeit. Und diese Mumie, Herr Kantor, ist eine Reliquie aus dem dreyßigjährigen Kriege?“ — „Ja wohl! erwiederte dieser. Vor fünfzehn Jahren stürzte ein Theil der uralten, seit länger denn Menschengedenken vermauert gewesenen, herrschaftlichen Gruft ein. Zur selben Zeit begab sich's, daß ein fremder Kandidat für unsern Herrn Pastor hier predigte. Diesen jungen Mann plagt die Neubegier, den Inhalt der Särge zu besichtigen, und bey dieser Gelegenheit entdeckt er einen vollkommen wohlerhaltenen weiblichen Leichnam, der des Lebens einst durch einen tiefen Säbelstreich auf die Hirnschale beraubt worden seyn mußte. Da man nun aus der Chronika jener Zeiten, welche geführt worden von dem damaligen Herrn Pastor, ersieht, daß die derzeitige Grundfrau von Uchtdorf, denn dieses ist der Name unsers Dörfleins, durch einen solchen Mordschlag das Leben eingebüßet, auch der Name auf dem Sargdeckel noch leserlich ist, so leidet es keinen Zweifel, daß diese Mumie das irdische Ueberrestlein jener erschlagenen Edelfrau ist.“ — „Und die andern Leichen?“ fragte Leßler.“ — „Sind alle zerfallen in Asche und Moder.“ — „Und ist bey dieser Leiche vielleicht eine Spur von Einbalsamirung? Liegt sie vielleicht in Hopfen?“ fragte Wenden. — „Nichts von alle dem!“ war die Antwort. — „Kann man denn, erkundigte sich Frieß, dieß Spiel der Natur nicht in Augenschein nehmen?“ — „Wenn die Herren, sprach der Küster etwas gedehnt, den Morgen abwarten wollen, und es dann seyn muß . . .“ — „Morgen? das ist nicht möglich! fiel Leßler ein. Wir haben auf Morgen ein Zusammentreffen mit alten akademischen Freunden, welche hier in der Gegend angestellt sind, verabredet, um mit ihnen gemeinschaftlich den Brocken zu besteigen. Wir müssen morgen bey guter Zeit in Reichenfelde seyn. Führen Sie uns noch heute in das Gewölbe!“ — „Meine Herren! rief der Küster, vor Schreck über das kecke Begehren zurücktretend, Sie fordern das Unmögliche! Es ist zehn Uhr vorüber.“ — „Also noch hundert Minuten bis zur Geisterstunde. Wie, lieber Herr Kollega, doch nicht Furcht, nein, das ist nicht möglich, und ich bin es gewiß, Sie öffnen uns die Gruft!“

Aber der gefällige Küster hatte kein Ohr für die einstimmige Bitte seiner Gäste; es regne draußen, er könne die Nässe nicht vertragen, er sey schon müde, es sey gar zu schaurig in der Gruft, und dergleichen Ausflüchte mehr. Da erhub aus einem Winkel die Frau Todtengräberin ihre Stimme: „Wenn die Herren unsere Mumie gern sehen möchten, so könnte ich sie wol herbringen!“ — „Frau! Ihr werdet doch nicht des Satans seyn?“ schrie mit Entsetzen der Küster. — „Mein lieber Herr Kantor! erwie-

derte die Starkgeistige, ich verkehre ja Tag und Nacht mit Leichen, und wenn es den Herren auf ein Paar Thaler nicht ankommt, die möchte ich mir wol verdienen." — „Hier liegt Einer!" rief Wendel, und warf ein Thalerstück klingend auf den Tisch. — „Hier ein Zweyter!" — „Und hier ein Dritter! riefen Leßler und Frieß. Holt uns die Mumie!" — „Laßt sie! bat Hugo leise. Wir sind dem Schulmeister wol Rücksicht auf seine Wünsche schuldig." — „Graut dir, Bruder?" fragte Frieß lachend; und bestürmt von dem dreyfachen Stimmenbunde, warf endlich der Küster den Kirchenschlüssel hin und verließ das Zimmer. Die Todtengräberin versah sich mit einer Laterne, nahm den Schlüssel, versprach bald wieder hier zu seyn, und ging.

Wirklich war kaum eine halbe Stunde verstrichen, als die Frau, die Mumie auf dem Rücken, in's Zimmer trat, und ihre Last niederzuwerfen im Begriff stand. „Halt!" rief Hugo, sprang hinzu, und sanft glitt unter seiner Hülfe die Sargbewohnerin auf den Tisch nieder. Die Todtengräberin aber strich zufrieden ihr Geld ein.

Schauerlich beleuchtete das dünngezogene Talglicht die Mumie, einst das Opfer menschlicher Grausamkeit. Als ein solches bezeugte eine tiefe Schädelspaltung die Leiche, und ein schwer-seidnes Gewand, unzerstört wie sie selbst — seltner in jener Zeit als jetzt — den hohen Stand seiner Besitzerin.

Nach und nach verlor sich das Grausende des ersten Anblicks. Die Neugierigen schritten kecker mit ihrer Untersuchung vor. Alle Züge waren genau erkennbar, und sprachen den tiefen Schmerz aus, der dieses Auge gebrochen hatte. Das Todtenantlitz war unbestritten ein Weinendes.

„Hier könnte, sprach Wendel, ein Bildner die Todesangst studiren." — „Den Mutterschmerz! erwiederte Hugo. Aus diesen Zügen spricht mehr, als Furcht vor dem Verlust des Lebens." — „Du hast Recht, sagte Frieß, so denke ich mir eine Niobe, die eben aus dem Schutt von Pompeji hervorgegraben wird." — „Es ist überhaupt eine sehr seltne Mumie! hub nach einer Pause Wendel an. Fühlt dieses schwammartige Fleisch! Es ist nicht gedörrt, nicht geschwärzt; hier in diesen Adern fehlt nur Blut, um die Haut zu durchschimmern, und man sollte schwören, sie lebe." — „Sie lebt aber nicht, sprach Hugo, drum gebt der Erde, was der Erde ist."

Man sah sich nach der Todtengräberin um; sie war nicht mehr hier. Frieß bat den sichtbar unmuthigen Küster, sie rufen zu lassen. „Meine Herren, sprach dieser, nach einigen Minuten wiederkommend, was fang' ich nun an? Der Todtengräber wüthet gegen seine Frau, weil sie die Ruhe des Grabes gestört hat, und läßt sie nicht aus dem Hause. Und drüben sitzt meine Frau, und wüthet wider mich, weil ich dem Skandal nicht gewehrt habe. Ich bin ein geschlagener Mann! Meine Herren, schaffen Sie mir das Gespenst aus dem Hause."

Frieß und Wendel gingen zum Todtengräber, baten und boten. Vergebens! Der Mann hatte kein Ohr, dafür zwey Zungen, zwey sehr muskulöse Arme, die auf des Zimmermanns Loch hinwiesen, und einen unerschöpflichen Vorrath an Schimpfworten und Drohungen. — Die Abgeordneten kamen unverrichter Sache zurück.

Des Küsters Jammer war groß und gerecht. Morgen früh Schlag sieben Uhr war er der Dorfjugend gewärtig, und wehe ihm, fand diese die unheimliche Gesellschafterin hier. Fragend sahen sich die Reisegenossen an, und Keiner las den immer theurer werdenden Rath in des Andern Blicken.

„Geben Sie mir den Kirchenschlüssel und ein längeres Licht in die Laterne, Herr Kantor, sprach Hugo endlich; ich werde die Mumie forttragen." Mit einer Ueberraschung, welche Aller Zungen lähmte, blickten die Gefährten, ein lebendiges Abbild des Entsetzens aber der Küster, den Kecken an. Niemand jedoch machte eine Miene, ihn von seinem Entschluß abzureden, denn Alle wünschten sich befreyt von dieser schaurigen Gesellschaft, doch auch Niemand war erbötig, dieß grausende Abenteuer zu theilen. Der Jüngling ließ sich die Kirchthür und die Gruft genau bezeichnen, versah die Laterne mit einem längeren Lichtende, lud die unbegreiflich leichte Last auf seine Schultern, und verließ das Schulhaus. Es schlug ein Viertel auf Eins, als er zur Thür heraustrat, und die Frau Schulmeisterin deutlich rufen hörte: „Na, wenn sie den nur nicht da behalten!" Er ging. — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Gespräche Napoleon's mit Canova, im Jahr 1810.

(Fortsetzung.)

Napoleon machte nun die Frage: ob das Haus Borghese große Ausgaben für Ausgrabungen gemacht hätte. Ich antwortete, daß dieselben sehr mäßig gewesen seyen, und daß es solche Arbeiten gewöhnlich nur in Gesellschaft mit Andern unternähme, und diesen dann ihren Theil an der Ausbeute abkaufe.... Bey dieser Gelegenheit suchte ich dann den Grundsatz, daß das römische Volk ein heiliges Recht an alle Kunstschätze habe, die man in seinem Gebiete vorfinde, möglichst einleuchtend darzustellen, in Folge dessen denn auch weder die Familien des Landes, denen diese Schätze entweder als Familieneigenthum seit Jahrhunderten angehören, noch die Päpste dieselben außer Landes schicken könnten, indem sie als ein dem Boden selbst angehörendes Gemeingut zu betrachten wären. — „Ich „habe die borghesischen Statuen um fünfzehn Millionen

„gekauft .... wie viel aber wird der Papst wol jährlich „für die Künste ausgeben? Etwa hunderttausend Tha: „ler?“ — Nicht so viel, denn er ist jezt sehr arm. — „Man kann also um geringere Summen schon schöne Dinge „erhalten.“ — Ganz gewiß.

Hierauf kam er auf die kolossale Statue *) zu spre: chen, die ihn vorstellte, und welche ich gearbeitet habe. Es schien mir nach seinen Aeußerungen, als hätte er sich lieber im modernen Sinne gekleidet gesehen. Ich antwor: tete: Gott selbst hätte nichts Gutes hervorbringen können, wenn er Ew. Majestät so hätte darstellen wollen, wie Sie hier gekleidet sind, mit Beinkleidern, Stiefeln u. s. w. Die Bildhauerkunst hat, wie alle andere Künste, einem Styl des Erhabenen zu folgen, und dieser besteht im Nack: ten, oder einer demselben angemessenen, von unserer Kunst angenommenen, Draperie. Ich führte zum Be: weis einige Beyspiele aus den Dichtern und Denkmalen der Alten an. Der Kaiser schien dadurch überzeugt zu wer: den. „Allein, fragte er, indem er auf eine Reiterstatue von ihm selbst überging, die ich eben in Arbeit hatte, und von welcher er wußte, daß sie drapirt wäre: „warum ma: „chen Sie diese nicht auch nackt?“ — Ich erwiederte, daß diese im heroischen Kostüm gegeben seyn müsse, und daß es nicht thunlich sey, sie nackt zu lassen, weil sie den Kai: ser in dem Augenblick vorstelle, wo er zu Pferd als Be: fehlshaber vor seinem Heere stehe. Ich fuhr fort, daß dieß bey den Alten schon so Sitte gewesen, und auch jezt noch so angenommen geblieben sey. Die alten Könige von Frankreich in ihren Reiterstatuen wären alle so dargestellt, wie auch Joseph II. zu Wien. — „Haben Sie die Bronze: „Statue des Generals Desaix **) gesehen? sagte er nun; „sie scheint mir schlecht gemacht, die Leibbinde sogar lä: „cherlich.“ Eben wollte ich antworten, als er fortfuhr: „Ich will nach Rom eilen!“ — O wie sehr verdient die: ses Land, von Ew. Majestät besucht zu werden, antwortete ich; wie viele Gegenstände werden Sie nicht finden, wür: dig genug, die Phantasie eines Helden anzufeuern, das Kapitol, das Forum Trajan's, die Via sacra, die Säu: len, die Triumphbogen u. s. w. Nunmehr suchte ich ei: nige der merkwürdigsten Bauwerke des Alterthums zu be: schreiben, besonders aber die Via Appia (die appische Straße) von Rom nach Brindisi, zu beyden Seiten mit Grabmälern besezt, wie auch die andern Konsul:Straßen. — „Nun was ist denn daran so Erstaunungswürdiges, sagte er, Sie waren ja Herren der Welt, diese Römer.“ — Ja, das war aber nicht die bloße Macht, erwiederte ich, sondern der Geist der Italiener, ihre Liebe für das Große, welche so herrliche Dinge hervorbringen konnten. Wollen Ew. Majestät nur an das denken, was die Flo: rentiner, was Venedig gethan hat, welche beyde doch nur ein so kleines Gebiet hatten. Jene hatten den Muth, die so erstaunenswürdige Kathedrale zu erbauen, indem sie, zu Bestreitung des Aufwandes, die auf der Fabrikation der Wolle ruhenden Abgaben nur um einen Heller für das Pfund erhöhten; eine Erhöhung, die hinreichend war, um die Kosten dieses Baues zu decken, welchen keine Regierung der neuern Zeit hätte ausführen können. Gleichfalls ließen sie durch Ghiberti die Bronze: Thüre von St. Giovanni um vierzigtausend Zechinen ausführen, eine Summe, die mehrern Millionen unserer Franken gleich kommt. Ew. Majestät ersehen hieraus, wie ge: werbsthätig und großartig ihr Sinn zu gleicher Zeit war. —

Dieß war ungefähr der Inhalt meiner ersten Unter: haltung, worauf ich den Befehl erhielt, die Statue der Kaiserin zu beginnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Diese Statue erhielt nie Bonaparte's Beyfall. Als er diese athletischen Formen, welche man ihm gegeben hatte, zum Erstenmale sah, soll er gesagt haben: „Glaubt denn Canova, „daß ich meine Eroberungen mit Faustschlägen mache.“ Sie wurde nie aufgestellt und blieb in den Sälen des Louvre lange Zeit verhüllt, bis sie endlich im Jahr 1815 Eigenthum des Herzogs von Wellington geworden ist.

**) Auf dem Platze de la Victoire, wo sie durch die Statue Ludwig XVIII. ersezt worden ist.

Korrespondenz:Nachrichten.

Paris, 29. November.

Für die gebildeten Pariser ist eine Sitzung der Académie françoise, wenn sie neue Mitglieder aufnimmt, immer eine wichtige Angelegenheit, der sie beyzuwohnen gewiß nicht ver: säumen, wofern sie nur irgend ein Mittel haben, hinauszukom: men. Daher war denn auch der große Saal des königlichen Instituts vorigen Donnerstag gedrängt voll, als der Erzbischof von Paris und der Dichter Soumet ihre Antrittsreden halten sollten. Für das Publikum wird die Sitzung ja angeordnet, folglich kann das Publikum nicht umhin, der Einladung zu fol: gen. Für den Nichtpariser ist und bleibt es aber immerhin ein sonderbarer Gebrauch, daß der neuaufgenommene Akademiker öffentlich auftreten und ein Pröbchen seiner Redekunst ablegen muß, was dazu dienen soll, die Wahl der Akademie vor den Augen des Publikums zu rechtfertigen. Unwürdig aber ist es, daß der Neueingeweihte die Akademie in Summa lobt, und dann obendrein noch jedem Akademiker insbesondere Weihrauch streut, und daß es ihm hernach der Präsident, oder, wie er bey der Académie françoise heißt, der Director in reichlichem Maße wieder vergilt; die rechte Proportion, und überhaupt die Rich: tigkeit des Lobes wird nicht in Erwägung gezogen, es kommt nur auf den zierlichen Ausdruck an; wenn dieser da ist, so klatscht das gutmüthige Publikum den wechselseitigen Kompli: menten so eifrig Beyfall, als ob es im Parterre des Théâtre français säße, und die Comédiens du Roi etwas Hübsches sagten oder spielten. Die dießmaligen Komplimentenmacher waren, wie gesagt, der Erzbischof von Paris und der Dichter Soumet; Auger, als diesjähriger Director der Akademie, hatte das Geschäft des Beantwortens und Gegenkomplimentirens.

Die Rede des Erzbischofs glich einer guten Predigt, wie ein Haar dem andern, und hätte auch fast eben sowol in einer Kirche gehalten werden können, wenn der Redner nicht einen starken politischen Zug eingestreut hätte. Er strich nämlich gewaltig den Hrn. v. Chateaubriand heraus, und machte ihm seine Ungnade bey seinen vormaligen Kollegen, den HH. Ministern, zum übergroßen Verdienst. Da nun Chateaubriand durch die von den übrigen Ministern erlittene Begegnung und durch seine lezten Broschüren, besonders durch diejenige wider die Censur, populär geworden ist, so ergriff das Publikum diese Gelegenheit, um dem Exminister auf das unbändigste seinen Beyfall zu zollen. Beynahe fünf Minuten lang wurde die Rede des Erzbischofs unterbrochen, und immer ging die Beyfallbezeigung wieder an. Diese Sitzung war ein förmlicher Triumph für Chateaubriand, und eine kleine Entschädigung für sein Ausstoßen aus dem Ministerrathe; allein dieser mochte denken: klatscht ihr nur zu; herausklatschen werdet ihr uns doch nicht. Am folgenden Tage verfehlten die unabhängigen Blätter nicht, großes Aufsehen von diesem Vorfalle zu machen, und die besoldeten Blätter suchten ihn so gut zu verstellen, als sie manche andere Begebenheit zu verstellen pflegen. Auger in seiner Antwort strich nun auch gewaltig den Hrn. Erzbischof heraus als die Quintessenz aller Tugenden, und da er nichts Literarisches an ihm loben konnte, da der Hr. Erzbischof kein Literator ist, so lobte er ihn, daß er (wie Chateaubriand) sich der vorgeschlagenen Herabsetzung der Staatsrenten in der Pairskammer widersezt habe. Nun bekam auch der Hr. Erzbischof seinen Antheil am Beyfalle des Publikums. Man rechnet es ihm zum Lobe an, daß er kein Jesuit ist, vor denen man die größte Furcht heget. Auch kein Ultramontaner ist der Hr. Erzbischof; aber übrigens hat er die bigotten Ansichten der Pariser Klerisey, und erst einige Tage vor der Sitzung der Akademie hatte er zu Surenne, einem Dorfe neben Paris, wo neulich eine Monstranz gestohlen worden war, eine Menge von sogenannten Söhnungs-Ceremonien verrichtet und verrichten lassen, wie sie vor einem Jahrhundert in katholischen Ländern, besonders in den recht finstern, üblich waren, und in der lezten Session der Kammern hatte er kaum die vorgeschlagenen harten Strafen wider den Kirchendiebstahl hart genug gefunden, und behauptet, die Diebe, welche katholische Kirchen bestehlen, müßten weit strenger bestraft werden als diejenigen, welche nur protestantische berauben. Dieß Alles haben aber die Pariser schon vergessen, wie sie so manches Andere vergessen, und gedenken nur des Antheils, den der Hr. Erzbischof an der Verwerfung des Gesezvorschlags in Betreff der Herabsezung der Staatsrenten genommen hat. Hrn. Auger ist es auch fast als ein Beweis von Muth angerechnet worden, daß er, als unterthäniger Diener des Ministeriums, der sich einmal sogar zum Censor hat brauchen lassen, was andere Akademiker nicht seyn wollten, es hier wagte, den Erzbischof wegen seiner Opposition zu loben.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Rheinland-Westphalen.

(Beschluß.)

Das gesellige Leben in den Rheinprovinzen war seither in den meisten Städten mit vielem Luxus verknüpft, doch scheint ein Geist der Einfachheit und Sparsamkeit wieder durchzubringen. — In Aachen ist vom Baumeister Cremer ein neues Theater erbaut, dessen Riß vom Oberbaurath Schinkel in Berlin noch einige Verschönerungen erhielt. In Köln sind die Theaterpreise erhöht, um einen Beytrag zur Armenkasse zu geben. Der Zuschuß zu Armenbedürfnissen, den diese Stadt leistete, beträgt nach einem zweyjährigen Durchschnitt die bedeutende Summe von 30,000 Thaler jährlich. In dieser durch Fonks Prozeß in der Kriminalgeschichte Rheinlands düster hervortretenden Stadt ist, so wie in Aachen und Koblenz, die Guillotine nach zwölfjähriger Ruhe wieder in Thätigkeit gesezt worden. — Unsere Buchhandlungen, besonders die in Essen, Hamm und Münster, sind thätig und unternehmend. Von Immermann, dem Verfasser der bey ihrem ersten Erscheinen gefeyerten Trauerspiele, Ronceval, Edwin und Petrarka, ist kürzlich (Hamm bey Schulz und Wundermann) ein Lustspiel: das Auge der Liebe, und eine Uebersezung des Ivanhoe erschienen, welcher eine ästhetische Parallele zwischen Scott und Shakespeare vorangeht. Die Uebertragung des berühmten Romans ist die vierte, welche in unserer Sprache erscheint. Der Rheinisch-Westphälische Volkskalender, der in Hamm herauskommt, entspricht seinem Zweck, ein unterhaltendes und belehrendes Buch für das Volk zu seyn. Zum Besten der evangelischen Gemeinde zu Saarn läßt der Freyherr von Kurowsky-Eichen einen Theil seines größern Werkes, die Sonnentempel des deutschen Nordens genannt, erscheinen, welches den Untergang der lezten Odinskirche, oder Preußens Ausdämmerung zum Christenthum schildert. Der Ertrag dieses Werkes ist zur Errichtung der neugestifteten Kirche dieser Gemeinde bestimmt, die anfänglich eine unter dem Schutz des großen Kurfürsten errichtete Kapelle war, und jezt zu einem Filial der Mutterkirche zu Mühlheim an der Ruhr mit sonntäglichem Gottesdienst erhoben wurde. Ein wichtiges historisches Werk über die Vehmgerichte von Dr. Wigand ist unter der Presse, die erste Abtheilung auch schon gedruckt, aber noch nicht in den Buchhandel gekommen; es werden darin die abenteuerlichen Vorstellungen von diesem ehrwürdigen Rechtsinstitut des Mittelalters berichtigt, das anstatt, wie uns Dichter und Dramatiker glauben machten, in tiefer Nacht seine Sitzungen zu halten, gerade das hellste Tageslicht und die größte Oeffentlichkeit dazu wählte.

Noch verdient Erwähnung, daß sich als Nachklang der Frauenvereine in den Kriegszeiten in den meisten Städten Westphalens Mädchenvereine gebildet haben, welche die niedlichsten weiblichen Hand- und Kunstarbeiten verfertigen, und die durch Verloosung derselben eingehenden Gelder zur Erziehung armer Kinder verwenden.

E.

Auflösung des Räthsels in Nr. 303:

Augenbraunen.

Charade.

Die Freude ist nur selten rein,
Wie täglich man erfährt;
Es mischt sich meist das Erste drein:
Ein Sprichwort dieß bewährt.

Geräusch kann jezt das Zweyt' und Dritt' —
Jezt dein Betragen seyn;
Jezt nennet man den Staat damit,
Jezt schließt's die Gottheit ein.

Das Ganze ist Bekümmerniß,
Auch ist es Trübsal, Schmerz;
Und oft erdrückt als Reue dieß
Das schwer beklemmte Herz.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 310.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 27. December 1824.

Nein, nicht verlassen hast du mich,
Und meine Augen, einsam schweifend,
Auf Erden dich nicht mehr ergreifend,
Sie fanden in dem Himmel dich!

Erinnerung*).

Von Alphonse de la Martine.

(Aus dem Französischen übersezt von Gustav Schwab.)

Vergebens folgt ein Tag dem Tag,
Sie fliehn, und keine Spur ist blieben; —
Du lezter Traum von meinem Lieben,
Nichts ist, das dich verlöschen mag!

Die raschen Jahre seh' ich wallen,
Sie thürmen hinter mir sich auf,
Die Eiche so ringsum zu Hauf
Sieht ihre welken Blätter fallen.

Die Stirne Silber mir umschlingt,
Mein abgekühltes Blut fließt träge,
Wie jene Quelle dort am Wege
Des Nordwinds eis'ger Athem zwingt.

Dein Bild nur, jung und ohne Fehle,
Verschönert durch der Sehnsucht Schmerz,
Bewahret unergraut mein Herz,
Und zeitlos ist es, wie die Seele.

Nein, nicht verlassen hast du mich,
Und meine Augen, einsam schweifend,
Auf Erden dich nicht mehr ergreifend,
Sie fanden in dem Himmel dich!

Und dort erblick' ich dich noch immer
In jener Stunde Glanzgestalt,
Wo du zum ew'gen Aufenthalt
Flogst mit der Morgenröthe Schimmer.

Ja, deiner Schönheit reines Kleid,
Mit dir gen Himmel durft' es schweben;
Die Augen, drin erlosch das Leben,
Sie strahlen von Unsterblichkeit!

Noch spielt mit deines Haares Wallen
Des Westes Hauch in Liebeslust,
Und wieder seh' ich auf die Brust
Dir seine dunkeln Flechten fallen.

Gemildert noch dein Antlitz bebt
Dir aus des Schleyers schwankem Schatten,
Wie sich die Dämm'rung aus dem matten
Gewölk der Morgenschleyer hebt.

Vergänglich ist des Tages Blüthe,
Es steigt und sinkt der Sonne Pracht,
Doch meine Lieb' hat keine Nacht,
Und ewig strahlst du dem Gemüthe.

Dich hör' ich, dich erblick' ich, du
Bist in den Wolken, in der Wildniß,
Die Welle sendet mir dein Bildniß,
Der Zephyr haucht dein Lied mir zu.

Und wenn der Schlaf die Welt verdüstert,
Und hör' ich seufzen dann den Wind,
So däucht mir, daß es Worte sind,
Voll heil'gen Sinns, von dir geflüstert.

Labt mich der Himmel goldne Zier,
Der Nächte Schleyer, licht-durchflimmert:
Der Stern, der dann am klarsten schimmert,
Der wird zu deinem Bilde mir.

Und wenn der Athem der Zephyre
Mich mit der Blumen Dufte tränkt,
In ihren Wohlgeruch versenkt
Ist es dein Athem, den ich spüre.

*) Aus einer Auswahl von metrischen Uebersezungen Lamartinescher Gedichte, die zur Ostermesse 1825 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen werden.

Wer trocknet meiner Thränen Flut,
Wenn ich mit heimlichem Gebete
Zu tröstenden Altären trete?
Ist's deine Hand nicht, die es thut?

Du wachest, wenn ich schlummr', im Dunkeln,
Und deine Flügel ruhn auf mir;
Und jeder Traum, er kommt von dir,
Süß, wie Verklärter Blicke funkeln.

Und knüpfte mir dein Finger los
Das Band, das meine Tage weben,
O du, mein halb, mein himmlisch Leben,
Erwachen würd' ich dir im Schoos.

Ja, wie vom Morgenroth zwey Strahlen,
Wie zwey vermischter Seufzer Hauch,
Sind Eines unsre Seelen auch,
Und ich — ich frage noch von Qualen?

Gespräche Napoleon's mit Canova, im Jahr 1810.

(Fortsetzung.)

II.

Den 15. Oktober fing ich die mir aufgetragene Arbeit an, und erhielt mehrere Sitzungen nach einander, bey welchen ich Gelegenheit hatte, mit dem Kaiser über verschiedene Gegenstände sprechen zu können, weil er während derselben immer sein Frühstück nahm und von jeder Beschäftigung frey war. Der Hauptinhalt dieser Gespräche war kurz der folgende:

„War die Luft Roms in den Zeiten der Alten eben „so schlecht und ungesund, wie in unsern Tagen?" — Allem Anschein nach, erwiederte ich; denn nach dem, was die Geschichtschreiber sagen, erfährt man, daß die Alten sich durch Wälder und Gehölze, deren Bestand unberührt blieb, und welche sie heilige nannten, dagegen zu schützen suchten; auch mochte die außerordentliche Menschenmenge in jener Zeit die nachtheiligen Folgen dieser Landplage bedeutend vermindern. Ich erinnere mich, bey Tacitus gelesen zu haben, daß Soldaten von dem aus Deutschland zurückkehrenden Heere des Vitellius erkrankten, weil sie im Vatikan geschlafen hatten. . . . Sogleich klingelte der Kaiser, um sich von seinem Bibliothekar Tacitus Geschichtbücher bringen zu lassen; allein wir konnten die Stelle nicht sogleich finden, und erst später konnte ich ihm mein Exemplar mit Bezeichnung jener Stelle zusenden. Er bemerkte hiebey, daß alle römischen Krieger, welche aus entfernten Ländern in ihre Vaterstadt zurückkehrten, das erste Jahr gewöhnlich erkrankten, sich aber nachher wieder wohl befanden. — Indem er so von Rom sprach, suchte ich ihm eine Schilderung von dem Zustand dieser Stadt zu machen, wie alles Leben dort darniederliege, und schloß mit der Bemerkung, daß jenes Land sich ohne seine mächtige Hülfe nicht wieder erheben könne. Daß, seitdem der Papst von dort entfernt lebe, auch alle fremde Gesandten, vierzig Kardinäle, mehr als zweyhundert Prälaten, und überdieß eine noch größere Zahl von Domherrn und andern geistlichen Angestellten von dort weggezogen seyen. Daß in Folge dieser Auswanderung nun bald das Gras in den Straßen wachsen werde. Nur der Weltruhm Sr. Majestät gäbe mir ein Recht, so offen mit ihm zu sprechen, und ihn zu bitten, dem totalen Geldmangel zu Hülfe zu kommen, an welchem Rom jezt leide, während sonst von allen Seiten dorthin Geld geflossen sey. — „Aber, erwiederte der Kaiser, dieser Geldzufluß war in „der lezten Zeit durchaus nicht mehr beträchtlich, und der „Bau der Baumwolle sollte dagegen jezt bedeutend ein„tragen." — O nur wenig, erwiederte ich; Lucian allein hat einen Versuch mit diesem neuen Zweig des Ackerbaues gemacht. Rom entbehrt Alles, Alles, und nur der Schutz von Ew. Majestät kann ihm helfen. — „Nun, wir wol„len es zur Hauptstadt Italiens machen, sagte er lä„chelnd, und noch Neapel damit vereinigen; was sagen „Sie dann? Werden Sie alsdann zufrieden seyn?" — Die Künste, erwiederte ich, könnten für Rom das Mittel des blühendsten Glückszustandes werden; allein die Künste liegen ihrer Seits gleichfalls ganz darnieder, außer Ew. Majestät und der kaiserlichen Familie gibt den Künstlern Niemand zu arbeiten. Die Religion, welche zum Flor der Künste sonst so Vieles beygetragen hat, die Religion selbst zeigt sich lau und schläfrig. Ich suchte hier mit dem Beyspiel der Egypter, Griechen und Römer zu beweisen, daß, wo die Künste geblüht hätten, es zu allen Zeiten und aller Orten die Religion gewesen wäre, der sie ihren blühenden Zustand verdankt hätten; ich bemerkte, welch ungeheure Summen zu Erbauung des Parthenon's, der Statuen des olympischen Jupiters und der Minerva u. s. w. verwendet worden seyen; daß die Sieger den Göttern ihre eigenen Bilder dargebracht hätten, wie nicht minder die Courtisanen; auch bey den Römern sey dieß Sitte gewesen; mit ihrem Namen habe die Religion alle ihre Werke und Handlungen heiligen und ihnen höhere Bedeutung geben müssen, wie uns ihre Gräber, Statuen und Theater bewiesen u. s. w. u. s. w. So fort führte ich auch die Meisterwerke neuerer Kunst an, deren Schöpferin die Religion war, als die St. Markuskirche zu Venedig, die Kathedralen von Pisa und Orvieto, das Campo Santo von Pisa und andere Wunderwerke ohne Zahl, voll der herrlichsten Bildhauer- und Malerarbeiten. Ich schloß mit dem Satz, daß alle Religionen die Künste beförderen, und mehr und in höherem Sinne als alle andern die katholische, indem sich die Protestanten mit dem einfachsten Bethause und einem bloßen Kreuze begnügen, und also der Kunst auch keinen religiösen Schwung geben. — „Es ist wahr," wiederholte der Kaiser, indem er sich gegen die Kaiserin Marie Louise wandte, „die Religion be„fördert die Kunst, und die Protestanten haben nichts „Schönes aufzuweisen." (Die Fortsetzung folgt.)

Die Brockenreise.

(Fortsetzung.)

„Nun, Floren, hast du die Bestattung vollbracht?" rief Wendel, als Hugo wieder in das Zimmer trat. — „Aber, Mensch, wie siehst du aus?" schrie ihm Frieß entgegen. — „Wie der Tod selbst! betheuerte Leßler. Ist dir etwas begegnet?" — „Freunde! sprach Hugo, lacht mich nicht aus; aber ich versichere euch, der Marsch auf den Montmartre war leichter, als der heutige. Mir ist nichts begegnet, aber . . ." — „Bruder, ich kann's mir denken! rief Frieß; solch ein Ungethüm auf dem Rücken, der einzig Lebendige in der Todtenwohnung — ich will den sehen, der ohne Knieschlottern von solch einem Marsch zurück kehrt!"

Eine weiche Streu empfing die Müden.

„Floren, hat mir's geträumt, oder schrie'st du in der Nacht wirklich?" fragte Wendel am Morgen den Späterwachten. — „Mir that der Kopf etwas weh!" antwortete Hugo, und griff schnell nach Stiefel und Rock, denn seine Gefährten saßen, schon völlig angekleidet, um das Frühstück. — „Kopfweh? rief Frieß; für solche Uebel hat uns die Frau Kollegin ein kapitales Hausmittelchen aufgetischt. Sieh, dieser Kaffee hat unfehlbar alle Eigenschaften, Wallungen zu stillen, und das sprudelnde Blut zu beruhigen. Zwey Tassen nüchtern, mit hinlänglichem Syrup, zwey Stunden darauf ein Glas Wasser: probatum est!"

Da trat der Herr Schulmeister ein, nahm Dank und Vergeltung in Empfang, und begleitete seine aufbrechenden Gäste bis vor das Dorf hinaus. Träumend folgte, sonst der Lebendigste von Allen, jezt wie gelähmt, Hugo den Freunden. Diese, deren allgemeiner Liebling der kräftige, gutmüthige Jüngling war, schoben seine Verstimmung auf den Eindruck der nächtlichen Wallfahrt in die Gruft, seine Mattigkeit auf die unterbrochene Nachtruhe, und erboten sich, ihm sein kleines Gepäck abzunehmen. Er aber lehnte das Anerbieten seiner Freunde ab, und schritt, sich selbst bezwingend, anscheinend wohlgemuth, mit ihnen fürder.

Gegen Abend lag Reichenfelde vor ihnen, und mit jubelndem Empfang begrüßten sie die erwartenden Freunde. „Wer ist denn euer Begleiter?" fragte Frieß, auf einen bejahrten Mann deutend, welcher herzliche Theilnahme an der allgemeinen Freude verrathend, den neuen Reisegefährten anzugehören schien. — „Mein Vater, antwortete der Referendar Glennow, Prediger in Rabausen!" und wohlwollend begrüßte der Greis die Freunde seines Sohnes." — „Prediger in Rabausen? rief überrascht Hugo; also auch in Uchtdorf?" — „Auch in Uchtdorf! bestätigte der Prediger; darf ich fragen, welches Interesse Sie an meinem Amtverhältniß zu Uchtdorf nehmen?" — Die Freunde erzählten ihr Abenteuer der lezten Nacht, und baten den freundlichen Alten um einige nähere Nachrichten von der Mumie. — „Da bedaure ich, meine Herren, entgegnete der Prediger, daß ich Ihre Neugier nicht völlig befriedigen kann, denn ich selbst weiß nur wenig aus dem Leben jener merkwürdigen Leiche. Die Chronik der schrecklichen Zeit, in welcher sie lebte und endete, ist, leider! dürftig und unvollständig. Indeß, was mir davon bekannt ist, das will ich Ihnen gern mittheilen. Für jezt bitte ich Sie, mir in das Haus meines Freundes, des hiesigen Amtmanns, zu folgen, welcher mir den Auftrag gegeben hat, Sie sämmtlich zu sich einzuladen."

Ein froher ländlicher Familienkreis empfing die Jünglinge. Als nach der eingenommenen Abendmahlzeit Alt und Jung um den großen runden Tisch in traulichem Gespräche saß, da fing Hugo an, fast ängstlich, in den Prediger zu dringen, und jezt von ihm die Mittheilung über die Mumie zu erbitten. Der freundliche Amtmann und die Seinigen, nachdem sie das Ereigniß der vorigen Nacht erfahren und Hugo nicht wenig angestaunt hatten, forderten ebenfalls den Hausfreund zur versprochenen Erzählung auf. Dieser hub nun, von allen Seiten bestürmt, folgendermaßen an:

„Diese Frau von Floren . . ." —

„Von Floren?" unterbrach die fast einstimmige Frage den Erzähler.

„Ja, von Floren, meine Herren! fuhr der Prediger fort. Wie kömmt es, daß dieser Name sie so allgemein befremdet? Meines Wissens ist die Familie ausgestorben. Dieser Name . . ."

„Es ist der meinige!" stammelte Hugo.

„Der Ihrige? fragte der Prediger verwundert; Sie sind der Erste dieses Namens, welcher mir vorkommt! — Diese Frau von Floren, von welcher ich jezt rede, ist im Schlosse zu Uchtdorf im dreyßigjährigen Kriege eines traurigen Todes gestorben. Ihr Gatte war ihr vorangegangen; er starb, nach meiner Chronik, gleichzeitig mit dem Herzog Christian von Braunschweig, also im Jahr 1626. Von ihm ist keine Spur weiter zu finden. Die junge Wittwe, welche mit einem kleinen Söhnlein zurück blieb, war allen nur ersinnlichen Gefahren ausgesezt, und es wäre unbegreiflich, warum sie diesen gefährlichen Aufenthalt in dem einsamen Schlosse nicht verlassen hat, wenn man nicht die eben so geringe Sicherheit erwöge, welche damals die Städte darboten. Auch blieb die Wittwe so ziemlich ungefährdet, bis nach der Leipziger Schlacht. — Da fielen Nachzügler des geschlagenen kaiserlichen Heeres in's Schloß, zertrümmerten Alles, was sie nicht mit fortschleppen konnten, mordeten das Hausgesinde, und sollen, weil ihre Beute nicht dem Reichthum entsprach, in dessen Rufe die Grundfrau stand, diese so lange gemartert

haben, bis sie ihre Henker in einen, jezt nicht mehr aufzufindenden Keller geführt, woselbst sie ihren Schaz vergraben zu haben vorgab. Indem die Mordbrenner hier suchen, erklingt im Dorfe eine Trompete, und siehe da — ein Geschwader schwedischer Reiter bringt ein in das Schloß. Ein fürchterliches Gemezel fällt im Keller vor, die unglückliche Frau erhält einen Hieb in die Schläfe, und die Schweden sollen, nachdem sie Meister des unterirdischen Schlachtfeldes geblieben, den Mörder dort erhängt haben."

„Und das Kind, der junge Floren?" fragte Hugo fast zitternd.

„Das Kind, erzählte der Geistliche weiter, war verschwunden; doch ist nach langen Jahren ein alter Diener des Schlosses wieder zum Vorschein gekommen, welcher die Nachricht verbreitet hat, das Kind lebe noch. Die unglückliche Mutter habe es im Anfange des Blutbades ihm gegeben, sich vom Halse ein gehenkeltes Goldstück, einen sogenannten Rabendukaten, abgerissen, und dieses dem Kleinen umgehängt. Er sey mit dem Kinde entkommen, habe sich von Dorf zu Dorf gebettelt, und endlich einen sächsischen Grafen angetroffen, welcher ein Kriegsheer angeführt. Dieser habe sich des Kindes erbarmt, es auf seine Güter geschickt und den Diener mit einem Geschenk entlassen. — Weiter, meine Herren, sagen die Chronikschreiber nichts, und folglich ist hier auch mein Wissen am Ende."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 29. November.

(Beschluß.)

Darauf kam die Reihe des Redeführens an den zweyten Kandidaten, den Dichter Soumet: dieser hielt keine Homilie wie der Hr. Erzbischof, sondern redete von Trauerspiel und Lustspiel, wie es einem Dichter geziemt, jedoch ohne die schimmernde Eleganz, welche man in Paris von einer akademischen Rede verlangt; dagegen war Auger in seiner Antwort desto prunkender, und verfehlte auch dießmal nicht, Goethe und Schiller herabzuwürdigen, indem er die Namen ihrer Gedichte auf eine burleske Art aussprach und frug, ob man solche Werke mit den klassischen Meisterstücken der französischen Literatur vergleichen könne. Das Publikum fand dieß recht hübsch und auch die Journale haben den Direktor der Akademie wegen seines „guten und reinen Geschmackes" höchlich gelobt. Nur ein einziges Blatt, der Globe, der auch fremde Literatur zu schäzen weiß, hat bemerkt, ein Redner verdiene mehr Mitleiden als Beyfall, wenn er die Schriftsteller seiner Nation nicht anders loben könne, als wenn er die großen Schriftsteller des Auslandes Frazenschneider nenne, und daß die Herabwürdigung fremden Ruhmes kein reiner Geschmack, sondern eine Unanständigkeit sey. Vergelte es der Himmel dem Globe, daß er den Muth hat, nicht wie alle andere den Stein aufzuheben und gegen die Romantik zu schleudern. Indessen hat doch neulich das Pariser Publikum einen Gerechtigkeitsakt ausgeübt, und sich der bedrängten Romantik angenommen. Ein Dichter, Namens Merville, hatte, wie alle Andere, einen Beruf in sich gefühlt, den „klassischen Geschmack" zu vertheidigen, und die Romantik lächerlich zu machen. In dieser guten Absicht hatte er einen deutschen Romantiker zum Haupthelden eines Lustspiels gemacht, und ihm den Namen Nebelkopf gegeben. Der Abenteurer schleicht sich in ein Pariser Haus ein, gibt sich für einen Junggesellen aus, wiewol er Wittwer und Vater mehrerer Kinder ist. Die Frau vom Hause nimmt er durch romantische Phrasen ein; dem Hausherrn, der ein entschiedener Alterthümler ist, gefällt er durch seine Zuneigung zum Alten; nur die Tochter, warum es ihm eigentlich zu thun ist, kann er durch nichts gewinnen, da diese sehr ungehalten auf ihn ist, weil er einen geliebten jungen Vetter ganz aus dem Hause verdrängt hat. Kurz der deutsche Romantiker zeigt sich als einen gehässigen Intriganten und einen Chevalier d'industrie, ein Charakter, der uns Deutschen eben nicht eigen ist. Das Publikum mochte auch wohl das Ungereimte dieses Charakters fühlen, und fand so wenig Behagen daran, daß es schon bey den ersten Auftritten anfing zu pfeifen und zu zischen. Hiemit ging es crescendo, zulezt wollte das Parterre nichts mehr hören; das Stück konnte nicht ausgespielt werden, und der Vorhang mußte fallen. Dafür sey dem Parterre im Namen der deutschen Romantik gedankt! Auch hat sich eine Dame, Caroline de Montigny, die gewiß recht hübsch ist, der Deutschen schönstens angenommen, und zwar in einer poetischen Epistel, die sie der gelehrten Gesellschaft zu Cambray zugeschickt hat, und welche von dieser in die Sammlung der dießjährigen Preisschriften eingerückt worden ist. Partages-tu, ruft die Dichterin recht ehrlich Jemanden, den sie nicht nennt, zu:

Partages-tu l'erreur d'esprits et legers
Qui, sur l'anciens dictons, jugeant les étrangers
Pensent encore qu'au sein de ces pays antiques
Les peuples sont restés barbares et gothiques;
Qu'on végète, qu'on souffre et qu'on languit chez eux

u. s. w. Um nun dieses Vorurtheil, als ob man in Deutschland blos vegetire, leide und umherschleiche, zu widerlegen, nimmt sich die Caroline de Montigny die Mühe, Alles, was Deutschland Vorzügliches hat, herauszuheben: nur Eins mißfällt ihr darin, was auch schon manchem Fremden mißfallen hat, und das sich beynahe nur noch in Deutschland vorfindet, nämlich der Ahnenstolz. Diesen Stolz geißelt die Caroline beynahe mit satyrischen und gewiß wizigen Versen.

Sans doute, on voit encore d'antiques douairières
De leurs seize quartiers orgueilleuses et fières
Vantant leurs dignités, le tricot à la main.
D'autres se prévalent de leurs titres sans fin,
Qui d'un modeste nom qu'on eut appris sans peine
Font un discours qui met aux vrais discours la chaine:
Mais graves ou plaisans, surannés ou nouveaux,
On n'apperçoit partout que paisibles travaux.

Der dritte Vers, welcher die deutschen adelichen Frauen „mit dem Strickstrumpfe in der Hand (richtiger mit den Karten in der Hand) ihre Würden preisend" schildert, hat dem Sekretär der Cambraer Gesellschaft so lustig geschienen, daß er ihn in dem voranstehenden Berichte als ein Muster komischen Wizes empfiehlt.

D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. December 1824.

Als Rom's Schwert zerbrach, blieb doch das Heft noch als aufgerichtetes Kreuz auf dem alten Kapitol stehen.

Wolfgang Menzel.

Gespräche Napoleon's mit Canova, im Jahr 1810.

(Fortsetzung.)

III.

Einen der folgenden Tage fiel unsere Unterhaltung auf einen delikateren Gegenstand, nämlich auf den Papst, die Päpste und ihre Regierung überhaupt. Bey dieser Gelegenheit wagte ich es, ziemlich starke Sachen zu sagen. Wie erstaunte ich aber, als Napoleon mich ganz geduldig anhörte. So schien es mir denn auch von dieser Zeit an, daß der Kaiser im Grund durchaus nicht tyrannisch gesinnt sey, sondern nur von denen verdorben werde, welche ihm schmeichelten und die Wahrheit verhehlten.

Das Gespräch kam nun auf Pius VII. *), meinen Wohlthäter, und ich hielt es für meine Pflicht, diese Gelegenheit nicht ungenüzt vorbeygehen zu lassen, und den Kaiser zu fragen: Warum söhnen sich denn Ew. Majestät nicht einigermaßen mit dem Papste aus? — „Weil," antwortete er, „die Priester gern überall befehlen, sich gern „in Alles mengen, und, wie Gregor VII., gern Alles „leiten wollen." — Jezt aber, sagte ich, ist dieß wol nicht mehr zu fürchten, da Ew. Majestät in Allem die höchste Gewalt in Händen haben. — „Die Päpste," fuhr er fort, „waren immer das Hinderniß, daß die italienische „Nation sich nicht erheben konnte, selbst als sie nicht „mehr Herren von Rom waren, wirkten sie noch nachtheilig „durch die Streitigkeiten der Colonna und der Orsini." — O gewiß, erwiederte ich, wenn die Päpste den Muth von Ew. Majestät gehabt hätten, so hätte es ihnen an günstiger Gelegenheit, ganz Italien unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, nimmermehr gefehlt. — „Aber eben dies„es thut noth," sagte er, mit der Hand an den Degen greifend, „eben dieses thut noth." — Sicher, sagte ich, auch haben wir es unter Alexander VI. gesehen, als der Herzog von Valentino mit dem Schwert in der Hand auftrat. Julius II. und Leo's X. Versuche in dieser Art waren nicht weniger erfolglos, allein zum öftesten erwählte man zu hoch betagte Greise zu Päpsten, und war auch einmal einer von ihnen kühn und unternehmend, so war sein Nachfolger doch wieder friedfertig und ruheliebend. — „Drum kann nur das Schwert helfen!" sagte er. — Aber doch nicht ganz allein das Schwert, sagte ich, sondern auch in etwas der Krummstab. Machiavel selbst wagte nicht zu entscheiden, ob es die Waffen des Romulus seyen, die mehr zur Vergrößerung und zum Ruhm Rom's beygetragen haben, oder die Religion Numa's; so wahr ist es, daß beyde Hand in Hand gehen mußten. Haben die Päpste sich nicht durch die Waffen Ruhm erworben, so haben sie doch so viele andere große Dinge vollbracht, daß ihnen die Nachwelt immer ihre Bewunderung zollen wird. — „Das große Volk, diese Römer!" rief der Kaiser aus.

*) Pius VII. hatte Canova zum General-Inspektor der schönen Künste zu Rom und zum Ritter ernannt.

— Gewiß war es ein großes Volk bis zum zweyten punischen Krieg, sezte ich hinzu. — „Cäsar war es, der „große Mann; nein, fuhr er fort, nicht Cäsar allein, „noch einige andere Kaiser, wie Titus, Trajan, Marc „Aurel . . . . immer, immer bleiben die Römer groß, „bis zu Konstantin. Die Päpste aber hatten Unrecht, die „Zwietracht in Italien stets zu unterhalten, und bey je„dem Anlaß Deutsche oder Franzosen in das Land zu ru„fen. Sie waren zum größten Theil nicht fähig, selbst „Krieger zu seyn, und so haben sie denn Vieles verloren." — Weil wir aber seit langer Zeit nun schon so elend sind, so werden Ew. Majestät gewiß nicht zugeben, daß unser Unglück noch vergrößert werde, denn wenn Sie uns nicht zu Hülfe kommen, so wird Rom in Kurzem das werden, was es zu der Zeit war, als die Päpste ihren Sitz nach Avignon verlegten. Vor dieser Zeit hatte es noch Ueberfluß an Wasser und Brunnen; nachher aber fielen die Wasserleitungen in Trümmer, man verkaufte das Wasser der Tiber in den Straßen, und — Rom ward zur Wüste. — Bey diesen Worten schien der Kaiser gleichsam gerührt zu seyn, und sagte mit Feuer: „Aber man will mir ja im„mer noch Widerstand leisten, unerachtet ich als Herr „von Frankreich, Italien und drey Viertheilen Deutsch„lands der Nachfolger Karl's des Großen bin. Wäre un„ser jetziger Papst das, was der Papst jener Zeit gewesen „ist, längst wäre Alles in Ordnung. Haben denn nicht „selbst Italiener, ich meyne die Venetianer, ihm den Ge„horsam versagt?" — Aber nicht auf dieselbe Art und Weise, wie Ew. Majestät, erwiederte ich, denn Sie, Sire, sind so groß und mächtig, daß Sie dem Papst wol ein Plätzchen anweisen könnten, wo er unabhängig und ganz frey das ihm anvertraute Amt verwalten könnte. — „Nun denn, lasse ich ihn denn nicht thun, was er nur „will, wenn er blos in Religionssachen befiehlt?" — Ja wohl, aber ihre Ministerien verfahren ganz anders. Sobald der Papst einen geistlichen Befehl ergeben läßt, der ihnen nicht gefällt, so wird er kassirt. — „Wie," erwiederte er, „stelle ich es den Bischöfen nicht lediglich an„heim, ihr Kirchenregiment zu führen, wie sie nur wol„len und es verstehen? Haben wir hier keine Religion? „Wer hat die Altäre wieder aufgebaut? wer die Geist„lichkeit beschüzt?" — Je religiöser aber die Unterthanen Ew. Majestät seyn werden, um so mehr werden sie auch von Gehorsam und Anhänglichkeit erfüllt seyn. — „Und das ist es eben, was ich bezwecken wollte, aber im„mer bleibt dieser Papst deutsch gesinnt!" sagte er hierauf, indem er die Kaiserin ansah, welche ihrer Seits erwiederte: „Und ich kann Sie versichern, daß ich in Deutschland immer hörte, er denke französisch." — „Er wollte, fuhr Napoleon fort, weder die Russen noch „die Engländer aus seinen Staaten ausweisen, und so „mußten wir uns denn zanken."

Nun ermuthigte ich mich und sagte, daß ich die vom Papst bekannt gemachten Papiere und Rechtfertigungen gelesen hätte, und daß, nach meiner Ueberzeugung, darin sehr gewichtige Gründe angeführt seyen. . . . In diesem Augenblick trat der Marschall Duroc ein, allein Napoleon unterbrach den Faden nicht und fuhr fort: „Ja, hat er „mich nicht selbst excommuniciren wollen? Und denkt er „denn nicht daran, daß wir am Ende es auch wie die Rus„sen oder Engländer machen könnten?" — Möchten Ew. Majestät meinen Eifer entschuldigen, allein das Glück, in Ihrer Nähe zu seyn, gibt mir den Muth, so offen zu sprechen, und darum erlaube ich mir die Bemerkung, daß eine Trennung dieser Art selbst nicht im Interesse Ew. Majestät seyn dürfte. Gott wolle Ihnen lange Jahre schenken; allein wäre nicht zu befürchten, daß später, im Fall einer Veränderung, irgend ein Ehrgeiziger aufstehen möchte, der, unter dem Vorwand der Sache des Papstes und der Religion, nur sein eigenes Interesse beabsichtigend, große Unruhen im Staate hervorbringen könnte? In kurzer Zeit werden Ew. Majestät Vater seyn, und darum muß die Zukunft fest begründet werden; darum beschwöre ich Sie, mit dem heiligen Vater, auf welche Art es sey, sich zu vereinigen. — „Sie wünschen uns also ausgesöhnt? „Das ist aber eben, was auch ich wünsche; aber bedenken „Sie, was die Römer waren, ehe sie Päpste hatten?" — Ew. Majestät sollten aber doch auch bedenken, wie religiös die Römer zur Zeit ihres größten Ruhmes waren. Diesen Cäsar, den man den Großen nennt, sah man auf den Knieen die Stufen des Kapitols hinaufklimmen, um im Tempel des Jupiters seine Andacht zu halten. Nie wurde, ohne vorher die Ausp'cien befragt zu haben, eine Schlacht geliefert; geschah dieß aber, und obwol mit siegreichem Erfolg, dennoch wurde der kommandirende Feldherr bestraft. Die Strafe des Marcellus für Vergehen gegen die Würde heiliger Dinge ist bekannt genug, eben so die Buße, die einem Konsul auferlegt ward, weil er die Ziegel eines Jupitertempels in Groß-Griechenland hatte wegnehmen lassen. Um Gottes Willen flehe ich Ew. Majestät an, die Religion und ihr Oberhaupt zu beschützen, und die schönen Kirchen Italiens und Roms in's Besondere zu bedenken. Wie viel süßer ist es nicht, sich Anbetung, als Furcht zu erwerben. — „Nun, das will ich „auch!" erwiederte er, und brach das Gespräch ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Brockenreise.

(Fortsetzung.)

Hugo, durch die Erzählung des Predigers nur gespannter, forschte weiter und fragte: „Wußte denn der Bediente nicht den Namen des sächsischen Grafen?" — „Er mag wol, doch meine Chronik schweigt davon, ant-

wortete der Prediger. Ich muß Ihnen nämlich bemerklich machen, daß der Geistliche, welcher uns jene Greuelscene überliefert hat, schon todt war, als der Diener wieder zurückkam, und daß sein Nachfolger wol nicht das Interesse an der ganzen Begebenheit genommen haben mag, welches sein Vorfahr verräth. Die Chronik fängt an sehr dürftig zu werden, und hat uns, statt Thatsachen, nur Spukgeschichten aufbewahrt." — „Ob man denn nicht dem Kinde nachgeforscht hat?" fragte Hugo wieder. — „Mein liebster Herr von Floren, erwiederte der Greis, Nachforschungen anzustellen war damals nicht so leicht, als heut zu Tage. Zeitungen gab es nicht, Posten waren noch fast unbekannt, und als der unselige Krieg ein Ende nahm, da war die Generation, welche um diese Begebenheit wußte, wahrscheinlich bis auf den lezten Mann unter der Erde, und eine neue da, welche die Sache nur vom Hörensagen kannte. Als endlich kein Erbe vorhanden war, da zog der Landesherr die Güter ein."

„Sie sprachen von Spukgeschichten, welche die Chronik erzählt, brach Hugo nach einer Pause das Schweigen. Sind Ihnen vielleicht einige derselben erinnerlich?" — „Ich muß gestehen, antwortete der Prediger, daß ich es kaum der Mühe werth gehalten habe, sie zu lesen, noch weniger, sie zu behalten. Mir ist nichts mehr verhaßt, als Mährchen im Gewande der Wahrheit, denn nichts ist geeigneter, thörichten Aberglauben fortzupflanzen." — „Sie verwerfen also durchaus, fragte Hugo, jede Möglichkeit einer übernatürlichen Erscheinung?" — Der Prediger maß den Fragenden mit ernsten Blicken. „Herr von Floren, sprach er, Sie haben sich durch Ihre gestrige Grabeswallfahrt zu vorurtheilsfrey bewährt, als daß ich diese Frage für mehr als einen Scherz halten sollte. Nun, ich scherze, troz meines Alters, auch recht gern. Aber — lassen Sie uns doch etwas von ihrer Familie wissen; ich bin neugierig, zu erfahren, ob Ihre Abstammung und diese Florensche eine und dieselbe ist." — „Mein Stammbaum, sprach Floren, verliert sich früh in Dunkel. Ich erinnere mich nur, gehört zu haben, daß unser kleines Familiengütchen, welches auf mich herab geerbt hat, das Vermächtniß eines Grafen von Stollberg ist, das seinem Pflegesohne, Maximilian Hugo von Floren, zu Theil wurde. Diesen betrachten wir als unsern Ahnherrn, weil wir von keinem frühern Floren etwas wissen. Sein Enkel, mein Urgroßvater, blieb in brandenburg'schen Kriegsdiensten bey Fehebellin. Mehr kann ich Ihnen nicht mittheilen, denn meine Eltern starben so frühzeitig, daß kaum das Wenige, welches ich Ihnen hier erzählt habe, in meinem Gedächtniß haften geblieben ist." — „Sonderbar! sprach der Prediger; es ist gar nicht unmöglich, daß Ihr Ahnherr der Sohn dieser Frau von Floren gewesen ist. Liegt Ihr Familiengut etwa in Sachsen?" — „Es lag, erwiederte Hugo, im Brandenburg'schen. Ich bin nicht mehr im Besitz desselben. Der feindliche Druck nach dem unglücklichen Kriege hat meinen Vormund gezwungen, es zu veräußern."

Die allgemeine Theilnahme äußerte sich deutlich in einem tiefem Schweigen. Hugo, von sichtbarer Unruhe ergriffen, verließ das Zimmer.

„Ich bin überzeugt, rief jezt der Prediger, der junge Mann ist der wirkliche Erbe von Uchtdorf! Doch wie steht das zu erweisen? Es ist unrecht, ihm so etwas in den Kopf zu setzen; ich mache mir schon Vorwürfe, nur auf diese Möglichkeit angespielt zu haben, denn ich fürchte, bey ihm ist kein Wort dieser Art verloren, er scheint einem Tiefsinn zugeneigt, welchem eine solche Idee gefährlich werden kann." — „Dem Tiefsinn? fiel Wendel ein; nichts weniger! Er ist der Heiterste, Leichtblütigste von uns Allen! Erst seit heute nehmen wir diese Verstimmung an ihm wahr." — Da horchten Alle hoch auf, denn laut hörten sie draußen rufen: „Ja, Mutter, morgen, morgen, beym ersten Licht des Tages!" — „Das war Hugo's Stimme!" rief Leßler, sprang hinaus, und fand den Vermißten unter den Bäumen vor der Thür. „Mit wem sprichst du denn hier um Mitternacht?" fragte Leßler. Hugo folgte, ohne zu antworten, dem Freunde mit verstörten Blicken in das Zimmer zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz=Nachrichten.

Schweiz, Ende Novbr.

Man kommt wahrlich manchmal in Versuchung, zu fragen, ob der Mensch in oder außer dem Staatsvereine mit mehr Feinden zu kämpfen habe. Außer demselben ist für den Einzelnen das der größte Trost, nach Kräften das Seinige gethan zu haben, in demselben will dieß nicht mehr ganz und in dem nämlichen Sinne ausreichen. Das Wirken im Vereine ist ein anderes. Bricht ein Element mit einer solchen Wuth über uns, wie das — zu Anfang dieses Monats, dem alle Dämme, Brücken, Schleußen rc. nach ihrem bisherigen Bestande nur Kinderspiel sind; so läßt sich freylich nicht viel sagen; mehr schon, wenn z. B. beym lezten Brande in Konstanz ein grösserer Theil der Stadt oder diese ganz verzehrt worden wäre, oder auch nur, wenn ein Dorf abbrennt, solche Fälle ausgenommen, wie der von Walperswyl am Bielersee, wo in vielen Häusern zugleich der Brand angelegt wird, oder wenn mehrere Elemente zugleich gegen des Menschen Bemühungen kämpfen. Ob aber der Unwille nicht allgemein und laut werden darf, wenn man schon seit mehr als einem halben Dutzend Jahren, Jahr aus Jahr ein, und zu allen Jahreszeiten über ein Uebel klagen hören muß, wie das der Wuth von Hunden, Katzen, Füchsen rc. ist? Um vor Ueberschwemmung gesichert zu seyn, wenn es nicht gerade eine Sündfluth ist, schlage man seine Wohnung in einer hohen Gegend, und da auf einem Berge auf, wie ich; brennt es in dieser, nun so rette man sich in's Freye; läuft man da aber Gefahr, von wüthenden Hunden, Katzen oder Füchsen angefallen, oder von einer wüthenden Kuh niedergestoßet zu werden? Wo dann hin? Zu den Jaloffen, oder zu den Maskarenen, auf die Lakediven oder Malediven? Man wäre vielleicht eben so sicher.

Die Polizey scheint nicht radical zu Werke zu gehen; denn

man sieht ja, wenn eins der genannten Thiere, an dem die Wuth wirklich ausbricht, wieder bedeutenden Schaden an Menschen und Vieh angerichtet hat, was es hilft, die gebissenen Thiere, die man nicht alle weiß und erwischt, todtschlagen, und die übrigen auf drey bis vier Wochen, oder meinetwegen auch auf zwey bis drey Monate an die Leine legen zu lassen. Der Uebertreter von diesen Geboten gibt es immer wieder genug. Läßt sich auf eine Zeit lang nichts mehr hören, so ist die Sache wieder gut. Nimmt denn das Geheime alle Kräfte in Anspruch? Ein Sirius V. würde schnell helfen. Die Vorkehrungspolizey, dieser wichtige Theil der Sicherheitspolizey, steht nur in der Theorie. Man lasse nur einmal mit sehr wenigen Ausnahmen einen allgemeinen Todtschlag an Hunden und Katzen, ein allgemeines Aufgebot zur höchst möglichsten Verminderung der Füchse anordnen, besonders zu gänzlicher Ausrottung der Luxushunde und Katzen, von denen doch das Uebel auszugehen scheint; sicher wird es besser. Verursache es auch einem Rittergutsbesitzer seiner Jagdhunde halber, einen Schaden von vierzig und noch mehr Louisd'or, nenne man mich auch einen Hunds- oder Katzen-Herodes, oder Beydes zusammen und mehr dazu; das Leben eines einzigen Menschen, das durch dergleichen Vorkehrungen erhalten wird, ist dieser Opfer schon werth. Nächst dem Wiedererwachen im Grabe ist der Tod durch Wuthgift nach meiner Ansicht für den Menschen das schrecklichste der physischen Schrecken auf Erden. Und nun bedenke man die vielen Opfer, die seit einigen Jahren nur in der Schweiz und Deutschland durch diesen Mangel an durchgreifenden Veranstaltungen gefallen sind. Man nehme nur aus den lezten Monaten die Frau in Augsburg, und den Mann in Radolphszell, welcher leztere von seinem Hunde nicht einmal gebissen, sondern an einer gerizten Stelle nur geleckt worden seyn soll. Man nehme nur die – erst im verwichenen September im Waadtlande wegen Biß von einem wüthenden Hunde getödteten Kühe, Ochsen und Hunde, und die Angst und die Schmerzen, welche der Mann und das Mädchen, die ebenfalls mit gebissen wurden, ausstehen mußten bey den Vorkehrungen gegen die Verbreitung des Giftes in ihrem Körper. Man nehme nur die vielen Verfügungen, die immer getroffen werden müssen, wie auch in Solothurn erst wieder im genannten Monate, während sie einige Monate vorher in andern Kantonen nöthig waren. – Das aber eben ist das Unglück, daß, während der eine Kanton Anstalten dagegen trifft, der andere noch nichts davon weiß, oder etwa schon seine dießfallsigen Verfügungen wieder aufhebt: ja noch mehr, daß, während in einem und demselben Kantone einer oder mehrere kleinere Distrikte den Feind von der Thüre abwehren, die übrigen sorglos ruhen, bis er sich der ihrigen naht. Aber wie gesagt: alle Anstalten, zu denen man bis jezt sich entschließen konnte, sind: die Paar Hunde, von denen man weiß, daß sie gebissen wurden, und die man gerade erlangen kann, zu tödten, und die übrigen auf einige Wochen an die Leine zu sprechen.

Ein ungeheurer Bär hat auch diesen Sommer über auf den Bergen von Divonne, an der Schweizergrenze, sein Unwesen getrieben. Abends stieg derselbe immer in's Thal, und ging auf seine Räubereyen aus, die vielen Schaden verursachten. Man stellte ihm lange nach; endlich Ende Oktobers hatte ein Bewohner der Gegend, dem er einen Ochsen verzehrt hatte, das Glück, ihn mit drey oder vier Kugeln zu erlegen.

Der Schade vom Hagelschlag am 30. Juli dieses Jahres wird für den einzigen Kanton Aargau auf eine Million Schweizerfranken angeschlagen. Der Schade durch Feuer in Walperswyl am Bielersee beträgt 160,000 Franken, wovon bloß 28,000 Franken assekurirt sind. Den Brandschaden von Schänis, im Kanton Glarus kennt man öffentlich noch nicht.

Die lezte Ueberschwemmung verschonte zwar keinen Theil der Schweiz gänzlich, richtete jedoch in diesem Lande den Schaden bey weitem nicht an, den Deutschland und andere Länder erlitten haben sollen. Am härtesten aber, vielleicht nur Graubündten ausgenommen, wurde das so oft beschriebene und bereiste Berner Oberland mitgenommen. Von dem Schaden, den der sonst unscheinbare Lehmbach bey Unterseen angerichtet hat, will ich gar nicht reden. Weit härter wurde das romantische Brienz mit seinen schönen Sängerinnen und Schifferinnen heimgesucht. Vom 27sten Oktober an fiel daselbst unaufhörlich Regen und Schnee, so daß Lawinen stürzten und alle Gewässer unerhört angeschwollen daherbrausten. Der Bach bey Tracht drohte besonders. Den 3ten November stürzten ungeheure Erdmassen und Felsenstücke in ihn. Die Erstern lösten sich auf, und bildeten Schlammströme, und wälzten die leztern mit sich. Diese Massen stürzten nun auf das unglückliche Dorf zu. Alles suchte sich zu retten. Noch wäre das Unglück nicht so bedeutend worden, wenn nicht plötzlich ein ungeheurer Felsenblock diesem Schlammstrome seine Mündung in den See versperrt hätte, so daß er zurücktreten und sich über den untern Theil des Dorfes verbreiten mußte. Daselbst riß er mehrere Häuser mit sich, und wälzte sich, wie ein ungeheurer Berg in den See. Eins der erwähnten Häuser bewohnte ein Familienvater mit Frau und zwey Kindern, der mit seiner Flucht zögerte. Noch war eine Nachbarin bey ihnen. Um sich endlich vor dem sich näher und näher wälzenden Strome zu retten, ergriff er das Eine seiner Kleinen bey der Hand, die Frau nimmt das Andere auf ihre Arme; die Nachbarin folgt. So eilen sie aus dem Hause auf das Fahrzeug zu, das ihnen Schutz gewähren soll. Kaum haben sie es bestiegen, so erreicht sie der Strom, wirft sie über den Haufen und verschlingt sie. Ein Mann, sein Name ist Großmann, der schon bey mehreren dergleichen Auftritten sich als einen herzhaften edeln Menschen bezeigt haben soll, gewahrt in den dicken Wellen eine Person noch mit dem Tode kämpfen. Ohne Beachtung seiner stürzt er sich in den Strom, erreicht glücklich das unglückliche Wesen, rettet es und erkennt in ihm seine Schwester, die Gattin des Familienvaters. Hierauf stürzt er sich nochmals in den Strom, um vielleicht noch Eins der Verunglückten zu retten. Umsonst. Mit Mühe vermag er sich den immer heftiger wüthenden Wellen zu entreißen. Die Gefahr wird dringender. Alle Bewohner des Dorfes flüchten sich zu der auf einer Anhöhe liegenden Dorfkirche nebst Pfarrhaus. Die Nacht war schrecklich. Gegen Mitternacht scheint sich einige Hoffnung zeigen zu wollen, indem der Regen nachläßt. Schon suchen einige ihre Wohnungen wieder auf. Aber wiederholte Flintenschüsse mahnen sie, daß neue Gefahr nahe. Ein neuer Strom. Sie müssen sich abermals flüchten. Endlich bricht der Morgen an, um ihnen den schrecklichen Anblick ganz zu zeigen, wie die Wogen immer noch um und in ihren Wohnungen wüthen. Der gewöhnliche Weg des Wassers war durch Felsen gehemmt. Hätte das Unwetter nur noch einige Stunden angedauert, so wäre das so häufig besuchte und berühmte Brienz wahrscheinlich ganz vernichtet worden. Ein bedeutender Strich Landes ist gänzlich verwüstet, die Wohnungen sind zum Theil ganz zerstört, zum Theil unter Haufen von Schlamm vergraben. Wer mag sich aber das Schicksal der geretteten unglücklichen Wittwe denken? Die Hand der Vorsehung scheint aber ordentlich sichtlich, während allem diesem Unheile rund herum, auf den Werken des frommen Eschers von der Linth geruht zu haben. Denn an den Kanälen an der Linth geschah, außer einer unbedeutenden Kleinigkeit, kein Unglück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylagen: Literaturbl. Nr. 104. u. Intelligenzbl. Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. December 1824.

Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig strömende Fluthen!

Goethe.

Die Begeisterung.

Von Alphonse de la Martine.

(Aus dem Französischen übersezt von Gustav Schwab.)

Wie, da der Aar, der Herr der Blitze,
Mit Ganymed hinauf sich schwang,
Das Kind sich hielt am Rasensitze,
Und mit dem Göttervogel rang;
Doch mit der Ränberklau' ihn zwingend,
Die bangen Hüften ihm umschlingend
Entriß dem Land der Adler ihn,
Warf, unbekümmert um sein Klagen,
Den Göttern ihn, emporgetragen,
Noch zitternd, vor die Füße hin.

So, wenn auf meine Seele nieder
Du fährst, Begeistrung, Siegesaar!
Wenn rauscht dein flammendes Gefieder,
Von heil'gem Schauer zittr' ich gar;
Wohl ring' ich unter deinem Zwange,
Ein sterblich Herz — ich fürcht' es bange —
Hält deine Gegenwart nicht aus:
So wie vom Blitz gezeugte Flammen
Nicht mehr erlöschen, und zusammen
Verzehren Holz, Altar und Haus.

Allein vergebens widerstreben
Die Sinne des Gedankens Lust:
Die Seele fühlt des Gottes Leben,
Sie sprengt das Band und hebt die Brust.
Es wallt der Blitz in meinen Adern,
Und will ich staunend mit ihm hadern,
So reiz' ich nur die Flammen auf;
Und meines Geistes Feuergüsse
Ergießen sich in Wohllautsflüsse,
Und fressen mich in ihrem Lauf.

Dein Opfer, Muse, magst du schauen!
Wo ist die Stirn, von Gott behaucht?
Wo ist der Blick, der ohne Grauen,
In's Heiligthum den Strahl getaucht?
Von deinem Eifer aufgerieben,
Was ist mir von der Jugend blieben?
Ein schwacher Rest des Lebens nur!
Und meine Stirne trägt, die fahle,
Nur von des heil'gen Blitzes Strahle,
Der mich getroffen, eine Spur!

Wer ohne tief Gefühl gesungen,
Dem glänzt die Harfe thränenfrey;
In friedlichen Begeisterungen
Nicht kennt er düstre Raserey.
Rein ist, befruchtend, seine Quelle,
Von Milch und Honig fließet helle
Mit Maaß und Zahl, sein mild Gedicht;
Er will das Höchste nicht erringen,
Er wagt sich nicht auf Pindars Schwingen,
Und stürzet drum vom Himmel nicht.

Doch wir, ein Feuerbrand der Seelen,
Wir müssen lodern, müssen kühn
Dem Himmel seine Flammen stehlen,
Und, was wir schildern, davon glühn.
Der Brennpunkt ist in unserm Herzen,
In welchem aller Welten Kerzen
Vermählen ihrer Strahlen Schein.
Was nennet ihr uns doch Verkehrte?
Die Fackel, die beneidenswerthe,
Entflammet Leidenschaft allein!

Nie hat ein friedlich Herz gezeuget
Das kühne, göttliche Gefühl; —
Des Lieds, vor dem die Welt sich beuget,
So süß einladendes Gewühl.

Nein, nein! wenn von des Cynt Firnen,
Der Welt mit seinem Pfeil zu zürnen,
Homer's Apollo niederstieg,
Flog er hinab zur dunkeln Schwelle,
Und tränkt' im siedend heißen Quelle
Des Styx die Waffen vor dem Krieg.

Verlaßt des heil'gen Berges Scheitel!
Er duldet feige Lieder nicht;
Und keiner Leyer, schwach und eitel,
Entströmt das göttliche Gedicht.
Der Chor der ächten Liedersöhne,
Dem Marmor gleicht er, dessen Töne
Aus Memnons Grabe seufzend floh'n:
Erst wenn er aus den keuschen Augen
Des Tages einen Blick darf saugen,
Erwirbt er Seele sich und Ton. —

Und ich soll Feuer, die noch rauchen,
Erwecken aus der Asche Staub?
Den Ueberrest von Geist verhauchen
In Tönen, die der Lüfte Raub?
Der Ruhm — das Leben sollt' er würzen,
Er diente nur mir's zu verkürzen,
Er ist ein Traum, den Schatten sehn.
Und opfern sollt' ich ihm vergebens
Den letzten Athem meines Lebens? —
Ach nein! zum Lieb;n laßt mir den!

Die Brockenreise.
(Fortsetzung.)

Ehe, nach sanftem Schlaf, die Reisegesellschaft den Wanderstab wieder zur Hand nahm, hat Hugo den Prediger Glennow, ihm ein Paar Minuten allein zu schenken; sie gingen in ein entlegenes Zimmer. „Herr Pastor, redete Hugo den Greis an, darf ich Sie bitten, mich bey unsern Genossen zu entschuldigen? Ich kann Sie nicht weiter begleiten, ich muß mich sogleich von Ihnen trennen." — Befremdet sah der Geistliche den jungen Mann an; „Darf ich den Grund dieses plötzlichen Einfalls hören?" — „Kein plötzlicher Einfall, versicherte Hugo, keine Anwandlung einer hypochonderischen Laune! Herr Pastor, ich würde Ihnen den Grund meines Entschlusses eben so wenig, als meinen Freunden, mittheilen, wenn ich von Ihnen mir nicht mehr, als ein Lächeln versprechen dürfte. Hören Sie, und lächeln Sie nicht: Die Mumie liegt nicht, wie Sie Alle glauben, in ihrem Sarge, ich habe sie von mir geworfen, und nun verlangt sie ihren Sarg von mir!" — „Ich bekenne, sagte der Prediger, daß ich Sie nicht ganz verstehe, und muß Sie um genauern Aufschluß bitten."

Hugo begann: „Sie haben gestern gehört, welche Neugier uns antrieb, die Mumie aus der Gruft in die Wohnung unsers Wirthes bringen zu lassen. Ich war dagegen, theils weil ich es unrecht hielt, den ausdrücklichen Wunsch des Schullehrers unbeachtet zu lassen, theils weil mir wirklich eine gewisse Ehrerbietung vor menschlichen Ueberresten eigen ist; doch die Spötterey meiner Gefährten bewog mich, nachzugeben. Dieselben Gründe, welche mich anfänglich bestimmt hatten, mich der Herbeyholung der Leiche zu widersetzen, bestimmten mich später, sie fortzutragen. Ich würde unwahr seyn, wenn ich, bey dieser Arbeit, mich einer völligen Unbefangenheit rühmen wollte; ich schauderte, als ich heraustrat, mit der Last auf meinem Rücken; aber die Stimme der Vernunft ermannte mich, ich schritt fester vorwärts, doch bey dem zweifelhaften Schein des Mondes, und dem nicht weniger unstäten Licht der Laterne, fing ich an ungewiß zu werden, ob ich auf dem rechten, mir genau beschriebenen, Wege sey. Endlich erhub sich schwarz vor mir ein Gebäude. Gott sey Dank, die Kirche! sagte ich zuversichtlich mir selbst, und trat in die offene Thür. Diese unverschlossen zu finden, befremdete mich zwar, doch war es augenscheinlich, daß die Todtengräberin versäumt hatte, sie zu verschließen. — Gleich linker Hand führte eine Steintreppe in die Tiefe; linker Hand sollte, der Beschreibung nach, die Treppe zur Gruft zu finden seyn, ich stieg also getrost hinab. Ein kellerartiges Gewölbe umgab mich, aber kein Sarg verkündete die Leichengruft; ich leuchtete umher: dort lag ein Haufe halb zertrümmerter Fässer, einige kaum noch durch die eisernen Reifen zusammengehalten; jenen Winkel füllten die Scherben zerschlagener Flaschen, hier rostete ein altes fast zerfressenes Beil, und dabey ein zerbrochenes Reiterschwert, überall am Boden lagen Knochen verstreut, wie in einem halb ausgeleerten Beinhause, und ganz im Hintergrund an der Wand moderte, abgesondert von den übrigen, ein Häuflein menschlicher Gebeine. Schaudern ergriff mich, mein Blick flog empor, und unmittelbar über diesem zusammengefallenen Gerippe sah ich dessen Schädel, mit einem Strick an einen eisernen Haken befestigt, aus tiefen Augenhöhlen auf mich herabstarren. Ich bin unrecht, sprach ich zu mir, ich bin in die Ruine gerathen, dieß ist keine Gruft, es ist ein alter Keller. Was mach' ich nun? Laß ich die Mumie hier, oder suche ich ihre Behausung? — Denken Sie sich mein Entsetzen, als ein tiefer Seufzer, über meine Schulter hinweg an meinem Ohr vorüberstreifend, meine Wange kalt anbläst, und ein noch tieferer, noch schmerzlicherer Athemzug von der Wand her antwortet, an welcher der Schädel hing. Ich warf die Leiche zu Boden, und Todesangst jagte mich die Treppe hinauf. Aber sie schien unter mir zu schwanken, und deutlich verfolgte mich ein wehklagendes Gewinsel aus der Tiefe. — An der Thür des Schulhauses fand ich mich wieder; klagte mich der Thorheit an; wer hat geseufzt? die seit zweyhundert Jahren Todte? der Schädel des Gewürgten? die Gebeine, von denen das Fleisch vor einem Vierteljahrtausend herabmoderte? Die Mährchen aus deiner Ammenstube, die Gespenster deiner kindischen Phantasie, dein gemeiner Aberglaube, die haben dir etwas vorgeseufzt und gewinselt! Seufze über dich selbst! Hast du darum

auf den Schlachtfeldern von Leipzig, Paris und Belle Alliance geschlafen, um hier zum Kinde zu werden? So mich selbst beschämend und ermuthigend, trat ich in das Zimmer zu meinen Freunden. — Wir legten uns, und auch ich war dem Einschlafen nah, als auf einmal ein Seufzer in mein Ohr schnitt. Ich fuhr auf, und — das war kein Traum, keine Augentäuschung — vor mir, zu den Füßen meines Lagers, stand wie lebendig die Mumie. Das seidene Schleppkleid rauschte vernehmlich ihrem Schritt nach, das Blut strömte von ihrem Angesicht, und winselnd hörte ich sie rufen: „„Lege mich in meinen Sarg!““ Krampfhaft verzog sich meine Zunge, ich konnte nicht schreyen; immer näher schwebte das Gespenst — jezt stand es dicht an meinem Haupt und wimmerte wieder: „„Mein Sohn, bringe deine Mutter zur Ruhe!““ — Seht! schrie ich endlich; unmuthig räusperte sich mein Nachbar und drehte sich verschlafen auf die andere Seite. Da wühlte ich mein Gesicht in das Stroh, denn die Gestalt bog sich über mich hin und winselte zum Drittenmal: „„Mein Sohn, lasse deine Mutter nicht bey ihrem Mörder!““ Nur das Zucken aller meiner Muskeln, mein aufrecht stehendes Haupthaar, mein kochendes Blut, sonst fühlte ich nichts mehr. Ich sank in tiefen Schlaf, und war mir bald des eisigsten Fieberfrostes, bald der erstickendsten Glut bewußt. Meine Freunde waren schon beym Frühstück, als ich, gebadet in Schweiß, von dem unerquicklichsten Schlummer erwachte. — Ich bleibe hier! war mein erster Gedanke. — — Hier? Recht, hier in der Schulstube unter Kindern, und Abends in der Spinnstube unter alten Weibern, wo du hingehörst! Das war mein zweyter; und ich blieb nicht! — Sie wissen, wie wir hier ankamen, und Sie veranlaßten, uns die Geschichte der Mumie mitzutheilen. Hätten Sie mich beobachtet, so würde es Ihnen nicht entgangen seyn, welche Bestürzung mich ergriff, als Sie den Namen der Todten, den meinigen nannten, als Sie den Keller beschrieben, in welchem ich die Leiche gelassen hatte, als Sie von dem Gemetzel sprachen, dessen Spuren ich in jenem Gewölbe deutlich fand. Nach Fassung ringend, ging ich in's Freye, nachdem Sie Ihre Erzählung beendet hatten. „Sohn“ hatte mich die Todte genannt; sich meine Mutter! War sie's? — Sehen Sie, Herr Pastor, — er nahm aus seiner Börse ein Goldstück, und bot es dem Greise dar — dieser gehenkelte Rabendukaten hat in unserer Familie herabgeerbt von Vater auf Sohn, und mit ihm das Vorurtheil, an ihm hänge unsers Hauses Glück. Er ist es, mit welchem die unglückliche Mutter ihr Kind bezeichnete, als sie es sich vom blutenden Herzen riß, und dieses Kind ist derselbe, den ich als Stammvater meines Geschlechts kenne, und sein Wohlthäter, der Graf Stollberg, ist der sächsische Graf, welchem jener treue Diener, Ihrer Chronik zu Folge, das Kind einhändigte. Dieß Alles ging, als ich in dieser Nacht unter jenen Bäumen stand, meinen Sinnen vorüber. Ich hörte die Stimme der Natur mich laut auffordern, meiner Mutter ihre Ruhestätte wiederzugeben. Ich gelobte ihren Manen ein feyerliches Begräbniß, denn selbst auf meinen Schultern sie wieder zu tragen — der Gedanke schüttelte mich fieberhaft, und grausend rief ich: Nein, ich trage sie nicht zum Zweytenmale! — Da, denken Sie sich mein Zusammensinken, als vor mir die Mumie steht, und mit dumpfem, mein Herz zerschneidenden Tone ruft: „„Mein Sohn, lege mich in meinen Sarg!““ — Bin ich dein Sohn? schrie ich, und statt der Antwort wiederholte sie: „„Mein Sohn, bringe deine Mutter zur Ruhe!““ — Bist du meine Mutter? schrie ich wieder — da hör' ich Fußtritte, und die Gestalt rief verschwindend: „„Mein Sohn laß deine Mutter nicht bey ihrem Mörder!““ — Morgen! versprach ich ihr, morgen! und Leßler trat aus der Thür.“

„Herr von Floren!“ hub der Geistliche an . . .

„Herr Prediger, unterbrach ihn dieser, ich bin noch nicht am Ziele meiner Mittheilung. Kaum hatte ich mich zu Bette begeben, als ein unnatürlicher Schlaf meine Glieder, nicht aber meine Sinne fesselte. Ich kann es keinen Traum nennen, und doch muß ich mir selbst sagen, es kann nur Traum gewesen seyn, was während dieses Schlafes meine Seele gleichsam von ihrem Körper trennte. Hören Sie: Ich sah mich in jenen Schloßkeller versezt; die Mumie lag nicht mehr bey den Gebeinen am Boden, sie stand aufrecht unter dem Schädel; in der Hand schwang sie das rostige Beil, welches ich Nachts zuvor dort liegen sah, und führte mit demselben heftige Schläge bald gegen die Wand, bald gegen den eisernen Haken; immer lockerer ward dieser, immer mehr zum Falle neigte sich der Schädel, und Kalk und Steingebröckel fiel stäubend zu Boden. Jezt schien die Hand des Gespensts zu ermüden, seufzend wand es sich um, gewahrte mich, in einen Winkel gedrückt, schritt hastig auf mich zu, führte mich zur Wand hin, und drückte mir das Beil in die Hand. Unwillkürlich erhob ich den Arm, schlug mit aller Kraft gegen die Mauer, da sank die ganze Wand nebst Haken und Schädel mir zu Füßen, und ich hörte auf, mir meiner bewußt zu seyn. — Es wäre Wahnsinn von mir, an der Wirklichkeit dessen, was ich hörte und sah, zu zweifeln; ich habe das Todtenreich offen gesehen, ich habe mit einem Wesen verkehrt, welches einer andern Welt angehört; die Mutter meines Stammes hat sich meinen Armen vertraut, vom Sohnesherzen hat sie einen Liebesdienst — den lezten! — gefordert, ich habe ihn ihr zugesagt, und eile jezt, ihr mein Wort zu halten.“

„Mein liebster junger Freund, sprach der Pastor, fürchten Sie kein Lächeln von mir! Ihr Zustand verlangt einen ernsten Blick. Sie sind krank, recht krank! Alles, was Sie gehört und gesehen zu haben glauben . . .“

Hugo ließ ihn nicht enden. „Ich vergebe Ihnen diese Ansicht, sprach er, aber ich gestehe Ihnen, ich habe sie nicht erwartet. Ich würde geschwiegen haben, wenn ich diese bey Ihnen hätte voraussetzen können.“

„Daß Sie von Ihrer Phantasie getäuscht worden sind, entgegnete der Prediger, will ich Ihnen mit zwey Worten beweisen: Der Keller, in welchen Sie die Leiche gebracht haben, dieser Keller existirt gar nicht mehr; er ist schon seit langer Zeit verschüttet. Als ich vor dreyßig Jahren Prediger in Uchtdorf wurde, lebten nur noch einige alte Leute dort, welche sich entsannen, daß jenes Gewölbe, weil es in demselben spuke, verschüttet und vermauert worden sey. Ja, noch mehr, man kennt jezt nicht einmal den Ort mehr, wo der Eingang zu diesem Keller gewesen ist.“

„Und wie, fragte Hugo, wie erklären Sie mir denn die Möglichkeit, Ihnen jenen verschütteten Keller so ausführlich beschreiben zu können, wie ich es gethan habe?“

„Vergessen Sie nicht,“ sagte der Pastor, „daß Sie mir den Keller alsdann erst beschrieben, nachdem ich des Gemetzels in demselben gedacht hatte. Nicht, daß ich in die Wahrheit Ihrer Versicherungen Zweifel sezte, aber wer bürgt Ihnen selbst dafür, daß Ihnen, während meiner Erzählung, Ihre Phantasie das Bild jenes Kellers als wirklich gesehen unterschob? — und selbst, wenn dieses Bild älter in Ihrer Phantasie als meine Erzählung war, wer bürgt Ihnen dafür, daß Sie, ohne sich dessen mehr zu erinnern, von diesem, oder von einem ähnlichen Keller erben hörten, und schon die Grundlage dieses Wahngesichts in Ihrer Seele fest war? — Die Erscheinung selbst ist noch leichter zu erklären: Sie selbst bekennen, von Schauer ergriffen, Ihre nächtliche Wanderung begonnen zu haben; dieser Schauer war der Anfang ihrer Krankheit. Sie glauben die Leiche an einen Ort abgeworfen zu haben, wohin sie nicht gehört; Sie lasen, vielleicht bewußtlos, Ihren eignen Namen auf dem Sargdeckel, daher versezt Ihre Einbildung Sie in ein kindliches Verhältniß mit der Mumie; Sie glauben sich bewußt zu seyn, diese nicht in ihren Sarg gelegt zu haben; Sie machen sich Vorwürfe über eine verlezte Pflicht; nichts natürlicher bey der Aufregung aller Ihrer Sinne, als daß die Mumie kömmt, Sie an diese Pflicht zu mahnen. Alles Uebrige ist Zuthat des Traums.“

„Auch dieser Rabendukaten?“ fragte Hugo; —

„Diesem Umstande, sprach der Pastor, kann ich nichts, als ein seltsames Zusammentreffen mit dem Uebrigen einräumen. Ein solches ererbtes und vererbtes Goldstück ist in mehreren Familien nichts Seltenes. Uebrigens bitte ich Sie, nicht zu großes Gewicht auf meine Chronik zu legen; ich selbst halte sie für nichts weniger als unfehlbar; für heute also setzen Sie Ihre Rückreise nur noch aus, bis jezt hat noch Niemand als Sie die Erscheinung gesehen. Diese Nacht wollen wir sie gemeinschaftlich erwarten, und ich verspreche Ihnen, von dem Augenblicke an, da sie mir sichtbar wird, sogleich die Gesellschaft zu verlassen, und den Keller aufzusuchen. Machen Sie ruhig unsere Bergreise mit; die heitere Gesellschaft, die herrliche Natur, die frische Gebirgsluft ist eine Arzney, welche Ihr gesunder Verstand Ihrer Seele nicht versagen wird.“

Hugo blieb bey der Gesellschaft, welche in begeisterter Stimmung ihrem Ziele entgegen klimmte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schweiz, Ende November.

(Fortsetzung.)

Von Neuigkeiten, die über die Bühne gingen, will ich nur der Untersuchung erwähnen, welche das Appellationsgericht in Zürch vor Kurzem aburtheilte. Eine Truppe von Schatzgräbern und Geisterbeschwörern, deren Direktion ein Hauptmann (ob im Dienste oder außer Aktivität, weiß ich nicht), Namens Hartmann, übernahm, als der Vorgänger Todes verblichen war, beglückte schon seit zwölf Jahren die Kantone Zürch und Aargau mit ihren Darstellungen. Es ergab sich ihre Verbindung mit Falschmünzern, so wie auch, daß sie eine Art von ordentlicher Verfassung unter sich hatten. Beym Schatzgraben machten sie sich natürlich den Aberglauben zu Nutzen, verbanden damit allerley Gebräuche, Geisterbeschwörungen, Gespenstererscheinungen ꝛc. Der Eine der Genossen spielte immer die Rolle eines katholischen Priesters, ein Anderer stellte das Gespenst vor, welches zugleich als Kassier das Geld in Empfang zu nehmen hatte. (Wie schlau! Geister stellen keine Quittungen aus!) Ihre Vorstellungen mögen nicht fruchtlos gewesen seyn, denn aus den Akten ergab sich, daß ein einziges Mitglied dieser Truppe, freylich bey mehreren Theilungen, zu seinem Antheile 2400 Franken erhalten habe. Und dieß seit zwölf Jahren? — Aus der Bibliothek, die sie sich eigends zu ihren Studien und zur Vervollkommnung in derselben angeschafft hatten, muß ich doch einiger Werke erwähnen, da sie nicht allgemein bekannt, und sonst in gänzliche Vergessenheit gerathen möchten, wie etwa: „Der schnelle Ruf, Pius „Quintus, das Habermännli, Gertrudenbüchli,“ gute Räthe, „oder Kunst, ohne Wasser Feuer zu löschen, wie im Spiele allezeit zu gewinnen, vor Gericht und Rath stets Recht zu erhalten ꝛc.“ Zum Unglücke hat man die Direktoren nicht einmal erwischt, z. B. den Pseudopriester ꝛc., denn diese konnten vielleicht über Manches noch Aufklärung verschaffen, was ihre genannten nützlichen Bücher nicht enthalten und der Welt zu großem Frommen gereichte. Blos neun Personen wurden gefangen, und zum Pranger, zweyjährigem Zuchthause, oder Verbannung und Ausspeitschung ꝛc. verurtheilt. — So können die Künste nicht gedeihen! —

Der Kanton Luzern unterhandelt mit dem Papste (wahrscheinlich ist die Sache auch schon in Richtigkeit) um eine Garde von 200 Mann. Lezterer schrieb aber in seiner dießfallsigen lateinischen Instruktion unter mehreren andern Gegenständen vor, daß diese Gardisten genau die Gebräuche und Gewohnheiten, Kleidung und Waffen aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts (nämlich von 1503, in welchem Jahre dem Papste ebenfalls eine solche Garde gegeben wurde) haben müßten.

Zu den beyden Dampfschiffen auf dem Genfersee wird sich bald ein drittes gesellen. Eben so arbeitet man bereits an einem für den Neuenburger- und Bielersee, so wie an Erweiterung der Thiele bey Biel, um durch diese in die Aar, in den Rhein und die Nordsee zu gelangen.

Man ist jezt sehr mit Errichtung von Denkmälern beschäftigt. Es gehört zum Zeitgeiste. So hat man einigen bey Biel 1798 gefallenen Schweizern Eins errichtet, ein Anderes von Basel aus den bey St. Jakob Gebliebenen, und nun sammelt Bern Subscription zu einem für das Laupner Schlachtfeld. — Zu Bern besteht seit 1805 eine Bibelgesellschaft. Diese hat seit diesen Jahren 8017 Bibeln und 12,353 Neue Testamente im Kantone vertheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 313.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. December 1824.

Die Unsichtbaren legen
Viel unsichtbare Kraft.
– – – – – – –
– – – – – – –
Der ewige Quell rinnt im verborgenen Haus,
Vom Herzen der Mutter strömt er aus.

A. Schreiber.

Die Brockenreise.

(Fortsetzung.)

Eine Beschreibung der Reise liegt außer dem Zweck dieser Erzählung. Tiefer Schlaf umfing alle Bewohner des Strohdachs, unter welchem die Freunde ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten. Gegen Mitternacht sonderten sich von ihnen der Prediger und Hugo unvermerkt ab. In Ermangelung eines andern Gemachs wählten sie die Küche, um die Erscheinung abzuwarten. Eben zog der Prediger seine Uhr heraus, aber das Licht erlosch knisternd in Hugo's Hand, als dieser das Zifferblatt zu beleuchten im Begriff stand. „Jezt wird sie kommen! flüsterte er; sehen Sie!" — „Wo denn?" fragte der Prediger. — Hugo antwortete nicht, denn vor ihm stand, von Dämmerlicht umflossen, die Gestalt und wimmerte: „Lege mich in meinen Sarg!" — „Sehen Sie denn etwas?" fragte der Prediger wieder, und drängte sich unwillkürlich an den Verstummten. — „Mein Sohn, lege deine Mutter in ihren Sarg!" hörte Hugo wehklagen, und der Leuchter fiel aus seiner Hand. — „Mein Gott, Sie zittern!" rief der Prediger, selbst bebend. — Hugo antwortete nicht, und hörte zum Drittenmal die Gestalt jammern: „Mein Sohn, laß deine Mutter nicht bey ihrem Mörder!" — „Wenn ich nur den Heerd zu finden wüßte, sprach der Pastor, vielleicht glimmen noch Kohlen in der Asche." — „Folge mir, mein Sohn, nimm dein väterliches Erbe!" ächzte die Mumie und war verschwunden. — Der Prediger hatte den Heerd gefunden und blies in die Kohlen; sie überleuchteten matt das Gemach. — „Nun, Herr Prediger, gewann Hugo die Stimme wieder, was haben Sie gesehen und gehört?" — „Gesehen? sprach dieser, den Mondstrahl, der sein Licht durch den kleinen Fensterrahmen auf jene Wand warf. Gehört? das Knistern des zufällig erlöschenden Lichts, und das Sausen des Luftzugs im Schornstein." — „Leben Sie wohl!" rief Hugo und stürzte hinaus. — „Mein Gott, wo wollen Sie hin?" rief ihm entsezt der Prediger nach, suchte am Boden nach dem Licht, fand es endlich, zündete es an, und eilte in das Zimmer. Hugo war nicht dort, und die offene Hausthür verrieth seine Flucht.

Die Angst des Greises erweckte die Jünglinge. Alles sprang auf und rüstete sich, dem Flüchtigen zu folgen. Doch wohin? Wirth und Führer erklärten einstimmig, vor Tages Anbruch gefährde jeder Schritt das Leben, und die Nachsuchung mußte bis Sonnenaufgang verschoben werden. Im Laufe der Nacht wurde verabredet, daß die jüngere Gesellschaft im Gebirge den Spuren des Verschwundenen nachforschen sollte, während der Prediger es über sich nahm, ihm auf dem Wege nach Uchtdorf zu folgen. Der erste Morgenstrahl trennte, dieser Uebereinkunft gemäß, den befreundeten Cirkel.

„Von dem jungen Manne, sprach der Amtmann in Reichenfelde zu dem nachforschenden Freunde, ist keine Spur hier vorhanden; aber eine Frau ist angekommen, welche dringend nach ihnen fragt. Da ist sie selbst." —

Die Frau des Uchtdorfer Todtengräbers stürzte in's Zimmer. „Helfen Sie! Rathen Sie! Retten Sie, Herr Pastor! schrie sie wie wahnsinnig. Ich habe keine Nacht Ruhe! Das Ungethüm aus der Gruft verfolgt mich, ich soll ihm den Sohn schaffen!" — Mit Bestürzung fuhr der erbleichte Greis zurück, und vernahm nun ausführlicher, daß seit jener Stunde, in welcher das Weib die Mumie aus der Gruft geholt, diese allnächtlich vor ihrem Lager stehe, und bald kläglich, bald zornig den Sohn von ihr fordere. Der Prediger ließ schnell seinen Wagen anspannen, den er dort stehen gelassen, und eilte mit der Frau nach Uchtdorf.

Kaum einige Meilen hatten sie zurückgelegt, als der Prediger eines Wanderers gewahr wurde, der, mehr laufend als gehend, vor ihnen hinflog. Endlich holte ihn der Wagen ein. Es war Hugo. Auf Zureden des Predigers nahm er Platz an dessen Seite. Der alte, theilnehmende Mann vermochte nicht, dem Jüngling sein Erstaunen darüber zu verbergen, daß er ohne einen Unglücksfall in der Dunkelheit die schroffen Abhänge herabgekommen, und den Tiefen ausgewichen sey; aber sein Erstaunen nahm unbeschreiblich zu, als Hugo ihm entdeckte, eine matte Lichtgestalt sey ihm vorangeschwebt, und habe ihm deutlich den Weg bezeichnet.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als sie Uchtdorf erreichten. An den Schloßruinen ließ der Prediger den Wagen halten, stieg mit Hugo ab, und forderte ihn auf, ihm den Keller zu zeigen. Hugo ging in das Gemäuer, wandte sich sichern Schrittes linker Hand, und — blieb wie versteinert stehen. Hier war keine Treppe zu finden, welche in die Tiefe führte. „Hat das Gebäude vielleicht mehrere Eingänge?" fragte er. — „Gehabt, allerdings! antwortete sein Begleiter; doch ist dieser der einzige, welcher noch übrig ist. Die andern sind verschüttet, überdornt und verfallen." — Hugo ließ nichts unversucht. Er begann die Runde um das Schloß; vergebens! Kein zweyter Eingang ward sichtbar. „Gott, wo habe ich denn die Leiche gelassen?" rief er aus. — „Was gilt die Wette, fragte der Prediger, die Leiche liegt ruhig in ihrem Sarge? Sie haben Sie richtig an Ort und Stelle gebracht, und sowol der Keller, wie die Erscheinungen, sind ein Spiel Ihrer Phantasie." Er ließ den Kirchenschlüssel und eine Laterne holen, und stieg mit Hugo in die Gruft hinab. Neben dem offnen Sarge der Mumie lag der Deckel desselben, und sie selbst war nirgends in der Gruft sichtbar — der Pastor rieb sich die Stirne. „Hierher, sprach er, das sehe ich wohl, haben Sie die Leiche nicht gebracht, doch auch eben so gewiß in den Keller nicht. Es ist heute zu spät, wir wollen morgen die ganze Ruine durchsuchen." Sie begaben sich in das Schulhaus; die Frau Schulmeisterin hatte nicht allein ein Hähnchen am Spieße, sondern auch zwey weiche Betten in Bereitschaft. Beyde entschliefen.

Plötzlich erwachte Hugo. Vor ihm stand die Gestalt und ächzte: „Mein Sohn, lege mich in meinen Sarg!" — „Ich komme!" rief Hugo, und aufgeschreckt erhob der Prediger den Kopf aus den Kissen. Er sah seinen Schlafgenossen aufspringen, in die Stiefeln und den Mantel fahren, die Laterne ergreifen und zur Thür hinaus eilen. Schnell warf der alte Mann sich in seine Kleidung und folgte dem vor ihm hineilenden Laternenlicht. Es verschwand am Schlosse. „Wo ist das Licht geblieben, fragte er sich, hier ist ja der Eingang nicht?" Er tappte in der Finsterniß umher und griff in Dornen. Es schlug bald Eins. Da glaubte er tief unter der Erde heftige Schläge zu vernehmen; er horchte mit gespannter Aufmerksamkeit — ja, er täuschte sich nicht. Dumpf tönte von unten Schlag auf Schlag herauf. Da donnerte es in der Tiefe, gleich dem Getöse eines stürzenden Gebäudes. Tiefe Stille folgte. Jezt überfiel eine schreckliche Ahnung den Prediger, der Jüngling war in irgend einen verborgenen Gang gerathen, und von einem lockern Steinhaufen begraben. Er beschloß seine Rettung um jeden Preis, und war schon im Begriff zurückzueilen, den Todtengräber, den Küster und einige herzhafte Leute herbeyzuholen, als unter dem Dornengewinde auf einmal ein heller Strahl ihm entgegendämmerte. Immer erkenntlicher leuchtete das Licht, und er sah zu seinem Erstaunen eine Pforte hinter dem Gesträuch verborgen. Jezt hörte er Tritte, und aus der Pforte trat Hugo, die Mumie auf dem Rücken, die Laterne in der Hand, mit sicherm Schritte dicht an dem Mauerwerk auf einem Pfade fortschreitend, welchen das Dorngeflecht überwölbte. Er nahm den Weg zur Kirche. Der Prediger ließ ihn nicht aus den Augen, und wurde mit Verwunderung gewahr, daß die Kirchthüre, welche er selbst diesen Abend verschlossen hatte, offen stand. Zögernd schlich er dem Jüngling nach, und sah deutlich einen Lichtstrahl aus der Gruft hervorbrechen. Auf den Zehen wankte er der Oeffnung zu, und sah Hugo am Sarge der Mumie knieen. „Herr von Floren, rief er hinab, ich bin's! Kommen Sie herauf!" — „Sogleich, Herr Prediger!" antwortete ihm Hugo, und stand auf, um den Deckel auf den Sarg zu heben. Der Pastor sah seine Anstrengung, überwand sein Grausen, und stieg hinab, ihm zu helfen. „Ich danke Ihnen, lieber Herr Prediger, empfing ihn Hugo, daß Sie mich unterstützen, meiner Mutter den letzten Liebesdienst zu erweisen. Sehen Sie sie noch einmal an, ist es nicht, als lächle ihr Gesicht, seit ich ihr die Augen zugedrückt habe?" Und mit einer Bewegung, welche er nicht verbergen konnte, mußte der Prediger sich gestehen, dieß Todtenantlitz, welches zweyhundert Jahre lang den Schmerz zur Schau getragen hatte, es lächele.

von innerer Freude verklärt. „Nun, Mutter, sprach Hugo, mit Thränen im Auge, deinen Sohn hast du gefunden, nimm sein Erkennungszeichen wieder!" Er nahm den Rabendukaten heraus, und befestigte ihn an einem Haarbande, welches er von seiner Uhr lösste. „Dieses Band ist von den Haaren meines Vaters, sagte er in tiefer Wehmuth, ich lege sie an dein Herz!" Er hob sanft ihr Haupt, und schlang ihr die Schnur mit dem Goldstück um den Hals — aber schaudernd taumelte er zurück, denn kaum berührte beydes den Leib der Mumie, so war sie zerfallen in Staub und Asche, und ein Gerippe lag vor ihm. — „Scheiden Sie nicht mit dieser Empfindung, sprach der Geistliche; Sie haben Ihr Werk vollbracht, Sie haben der Erde gegeben, was der Erde ist, und den mütterlichen Geist an seinen ewigen Himmel gefesselt. Dieß Bewußtseyn erhebe Sie zu einem schöneren Gefühl!" Sie legten den Deckel auf den Sarg, Hugo hob ein Kästchen vom Boden auf, der Prediger nahm die Laterne, und Beyde verließen Todtenwohnung und Gotteshaus.

(Der Beschluß folgt.)

Chatem, der Tajite.

Chatem, durch seine Freygebigkeit unter den Arabern zum Sprichwort geworden, zeichnete sich unter seinem Volke durch so viele großmüthige Handlungen aus, daß er bey vielen Schriftstellern seiner und der Folgezeit als Muster dieser Tugend, wie Sadi ihn auch mehreremale anführt, gepriesen wurde.

Einige derselben sind folgende, wie arabische Schriftsteller sie erzählen.

Unter der Menge von prächtigen Pferden, die er hielt, war eines, schwarz von Farbe, das durch seine ungemeine Behendigkeit den größten Ruhm sich erworben hatte. Auch am Hofe des griechischen Kaisers erscholl der Ruf von ihm: „es sey nur der Eine Streit, ob das Roß des Herrn an Tapferkeit und Schnelle, oder der Herr an freygebiger Milde den Vorzug hätte." Als der Kaiser von einem seiner Großen dieß vernahm, sagte er: „Ey, mich lüstet doch, eine Probe darüber anzustellen;" und sofort gibt er diesem den Auftrag, mit zehn Berittenen sich nach Arabien aufzumachen, dem Mann seinen Gruß zu entbieten, und ihn um das treffliche Pferd als Geschenk für sich anzugeben: „daran werd' ich erkennen, ob der Mann seinem Rufe steht." Es war noch Winterszeit, als die Gesandtschaft abreiste, mit eintretendem Frühlinge erschien sie vor den Zelten des Stammes der Tajiten, dessen Oberhaupt Chatem war. Auf's Leutseligste wird diese aufgenommen, sofort ein Mahl zugerichtet, und als Zeichen der Ehre für die fremden Gäste in Eile das herrliche Roß, die Zierde unter der Menge der Pferde, die der Gastfreund hatte, geschlachtet, und als der vornehmste Theil des reichen Gastmahls aufgesezt; zugleich werden mit königlicher Freygebigkeit unter dem Essen ganze Haufen Geldes den Gästen ausgetheilt. Erst den folgenden Tag erklärte der Gesandte seinem Gastwirthe den eigentlichen Auftrag seines Kaisers; aber wie erstaunte jezt dieser nicht, als er, fast wie vom Bliz gerührt, den Wunsch des Beherrschers von Griechenland vernahm: „O daß du mir nur früher," rief er aus, als er sich von seinem Staunen erholt hatte, „den Willen deines Kaisers gesagt hättest: Wie gern hätte ich ihm nicht willfahrt! da aber alle übrigen meiner Pferde aus meinem ganzen Gestüte sich auf der Weide befinden, und wegen des eingetretenen Regenwetters, das seit mehreren Tagen schon alle Wege verschleimt hatte, nicht leicht konnten herbeygebracht werden, und auch Schafe, Rinder und Kamele weit von hier waren, blieb mir nichts übrig, als das stattliche Roß, das stets sonst in meiner Nähe blieb, schlachten zu lassen, um so mehr als ich glaubte, für so edle Gäste schicke sich keine würdigere Bewirthung, und mir auch an dem Ruhm des Pferdes weniger noch als an dem Ruhm meiner Gastfreyheit gelegen seyn muß. Der Emir hielt seine Gäste noch so lange bey sich auf, bis die Pferde von der Weide konnten zurückgebracht werden; dann beschenkte er sie mit den schönsten und raschesten aus der Heerde, zugleich mit reichen Gewanden und Gold, und sandte sie also begabet in ihr Land. — Der Kaiser, als er sowol von seinem Vezir als den einzelnen Männern des Gefolges klar und unwiderleglich alle diese Umstände, wie sie dann auch durch die Thatsache der andern Geschenke hinlänglich bestätigt waren, hatte vernommen, konnte kaum Worte genug finden, sich in das Lob der Großmüthigkeit Chatemtaja's zu ergießen, und so lang er lebte, feyerte er das Andenken des edeln Arabers.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg.

(Verspätet.)

In einigen unserer frühern Berichte erwähnten wir ziemlich ausführlich der ersten Begründung, schnellen Verbreitung und des gegenwärtigen blühenden Bestandes der Bibel-Gesellschaften in Rußland; zugleich auch der von Seiten der Ministerien der Gottesverehrung und der auswärtigen Angelegenheiten im Mai des vorigen Jahres zu den Kalmückenhorden gemachten Sendung zweyer Mitglieder der evangelischen Brüdergemeinde von Sarepta, der HH. Zwick und Schill, um bey diesen, wie bey allen übrigen, den russischen Riesenstaat bewohnenden wilden Völkerstämmen, durch Einführung von Bibeln das Christenthum zu begründen. Wir ersahen aus dem im Auszuge hier gelieferten Reiseberichte dieser Herren, welchen Drangsalen sie auf dieser höchst beschwerlichen Reise unterworfen waren, und welche mißgünstige Erfolge ihre Sendung bey mehreren Kalmü-

ken-Fürsten und deren Unterthanen, namentlich an den Hoflagern der Fürsten Erdeni, Dschirgel und Otschir hatte. Sie verließen des leztern Hof nach vielen fruchtlosen Versuchen, ihn und seine Untergebenen durch den Kauf von Bibeln für ihre Lektüre und die Christuslehre zu gewinnen, am 12ten Juli übernachteten sie in der wilden Steppe unter steter Furcht, von den gerade damals sich herumziehenden Jergutischen und Derbötischen Raubhorden überfallen, ausgeplündert und gemordet zu werden. Am Vormittage des 13ten langten sie dennoch glücklich im Lager der Erketischen Horde, im Thale Gullusan an. Sie statteten sogleich dem Befehlshaber derselben, Meme, einen Besuch ab, überreichten ihm ein Schreiben des, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dirigirenden Staatssekretärs Grafen Nesselrode und gewärtigten sich von ihm, wider alles Erwarten, der – freundschaftlichsten zuvorkommendsten Aufnahme. Wir wollen hier wieder, wie früher, Hrn. Zwick in seinem Berichte selbst sprechen lassen. „Noch desselben Tages, hebt er an, erließ der Befehlshaber eine Bekanntmachung in der ganzen Horde, Jedermann könne von uns die zu ertheilenden Bücher annehmen und wir wurden bis gegen Abend eine bedeutende Menge Bücher der heiligen Schrift los. Doch nun zeigten sich Priester an der Thüre unsrer Wohnung mit mißdeutenden Blicken, die keine Bücher von uns annehmen wollten. Dieß war die Folge erklärter Unzufriedenheit des Lama mit unserm Verfahren gewesen, der auch wirklich am folgenden Morgen den Befehlshaber mit Vorwürfen seiner Dienstfertigkeit wegen gegen uns überhäufte. Der Befehlshaber benachrichtigte uns davon. Wir machten dem Lama einen Besuch, boten ihm ein Exemplar der Evangelien an, allein mit der Entschuldigung, seine bösen Augen hinderten ihn am Lesen, nahm er keines von uns an. Er blieb beharrlichst auf seiner ausgesprochenen Erklärung, er wolle ungestört bey seiner alten Religion verbleiben und dabey für das Wohl des Kaisers und des Landes beten. Dieß Benehmen des höchsten Oberpriesters verursachte bald eine gänzliche Stockung in unsrer Bücherverthellung, denn nun wurden keine mehr genommen. Wir warteten noch einige Tage ab, es zeigte sich nichts Günstiges für unsere Sache. Wir reisten am 18ten Juli mit einem von Meme uns gegebenen Boten aus seinem in das Hauptlager des zweyten Befehlshabers dieser Horde ab. Unser Weg führte uns südostwärts durch eine von den Heuschrecken verwüstete, zum Theil von ihnen noch bedeckte Steppe. Am 20sten langten wir beym Kiefern-Brunnen an, wo der zweyte Befehlshaber, Narran Ubaschi, stand. Auch hier konnten wir für unsere Sache nichts thun. Wir trafen Narran Ubaschi nicht. Er war wenige Stunden vor unserer Ankunft mit dem größten Theile seiner Mannschaft einer Bande Turkmannen nachgesezt, die am Abende zuvor aus dem Lager einige Kameele geraubt hatten; am 21sten reisten wir mit einem Boten weiter. Auf diesem Wege trafen wir eine Gattung schwarzer, giftiger Spinnen so häufig, daß wir bey unserm Lagerplaze, in einem Umkreise von etwa fünfzig Schritten um unsre Wagen einige dreyßig an den Wurzeln des Steppenwermuths bemerkten. Unsre Reise ging jezt nordostwärts. Am 22sten gegen Mittag gelangten wir zum Hoflager einer Fürstin Nadmid. Wir hatten dieser zwar kein Schreiben des Grafen Nesselrode zu übergeben; dennoch wollten wir auch hier einen Versuch mit Vertheilung der heiligen Schriften wagen und besuchten sie. Wir machten sie mit dem Zwecke unserer Reise bekannt; sie nahm uns sehr höflich auf, räumte uns noch an demselben Abende eine dem abwesenden Polizey-Inspektor gehörende Filzhütte zur Wohnung ein, schenkte uns ein Schaf, wogegen wir ihr einige Sarepta'sche Fabrikate zum Gegengeschenke machten. Am folgenden Tage wollten wir den alten Lama besuchen, konnten ihn aber, da er schlummerte, nicht sprechen. Wir besuchten in Begleitung einiger gefälligen Gellongs die hier sehr zahlreichen Gözenhütten. Man zeigte uns sorgfältig alle ihre Götterbilder und Gemälde. Unsere Führer freuten sich jedesmal herzlichst, wenn wir ihnen deren Namen richtig nannten. Wir sahen hier auch ein altes buntes Gemälde, vor undenklichen Zeiten aus China hier herübergekommen. Der Sinn und die Bedeutung seiner furchtbaren Vorstellungen waren den Gellongs völlig unbekannt. Es schien bloß seiner Seltenheit wegen den ersten Plaz unter den ersten heimischen Gözenbildern zu haben. Bey unserm zweyten Besuche nahm die Fürstin Nadmid zwey Bände unserer Bücher an und forderte ihre Unterthanen zu einer gleichen Annahme auf. Am 24sten verließen wir diese Horde, woselbst und in der vorlezten wir eben so viel Bücher vertheilt haben, wie in allen bisher bereisten Horden zusammen.

(Der Beschluß folgt.)

Schweiz, Ende November.

(Beschluß.)

Eines der neuesten Produkte der Wissenschaften darf ich hier durchaus nicht mit Stillschweigen übergehen, da es zu tief in das Leben jedes einzelnen, auch nur oberflächlich Gebildeten eingreift, und manchen Naturwissenschaften eine gänzliche Umwälzung droht. Es stößt nämlich die Newton'sche Lehre von der Attraktion und Gravitation der Körper über den Haufen. Das Werkchen heißt vollständig: „Versuch, das Entstehen der runden Gestalt der Erde und übrigen Weltkörper „sammt ihrer Bewegung auf eine neue Art zu erklären. Von „J. J. Bevel, Pfarrer zu Buchs (32 S. 8.)“ — Newton genügt ihm deßwegen nicht, weil seine Lehre sich nur auf Nachweisungen in der Natur und ihrer Wirkungen, oder der sogenannten Naturgeseze beschränke und den Grund der Erscheinungen nicht angebe. Bey Newton, meynt der Verfasser, war es offenbar nur die falsche Bescheidenheit, nach welcher er glaubte, es sey da mit aller Anstrengung nichts weiter auszurichten, die ihn abhielt, das Geheimniß aufzudecken, „da es „ja vor der Nase lag. Es ist nämlich dasselbe nichts Anderes, als die Luft, die mit ungeheurem Gewicht auf die „Erde drückt, und ihr ganz begreiflich ihre runde Gestalt gibt, „ungleich besser als jene einfältige Attraktionskraft.“ — Dem Verfasser ist dann auch mißfällig, daß der Erdball durch diese Kraft zur festen Masse, oder, wie er sich ausdrückt, zu einem Käse würde, und alsdann auf die vielen denkbaren Räume und Schöpfungen im Innern des Erdballes verzichtet werden müßte, was ihm als eine halbe Blasphemie erscheint. Ungemein höflich endigt die kleine Schrift gegen den großen Newton, „an dessen System ich nur eine kleine Ausbesse„rung gemacht,“ — dann gegen den „sehr geschäzten „Schwedenborg, der mit einem Theile meiner Ideen über„einstimmt.“ — Merkwürdig ist übrigens noch die Art, wie dieser Verfasser der Sonne die Achsendrehung der Planeten bewirken läßt: „Durch den Umschwung der Sonne und durch „die ungeheuren Berge derselben wird sie dann aber ein schnell „sich bewegendes, mit ungeheuern Flügeln versehenes Rad, „welches die Luft durch das ganze Sonnengebiet in Bewegung „sezt, und so vermittelst jener Erhabenheiten der Planeten „(nämlich ihrer Berge) gewissermaßen in dieselben als Räder „eingreift, sie so um ihre Achse bewegt, und in Verbindung „mit jener erstern Ursache sie auf ihren Bahnen fortreibt.“ — Packt nun, ihr Philosophen, euern Kant und Krug zusammen, die ihre Hauptsäze auf das innere Bewußtseyn zurückbeziehen, und dieses gleichwol nicht erklären können. Bald wird Alles klar seyn.

Beylagen: Kunstblatt Nr. 105. und Intelligenzblatt Nro. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 314.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 31. December 1824.

Dem Geist gebührt der Preis. Die Leidenschaft
Muß vor der Ruh' erliegen.
Alte Fabel.

Chatem, der Tajite.

(Beschluß.)

Eine andere Geschichte ist folgende:

In den Lebzeiten des Chatemtajah war im glücklichen Arabien ein König, der, ebenfalls hochberühmt wegen seiner Freygebigkeit, alle andere Könige darin zu übertreffen schien, und eben deßwegen, wetteifernd mit Allen um den ersten Preis, und aufgeblasen durch den Ruhm, den er genoß, als er von Chatemtajah gehört hatte, neidisch auf diesen, selbst Alle diejenigen, die ihn in seiner Gegenwart zu loben sich erfrechten, in der That anfeindete. „Was, pflegte er dann zu sagen, diesen windischen, eiteln Menschen, der nicht einmal ein König ist, wie ich, nicht über Städte, Dörfer und fruchtbare Fluren zu gebieten hat, diesen Nomaden, der mit seinen Heerden in der Wüste unstät dahin und dorthin irrt, den wagt ihr es, als eine Perle der Freygebigkeit neben mich zu stellen? Wollte er auch, er könnte es nicht aufnehmen mit mir, da er das Vermögen nicht dazu hat, das nur ein König haben kann, an Macht, Ansehen und Reichthum mir gleich!" Derselbe arabische König ließ einmal seinem gesammten Volke ein herrliches Gastmahl bereiten, an dem er alle Anwesende nach ihrem besondern Stande, wie es Jedem zu gebühren schien, gar ansehnlich bewirthete. Unter dem Gastmahl selbst erwähnte Einer von ungefähr Chatems, des Tajiten, worauf ein Anderer sogleich in das beredtste Lob seiner Freygebigkeit sich ergoß. Der König hörte dieses, und von giftigem Zorn und Neid über solch einen Nebenbuhler ergriffen, faßte er augenblicklich den Anschlag, ihn zu ermorden. „Nein, sagte er, die Sonne meines Ruhmes kann nicht bestehen, so lange diese Nebensonne sie verdunkelt. Ich will keinen zweyten neben mir haben, der mir den Rang des ersten streitig mache!" Sofort gibt er Einem seines Gefolges den geheimen Auftrag, sich gegen reichliche Belohnung, die er ihm verspricht, nach dem Stamme der Tajiten aufzumachen, und auf was immer für Weise es möge geschehen können, den ihm so verhaßten Gegner seiner Ehre aus dem Wege zu schaffen. Der Diener, den der eitle, unedle König zu diesem Banditengeschäft ausersehen hatte, übernahm es auch und versprach, es, so wahr ihm der Prophet helfen solle, glücklich auszuführen.

Als er an das Lager des tajitischen Stammes kam, begegnete ihm ein junger Mann, dessen zuvorkommendes, liebreiches Wesen und holdseliges Gespräch den Fremdling über die Maßen entzückte. Eingeladen von ihm, als Gast in seinem Zelte abzutreten, wurde er dort so edelmüthig behandelt, daß mit der Dankbarkeit seine Liebe und Achtung gegen den jungen Araber nur immer mehr zunahm. Als er Tags darauf mit dem grauenden Morgen, seinem Gastfreunde die Hände küssend, sich von diesem entfernen wollte, bat ihn dieser, doch noch einige Tage bey ihm zu verweilen, damit er ihm noch größere Ehre, als die

Kürze der Zeit es für jezt gestattet hätte, konnte erweisen. Der Fremde, voll Zutrauens gegen den Gastfreund, entschuldigte sich, ein wichtiges Geschäft, das ihm sein König aufgetragen, hindere ihn, das freundschaftliche Erbot anzunehmen. Auf die Frage, was für ein Geschäft dieß wäre, er sollte es ihm nennen, und seines Beystands dabey, so viel in seinen Kräften stünde, gewiß seyn, antwortete nach einiger Zögerung der von dem König Abgesendete: „Du hast mir, trefflicher junger Mann, das Herz im Busen so ganz genommen, daß ich kein Geheimniß vor dir zu verschließen im Stande bin. Du kennst doch in diesem Lager einen Mann, Namens Chatem? Dessen Haupt soll ich meinem Könige bringen. Es muß schwere Feindschaft zwischen ihnen obwalten. Wenn du mir den Weg zeigen könntest zu seinem Zelte, und ihn bezeichnen, welcher es ist — mehr verlange ich nicht von dir." Da lächelte Chatem, denn er war der Gastfreund selbst, und sagte: „Wenn es nur das ist! Hier steht vor dir, den du suchest; freywillig biete ich dir mein Haupt an! Ziehe dein Schwert, und bringe das so sonderbar erwünschte Geschenk deinem Könige, den ich mit Wissen nie gekränkt. Aber säume dich nicht, benutze die Gelegenheit, ehe der volle Tag beginnt, und es lauter im Lager wird, damit du, ungeächt von den Meinigen, mögest entkommen." Als der Fremde die Worte vernommen, fiel er, von Staunen ergriffen, zu den Füßen des edeln Gastfreundes; Thränen stürzten aus seinen Augen; mit seinen Thränen bedeckte er bald den Boden, bald die Hände und Füße des Gastfreundes unter heißen Küssen, erhob sich dann wieder, und den Heldenmuth wie die edle Gastfreundschaft seines Wohlthäters gleich preisend, und sein Verbrechen, das er an ihm verüben zu wollen ihm gestanden hatte, ihm reuevoll abbittend, rief er ein- über das anderemal, zum Himmel die Hände gehoben, aus: „Möge man mich für keinen Mann, nein, für das feigste der Weiber halten; möge der bitterste Schimpf mein Haupt beflecken, und Allah mich mit den grausamsten Strafen Leibes und der Seele ewiglich quälen! Beym großen Propheten schwöre ich es dir, wenn ich je ein Haar deines Hauptes zu krümmen mich könnte unterfangen, dir, der du mich zu so großer Dankbarkeit, so großer Liebe hast verpflichtet!" Unter diesen Worten hatte er Schwert, Köcher und Bogen und Lanze zu seinen Füßen geworfen, um sich ihm als Gefangenen auszuliefern. Chatem aber hob diese auf, gab sie ihm zurück, umarmte ihn und sagte: „Du hast keine Schuld, ist wo eine Schuld, trägt sie ein König allein. Scheide ungefährdet von mir, ich habe mir einen Freund gewonnen in dir; möchte es dein König, der mich nur verkennt, gleicherweise werden!" So schieden sie mit Umarmungen und innigster Rührung von einander.

Der König, als er den Reiter zurückkommen sah, ohne daß der Kopf des Emirs an seinem Köcher hing, entrüstet anfänglich, machte dem Diener Vorwürfe, als ob er aus Feigheit das Werk entweder gar nicht übernommen, oder im Kampfe mit Chatem die Flucht vor dem Stärkern hätte ergriffen. Als aber der Kriegsmann, zu den Füßen seines Beherrschers sich niederbeugend, umständlich ihm den ganzen Hergang, und seine Beredtsamkeit über alle die Tugenden, die er an diesem Manne erfahren, Raum gegeben hatte, war der König selber so gerührt, daß er seinen Sinn augenblicklich wendete, und vom vorigen Neide und Haß zur größten Verehrung und Bewunderung überging. Ja, er wünschte sich selber Glück, daß der Auftrag diese Wendung genommen, wünschte dem taji'schen Stamme zu solch einem Ehrenschmuck, und dem Kriegsmanne zu seinem neuen Freunde Glück; überdieß beschenkte er noch jenen mit einem Beutel Goldes, und ließ diesen eigens versiegeln mit dem Namen: Chatem, des Freygebigen.

C.

Die Brockenreise.

(Beschluß.)

In das Schulhaus angelangt, fragte Hugo den Prediger: „Nun, ging meine Phantasie auf Irrwegen, oder ist wirklich eine Gemeinschaft zwischen Geistern und Menschen möglich?"

Der alte Mann verstummte.

„Wie öffne ich wol dieß Kästchen?" sprach Hugo, und sezte eine messingne Kiste auf den Tisch.

„Was ist das?" fragte der Geistliche.

„Mein elterliches Erbe!" antwortete Hugo.

Der Prediger sah ihn groß an, und der junge Mann erzählte:

„Den Kellereingang, welchen wir gestern nicht finden konnten, hat mir meine Stammmutter gezeigt; ich fand Alles unverändert, wie ich es bey meiner Flucht gelassen hatte. Sogleich griff ich nach der Mumie, um sie in die Gruft zu tragen, ohne zu bedenken, daß ich den Schlüssel zur Kirche nicht bey mir hatte. Aber, es war, als ruhe die Last des ganzen Gewölbes auf dem Leichnam, oder als sey jede meiner Muskeln gelähmt, ich vermochte die Mumie nicht von der Stelle zu bewegen. Da stand ich nun und sann. Zurückgehen, unverrichteter Sache; das konnte ich nicht; die Leiche fortbringen, eben so wenig. Ihr jetziges Gewicht, welches meine Kraft überstieg, mußte einen Grund haben. Plözlich stand mein Traumbild mir vor Augen. Ich hob

das Beil auf und näherte mich der Wand, in welcher der Haken steckte; ich sah jezt, daß der Strick, in dessen Knoten noch einige Wirbelbeine steckten, eine Lunte war, deren kieniger Stab noch daran hing. Der Schädel ruhte auf dem Haken. Ich schlug an die Wand, und polternd rollte das Hirngebein herab; bald folgte ihm der Haken, und meinen wiederholten Schlägen gab die Mauer nach. Ein Haufe von Ziegelsteinen fiel mir zu Füßen nieder, eine Mauerblende ward sichtbar, in welcher dieß Kästchen stand; ich nahm es zu mir, versuchte jezt die Mumie aufzuheben, und sie war leicht, wie das Erstemal, als ich sie trug."

Der Prediger hatte inzwischen das Kästchen, in dessen verrostetem Schlosse der Schlüssel steckte, vergebens zu öffnen versucht; der Schlüssel drehte sich nicht; er ging hinaus, um etwas Oel zu holen, und es in das Schlüsselloch zu tröpfeln. Als er zurückkam, hatte das Schloß Hugo's Versuchen nachgegeben und sich geöffnet. Das Erste, was Beyden in's Auge fiel, war ein beschriebenes Pergament. Man las:

„Ich, Maximilian, Hugo, Erdmann von Floren, „und ich, Helena, Gertrud von Freundsberg, wir Beyde „verbundene Ehegatten, wohl erwägend die schweren Kriegszeiten" — hier war die Schrift unleserlich geworden — „unser zeitliches Gut, so der Herr uns gegeben," — wieder eine Lücke — „und verhoffen zu der Gnade „des Herrn und seines eingebornen Sohnes, er werde „diesen Schatz kommen lassen in die rechten Hände un„sers einigen Söhnleins, Maximilian Hugo Feidrich „von Floren, geboren allhie zu Uchtdorf am 17. Novem„ber im Jahre des Herrn 1624. Sollte aber" — kein Wort mehr, kaum ein Theil der Unterschriften war noch leserlich.

Das Kästchen enthielt tausend schwere Goldstücke, meistentheils lüneburg'schen Gepräges, eine bedeutende Anzahl seltner kostbarer Perlen, und eine Menge aus ihrer Fassung gebrochener Edelsteine, ihrer unmodischen Schleifung halber von geringerem Werth, doch zwey fast unschätzbare darunter.

Der Morgen überraschte die Schlaflosen. — „Ich wäre doch neugierig, sprach der Prediger, jezt bey Tage den Ort zu sehen, an welchem Sie den Eingang in das Schloß fanden." Beyde gingen hin, aber keine Pforte, kein Pfad durch die Dornen, kein Kellerhals war zu finden.

„Es ist mir, rief Hugo aus, als könne ich dieß Schloß nicht verlassen! Ich fühle, es ist die Wiege meines Geschlechts! Aber wer fühlt dieß mit mir? Wodurch kann ich als sein Erbe mich rechtfertigen?"

„Zwar nicht durch Schwarz auf Weiß, sprach der Prediger, aber durch Ihr gutes Geld. Dieses Gut gehört mit unter diejenigen fürstlichen Domänen, welche bestimmt sind, an den Meistbietenden veräußert zu werden, um der Verlegenheit der Staatskasse abzuhelfen. Setzen Sie einen Theil Ihres Schatzes in baares Geld um, und kaufen Sie Ihr Erbe zurück. — Jezt aber lassen Sie uns vor allen Dingen einen Boten an unsere Reisegesellschaft abfertigen, und sie sämmtlich zu mir nach Nahausen einladen."

Drey Jahre waren verstrichen, da wiegte Hugo sein erstes Kind in der Wiege seiner Ahnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg.

(Beschluß.)

Geleitet von einem treuen Boten der Fürstin, erreichten wir am 27sten Juli das Hauptlager der Bagan-Toocher-Horde, ungefähr zwanzig Werste von der Wolga und dem Dorfe Kopanofskaja oberhalb Jenotagewsk entlegen. Diese Horde wurde von drey Befehlshabern regiert, von denen Unker der erste und wortführende war. Wir statteten zuerst ihm und dann auch den andern unsre Besuche ab. Sie waren von unsrer Angelegenheit schon durch zwey Kalmücken unterrichtet, die am Hoflager des Fürsten Erdeni während unsers Dortseyns gegenwärtig waren. Wir erfuhren hier eine kalte und zurückstoßende Aufnahme. Dem Befehlshaber Unker überreichten wir ein Schreiben des Grafen Nesselrode, gegen dessen Glaubwürdigkeit man große Zweifel hegte, und es für unser eigenes Machwerk erklärte. Man befragte uns viel über den Zweck und den zu erwartenden Nutzen der anzunehmenden Bücher. Als wir hierüber die genügendste Aufklärung gaben, machte man uns wiederholte Vorwürfe, warum wir erst jezt zu ihnen die Worte des höchsten Gottes gebracht hätten, warum dieß nicht schon von unsern Vorfahren geschehen sey? Dagegen rechtfertigten wir uns durch die Versicherung: Gottes allweise Fügungen haben dieß erst jezt von uns erheischt. Der Lama, den wir gleichfalls zu besuchen nicht unterließen, war unweit günstiger für unsere Sache gestimmt, denn die drey Befehlshaber. Von diesen nahm nur Einer die Evangelien mit der Apostelgeschichte von uns an. Dieß war das einzige Exemplar, das wir während der sechs Tage unsers Aufenthalts in dieser Horde absetzen konnten. Am 3ten August langte der Oberaufseher der Kalmücken, der Oberst Kochanow, aus der Horde der Derböten hier an. Er nahm sich unserer Angelegenheit auf das freundschaftlichste an, bezeigte die lebhafteste Theilnahme für die Verbreitung der Bibelsache, sammelte in den verschiedenen Horden ansehnliche Beyträge dazu ein; durch seine Vermittelung wurden einige zwanzig Exemplare der heiligen Schriften in dieser Horde vertheilt. Er nahm noch zwanzig Exemplare von uns, um sie auf seiner Reise zu den Choschuten abzusetzen. Am 6ten August verließen wir diese Horde und gelangten nach einigen Stunden zu dem Dorfe Kopanatskaja an der Wolga. Mit den Empfindungen der innigsten Freude begrüßten wir wieder diesen majestätischen Strom. In den zwey Monaten, daß wir ihn verlassen hatten, litten wir oft den drückendsten Wassermangel. Außer zwey Weidenbäumen bey einem Brunnen am Hoflager der Fürstin Nadmid sahen wir auf dieser ganzen Reise keinen Baum, kein Gesträuch. Unsere Pferde waren

aus Mangel an Futter und bey der brennendsten Hitze, die öfters Wochen lang auf 30 Grade Reaumur im Schatten, in der Sonne aber bis auf 38 Grade stieg, so sehr entkräftet, daß wir nur langsam längs der Wolga abwärts fortreisen konnten. Die bequemste Ueberfahrt war für uns in der Horde der Choschuten, hier bey dem Dorfe Jerogtasowstaja sezten wir am 9ten August über diesen Strom. Noch denselben Tag machten wir dem Fürsten Sered-dschab in seinem Schlosse jenseits der Wolga unsere Aufwartung und überreichten ihm ein Schreiben des Grafen Nesselrode. Wir trafen bey ihm wiederum mit dem Obersten Kochanow zusammen, und genossen von ihm, auch von dem Fürsten viele Aufmerksamkeit und Freundschaft. Fürst Sered-dschab unterscheidet sich durch Bildung, Wissenschaft und Lebensweise vortheilhaftest von den andern Fürsten seines Volkes. Er nahm von uns 96 Exemplare der heiligen Schriften an, mit dem Versprechen, sie selbst unter seine Unterthanen auszutheilen. Bey unserer Abreise am 12ten August versah er uns mit einem Geleitsschreiben und nahm freundschaftlichst von uns Abschied. Wir reisten durch seine Horde am linken Wolga-Ufer aufwärts und wollten die an der obern Achtuba gelegenen russischen Dörfer besuchen, deren Bewohner im vorigen Jahre sich so günstig gegen mich für die Annahme heiliger Schriften in russischer Sprache bezeigten. Von dort wollten wir nach Sarepta zurückkehren. Dieser Plan wurde aber vereitelt, denn am 18ten August, das Dorf Nikolajewsk passirend, erfuhren wir durch die mündlichen Erzählungen einiger Augenzeugen, wiewol sehr entstellt, die traurige Nachricht von dem großen Brande in Sarepta. Wir schlugen nun den geraden Weg in unsere geliebte Heimath ein und eilten, so viel unsere entkräfteten Pferde vermochten, sie zu erreichen. Am 22sten August, nach einer fast dreymonatlichen Abwesenheit, langten wir daselbst an, fanden aber statt des blühenden Ortes, den wir verlassen hatten, nur Trümmer auf rauchenden Schutt- und Aschenfeldern. Wir suchten, wie so viele andere Unglückliche, Aufnahme in einem fremden Hause, die uns auch liebevollst gewährt ward. — Wir hatten auf dieser Reise in allem 312 Exemplare der heiligen Schrift vertheilt." —

Später sandte bekanntlich der das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dirigirende Staatssekretär, Graf Nesselrode, an die Hauptkomität der russischen Bibel-Gesellschaften 1312 Rubel ein, die mehrere Kalmückische Befehlshaber und ihre Untergebenen zum Besten der russischen Bibel-Gesellschaft freywillig unter sich gesammelt und an den Grafen übermacht hatten.

Ein Hr. von der Borg, aus den Ostsee-Provinzen gebürtig, beschäftigt sich in diesem Augenblick mit Uebersezung der poetischen Erzeugnisse der Russen in das Deutsche. Vor einigen Wochen erschien der zweyte Band derselben. Ihm ist ein Anhang biographischer und literatur-historischer Notizen angehängt. Der erste Band erschien bekanntlich 1820. Dieser zweyte faßt 124 poetische Produkte von dreyßig verschiedenen russischen Dichtern, nebst vierzehn Volksliedern ungenannter Verfasser, mit möglichster Treue selbst bis zur Beybehaltung des Versmaßes übertragen. Es gebührt dem talentvollen Uebersezer für die Mühe und das Verdienst, mit so vielem Geist als Fleiße die poetische Literatur beyder Sprachen und Völker dergestalt miteinander befreundet zu haben, die innigste Hochachtung aller Patrioten, in deren Büchersammlungen sie wahrlich nicht fehlen dürfte. Auch wäre zu wünschen, daß selbst das Ausland sie seiner Aufmerksamkeit würdigte.

Die klassischen Werke des so rühmlichst bekannten russischen Dichters Schukowsky haben in diesem Frühlinge eine neue prachtvolle Ausgabe erlebt. Sie fassen drey Bände und sind der Großfürstin Alexandra gewidmet, deren Lehrer in der russischen Sprache und Literatur der Dichter ist. Der erste Band faßt seine lyrischen Dichtungen, Romanzen und Gesänge, auch die Jungfrau von Orleans. — Der zweyte Briefe, Elegien, Gedichte vermischten Inhalts, der dritte Balladen, Peri und der Engel, eine allegorische Dichtung, der Gefangene von Chillon, das Schloß Schmalholm, Zeures und Halzirne, die Zerstörung Trojas.

B***g.

Erklärung

über die Berichtigung eines Korrespondenz-Artikels im Morgenblatte Nro. 255.

Ohne vorher im geringsten einen Schritt zur genauern Untersuchung der Richtigkeit des Inhaltes jener Nachricht (deren Resultat vielleicht in einem spätern Berichte mitgetheilt wird) in Betreff der Gesundheitsumstände des Hrn. Vorstehers der Irrenanstalt in Wißlisburg und des fernern Bestandes dieser Anstalt zu thun, nimmt hiermit der Verfasser jenes Artikels dieselbe, welche sich auf die mündlichen Aussagen mehrerer glaubwürdiger Personen gründete, in Folge der einzigen gedruckten Aussage des Hrn. Verfassers jener Berichtigung zurück, stattet demselben offen und frey seinen Dank für dieselbe ab, und freut sich unendlich, den Vorsteher jener Anstalt noch ferner in Wirksamkeit zu wissen.

Dem Rufe und Vortheile des Leztern kann nun nach jener Berichtigung und dieser Erklärung die Nachricht nicht mehr verderblich seyn, so wenig als je aus dieser der Ehre desselben in den Augen vernünftiger Personen ein Nachtheil erwachsen konnte.

Der Korrespondent kann, wenn man es verlangen sollte, darthun, daß jene Nachricht weder von ihm selbst ersonnen, noch in böser Absicht mitgetheilt worden sey, gegen welches Leztere schon beym ersten flüchtigen Ueberblick die ganze Fassung des Artikels und die Stellung jedes seiner Worte spricht.

Das dem Namen des Verfassers der Berichtigung vorstehende Prädikat sollte übrigens der Mühe überheben, an bessere Kenntniß des Begriffs der Lüge zu erinnern, und hier beyzufügen, daß nicht jede, mit der Wahrheit nicht übereinstimmende Aussage eine Lüge sey.

Doch die Art der Abfassung jener Berichtigung entschuldigt sehr der Unwille, in welchen die Nachricht versetzen mußte, und hält von einer weiteren gegenseitigen Vergleichung und von Folgerungen daraus, „daß sie durchaus falsch sey." ab.

Der Korrespondent erklärt sich übrigens zu jeder anderweitigen Erklärung an den Verfasser der Berichtigung, bereit.

*

Nachschrift. Sollte nach dieser aufrichtigen Erklärung noch eine weitere verlangt werden wollen, so muß die Unterzeichnete verlangen, daß dieß auf andere Weise als in ihren Blättern geschehe. Die Redaction d. M.

Druckfehler.

In Nro. 294. S. 1176. Sp. 1. Z. 4. v. u. lese man Miß Kawly, statt Miß Kawey. In Nro. 295. S. 1180. Sp. 1. Z. 39. lese man bezeichnende Akzente, statt bezeichnete rc.

Beylagen: Literaturblatt Nro. 105. und Monatsregister December.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nr. 53.

Literatur-Blatt.

Freitag den 2. Juli 1824.

Länder- und Völkerkunde.

Lebrecht Hirsemenzels, eines deutschen Schulmeisters, Briefe aus und über Italien. Herausgegeben von D. Ernst Raupach. Leipzig bey Cnobloch. 1823. XVI und 356 S. 8.

Der Dorfschulmeister Hirsemenzel macht mit seinem Vetter Gabriel, einem Kanzelisten, um die Zeit des Congresses zu Verona eine Reise nach Italien, besucht Venedig, Padua, Rovigo, Verona, Rom, und schreibt an den Pfarrer seines Dorfes, was er da gesehen, gehört und dabey gedacht hat. Der Vetter Gabriel ist ein hastiger Mensch, den Alles erzürnt, was ihm unrecht dünkt, der dann das Herz auf der Zunge trägt, und der die Welt gern nach seinem Gutdünken umbauen möchte. Hirsemenzel hingegen ist ein duldsames und friedfertiges Gemüth, dem Alles recht ist, was bestehet, und der auch an den schlimmsten Dingen immer noch eine gute Seite aufzufinden weiß. Die Briefe schreibt zwar Hirsemenzel allein, aber er referirt die Aeußerungen Gabriels, die er zu widerlegen oder wenigstens zu mildern bemüht gewesen seyn will, und so gewährt die einfache Fiction, vermöge deren der eigentliche Reisende — Dr. Raupach — sich selbst in zwey literarische Massen zerspaltet, den Lesern die Annehmlichkeit, daß, was dieser über die beschriebenen Gegenstände gedacht haben mag, als Mittel zwischen zwey fingirten Extremen durch eigne Reflexion auszumitteln.

Von Padua aus z. B. schreibt der Schulmeister, wie folgt.

Was mir an der ganzen Universität, am Gebäude nämlich, am meisten gefallen hat, ist der Hof. Er bildet ein regelmäßiges Viereck, und rings umher läuft oben und unten ein im gefälligsten Styl erbauter Säulengang, der unwillkürlich an die Stoa, und was damit zusammenhängt, erinnert. Die hintere Wand dieser Säulengänge ist mit den Wappenbildern der Professoren, der einzelnen Personen und der Städte, die zur Bereicherung der Universität beygetragen haben, fast ganz bedeckt. Doch ist dieß nicht der einzige Beweis von der großen Achtung, in welcher einst hier die Professoren standen. Auf dem großen freyen Platze vor der Kirche der h. Justina befindet sich ein zirkelrunder, von einem Kanal umschlossener und mit Bäumen besezter Platz, der zum Spaziergange dient. Auf der äußern sowohl, als der innern Brustwehr des Kanals stehen zusammen einige achtzig Bildsäulen, die theils ausgezeichnete Paduaner (z. B. Titus Livius, mehrere Päbste und Feldherrn), theils berühmt gewordene Zöglinge der Universität (z. B. Stephan Batori, Johann Sobiesky u. A.), größtentheils aber Professoren darstellen.

Kaum hatten wir uns auf eine Bank des Spazierganges niedergelassen, als Gabriel, wie ich erwartete, so anhub: „O könnte ich doch ganz Deutschland auf dieses Rund versammeln und zu ihm sagen: O Deutschland! Deutschland! das seine Propheten steinigt, statt sie in Stein zu hauen, wie hier geschieht, sieh, und nimm Dir ein Beyspiel an dieser edlen, alten Stadt. Du, das nichts bedeutet in der Politik, wenig im Kriege, wenig im Gebiete des Kunstfleißes und Handels, das also seinen Ruhm nur suchen kann im Reiche der Ideen, warum verachtest und mißhandelst Du die Verwalter und Pfleger dieses Reichs? warum lässest Du deine Gelehrten darben, während Deine Zöllner und Sünder im Ueberflusse schwelgen? warum berechtigst Du Nachdrucker, Diebstahl an ihnen zu begehen, wenn sie nothgedrungen zur Hülfsquelle der Schriftstellerey ihre Zuflucht nehmen? warum erklärst Du sie für bürgerlich vogelfrey? warum dürfen die literarischen Gassenbuben ungescheut sie mit Koth und Steinen werfen? warum ist niemand bestellt, der sie mit dem Dank für ihre Werke erfreute — und wie selten ist eines, das gar keinen verdiente! — während sich jeder beeifert, sie mit Schimpf und Hohn zu überschütten, weil ihr Werk nur Menschenwerk ist? warum bist Du gerade in dem Punkte, wo allein Du deine Ehre finden könntest, barbarischer, denn alle Völker um Dich her?" Hier mußte er, weil er zu eifrig gesprochen hatte, eine Pause machen, und ich fiel etwas entrüstet ein: „O Gabriel, mein ungerechtes Geschwi-

sterkind! wie kann der hypochondrische Hang zur Unzufriedenheit Deinen sonst hellen Verstand so verblenden, daß Du Windmühlen für Riesen ansiehst? Bis jezt habe ich immer zu diesen Deinen irrigen, oft schon laut gewordenen, Meynungen geschwiegen, aber nun laß uns endlich einmal gründlich aus der Sache sprechen. In Hinsicht der Gelehrten frage ich Dich auf Dein Gewissen, ob man behaupten könne, daß sie darben? Der Staat gibt ihnen Aemter, und mit den Aemtern auch Besoldung; diese Besoldung ist freylich verschieden, nach Maßgabe des Nutzens, den sie dem Staate leisten; aber auch der am kargsten Bedachte hat doch so viel, daß er, selbst wenn er heirathet, wozu er doch nicht wie etwa ein russischer Geistlicher gezwungen ist, dennoch täglich mit Frau und Kindern warm essen kann, vorausgesezt, daß die Frau eine gute Wirthin ist, und, wie es der Häuslichkeit gebührt, die Küche selbst besorgt. Will der Gelehrte seinen Verdienst durch Schriftstellern erhöhen, und schmälert der Nachdruck — was doch selten geschieht — diesen seinen Gewinn, so hat er sich darüber nicht zu beklagen: denn im Grunde gehört seine ganze Zeit dem Staate, der ihn besoldet, und was er davon auf Schriftstellerey verwendet, entzieht er widerrechtlich seinem Brodherrn: es ist also hier nach dem jus talionis Unrecht um Unrecht, wie Auge um Auge, und Zahn um Zahn. Wenn Du von Rechten sprichst, so verstehe ich Dich entweder nicht, oder, wenn ich Dich verstehe, so mag ich nicht darauf antworten. Der Gedanke, daß wieder einmal der Partheygeist die Welt irre leitet, hat mir schon der trüben Stunden genug verursacht: denn ich bin überzeugt, daß zwischen zwey Partheyen, deren jede, eben weil sie Parthey ist, ein Aeusserstes will, Recht und Unrecht gleich getheilt ist, wie ehemals bey gerichtlichen Kämpfen Sonne und Wind, und daß der Weltgeist den Lauf der Dinge zu einem Ziele führen wird, das keine von beyden Partheyen ahnet, das aber beyde mit etwas mehr Mäßigung für das rechte erkennen würden. Jeder will der Arzt seiner Zeit seyn, und Keiner fragt, ob denn der Mensch auch das seyn könne? Daß die Recensenten mit den Gelehrten, die zugleich Schriftsteller sind, sehr übel umgehen, will ich und kann ich nicht leugnen. Aber erstens mußt Du doch bedenken, daß man unmöglich von Leuten, die niemals in der guten Gesellschaft gelebt haben, einen guten Ton verlangen kann; und zweytens, daß niemand die Gelehrten zwingt, Schriftsteller zu werden, was eigentlich, wie schon gesagt, gar nicht ihres Amtes, ja sogar den Pflichten ihres Amtes zuwider ist. Es mag in ersterer Hinsicht allerdings Ausnahmen geben, allein sie beweisen nichts, so wie es nichts für die Pharisäer beweist, daß es einen Nikodemus unter ihnen gab. Und Du siehst, mein guter Gabriel, das Verdienst kann dem schmutzigen Gewürme nicht entgehen; schau doch hin, die tausend Eideren, die sich dort auf dem Granit der Brustwehr sonnen, wohnen alle unter den Bildsäulen dieser verdienten Feldherren, Gelehrten und Künstler. Wäre es denn nun wohl der Mühe werth, daß auch wir unsern Gelehrten Bildsäulen errichteten, damit Eideren, Kröten und anderes Ungeziefer ein sichres Obdach fände? damit unsre Gelehrten sich der edlen Wissenschaft ergäben, um ein steinernes Bild zu verdienen, statt dieselbe, gleich der wahren Tugend und der Forderung ächter Philosophie gemäß, um ihrer selbst willen zu lieben und zu betreiben? Nein, Gabriel, das kannst Du gewiß nicht wollen. Laß uns jezt zu den sogenannten Schöngeistern übergehen. Ein kluger Vater, der an seinem Sohne z. B. einen überwiegenden Hang zur Musik bemerkt, legt ihm alle mögliche Hindernisse in den Weg, die fähig sind, ihn von der Ausübung dieser Kunst abzuhalten, theils um der einseitigen Entwickelung der Seelenkräfte vorzubeugen, theils weil er überzeugt ist, daß sich das wahre Genie durch alle Hindernisse den Weg zum Ziele zu bahnen weiß. So thut auch Deutschland. Der Hang zur Schöngeisterey ist überwiegend in unserm Volke; man muß ihn zügeln, und nur das ächte Genie aufkommen lassen, wenn man es nicht hindern kann. Sobald daher ein junger Dichter auftritt, fällt ihn zuerst eine Koppel Recensenten an, und behandelt ihn — wenn er nicht etwa unter aller Kritik ist, denn dann gehen sie wie mit einem Ihres gleichen, von dem nichts zu fürchten steht, sehr glimpflich um — behandeln ihn, sage ich, wie einen ruthenpflichtigen Knaben, wie einen Wahnsinnigen, um ihm sogleich alle Hoffnung auf Ruf und Ruhm abzuschneiden. Aber es wäre möglich, daß er diese Hoffnung gelassen aufgäbe, und von schnödem Gewinne gelockt, dennoch fortführe zu dichten: darum treten nun die bevollmächtigten Nachdrucker auf, und setzen die Verleger außer Stand, ihm einen erträglichen Ehrensold anzubieten. Halten ihn alle diese Hindernisse nicht zurück, ist er entschlossen, sich lieber der öffentlichen Schmach und dem Hungertode bloß zu stellen, als sein Dichten aufzugeben; dann ist man überzeugt, daß wirkliches Genie ihn treibt, und dann weiß man ihn auch zu belohnen. Eines Solchen Werke nehmen dann nach den Uebersetzungen aus dem Englischen, Spanischen, Italiänischen und Französischen den ersten Rang ein, und man überhäuft den Verfasser mit Ehren. Kannst Du das leugnen, fuhr ich fort, weil ich bemerkte, daß mich Gabriel mit einiger Befremdung betrachtete; kannst Du es leugnen, wenn Du Dich erinnerst, daß Herder, Goethe, Schiller, die beyden Schlegel geadelt worden sind, daß Jean Paul den Legationsrath und Müllner den Hofrath davon getragen hat? Ist es überhaupt nicht höchst ungerecht zu sagen, daß in einem Lande, wo sogar die Buchhändler Preise für das

beste Gedicht in dieser oder jener Gattung aussetzen, nichts für die Dichtkunst geschehe? Gesezt aber auch, Wissenschaft und Kunst würden nicht völlig so belohnt, wie sie es vielleicht verdienen, so ließe sich auch dieß rechtfertigen. Homer z. B. hat das Alterthum wenigstens zwölf, die neuere Zeit schon vierzehn Jahrhunderte erfreut. Haben sich also — ächt historisch gerechnet — hundert und vier Geschlechter an seinen Gesängen ergözt, wie hätte man mit Recht von dem ersten, nämlich dem seiner Zeitgenossen, verlangen können, daß es ihn nach Verdienst belohnen, d. h. für die folgenden hundert und drey Geschlechter bezahlen sollte. Est modus in rebus, und wenn Gott die Sünde der Väter an den Kindern nur heimsucht bis ins dritte und vierte Glied, so sehe ich nicht ein, warum wir das Vergnügen unserer Nachkommen voraus bezahlen sollten bis ins hundert und dritte oder vierte Glied. Du siehst also, je längere Dauer die Werke eines Schriftstellers versprechen, d. h. je größer er ist, desto weniger sind wir ihm Belohnung schuldig." Gut, sagte Gabriel, vermuthlich weil er mir nichts zu erwiedern wußte; aber laß uns essen gehen, denn mich hungert. Und wir gingen.

Man sieht, daß der duldsame Hirsemenzel die Kunst versteht, die Blößen der Zeit bemerklich zu machen, indem er sie — zudeckt. Er macht von dieser Kunst auch in Bezug auf dasjenige, was er in Verona sah, einen sehr ergötzlichen Gebrauch. Und in den wenigen Fällen, wo er seinem Gegenstande durchaus keine löbliche Seite abgewinnen kann, z. B. bey dem Verfahren gegen die des Carbonarismus Verdächtigen im Kirchenstaate, auf auswärtige Anträge; da stellt er wenigstens glänzende Beyspiele des Gegentheils daneben. So rühmt er S. 196 die Handlungsweise des Großherzogs von Toskana.

„Er erhielt, wie man erzählt, ein Schreiben von einem andern Hofe, worin die vornehmsten Florentiner als Carbonari angeklagt, und ihm gerathen wurde, sie alle verhaften zu lassen. Der Großherzog ließ die Angeschuldigten sämmtlich zu sich entbieten, und ihnen durch seinen Staatssekretär das Schreiben vorlesen. Darauf sagte er zu den Bestürzten: „Sie sehen, meine Herren, wessen man Sie beschuldigt und was man mir räth; ich aber glaube nicht, daß Sie mir, der ich Ihnen nie Uebles zugefügt habe, übel wollen, und habe mich deßwegen mit meinem Ehrenworte für Sie verbürgt: ich hoffe, daß Sie meine Bürgschaft ehren werden." Gewiß, wenn ein Uebelgesinnter unter ihnen war, so hörte er in diesem Augenblicke auf, es zu seyn: auch herrscht in Toskana die vollkommenste Ruhe und Zufriedenheit mit der Regierung."

Es ist erwünschter für das im Raume beengte Literaturblatt, als für die weite Welt, daß der Schulmeister dergleichen Züge nicht mehr zu berichten hat: denn wir würden schwerlich der Versuchung widerstehen, sie hier sämmtlich zu wiederholen.

Ueber Kunstwerke, Antiquitäten und dergl. sagt Hirsemenzel wenig, aber es ist Geist in dem, was er sagt, und sein Urtheil ist das eines verständigen, unbefangenen Mannes, dessen natürlichen, unverbildeten Kunstsinn kein Ruf und keine Autorität verblenden.

Vom Theater insonderheit spricht er S. 159. zwar nur kurz, aber hinreichend, um uns mit dem Schicksale bekannt zu machen, welchem das deutsche gleichsam in Siebenmeilenstiefeln entgegengeht. Tragödie existirt nicht mehr. Alfieri's Stücke sind fast überall verboten. Im Fache des Lustspiels herrscht die Erbärmlichkeit. Goldoni und Gozzi sind verschwunden, man übersezt Neuigkeiten aus Frankreich, bisweilen gar aus Deutschland. Die Oper ist den Italienern Alles, und wie ist sie?

„Wir haben hier (in Verona) drey Opern gesehen, zwey ernsthafte Arminio und Isolina, und eine komische: l'inganno felice; die leztere von Rossini, die erste von Pavesi und die zweyte von Morlacchi in Musik gesezt. Von der ersten habe ich nur ein einziges Mal einen Theil gesehen, denn die Sänger waren mir nicht gut genug, um mir die Tollheit erträglich zu machen, daß Arminius, der kräftige Cherusferfürst — von einem Mädchen (der Tosi) dargestellt wurde. Ein Italiener, dem ich diese Bemerkung mittheilte, lachte mich geradezu aus, und belehrte mich, das könne ja gar nicht anders seyn, da der Held des Stückes schlechterdings im Diskant singen müsse, ein Sopransänger aber nicht vorhanden sey. O heilige Vernunft! rief ich damals aus; aber nachher sah ich wohl ein, daß er Recht hatte, ich aber Unrecht, mich im Reiche der Empfindungen auf die Vernunft zu berufen. Dem eben erwähnten Uebelstande war bey der Oper Isolina abgeholfen, denn sie erschien erst auf der Bühne, als Velutti schon angekommen war; daher ich auch den zweyten Akt zweymal gesehen habe. Die Opera buffa war keinesweges buffa, ja würde sogar höchst langweilig gewesen seyn, wäre nicht der treffliche Bassist Galli auch zugleich ein trefflicher Schauspieler. Die Opern, als Stücke betrachtet, machen unsern sogenannten Singspielen den Rang streitig: gleiche Albernheit der Erfindung, gleiche Schlechtheit der Ausführung, gleiche Sinnlosigkeit des Ganzen. Wie unendlich weit stehen sie von Metastasio's Werken ab, die freylich auch keine Meisterstücke der Dichtkunst sind, aber doch das Verdienst einer wundervoll lieblichen Lyrik haben. Die Italiener wissen es auch sehr wohl, daß ihre Opern keinen Sinn haben, und Alles beweist, daß sie auch keinen fordern. Die Stücke sind gewöhnlich lang, und jeder der beyden Acte dauert wenigstens anderthalb Stunden; um also die Sänger nicht zu ermüden, schiebt man häufig ein Ballet zwischen den beyden Acten ein. Ein an-

dermal fängt man mit dem zweyten Aufzuge an, und läßt dann den ersten auf das Ballet folgen; oder man gibt zuerst eine Opera buffa, dann das Ballet, und zuletzt den ersten oder zweyten Akt einer opera seria. Kurz das Publikum beachtet nur die hervorspringenden Einzelheiten, Arien, Duette u. s. w. und sieht das Uebrige für nothwendiges, aber gleichgültiges Nebenwerk an. Der Vetter war natürlich mit jenem Verfahren sehr unzufrieden, ich aber sagte: Gabriel, diese Aufrichtigkeit der Italiener gefällt mir gerade recht sehr. Sie verlangen keinen Sinn in dem Stücke; sie wissen, daß keiner darin ist, und behandeln es dem gemäß; bey uns hingegen gibt man gewissenhaft den zweyten Akt nach dem ersten, und den dritten nach dem zweyten, als ob wirklich das Ganze einen Sinn hätte. Was ist nun besser, die italienische Aufrichtigkeit oder unsere Heuchelei? Auch folgerechter finde ich in dieser Hinsicht den Italiener, mein guter Gabriel: er sucht in der Oper nichts als Musik und thut, wohl wissend, daß niemand zweyen Herren dienen kann, freywillig auf die Poesie Verzicht; der Deutsche hingegen will beydes vereinigen, und daraus entsteht ein unglückseliges Zwitterding, wie unser Singspiel ist, wo Redende plötzlich anfangen zu singen, als hätte sie die Tarantel gestochen."

Geduld, lieber Hiesemenzel! Wir werden schon auch dahin kommen, wo die Italiener sind. Die Berliner namentlich stehen ihnen schon ziemlich nahe, und die Leipziger keuchen eifrig nach. Wären nur die guten Sänger nicht so rar, wegen des Biertrinkens, und hätten wir nur eine lautreichere Sprache! Die liebe Sinnlichkeit würd' uns bald vollends zu der gänzlichen Verzichtleistung auf Sinn in der dramatischen Kunst bringen, der Poesie gar nicht einmal zu erwähnen. Gesang bringt Kinder um so besser in Schlaf, je sinnloser er ist; und eben so den inneren Menschen, den sogenannten Geist der Nationen, den Zeitgeist, kurz alle die bösen Geister, welche durch ihren Spuck die duldsamen hirsemenzelischen Gemüther verwirren, und vor denen — wie figura Gabriels zeigt — selbst Kanzelisten nicht mehr sicher sind.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— In einem der neuern Hefte der Antologia di Firenze wird von einem Hrn. H. Majer Bericht über die ungewöhnlich großen Fortschritte erstattet, welche die Taubstummenanstalt zu Genua unter der Leitung des P. Azarotti gemacht hat. Dem wohlthätigen Einflusse dieses geschickten Lehrers ist es, indem er von der Sprache, die jeder einzelne Taubstumme sich blos natürlicher Weise gebildet hatte, Partie zog, gelungen, den Zöglingen mit unglaublicher Schnelligkeit das Lateinische, Italienische, Französische, Englische und Spanische, die allgemeine Geschichte alter und neuer Zeit, die Geographie, Algebra und Geometrie, die Anfangsgründe der Astronomie, die Metaphysik und einige andere Abschnitte der rationellen Philosophie, und endlich eine Kenntniß der Religion, so wie auch der Zeichen- und Kupferstecherkunst, beyzubringen. Durch mehrere Sitzungen hat der Pater Azarotti Hrn. M. in den Fall gesezt, die Entwickelung seiner Zöglinge zu beurtheilen. Hr. Majer hat seiner Erzählung alles desjenigen, wovon er Augenzeuge gewesen ist, einige philosophische Betrachtungen über den reellen Nutzen der Beschäftigungen, auf welche die Taubstummen sich beschränken sollten, beygefügt, und hält, wohl nicht mit Unrecht, dafür, daß man sie lieber zu geschickten Künstlern, als zu oberflächlichen Gelehrten bilden sollte.

— Zu Nizza hat der französische Arzt, Hr. Caury, kürzlich eine für diese Stadt neue Anstalt gegründet, wo die Kranken, welche die Schönheit des Klima und die vortreffliche Luft alljährlich nach diesem reizenden Flecke der Erde hinzieht, große Bequemlichkeiten finden werden. Vier Häuser, welche zusammen 25 bis 30 Familien fassen können, sind zum Behufe dieser Unternehmung angewiesen. Jeder Kranke findet daselbst die für seine Umstände zuträglichste Lage, und kann sich mit Spaziergängen in den weitläufigen, der Anstalt zustehenden Orangengärten erlustigen. Ein englischer Arzt und ein Apotheker werden eifrig, und mit dem ganzen Umfang ihrer Talente zu dem Wohl des Hauses mitwirken, und jeder Kranke sich der sorgfältigsten und umfassendsten Pflege zu erfreuen haben.

— Die Bevölkerung des Königreichs Neapel, welche mit Ende 1821 5,256,020 Seelen betragen hatte, belief sich am 31. Dec. 1822 auf 5,322,889 Individuen, wovon 2,595,872 männlichen, und 2,727,017 weiblichen Geschlechts; es hatte demnach die Bevölkerung in Jahresfrist um 66,869 Seelen zugenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schreibfehler.

In der Recens. von Warnsdorfs Rösselsprung, No. 41. Sp. 2. Z. 10. v. o. lese man: für das Feld 62, statt: für das Feld 64.

D. Rec.

Urtheilsfehler.

In eben demselben Blatte, S. 162, hab' ich in der Anmerkung die Vermuthung geäußert, daß das ganze theoretische Gebäude des Hrn. v. W. wohl zusammenfallen dürfte, weil er den Satz, daß das Feld m + 1 zu einem neuen Anfangsfelde tauge, wenn der Springer von 1 auf m gehen kann, ohne die nothwendige Einschränkung aufgestellt hat, daß der Springer unmittelbar von 1 auf m müsse gehen können. Das hat er nun zwar allerdings gethan; aber er hat, wie ich bey späterer Prüfung gefunden habe, seinen uneingeschränkt ausgedrückten Lehrsatz nirgends anders angewendet, als in dem eingeschränkten Sinne, in welchem er richtig ist. Folglich thut die Unrichtigkeit des Ausdrucks dem darauf gebauten System keinen Schaden. Dagegen hab' ich häufig, wo nicht überall, das Zeichen der Addition (+) gefunden, wo das Zeichen der Multiplication (×) stehen sollte, welches billig als Druckfehler hätte angezeigt werden sollen.

Müllner.

Nr. 54.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 6. Juli 1824.

Taschenliteratur für 1824.

Die Vorzeit, ein Taschenbuch für das Jahr 1824. Marburg und Kassel bey Krieger.

Zur wahren Freude der Freunde der Geschichte und der Billigkeit hat das unvernünftige und alles Maß überschreitende Anpreisen und Bewundern des Mittelalters allmählig nachgelassen. Das unbesonnene, alles gesunden Urtheils baare Loben jener Zeit diente nur, dieselbe in noch tieferes Dunkel zu hüllen, ihr noch mehrere Gegner, noch mehrere Verächter zu erwerben. Behüte mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selbst beschützen, wäre gewiß die Bitte gewesen, welche das Mittelalter an seinen Geschichtschreiber in jener Periode der Lobhudeley zu thun gehabt.

Wer nur, von bestochener Vorliebe oder Geringschätzung gleich weit entfernt, die Geschichtstafeln der Vorzeit aufschlägt, wird gewiß des Belehrenden, und selbst in unsrer Zeit der Nachahmung Würdigen so Vieles in denselben aufgezeichnet finden.

Die Aufgabe dieses Taschenbuches ist es, den Lesern eine angenehme Auswahl daraus vorzulegen, und R. kann in dieser Beziehung aus dessen Inhalt besonders der Bauer Hans Hosse, Liebling des Landgrafen Carl von Hessen-Cassel, Kleine historische Merkwürdigkeiten, und Etwas über die Regierung und Gesetzgebung des deutschen Ordens in Preußen anführen, wovon besonders der Eingang des lezteren Aufsatzes, wegen seines rechtsgeschichtlichen und staatswirthschaftlichen Interesses, hier angeführt werden mag.

„Wenn es von allen Staatswirthschafts-Lehrern als eine ausgemachte Wahrheit angenommen wird, daß ein Land nur unter einer regelmäßigen, milden, von weisen Grundsätzen geleiteten, Regierung bevölkert und blühend werden, und sich auf einer bedeutenden Stufe des Wohlstandes erhalten könne, so geräth man in Verlegenheit, wenn man den, durch die unwiderleglichsten Thatsachen erwiesenen hohen Grad von Reichthum und bürgerlicher Wohlfahrt, dessen sich Preußen vor der berühmten Tannenberger Schlacht erfreute, mit den Anschuldigungen von Willkür, Bedrückung, Tyranney und Ungerechtigkeit vergleicht, deren sich die deutschen Ordensritter, als Regenten des Landes, nach den Behauptungen der meisten ältern preußischen Geschichtschreiber, sollen haben zu Schulden kommen lassen. Im Jahre 1404 enthielt Preußen auf einer Grundfläche von 1200 Geviertmeilen 55 ummauerte und starkbefestigte Städte, von denen mehrere 2000 ganz gewappnete und berittene Bürger ins Feld stellten; 48 Ordens-Schlösser, worunter viele mit einer Pracht und Festigkeit gebaut, die nach dem heutigen Geldwerthe einen Aufwand von Millionen erfordert haben würden; an 100 adliche, zum größten Theile auch stark befestigte, Schlösser; 740 Kirchdörfer, 2000 freye Landhöfe und 18,368 Dörfer. *) Die Bevölkerung dieses Landes zur damaligen Zeit kann, nach der mäßigsten Berechnung, zwischen 2½ und 3 Millionen angenommen werden, und in den Staats-Schatz floß ein jährliches Rein-Einkommen von 800,000 Mark, eine für die damalige Zeit unglaubliche Summe. Diese Angaben sind sämmtlich so genau dokumentirt, daß darüber kein Zweifel obwalten kann, und der hohe — für jenes Zeitalter ganz ungewöhnliche — Wohlstand Preußens ist also unbestreitbar erwiesen. Daraus ließe sich demnach folgern, daß die Regierung des deutschen Ordens weise, milde, gerecht gewesen seyn müsse, da ohne das der Staat arm, elend, entvöllert geworden wäre. Gleichwohl heißen die deutschen Ritter bey den meisten Schriftstellern des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts, — die neuern verdienen der Erwähnung nicht, da sie, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, treue Nachschreiber der ältern sind, — Tyrannen, Despoten, Verschwender, Lasterhafte, und werden häufig als wahre Scheusale dargestellt. Wenn sie nun dieses bey dem erwiesenen Flor des von ihnen beherrschten Landes nicht seyn konnten, so ist doch auch andrer Seits nicht anzunehmen, daß beynahe alle Geschichtschreiber des berührten Zeitraums

*) Wenn an einem andern Orte die Zahl der Dörfer auf 21,000 angegeben worden, so ist dieses mit Inbegriff der Kirchdörfer und Landhöfe zu verstehen.

absichtlich die Wahrheit entstellt haben sollten, und es fragt sich: was man davon glauben darf, und was nicht? Um einen Leitfaden durch dieses Labyrinth von Widersprüchen zu finden, müssen wir untersuchen, wer die, den Orden anklagenden, Schriftsteller waren, und unter welchen Verhältnissen sie schrieben? wobey es auch nothwendig ist, die verschiedenen Epochen des Ordens, die seiner Größe und die seines Verfalls zu berücksichtigen.

„Von den Schriftstellern, die für die ältere Geschichte Preußens als Quellen gelten, waren Christian († 1241), Radlubeck († 1326), Dlugosz († 1480), Cromer († 1589), sämmtlich Bischöfe, und, mit Ausnahme des erstern, sämmtlich polnische Vasallen, also aus zwiefachem Grunde entschiedene Gegner des Ordens, der sowohl gegen Polen, wie gegen die Anmaßungen des hohen römischen Klerus in einer beynahe ununterbrochenen Fehde begriffen war. Grund genug, ihre Anschuldigungen verdächtig zu finden! In Nikolaus Jeroschin, (bis 1331), Peter von Duisburg (bis 1396), dem Chronicon Anonymi (bis 1390), Lindenblat und der großen Ordens-Chronik, gleichfalls Quellenschriften, steht nichts von allem dem, was dem Orden zum Vorwurf gereichen könnte. Freylich aber beweiset dieses nichts zu Gunsten des Ordens; denn die Verfasser der leztgenannten Werke waren entweder selbst Ordensritter, oder doch genau mit dem Orden verbündet und also partheyisch für ihn. Lukas David († 1583), dessen Chronik ein Hauptwerk für die preußische Geschichte ist, und der alle vorbenannte Werke, mit Ausnahme des Dlugosz, benuzt hat, war Rath am Hofe Markgraf Albrecht's, der Preußen säkularisirte, und seiner Nachfolger, und hatte also dringende Ursachen, den deutschen Orden in ein nachtheiliges Licht zu stellen; *) Simon Grunow aber, (schrieb bis 1524) seiner Unzahl von Mährchen ungeachtet, ebenfalls wichtig für die Geschichte Preußens, war ein Prediger-Mönch zu Danzig, und also, der Landsmannschaft und von Standes wegen, ein Feind des Ordens.

„Wenn nun aus den eben dargestellten Verhältnissen der Quellen-Schriftsteller ihre Ansichten über den Orden erklärbar werden, so müssen wir doch zugeben, daß sie bey allem Vorurtheil und bey aller Befangenheit den Orden nimmer so hart hätten anklagen können, wenn sie nicht wenigstens einigen Grund dazu gefunden hätten. Diesen fanden sie auch in der That; denn da sie das kraftvolle, großartige Regierungs-System des Ordens nicht zu begreifen vermochten, so mußte ihnen die durchgreifende, konsequente Handlungsweise desselben nothwendig als willkürlich und tyrannisch erscheinen, und als nach der Katastrophe von 1410 die ganze Verfassung des Ordens zerrüttet wurde und faktisch, wenn gleich nicht formell, eine gänzliche Umwälzung erlitt, da bot allerdings die Ordens-Regierung hinreichenden Stoff zum Tadel dar.

„Daß der bis zu diesem Zeitpunkt wunderbare Flor des Landes, der große Reichthum des Ordens und dessen Riesen-Unternehmungen mit Willkür, Bedrückungen und schlechter Landes- und Justiz-Verwaltung durchaus unvereinbar sind, bedarf kaum eines Beweises. Was ist aus dem goldreichen Spanien, was aus den einstigen Kornkammern halber Welttheile, Sizilien und Aegypten, was endlich aus Griechenland und Klein-Asien geworden? In welches Elend haben schlechte Regierungen Portugal, den Kirchenstaat und Polen gestürzt? Vergleichen wir mit diesen Ländern das stark bevölkerte, wie ein Garten angebaute Preußen, wie es bis zum Jahr 1410 war, dessen Bauern Tonnenweis Geld sammelten, dessen Kaufleute die Ernten ganzer Länder aufkauften, dessen Regenten ganze Provinzen mit baarem Gelde erstanden, und den europäischen Königen Darlehen gaben, so dringt sich uns die Ueberzeugung auf, daß Preußen von dem Orden mit großer Weisheit regiert werden mußte, weil sonst dergleichen Erscheinungen physisch unmöglich gewesen wären.

„Es ist unbezweifelt, daß, wenn ein dazu geeigneter Gelehrter die, freylich höchst mühsame, doch aber ausführbare, Arbeit übernehmen wollte, alle von den Hochmeistern gegebenen Gesetze, dann aber alle, auf die Landes-Verwaltung Bezug habenden Verordnungen und Verfügungen zu sammeln und dergestalt zusammen zu stellen, daß daraus das vollständige System der Gesetzgebung und Landes-Verwaltung des Ordens hervorginge, unsere heutigen Gesetzgeber und Staatswirthe noch vieles für sie Anwendbare darin finden würden. Da dieses wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird, so dürfte die kurze Andeutung einiger Grundzüge des Landes-Verwaltungs-Systems des deutschen Ordens in der Periode seiner Größe vielleicht nicht ganz überflüssig seyn.

„Vor allem hütete der Orden sich vor dem so verderblichen Viel-Regieren, welches störend in das häusliche und bürgerliche Leben der Regierten eingreift, und sie zu trägen, muthlosen Sklaven herabwürdigt. Er erlaubte den Städtebewohnern, ihre Magistrate selbst zu wählen, er gestattete diesen die Ausübung der niederen, und, mit wenigen Ausnahmen, sogar der hohen Gerichtsbarkeit und die Verwaltung des Gemeinde-Vermögens, und behielt sich allein die Oberaufsicht in so fern vor, als solches zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung durchaus erforderlich war.

*) Dadurch soll der ehrwürdige Alte keineswegs herabgewürdigt werden; seine Wahrheitsliebe ist über allen Verdacht erhaben. Aber sein Verhältniß als Kanzler des Bisthums von Kulm, und darauf als Hofgerichtsrath des Herzogs von Preußen, mußte nothwendig Einfluß auf seine Ansichten haben.

„Frey von allem kleinlichen Mißtrauen, hielt der Orden es für billig, daß der freye Mann seinen Heerd selbst vertheidigen helfe, und darum gestattete er nicht nur den Bürgern und freyen Landleuten das Recht, Waffen zu tragen, sondern erlaubte auch, besonders den erstern, Zeughäuser anzulegen, und aus ihrer Mitte vollständige wehrhafte Heerhaufen zu bilden. Freylich verpflichtete er sie auch dagegen, die Mauern ihrer Städte selbst gegen den angreifenden Feind zu vertheidigen und in seinen Kriegen gewappnet im Felde zu erscheinen. Aber das thaten sie gern, weil sie für ihr eigenes Interesse die Waffen führten, und der Orden ersparte auf diese Weise kostspielige Besatzungen, und hatte stets ein kraftvolles wohlgeübtes Heer in Bereitschaft, ohne den mindesten Aufwand dafür machen zu dürfen.

„Stets war der Orden auf die bestmöglichste Benutzung der physischen Kräfte seiner Unterthanen bedacht, daher verpönte er alle Arten von Müssiggang auf das härteste, und daher beschränkte er die Ausbreitung der Bettelmönche, so viel nur immer möglich war.

„So wenig der Orden auch seine Unterthanen in ihrer natürlichen Freyheit beschränken mochte, so wollte er doch, was jeder gute Regent stets wollen sollte, allein Herr in seinem Lande seyn. Er kehrte sich so wenig an die Breven und Bullen des Papstes, als an die Edikte des Kaisers; die päpstlichen Ablaßkrämer und Legaten wurden verspottet, und über die Landesgränze gebracht, und Unterthanen, die bey dem Papste oder dem Kaiser Beschwerde führten, wurden ersäuft oder erhenkt.

„Alle Verwaltungsbeamte des Ordens waren zugleich Mitglieder desselben, und hatten als solche dringende Bewegungsgründe, ihren Aemtern wohl vorzustehen. Das große Problem aller Regenten, ihr Interesse mit dem ihrer Beamten auf das innigste und unzertrennlichste zu verschmelzen, hatte der Orden dadurch auf das glücklichste gelöst, und darum mangelte seiner Regierung auch das Gedeihen nicht.

„Mit unerbittlicher Strenge hielt der Orden auf die Befolgung seiner Gesetze und Verordnungen. Es ist eine altbewährte Erfahrung, die aber wohl nie und nirgendwo mehr beherzigt worden ist, als bey dem deutschen Orden in der Periode seiner Größe, daß Nachsicht die Schuld gebiert. Unnachsichtlich und ohne Ansehen der Person wurden Uebertretungen der Gesetze bestraft, und darum erfüllte die Gesetzgebung auch ganz ihren Zweck, das heißt, sie verminderte die Verbrechen und Vergehen, und erleichterte den Regierten das Bestreben, ihre Bestimmung als Menschen und Bürger zu erreichen.

„Endlich schützte der Orden das Leben, die Ehre und das Vermögen seiner Unterthanen mit einer Sorgfalt, die in dem Zeitalter in keinem christlichen Staate so weit getrieben wurde. Wenn man die, diese Gegenstände betreffenden, Gesetze, gleich denen des Drako, mit Blut geschriebene nennt, so wollen wir nicht widersprechen; denn in der That, es ist kaum möglich, härtere Strafen zu erfinden, als die in dergleichen Fällen von dem Orden verhängten waren. Indessen bewährte sich ihre Zweckmäßigkeit durch die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Verbrechen, in einem Zeitalter, wo die sittliche Bildung der Menschen nur noch einen schwachen Zügel ihrer Begierden und Leidenschaften darbot, und in einem Lande, wo die Waffen beynahe nimmer ruhten, und deßhalb bedürfen sie also keiner Rechtfertigung.

„Wir finden, daß der deutsche Orden schon mitunter im 13ten und 14ten Jahrhunderte bey der Staatsverwaltung Grundsätze zur Ausführung brachte, die uns im 15ten noch als neuerfunden angepriesen worden sind, und deren Anwendung oft sogar noch vergebens gewünscht wird; wir finden ferner, daß gerade in denen Staaten, die nach einem Systeme verwaltet werden, welches in seinen Grundzügen mit dem des deutschen Ordens übereinstimmt, die größtmöglichste Summe von Volksglück herrscht. Ein sicherer Beweis von der Weisheit jener alten ritterlichen Gesetzgeber! Als Beweis des eben Gesagten theilen wie nachfolgend einige Artikel aus der Landes-Ordnung des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen (regierte von 1309 bis 1312) mit.

„Art. I. Es soll kein Jude, Zauberer, Schatzgräber oder Weidler (altpreußischer Wahrsager) im Lande geduldet, noch weniger von den Einwohnern in den Städten und auf dem Lande aufgenommen werden. Wer sie aber hegen wird, der soll die nämliche Strafe leiden, die über diese Betrüger selbst verhängt ist.

„Art. III. Wer preußisches Gesinde im Dienst hat, soll es anhalten, an Sonn- und Festtagen dem Gottesdienst beyzuwohnen und Deutsch zu reden, bey Strafe von drey Mark.

„(Dieses, zur Beförderung der Sittlichkeit der untern Volksklasse nothwendige, Gesetz widerlegt auf eine unzweydeutige Weise den, dem Orden häufig gemachten Vorwurf, daß ihm der Kultur-Zustand seiner preußischen Unterthanen gleichgültig gewesen sey.)

„Art. IV. Kein geborner Preuße darf in den Städten, Vorstädten und Dörfern Theil an der Verwaltung haben. Auch soll kein Preuße, weder Mann noch Weib, Bier schenken, sondern die Eingebornen sollen allein dem Ackerbau obliegen.

„(Bey der Empörungs-Sucht der neubekehrten Preußen war es nothwendig, sie von allen einflußreichen bürgerlichen Verhältnissen fern zu halten, wodurch sie der öffentlichen Ruhe hätten gefährlich werden können.

Sobald diese Besorgniß überflüssig wurde, verlor das Gesetz seine Kraft.)

„Art. V. Enthält die Festsetzung des Gesinde- und Tagelohns. Als sehr human verdient die Verordnung darin bemerkt zu werden, daß kein Brodherr einen Dienstboten miethen soll, ohne Mitwissen der nächsten Anverwandten des Lezteren.

„Art. VI. So ein Dienstbote seiner Herrschaft entlauft, so mag dieselbe ihn aufsuchen, und wo sie ihn findet, ihn bey einem Ohr annageln.

„(Allerdings hart, doch wegen der damals verwilderten und widerspenstigen Eingebornen zu entschuldigen.)

„Welche Herrschaft ihren Dienstboten ohne rechtliche Ursache entläßt, die soll ihm seinen vollen jährlichen Lohn zahlen. Keinen Ledigganger soll man leiden bey großer Strafe.

„Art. VII. Dienstboten, die sich verehelichen wollen, soll dieses von der Herrschaft nicht verwehret werden dürfen, außer in der Aernte, der Weinlese und beym Hopfenpflücken. (In Deutschland war es zu der Zeit noch allgemein ein Vorrecht der Brodherrschaft, dem Gesinde nach Gutdünken das Heirathen zu verbieten.)

„Art. IX. Die Verkäufer sollen ihre Waare auf die Märkte der Städte feil stellen. Die Verkauferey wird mit Verlust der Waare und dreyßig Mark bestraft.

„Art. X. Ein jeglicher Handwerker soll ein besonderes Merkzeichen haben, um damit seine Arbeit zu bezeichnen, auf daß man die Arbeit eines jeden erkennen mag.

„Art. XII. Weder Edelleute auf dem Lande, noch Bauern, dürfen Handel treiben, noch Bier brauen, da solches allein städtische Gewerbe sind.

„(Ein großer, wegen seines Haushalts ausgezeichneter, Staat hat noch in unsern Tagen lange, wiewohl bis jetzt vergeblich, darauf hingearbeitet, die Land-Brauereyen in die Städte zu verlegen. Ein Beweis, wie probehaltig die Staatswirthschaft des Ordens war.)

„Art. XV. Keine gemachten Kleider sollen in's Land zum Verkauf eingeführt werden. Auch ist es nicht erlaubt, ein Gewand nochmals zu färben, sondern es soll bey seiner ursprünglichen Farbe belassen bleiben.

„Art. XVI. Kein Landmann soll um Lohn Fuhrwerke, noch Waare feil haben, ausgenommen die Krugwirthe, die andern sollen ihre Aecker bauen, bey Strafe von 10 Mark.

„Art. XIX. Niemand soll verlaufenes Gesindel in sein Haus aufnehmen, bey Strafe von dreyßig Mark.

„Art. XX. Um keinerley Schuld darf Vieh verpfändet werden, welches der Eigner zu seiner täglichen Arbeit bedarf.

„(Dieses so menschliche und mit den Grundsätzen der Billigkeit übereinstimmende Gesetz wird noch gegenwärtig in einigen deutschen Staaten gar nicht, oder doch nur unvollständig in Anwendung gebracht.)

„Art. XXII. Niemand soll Holz ausroden, um es zu verkaufen; es sey dann, er wolle Acker statt des Holzwuchses machen: bey Verlust des Holzes und Strafe von drey Mark.

„(Wer dachte zu jener Zeit in Deutschland wohl an Holzschonung?)

„Art. XXIII. Es soll Jedermann frey stehen, sich wegen eines ihm zugefügten Schadens auf dem Lande auf die Entscheidung guter Leute zu berufen.

„(Dieses etwas dunkel abgefaßte Gesetz ist von großem Nutzen für den preußischen Landmann gewesen, und hat mit einigen Abänderungen bis jetzt bestanden. Es besagt nämlich nichts anderes, als: wenn Jemanden an seinen Gütern — Saaten, Wiesen, Bäumen — ein Schade — durch Menschen oder Vieh — zugefügt wird, so steht es ihm frey, ohne gerichtliche Dazwischenkunft, die Größe des Schadens durch gute, d. h. unpartheyische und sachkundige Leute bestimmen zu lassen, um auf den Grund dieser Bestimmung seine Entschädigungs-Forderung machen zu können. Um dergleichen Feldschäden richtig zu würdigen, müssen sie auf frischer That besichtigt werden; da dieses aber von einem Richter, seiner andern Amtsgeschäfte wegen, in den wenigsten Fällen würde haben geschehen können, so war die Besichtigung und Abschätzung durch die sogenannten guten Leute — in spätern Zeiten Landgeschworene — allerdings höchst zweckmäßig.)

„Art. XXIV. Alljährlich sollen die Dorfrichter mit ihren Beysitzern die Gränzen der Dörfer umreiten, und die Gränzzeichen und Scheiden, da wo sie unkenntlich geworden sind, erneuern: bey Strafe des Ersatzes alles Schadens, der durch Unterlassung dieser Pflicht entstehen könnte. (Wäre dieses Gesetz überall eingeführt und auf die Beobachtung desselben gehalten worden, so wären Tausende von Prozessen und Tausende von verarmten Familien weniger.)

„Art. XXVII. Die Vormünder der Wittwen und Waisen sollen die ihnen anvertrauten Güter ihrer Bevormundeten schriftlich verzeichnen und beschreiben lassen, und das ihnen Anvertraute ganz so, wie sie es übernommen haben, abliefern, bey Verlust ihrer Ehre.

„Art. XXXI. Die sämmtlichen Artikel der Landes-Ordnung sollen in allen Städten, Dörfern und Gemeinden dreymal öffentlich vorgelesen werden, damit sie zu Jedermanns Kenntniß kommen und Jedem im Gedächtniß bleiben."

Nr. 55.

Literatur-Blatt.

Freitag den 9. Juli 1824.

Lord Byron. *)

(Aus dem Edinburgh Weekly Journal.)

Mitten in der allgemeinen Stille der politischen Atmosphäre hat uns aus einer andern Weltgegend eine jener Todesnachrichten erschüttert, die gleich den Tönen aus der Posaune eines Erzengels erschallen, um plötzlich die Seele eines ganzen Volks zu erwecken. Lord Byron, der so lange und so ganz den ersten Platz in der öffentlichen Meynung gefüllt, hat das Loos der Menschheit getheilt. Er starb zu Missolonghi den 19ten April. Der mächtige Genius, der unter uns als ein über die gewöhnliche Sterblichkeit erhabenes Wesen wandelte, und dessen Gewalt uns mit Staunen und mit einer Art Schauder ergreift, als wenn wir nicht wüßten, ob sie dem Guten oder dem Uebel angehöre, ist nun eben so tief zur Ruhe gelegt, als der arme Bauer, dessen Ideen sich niemals über sein Tagewerk erhoben. Die Stimmen gerechten Tadels und boshafter Kritik verstummen auf einmal, und es scheint uns fast, als ob das große Licht des Himmels in demselben Augenblicke am Horizonte verschwunden sey, wo jedes Fernglas gerichtet war, um die Flecken zu betrachten, die seinen Glanz verdunkelten. Jezt ist nicht die Frage: was waren Byrons Fehler? was waren seine Irrthümer? sondern: wie kann die Leere, welche er in der brittischen Literatur läßt, ausgefüllt werden? Durch niemand, fürchten wir, in einem Zeitalter, das unter mehreren hochbegabten Männern doch keinen hervorgebracht, der Byron an Originalität, diesem ersten Attribute des Genie's, gleich käme. Nur 37 Jahre alt — und schon so viel für die Unsterblichkeit gethan — und noch so viel Zeit übrig, so schien es uns kurzsichtigen Sterblichen, um seinen Ruhm zu behaupten und zu erweitern und nur Irrthümer in seinem Leben und Leichtsinn in seinen Werken abzubüßen — wer wollte nicht trauern, daß ein solcher Lauf verkürzt worden, wenn er sich auch nicht immer auf dem engen Pfade erhielt, und daß ein solches Licht erlosch, wenn gleich seine Flamme uns zuweilen blendete und irre führte? Noch ein Wort über diesen schmerzlichen Gegenstand, bevor wir ihn auf immer verlassen.

*) Wir haben zwar schon eine kurze Skizze über Byron gegeben, glauben aber demungeachtet, auch Obiges werde unsern Lesern willkommen seyn, da es aus W. Scott's Feder floß.

Lord Byrons Irrthümer entsprangen weder aus einem verdorbenen Herzen, denn die Natur konnte nicht eine solche Anomalie begehen, und die außerordentlichsten Talente mit einem unvollkommenen Sinn für Sittlichkeit verbinden, noch aus für die Bewunderung der Tugend erstorbenen Gefühlen. *) Nie gab es ein freund-

*) Wie schwer es ist, die Handlungen der Menschen richtig zu beurtheilen, mag nachstehende, aus einem englischen Journal (The Clare and Ennis Advertiser) gezogene Erzählung über die Ursache der Trennung des Lords Byron von seiner Gemahlin dienen, die aus echter Quelle herrühren soll.

Die erste Ursache zum Bruch, sagt die Erzählung, war die wirklich übertriebene Eifersucht der Lady Byron. Sie hatte zur Vertrauten ihres Verdachts und Kummers eine Frau gemacht, welche ehemals ihre Hofmeisterin gewesen, und, seit ihrer Ehe, gewissermaßen als Freundin im Hause geblieben war. Diese, statt ihre Zweifel zu zerstreuen, vermehrte sie im Gegentheil durch treulose Einschmeichelungen und die gefährlichsten Einflüsterungen. Dieser weibliche Jago schien den Plan geschmiedet zu haben, die beyden Gatten zu entzweyen; lange aber hatte es ihr nicht gelingen wollen, weil Lord Byron, nach dem Zeugniß aller Personen, die ihn kannten, seit seiner Ehe das ordentlichste Leben geführt; ein zufälliger Umstand gab endlich dieser böswilligen Freundin das Mittel an die Hand, ihren Plan auszuführen. Lord Byron war zu jener Zeit Mitglied des Ausschusses (Kommittee) vom Theater Drury-Lane, und dieser Stelle wegen bekam er öfters Besuche von einer Menge Personen beyderley Geschlechts, welche mit ihm über das, was die Verwaltung anging, zu sprechen wünschten. Die schöne Mistriß Mardyn, welche damals bey diesem Theater angestellt war, sah sich veranlaßt, wegen einiger auf ihre dramatischen Interessen bezüglichen Geschäfte in die Wohnung Byrons zu gehen, der sie in seiner Bibliothek empfing. Während dieses Besuches kam unvermuthet ein sehr starker Regen, und Lord Byron hatte für Miß Mardyn nach einer Lohnkutsche schicken lassen; allein es war unmöglich, sich eine zu verschaffen, und jezt bot der Lord höflich ihr seinen Wagen an. Lady Byron, welche von der Ankunft der Miß Mardyn benachrichtigt worden war, und erfuhr, ihr Gatte hätte für sie seine Pferde verlangt, ließ durch

licheres Herz für Mitgefühl, oder eine offenere Hand zur Erleichterung der Unglücklichen, und nie war ein Gemüth mehr zur enthusiastischen Bewunderung edler Handlungen gebildet, so bald er überzeugt war, daß sie aus uneigennützigen Beweggründen entsprangen. Lord Byron war ganz frey von jenem Fluche der Literatur, wir meynen die Eifersucht und den Neid, welche sie herabwürdigen. Allein sein wundervolles Genie war von einer Natur, die alle Schranken verachtet, selbst dann, wenn Schranken am heilsamsten waren. Auf der Schule zeichnete er sich nur in den Aufgaben aus, die er freywillig übernahm, und seine Lage als ein junger Mann von Rang mit heftigen Leidenschaften und in dem unbeschränkten Genusse eines beträchtlichen Vermögens vermehrten die Ungeduld gegen allen Zwang und Einschränkung, die ihm natürlich war. Als Schriftsteller weigerte er sich, seine Sache vor den Schranken der Kritik zu führen; als Mensch wollte er sich keiner moralischen Verantwortlichkeit vor dem Tribunale der öffentlichen Meynung unterziehen. Vorstellungen von einem Freunde, von dessen Absichten und Güte er überzeugt war, hatten oft großes Gewicht bey ihm; allein es gab wenige, die es wagen konnten, eine so schwere Aufgabe zu unternehmen. Tadel ertrug er mit Ungeduld, und Vorwürfe bestärkten ihn in seinen Irrthümern; so daß er oft dem tapfern Schlachtroß glich, welches sich auf den Stahl stürzt, der es verwundet. In der peinlichsten Krise seines Privatlebens zeigte er diese Reizbarkeit und Ungeduld gegen Tadel in einem so hohen Grade, daß er fast dem edlen Opfer im Stiergefechte zu vergleichen war, das mehr durch die Feuerräder, Pfeile und winzigen Quälereyen des niedrigen Haufens, der sich außer den Schranken befindet, in Wuth gesezt wird, als durch die Lanze seines edleren, und so zu sagen rechtmäßigeren Feindes. Mit einem Worte, viele seiner Irrthümer entsprangen aus Troz und aus Geringschäzung seiner Tadler und aus dem Beweggrunde, „seine willkürliche Macht zu zeigen," wie Drydens Despot: Es ist nutzlos zu sagen, daß dieß eine falsche und vorurtheilsvolle Ansicht eines solchen Streites war; und daß, wenn der edle Barde eine Art von Triumph gewann, indem er die Welt zwang, Poesien zu lesen, obgleich mit niedrigen Dingen vermischt, weil sie von **ihm** waren, er dagegen den Unwürdigen einen **unwürdigen** Triumph bereitete, außer dem tiefen Grame, welchen er denen verursachte, deren Beyfall er in seinen kühlen Momenten am höchsten schäzte.

Es war derselbe Fall mit seiner Politik, welche bey mehreren Gelegenheiten einen drohenden und verächtlichen Ton gegen die Konstitution seines Landes annahm, während in der That Byron in seinem Herzen nicht allein seine Vorrechte als Engländer, sondern auch die Auszeichnungen, welche seiner hohen Geburt und seinem Range angehörten, hinlänglich fühlte, und besonders empfindlich für diejenigen Schattirungen war, welche das bezeichnen, was man die Sitten eines Mannes von gutem Tone (manners of a Gentleman) nennt. In der That, ungeachtet aller Epigramme und des kleinen Witzkrieges, dessen er sich weit besser enthalten hätte, würde er, wenn ein Zusammenstoßen der aristokratischen und demokratischen Partheyen in seinem Vaterlande statt gehabt, alle seine Energie zur Vertheidigung derjenigen aufgewandt haben, zu der er natürlich gehörte. Er hat seine eignen Gefühle über diesen Gegenstand im lezten Gesange des Don Juan ausgesprochen, und dieß war vollkommen in Harmonie mit der Meynung, die er in

einen ihrer Leute antworten: der Wagen Mylords wäre schon sonst Jemand geliehen worden und noch nicht zurückgekehrt. Lord Byron errieth sogleich den Beweggrund zu dieser Antwort, und gab auf der Stelle Befehl, den Wagen der Milady anzuspannen: diese aber ließ ihrem Manne durch den Bedienten, der ihr diese Anordnung gemeldet hatte, erwiedern: „Sagt eurem Herrn, daß Miß Mardyn niemals in einem Wagen fahren soll, der mir gehört." Hierauf erklärte Lord Byron mit der größten Kaltblütigkeit, da Miß Mardyn nicht fort könne, so würde sie über Tisch bleiben. Er führte sie wirklich in den Speisesaal, wo Lady Byron bereits sich befand, aber, nach einigen für Miß Mardyn äußerst beleidigenden Worten, hastig und voll Zorn sich entfernte. Lord Byron, nichts Strafbaren sich bewußt, und über das Verfahren seiner Gattin sehr erzürnt, bezeigte sein Mißvergnügen auf eine unzweydeutige Weise, was nothwendig auf ein so stolzes Herz, wie das der Lady Byron, einen tiefen Eindruck machen mußte. Einige Augenblicke hernach trat sie zornig wieder in den Speisesaal, und sagte in einem Tone, der einen festen Entschluß ankündigte, zu ihrem Gemahl: „Ich verlasse Sie auf immer, nie werde ich wieder mit einem Manne, wie Sie, zusammen leben!" Dieß waren die lezten Worte, die sie an ihn richtete; denn von diesem Tage an sah sie ihn nicht wieder. Sie stieg in ihren Wagen, der auf ihren Befehl vorgefahren war, und begab sich zu ihrem Vater, den sie um eine Freystätte ansprach. Der Vorfall gab Anlaß zu den nachtheiligsten Gerüchten, und als die unschuldige Veranlassung dieses häuslichen Zwistes zum Erstenmale wieder auf der Bühne erschien, wurde sie von dem ganzen Hause mit Pfeifen und Verwünschungen empfangen. Stark im Bewußtseyn ihrer Unschuld, erklärte jedoch Mistriß Mardyn, daß sie den Platz nicht lebend verlassen werde, bis sie sich von der schwersten Anklage, die ein Weib treffen könne, gerechtfertigt habe. Ihre edle Haltung, ihre Festigkeit, die Macht der Schönheit, verschafften ihr Gehör. Sie trat nun vor, und redete das Publikum mit folgenden Worten an: „Als wehrlose Frau begebe ich mich in den Schutz des Volkes, das mich hört. Ich bin unschuldig, und jedes wohlgeartete und tugendhafte Gemüth muß mich beschützen." Diese einfache Erklärung machte einen günstigen Eindruck; man fing an, die leichtsinnig verbreiteten Gerüchte näher ins Auge zu fassen, und erkannte bald die Schuldlosigkeit der betheiligten Personen.

seiner Correspondenz gezeigt, in einem Augenblicke, wo die Dinge sich einem ernsthaften Kampfe in seinem Vaterlande zu nähern schienen: —

He was as independent — ay, much more,
Than those who were not paid for independence,
As common soldiers, or a common shore,
Have in their several arts or parts ascendence
O'er the irregulars in lust or gore,
Who do not give professional attendance.
Thus on the mob all statesmen are as eager
To prove their pride, as footmen to a beggar.

Wir wollen jedoch nicht Byrons Apologie machen, denn ach! jetzt bedarf er keiner mehr. Seine Vortrefflichkeiten werden jetzt allgemein anerkannt, und seine Fehler, wir wollen hoffen und glauben, nicht in seiner Grabschrift gedacht werden. Man wird sich erinnern, was für eine Rolle er in der brittischen Literatur, seit der ersten Erscheinung von Childe Harold, einem Zeitraume von fast 16 Jahren, ausgefüllt. Er hat nicht unter dem Schatten seiner Lorbeeren geruht, nicht auf seinen vorigen Ruhm hingelebt; nie wandte er die kleinlichen Vorsichtsmaßregeln an, mit welchen geringere Schriftsteller „für ihren Ruhm Sorge tragen," wie sie es nennen. Byron ließ seinen Ruhm für sich selbst sorgen. Er stand stets auf dem Kampfplatze bereit, sein Schild hing allzeit in den Schranken; und obgleich sein eigner gigantischer Ruhm die Schwierigkeit des Kampfes vermehrte, da er nichts hervorbringen konnte, wie groß es auch war, welches die öffentliche Meynung von seinem Genie zu übertreffen vermochte, so schritt er doch immer wieder und wieder und wieder zum ehrenvollen Streite vor, und kehrte stets mit Auszeichnung, und fast immer mit einem vollkommnen Triumphe zurück. So mannichfaltig in der Composition, als Shakspeare selbst (dieß wird von allen denen zugestanden werden, die den Don Juan gelesen), hat er jeden Gegenstand des menschlichen Lebens umfaßt und jede Saite der himmlischen Harfe berührt, von ihren schwächsten, bis zu ihren mächtigsten und herzergreifendsten Tönen. Es gibt kaum eine Leidenschaft oder eine Lage, welche seiner Feder entgangen ist; und man möchte ihn wie Garrick zwischen der weinenden und lachenden Muse abgebildet sehen, obgleich unzweifelhaft seine kräftigsten Anstrengungen Melpomenen geweiht waren. Sein Genie schien so fruchtbar als mannichfaltig zu seyn. Der verschwenderische Gebrauch, den er von seinen Kräften machte, erschöpfte sie nicht, sondern schien nur ihre Stärke zu vermehren. Weder Childe Harold, noch irgend eine seiner frühern, schönsten Erzählungen enthält mehr vortreffliche, poetische Stellen, als man im Don Juan in Versen zerstreut findet, welche der Dichter mit eben so viel Leichtigkeit hingeworfen zu haben scheint, als der Baum seine Blätter dem Winde überliefert. — Doch der edle Baum wird nie weder Früchte noch Blüthen mehr tragen! Er ist in seiner Kraft umgehauen worden, und die Vergangenheit ist Alles, was uns von Byron übrig bleibt. Wir können uns kaum an die Idee gewöhnen — kaum denken, daß die Stimme auf ewig verstummt sey, welche so oft an unser Ohr schlug, so oft mit hinreißender Bewunderung, zuweilen mit Bedauern, aber immer mit dem höchsten Interesse, gehört ward.

All that's bright must fade,
The brightest still the fleetest!

Mit dem tiefern Gefühle eines ehrfurchtsvollen Grames nehmen wir Abschied von diesem Gegenstande. Der Tod schleicht über unsere ernstesten, wie über unsere unbedeutendsten Werke hin, und es ist ein feyerlicher und tröstender Gedanke, daß er unsern Byron nicht in einem Augenblick des Leichtsinnes fand, sondern als er sein Vermögen aufwandte und sein Leben wagte für die Rettung eines Volkes, welches ihm nur durch seine vergangene Glorie, und als Mitgeschöpfe, die unter dem Joche eines heidnischen Unterdrückers seufzten, werth seyn konnte. In einem Kreuzzuge für Freyheit und Menschlichkeit zu fallen, würde in alten Zeiten eine Buße für die schwärzesten Verbrechen gewesen seyn, und so darf es jezt wohl als eine Abbüßung für größere Thorheiten geachtet werden, als die übertriebenste Verläumdung sie jemals auf Byron häufen konnte.

Unterhaltungs-Literatur.

Wilhelm Meisters Meisterjahre. Erster Theil. Quedlinburg und Leipzig bey Gottfried Basse. 1824. 228 S. kl. 8.

Von den sogenannten Pseudo-Wanderjahren, die wir sammt ihren Einschiebegerichten, dem Tagebuche Meisters und den Gedanken einer frommen Gräfin, unseren Lesern in No. 7, 36, 37 und 58 vom Jahre 1822 kritisch vorgelegt haben, sind 3 Theile erschienen; von dem vierten, den der Rec. in No. 58 gedachten Jahrg. am Schlusse seiner Anzeige des 3ten Theiles erwartete, ist uns bis jezt keine Nachricht zugekommen. Der ungenannte Verfasser scheint es gefühlt zu haben, daß er die a. a. O. von seinem Recensenten angebotene Wette: das Publikum werde des Wanderns früher müde werden, als er, bereits verloren habe. Daher vermuthlich der neue Titel: Meisterjahre, welcher die Vermuthung erregen möchte, daß nun die Wanderschaft ein Ende haben, der Wanderer im Gebiete der Kunst und Wissenschaften sich ansässig machen, und als Meister seinen Lesekunden zeigen werde, mit welchem Erfolg er die Lehr- und Wanderjahre durchlebt habe. Aber der vorliegende erste Theil der Meisterjahre entspricht dieser Vermuthung kei-

neswegés. Hier ist noch nicht das Geringste von Meisterschaft zu spüren, weder am Helden, noch am Verfasser, obwohl an dem leztgenannten deutlich genug das Handwerk sich offenbart, zu welchem er hält: das Handwerk der Buchmacherey.

Die beyden ersten Theile seines Buches haben bekanntlich ein zahlreiches Publikum gefunden, was sie wohl nur zum Theil den literarischen Zeitumständen, und ihrem Zusammentreffen mit Goethe's eigner fragmentarischen Fortsetzung seines poetischen Meister-Romans zu verdanken hatten. Aber nicht allein Prof. Schütz, in seiner Schrift über dreyerley Wanderjahre, sondern auch alle besonnene Leser bemerkten, daß der dritte Theil gegen die beyden ersten gewaltig abstach. Man fing an zu zweifeln, ob derselbe mit jenen einen und denselben Verfasser haben könne, und die literarische Conversation verfiel auf die Vermuthung, daß derjenige Prediger, welcher für den Verfasser gehalten wurde, und welcher früher Hauslehrer bey dem geistreichen Apel in Leipzig gewesen seyn sollte, das Mannscript der zwey ersten Theile wohl von seinem verstorbenen Principal geerbt, oder auch wohl per expilationem an sich gebracht haben könnte. Man wollte wissen, daß Apel ein Talent besessen, welches er unseres Wissens nie öffentlich ausgeübt hat: das Talent, die Schreibart und Manier anderer Schriftsteller ungemein täuschend nachzuahmen, und mit Hülfe desselben ihre Werke zur Belustigung seiner Freunde auf eine feine Weise zu parodiren. Und man baute darauf die Behauptung, daß die gedachten beyden ersten Theile der Pseudo-Wanderjahre zu diesem Zwecke von Apel geschrieben worden wären, welches von dem dritten Theile vernünftiger Weise schon darum nicht behauptet werden konnte, weil darinnen S. 231. von den Perserinnen des Aeschylus die Rede war, Apel aber sowohl die Perser des Aeschylus, als die erste griechische Declination zu gut kannte, als daß ihn der Titel Persæ zu diesem Irrthume hätte verleiten können. Man vergleiche darüber die Recension in der Hekate Nr. 15. S. 115. und die Anmerkung des Kotzebue'schen Schatten. *)

Wie es aber auch immer um diese literargeschichtlichen Conjecturen bewandt seyn möge; so viel ist gewiß, daß der dritte Theil in Vergleichung mit den beyden ersten allgemein für ein mißrathenes Product erkannt wurde, weil darinnen weder die vermuthliche parodistisch-kritische Tendenz der beyden Vorläufer verfolgt, noch für die Unterhaltung der Lesewelt auf irgend eine annehmliche Weise gesorgt war.

Was nun den vorliegenden ersten Theil der Meisterjahre betrifft; so kann er jenem dritten Theile der Wanderjahre gar füglich zur Folie dienen: denn er ist die armseligste Armseligkeit der Buchmacherey, die uns seit langer Zeit vorgekommen ist. Wilhelm Meister, der Held der Geschichte, thut hier durchaus nichts, als daß er alte Bekannte aus den Lehrjahren zufällig antrifft, in ihrer Begleitung umherreist, mit ihnen über neuere, jüngstverstorbene oder noch lebende Schriftsteller schwazt oder vielmehr medisirt, und am Schlusse — Marianen wiederfindet, nachdem er zuvor Norberg persönlich kennen gelernt und von ihm erfahren hat, daß die alte Barbara gelogen, als sie deren Tod ihm berichtete. Dieser Hauptzug scheint lediglich auf den Geschmack derjenigen Leser berechnet zu seyn, welche die Fortsetzung eines interessanten Romanes wünschen, um bis zu einer erwünschten Heirath sich hindurch zu lesen, und die es gern sehen, wenn die Todten wiederauferstehen, damit sie auf Erden glücklich werden, und glücklich machen. Diese Art von Lesern (unstreitig die gemeinste Art, welche Goethe's allgelesener Meister-Roman gefunden hat) wird, am Schlusse des vorliegenden ersten Theils, nach dem zweyten vielleicht einige bedingte Sehnsucht empfinden, d. h. sie wird sich darnach sehnen, unter der Bedingung, daß der Verfasser ihnen den Verlauf und das Ende der Geschichte gebe, ohne sie mit seinen (so Gott will kritischen) Ansichten der schöngeisterischen Literatur zu langweilen, die größtentheils eben so flach als abgeschmackt sind, und überall, wem sie auch der Verfasser in den Mund lege, ihre subjective Quelle verrathen: Mißgunst gegen literarisches Verdienst und Verkleinerungssucht.

S. 27. steht „das Schreibespinde" (nach Adelung entweder das Spind oder die Spinde); S. 72. kommt die undeutsche Phrase vor: „alle Weltgegenden (in allen Weltgegenden) herumirren," und S. 136 sagt ein Kritiker: „in's Prison." Er scheint eben so wenig zu wissen, daß prison weiblichen Geschlechtes ist, als der Verf. des 3ten Theiles der Wanderjahre wußte, daß die Persæ generis masculini sind. Diese Schnitzer sind uns beyläufig aufgefallen.

*) Dieser hat in den Perserinnen einen Druckfehler vermuthet, und zur Ehrenrettung des Verfs. die Lesart Persianer vorgeschlagen. Müllner.

Edinburgh, den 30. Mai.

Sie werden aus den Zeitungen gewiß gesehen haben, daß Moore die ihm von Byron anvertraute Selbstbiographie, die er eben für 2000 Pfund erkauft hatte, auf Bitte einer Dame von Byron's Familie ins Feuer geworfen. Der Verlust, den die literarische Welt dadurch erlitten, scheint groß und besonders tief von denen bedauert, welche den großen Dichter näher kannten, und überzeugt sind, daß man in dieser Biographie viele Aufklärungen über so manche unbegreiflich scheinende Widersprüche in seinem Leben und Charakter erhalten haben würde. Einige sind der Meynung, Moore habe kein Recht gehabt: dieß Manuscript zu vernichten, das, wenn gleich ihm zu eigen übergeben, doch gewissermaßen öffentliches Gut war — sie sagen, wenn er die Bekanntmachung hätte unterlassen wollen, um nicht lebende Personen zu kränken, so hätte er das Manuscript versiegelt für eine spätere Zeit niederlegen sollen. — Andere meynen, er hätte es mit Auslassungen bekannt machen können, doch nachdem, was ich von einer Person gehört, die Lord Byron genau kannte, und zu seinen warmen Bewunderern gehört, stand dieß nicht in Moore's Macht, da sein Freund es ihm zur Pflicht gemacht, das Manuscript unverändert drucken zu lassen oder den Flammen zu übergeben. — Diese Person hatte das Manuscript gelesen, und kann nicht genug ihr Bedauern über die Vernichtung desselben ausdrücken. Man ist sehr begierig zu hören, was Moore selbst sagen wird — man erwartet ihn hier, und glaubt, er werde etwas hierüber drucken lassen. Einige Zeitungen behaupten, es gäbe eine Abschrift des Manuscripts, dieß scheint aber höchst unwahrscheinlich.

Nr. 56.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 13. Juli 1824.

Dramatische Literatur.

Don Carlos, Infant von Spanien. Ein Trauerspiel von Fr. Baron de la Motte Fouqué. Mit einer Zueignung an Friedrich v. Schiller. Danzig, in Alberti's Buch- und Kunsthandlung, 1823. 287 S. 8.

Es ist wohl eine seltsame Erscheinung, daß ein Jüngling, der während seines Lebens von Allen und zwar mit Recht verachtet oder gar verabscheut wurde, der nicht einmal durch ein großes Verbrechen sich den Haß und die Bewunderung der Welt erwarb, drittehalbhundert Jahre nach seinem Tode von der Dichtkunst heilig und selig gesprochen, und in die Zahl der verklärten Märtyrer aufgenommen wird. Der Grund dieser Erscheinung ist wohl kein anderer, als der Haß, den eine erleuchtetere Zeit mit Recht auf den Despoten Philipp und seine schreckliche Inquisition geworfen hat. Dieser Haß wünscht ein ungeheures Verbrechen mehr auf den Gehaßten wälzen zu können, und weil er es wünscht, so thut er es auch, wie es die Natur der Leidenschaft mit sich bringt: Carlos muß unschuldig, ja ein edler Mensch gewesen seyn, weil der Tyrann Philipp ihn zum Tode verdammt hat. Wenigstens können Despoten daraus lernen, daß ihr Despotismus auch ihre gerechten Thaten bey der Mit- und Nachwelt verläumdet, und sie durch ihre Ungerechtigkeiten gleichsam die Gerechtigkeit der Menschen verwirken. Davon abgesehen aber, dürfte es sich wohl fragen, ob sich die Poesie geradezu mit der Geschichte in Widerspruch setzen darf. Ich will diese Frage hier nicht erörtern: zu welchem Ergebniß aber auch diese Erörterung führen möchte, das bliebe immer gewiß, daß uns ein tüchtiges Kunstwerk auch mit diesem Widerspruche versöhnen würde. Was wir an Schillers Don Carlos haben, wissen wir alle; was uns Hr. Fouqué an dem seinigen geschenkt hat, will ich jezt versuchen, den Lesern zu zeigen.

Eine Vorfabel und Exposition hat das Stück nicht, und in der That durfte bey einem so bekannten Stoffe der Dichter die nöthigen Vorkenntnisse voraussetzen. Das Stück beginnt in der Nacht. D. Fadrique, ein junger Edelmann, hat eben unter den Fenstern seiner still Geliebten Musik gemacht; Carlos stört ihn durch neckenden Gesang im nahen Garten; Fadrique geht dorthin, um den unwillkommnen Störer aufzusuchen; Carlos tritt aus dem Garten, ergreift Fadrique's zurückgelassene Zither, und singt dazu unter den Fenstern jener Dame Verse, die nach den Ansichten der Spanier ganz ungebührlich sind, und obendrein in und mit Fadrique's Namen. Fadrique stürzt aus dem Garten, entreißt ihm die Zither, zerschlägt sie, und greift zum Schwert. Sie fechten, bis D. Ruy Gomez, des Prinzen Erzieher, dazu kommt und sie trennt. Schon ehe Carlos sang, haben wir in seiner Unterredung mit einem seiner Gesellschafter erfahren, daß er mit Elisabeth von Valois verlobt, und mit dieser Verlobung höchst unzufrieden ist. Nun berichtet ihm Gomez, daß er aufgehört hat, Bräutigam zu seyn, weil sein Vater selbst die Prinzessin Elisabeth heirathen will, worüber der Prinz vor Freude ganz außer sich ist. Der Anfang des zweyten Aktes beschäftigt sich mit Zurüstungen zu einem Schauspiele, das der Infant Abends will aufführen lassen. Dann kommt D. Gomez und meldet den König, ist aber nicht vermögend, den Infanten von einem Spazierritte abzuhalten. Der König findet also den Prinzen nicht, wohl aber ein von diesem verfaßtes Buch (im Manuscript), das eine Satyre auf ihn, den König selbst, enthält. Natürlich ist Philipp von dieser Schriftstellerey seines Sohnes nicht sonderlich erbaut; jedoch vergibt er ihm diesen Streich, und läßt ihm sogar durch Juan de Austria das ehrende Geschäft auftragen, die königliche Braut in Alcala zu empfangen. Carlos nimmt diesen Auftrag an; will nun das Schauspiel sehen; aber der Rath von Castilien hat den Schauspieler Cisneros einer sehr unziemlichen Neckerey wegen aus Madrid verbannt; der Infant läßt den Präsidenten rufen, und will ihn erstechen, thut es aber nicht. Im dritten Akte finden wir den Prinzen zu Alcala auf die Königsbraut harrend; Elisabeth erscheint, Carlos wird von heftiger Liebe zu ihr ergriffen. Wir werden nach Toledo versezt, wo Philipp den Niederländischen Ge-

andten Audienz gibt, und ihr Gesuch um Abschaffung der Inquisition in den Niederlanden verweigert. Der König beschließt den Krieg gegen die Niederländer (wiewohl man nicht einsieht, weßhalb) und überträgt dem Herzog Alba den Oberbefehl. Darauf erscheint Carlos, um die nahe Ankunft der Braut zu melden. Er zeigt sehr deutlich seine Leidenschaft für sie; der König bemerkt es wohl, achtet aber in der Freude, seinen Sohn so verändert und mild gestimmt zu finden, nur wenig darauf, und es folgt zwischen beyden eine Scene der schwärmerischen Zärtlichkeit, die mit einer Ohnmacht des Prinzen endigt. Im vierten Akte befinden wir uns zuerst im Garten zu Aranjuez, wo die Niederländischen Gesandten dem Prinzen einen Brief vom Grafen Egmont übergeben, der ihm viel Freude macht, ihn aber doch nicht bewegen kann, sich für die Niederländer gegen den König zu erklären. Die Königin Elisabeth, an die sich die Gesandten auch gewendet haben, kommt dazu, und sagt ihnen, daß sie ihre Sache vielleicht beym Könige durchsetzen werde, vielleicht auch nicht: im lezteren Falle verweiset sie sie auf des gegenwärtigen Infanten einstige Regierung. Bald nachdem die Herrn sich entfernt, erscheint der König; Elisabeth fleht knieend um die Abschaffung der Inquisition in den Niederlanden; der König hat die Gewährung schon bald ausgesprochen, als der herbey eilende Carlos mit seiner verlauten Freude Alles verdirbt. Der König ist plötzlich umgestimmt, nimmt nicht nur sein Wort zurück, sondern begegnet auch der Königin ziemlich hart. Carlos darüber erbittert, erlaubt sich verschiedene ungebührliche Aeußerungen, ja er fährt sogar mit der Hand nach der linken Hüfte, als ob er das Schwert suchte: doch dieß, so wie nachher sein Bitten bleibt fruchtlos. Er ist nun entschlossen, sich den Niederländern hinzugeben, und eilt nach Madrid. Dort stellt sich ihm der Herzog Alba vor, um sich bey seinem nahen Abgange nach Flandern zu beurlauben. Der Prinz will ihn zwingen, troz dem Befehle des Königs nicht nach Flandern zu gehen; und da sich Alba natürlich nicht fügt, stößt er mit dem Dolche nach ihm; nothgedrungen sezt sich der Herzog zur Wehre, und sie ringen, bis das Erscheinen eines Kammerdieners sie trennt. Der Herzog geht, sieht aber noch die Niederländer eintreten, die der Infant hat rufen lassen, um ihnen zu sagen, daß er sich an die Spitze der Empörung stellen will. Vom fünften Akte an spielt ein Mönch, Namens Moribundus, eine bedeutende Rolle. Dieser ist niemand anders als der D. Fadrique des ersten Aktes. Durch die ungebührlichen Verse, die der Prinz in seinem Namen gesungen, beleidigt, hat die Geliebte seinen Serenaden keine Aufmerksamkeit mehr schenken wollen, und aus Verzweiflung darüber ist D. Fadrique im Kloster Relamar Mönch geworden. Im Garten dieses Klosters spielt die erste Scene des fünften Aktes. Carlos hat dort eine heimliche Zusammenkunft mit D. Juan de Austria veranstaltet, um diesen mit unerschütterlicher Treue an seiner Pflicht hangenden Fürsten zur Theilnahme an der flandrischen Empörung zu bereden, was ihm natürlich nicht gelingt. Von dem Mönche Moribundus erfährt der Infant, daß die Königin krank, und er, der Mönch, als Arzt zu ihr gerufen worden ist. In der zweyten Scene, auf einer Terrasse in Aranjuez, erfahren wir, daß D. Juan, seiner Pflicht gemäß, dem König von dem Entschlusse des Infanten, nach Flandern zu entfliehen, Nachricht gegeben hat. Der König beschließt, den Prinzen selbst zu verhaften, und geht. Darauf erscheint die kranke Königin; die dunkeln Reden des Infanten, der auf einen Augenblick erscheint, und der Gesang und die Aeußerungen der abziehenden Leibwache erschrecken sie so, daß sie ihren vorübergehenden Gemahl für des alten Hamlets Geist hält. Sie läßt durch den herbeygekommenen Mönch dem Prinzen sagen, er solle und dürfe nicht reisen, und wird dann einer Ohnmacht nahe abgeführt. Die dritte Scene spielt wieder in Madrid. Carlos kommt, verlangt Postpferde, um dem schon abgereiseten Gesandten nachzueilen, erfährt aber, daß keine zu haben seyen. D. Juan erscheint, und will ihn zum Könige führen, um eine Aussöhnung zu bewirken; der Prinz zwingt ihn, den Degen zu ziehen, und sie fechten, bis das Erscheinen des Mönches sie stört. Dieser bringt dem Prinzen die Botschaft der Königin, und da sich Carlos weigert zu gehorchen, meynt der Mönch: er sey kein wahrer Ritter Gottes und der Damen. Dieser Vorwurf ergreift den Infanten so tief, *) daß er, wiewohl nun Pferde da sind, die Reise aufgibt, seine Waffen ab- und auf sein Ruhebett, und sich dazwischen schlafen legt. Der König kommt, läßt die Waffen wegnehmen, und den Schläfer wecken, kündigt ihm seine Haft an, und läßt die Fenster des Gemaches vermauern. Im sechsten Akte endlich wird über den Infanten im Staatsrathe Gericht gehalten, und wiewohl ihn der Rath vatermörderischer Absicht verdächtig, und der Verbindung mit den Rebellen überwiesen findet, so stimmen doch alle; selbst der König, für einen Ausweg der Gnade. Dennoch besinnt sich Philipp plötzlich anders, und spricht das Todesurtheil. Die kranke Königin erscheint, und bittet nicht um des Prinzen Leben, sondern um die Gunst, ihn noch einmal besuchen zu dürfen. Während der König noch zwischen Ja und Nein schwankt, wird sie ohnmächtig; der Mönch wird gerufen, vertreibt alle; selbst den König aus dem Gemache, ruft sie ins Leben zurück, und empfängt nun von ihr die lezte Botschaft an den

*) Versteht sich von selbst bey einem Fouqué'schen Carlos.
M.

Infanten. Wir werden nun zu D. Carlos geführt. Während er mit D. Gomez zankt, erscheint verlarvt der Wundarzt, der ihm die Adern öffnen soll, denn diese Todesart hat Carlos selbst gewählt. Der Arzt geht ins Nebenzimmer, die nöthigen Vorbereitungen zu machen, und D. Gomez verläßt den Prinzen, um ihn in der Todesstunde nicht noch mehr zum Zorn zu reizen. Der Mönch erscheint, und jezt erst erfährt es Carlos, daß es Moribundus oder D. Fadrique ist, dem er einst durch seinen Muthwillen das Glück des Lebens geraubt hat. Diese Entdeckung stimmt ihn so weich, daß er sich wie ein Kind dem Mönche hingibt, und sich, nachdem er noch mit Entzücken den lezten Liebesgruß der Königin vernommen, von ihm in das Sterbegemach führen läßt. Nun erscheint Philipp, und erfährt von dem zurückkehrenden Mönche, daß Carlos im Begriff ist, den Geist aufzugeben, und die Königin ihm bald nachfolgen wird. Der König segnet seinen Sohn, ohne daß dieser es weiß, (der Zuschauer sieht es durch den offen gebliebenen Vorhang des Nebenzimmers); Carlos stirbt. Ganz zulezt kommt noch die Nachricht von der Empörung der Niederländer und der Mauren in den Alpujaren; doch Philipp steht im Sturm ohne Wanken. — Dieß ist der Inhalt und der Gang des Gedichtes, das ich hier zu beurtheilen mir vorgenommen habe.

Schon diese Darstellung kann den aufmerksamen Leser überzeugen, daß dieser Dichtung des Hrn. Fouqué keine Idee zum Grunde liegt. Der Dichter hat uns also kein Kunstwerk der höheren idealen, sondern nur eines der niedern plastischen Gattung liefern wollen, wo blos ein Charakter vermittelst einer Handlung dargestellt wird, wie es zuweilen bey den Alten, vorzüglich bey Euripides, der Fall ist. Warum nicht? haben wir doch am Egmont ein glänzendes Beyspiel, daß auch solche Dichtungen großen Erfolg haben können. Soll aber dieß der Fall seyn, so muß vor allen Dingen der darzustellende Charakter ein ausgezeichneter und ein entschiedener, d. h. ein solcher seyn, wo eine bestimmte Sinnesart mit einem festen Willen verbunden ist. Ausgezeichnet muß er seyn, damit er der Darstellung werth erscheine, entschieden, damit er der Darstellung fähig sey: denn welcher Landschaftsmaler wird eine Gegend der Lüneburger Heide zum Vorwurf wählen? oder welcher Porträtmaler einen Menschen treffen können, dem Krämpfe das Gesicht verzerren? Hat nun Hrn. Fouqué's Carlos jene Eigenschaften? Wir wollen sehen. Kochendes Blut und eine glühende Phantasie sind die gefährlichen Gaben, die er von der Natur empfangen, und über die eine Prinzenerziehung, zumal am spanischen Hofe, natürlich nichts vermocht hat. So erscheint denn dieser Carlos, besonders in den beyden ersten Akten, als ein wilder, moralisch roher Mensch, der selbst ohne alle Vernunft, auch für die Vernunft, die aus Andern spricht, taub, und daher bis zur Verrücktheit seinen Launen und dem Einflusse des Moments unterworfen ist. Hervorstechende Züge sind ein wahrhaft gräßlicher Blutdurst, den er sogar an seinen Freunden zu stillen sucht, und der tiefe Haß gegen seinen Vater, der eben wieder eine Folge des Blutdurstes ist. Denn hier haßt Carlos den Vater blos darum, weil er ihm nicht erlaubt, seine Blutgier in einem Kriege zu stillen, was doch Philipp schlechterdings nicht erlauben kann, wenn er nicht seine Pflicht als Vater und König mit Füßen treten will; denn es ist wohl vorauszusehen, daß dieser Carlos im ersten Reitergefechte den Tod finden wird. Neigung zum Jähzorn und zum Despotismus können bey einem solchen Wesen nicht fehlen: sie fehlen denn auch nicht. Ist solch ein Mensch ein tragischer Held? ja, ist er überhaupt nur ein Mensch? Es hilft nichts, daß ihn Andere preisen, wohl auch von ihrer Liebe zu ihm reden; es hilft noch weniger, daß er selbst großsprecherisch von seinen künftigen Thaten, und poetisch von seinen Gefühlen redet: wir glauben unsern Augen und Ohren mehr, als diesen verdächtigen Zeugnissen. Es hilft eben so wenig, daß ihm der Dichter im ersten Akte Aehnlichkeit mit Shakspeare's Prinzen Heinrich, und im zweyten mit dessen Hamlet hat geben wollen: Carlos ist und bleibt vielmehr ein wildes Thier denn ein Mensch, etwa wie Prinz Sigismund im Leben ein Traum, nur mit dem Unterschiede, daß Calderon das Thierische als thierisch, Hr. Fouqué aber als menschlich und sogar liebenswürdig darstellen will. Aber, könnte man sagen, Carlos hat doch ein gutes Herz. Nun ja, es thut ihm leid, wenn er zur Besinnung kommt und sieht, daß er in einem Anfalle, des Wahnsinns möchte ich sagen, jemanden weh gethan hat: aber diese Regung hat durchaus keinen moralischen Werth; wir finden sie wohl auch bey Thieren. Eben so wenig kann ich den Aufschluß gelten lassen, den uns der Dichter über diese traurige Menschenerscheinung zu geben glaubt, wenn er S. 35 seinen Carlos sagen läßt:

> Wenn mir der Jäger solch ein lieb Geschöpf (ein Kaninchen)
> getragen brachte, so ein zartes Wesen,
> da faßt' ich's in der ersten Freude wild
> liebkosend an — — — — — — —
> und eh' ich mir noch-irgend es versah,
> hatt' ich ihm halb den Odem ausgepreßt,
> vielleicht auch irgendwo ein Glied zerbrochen;
> und wenn ich dann es ängstlich zappeln sah,
> da drückt' ich vollends hastig es zu Tod,
> des armen kleinen Lieblings Qual zu enden.
> Doch selbst mich strafend, hielt ich selbst mich fest,
> die lezte Todeszuckung anzuschau'n,
> mir nicht einmal des Weinens Trost vergönnend.

Einmal ist dieser Charakterzug bey einem Kinde völlig unnatürlich, und gehört, wenn er auch wirklich in

der Erfahrung irgend einmal vorkommen sollte, nicht in die Poesie, wo wir nur der Natur, aber nicht dem Dichter glauben. Zweytens, wenn der Knabe Carlos schon diese Ueberlegung und Willenskraft gehabt hätte, so müßte nun der Jüngling als ein gediegener Mann, als ein Muster der Selbstbeherrschung, vor uns stehen. Drittens, wie beschränkt mußten die Erzieher seyn, die so, wie hier geschehen seyn soll, in dem Handeln eines Kindes das Unwillkürliche mit dem Absichtlichen, und jenes mit diesem verwechseln konnten! Es hilft nichts, was auch der Verfasser thun mag, sein Carlos, wie er sich in den beyden ersten Akten darstellt, bleibt ein wilder, roher, ungezogener Knabe, voll Eigendünkel, Launen und Eigensinn; einen Charakter im eigentlichen Sinne hat er nicht. Doch wir wollen sehen, wie er sich in der Folge zeigen wird; und um dieß besser zu können, wollen wir zugleich unsren Blick auf den König richten. Philipp zeigt sich keineswegs streng und hart gegen seinen Sohn; er vergibt ihm eine Lieblosigkeit (die Satore), die gewiß gerade einem Sohne am schwersten zu vergeben ist. Daß er ihm die Braut wegnimmt, können wir ihm so hoch nicht anrechnen, denn er ist gewiß von des Infanten Widerwillen gegen diese Verbindung unterrichtet: das einzige Schlimme dabey ist, daß wir nicht erfahren, warum er seines Sohnes Verlobte heirathet. Carlos ist anfangs mit dieser Abänderung sehr zufrieden; als er aber ihr zum Empfang entgegenreisen soll, wird schon der fürchterliche Geist des Widerspruchs in ihm rege:

„Nun ich ganz frey bin, faßt die Traurigkeit,
so die anständ'ge des verwies'nen Bräut'gams,
beynah' im Ernst nach mir. (S. 83).

und gewiß ist dieser Geist des Widerspruchs der Leidenschaft förderlich, die er plötzlich zu Alcala für seine Stiefmutter faßt. Die Veränderung, die diese Liebe in ihm bewirkt, mag bey seiner Charakterlosigkeit nicht unnatürlich seyn, denn wer kann sagen: diese oder jene Gestalt der Wolken ist unnatürlich? Daß aber der wilde Carlos ein still liebender Ritter Toggenburg wird, und bleibt, ist gewiß wider die Natur. Ueber die Scene zwischen Vater und Sohn, zu Ende des dritten Aktes, läßt sich bey beschränktem Raume nichts Gründliches sagen. Die Weichheit und kindliche Freundlichkeit des Prinzen gegen einen Vater, in dem er, der nun Liebende und immer Leidenschaftliche, der Natur gemäß, nur den Räuber seiner Braut sehen müßte, scheint mir unbegreiflich; oder soll dieser Carlos nun auf einmal ein übermenschliches Wesen, ein Engel des Lichtes geworden seyn? Die Weichheit des Königs möchte, wiewohl wir ihn eben gegen die Niederländer ziemlich hart gesehen haben, sich dennoch aus der Freude des Vaters über die glückliche Veränderung seines Sohnes erklären lassen, wenn wir nur begriffen, wie sich Philipp über die wahre Ursache dieser Veränderung, die er obendrein schon erräth, kann täuschen lassen. Wenn er nun gar auf diese Veränderung die ihn selbst in den Schatten stellende Prophezeiung gründet, Carlos werde ein zweyter Kaiser Carl werden, so ist das eine Schwärmerey, die selbst bey diesem Philipp räthselhaft ist.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Miscellen.

1.

Der 10te und 11te Band unseres National-Buches, der Geschichte des russischen Reiches von Karamsin, sind erschienen. Sie enthalten die Regierungsgeschichte des lezten Rurikschen Abkömmlings, des Zaren Fedor Joannowitsch, die Erwählung, Regierung und das traurige Ende Boris Godunows; die Periode der falschen Dimitriz, die Greuel des Interregnums, die gehässige Oberherrschaft der Polen, und ihre Vertreibung aus Rußlands Grenzen. — Eine wichtige, und an verschiedenartigen Gegenständen wichtige Periode! — Abgesehen von dem wissenschaftlichen Werthe des Werkes, dessen Würdigung einem ernstern Tribunal angehört, wird es als klassisches, von allen Ständen allgemein gelesenes Buch, einen höchst wesentlichen Einfluß auf die Ausbildung der Sprache haben, und in dieser Rücksicht scheinen diese zwey lezten Bände noch über den frühern zu stehen. Unter andern findet man mit Vergnügen eine Menge echter National-Ausdrücke und Wendungen darin, die bisher noch nicht in die Büchersprache aufgenommen waren, und die jezt, durch diese Autorität für den höhern und edlern Styl gewonnen, eine sehr wichtige Sprachbereicherung ausmachen. — Nie hat noch ein Buch in Rußland eine so allgemeine Theilnahme erregt, einen so ungeheuren Absatz gehabt, als dieses. Die ersten 8 Bände erschienen 1817 und ungefähr drey Wochen nach ihrer Erscheinung war schon die ganze Auflage von 3000 Exemplaren vergriffen. Der Eifer, mit welchem alle, selbst die weniger gebildeten Klassen, eilten, sich die Geschichte ihres Volkes zu verschaffen, war höchst interessant und merkwürdig. — Bauern, Handwerker, verabschiedete Soldaten traten zusammen, schossen die zum Ankauf des Werkes nöthigen 50 Rubel her und zogen froh mit ihrem erstandenen Schatze heim. — Ein Buchhändler in Petersburg, Herr Slenin, veranstaltete eine zweyte, eben so starke Auflage, wozu er sich die Erlaubniß von dem Verfasser mit einer bedeutenden Summe erkaufte. Eben so ging es mit dem 9ten Band, den derselbe Buchhändler in Verlag nahm; auch dieser ist vergriffen.

So wie das Werk eine merkwürdige Erscheinung in Rußland ist, so ist es gewiß auch der ehrwürdige Verfasser desselben. Der Hr. von Karamsin bietet das überall seltene, in Rußland aber einzige Beyspiel eines Mannes dar, welcher blos durch schriftstellerische Arbeiten bekannt und wohlhabend geworden ist; *) welcher blos diesen und seinem moralischen Charakter die allgemeine Achtung verdankt, deren er so ungetheilt genießt; der ohne irgend ein Amt, irgend einen Posten zu bekleiden, an den Hof gezogen, ausgezeichnet, und mit der ganz besondern Gnade und Achtung des Kaisers und der ganzen kaiserlichen Familie beehrt ist. — Der Hr. von Karamsin bietet aber auch das gewiß überall äußerst seltene Phänomen eines Mannes dar, welcher plötzlich an den Hof gezogen, und zu der Hofgunst gelangt, doch nicht Hofmann geworden ist, sondern, den Wissenschaften treu, immerwährend den größten Theil seines Tages dem ernsteren Studium weiht, und sich in dem Kreise seiner Familie und einiger gewählten Freunde am glücklichsten fühlt. — Karamsin ist gewiß ein sehr glücklicher Mann, er verdient aber auch im vollen Maße, glücklich zu seyn! —

*) Man behauptet allgemein, daß die Geschichte Rußlands, zu deren Druck der Kaiser 60,000 Rubel hergab, dem Hrn. von Karamsin bis jezt schon an 250,000 Rubel eingebracht habe. Bey seiner Ernennung zum Historiographen des Reiches, die mit einem bedeutenden Jahrgehalte verknüpft war, erhielt er zugleich den St. Annen-Orden erster Klasse, und den Rang eines Staatsrathes.

Nr. 57.

Literatur-Blatt.

Freitag den 16. Juli 1824.

Dramatische Literatur.

Don Carlos, Infant von Spanien. Ein Trauerspiel von Fr. Baron de la Motte Fouqué ꝛc.

(Beschluß.)

Die Scene zwischen dem Könige, der Königin und dem Infanten im vierten Akte ist der Wendepunkt des Ganzen. Warum der König bey dem Erscheinen und dem Frohlocken des Infanten sein fast ausgesprochenes Wort zurücknimmt, müssen wir nur errathen. Er scheint zu glauben, die Königin und der Infant haben sich vereinigt, um ihn zu überlisten, worin er denn auch nicht so ganz Unrecht hat: neben diesem gekränkten Stolze scheint aber auch die Eifersucht ihn aufzuregen. Die harten Worte des Königs, oder vielmehr die unbesonnenen der Königin, wecken den nur auf kurze Zeit entschlummerten Dämon in dem Prinzen, er will den Degen gegen seinen Vater ziehen, droht ihm auf das Unerhörteste „Leben gegen Leben," bittet dann wieder für die Niederländer; und als er natürlich nichts damit ausrichtet; faßt er den Entschluß, sich gegen den Vater zu empören. Es ist also nicht die gute Sache der Niederländer, noch weniger eine höhere Idee, die ihn zu diesem Entschlusse treibt; es ist der Haß gegen seinen Vater, und der Durst nach Rache. Von nun an muß man den Prinzen als wahnsinnig betrachten, wenn man sich einigermaßen sein Beginnen erklären will. Es ist wenigstens unsinnig, daß er den Herzog Alba zwingen will, nicht nach Flandern zu gehen, und ihn meuchelmörderisch anfällt, unsinnig, daß er gar nichts thut, um sein Vorhaben nicht ruchbar werden zu lassen, unsinnig, daß er einem D. Juan seinen verbrecherischen Plan entdeckt, in der Hoffnung, ihn dafür zu gewinnen, unsinnig, daß er denselben, ohne eigentlich zu wissen warum, zum Zweykampfe zwingt, am unsinnigsten endlich, daß er, nicht um den Wunsch der Geliebten zu erfüllen, sondern weil ihm der Mönch sagt, er sey kein wahrer Ritter Gottes und der Damen, sein Vorhaben aufgibt. Woher kommt doch diesem Carlos die unglaubliche Lust nach dem Titel eines Ritters Gottes und der Damen? denn mehr als ein leerer Titel kann es doch für einen Menschen, der schon erklärt hat, daß ihn die Bitte der Heißgeliebten von seinem Vorsatz nicht abwendig machen könne, in keinem Falle seyn. Daß Carlos wirklich verrückt ist, beweiset die Art, wie er sich zwischen seine Waffen schlafen legt. Daß ihn der König verhaftet, ist natürlich, und auch der mildeste Vater könnte nicht milder verfahren; warum er aber die Fenster vermanern läßt, als gäbe es kein anderes Mittel den Prinzen zu verhindern, sich hinabzustürzen, möchte schwerer zu erklären seyn. In der Scene, wo über den Prinzen Gericht gehalten wird, ist wieder manches Unbegreifliche. Die Richter selbst tragen auf Begnadigung an, der König selbst scheint nichts sehnlicher zu wünschen, als einen Ausweg der Gnade zu finden. Warum verwirft er den natürlichsten, der sich theils von selbst darbietet, theils auch hier zuerst in Vorschlag kömmt, ich meyne Gefangenschaft des Infanten, sey es auf bestimmte oder unbestimmte Zeit? Ich behaupte sogar, daß Philipp, wie er hier steht, durchaus zu keinem andern Mittel greifen kann. Wie kann D. Gomez vorschlagen, diesem Carlos, dessen aufrührerische Gesinnungen man kennt, das Königreich Neapel zu übergeben? wie kann gar der König diesen Rath trefflich finden? Früher, ehe dieß Alles geschah, wäre vielleicht dieser Schritt rathsam gewesen; jetzt aber wäre er gewiß unvernünftig. Auf einmal entschließt sich Philipp, nachdem auch der Rath des D. Gomez von den übrigen Richtern verworfen worden ist, seinen Sohn zum Tode zu verdammen. Kein Wort belehrt uns, woher dieser plötzliche Entschluß kommt: gäbe es keinen andern Ausweg mehr, so bedürften wir freylich dieser Belehrung nicht: das ist aber hier keineswegs der Fall. Uebrigens scheint der König schon vor der Sitzung zum Todesurtheile entschlossen gewesen zu seyn, denn der Schreiber ist über dessen Abfassung schon unterrichtet. So erscheint auch Philipp hier, wie schon früher, schwankend und launenhaft. Carlos ist unterdessen von seinem Wahnsinn genesen: wir sehen ihn wieder wie vormals wild und trotzig gegen Gomez, welch und hingebend gegen den Mönch, der ihn zum Tode führt. Hier ist das Stück aus; was auf den letz-

ten 12 Seiten folgt, ist unnützes Anhängsel. Dieß über den Charakter des Infanten und des Königs. Von der Königin läßt sich wenig sagen; Charakter hat sie nicht, aber sehr schwache Nerven, denn sie wird in den lezten drey Akten fünfmal ohnmächtig. Daß sie den Infanten liebt, wird man ihr allenfalls verzeihen; daß sie aber gar nichts thut, um ihn zu retten, ist wohl nicht natürlich. Unnatürlich möchte es auch seyn, daß Philipp, nachdem ihm die wahre Gesinnung der Königin nicht mehr zweifelhaft seyn kann, doch noch dem Mönche sein halbes Reich anbietet, wenn er sie vom Tode rette; unnatürlich auch, daß der Mönch, vor Kurzem noch D. Fadrique, Leibarzt der Königin ist.

Daß so charakterlose, schwache, von Launen und äußern Einflüssen beherrschte Personen nichts Anziehendes für uns haben, daß ihr gutes wie ihr böses Schicksal uns kalt läßt, ist natürlich. Weit entfernt, uns für den Infanten zu interessiren, wünschen wir vielmehr nur, daß, wenn er nicht zu bessern seyn sollte, der Tod Spanien von einem solchen Könige befreyen möge. Auch der König flößt uns nicht mehr Mitleid ein, als jeder andere Vater, der einen ungerechten Sohn hat, sein Schmerz, als er den Sohn zum Tode verdammt, rührt uns nicht, denn wir sehen die Nothwendigkeit dieses entsetzlichen Schrittes nicht ein. Es ist hier also auch an keine tragische Wirkung zu denken, die aus dem Kampfe des Sinnlichen und Uebersinnlichen hervorgeht. Das Gelungene im ganzen Gedicht ist meines Erachtens die eingeflochtene Geschichte des D. Fadrique oder des Mönchs Moribundus. Ich finde Alles, was darauf Bezug hat, unbeschreiblich rührend, besonders den Anfang dieser Episode im ersten Akte, die Erzählung des Hernandez Alba im dritten und die Scene im sechsten, wo Moribundus dem Prinzen sich zu erkennen gibt, und ihn zum Tode begleitet. Man fühlt wohl, daß sich der Dichter hier auf dem heimathlichen Boden der Romantik befindet, und man möchte fragen, warum er diesen Boden jemals verläßt. In der That werfe ich die Frage auf: Warum hat Hr. Fouqué diesen Carlos geschaffen? Offenbar wollte er einen Carlos geben, der dem wirklichen näher stände, als der Schiller'sche, oder vielmehr rein historisch wäre: mancherley historische Züge beweisen diese Absicht. Allein dieß Unternehmen ist poetisch unmöglich. Carlos, wie er wirklich war, ist durchaus der Gegensatz eines tragischen Helden, und alle äußere Poesie, womit ihn Hr. Fouqué geschmückt hat, dient nur dazu, die innere Gehaltlosigkeit noch auffallender zu machen. Soll also doch jene Katastrophe für die Tragik benuzt werden, so muß sich der Dichter nur an das Ereigniß halten, an die Verurtheilung des Infanten durch seinen Vater, den Helden aber dazu schaffen, einen Carlos aus seiner Phantasie aufstellen. Dann stehen ihm drey Wege offen: entweder Carlos hegt für die Königin eine durch ihre frühere Verlobung gewissermaßen gerechtfertigte leidenschaftliche Liebe, und die Leidenschaft treibt ihn zu irgend einem Schritte, der seine Verurtheilung herbeyführt; oder er ist ein, für Recht und Wahrheit, für das Interesse der Menschheit glühender Jüngling, der durch das Gewicht seines Namens die gute Sache der Niederländer gegen seinen tyrannischen Vater verstärken will, und darüber zu Grunde geht; oder es ist endlich beydes der Fall, wobey jedoch die Liebe nur als untergeordnet, nur als Beförderungsmittel, erscheinen darf. Den ersten Weg möchte ich am wenigsten empfehlen, den lezten hat Schiller gewählt, und sein Werk würde gewiß befriedigen, wenn er ihn bey der Ausführung treulich befolgt hätte. Aber, indem er sich selbst als M. Posa in das Stück bringt, und die Rolle übernimmt, die ich bey dem zweyten Wege als die des Infanten bezeichnet habe, stellt er diesen in den Schatten und beschränkt ihn auf eine Leidenschaft, die, da sie einmal nicht bestimmt ist, die Katastrophe herbeyzuführen, matt und überflüssig erscheint. Ist das Gesagte wahr, so ist auch das Unternehmen des Verfassers dieses neuen D. Carlos ein unstatthaftes.

In Hinsicht der Darstellung fällt es wohl sogleich ins Auge, daß da, wo keine Idee, ja nicht einmal ein entschiedener Charakter zum Grunde liegt, auch keine strenge Einheit der Handlung stattfinden kann. Wir finden also auch in dieser Dichtung keine nach dem Causalgesetze fortschreitende Handlung, sondern ein Aggregat von Begebenheiten, die nur durch ihre gemeinschaftliche Beziehung auf die Hauptpersonen verbunden sind. Dieser Mangel an innerm Zusammenhang, verbunden mit der oft räthselhaften Handlungsweise der Hauptpersonen, verursacht solch eine Verwirrung und Dunkelheit, daß ich, wiewohl im Auffassen eines Ganzen nicht ungeübt, doch erst nach mehrmaliger Durchlesung im Stande gewesen bin, mir selbst von dem Inhalte Rechenschaft abzulegen. Daß der Verfasser die französische Einheit der Zeit und des Ortes nicht beobachtet hat, wird ihm kein Deutscher zum Vorwurf machen; aber sunt certi denique fines. Wenn Carlos im fünften Akte, sogar in der ersten Hälfte desselben von Retamar nach Aranjuez und von da nach Madrid reitet, so ist das, wenn man einmal ein Stück in Akte theilt, doch wohl etwas ungehörig; und wenn das Stück erst in Madrid, dann in Alcala, dann in Toledo, dann in Aranjuez, dann wieder in Madrid, dann in Retamar, dann wieder in Aranjuez, und endlich abermals in Madrid spielt, so scheint mir das auch die Grenzen zu überschreiten, quos ultra citraque nequit consistere rectum. Die bis jezt gerügten Mängel der Darstellung müßten bey der Vorstellung den Zuschauer, wenn er nicht das Stück vorher zwey- bis dreymal gelesen hätte, in eine peinliche, ich

möchte sagen, quaalvolle Lage versetzen. Der Dichter scheint aber auch seine Arbeit nicht für die Bühne bestimmt zu haben, wie schon die ungemessene Länge beweist. Das Stück mag etwa 4500 Verse enthalten, würde also wenigstens 4½ Stunde spielen, was auch der entschiedenste Freund tragischer Vorstellungen nicht auszuhalten vermag. Auch die Eintheilung in sechs Akte möchte auf der Bühne keine gute Wirkung thun. Warum hat Hr. Fouqué sich diese Abweichung erlaubt, da es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sie zu vermeiden? oder ist er etwa der Meynung, die Eintheilung in drey oder fünf Akte sey eine willkürliche? Hätte der Dichter die beyden ersten Akte, die nichts als die Exposition enthalten, in einen zusammengedrängt, wie er es nach den Regeln der dramatischen Komposition thun mußte, so hätte er sich den ungewöhnlichen sechsten Akt erspart. Es ist schlimm, wenn der Dichter seinen Stoff nicht beherrscht.

Wie keine Einheit der Handlung, so ist auch in dem Stücke keine Einheit der Farbe oder des Tons. Dieser Ton ist bald humoristisch, bald romantisch, bald antik. Das Romantische, besonders in den schon erwähnten Scenen, die den Mönch betreffen, ist natürlich dem Verfasser am besten gelungen; auch das Humoristische, besonders in den beyden ersten Akten, ist nicht übel gehalten; das Antike verdient am wenigsten Lob. Wäre aber auch das Eine wie das Andere im höchsten Grade gelungen, so entsteht doch immer die Frage, was sollen diese verschiedenen Farben in einem und demselben Stücke? das Humoristische kann allenfalls neben dem Romantischen bestehen; wie aber kommt das Antike in eine Tragödie, die im sechszehnten Jahrhunderte spielt? Der Leser kommt ganz aus der Fassung, wenn plötzlich, ohne erkennbaren Grund, mitten in der Scene ein solcher Farbenwechsel eintritt. Auffallend ist dieß vorzüglich in der lezten Scene des fünften Aktes. Die Trabanten des Königs vermauern die Fenster; der Prinz liegt mit verhülltem Antlitz auf seinem Ruhebette, und zählt die Hammerschläge der Maurer.

Carlos.

Eins! — Zwey! — Drey! — — Ist der Sarg denn noch nicht zu?
So laßt den Todten endlich doch in Ruh'! —
Vier! — Fünf! — Wie? — oder sind es fall'nde Tropfen,
Die kalt herab vom Grabgewölbe klopfen? —
Sechs! — Sieben! — — Schlimme Sieben! — — Acht! — Neun! —
Zehn! —
Die Zahl ist voll beynah! — Schon manch ein Elfe
Tanzt Ringelrhein (?) im Kirchhofsgras; — — Elf! — —
Zwölfe! —

(Aufspringend mit gräßlich verwilderten Blicken.)

Hussah! nun muß der Todte spuken gehn!

(Alles fährt entsezt aus einander. Der König allein bleibt still und regungslos.)

Carlos

(ihm gleichfalls regungslos gegenüber).

Ha! stehst noch immer spukend fest, o Kaiser Karl?

Philipp.

Fest! spukend nicht! Nicht Kaiser Karl! Philipp steht fest!

Carlos.

So leb' auch ich wohl immer noch? der Carlos noch?

Philipp.

Du lebst! — doch nah' der Tollheit Graus! drum zügle dich.

Carlos.

Was zügeln? Schenkt mein Vater selbst ja Mauern mir.

In diesem antiken Tone geht es fort, bis Carlos den Akt mit einem Monologe schließt, der wie eine Uebersetzung aus dem Griechischen klingt: der Erklärung wegen muß man annehmen, daß sich der wahnsinnige Prinz hier in die Zeit versezt glaubt, wo er Griechisch lernte. Bis zur peinlichen Verwirrung des Lesers wechselt in dieser Scene das Versmaß: Jamben, Anapästen und Dactylen, Fünffüßler und Sechsfüßler verdrängen einander, ohne daß man eben wüßte, warum. Auch in andern Scenen findet sich dieser Wechsel, und es kommt wohl vor, daß zu dem gereimten fünffüßigen Jambus sich der Alexandriner mischt. Man möchte glauben, Hr. Fouqué habe dabey nur seine Bequemlichkeit zu Rathe gezogen. Was die Sprache betrifft, so weiß man, daß es der Verfasser bey der Ausdrucksweise, die er sich nach dem Muster der Schriftsteller des 15ten und 16ten Jahrhunderts gebildet, auf Correctheit weder angelegt hat, noch anlegen konnte. Erlaubte es mir der Raum, so könnte ich leicht durch Beyspiele beweisen, daß auch in dem vorliegenden Trauerspiele die Sprache nichts weniger als correct ist. Unter andern erlaubt sich der Verfasser ganz ungewöhnliche Zusammensetzungen, z. B. todtbegeistert, nacheifrungsfromm, sturmkühn, blutesroth, regelhaft, segenlicht, lügenwechselnd (Menschenantlitz), die oft gar keinen, oder doch einen schwer zu errathenden Sinn haben. Die Unrichtigkeiten haben wohl zum Theil ihren Grund in der Mühe, die der Versbau offenbar dem Dichter verursacht. Es fehlt seinen Versen durchaus an Leichtigkeit, und unächte Reime, seltsame Versetzungen, und Zusammenziehungen wie „fall'nde," „fleh'nd," „anseh'nd" (wo die lezte Sylbe obendrein kurz gebraucht wird) kommen nicht selten vor. Zum Schluß noch die Bemerkung, daß Hr. Fouqué meines Erachtens nicht wohl gethan hat, hier, wie auch sonst in seinen Dichtungen, einiges Französisch einfließen zu lassen. Will er an seine Abstammung von den in seinen und seiner Gattin Schriften so hoch gefeyerten Frankenrittern erinnern, so müßte das Französische, womit er uns bewirthet, wohl französischer seyn. Denn wenn Carlos S. 17 seine Braut Elisabeth also redend einführt:

Est ce que c'est, qu'on me propose un prince
pour mon époux futur, si rude et fier,
que ce Don Carlos?

so ist dieß weder in Hinsicht des Ausdrucks noch der Wortfügung gut französisch. Es muß heißen: Est-ce qu'on (besser que l'on) me propose pour époux un prince

aussi rude et fier que ce Don Carlos. Futur ist ein Pleonasmus; der Begriff des Künftigen liegt schon im Zeitworte proposer. b.

Dramatische Dichtkunst.

Roderich. Trauerspiel. Ein Versuch von dem Fürsten E. Lichnowsky. Breslau b. Korn. 1823. 128 S. 8.

Das bescheidene Wort **Versuch** auf dem Titel deutet einen dramatischen **Erstling** an, und die Kritik soll mit Erstlingen säuberlich verfahren. Der Verf. hat seinen Versuch angestellt in dem Laboratorium der **romantischen Tragik**. Das Stück spielt auf romantischem Boden und in romantischer Zeit, nämlich in Spanien, im Jahre 711, in der Zeit der gothisch-maurischen Kämpfe. Der König Witiza ist in Folge verübter Grausamkeiten entthront worden von den Palatinen, an deren Spitze Roderich, der Sohn des durch Witiza des Augenlichts beraubten Herzogs Theodofred von Kordova gefochten hat, und die nun denselben zum König erwählen. Er zeigt sich der Krone würdig durch die Großmuth, welche er gegen die Söhne und den Bruder des vertriebenen Königs an den Tag legt, und ist auf dem Wege, die Herzen derjenigen Großen zu gewinnen, die noch für Witiza gestimmt sind. Aber Gott Amor spielt ihm einen Streich. Er verwundet ihn aus den Augen Julia's, der Tochter des alten Grafen Julian von Italica, die auch in Liebe zu ihm entbrennt, obwohl er bereits vermählt ist. Der alte Graf nimmt das sehr übel, zettelt ein Complot an, verbündet sich mit den Mauren und greift ihn an mit gewaffneter Hand. Julia und Roderichs Gemahlin haben sich inzwischen mit einander in einen Streit des Edelmuthes eingelassen, jene will dem Geliebten, diese dem Gemahl entsagen, und sie vergleichen sich provisorisch dahin, zusammen in ein Kloster zu gehen. In Folge des von Julian erregten Krieges wird dieses Kloster verbrannt, und beyde Frauen kommen in den Flammen um. Die Nachricht von diesem Unfalle bricht den Muth Roderichs, der ohnehin von den meisten seiner Palatine sich verrathen und verlassen sieht, und statt der Flucht in die Gebirge, die ihm ein Getreuer vorschlägt, um Zeit zur Sammlung eines neuen Heeres zu gewinnen, sucht er den Tod, indem er sich, mit diesem Getreuen allein, in die Feinde stürzt.

Diese Fabel wäre hinreichend, der Handlung einer Tragödie die nöthige äußere und innere Bewegung zu geben, und es ließe sich damit allenfalls auch eine Art von tragischer Moral anschaulich machen, nämlich die: daß ein Held, welcher sein Herz nicht vor ehebrecherischer Liebe zu bewahren weiß, vom Himmel nicht berufen ist, eine neue Dynastie zu gründen. Es scheint aber nicht, daß unser Verf. an diese Moral seiner Fabel gedacht hat: denn er hat sie nirgends anschaulich hervortreten lassen.

Uebrigens fehlt es ihm keinesweges an dichterischen Gedanken und Empfindungen, seine Ansicht der menschlichen Lebensverhältnisse hat eine gewisse tragische Höhe, aus welcher sein Blick ziemlich senkrecht in das menschliche Herz fällt; aber die dramatische Oekonomie und die Kunst des Dialogs sind ihm noch fremd, und er ist weder der Sprache, noch der Verstechnik mächtig genug, um den Forderungen der tragischen Poesie Genüge zu leisten. Unter seinen fünffüßigen Jamben finden sich viele Krüppel, z. B. S. 11.

Als guter Freund hinter sich selber ginge —
Das Herkommen, des Raths Gewalt und ihr —

Cäsurlose Sechsfüßler schleppen sich einher, z. B. S. 7.

So sind wir deßhalb keine Richter über ihn —

und man stößt auf hinkende Vierfüßler, z. B. S. 23.

— — — damit kein Schwur
Ein nachgiebig Gewissen binde

Er interpunktirt cavalièrement bis zur Unverständlichkeit, schreibt und scandirt S. 27 und 28: „Die Lauwin" (◡—◡), i. e. die **Lauwine**, S. 55: „sie hebt ihn" statt sie hebt ihn **auf**, nämlich den Knieenden, und S. 13: „exit" statt: er geht ab. Auch ist S. 26 die Rede von dem Verstande,

Der das mich ahnen, das (mir) begegnen läßt.

Bey allen diesen Gebrechen des vorliegenden ersten Versuchs aber findet sich manches Gelungene, worunter folgender Gesang des Skalden das Gelungenste seyn möchte.

Schwellet ihr Töne hervor,
Es klingen die Saiten des Skalden;
Königlich rauscht ihr daher,
Töne des nordischen Sanges.

Mächtiger strömet das Lied;
Schlagend der Waffen Getöse,
Schwirrt es auf zu den Wolken,
Brauset dahin mit dem Sturm.

Kennt ihr die Sänge des Nordens?
Klopfet euch höher die Brust,
Fühlt ihr euch Herren der Welt,
So kennt ihr die Sänge des Nordens.

Kennt ihr den Skalden der Schlacht?
Wild umschlägt ihn das Haar,
Töne der höchsten Begeistrung
Treiben euch fort in den Feind.

Er schleudert sein Spiel in die Reih'n,
Stürzet verwegen ihm nach. —
Jetzt reißt er's siegend zurück,
Dieß ist der Skalde der Schlacht.

Fällt er, so fällt er, die Brust
Siegend gen Himmel gekehret,
Gibt ihm den letzten der Töne,
Den er geliehen, zurück.

Hallet ihr Töne dahin,
Verklinget ihr Saiten des Skalden,
Fern sind die Tage des Ruhms,
Wo ihr zu Thaten entzündet.

Sind sie denn wirklich dahin?
Schlummern die gothischen Löwen?
Nein, noch begeistert ihr sie,
Töne des nordischen Sanges.

Hier pulsirt, wenn wir nicht sehr irren, eine poetische Ader, und von poetischen **Versuchen** dürfen wir dem Sänger nicht abrathen, obschon wir wünschen möchten, daß er den zweyten **dramatischen** noch einige Jahre aufschiebe.

Nr. 58.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 20. Juli 1824.

Biographie.

Memoiren oder Beyträge zur Lebensgeschichte des Generals Lafayette und zur Geschichte der konstituirenden Versammlung, verfaßt von Regnault-Warin. Aus dem Franz. übersezt. gr. 8. Erster Band 424 S. — Zweyter Band 184 S. Text und 178 S. Urkunden.

Der General Lafayette ist eine jener großen historischen Gestalten, die den Annalen der Revolution angehören. Jede der beyden Ansichten, die sie bewirkten, wünscht einen solchen Mann zu kennen; und würde in den Details, die man über ihn geben könnte, dasjenige aufsuchen, was sie befriedigte, entweder Leidenschaften oder die Wahrheit.

Von dem leztern Gefühl ist der Verfasser belebt, dessen Memoiren wir ankündigen. Nach glaubwürdigen Schriften verfaßt, bieten sie eine Verkettung besonderer Thatsachen dar, die mit den allgemeinen Begebenheiten theils durch die Menschen, theils durch die Dinge verbunden sind.

Aus diesem Ganzen geben Grundsäze der hohen Politik und der gewöhnlichen Politik hervor, die, bey Männern wie Lafayette, nothwendig mit der Moral im Einklang stehen.

Ein historischer und philosophischer Versuch über die konstituirende Versammlung macht den zweyten Theil dieser Memoiren aus, und erscheint hier als natürliche Folge.

Der Erste, in Zeitabschnitte eingetheilt, *) bezeichnet getreulich alle diejenigen Abtheilungen, die Lafayette, von seinem ersten Feldzug in Amerika an, bis auf die heutige Zeit durchlaufen. Man sieht ihn stufenweise die Grundsäze, die Gefühle, die Meynungen entwickeln, von welchen die Thaten, die sein Leben ausfüllen, sichtbare Zeugen sind. Bey gleicher Anhänglichkeit an seine Pflichten, wie an seine Rechte, hat er, die Ordnung und Freyheit mit einander zu verbinden, — sich zum System gemacht, wovon nichts ihn abzubringen im Stande war.

Man findet in diesen Memoiren eine Menge noch nie im Druck erschienener Particularitäten; diejenigen, welche die Königin, die Prinzen, die Minister, die Deputirten, die Generals — und die in jener Epoche berühmten Personen betreffen, geben vollends dem Werke eine, seinem Gegenstand angemessene hohe Wichtigkeit. — Endlich steht dasselbe unter den Memoiren über die Revolution in sehr nothwendiger Folge-Reihe; und die Bilder Lafayette's und eines Theils der konstituirenden Deputirten sind gewiß auch nicht die wenigst interessanten aus dieser Gallerie.

Wir theilen folgendes Bruchstück mit:

„Unter diesen Verhältnissen brach der Aufstand vom 20sten Juni aus. Das Geschichtliche desselben, welches in vielen Schriften zu finden ist, gehört nicht in diese Memoiren, außer durch seine Verbindung mit dem Briefe Lafayette's (an die National-Versammlung). Die Jakobiner, welche diese Bewegung anlegten, waren der Meynung, sie sey eine hinreichende Antwort auf diesen Brief. In der That war die offenbare und ausdrückliche Verlezung der Konstitution, die berechneten Beschimpfungen der obersten Macht, die offenbare Mitschuld der untern Behörde, eben so viele Ausforderungen an den Verfasser des Briefs vom 16ten Juni. Er beantwortete dieselben als General der Konstitution. Als er die Begebenheit vom 20sten Juni erfuhr, war seine Armee bey Bavay gelagert, und hatte einen Posten besezt, der einen Theil der feindlichen Truppen in Schach halten, und durch diese Diversion sie hindern sollte, die offensiven Bewegungen der Lucknerischen Armee aufzuhalten. Diese aufrührerischen Scenen, die, ohne noch die Macht der Jakobiner zu beweisen, wenigstens ihre Unverschämtheit beurkundeten, enthielten für

---

*) 1ste Epoche. Amerikanische Angelegenheiten.
2te — Revolution und franz. Constitution.
3te — Revolutions-Krieg.
4te — Gefangenschaft Lafayette's. Latour-Maubourg's, Büreau-de-Puzy's, und Alexander Lameth's.
5te — Lafayette unter Napoleons Regierung.

Lafayette die Aufforderung zu einem entscheidenden Schritt. Vielleicht hielt sich auch, abgesehen von der seinem politischen Glauben zu Theil gewordenen Beleidigung, hier der Mann herausgefordert; und in dieser Lage, wo die tief gefühlte Empfindung sich in unbestimmten Begriffen kund gibt, erscheint die Pflicht keinen Augenblick zweydeutig. Der General brachte zwey Tage damit zu, die Stellung seiner Armee während seiner Abwesenheit zu sichern, und reiste nach Paris ab. Bey seiner Reise durch Soissons, berichtet ein wohl unterrichteter Erzähler, sah er die administrativen Behörden, welche seine Aufopferung lobten, ihm die Fruchtlosigkeit derselben voraussagten, und ihn über seine Gefahren belehrten. Er kam am 28sten allein an, stieg bey la Rochefaucault, *) dem Präsidenten des Departements, ab, traf einige Verabredungen, und erschien vor den Schranken: „Er fing, so sagen die Tagesblätter jener Zeit, damit an, über den Zustand der Armee zu beruhigen, versicherte die Aechtheit seines Briefs vom 16ten, den man zu bezweifeln sich gestellt hatte, ging dann auf die Ereignisse vom 20sten Juni über, und beschwor die Versammlung, den Befehl zur gerichtlichen Verfolgung der an diesem Tage vorgefallenen Verbrechen, als deren Urheber er die Jakobiner bezeichnete, zu ertheilen. Seine Rede, anfangs durch einen scheinbar allgemeinen Beyfall aufgenommen, wurde von Guadet angegriffen, der ihm, in einer hinterlistigen und gewandten Antwort, seine Abwesenheit von der Armee, die Unschicklichkeit seiner Rathschläge bey dem gesetzgebenden Körper zum Vorwurf machte, und mit der Bitte endigte, der Präsident möchte ihn fragen, ob er einen Urlaub hätte, seinen Posten zu verlassen oder nicht.“ Diese Förmlichkeit, die mit der Hauptfrage in keiner Verbindung stand (dem Briefe vom 16ten Juni, dem Vorläufer der Ereignisse vom 20sten Juni, die alsdann unmittelbar den heutigen Schritt zur Folge hatten) war nothwendig, die Parthey wieder zu ermuthigen, und zu zeigen, daß Lafayette keine Täuschung beabsichtigte. Nur ist merkwürdig, daß sie zu Gunsten der herrschenden Faktion durch einen Mann gefordert erschien, den sie bald aufopfern sollte. Damals aber täuschten sich die beyden Abtheilungen des Jakobinismus noch gegenseitig; auch benützten sich beyde einander, um über eine gemeinschaftliche Beute herzufallen. So wie diese einmal zu Boden lag, in welcher Beziehung der 20ste Juni nur die Wiederholung eines ernsthaftern und entscheidendern Angriffs war, so bemächtigten sich die kühnsten derselben, und opferten schüchterne Mitschuldige, die zur Verbürgung einer großen Frevelthat keine neue zu begehen wagten, bald als Feinde auf.

*) Zu Gisors, in Folge der September-Metzeleyen, durch einige Abgesandte von der Pariser Gemeinde ermordet. Er starb einige Schritte von Frau von Anville, seiner Mutter, und zwey Freunden, die beynahe das gleiche Schicksal mit ihm getheilt hätten.

Nach der Rückkunft in seine Wohnung überlegte Lafayette das Maß der Macht, über die er verfügen konnte. Auf den folgenden Tag war eine Musterung der ersten Division der Nationalgarde, unter dem Befehle von Acloque, mit Tages-Anbruch angekündigt. Der König sollte dabey erscheinen, und Lafayette hatte sich vorgenommen, eine Anrede an die Bürger-Soldaten zu halten. Der Maire Petion bestellte die Musterung ab, nachdem ihn die Königin darum ersucht hatte, die einen glücklichen Erfolg Lafayette's noch mehr fürchtete, als die Erfolge der Jakobiner. Lafayette versammelte alsdann so viele Bürger der Nationalgarde, als er nur immer konnte, bey sich. Die großen Bewegungen erfordern aber einen großen Raum, und die concentrirte Energie scheint eines großen äußern Ansehens zu bedürfen, um wirksam zur That überzugehen. Man versprach sich, am Abend in den Elisäischen Feldern zusammen zu kommen: es fanden sich aber kaum hundert Menschen ein. Man beschloß am folgenden Tage gegen den Versammlungsort der Jakobiner zu ziehen, wenn man 300 Mann stark wäre; es fanden sich aber kaum dreyßig ein. Die Popularität, welche Lafayette noch immer genoß, und die man ihm nicht entziehen konnte, diente ihm damals nur zur Lähmung der Wuth der Jakobiner, welche seine Verbannung wünschten. Er kehrte zu der Armee zurück; vor seiner Abreise sah er aber noch den König, dem er den Vorschlag machte, ihn nach Compiegne zu führen, die Versammlung davon zu benachrichtigen, und daselbst seine Person und die Konstitution durch tapfere und treue Truppen beschützen zu lassen. Der König nahm dieses Anerbieten nicht an, „mochte er nun sagt Hr. von Segur, vorgefaßte Meynungen gegen die Menschen haben, welche die Revolution begonnen hatten, oder mochten ihm seine natürliche Schwäche und seine Bedenklichkeiten die Unthätigkeit unter allen Mitteln noch als das wenigst gefährliche erscheinen lassen.“

Man sagt sogar, die Königin sey damals so sehr von der Fruchtlosigkeit der Versuche von Seiten des Hofs, und sogar von der Frevelhaftigkeit, mit welcher die Jakobiner dieselben aufnehmen würden, überzeugt gewesen, daß sie dem Adjutanten Lafayette's folgende Antwort gab, die gewissermaßen als eine Ahnung erschien, und welche sich in der Folge als prophetisch bewährte: „Vielleicht würde die glücklichste Lage für uns, mitten in dieser Gährung, die seyn, daß man uns bis zur Entwicklung der Krise in einen Thurm einschlösse.“

Dichtkunst.

Diagoras. Von M. H. A. Schmidt.

Daß man nicht eben ein Buch zu seyn braucht, um im Lit. Bl. förmlich kritisirt zu werden, ist dem aufmerksamen Theile unserer Leser bekannt. Schon mehr als einmal haben einzelne Gedichte von wenigen Seiten, in Tageblättern mitgetheilt, besondere Recensionen veranlaßt, und dieser Fall wiederholt sich hier. Der Diagoras ist ein Gedicht von 33 neunzeiligen Strophen, welches der Verfasser in der Abendzeitung No. 262. v. J. 1823. bekannt gemacht hat. Es ist zwar merklich besser, als man in dieser belletristischen Zeitschrift die Gedichte zu finden gewohnt ist; aber die Aufmerksamkeit, welche wir ihm geschenkt haben, verdankt es nicht sich selbst, sondern dem Umstande, daß ein anderer Mitarbeiter der Abendzeitung, Herr Arthur von Nordstern, den „Sänger des Diagoras" besungen, ihm, wie einst Bürger A. W. Schlegeln im Wort der Weihe, öffentlich einen Kranz aufgesezt, und der Archäolog Böttiger einen kritischen Commentar dazu geschrieben hat: alles in der Abendzeitung, versteht sich, und zwar in Nr. 300 des gedachten Jahrganges.

Die Anecdote vom Diagoras, wie sie Pausanias uns überliefert hat, ist allerdings ein guter Romanzenstoff, wenn man nicht etwa verlangt, daß diese Dichtform ihre Stoffe blos aus den Zeiten und Ländern der Romantik erhalten soll. Der Greis Diagoras führte seine beyden Söhne zu den Kampfspielen nach Olympia. Sie siegten beyde in den Wettkämpfen, und als sie die Kränze auf den Häuptern fühlten, da errang die Kindesliebe in ihnen einen schönern Sieg, den Sieg über die Siegeslust; sie eilten zum Vater, schlangen die Lorbeern um sein greises Haar, und ein Spartaner rief ihm die Worte zu: Stirb, glücklicher Diagoras! (Cicero Tusc. quaest. I, 46.) *) Daß der Greis in diesem Augenblicke des höchsten Entzückens verscheidet, das — selbst wenn es in der Geschichte anders wäre — versteht sich in der Poesie von selbst.

*) Cicero, der bekanntlich an diesem Orte de contemnenda morte handelt, gedenkt eines Zuges von Kindesliebe gar nicht bey Erwähnung dieser Anecdote. Der Vater war olympischer Sieger gewesen, er sah an Einem Tage beyde Söhne siegen, und darum wünschte ihm der Lacedämonier mit dem „morere, Diagora" Glück, „permagnum existimans, tres Olympionicas una è domo prodire." Das scheint mir noch einfacher, allein freylich rührt es nicht im modernen Sinne des Wortes, und zeigt nur, wie hoch die Griechen die olympischen Siege achteten; zu hoch vielleicht, meynt Cicero: „Magna hæc, et nimium fortasse Græci putant, vel tum potius putabant."

Das Einfache dieser Begebenheit ist eine der wesentlichsten Bedingungen für die ästhetische Wirkung der rührenden Handlung. Immerhin mag der Romanzendichter mit kräftigen und prächtigen Beschreibungen der Kampfspiele und der Siegesfeyer uns ergötzen; aber die Begebenheit soll er einfach lassen. Das hat ein Vorgänger des bekränzten Herrn M. H. A. Schmidt wirklich gethan, und es nimmt uns höchlich Wunder, daß weder der vielbelesene Commentator Böttiger, noch der Dresdener Kampfrichter Nordstern, diesen früheren Diagoras-Sänger erwähnt haben. Hätten sie ihn etwa nicht gekannt? Er heißt A. C. Lindenhan, und der einfache Diagoras desselben steht auf den ersten Seiten von Winfrieds Nord. Musenalmanach f. d. J. 1821, ist auch im Lit. Bl. dicti anni No. 8. S. 32. ab initio erwähnt, nur daß dort der Setzer aus Lindenhan ein Lindenhans und aus dem Diagoras einen Diagores gemacht hat. *) Keiner der archäologischen Verstöße, welche Böttiger, und zwar mit Recht, an dem Diagoras der Abendzeitung gerügt hat, ist hier anzutreffen. Der große Tempel zu Olympia hat weder eine Kuppel, noch der Hippodrom einen Obelisk. Kein Frauenzimmer (dergleichen erst seit Grillparzers Sappho zu den Kampfspielen nach Olympia gekommen) kämpft hier mit einem Sohne des Diagoras um den Preis des Gesanges. Und selbst das berühmte „Stirb, Diagoras," welches Böttiger in der Abendzeitung „ungern vermißte," würde er im nordischen Musenalmanach' angetroffen haben. Die dichterische Behandlung des Stoffes ist dort tadellos, ob auch die metrische einige kleine Flecken haben möchte; und wenn es in Winfrieds Almanache Mode wäre, daß die Mitarbeiter öffentlich bekränzt würden, so hätt' unfehlbar Herr Lindenhan damals weit eher einen Kranz verdient, als jetzt Herr Schmidt.

Denn was hat dieser aus der einfachen Begebenheit für eine wunderliche Geschichte gedrechselt! Sein Diagoras ist ein Greis,

> Dem Zeus die höchste Stärke sandte, (!!)
> Den Hellas zwölfmal Sieger nannte.

Schon darum taugt er schlecht zum Helden dieser Geschichte: denn wer zwölfmal den olympischen Siegerkranz selbst errungen hat, dem kann es eben nicht viel Freude machen, wenn die Söhne ihm zum dreyzehnten Male zu der Ehre verhelfen, der gefeyerte Held des Fe-

*) Er steht auch in den „Dichtungen von A. C. Lindenhan." Schleswig im Taubstummeninstitut 1822. S. 167.

stes per cessionem zu werden. *) Aber weiter! Er kommt allein, ohne die Söhne, nach Olympia,

> Und seine Stirn bedecken Falten
> Des Zornes und der Traurigkeit.

Warum? Die hochgeliebten Söhne

> — konnten hier zur Größe dringen (!!).

aber der eine ist zu Schiffe gegangen, um die Piraten zu bezwingen, und der andere läßt in Syrakus die Saiten klingen, welches Bezwingen und Klingen denn zugleich Aufschluß gibt über die Entstehung des unfertigen Ausdruckes: „zur Größe dringen.“ Nun beginnen die Kämpfe. In den gymnastischen siegt ein Jüngling, den Diagoras für seinen Sohn Bianor halten würde, wenn er nicht — schwarze Haare hätte. In den artistischen Wettspielen siegt ein, bis zur Sandale verhüllter Jünger des Pythagoras, dessen Stimme Diagoras für die seines Sohnes Päon halten würde, wenn Gewand und Gang ihm nicht so fremd vorkämen. Als nun endlich die Richter den Siegern die Kränze aufsetzen wollen, siehe, da sind keine Sieger da. Sie sind hinabgegangen zur Quelle, haben die Locken vertauscht (i. e. die Perücken abgenommen), die Gesichter gewaschen, ihre gewöhnlichen Kleider angelegt, und kommen zurück: es sind wirklich des Diagoras Söhne! Sie krönen den Vater, und erklären ihm, daß sie en masque gekämpft haben, um — welcher Zartsinn! — ihm den Schmerz zu ersparen, im Falle sie die Siegerkränze nicht errungen hätten. Der Greis ist, sey es nun über diesen Theaterstreich, oder über die Abtretung der Kränze, von Vaterwonne tief durchdrungen, und

> In ihrer schönsten Götterstunde
> Wird seine Seele fortgeführt.

Sollte man nicht glauben, Herr Schmidt hätte die rührende Anecdote für die deutsche Bühne bearbeiten wollen? Welche Abgeschmacktheit ist diese Verkleidung! Welche Lächerlichkeit besonders Bianors Perrücke! Zwar hat der Poet, um die Gefahr zu entfernen, daß sie im Ringen dem Haupte entrückt würde, Strophe 10. die Vorsicht gebraucht, sie mittelst einer Binde zu befestigen; aber wer irgend eine gesunde Vorstellung hat von der Art, wie zu Olympia die „hochbelobte Ringerschaft“ (sic Strophe 13!) betrieben wurde, der wird immer lachen müssen über den Einfall, in einer Haartour zu ringen, die auf den Kopf gebunden ist. Und wozu die ganze, absurde Verkappung? Um zu überraschen? Wenn der Poet dazu die Kindesliebe nicht hinreichend fand, was konnt' er von einer puerilen Maskerade hoffen?

Daß A. v. Nordstern einer so verunglückten poetischen Erfindung einen Kranz geboten hat, hätten wir uns gern durch die Voraussetzung erklären mögen, daß die Diction und die Versification ihn bestochen hätten. Aber auch da finden wir Dinge, welche dergleichen Conjectur nicht zulassen wollen.

Strophe 3. versammelt Hr. Schmidt die Zuschauer:

> Erschienen sind zum süßen Schauen
> Die Schiffer vom Aegäermeer.

Zu einem süßen Schauen laden allenfalls die poetischen Wettkämpfe in der Abendzeitung ein, aber die olympischen Spiele hatten für das Auge gewiß nichts Süßes.

Der Pfeil, welcher Strophe 12. „die Luft zerschlug“, that das offenbar blos dem Reime (auf „Flug“) zu Liebe, sonst hätte er sie gewiß lieber durchschnitten.

Der Vers endlich Strophe 13:

> Und plötzlich dann erscholl Frohlocken,

schleppt den linken Hinterfuß ebenfalls des Reimes wegen, denn vorher geht:

> Er läuft und Alles staunt erschrocken.

Das Staunen mochte wohl am Platze seyn, aber das Erschrecken hätten die Zuschauer aufsparen sollen für ein etwaiges Fallen des Wettläufers, an welchem sie Antheil nahmen.

Dergleichen Böcke haben wir in Lindenhans Diagoras nicht angetroffen, und wenn Herr S. die Mühe sich nehmen will, ihn zu lesen, so wird er gestehen müssen, daß, wenn hier ein Siegeskranz zu vergeben war, er ihm nicht gebührte. Da aber einmal die Abendzeitung ihm einen aufgesezt hat, was soll er damit machen? Nun, wenn Lindenhan ihn nicht reklamirt; so spiel' er gleichsam den Diagoras, er setz' ihn der Mutter seines Ruhmes, der Abendzeitung auf. Dem Oelgeist' auf der Lampe (s. d. Vignette) würd' er wenigstens eben so gut stehen, als dem Bianor die Haartour.

Wir wollen übrigens den Sänger, dem schon Böttiger a. a. O. manchen Verstoß vorgerückt, und ein ernstes: „Es gilt hier einen zweyten Wurf!“ zugerufen hat — wir wollen ihn keinesweges entmuthigen, sondern blos vor den Nachtheilen bewahren, welche die überhandnehmende journalistische Lobhudeley so leicht dem Talente zufügt.

**) Diese cessio honoris überhaupt, von welcher Cicero a. a. O. kein Jota sagt, dünkt mich nichtig in Bezug auf die Kindesliebe, welche sie hier (und auch bey Lindenhan) beweisen soll. Denn was opferten denn die Söhne auf? Die Kränze, denn Sieger blieben sie doch immer. Und was empfing der Vater? Dito, die Kränze, denn Sieger würd' er doch durch diese Abtretung nimmermehr. Leider hab' ich eben den Pausanias nicht zur Hand, um zu sehen, wie dort die Sache gestellt ist; aber es sollte mich wundern, wenn sie so modernsentimental und gleichsam so à la Kotzebue gestellt wäre, daß die leichte und nur scheinbare Aufopferung von Seiten der Söhne rühren zu sollen schiene. M.

Nr. 59.

Literatur-Blatt.

Freitag den 23. Juli 1824.

Taschenliteratur für 1824.

Annuaire pour l'an 1824, présenté au Roi, par le Bureau des longitudes. Prix 1 Fr.

Dieses Taschenbuch, wohl eines der unterrichtendsten von den vielen, die jährlich erscheinen, wird von dem Bureau des longitudes zu Paris, dem Artikel IX seines Reglements gemäß, alle Jahre verfaßt und herausgegeben.

Es besteht ganz aus belehrenden Zusammenstellungen, Uebersichten, Berechnungen u. s. w., welche ihrer Gemeinnützlichkeit wegen von den Gelehrten, welche jenes Bureau bilden, hier zusammengetragen und geordnet werden.

Der Astronom, der Naturhistoriker, der Seemann, der Geograph, der Landmann und alle diejenigen, welche an den Forschungen dieser verschiedenen Zweige der Gelehrsamkeit mit Interesse Theil nehmen, werden durch diesen Kalender reichlich befriedigt. In der Ueberzeugung, dem gelehrten Publikum einen Dienst zu leisten, wenn wir es auf den gediegenen Inhalt desselben aufmerksam machen, halten wir für räthlich, hier die table des matières (Register) seines Inhalts folgen zu lassen, so wie wir wegen des allgemeinen Interesse's, als Auszug eine Uebersetzung des Artikels, über die Quantität des Regens, die bey verschiedenen Höhen niederfällt, schließlich geben.

TABLE DES MATIÈRES.

Table des dilatations linéaires qu'éprouvent différentes substances.
Géographie. Epoques des principales découvertes.
Observations astronomiques.
Instrumens d'Astronomie et de Marine.
Table pour calculer la hauteur des Montagnes, d'après les Observations barométriques.
Notices scientifiques, par M. Arago.
Sur le retour de la Comète à courte période.
Sur les Pendules de MM. Breguet.
Quantités de pluie qui tombent à diverses hauteurs.
Liste des Volcans actuellement enflammés.
Déclinaison et inclinaison de l'aiguille aimentée.
Voyage à la côte orientale du Groenland.
Des Oscillations de l'atmosphère.
Supplément pour la population.
Liste des Membres qui composent le Bureau des Longitudes.

Ueber die Quantität des Regens, die bey verschiedenen Höhen niederfällt.

Man hat in neuern Zeiten vielfach die Frage erörtert, ob das Lichten der Wälder, die Culturveränderungen, endlich die verschiedenen Anlagen durch Menschenhände, eine auffallende Veränderung in dem klimatischen Verhältniß hervorbringen können; ob sie namentlich die Quantität des alljährlich niederfallenden Regens an einem bestimmten Orte vermehren oder vermindern dürften. Einige haben bejahend, Andere verneinend darauf geantwortet. Diese widersprechenden Ansichten rührten vielleicht zum Theil davon her, daß die von den verschiedenen Beobachtern angewandten Recipienten nicht immer in die gleiche Höhe über den Boden gestellt waren. Folgende Resultate dürften zeigen, wie wichtig diese Rücksicht seyn könnte, wenn man bey dieser Untersuchung zu genauen Schlüssen gelangen wollte.

Seit dem J. 1817 befinden sich auf dem königlichen Observatorium zwey vollkommen ähnliche Recipienten, wovon der eine auf dem Gipfel des Gebäudes, der andere im Hofe aufgestellt ist, durch welche man täglich die Quantität des Regens, die in 24 Stunden gefallen ist, d. h. die Höhe der Flüssigkeit bestimmt, womit der Boden bedeckt seyn würde, wenn weder Einsickerung noch Verdampfung stattfände. Die Summe dieser theilweisen Resultate gibt alsdann den jährlichen Regen. Obschon die Differenz der Höhe zwischen diesen Recipienten nur 27 Meter (ungefähr 86 Fuß) beträgt, so sind doch die darin aufgesammelten Quantitäten Flüssigkeit sich niemals gleich; der untere Recipient enthält immer mehr als der obere, wie aus folgender Tabelle erhellt.

	Regen im Hofe.	Regen auf der Terrasse.
	In Centimetern.	In Centimetern.
1817	56,552	50,572
1818	51,759	43,197
1819	68,919	61,524
1820	42,542	38,128
1821	64,567	58,433
1822	47,750	42,319
Durchschnitt.	55,348	49,029

Eine Differenz der Höhe von 86 Fuß veranlaßt demnach in Paris eine ungefähre Vermehrung von einem Achtel in der Quantität des Regens, welche der untere Recipient aufnimmt. Diese sonderbare Erscheinung hat man gewissen eigenthümlichen Richtungen zugeschrieben, welche der Wind den einzelnen Regenfäden ertheilen könnte: man bemerkt aber diese Differenz zuweilen auch bey solchen Regen, die während einer völligen Windstille niederfallen. Andere stellten den Satz auf, die Wolken lieferten nicht blos allein die Regentropfen, sondern diese würden auch von der ganzen Luftschichte, die sie von dem Boden trennt, abgesondert; oder die Regentropfen bemächtigen sich vielmehr bey ihrem Durchgang durch diese Schichte eines Theils der in ihr enthaltenen Feuchtigkeit, und nehmen dadurch in ihrem Durchmesser zu. Dieser Hypothese zufolge würde der untere Recipient offenbar entweder mehr Wassertropfen, oder größere als der höhere Recipient aufnehmen; allein es ist eben so klar, daß alsdann eine um so größere Differenz stattfinden müßte, wenn der Hygrometer in den untern Luftschichten einen, dem höchsten Grade der Feuchtigkeit näher kommenden, Grad anzeigen würde, ein Umstand, welchem die Beobachtungen nicht entsprechen. Wie man sich auch am Ende diese Erscheinung erklären möchte, so geht einmal so viel aus der Erfahrung hervor, daß, wenn man zu irgend zweyerley Epochen die Quantitäten des jährlich an einem bestimmten Orte gefallenen Regens mit Genauigkeit vergleichen will, die Recipienten in gleicher Höhe von dem Boden aufgestellt seyn müssen. Wir wollen nun, mit Rücksicht auf diesen Umstand, untersuchen, ob man einigen Grund zu der Annahme hat, das Pariser Klima sey jetzo mehr oder weniger regnerisch, als zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Durchschnitt, oder mittlere Quantität des Regens zu Paris.

Die ersten regelmäßigen Beobachtungen, die man zu Paris über die jährlich daselbst niederfallende Regenquantität angestellt hat, gehen bis auf das Jahr 1689 zurück. Damals brachte man, auf Befehl der Akademie der Wissenschaften, zu dem Ende auf der Höhe des großen

Saals des Meridians des Observatoriums, in dem östlichen Thurm, der damals ohne Dach war, einen Recipienten an, der 17 Meter tiefer stand, als der gegenwärtig auf der Terrasse stehende Recipient. La Hire übernahm die Beobachtungen, und sezte sie bis zum J. 1719 fort. Sein Nachfolger, Maraldi, bediente sich derselben Instrumente. Diesem folgte im J. 1744 Hr. v. Fouchy. Vom J. 1755 unterbrach man diese Beobachtungen, oder wenigstens die Bekanntmachung derselben. Erst im J. 1805 wurden sie von Neuem vorgenommen. Folgende Tabelle liefert die Durchschnittsresultate in Zollen und in Centimetern für jede Periode von 10 Jahren vom J. 1689 an.

	Mittlerer jährlicher Regen	
	in Zollen.	in Centimetern.
Von 1689 bis 1698	19,5	52,7
1699 — 1708	17,9	48,5
1709 — 1718	18,2	49,3
1719 — 1728	13,2	35,8
1729 — 1738	14,4	38,9
1739 — 1748	15,6	42,4
1749 — 1754	19,0	51,4
— — —	— —	— —
1805 — 1814	17,8	48,3
1815 — 1822	19,7	53,4

Um nun aber die in dieser Tabelle zwischen dem J. 1754 und 1805 zu bemerkende Lücke möglichst auszufüllen, wollen wir den Durchschnitt der von Hrn. Messier, im Hotel Cluny, Straße Mathurins-St.-Jacques, von dem Jahre 1773 bis zu dem J. 1785 einschließlich angestellten Beobachtungen angeben.

Von 1773 bis 1785 . . . 20,1 Z. . . . 54,4 C.

Um aber eine Vergleichung zwischen diesen Resultaten anzustellen, muß man, der obigen Angabe zufolge, die ungleiche Höhe der verschiedenen Recipienten über dem Boden in Berechnung nehmen. Gesezt, was sehr natürlich zu seyn scheint, die Differenzen zwischen den Quantitäten des Regens stehen in einem Verhältniß mit den Differenzen dieser Höhen, so würde sich ergeben, daß zu einer Reduction der alten Beobachtungen von 1689 bis 1754 auf die gegenwärtig auf der Terrasse des Observatoriums gemachte, von der Durchschnitts-Angabe 1½ Z. = 4 C. abgezogen werden müßten. Durch diesen Abzug erhielten alsdann die Beobachtungen des Hrn. Messier beynahe dieselbe Bedeutung.

Diese Correctionen sind unbedeutend, und dürften an der aus der bloßen Ansicht der vorigen Tabelle hervorgehenden Folgerung nichts ändern: daß nämlich durchaus kein Grund zu der Annahme vorhanden ist, als wäre das Klima von Paris gegenwärtig mehr oder weniger regnerisch, als es noch vor 130 Jahren war. Die kleine Zunahme der Zahlen in den lezten Aufstellungen übertrifft in der That die Abweichungen nicht, die man schon in den frühern Perioden beobachtet.

Man kann nun auch bestimmen wollen, ob an einem gegebenen Orte die mittlere jährliche Zahl der Regentage zu- oder abgenommen hat. La Hire und Fouchy haben uns ihre, in dieser Beziehung gemachten Beobachtungen nicht hinterlassen, und wir müssen daher hier auf die Beobachtungen des Hrn. Messier zurückgehen.

	Mittlere jährliche Zahl	
	der Regentage.	der Schneetage.
Von 1773 bis 1785	140	—
1786 — 1795	152	12
1796 — 1805	124	14
1806 — 1815	134	15
1816 — 1822	144	12
Durchschnitt.	139	12

Von 1689 bis 1822 ist der Fall dreymal vorgekommen, daß ein ganzer Monat ohne meßbaren Regen verfloß. Diese Monate sind: der Januar 1691, der Februar 1725, und der Januar 1810.

Diese Tabelle ergibt nun eben so wenig, wie die vorhergehende, eine Verschlimmerung in dem Klima von Paris.

Im südlichen Frankreich wäre hingegen, nach einigen Meteorologen, an gewissen Orten, die Quantität des Regens von Jahr zu Jahr in der Zunahme. Die Beobachtungen, auf welche sie insbesondere ihre Ansicht stützen, sind die des Hrn. Flaugergues zu Viviers (44° 29′ Breite) in einem Zeitraum von 40 Jahren angestellten. Sie sind in folgender Tabelle, zu zehn Jahren, zusammengestellt:

	Mittlerer Regen		Mittelzahl der Regentage.
	in Zollen.	in Centimetern.	
1778 bis 1787	31,1	84,2	83
1788 — 1797	33,2	89,9	94
1798 — 1807	34,2	92,6	106
1808 — 1817	37,4	101,2	108

Es dürfte noch einigem Zweifel unterliegen, ob diese Resultate, bey aller ihrer Regelmäßigkeit, schon zahlreich genug sind, um zu der daraus gezogenen Folgerung zu berechtigen. Hätte man in Paris blos die zwischen den Jahren 1719 und 1785 vorliegenden Beobachtungen gehabt, so hätte man gleichfalls zu der Annahme verleitet werden können, der mittlere jährliche Regen nehme in einem raschen Verhältnisse zu, und doch wird

diese Annahme sowohl durch frühere als spätere Beobachtungen widerlegt. Eine Zunahme des jährlichen Regens zu Viviers würde indessen die Ansicht nicht begünstigen, daß gerade die waldigen Länder vorzugsweise Regen genießen, indem man, nach Hrn. Flaugergues's Angabe, seit dem Anfange der Beobachtungen, vorzüglich aber im Verlaufe der lezten zehn Jahre, die Wälder sowohl auf dem Gebiete von Verviers, als in dem ganzen Departement der Ardeche, so sehr ausgehauen hat, daß jetzo kein bedeutender Wald mehr daselbst vorhanden ist.

Regen unter den Wendekreisen.

Bekanntlich fällt in der Nähe des Aequators eine beträchtlichere Quantität Regen, als in unsern Climaten; aber der absolute Betrag des dortigen Regens war bisher noch nicht genau erkundigt. Man würde sich sehr irren, wenn man zu der Bestimmung der mittlern Quantität des Regens in den Aequinoctialgegenden die Beobachtung von einem einzigen Jahre für hinreichend hielte. Da die Differenzen zwischen den verschiedenen Jahren dort verhältnißmäßig fast eben so bedeutend sind, wie in Europa, so kann man zu einer genauen Schätzung nur dadurch gelangen, daß man, wie wir bey Paris verfahren sind, eine gewisse Anzahl von theilweisen Resultaten zusammenstellt.

Folgende acht Beobachtungen dieser Art wurden in Bombay angestellt, und scheinen mir alles Vertrauen zu verdienen.

1803 . . .	85	französische Zolle	= 229	Centimeter.
1804 . . .	106	— — —	= 292	—
1817 . . .	97	— — —	= 263	—
1818 . . .	76	— — —	= 206	—
1819 . . .	72	— — —	= 196	—
1820 . . .	72	— — —	= 196	—
1821 . . .	78	— — —	= 211	—
1822 . . .	106	— — —	= 286	—

Durchschnitt 87 Zoll . . . . . . = 235 Centimeter.

Man wird sich als Vergleichungspunkt erinnern, daß der mittlere jährliche Regen zu Paris nicht ganz bis zu 20 Zoll oder 54 Centimeter steigt.

Zu Bombay fällt beynahe aller Regen im Juni, Juli, August und September. Im Monat October beträgt derselbe zuweilen drey Zoll, im ganzen übrigen Jahre fällt oft kaum ein Zoll.

An einem einzigen Tage (den 24. Juli 1819) fielen zu Bombay sechs Zoll Regen. Dieß ist ungefähr der dritte Theil der mittlern jährlichen Regenmenge in Paris.

Cayenne scheint einer von denjenigen Orten des Erdballs zu seyn, wo es am meisten regnet. Der Kapitän Roussin sah am 14ten Februar in dem kurzen Zwischenraum von 8 Uhr Abends bis um 6 Uhr des folgenden Morgens $10\frac{1}{2}$ Zoll Regen, d. h. mehr als die Hälfte dessen, was man in einem ganzen Jahre in Paris aufsammelt, niederfallen. Er versichert, in demselben Monat Februar wären vom 1sten bis 24sten zwölf Fuß sieben Zoll Regen, oder achtmal so viel, als in zwölf Monaten in Paris gefallen.

In unsern Himmelsstrichen kannte man keine solchen Regengüsse, bis die Zeitungen zu Ende des J. 1822 verkündeten, in Genua wäre an Einem Tage (den 25sten October) eine Regenmasse von dreyßig Zoll niedergefallen. Dieses unerhörte Resultat flößte Anfangs allen Meteorologen Zweifel ein; man vermuthete einen Druckfehler. Allein Hr. Pagano, ein genauer Beobachter, schrieb an die Redactoren der Bibliothèque universelle dieses Ereigniß, und sezte es dadurch außer allen Zweifel. Er führt unter anderen an, daß zwey beynahe cylindrische Wassereimer, der eine von 24, der andere von 26 Zoll Höhe, die nach der Weinlese leer in seinem Garten stehen geblieben waren, gefüllt worden wären, und zwar noch ziemlich lange zuvor, ehe der Regen am 25sten October aufgehört hätte. Uebrigens nahm dieses Meteor, diese Art von Wasserhose, keine große Erdstrecke ein.

Man hat, ich wüßte aber in der That nicht, auf welche Gründe gestüzt, behauptet, es regne im offenen Meere weit weniger, als zu Lande. Ich habe in dem Tagebuch des Kapitän Tuckey eine Beobachtung gefunden, welche diese Ansicht nicht bekräftigen würde. Am 12ten Mai 1816, im 2° 30′ nördlicher Breite und in 4° westlicher Länge, fielen $3\frac{7}{10}$ Zoll Regen auf das von diesem Offiziere befehligte Schiff in dem kurzen Zeitraum von drey Stunden. Zu Lande sind die Beyspiele eines so reichlichen Regens, selbst in den Aequinoctialgegenden, höchst selten.

Antwort.

Ein ungenannter Mitarbeiter der Zeitung für die elegante Welt hat in No. 114. dem Literaturblatte des Morgenblattes den Vorwurf gemacht, daß in der Redaction desselben eine „anarchische Konfusion" herrsche, weil einige Schriften, namentlich Franz Horns Erläuterungen des Shakspeare, zweymal recensirt worden sind, und zwar die ebengenannte Horn'sche Schrift beyde Male in gleichem, abfälligen Sinne. Die zweyte Recension, in Nr. 36. des laufenden Jahres, ist nicht durch meine Hand gegangen, da sie aber gründlicher ist, als die erste, in No. 51, 1823, welche von mir selbst herrührt; so seh' ich eben nicht, warum der Umstand, daß sie in der Hauptsache gleich abfällig war, ihrer Aufnahme hätte im Wege stehen sollen. Wohl aber merk' ich, warum der Ungenannte so besorgt ist um die Ersparung des Raumes im Lit. Bl.: er hat vermuthlich auf die Anzeige eines eignen Productes zu lange warten müssen, und fürchtet am Ende zwey abfällige Recensionen, statt einer, darin zu finden.

Müllner.

Nr. 60.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 27. Juli 1824.

Lexicographie.

Encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, bearbeitet von mehreren Gelehrten. Erster Band, herausgegeben von D. A. Binzer. A—Azo. XXIV und 716 S. gr. 8. Gespalt. Col. Fortgesezt von H. A. Pierer, Herzogl. sächs. Hauptmann. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1824. Zweyter Band. Erste Abtheilung. Ap—Aufstellen. 368 S. Ebendas. 1824.

Der erste Band dieses Werkes erschien vor zwey Jahren, und wurde im Lit. Bl. 1822. No. 34 und 82 sehr beyfällig beurtheilt. Die außerordentliche Reichhaltigkeit an Artikeln, und die eben so gedrängte, als gediegene, planmäßige und gleichartige Ausarbeitung derselben verdienten dieses günstige Urtheil, und erregten eine naive Bewunderung bey demjenigen Theile des Publikums, welches sich gewöhnt hatte, das bekannte Conversationslexikon als das Nonplusultra einer populären Encyclopädie zu betrachten, indem man vernahm, daß das neue Werk 10,000 Artikel für das nämliche Stadium der alphabetischen Ordnung lieferte, in welchem das ältere nur 120 erläuterte. Um so mehr bedauerte man, daß das Unternehmen, welches die Hahn'sche Buchhandlung in Altenburg in Vereinigung mit dem Hrn. D. Binzer so glänzend begonnen hatte, bald darauf in's Stecken gerieth; und man war hier und da unbillig genug, diese Lähmung bibliopolitischen Umtriebeu beyzumessen, wozu eines Theils die öffentliche Fehde, welche der nun verstorbene Unternehmer des Conv. Lex. gegen Hrn. Hahn begann, andern Theils aber der bekannt gewordene Umstand Veranlassung gab, daß der Mitredacteur der Halle'schen Allg. Lit. Zeit. und der großen Ersch-Gruber'schen Encyclopädie eine eben so geistreiche als gründliche und beyfällige Kritik des Binzerischen Werkes unter dem Vorwande, dasselbe werde sicher ein Bruchstück bleiben, abgelehnt, und dadurch den Recensenten bewogen hatte, derselben durch ein gelesenereres Blatt eine um so ausgebreitetere Publizität zu geben: eine Publizität, welche zufällig noch dadurch vermehrt wurde, daß die Frankfurter Zeitung einen Theil dieser Recension, wegen der treffenden Blicke auf den encyclopädischen Zustand unserer Literatur, ihren zahlreichen Lesern mittheilte. Daß jene Voraussetzung lieblos gewesen sey, zeigt die Notiz, welche der vorliegenden Fortsetzung beygegeben ist. Die Stockung hatte ihren Grund in dem Mangel der ersten Verlagshandlung an pecuniären Kräften, um die großen Kosten des Unternehmens zu bestreiten. Dieselbe verfiel in Concurs, und erst in diesem Jahre gelangte die jetzige Firma auf dem Wege der Versteigerung zum Eigenthum dieses bedeutenden Verlags-Unternehmens.

Nach dem Vorwort S. XV. ist Herr D. Binzer vor der Hand durch Verhältnisse gehindert, die Hauptredaction fortzuführen, die er so rühmlich begonnen hatte. Inzwischen legt der neue Hauptredacteur in dem gedachten Vorworte dem Publikum einen sehr detaillirten Plan der schwierigen Collectivarbeit vor, der für die Fortführung des Werkes eben so günstige Erwartungen erregt, als der Inhalt der erschienenen 3 Abtheilungen. (Der erste Band hat deren zwey.) Es ist hier der Raum nicht, eine genaue Uebersicht dieses Planes zu geben. Man wird indessen sich am leichtesten eine Idee davon machen können, wenn wir hier diejenigen Stellen des Vorwortes mittheilen, in welchen die Stellung des Werkes zwischen dem Conv. Lex. und der Halle'schen Encyclopädie angedeutet wird.

„Das Conv. Lex. beschäftiget sich hauptsächlich mit Gegenständen, die für den Augenblick die ansprechendsten, jedoch vielleicht in wenigen Jahren minder wichtig sind; es excellirt besonders in Biographien von Personen unserer Zeit, drängt den Inhalt von vielen Zeit- und Flugschriften auf eine anziehende Weise zusammen, fügt eine Menge Originalnotizen hinzu, und gibt auf diese Weise viel wahrhaft Neues; es vernachlässigt hingegen absichtlich die mehr wissenschaftlichen, oder auch auf Technologie und das gemeine Leben Bezug habenden Gegen-

stände, und zieht sie nur dann in seinen Kreis, wenn vorauszusetzen ist, daß sie häufig auch in geselliger Unterhaltung gebildeter Cirkel zur Sprache kommen, oder daß sich etwas Geniales darüber sagen läßt; es würde aber auch, bey seiner Art, die Gegenstände darzustellen, eigentlich wissenschaftliche Notizen vollständig nicht umfassen können, da es sonst 30 Mal mehr Artikel als jezt enthalten, folglich auch 30 Mal mehr Raum einnehmen, und daher statt 10 wohl 300 Bände füllen würde. Das encyclopädische Wörterbuch dagegen nimmt nicht unsere Zeit zum Hauptziel, sondern will allgemein seyn; es liefert die Artikel meist weit kürzer, und wenn sie auch wohl vielleicht minder ansprechend als die des Conversations-Lexikons sind, so ist dagegen Vollständigkeit, Präcision und Gründlichkeit sein Hauptaugenmerk; es wird über einen Gegenstand nur selten etwas Neues berichten, dagegen soll es das Bekannte und einigermaßen Wichtige concentrirt darlegen. Während das Conversations-Lexikon mehr ein Lesebuch, ein zugleich unterrichtendes und unterhaltendes Werk für den, der sich mit den Ereignissen unserer Generation und den gewöhnlichen Gegenständen geselliger Unterhaltung bekannt machen will, eine Zierde der Boudoirs von Damen und eleganten Bibliotheken, kurz ein Buch der Zeit ist, wird unser Werk mehr als ein eigentliches Wörterbuch zum Nachschlagen dienen, kurze, für den Augenblick genügende, das Gesuchte andeutende Belehrungen geben, und sein Publikum besonders auch unter den sich mit ernsterer Lectüre Beschäftigenden und überhaupt solchen haben, die sich über jeden ihnen dunklen Gegenstand reell, jedoch auf dem schnellsten Wege zu verständigen wünschen."

„Die Ersch-Gruber'sche Encyclopädie hingegen soll alle Fächer des menschlichen Wissens und Könnens vollständig umfassen, gründlich in die Tiefe jedes Gegenstandes eindringen, und ihn, ohne zu beachten, ob ein Artikel vielleicht Bogen füllt, erschöpfen; sie wird, auf die Art wie bisher fortgeführt, gewiß nicht unter 72, wahrscheinlich aber gegen 100 Bände füllen, also 300 — 400 Thlr. kosten, und im glücklichsten Fall, selbst wenn die bisherigen Anstrengungen verdoppelt werden, mindestens 20—25 Jahre zu ihrer Vollendung bedürfen, dann aber ein Meisterwerk, ein Ehrendenkmal deutschen Fleißes werden. Unser Werk dagegen soll nur Skizzen und Andeutungen geben, nicht nur Sachen, sondern auch unverständliche Worte erklären, folglich (da jenes blos alle Sachen, gleichviel unter welchem Worte, zu erläutern sich anheischig macht, und viele Wörter ganz vernachlässigt), bedeutend mehrere Artikel, als jenes enthalten. Zugleich werden wir uns bemühen, durch Zusammendrängung unsers Stoffs auf die möglichst kleinste Bändezahl, bey der Billigkeit des Preises eines jeden Bandes, zumal unter Benutzung der angebotenen Subscription während der Erscheinung der frühern Bände, auch wenig Bemittelten die Anschaffung des Werks zu erleichtern."

Es ist der hier im Allgemeinen charakterisirten Tendenz vollkommen gemäß, daß nach S. XI. Zeitgenossen nur mit besonderer Auswahl aufgeführt werden sollen, insoferne man erwarten kann, daß sie auch geschichtlich im Andenken bleiben werden. Eigenes Urtheil über persönliches Verdienst soll ausgeschlossen bleiben, und die Artikel nur einfache geschichtliche Notizen über Leben und Leistung enthalten. Wer die Sünden kennt, die in dieser Hinsicht in den lezten Jahren begangen worden sind, und welche Leuten von Namen es fast zum Bedürfniß gemacht haben, den Redactoren biographischer Wörterbücher ein Schutzgeld für ihren bürgerlichen Ruf zu erlegen, wie in England die Künstler den Zeitungsschreibern; der wird gewiß diesem Entschlusse seinen Beyfall geben. Indem die Redaction der Speculation auf persönliche Interessen ihrer Zeitgenossen entsagt, wird sie viel Raum gewinnen für den Zweck einer allgemeineren Brauchbarkeit, die auf alle Stände, vom Gelehrten bis zum Handwerker herab, sich erstrecken soll.

Da der erste Band in den angez. Nummern vom Jahre 1822, und besonders in Nr. 82. bereits gewürdiget worden ist; so hat Ref., zum Behuf der gegenwärtigen Anzeige, sich auf die Prüfung der ersten Abtheilung des zweyten Bandes beschränkt, und kein Bedenken gefunden, das Lob, welches jenem von einem andern hier. ertheilt und hinreichend motivirt worden ist, auch auf diesen zu erstrecken. Was namentlich in den Artikeln, Astrologie, Astronomie, Aristoteles, Aristophanes, Analysis, Algebra u. a. auf so geringem Raume geleistet worden ist, verdient volle Anerkennung. Dagegen findet Ref. Artikel wie: Aufhebung einer Belagerung, Aufheften, Aufklären, Aufschneider, Aufbringer und viele andere überflüssig, bald ganz, bald theilweise. So z. B. lautet der Artikel Analyst: „ein in der mathematischen Analysis Erfahrner; sezt eigne und seltne Naturgaben voraus, um darauf Anspruch machen zu können." Was soll dieser Zusatz, da er die Bedeutung des Wortes um nichts klärer macht? Auch möchte Ref. anrathen, daß man sich in der Erklärung von Fremdwörtern, wenn sie nicht Kunstwörter einer Wissenschaft oder eines Gewerbes sind, engere Schranken sezte. Acharnement, Attroupement z. B. gehören in kein encyclopädisches Lexikon; wohl aber die Anamartesie (Sündlosigkeit), als theologischer Term, welcher hier erläutert wird. Dagegen vermißte Ref. die Amartia, welche wenigstens als Kunstwort der aristotelischen Poetik (Flecken am Helden einer Tragödie) die Aufnahme hätte in Anspruch nehmen können. Auch in dem Artikel Agnition fehlt die Bedeutung, die das Wort in der Dramaturgie hat, es ist

blos auf die rechtswissenschaftliche Rücksicht genommen. Es ist jedoch begreiflich, daß nicht jede Wissenschaft mit gleicher Sorgfalt berücksichtigt werden konnte; genug daß hier diejenigen, welche die meisten technischen Namen und Ausdrücke aufzuweisen haben, namentlich die Naturgeschichte, Botanik, Geographie, Medizin, Mathematik, Astrognosie, mit ausgezeichnetem Fleiße behandelt worden sind.

An Courtin's Encyclopédie moderne hat es der Recensent im Lit. Bl. No. 46. mit besonderem Lobe anerkannt, daß die Quellen, aus welchen entweder der Verfasser des Artikels geschöpft hat, oder wo der Wißbegierige sich weiter Raths erholen kann, sorgfältig angegeben sind. Das ist allerdings ein großes Verdienst, und um so wünschenswerther, je weniger eine alphabetische Encyclopädie der vorliegenden Art, wegen des Bedürfnisses der Kürze, ihre Materien erschöpfen kann. Ref. hat daher mit Vergnügen bemerkt, daß mehrere Mitarbeiter auch nach diesem Vorzuge streben. So z. B. sind im Artikel Astrologie die Schriften von Ptolomäus, Schoner, Kepler und Pfaff, im Art. Artillerie die Werke von Morla, Scharnhorst, Hover und Decker angeführt, und im Art. Astronomie die bedeutendsten Schriftsteller des In- und Auslandes genannt. Es wäre zu wünschen, daß der Gelehrte, welcher das Fach der nordischen Fabellehre behandelt, und in den Artikeln Asen, Asgard, seinen Beruf dazu beurkundet hat, künftig nachholte, was er in dieser Hinsicht versäumt hat.

Auf den Druck des Werkes ist bis hieher eine unverkennbare Sorgfalt verwendet worden. Möge sie durch das Bedürfniß des raschen Erscheinens, dessen die Redaction S. XV. gedenkt, nicht vermindert werden! Gegenwärtig verlassen wöchentlich zwey Bogen die Presse, und nach der Versicherung a. a. O. sind alle Anstalten getroffen, daß deren künftig mindestens drey fertig werden, und folglich alle 2 Monate eine Abtheilung erscheinen kann. Eine erfreuliche Aussicht für die Subscribenten. Das Verzeichniß der Mitarbeiter ist lang und enthält viele gute Bürgschaften. Ref. beschränkt sich auf Nennung derjenigen, für welche er selbst wohl Bürgschaft zu leisten sich getrauen möchte, als da sind: Aretin, Augusti, Benigken (Kriegsgeschichte), Binzer, Büsching, Fries, Gelpke, Decker, Hover, Krause, Lampadius (Mineralogie, Bergbau, Hüttenkunde), Lindner (Biographien Gelehrter), Lindenau (Astronomie), Osann (Archäologie), Pölitz, Raßmann, Sickler, Stieglitz (Baukunst), Venturini, Wendt, de Wette. Dagegen hat Ref. unter den Bearbeitern der schönwissenschaftlichen Artikel einige gefunden, die in diesem Fache noch nichts geleistet haben, und die er blos als aufdringliche Zeitschriftler kennt. Mit dem zweyten Band hat man angefangen, den Artikeln die Namensschiffern beyzudrucken. Daß es nicht bey allen geschehen, wird S. XVII. unter andern durch den Umstand entschuldiget, daß manche aus der Bearbeitung Mehrerer bestehen. Wie dieß zugehen kann, erklärt die Erwähnung von Subredactoren für die einzelnen Fächer, welche vermuthlich das Amt haben, in Collisionsfällen aus mehreren gleichnamigen Artikeln das Beste zu nehmen, und einen einzigen daraus zu bilden. Eine Einrichtung, die eben so viel Gutes verspricht, als die Offenheit, womit die Hauptredaction die Einrichtung überhaupt dem Publikum vor Augen legt.

Literar-Geschichte.

Histoire littéraire des Arabes ou des Sarrasins, pendant le moyen âge; traduit de l'Anglais de Joseph Berington. Paris, chez Desbeausseaux. 1824. pp. 112. 8.

Unsere, aus den Quellen kommende Kenntnisse von den Sitten und der Literatur der Araber sind noch überaus beschränkt, und es ist ein Verdienst des fleißigen Beringtons, eine so schwierige Arbeit unternommen zu haben. Daß er ihr nicht ganz gewachsen war, hat er selbst bekannt, indem er über seine Unkunde in der arabischen Sprache das Publikum nicht in Ungewißheit ließ. So unvollkommen dem zu Folge seine Skizze über die literarische Geschichte des Volkes des Propheten bleiben mußte, so ist sie darum, wie gesagt, weder ohne Verdienst, noch ohne Interesse. Der Verf. malt die Sitten und Geschichte der Geistesbildung der Araber sehr geistreich; man findet anziehende Anecdoten erzählt, und die Mehrzahl der Leser wird von dem, was der Verfasser schildern wollte, eine genügende Vorstellung erhalten. Der Gelehrte, welcher die vorliegende französische Uebersetzung fertigte, beabsichtigte vordersamst eine größere Verbreitung des Werkchens, das jedem Literator unentbehrlich ist. G. T.

Sappho in Wien.

Im Lit. Bl. No. 23. hat der Rec. Y. die Vermuthung geäußert, daß die S. 92. mitgetheilte, von J. N. Voß d. ä. übersetzte „neuentdeckte Sapphische Ode" (aus der Wiener Moden-Zeitschrift No. 153. vor. Jahrgang) modernen Ursprungs sey. Eine Leipziger Zeitschrift (L. C. Bl. Nr. 137. S. 548.) bestätiget diese Vermuthung durch die schätzbare bibliographische Nachweisung, daß die Ode questionis aus Grainville's Hymnes de Sappho nouvellement découvertes et traduites pour la première fois en françois, Paris, Rollan, an V, 12, genommen ist; einem Buche von trügerischem Titel, welches nichts anderes ist, als eine Politur der, schon 1784 erschienenen Schrift des Sosare Itomeio (i. e. des

neapolitanischen Marschalls Don Vinzenzo Imperiali): La Faoniade di Saffo, in welcher der Verfasser aus antiken sapphischen Fragmenten fünf Hymnen und fünf Oden zusammensezte. Die gedachte Leipziger Zeitschrift hat dieser dankenswerthen bibliographischen Notiz die Ueberschrift: *Sappho in Wien*, gegeben, und dadurch sinnreich auf die Wiege der *neuantiken Sappho* hingedeutet, welche vor 5 bis 6 Jahren das unarchäologische Publikum der Breterwelt entzückte.

Müllner.

Literarische Miscellen.

2.

Die erste Hälfte des auf kaiserliche Kosten von dem *Kommodore Krusenstern* herausgegebenen *Atlasses der Südsee* ist so eben erschienen. Der Kaiser hat die Dedikation des Werks angenommen, und dem verdienstvollen Verfasser Sein Allerhöchstes Wohlwollen und Seine Zufriedenheit mit dieser Arbeit offiziell andeuten lassen. Außer dem klassischen Werthe dieses in seiner Art eben so neuen, als für die Hydrographie und Schiffahrt wichtigen Werkes, ist dasselbe auch noch in einer andern Hinsicht sehr interessant; erst seit hundert Jahren besizt Rußland eine Flotte, erst seit zwanzig Jahren haben die Russen angefangen, jene Meere zu beschiffen, und schon erscheint hier ein ernst-wissenschaftliches hydrographisches Werk, welches zum Theil aus eigenen praktischen Erfahrungen, die wichtigsten Aufschlüsse und Berichtigungen in der Nautik und Geographie enthält! — Schon auf der ersten Reise der Russen um die Welt (1803) hatte Hr. von Krusenstern sich von der Nothwendigkeit überzeugt, eine Sammlung von Charten jener jezt so häufig befahrenen Meere zu veranstalten, welche vollständiger und zuverlässiger als die von Arrowsmith und Espinosa wäre, und so viel möglich alle die neuesten Entdeckungen vereint enthielte, die sich jezt zerstreut in einer Menge voluminöser und folglich zum beständigen Gebrauch unbequemer und zu kostbarer Werke finden. Schon damals begann er die Materialien zu diesem Unternehmen zu sammeln, wozu ihm sowohl seine eignen vielfachen Erfahrungen, als auch die Arbeiten der ältern und neuern Seefahrer und seine Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Hydrographen Europa's die Mittel darboten. Nach einer vieljährigen Arbeit übergibt jezt der Hr. von Krusenstern der seefahrenden Welt diesen ersten Theil eines solchen Werkes, welcher *eine General-Charte des stillen Oceans* und, auf 14 Blättern, 19 *Special-Charten von Inselgruppen der südlichen Hälfte* desselben enthält. Leztere sind alle nach Einem Maßstabe (1½ Zoll auf einen Grad des Aequators) gezeichnet, und füllen daher nach ihrem verhältnißmäßigen Umfange einen ganzen oder einen halben Bogen von dem Format des zu der Krusenstern'schen Reise gehörigen Atlasses. — Die *General-Charte* erstreckt sich von dem 71sten Grade südlicher, bis zum 5ten Grad nördlicher Breite; in die Länge nimmt sie 180 Grad ein, das heißt, sie erstreckt sich von dem westlichsten Punkte auf Neu-Holland bis zu dem Meridian des Kap Horn. Demnach enthält diese Charte außer dem Kontinent von Neu-Holland und den Inseln, die innerhalb der Gränzen des südlichen Oceans liegen, auch den südlichen Theil des Indischen Oceans mit dessen Inseln. — Die *Special-Charten* sind: Neu-Guiana, das Korallen-Meer, die Küste von Neu-Süd-Wallis, die Insel van Diemen, die Admiralitäts-Inseln, Neu-Irland, Neu-Britannien, die Archipele von Santa-Cruz, der Luisiade, der Marquesas, die Salomons-Inseln, Neu-Caledonien, die neuen Hebriden, Neu-Seeland, die Freundschafts-, die Societäts-, die Fidjee-, die Navigators- und die niedrigen Inseln. Bey diesen Charten befinden sich 28 abgesonderte Plane von vorzüglich merkwürdigen oder interessanten Straßen, Häfen oder Bayen, die alle mit der größten Genauigkeit verzeichnet sind. — Der äußerst saubere Stich der Charten sowohl als die eben so deutliche als elegante Schrift, dieses wesentliche Requisit aller und besonders der Seecharten, machen den drey russischen Künstlern, welche daran gearbeitet haben, die größte Ehre. Die Charten sind von den Herren Koschkin, Graveur der Admiralität, und Kalpetow, Graveur des General-Staabes, die Schrift aber von Hrn. Frolow, vom Kaiserlichen Chartendepot. — Zu diesem Atlas gehört ein 50 Bogen starker Quartband erläuternder Memoiren, welche außer den nautischen Notizen auch eine kritische Zusammenstellung und Würdigung der von verschiedenen Hydrographen gemachten Beobachtungen und Bestimmungen enthält. Als Einleitung ist ein besonderes Memoire über die Winde und Strömungen in der Südsee vorangeschickt. Der Vorrede nach kann man den zweyten Band dieses Atlasses nicht eher als in zwey Jahren erwarten. Dieser wird für die Geographie noch wichtiger werden, als der gegenwärtige erste, da er die nördliche Hälfte des stillen Oceans enthalten soll, der bis jezt noch weniger bekannt ist, und zu dessen genauerer und richtigerer Erkenntniß die Expeditionen der Russen in jenen Gewässern schon so viel beygetragen haben und besonders jezt fortdauernd beytragen. — Um dieses wichtige Werk, welches in Russischer Sprache abgefaßt ist, allgemein nützlicher zu machen, hat der Kaiser dem Hrn. von Krusenstern aufgetragen — gleichfalls auf *Seine* Kosten — eine französische Ausgabe desselben zu veranstalten, deren Druck auch beynahe schon beendigt ist, und die noch im Laufe dieses Sommers erscheinen wird.

3.

Das interessante Werk des Russischen Staabs-Obersten, Freyherrn Georg von *Meyendorf*, enthaltend die Beschreibung seiner Reise von Orenburg nach Bukhara im Jahre 1820 ist eben in französischer Sprache erschienen. Der berühmte Jaubert soll manche anziehende Bemerkungen beygefügt haben.

4.

Von unserm gelehrten Landsmanne *Klaproth* sind so eben *Memoiren auf Asien bezüglich* erschienen, von denen nächstens ausführlicher berichtet werden soll.

Nr. 61.

Literatur-Blatt.

Freitag den 30. Juli 1824.

Biographie.

Salvator Rosa and his Times. (By Lady Morgan.) 2 Vols. 8. London, Colburn. 1824.

Die geistreiche Schriftstellerin, welche uns so eben mit dem genannten Werke beschenkt, hat schon öfter die Aufmerksamkeit des über bloße Unterhaltungssucht erhabenen Theils der Lesewelt in einem so hohen Grad in Anspruch genommen, als daß wir nicht den Wünschen Vieler zu entsprechen glaubten, wenn wir von diesem neuesten Werke der Lady Morgan ausführlichern Bericht und einige Probestellen im Lit. Bl. zu geben versuchten.

Wenn Lady Morgan entschlossen war, sich im Fache der Lebensbeschreibung zu versuchen, so hätte sie nicht leicht eine glücklichere Wahl treffen können, als es mit Salvator Rosa der Fall war, der als Knabe den Schönen von Neapel Ständchen brachte; der als Jüngling auf den Höhen der Abruzzi wanderte, und von deren Banditen zuerst gefangen, dann ihr Gefährte wurde; der sich arm, aber stolz und ungezügelt in die Arme der Kunst warf, und in keiner Schule studirte, als in der der Natur, und sich keinem Schutze unterwarf, als dem eines ganzen Volkes; der, ein liebenswürdiger Verehrer der Schönen, seine Liebeslieder selbst dichtete und sie in Musik sezte; der, als wilder, witziger und enthusiastischer Improvisator, den Großen seiner Zeit Dinge in das Angesicht sagte, welche Andere kaum zu denken wagten; der, ein gefühlvoller und tiefer Denker, seiner Zeit voran eilte, und über das Mögliche und Zukünftige so lange dachte, bis er die Gegenwart kaum mehr ertragen konnte; der düstere Verschwörer von Torrione del Carmine und der thätige Kämpe für Freyheit gegen Unterdrückung und der Führer in der Campagna della Morte unter dem bekannten Fischer von Melfi, Masaniello, und der kühne, bittere Verspötter aller Laster und Gebrechen seiner gesunkenen, aber ihm stets theuern Heimath, der dabey überall den originellsten Charakter entfaltete und als Künstler sich einer Popularität und eines Ruhmes erfreute, wie kein andrer seiner Zeit. Nach dem Gesagten wird man zugeben, daß Lady Morgan ihren Gegenstand in Bezug auf ihre Gabe unterhaltender und belehrender Darstellung sowohl als auf die Art von Talent und die Kenntnisse, welche dabey gefordert werden, sehr glücklich gewählt hat. Es bleibt nur zu betrachten, auf welche Weise sie sich diesen doppelten Vortheil zu nutze machte. Ehe wir uns aber darauf einlassen, können wir den Lesern kaum einen angenehmern Dienst erweisen, als wenn wir eine kurze Skizze des Lebens geben, welches Lady Morgan im Einzelnen auszuführen und in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit von Lichtern und Schatten vor der Welt hinzustellen bestrebt war. Wir werden hier und da die Verfasserinn sprechen lassen, um den Leser in den Stand zu sezen, selbst zu urtheilen und zugleich die Darstellungsweise der Verf. kennen zu lehren.

Auf einem der lieblichsten aller der lieblichen Flecken, welche die Bay von Neapel überschauen, in dem kleinen Dorfe Renella wurde in dem lezteren Ende des Jahres 1615 Salvatore Rosa geboren — wahrscheinlich so benannt, weil er theils von seinen frommen Eltern zum Dienste der Kirche bestimmt war, theils weil der Name Salvatore als Taufname in jener abergläubischen Zeit und Gegend eine Art von Himmelsschlüssel war. Der kleine Salvatore war jedoch fern davon, irgend ein frühes Symptom von einem heiligen Berufe zu geben: er ward bald der Unhold des ganzen Dorfes, und der Name, der ihn schützen sollte, wurde bald durch das ausdrucksvolle Diminutiv „Salvatoriello“ ersezt, welches er sich nicht zur Ehre anrechnen konnte. Aber seine würdigen armen Eltern *) waren in ihrem Entschluß, ihren einzigen Sohn für den Priesterstand aufzuziehen, nichts destoweniger unbeugsam, und gaben ihn demzufolge in sehr frühen Jahren unter die Zucht der h. Väter, wel-

*) Sein Vater, Vito Antonio Rosa, war Architekt und Landmesser und bewohnte das größte Haus, casaccia, in dem Dorfe.

che eine Schule zu Neapel leiteten, die Congregazione Somasca genannt. Aber eben schon vorher in der frühesten Periode hatte Salvator unzweideutige Beweise gegeben, daß sein Schicksal nicht durch den Willen Anderer bestimmt werde, welcher Art es sich auch durch seinen eignen gestalten möge: diejenigen, die ihn beobachten konnten, hatten auch ziemlich sichere Andeutungen über den Gang, den sein Genius zu nehmen schien, erhalten. Denn er hatte die stete Gewohnheit, sich den ihm auferlegten Studien zu entziehen, in der wilden und erhabenen Scenerie in der Nachbarschaft seines Geburtsortes umherzuwandern, und dann, wenn er seines Ungehorsams oder seiner Trägheit wegen eingesperrt war, die Mauern seines Gefängnisses mit rohen Nachbildungen der verschiedenen Gegenstände, welche während seiner Umzüge seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, zu bedecken: — er pflegte sich dazu immer vorher mit Kohlen und dergleichen zu versehen. Seine Eltern kehrten sich aber nicht an die Fingerzeige, welche die Anlagen des Kindes so deutlich aussprachen: sie erschraken im Gegentheil über die bloße Möglichkeit, daß ihr Sohn ein Künstler werden könne, und verloren keine Zeit, ihn recht schnell in das Colleg zu bringen, wozu sie ihm nicht ohne Schwierigkeit den Einlaß verschafft hatten. Das folgende phantasiereiche Gemälde des mit dem Vater von dem Heimathdorfe scheidenden Sohnes ist eine eben so liebliche, als charakteristische Probe von der Art, wie Lady Morgan ihren Gegenstand behandelte.

„In der Zeit und in dem Lande, in allen Formen und im ganzen Charakter so ausgezeichnet durch das Malerische, muß diese Abreise nach Neapel eine Scene gewesen seyn, welche eher gemalt als beschrieben werden kann. Das geistige Auge, zurückblickend auf die graphischen Einzelnheiten, sieht den feurigen Knaben mit seinen seltsamen, aber schönen Zügen, und der leichten, gewandten Gestalt, aus dem alten Portale der Casaccia schreiten, um seinem Vater nach Neapel zu folgen. Er ist in das phantastische Costüm der neapolitanischen Jugend jener Zeit gekleidet, ein Wamms und Höschen und kurzer Mantillo, mit einer kleinen Sammt-Kappe, vielleicht eben damals auf fröhliche Weise getragen und mit schuldiger Rücksicht auf die schwarzen Haare, so bemerkenswerth auf allen seinen Portraits wegen ihrer Schönheit und üppigen Fülle. Vito Antonio im Gegentheil ist bestrebt, seine loyalen Grundsätze und seinen herabgekommenen Adel an den Tag zu legen, und ahmt den Schnitt der bestehenden Hofmode nach, denn damals, wie jezt, wurde alles, was italienisch aussah, für verdächtig gehalten, und die alte casacca di cuojo (ledernes Ueberwamms) des Vito war, ungeachtet des groben Materials, ohne Zweifel auf spanische Art gemacht, mit

„Lapp' und Läppchen, Schlitz und Schleif und Puffen."

Wie Vater und Sohn durch die Weinranken eilen, die über dem Portico hängen, folgen ihnen über dessen Schwelle Madonna Giulia und die weinenden Schwestern: das Cornicello darf nicht fehlen, um jeden bösartigen Zauber abzuwenden, und dann wird noch ein und ein leztes „Addio, Carino" gegeben, und Vater und Sohn steigen den Hügel von Renella hinab, der strada infrascata zu; — der eine mit fliegendem Fuß, aufgeregt; der Andere mit gemessenem Schritte, ganz Weisheit, das unaufmerksame Ohr seines erregten Gefährten mit weisen Sprüchen und modernen Beyspielen bestürmend, wie sie ihm für den passend scheinen, der zum ersten Mal das Vaterhaus verließ,

„Wo spärlich der Erfahrung Saat erspriest!"

Welch eine Scene entfaltete sich beim Herabsteigen vom Hügel vor dem Auge, das die Schönheiten der Natur in ihren vielfachsten Gestalten erblickte, —

— „Thal und Hügel,
Flur und Wald und Fluten, Städt' und Tempel." —

und alles das sollte zu bald mit dem öden Rund klösterlicher Mauern vertauscht werden! Die eingefaßten Schornsteine der alten casaccia waren noch durch die dunkeln Fichten zu sehen: die Gestalt der Madonna Giulia war noch an der schneeweißen Kopfbedeckung erkennbar, die, wie die Pfeile, welche die Haare der Töchter zierten, in dem Sonnenschein glänzte. Während sie ihrem Sohne nachblickt, fleht sie zur h. Jungfrau, er möge an Gelehrsamkeit und Heiligkeit „il miracolo del suo secolo" werden. Wenige Schritte, und die Scene verwandelt sich. Das Gesumm von Neapel, der geräuschvollsten Stadt in Europa, dringt wie das Gemurmel des Vesuvs am Abend eines Ausbruchs herüber: die jähen Abhänge, mit Fichten- und Kastanienwäldern bedeckt, verschwinden, ihnen folgen sanfte Hügel, bekränzt mit tiefhängendem Gewinde von Reben, die ihre Zweige um alles schlingen, was sie erreichen können, was sie zu halten vermag. Dort verdunkeln, hier zeigen sie die dunkeln Klüfte, von wildem Gesträuch umhängt, welche ein vulkanischer Ausbruch in dem felsigen Boden sprengte; während phantastische Gebäude, alte Ruinen, Stücke von Friesen und Säulen, Hügel von Tufo, braun und nackt steigen zwischen hängenden Gärten und Laubengängen empor; und Kapellen, Warten, Altäre glänzen auf allen Seiten, bis die edle Straße Toledo erreicht ist, und ihre Paläste die magische Scene verdecken, und eine kaum weniger malerische an deren Stelle treten lassend. So war die Scenerie von Vomiro am Anfang des 17ten Jahrhunderts, und so ist sie noch. Von diesem prachtvollen und geräumigen Theile der Stadt Neapel schritten die zwey Rosa zu dem hü-

stern, oder Theil der Citta Vecchia (Altstadt). Die Thore der Congregazione Somasca waren nur allzubald erreicht: die Glocke wird gezogen, und ein Layen-Bruder tritt heraus: mit thränendem Auge wird der Vatersegen gespendet und empfangen, und die Thore des klösterlichen Gefängnisses schließen sich hinter dem Knaben."

In dieser klösterlichen Einsamkeit, — um so schrecklicher für den freyen, umschweifenden Geist des Jünglings, als das Leben und Geräusch einer Stadt wie Neapel ihm stets vor Augen und Ohren war — muß Salvator mehrere Jahre seiner frühen Jugend verlebt haben; aber der Mangel von Jahrzahlen, in allen Biographien dieses Mannes so fühlbar, verhindert uns zu bestimmen, wie lang. Das ist jedoch gewiß, daß dieser eingeengte Zustand die glücklichsten Folgen für seine Zukunft hatte: denn er zwang und befähigte ihn, sich die bedeutenden klassischen Kenntnisse anzueignen, welche die Flamme seines Geistes anfachte und nährte, und jene Begeisterung erzeugte, welche sich in allen den anziehenden Begebenheiten seines Lebens kund gibt. Die Zeit kam jedoch endlich, wo die Gesetze der Gesellschaft, welcher er angehörig war, ihn zwangen, diesen Pfad der Wissenschaft — so passend für seinen Geist und seine Neigung — zu verlassen und eine andere, beyden entgegengesezte, einzuschlagen. Er ward aufgefordert, von den wundervollen Wahrheiten der Geschichtschreiber seines Vaterlandes und den schönen Dichtungen der Alten zu scheiden, und Geist und Sinn der trockenen Logik und der unächten Schul-Philosophie zuzuwenden. Die Folgen waren natürlich: er weigerte sich, die bezeichneten Pfade zu betreten, wurde aus dem Colleg verbannt, und kehrte wieder zu seinen Eltern zurück, so arm, und nicht weniger wild und romantisch, als vor seinem Scheiden.

Es fügte sich, daß in der Zeit, wo Salvatore glücklich dem Wuste metaphysischer Grübeleyen entrann, die herrschende Leidenschaft des Neapolitanischen Volkes Musik und Gesang war, und daß Alles — die Liebe ausgenommen — ihr weichen mußte. Was konnte man von dem gefühlvollen, enthusiastischen Jüngling von 16 Jahren, der eben den dumpfen Klostermauern entflohen war, anders erwarten, als daß er sich in die Arme dieser zwey Schwester-Gottheiten werfen werde? Er hätte vielleicht etwas Besseres thun können; aber er that eben jenes. Salvator wurde also nun einer der glücklichsten Serenadensänger und Musiker des Tags. Allein sein Geist war zu streng und klassisch zugleich, um in Freuden dieser Art viele Zeit zu vergeuden. Zwischen seinem siebzehnten und achtzehnten Jahr heirathete seine Schwester einen jungen Maler von einiger Berühmtheit, Franzesco Francanzani genannt; und da ihn in dieser Zeit die Armuth seiner Eltern zwang, einen Erwerbszweig für sich zu wählen, so bestimmte er sich plötzlich zum Maler, denn diese seine alte Lieblingssache sprach ihn sogleich wieder an, wie er seines neuen Schwagers Werkstätte zu besuchen begann. Es scheint, daß der leztere, dem deutliche Anzeigen von Salvators Talent und Kraft in allem, was er auf dem neuen Pfade versuchte, nicht entgangen waren, ihn gern mit Rath und That unterstüzt hätte; aber, glücklicherweise für die Kunst und für die Welt, der emporstrebende Jüngling war zu ungeduldig, um sich in ein Joch und in stehende Regeln zu fügen, und seiner eingebornen Kraft sich zu sehr bewußt, um sich in die Schranken irgend einer Schule fügen zu können. Die Natur war das einzige Vorbild, welches er des Studiums und der Nachahmung würdig erachtete, und seine Begriffe von ihren Eigenschaften und Attributen waren das einzige kritische Maß, nach welchem er seine Erzeugnisse messen und beurtheilen ließ. Dieser Weg war völlig unbetreten, und die Resultate, zu denen er führte, waren nicht weniger anziehend, als sie neu und originell waren. Es war damals Sitte der jungen Maler, die öffentliche Laufbahn mit einer Reise durch die vorzüglichsten Städte Italiens zu beginnen, oder vielmehr sich dadurch zu jener vorzubereiten: man studirte und übte sich abwechselnd in den verschiedenen Stylen, welche damals an der Tagesordnung waren, und blieb endlich bey dem stehen, der den Ansichten und Talenten jedes Einzelnen am besten entsprach. Auch Salvator begann seine Laufbahn mit solch einer Reise; diese war aber verschieden von der eben genannten Weise, und ihre Folgen waren es nicht weniger. Er suchte nur in den verschiedenen Werken der Natur sein Vorbild, ihre verschiedenen Weisen allein hielt er des Studiums und der Nachahmung werth. Kurz, er begann eine unbestimmte, planlose Wanderschaft in die rauhen Gebirge und natürlichen Vesten Kalabriens und die nicht weniger wilden und gangbaren Höhen der Abruzzi, auf seinem Wege dahin und bey seiner Rückkehr die ganze wilde, romantische und liebliche Scenerie durchschreitend, welche der Nachbarschaft seines Geburtsortes näher lag, und überall sammelnd und aufbewahrend (entweder auf Papier oder in seinem glücklichen Gedächtniß), was ihn anzog, und zu seinen künftigen Zwecken tauglich schien. Auf dieser sonderbaren Reise hatte er auch Gelegenheit, seinen Geschmack an dem Wilden und Romantischen in den Sitten und Gebräuchen sowohl, wie in der Landschafterey zu üben, was in seinen Werken immer sichtbar blieb. Es ist unbezweifelbar, daß er eine beträchtliche Zeit unter Banditen lebte, welche in den Schluchten der Abruzzi hausten, und es scheint fast eben so gewiß, daß sein Aufenthalt unter ihnen ein freywilliger war, wenigstens nach einer gewissen Zeit — denn nirgends widerspricht in seinem Leben irgend wer, selbst nicht seine Freunde, der Sache, obgleich seine zahlreichen

Feinde und Verläumder es zu einem stetn Gegenstande des Vorwurfs gegen ihn machen. Daß diese romantische Reise, und die Abentheuer, welche ihm auf derselben begegneten, eine große Wirkung auf den moralischen und physischen Charakter seines Styles hatten, wird kaum bezweifelt werden: dieselben Umstände müssen auch sein wildes, unzähmbares Wesen, das ihn später nie wieder verließ, selbst dann nicht, als er den Gipfelpunkt seines Glückes erreicht hat, wenn nicht erzeugt, doch entwickelt haben. Bey seiner Rückkehr nach Neapel konnte ihn nichts — selbst nicht der große Mangel und das Elend seiner Familie, welche, nach seines Vaters Tod, allein von ihm abhing, — bestimmen, die gewöhnlichen Mittel, eine Anstellung in seiner Kunst zu erhalten, anzuwenden. Hätte Salvator sich damals entschlossen, sich einer der Schulen, welche die Gunst der Kirche und des Publikums unter sich theilten, anzuschließen, so würde sein großes und originelles Talent ihm alsbald Berücksichtigung und Auszeichnung erworben haben. Aber sein stolzer Geist verschmähte jedes Mittel, Ruhm und Gunst zu erwerben, außer dem rechten — sie zu verdienen: die Folge davon war, daß er unbekannt und unbeschäftigt blieb: während Künstler von unendlich geringern Talenten die Paläste der Fürsten und die Altäre der Kirchen verzierten, arbeitete Salvator für die kleinen Händler auf dem Marktplatze. Endlich sah der berühmte Lanfranco — der eben in Neapel angekommen war, und den Auftrag hatte, die Kuppel der Kirche del Gesu zu verzieren — zufällig eine von Salvators historischen Landschaften an der Thüre eines kleinen Ladens, wo sie zum Verkauf ausgehängt war; er kaufte nicht nur dieses Gemälde, sondern ließ auch, nach vergeblichen Nachforschungen in Betreff Salvatoriello's, dessen Name auf dem Gemälde stand, alle Arbeiten sammeln und aufkaufen, welche dasselbe Namenszeichen trugen. Das erfuhr der frohe Künstler, und dieser Umstand war die Grundlage seines langsam, aber von dieser Zeit an stets wachsenden Glückes. Er war nun ungefähr 19 Jahr alt. In seinem 20sten reiste er nach Rom: da er aber dort nicht die Aufmunterung fand, welche er erwartet hatte, und seine Gesundheit durch die schlechte Luft litt, so suchte er abermals Beschäftigung in seinem Vaterlande; wurde aber bald nachher bewogen, ein Asyl in dem Pallast des Cardinals Brancaccia anzunehmen, für den er eine Loge und ein Altarstück malte — die ersten größern Werke, in denen er sich versuchte. Bald jedoch mißfiel ihm wieder, was er nicht umhin konnte, einen Zustand der Abhängigkeit zu nennen, und er kehrte wieder nach Neapel zurück: unter den ersten Arbeiten nach seiner Ankunft ist die, welche sein zukünftiges Glück gründete. Es war dieß das berühmte Gemälde des Prometheus. Er sandte es einem Freund nach Rom, welcher die Erlaubniß bewirkte, daß es in der jährlichen Ausstellung in dem Pantheon einen Platz erhielt. Der Ruhm Salvators als Maler war von diesem Augenblick an gewiß, und es hing nur von ihm ab, die günstige Gelegenheit zu nützen. Sein Stolz hinderte ihn aber lange, dieß zu thun. Er hinderte ihn aber nicht einen andern Weg einzuschlagen, welcher, unabsichtlich und unerwartet von seiner Seite, zu dem gewünschten Ziele führte. Wir lassen hier Lady Morgan wieder erzählen.

„Gegen den Schluß des Carnevals 1639 zog ein Wagen, sehr geschmückt, von Ochsen gezogen und mit Masken besezt, die allgemeine Aufmerksamkeit durch seine Neuheit und die Seltsamkeit des Aufzugs auf sich. Die Hauptperson kündigte sich an als ein gewisser Signor Formica, ein berühmter neapolitanischer Schauspieler, welcher in Coviello's Charakter als Charlatan so viel ächten Witz, so bittere Satyre und köstlichen Humor, doppelt wirksam durch den neapolitanischen Accent und die National-Gestikulationen, zeigte, daß alle andere Aufzüge verlassen blieben: die ganze Bevölkerung Rom's sammelte sich nach und nach um den neuen unnachahmlichen Formica. Das Volk ergözte sich an dem Witz, der die Vornehmen züchtigte: die höhern Klassen gewann er als Improvisatore, indem er, in den Zwischenräumen, zur Laute, die er meisterhaft spielte, die damals so beliebten neapolitanischen Balladen sang. Die Versuche seiner Gefährten, einigen Theil an dem Beyfall, der ihm so reichlich zuströmte, zu erhalten, er mochte sprechen oder singen, fragen oder antworten, schlugen alle fehl. Der Kontrast zwischen seinen schönen musikalischen und poetischen Kompositionen und den neapolitanischen Gesten, welche er anwandte, wenn er, seine Laute weglegend, seine Flaschen, Büchsen und Salben den ergözten Zuhörern darbot und eine Gewandtheit des Geistes zeigte, die keinem damals in Rom bekannten Manne beygelegt werden konnte. Vermuthungen aller Art gingen in der Stadt um, ohne daß man auf den rechten Namen gekommen wäre, als am Ende des Karnevals Formica, ehe er seinen Triumphwagen von der Piazza Navona, welche mit einer der Hauptstraßen in dem Trastebere die vorzüglichste Szene seines Triumphs gewesen, seinen Gefährten die Masken abzunehmen befahl und selbst das Beyspiel gebend sehen ließ, daß Coviello der erhabene Meister des Prometheus war. Ganz Rom war von diesem Augenblick an voll von seinem Ruhm, der Name, den ihm seine seltenen Talente als Maler nicht verschaffen konnten, verbreitete sich plötzlich durch höhere Gaben, deren er kaum geachtet hatte, während erhabenere Gedanken seine Seele erfüllten."

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 62.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 3. August 1824.

Biographie.

Salvator Rosa and his Times. (By Lady Morgan.)

(Beschluß.)

Salvator wurde nun nicht weniger populär als Maler, denn als Improvisator, und trat in Verbindung mit den Großen Roms; besuchte und unterhielt Fürsten und Cardinäle; — las ihnen seine bittern Satyren auf sie selbst vor; — fertigte ihnen Gemälde, und bestimmte selbst den Preis, oder verweigerte, um irgend einen Preis für sie zu malen, wie es ihm eben zufällig in den Kopf kam; — machte sich eine Menge Feinde für jeden Freund — kurz, er zeigte sich als einen wilden, eigensinnigen, stolzen, launischen, unbehandelbaren und „etwas" uncivilisirten Geist; doch stets ehrenvoll, hochgesinnt, edel, frey von Neid, Haß und Bosheit, und nie sich mit den Kabalen und Intriguen befassend, zu denen seine Kunstgenossen sprichwörtlich stets sehr geneigt waren. Einige Stellen aus dem Werke werden uns ihn näher in Rom darstellen.

„In seinen Conversazioni war es vorzüglich, wo er die Spitze seiner sarkastischen Pfeile gegen Kirche, Regierung und den Zustand der Literatur und Kunst richtete. Die Art, wie sich der kühne Improvisator gab, war, nach dem Bericht der Chroniken oder der Ueberlieferung zufolge, nicht weniger seltsam und anziehend, als der Gegenstand, der ihn begeisterte. Das Gemach, in welchem er seine Gesellschaft empfing, war ungemein einfach. Die Mauern, mit verblichenen Tapeten behängt, zeigten keines seiner schönen Gemälde, die vielleicht die Aufmerksamkeit von dem Darsteller auf seine Werke gezogen hätten. Einige Reihen von Sitzen machten das ganze Geräthe aus, und diese waren schon zu guter Zeit besezt von einer ungeduldigen Zuhörerschaft, welche er entweder selbst eingeladen, oder durch Freunde einführen lassen. Wenn die Gesellschaft versam̃elt war, und nicht früher, erschien Salvator in dem Kreise. Er war der freundliche Wirth, bis einige aus der Gesellschaft ihn baten, sein Gedicht vorzulesen oder zu improvisiren, und der allgemeine Wunsch, ihn zu hören, erfolgte. Es gehörte zu seinen Eigenheiten, daß er sich sehr bitten ließ; und wenn er endlich einwilligte, stand er schüchtern und verwirrt auf, und trat mit seiner Laute oder einer Rolle Papier hervor, welches die Hauptpunkte seiner Darstellung enthielt. Nach einigem Zaudern, einigen verlorenen Anklängen auf der Laute, oder einem leichten Hem! um seine volle, tiefe Stimme zu reinigen, änderte sich die Scene: der zierliche, erhabene Salvator verschwand, und wurde von dem gestikulirenden und grimassirenden Coviello ersezt, der, ehe er sprach, jubelndes Gelächter erregte con le più ridicolose smorfie, al suo modo Napolitano (mit den lächerlichsten Grimassen, nach ächt neapolitanischem Style), so daß selbst die ältesten und ernstesten Männer in lautes Lachen ausbrachen. Wenn der kluge Improvisator auf diese Weise seine Zuhörer zu einem gewissen Grade der Begeisterung gebracht, oder sie wenigstens vorbereitet hatte, mit guter Laune aufzunehmen, was er zu wagen gesonnen war, so schritt er plötzlich vor und rief mit großer Energie im breiten Neapolitanischen des Largo di Castello — „Siente chisso vè, auza gli uocci" (erwacht und hört mich)! Darauf begann er seinen Vortrag. — Mit einem Durst nach Ruhm, dem kaum irgend ein Beyfall genügen konnte, verband Salvatore die größte Empfindlichkeit. Ein gähnender Mund, ein geschlossenes Augenlied, ein müder Blick oder ein ungeduldiges Hem! brachte ihn in die größte Verwirrung, und beraubte ihn aller Gegenwart des Geistes und aller Gewalt, seine Pein zu verbergen. Wenn er bemerkte, daß ein witziger Gedanke unbeachtet geblieben, daß eine epigrammatische Spitze seinen Zuhörern entgangen war, pflegte er seinen Freunden nach dem Abgange der Fremden zuzurufen: „Welche Thorheit, meine Zeit und mein Talent vor solchen Lastthieren zu verlieren, die nicht fühlen und nichts verstehen, als die Gassenballaden."

„Wie Salvator mit seinen reichen und fürstlichen Kunden umging, beweist folgende Anekdote: „Ein römischer Prinz, bekannter wegen seiner Ansprüche an Tugend, als wegen seiner Freygebigkeit gegen Künstler, war eines Ta-

ges in Salvator's Gallerie, stand lange vor einer seiner Landschaften und rief endlich, „Salvator mio, ich bin sehr versucht, dieses Gemälde zu kaufen: sagt mir sogleich den genauesten Preis." — 200 Scudi! versezte Salvator nachlässig. — „200 Scudi! Ohime! das ist ein Preis! aber wir wollen ein anderes Mal davon sprechen." — Der Illustrissimo nahm Abschied; aber das Gemälde hatte ihm zu sehr gefallen; er kam bald wieder, und fragte nochmals nach dem „genauesten Preise." — 300 Scudi! war die Antwort. — „Corpo di Bacco!" rief der erschrockene Prinz: „Ihr habt mich zum Besten. Ich sehe wohl, ich muß warten, bis Ihr besserer Laune seyd, und so Addio, Signor Rosa!" — Der nächste Tag brachte den Prinzen in Salvator's Gallerie zurück, und er grüßte beym Eintritt den Meister mit einem gar fröhlichen Wesen und sagte: „Nun, Signor Amico, wie ist der Markt heute? stiegen oder fielen die Preise?" — Das Gemälde kostet heute 400 Scudi, versezte Salvator mit verstellter Ruhe; aber plötzlich, seinem natürlichen Ungestüm Raum gebend, und seinen Unmuth zu verbergen nicht länger im Stande, brach er donnernd los: die Sache ist, daß Eure Excellenz das Gemälde nun um gar keinen Preis erhalten: und dennoch achte ich seinen Werth so gering, daß ich es keines bessern Schicksals würdig halte, als dessen — ", und so riß er das Gemälde von der Wand herab, warf es auf den Boden, und zerstampfte Alles zu Stücken mit seinem Fuße."

Das Folgende ist so unterhaltend als charakteristisch.

„Zwischen dem Fürsten Don Mario Ghigi und Salvator schien ein sehr inniges Verhältniß zu bestehen: der Fürst liebte des Künstlers Unterhaltung so sehr, daß er während einer langen Krankheit Salvator bewog, seine Staffeley an sein Bett zu bringen, und in seinem Zimmer an einem kleinen Gemälde zu arbeiten, welches er damals für den Fürsten malte. Es trug sich zu, daß, während er die Umrisse machte, einer der römischen Modeärzte in das Gemach trat. Es scheint ein Fant gewesen zu seyn, dessen Ansprüche, auf unverdienten Ruhm gegründet, ihn nur um so lächerlicher machten. Nach einigen schalen Bemerkungen über Kunst bat der Doctor (entweder um Salvator zu schmeicheln, oder den Arzt des Cardinals Colonna nachahmend, der eines der besten Gemälde Rafaels gefordert hatte als Lohn für die Erhaltung des Lebens des Cardinals —) Don Mario, ihm ein Gemälde von Salvator als Lohn für seine Bemühungen zu geben. Der Fürst willigte in die Bitte, und der Doctor, mit sich kämpfend über die Wahl des Gegenstandes, wandte sich zu Salvator und bat, er möchte die Leinwand nicht eher berühren, bis er, der Doctor, ihm il pensiero a concetto della sua pittura (den Gedanken und die Idee seines Gemäldes) angegeben hätte. Salvator verbeugte sich sehr bescheiden, und fuhr in seiner Zeichnung fort. Als der Doctor den Kranken genug ausgefragt hatte, und sich niedersezte, das Recept zu schreiben, näherte sich ihm Salvator auf den Zehen, zog ihm lächelnd die Feder durch die Finger, und sagte mit einer von seinen alten Coviello-Gesten: „Fermati, dottar mia! Haltet ein, Doctor, Ihr dürft das Papier nicht berühren, bis ich euch den Gedanken und die Idee angegeben habe, in welchen ich das Recept geschrieben zu sehen wünsche." — Diavolo, rief der erzürnte Arzt: Ihr ein Recept angeben? Bin ich oder Ihr des Fürsten Arzt? — „Und ich, Caro, sagte Salvator, bin Maler, nicht Ihr. Ich überlasse es dem Prinzen, zu urtheilen, ob ich ein besserer Arzt bin, als Ihr ein Maler, und ein besseres Recept schreiben kann, als Ihr ein Gemälde malen."

Wir übergehen nun die sieben oder acht glänzenden, aber nicht begebenheitreichen Jahre seines Lebens von 1639 bis 1647, wo unter dem armen Fischersmann von Amalfi, Masaniello, die bekannte Verschwörung zu Neapel ausbrach. Die Zeitgenossen Salvator's, welche sein Leben beschrieben, erwähnen zwar seiner Verbindung mit diesem ungewöhnlichen Menschen nicht; allein sie mochten dazu ihre guten Gründe haben: auch spricht die anziehendste Darstellung jener Empörung, von einem Augenzeugen verfaßt, nirgends davon: dennoch sind die Umstände, unter welchen Salvator mit den Bewohnern seines Geburtsortes sich vereinigt, und mit ihnen der Unterdrückung fremder Gesetzgeber bewaffnet entgegengestanden haben soll, so wahrscheinlich, seinem kühnen, jede Art von Knechtschaft verabscheuenden Charakter so angemessen, und dem begeisterten Freund der Freyheit und seines Vaterlandes so entsprechend, daß wir keinen Grund haben, an der auf Ueberlieferung gegründeten Erzählung zu zweifeln, welche dadurch noch mehr Glauben erhält, daß es gewiß ist, daß Salvator in jener Zeit zu Neapel war, und daß Masaniello's Porträt von unseres Künstlers Hand noch mehrmals vorhanden ist. — Da die Bewegung des Volkes nur durch Masaniello's Einfluß erzeugt, aber nicht in der Energie der Masse begründet war, Masaniello aber schon am zehnten Tage starb, so hatte Salvator die Klugheit, nach Rom zurückzukehren, wo er nun eines seiner schönsten und charakteristischen Gedichte, „La Babilonia" schrieb. Außer diesem Gedichte fertigte er auch, wahrscheinlich in derselben Zeit, zwey satyrische Gemälde, welche ihn, da er sie in die öffentliche Ausstellung des Pantheons sandte, zwangen, Rom eine Zeitlang zu verlassen und nach Florenz zu fliehen, wo er unter dem Schutze des Bruders des damaligen Herzogs von Florenz stand. Er wurde hier mit großer Auszeichnung empfangen, seine Arbeiten für ungeheure Preise bezahlt, und sein Haus ward der Sammelplatz alles dessen, was Florenz Glänzendes an

Rang und Talenten in der Gesellschaft bieten konnte. Allein dieses Leben, obgleich es ihn anfangs erfreut hatte, wurde ihm bald lästig, besonders da er es auf Kosten seiner Freyheit erkaufte, denn er war, wenn auch nur dem Namen nach, in dem Dienste des Groß-Herzogs und seiner Familie. Er nahm daher bald hernach eine Einladung seiner Freunde, der Grafen Ugo und Giulio Maffei, ihren Pallast zu Volterra zu besuchen, an, und brach so die goldnen Ketten des Hofes, welche er stets haßte, und die er später nie wieder auch nur einen Augenblick zu tragen sich entschloß. Zu Volterra weihte er einen großen Theil seiner Zeit dem Sammeln und Ordnen seiner Gedichte, ohne jedoch der Malerkunst zu entsagen. Endlich faßte er, seines Exils müde, den Entschluß, auf jede Gefahr hin Rom wieder zu besuchen, und, wenn möglich, den Rest seines Lebens dort hinzubringen: denn er hatte um diese Zeit eine Verbindung geschlossen, welche eine ruhige Heimath ihm nothwendig und angenehm machte. Er kam also ungefähr im J. 1652 wieder nach Rom, zur Freude seiner Freunde, und zum Verdruß seiner Feinde, welche zu schwach schienen, ihm beschwerlich zu fallen: er ließ sich hier für seine Lebenszeit nieder, und zwar unter Auspicien, welche seinen äußersten Wünschen, wie ehrgeizig sie waren, genügen mußten. Mit dieser Periode endigt sich der anziehende Wechsel und das Romantische in Salvator's Leben: Die Verfasserin wußte jedoch auch ihr durch die interessantesten Details einen eigenen Reiz zu geben. Die lezten Augenblicke des Hinüberscheidenden sind einfach und rührend dargestellt.

Dem zweyten Bande der Biographie sind eine bedeutende Anzahl interessanter Briefe von Salvator Rosa angehängt; und im Allgemeinen glauben wir „The Life and Times of Salvator Rosa" sey das beste und unterhaltendste Werk, das je aus der Feder der Lady Morgan hervorgegangen. Es hat alle die enthusiastische Wärme des Gefühls und jene beredte Wahrheit des Ausdrucks, welche ihre übrigen Werke charakterisiren: aber es ist frey von den kecken, unnöthigen Ausfällen gegen niedrige Vorurtheile und Unwissenheit, wodurch sie sich mit einem Theil ihrer Leser verfeindete, ohne sie zu bessern. Auch ist der Styl reiner, obgleich immer noch viel Gesuchtes und Affektirtes hervorblickt. Der Adel der Gesinnung und die Freyheit ihres Denkens lassen jedoch gern manchen Mangel der Form übersehen. Ein anderes, nicht geringeres, Verdienst der Verf. ist es, daß sie einen erhabenen Charakter, den man so oft mißhandelte, verläumdete, entstellte, in seinem wahren Lichte und mit den Farben dargestellt hat, welche man als die rechten erkennen muß, wenn man den Menschen menschlich beurtheilt.

Länder- und Völkerkunde.

Germanien und seine Bewohner, nach den Quellen dargestellt von August Benedict Wilhelm, Dr. der Phil. ꝛc. Nebst zwey Charten. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs. 1823. XVI und 372 S. gr. 8.

Ref. möchte wünschen, daß das Lit. Bl. den Raum noch übrig hätte, welchen es im J. 1822. Nr. 91. einer Beurtheilung des Radloff'schen Keltenthums gewidmet hat, um das vorliegende, ungleich gediegnere Werk durch eine ausführliche Anzeige seines reichen Inhalts den Liebhabern der älteren deutschen Geschichte zu empfehlen. Der Verfasser gehört zu dem Thüringisch-Sächsischen Vereine für Erforschung des vaterländischen Alterthums, und lebte seit 1816, wo er die Universität verließ, in der Klosterschule Roßleben. Durch körperliche Leiden, die jedoch dem Geiste freye Thätigkeit gestatteten, von der Verfolgung seiner Laufbahn als Theolog abgehalten, widmete er sein Zeit einem Lieblingsstudium, und beschäftigte sich ausschließlich mit der vaterländischen Geschichte. Er entwarf den Plan zu einer Geschichte Thüringens; allein die Verschiedenheit der Meynungen über die erste Entstehung des Volkes der Thüringer führte ihn bald auf ein strengeres Studium der ältesten Geographie unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes: denn er sah ein, daß ohne eine möglichst sichere geographische Grundlage die historischen Untersuchungen stets schwankend bleiben müssen; daß, bevor Begebenheiten erzählt werden können, eine genaue Ansicht ihres Schauplatzes vorhanden seyn muß. Er entwarf daher, mit beständiger Rücksicht auf die griechischen und römischen Urkunden, behufige Zeichnungen und Charten, und suchte, ohne irgend einer Meynung sclavisch zu folgen, die Sitze der germanischen Völker mit möglichster Genauigkeit auszumitteln. So entstanden nach und nach die zwey Charten, welche dem Buche beygefügt sind: Germanien nach eigner Ansicht entworfen, und Germanien nach Klaudius Ptolemäus. Ref. kennt keine frühere Charte, welche dieselben dem ernstlichen Forscher ganz entbehrlich machte, obwohl die leztere, sehr natürlicher Weise, mit der von Mannert, Geographie der Griechen und Römer, Bd. 3. in allen Hauptpunkten zusammentrifft. Das ganze vorliegende Werk ist ein wohlgeordneter und lichtvoll vorgetragener Commentar zu den beyden Charten, besonders zu der ersten. Nachdem der Verf. es nicht ohne Glück versucht hat, in den bekannten Mischmasch von Hyperboreern, Kimmeriern, Kelten, Galaten, Galliern, Germanen, Scheidung und Ordnung zu bringen, (anstatt dieselben à la Radloff in einen Brey zusammenzurühren) beschreibt er Germaniens

Gebirge, Wälder und Flüsse, und geht dann zur Haupteintheilung der germanischen Völker über, mit Rücksicht auf ihre wahrscheinlichen Wohnplätze. Das römische Südwestgermanien, die Ansichten der Alten von den Ländern und Meeren im Norden Germaniens, und Groß-Germanien nach Ptolomäus, machen den Beschluß.

Von einer strengen, kritischen Prüfung der einzelnen Ansichten, welche dem Verf. eigenthümlich angehören, und worinnen er von seinen berühmten Vorgängern, Adelung, Mannert, Haus u. s. f. abweicht, kann hier nicht die Rede seyn. Genug, daß das G a n z e allenthalben zusammenhängt, und eine Totalansicht des alten Germaniens gewährt, die mit den wichtigsten urkundlichen Quellen und mit den erheblichsten Resultaten der Lokalforschungen im Einklange steht.

Der Verf., obwohl noch jung, nach den Datis im Vorberichte, geht festen und vorsichtigen Schrittes den Weg der gründlichen historischen Erörterung, und hält sich völlig frey von der Befangenheit der Deutschthümler, von der Conjectureusucht der Vielwisser, und von den etymologischen Faseleyen der Linguisten.

Der Druckfehler sind viel, aber die wichtigsten hat der Verf. im Vorberichte angezeigt. Das Namenregister erhöht die Brauchbarkeit des Werks: aber Ref. vermißt den Namen H e r m a n darin, obwohl bereits S. 48. von der dreytägigen Hermansschlacht die Rede ist. *) Der Verf. führt hier, in der 31sten Anmerkung, Wilhelm Tappe's Schrift: Die wahre Gegend und Linie der dreytägigen Hermansschlacht, Essen 1820 an, um aus den „neuesten" Lokalnachforschungen zu beweisen, daß der Teutoburger Wald auf der nördlichen Seite der Lippe gesucht werden müsse. Die gleichzeitige Schrift des D. K. Th. Menke über Pyrmont und seine Umgebungen, und die späteren von H a m m e r s t e i n und H o h e n h a u s e n scheinen ihm noch nicht bekannt gewesen zu seyn. Sie sind in Altenburg bey Hahn 1821 unter dem gemeinschaftlichen Titel: Ueber die wahre Ortsbestimmung der Hermansschlacht (74 S. 8.) erschienen, jedoch unter dem Namen des Herrn E i c h s t ä d t in J e n a, als Ausschuß (rebut) der, jezt s e l b s t oft sehr ausschußmäßigen, Jenaischen Literaturzeitung; daher sie denn freylich nicht haben sehr bekannt werden können, zumal da Herr Eichstädt diesen Ausschuß seiner Recensiranstalt einer Buchhandlung in Verlag gegeben hatte, welche auf schwachen Füßen stand, und bald darauf ihre Firma einzog. Beyde kleine Schriften sind inzwischen sehr lesenswerth, stehen mit der angeführten von Tappe in kritischer Beziehung, und Herr Eichstädt ist vielleicht nur durch die lächerliche Borussomanie des Herrn v. Hohenhausen (S. 55. u. a. O. der angeführten Brochüre) abgehalten worden, seine Zeitung damit auszustatten.

Unser Verf. übrigens, auf T a p p e gestützt, sucht die T e u t o b u r g, das Τευτιβούργιον — durch Abschreiberweisheit Τουλισούργιον — des Ptolomäus, auf dem sogenannten H ü n e n r i n g e, einem uralten Ringwalle auf dem Waldberge Grotenburg, südöstlich von Detmold. In Hinsicht des Schlachtfeldes I d i s t a v i s u s im Gebiete der Angrivarier folgt er (und zwar chapeau bas) der L u d e n'schen Etymologie, nach welchem der Name am besten durch das Plattdeutsche: It ist e Wis (es ist eine Wiese) soll erklärt werden können, gleichsam als Antwort eines Deutschen auf die Frage (eines Römers) nach dem Namen der Gegend. Schade, daß der Verf. H o h e n h a u s e n s etymologische Hypothese (S. 58. der angef. Eichstädt'schen Brochüre) nicht gekannt, nach welcher der Name von einem Trotzworte der, in der zweyten Weserschlacht kämpfenden Deutschen, herzuleiten seyn soll, nämlich von dem Trotzworte: „Hiestavi" i. e. H i e r s t e h n w i r, aus welchem die römische Deutschverderberey das Feld Idistavi gemacht habe. Beyde Hypothesen machen einander den Rang der — Spashaftigkeit streitig.

*) Warum hat der gelehrte Rec. ihn nicht unter'm A (Arminius) aufgesucht? Da steht jede Seite, wo der Cheruskerfürst erwähnt ist. Freylich hätte der Verf. auf lit. H. auf ihn zurückweisen sollen, um so mehr, da der ostrogothische König H e r m a n n r i c h ihn an die üblichere Schreibung des altdeutschen Befreyungshelden hätte erinnern mögen.

M.

B e r i c h t i g u n g.

Angeregt durch den Aufsatz: „Corneille in Weimar" im Lit. Bl. No. 35. S. 140. hat ein Herr T h i e r r y (wahrscheinlich ein Sprachlehrer) in Berlin, in einem dortigen Tageblatte, zur Vertheidigung des königlichen „qui vit" (statt qui vivait) sich erhoben, und dabey einen „s e l t s a m e n M i ß g r i f f d e s K r i t i k e r s i n d e r H e k a t e" bemerkt, nämlich d e n: daß der angeführte Vers: Le flot qui l'apporta, recule épouvanté, nicht von Corneille, sondern von Racine ist. Es hat ihm „b e f r e m d l i c h geschienen, daß „weder der Einsender des Artikels (Bm), noch die Herren „St. Schütze und Peucer, noch Herr Müllner selbst diesen „seltsamen Mißgriff gerügt haben." Was mich betrifft; so bitt' ich den genannten Herrn Thierry tausendmal um Verzeihung, daß ich die Verwechselung der Namen zweyer gleich berühmten französischen Tragödiendichter nicht bemerkt habe, obwohl ich aus S c h i l l e r's racinischer Phädra, verbis:

— — — die Woge selbst,
Die es heran trug, springt zurück mit Grausen —

mich sofort hätte erinnern sollen, daß der streitige Vers dem R a c i n e angehört. Also — „R a c i n' in Weimar," bitt' ich am angez. Orte zu lesen.

M ü l l n e r.

Literatur-Blatt.

Freitag den 6. August 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

III.

Erd- und Völkerkunde. Die Ernte auf diesem Gebiete ist so reich, daß wir uns begnügen müssen, nur die vollesten Garben auszuwählen, und besonders auch auf solche Erzeugnisse hinzudeuten, welche durch die Begebenheiten unserer Tage einer vorzüglichen Beachtung werth geworden sind. In dieser doppelten Hinsicht ist höchst ausgezeichnet: Extracts from a Journal written on the Coasts of Chili, Peru, and Mexico, in the years 1820, 21 and 22. (Edinburgh und London, 1824, 2 Bde. 8.) vom See-Kapitän Hall, der schon durch seine, auch verdeutschte Reise zu den Inseln Lu Tschu (Loo Choo) als ein kenntnißreicher und angenehmer Schriftsteller bekannt ist. Die Mittheilungen eines so verständigen und unpartheyischen Beobachters müssen doppelt willkommen in dem Augenblicke seyn, wo sich so viele Blicke nach den reichen Ländern Süd-America's wenden, die seit länger als einem Jahrzehend das eiserne Joch des Despotismus und des Aberglaubens abwarfen, das Alt-Spanien seinen Kolonien aufgelegt hatte. Wir wissen noch nicht viel von den Ereignissen jenes Kampfes, und auch nicht viel von den Sitten und Gesinnungen des Volkes, noch weniger von seinem Eifer oder seiner Tüchtigkeit für die Freyheit, von den Absichten oder den Fähigkeiten seiner Führer, und von den Wirkungen, welche der Genuß der Freyheit und Unabhängigkeit bereits auf das bürgerliche und sittliche Leben gehabt hat. Der Verfasser gibt uns ungemein lebendige, anziehende Schilderungen der häuslichen Sitten und Gewohnheiten der Bewohner, und sehr verständige Bemerkungen über die jugendlichen Staatseinrichtungen. Seine Mittheilungen sind um so wichtiger für die Geschichte des süd-amerikanischen Freyheitskampfes, da er Augenzeuge mehrerer merkwürdiger Ereignisse war. Lord Cochrane's Unternehmungen werden hier treu erzählt und gewürdigt; wir erfahren viele anziehende und neue Nachrichten über San Martin und die durch ihn und Cochrane bewirkte Befreyung Peru's, und von dem Einflusse, den der Uebergang von Finsterniß und Knechtschaft zu den Segnungen der Freyheit und ihren Begleitern, Wohlstand, geselliges Glück, geistige und sittliche Bildung, schon gehabt hat, wird so günstiges Zeugniß gegeben, daß man sich bey den neuesten Parlamentsverhandlungen auf dieses Werk berief. Der Verfasser wurde im August 1820 mit der Fregatte Conway aus England abgeschickt, um im stillen Meere zu kreuzen, und den Vortheil des jungen brittischen Handels in jenen Gegenden zu schützen. Er landete am Abend des Christfestes, das dort mitten in den Sommer fällt, in der Bay von Valparaiso, und reiste von dort bald ins Innere des Landes, nach San Jago, der Hauptstadt Chili's. Er fand unter allen Volksklassen viel Antheil an den öffentlichen Ereignissen, den bittersten Haß gegen ihre ehemaligen Beherrscher, die Spanier, und eine grollende Erinnerung an die grausame Knechtschaft, die sie erduldet hatten. Die Bewohner Chili's fühlen, versichert er uns, schon ihre politische Wichtigkeit, aber auch die Nothwendigkeit, sich mit den Fortschritten anderer Staaten bekannt zu machen. Mit diesem erwachten Gefühle volksthümlicher Würde verbindet sich der feste Entschluß, ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Die spanische Parthey in Chili ist, nach des Verfassers Beobachtungen, nur schwach und verächtlich, und die Wiedereroberung des Landes wird täglich mehr von der Möglichkeit entfernt. Der freye Handel trägt vor Allem dazu bey, jene Gefühle in dem Volke zu nähren und zu erhöhen. Jedes Schiff bringt neue Gegenstände des Bedürfnisses oder des feinern Lebensgenusses, oder macht durch Herabsetzung der ehemaligen Preise selbst für die geringere Volksklasse viele Dinge zugänglich, die früher nur der Reiche erwerben konnte, erweitert den Kreis der Lebensbequemlichkeiten und öffnet der Betriebsamkeit neue Quellen. Es war eine der grausamsten Wirkungen der jezt vernichteten Tyranney, daß sie die Betriebsamkeit des Landes lähmte; sie legte ihren Bannfluch auf Talent und Unternehmungsgeist, war argwöhnisch gegen Kenntnisse und jegliche Verbesserung, und begünstigte, aus fluchwürdiger Politik, Unwissenheit und Aberglauben unter dem Volke. Eine neue Zeit hat begonnen, und der Unternehmungsgeist, seiner Fesseln le-

dig, wird gewiß das ganze Leben des Volkes kräftigend und veredelnd durchdringen. Jeder, der Arme wie der Reiche, fühlt die schon jezt gewonnenen Vortheile, und weiß, woher sie ihm zufließen, und es ist, sagt Hall, thörichte Verblendung, zu glauben, daß man sich solches Glück leicht werde entreißen lassen. Er verschweigt nicht, daß in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten noch viele Mängel sich zeigen, und Störungen eintreten; aber der Damm, der die Menschenrechte und die freye Thätigkeit einengte, ist zerrissen, und der Strom läßt sich gewiß durch äußere Gewalt nicht mehr hemmen, und was im Innern der jungen Staaten Unheil bereiten könnte, wird schnell entfernt werden, je mehr die Menschen an Geistesbildung zunehmen, und die Vortheile bürgerlicher Ordnung einsehen lernen. Ein feindlicher Einfall, sezt er hinzu, würde viel Elend und Unordnung bringen, und die sittliche und politische Veredlung des Volks eine Zeitlang hemmen, aber unvermeidlich eine Gegenwirkung erfolgen, und das beleidigte Volk mit zehnfacher Kraft wieder zum Leben und zur Freyheit voranschreiten. Durch den Verkehr mit Fremden, durch die Erfahrungen und Kenntnisse, die sie erlangen, indem sie zum Erstenmal als freye Menschen handeln, werden sie ihrer eigenen Kraft sich bewußt, und wenn sie, was früher kaum der Fall seyn konnte, sich selber achten lernen, werden sie auch willig seyn, die von ihnen eingesezte Regierung zu achten, und, statt ihre Beherrscher zu verachten und zu hassen und den Maßregeln derselben entgegen zu arbeiten, aufrichtig sie unterstützen, wo sie recht handeln, oder einen heilsamen Einfluß auf sie ausüben, wo sie Unrecht thun. Auf alle Fälle würden sich selbst jezt, meynt Hall, alle Partheyen vereinigen, sobald ein Angriff von Außen drohte. — Im Februar 1821 ankerte er vor Callao, dem Hafen von Lima, um die Zeit, als San Martin aus Chili gegen Peru vorrückte, während Cochrane Callao einschloß. Es herrschte die größte Bestürzung in der Hauptstadt, die seit Jahrhunderten der Siz der Ueppigkeit und Trägheit gewesen war. Der Feind stand vor den Thoren. Schon fühlte man die härtesten Entbehrungen. Was diese Lage noch kränkender machte, war der Umstand, daß die Peruaner die Bewohner Chili's immer höchlich verachtet hatten, und die stolzen Spanier sahen nun durch jene das Land an den Rand einer Revolution gebracht, welche, die Rechte Aller sichernd, ihnen die unrecht erworbene Macht entreißen sollte. Der Verfasser schildert den auffallenden Abstich zwischen Valparaiso, wo schon Handelsfreyheit sich regte, und Lima, das noch unter der Knechtschaft alter Monopole seufzte. „In Valparaiso, sagt er, war der Hafen mit Schiffen angefüllt, auf den Werften des Zollhauses sah man Waaren aufgehäuft, die zu zahlreich und zu schwer für die alten Niederlagen waren; auf dem Wege vom Hafen zur Stadt immer unzählige Maulthiere, die unter der Last ausländischer Manufakturwaaren keuchten, während zahllose Schiffe Ladungen von dem Weine, dem Getreide und andern Erzeugnissen des Landes einnahmen, und ansehnliche Geldsendungen für bereits im Lande vertheilte Waaren gingen täglich nach Europa. Der Geist der Einsicht und Forschbegier belebte das Volk; Schulen mehrten sich in allen Städten, Büchersammlungen wurden angelegt, Wissenschaften und Künste aufgemuntert, und da das Reisen frey war, brauchte Niemand Pässe. In dem Benehmen, selbst in dem Gange jedes Menschen verrieth sich das Bewußtseyn der Freyheit und Unabhängigkeit. Auch in der Tracht war in den neuesten Zeiten aus denselben Ursachen eine gänzliche Veränderung eingetreten; der ehemalige seltsame, fast rohe Anzug der Frauen und die schmutzigen Mäntel der Männer waren durch europäische Trachten verdrängt worden. Nichts Aehnliches in Peru. Im Hafen Callao waren die Handelsfahrzeuge in eine Ecke unter der Veste zusammengedrängt, von Kanonenböten umringt, von einem Sperrbaum eingeschlossen. Das Zollhaus war leer und verschlossen; keine Waarenballen am Strande, keine beladenen Maulthiere auf der Hafenstraße, und während wir im Hafen hinanfuhren, sahen wir Niemanden, als etwa einen einsamen Eilboten, der nach der Veste sprengte." Drey Monate später kam Hall wieder nach Lima. San Martin war im Begriff, den Feldzug zu endigen, den er mit vorsichtigen und klug berechneten Bewegungen geführt hatte. Die Bewohner Lima's sahen mit der größten Unruhe die Annäherung des Feindes, und erwarteten nichts geringeres, als Plünderung. San Martin zog langsam heran. Er wollte die Hauptstadt nicht erobern, sondern als Freund in ihre Thore einziehen, und in dieser Absicht suchte er der Sache der Unabhängigkeit Freunde zu gewinnen, und die alte Herrschaft eher zu untergraben, als gewaltsam zu stürzen. Sein Zweck war, nicht blos eine Revolution in der öffentlichen Gewalt, sondern auch in den Gesinnungen zu bewirken, und während er mit seinem Heere sich näherte, wußten seine Freunde in der Stadt durch die Erörterungen, worin sie sich mit dem Volke einließen, ihm den Weg zu einem friedlichen Einzuge zu bahnen. Des Vicekönigs Aufruf, der Callao als Zuflucht bezeichnete, war die Losung zur Flucht. In dieser Bedrängniß versammelte der Marquis von Montemir, den der Vicekönig als Stadtbefehlshaber zurückgelassen hatte, die angesehensten Bürger, um über die Maßregeln zur allgemeinen Sicherheit zu berathen. Hall war dabey zugegen. Einer der Anwesenden, der eifrig bemüht gewesen war, für San Martin's Plan zu arbeiten, gab den Rath, den Feldherrn einzuladen, seinen Einzug in die Stadt zu halten, und sie gegen die Gefahren zu schützen, womit

ein wilder Pöbel und die Sklaven sie bedrohten. San Martin antwortete, es wäre nicht seine Absicht, die Stadt anders, als auf ausdrückliche Einladung der Bewohner zu betreten, und um alle Besorgnisse zu entfernen, und Zeit zur Berathschlagung zu lassen, hätte er Befehl gegeben, daß die Kriegsvölker in der Umgegend den Weisungen des Befehlshabers der Stadt unbedingt gehorchen sollten. Niemand konnte diese unerwartete Mäßigung begreifen; man erhob Zweifel gegen die Aufrichtigkeit des Feldherrn, und Einer meynte sogar, die Antwort wäre nur Verspottung ihrer Noth. Da schlug San Martin's geheimer Anhänger vor, man sollte, um des Feldherrn Aufrichtigkeit auf die Probe zu stellen, einigen Kriegsvölkern, die vor den Mauern standen, den Befehl senden, sich zu entfernen. Augenblicklich wurde dem Befehl Folge geleistet, und als diese Neuigkeit durch die Stadt flog, ward auf einmal das allgemeine Vertrauen hergestellt. In wenigen Tagen kam Alles wieder in die gewöhnliche Ordnung, die Kaufläden öffneten sich, die Frauen schlichen sich aus den Klöstern hervor, die Männer wagten sich wieder heraus, ihre Cigarren auf der Straße zu rauchen, die Maulthiere kehrten mit der geflüchteten Habe zurück. San Martin hielt am 12ten Juli 1821 seinen Einzug, und schien durch sein leutseliges Benehmen Alle zu gewinnen. Peru's Unabhängigkeit wurde feyerlich ausgerufen, am nächsten Sonntag ward das Te Deum gesungen, und der Tag schloß mit einem Ball, wo Niemand munterer tanzte, als San Martin. Hall war zugegen, als nach dem Einzuge des Generals die Behörden und die angesehensten Einwohner dem Sieger vorgestellt wurden. „Ich war neugierig zu sehen, sagte er, wie sich der General unter diesen nicht wenig schwierigen Umständen benehmen würde. Bey der Begeisterung, die das Volk ergriffen hatte, war es für einen, von Natur bescheidenen und allem Prunke abholden Mann nicht leicht, solche Huldigungen zu empfangen, ohne ungeduldig zu werden. Als ich in's Zimmer trat, wurde eine etwas ältliche, aber sehr angenehme Frau dem General vorgestellt. Er neigte sich zu ihr herab, sie zu umarmen, aber sie fiel ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie, und zu ihm emporblickend, rief sie aus, sie hätte drey Söhne, die sie seinem Dienst widmen wollte, und die nun, wie sie hoffte, nützliche Bürger werden würden, statt Sklaven zu seyn, wie zeither. San Martin machte keinen Versuch, sie aufzuheben, und ließ ihr die Freyheit, ihre Anrede in der Stellung zu machen, die ihr beliebte, und die sie zur Verstärkung des Eindruckes ihrer Worte vielleicht für die passendste hielt; aber er beugte sich zu ihr herab, um Alles zu hören, was sie sagte. Als der erste Ausbruch ihrer Gefühle vorüber war, hob er sie freundlich auf, und sie umschlang ihn, und schloß ihre Rede an seiner Brust. Er antwortete mit ernster Würde, und die arme Frau war außer sich vor Dankbarkeit über die Aufmerksamkeit und Leutseligkeit, womit er sie behandelt hatte. Er wurde dann von fünf Frauen bestürmt, die alle auf einmal seine Knie umfassen wollten. Zwey hingen sich an seinen Hals und alle fünf schrien so laut, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und hingen so schwer an ihm, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Er befriedigte bald jede mit einem freundlichen Worte, und als er ein etwa zwölfjähriges Kind sah, das zu der Gesellschaft gehörte, hob er das Mädchen auf, drückte ihm einen Kuß auf die Wangen, und sezte dann die entzückte Kleine wieder hin, die nicht wußte, wie ihr geschah. Ganz anders aber benahm er sich gegen den Nächsten, der ihn begrüßte. Es war ein langer, hagerer, bleicher, junger Mönch, mit tiefliegenden, dunkelblauen Augen, in dessen Zügen man Kummer und getäuschte Hoffnung las. San Martin hörte mit tiefem Ernste die Rede des Mönchs an, der ihn wegen seines friedlichen und christlichen Benehmens bey dem Einzuge in die Hauptstadt pries, und die Hoffnung äußerte, daß dieses Betragen eine gütige Regierung ankündigen werde. Der General antwortete in demselben Tone, nur mit einer etwas helleren Stimme, und es war anziehend zu bemerken, wie das kalte, förmliche Wesen des Priesters durch San Martin's Beredtsamkeit lebendiger wurde, bis er endlich sein gesetztes Benehmen ganz vergaß, und, die Hände zusammenschlagend, in den Ausruf ausbrach: Viva! viva nuestro general! Nein, nein, sprach San Martin, sagen Sie nicht so, und stimmen Sie mit mir in den Ruf ein: „Viva la independencia del Peru!" Wir haben uns bey des Verfassers Nachrichten über die öffentlichen Angelegenheiten, weil das Interesse des Augenblicks sie besonders schätzbar macht, so lange aufhalten müssen, daß wir aus den anziehenden Schilderungen der Sitten des Volkes, woran das Werk nicht weniger reich ist, nur noch Einiges ausheben können. Lassen wir uns zuerst in eine Abendgesellschaft im Almendral, d. i. Mandelwald — so heißt die große Vorstadt von Valparaiso — führen. „Die Frauen saßen, wie gewöhnlich, in einer dicht geschlossenen Reihe längs der Wand, und hatten ihre Shawls so fest über Kopf und Kinn gezogen, daß vom Gesicht wenig zu sehen war. Die Eine spielte die Harfe, eine andere die Guitarre, und Einige stimmten zuweilen mit gellender Stimme in patriotische Lieder ein. Andere schwazten oder arbeiteten, und so wurde der Abend angenehm zugebracht, als ohne eine auffallende Veranlassung die ganze Gesellschaft aufsprang, Musik und Arbeit auf die Seite warf, und wie wahnsinnig aus dem Hause stürzte, während Alles Misericordia! Misericordia! schrie, und unbeschreibliche Bestürzung verrieth. Ich war nicht wenig erstaunt, folgte aber den Uebrigen auf die Straße, und rief so laut als sie: Misericordia! Es war heller Mondschein, und die ganze Straße mit Menschen angefüllt; Einige nur halb bekleidet, wie sie eben aus den Betten gesprungen waren; Kinder aus dem Schlafe gerissen, schrien auf allen Seiten; viele hatten Licht in der Hand, kurz ich hatte nie eine so wilde Verwirrung gesehen, und Alles schien doch aus freywilligem Antriebe, ohne irgend eine sichtbare äußere Veranlassung, hervorzugehen. Man hatte ungefähr eine Minute auf

der Straße verweilt, als Alles wieder in die Häuser zurücklief, und in wenigen Augenblicken war Alles still, und kein Mensch mehr zu sehen. Ich fragte nun nach der Veranlassung dieser sonderbaren Bewegung, die ich, nach einer unbestimmten Vermuthung, mit irgend einem andächtigen Gebrauche in Verbindung gebracht hatte; als ich zu meinem Erstaunen erfuhr, sie wäre durch ein so heftiges **Erdbeben** veranlaßt worden, daß die Leute gefürchtet hätten, unter ihren Häusern begraben zu werden, und auf die Straße geeilt wären, um der Gefahr zu entgehen. Ich hatte weder eine Bewegung gefühlt, noch einen Laut gehört, den man mir doch als ungewöhnlich stark beschrieb. Als ich späterhin dieses Umstandes in einer Gesellschaft erwähnte, versicherte man mir, daß Fremde eine ziemlich lange Zeit nach ihrer Ankunft die Stöße eines Erdbebens nicht fühlten, die die Eingebornen sogleich bemerkten." Ueber das furchtbare Erdbeben in Copiapo im J. 1819 theilt der Verfasser anziehende Nachrichten, nach den Erzählungen von Augenzeugen, mit. — Im Theater zu **Lima**, das während der Festlichkeiten bey dem Regierungsantritt des neuen Vicekönigs geöffnet wurde, saßen im Parterre blos Männer, und auf der Gallerie nur Weiber. Der Raum dazwischen war in Logen abgetheilt. In den Zwischenakten zog sich der Vicekönig in den Hintergrund seiner Loge zurück, und alsbald nahm Jedermann im Parterre Stahl und Feuerstein, zündete seine Cigarre an, und qualmte gewaltig, um die Zeit zu benutzen, bis der Vorhang wieder aufgezogen wurde, und der Vicekönig vortrat, wo dann nach spanischer Sitte das Rauchen nicht länger anständig war. Es sah aus, als ob tausend Feuerfliegen losgelassen würden, wenn so viele Feuersteine auf einmal Funken sprühten, und alsbald füllten Dampfwolken das Haus. Auch die Männer in den Logen rauchten in dieser Zwischenzeit, und der Verfasser bemerkte sogar eine Schöne, die hinter ihrem Fächer verstohlen einen Zug that. Die Göttinnen auf der Gallerie ließen ihre Cigarren nicht erlöschen, der Vicekönig mochte im Vorder- oder Hintergrunde seiner Loge sitzen. — Charakteristisch ist ein Zug, den **Hall** bey einem Gastmahl bemerkte. Man ließ sich eben die treffliche Suppe schmecken, als einer der Gäste mit einer Bestürzung, als ob er Gift verschluckt hätte, ausrief: O Gott, es ist Fisch in der Suppe! Während alle Anwesenden ihre Verwunderung verriethen, lief der arme Mann in die Küche, um Erkundigung einzuziehen. Er kam traurig zurück, und aß vollends seine Suppe, als ob es seine lezte gewesen wäre. Nachher aber rührte er keine Speise mehr an. Es war Freytag und in der Fastenzeit, und dieß hätte allenfalls einen Abscheu gegen Fleisch erklären können, aber Fisch war ihm so anstößig gewesen, und **Hall** konnte sich das Räthsel um so weniger lösen, da die übrigen Anwesenden ohne Bedenken Fisch und Fleisch aßen, und jener Mann sonst sehr verständig und nichts weniger als schwärmerisch war. Endlich ergab sich's, daß er ein frommes Gelübde gethan hatte, nicht Fisch und Fleisch zugleich zu essen, obgleich die Süd-Amerikaner, kraft einer besondern päpstlichen Bulle, es thun dürfen. Zum Unglück hatte der arme Mann sich auf ein Fleischgericht gefreut, das nahe bey ihm stand, aber als er nun einmal Fisch gegessen hatte, war es mit seinem Mittagessen vorbey, und er hielt sein Gelübde wie ein Anachoret. — Merkwürdig, und ein Beyspiel jener seltsamen Vermischung des Schlechtesten und des Heiligen, die überall, wo nicht im Geist und in der Wahrheit angebetet wird, so gewöhnlich sich findet, ist der Ursprung einer, in **Lima** herrschenden Sitte, das Sakrament, das sonst der Priester gewöhnlich zu Fuß zum Kranken trägt, in einem Wagen fortzuschaffen. Ein gewisser Vicekönig hatte sich in eine berühmte Schauspielerin, Namens Perichole, verliebt, und seufzte nicht vergebens. Ihr Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ward überwiegend, und sie machte ihren Anbeter durch die Verschwendung der Staatsgelder, wozu sie ihn verleitete, immer verächtlicher. Nur einen Wunsch versagte er ihr, und eben deßwegen sezte sie ihren Sinn darauf. Es war nichts mehr, als einmal in einem eigenen Wagen durch die Straßen der Hauptstadt zu fahren, aber in Lima fiel es Niemand auch nur im Traume ein, in eine Kutsche zu steigen, wer nicht zu den Vornehmsten gehörte. Perichole ließ sich durch keine Vorstellung von ihrem Einfall abbringen, und dem verliebten Vicekönig blieb nichts übrig, als der öffentlichen Meynung geradezu Troz zu bieten, und einen Wagen für die Schauspielerin zu bestellen. Aber wie sollte sie durch die Straßen kommen, ohne von dem Pöbel beschimpft zu werden? Sich zu ihr zu setzen, konnte dem Vicekönig nicht einfallen; es wäre ein zu großes Aergerniß gewesen, und ihr lag auch daran nichts. Endlich wurde der Ausweg gewählt, daß der Vicekönig den Zug eröffnen, seine Schöne in ihrem Wagen ihm folgen, das gewöhnliche Wagengefolge den Zug beschließen und die Leibwache ihn begleiten sollte. Der Pöbel nahm zum Glück den Aufzug von der lächerlichen Seite, und begleitete mit seinem Juchhei die entzückte Perichole. Auf der Rückkehr zum Schlosse hält sie vor der Domkirche, steigt aus und erklärt, ihr Ehrgeiz sey befriedigt, und sie wolle die Kutsche, die sie nun nicht mehr brauche, aus Dankbarkeit gegen Gott, der Kirche weihen, damit in Zukunft das heilige Sakrament darin zur Kirche gebracht werde. — Auch an statistischen Mittheilungen läßt uns der Verfasser nicht leer ausgehen, und besonders sind seine befriedigenden Nachrichten über die Bergwerke von Chili schätzbar. Die Gruben liefern Gold, Silber und vorzüglich Kupfer, die Stapelwaare des Landes, wovon im Durchschnitt jährlich 60,000 Centner gewonnen werden. Der größte Theil derselben geht nach Calcutta, etwas weniges nach den Vereinigten Staaten, und das Uebrige nach Sina. Auch hier war unter der spanischen Regierung der Bergbauer von dem Capitalisten abhängig, der ihm das Geld zur Bearbeitung vorschoß. Seit der Handel frey geworden ist, und fremde Kapitalien eingeführt wurden, ist eine für den Bergbauer vortheilhafte Mitbewerbung entstanden, und der Preis des Kupfers auf das Doppelte gestiegen, während die dem Bergbauer nöthigen Bedürfnisse, wie Eisen und Stahl, um die Hälfte wohlfeiler geworden, und andere allgemeinere Lebensbedürfnisse durch den freyen Verkehr noch weit tiefer im Preise gesunken sind. Von streng-wissenschaftlichen Mittheilungen finden wir zwar nur wenig in diesem Werke, aber dieß Wenige ist desto willkommener. Dahin gehören besonders des Verfassers Beobachtungen des vom April bis Juni 1821 in Valparaiso sichtbaren Kometen, nach welchen Brinkley in Dublin die Elemente der Bahn desselben berechnet hat, so wie die mit **Katers** unveränderlichem Pendel in **Valparaiso**, **Galapagos** und **San Blas** angestellten Versuche zur Bestimmung der Gestalt der Erde. Die Ergebnisse dieser Versuche bestätigen die Vermuthung, daß die Gestalt der Erde weit unregelmäßiger ist, als man es zeither angenommen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 64.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 10. August 1824.

Geschichte.

Tableaux historiques de l'Asie depuis la Monarchie de Cyrus jusqu'à nos jours, ouvrage dedié à Mess. Guillaume et Alexandre de Humbold, par J. Klaproth. Livraison 1, 2 et 3. Paris, chez A. Schubart, éditeur, rue Choiseul, No. 4. Stuttgart chez Cotta.

Von diesem Werke sind bereits drey Lieferungen erschienen. Jede enthält historischen Text in 4., vier Karten Folio, nebst einer Erklärung derselben. Leztere wäre nicht übel angebracht gewesen als Randglosse der Karten. Uebrigens macht die geschmackvolle Ausführung der Sorgfalt des Herausgebers, so wie das Werk selbst dem Talente des Verfassers Ehre. Mit der sechsten Lieferung wird das Ganze vollendet und des philologisch-geographischen Zwillingsgestirns würdig seyn, unter dessen beleuchtenden Strahlen diese schöne Arbeit erscheint.

Es war ein glücklicher, aber auch verwegener Gedanke, das Staatensystem Asiens, von den ältesten Zeiten bis auf die unsrigen, in seinen vorzüglichsten Perioden, durch geographische Karten zum Anschaun zu bringen. Um nicht unausführbar zu bleiben, wurde die große Masse von Kenntnissen aller Art, besonders von Sprachkenntnissen erfordert, welche den Verfasser auszeichnet.

Asien ist uns merkwürdig, weil es vielfach auf Europa eingewirkt, und zwar bleibend mittelst der Religionen, die aus dem Schooße des Orients über die Abendländer gekommen sind. Von unserer Seite hat es durch Griechen, Römer und Kreuzzüge nur flüchtige Eindrücke empfangen. Ob Russen und Engländer, die seine entgegengeseztesten Enden in Besitz genommen, europäische Cultur zur Ansässigkeit bringen werden in Asien, ist jezt noch eine Aufgabe. In diesem Welttheile, dessen gesellschaftliche Bildung seit Jahrhunderten, troz mannigfaltigen Umwälzungen, immer ungefähr dieselbe bleibt, während die unsrige fortschreitet, scheinen Localumstände den Menschen am allerfrühesten in große Vereine zusammengedrängt zu haben. Von dem Ursprunge und den ersten Schicksalen derselben sind bloße Sagen vorhanden, abenteuerliche, ungereimte. Ferdusi freylich hat alle die, so Persien betreffen, gereimt, oder zu reimen gesucht; allein die Thatsachen, auf welche sie sich hie und da gründen, sind dadurch nicht kenntlicher geworden. Trüge sein Buch der Könige den Stempel der Offenbarung, wie etwa der Koran, so wären manche seiner Geschichten allerdings erbaulicher Auslegungen fähig. Die Schlangen, welche dem Tyrann Dzohak wie Achselbänder an den Schultern dammeln, und von seinen Garköchen mit Menschengehirn bewirthet werden, die verunglückte Himmelfahrt des Königs Kai Kaus, der Adler vor den Wagen spannte, und, vierzig Tage lang von der Reise verstaucht, kein Sitzfleisch auf dem Throne hatte, könnten zu trefflichen Vorbildern dienen; und welche sinnreiche Moral ließe sich nicht aus Djemshids beyden Schwestern schöpfen, die Feridoun nach tausend Jahren, seit so lange schon waren sie unter der Haube, noch zum Verlieben schön findet. In dem Hospitale zu Würzburg habe ich ein verheirathetes Mädchen gekannt von nur höchstens 118 Jahren, mit dem ihm sowas nicht begegnet wäre. Bis auf Filisus (Philipp von Macedonien) und seinen Sohn Iskender Dzulkarnain, der Hörner trägt, wie Moses und Andere seines Gleichen, als Symbol der Stärke, sind Ferdusis Erzählungen, als Geschichte betrachtet, heilloser Unsinn, und, wenn man die Episode Sohrabs ausnimmt, so ist, in Hinsicht des poetischen Gehalts, ein einziger Gesang der Iliade mehr werth, als alle sechzigtausend Zweygespanne des Schah Nameh, welche abgekürzt übersezt zu haben, Herrn Görres schuldiger Dank gebührt.

Hr. Klaproth besizt ein anderes Verdienst um diesen Chronikdichter. Mit einer Geduld, die wir bewundern, hat er den Wust der Abgeschmacktheiten gesichtet, und seinem geübten Scharfsinne ist es gelungen, herauszupressen Alles, was der Wust Geschichtliches enthält. Medien, unter der Herrschaft der Pischdadiden oder Pischdadier, wird von Assyrien aus erobert, und ein großer Theil des Orients gehorcht den Tassi, Sprachver-

wandten der Hebräer und der Araber. Nach Verlauf von einiger Zeit wird Medien der fremden Gebieter überdrüssig, schüttelt ihr Joch ab, und wirft die semitischen Völker über den Tigris und den Euphrat zurück. Während des Kampfes und nachher ist es den Einfällen der räuberischen Horden ausgesetzt, die im Caucasus und jenseits des Oxus hausen. Erscheint die Geschichte Persiens unter den Kajaniden, wie sie Ferdusi erzählt, etwas weniger dunkel, als die der Vorgänger, treten Kai Kobad als Dejoces, Kai Kosron als Cyrus, Guschtasp als Darius Hystaspis, Behmen als Artaxerxes longimanus ans Licht, so bleibt immer ein ungeheurer und nicht auszufüllender Riß zwischen der Chronologie des Herodots und der des Ferdusi, dem die Dynastie der Kajaniden 181 Jahre länger dauert, als dem Griechen. So war die Geschichte Persiens in das Gebiet der Griechen und der Römer gelangt, und unter der Feder dieser gelehrten Völker wird sie genießbarer und vernünftiger. Hr. von Klaproth hat das Verdienst, die Grenze der Feldzüge Alexanders gegen Indien haarscharf abzustecken; dann verfolgt er die Schicksale der Reiche, die aus des Macedoniers Eroberungen hervorgingen, und so begrüßt er endlich das Aufblühn der Parther. Hier bemerkt er, daß die Arsaciden sich in vier verschiedene gleichzeitige Dynastien schieden. Sie gehörten sämmtlich zu dem mächtigen Völkerstamme der Daeen, der sich von Ungarn aus bis Mawaralnahr erstreckte, und dessen Name noch jezt in mehreren Sprachen Deutsche und Abkömmlinge der alten Perser bezeichnet. Der ältere Zweig der Arsaciden beherrschte Medien, Iran, Persien, der zweyte regierte in Armenien, dem dritten gehorchten Bactriane nebst den alanischen und gothischen Stämmen, welche die zwischen Nord-Indien und Persien gelegenen unbekannten Gebiete durchzogen; die jüngste oder geringste Linie der Arsaciden besaß das südliche Rußland von der Wolga bis zum Don, über den weit hinaus, je nach dem Gedräng der mannigfaltigen Stämme, ihre Befehle reichten.

Georgiens und Armeniens Sagen könnten, da sie ein hohes Alter hinaufsteigen, Licht über diese Länder und ihre Nachbarn verbreiten, wenn nicht die Annahme des Christenthums, welche 318 stattfand, die Neorbiten angetrieben hätte, ihre Sagen zu verfälschen, um sie mit den mosaischen in Einklang zu stimmen. Indeß weiß auch Hr. v. Klaproth interessante Thatsachen auszuheben.

Wie aber der Verfasser die Geschichte des chinesischen Reichs berührt, gewinnt sein Gemälde Asiens ein ganz eigenthümliches Interesse. Dort hat sich eine Welt gebildet, ganz unabhängig von der unsrigen; den Ursachen, die unsere Civilisation gefördert haben, durchaus fremd, verdankt sie ihre Verfeinerung sich selbst, und ist zu einem hohen Grade von Cultur gediehen. In ihrem Umfange begreift sie nicht allein China, sondern auch Correa, Japan u. s. w., eine Menge der chinesischen Denkart und Sitten mehr oder weniger verwandter Völker.

Die Geschichte China's beginnt im höchsten Alterthume. Seine jetzigen Bewohner sind wahrscheinlich nicht die ursprünglichen. Sie kamen aus Nordwest von den Gebirgen, die jezt Kulkun heißen, zuerst in geringer Zahl. Allmählig vermehrten sich ihre Colonien, und vertilgten größtentheils das Geschlecht, welches sie vorfanden, wovon sich aber doch einige Ueberreste in den Miaos erhalten haben. Die frühere Geschichte des chinesischen Reichs, nicht im mindesten klüger, als die persische, wimmelt von Fabeln und tollen Mährchen. Nach Maßgabe aber, als sie verständiger und hellsehender wird, zeigt sich uns das Feld des gegenwärtigen Ganzen in mehrere Staaten zertheilt; diese fließen in ein Paar mächtigere zusammen, welche sich nachmals wieder in ein vielköpfiges Feudalsystem auflösen, bis sie im Laufe der Zeiten, und durch Umwälzungen aller Art, zur dermaligen großen Einheit zusammen wachsen.

Die Fürsten von Thsin, Tschao und Yen hatten Mauern erbaut, ihre Staaten gegen die heftigen Einfälle der Hiounggen zu decken. Kaiser Tsinschi huangti unternahm, 214 Jahre vor unserer Zeitrechnung, diese Mauern in eine zu verbinden, und so entstand die große chinesische Mauer, die aber erst nach Erlöschen seiner Dynastie beendigt ward.

Auch wenn man die Länge der Dauer des chinesischen Reichs in Anschlag bringt, ist dort der Dynastienwechsel weit lebhafter, als in Europa. Die Erscheinung rührt vermuthlich daher, daß die Chinesen keine Legitimität nach unserer Weise anerkennen. Confucius, Meneius, ihren besten Moralisten und Staatsrechtslehrern zufolge, hat ein Volk das Recht, jede Tyranney abzuschütteln, die ihm unerträglich wird, ja sie erlauben Lebensstrafe gegen den ungezogenen Fürsten.

Die Religion des Buddha, oder Fu, ist jedoch sehr milden und menschenfreundlichen Charakters. Sie gilt für eine geoffenbarte, und kam 65 Jahre vor unserer Zeitrechnung aus Hindostan nach China, wo sie mehr Glück machte, als in ihrem Vaterland. Es ist der christlichen um kein Haar besser gegangen. Aus ihrer Heimath verstoßen, erleuchtete sie den Occident und die ganze überatlantische Welt.

In dem 23sten Jahr unserer Zeitrechnung zettelte die Faktion der Rothwimper, Huang mei, eine Art Rothmäntel, große Unruhen in den Provinzen an. Unter schlaffen Regenten wurden die Verschnittenen übermächtig, und es ereigneten sich häufige Katastrophen in dem Inneren des kaiserlichen Pallastes. Kaiser Lingti,

schwachmüthig und geistesarm, wiewohl ihn seine Verschnittenen den geistreichen nannten, ließ sich gegen die Gelehrten aufhetzen, dieweil ihre Einsichten und ihre Rechtlichkeit dem Nepotism der geschlechtslosen Kammerjunker manches Hinderniß in den Weg legten, ihnen ein Dorn im Auge waren. Im Jahr 169 unserer Zeitrechnung wurden die chinesischen Gelehrten dem Kaiser als Umtreiber geschildert, und die alberne Grille von geheimen Verbindungen verursachte großes Unheil. Wohlbezahlte Gauner und Ketzermeister gingen mit ihren Spürhunden gegen Gespenster, die nirgends zu treffen waren, auf die Jagd, und um nicht mit Schande zu bestehen vor ihren bethörten Gebietern, um doch irgend ein Wild ertappt oder erlegt zu haben, fingen sie die ehrbarsten Leute ein, und brachen ihnen den Hals. Doch auch dieser Unsinn ging vorüber, wie Hexenprozesse und Geisterbannerey in Europa.

Bey Gelegenheit einer Pest, die 173 unserer Zeitrechnung ausbrach, wurden die Quacksalber so bedeutend, daß sie sich zu den frechsten Ansprüchen erhoben, ganze Provinzen in Aufruhr brachten, und ihren Meister, den Doctor Tschang kio, über den Ruinen der herrschenden Dynastie, auf den Thron erheben wollten. Ungeheure Streitkräfte mußten gesammelt werden, dem Unfuge zu steuern.

Nach völliger Niederlage der nördlichen Hiung nu und Eroberung der kleinen Bucharey, drangen die chinesischen Heere bis an das kaspische Meer. Pan-tschao, der siegende Feldherr, beschloß das römische Reich anzugreifen; allein dem General, der, 102 christlicher Zeitrechnung, das Unternehmen ausführen sollte, sank der Muth, als die Erkundigungen, welche er bey den Persern einzog, ihn von der Wagniß und der Gefahr des Abenteuers unterrichteten. Er unterließ, die Befehle seines Oberfeldherrn zu vollstrecken, und da diesen bald nähere Angelegenheiten in die Heimath riefen, ward des Vorsatzes nicht weiter gedacht.

Die Monarchie der Parther, in einer meistentheils feindlichen Stellung gegen China und Rom, unterbrach allen direkten Verkehr zwischen beyden Reichen, und nöthigte den Handel, Umwege zu suchen. Römer und Chinesen kannten einander. Leztere hegten von jenen eine sehr günstige Meynung.

Hr. v. Klaproth hat die sehr merkwürdige Entdeckung gemacht, daß im Jahr 166 unserer Zeitrechnung eine Gesandtschaft der Antonine nach China kam. Andere Gesandtschaften der Römer folgten 284, 642, 719, 742 und endlich eine 1081; die vier lezteren vermuthlich, eine Hülfe gegen Muselmänner und Türken zu suchen. Eine der merkwürdigsten ist die von 637, nicht 284, wie im Texte des Hrn. Klaproths durch einen, nachher verbesserten, Druckfehler steht, welche von Theodor, Bruder des Kaisers Heraclius, abgeschickt ward, um von den Chinesen Hülfe gegen die Araber zu erhalten.

Der Text der dritten Lieferung beschäftigt sich einzig und allein mit den, in historischer Hinsicht so merkwürdigen, Bewohnern von Mittelasien. Hr. Klaproth ordnet sie ethnographisch in einer allgemeinen Uebersicht, die uns bisher noch gänzlich mangelte. Sie zerfallen in fünf Hauptstämme, die sich in physisch, moralisch und linguistischer Hinsicht sehr genau von einander unterscheiden lassen. Sie sind: Tungusen, Sianpi (jetzige Coreer), Türken, Tübeter und Alano-Gothen, oder blonde Völker mit blauen Augen. Von den lezten, die für uns Deutsche, als nahe Anverwandte, ein besonderes Interesse haben, wohnte ein Theil, noch im 3ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, an der nordwestlichen Grenze des eigentlichen China mit Tübeten gemischt; zog aber bald darauf von dort weg, und ließ sich recht im Mittelpunkte von Asien, südlich vom See Balkasch, nieder.

Die zu dieser Lieferung gehörigen Karten zeigen den Umfang der Reiche von Sianpi, Türken und Tübeten im Innern Asiens und am Oxus gestiftet, während das römische im Westen seinem Verfalle entgegenging.

Wir könnten unsern, aufs Gerathewohl gemachten Auszug verdoppeln, wenn es der Raum erlaubte, und dem Leser bliebe noch überreiche Ernte in den vorliegenden drey Heften. Wahrer Zweheim ist Hr. Klaproth in Japan wie in China zu Hause; und überhaupt läßt sich kein Gemälde von Asien entwerfen, das in gedrängterer Kürze vielseitigere Ansichten zusammenfaßte. Dem anziehenden Gegenstande verleihet der reine, einfache, ungeschminkte und bündige Vortrag einen noch ganz besonderen Reiz. Ein so treffliches Werk darf sich gute Aufnahme versprechen bey Gelehrten, bey Weltleuten, in Schulen, Erziehungsanstalten — überall. Der Herausgeber, ein Mann, der den Werth einer solchen Arbeit zu schätzen versteht, und mit den Kenntnissen seines Fachs den edelsten Gemeinsinn verbindet, hat sie mit würdiger Einkleidung geschmückt in Hinsicht des Papiers, des Drucks, der Form; er verdient, daß es ihm das Publikum Dank wisse. —

Literarische Nachrichten aus London.

Die „Memoirs of Goethe“ (Aus meinem Leben von Goethe) haben einen erstaunenswerthen Abgang, nicht nur in unserer Hauptstadt, sondern auch in den übrigen großen Städten. Eine Kritik der zwey ersten Bände, welche bis jezt erschienen sind, beginnt in dem New Monthly Magazine so: „Es gibt keinen lebenden Mann, der in der Literatur des lezten halben Jahrhunderts einen so großen Raum einnimmt und sich in so mannigfaltigen, und dem Anscheine nach ent-

gegengesezten Zweigen ausgezeichnet hat, als Goethe. Der Verfasser des Faust, des Werther, des Göz von Berlichingen hat dem Geist der Zeit eine neue Richtung gegeben, und wir begrüßen daher mit großer Freude die Erscheinung seiner Memoiren — das Werk und die Unterhaltung seines Alters — in einem Englischen Gewande."

Miß Baillie's Collection of Poems, chiefly Manuscript, and from living authors (Sammlung von Gedichten, größtentheils ungedruckt und von lebenden Verf.) enthält manches Treffliche. Herr Sotheby hat ihr wohl den glänzendsten Beytrag geliefert, indem er Schillers Glocke wahrhaft meisterlich übertrug. Ehe wir eine kleine Probe von dieser Uebertragung geben, wollen wir einen geistreichen Schriftsteller, den Verfasser eines „An Autumn near the Rhine" (Ein Herbst am Rheine) betitelten Werkes über dieses Gedicht sprechen hören. „Das originellste und schönste vielleicht," sagt er, „aller Schiller'schen Gedichte, dem nichts von Goethe an die Seite gesezt werden kann, ist dessen Lied von der Glocke — ein wechselnder, regelloser, lyrischer Erguß. Das Gießen einer Glocke ist in Deutschland etwas Feyerliches und Erfreuliches. In der Nähe des Harzes und in andern Gegenden, wo Minen sind, liest man in den Zeitungen förmliche Anzeigen von Glockengießern, daß zu einer bestimmten Zeit und Stelle der Guß stattfände, zu welchem sie alle ihre Freunde einladen. Schiller beschreibt in wenigen kurzen Stanzen, die eine Art von Chorus bilden, den ganzen Prozeß des Mischens, Formens und Kühlens der Glocke mit einer technischen Wahrheit und glücklichem Ausdruck, in welchem der Klang der scharfen, sonoren Reime und ausdrucksvollen Epitheten ein Echo für das Ohr bilden. Zwischen diesen technischen Prozessen läßt er seiner Begeisterung freyen Lauf, und gibt die schönsten episodischen Gemälde der verschiedenen Scenen des Lebens, welche mit dem Klang der Glocke in Beziehung stehen. Diese Scenen des Lebens, welche Schiller in seinem bezaubernden Gedichte malt, sind feyerliche oder außerordentliche Vorfälle, welche die Glocke ankündigt, als: Geburt, Heirathen, Tod, Feuer und Aufruhr. Diese kühnen Gedanken und tiefgemüthlichen Bilder sind bey weitem leichter zu übertragen, als die Strophen, welche den Prozeß der Arbeiter beschreiben, in deren kurzen und reißenden Versen wir die Streiche des Hammers hören, und die eiligen Schritte der Gießer, welche das glühende Metall formen." Herr Sotheby hat jedoch diese Schwierigkeit in hohem Grade überwunden, und wir haben nie eine kräftigere Uebertragung gelesen. Es kann unsern Landsleuten nicht anders als angenehm seyn, zu hören, wie eines der Lieblingsgedichte unserer Nation in Englischer Sprache klinge. Daher eine kleine Probe hier beyfolgt.

Billets of the fir-wood take,
Every billet dry and sound;
That flame on gather'd flame awake,
And vault with fire the furnace round.
Cast the copper in,
Quick, due weight of tin,
That the bell's tenacious food
Rightly flow in order'd mood.

What now, within the earth's deep womb
Our hands by help of fire prepare,
Shall on yon turret mark our doom,
And loudly to the world declare!
There its aërial station keeping,
Touch many an ear to latest time;
Shall mingle with the mourner's weeping,
And turn to holy choirs its chime.

All that to earth-born sons below
The changefull turns of fortune bring,
The bell from its metallic brow
In warning sounds shall widely ring.

Lo! I see white bubbles spring:
Well, the molten masses flow!
Haste! ashes of the salt-wort fling,
Quick 'ning the fusion deep below.
Yet, from scoria free
Must the mixture be,
That from the metal clean and clear,
Its sound swell tuneful to the ear.

Hark! 'tis the birth-day's festive ringing!
It welcomes the beloved child,
Who now life's earliest way beginning,
In sleep's soft arm lies meek and mild.
As yet in time's dark lap repose
Life's sunshine lot and shadowy woes,
While tenderest cares of mothers born
Watch o'er her infant's golden morn.
The years like winged arrows fly:
The stripling from the female hand
Bursts into life all wild to roam;
And wandering far o'er sea and land
Returns a stranger home.

There, in her bloom divinely fair
An image beaming from the sky,
With blushing cheek and modest air
A virgin charms his eye.
A nameless longing melts his heart,
Far from his camrades' revels rude,
While tears involuntary start
He strays in pathless solitude —
There blushing, seeks alone her trace;
And if a smile his suit approve,
He seeks the prime of all the place,
The fairest flow'r to deck his love;
Enchanting hope! thou sweet desire,
Thou earliest love! thou golden time!
Heav'n opens to thy glance of fire,
The heart o'erflows with bliss sublime.
O that it might eternal prove
The varnal bloom of youthfull love.

Was sonst noch Lesenswerthes in dem Büchlein zu finden, rührt von dem trefflichen Campbell, Galley Knight, C. Johnston und Mrs. Siddons her. Was der gekrönte Southey lieferte, ist nicht der Erwähnung werth. Man sieht jezt nach und nach ein, wie richtig Lord Byron dieses After-Genie beurtheilt hat.

N.

In dem Ueberblicke der neuesten englischen Literatur sind folgende Druckfehler zu verbessern.

No. 23. S. 89. 1ste Sp. Z. 17. lies vorbereitet statt verbreitet. Z. 21. jene st. sie. — No. 24. S. 93. 1ste Sp. Z. 7. nach Cambridge wird Monk eingeschaltet. — No. 24. S. 95. 1ste Sp. Z. 11. v. u. l. Hanbury's. Z. 26. v. u. l. Gazetteer. — No. 31. S. 121. 1ste Sp. Z. 9. l. Crofton st. Croftom. — No. 33. S. 129. 2te Sp. Z. 17. l. appartements. — No. 51. S. 204. 1ste Sp. Z. 25. v. u. l. Hajji st. Hazal.

Nr. 65.

Literatur-Blatt.

Freitag den 13. August 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

III.

(Fortsetzung.)

Die neuesten, ungemein schätzbaren Nachrichten über das Vorgebirge der guten Hoffnung gibt uns das Werk: State of the Cape of good Hope in 1822 (London 1823. 8.), das wahrscheinlich von einem, in der Kolonie angestellten Beamten herrührt, dessen Handschrift der treffliche Colebrooke herausgegeben und mit Anmerkungen und Zusätzen bereichert hat. Es ist das Beste, was wir seit Barrow's Berichte (1803) über diese Ansiedlung erhalten haben. Nach einer zu kurzen geschichtlichen Einleitung handelt der zweyte Abschnitt von der Verfassung, der Rechtspflege, Polizeyverwaltung, den Gefängnissen, Bankerutt-Gesetzen und dem Ehegerichte. Nichts ist hier leichter zu erlangen, als eine Scheidung; und hätte ein Paar sechzig Jahre mit einander gelebt, so trennt das Gericht die Ehe wegen Unverträglichkeit der Gemüthsart. Im dritten Abschnitte erfahren wir mancherley über die gesetzlichen Verfügungen, hinsichtlich des Anbaues und Verkaufes der Weine, die den freyen Verkehr ungebührlich zu beschränken scheinen. Die Weinbauer sind meist darauf bedacht, dem Kapwein das Eigenthümliche des Madeira zu geben. Unsre Feinzüngler werden vielleicht nicht alle wissen, daß man den eigenen Geschmack des Kapweins mit dem Geruche des Negerfleisches verglichen hat, auf dem Kap aber leitet man denselben von der thonigen Beschaffenheit des Bodens ab. — Der sogenannte Bürger-Senat oder Stadtrath in der Kapstadt hat eine schlechte Verfassung, da er sich selbst ergänzt, wovon die Folge ist, daß blos Holländer zu Mitgliedern genommen werden, und noch nie ein englischer Ansiedler gewählt worden ist, obgleich jene Behörde das Recht hat, beträchtliche Abgaben auszuschreiben, wozu auch jene beytragen müssen. — Gegen die, von den Gebräuchen der englischen Kirche abweichenden Christen hat sich in neuern Zeiten viel Unduldsamkeit gezeigt, so daß selbst die Geburten unter den Lutheranern, Kalvinisten und Katholiken in der amtlichen Zeitung nicht mehr angezeigt werden. Die Malayen, deren man gegen 3000 rechnet, halten ihre gottesdienstlichen Versammlungen in Privathäusern, aber zuweilen selbst in den Steinbrüchen unweit der Stadt. Der Mohammedanismus soll unter der geringeren Volksklasse immer mehr Anhänger finden, ungeachtet aller Bemühungen der christlichen Glaubensprediger. Dazu mögen manche örtliche Umstände beytragen. Der Islam scheint für die knechtische Volksmenge unter den Wendekreisen gut zu passen; er ist nicht nur der angeerbte Glaube der afrikanischen Schwarzen, sondern erleichtert auch die häufigen Scheidungen, wozu das frühe Hinwelken der Weiber in warmen Ländern den Mann geneigt macht, und welche die häufige Verpflanzung eines Sklaven von einer Pflanzung auf die andere dem Sklavenbesitzer angenehm machen muß. — Die Anzahl der Sklaven auf dem Kap rechnet der Verfasser auf 34,000. Nach seinem Vorschlage sollten, um die Sklaverey allmählig abzuschaffen, alle nach 1824 geborenen weiblichen Sklavenkinder mit dem 18ten Jahre ihre Freyheit erlangen. Hätte das Mädchen das fünfte Jahr erreicht, so sollten dem Eigenthümer von der Regierung 100 Thaler als Entschädigung für die Ernährung bis dahin bezahlt werden, der Werth der Arbeit bis zum achtzehnten Jahre aber würde als Entschädigung für das Uebrige gelten. In keiner englischen Ansiedlung, setzt der Verfasser hinzu, würde der Versuch einer Freylassung der Sklaven so sicher gemacht werden können, als auf dem Kap, wo es keine Pflanzungen von Indigo, Kaffee, Baumwolle oder Zucker gibt, die durch das plötzliche Aufhören der Sklavenarbeit in Verfall gerathen könnten. Auf diese Weise würden in einer spätern Zeit alle Weiber frey seyn, und da die Kinder freyer Mütter frey sind, so würde die Sklaverey allmählig ohne gewaltsame Umwandlungen, und ohne Einzelne in Verlegenheit zu setzen, abgeschafft werden. Freylich geht der Verfasser, wie man sieht, bey diesem Vorschlage blos von der Rücksicht auf Vortheil oder Nachtheil aus, aber davon werden ja in England die Gründe bey den Verhandlungen häufig entnommen —

Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage —

Der sechste Abschnitt über Ackerbau, Weinbau, Fischerey, landwirthschaftliche Erzeugnisse und Volkssitten enthält viel Anziehendes. Die Wolle des Kapschafs hat wenig Werth. Man hat zwar Merinoschafe eingeführt, welchen das Klima gut zuzusagen schien, und ihre Wolle wurde auf dem Platze für zwey Schillinge das Pfund verkauft, aber es mußte bis jetzt in England ein halber Schilling Zoll auf das Pfund dieser Wolle bezahlt werden, die sonst den Absatz der spanischen Wolle einschränken würde. Das kleine Kappferd hat ungemein viel Ausdauer und begnügt sich mit dem dürftigsten Futter. Auf schroffen, gebirgigen oder sandigen Wegen und auf langen Reisen bedient man sich meist der Ochsen als Zugvieh, die eigentlichen Wagenpferde aber sind größer als jene Klepper. Der Bauer hat eine seltene Geschicklichkeit in der Führung seines Pferdegespanns, und mit ungemeiner Leichtigkeit sieht man ihn selbst mit Achten fahren. Er treibt sie mit einer langen Peitsche, in deren Gebrauch er ein so großer Meister ist, daß er im Vorüberfahren einen Vogel auf der Erde tödten kann. — Aprikosen, Pfirschen, Birnen und Aepfel (?) werden an der Sonne getrocknet, und behalten vollkommen ihren Geschmack bis zum nächsten Jahre. — Die Bewohner der Kapstadt sind ein sehr buntes Gemisch. Geistliche verschiedener Glaubensbekenntnisse, Aerzte mit oder ohne Doctortitel, Beamte, Offiziere der Land- und Seemacht, Advokaten von holländischer Abstammung, Bürger ähnlicher Abkunft, Beamte der ostindischen Compagnie — das sind die Bestandtheile. Der Engländer ist auch hier, wie von den Orkney-Inseln bis Neu-Süd-Wales, dasselbe unbiegsame Geschöpf, das sich schwer in die Sitten anderer Länder fügt. Die Gäste aus Indien sind zahlreicher und geistreicher, als jede andere Klasse von Bewohnern. Schon die wissenschaftlichen Vorbereitungen zum Dienste der Kompagnie zwingen selbst den Trägsten, sich Kenntnisse zu erwerben, und das indische Klima, und die Nothwendigkeit, der Sonnenhitze auszuweichen, führen zur Fortsetzung literarischer Beschäftigungen. Bey hinfälliger Gesundheit geht der Anglo-Indianer gewöhnlich aufs Kap, ehe er genöthigt ist, seine Stelle aufzugeben und nach Europa zurückzukehren. Man sieht hier viele Opfer des indischen Klima's, welche, wenn sie nicht zu spät kommen, in der gesunden Kapluft bald frische Kräfte erlangen. Der Kompagnie-Beamte, der zur Wiederherstellung seiner Gesundheit das Vorgebirge besucht, verliert ein Drittheil seines Gehalts; zieht seine Krankheit sich in die Länge, und stirbt er endlich, so fällt sein rückständiger Gehalt an die Kompagnie. — Sehr anziehend sind die im April und September gehaltenen Wettrennen, und besonders sind die Bauern, welche die dazu nöthigen Pferde ziehen, sehr erpicht darauf. Es herrscht die sonderbare Sitte, unter erborgtem Namen an den Pferderennen Theil zu nehmen. Der Mann von Stande hält es für unanständig, der genannte Eigenthümer eines Rennpferdes zu seyn. Der erdichtete Name erweckt Neugier, und der wahre wird bald bekannt. Bey diesen Wettrennen erscheint Alles im höchsten Glanze, und der Fremde sieht mit Erstaunen auf der äußersten Spitze Afrika's eine Menge zierlicher Wagen mit Vier- und Zweygespannen. Die meisten Pferde der Kaufleute haben sechs Tage vorher den Lastwagen gezogen, und müssen am folgenden Tage wieder zu diesem niedern Berufe zurückkehren. „Niemand — sagt der Verfasser — erscheint mit mehr Glanz als die Rechtsgelehrten. Die angesehensten Advokaten fahren mit Vieren daher, minder Angesehene begnügen sich mit Zweyspännern, und der Notar folgt in einem bescheidenen Einspänner. Der ärztliche Beruf behauptet auch seinen Anspruch auf Auszeichnung. Der Arzt mit vier Grauschimmeln, der Wundarzt mit einem Zweygespanne, der Apotheker auf seinem Miethgaule fliegen mit abgewandten Blicken vor dem Stadtkirchhofe vorbey zu dem Rennplatze." Sonnabend nach dem Rennen ist Zahltag. Die Einführung des Wettrennens hat bereits zur Verbesserung der Pferdezucht durch englische Beschäler viel beygetragen.

Geschichte. Es gibt für Großbritanniens Geschichte wenig wichtigere Gegenstände, als die Seekriege neuerer Zeit, und seit die Tapfern, die in den letzten 30—40 Jahren so Großes vollbracht haben, theils im ruhmbekränzten Grabe, theils auf ihren Lorbeern ruhen, hat die Geschichte der englischen Seemacht zwey Geschichtschreiber in Brenton und W. James gefunden. Jener, ein Seemann, beschreibt den Zeitraum von 1783 bis 1822 in seiner Naval History of Great Britain (London 1824. 3 Bde.) auf eine unterhaltende und belehrende Weise, wenn auch den politischen Grundsätzen, wozu er sich bekennt, nicht jeder beystimmen wird, und hier und da selbst des Verfassers Urtheil dadurch befangen geworden seyn mag. Sein Zweck war, ein Gemälde des Seekrieges aufzustellen, wozu die Erfahrungen, die er während eines, auf der See zugebrachten, Zeitraums von 35 Jahren eingesammelt hat, seine Bekanntschaft mit Seemännern, und seine Kenntniß der Oertlichkeiten ihn vorzüglich befähigten. Er schrieb nieder, was er gesehen und gehört hatte, um seinem Vaterlande und dem aufwachsenden Geschlechte zu nützen, aber auch zur Warnung für künftige Befehlshaber. Sein Werk ist nicht sowohl eine Beschreibung jeder einzelnen Seeunternehmung, als eine klare geschichtliche Uebersicht aller Unternehmungen seit 1783, wo wir erfahren, wie die Flotten gegen die Feinde angeführt wurden, wo sich

Tapferkeit und Vaterlandsliebe am glänzendsten erprobten, und welchen Einfluß die Schlachten auf die Angelegenheiten Europa's hatten. Der Verfasser hat viele Angriffe erleiden müssen, da er Vielen nicht das Lob gespendet hatte, worauf sie Anspruch machten, und mancher, der gefeyert hatte, wo die Ernte reif war, doch im Tempel des Ruhmes genannt werden wollte. Er hat den Meisten gar nicht geantwortet, und wo es geschah, sich selbst gegen ungerechte Angriffe mit Mäßigung und Würde benommen. Am auffallendsten war das Betragen der Erben des Grafen von St. Vincent. Der Admiral hatte, wie es scheint, einige Jahre vor seinem Tode die Erlaubniß zur Benutzung seiner Briefe und amtlichen Schriften gegeben, auch den ersten Theil des Werkes, den er noch las, gebilligt. Ehe er den zweyten Theil lesen konnte, starb er. Die Erben forderten vor der Erscheinung der Fortsetzung die Rückgabe der Papiere, und als Brenton sich weigerte, suchten sie um das Verbot der Herausgabe des Werkes an, da es Briefe enthalte, die nicht bekannt gemacht werden sollten. Brenton setzte ihnen so viele Zeugnisse entgegen, daß sie für gut hielten, den Prozeß in den ersten acht Tagen aufzugeben und die Kosten zu bezahlen. — W. James hat in The Naval History of Great Britain, from the declaration of war by France in February 1793 to the Accession of George IV. in January 1820; with an account of the origin and progressive increase of the british Navy — wovon unlängst (London 1824. 8.) der 4te und 5te Band erschienen, den thatenreichen Revolutions-Krieg zum Gegenstande einer umständlichen Darstellung gemacht, und eine fleißig ausgearbeitete, treue Erzählung geliefert, die sich durch eine so seltene Unpartheylichkeit auszeichnet, daß wir nicht leicht errathen würden, zu welchem Volke der Verfasser gehöre, wenn wir blos seine Darstellung prüfen wollten. Der Verfasser ist nicht Seemann, und die Ausführung seines Unternehmens war für ihn um so schwieriger, da die zahllosen Gesuche, wodurch er sich Mittheilungen von See-Offizieren zu verschaffen hoffte, den schlechtesten Erfolg hatten. Fünfzig Briefe blieben ganz unbeachtet, und die übrigen erhielten nur in so fern Antwort, als sie bestimmte Fragen aussprachen. Sechs unveranlaßte Briefe waren die einzige bedeutende Mittheilung, und freylich spricht dieß keinesweges zu Gunsten der brittischen See-Offiziere. Der Verfasser war dagegen unermüdet in der Erforschung der ihm zugänglichen Quellen, und zeigt überall den furchtlosen Geschichtschreiber, der Tadel ausspricht, wo er nach Prüfung der Thatsachen ihn für verdient hält, wie er Lob spendet, wo er es gerecht findet. Der Plan ist gut angelegt und ausgeführt. Die Begebenheiten jedes Jahres werden zusammengestellt, und mit einer Uebersicht des Zustandes der Seemacht in jenem Zeitraume eröffnet. Die Schlachten sind lebendig und anschaulich beschrieben. Das Werk wirft ein neues Licht auf den Seekrieg, und nur selten stößt man auf nautische Irrthümer. Die zahlreichen Anmerkungen sind sehr schätzbar. Das Buch ist auf Veranlassung einiger Umstände viel besprochen worden. Als der tapfre Collier sich unlängst das Leben nahm, sagte man, eine Stelle dieses Werkes, die dem Gefühle des empfindlichen Mannes wehe gethan habe, sey Schuld an dem unglücklichen Entschlusse gewesen, und eine englische Zeitschrift war unbedachtsam genug, das Gerücht geradezu als Thatsache aufzustellen, ohne zu untersuchen, wie Collier's Gesundheit früher gewesen war, und welchen Einfluß das afrikanische Klima auf ein reizbares Nervensystem gehabt haben könnte. Bey dieser Kränkung blieb es nicht, und wenn die beleidigte Eigenliebe sich gegen Brenton nur mit dem Preßbengel half, so griff sie in dem rohesten Ausbruche gegen James zum Knüttel. Ein Sir J. Phillimon, der durch eine Stelle über eine seiner Kriegsthaten beleidigt zu seyn glaubte, begab sich, von einer Seereise zurückkehrend, mit einem Stocke in des Verfassers Wohnung, und machte eine grobe Antikritik, die ihn mit der Polizey in böse Händel verwickelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Don Raphael del Riego's Leben und Hinrichtung. Eine biographische Skizze für Freunde der Geschichte. Mit Riego's Bildnisse. gr. 8. Augsburg bey Jngelbrecht, 1824.

Zu früh! viel zu früh! Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo das denkende Europa wagen dürfte, diesem Opfer des Principenkriegs und der Partheyenwuth Billigkeit widerfahren zu lassen. Da die Verleger ihre Artikel gern vordatiren; so wär' es ein artiger Einfall gewesen, wenn man für dieses Büchlein die Jahrzahl 1844 gewählt hätte.

Literarische Miscellen.

5.

Der geniale junge Dichter Puschkin hat uns wiederum mit einem neuen Produkt seiner Muse beschenkt, welches, obgleich nicht von bedeutendem Umfange, doch nach dem einstimmigen Urtheil der Kunstrichter alle seine frühern Dichtungen übertrifft. Es ist betitelt: der Springbrunnen zu Baktschisaroj, und ein Moskowischer Buchhändler Ponomarew hat ihm dafür 3000 Rubel bezahlt. Ein in Rußland ganz unerhörtes Honorar; das ganze Gedicht enthält ungefähr 600 Zeilen; jede Zeile ist also mit 5 Rubeln bezahlt worden! — Puschkin ist ein literarisches Phänomen; von der

Natur mit allen Eigenschaften des vorzüglichsten Dichters ausgestattet, hat er seine Laufbahn so begonnen, wie mancher sich glücklich schätzen würde, sie beschließen zu können. In seinem dreyzehnten Jahre schon, als er noch Schüler (Zögling des Lyceums zu Zarskoe-Selo) war, dichtete er sein erstes bemerkenswerthes Gedicht: Wospominanie o Zarskom Sele, Erinnerung an Zarskoe Selo; dieß ward vielleicht damals zu laut und zu allgemein bewundert; der Knabe strebte fortan nur dem Dichterkranze nach, und vernachlässigte darüber die ernstern, dem Dichter so unentbehrlichen Studien. Dessenungeachtet hat er bis jezt, da er kaum noch sein 25stes Jahr erreicht hat, außer einer Menge köstlicher kleinerer Sachen, die mit dem größten Beyfalle in allen unsern literarischen Blättern aufgenommen sind, drey bedeutendere Gedichte hervorgebracht, die wahre Zierden des russischen Parnasses, und, was besonders verdienstvoll in unsern übersetzsüchtigen Zeiten ist, durchaus Original sind. Das erste derselben ist Rußlan und Ljudmila, welches uns in die alte Ritter- und Feenwelt Rußlands versezt, uns das goldgekrönte Kiew, und den prachtliebenden Wladimir und die schwelgerischen Bojaren, und die tapfern Helden und die Barden jener Zeit darstellt. Der Gegenstand des Gedichtes (in sechs Gesängen) ist die Entführung der Prinzessin Ljudmila durch den Zauberer Tschernomor und ihre Befreyung durch ihren Gemahl, den tapfern Ritter Rußlan. Der Plan ist vortrefflich, die Ausführung meisterhaft; troz der Menge handelnder Personen, Episoden und Begebenheiten, die einander kreuzen, ist der Gang der Erzählung rasch, die Charaktere sind durchgehalten, die Beschreibung lebendig, die Sprache und das Gedicht vortrefflich. — Auf Rußlan folgte bald der Berggefangene, Kaw kaskoj Plennik, ein zwar kleineres, aber nicht minder vorzügliches Gedicht, das die rauhen Sitten der Räuberhorden des Kaukasus, ihre Lebensart und das Eigenthümliche des Landes und seiner Bewohner mit einer bewundernswürdigen Lebendigkeit schildert. Dieses Gedicht ist dem deutschen Publikum durch die meisterhafte Uebersezung des Hrn. Wulfert bekannt, welche so vollkommen getreu ist, daß man sich nach selbiger schon ein Urtheil über das Original erlauben darf, da sie wirklich demselben nur in dem unerreichbaren melodischen Reichthum der russischen Sprache nachsteht. Jezt ist Puschkin mit dem Springbrunnen zu Baktschißaraj aufgetreten, der in vieler Rücksicht weit über seinen frühern Arbeiten steht. Der Gegenstand des Gedichtes ist einfach und kunstlos: Ghiräj, Chan der Krym, hat auf einem seiner räuberischen Streifzüge eine polnische Fürstin, Maria, als Gefangene fortgeführt. Sie ist in seinem Harem, wo die Reize der schönen Christin einen tiefen Eindruck auf das Herz des rauhen Kriegers machen. Er wird seiner bisherigen Geliebten, Sarema, einer feurigen Grusinerin, untreu; diese weiß zwar, daß Maria seine Liebe standhaft verschmäht, allein von Eifersucht gequält, ermordet sie ihre schuldlose Nebenbuhlerin. Der untröstliche Ghiräj verurtheilt die Grusinerin zum Tode, und widmet dem Andenken Mariens in einem einsamen Theile seines Gartens einen Springbrunnen, dessen kalte Tropfen heute noch gleich Zähren in das marmorne Becken fallend, selbst gefühllos, fühlende Herzen an Mariens Unschuld, an Ghiräj's Gram erinnern, und den die jungen Mädchen der Gegend bis jezt noch den Thränenbrunnen nennen. — Das ist der Inhalt des Gedichtes; der Plan ist einfach, der Gang natürlich, die Charaktere sind mit ein Paar Zügen meisterhaft bezeichnet, die Sprache ist edel und schön poetisch. — Vielleicht könnte man dem Dichter vorwerfen, daß sein ganz vorzügliches Talent im Beschreiben und Darstellen ihn zuweilen verleitete, sich etwas zu lange bey einzelnen Zügen aufzuhalten, und dadurch den raschen Gang der Erzählung zu unterbrechen. Möchte doch Hr. Wulfert auch dieses neue köstliche Produkt Puschkins dem deutschen Publikum mittheilen! Möchte aber vorzüglich Puschkin selbst sein wahrhaft seltenes poetisches Talent nun auch einmal an einem wichtigern, ernstern Gegenstand versuchen; möchte er einige Jahre ernstern Bemühens daran wenden, durch ein größeres episches Gedicht seinem Vaterlande und sich ein bleibendes Denkmal zu errichten. — Unsre vaterländische Geschichte ist reich an erhabenen, einer Epopöe würdigen Gegenständen: Wladimir der Große, Johann der Ueberwinder Kasans, Jermak der Eroberer Sibiriens und so manche Helden der Vorzeit und so manche große Begebenheit, die uns unser Karamsin so schön geschildert hat, immer noch erwarten sie einen Sänger, der ihr Andenken für die spätere Nachwelt besinge.

6.

Die Pandora behauptet in einem Artikel über die Memoiren des Generals Lafayette, welcher augenscheinlich von einem Verfasser geschrieben ist, der sie nicht gelesen hat, „dieser General habe so wenig Theil an gedachten Memoiren, als an der Schlacht von Waterloo.“ Was nun diese Schlacht betrifft, so würde der Verfasser dieses Artikels, wenn er das Werk, das er beurtheilt, gelesen hätte, gefunden haben, daß die Details, die Regnault-Warin in seinen Memoiren von Lafayette aufgenommen, dem leztern mit einer Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden können, die sehr nahe an Wahrheit grenzt. Was die Echtheit der Memoiren betrifft, so sind wir berechtigt zu erklären, daß das, was die Pandora darüber sagt, um sie in zweifelhaftes Licht zu stellen, falsch ist. Es wäre lächerlich zu beweisen: Lafayette sey nicht der Herausgeber seiner Memoiren, da ja der Schriftsteller, der die Feder dabey geführt hat, genannt ist.

Aber daß diese Memoiren nicht echt seyen; daß die Documente, nach welchen sie verfaßt, entweder nicht historisch oder nicht officiel und nicht vom Gen. Lafayette selbst anerkannt seyen, kann nur von demjenigen behauptet werden, der Herrn Regnault-Warin vorwirft, nichts Neues in einem historischen Werke gesagt zu haben. Ein Geschichtschreiber, der aus der Geschichte einen Roman gemacht hätte, würde demnach Gnade vor seinen Augen gefunden haben.

Die Memoiren über den General Lafayette sind aber wahr; eben so beruhen die darauf folgenden über die constituirende Versammlung, von denen die Pandora die Discretion hatte zu schweigen — auf unbezweifelten Thatsachen. Wir sind beauftragt zu erklären, daß alle Piecen, die Bezug auf diese Sache haben, deren die Verläumdung sich bemächtigt hat, und besonders die Correspondenz zwischen dem G. Lafayette und Hrn. Regnault-Warin, bey einem Notar niedergelegt worden sind.

Nr. 66.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 17. August 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

III.

(Fortsetzung.)

Schon vor einigen Jahren begann der Heraldiker E. Lodge ein würdiges National-Unternehmen in seiner Sammlung von Bildnissen berühmter Männer und Frauen Britanniens (Portraits of illustrious personages of Great Britain), die nach gleichzeitigen, echten Originalen in öffentlichen Sammlungen oder Familienschätzen von den besten Künstlern gestochen sind. Die Sammlung war anfänglich nur auf 2 Bände angelegt, die aus 20 Heften, jedes von 6 Bildnissen, bestehen. Später wurde von diesen beyden Bänden eine wohlfeilere Octav-Ausgabe veranstaltet, die jezt in einzelnen Lieferungen erscheint, und auch gute Kupfer hat. Jedem Bildnisse ist eine biographische Skizze zugegeben, unter welchen mehrere von ausgezeichnetem Werthe sind. Der Verfasser hat sich nun entschlossen, einen dritten Band, gleichfalls in 10 Heften mit 60 Bildnissen, folgen zu lassen, wovon unlängst das erste Heft, oder das 21ste des ganzen Werkes, in der Folio-Ausgabe erschienen ist, wo unter den vortrefflich gestochenen Bildnissen Marlborough und die Herzogin von Richmond hervorstechen.

Der Hofdichter, Robert Southey, den man mit der Vollendung seiner Geschichte des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel — eines Buches, welches bey allen Flecken, die seine leidenschaftliche Partheysucht darauf gesprizt hat, doch eine Bereicherung der historischen Literatur ist — fleißig beschäftigt glaubte, erscheint auf einmal als rüstiger, wenigstens schneller Arbeiter auf einem andern Felde, und gibt in seinem Book of the Church (London, bey Murray 1824, 2 Bände, 8.) eine Geschichte der Kirche und des Kirchenthums in England, die mit leichter Feder geschrieben ist, und sich recht angenehm liest. Er habe, sagt er in der Vorrede, es nur auf eine kurze Uebersicht der Kirchengeschichte angelegt, der Stoff aber sey ihm unter der Hand gewachsen. Kein Wunder, wenn man den Stoff, welcher der Hand am nächsten liegt, so benuzt, wie es der Verfasser gethan hat, ohne mit Quellenforschung, mit historischer Kritik, wie sie unter uns Stäudlin in seiner Kirchengeschichte Großbritanniens (Göttingen 1819. II. 8.) zeigt, Zeit zu verlieren. Hinweisungen auf Quellen gibt er daher nirgend, und freylich enthält besonders seine Darstellung der frühesten Zeit so Vieles, wofür sich gar keine Quelle anführen läßt. Das Ganze ist nichts, als die Arbeit eines geschickten Stopplers, der die zugänglichsten Hülfsmittel mit gewandter Buchmacherkunst benuzt; aber sie könnte für eine Leserklasse doch recht nützlich seyn, wenn der Verfasser eine ruhige und unbefangene Darstellung gegeben hätte, und wenn sie nicht das Werk eines Partheymannes wäre, der mit allen Vorurtheilen eines Hochkirchlers — man erlaube den Highchurchman so zu nennen — die englische Kirche erheben und ihre Gegner demüthigen will. Aber die Befangenheit seiner Ansichten über die Staatsverhältnisse und seine leidenschaftliche Partheysucht bringt ihn nun einmal in unseligen Zwiespalt mit der Kritik, so oft er den Boden der Geschichte betritt. Er scheint mit der Ueberzeugung zu schreiben, daß seine Kirche immer fleckenlos gewesen ist, und wenn man ihn auch deßwegen zwar nicht von dem Vorwurfe, jene Forschung, die sein Urtheil hätte berichtigen können, vernachlässigt zu haben, aber doch von unredlicher Absicht freysprechen kann, so ist sein Buch darum dem Interesse der Wahrheit nicht weniger nachtheilig. Er steigt bis in die früheste vorchristliche Zeit hinauf, aber hier, wo sich nicht ein bequem zu benuzender Stoff darbot, und eigene Forschung nöthig war, um sicher zu gehen, findet man nichts, als eine dürftige Skizze, worin es nicht an Irrthümern und nachgesprochenen, unerwiesenen Behauptungen, z. B. über die Druiden, fehlt. Eben so ungenügend, und zum Theil unrichtig ist die Darstellung der ältesten Geschichte des Christenthums in Britannien, und es ist hier nicht einmal von den Culdeern, ihrer weit verbreiteten Wirksamkeit und ihrem Kampfe gegen die römische Kirche die Rede, ungeachtet Jamiesons bekanntes Werk die Mühe, zu den Quellen zu gehen, erspart hatte. In

den spätern Zeiträumen machten die kirchengeschichtlichen Abschnitte in Henry's Geschichte Englands und Burnet's bekanntes Werk die Arbeit noch leichter, und wenn auch die abgerissenen Glieder, die hier zusammengesezt sind, nicht den Eindruck machen können, den eine Darstellung hervorbringt, die das Ergebniß eigener Forschung ist; so würde man doch, wo solche Vorgänger dem Verfasser ausgemittelte Thatsachen dargeboten haben, ohne Anstoß über die gewandte Rede weglesen, wenn nicht gerade in diesen Abschnitten des Werkes die Partheysucht oft ihr Unwesen triebe. Während er in der Kirchengeschichte vor der Reformation bey der Darstellung des Betragens der katholischen Geistlichkeit die Irrthümer und Vorurtheile ihrer Zeit zu wenig beachtet, wo es darauf ankommt, ein Urtheil über ihre sittliche Verschuldung zu fällen, beschönigt er zu sehr die Verirrungen und Vergehungen der Stifter der englischen Kirche, die selbst, wie der weise Cranmer, von dem bösesten Beyspiele der alten Kirche, der Verfolgungssucht und dem Ketzereifer, nicht unangesteckt blieben. Und er, der so heftig gegen die „Römlinge" (Romanists) spricht, scheint doch selber dem Geiste ihrer Kirche zu huldigen, wenn er Andersdenkende verdammt, oder zu große Abkürzung äußerer Förmlichkeiten in der Religion bedauert, oder die Aufhebung der Klöster beklagt, und die Verweltlichung ihrer Güter fast Kirchenraub nennt. Die Geschichte wird von der Reformation bis zur Revolution im J. 1688 herabgeführt, wo mit der Staatsverfassung auch die bischöfliche Kirche befestigt wurde.

In dem Augenblicke, wo die Schwesterinsel, die seit Jahrhunderten sehr unschwesterlich von der herrischen Britannia behandelt wurde, von neuen Zerrüttungen zerrissen wird, geben uns die, dem Dichter Thomas Moore zugeschriebenen Memoirs of Captain Rock, the celebrated Irish Chieftain, with some account of his ancestors, written by himself (London 1824. 12.) die vollständigste und lebendigste Darlegung des seit Jahrhunderten gegen Irland befolgten gehässigen und falschen Systems. Das Buch gehört, der Einkleidung ungeachtet, um so mehr der Geschichte an, da der Verfasser die gewählte Einkleidung gar nicht benuzt hat, der Erzählung dramatische Eigenheit zu geben, und der bekannte Hauptmann Rock, den er zum Sprecher macht, kein anderes persönliches Merkmal hat, als seinen Namen. Dieser Hauptmann lebt gewissermaßen nur unter Zwietracht und Gesetzlosigkeit, und paßt daher nicht sonderlich dazu, in dem Tone des bittersten Unwillens gegen Irlands Unterdrücker, folglich gegen seine besten Freunde, zu sprechen. Wir hören durchaus nur den Verfasser reden, und wenn mithin sein Buch hinsichtlich der Anlage und des Plans der Darstellung im Ganzen manche Fehler hat, so ist es doch als eine Sammlung von Bemerkungen über die Geschichte Irlands und anziehenden Anekdoten sehr schätzbar. Der Verfasser hat sich durch sorgfältige Forschung genau unterrichtet, und er schildert das seinem Vaterlande widerfahrene Unrecht mit Wahrheit, Gefühl und Witz, in einem glänzenden Styl, den er freylich oft mit zu sichtbarem Streben nach Effekt, zu epigrammatisch zuspizt, und mit dem Reichthum seiner Belesenheit zu verschwenderisch ausstattet. Man höre, wie witzig er Irlands Unglücksgeschichte seit Heinrich II. einleitet: „Wenn im Jahre 1180 und einige Jahrhunderte später Jemand in Irland mit einer ungeschorenen Oberlippe ergriffen wurde, so hielt man ihn nicht für einen wahren Engländer, und man konnte ihn ohne Umstände plündern, und gegen geringe Buße tödten. Wenn im Jahre 1798 unter der Regierung der Lords Camden und Castlereagh Jemand in Dublin ergriffen wurde, der keinen Zopf hatte, so ward er gleichfalls nicht für einen wahren Engländer gehalten, und konnte von jedem treugesinnten Herrn, der einen hatte, nach Belieben gepeitscht werden. Dieß zeigt wenigstens, wie standhaft Irlands Beherrscher in ihren alten politischen Grundsätzen gewesen sind, und welche Wichtigkeit auf Schnurrbärte und Zöpfe eine Regierung legen mag, die sechshundert Jahre lang sich ernstlich darum bekümmert. In dem frühern Zeitpunkte blühten natürlicher Weise die Schnurrbärte der Familie Rock, da Verfolgung ihren Wuchs mehr befördert, als das beste Macassar Oel, und in der spätern Zeit wurden bekanntlich die abgestuzten Haare so furchtbar, daß nicht nur ein Heer von zwanzig- bis dreyßigtausend Mann, sondern selbst der gesunde Verstand und die Menschlichkeit des Lords Cornwallis nöthig waren, Alles wieder in Ordnung zu bringen." In demselben Tone bitterer Ironie werden die spätern Hauptereignisse in der Verfolgungsgeschichte Irlands erzählt, wie z. B. in der kräftigen Stelle, wo von der Bestrafung der hartnäckig treuen Irländer durch Cromwell, und der charakteristischen Belohnung, die ihnen Karl II. gab, die Rede ist. Doch wir wollen nur einige Bemerkungen ausziehen, welche den gegenwärtigen Zustand Irlands und die Ursachen der herrschenden Zerrüttung näher berühren. Zuerst über Kirchenthum und herrschende Kirche. „Bey Jupiter Ammon, sagt Clincher der Jüngere im Schauspiele: all meine Religion ist dahin, seit ich diese schönen Kleider trage — und gerade so ist es seit Konstantins Zeiten jedem Glauben ergangen, der den Pomp und Glanz einer Kirche annahm; was er an Reichthum und weltlichem Ansehen gewann, verlor er an Reinheit und geistiger Nützlichkeit. Der Grundsatz der Ausschließung, worauf alle Sekten mehr oder minder sich stützen, ist zwar, wenn er auf die künftige Welt angewendet wird, nicht so ganz schädlich; läßt man ihn aber auf die Angelegenheiten dieses Lebens einwirken, und wird er durch die Kraft eines weltlichen Verbünde

ten unterstützt, so geht nicht wenig Nachtheil und Unheil daraus hervor. So lange das Papstthum über die ganze Welt gebot, und Alle dieselbe Glaubenslivrer trugen, hatte sich dieses, der Kirchenherrschaft eigene, Uebel noch nicht entwickelt; als aber die Reformation das heilige Buch aufschloß, und Jedermann einlud, es bey dem Lichte des eigenen Verstandes zu lesen, entstand eine solche Menge von Glaubenslehren und Meynungen in Europa, daß die Auswahl einer einzigen, welche die ausschließende Genossinn des Staats seyn sollte, eine eben so reiche Quelle der Zwietracht wurde, als die Wahl des Schäfers auf Ida. Hier begann das endlose Unheil herrschender Kirchen. Die römische Kirche, durch Erstgeburt und Besitz stark, hielt ihr Macht-Majorat fest, wo sie konnte, und bediente sich aller ihrer alten inquisitorischen Künste, es zu behaupten. Der reformirte Glaube gab sich zwar für einen Verfechter der Meynungsfreyheit aus, behielt aber immer den alten päpstischen Widerwillen gegen Meynungsverschiedenheit, und wenn er sagte: „Ich stelle es euch frey, die Schrift nach eigener Einsicht auszulegen," so wurde doch hinzugesezt: „aber ich will euch eure Rechte nehmen, euch einkerkern und auch wohl verbrennen, wenn ihr sie nicht eben so auslegt, als ich." „Man kann daraus schließen, (fährt der Hauptmann Rock fort, der, obgleich ein Päpstler, doch nicht ganz Unrecht hat), daß ich eine herrschende Kirche für eine Hauptquelle der Zwietracht halte, in welcher Form sie sich auch zeige, und vor allen Dingen in der Art, wie sie in Jeland besteht. In allen andern Ländern hat man bey dieser Einrichtung die Gesetze der Vernunft und Natur in so fern beachtet, daß der Glaube der Mehrzahl des Volkes die vom Staate angenommene Religion geworden ist, und dieß ist, nach Paley, für den Hauptzweck einer Kirche, nämlich den religiösen Unterricht des Volkes, so wesentlich, daß dieser verständige Theolog es für die Pflicht des obersten Staatsbeamten hält, bey der Wahl des einzuführenden Glaubens mehr nach dem Glauben des Volks, als nach seinem eigenen sich zu richten. — In Irland aber, wo Alles, wie die Astronomen sagen, in antecedentia, gegen die Ordnung der Himmelszeichen, geschieht, hat man diesen einleuchtenden Grundsatz so ganz umgekehrt, daß man die Kirche von etwa 500,000 Seelen aus einer Volksmenge von sieben Millionen nicht nur als alleinige Sultaninn des Staats gekrönt, sondern selbst die wichtigsten Vortheile des Staats ihrem Stolze geopfert, und ein ganzes Volk um ihres Triumphes willen zu Sklaven und Bettlern gemacht hat." Merkwürdig ist, was der Verfasser über die sogenannten ersten Früchte, d. h. die Einkünfte des ersten Jahres jeder geistlichen Pfründe, sagt. Seit der Reformation mußten sie der Krone bezahlt werden, bis sie unter der Regierung der Königinn Anna zu einem Fonds bestimmt wurden, um den Inhabern schlechter Pfründen Zulagen zu geben, und Pfarrländereyen anzukaufen. Diese Abgabe wird, ungeachtet des gestiegenen Werthes des Kircheneigenthums, noch immer nach der unter Heinrich VIII. gemachten Schätzung entrichtet, und beträgt in England nicht mehr als jährlich 12,000 Pf., eine durchaus unzulängliche Summe. In Irland aber ist es noch weit schlimmer. Die Abschätzung der Pfründen wurde zur Zeit der Reformation, bey dem zerrütteten Zustande des Landes, nur in gewissen Pfarreyen gemacht, und die Geistlichkeit, die mit ihrer gewöhnlichen Schlauheit Vortheil von diesem Umstande zog, gründete darauf, trotz der positiven Gesetze, den Anspruch auf gänzliche Befreyung von der Abgabe, so daß dem Fonds aus einer der reichsten Kirchen der Welt jährlich nicht mehr als im Durchschnitt 370 Pf. zufließen, und selbst die Wenigen, welche die alte Schätzung zur Zahlung verpflichtet, bezahlen nicht regelmäßig. Aber wer gibt das Geld, wozu diese Abgabe bestimmt seyn sollte? Man höre. „In dem größten Theile von Irland wird kein Schilling zur Erbauung, Ausbesserung oder Verzierung der protestantischen Kirchen ausgegeben, der nicht nach einer vom Kirchspiel gemachten Schätzung den unglücklichen katholischen Bewohnern des Bezirks abgepreßt würde. Von den Kirchspielversammlungen, wo diese Abgaben beschlossen und vertheilt werden, durch das Gesetz ausgeschlossen, muß der arme Katholik, ohne zu wissen wofür, seinen lezten Pfennig dem Kirchspielvorsteher geben, oder man treibt die Kuh, die seinen hungrigen Kindern Nahrung gibt, in den Pfandstall." „Man wird es kaum glauben, sezt der Verfasser hinzu, daß eine der, von den reichen protestantischen Geistlichen den hungrigen Bauern abgeforderten Abgaben zum Ankaufe der Bestandtheile des heiligen Abendmahls bestimmt ist." Der Bischof von Clovne führt in seinem Bericht über einen, 1787 wegen der Zehnten ausgebrochenen, Aufstand ausdrücklich an, daß die Kirchspielversammlungen wegen der Erhebung von Abgaben zu jenem Zweck wären angefallen worden, wogegen ein ehrlicher Dissenter in seiner Antwort auf des Bischofs Schrift ausrief: „Wie, die Herren des Landes feyern selbst das Gedächtniß des Heilandes auf Kosten der Armen?" — In einer Verordnung über die Kirchspielabgaben heißt es, man habe hinsichtlich mehrerer vereinigter Kirchspiele, deren einige nur von wenigen, andere aber gar nicht von Protestanten bewohnt seyen, es für gerecht und billig gehalten, daß die zu einer solchen Vereinigung gehörenden Kirchspiele, die keine Kirchen und Kapellen haben, zur Erbauung und Ausbesserung der Kirchen in den Pfarreyen, womit sie vereinigt sind, Abgaben bezahlen sollen. das heißt, die katholischen Bewohner eines Kirchspiels, die mit einer andern Pfarrey vereinigt worden sind, um eine reiche Pfründe zum

Vortheil eines nicht anwesenden Pfarrers zu bilden, müssen für die Erhaltung einer Kirche sorgen, wo vielleicht nur wenige Protestanten ihren Gottesdienst halten. Und diese Verordnung ist nicht etwa ein Ueberrest des, gegen die Päpstler gerichteten, Systems, das die edlern Grundsätze unserer Tage längst verdammt haben, nein, sie ist vom März 1823!

(Die Fortsetzung folgt.)

Periodische Literatur.

Charis. Rheinische Morgenzeitung für gebildete Leser. Nr. 4.

Diese Zeitschrift, vom Freyherrn von Erlach redigirt, und von Herrn Karl Groos in Heidelberg verlegt, hat, so viel Rec. weiß, schon seit einigen Jahren bestanden. Ungefähr eben so, wie das Kunstblatt und das Lit. Bl. mit dem Morgenblatte, sind mit ihr Blätter für Kunst, Literatur und Alterthum verbunden. Diese sind, was man sagt, solid. Auch das Hauptjournal hat ehrenwerthe Mitarbeiter, z. B. Conz, Geib, A. Schreiber, Haug, Albrecht Ludwig Grimm u. a. Der Modeartikel der Theaterkritik darf natürlich nicht fehlen. Für Mannheim wird er vom Herrn Redacteur selbst besorgt, und verdient Lob wegen der Gedrängtheit und Freymüthigkeit, die mit der dramaturgischen Breite und dem verderblichen Histrionendienste, womit so manche andere Journale bald ihre Leser langweilen, bald dem Theater ihres Ortes schaden, erfreulich contrastirt. Auch die übrigen Theatercorrespondenten scheinen sich nach diesem Muster zu richten. Nur der anonyme, dreykreuzige Hanauer gehört augenscheinlich derjenigen Classe von journalistischen Vagabunden an, welche die leidige Mode der Theaterbriefeley dazu mißbrauchen, um gelegentlich dieß und das zu bellatschen, und auf Schriftsteller zu schimpfen, denen sie nicht werth sind, die Schuhriemen aufzulösen. Der Herr Redacteur wird wohlthun, ihn abzuschaffen. Solche Gemeinschaft ehrt nicht. Den Hauptinhalt machen Gedichte und Erzählungen. Anecdoten dienen zu Lückenbüßern. Eine Glosse zu Goethe's Thema:

Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

von F. M. Heßemer (in Nr. 3. v. d. J.) ist recht artig, besonders in den beyden Strophen:

Der tragische Dichter.

Nur durch Wahnsinn, Donner, Leichen,
Wuth, Mord, Teufel, Spuckgestalten
Kann man klassischen Werth erreichen.
Dieses nur muß man entfalten
Oder schnell die Segel streichen;
Wir, wir setzen Stoß auf Stoß.
Raserey nur dünkt uns groß.
Und nur der wird nachgeachtet;
Sind die Helden abgeschlachtet,
Sind wir jede Sorge los.

Das Publikum.

Weg mit Lust- und Trauerstücken,
Dem Geschmackverderb des Schönen;
Laßt zur Schlacht ein Heer anrücken,
Ein Gemetzel zwischen Tönen. —
Nach der Mahlzeit, welch Entzücken,
Wenn wir die Gedanken schonen!
Hundertmal kann uns erfreuen
Stets dasselb', ohn' Langeweilen;
Laßt uns drum zur Oper eilen,
Daß wir uns in ihr zerstreuen.

Grimms Geschichte des Prinzen Kadobad nach Tausend und Eine Nacht erzählt, zeichnet sich aus, ist aber für ein Tageblatt ein wenig zu lang.

Das Aeußere ist sehr elegant, und der Druck ungewöhnlich correct. Das läßt sich jedoch nicht behaupten von dem deutschen Style des angeblich Pariser Correspondenten, welcher in Nr. 12 schreibt: „Alles, was die Bühnen unserer Hauptstadt Geistreiches und Schaulustiges vorführten" rc. Wäre dieser angebliche Pariser ein Franzos, so hätte er gewiß die active und passive Bedeutung der Substantiven unterscheiden gelernt, und wüßte, daß es schaulustige Zuschauer gibt, aber keine schaulustigen Schauspiele.

Literarische Notizen.

Von Coleridge, dem geistvollen Uebersetzer von Schillers Wallenstein, ist ein Gedicht angekündigt, betitelt: The Wanderings of Cain. Es wäre sehr anziehend, zu untersuchen, ob es im Geschmack der Zeit, oder in der Ideen-Armuth so vieler englischer Dichter liegt, daß sie jezt so oft nach alttestamentarischen Gegenständen greifen.

Eine „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normanen, deren Ursachen und Folgen" ist unter der Presse.

Der Verfasser der „Highways and Byeways," von welchen auch in deutschen Blättern anziehende Bruchstücke übersezt erschienen, hat ein neues Werk vollendet, dessen Herausgabe man mit Verlangen entgegensieht.

John Clare, der Northamptonshire-Dichter, beschäftigt sich mit einem „neuen Hirtenkalender" (New Shepherd's Calendar).

Southey, der Gekrönte (von der einen Parthey mit Lorbern, von der andern aber mit Disteln: wir denken, er verdient weder das eine noch das andere), wird „A Tale of Paraguay" in einem Duodez-Bändchen herausgeben.

Krummacher's Parabeln wurden eben in das Englische übersezt.

Von Hebel's herrlichen Allemannischen Gedichten sind bereits einige kleinere in das Englische übersezt worden. Der Schwierigkeit wegen, welche die Mundart des Allemannischen für die Engländer hat, ward eine Uebertragung der sämmtlichen Gedichte verschoben, bis eine vollständige und treue Uebersetzung der Allemannischen Gedichte in das Hochdeutsche, welche nächstens zu erwarten steht, erschienen seyn wird. *)

*) Sie ist so eben an alle Buchhandlungen versandt worden.

Nr. 67.

Literatur-Blatt.

Freytag den 20. August 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

III.

(Fortsetzung.)

Literaturgeschichte. Es liegt nicht in dem Plane dieser Uebersichten, die Uebersetzungen, wodurch die englische Literatur sich jetzt, besonders aus der unsrigen, bereichert, anders als beyläufig zu erwähnen, aber wir müssen eine Ausnahme mit der, vor Kurzem erschienenen sogenannten Uebersetzung der Selbstbiographie Goethe's (Memoirs of Goëthe — so ist der Name gedruckt — written by himself. London 1824. 2 Bde. 8.) machen. Man braucht das Buch nur flüchtig anzusehen, um die schmähliche Verstümmelung zu erkennen, worin man den englischen Lesern das geistreiche Werk gegeben hat. Auf allen Seiten findet man die auffallendsten Beweise, daß es aus einer ungeschickt und leichtfertig gemachten französischen Abkürzung ins Englische übergegangen ist. Abgesehen von einzelnen lächerlichen Mißgriffen, daß z. B. Zachariä's Renommist zu einem robber (Räuber) gemacht wird, daß ein Collegien-Heft zu einem book anschwillt, daß die Rohheit der Studenten in Jena in eine savage ferocity (grausame Wildheit) sich verwandelt — so findet man hier nichts als Bruchstücke, wie sie der unwissende Bearbeiter zusammengestoppelt hat; fast die meisten bedeutendsten, inhaltreichsten Stellen fehlen, und wo Schwierigkeiten vorkamen, hat der leichtfertige Stümper oft Gemeinplätze untergeschoben, und nicht selten den Sinn gänzlich umgekehrt. „Diese schlechte Abkürzung ist nichts als das Caput mortuum eines Genienwerkes, eine Schande der englischen Literatur," sagt ein edel zürnender Beurtheiler im zweyten Hefte des Westminster Review, und er setzt hinzu, da Goethe's Ruhm dem ganzen Europa angehöre, und man noch in den spätesten Zeiten sich zu dem Originale wenden werde, worin die geheime Geschichte eines Geistes von seltener Kraft und merkwürdiger Eigenheit sich darlege, so sey es um so mehr zu bedauern, daß eine so ganz unwürdige Uebersetzung nur dazu dienen müsse, den Engländern das Original zu verschließen. An die bekannte „angebliche" Beurtheilung dieses Werkes im Edinburgh Review erinnernd, die „viel von jenem Talente enthalte, das ein redliches Gemüth nicht zu besitzen sich freue," schließt er, so wie man in Deutschland von jenem Aufsatze gesagt habe: das heißt in England recensiren, so werde man von diesen zwey Bänden, wenn sie je über den Kanal kämen, sagen: das nennen die Engländer übersetzen.

Für die Geschichte der neuern englischen Literatur geben gute Ausbeute die Memoirs of the life and writings of Mrs. Frances Sheridan, mother of the late Right Hon. R. B. Sheridan etc. By Alicia Lefanu (London 1824), die meist von Sheridan's Schwester, der Mutter der Herausgeberin, herrühren. Sheridan's Mutter ist als Verfasserin einiger Romane, z. B. Sidney Biddulph, Nurjahad, bekannt. Das Persönliche, das hier von ihr vorkommt, ist wenig bedeutend, aber ihre Bekanntschaft mit mehreren der ausgezeichnetsten Gelehrten ihrer Zeit gibt Gelegenheit, viele anziehende Gegenstände zu berühren, und die Verfasserin hat sie benutzt, und viele Anecdoten von Garrick, Richardson, Johnson, Boswell und Andern erzählt. Am Schlusse des Buches wird manches Neue über Sheridan mitgetheilt. — Auch psychologisch interessant ist die Sammlung der vertrauten Briefe des Dichters W. Cowper (Private Correspondence of Wm Cowper Esq. Now first published from the originals), von dessen Verwandten, J. Johnson (London 1823. 2 Bde. 8.) bekannt gemacht. Schon 1806 gab Hayley eine Lebensgeschichte des Dichters heraus, der in der Geschichte der neuern englischen Poesie einen neuen Zeitabschnitt beginnt (s. Lit. Bl. 1824. Nr. 25. S. 99), aber eigentlich lieferte sie nur Mittheilungen aus dessen Briefen. Schon darin legte sich sein verstimmtes Gemüth zu Tage. Man sah, daß während der langen Zeit seines Lebens, woraus jene Briefe sind, seine Seele immer krankhaft gestimmt war, und wenn er nicht wirklich an Geistesabwesenheit litt, stets die Annäherung eines solchen Zustandes fühlte, und doch immer die sichersten Mittel wählte, diesen Zustand herbeyzuführen, indem er

gewissen religiösen Ansichten nachhing, die sich seiner Seele bemächtigt hatten, obgleich sie mit seinem scharfen Verstande in Widerspruch waren. Die neuere Briefsammlung gibt uns über diese Umstände, die nach den frühern Mittheilungen, und auch nach der 1815 und 1816 erschienenen Denkschrift über Cowper's Leben, die von ihm selbst herrührte, noch dunkel und geheimnißvoll geblieben waren, die deutlichsten Aufschlüsse. Man sieht, daß die unwürdigen Begriffe von Gott, Menschheit und Natur, die C's Verstand trübten, und seinen Frieden störten, seinem Herzen fremd waren, wenigstens hier nicht den unreinen Stoff gefunden hatten, woraus sie waren erzeugt worden. Eine seltsame Mischung von Trübsinn und Humor, von Angewöhntem und Natürlichem! Diese Briefe zeichnen sich überdieß durch Leichtigkeit und Sprachreinheit aus, und sind größtentheils Muster des Briefstyls. —

Dichtkunst. Man hat die Ursache der schon lange auf der englischen Bühne herrschenden Unfruchtbarkeit an guten Lustspielen auch dort in dem Umstande gesucht, daß unsre alles verflächende Zeit selbst arm an Originalen ist, daß es keine auffallenden Kontraste mehr gibt, die Sitten nicht mehr pittoresk sind, und der Ernst des Lebens die anmuthige Leichtfertigkeit verbannt hat. Und doch, sollte man glauben, müsse sich dort, wo sich die Volkthümlichkeit noch in kräftigen Zügen ausprägt, der Beobachtung vielfachen Stoff darbieten. „Aber wie soll das Lustspiel blühen im papiernen Zeitalter? fragt man. Eine Literatur, die sich selbst mit den täglichen Erholungen des Volkes vermischt, muß nothwendig nach und nach Worte an die Stelle von Sachen setzen, und soll daher der Dramatiker die Ausschweifungen eines literarischen Zeitalters schildern, so muß er die Natur aus der zweyten oder dritten Hand nehmen, Schatten abschatten.“ Darin liegt Wahres; aber warum sollte ein glücklicher Geist nicht auch aus unsrer Zeit komische Charaktere und Situationen aufgreifen können, die, ohne übertrieben und phantastisch zu seyn, seiner Zeit angehören und deren Gepräge tragen? In England glaubte man unlängst diesen Phönix zu erblicken; es sey endlich, hieß es, nachdem ein Vierteljahrhundert lang Melodramen, Pantomimen, gemeine Possen, Hottentotten-Spektakel und Pferdegetrampel ihr Unwesen auf der Bühne getrieben, nun ein Lustspiel erschienen, und Pride shall have a Fall (London 1824. 8.) wurde mit dem vollständigsten und entschiedensten Beyfall in London aufgeführt. Croly, besonders durch sein Trauerspiel Catilina bekannt, ist der Verfasser. Ein solcher Beyfall verbürgt den Werth des Stückes noch nicht, aber an einige Vorzüge muß man dabey doch glauben. Die Handlung hat Interesse auf der Bühne; man hört den lebendigsten, komischen Dialog im echten Geiste des Lustspiels, der sich seit Sheridan vernehmen ließ; er ist selbst witzig, wenn man Wortspiele und irish Bulls dazu rechnen will, und mitunter auch gegen einen schalen Scherz nicht zu strenge ist; die eingestreuten Gesänge sind sehr artig, einige Stellen rührend. Daß es daran gerade genug ist, ein Publikum zu befriedigen, ja zu entzücken, wissen wir ja hier zu Hause, wo es wahrlich oft noch mit dürftigern Mitteln geschieht. Liest man aber das Stück, so wird man versucht zu glauben, daß noch viel von dem günstigen Eindrucke auf Rechnung der Darsteller kommen möge. Eine verwickelte, seltsame, unwahrscheinliche Anlage; Charaktere, die wenig Neuheit haben, so phantastisch sie aussehen, eine Entwickelung, die nicht kunstvoll herbeygeführt ist; manche Stelle, die an die Posse streift, und die Sprache eine Mischung von Versen und Prosa, deren Wechsel oft ganz willkürlich ist. Die Scene ist nach Sicilien verlegt, aber alle Charaktere haben ein durchaus englisches oder irländisches Gepräge, selbst Anspielungen und Witzworte sind englisch. Ein Husarenrittmeister, Lorenzo, der mit der Tochter eines Kaufmanns in Palermo verlobt war, kommt aus einem Feldzuge zurück, und der Vater seiner Geliebten ist durch Erbschaft zum Titel und zu den Gütern des Grafen Ventoso gelangt. Schon dieß ist ein Verstoß gegen das Volkthümliche, denn in Sicilien sind die nachgebornen Söhne des Adels wohl Müssiggänger und liederliche Gesellen, aber zu stolz, sich bürgerlichen Gewerben zu widmen, wie in England. Der neue Graf zerreißt das alte Verhältniß. Der verstoßene Liebhaber kommt im Anfange des zweyten Aktes zu seinen stutzerhaften Waffenbrüdern in einem Billardsaale (wir empfehlen angelegentlich, diesen Gedanken bald als Seitenstück zu den Küchen und Apotheken auf unserer Bühne zu benutzen) und es wird der Racheplan beschlossen, dem stolzen gräflichen Paare einen falschen Prinzen als Brautwerber zuzuschicken, wozu man einen berüchtigten Abenteurer aus dem Gefängnisse holt. Dieß ist die Verwicklung, und wenn wir hinzusetzen, daß die Braut der ersten Liebe treu bleibt, so läßt sich der Plan errathen. Der Verfasser hat sein ausgezeichnetes poetisches Talent auch hier in mehreren Stellen bewährt, unter andern in den geistreichen Zeilen über die Neugier, die an Mercutio's Beschreibung der Königin Mab erinnern.

Eine sehr willkommene Erscheinung ist die eben begonnene Sammlung jener edlen Ueberreste des englischen Dichtergeistes, der ältern Schauspiele aus dem Zeitraume, der mit Shakspeare's nächsten Vorgängern anhob, und mit Karl I. endigte, wo der alte Glanz der einheimischen Bühne erlosch. Diese Sammlung (The Old english Drama; a Selection of Plays from the old english Dramatists No. 1. London 1824.),

welche die frühern Sammlungen von Dodsley und andern ersetzen soll, eröffnet: The second Maiden's Tragedy, ein Stück, das um 1611 von einem unbekannten Dichter geschrieben wurde. Es ist hier zum ersten Mal nach einer, in Landsdown's Sammlung aufbewahrten Handschrift gedruckt, die ehedem Warburton gehörte, und so glücklich war, den vandalischen Händen seiner Köchin zu entgehen, die bekanntlich so manchen köstlichen Ueberrest der altenglischen Dichtkunst aufopferte, wenn sie um altes Papier zu den Pasteten ihres Herrn verlegen war. Das Stück verdiente der Vergessenheit entrissen zu werden; es ist das Werk eines echt dichterischen Geistes, und wenn auch als Ganzes nicht vorzüglich, doch durch einzelne treffliche Scenen und durch Adel und Reinheit des Gefühls ausgezeichnet. Die zweyte, bereits erschienene Nummer liefert: The Ball, ein Lustspiel von Chapman und Shirley, das keine der bisherigen Sammlungen enthält. Monatlich erscheint ein Heft.

Die in der zweyten Abtheilung dieses Ueberblickes angezeigten Costumes zu Shakspeare's historischen Schauspielen hat der Herausgeber, Planche, mit dem zweyten Hefte fortgesezt, das Heinrich IV. enthält. Er hat auch hier, von Douce und Meyrick berathen, mit löblichem Fleiße geforscht. Wo gleichzeitige Quellen für einen Charakter, dessen Original zweifelhaft oder dunkel war, nicht aushelfen konnten, hat guter Geschmack ihn geleitet. Fallstaff, den man auf der englischen Bühne zeither in einem Costum (einem Kleide mit weiten hängenden Ermeln) gab, das nicht älter als Heinrichs VIII. Zeit war, erscheint hier nach einem alten Denkmal in der Kirche zu Avel in Worcester, vom J. 1397, in engen langen Beinkleidern und Stiefeln. Der Stich ist nicht gut. Des Verfassers Bemühungen werden dazu beytragen, daß man nicht mehr Costume gibt, die mit der gegebenen Zeit ganz unverträglich sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dramatische Literatur.

Evadne, oder die Bildsäule. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Englischen des Richard Sheil bearbeitet von Theodor Hell. Dresden in der Arnoldischen Buchhandlung. 1822. 118 S. 8.

Wenn wir nicht irren, so hat schon früher, als Th. Hell, Methusalem Müller eine Uebersetzung dieses Stückes herausgegeben. Wenigstens haben wir vor 3—4 Jahren Probescenen daraus in der Zeitung für die elegante Welt gelesen, oder vielmehr gesehen, d. h. zu Gesichte bekommen. Darauf möchten wir die Vermuthung gründen, daß das englische Original einige Reize habe, konnten aber in vorliegender Hell'schen Bearbeitung keine Spur davon entdecken. Nach dieser zu urtheilen, ist an dem Trauerspiele nichts gut, als der Ausgang, das heißt: die Geschichte läuft gut ab, der boshafte Intriguant, der das ganze Stück hindurch sich damit beschäftigt, dem Leser moralischen Ekel zu erwecken, wird am Ende durch einen Zufall, oder, wenn man lieber will, durch seine eigne Unvorsichtigkeit verrathen, entlarvt und todtgestochen, wodurch sowohl die beyden Liebenden, als auch der Herzog, dessen sinnliche Verliebtheit zwischen sie getreten, oder eigentlicher von dem Intriguant zwischen sie geschoben worden ist, glücklich gerettet werden. Die Charaktere sind sämmtlich uninteressant, die Diction des Engländers scheint ein übel shakspearisirender Bombast zu seyn, der Dialog hingegen ist nicht ohne Bewegung und Leben.

Die Uebersetzung ist offenbar eine flüchtige Arbeit. Wenn z. B. Evadne S. 41. zu ihrem mißtrauischen Geliebten sagt:

> Ich habe Euer
> Unendlich theures Bild mir an ein Herz
> Gelegt, dem ihr nicht hättet mißtraun sollen;

so klingt das, als ob sie der Herzen mehrere hätte. Wenn der Intriguant S. 88. den Bruder der Evadne anreizt, in der Ermordung des Herzogs

> — eine That zu thun, um welche
> Die Vorwelt Euch beneiden wird;

so wird er wohl die Nachwelt meynen. Und daß S. 101. der Herzog ein Purpurbösewicht genannt wird, klingt ungefähr eben so, als wenn man ein schlechtes Pferd mit einer Scharlachdecke eine Scharlachmähre nennen wollte. Wir wollen unsere Leser mit mehreren dergleichen Einzelnheiten nicht aufhalten, da das ganze Product die Mühe nicht lohnt.

Uebrigens ist der vorliegende Abdruck, den die Buchhandlung broschirt ausgegeben, zugleich der Anfang des vierten Bandes einer Bühne der Ausländer, welche Herr Hell für die deutschen Theater besorgt; das besagt ein zweytes Titelblatt, welchem eine Zueignung an einen Freund des Uebersetzers und an dessen Gattin Elisa voransteht. Im Dedicationssonett heißt es u. a.

> Es wohne Lust in diesen heitern Kreisen
> Bey ernstem Geist, wenn sich das Hohe beut. (?)

Und milder Sinn, zum Helfen stets bereit,
Und deutsches Herz, nach unsrer Väter Weisen.

Wir hoffen, daß Herr H. unter dem „Hoben, das sich beut," nicht das Product verstanden wissen will, welches er hier der Lesewelt beut.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Der vor zwey Jahren zu Rom verstorbene Maler, Ritter Joseph Errante, war, wie der aus der Feder des Abbate Franz Cancellieri kürzlich erschienene, ihn betreffende Nekrolog meldet, im Jahre 1760 zu Trapani in Sicilien geboren. Nachdem er seine ersten Studien in seinem Vaterlande gemacht hatte, begab er sich zu seiner weitern Vervollkommnung nach Rom. Hier knüpfte er Freundschaft mit verschiedenen Gelehrten, namentlich mit dem Abbate Spedalieri, der sich unter seinen Zeitgenossen mit vorzüglichem Glücke auf das Studium der Philosophie legte. Von der Unterhaltung mit diesen Männern wußte er großen Nutzen zu ziehen, daneben zeichnete er sich noch in früher Jugend durch das Talent aus, die ausgezeichnetsten Meister, einen Raphael, Tizian, Domenichino, die Carraccis, und vor allen den Correggio solchergestalt nachzuahmen, daß man nicht selten seine Nachbildung für das Original nahm. Der König beyder Sicilien unterließ nicht, sein Verdienst hervorzuziehen; allein die Zeitumstände hinderten ihn, seine Protektion zu benutzen, und er brachte den größten Theil seines Lebens zu Mailand zu, wo er, ungeachtet des Glanzes, den der berühmte, alle Künstler seines Zeitalters in den Schatten stellende, Appiani um sich her verbreitete, dennoch sich sehr vortheilhaft auszeichnete. Zu den vorzüglichsten seiner Kunstwerke gehören: die über der Asche des Mausolus weinende Artemisia, der Tod des Grafen Ugolino im Kreise seiner Kinder; Endymion, Psyche in mehreren Darstellungen, u. a. m. Seine Schüler haben mehrere seiner Arbeiten mit gutem Erfolge in Kupfer gestochen. Auch an den Bildnissen mehrerer seiner gelehrten Freunde versuchte Errante seinen Pinsel, und ward dafür von ihnen mit Lobsprüchen und Versen überschüttet. Besonders großmüthig erzeigte sich gegen ihn der Herzog von Monteleone, der zur Zeit, da sie beyde außer ihrem Vaterlande lebten, ihm monatlich eine Pension von 60 Ducati auszahlen ließ. Errante ist auch Erfinder einer neuen Manier, die Gemälde zu restauriren. Ferner hat er zwey Abhandlungen herausgegeben; die eine über die Farben, deren sich die berühmtesten italienischen und flamändischen Künstler bedient haben; die andere unter dem Titel: Versuch über die Farben. Selbst sehr geübt im Fechten, hielt er diese Kunst für die Maler unserer Tage für eben so nützlich, als es die Gymnastik den Künstlern des Alterthums gewesen ist. Noch ging er auch damit um, eine Abhandlung über das Studium der Bewegung der Muskeln eines in Thätigkeit begriffenen lebenden Körpers herauszugeben: allein vom Tod überrascht, hat er dieselbe, nebst noch mehrern andern Arbeiten, wozu ihm seine fruchtbare Phantasie die Idee an die Hand gegeben hatte, nicht mehr vollenden können. Man geht damit um, ihm ein Denkmahl zu errichten, dessen Ausführung dem sicilischen Bildhauer Leonardo Fennino übertragen ist.

— Ein Verlust für die Freunde theatralischer Declamation ist der im lezten Spätjahr zu Florenz erfolgte Tod des 49 Jahre alten Schauspielers Paolo Belliblanes, eines Mannes, der, troz den Mängeln seiner Stimme, in gewissen Rollen ein großes Talent und nicht wenig Gefühl zu Tage legte. Ein Schauspieler zwar von Profession, sezte er seinen höchsten Ruhm gleichwohl nicht in Gelderwerb, sondern in der Theilnahme an der Verbesserung des italienischen Theaters. Mit allen dramatischen Kunstkennern stand er in freundschaftlichen Verhältnissen, stimmte in ihre patriotischen Ansichten mit ein, und war seinem Vaterlande eben so sehr, als seiner Kunst zugethan.

— Zu Neapel hat im Laufe des Jahres 1823 die kürzlich in dieser Stadt gebildete Archäologische-Herkulanensische Gesellschaft, oder Akademie, unter dem Titel: Memoria della Real Academia Ercolanese di Archeologia, den ersten Band ihrer gelehrten Arbeiten ins Publikum gebracht. Er enthält neben andern zwey Abhandlungen von Fr. Rossi, die eine über eine zu Capua aufgefundene Denkmünze von Crispus-Cäsar, dem Sohne Constantins, mit der Inschrift: Virtus exercit., die andere über eine Inschrift des P. Aelius Mucianus; sodann von Hrn. Andrés eine Abhandlung über den Commentar des Eustathius zum Homer, und eine geographische Karte, die sich vom Jahre 1435 herschreiben (?) und in welcher die Lage der Antillen bemerkt seyn soll; von Hrn. Avellino einen Aufsaz über eine im Jahre 1813 in einem alterthümlichen Grabmahle unweit Armento, in der Basilicata, gefundenen goldenen Krone. Diese Krone ist aus Eichenblättern geflochten, zwischen welchen sich kleine Zweige und Blumen hindurchziehen, in denen man Rosen, Narzissen und Epheu zu erkennen glaubt. Auf den Blumen und Blättern hat der Ciseleur Bienen abgebildet; auch erblickt man auf denselben vier weibliche und zwey männliche Gestalten. Hr. Carcani erläutert eine 1765, über dem Eingange des Isistempels zu Pompeji entdeckte, einen, wegen Wiederherstellung dieses Tempels unter die Zahl der Decurionen aufgenommenen Numerius Popidius betreffende Inschrift. Man findet in diesem ersten Bande der Memorie der Herkulanensischen Akademie auch noch eine Notiz in Betreff eines im Jahre 1818 zu Puzzoli aufgefundenen Fragmentes einer griechischen, dem Kaiser Hadrian von der phrygischen Stadt Cibyre geweihten Inschrift. Der Verfasser dieses Aufsazes ist Hr. Castaldi. Ein anderer Bericht hat ein griechisches, im Jahre 1055 dem Abbate v. San-Nicolo zu Monopolis zugestelltes Diplom aus den Archiven von Neapel zum Gegenstande. In einer dritten Notiz läßt sich ein Hr. Gargiulo über die bis auf den heutigen Tag fortdauernden griechischen Benennungen der zwischen dem Sarno und dem Vorgebirge der Minerva gelegenen Ortschaften vernehmen. Der zweyte Theil dieser Abhandlungen soll, dem Vernehmen nach, Zeichnungen der gedachten Akademie enthalten. — Unter dem Titel: Gli ornati delle pareti e dei pavimenti delle Stanze dell' antica Pompeia, ist unlängst in der königlichen Buchdruckerey zu Neapel ein Werk in Folio mit 107 Kupfertafeln erschienen, worin sich auf eine, für den Künstler und Alterthumsforscher gleich anziehende Weise die Verzierungen der Mauerwände und Fußböden des alten Pompeji dargestellt finden. Dieselbe Buchdruckerey hat auf ihre Kosten eine neue Ausgabe von Winckelmanns Monumenti inediti veranstaltet. Eine Gesellschaft von Gelehrten gibt in einzelnen Lieferungen und kleinem Formate die schönsten Antiken des Museums zu Neapel heraus; die Hälfte der Unkosten trägt die Akademie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 68.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 24. August 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

III.

(Fortsetzung.)

Es ist bereits in der Einleitung zu diesen Uebersichten im Allgemeinen von der bedeutenden Veränderung in dem Charakter der neuern englischen Romane die Rede gewesen. An jene vorläufigen Bemerkungen mögen nun einige Worte über die gelesensten Schriftsteller in diesem Fache geknüpft werden, wozu uns die neuesten Werke derselben Veranlassung geben. Es ist hauptsächlich dem beyspiellosen Glücke, welches die Werke des Unbekannten gemacht haben, zuzuschreiben, daß sich jezt mehrere Männer dieser Schriftstellerey widmen, die vor fünfzehn Jahren fast ausschließend in den Händen der Frauen war, seit die frühere Zeit, worin Fielding und Smollet glänzten, sich mit Goldsmith geschlossen hatte. Gegen die zahlreichen Frauen und Fräulein, deren Namen auf den Titeln der beliebtesten Romane standen, Edgeworth, Burney, Opie, Benger, Owenson, West, Brunton, Radcliffe, Lee, Porter und Andere, die mehr oder weniger Beyfall fanden, war William Godwin fast der einzige ausgezeichnete Schriftsteller, der das Frauengebiet betrat. Seitdem aber wurden die Frauen durch ein Heer von Schriftstellern fast ganz aus dem Felde geschlagen, das zuerst aus Schottlands Bergen, mit dem großen Unbekannten an der Spitze, hervorbrach. Ihm folgten zunächst Wilson, Lockhart, Galt, mit Hogg im Nachtrabe. Irland lieferte Maturin, und selbst über das Weltmeer schickten Brown, Cooper und Paulding eine Hülfsmacht. Dazu kamen mehrere Götter kleinerer Völker, wie die Verfasser des Cavalier, des King of the Peak, des Pen Owen. — Fast alle Frauen feyern. Marie Edgeworth ist ganz verstummt; Frau Opie erscheint selten, Anna Marie und Jane Porter führen uns nur zuweilen ihre Helden vor, wie die lezte unlängst ihren Duke Christian of Luneburg (London 1824. 3 Bde.), eine Erzählung, worin Herzog Christian von Braunschweig, die Gemahlin Friedrichs von der Pfalz und Ernst von Mansfeld auftreten, die aber weit unter ihren frühern Erzeugnissen steht. Außer drey später zu erwähnenden Schriftstellerinnen ist neuerlich keine aufgetreten, die auf Auszeichnung Anspruch hätte. Der veränderte Charakter des englischen Romans zeigt sich besonders in dem darin webenden Tone eines männlichen, kräftigen Gefühls. Man wird nicht mehr durch jene matte und unerfreuliche Empfindsamkeit abgestoßen, die man in den Erzählungen auch der geschicktesten Schriftstellerinnen, selbst in den Romanen der kräftig zeichnenden Radcliffe, fand. In diesen Männerromanen ist mehr Bekanntschaft mit Leben und Sitten sichtbar, und es lebt darin ein lebendiger, kecker Humor, während außer Marie Edgeworth keine Schriftstellerinn im Komischen leidlich glücklich war. In den Schilderungen häuslicher Scenen und Sitten — das Haus ist im Leben wie in der Literatur ihre Heimath — bleibt den Frauen noch immer der Preis, und ob ihre Nachfolger in der Herrschaft sie in Liebesscenen übertroffen haben, ist vielleicht zweifelhaft.

Wir haben des Schriftstellers, der zuerst mit Valerius auftrat, früher schon erwähnt. Es ist, einem wahrscheinlichen Gerüchte zufolge, Lockhart, ein junger Rechtsgelehrter in Edinburgh, bekannt durch einige Dichtungen und Uebersetzungen spanischer Romanzen, ein Dichter von ausgezeichneter Anlage, die freylich noch vieler Ausbildung bedarf. Sein Erstling im Romanengebiete war, bey aller Originalität der Erfindung und Kraft der Darstellung, im Ganzen ein mißlungenes Werk, eine entlehnte Beschreibung von Sitten und Gebräuchen, und selbst in dieser Beziehung, der kritischen Forschung ermangelnd, moderner Geist im antiken Kleide. Auf einer höhern Stufe stand Adam Blair, (Some passages of the Life of Mr. Adam Blair. Edinburgh 1822. 2. Aufl. 1824.), eine Erzählung, die zwar nicht sehr klar und faßlich in der Anlage, und nicht ohne Anstoß für das sittliche Zartgefühl war — ein Fehler, den man den englischen Romanen selten vorwerfen kann — dagegen durch ungemeine Kraft in der Ausführung und geistreiche Darstellung sich auszeichnete. Der Verfasser hat dieses Buch in der neuen Auflage (1824) glücklich verbessert,

und dem Tadel weniger Blößen gelassen. Dasselbe hohe Colorit findet man in allen Romanen dieses Erzählers, der mit sichtbarer Lust und Liebe zu dem verfaßten Gegenstande schreibt, in seinen Schilderungen nie kalt und matt, immer reich und warm ist, und häufig in lebendiger Munterkeit sich ergießt, aber freylich bey seiner Lebendigkeit nicht selten in störende Auswüchse sich verliert. Sein Reginald Dalton (Edinburgh 1823. 3 Bde.) ist eine reiche, gut angelegte Darstellung; die Verwickelung spannt die Theilnahme, die Charaktere sind größtentheils mit Wahrheit und einige meisterhaft geschildert, und bey aller Kraft, die der Dichter in rührenden Stellen zeigt, ist er frey von tränkelnder Sentimentalität. Mehrere Stellen sind von hoher dramatischer Wirkung, und die mit Liebe geschilderten Scenen aus der lustigen und losen Studentenwelt zu Oxford sind nicht wenig anziehend; minder erfreulich aber ist der Anklang von politischem Partheygeiste, der durch das Buch weht, und gegen die Whigs gerichtet ist. Der unbekannte Chorführer der Romantiker legt zwar auch seine politischen Ansichten deutlich genug zu Tage, wie z. B. in Old Mortality, wo die Covenanter, deren Anstrengungen Schottlands politische und religiöse Freyheit so viel verdankt, gewiß nicht im wahren Lichte erscheinen, und in mehreren Romanen, wo der Jakobitismus verschönert ist; aber nie verliert er die poetische Freyheit und Besonnenheit, die ihn stets in der Stimmung zu heiterer Ironie erhält, während der Verfasser des Reginald Dalton mit Galle schreibt. Sein neustes Werk; The history of Mathew Wald (Edinburgh 1824.) hat alle Vorzüge, aber auch die Mängel der frühern. Es ist ein weniger reiches Gemälde als sein nächster Vorgänger, mehr skizzirt, ein Seitenstück zu Adam Blair. Der Plan ist einfach, die Entwickelung der kräftigen Darstellung erschütternd. Einige Charaktere, besonders Johanna, sind glücklich ausgeführt. Die Erinnerung an die Fieberträume des Wahnsinns, wovon der Erzähler nach dem Tode seines Weibes und seiner frühern Geliebten ergriffen ward, ist originell und mit keckem Pinsel hingeworfen; aber mit wenigen Strichen wäre vielleicht noch mehr Wirkung hervorgebracht worden.

Der allzu fruchtbare Galt hat seinen spätern zahlreichen Geisteskindern die frische Lebenskraft nicht mitgeben können, die seinem ersten Werke (Annals of the Parish) Beyfall gewann. Sein Ringan Gilhaize, or the Covenanters (Edinburgh 1823. 3 Bde.), der auch an dem Familienfehler, Mängel in der Anlage und Uebertreibung in der Ausführung, leidet, ist eine trockene Erzählung der Schicksale der Covenanter von der Regierung der Regentinn Maria von Guise, bis zur Schlacht bey Killicrankie, und um diesen langen Zeitraum zu umfassen, werden Großvater und Vater des Helden ungeschickt eingeführt. Es ist dem Verfasser nicht wenig nachtheilig, daß er auch die Zeit berühret, worein einer der vorzüglichsten Romane des Unbekannten fällt, aber während dieser die religiöse Schwärmerey nur als Contrast benuzt, hat Galt den Einfluß des Schwärmerwahns isolirt dargestellt, jedoch nichts weiter gethan, als die Farben, welche ihm die gleichzeitigen Schriftsteller darboten, zu einem einförmigen Gemälde abstoßender Scenen zu gebrauchen. In seinem neuesten Roman: The Spaewife, a tale of the scottish Chronicles (Edinburgh 1823. 3 Bde), betritt der Verfasser gleichfalls den geschichtlichen Boden, worauf er schon so unglücklich war. Es ist kein hervorstechender Charakter da, der Theilnahme erwecken könnte, und die Wahrsagerin (Spaewife) selbst, ein Wesen, das ganz außerhalb des Gebiets der Natur steht, am allerwenigsten. Auch hier ist der Gedanke besser als die Ausführung, wie es dem Verfasser gewöhnlich begegnet. Die Abenteuer werden in einem gezierten alterthümlichen Styl erzählt. Galt muß das Gebiet nicht verlassen, worin er glücklich gewesen ist, die Schilderung der Sitten der geringern Volksklasse und des häuslichen Lebens der Schottländer, wenn er anders bey seinem nicht sehr umfassenden Talent noch neu seyn kann.

In jeder Hinsicht höher steht in diesem Gebiet der Verfasser der Erzählungen aus dem Leben der Schottländer (Lights and Shadows of scottish Life) und des Romans: The Trials of Margaret Lindsay (Edinb. 1823), Professor Wilson, wie man glaubt. Das frühere Werk enthält Gemälde, halb Novellen, halb Idyllen, welche die Eigenheit des schottischen Volkscharakters und der landschaftlichen Natur Schottlands glücklich auffassen, von einem milden Geiste durchweht, wiewohl die Darstellung oft zu eintönig ist, und nicht selten poetische Lichter aufgesezt sind, wo sie der Einfachheit und Wahrheit des Gemäldes schaden. Der spätere Roman hat gleichfalls Schönheiten nicht gewöhnlicher Art, und schildert in kräftiger Sprache die charakteristischen Tugenden des schottischen Landmannes, die Annehmlichkeiten seines einfachen Lebens, das häusliches Glück verschönert und Frömmigkeit in Trübsalen aufheitert. Die Prüfungen eines unschuldigen, frommen und liebenswürdigen Mädchens, die hier erzählt werden, ergreifen das Gemüth zu schmerzlich, und die Federn, wodurch der Verfasser es aufregt, werden schwach, weil er sie zu sehr und zu oft anspannt, und bey allen Reizen, die er durch seine pathetische Schilderung über seine Dichtung verbreitet, läßt sie doch keinen heitern, versöhnenden Eindruck zurück.

Jakob Hogg, der sogenannte Schäfer von Ettrick, hat sich durch seinen ersten Versuch: The Brownie of Bodsbeck, der 1818 mit einigen andern erschien, Ruf erworben, aber in keinem seiner spätern Romane etwas

Besseres geliefert. Selbst jener glückliche Versuch hat den Nachklängen aus den Waverley-Romanen viel von dem gewonnenen Beyfall zu verdanken; aber wenn auch hier die Erfindung, wie überall in seinen Dichtungen, nicht ausgezeichnet war, so zeigte sich doch eine reiche Phantasie und das in allen seinen Darstellungen sichtbare Vermögen, die beschriebenen Scenen dem Gemüthe des Lesers kräftig einzuprägen. Die spätern Erzählungen stehen tiefer; sie haben nicht den gebildeten Styl, der zu den Vorzügen der frühern gehörte, und sind weniger frey von Versündigungen gegen den guten Geschmack. Es wird dem Verfasser nicht schwer, auffallende Scenen und Ereignisse zu erfinden, aber ein harmonisches Ganzes zu bilden gelingt ihm nicht leicht. Die Geister- und Zauberwelt, worin er ganz einheimisch ist, muß ihm überall aushelfen, und der Reiz, der seinen, aus diesem Gebiete entlehnten Schilderungen eigen ist, entsteht aus dem Ausdrucke der Ueberzeugung, der in allen lebt. Man sieht, daß der Natursohn von Kindheit an begierig auf die Erzählungen gehorcht hat, die in seinem romantischen Heimathlande ihren Schauplatz haben, und der Einfluß jener Jugendgefühle hat seinen Mährchen ergreifende Lebendigkeit und Wahrheit gegeben. In seinen Winter Evening Tales (1821) ist schon ein merklicher Abfall, und es gesellt sich zu Rohheit und Verletzung des Zartgefühls eine nachlässige Ausführung. Noch tiefer sah man ihn in The three perils of man, or war, women and Witchcraft (1822) sinken. Er hob sich wieder in The three perils of woman (Edinb. 1823. 3 Bde.), wo wir, wie in der frühern Sammlung, Erzählungen aus dem häuslichen Leben in Schottland finden, deren erste zu Hoggs besten Dichtungen gehört.

Maturin hat in seinen frühern Werken, z. B. dem Schauspiel Bertram, den Romanen Montorio und Melmoth, ein bedeutendes Talent gezeigt. Jene beyden Romane gehören zu der Gattung, die durch Walpole's Schloß Otranto und die Erzählungen der Frau Radcliffe die Gunst der Lesewelt erwarb, und in Montorio hat der Verfasser, bey allen Mängeln der Anlage, sein Talent am meisten bewährt. Er scheint durch die Stimmen einiger übelwollenden Beurtheiler an sich selbst irre geworden zu seyn, und dem Antriebe seines Geistes nur ängstlich zu folgen; wenigstens zeigt sein neuster Roman: The Albingenses (London 1824. 4 Bde.), daß er zwar von dem auffallendsten Fehler seiner frühern Erzeugnisse sich frey gehalten, aber auch viele der Vorzüge, wodurch diese Fehler vergütet wurden, eingebüßt hat. Er hat sich hier den schottischen historischen Roman zum Muster genommen, um die Sitten eines bestimmten Zeitraumes in einer, auf geschichtliche Ereignisse gegründeten Erzählung darzustellen, und er eröffnet mit diesem Buche eine Reihe von Romanen, welche die europäischen Sitten vom Anfange bis zum Verfalle des Lehnsystems schildern sollen. Der Gedanke ist glücklich; ob aber der Verfasser durch fleißige Erforschung der Geschichte des Mittelalters zur Ausführung vorbereitet sey, ist die Frage; wenigstens haben die Schilderungen, die man hier findet, jenen unbestimmten und herkömmlichen Anstrich, den jeder geben kann, der nur leidlich im Froissart bewandert ist, und die gewöhnlichen Hebel der Ritterromane zu handhaben weiß, nicht aber jene lebendige Eigenheit und Anschaulichkeit, die nur die Frucht eines, mit poetischer Auffassungsgabe getriebenen Studiums seyn kann. Die Geschichte fällt in den Anfang des 13ten Jahrhunderts, in die Zeit des Kreuzzugs gegen die Albingenser in Süd-Frankreich, welche durch die Unterstützung einiger mächtigen Edlen in Stand gesezt wurden, ihren Feinden zu widerstehen. Der Plan ist nicht geschickt angelegt, und die Geschichte so weit ausgesponnen, daß das Interesse leidet. Charakterschilderung ist überhaupt nicht des Verfassers Stärke, und die Aufgabe, einen Charakter, der in sich selbst Haltung hat und der menschlichen Natur treu ist, nach geschichtlichen Bruchstücken und oft widersprechenden Winken zu schildern, sezt eine Kenntniß der menschlichen Natur und eine Feinheit des Takts voraus, die man selten findet. Maturin hat sich überdieß in eine gefährliche Berührung mit dem schottischen Erzähler gesezt, und unwillkürlich wird der Leser, selbst wo keineswegs eigentliche Nachahmung sichtbar ist, durch den Ton und Geist des Buches und durch manche Charaktere an Ivanhoe und Old Mortality erinnert. Nur ein Charakter, der Bischof von Toulouse, hat frisches Leben und Haltung, und doch findet man auch in diesem Bilde nur wenig hervorstechende Züge, und nicht jene feine Pinselstriche, die dem Gemälde erst Wahrheit und Zartheit geben. Dieser Mängel ungeachtet, liest man das Buch mit Antheil, und es bestätigt die Erwartung, daß der Verfasser bey höherer Ausbildung seiner schönen Naturgaben etwas Ausgezeichneteres liefern könne.

(Der Beschluß folgt.)

Nothhäk'chen.

Seitdem Herrn Nürnberger's gereimte Verdeutschung der Aeneide erschienen ist, hat man die Apostrophen, welche unstatthafte Verschluckungen der Selbstlauter andeuten, nicht ganz ungesalzen „Nürnberger Nothhäk'chen" genannt. Aber Herr N. hat es dabey nicht bewenden lassen, er hat in seinem gereimten Horaz auch Nothhaken fabrizirt, z. B. den Bd. 2. S. 88:

Ei, ei, Herr Wirth, mein guter Telephus,
Wo denkst du hin? giebst du uns Trinkenslust'gen Gästen
Geschichten nur von Codrus, Inachus,
Von Acak's Herkunft, vom Trojaner-Krieg zum Besten;
Und läßt's dagegen uns an Chier-Wein,
An einem kräft'gen Bad und warmen Zimmern fehlen.

Ich meyne weder das Häklein in den lust'gen Gästen, noch das Häklein des Acaks oder des kräft'gen Bades; ich meyne den großen Feuerhaken: läßt's, welcher gleich zwey Worthäuser (lässest es) in einen einzigen Schutthaufen verwandelt, und vielmehr für eine Abbreviatur, als für eine Buchstaben-Elision zu achten ist. Uebrigens gebraucht Hr. N. nicht nur die grammatikalische, sondern auch die rhetorische Apostrophe als Nothhaken; er redet die Personen und Gegenstände an,

so oft es sein Versmaß erfordert, und wenn man in seinem Horaz Strophen wie folgende liest:

O Musen-Königinn! o du Calliope!
O steig herab zu mir aus lichter Himmelshöh'!
Dein süßer Sang wird meine Sehnsucht stillen.
Dein Saitenspiel mein Ohr mit Wollust füllen. —

so glaubt man sich in die apostrophischen Zeiten Chronegks versezt, welcher in den Einsamkeiten Ges. 1. (S. 7. Bd. 2.) sang:

O! Himmel! und ich sah „ „ O Zeit! du bist vergangen!
Nun eine Zähre sah ich auf Zemirens Wangen
Von Zärtlichkeit erregt; zum Lohn für meinen Schmerz
Entzückte dieser Blick mein zärtlich schmachtend Herz.
Mein Schmerz selbst wurde Lust, getheilt mit meiner Schönen.
O lang beseufztes Gut! o unvergeßne Thränen!
O Seele, denke du! denn sagen kann ichs nicht;
Denk nur an jenes Glück, das noch dieß Herz durchbricht.
Wie, Seele, war dir da, als mir Zemire sagte,
Sie fühle das für mich, was ich ihr seufzend klagte?
Wie fühltest du nicht da der Wollust Ueberfluß,
Als du mir fast entgingst, versenkt in einen Kuß?
So bist du denn vorbey, o Zeit voll Seligkeiten?
Umsonst nur ruf ich dir und seh dich noch von weiten.
Doch stürme nur, Geschick, weil du so grausam bist;
Betrübe mich noch mehr, wenn es dir möglich ist.

St.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Zu Mayland hat Hr. G. Custodi, unter dem Titel Scritti Scelti inediti e rari etc. eine Sammlung von kleinern, theils ungedruckten, theils seltenern und weniger bekannten Schriften und Aufsätzen des schon 1789 zu London verstorbenen, als Literator und Kritiker bekannten, und als Reisebeschreiber vielfältig gelesenen Joseph Beretti herausgegeben, (2 Bde in 8. bey B. Bianchi und Comp.), wovon der Briefwechsel, den dieser Gelehrte während seines mehrjährigen Aufenthaltes in London mit seinen Anverwandten und Freunden unterhalten hat, den bedeutendsten Theil ausmacht, und mehrere andere Aufsätze, wie z. B. die Geschichte eines Prozesses, in den er eines unvorsätzlichen Mordes wegen verwickelt wurde, die Beschreibung von London, das Erdbeben von Messina und a. m. nicht wenig Unterhaltung gewähren. Zum Theil neue, Hrn. Beretti betreffende biographische Notizen hat der Herausgeber beygefügt. — Zu Venedig wird die italienische Uebersetzung der allgemeinen Biographie alter und neuer Zeit mit demselben Eifer, wie zu Paris das französische Original, fortgesezt. Eine große Anzahl italienischer Gelehrter, und namentlich die Herausgeber der Biblioteca Italiana und der Antologia di Firenze tragen zu der Vervollkommnung jenes Werkes mit bey, und außerdem werden den Mitarbeitern an der Biografie noch von verschiedenen andern Orten her Bemerkungen und Berichtigungen mitgetheilt. Von Neapel aus hatte man sich unzufrieden darüber erzeigt, daß in dem Originalwerke des berühmten, für den Tullius seiner Zeit geltenden Francesco d'Andrea keine Erwähnung geschehen war, und eben so hatten die Venetianer mehreren ausländischen Biographen lebhafte Vorwürfe darüber gemacht, daß sie es unbemerkt gelassen, daß der oben erwähnte Beretti der Verfasser der einst unter dem Namen Scannabue herausgekommenen Frusta letteraria gewesen sey, einer Schrift, die besonders viel zu dem hohen Rufe des Verfassers beygetragen habe, und als ein Muster literarischer Zeitblätter gelten könne; so daß man in Italien die Hofnung nährt, diese und ähnliche Auslassungen in Kurzem vervollständigt zu sehen. — Der Kaiser von Rußland soll dem Gelehrten Melchior Gioja, als dem Verfasser der Schrift: Nuovo progetto delle Scienze economiche, einen Wechsel von 20,000 Fr. haben zugehen, und zugleich hundert Exemplare seines aus acht Quartbänden bestehenden Werkes von ihm verlangen lassen.

Zu den, zumal für Italien nutzbaren, literarischen Unternehmungen der neuesten Zeit gehört auch die, von Francesco Cardineli unternommene, und bereits zu mehreren Bänden gediehene Raccolta d'autori Italiani, che trattano del moto delle acque etc., d. h. Sammlung derjenigen Italienischen Schriftsteller, welche über die Wissenschaft der Hydraulik geschrieben haben. (Bologna bey Marsigli, in 4.) Schon lang, ehe die übrigen Nationen Europa's mit den Fundamentalgrundsätzen der Hydraulik genauer bekannt waren, übten die Italiener, vermöge ihrer Kenntniß der mathematischen und Naturwissenschaften, die Kunst, den Lauf der zahlreichen, ihre Provinzen durchfurchenden Gewässer zu regeln. Ein Galiläi, Torricelli und ihre zahlreichen Schüler konnten nicht umhin, ihre Aufmerksamkeit auf die Mittel zu richten, um von ihren Entdeckungen in einer neuen Wissenschaft zur Verbesserung ihres Landes Gebrauch zu machen. Die ganze Sammlung ihrer zahlreichen Beobachtungen mit allen sich aus denselben ergebenden Folgerungen ward schon in den Jahren 1766 und 1768 zu Parma in sieben Quartbänden durch den Druck bekannt gemacht. Eine dritte und lezte Ausgabe derselben Schriften und Abhandlungen war 1774 zu Florenz erschienen. Die Sammlung des Hrn. Cardineli ist nach einem umfassenden Plane angelegt. Sie besteht aus drey Abtheilungen, deren erste nichts weiter enthält, als in einem erneuerten Abdrucke die schon in den frühern Ausgaben enthaltenen Produkte Italienischer Autoren, die zweyte eine Anzahl ungedruckter Aufsätze über denselben Gegenstand, aus öffentlichen Bibliotheken, nebst verschiedenen andern, zwar schon bekannten, aber noch nie zusammengedruckten Abhandlungen Italienischer Schriftsteller über denselben Gegenstand, und die dritte hydraulische Werke von verschiedenen ausländischen Verfassern liefern soll. Demzufolge wird das Ganze eine Art von vollständiger Bibliothek des Wichtigsten, worüber die Hydraulik und ihre Anwendung auf die Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens erschienen ist, bilden. Die bis jezt erschienenen Bände enthalten folgende, von größtentheils rühmlich bekannten Mathematikern, Physikern und Ingenieurs herrührende Abhandlungen; kleinere Schriften und Aufsätze: von der Natur der Ströme, von D. Guglielmini mit Anmerkungen von E. Manfredi; von der Messung der laufenden Wasser, von demselben Verfasser; des Archimedes hydrostatische Lehrsätze; eine Abhandlung von Galiläi über dieselbe Materie; noch eine Abhandlung über die Messung des laufenden Wassers von Castelli; über die Lagunen von Venedig, von A. Borelli; über die Verbesserung des Chiana-Thales in Toscana, von Torricelli; über die Anschwemmungen und das Einfressen des Arno, von V. Viviani; mehrere Abhandlungen über die Bewegungen der Gewässer, von Guy Grandi; über die Wässerungen, von Narducci; über die Art und Weise, den Flüssen eine Richtung zu geben, von Michelini; über die Verbesserungen des Pisanischen Gebietes, von L. Alvizi; über das Adriatische Meer und seine Strömungen, und endlich verschiedene Aufsätze E. Manfredi's, in Bezug auf Hydraulik und einige Lokal-Fragen, über die man seinen Rath erverlangt hatte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 69.

Literatur-Blatt.

Freitag den 27. August 1824.

Sprachkunde.

Wuk's Stephanowitsch kleine Serbische Grammatik, verdeutscht und mit einer Vorrede von J. Grimm. Nebst Bemerkungen über die neueste Auffassung langer Heldenlieder aus dem Munde des Serbischen Volkes u. s. w. von J. S. Vater. Leipzig und Berlin, G. Reimer. 1824. 8. LXXI und 104 S.

Wir leben in einer überaus rührigen, geistig aufgeregten Zeit, und man sieht mit inniger Freude auf die immer üppiger und reicher aufblühende Saat deutscher Gelehrsamkeit, die im Schirm des Friedens sich kräftig aller Orten erhebt und verbreitet. Die allerneueste Zeit rühmt sich einer bedeutenden Anzahl von philosophischen, philologischen, juristischen und andern Werken, die an innerm Gehalt und Tüchtigkeit, an Gelehrsamkeit und Gründlichkeit alles weit überstrahlen, was das Ausland näher oder ferner erzeugt. Mag und Frankreich in positiven Wissenschaften manche Ausbeute gewähren; mag England unsere Kenntnisse über entfernte Länder fördern (und nebenher mit seinen Romanen überschwemmen); mag Italien die archäologischen Wissenschaften (freylich leider nicht von einem wissenschaftlichen Standpunkte aus) bebauen: der Deutsche zieht die Gränzen seines Strebens nicht so eng; das weite, reiche Feld der Literatur pflegt er mit liebendem Fleiß, mit unermüdeter Sorgfalt, und was Grieche und Römer, was Engländer und Franzose in allen Zweigen des Wissens errungen, eignet er sich an, verarbeitet die rohen Massen, belebt den todten Stoff, und verdient sich so mit Recht den Namen des Schirmers und Hüters der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft.

Der Herausgeber des vorliegenden Buches, Hr. Jakob Grimm in Cassel, ist eine Zierde des gelehrten Deutschlands. Seine deutsche Grammatik ist ein Werk, deßgleichen keine Nation aufzuweisen hat. Nicht weniger verdienstlich ist die Herausgabe von Wuk's Stephanowitsch Serbischer Grammatik in deutscher Sprache, um des mannichfachen Interesse's willen, welches der allgemeinen Sprachwissenschaft daraus erwachsen kann, so wie der reichen Quellen wegen, welche die Serbischen Dichtungen bieten, von denen Hr. Grimm sagt, sie seyen so beschaffen, daß sie das übrige Europa, dem sie bisher verborgen blieben, in Staunen setzen würden. Bereits sind die nöthigsten Vorarbeiten abgethan, welche uns den Genuß dieser Schätze sichern; denn der Verfasser dieser Serbischen Grammatik hat schon 1818 ein Serbisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch, und 1823 und 1824 eine Sammlung von Serbischen Volksliedern in drey Bänden zu Wien herausgegeben; auch ist zu erwarten, daß Hr. Grimm nicht auf halbem Wege stehen bleiben, und uns tiefer in das Wesen dieser Sprache einführen werde, als dieß in einer, blos den Grundlinien nach angedeuteten Sprachbildungsweise der Serben möglich war.

Für das größere Publikum ist die Vorrede von Grimm das Anziehendste in diesem Werkchen. Zuerst wird hier bestimmt, wo die Serbische Mundart, „unter allen südslavischen die kräftigste", gesprochen werde, und zwar läßt H. G. sie oben von der Kulp, unten vom Timek begränzen, und unter fünf Millionen Menschen leben (p. IV.). Diesem folgt eine kurze Darstellung der Bildungsgeschichte der slavischen Mundarten, wo freylich noch manches im Dunkeln liegt, da die ältesten auf uns gekommenen Handschriften aus der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts, und bis jetzt noch nicht in treuen Abdrücken herausgegeben sind. Dieß sind natürlich Werke kirchlichen Inhalts, und es übt überhaupt, wie S. XI. dargethan wird, die slavische Kirchensprache, welche aus dem ehemaligen, nun fast spurlos untergegangenen Pannonischen Dialekt entsprossen seyn soll, auf die Serbische Sprachbildung noch jetzt ein Ansehen, welches das Gedeihen des Studiums des Volksidioms und das Erwachen einer Literatur hindert oder doch verzögert. „Eine der ausgezeichnetsten, lieblichsten, slavischen Mundarten" (sagt H. G. S. XII.) „lebt und webt unter dem Volke fort, nur ihre Literatur liegt im tiefsten Schlummer:, aller der unberechenbaren Vortheile, die aus geistiger Sprachbildung für Volksbildung hervorgehen, muß der

Serbe bis jezt entbehren." Die Ursache dieses Zurückbleibens der Schriftsprache der Serben sucht H. G. in dem Wahn der Serbischen Geistlichen und Gelehrten, als sey ihre Landessprache nichts als ein „aus der Cyrillischen Kirchensprache entstelltes, durch türkische Wörter vollends verderbtes Idiom, das man billig gemeinen Hirten und Bauern überlasse." (S. XIII.) Wie höchst unverständig eine solche Ansicht sey, beweisen die nun vorhandenen Schriftproben hinlänglich, auch die Erfahrung spricht gegen Unbildsamkeit dieses Idioms, sintemal die lateinischen Südslaven in Illyrien „ganz dieselbe Mundart seit dreyhundert Jahren pflegen und sorgfältig andauen." (S. XVI.)

Im Jahr 1814 gab denn Herr Wuk seine Serbische Grammatik zuerst heraus, um der Sprachkunde seiner Landsleute endlich eine feste Begründung zu geben, das Sammeln der vorhandenen, im Munde des Volks lebenden Schätze zu erleichtern, schriftstellerische Thätigkeit in diesem Idiom zu fördern und dem Auslande eine neue Quelle geistigen Genusses zu eröffnen.

Herr Grimm beginnt von S. XVIII. über das poetische Talent der slavischen Stämme überhaupt zu verhandeln, und führt die wichtigsten Sammlungen ihrer Volkslieder an, wobey wir der von Bowring hätten gedacht wissen mögen, denen nur leider, wie auch der Buss'schen Sammlung, der Originaltext zur Seite fehlt. S. XX. spricht unser Verf. denn von den Serbischen Liedern im Besondern, und von der Sammlung derselben, durch Herrn Wuk veranstaltet, wovon eine neue Auflage zu Leipzig eröffnet wird. Ehe die Einleitung zu dieser Sammlung, welche sich über den Charakter der Serbischen Lieder verbreiten wird, in die Hände des Publikums gelangt, wird eine kurze Andeutung ihres Gehaltes, wie sie H. G. S. XX. gibt, hier an ihrer Stelle seyn. Dieser zufolge theilen sich die von H. Wuk mitgetheilten Lieder in Weiber-, Männer- und Heldenlieder. „Die Weiberlieder gewähren, sagt Grimm, eine lyrische Poesie, wie sie sich so klar und innig bey keinem der neuern Völker ergossen hat. Was epische Volksdichtung sey, wie sie sich gestalte und fortpflanze, welche natürliche, überraschende, keiner Kunst erreichbare Kraft der Erfindung ihr zu Gebot stehe, wird man aus den Männer- und Helden-Liedern studiren können, deren Inhalt Mährchen, Sagen und neuere Geschichte umfaßt und sich mit den Denkmählern ferner Völker berührt. Metrum und Sprache haben in diesen Liedern den reinsten Fluß."

Was bis S. LIV. folgt, enthält Untersuchungen über die Eigenthümlichkeiten der slavischen Sprachform, besonders in der Serbischen Mundart, und des Verhältnisses ihrer Bildung zu der anderer slavischer Mundarten, und aller dieser zu dem Deutschen; darüber zu berichten, entspräche kaum dem Zweck unseres Blattes; Sprachforschern genügt die Andeutung; sie werden ihre Wißbegierde an der Quelle selbst befriedigen.

Des würdigen J. S. Vater's Bemerkungen, deren Inhalt wir bey Angabe des Titels berührten, betreffend, so enthalten sie eigentlich wenig, was wir nicht schon aus H. Grimm's Vorrede gewußt hätten; unsern Dank aber verdiente er sich besonders durch seine Uebersetzung eines Serbischen Heldenliedes, überschrieben: „Die Hochzeit des Maxim Cernojewitsch." An Homer und Ossian erinnert, unsrer Ansicht nach, dieses Heldenlied eben nicht, wohl aber an manche schottische und spanische Heldenballade: an erstere durch den Ton des Ganzen, an leztere durch einzelne, bald überaus zarte, bald kräftige Züge.

Wir schließen mit dem Wunsche, die Einfachheit und Klarheit, welche in der vorliegenden Serbischen Sprachlehre herrscht, möge vorerst in den Serbischen Distrikten viele Beförderer dieser aufblühenden Literatur erzeugen, und in Deutschland den Freunden der Volksdichtung vorzüglich ein Mittel werden, uns neue Schätze zuzuführen. X.

Ueberblick der englischen Literatur.

III.

(Beschluß.)

In einem neuen historischen Roman: St. Johnstoun or John Earl of Gowrie (Edinburgh 1823. 3 Bde.), tritt eine Schottländerin — wie öffentliche Nachrichten sagen — in die Fußstapfen ihres berühmten Landsmanns, und auch wer der Nachahmereyen jenes Vorbildes überdrüssig geworden ist, nehme doch dieses Buch wieder in die Hand, wo sich viel selbstständiger Geist, viel Kunstfertigkeit zeigt. Die sehr anziehende Geschichte ist mit der geheimnißvollen, noch immer nicht aufgeklärten Verschwörung unter Jakob VI., worin der Graf von Gowrie und sein Bruder Ruthven fielen, geschickt verwebt. Die Charaktere sind zwar weder neu noch originell, doch gut gezeichnet und nicht ohne Haltung. Ruthven und eine Katholikin sind die kräftigsten Bilder, die an die besten in der Waverley-Gallerie erinnern. Die Verfasserin hat einige, das Zeitalter bezeichnende Scenen glücklich dargestellt, z. B. die Aufführung des Sommernachtstraums unter freyem Himmel in Edinburgh, zum großen Aergerniß der Presbyterianer, und ein Hexenverhör in des Königs Gegenwart. In den Scenen, wo kräftiges Gefühl ausgesprochen wird, ist sie sehr anziehend, und ihre Beschreibungen sind wahrhaft malerisch.

Cooper in New-York hat schon in seinen frühern Romanen The pionneers und The Spy ausgezeichnetes Talent in der Schilderung von Charakteren und volksthümlichen Eigenheiten gezeigt, und die Gemälde, wozu ihm das Leben der Ansiedler in Amerika Anlaß gibt, haben viel Anziehendes, wiewohl die Phantasie sich nicht recht

heimisch auf einem Boden fühlt, wo keine volkthümlichen Erinnerungen und Sagen aus der Einsamkeit der Wälder uns winken. Der neuste Roman: The Pilot, a tale of the Sea (London 1824. 3 Bde.), ist ein Seestück, mit kräftigem Pinsel gemalt, doch nichts weniger als Nachahmung Smollet's, dessen Schilderungen meist humoristisch sind, während der Pilot mehr Scenen ritterlicher Art hat. Die Geschichte fällt in den amerikanischen Revolutionskrieg, der künftig einmal, wenn ein Paar Jahrhunderte dazwischen liegen, die Reize einer romantischen Zeit für die Amerikaner haben wird. Die Geschichte hat manche Unwahrscheinlichkeiten in der Anlage. Der Gegenstand ist die Landung des gefürchteten Paul Jones an der Nordostküste von England, wo ein standhafter Königsfreund, nach seiner Flucht aus Amerika, sich angesiedelt hatte, den die Seeräuber sammt seinen schönen Nichten entführen wollen. Die Gefahren, welche die Abenteurer auf der See und bey der Erstürmung des Landhauses bestehen, sind der Hauptinhalt der Geschichte, der eine glücklich gezeichnete Gruppe seemännischer Charaktere ihre Vorzüge gibt.

Eines neuern Werkes: Sayings and doings, a Series of sketches from life (London 1824. 3 Bde.), mag nur im Vorbeygehen erwähnt werden, weil partheysüchtige Beurtheiler in England es unverdient gepriesen haben. Der Gedanke, ein Sprichwort in einer Erzählung zu erläutern, oder, wie der ungenannte Verfasser sagt, die Sprüche der Alten mit den Handlungen der Neuern zu vergleichen, ist nicht unglücklich, und könnte anziehend ausgeführt werden. Davon ist hier nichts zu rühmen. Die Sprichwörter sind zu allgemein, und treten nicht als klares Ergebniß aus der Erzählung hervor; ein thöriger Mann z. B. läßt sich von einem schuftischen Advokaten prellen, und am Ende der Erzählung steht mit großen Buchstaben der Spruch: Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wie die Erfindung dürftig und matt, ist, mit Ausnahme der ersten Erzählung, die Ausführung höchst mittelmäßig. Dabey eine entschiedene Feindseligkeit gegen alle freysinnigen Ansichten über Staatsverhältnisse, und gegen alle, die nicht vor den Götzen sich beugen wollen, vor welchen die Sachwalter der Willkürherrschaft knieen. Genug als Warnung, damit Niemand sich verleiten lasse, das langweilige Buch mit anderer Spreu, deren jezt zu viel über den Kanal herüberfliegt, zu uns zu bringen. — Willkommnere Gaben sind die Erzählungen zweyer Schriftstellerinnen, deren noch mit einigen Worten gedacht werden muß: Ellen Ramsay, a Novel of fashionable life (London 1824. 3 Bde.), von Frl. Hannah W. Moore, die geistreich und lebendig erzählt, und in der Schilderung der Aeußerungen des sittlichen Charakters nicht unglücklich ist. — Trials, a Tale, written by the Author of the Favorite of Nature (London 1824. 3 Bde.), erzählt die Geschichte zweyer hart geprüften Frauen, und ein wenig Hinneigung zur Frömmeley abgerechnet, hat die Verfasserin, besonders in der ersten der beyden verbundenen Geschichten, viel Talent in der Charakterschilderung gezeigt. — Es möge hier auch einer umfassenden Sammlung erwähnt werden, welche die vorzüglichsten Werke der ältern brittischen Romanschreiber, und eine Auswahl aus den Werken der Schriftsteller des Festlandes enthalten soll: The Novelist's Library, wovon bis jezt 8 Bände in gr. 8. bey Ballantyne in Edinburgh erschienen sind, die Fieldings, Smollets, Le Sage's, Johnstone's, Sterne's, Goldsmith's, Mackenzie's, Walpole's, Clara Reeve's und Richardson's Romane enthalten. Die Sammlung erhält einen vorzüglichen Werth durch die biographisch literarischen Einleitungen zu den Werken jedes Schriftstellers, von Walter Scott, worunter die Aufsätze über Fielding, Smollet, Sterne, Goldsmith, Walpole, Richardson besonders anziehend sind.

Redekunst. Der presbyterianische Prediger, der Schottländer Eduard Irving, der in seinem Bethause, Caledonian Chapel, in Westminster, vor einer gedrängt vollen Versammlung, worin man muntre Weltleute, Minister, Whigs und Tories, den Hochkirchmann und den Sektirer, Gelehrte aller Art sah, die Proben seiner kräftigen, rücksichtlosen, von allen herkömmlichen Formen abweichenden Beredtsamkeit ablegte, ist in der That ein merkwürdiger Mann, und wie die frömmelnden Romane, deren in der ersten Abtheilung dieser Uebersichten gedacht wurde, ist auch diese Erscheinung als ein Zeichen der Zeit zu beachten. Nach übereinstimmenden Nachrichten hat der Prediger einen eindringlichen Vortrag, eine helle, kräftige Stimme, und diese Vorzüge mildern oder veredeln selbst das minder Gefällige in seinem auffallenden Aeußern, wozu man auch seinen starken Haarwuchs zu rechnen nicht vergessen hat. Die Lebendigkeit und das Feuer des Vortrages erklären schon zum Theil die Aufmerksamkeit, die eine solche Erscheinung in England erwecken mußte, wenn man sich erinnert, wie kalt die abgelesenen Vorträge der Prediger der bischöflichen Kirche sind. Dazu kommt die Eigenheit seiner Beredtsamkeit. Er spricht vor Staatsmännern dreist von den Vorzügen bürgerlicher Freyheit, und blickt gern auf die Zeiten der englischen Geschichte zurück, wo sie selbst einen Anstrich von Republikanismus angenommen hatte; vor Gelehrten eifert er gegen die Lockungen der Literatur, wo sie von dem Pfade strenger Glaubenspflicht abführen wollen, und mit Ausnahme Wordsworth's ist nicht ein Einziger, der sich nicht mit Recht über die schnöde Feindseligkeit zu beklagen hätte, womit er alle angegriffen hat. Selbst die Götzen des Volks schont er nicht. Er zeigt hierin die Strenge der ältern schottischen Reformatoren, wiewohl man ihm, wir wissen nicht, ob mit Grund, vorwirft, er habe den echten Calvinismus der schottisch-presbyterianischen Kirche entstellt, oder vielmehr klüg verstuscht, weil er wohl wisse, daß derselbe in England, wo man dessen tiefen Sinn nicht fasse, ein Gräuel sey, und er schwanke zwischen Arminianismus und Calvinismus. Seine Vorträge sind eine Mischung von Heiligem und Weltlichem, von der Keckheit der gerichtlichen Beredtsamkeit und dem Dogmatismus der Kanzel, von Theatralischem und Theologischem, von Neuem und Veraltetem. Wenn die Aufmerksamkeit, die er erweckt hat, hauptsächlich auf den Eigenheiten und Vorzügen seines Vortrages beruht, so war es für seinen Ruf nicht günstig, daß er auf die öffentlich bekannt gemachten Reden nicht mehr Sorgfalt gewendet hat. Diese Predigten über Gottes

Orakel und über das Weltgericht (For the Oracles of God, four orations. For judgement to come, an argument, in nine parts — London 1823) haben meist Gemeinplätze zur Grundlage, und enthalten so viele Seltsamkeiten, so viel Ungereimtes, so viel Schwulst, so viele Proben von Ungeschmack, daß es seinen Gegnern nicht schwer geworden ist, eine reiche Sammlung solcher Verirrungen daraus zu machen. Aber nur ungerechte Partheylichkeit könnte es verkennen, daß auch hier ein Mann von nicht gemeinen Talenten spricht. Man findet hier eine offene Aufrichtigkeit, einen feurigen Eifer, eine gänzliche Verachtung selbst der eingewurzelten Vorurtheile, selbst der herrschenden Mode, eine treue Anhänglichkeit an die Sache, die er verficht, eine Entschlossenheit und Begeisterung, wobey man allerdings an die Furchtlosigkeit der alten schottischen Reformation erinnert werden kann. Bedenkt man, vor welchen Zuhörern er redet, so muß man den moralischen Muth ehren, der darin lebt. Seine Darstellung ist oft ungemein kräftig, und wie man unzählige verunglückte Stellen daraus gezogen hat, könnte man eben so leicht eine reiche Sammlung von solchen machen, die zu den trefflichsten gehören, die man in irgend einem Redner findet. Aber solche Blitze echter Beredtsamkeit brechen aus dem trüben Gewölke wortwitzelnder Theologie hervor, solche Proben muß man aus einem Wuste lästiger Anführungen heidnischer und christlicher Schriftsteller, und aus philosophischen Beweisführungen, worin er keineswegs stark ist, hervorsuchen. Diese Stellen geben den Beweis, daß **Irving** ein ausgezeichneter Redner werden könnte, wenn er seine Anlagen ausbildete. L.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

An die Stelle der früher zu Bologna erschienenen, und bis 1820 fortgesetzten „Sammlung kleinerer Schriften, wissenschaftlichen Inhalts“ ist eine neue Zeitschrift unter dem Titel: Nuova Collezione etc., d. h. **Neue Sammlung kleiner, scientifischer und literärischer Schriften** getreten, durch welche man von allen im Kirchenstaate erscheinenden literarischen Neuigkeiten und von allen Producten römischer Schriftsteller Kunde erhalten soll. Jedem Bande wird ein literarisch-kritischer Anhang angefügt werden. Unter den achtbaren Bolognesern, die an dieser Unternehmung Theil nehmen, befinden sich der Professor der Physik, **Orioli**, der Professor der Mathematik, **Cardinali**, der Bibliothekar **Bruni** u. A. — Eine andere, nicht weniger Nutzen als Unterhaltung gewährende, ebenfalls von Bologna ausgehende Unternehmung ist die Palindia Europea. Sie hat im Juni 1823 angefangen und soll mit zwey Heften auf den Monat fortgesezt werden. Die eine Abtheilung dieser Zeitschrift ist historisch und didaktisch; die andere soll Notizen und pikante Anekdoten in Bezug auf Theater, Künstler und ihre Arbeiten enthalten; die Tendenz des Ganzen soll, wie die Einleitung vom Nähern besagt, dahin gehen, die Musik und die, welche sie üben, mit den Grundsäzen der Moral und einer philosophischen Aufklärung in Harmonie zu bringen. — Die vor einiger Zeit von den Gebrüdern Mattiuzzi zu Udine angekündigte Ausgabe des Bartolinianischen Coder der Divina Comedia des Dante ist nunmehr in zwey Oktavbänden beendigt. Der Herausgeber, Professor Viviani, hat sich die Mühe nicht reuen lassen, neben dem Bartolinianischen, Trivulzianischen und Fontaninianischen Coder, wovon der leztere für die dem Dante zugeschriebenen lateinischen Fragmente für den Hauptcoder gilt, auch noch andere Handschriften der Divina Comedia zu vergleichen, namentlich drey in der herzoglichen Bibliothek zu Parma befindliche, eine mit der Jahrzahl 1336, die dem Marchese Landi von Piacenza, eine andere, die dem Grafen Albano zu Bergamo und eine dritte, die dem Hrn. Santi-Fontana zu Verona zugehört. Seiner Ausgabe gedenkt er als dritten Band noch einen allgemeinen historisch-philologischen Inder über das Dante'sche Gedicht hinzuzufügen.

Ein Catanisches Blatt, redigirt von Hrn. Mario Gemelaro in Catania, gibt über die Meteore des Aetna und den Stand dieses furchtbaren Berges, während der leztverstossenen zwey Decennien folgende Nachricht. Im Jahre 1804 erfolgte kein Ausbruch; doch warf der Vulkan während ganzer 97 Tage Rauch aus, und am 9. Februar des gedachten Jahres fand ein bedeutendes Erdbeben statt. 47 Tage des Jahres 1805 waren mit Rauch, 27 mit Flammen, der Monat Juni mit einem Ausbruche aus dem großen Krater, der 3. Juli mit einer Erderschütterung bezeichnet. 1806, Rauch 47, Feuer 7, vulkanische Verpuffungen 28 Tage, und Erdbeben am 27. May und 10. Oktober. 1807, 50 Tage Rauch, und Erdbeben am 24. Februar und am 29. November. 1808, Rauch 12, Feuer 102 Tage; dazu mehrere mit Knall begleitete Erderschütterungen im August, September und December. 1809, Rauch 152, Feuer 3, Donner 11 Tage; vulkanische Ausbrüche vom 28. März bis zum 8. April; Erdbeben vom Januar bis May, auch im September und December, das stärkste am 27. März. Im Jahre 1810, Rauch 21, Feuer 6 Tage, ohne einen Ausbruch; in der Nacht aber vom 16. auf den 17. Februar, nach einem schrecklichen Getöse in den Eingeweiden des Vulkans, vier Erderschütterungen, von welchen eine auf Malta, der Insel Cypern, und in Afrika verspürt wurde. 1811 ließ sich am 25. und 26. Oktober in dem Vulkane ein ganz außerordentliches Getöse vernehmen; am 27. spie eine Spalte, die sich am Abhange des südlichen Bergtheiles öffnete, einen Lavastrom aus, und es erfolgten viele leichte Erderschütterungen. Ein Erdbeben vom 27. März ward auf der ganzen Insel verspürt. Vom 27. Oktober des gedachten Jahres an blieb der Krater offen bis zum 24. April 1812 und warf eine unermeßliche Menge Lava aus, worauf ein sechs Tage lang anhaltender Rauch folgte. In diesem Jahre bildete sich ein Berg, den die Einwohner San Simone nannten, ohne Begleitung von Erdbeben. 1813, 28 Tage Rauch; am 30. Juni und 5. August Rauch aus dem neuen Berge San Simone: zwey Erdbeben: ein starker Geruch von Antimonium während eines Sturmes am 16. Januar. 1814, nicht mehr als 5 Tage Rauch; am 3. November unversehens ein Aschenrauch auf der Timpa del Barile, und auf demjenigen Theile des Berges, der Zecolas heißt. Dieser Naturerscheinung ging durchaus kein Getöse vorher, bloß war es mit einem Erdbeben begleitet. 1815, Rauch während 12 Tagen; am 6. September eine Erderschütterung, und dann wieder 17 Tage Rauch ohne Erdbeben. In diesem Jahre stürzte ein Theil der innern Wand des großen Kraters mit fürchterlichem Getöse zusammen. 1817, 22 Tage Rauch und am 18. Oktober ein Erdbeben. 1818, Rauch während 24, Erdbeben während 25 Tagen; die stärkste Erschütterung erfolgte den 23. Februar. Als Thatsache führt Hr. Gemelaro in seiner Zeitschrift auch noch an, daß am 1. Juni 1814 die Luft in der Nähe von Catania solcher Maßen feuer geworden sey, daß sogar eine Bewegung mit den Fingern hingereicht habe, um ein zischendes, seinem Grade nach einiger Veränderung fähiges Getöse hervorzubringen.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 70.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 31. August 1824.

Politische Geschichte.

Mémoires autographes de D. Augustin Iturbide, ex-empereur du Mexique. Paris, 1824.

Bolivar sagt in einem Briefe an Riva-Aguero, Exdirecter der peruanischen Republik: „Bonaparte in Europa und Iturbide in Amerika sind die beyden außerordentlichsten Menschen, welche die neuere Geschichte darbietet.“ Unsere Damen mögen Hütchen à la Bolivar tragen; wir Männer aber wollen uns vor Urtheilen und Zusammenstellungen à la Bolivar hüten. Abenteuer sind noch keine Thaten, und ein aus dem Toben der Straßen hervorgegangener ephemerer Kaisertitel macht noch keinen Cäsar. An der antiken Größe Napoleons werden noch Jahrhunderte staunen; die Geschichte eines Iturbide in dem einstigen Gemälde der allmählig reifenden großen amerikanischen Umwälzung wird nur wenige Blätter ausfüllen. Den Inhalt dieser Denkschrift selbst hat übrigens Hr. Malte-Brun, einige schroffe Ansichten der Parthey abgerechnet, zu der er sich seit 10 Jahren bekennt, sehr genügend und passend mit Folgendem ausgezogen: Aus einer adeligen und militärischen Familie abstammend, brachte er seine Jugendjahre auf seinen Gütern unter seinen Kindern zu. Die Anerbietungen der Factionen fanden ihn unbeugsam; aber dem Rufe der legitimen Behörde folgte er unverzüglich, und übernahm den Befehl der Miliz seiner Provinz. Dabey entwickelte er eine solche Geschicklichkeit, daß sein Name ein Schrecken für die Insurgenten wurde. Man machte ihm den Vorwurf, er habe die Waffen gegen die Unabhängigkeit seines Vaterlandes getragen, aber die Independenten jener Zeit waren bloße Räuber; die beyden Pfarrer, Hidalgo und Torres, die sich nach einander an die Spitze einer unmeßlichen Zahl von Bergbewohnern, sowohl Indier, als spanischer Creolen, gestellt, hatten die revolutionäre Politik auf ihren einfachsten Ausdruck zurückgebracht; die Europäer tödten, nannten sie Freyheit, die Reichen plündern, Gleichheit. Der leztere dieser verbrecherischen Geistlichen hatte seinen Hauptsitz in einem Lager aufgeschlagen, wo er, unter einem prachtvollen Zelte, auf einem wollüstigen Bette liegend, unter dem Fächeln seiner Mätressen, die Schmeicheleyen seiner Schmarotzer anhörte, und sich in seinen hochmüthigen Träumen den Herrn der Welt nannte. Hier fand eine mit Barbarey verknüpfte Theokratie statt. Unter dem Landvolke des spanischen Amerika läßt sich nicht wohl eine andere Demokratie denken. Die Bewohner der Vereinigten Staaten lebten seit 200 Jahren unter den weisesten Munizipalgesetzen, sie waren zum Voraus für die Freyheit gebildet worden. Die Indianer, welche die größere Zahl in den spanischen Kolonien ausmachen, leben seit Jahrhunderten unter dem Despotismus ihrer Caziken oder Sklavengebieter; ihr Erwachen ist wie das eines wilden Thiers, das aus seinem Käfig entweicht. Die Priester allein üben eine Herrschaft über sie aus, und noch vor wenigen Jahren war ein im Walde aufgestelltes Gnadenbild hinreichend, eine Kolonie dahin zu ziehen, und zuerst ein Dorf, später eine Stadt daselbst zu gründen. Hidalgo gab sich für einen Wunderthäter aus, aber er fühlte, daß es ihm an militärischen Talenten fehle; er bot daher dem jungen Iturbide, aber vergebens, die Stelle als Oberbefehlshaber an. Nachdem die rohe Bevölkerung der Ortschaften es müde war, unter solchen Anführern zu fechten, begannen die Zwistigkeiten unter den politischen Partheyen der Städte. Im J. 1810 hatten die Partheyen die Namen Ferdinands, der Cortes, Joseph Bonaparte's zum Schilde; im J. 1820 die Namen der Konstitution von Cadix und der mexikanischen Unabhängigkeit. Der leztere Ruf erhielt bey dem Zustand der Schwäche des Mutterstaats die Oberhand. Ueber die Regierungsform herrschten sehr verschiedene Ansichten: eine Föderativ-Republik würde die Interessen der Provinzen gewonnen, ein spanischer Prinz mit einer gehörig erwogenen Konstitution den Empfindungen, Sitten und Bedürfnissen der einflußreichsten Klassen am meisten entsprochen haben. General Iturbide sagt sehr vernünftig: „Die Republik taugt nur für eine Nation, wo viele Bürger geneigt sind, sich mit Staatssachen zu beschäftigen, und ihnen ihre Nachtwachen und ihre Anstrengungen zu widmen.“ Dieß ist nun aber bey den

Merikanern nicht der Fall, die dortigen Besitzer sind Fremde. Die Geistlichkeit und die Behörden kennen nur die alten Institutionen; das Volk ist unter vielfachen Plackereyen niedergedrückt. Wie will man also eine Republik ohne Republikaner bilden? Da Iturbide durch die öffentliche Meynung als einer der einflußreichsten Männer in Meriko galt, so sammelte sich eine Armee um ihn, welche den sonderbaren Titel, „die Armee der drey Garantien," annahm, weil sie den Eid darauf ablegte, die Religion, die Unabhängigkeit und die Verbindung als die drey großen National-Interessen zu vertheidigen. Der von Iturbide bekannt gemachte Plan, oder vielmehr die Erklärung der Grundsätze, sprach die Unabhängigkeit des merikanischen Reichs von Spanien mit der Einladung an den König Ferdinand aus, den Thron zu besteigen. Auch war die Nachfolge in legitimer Ordnung festgesezt. Bis zur Ankunft des Königs sollte Meriko durch eine Versammlung von Männern regiert werden, welche sich durch Tugenden, Rang, Vermögen und Einfluß am meisten auszeichneten. Wenn man bedenkt, daß dieser Plan mitten unter erbitterten Partheyen einer republikanischen oder vielmehr anarchischen Parthey gegenüber, und ohne Unterstützung europäischer Truppen gemacht wurde, so muß man gestehen, daß der Stifter und Ausführer desselben Anspruch auf die Bezeichnung eines Mannes von Verdienst und eines guten Bürgers hatte. Unter den gegebenen Umständen ließ sich wohl für das Interesse der Legitimität nicht mehr erwarten. Man behauptete, er sey nicht aufrichtig gewesen, und er hätte diesen Thron, zu dem er einen Bourbon eingeladen habe, blos für sich selbst errichtet. Allein die Möglichkeit für einen spanischen Infanten, der Wachsamkeit der Cortes sich zu entziehen, und den Thron von Montezuma einzunehmen, war doch offenbar vorhanden. Iturbide verdankt seinen Thron den Cortes von Madrid. Der Vertrag zwischen den merikanischen Oberhäuptern und dem spanischen General Odonoju wurde mit Stolz von dieser Versammlung vernichtet, die zugleich erklärte, auf keine Art die Unabhängigkeit von Amerika anerkennen zu wollen. Hierauf proklamirten die Merikaner ihren General zum Kaiser, da dieser auf einige Zeit ihre Ruhe und ihre Ordnung hergeführt hatte. Dabey darf man den großen Unterschied nicht übersehen, der zwischen dem Beginnen der Regierung unter einem legitimen Fürsten und einem neuen Oberhaupt statt findet, das sich auf keine jener Erinnerungen stützen kann, welche Hochachtung gebieten. Ein spanischer Infant würde viele Hindernisse zu überwinden, viele Wunden zu heilen gehabt haben, ehe er in den ruhigen Besitz des Throns des neuen merikanischen Reichs eingetreten wäre; die gewöhnte Achtung aber, welche den Namen der Bourbonen umgab, würde ihm die Hälfte des Wegs gebahnt haben. Der Kaiser Iturbide hatte sehr bald mit dem Neide der Anarchisten, mit der Treue der zahlreichen Anhänger des bourbonischen Hauses, mit der schändlichen Habsucht der Deputirten bey dem merikanischen Kongresse, die meistens eingeborne Abenteurer waren, endlich mit dem partheysüchtigen Ehrgeiz der Generale zu kämpfen, die sich alle der höchsten Gewalt würdig glaubten. Sein Hauptfehler scheint gewesen zu seyn, die Wahlen der Cortes nicht unter gehörige Aufsicht genommen zu haben. Statt der ausgezeichneten Männer, welche der Plan von Iguala zu denselben berief, sah man dem Heiligthum der Souverainetät Advokaten ohne Erfahrung, Pfarrer ohne Sitten und Intrikanten aller Art zuströmen. Sie waren es, welche bey den Wahlversammlungen den Ruf nach Freyheit am lautesten hatten ertönen lassen. Gleich nach ihrer Ankunft in Meriko stürzten sie sich über den öffentlichen Schatz her, und verlangten Gehalte und Vorschüsse, um das souveräne Volk desto würdiger repräsentiren zu können. Nachdem sie ihre Taschen gefüllt hatten, so erörterten sie Theorien über Souveränetät und die öffentlichen Gewalten. Dem neuen Kaiser hatte es an der gehörigen Festigkeit gefehlt, um selbst, im Verein mit einer Auswahl vorzüglicher Männer, die nöthigen Gesetze und Institutionen zur Organisation der Charte zu schaffen, welche in dem Plan von Iguala begriffen war. Zu der erhabenen, und beynahe göttlichen Rolle des Gesetzgebers fehlte es ihm an Kraft, Kenntniß und Genie. Obschon die Regierung Augustins I. nur ein Jahr dauerte, so hatte er doch hinreichende Zeit, Massen von Schmeichlern zu seinen Füßen zu sehen, die ihn im Augenblick der Gefahr am schnellsten verließen. Die Personen, welche ihn von seinem Throne stürzten, waren gerade diejenigen, die er selbst aus den niedern Reihen der Armee zu Ehren und Würden erhoben hatte. Dieser Zug spricht nicht zum Vortheil der patriotischen Aufrichtigkeit der gegenwärtigen Oberhäupter der merikanischen Republik. General Iturbide behauptet, die Masse des Volks, die Geistlichkeit, und viele Truppen seyen für ihn gewesen, und er würde leicht den Szepter haben festhalten können, welchen die Nation ihm anvertraut hatte. Er habe aber die Abdankung vorgezogen, zum Beweise seiner Anhänglichkeit an die Grundsätze der Freyheit und der Volkssouveränetät. Er sagt: „Man wird mich vielleicht schwach nennen, aber ich bin mir meiner Stärke bewußt." Diese im Munde eines gerade abdankenden Kaisers etwas prahlerisch tönende Sentenz läßt sich nicht wohl rechtfertigen, wenn man den Posten verläßt, auf dem man die Kraft hatte, sich zu halten. Warum sezte er das Volk, das ihm seine Ruhe anvertraut hatte, den Wechselfällen neuer Revolutionen aus? Zur Beantwortung dieser Frage müßte man zum Vor-

aus den wahren Zweck der neuen Unternehmung kennen, in welcher dieser General gegenwärtig begriffen ist. In Allem, was diese Memoiren mittheilen, läßt sich ein Trieb, die Wahrheit zu sagen, nicht verkennen; aber diese Wahrheit ist nicht in ihrem ganzen Umfang dargelegt, und zur Ausfüllung der Lücken dürften Kenntnisse nöthig seyn, die nur durch eine genaue Erforschung der örtlichen Verhältnisse möglich sind.

Stimme aus England über Goethe.

Verlängst war im Edinburgh Review eine Stimme über Goethe's Leben laut, die man in deutscher Sprache bald nachtönen zu lassen sehr beeifert war, ohne den Unwillen über des Beurtheilers unredliches Verfahren eben sonderlich kräftig auszusprechen, wobey denn Manchen dünken wollte, daß uns ein wenig mehr volkthümlicher Stolz auf unsre Würdigen nicht übel anstehen würde; wenigstens möchte ein Engländer, wenn einer seiner verstorbenen oder lebenden ausgezeichneten Männer von einem deutschen Schriftsteller so unwürdig wäre behandelt worden, jenen edlen Stolz ausgesprochen haben. Es ist desto erfreulicher, daß Goethe eben jezt in England selbst eine vollständige Genugthuung erhalten hat. Im 2ten Hefte der gehaltvollen neuen Vierteljahrschrift: The Westminster Review, wird eine unlängst bey Colburn erschienene, stümperhafte und schmählich verstümmelte englische Uebersetzung der ersten Bände jenes Werkes (Memoirs of Goethe) beurtheilt, und als eine Schande der englischen Literatur gebrandmarkt. „Goethe's Ruhm, sagt der Verfassee, gehört ganz Europa an, und in der vollen Ueberzeugung, daß man noch in den spätesten Zeiten zu dem Original sich wenden werde, als einem Werke voll Weisheit und Schönheit, als einer merkwürdigen Urkunde des Geistes der Zeit, einem Werke, das mit so viel Geschicklichkeit und Wirkung die geheime Geschichte eines Geistes von seltener Vermögsamkeit und merkwürdiger Eigenheit darlegt, bedauern wir, daß eine des Gegenstandes so ganz unwürdige Uebersetzung nur dazu dienen möchte, die Engländer von der Bekanntschaft mit dem Original auszuschließen. Wir beklagen dieß um so ernstlicher, da dieses Buch in England ein besonderes Mißgeschick getroffen hat. Es sind nun etwa sieben Jahre, als eine angebliche Beurtheilung des Originals hier erschien, deren Verfasser ungefähr so viel Ehrlichkeit zeigte, als der Uebersetzer Geschicklichkeit bewiesen hat. Es war ein unterhaltender Aufsatz, der viel von jenem Talent darlegte, das ein redliches Gemüth nicht zu besitzen sich freut. Der Verfasser sezte sich nieder, um mit Bedacht alle die Stellen auszuheben, welche, auf die Eigenheiten deutscher Sitten sich beziehend, dem gewöhnlichen englischen Leser leicht als seltsam, lächerlich und abgeschmackt dargestellt werden konnten, und nicht Säße, sondern Redensarten auswählend, und seine Auszüge mit possierlichen Bildern spickend, wußte er eine Reihe spaßhafter Gemälde aufzustellen. Er verweilte am längsten bey unbedeutenden Stellen, und in Verhältniß zu ihrer Unbedeutsamkeit, und überging gänzlich die ernstlichen und wichtigen, oder spielte nur so darauf an, daß der ununterrichtete Leser sie nothwendig denjenigen ähnlich glauben mußte, die zu gleicher Zeit so verzerrt mitgetheilt wurden. Selbst wahre Behauptungen erschienen nun als Irrthum. —

For with the cunning, truth itself's a lie.

Und alle, die sich nun mit der Ueberzeugung hinsezten, daß deutsche Literatur und Philosophie der Aufmerksamkeit eines geschmackvollen und weisen Mannes unwürdig sey, hatten eine behagliche Selbstgefälligkeit, und freuten sich der neuen Bestätigung ihrer vorgefaßten Meynung."

Der Verfasser zeigt so viel, in England seltene Kenntniß deutscher Literatur, und so genaue Bekanntschaft mit Goethe's Werken, daß wir gern hier einige seiner Bemerkungen über das versprochene Buch mittheilen, die eben auch zu den erfreulichen Zeichen gehören, daß man deutsche Art und Kunst in England zu verstehen und zu würdigen beginnt.

„Reine Autobiographien werden geschrieben, entweder von Nervenkranken, die immer an ihr Ich gebannt sind, wohin Rousseau mit gehört, oder von einer derben, künstlerischen oder abenteuerlichen Eigenliebe, wie die des Benvenuto Cellini, oder von gebornen Geschichtschreibern, die sich selbst nur ein Stoff historischer Kunst sind, oder von Frauen, die auch mit der Nachwelt kokettiren, oder von sorglichen Gemüthern, die vor ihrem Tode noch das kleinste Stäubchen in Ordnung bringen möchten, und sich selbst nicht ohne Erläuterungen aus der Welt gehen lassen können, oder sie sind ohne Weiteres blos als plaidoyers vor dem Publikum zu betrachten. Eine große Klasse unter den Autobiographen machen die Autopsensten (Selbstbetrüger) aus. Als die Brüder Schlegel diesen Gedanken 1798 in ihrem Athenäum (1. Bds. 2. St. S. 51.) bekannt machten, sahen sie schwerlich voraus, daß der große Dichter, dessen Ruf und Genie ihre scharfsinnige und metaphysische Kritik zu befördern und zu erläutern so oft beschäftigt gewesen war, die Reihe von Originalwerken, wodurch er die Literatur seines Vaterlandes und Europa's bereichert hatte, mit einer Denkschrift über sich selbst beschließen würde, die so merkwürdig ist, als irgend eine jener Schriften, und die zu keiner der aufgezählten Gattungen von Selbstbiographien gerechnet werden kann. In den Jahren 1811—14 gab Goethe drey Bände unter dem sonderbaren und räthselhaften Titel: „Aus meinem Leben. Dichtung

und Wahrheit" heraus. Es hat ihm nicht beliebt, seine Meynung zu erklären, aber man kann nicht glauben, er habe seinen Lesern zu verstehen geben wollen, daß nur einige Theile seiner Erzählung wahr, andere erdichtet seyen. Vermuthlich wollte er andeuten, daß er bey der Darstellung der Ereignisse seines Lebens zwar eine wahre Erzählung geben, aber auch jene Kunstregeln beobachten wollte, die den Dichter leiten, daß er den Zweck der Poesie, Belehrung durch Vergnügen, im Auge behalten wollte, seinen Stoff wählend und ordnend mit selbstbewußter Beziehung auf jene Einheit des Zweckes und der Absicht, welche der erste und vielleicht einzig unerläßliche Grundsatz jedes Kunstwerks ist. Oder wollte er etwa andeuten, daß er, bey der Erzählung der Ereignisse seiner Jugend, die er uns bis jezt allein erst mitgetheilt hat, zu einer Zeit, wo er schon sein großes Stufenjahr erreicht hatte, die Entdeckung gemacht, die frühesten Begebenheiten seines Lebens wären ihm im Laufe der Zeit so dunkel geworden, und er wäre sich so deutlich bewußt, wie er seine Einbildungskraft und sein Gedächtniß zu gleicher Zeit in Thätigkeit setzen mußte, daß er sich und der Welt das Geständniß abzulegen hätte, es wäre in seinen Worten so viel Dichtung als Wahrheit? Dieser lezten Deutung möchten wir jedoch nicht den Vorzug geben. Der Leser mag selbst zwischen unsern Lösungen des Räthsels wählen, oder eine bessere finden. — Wir haben gesagt, daß zu keiner der von Schlegel aufgezählten Arten von Selbstbiographien dieses Werk, genau genommen, gerechnet werden könne, und es ist auch nicht leicht eine Bezeichnung dafür aufzufinden, welche alle die verschiedenen Eigenschaften, die es besizt, in sich begriffe. Der hervorstechendste Zug desselben ist metaphysische, oder vielmehr psychologische Betrachtung. Mit der Kaltblütigkeit und anscheinenden Gleichgültigkeit eines philosophischen Zuschauers, hat der Verfasser die Hauptereignisse seines Jugendlebens erzählt, immer mit dem größten Vergnügen bey denjenigen verweilend, durch welche sein Dichtergeist angeregt, sein dichterischer Geschmack geleitet ward, seine philosophischen und religiösen Ansichten gebildet wurden. Er hat sich nicht ganz ohne die Weitschweifigkeit des Alters über den Charakter seines Vaters, seine Verwandten, seine Gespielen, die ausgezeichnetsten Personen seiner Vaterstadt, die merkwürdigsten Zeitgenossen, die Bücher, die er gelesen, die Meynungen, die er gefaßt, die bestandenen Abenteuer, seine Lieblingsstudien, seine Vergnügungen verbreitet. Alles dieß hat er bis zu der Zeit seines Lebens herabgeführt, wo die Romanschreiber gewöhnlich von ihrem Helden scheiden, indem sie ihn heirathen lassen. Goethe war bis in sein späteres Leben nur den Künsten vermählt, aber da die Begebenheiten, wodurch der Charakter gebildet wird, von höherm Interesse, und merkwürdiger als jene sind, worin der gebildete Charakter sich entwickelt, weil die erstern gewöhnlich geheim, die andern aber nothwendig öffentlich sind, so folgt, daß in einem Werke dieser Art, wie in einem Romane, die Jugendzeit von dem Verfasser am meisten beachtet wird."

„Die ausgezeichneten Personen, deren Namen hier vorkommen, die beyläufig berührten öffentlichen Begebenheiten, die sonst des Lesers Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen können, werden in diesem Werke nur hinsichtlich ihres Einflusses auf des Verfassers Gemüth vorgeführt. Es ist, genau genommen, kein Vorwurf für das Buch, sondern es gibt ihm Reiz, daß es mehr als irgend eine andere Schrift des Verfassers den Charakter der Einheit hat."

„Goethe's, wie jedes Menschen, Leben stand unter dem Einflusse unbedeutender Zufälle, und anscheinend sehr gewöhnlicher Personen. Wer in einem gewissen Alter auf die entscheidenden Vorfälle seines Lebens zurückblickt, wird, je nachdem sein Charakter ist, mit einem Lächeln oder einem Seufzer die geringen und unbedeutenden Ereignisse bemerken, die sein Schicksal entschieden haben, so wie die Unbedeutsamkeit der Charaktere, die ihn umgaben und Einfluß auf ihn ausübten; er wird sich wundern, daß so manche nichtswürdige Dinge in seinem Gedächtnisse leben, und sich nicht erklären können, warum sie ihren Platz darin haben. Goethe hat es nicht verschmäht, Personen und Dinge zu erwähnen, die an sich von gewöhnlicher Art sind, aber er hat sie in einem kräftigen Geist tiefsinniger Weisheit aufbewahrt, und die eigenthümliche Vortrefflichkeit des Werkes besteht darin, daß er es mit einem Schatze psychologischer Beobachtungen bereichert hat, deren Ton rein erläuternd, und keineswegs kritisch oder richtend ist. Selten verweilt er sich oder Andere zu loben oder zu tadeln. Er überläßt die Würdigung seiner Mittheilungen dem Leser, und, dem Naturforscher gleich, begnügt er sich, den Charakter des Beschriebenen zu bestimmen, ohne über Schönheit oder Nützlichkeit, über Ungestalt oder schädliche Eigenschaften sich in Erläuterungen einzulassen. Der Verfasser kommt nie in die Versuchung, zu vertheidigen oder zu entschuldigen, und sein Werk ist daher mit einer Unpartheylichkeit und Leidenschaftlosigkeit geschrieben, wovon wir kein Beyspiel in einem ähnlichen Buche kennen. In dem Tone seiner Betrachtung klingen jedoch auffallend die volksthümlichen und persönlichen Eigenheiten an. Das Buch ist ganz vorzüglich dazu geeignet, einen Begriff von deutscher Spekulation zu geben, aber keineswegs geeignet, unmittelbare Befriedigung zu gewähren, zumal nicht Fremden, oder Lesern, die es in die Hand nehmen, wie etwa Benvenuto Cellini's Leben, zur Unterhaltung. Mit Ausnahme der Wahlverwandtschaften kennen wir kein Werk Goethe's, das so wenig zu einer Uebersetzung sich eignete, und keines, das bey einem Uebersetzer so viele Vorkenntnisse, so vertraute Bekanntschaft mit deutscher Literatur und Philosophie und so viel Gewandtheit in seiner eigenen Sprache erforderte."

L.

Nr. 71.

Literatur-Blatt.

Freitag den 3. September 1824.

Sir Walter Scott. *)

Sir W. Scott ist ohne Zweifel der populärste Schriftsteller unserer Zeit. Er ist gerade die Hälfte dessen, was der menschliche Verstand zu seyn fähig ist: nimmt man das Ganze und theilt es in zwey Theile, so weiß er Alles, was **gewesen** ist: was **kommen** wird, bekümmert ihn nicht. Sein Geist strahlt die vergangenen Zeiten wieder; er verachtet die „gegenwärtige schaale Zeit.“ Er ist ein „laudator temporis acti“ (Lobredner der Vergangenheit). Die alte Welt ist für ihn eine reiche, volle Karte; die neue ein kahles, leeres Blatt: er ist ein Freund jedes wohlbegründeten Aberglaubens, und bebt vor jedem Schatten einer Neuerung zurück. **) Seine Gedächtnißkraft, die große Fülle seiner romantischen Ideen überbieten seine übrigen Vermögen. Die Zellen seines Gedächtnisses sind ausgedehnt, mannigfaltig überfüllt von Leben und Beweglichkeit: sein speculativer Verstand ist eher schlaff und wenig geübt in Planen zur Verbesserung des Menschengeschlechts. Sein Geist nimmt an und bewahrt Alles, was Ueberlieferung oder Gewohnheit ihm darbietet: er verliert sich nicht darüber hinaus in eine unbekannte Welt, vor der er mechanisch zurückbebt, wie vor dem Rand eines Vorurtheils. Das Land des abstracten Verstandes ist für ihn ein Van Diemen's Land — öde, freudlos, entlegen, ein Ort der Verbannung, der traurige Aufenthalt von Missethätern und Abenteurern. Sir Walter würde eine schlechte Beschreibung des tausendjährigen Reichs verfertigen, er müßte denn die Scene nach Schottland fünfhundert Jahre früher verlegen dürfen, und dann würden ihm Facta und von den Würmern zernagte Pergamente zu Dienst seyn müssen, um seinen Styl zu heben. Unser historischer Novellist glaubt sicher, daß nichts **ist**, als das, was **war**; daß die moralische Welt still steht, wie die materielle einst stillgestanden haben soll; und daß wir über den Punkt, wo wir stehen, nicht hinausgehen dürfen, ohne uns zu verderben, obgleich Alles wechselt und wechseln wird.

Es ist eine geraume Zeit her, daß wir uns mit W. Scott's Dichtungen beschäftigen. Man wird nicht läugnen, daß sie große Verdienste haben: nämlich lebendige Beschreibung, rasche Handlung, liebliche, fließende Versification. Aber es fehlt ihnen an **Charakter**. Man vergißt der Dinge, sobald man sie gelesen hat, und sie **würden** vergessen worden seyn, wäre die Neugierde des Publikums nicht immer wieder durch dieselbe unerschöpfliche Quelle genährt worden. Es ist nicht jedermanns Sache, sechs Quartbände in Versen zu schreiben, welche selbst von schwierigen Richtern mit Heißhunger gelesen werden. Aber wie groß ist der Unterschied zwischen ihrer Popularität und der der schottischen Novellen? Es ist wahr, das Publikum liest und bewundert „The Lay of the Last Minstrel,“ „Marmion“ u. s. f., und jeder mußte diese Werke lesen und bewundern, weil es so Mode war: aber es ist etwas ganz anders mit den prosaischen Werken unsers Verfassers. Hier beeifert sich jeder, **seinen** Beyfall laut werden zu lassen, es der öffentlichen Meynung zuvorzuthun, seinen Lieblingscharakter lauter zu erheben, alles Einzelne am besten selbst zu verstehen, und seinen eigenen Maßstab der Vortrefflichkeit für jedes einzelne Werk zu haben, von nichts anderm geleitet, als seiner enthusiastischen und furchtlosen Ueberzeugung. Es muß für den Verfasser von Waverley unterhaltend seyn, seine Leser und Bewunderer (und sind

*) Man fällt in der neuesten Zeit und in deutschen Blättern, die sich gegen unendlich unbedeutende Schriftsteller unendlich hold und nachsichtig benehmen, gegen den **ausländischen** Walter Scott so ungestüm aus; man vergißt die Stunden geistreicher Unterhaltung, die er uns, seiner höhern Verdienste nicht zu gedenken, durch seine Romane gewährte, so gänzlich, daß folgende kurze Charakteristik, nach einem eben erschienenen englischen Blatte bearbeitet, an der Zeit zu seyn scheint, um denen, die früher im Lobhudeln kein Maaß kannten, ein solches in ihrem Tadeln zu setzen.

**) Herr Heber in London, ein Freund W. Scott's und des Einsenders, erzählte, er habe ersterm den Tower gezeigt, und die Aussagen Shakespeare's hinsichtlich des Bloody Tower bezweifelt, worauf Walter Scott ängstlich rief: „Still, still! laßt mir meine lieben Sagen in Ruh!“

diese nicht stets dasselbe?) streiten zu hören, welche seiner Romane die besten seyen, Charakter gegen Charakter haltend, Stellen mit Stellen vergleichend, bestrebt, einander zu überbieten im ausschweifendsten Lobe, und doch unfähig, das Vorzügliche festzustellen oder den Schriften des Verf. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — so mannigfach, so gleich, so überwiegend sind ihre Verdienste. Seine Poesien sind wie modige und schön aufgeputzte Bekannte uns willkommen; die andern möchten wir wie alte Freunde in Stücke reißen. Sir Walter's Balladen-Reime haben etwas Buhlerin-Artiges; und wie die, welche Opern-Figurantinnen unterhalten, wollen wir von der Stadt unsere Bewunderung getheilt, unsern Geschmack bestätigt wissen: aber die Novellen sind wie Seelenfreundinnen, mit uns identifizirt, und wir sind eifersüchtig, daß irgend jemand so entzückt sey, und so bekannt mit ihrem Reize werde, als wir. Für welche seiner poetischen Heldinnen bräche der Leser wohl so bald eine Lanze wie für Jeanie Deans? Wie kann man das Fräulein vom See mit der schönen Rebecca vergleichen? Scott's epische Gedichte müssen eher metrische Romane genannt werden. Es ist da ein schimmernder Schleyer von Versen über die Gesichtszüge der Natur und Wahrheit geworfen: das einfache tiefe Gefühl geht verloren im bunten, nebelhaften Ausmalen einzelner Aeußerlichkeiten — in wohlklingenden Gemeinplätzen: die schöpferische Kraft, das plastische Bildungsvermögen, die Gewalt über das Material fehlt, bey aller Erhabenheit und Schönheit einzelner Theile der Poesien. Er ist ein gelehrter, ein wörtlicher Ausleger der Wahrheit wie der Fabel; er schwebt nicht über seinen Gegenstand hinaus: er blickt nicht auf ihn herab, seine eigenen luftigen Ansichten und Gefühle seinen Naturgemälden mittheilend: er hat ihn vor sich, er erhebt sich an ihm, er ist eins mit ihm, oder er ist nichts. Der Dichter muß Schöpfer seyn, d. h. er muß das, was er in Individualisirung und lokaler Treue verliert, durch die Kraft und den Gehalt seines Geistes ersetzen. Scott entbehrt das leztere; ihm fehlt entweder das Vermögen oder der Wille, seinen Gegenstand rein aus sich herauszuschaffen. Auch die Ausführung ist den gewöhnlichen Erscheinungen aus der Presse sehr ähnlich: sie ist leicht, angenehm, weichlich, weitschweifig. Sir Walter's Muse ist eine modern-antike. Der leichte, gefällige Versbau contrastirt glücklich mit dem rohen Material, das er behandelt; alles Schwere und Rauhe ist von der Masse der Lokal-Ueberlieferungen und veralteter Sitten genommen. Wir sehen wilde Ritter und eiserne Waffen; aber sie sind mit einer sorglosen, zarten Hand in Seide gestickt, und haben das Sanfte der Blüthen. Man kann des Dichters Figuren mit alten Tapetenarbeiten, auf den feinsten Sammt kopirt, vergleichen: sie haben nichts Aehnliches mit den Kartons von Raphael, aber sie gleichen Westall's Zeichnungen, wie sie Scott's Werken beygegeben sind. Diese Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung ist um so merkwürdiger, als man erzählt, Walter Scott habe früher einst mit einem Freunde die Mündung des Forth durchschifft, und diesem vorgeschlagen, die Zeit durch Versemachen über einen bestimmten Gegenstand zu vertreiben, wo denn nach einer Stunde saurer Arbeit beyde nur sechs Zeilen zu Stand gebracht hatten. „Es ist klar," sagte Walter Scott zu seinem Mitarbeiter, „daß wir beyde unsern Unterhalt nicht durch Versemachen zu verdienen hoffen dürfen." Ein Jahr später sezte er sich an die Arbeit, und ein Quartband floß nach dem andern hervor, als wären es Wassertropfen. Vergleicht man ihn übrigens mit den wahren und großen Dichtern Englands, so verliert er unendlich. Was ist er gegen Spenser, über dessen unsterblichen, ewigliebenden Versen die Schönheit thront, und der das Purpurlicht der Phantasie von dem ambrosischen Schwingen über die ganze Natur verbreitet hat? Was ist er gegen die Kraft eines Milton, dessen Haupt in der reinen Himmelsbläue thront, und der uns dorthin an seine Seite versezt? Sir Walter hat keine freye Combinationsgabe: seine Gedankenreihen sind, wie schon gesagt, die der Gewohnheit oder der Ueberlieferung. Er ist ein blos erzählender und beschreibender Dichter, gesprächig von der alten Zeit verhandelnd. Sein Dichten ist gefällige Oberflächlichkeit.

Anders ist es mit seinen Romanen und Erzählungen. Wo wir da hin schauen, ist er stets derselbe, — derselbe dem Stoffe nach, aber in der Form, in der Kraft, wie verschieden? Der Verf. von Waverley hat sich von dem Zwang des Reims losgesagt, wie von dem Zählen der Sylben, dem Suchen nach Beywörtern, dem Färben des Styls, dem Gruppiren der Charaktere, und dem regelrechten Gang der Begebenheiten; seine Poesie war ein aufgeputztes Kammermädchen; seine Prosa ist eine schöne ländliche Nymphe, die, wie Dorothea im Don Quixote, betroffen in aufgelöstem Gewande den nackten Fuß im Bache waschend, umher schaut, und über die Verwunderung staunt, welche ihre Reize verursacht haben. Das große Geheimniß von des Verf. glücklichem Erfolg in seinen prosaischen Hervorbringungen ist, daß er sich den Netzen der Autorschaft gänzlich entwunden, und mit einem Riß allen Schmuck des schönen Styls und ausgesponnener Sentimentalität abgeworfen hat. Alles ist frisch, wie aus der Hand der Natur: wenn er ein oder zwey Jahrhunderte zurück geht, und die Scene in eine entfernte, unkultivirte Gegend verlegt, wird Alles neu und wunderbar lebendig. Hochländische Sitten, Charaktere, Landschafterey, Nordischer Dialekt und Gebräuche, die Kriege, die Religion und Politik des 16ten und 17ten Jahrhunderts geben der Ueberverfeinerung und

vertrockneten Schlaffheit der modernen Leser ein reizendes und heilsames Spannmittel, der Wirkung vergleichbar, welche ein kaltes Bad hat, in das man einen nervösen Wiedergenesenden wirft. Die schottischen Novellen sind aus diesem Grunde nicht so beliebt in Schottland wie in England. Der Contrast, der Uebergang ist weniger anziehend. Vom Gipfel des Carlton-Hill erspäht der Schottländer die Kuppen des Ben Lomond und den wogenden Umriß von Rob Roy's Heimath: auf uns wirkt der Reiz der Ferne, das Zauberische des sanftgelüfteten Schleyers, der noch so Vieles errathen läßt, als er zeigt. Wie wohl thut uns die frische Bergluft in den Romanen Walter Scott's; in der Wirklichkeit würde sie unsere schwachen Nerven vielleicht herb angreifen: daher sendet sie uns Scott gemildert von Abbot's-Ford. *)

Walter Scott hat gefunden, daß die Wirklichkeit mehr ist als die Erdichtung; daß es keinen Roman gibt, wie der des wirklichen Lebens, und daß, wenn wir nur erfassen, was Menschen in ungewöhnlichen Lagen fühlen, thun und sprechen, das Resultat lebendiger, ergreifender ist, als das feine Spinngewebe des Gehirns. Er beschwört die Personen herauf, mit denen er zu thun hat, und kopirt sie nach dem Leben; er durchsucht die alten Chroniken und Memoiren; er fragt fahrende Pilgrimme, alte Sybillen um Rath; er verkehrt mit Lebenden und Todten, und läßt sich ihre Geschichten auf ihre Weise erzählen; und indem er von andern entlehnt, bereichert er seinen Genius mit steter Mannigfaltigkeit, Wahrheit und Freyheit. Er schöpft seine Materialien aus den ersten echten Quellen, und in großen Massen. Er ist nur der Kopist der Natur, der Geschichte. Man kann nicht sagen, wie schön seine Schriften sind, man müßte denn sagen können, wie schön die Natur ist. Der ganze Theil der Geschichte seines Landes, welche er schildert, lebt in seinen Werken wieder auf. Nichts fehlt — Die Täuschung ist vollständig.

Wie Walter Scott als Privatmann in dem von Parthevgeist stets bewegten Edinburgh wohl der Einzige ist, den die eifrigsten Glieder der einen und andern Parthey gleich gern in ihren Kreisen sehen, so ist es auch mit ihm als Schriftsteller: seine Denkweise ist bekannt, er trägt sie aber niemals mit der mindesten Schärfe in seine literarischen Arbeiten über: die Reinheit seiner historischen Feder hebt die kleinlichen Vorurtheile in diesem Bezug, und malt den Puritaner so treu wie den Papisten. Er ist ein Schriftsteller, der alles Verschiedenartige der menschlichen Natur bey dem Leser auszugleichen versteht. Er geht nicht ein in die Unterscheidungen der feindlichen Secten oder Partheyen, sondern es handelt sich bey ihm von der Kraft oder der Schwäche des menschlichen Geistes, von den Tugenden und Lastern des menschlichen Herzens, wie sie sich in der ganzen Geschichte ausgeprägt finden. Gegen die Vorliebe für die „guten alten Zeiten" würden wir mancherley einzuwenden haben, wenn dieselbe Vorliebe uns nicht so viele unterhaltende Arbeiten von W. Scotts Hand gefördert hätte: in der That würde er sie wohl eben so wenig zurückwünschen, als die längst gehangenen Straßenräuber, welche den einsamen Wegen im Gebirge mehr Interesse und einen schauerlichern Anstrich geben! Wir schließen mit zwey Bemerkungen, die eine betrifft die gutgewählten Motto's aus fast allen neuern Dichtern, berühmt oder unberühmt, mit Ausnahme seiner eigenen Poesien — ein indirecter Beweis zu Gunsten der allgemeinen Meynung in Bezug auf die Quelle, aus der sie fließen —; die andere betrifft das schlechte und nachlässige Englisch, das in den Romanen Scott's auffallender und öfter vorkommt, als in irgend einem neuen Werke der englischen Presse. Es ist, als ob der Verf. die Handschrift nicht mehr lese, oder keinen Correctur-Bogen ansehe.

*) Der schöne Landsitz Walter Scott's, wo er die Herbstmonate hinzubringen pflegt.

Aus Italien.

(Beschluß.)

— Zu Turin ist bey Chiari und Prina eine von dem Ritter Ludwig Biondi, einem Römer, in italienische Verse gebrachte Uebersetzung der Fischer-Eklogen des Neapolitaners Sannazar ans Licht getreten, die an Reinheit und Einfachheit mit dem Originale wetteifert. Diesen Eklogen hat Biondi noch ein anderes Gedicht Sannazars, von seinem Verfasser Salices benannt, beygefügt. Dieses Gedicht ist eine Art Idylle, in welcher die Verwandlung einiger, von den Satyrn verfolgter Nymphen in Weidenbäume beschrieben wird. Derselbe hat in einem, 1823 zu Genua erschienenen Gedicht, aus drey Gesängen, mit den Ueberschriften, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, bestehenden Trauergedichte den Tod des Grafen Julius Perticari besungen, zu dessen Andenken sich auch der Prof. Paul Costa in einem zu Bologna, ebenfalls im verflossenen Jahre gedruckten besondern Elogio hat vernehmen lassen. Unter den für den Ruhm ihres Vaterlandes besorgten Literatoren unseres Jahrhunderts war Perticari einer der eifrigsten. Hochgeschätzt von ganz Italien, war er auch geliebt von Allen, denen seine nähere Bekanntschaft zu Theil geworden war. Hr. Costa sucht in der gedachten Lobschrift, eigentlich einer bey Anlaß der Leichenfeyer des Grafen Perticari gehaltenen akademischen Vorlesung, den eigentlichen Zustand des italienischen Literatur-Wesens gegen Ende des abgewichenen Jahrhunderts anzugeben, macht auf die Ursachen seines um diese Zeit eingetroffenen Verfalles aufmerksam, und zeigt zugleich, was für große Anstrengungen Perticari gemacht habe, um die Literatur sei-

nes Vaterlandes zu ihren wahren Grundsätzen dadurch zurückzuführen, daß er sie den Verderbnissen der Barbarey und der Sklaverey einer pedantischen Nachahmung zu entreißen gesucht. — In einer kürzlich zu Venedig im Athenäum vorgelesenen, nunmehr auch im Druck erschienenen **Memoria sul commercio di Venezia**, d. h. Abhandlung über den Handel von Venedig, und über die Mittel dem Verfalle desselben zuvorzukommen, von Ludwig Casarini, wird dem Leser vorerst eine rein geschichtliche Darstellung des Reichthums und der Macht des gedachten Freystaates, von ihrem Entstehen an bis zu ihrem Falle, vor Augen gelegt. Sodann macht der Verfasser den, wie man glaubt, zuerst von dem Dogen Marcus Foscarini ausgedachten Vorschlag, die Stadt Venedig ihrer Insularlage in Bezug auf Europa zu entreißen. Diese Lage, meynt Hr. Casarini, sey für Venedig in unsern Tagen höchst nachtheilig; man müsse die Stadt mit dem Festlande in Verbindung setzen, auf daß sie von daher alle zu ihrer Subsistenz erforderlichen Hülfsmittel desto leichter beziehen könne. Denn jezt sey sie genöthigt, vom Lande zu erwarten, was sich von der See her nicht mehr hoffen lasse. Der Rath des Hrn. Casarini geht dann noch absonderlich dahin, eine Heerstraße anzulegen, welche in gerader Linie von dem schmalsten Punkte der Lagunen ausgehen müßte, und deren Länge nicht über dritthalb italienische Meilen betragen würde. — Unter dem Titel: **Vita di Saffo etc.**, hat eine Mailänderin von edler Herkunft, gleich geschickt im Führen des Pinsels und der Feder, Namens Bianca Milesi, einerseits der Muse von Lesbos, andrerseits einer gelehrten Mitbürgerin, Maria Gaetana Agnesi, ganz neuerlich ein kleines biographisches Denkmal gestiftet, und solches in einer, aus Chantilly vom 1sten Jenner 1824 datirten Zuschrift, einer Baronesse von Feuchères, als einer erklärten Liebhaberin der italienischen Sprache, zugeeignet. Die in den Wissenschaften und Künsten gleich bewanderte Dame sucht in ihren biographischen Notizen ihre Sappho, entgegen so manchen andern Behauptungen, als eine zwar von Leidenschaft ergriffene, aber verständige und getreue, zulezt aber unglückliche Person darzustellen, die auf jeden Fall des Mitleidens und der Achtung jedes durch Talente und Tugend sich auszeichnenden Menschen werth sey. Auch die Verdienste der Frau Gaetana Agnesi werden von ihr gehörig gewürdigt. Diese Dame cultivirte die höhern Wissenschaften, vornehmlich die Mathematik. Von ihr hat man einen Commentar zu L'Hopitals Schrift über die Kegelschnitte. Auch gab sie im Jahr 1748 analytische Institutionen heraus, welche die Pariser Akademie mit großen Lobsprüchen beehrte, und denen sie die Ernennung zum Professorate der Analyse an der Universität zu Bologna durch Benedikt XIV. zu verdanken hatte. Selbst Bossut fand für gut, diese Schrift in einer von dem Originale nur wenig abweichenden Uebersetzung seinem, für die Zöglinge der militärischen Ingenieur-Schule bestimmten, Lehrbuche einzuverleiben. Dieselbe Schrift hat auch der Commentator Newtons, der Professor Colson, ins Englische übertragen. — Ein zu Genua erschienenes **Elogio di Andalò di Negro** hat den Dr. B. Mojon zum Verfasser, welcher mit großem Fleiße alle, jenen gelehrten Genueser betreffenden Nachrichten zusammengetragen hat. Andalò di Negro war einer der berühmtesten Mathematiker und Astronomen des XIV. Jahrhunderts. Er gehörte zu den provenzalischen Dichtern dieser Epoche, hatte weite Reisen gemacht, und war auch Lehrmeister des Boccaccio gewesen, der in Betreff seiner Talente und Eigenschaften ein rühmliches Zeugniß hinterlassen hat. — Die schon vielfältig gefeyerte Academie dei Lincei, die älteste Akademie Italiens für Experimental-Philosophie, gestiftet von dem Fürsten Friedrich Cesi, deren historisch kritische Abhandlungen kürzlich der Herzog Baldassar Odescalchi herausgegeben hat, soll nun an dem Gelehrten Franz Cancellieri einen genauern und vollständigern Geschichtschreiber erhalten. Von diesem Werke Cancellieri's, welches neben anderen ein Gemälde der Literargeschichte Italiens in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts liefern, und sowohl in Bezug auf die neuen, von dem Verfasser angestellten biographischen Untersuchungen, als auch auf mehrere verheißene ungedruckte Aktenstücke, manches Interessante enthalten soll, hat das **Giornale Arcadico** von Rom vorläufig einen Prospektus bekannt gemacht. Es soll in dem gedachten Werke der Leser von dem Leben, Charakter und den Werken der berühmtesten unter den Lyncäern, so wie auch von den Bestrebungen und den Wechselschicksalen einer Akademie, mit deren Geist man noch allzuwenig bekannt ist, Kunde erhalten. Mehr und minder merkwürdige und belehrende Lebensnotizen in Betreff der berühmten Philosophen, J. Eckius, J. B. Porta, des großen Galiläi, J. Fabri, Virginio Cesarini, Ciampoli, Cassiano del Pozzo, Cäsar Marsigli, u. A. m., sollen ebenfalls aufgenommen werden. — In Italien, jedoch für Murray in London gedruckt, ist der noch im vorigen Jahre erschienene erste Band eines neuen, an Ausführlichkeit wie es scheint, alle bis jezt vorhandenen übertreffen sollenden Commentars zu Dante's **Divina Comedia** von Taaffe. Dieser Commentar enthält viel Neues und Eigenthümliches. In Betreff der Freundschaften und des Privatlebens des Dichters hat Hr. Taaffe mehrere, bis jezt unbekannte Umstände in Erfahrung gebracht und an's Licht gezogen. Ihm zufolge wäre Dante mit dem berühmten venezianischen Seefahrer Marco Paolo in vertrauter Bekanntschaft gestanden, ein Umstand, der es begreiflich macht, wie Dante von mehreren, dem Himmel der heißen Zone eigenthümlichen astronomischen Phänomenen Kenntniß haben konnte. Das Pantherthier, welches dem Dante auf dem Wege begegnet, wäre, nach Hrn. Taaffe's Dafürhalten, ein Bild der Stadt Florenz: der Löwe, meynt er, stelle den König von Frankreich vor, welcher den Verfasser der **Divina Comedia** eifrig verfolgte, und durch den Wolf könne nichts anderes angedeutet werden, als der Papst Bonifazius. Neben diesem Commentar enthält die Schrift des Hrn. Taaffe auch noch eine neue Uebersetzung der acht ersten Bücher der göttlichen Commödie, die aber, wenn auch einzelne Stücke derselben ein poetisches Talent verrathen, derjenigen des Hrn. Cary, der vorzüglichsten unter den in England befindlichen, nicht gleich kommt.

Nr. 72.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 7. September 1824.

Länder-, Völker- und Alterthums-Kunde.

Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der lybischen Wüste und nach Ober-Aegypten in den Jahren 1820 und 1821, von Heinrich Freyherrn von Minutoli, Königl. Preuß. General-Lieutenant, Ritter des rothen Adler-Ordens zweyter Klasse mit Eichenlaube, und des Preuß. Johanniter-Ordens, Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin u. s. w. Nach den Tagebüchern Sr. Excellenz herausgegeben und mit Beylagen begleitet von Dr. E. H. Toelken, ordentlichem Professor der Kunstgeschichte und Mythologie an der Universität zu Berlin. Mit einem Atlas von 38 Tafeln und einer Karte des Karavanenzuges. Berlin, bey Aug. Rücker. 1824. Seiten 448. (Ausgabe auf Velinpapier, Imperial-Quart, mit veränderten Stegen und den vorzüglichsten Tafeln, Ladenpreis 48 Rthlr. Ausgabe auf Velinpapier, gr. 4. 40 Rthlr. Ausgabe auf doppeltem englischem Druckpapier, 32 Rthlr.)

Dieses, Sr. M. dem Könige von Preußen gewidmete, und von diesem Monarchen huldvoll unterstützte Prachtwerk gehört offenbar zu den erfreulichsten Erscheinungen der neuesten Reiseliteratur, und schließt sich würdig an die frühern Prachtwerke der Franzosen und Britten über Aegypten an, durch welche die Alterthumskunde an den Ufern des Nils in der neuesten Zeit so bedeutende Fortschritte gemacht hat. Zwar bleibt immer auch in dieser Wissenschaft noch so manches Dunkel aufzuhellen, so manches fest eingewurzelte Vorurtheil zu bekämpfen; aber dennoch glauben wir mit Sicherheit voraussagen zu können, daß, wenn noch einige Reisende mit derselben Aufopferung, Beharrlichkeit und Umsicht, wie der Herr General, den afrikanischen Boden betreten, und ihre Reiseberichte daheim so gründliche Herausgeber und Glossatoren finden, wie die des Freyherrn von Minutoli an den gelehrten Professoren Toelken und John, das Ufer des Nils und die Oasen der lybischen Wüste für uns bald ein nicht minder bekannter Schauplatz werden dürften, als die vieldurchwanderten classischen Gefilde von Hellas und Latium. Es möge uns jezt erlaubt seyn, die Leser dieser Blätter in einer getreuen Relation mit dem Inhalte des vorliegenden Werkes genauer bekannt zu machen, *) woraus sich die hohe Wichtigkeit desselben für die Alterthumskunde jenes geheimnißreichen Landes, das mit Recht die früheste Wiege der Cultur und die Schule der Völker genannt zu werden verdient, am besten ergeben wird.

Der General Minutoli benuzte einen, sich ungesucht darbietenden Stillstand seiner amtlichen Thätigkeit, um von seinem Monarchen eine hinreichende Urlaubzeit zu einer wissenschaftlichen Reise in den Orient zu erbitten. Sein Plan war Anfangs sehr weitgesteckt: er wollte Aegypten bis Dongola bereisen, von hier aus die Cyrenaica, die Oasen, das rothe Meer, den Sinai und Horeb besuchen, und endlich die Rückreise über das Wedi-Musa, Palästina, den Libanon, Balbek, Palmyra, Ephesus und Troja, dann über Constantinopel, durch Griechenland, Sizilien, Italien und die Schweiz unternehmen, aber der griechische Freyheitskrieg, der eben mit erneuter Wuth ausbrach, als die Reisenden von Afrika nach Asien übergehen wollten, verhinderte die Ausführung nach dem beabsichtigten Plane, und sie mußten sich mit dem Wüstenzuge nach der Oase des Jupiter Ammon, ohne Zweifel der wichtigste Theil der ganzen Reise, und mit einem Durchfluge Aegyptens bis Syene hinauf, begnügen. Das Ministerium hatte dafür gesorgt, daß einige Gelehrte und Künstler dem Herrn General als Begleiter beygesellt wurden; diese waren der Professor Liman, ein ausgezeichneter Architekt, die Doctoren Hemp-

*) Bey kostbaren Bibliothek-Werken von solchem Gehalt ist es nicht blos erlaubt, sondern erwünscht. Hier genügt es nicht, daß „der Wegweiser die Hand ausstrecke" (s. Lit. Bl. 1824. No. 1. Sp. 1.), sondern die Recension soll provisorisch die Stelle des Buchs vertreten bey denen, die es des Preises wegen nicht sofort anschaffen können; sie soll das Wichtigste seines Inhalts gemeinnütziger machen helfen. Das liegt im Zwecke dieser Blätter, wenigstens nach meiner Ansicht davon.

Müllner.

rich und Ehrenberg nebst Herrn Söltner als Naturforscher, und ein der orientalischen Sprachen kundiger Gelehrter, Doctor Scholz, der von Rom über Triest den Reisenden nach Alexandrien vorausgeeilt war.

Am 17. Aug. 1820 schiffte sich der General M. mit seiner Gemahlin in Triest nach Alexandrien ein, und die dreywöchentliche Seereise bot nichts Interessantes dar. An der Küste Afrika's angelangt, lief das Schiff Gefahr zu stranden, weil die niedere Küste, ganz in Dunstnebel gehüllt, wieder aus dem Auge entschwand. Ein plötzlich sich erhebender Nordwind beseitigte jedoch die Gefahr, und trug die Reisenden wohlbehalten durch die Pforten des Marabout, den einzigen sichern Paß, in den alten Hafen von Alexandrien. Das Bild, welches sich hier dem Auge darstellt, ist wenig erfreulich. Niedrig, öde und farblos zieht sich die afrikanische Küste weit hin, bis sie im schwülen Nebel verschwindet. Kein belebendes Grün erfreut den Blick. Die Säule des Pompejus ragt einsam hervor, und dient den Schiffern als Wahrzeichen. Eine schmale Landzunge, die den alten und neuen Hafen Alexandriens scheidet, trägt den Harem, — den Palast des Pascha und den seines Sohnes Ibrahim, und die Stadt selbst gleicht mit ihren dachlosen Häusern, den halbverwitterten Mauern, dem Schutt und den Trümmern mehr einer Brandstätte, als einem bewohnten Orte. Die schönen Palmpflanzungen, die sie einst umgaben, sind durch die Franzosen während der Invasion zu besserer Vertheidigung der Stadt niedergehauen, und bis jezt durch keine neuen ersezt worden. Je trauriger der erste Eindruck war, den die ägyptische Küste gewährte, desto erfreulicher war der Empfang in Alexandrien selbst; denn hier wird die orientalische Gastfreyheit auf die edelste Weise geübt. Die Reisenden wurden in dem Hause eines Herrn Tourneau auf das Freundlichste aufgenommen, und die Herren Drovetti, Rosetti, Buccianti und D'Anastasy, Consuln europäischer Mächte, wetteiferten, ihnen gefällig zu seyn. Durch den ersten Minister-Dragoman des Pascha, den Armenier Boghos Jusuff, wurde das Empfehlungsschreiben des Generals an Mehemed-Ali-Pascha abgegeben, worauf sogleich eine sehr freundliche Einladung erfolgte. Die Audienz, die ganz frey war von dem beengenden Ceremoniell der europäischen Höfe, fand drey Tage darauf Statt, und die Ungezwungenheit und Feinheit des Betragens des Pascha, verbunden mit einer zutraulichen Heiterkeit, die gleichwohl die gemessenste Würde nicht verlezte, gewann sehr bald das vollkommene Zutrauen der ganzen Reisegesellschaft. Den Schluß des ersten Kapitels macht nun noch eine ausführliche Schilderung des Mehemed-Ali-Pascha, des merkwürdigen Beherrschers von Aegypten, auf den jezt so viele Augen gerichtet sind, und eine gedrängte Uebersicht seines Lebens, seiner Kriege, seiner Staatsverwaltung, seiner Familie, und der einflußreichsten Männer seines Hofes, des Ministers Staatssekretärs Boghos Jusuff und des Admirals Gibraltar. Die Darstellung ist äußerst gelungen, und sehr zum Vortheil des außerordentlichen Mannes, durch den für Aegypten ein neues Zeitalter zu beginnen scheint. *)

Das zweyte Kapitel beginnt mit einer Schilderung Alexandriens, die nicht sehr einladend ist: „In engen Straßen ein treibendes Gewühl von Menschen aller Farben, in den mannigfaltigsten Trachten, und von rauher ungewohnter Sprache. Zwischen ihnen sich drängende Kameele und Esel in großer Anzahl, zum Theil mit Wasser, Gütern oder Menschen befrachtet. Aber bey diesem Anschein eines emsigen Verkehrs allenthalben nur zu redende Spuren des bittersten Elends: Hunger und Blöße! Die Straßen ohne Pflaster und voll Wust. Offene Plätze, mit nichts bedeckt, als mit Sand und Staub, ohne einen Baum, der gegen die brennende Sonnenhitze geschüzt hätte. Hin und wieder die ekelhaften Reste verwesender Thiere, und Hunde in lästiger Anzahl. Verfallene und verlassene Häuser, und die bewohnten von schlechter Bauart, und fremdartigem, unheimlichem Ansehen. Dieß ist Alexandrien, wo die Neuheit des afrikanischen Lebens gleich im ersten Augenblick alles Anziehende verliert." — Dann folgen einige militärische Winke, Verbesserungen des alten und neuen Hafens und der Befestigung der Stadt selbst betreffend, die der Pascha, da sie sehr zweckmäßig und leicht ausführbar scheinen, wenn sie zu seiner Kunde gelangen sollten, gewiß nicht unbenuzt lassen wird. Von den alterthümlichen Merkwürdigkeiten erwähnt der Verfasser die Säule des Pompejus und die Obelisken der Cleopatra, deren einer auf der Erde liegt, um nach England abgeführt zu werden; ferner die Piscina, die Katakomben und neugeöffnete griechische Gräber in der Nähe des alten Hafens. Nach der, durch die englischen Offiziere Dundas und Desade mühsam entzifferten Inschrift wurde die sogenannte Pompejussäule von dem Eraechen Aegyptens, Pontios, dem Kaiser Diocletian geweiht, obgleich die unter den Arabern gebräuchliche Benennung: Ahmaud-Issawer, eher auf den Septimius Severus zu deuten scheint. Unser Werk theilt die griechische Inschrift der Säule mit den Ergänzungen des Herrn Heiter in Neapel mit, gegen welche sich nichts Erhebliches einwen-

*) Diese, in jeder Hinsicht glaubwürdige Schilderung erregt gerechte Zweifel gegen die Wahrheit der Anecdote von der Art, wie der Pascha das Diplom der naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. aufgenommen haben soll; eine Erdichtung wahrscheinlich, die nur allzuschnell aus englischen Journalen in die deutschen Volkszeitungen übergegangen ist, und in welcher der Pascha als ein roher und unwissender Mensch erscheint.

Müllner.

den läßt. Am Schlusse des Kapitels spricht der Verfasser über die zu Alexandrien so gewöhnliche, unter dem Namen der ägyptischen Ophthalmie bekannte Augenkrankheit, deren Ursprung er hauptsächlich in der Feuchtigkeit der Luft, dem feinen, mit Salpeter und Salmiak stark geschwängerten Staube, und den Ausdünstungen, die von dem Brennen des Kameelmistes herrühren, suchen zu müssen glaubt. In dem Bestreichen der Augenlieder mit kölnischem Wasser fand er ein sehr wohlthätiges Präservativ. Das dritte Kapitel beginnt mit den Vorkehrungen zu der Reise in die Cyrenaica. Der Mangel eines großherrlichen Firmans für das Tripolitanische Gebiet wurde durch ein Empfehlungsschreiben des Mehemed-Ali-Pascha an den Kalif-Bey von Bengasi und Derna ersetzt, und Alles aufgeboten, dem Unternehmen einen glücklichen Erfolg zu sichern. Allein sehr bald gab das den Arabern eigenthümliche Mißtrauen Veranlassung zu gerechten Besorgnissen. Die Kunde von dem beginnenden Aufstande der Griechen war schon bis zu diesen fernen Orientalen gedrungen, und man brachte mit ihr die Reise des Generals in Verbindung. Die Araber nannten ihn, wie einst Bonaparte, El-General-Kebir, den großen Feldherrn; und dieser ehrenvolle Beyname war für die wissenschaftlichen Zwecke wenig empfehlend, da man in dem Wahne stand, der preußische General wolle blos die Meeresküsten bereisen, um für irgend eine europäische Invasion zu Gunsten der Griechen, die man in vollem Ernste befürchtete, Häfen und Landungsplätze auszusuchen. Die Araber, die den Zug leiteten, waren daher stets bemüht, die Reisenden von der Küste möglichst entfernt zu halten. Hierzu kam noch die kleinliche Eifersucht der in Aegypten hausenden europäischen Alterthumsspekulanten. Diese betrachteten die beabsichtigte Reise nach Cyrene als einen stillen Vorwurf für ihr merkantilisches Treiben, welches sich noch nicht bis in jene, für sie so leicht zugängliche Gegend erstreckt hatte, und scheinen in der That aus den unedelsten Absichten ingeheim gegen das Gelingen der Unternehmung des Freyherrn von Minutoli gewirkt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Antikritische Bemerkungen

über die Recension von des Herrn D. Eduard Gans „Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwicklung," im Lit. Bl. No. 29. v. J. 1824.

Ein Ungenannter hat in der Zeitung für die elegante Welt No. 95. sich aufgehalten über die gedachte Recension. Sie lobe das Buch stupend, sagt er. Das kann ich nicht finden. Sie zeigt blos, daß das Buch ein stupendes Buch ist, d. h. ein Buch, das man anstaunen muß, weil man — nicht klug daraus werden kann; und das ists auch. Mich hat schon der Beysatz auf dem Titel frappirt: „Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte." Unter einer Rechtsgeschichte hab' ich mir immer den Inbegriff der Thatsachen gedacht, durch welche das Rechtssystem unter einem Volke entstanden ist und sich nach und nach verändert hat. Unter dem Wort Universalrechtsgeschichte wollt' ich mir daher die Geschichte des Rechtssystems unter allen Völkern denken, die eins haben; aber ich begriff nicht, wie der Herr D. Gans zur Kenntniß aller der Rechtsgeschichten gekommen seyn könnte, deren Inbegriff die Universalrechtsgeschichte ausmachen würde. Indessen, dacht' ich, er handelt ja in dem Buche nur die Universalgeschichte des Erbrechts ab, und gleich wie wir unter einer Universalgeschichte überhaupt blos die Geschichte derjenigen Völker verstehen, von denen wir etwas mehr wissen, als ihre Existenz; so wird sich wohl auch seine Abhandlung auf das Erbrecht unter denjenigen Völkern beschränken, von deren Meynungen, Sitten und Gesetzen wir genug wissen, um von dem Erbrechte, welches unter ihnen im Gebrauch ist, oder gewesen ist, uns einen deutlichen Begriff zu machen. Dazu gehört freylich schon viel. Denn das Erbrecht ist ja wohl der Inbegriff der Rechtsgrundsätze, nach welchen das Vermögen einer Person durch die Thatsache ihres Todes auf andere, lebende Personen übergeht. Diese Grundsätze sind so willkürlich, daß jedes Volk gar füglich seine eigenen haben kann, nach Beschaffenheit seiner Rechtsphilosophie und seiner positiven Gesetzgebung. Daher kann es unmöglich leicht seyn, sie alle gründlich kennen zu lernen. Um so stupender kam es mir denn vor, im Lit. Bl. S. 115. zu lesen, daß Herr Dr. Gans nicht nur das indische, mosaisch-talmudische und moslemitische, sondern auch das chinesische Erbrecht abhandele, und ich wunderte mich, theils daß der Recensent auch nicht eine Sylbe von den Quellen sagte, aus welchen Herr Gans seine chinesische Erbrechtsgelahrtheit geschöpft haben könnte, theils daß Herr D. Gans nicht auch seine birmanische und aschantische an den Tag gelegt haben sollte, da jezt die Birmanen und die Aschanti's anfangen wollen, eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen.

Inzwischen war ich schon einige Spalten vorher noch stärker erstaunt, nämlich über die Aufgabe, die Herr Gans sich gestellt haben soll: „innerhalb des Kreises des Erbrechts die nothwendige Bewegung des Weltgeistes zu zeigen, i. e. zu zeigen, daß selbst durch die entferntesten Lehren des Privatrechts derselbe Gedanke scheint, der im lärmenden Getöse öffentlicher Verwickelung und in der starken Kraftäusserung weltgeschichtlicher Thaten lebt." Wenn Herr Gans, dacht' ich, unter dem Weltgeiste Gott versteht, was mag er wohl unter dessen nothwendiger Bewegung verstehen? Nimmt er über dem Weltgeiste ein zwingendes Fatum an, wel-

ches demselben gewisse Bewegungen nothwendig macht? Statuirt er vielleicht eine Offenbarung des universellen Erbrechts? Das konnt' ich nicht glauben, und merkte endlich, daß er unter dem Weltgeiste wohl den Geist der Völker in der Welt verstehen möchte, oder die Gedanken ihrer Weisen und Gesetzgeber, aus welchen deren Erbrecht entstanden ist. Das merkt' ich aus dem Umstande, daß er, laut der Recension, „den Logos, das Princip der ganzen römischen Geschichte (und also auch der Erbrechtsgeschichte) in dem absoluten Gegensatze eines objectiven und subjectiven Princips" sucht.

Zwar verstand ich das Anfangs nicht, aber zum Glück drückte es der Recensent gleich darauf „in Worten der Erscheinung" aus, und zwar so: „die römische Geschichte ist der Kampf der Patricier und Plebejer." Folglich sind, in Worten der Erscheinung ausgedrückt, die Patricier das objective, und die Plebejer das subjective Princip der römischen Geschichte, und wer das nicht versteht, der muß gar nicht wissen, was objectiv und subjectiv ist; er muß einen subjectiven Historiker, Rechtsphilosophen und Gelehrten überhaupt von einem objectiven nicht zu unterscheiden wissen. Der berühmte Jurist von Savigny hat sich verwundert über die isolirte Trefflichkeit des römischen Privatrechts zur Kaiserzeit, die mit dem übrigen Wesen dieser Zeit nicht zusammen zu reimen sey. Diese Verwunderung zeugt von Subjectivität des gelehrten Savigny. Herr D. Gans sieht die Sache viel objectiver an. In der römischen Monarchie sind die beyden kämpfenden Principien (Patricier und Plebejer) „von ihrer gegenseitigen Bestimmtheit ab, und in einander gegangen." Die Kaiserzeit ist die Welt des Privatlebens, im Gegensatze der Republik, als des öffentlichen Lebens. Was Wunder also, daß die Welt des Privatlebens, gegen die des öffentlichen gehalten, ein treffliches Privatrecht hatte? Mit vollem, literarischem Privatrechte findet daher der objective Herr D. Gans Savigny's Verwunderung seicht, und sein Recensent stimmt ihm bey, obwohl er mir ein subjectiver Recensent zu seyn scheint, d. h. einer, der — sich selbst recensirt. „Schon in der ganz abstracten, allgemeinen Eintheilung des römischen Rechts (sagt er) zeigt sich das objective Princip als das streng römische Recht, als jus civile, das subjective Princip als das frey menschliche, als jus gentium." Wenn ich mir das in „Worte der Erscheinung" übersetze, so heißt es: die Patricier haben das jus civile, die Plebejer das jus gentium ersonnen und ausgebildet. Eben so im Familienrechte. „Da steht eine strenge Ehe, in welcher die Frau Haustochter ohne Selbstständigkeit ist, einer freyen gegenüber, worin die Ungemeinschaftlichkeit bis zu der Spitze getrieben ist, daß unter Ehegatten sogar die Schenkungen verboten sind." In der That ist dieses Verbot höchst plebej, d. h. es muß aus dem Plebejismus erklärt werden. Das ältere römische Recht war bekanntlich so unartig, die Eheweiber als Töchter ihrer Männer zu betrachten, und daher zwischen beyden, gleichwie zwischen Vater und Kinde, eine Einheit der Person zu statuiren, welche den Begriff aller Schenkungen ausschloß, weil man sich selbst eigentlich eben so wenig etwas schenken, als man von sich selbst etwas borgen kann. Das spätere römische Recht gab zwar den Eheweibern mehr Selbstständigkeit, behielt aber doch den Grundsatz von der Ungültigkeit der Schenkungen bey, und die Herren Doctoren Paulus und Sextus Cäcilius führten dafür die zwey Ursachen an, daß nicht etwa ein Ehegatte dem andern sein Vermögen abschwatzen und dann die Ehe zerreißen; oder umgekehrt durch Geschenke sich bewegen lassen möchte, in der Ehe zu bleiben, wodurch der Ehestand gleichsam käuflich werden würde. (L. 2. Dig. de donat. inter virum et uxorem, XXIV, 1.) Diese Ansichten beruhten offenbar auf gemeinen Gesinnungen, und die Kaiser Antoninus und Severus schafften sie daher anno urb. cond. 955 ab durch die Verordnung, daß dergleichen Schenkungen zwar gelten, aber doch bey Lebzeiten widerruflich seyn sollten. Durch diese halbe Maßregel stiftete die kaiserliche Macht einen Vergleich zwischen dem subjectiven und objectiven Princip der römischen Geschichte, das ist vollkommen klar!

Aber trotz dieser Klarheit kann ich aus der fraglichen Recension nicht klug werden über das Buch, und ich wäre daher capable, dasselbe zu lesen, wenn ich geübter wäre in der Kunst, den abstracten und absolut-Hegelischen Styl des Herrn D. Gans, wie er mir in den mitgetheilten Proben vorgekommen ist, in die Sprache der Erscheinung zu übersetzen. Bey Montesquieu, mit welchem der Recensent den Herrn Gans (und zwar zum Vortheile des Letzteren) vergleicht, hab' ich das niemals nöthig gehabt; und der subjective Herr Recensent hätte von ihm lernen sollen, in der gedachten Erscheinungssprache zu schreiben, wenn nicht das Buch, doch die Recension. Daß die Metaphysik ein ens noumenon gewissermaßen höher achtet, als ein ens phænomenon, das laß' ich gelten; aber die Sprache taugt zu dem Zwecke, sich der Welt verständlich zu machen, nur insoferne, als sie ein Erscheinungs-Ding ist. Als Gedanken-Ding, d. h. als ein Ding, welches die Schriftsteller dieser oder jener Schule autonomisch sich selbst gemacht haben, ist sie nichts Besseres, als ein Quirl, der alle Begriffe unter einander rührt, und so oft ich sehe, daß jemand diesen Quirl in den Topf irgend einer Wissenschaft steckt, und darin herumdreht, komm' ich in die Versuchung, ihn auf die Finger zu schlagen. *)

*) Ich auch bisweilen; aber cui bono? — Ueberdieß gesteht der Herr Antikritiker, daß er das Buch des Herrn D. Gans nicht gelesen hat. Es kann ja wohl deutlicher seyn, als die Beschreibung, welche der (mir unbekannte) Recensent davon gemacht hat. Müllner.

Nr. 73.

Literatur-Blatt.

Freitag den 10. September 1824.

Länder-, Völker- und Alterthums-Kunde.

(Fortsetzung der Recension von Minutoli's Reise.)

Am 5. Oktober war die Karavane zusammengebracht. Sie bestand aus 41 für den Dienst der Reisenden bestimmten Kameelen, aus den Kameelen der Beduinen, die den Zug mitmachten, und 4 Reitpferden. Die Bedeckung bildeten 25 bewaffnete Beduinen unter Anführung des Hadschi Endawi Abu Dabed, des Oberhauptes des lybischen Beduinenstammes Dschimmeat, und den Dragoman machte ein gewandter Mameluk, der Arabisch und Französisch aufs Beste sprach. Die ganze Karavane stand im Solde des Generals, und die Kameele waren auf hundert Tage gemiethet. Da der Prof. Liman noch nicht aus Europa angelangt war, so suchte der General Minutoli diesen Mangel durch das Engagement der Herren Gruoc und Boldrini zu ersetzen, von denen auch ein großer Theil der dem Werke beygegebenen Zeichnungen entworfen ist.

Der Zug ging unter mehrfachen Hindernissen, die meist in der Widerspenstigkeit und gemeinen Habsucht des arabischen Scheiks ihren Grund hatten, auf der schmalen Landzunge zwischen dem See Mareotis und dem Meere, über einen steinigen, mit Gestripp bewachsenen Boden, über Tschelle-Lachterieh und die Brunnen Suanied-Matbar und Bir-Mabsen zu dem Thurm der Araber und Abousir. Der erstere, der lezte Rest eines Mausoleums in ägyptischem Style, erhebt sich auf einem Felsenhügel, und dient den Küstenfahrern zum Merkzeichen. Er wurde von den Reisenden genau untersucht und gezeichnet. Abousir ist die Station Tapostris der Peuting-Tafel, das Taposiris des Claudius Ptolemäus und Strabo's, wo einst glänzende Volksfeste gefeyert wurden. Die Ruine des weitläufigen Tempels, der wahrscheinlich diesen üppigen Kanobismen geweiht war, ist von dem Verfasser genau untersucht, gezeichnet und beschrieben worden. Zu Abousir stieß der Prof. Liman, der indessen zu Alexandrien angekommen und dem Zuge nachgeeilt war, zu der Karavane. Nach höchst unangenehmen und gefahrvollen Verhandlungen mit dem Scheik, der die Karavane führte, welche fast die Rückkehr nach Alexandrien zur Folge gehabt hätten, ward endlich die Reise über die Lagerplätze El-Hamam, an den aus Quadersteinen aufgeführten Denkmählern aus römisch-griechischer Zeit, von denen das östliche Casaba-Schamame-Schargie, das westliche Casaba-Schamame-El-Garbie genannt wird, vorüber, in der Nähe der Meeresküste hin, auf der alten Straße nach Parätonium fortgesezt. Beyde Ruinen sind nach der Meynung des Ref. die Ueberreste von römischen Stationen, welche die Peuting-Tafel in dieser Gegend aufgezeichnet hat, vielleicht Patrieum, Comarus oder Monogamis. Dann ging der Zug über Kurme-Karbije und die Cisterne Bir-Regy nach dem Höhenstreif Schmeime, welcher mit dem Vorgebirge Deras, der Derris extrema (Δέῤῥις ἄκρα νη̄. λγ΄. λᾱ γ΄.) des Ptolemäus, fast unter gleichem Meridian liegt. Hier beging der General Minutoli den 15. Oktober den Geburtstag des Kronprinzen von Preußen so festlich, als es mitten in der Wüste nur möglich war, durch das Preisgeben eines Hammels, und die Spende einiger Flaschen des besten mitgenommenen Weines, wahrscheinlich nicht weniger heiter, als früher bey den diplomatischen Gastmählern der Hauptstadt. Endlich erreichte die Karavane über Bir-Thaun, eine antike Cisterne, wellenförmiges Terrain durchziehend, wo sie zuerst das der Wüste eigenthümliche Naturspiel Mirage (Wasserschein) sahen, von feindlichen Arabern allarmirt, nach mehrfachen ernstlichen Zwistigkeiten mit dem Scheik, die römischen Ruinen Zuba-Sover-Wahe und Guble berührend, die Küstennähe des alten Parätoniums, welches jezt von den Arabern El-Baratoun genannt wird. Parätonium lag nach Plinius (H. N. V, 6.) zweyhundert römische Meilen (ungefähr 40 geographische) von Alexandrien entfernt, an der Küste, auf dem Wege nach Cyrene, welche Entfernung, sobald die Beugung der Küste in Anschlag gebracht wird, ziemlich genau zutrifft. In den Zahlen der Peuting-Tafel hingegen findet auf dieser Route eine Unrichtigkeit Statt; denn wenn wir die Distanzen der sechs Stationen zwischen Parätonium, das sie Pretonium nennt, und Alexandrien zusammenziehen, so gibt die Totalsumme

blos 116 Millien, was offenbar zu wenig ist. Die alte Stadt hieß auch Ammonia, und man reiste von hier in 1300 Stadien (32 bis 33 Meilen) zur Oase des Jupiter Ammon.

Das vierte Kapitel enthält die Fortsetzung des Küstenzuges durch die Wüste von Parätonium bis Bir-El-Kor, an der Tripolitanischen Gränze, und von da in das Innere, nach der Oase des Jupiter Ammon. Die Karavane berührte auf diesem Strich die Brunnen Bir-Scheik-Aboulach und Bir-Daffa-Vadi, und zog dann über den Berg Rassa-Boulabou und den Brunnen Bir-Mothani nach der Gegend Jnbribad, wo sich sechs Brunnen befinden, die jedoch alle ausgetrocknet waren. Von hier ging der Weg über ein Plateau, das sich nach dem Meere zu absenkt, an mehreren Brunnen vorüber, unter denen die merkwürdigsten Bir-Sabah, Vadi-Rakabat und Abou-Katsche. Bey Kassee-Schama, einer neuarabischen Burg auf antiken Substructionen, die von den Truppen des Pascha von Aegypten zerstört worden ist, in der Nähe des Meeres, wurde das Lager aufgeschlagen. Wahrscheinlich lag hier der Flecken Apis, wenn die 62 Millien (etwas über 12 geographische Meilen) der Entfernung von Parätonium bey Plinius (H. N. V, 6) richtig sind, oder der Hafenort Selinus Portus (Σιλινοῦς λιμὴν — ῦς. — λᾶ. γ'.) des Ptolemäus, wenn wir den Angaben des sonst so kritischen Strabo über den Flecken Apis trauen dürfen. Ref. glaubt das Erstere; denn er hält den Selinus Portus für die schöne Bucht zwischen den Vorgebirgen Palbioni und Jurjura. Leider bekam bey Kasser-Schama der General Minutoli volle Gewißheit, daß er bey Fortsetzung der Reise nach dem cyrenäischen Gebiete mit fast unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen haben würde, da der treulose Scheik, sein Führer, Alles, was nur in seinen Kräften stand, verwendete, um die Ausführung dieses Plans zu vereiteln. Schon großer Zeitaufwand wäre nöthig gewesen, um die Antwort auf die nach Bengasi gesandten Empfehlungsbriefe abzuwarten, und auch dieser vielleicht ohne alle Aussicht auf einen glücklichen Erfolg des Unternehmens. Nach langer Berathung beschlossen daher die Reisenden sich zu trennen. Der Herr Prof. Liman entschied sich für die Untersuchung von Cyrene und der übrigen Orte der Pentapolis; die Naturforscher, denen Herr Scholz sich anschloß, wollten mit dem Frühjahre zur See nach Alexandrien zurückkehren, und der General Minutoli über Siwah nach Kairo zu seiner Gattin reisen, um von hier aus Ober-Aegypten zu besuchen. Der Zug ging nun noch gemeinschaftlich in der Nähe der Meeresküste über die Brunnen Bir-El-Vadi, Bir-Rakabah-Marsange, Bir-Alem-Mel und Bir-Talout-Vadi in das Thal Vadi-El-Ghitani; dann langsam über ein hohes Plateau, bey den Brunnen Bir-El-Vagar, Bir-El-Kadri-El-Vadi und Bir-Thoula vorbey, zu dem Brunnen Bir-El-Kor, der vortreffliches Wasser enthält, wo der Scheik, der vorausgezogen war, die Karavane erwartete. Hier trennte sich die Karavane dem vorhergefaßten Beschlusse gemäß. Die Naturforscher, mit ihrem Gehülfen und ihrem Dragoman, Prof. Liman, Voldrini und Scholz und 17 bewaffnete Araber mit 29 Kameelen und 2 Pferden, von zwey Verwandten des Scheiks und einem Moarabinen geführt, zogen westwärts nach der Tripolitanischen Gränze, um die Cyrenaica zu erreichen; der General M. aber mit Herrn Gruoc, zwey Bedienten, acht Arabern, geführt von dem Scheik und einem Mamluken, mit zwölf Kameelen und drey Pferden, wendeten sich seitwärts nach Siwah, der Oase des Jupiter Ammon. Der Weg führte durch eine rauhe, unwegsame Gegend, die mit Sand und Steinen angefüllt war, über die Brunnen Bir-Thoana und Bir-Laghi Furath an den Fuß des Gebirges La-Rabbia, nach der Ansicht des Ref. der Mons Asyphus (Ἄσυφος ὄρος) des Ptolemäus, zwischen der Seestadt Catabathmus und der Hammorum Civitas. Die Reisenden übernachteten bey dem Brunnen Bir-Vadi-Rabbia auf der Südseite des Bergrückens. Hier waren sie gezwungen, weil eine alte Wunde am Arme des Generals, durch die Strapazen der Reise entzündet, wieder aufgebrochen war, einige Tage zu rasten. Die Araber schossen indessen einen fetten Wolf, der ihnen, obgleich nach ihren Religionsbegriffen ein unreines Thier, dennoch eine sehr leckere Mahlzeit gab. Der gefährliche Wind Chamsin beiästigte die Karavane sehr; dann allarmirten friedliche Straußenjäger, die von den Arabern des Zugs für Räuber gehalten wurden, das Lager, und ein heftiger Sturm stürzte in der Nacht die Zelte nieder, ohne jedoch die Reisenden zu beschädigen. Nach sechstägiger Rast wurde die Reise durch eine mit Futterkräutern für die Kameele reichlich bewachsene Gegend fortgesezt, und das Nachtlager bey dem Brunnen Bir-El-Kamsi, wo die Kameele das lezte Futter bis Siwah fanden, aufgeschlagen. Von nun an nahm die Gegend ganz das Gepräge der eigentlichen Wüste an; das Auge sah nichts als Sand und Steine, und dieser war gewöhnlich mit zahllosen kleinen schwarzen Kieseln übersäet, so daß man ausgestreute Saamenkörner zu erblicken glaubte. Nach drey sehr starken Tagemärschen endlich erreichten sie die Oase Siwah. Der Zug bis hierhin bot wenig Bemerkenswerthes dar, außer daß die Reisenden auf dem öden Sande die knöchernen Ueberbleibsel von 5 Arabern, die mit ihrer Heerde verschmachtet waren, angetroffen hatten — eine schreckliche Warnung für die, welche die Wüste bereisen! Einer bewaffneten Räuberbande von 25 berittenen Beduinen, die auf die Karavane Jagd gemacht hatte, wie die Reisenden später in Siwah erfuhren, waren sie nur durch die Dunkelheit der Nacht schon ganz in der Nähe der

Oase entgangen. Die Oase ist auf der Nordseite mit hohen Felsen eingefaßt, die wie Burggemäuer, Bollwerke und Thürme anzusehen sind, gleichsam als hätte die Natur dieses gesegnete Ländchen gegen jeden Angriff befestiget. Der Blick von dem Thalrande auf dieß fruchtbare Wüsteneiland mit seinen Gärten und Palmenwäldern ist unendlich erfreulich und lieblich, besonders nach den Mühseligkeiten eines mehrwöchentlichen Wüstenzuges. Ein lauter Jubel der Araber begrüßte das ersehnte Ziel der Reise; sie sprangen, schrieen, sangen, tanzten und feuerten ihre Gewehre ohne Unterlaß ab, so daß die Kugeln den Reisenden um die Ohren pfiffen. Anfangs machten die Siwaher, ein sehr argwöhnisches Völkchen, große Schwierigkeiten, ob sie den General Minutoli einlassen wollten, oder nicht; aber endlich erfolgte auf die abgegebenen Empfehlungsschreiben eine günstige Entscheidung. Bey dem Grabe Scheik Soliman's, eines muhamedanischen Heiligen, in der Nähe eines Bethauses, auf dem freyen Platze zwischen den Ringmauern und den Häusern, wurde also das Lager aufgeschlagen. Der Herr General ließ die angesehensten Männer des kleinen Staates zu sich entbieten, und sezte ihnen den Zweck seiner Reise auseinander, und aus ihren übrigens willfährigen Antworten ging deutlich die unendliche Wichtigkeit hervor, die sie ihrem Lande und allem darin Befindlichen beylegen. Besonders schienen sie in Furcht, daß die neuen Ankömmlinge zauberische Kräfte in ihrer Gewalt haben möchten zum Verderben ihres Ländchens; denn alle Denkmähler der Oase, besonders die Katakomben, stehen nach ihrer Meynung in dem Schutze geheimnißvoller feenartiger Mächte. Sie behaupteten frey: Nach des ersten Franken Anwesenheit (Browne 1792), der in jene unterirdischen Wohnungen eingedrungen sey, habe eine Quelle plötzlich zu fließen aufgehört. Auf einer Insel des Birket-El-Araschi, eines kleinen Landsee's westwärts von Siwah, sey der Ring, das Schwert und die Krone des Königs Salomo, jenes Erzzauberers des Orients, vergraben, und ihnen stehe das größte Verderben bevor, wenn diese Stücke entwendet würden. Ihr Aberglaube macht sie also im höchsten Grade mißtrauisch gegen die Franken, denen sie durchgängig zauberische Kräfte zuschreiben; aber doch gaben sie dem General Minutoli volle Freyheit, Alles zu untersuchen und zu zeichnen. Die Reisegefährten desselben, die nach ihrer verunglückten Expedition gegen Cyrene ebenfalls nach Siwah kamen, als der General bereits abgereist war, waren nicht so glücklich, und wurden fast wie Gefangene behandelt. Ein noch weit schlimmeres Schicksal hatte früher der französische Oberst Butin gehabt, welcher den geheimnißvollen See Birket-El-Araschi mit Hülfe eines mitgebrachten Bootes untersuchen wollte. Dieser rettete nur mit Mühe sein Leben.

In dem fünften Kapitel folgt nun eine genaue Beschreibung von Siwah selbst. Der Boden der Oase ist meistentheils dem der Wüste gleich, nur durch die Bewässerung veredelt und fruchtbar gemacht. Diese Eigenthümlichkeit findet auch bey den übrigen Oasen der libyschen Wüste Statt. Das Wort Oase, Oasis, Auasis, arabisch El-Wah, koptisch Ouahsi und Ouahe, bezeichnet daher ursprünglich blos Wohnung oder bewohnten Ort, vielleicht mit unserm Wort Aue verwandt. Vorzugsweise wurden im Alterthum die beyden zunächst bey Aegypten befindlichen Oasen so genannt, die als Oasis Magna und Oasis parva zwey ägyptische Nomen ausmachten, und in neuester Zeit von Cailliaud, Drovetti und Belzoni in alterthümlicher Hinsicht genau untersucht worden sind. Weit bekannter und berühmter im Alterthum war jedoch die entferntere dritte Oase wegen des dort begründeten uralten Orakels des Jupiter Ammon, und unser gelehrter Reisender sucht zuvörderst aus unläugbaren geographischen Gründen zu erweisen, daß diese keine andere seyn könne, als Siwah, was zuerst Rennell aus Browne's Reiseberichten und Hornemann an Ort und Stelle muthmaßten. Die Oase von Siwah mißt zwey deutsche Meilen in die Länge und nirgend über eine halbe in die Breite. Der Boden besteht entweder aus bloßem Sande, oder ist mit sandigem Thone bedeckt, der meist mit Salztheilchen geschwängert ist. Zahlreiche süße Quellen bewässern das Erdreich, und auch salzige und kleine Salzseen fehlen nicht, aus denen fruchtbare Inselchen, die süße Quellen enthalten, hervorsteigen. Die Vegetation ist äußerst üppig. Datteln, Granatäpfel, Feigen, Oliven, Aprikosen, Melonen und Trauben gibt es in Menge. Das Hauptprodukt und der ergiebigste Handelsartikel sind indessen die Datteln, die weit und breit ausgeführt werden; man erntet davon 5000 bis 9000 Kameelladungen jährlich. Außerdem wird auch Gerste, Reis und Oel gewonnen; von den beyden ersten Produkten jedoch nur der nothwendige Bedarf. Der Viehstand der Oase beschränkt sich auf 250 Stück Rindvieh, 1500 Esel, 300 Ziegen und nur wenige Kameele, die hier nicht gedeihen. Das Ländchen zählt außer dem Hauptorte Siwah-Kebir, (Groß-Siwah) noch drey Städtchen oder Dörfer: Siwah Schargieh, Siwah-Gardieh und Maschie. Alle sind befestiget, haben, da sie hoch liegen, ein burgartiges Ansehen, und wimmeln im Innern von Menschen. Die ganze Bevölkerung theilt sich in sechs Stämme, und wird auf 8000 Köpfe gerechnet. Dem Charakter nach sind die Siwaher unruhig und streitsüchtig, und schließen ihre Händel gewöhnlich durch eine Art von Zweykampf. Ein Mord kann durch eine Geldsumme gebüßt werden; nehmen jedoch die Verwandten des Erschlagenen diese Buße nicht an, so wird an dem Mörder ein strenges Wiedervergeltungsrecht ausgeübt. Die Justiz ist sehr

streng: auf Diebstahl und Gewaltthätigkeit gegen Frauenzimmer steht eine schwere Strafe. Noch vor Kurzem war dieser kleine Staat eine oligarchische Republik, die den türkischen Kaiser, ohne Tribut zu zahlen, als ihren Oberherrn anerkannte. Im Frühjahr 1820 wurde Siwah von den Truppen des Pascha von Aegypten unterworfen, und mit einer Kriegssteuer von 12,000 spanischen Thalern und einem jährlichen Tribut von 2000 Kameelladungen Datteln belegt.

Die alten Ammonier waren eine Colonie der Aegypter und Aethiopier, und ihre Sprache nach Herodot (II, 42.) aus den Sprachen dieser beyden Völker gemischt. Die Hautfarbe der Siwaher ist noch jezt dunkler als die der Aegypter, und ihre Mundart weicht sehr von dem gemeinen Arabischen ab. Nach einer scharfsinnigen historischen Untersuchung des Herrn Generals können die heutigen Bewohner Siwah's wirklich die Nachkommen der alten Ammonier seyn.

Der erste Gang des Generals in Siwah war nach der durch Browne bekannt gewordenen Ruine gerichtet, die von den Eingebornen Birbe, Tempel, gewöhnlicher aber Umebeda genannt wird. Sie liegt eine Stunde südöstlich von Siwah-Kebir, zwischen Schargieh und dem Berge Gebel-Drara-Endrik, von welchem das Material zu Erbauung der Denkmähler genommen ist. Der Eingang der Tempelruine ist genau nach Norden gerichtet. Südöstlich von der Ruine, in der Entfernung einer Viertelstunde, entspringt in einem anmuthigen Walde von Dattelpalmen der einst dem Ammon geheiligte Sonnenquell, welcher einen kleinen See bildet. Ganz in der Nähe desselben entdeckt man zwischen Bäumen antike Substruktionen eines kleinen Gebäudes. Ein klares Bächlein, welches dem See entrinnt, vereinigt sich bald nachher mit einer andern Quelle desselben Palmenhains, und fließt dann nach der Ruine hin, wo es jezt einen Sumpf bildet, ohne Zweifel, weil die alten Abzüge verstopft sind. Palmengebüsch und Rietgras wuchern üppig in diesem Morast, und der Boden um das Tempelgebäude ist allenthalben sumpfig und feucht. Der Ueberrest des Tempels verräth ganz den altägyptischen Baustyl, er war mit einer Umfassungsmauer umgeben, die den heiligen Raum von dem minder heiligen abschied. Von dieser äußern Mauer haben sich nur an den vier Hauptecken aus gewaltigen Quadern bestehende Reste erhalten; die Länge derselben betrug 70, ihre Breite 66 Schritte, und die Seiten sind ziemlich genau nach den Himmelsgegenden orientirt. Innerhalb entdeckt man noch mehr degradirte Reste einer zweyten Mauer, deren ehemalige Richtung jedoch unsicher bleibt, und in der Mitte des ganzen Baues eine Felsenmasse, die vielleicht als Stylobat des Tempels benuzt worden ist. Die Ueberreste des Tempels selbst bestehen aus einer Art Pronaos, und einem innern Heiligthum. Da die hintere südliche Mauer jezt gänzlich verschwunden ist; so läßt sich die ursprüngliche Ausdehnung des heiligen Hauses nicht mehr bestimmen; groß kann es indeß nicht gewesen seyn. Die innere Kammer war mit großen Decksteinen gedeckt, von denen noch drey an ihrer Stelle liegen. Als Browne den Tempel besuchte, befanden sich noch fünf in ihrer ursprünglichen Lage; aber ein Erdbeben hat zwey davon herabgestürzt und der Ruine außerdem noch bedeutenden Schaden zugefügt. Die Bausteine selbst sind mit Mörtel verbunden und von sehr verschiedenen Dimensionen; der Baumeister hat also wahrscheinlich keine große Auswahl bey Anwendung des Materials gehabt. Der ganze Tempel war von innen und außen mit mythischen Bildwerken und Hieroglyphen bedeckt, die indeß nicht allenthalben gleich gut erhalten sind; am deutlichsten erscheinen sie im Innern der Kammer und an den Eingangsthüren des Pronaos. Die Zwischenräume zwischen den Hieroglyphen, an den Wänden und an der Decke waren bemalt. Grün und blau sind die Hauptfarben. An der Außenseite des Tempels und an den größeren Figuren ist jedoch fast jede Spur von Farbe erloschen. Nach einer unter den Einwohnern herrschenden Sage soll ein unterirdischer Gang zu dem Berge jenseits der Sonnenquelle, in welchem sich Katakomben befinden, geführt haben. Noch findet man in der Nähe des Haupteinganges unläugbare Spuren eines zusammengestürzten unterirdischen Gewölbes; aber die Feuchtigkeit des Bodens, die von der stagnirenden Quelle herrührt, macht eine Nachgrabung an dieser Stelle unausführbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Miscellen.

Die Revue encyclopédique, eine, die ausgezeichnetste Literatur, Wissenschaft und Kunst umfassende, Monatschrift gibt folgende Vergleichung der französischen Erzeugnisse an Büchern, Kupferstichen und Musik von den Jahren 1822 und 1823, deren Richtigkeit sie verbürgt:

	Bücher.	Kupferstiche.	Musik.
Im Jahr 1822 waren die Artikel von jeder Gattung	5.824.	840.	229.
Im Jahr 1823 . .	6.007.	978.	365.
Was einen Ueberschuß des Jahres 1823 über 1822 ergibt von . .	183.	138.	136.

Nr. 74.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 14. September 1824.

Länder-, Völker- und Alterthums-Kunde.

(Fortsetzung der Recension von Minutoli's Reise.)

Das sechste Kapitel gibt uns eine sehr gründliche und durchaus gelehrte Erklärung der Bildwerke der Tempelruine, die einen vollkommen zusammenhängenden Mythencyclus zu bilden scheinen. Es würde zu weitläufig seyn, hier in alle einzelnen Details eingehen zu wollen, so interessant auch die Sache an sich ist, und wir müssen uns daher mit einer blos flüchtigen Andeutung begnügen. Gleich neben dem Haupteingange empfängt Ammon von einem Könige, welcher zwey Obelisken darreicht, die Huldigung. Hinter dem Gotte steht Venus-Dione als Tempelgenossin. (Siehe Fig. A) Als unmittelbare Thürverzierungen sehen wir den Agathodämon in Schlangen-

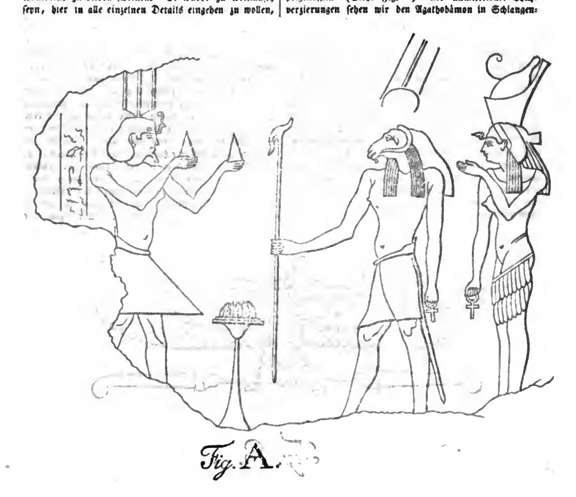


Fig. A.

gestalt, als arabeskenartige Einfassung angebracht, eine ruhende Mannsphinx, mit dem Wasserkruge des heiligen Nil zwischen den Vorderfüßen, den heiligen Falken, das Symbol Gottes, und neben ihm die Sonnenscheibe, von der Schlange, dem weltbelebenden ewigen Genius, der an dem gekrümmten Halse den mystischen Schlüssel trägt, halbumgürtet. Ein herabgestürzter Felsblock scheint ebenfalls Bildwerke der Außenseite zu enthalten. Zuerst erscheint hier Isis, durch die Scheibe zwischen den Hörnern auf ihrem Haupte kenntlich, und Osiris, nach einer ammonischen Mythe des Ammon's Sohn, mit dem Kopfschmuck aus Palmenzweigen über den Hörnern des Mendes, zwischen denen die Sonnenscheibe ruht. Hierauf folgen zwey schlangenköpfige Gottheiten, eine männliche und eine weibliche, ohne Zweifel Kamephen, gute Götter der ersten Ordnung und Schützer Aegyptens, die als Schlangenwesen gebildet werden; dann Herkules, mit ägyptischem Namen Sjom, die personificirte Kraft der Götter mit der Sphäre auf dem Haupte, und die widderköpfige Minerva, die geheimnißvolle Göttin von Sais und Mutter der Sonne, mit der Sonnenscheibe und dem Zeichen des Agathodämon. Von der auf Minerva folgenden männlichen Gestalt haben sich nur Arm und Scepter erhalten, und alle andern Bildwerke der Außenseite des Tempels sind unkenntlich geworden.

Das Innere ist gleichfalls ganz mit Bildwerken überdeckt, deren symmetrische Vertheilung sehr angenehm in's Auge fällt. Die Verzierungen beyder Seiten entsprechen sich genau: Zuunterst ein Mäander, dann drey Figurenstreifen, der höhere immer etwas schmäler als der untere; hierauf eine große hieroglyphische Inschrift, ringsumher in perpendikulären Colonnen fortlaufend. Zwey nicht breite Figurenstreifen bilden die obere Einfassung. Die Höhe der Wände, von dem Mäander an gerechnet, beträgt 19½ Fuß bis zur Decke. Ein sehr beklagenswerther Mangel der schönen und genauen Zeichnungen dieser höchst merkwürdigen Skulpturen ist es, daß die hieroglyphischen Streifen nur ganz oberflächlich angedeutet sind, und Ref. muß es unumwunden gestehen, daß er in vollem Ernste auf den Herrn General, den er wegen seiner vielfachen Verdienste um die Alterthumskunde so sehr achtet, zürnte, als er diesen Mangel bemerkte, der nun nicht mehr gut zu machen ist. Die Verzierung der Decke bilden mit ausgebreiteten Flügeln schwebende Adler oder Geyer, mit Feldzeichen in den Fängen, zwischen Sternen, die uralten Symbole der königlichen Herrschaft, hier in Beziehung auf Ammon, den Götterkönig; oder, wenn es Geyer sind, Symbole des Himmels, der Weissagung, des Jahres und der Erbarmung. (Siehe Fig. B) Zuoberst an der Decke ein symbolischer Bilderstreifen als arabeskenartige Verzierung: Heilige Falken, über denen die von dem guten Genius umgürtete Sonnenscheibe schwebt, huldigen mit gesenkten Flügeln dem Gnadenscepter der Götter. Zwischen ihnen verzierte Hieroglyphenschilder, leider ebenfalls ohne die Charaktere auf der übrigens sehr schönen Zeichnung des Herrn Gruoc. Der zweyte, etwas schmälere Bilderstreif enthält die Darstellung eines wahrscheinlich dem des Sonnentisches in Aethiopien (Herod. III, 17. 18.) ähnlichen religiösen Festes. Wir sehen hier

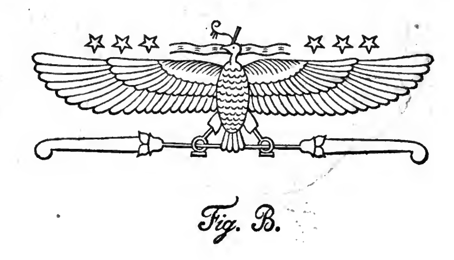


Fig. B.

aus der Ferne herzukommende Pilger mit Stäben, andere, die sich begrüßen, Männer, die Schüsseln tragen, oder wie zum Tanze sich die Hände reichen; dann heilige Candelaber in Gestalt von Lotoskelchen, vor denen Betende stehen, angezeichnete Tische und zahlreiche heilige Gerüste, wahrscheinlich zu Auslegung der Speisen. Unterhalb der Hieroglyphen folgt eine breitere Figurenreihe von Göttermasken. Der widderköpfige Ammon spielt hier die Hauptrolle; auf beyden Seiten thront er in einem aus Lotosstängeln gebildeten Heiligthum, den Eintretenden zugekehrt, von einer knieenden Figur, wahrscheinlich dem Gründer des Tempels, angebetet, (Siehe Fig. C. und D.) und von Göttern, seinen Tempelgenossen, umgeben. Männliche und weibliche Götterbilder wechseln hier sehr regelmäßig ab, die männlichen nach altägyptischem Kunstgebrauch in schreitender Stellung, die weiblichen mit geschlossenen Füßen stehend, jedoch alle mit dem Antlitz nach dem Eingange des Tempels gerichtet. Hier ist Isis zunächst dem Ammon, zwischen den Gazellenhörnern auf dem Haupte den Sirius tragend, und Osiris als Herr der Unterwelt mit Krummstab und Geißel; dann derselbe als Herr des Lebens und der Zeugung mit Straußenfedern, der mystischen Geißel und einem gewaltigen phallischen Auswuchs. Hierauf eine unbekannte Göttin, vielleicht das personificirte Aegypten; ferner der Urgott Phtha, das personificirte Urfeuer, Neith, die Göttin des Aethers, Anubis, der Hüter des Todtenreiches, und Aletheia. Dann wieder Osiris als Sonnenkönig und Jahresgott und die Sonnenerzeugerin Minerva. Aehnlich angeordnet sind die Darstellungen der entgegengesetzten Seite. Zuerst wieder der thronende widderköpfige Ammon mit Mendeshörnern und Palmenblättern auf dem Haupte in einem aus Lotosstängeln gebildeten Heiligthum; vor ihm ein knieend Betender. Dann Osiris als Repräsentant der Weissagung, Ithea-Tithrambo, die Göttermutter, und Kronos-Apopis, der jüngste der Götter zweyter Ordnung. Hierauf zwey weibliche Priesterinnen, und zwischen ihnen der Hierogrammateus. Ferner ein Priester mit einem Schakalkopf, wahrscheinlich der Vorsteher der Taricheuten (Mumifirer); dann eine Priesterin der Isis oder Luna, und zuletzt der hohe Priester des Ammon selbst. Alle diese führen in der einen Hand den mystischen Schlüssel in Kreuzesform an einem Ringe, und in der andern den Scepter der Macht. Ueber ihnen sind kleine Hieroglyphenschilder angebracht, aber leider auch diese auf der Zeichnung nur in willkürlichen Andeutungen durch Schnörkel, was sehr zu beklagen ist, da die Lösung der Hieroglyphen nicht mehr fern zu seyn scheint.

Auf dem folgenden Bilderstreifen, der um ein Drittheil breiter ist, sehen wir ein feyerliches Opfer. Auf der rechten Tempelwand zuerst eine fragmentirte weibliche Gestalt; dann der ibisköpfige Hermes Trismegistus, der erfindungsreiche Teuth der Aegypter, und Horus und der von ihm besiegte Typhon. Ferner zwey Altäre, auf dem einen das dem Typhon geheiligte Krokodil, auf dem andern der kleine Ichneumon, der natürliche Widersacher desselben. Die Altäre sind einfach, aber geschmackvoll, und bestehen aus zwey Stockwerken; auf dem untern ruhen die heiligen Thiere, auf dem obern,

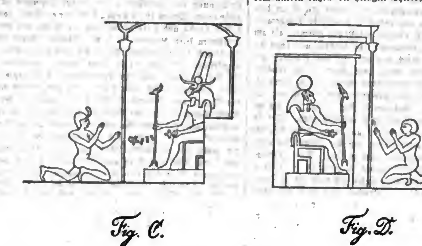


Fig. C. Fig. D.

wie es scheint, ein unblutiges, aus Kuchen bestehendes Opfer. Vor den Altären stehen zwey widderköpfige Priesterinnen mit verschieden gestalteten Opfermessern in jeder Hand. Dann folgen drey Priester mit Göttermasken: der erste mit den Attributen der Osiris als Sonnenkönig, die beyden folgenden mit Widdermasken und Schlangen über der Scheitel. Gegenüber, auf der linken Tempelwand, erblickt man eine Reihe mit erhobenen Händen betender Männer und Frauen, unter denen Geweihte der Metheia, der Minerva, des Helios und des Mendes sich unterscheiden lassen. Der untere breiteste Figurenstreifen ist am meisten beschädiget; nur Weniges läßt sich noch erkennen. Ein kleines Heiligthum mit dem Mumienbilde des Osiris scheint hier den Mittelpunkt gebildet zu haben. Unter den umstehenden Figuren finden wir Venus-Dione, Minerva, Maneros, Hoens und Helios mit ihren Attributen. Auf diese Reihe folgt der Mäander, als unterste Wandverzierung. Dieser ganze Abschnitt, welcher über die altägyptische Mythologie so viel Treffliches enthält, ist mit T. unterzeichnet, und also nicht von dem Herrn General Minutoli selbst, sondern von dem Prof. Toelken geschrieben, dem wir hiermit von dem kritischen Richterstuhle freundlichst die Hand reichen.

Das siebente Kapitel gibt uns zuvörderst eine getreue Schilderung des im Alterthum so berühmten Sonnenquells; die Länge desselben beträgt etwa 30, seine Breite 20 Schritte, und die Tiefe angeblich 6 Klastern. Er ist vollkommen durchsichtig, und von dem Grunde erheben sich unaufhörlich eine Menge kleiner Blasen, wie in einem Kessel voll siedenden Wassers. Noch jetzt ist an dem Wasser des Quells eine periodisch wechselnde Temperatur zu bemerken; er ist nämlich des Nachts wärmer, als am Tage, und pflegt frühmorgens zu rauchen, was schon die Alten wußten. Gleich daneben, in dem Schatten des Palmenhaines findet man, wie schon früher erwähnt wurde, antike Substruktionen eines kleinen Tempels, wahrscheinlich die letzten Ueberreste des kleinen ammonischen Heiligthums, das von Diodor (XVII, 50.) als neben dem Sonnenquell befindlich erwähnt wird. Der in der Nähe der Ruine Umebeda auf einem Berge liegende Ort Siwah-Schargieh scheint auf der Stätte der alten ammonischen Königsburg erbaut zu seyn. Die Lage spricht vollkommen für diese Annahme (Curtius, IV, 7. Diodor. XVII. 50.) und antike Reste finden sich noch jetzt in Schargieh vor. Zahlreiche Katakomben sind über die ganze Oase verbreitet, und fast alle Berge davon ganz durchlöchert, besonders der Gara-El-Mota-Schargieh (zu deutsch: der Begräbnißberg gegen Morgen). Die Gräber und Gänge sind ohne viel Kunst in den Kalkfelsen gehauen, grün, roth, gelb und blau ausgemahlt, und mit Hieroglyphen versehen. Auch finden sich hier Spuren von griechischen Inschriften. Leider stößt man in allen durchforschten Katakomben, statt auf wohl erhaltene Denkmähler, auf nichts als Verwüstung, Schutt und Trümmer, morsche Gebeine und zerrissene Bandagen. Ein Theil dieser Grabgewölbe wird jetzt (1820) von einem aus der Oase von Augila ausgewanderten Araberstamme bewohnt, und bildet gewissermaßen ein unterirdisches Dorf. Aus dem Munde des Scheiks dieser Auswanderer theilt der Herr Verfasser einige schätzbare Notizen über Augila selbst mit. Nun folgt die Beschreibung einer Tempelruine, wahrscheinlich aus römisch-griechischer Zeit, die Bel-del-Rum genannt wird, und sich in der Nähe der Oase an der Straße nach Augila befindet; ferner eine Schilderung der Salzfelder und Salzlachen von Siwah, der eine genaue chemische Analyse des ammonischen Salzes von dem Professor John beygegeben ist. Den für heilig gehaltenen See Birket-El-Araschi konnte unser geehrter Reisender wegen ärgerlicher Händel seines Scheiks mit den Bewohnern Siwahs nicht besuchen; doch erfuhr er aus sicherer Hand, daß auf den Inseln des See's keine antiken Denkmähler anzutreffen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Vermischte Schriften.

Memoirs of Captain Rock, the celebrated Irish Chieftain; with some Account of his ancestors. Written by himself. London, Longman, Hurst etc. 1824. 8.

Der Verfasser dieses in England lange vor seiner Erscheinung als interessantes literarisches Erzeugniß angekündigten Werkes ist Thomas Moore, Verf. von Lallah Rookh und Love of the Angels, so wie von den berühmten Irish Melodies u. s. w. Thomas Moore ist bekanntlich ein leidenschaftlicher Whig und als Irländer unzufrieden mit dem Loose seiner armen Landsleute. Es ließ sich daher ungefähr voraussehen, was Captain Rock bedeute, sobald man wußte, daß der Gegenstand des Buches des Dichters Vaterland — Irland — sey. Dieser Capitain gibt eine Geschichte von sich und seiner Familie, geistreich, unterhaltend und zugleich überall den Zielpunkt — die Ursachen des Widerwillens der Irländer gegen die herrschende Macht — kräftig festhaltend und durch historische Data aus der frühesten Zeit der vereinigten Geschichte von Großbritannien und Irland von der Regierung Heinrichs II. herab belegend. Die Angriffe sind lebhaft, kühn, oft stark und vielleicht nicht ganz gerechtfertigt: Der Witz sprudelnd, die Ironie wie ein leuchtender Blitz das Ganze überstrahlend; dennoch bleibt trotz der glänzenden Phantasie, die dem Verfasser zu Gebote stand, eine Leere nach Lesung des Ganzen bey uns zurück: die Lage des Lesers gleicht der eines Mitfühlenden, der die Geschichte eines Armen gehört hat, und der Mittel entbehrt, ihm zu helfen.

Nr. 75.

Literatur-Blatt.

Freitag den 17. September 1824.

Länder-, Völker- und Alterthums-Kunde.

(Beschluß der Recension von Minutoli's Reise.)

Im achten Kapitel beschreibt der General seine Reise von Siwah bis Cairo. Die Karavane folgt nun der eigentlichen Karavanenstraße mitten durch die Wüste, und berührt die ziemlich bewachsene, kleine, aber unbewohnte Oase Eintewein. Wahrscheinlich lag hier im Alterthum der Ort, den Ptolemäus auf seiner Tafel Alexanders Lager (ἡ Ἀλεξάνδρου παρεμβολὴ νε. L'. κη. L'.) nennt, vielleicht die Hauptstation des macedonischen Heeres, während der König bey dem Tempel des Ammon verweilte. Ferner berührte der Karavanenzug die kleine Oase El-Gara, die Browne Karet-Am-El-Sogheir und Hornemann Ummesogheir nennt. Früher war dieselbe sehr fruchtbar, und brachte viel Getreide hervor, ob sie gleich kaum eine deutsche Meile im Umkreise hält. Jezt ist der Getreidebau sehr gering, was von der Vernachlässigung der Quellen herrühren mag, und der Hauptertrag sind die Datteln. Die ganze Einwohnerzahl beschränkt sich auf 15 Famillen. Der Felsen, auf welchem El-Gara erbaut ist, ist ganz von Katakomben durchhöhlt. Antike Substructionen aus Quadern und gebrannten Steinen, die man fast überall antrifft, zeigen, daß diese Oase in dem frühesten Alterthum sehr bewohnt war, und es ist wohl kein Zweifel, daß an dieser Stelle das alte Siropum des Ptolemäus (Geogr. IV, 5. p. 104. Σίροπον νς. ς'. κη λδ'.) zu suchen sey. Die ansehnlichsten Trümmern werden von den Einwohnern Kasser-Pharis genannt, was auf eine von den Aegyptern angelegte Burg schließen läßt. Von El-Gara sezte die Karavane ihren Weg durch ein ödes Wüstenterrain zwischen zwey Kalkgebirgsrücken fort, an den Salzquellen Abdinovi und dem Berge El-Gebara vorüber, wo es sehr viele Gazellen gibt, bis zur Quelle Bir-Haghl. Auf dem ferneren Marsche berührte sie die Berge Abour-Tarlou, Marsouk, Tarfai, Mongar-El-Dokar und Ludba. In diesem Strich war das Terrain häufig von einzelnen Palmgruppen belebt, und in der Nähe der Quellen fanden sich überall Fährten von Gazellen, wilden Kühen, Wölfen und Straußen. Versteinertes Holz kam hier in großer Menge und in bedeutenden Stücken vor, an dem man noch deutlich die Holzfasern erkannte, und daß es Bäume von verschiedener Art waren. Wahrscheinlich ist also einst die Gegend durch Strömungen süßen Wassers befruchtet gewesen, wie auch die ganze Bildung des Thals, durch welches die Karavane zog, unverkennbar zeigt. Von dem Berge Ludba ging der Zug über die Plätze Mogara und Gonabolingsan durch den Bahr-Bela-Ma (Strom ohne Wasser) über einen sandigen Bergrücken zu den Natronseen. Durch den Bahr-Bela-Ma soll in der frühesten Zeit ein westlicher Arm des Nils nach dem Meere geströmt seyn, den Menes (Herod. II, 99.) abgedämmt habe, um den See Möris zu füllen, und Unterägypten auf diese Weise reichlicher mit Wasser zu versorgen. Offenbar ist es ein ausgetrocknetes Flußbett, welches sich von Süd-Ost gen Nord-West nach dem Meere in die Nähe des Westendes des Mareotis hinzieht; ob aber dieses uralte Flußbett durch die Natur oder Kunst trocken gelegt worden ist, muß unentschieden bleiben. Uebrigens widerspricht dem großartigen Unternehmungsgeiste der alten Pharaonen ein für Aegypten so segensreiches Werk keinesweges, und es ist sehr Schade, daß der Herr General durch die Pest abgehalten wurde, in dem Thal Fayoum (Memphis) und an dem Birket-Keronn (Möris) hierüber die nöthigen Untersuchungen anzustellen. An den Natronseen wurden die Reisenden in dem Lager der Jovaisi-Araber, denen der Transport des Natrons obliegt, sehr gastfreundlich aufgenommen. Es sind sechs Seen, deren Gehalt jedoch verschieden ist und bald mehr, bald weniger muriatisches Karbonat- oder Sulfat-Soda liefert. Von den vier im Natronthale liegenden uralten koptischen Klöstern wurde keins von den Reisenden besucht; und so ging die Reise ohne Aufenthalt über den Bergpaß Naß-El-Balara in das Nilthal, wo sie denn auch in kurzer Zeit den Sammelplatz der Natronkaravanen Therranch (das alte Terenuthis) erreichten. Hier entließ der General seine Araber und schiffte sich auf dem Nil nach Cairo ein. In Cairo fand er seine Gemahlin in dem Hause des Preußischen Consular-Agenten von Rosetti; aber die Freude des

Wiedersehens wurde sehr bald durch den Tod des treuen Reisegefährten, Herrn Grnoes, getrübt, der, wenige Tage nach der Ankunft in Cairo, an dem Typhus, der Folge der ausgestandenen Mühseligkeiten, seinen Geist aufgab. Nicht erfreulicher waren die Nachrichten, welche der General über die übrigen Begleiter erhielt, die sich zu Bir-El-Kor von ihm getrennt hatten, um die Cyrenaica zu besuchen. Sie hatten mehrere Wochen an der tripolitanischen Gränze vergeblich auf die Erlaubniß zum Weiterziehen gewartet, und kehrten endlich, als diese versagt wurde, durch die Wüste nach Alexandrien zurück. Herr Prof. Liman wurde das Opfer dieses mühevollen Zuges, so wie auch Herr Söltner, der wackere Gehülfe der Naturforscher.

Bisher bin ich in der Relation der Reise des Herrn Generals ausführlicher gewesen, als es vielleicht dem Umfange dieser Blätter angemessen ist; aber ich hoffe in der Neuheit des Gegenstandes und dem hohen Interesse, welches die Schilderung der ammonischen Ueberreste dem Alterthumsforscher gewährt, Entschuldigung zu finden. Da von jezt an die Reise nur Gegenden berührt, die schon unendlich oft bereist und beschrieben worden sind: so wird hier eine flüchtigere Inhaltsanzeige genügen.

Das neunte Kapitel scheint bestimmt, die in den früheren gebliebenen Lücken auszufüllen. Es ist reingeographischen Inhaltes, und gibt zuvörderst eine allgemeine Ansicht der Terrainbildung des durchzogenen Theils der libyschen Wüste, schildert die Gebirgsarten, die Beschaffenheit des Bodens, die Producte des Pflanzen- und Thierreiches, und die Bewohner der Wüste (Fellahs und Beduinen) mit einer bis ins kleinste Detail gehenden Genauigkeit, und schließt mit besonders für künftige Reisende sehr beherzigungswerthen Winken: Ueber die zweckmäßigste Einrichtung wissenschaftlicher Karavanen zur Untersuchung der Wüste. Für einen Jagdfreund dürfte die Beschreibung der gefahrvollen Straußenjagd großes Interesse haben (S. 205.), die sich, da sie oft mehrere Monate dauert, mit einem kleinen Feldzug vergleichen läßt. In dem zehnten Kapitel beschreibt der Verfasser die Hauptstadt Aegyptens, gewissermaßen die Hauptstadt des ganzen Welttheils, dem sie angehört, Cairo (El-Kahera, die Siegreiche). Eingeborne Kopten, Türken, Araber, Wechabiten, Juden, Griechen, Armenier, Maroniten, levantische Katholiken und zahlreiche Europäer bilden die Einwohnerzahl von nicht ganz 300,000 Seelen. Das Gewühl in den engen, winkligen Gassen ist unbeschreiblich. Die Straßen sind größtentheils mit Schilfmatten bedeckt, so daß sie fast überall schattige Bazars bilden. Von Sehenswürdigkeiten der Stadt wird der Moscheen, des Josephsbrunnen, der Kornspeicher des Joseph, des Palastes des Pascha auf der Citadelle, der nach französischer Art angelegten Pulvermühle auf der Insel Rhoda und des Nilmessers gedacht, und dann auch den Festungswerken der Stadt und der zweckmäßigeren Einrichtung derselben, wie sich von dem Herrn General erwarten ließ, eine größere Ausführlichkeit gewidmet. Außerdem enthält dieses Kapitel noch manches Interessante über die in der Hauptstadt Aegyptens herrschenden Sitten: über Tänzerinnen, Sängerinnen, Hetären und Schlangenbeschwörer, die Nachkommen der alten Psyllen, mit denen man hier die Fremden zu unterhalten pflegt, und schließt mit einer Ausflucht nach Matarieh (Heliopolis) und den vielfach beschriebenen Pyramiden von Ghizeh. Neuere Entdeckungen lassen vermuthen, daß die colossale Sphinx den Eingang zu den unterirdischen Gemächern der mittlern Pyramide verwahre.

Das eilfte Kapitel enthält die Reise auf dem Nil von Cairo nach Theben. Als besonders interessante Parthien glauben wir hier den Besuch des alten Memphis, der Pyramiden von Sakkara, deren eine der General eröffnen ließ, und der in der Ebene von Sakkara befindlichen Katakomben erwähnen zu müssen. Ferner die Schilderung der Grotten von Beni-Hassan, unter denen besonders drey ausgemalte, wegen der Darstellung altägyptischer Künste und Gewerbe sehr merkwürdig sind, und einer stromaufwärts zwischen Beni-Hassan und Scheik-Abadah gelegenen Grotte, in welcher der Transport eines ungeheuern monolithischen Kolosses mit bunten Farben dargestellt ist. Der Koloß ist mit Stricken auf einer hölzernen Schleife festgeknebelt. Diese Stricke sind sehr stark, gehen an den Kufen durch starke eiserne Krampen, und haben, wo sie das Steinbild berühren, eine Fütterung von Leder. Acht und achtzig Arbeiter bewegen den Koloß an vier Tauen, die vorn an der Schleife in einem Oehr befestigt sind, vorwärts, und die Bahn der Kufen wird beständig von einem auf der Plinthe des Kolosses stehenden Manne mit Wasser oder Oel angefeuchtet. Auf den Knieen der Bildsäule steht der dirigirende Werkmeister, der mit den Händen den Takt zur Arbeit angibt, und vor der Bildsäule, auf ebener Erde, ein anderer, der die Signale mit zwey hölzernen Schlägeln wiederholt. Drey Arbeiter tragen auf den Schultern Eimer zur Befeuchtung der Bahn, und drey andere ein auf der einen Seite ausgezahntes Hebegeräth. Hinten folgen fünfzehn Männer, je drey und drey übereinander, die unbeschäftigt scheinen, und sechs Gruppen in Reih' und Glied gestellter Männer, Palmzweige in den Händen haltend, begrüßen das Götterbild. Die Färbung ist sehr einfach; der Grund gelblich, der Koloß weiß mit blaugefärbter ägyptischer Haube, die Stricke gelbbraun, die Kufen und das Hebegeräthe rothbraun, das Eisen und die Unterlagen der Stricke schwarz, die Männer dunkelrothbraun mit schwarzen Haaren und weißen Schürzen, und wo sie doppelt gehen, der Hintere etwas heller gehalten; die Palmblätter grün und die Eimer gelb. —

Ferner der Besuch der alten Antinoe mit den herrlichen Trümmern aus römischer Kaiserzeit; der Zuckersiederey des Herrn Brine, in welcher der Zucker mit Eyern geklärt wird, die, was ich zu Nutz und Frommen der lieben Hausfrauen sagen muß, in Aegypten so spottwohlfeil sind, daß man das Tausend mit 12 Groschen kaufen kann; und der Hermopolis Magna mit dem prachtvollen Porticus des alten Hermestempels. Bey dem Dorfe Araba-Madfoun wurden die Trümmern von Abydus und der Palast des Memnon, der bis an die Decke in Sand und Schutt vergraben ist, in Augenschein genommen; dann, weiter stromaufwärts, die berühmten Ueberreste von Dendera (Tentyris), wo sich damals die vielbesprochene sphärische Darstellung des Sternenhimmels noch an ihrer Stelle befand. Mit Recht eifert der Verfasser gegen das Losbrechen und Hinwegführen jener merkwürdigen Antiquität durch einen gemeinen französischen Spekulanten, und nennt es „eine Unternehmung der rücksichtslosesten Habsucht,“ welchen Ausspruch wir kraft unseres Amtes hiermit vollkommen bestätigen.

Das zwölfte Kapitel führt uns zu den kolossalen Ruinen der Diospolis Magna, zu dem hundertthorigen Theben. Der Tempel von Luxor, von dem elenden Dorfe El-Aksar, welches größtentheils in ihm erbaut ist, so benannt, mit seinen hohen Pylonen und den schönen Obelisken aus rosenfarbigem Granit, die gigantischen Ruinen von Karnak, das Grab des Osymandias, die sitzenden Kolosse Tama (Memnon) und Chama, werden ausführlichst beschrieben und das französische Prachtwerk in einzelnen Parthien sehr zweckmäßig berichtiget. Das magische Klingen der Memnonsäule bey Sonnenaufgang vernahm der General Minutoli zwar nicht; aber sie tönt noch fort, wie in dem grauesten Alterthum, was eine Menge Inschriften in Versen und Prosa an der Basis und den Füßen des Bildes beweisen. Neuere Reisende: Costaz, Redouté, Banks, Sticci u. A. m. hörten den Klang, und sind der Meynung, daß er von der schnellen Erhitzung des Granits durch die Sonne, der eine weit höhere Vitalität besizt, als andere Steine, und dem sich herstellenden Gleichgewichte der Temperatur herrühre. Hierauf folgt die Beschreibung der thebaischen Unterwelt; denn so kann man füglich die zahllosen Katakomben-Gallerien in den Felsen des linken Nilufers nennen, in welche sich einst die Bevölkerung der alten Hauptstadt Aegyptens Jahrtausende hindurch nach ihrem Tode gebettet hat. Auch das Thal der Königspforten (Bidan-El-Moluk), welches die Gräber der alten Pharaonen enthält, wird ausführlich geschildert. Ueberall in diesen Wohnungen des Todes herrscht heiteres Leben, farbige Bilder schmücken die Wände und Decken der Gänge, Zimmer und Säle, und dieser Bilderreichthum gibt uns willkommnere Aufschlüsse über die Gewerbe und die Verhältnisse des Lebens der alten Aegypter, als alle schriftlichen Denkmahle. Leider droht auch diesen herrlichen Ueberresten der ältesten Malerkunst die europäische Habsucht einen schleunigen Untergang. Der im dreyzehnten Kapitel beschriebene Theil der Reise berührt Erment (Hermonthis) mit dem Tempel des Horus-Apollo, Esneh (Latopolis) mit dem Tempel der Minerva, Eleids (Ilithyia) mit dem Tempel der Bubastis-Lucina, Edfou (Apollinopolis Magna) mit dem Tempel des Horus-Apollo und der halb in Sand vergrabenen Sphinx-Allee, die Steinbrüche von Gebel-El-Silsili, Koum-Ombu (Ombos) mit dem fast ganz vom Sande verschütteten großen Tempel des Horus und Typhon und endlich Assuan oder Syene, den äußersten Endpunkt der Reise. In Syene entdeckte Herr Segato ein unterirdisches Gemach, welches höchst wahrscheinlich zur Beobachtung des Sommersolstitiums gedient hat, da die Alten in der Meynung standen, die alte Stadt liege genau unter dem Wendekreise des Krebses. In der Decke des Zimmers befand sich eine kleine Oeffnung, und perpendikular unter derselben auf dem Boden eine jener Oeffnung genau entsprechende Spitze, um den Strahl beym höchsten Stande der Sonne zu empfangen. Hierauf folgt die Beschreibung des von Herrn Girard wieder aufgefundenen alten Nilmessers. Von Syene aus besuchte der Herr General die Angesichts der Stadt gelegene kleine berühmte Nilinsel Elephantine mit ihren Tempelruinen, und es gelang ihm, hier einige sehr interessante, auf Scherben geschriebene griechische und ägyptische Inschriften zu erwerben, die sich jezt in der Sammlung des königlichen Museums zu Berlin befinden. Zwey derselben, die mit griechischen Currentbuchstaben geschrieben sind, sind in Steindruck dem Werke beygefügt (Taf. XXXII.) und von dem gelehrten Prof. Buttmann entziffert worden. Die eine ist eine Quittung aus dem neunten Regierungsjahre Vespasians, vom 3ten des Monats Tybi, und die andere sehr schön, doch undeutlich, geschriebene aus dem 21sten Jahre des Cäsar Antoninus vom 4ten des Monats Payni.

Das vierzehnte und lezte Kapitel des interessanten Werks enthält die Eröffnung der Pyramide zu Sakkara und die Rückreise. Der General hatte vierzehn Tage lang vergebens in Assuan auf die Erlaubniß zur ferneren Reise nach Philä und Nubien gewartet, und da diese nicht anlangte, schiffte er sich endlich zur Rückreise nach Cairo ein. Die Fahrt ging stromab bey starkem Winde sehr rasch, und wurde in zwey Tagen vollendet. Von Cairo begab sich unser Reisender sogleich nach Sakkara, wo, während seiner Abwesenheit, die Eröffnung einer Pyramide gelungen war. Man war glücklicher Weise bey der Nachgrabung am Fuße derselben auf den alten Eingang gestoßen. Eine unsägliche Menge marmorner und alabasterner Fragmente zerschmetterter Vasen lag in den Gängen und Gemächern des Innern zerstreut umher, und zeugte von einem gewaltthätigen Einbruch in der frühesten Zeit, welcher durch einen andern Zugang geschehen seyn mußte, als durch den, durch welchen man jezt eindrang. Die eröffnete Pyramide hat folgende Eigenthümlichkeiten, sie ist nicht genau nach den vier Weltgegenden orientirt, und ihre Basis bildet kein regelmäßiges Quadrat, sondern ein Oblongum. Ferner ist sie mit einer vierzehn Fuß dicken Einfassungsmauer umgeben, in sieben Absätzen treppenartig erbaut, und eigentlich blos die Bekleidung eines gewaltigen Felsenkerns, in welchem die Gänge und Kammern ausgehauen sind. Die

Thüre einer der Kammern ist mit in Relief gearbeiteten Hieroglyphen eingefaßt, über einer andern sind mit Schwarz Hieroglyphen bezeichnet, und die Wände mit grünen, convexen, sehr künstlich in Stucco eingesezten Porzellanstückchen mosaikartig überkleidet. Die Ausbeute dieser kostspieligen Nachgrabung war im Grunde sehr gering. Ein stark vergoldeter Schädel, die ebenfalls stark vergoldeten Fußsohlen eines Königs und der wohlerhaltene Kopf eines heiligen Geyers (Vultur percnopterus) kamen in die Hände des Generals Minutoli; aber leider sollen mehrere höchst merkwürdige Gegenstände gleich bey der ersten Eröffnung von den Arbeitern entwendet worden seyn. Nun sollte die Reise nach Syrien unternommen werden, und unser geehrter Reisender segelte auch wirklich mit Herrn Drovetti in dieser Absicht nach Damiette ab. Auf dem Wege dahin wurden die Ruinen von Athribis und die des herrlichen Granittempels der alten Stadt Busiris besucht. Aber die Reisenden waren kaum in Damiette angelangt, als auch schon daselbst die Nachricht von dem allgemeinen Aufstande der Griechen eintraf. Ueberdieß machte der zwischen Oestreich und Neapel ausgebrochene Krieg mehrere europäische Flaggen unsicher, und unter diesen Umständen schien es das Gerathenste, alle ferneren Reisepläne aufzugeben und auf eine schnelle Rückkehr nach Europa zu denken. Der General Minutoli ging also auf einer leichten Dscherme von Damiette nach Aboukir, von hier auf einer Korvette des Pascha, die zu seinem Dienste bereit stand, nach Alexandrien, und endlich nach mannigfachen Hindernissen auf einem östreichischen Schiffe nach Triest, woselbst er nach einer 39tägigen Seereise wohlbehalten anlangte.

Beygegeben sind dem schätzbaren Reisewerk mehrere Beylagen, die als eine sehr dankenswerthe Bereicherung des Ganzen angesehen werden müssen. So füllt den Raum von S. 313 bis 323 ein Verzeichniß von 399 Wörtern aus der Siwahsprache, die aus dem Munde des geistlichen Oberhauptes und mehrerer Scheiks zu Siwah aufgezeichnet wurden. Von S. 324 bis 329 finden wir Wörter und Redensarten aus der Dongolasprache, von Herrn Segato mitgetheilt. Dann folgen verschiedene chemische Analysen des Professors John in Berlin: von S. 330 bis 340 die Analysen altägyptischer Farben, von S. 341 bis 351 die Analysen verschiedener anderer altägyptischer Stoffe, und S. 351 bis 361 die Analysen altägyptischer und römischer Gläser, nebst Bemerkungen über seltene antike Glasmosaiken von dem Freyherrn von Minutoli selbst. Diese Bemerkungen des Herrn Generals sind besonders interessant, da sie sich über eine bis jezt ganz verlorengegangene Kunst der Alten weitläufig verbreiten. Den Beschluß des Ganzen macht ein Gemälde des ägyptischen Handels nach authentischen Quellen (wahrscheinlich aus den Papieren des preußischen Consular-Agenten von Rosetti), und die höchst reichhaltige und gelehrte Erklärung der 39 Tafeln, die in einem besondern Atlas dem Werke beygefügt sind.

Der Atlas selbst ist in sehr großem Format, so daß die Tafeln dem Buche nicht angebunden werden können, und enthält zuvörderst: Eine sehr schön gezeichnete colorirte Charte des Karavanenzuges durch die libysche Wüste, nebst der Planzeichnung von Alexandrien und einer Situation von Abousir und dem Thurm der Araber. Taf. I. Die Paläste des Pascha zu Alexandrien. Taf. II. Der Thurm der Araber und die Denkmähler Zuba-Soyer-Wabe und Casaba-Schamame-El-Garbie. Taf. III. Die Ruine von Abousir, die Ruine Bel-del-Rum und zwey gegen den Nil gekehrte Kapellen aus den Steinbrüchen Gebel-El-Silsili. Taf. IV. Die Denkmähler Casaba-Zuba-Guble und Casaba-Schamame-Schargieh. Taf. V. Ansicht des Hauptortes der Oase des Ammon, Siwah-Kebir, und die Ansicht des Tempels der Isis auf der Insel Philä. Taf. VI. Grundriß des Ammontempels und der Umgebungen des Tempels, nebst dem einer arabischen Burg Kasser-Aschdedi. Taf. VII. Die Trümmer des Ammontempels in zwey Ansichten. Taf. VIII. Bildwerke der linken Tempelwand im Innern. Taf. IX. Bildwerke der rechten Tempelwand. Taf. X. Bildwerke neben den Haupteingängen, Reliefs und Hieroglyphenschilder des ammonischen Tempels. Taf. XI. Ansichten von Alt-Siwah und El-Gara. Taf. XII. Ansichten und Details ammonischer Katakomben. Taf. XIII. Der Transport eines monolithischen Kolosses, eine colorirte Zeichnung aus den Katakomben zwischen Beni-Hassan und Scheik-Abedeh. Taf. XIV. Der Porticus des Hermestempels zu Aschmounin (Hermopolis Magna) nebst mehreren architektonischen Details und einer in Farben ausgeführten Säule. Taf. XV. Grundriß des Tempels zu Luxor. Taf. XVI. XVII. XVIII. XIX. Die vier Seiten der beyden Obelisken zu Luxor, vortreffliche Zeichnungen, die für das Studium der Hieroglyphik von hohem Werthe sind. Taf. XX. Basrelief aus den Tempeln zu Luxor, Ombos und Ilithyia, und Figuren und Säulen aus den Gräbern von Biban-El-Moluk, aus dem Tempel des Antäus zu El-Gau und aus dem großen Tempel zu Karnak. Taf. XXI. Kolorirtes Relief aus dem Tempel zu Karnak, die Weihe und Krönung eines ägyptischen Königs darstellend, nebst mehreren andern colorirten Darstellungen aus den Katakomben zu Biban-El-Moluk, dem Tempel zu Luxor, und verschiedene Glasmosaiken. Taf. XXII. Reliefs aus den Kapellen der Steinbrüche zu Habjar-Silsili, und ein großes Basrelief aus dem Innern des Mausoleums des Osymandyas, eine Apotheose dieses Königs. Taf. XXXIII. Basrelief aus dem Tempel zu Luxor: ein Sonnenpriester überreicht dem Osiris mehrere Kinder zur Weihe, die dieser mit aufgehobener Hand segnet; dann Reliefs aus den Tempeln zu Elephantine und Ilithyia. Taf. XXIV. Farbige Gemälde aus den Gräbern von Beni-Hassan, zwey Netzflechter und ein Weber; ferner Reliefs aus den Tempeln zu Esneh, Absambul in Nubien und der Apollinopolis Magna. Taf. XXV. Berbern von der Insel Elephantine und Aegypter und ein aus irdenen Töpfen zusammengeseztes Nilfloß. Ein sehr schön colorirtes Blatt. Taf. XXVI. XXVII. XXVIII. Aeußere Ansicht, Grundriß und Details der von dem Herrn General zu Sakkara eröffneten Pyramide. Taf. XXIX. Verschiedene artitektonische Merkwürdigkeiten. Taf. XXX. Drey altägyptische Holzgemälde von der lebhaftesten Färbung, einen Theil der Osiris-Mythe, die Adoration einer heiligen Kuh und eine segenspendende Hamadryade der heiligen Persea darstellend. Taf. XXXI. XXXII. XXXIII. XXXIV. Enthalten die zum Theil in Farben ausgeführten Abbildungen einer großen Menge kleinerer Alterthümer, die der General Minutoli von Aegypten nach Berlin führte, und Taf. XXXV. XXXVI. XXXVII. und XXXVIII. Den äußeren reichverzierten Sarkophag und die doppelten inneren Särge einer sehr schönen weiblichen Mumie, die auf der lezten Tafel in ihren Byssusbinden und in ein kunstreiches Netz aus Schmelzcorallen eingewickelt dargestellt ist. Die beyden lezten Tafeln sind ganz vortrefflich colorirt, und können hinsichtlich der Sauberkeit und Bestimmtheit der Zeichnung in diesem Genre als wahre Musterblätter gelten.

Nr. 76.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 21. September 1824.

Länder- und Menschenkunde.

Schriften von Carl Victor von Bonstetten. Herausgegeben von Friedrich von Matthisson. Zweyte vermehrte Ausgabe. Zürich, Orell, Füßli und Compagnie, 1824. VIII und 436 S. 12.

Die erste Ausgabe dieser Schriften erschien im Jahr 1793; sie enthält die frühesten, zum Theil vor 45 Jahren geschriebenen Aufsätze des edlen Verfassers, welcher seither die darin enthaltenen Keime verschiedentlich in größeren Werken entwickelt und ausgeführt hat, und der hochbetagt, ein Achtziger, gegenwärtig noch mit jugendlich munterem Geiste, in Genf den Wissenschaften und seinen Freunden lebt. Der Inhalt dieser älteren Sammlung gehört der Periode von des Verfassers Berufsleben an, als Verwalter und Landvogt Bernischer Provinzen; ihre Briefe, Reden oder Gelegenheitsaufsätze beziehen sich auf die Menschen und Gegenden, die seiner Verwaltung angehörten; sie sind voll köstlicher Angaben und Winke für Menschenkunde und Lebensweisheit, für Länderkenntniß und Staatshaushalt.

Seine eigene Jugendbildung erzählt der ehrwürdige Mann gelegenheitlich ungefähr also: „Mein erstes Gefühl, als mein Herz erwachte, war das hohe Gefühl der Religion. Meine erste Communion war einer der frohesten Tage meines Lebens. Mit welchem Entzücken ich oft zu Yverdon ganz hingegossen auf dem Rasen lag, und in den Sternenhimmel schaute, wo alle Seligkeiten auf mich in ewigen Reihen warteten! Aus dieser Unschuldswelt ward ich nach Genf versezt, wo ich beym ersten Souper bey einem bekannten Atheisten (Rilliet) gegen Gott mit vielem Witz dociren hörte. Meine liebste Lectüre waren damals Cicero's philosophische Schriften, besonders wo er von der Unsterblichkeit der Seele spricht. Auch ging ich oft zu Voltaire. Bald stiegen Myriaden Zweifel aus meiner innersten Seele, wie Höllenschaaren empor, und mein heiteres Leben umwölkten schreckliche Gedanken. Damals schrieb ich nach einem langen Gebet und vielen Thränen einen Vertrag mit Gott. Ich versprach ihm nach meinen Kräften die Wahrheit zu suchen, und in meinem ganzen Leben der Tugend getreu zu bleiben, nicht zweifelnd, daß die wahre Religion aller Völker darin bestehe, tugendhaft zu seyn, und so ward mein junges Herz wieder ruhig. Meine einzige Leidenschaft war damals Bonnet und die Entwickelung meines denkenden Wesens. Auch ging ich oft zum weisen Abanzit, dessen glückliche Armuth und heitere Seele mich entzückten. Aus dieser glücklichen Welt ward ich wie vom Sturm in die schrecklichen Fluthen eines Lebens geschleudert, wo Alles Mißton war, und wo kein Augenblick von Ruhe, mitten im Weltgewühl, meine leidende Seele abkühlte. In Leiden liebte ich van Santen. Wie lebten glücklich die wenigen Tage, die wir mit einander zubrachten. In London sah ich Gray den Dichter, verließ die Schimmerwelt der ungeheuern Stadt, und schloß mich einsam mit ihm zu Cambridge ein. Sein Geist war beynahe immer heiter, indeß die tiefste Melancholie auf seiner Seele lag, die er jedoch nur selten merken ließ, außer wenn er den Schall der Glocken hörte, da er dann im Spazierengehen die Schritte verdoppelte. Jede Empfindung war bey ihm leidenschaftlich; so auch die Freundschaft. Von Cambridge ging ich nach Paris, wo ich viele große Männer der damaligen Welt, d'Alembert, Diderot, Mably, Thomas u. A. m. sah. In der Einsamkeit dieser großen Stadt (denn was ist einsamer als eine große Stadt?) hätte ich mein Leben zubringen mögen. Man betrüge sich nicht; eben in Paris, und eher in einer großen als kleinen Stadt, ist wahre Freundschaft nicht selten, und nie von kleinstädtischem Sudelgeist geneckt. Jedermann danke Gott für Widerspruch, Neid und Verläumdung. Wo diese drohen, hebt sich die Seele in hohen Blitzen empor. Dann fühlt der Edle sich selbst und Unwille durchwühlt sein innerstes Wesen. Das Genie erwacht, alle Ideen werden aufgedonnert und in mächtigem Phalanx hingereiht gegen diese Puppenwelt. Noch mächtiger gegen die Schaar menschlicher Leiden ist wahre Freundschaft. Nie kann ich die Alpen und die schauervollen Einsamkeiten der hohen Bergwelt ohne Thrä-

nen wiedersehen, und ohne an die vielen Tage des Trostes zu denken, die Johannes Müller und ich unserer Freundschaft zu verdanken hatten. Wenn es uns bang war in der Unterwelt, wenn die Menschen, schwer wie ein Alp, auf unsrer Seele lagen, so fanden wir Muth, Seligkeit und Trost, so bald aus reinerer Luft der Waldstrom uns entgegenbrauste, wenn wir die Heerden hörten, und, statt der Häuser, die hohe Felswand mit fernem Eise blinken sahen, oder irgend eine friedliche Hütte fanden in der kaum ersteigbaren Wildniß. Aber auch Müllern raubten mir zuletzt das Schicksal und ein Fürst, der seiner würdig war, als der Genius der Freundschaft mir Matthisson schenkte, an der schönen Quelle des Wolfsbrunnens bey Heldeiberg. Mit ihm habe ich oft über Tod und Unsterblichkeit gesprochen; er war's, der mich aufmunterte, mich an die hohe Lehre der künftigen Bestimmung des Menschen zu wagen. So floß mein Leben vorbey unter stürmischem Himmel, indeß die meisten Menschen ruhig in feuchter Nebelluft vegetiren, und glücklich fett von Vorurtheilen aufschwellen, bis sie welken, ohne je einen selbsteigenen Gedanken erzeugt zu haben. Jeder Mensch aber sollte, auf dem Ozean des Lebens, sich auf ein paar Grundsätzen, wie auf Ankern festhalten. Religion und Glauben an Unsterblichkeit sind diese Anker; so glücklich aber ihre Wirkung ist, so veränderlich erscheinen die Ideen und Meynungen, aus denen sie zusammengesezt sind."

Wir wollten um so lieber diese (zwar abgekürzte) etwas lange Stelle hersetzen, weil sie den Geist wie des Verfassers so seines Buches, und was in diesem zu finden ist, genau bezeichnet. Das Verdienst der neuen Ausgabe, die verschiedene, der früheren mangelnde Stücke, ebenfalls aus der Periode von Bonstettens Geschäftsleben aufnahm, besteht darin, daß sie der jüngeren Lesewelt eine Reihe classisch zu nennender Aufsätze darreicht, an denen ihre Väter vor dreyßig Jahren Freude und edlen Genuß fanden, und die ihnen hinwieder mannigfache Belehrung und Ermuthigung geben mögen.

Von den zehn Schriften, die in dem Bändchen zusammengedruckt wurden, sind die (an Johannes Müller gerichteten) Briefe über ein schweizerisches Hirtenland unstreitig die merkwürdigste; sie können auch als ein Rechenschaftsbericht über die damals (1779) dem Hrn. von Bonstetten anvertraute Verwaltung des durch seine Natur und Bewohner liebenswürdigen Sanenlandes betrachtet werden: den vormaligen Herrschersitz des Ländchens, das Hügelschloß Greyers, stellt eine dem Buche vorgesezte Vignette dar. „Das Hirtenvolk im Sanenlande (so drückt sein Biograph sich aus) hält ein Mittel zwischen feldbauenden Völkern und wandernden Arabern oder Tartaren. Jährlich verändert jede Familie fünf- oder sechsmal ihre Wohnung; jede Woche trifft man auf Hausväter, die mit Weib und Kindern, mit ihrer voranziehenden Heerde, ihrem Käsekessel und einigem hölzernem Geräthe nach einer neuen Wohnung wandern. Im Sanenlande ist Leben lauter Genuß, und die Erde nur durch ihre Geschenke bekannt; indem das Einsammeln der wohlriechendsten Kräuter an einem Sommertage weniger eine Arbeit ist als Vergnügen, welches die Stadtlustbarkeiten weit übertrifft. Wohlbesorgte, reinlich gehaltene, schöne Heerden sind gleichsam ein Theil der Hausgenossen des Hirten; sanfte Sitten und Wohlthätigkeit werden bey der Heerde ihm zur Gewohnheit; von seinem Vieh lernt er die Pflichten der Menschheit. Aber dieses unschuldige und glückselige Hirtenleben begünstigt keinen Arbeitsfleiß. Die Nothwendigkeit, worein Leidenschaften und Reichthümer die Menschen versetzen, ist allemal die Mutter der Künste gewesen. — Die Vereinigung der Menschen hat ihre Geistesentwicklung und Fortschritte in Verfeinerung begünstigt; Einsamkeit und Hirtenleben verewiget Gewohnheiten, Sitten, vielleicht Glück; so daß man glauben möchte, die Hirtenvölker wären zu Erhaltung unserer Natur auf Erden gelassen, und um entnervte, ausgeartete Völker bisweilen — auszurotten oder zu beherrschen."

Diesen Zügen aus dem Gemälde des Volks wollen wir etliche aus der Würdigung seines Staatshaushalts beyfügen. Zur Zeit, wo diese geschrieben ward, legten die Schweizer-Regierungen noch großen Werth auf die Ausfuhrverbote, durch welche man wohlfeile Lebensmittel zu erzielen meynte; seither ist man von dieser Thorheit zurückgekommen, um jüngsthin in eine nicht bessere (sie war zum Glück von nur kurzer Dauer!) zu verfallen, als man Einfuhrverbote erließ, in der Hoffnung, damit — den Handel zu beleben! „In einem insularischen, und von allen andern Staaten abgesonderten Staat (sagte Bonstetten vor vierzig Jahren) könnte das Fallen der Preise der Lebensmittel Reichthum seyn, und anzeigen, daß das Verhältniß von den Waaren zu dem Gelde zugenommen hat. In einem Land aber," das mit anderen handelt, und ohne andere nicht bestehen kann, beweiset die durch Ausfuhrverbote bewirkte Preis-Erniedrigung der Lebensmittel wahre Armuth, und meistens Fehler in den wirthschaftlichen Gesetzen. Ein solches Volk verkauft wohlfeil und kauft theuer, und fällt in eine allgemeine Entkräftung. Selbst große Tugenden finden sich in unsern Zeiten mehr bey reichen als armen Völkern, weil Arbeitsfleiß, die Mutter alles Reichthums, auch Wissenschaft und Tugend belebt; da hingegen Unthätigkeit allzeit mit Unfähigkeit zu großen Tugenden, dem schändlichsten aller National-Laster, begleitet ist. Der Preis einer jeden Waare wird von dem Preis aller übrigen Waaren bestimmt. Ein Ausfuhrverbot wird nicht

verursachen, daß jene wohlfeiler werde; nur wird man sie in geringerer Menge verarbeiten. Sollte sie wohlfeiler werden, so muß das Gesetz dem ganzen Arbeitsfleiß irgend einen Hauptstreich beygebracht haben."

Von einer auch das Saanenland treffenden Verordnung der Berner Regierung im Jahr 1718 heißt es gelegenheitlich: „Obwohl die Erhaltung und Vermehrung der Volksmenge der Zweck des Regenten war, wurden alle Lehrer, Zeugnißgeber und Almosenpfleger der Wiedertäufer in ewige Gefängnisse oder auf Galeeren verdammt und alle Wiedertäufer, ohne Unterschied Alters noch Geschlechtes, mit Androhung Staupbesens und Brandmarkung verbannt; als beruhete eine Republik nicht vielmehr auf der allgemeinen Zufriedenheit glücklicher und Freyheit fühlender Menschen, als auf einer gewissen Eidformel! Als wäre Duldung nicht gleich weise und väterlich; und als ob es unmöglich, oder nicht weit vernünftiger wäre, die Kriegs- und Friedenskünste verschiedener Bürgerklassen zu vertheilen. Aber in allen europäischen Gesetzgebungen ist viel Hebräisches und Hierarchisches: daher bestehen die Gesetze wider das Hexen, Verzaubern und Festmachen; daher beurtheilen auch Protestanten den Ehestand als etwas Geistliches."

Nach den Briefen über das Hirtenland, dürfte man vermuthlich der mit sokratischem Geist und Kunst erzählten Alpengeschichte „der Einsiedler" die zweyte Stelle einräumen, worin Werth und Theilbarkeit der Zeit erörtert sind. „Zwey Straßen (so drückt der weise Lehrer sich aus) führen in die Unendlichkeit; die eine in die des Raumes, die andere in die der Zeit. Die Körperwelt wandelt die eine, die Geister besteigen die andere. Millionen Sonnen mit all ihrem Weltgefolge füllen in ihrer weiten Bahn noch keinen Punkt des unendlichen Raums, so wenig als der kleinste Theil des unsichtbaren Insekts die lezten Abtheilungen desselben zu erreichen fähig ist. Eben so kann auf jener Gottheitsbahn der Zeit kein Engelsleben einen Theil des Unendlichen ausfüllen, und kein Lebensaugenblick ist klein genug, alle Theile zu ergründen, die in dem Abgrund eines Augenblicks enthalten sind. Die Zeit ist die Bahn des Weisen, auf welcher er keine Grenzen findet. Der Undenkende mißt sie, so zu sagen, ellenweis ab, da dem Weisen jeder ihrer Theile eine neue Unendlichkeit enthüllt. Der eine schwebt körpermäßig mit gröberen Sinnen auf dem weiten Ozean hin; der andere weiß in jedem Tropfen neue Welten zu genießen. Darum hat der Körpermensch so enge Lebensschranken, weil für ihn jede Stunde eine Stunde bleibt, da das denkende Wesen in eben derselben ein ganzes Menschenalter zu erreichen fähig ist. Wenn Fühlen und Denken — Leben ist, und unser Daseyn doch allein durch der Gedanken Zahl kann abgemessen werden, so ist das Leben einer so oftmaligen Verdoppelung fähig, als unsere Gedanken. Sie vervielfältigen sich aber nur durch eine gewisse Anordnung in unsern Vorstellungen, welche neue Begriffe, also neues Leben zeugt, das aber nur wenigen edeln Seelen zu Theil wird. Der übrige Pöbel ist verdammt, an den Aftergott der Sinnlichkeit zu glauben, der das Leben nicht kurz, aber öde macht. Selbst der Genuß der Sinnen veredelt und verdoppelt sich mit der Gedankenzahl; und nur denkende Wesen fühlen, was der Pöbel so unrichtig Lebensgenuß heißt, und allein der Weise kennt. Ordnung in den Begriffen ist Vernunft, in den Thaten Tugend. Aus der ächten Hinstellung der Gedanken entstehet das Feuer des Genies, das in wenigen Lebensstunden Millionen Menschenleben gebiert, und den Sterblichen zu nie betretenen Bahnen emporhebt, wo die Glückseligkeit an der Seite der Tugend hinanwandelt zur Unsterblichkeit. Nur, wer Herr ist seiner Zeit, ist Herr seiner selbst, und frey unter Tyrannen; auch frey in Republiken, wo der Schwächere das Joch eines jeden, doch nur so lange zu tragen verurtheilt ist, bis er frey von Leidenschaften, jede Kette mit Füßen tretend, zu sich sagen darf: Wer frey ist und bleiben will, bedarf nicht des Pöbelwahns; und wer Würde im Herzen fühlt, überläßt Volksgunst dem Schmeichler. Alle diese Tugenden entspringen aus jener allerersten Tugend: die Zeit zu benutzen. Dieß allein ist Lebensgenuß, und vertausendfacht das einzige Gut, das uns die Natur beschert — die Zeit." Was nun weiterhin die Betrachtungen über Tod und Unsterblichkeit, die Darstellung der Grundsätze der Schweizerrevolution im vierzehnten Jahrhundert, des Landvogtes oder Amtmanns Antritts- und Abschiedsreden, die Wanderungen durch's Bisthum Basel und die Gebirge von Neuenburg, Geistvolles und Gemüthliches in Fülle darbieten, wird aus dem Vorgesagten zu ahnen Niemanden schwer fallen.

Almanachsliteratur für 1825.

Als Rec. vorigen Sommer in den Buchladen des Buchhändlers Feind trat (er borgt hier diesen Namen von dem Magister Lämmermeyer in Künstlers Erdenwallen, welcher jeden Buchhändler so nennt, weil die Buchhändler seiner Meynung nach die natürlichen Feinde der Autoren sind), verließ es eben ein stattlicher dicker Herr mit den Worten: „Und à propos, vergessen Sie nicht, mir noch vor Michaelis für meine Frau den Almanach zu schicken." Mit Vergnügen, erwiederte Herr Feind, welchen befehlen die gnädige Frau? „Gleichviel, der erste der beste," sagte der Dicke, und gab damit allen Herren Feinden, welche Almanache verlegen, das beste Mittel

zum Sieg' über ihre Rivale an die Hand. Der erste, welcher fertig wird, ist in gewisser Hinsicht immer der beste. Auf unserem Recensirtische ist es dießmal das Taschenbuch der

Liebe und Freundschaft,

von St. Schütze: ein ungemein gefälliges Taschenbuch. Nicht blos, wie man zu sagen pflegt, von gefälligem Aeußeren, sondern von wahrhafter Gefälligkeit für die Kritik und für die Augen des beschauenden Publikums. Die Kritik, für die Augen des gedachten Publikums besorgt, und auf die Behauptung des Aristoteles gestützt, daß ein winzig kleines Thier (πάμμικρον ζῶον) nicht schön seyn könnte, hat im Lit. Bl. No. 2. 1824. S. 7. an dem vorigen Jahrgange die Kleinheit der gewöhnlichen Monatskupferchen getadelt, und siehe, das Taschenbuch ist so gefällig gewesen, sie abzuschaffen, und durch äußerst sorgfältig und sauber gearbeitete Copien minder bekannter aber werthvoller Malerwerke zu ersetzen, von welchen der Herausgeber kurze aber geistreiche Erklärungen gibt. Sie sind größtentheils von der niederländischen Schule; ein Bohnenfest von G. Lundens, eins dergleichen von Joh. van Steen, und ein Viehstück von Klomp zeichnen sich aus, und obwohl Portraits im Kupferstiche gewöhnlich sehr verlieren; so ist doch der sitzende Fürst (ein Bourbon der gemeinen Meynung nach) mit der Allongenperrücke von Caspar Netscher ungemein sprechend. Die ruhige und freundliche Würde, womit er sizt, wird auf das Zweckmäßigste durch die Devotion des vor ihm stehenden Pagen gehoben, welcher den Bescheid über ein Paar todte Rebhüner anzuhören oder zu erwarten scheint. Freylich sind dieser Stücke nur 8, also 4 weniger als Monate im Jahre; aber dafür wiegt auch der einzige Stier in dem Viehstücke von Klomp auf der Wage der bildenden Kunst eine ganze Noahsarche voll Ramberg'scher Thiere auf, woran es übrigens auch nicht fehlt, denn von den 3 Rambergschen Kupfern, welche den Erzählungen beygesellet sind, ist keines ohne Hund, und alle 3 Hunde sind erfinderisch differentiirt: der eine bellt, der zweyte guckt durch die halboffne Hausthür, und der dritte säuft, im Vordergrunde einer empfindsamen Scene.

Die eben gerühmte Gefälligkeit gegen die Kritik verbindet uns zu der Gegengefälligkeit einer promten Anzeige. Wir dürfen uns daher nicht die Zeit gönnen, die in Prosa abgefaßten Erzählungen gründlich zu lesen, oder gar zu analysiren. Die erste von Friederike Lohmann, ist wehmüthigen Ausgangs, obwohl ihr Titel, Tamina, ein Seitenstück zur Zauberflöte erwarten läßt. Die zweyte, genannt die armen Liebesleutchen, von Fr. Laun, ist unfehlbar launig, und zwar gutlaunig, weil Laun ein guter und fast immer gutgelaunter Erzähler ist. Die dritte von Weißflog, welche der Denkzettel heißt, scheint in die Kategorie der humoristischen Mährchen zu gehören; die vierte aber, das Geheimniß, von einem (oder einer) Ungenannten, kann füglich wahr seyn, da sie nichts Ungewöhnliches enthält, als daß ein Liebhaber über ein früheres Fallkind seiner Geliebten sich hinwegsezt, nachdem er erfahren hat, wie unschuldig sie dazu gekommen ist. Zwey versificirte Erzählungen, von Langbein und Prätzel, werden die Leser, welche nicht vor Versen sich scheuen, in mehrerer Kürze ergötzen.

Zwischen diese Erzählungen sind eingeschoben: „Gedichte von Raupach, dito von Agnes Franz, dito von St. Schütze" und den Beschluß machen: „Vermischte Gedichte," das heißt aber hier nicht Gedichte vermischten Inhalts (denn das sind die von Raupach, Agnes Franz und Schütze auch); sondern einzelne Gedichte von vermischten Verfassern. Der Redacteur scheint diese Rubrik für diejenigen Mitarbeiter bestimmt zu haben, welche nicht mehr als zwey kleine Gedichte beytragen; denn die Namen: Peucer, Kannegießer, Silvio Romano, Sondershausen, kommen unter dieser Kategorie nur Ein Mal, und Lina Reinhardt nur zwey Mal vor; Raupach hingegen, obwohl er nur drey Gedichte gesteuert, hat sein eignes Rubrum oder Kapitel. Mög' er es künftig, wenn nicht mit mehr Gedichten, doch mit Gedichten von mehr Bedeutung füllen. Das Fach der poetischen Kleinigkeiten, oder, wie es die Franzosen nennen, der poésies fugitives, scheint nicht der Beruf dieses eminenten, gedankenreichen Geistes zu seyn, obwohl seine Braut im Garten zart empfunden und leicht gesungen ist. Das ist auch Sondershausens Ideal; nur der Genitiv „des Buchfinks" S. 299 will uns eben so wenig gefallen, als der Nominativ Langbeins in der Stelle S. 84:

> Denn das Mägdlein — —
> Sah er jezt, als Aerztin seiner Wunden,
> Lieblich, wie ein Engel, vor sich stehn.

Es mag da gestanden haben, wie ein Engel; aber er mußte es stehen sehen, wie einen Engel, im Accusativ. Der Platz dazu im Versmaße war hier eben so leicht, als dort für den Schwanz des Finken zu finden, der ja nicht eben ein Buchfinke zu seyn brauchte; z. B.: Hold, wie einen Engel, vor sich stehn, und: Nur des Finken ernste Strophe.

Doch weg mit der Sylbenstecherey: Genug, daß Lieb' und Freundschaft im Ganzen mit der Gabe für 1825 zufrieden seyn, und schon 1824 sie genießen können.

Nr. 77.

Literatur-Blatt.

Freitag den 24. September 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

Gewerbkunde. Die beyden brittischen Gesellschaften zur Beförderung des Gartenbaues, wovon die eine in London, die andere (Caledonian horticultural Society) in Edinburgh ihren Sitz hat, haben schon heilsame Früchte gebracht, und ihre wohlthätigen Wirkungen schon weit verbreitet. Die Londoner Gesellschaft, deren Präsident der Pomolog Th. Andr. Knight ist, zählte am 22. Junius dieses Jahres, wo sie ihre Hauptversammlung hielt, 1870 Mitglieder. Durch ihre Thätigkeit sind nicht nur die Erzeugnisse des Gartenbaues veredelt, sondern auch viele neue schätzbare Gegenstände eingeführt worden, da ihr ausgebreiteter Verkehr sie mit allen Weltgegenden in Verbindung sezt. Ihre Bemühungen beschränken sich nicht auf den einheimischen Gartenbau; vom Nord-Cap bis zu den entferntesten Theilen Indiens schickt sie Sämereyen und Pflanzen, die den Bewohnern neue Vortheile und Genüsse bereiten. Beyde Gesellschaften geben Sammlungen ihrer Abhandlungen heraus. Die caledonische Gesellschaft hat neuerlich noch einen andern Beweis ihrer nützlichen Wirksamkeit gegeben.

Der treffliche Sinclair, der selber eine Reise in die Niederlande gemacht hatte, in der Absicht, die flamändische Landwirthschaft kennen zu lernen, schlug schon vor acht Jahren der Gesellschaft vor, Gartenbaukundige reisen zu lassen, um die Kulturarten des Auslandes kennen und benutzen zu lernen. Neill und Dickson, die beyden Sekretäre der Gesellschaft, wurden dazu gewählt, und als der lezte 1817 gestorben war, kamen zwey Mitglieder, Hay aus Edinburgh, und Macdonald, Ober-Gärtner des Herzogs von Buccleugh, an seine Stelle. Sie traten ihre Reise im August 1817 an, deren anziehende Ergebnisse (Journal of a horticultural Tour through some parts of Flanders, Holland and the North of France — London 1823. 8.) Hr. Neill, der später noch einmal in Paris war, unlängst bekannt gemacht hat. Man weiß zwar, welche hohe Stufe der Gartenbau in allen Zweigen in England wie in Schottland neuerlich erreicht hat, aber es ist dennoch überraschend, wenn der Verfasser versichert, er und seine Reisegefährten hätten sich in der Meynung befestigt, daß die Art des Gartenbaues in Schottland im Allgemeinen die auf dem festen Lande von ihnen beobachtete Kulturart übertreffe, und daß die Schottländer in vielen Hinsichten namentlich weiter, als ihre ursprünglichen Lehrer im Gartenbau, die Flamänder und Holländer, gekommen seyen. Bey dem erhöhten Interesse am Gartenbau, das auch in Teutschland schon zur Stiftung ähnlicher Vereine geführt hat, wird es genug seyn, auf das Buch aufmerksam gemacht zu haben, und dazu mögen einige Beobachtungen beytragen, die hier ausgehoben werden sollen. In London beschäftigte die Reisenden vorzüglich auch die große Anlage zur Zucht der Ananas, wo der Eigenthümer, Andrews, die Dampfheitzung mit dem besten Erfolge eingeführt hat, und die Pflanzen am liebsten durch Schößlinge fortpflanzt. Sein Verfahren wird umständlich beschrieben. Er zieht auch die Ananas von Neu-Providence. — Ueber die Baumschule in Mile-End, über Chandler's und Buckingham's Anlagen, die sich besonders durch Camellien und Päonien auszeichnen, erhalten wir anziehende Nachrichten. — In Bertrands Garten zu Brugge fanden die Reisenden unter andern Seltsamkeiten ein Brennglas, welches so gestellt ist, daß die Sonne, wenn sie den Meridian erreicht, auf das unter dem Focus befindliche Zündkraut einer kleinen Kanone fällt, die dann abgefeuert wird. — Daß man die um Brügge und in andern Gegenden der Niederlande häufig angebauten Cichorienwurzeln zur Zeit des Continentalsystems als armseliges Ersatzmittel des Kaffees gebraucht hat, mußte den brittischen Reisenden natürlich ziemlich auffallend seyn. — Der in Brabant einheimische große Purpur-Klee, den man dort mit Asche düngt, wird zum Anbau empfohlen. — In Gent fanden die Reisenden anziehenden Stoff zu Beobachtungen. Es besteht hier seit 1809 eine Gesellschaft zur Beförderung des Landbaus und der Pflanzenkultur, die jährlich zwey Flora-Feste, das eine nach Sommersanfange, Salon d'été

genannt, das andere im Winter, Salon d'hiver, feyert. Zu diesen **Blumen-Ausstellungen** tragen Gärtner und Pflanzenliebhaber aus der Nähe und Ferne reichlich bey, und die öffentlichen Behörden begünstigen und unterstützen diese Versammlungen. Die Blumen werden in der Regel in Töpfen grbracht, und bleiben daher während der, drey bis vier Tage dauernden, Ausstellung bey mäßiger Sorgfalt in voller Blütenpracht. Bey jeder Ausstellung wird eine Denkmünze ausgetheilt. Die Blumen selbst werden als Preisbewerberinnen betrachtet, und diejenige, die entwedrr wegen ihrer Seltenheit, oder wegen der Größe und Schönheit eines Exemplars, den meisten Beyfall findet, wird gekrönt. — Der Garten der Frau Villain-Quatorze in **Gent** zeichnet sich durch seine prächtigen, gegen 200 Fuß langen, Gewächshäuser mit den seltensten exotischen Pflanzen aus. — In **Antwerpen** zog nur der schöne Garten des Banquiers **Smetz** die Aufmerksamkeit der Reisenden an. Sie fanden hier auch mehrere vorzügliche Birnen- und Aepfelarten, die erst einige Jahre vorher in Brabant eingeführt waren, wie unter jenen Delices d'Ardenpont, Passe Colmar, Belle de Bruxelles, und Nouvelle Epine d'hiver, die zuerst 1812 Früchte trug; untrr diesen die um 1800 zu Mastricht aus dem Saamen gezogene Art Comte d'Orm. *) In **Rotterdam** fanden die Reisenden wenig Anziehendes außer dem trefflichen Blumenkohl, der bis in den Winter oft aus weiter Ferne in ganzen Bootladungen auf den Markt gebracht wird. — In dem botanischen Garten zu **Leyden** sieht man noch viele, von **Boerhave** gezogene Pflanzen, unter andern eine blühende Aesche, die er selbst gepfropft haben soll. **Clusius'ens** Palme, ein schönes Exemplar der Chamærops humilis, ist jezt über 220 Jahre alt, und 20 Fuß hoch. — **Harlem** ist noch immer der große Markt für Hyazinthen und Tulpen, und die Familie **Van Eeden** behauptet noch immer ihren Ruhm in der Fortpflanzung dieser theuren Kindrr der Flora. Die bestrn gefüllten Hyazinthen werden in ein Beet gelegt, das gegen 1000 Zwiebeln enthält. Es wird dazu jährlich frischer Boden bereitet. Der Dünger muß vollkommen verfault seyn, und gleicht dann ziemlich dem natürlichen Boden, der aus hellem Lehm, mit vegetabilischer Erde und viel reinem weißen Sande gemischt, besteht. Die Zwiebeln werden in großen flachen Kisten aufbewahrt, die dem Luftzuge ausgesezt sind. **Hope's** Garten und Schloß, die Ludwig Bonaparte für 10,000 Pf. Sterling sehr wohlfeil kaufte, gehört jezt der verwittwetrn Prinzessin von Oranien, welche die Blumenzucht vernachlässigt, aber dagegen auf die Obstbaumzucht viel Sorgfalt verwendet. Mehrere ansehnliche Blumen-Pflanzschulen in der Umgegend Harlems werden beschrieben, besonders die Pflanzschule für Zwiebelgewächse in **Overveen**, die einen Umfang von beynahe hundert Morgen (acres) hat, und die reiche Sammlung seltener Blumen in **Schneevogts** Garten. In der Zucht der Aurikel und des Polyanthus haben die holländischen Blumengärtner, nach des Verfassers Versicherung, bey weitem nicht so viel geleistet, als die Anlagen bey Manchester und Macclesfield, und in Perth und Glasgow soll es schönere Rosen geben. Die **Tulipomanie** ist zwar längst vorbey, aber noch immer ist die Tulpe der Lieblingsgegenstand der Blumenzüchter, und man zieht jährlich neue Spielarten aus dem Saamen. Drr gewöhnliche Preis einer Zwiebri ist von 3 bis zu 10 Gulden rheinisch. Nur wenige Arten steigen bis zu 20 Gulden, und die erlesensten neuen werden selten höher als 20—50 Gulden angebracht. Zu den köstlichsten gehörten im J. 1817: Pompe funèbre und Charbonier noir, mit gelbem Grund, Toilette supérieure und Louis XVI. mit weißem Grunde; wovon jede Zwiebel 100 Gulden kostete. — In dem, nicht sehr großen, botanischen Garten zu Amsterdam fanden die Reisenden einige seltene kapische Pflanzen, Sideroxylon inerme und Jamus Elephantipes, und untrr den Bäumen ein 12 Fuß hohes Exempiar der Trauer-Eiche. — Von **Seteveldt's** Garten in **Utrecht**, drr noch immer im altholländischen Style erhalten wird, lesen wir eine anziehende Beschreibung. — In dem botanischen Garten von **Brüssel** zeichnet sich besonders eine prächtige Sammlung von 170 Pomeranzenbäumen aus, derrn mehrere mit Einschluß des Kübels gegen 18 Fuß hoch sind, und zwey Fuß im Umfange messende Stämme haben. Einige derselben sind durch zwey Jahrhunderte hinab auf verschiedene Erzherzoge und Erzherzoginnen von Oestreich vererbt, und selbst während der Revolution von allen Partheyen geschont werden. Ein prachtvolles Exemplar aus demselbrn Stamm, das gegen 400 Jahre alt seyn soll, sieht man im Garten des Herzogs von Aremberg. Professor **van Mons** hat eine reiche Baumschule, und binnen 14 Jahren in Verbindung mit **Duquesne** gegen 800 des Anbaues werthe Birnen-Arten aus dem Saamen gezogen. Die Reisenden sahen hier eine merkwürdige Probe der Pfropfkunst. Ein Nachbar fällte im Frühlinge einen gegen fünfzehn Fuß hohen Apfelbaum, und da van Mons ihn für einen gesunden Stamm hielt, so sägte er sogleich einen Baum von gleichem Umfange dicht über der Wurzel ab, sezte den Pfropfbaum auf den Stumpf, stüzte den Baum durch Pfähle, beschmierte den Pfropfschnitt mit Thon, und häufte Erde darum. Der Versuch gelang, und im zweyten Sommer war der Baum so kräftig als je. — Der botanische Garten in **Paris**

*) Einige dieser Obstarten findet man doch schon in dem „Verzeichniß der Obst-Sorten in der (musterhaften) systematischen Obstbaumschule im Königl. großen Garten zu Dresden" (1819), das dem Pomologen als schäzbar bekannt ist.

lieferte dem Tagebuche der Reisenden Stoff zu manchen anziehenden Bemerkungen. In Malmaison, dessen Blumengarten zu Josephinens Zeit einer der reichsten in Europa war, sahen sie die ursprüngliche Zwiebel der Brunsvigia Josephinæ, die ein holländischer Sammler vom Vorgebirge der guten Hoffnung mitbrachte. Als sie zum Ersten Mal blühte, wurde sie in Redouté's Prachtwerke über die Liliaceen unter dem Namen Amaryllis Josephinæ abgebildet. Jene Zwiebel hatte im Frühling 1817 geblüht, und die verwelkte Blume maß 3½ Fuß im Durchmesser. Die Zwiebel, die seit etwa 17 Jahren in Malmaison war, hatte im Boden 2¼ Fuß im Umfange. Der Stengel von der Zwiebel bis zur Blume war 12 Zoll hoch. Von Blättern sah man keine Spur, da dieselben, wie bey vielen Liliaceen, verwelken, ehe die Blumen aufbrechen. — Bey Gelegenheit der Erwähnung der zahlreichen Gärten von Montreuil, welche die Pariser mit Pfirschen und andern Früchten versorgen, erhalten wir eine kurze Nachricht über Mozard's Behandlung der Pfirschenbäume. Merkwürdig ist Bosc's Pflanzschule, der 300 Rebenarten besitzt, die er in einem Prachtwerke mit colorirten Abbildungen beschreiben wollte. Die unter der Aufsicht des rühmlich bekannten Du Petit Thouars stehende Baumschule zeigte den Reisenden empfehlende Beyspiele von Sieulle's Behandlungsart der jungen Pfirschenbäume. Die, von Du Petit diesem Pomologen gegebene, von dem gewöhnlichen Verfahren abweichende Anweisung zum Oculiren ist das Ergebniß sorgfältiger Beobachtung. Er behauptet, daß z. B. jedes Blatt an seiner Axilla eine Knospe hervorbringt, deren bald drey werden, von welchen die beyden äußersten Blütenknospen sind, während die mittlere eine Blattknospe ist, die unter gewissen Umständen zu einem Wasserschößling wird. Bey seinem spätern Besuche lernte Neill Noisette's ansehnliche Obstbaumschule genauer kennen, wo man es sehr vortheilhaft gefunden hat, Augen und Pfropfreiser nur von tragenden Bäumen zu nehmen.

Aus dem Lande, das keinen Tropfen echten Rebensaftes, nur künstliche Gebräude von Johannisbeeren und Rosinen-Madeira und Stachelbeeren-Champagner liefert, haben wir vor Kurzem ein ausführliches und schätzbares Werk über die Geschichte der Weine (The History of ancient and modern wines. London 1824. 4.) *) von Dr. Henderson erhalten, der sich unter der Vorrede nennt. Schon die ausgezeichnet schöne typographische Ausstattung desselben macht einen günstigen Eindruck, und die Druckverzierungen durch Vignetten und Anfangsbuchstaben geben einen neuen Beweis für die Fortschritte der Holzschneidekunst in England, und die Geschicklichkeit des Künstlers, W. Harvey. Der innere Gehalt des Buches ist nicht minder ausgezeichnet. Außer Barry's vor etwa 40 Jahren erschienenem Werke, das alles, was von den Weinen der Alten darin vorkommt, von Bacci entlehnt hatte, besaß die englische Literatur bis jetzt nichts über die Geschichte der Weine. Henderson's Werk zerfällt in zwey Abtheilungen, die Geschichte der Weine der Alten und der neuern Weine. In der ersten hat er die Schriften der Alten fleißig benutzt, wiewohl ein deutscher Bearbeiter, den das Buch wohl zu erhalten verdiente, vermuthlich noch Stoff zu einer Nachlese und Anlaß zu tieferer Begründung finden würde. Zur zweyten Abtheilung hat der Verfasser den Stoff, auf einer Reise durch die europäischen Weinländer, aus Unterredungen mit Weinbauern und frühern Schriftstellern geschöpft. In einer Einleitung verbreitet er sich über mehrere, auf die Weinbereitung sich beziehende Punkte, z. B. Weinbau, Behandlung der Weinlese, Gährung und Nachgährung, und die dem Weine zustoßenden Unfälle. In der chemischen Ansicht über den Gährungsprozeß folgt er Cadet's Meynung, daß sie aus der mit Wasser verdünnten Mischung von Zucker, Schleim und Extractivstoff hervorgehe, womit meist auch Thenard übereinstimmt. Er geht dabey ins Einzelne, und gibt die zu einer gehörigen Gährung erforderlichen Bedingungen an. Ueber den Bau der Reben, der so wesentlichen Einfluß auf die Verschiedenheit der Weine hat, spricht er gleichfalls genügend, und handelt dabey von den Rebenarten, deren man in den französischen Weinländern allein 1400 zählt, vom Klima, vom Boden, wovon wohl hauptsächlich die Verschiedenheit der Weine abhängt, von der verschiedenen Lage derselben, von der Behandlung der Weinberge, und dem Einfluß der bey der Weinlese beobachteten Verfahrens auf den Wein. Wir erfahren hier unter andern, daß bey der Bereitung des Portweins die Traubenstiele mit gepreßt werden, was dem Weine immer Herbe gibt, wogegen man sie bey den feinen rothen Bordeauxweinen sorgfältig ausscheidet. Der Verfasser nimmt zwar an, daß die rothen Weine nur von dem farbenden Stoffe der Traubenhäute ihre Farbe erhalten, da nur bey der Tintilla-Traube (die den Tinto di rota liefert) der Saft gefärbt ist, versichert uns aber, daß es, nach den Versuchen des Doctors Prout, wenigstens zweifelhaft ist, ob auch das Würzige der Weine davon abhange. Die Erhaltung des Weines hängt nach Henderson von dem gehörigen Gleichgewicht der Bestandtheile ab; ist der Wein völlig geklärt, ist er frey von überflüssigem Extractivstoffe, oder enthält er mehr Zuckerstoff, als durch den noch immer darin befindlichen Gährstoff zersetzt werden kann, so hält er sich auf unbestimmte Zeit; fehlt es hingegen an jenen Bedingungen, so verwandelt sich das Alcohol in Essigsäure. Bey dieser Gelegenheit äußert er auch gegen Chaptal die Meynung, daß die Bitterkeit, die Burgunder und Rheinwein zuweilen auf dem Fasse wie auf Flaschen bekommen, in der Entstehung einer gewis-

*) Pr. 2 Pf. 2 Sch. und 3 Pf. 3 Sch. mit den Vignetten auf India-Paper.

sen Menge von Citronen-Aether (citric ether) ihren Grund hat. — Die erste Abtheilung seines Werks beginnt mit Untersuchungen über die Beschaffenheit und Behandlung der Weinberge der Alten, und zeigt, daß diese in der Hauptsache dem von den Neuern beobachteten Verfahren gleich war. Der merkwürdigste Umstand ist der außerordentlich reiche Ertrag der Weinberge der Alten, da man berechnet hat, daß ein römisches jugerum, das kleiner als ein englischer Morgen ist, vier und fünfzig Orthoft Wein gegeben habe, während die besten Weinberge im Lyonnois, die einträglichsten in Frankreich, nicht viel über ein Fünftheil jenes Ertrages geben. Der Umstand hatte nach Columella, besonders darin seinen Grund, daß die Alten ihre Reben zu üppig aufwachsen ließen und zum Tragen trieben, bis sie erschöpft waren, und ihre ursprüngliche Trefflichkeit verloren. In den Abschnitten von der Weinlese, der Weinbereitung und der Kellerwirthschaft bey den Alten kommen gleichfalls viele anziehende Ergebnisse der Untersuchung vor. Der Verfasser geht alsdann zu den verschiedenen Weinen der Griechen, und den berühmteren des alten Italiens über. Den starken, rothen Pramnischen Wein von der Insel Icarus vergleicht er mit dem gewöhnlichen Portwein, und wie dieser ward er auch zuweilen als Arzney gebraucht, und daher pharmacites genannt. Ausführlich handelt er von dem berühmten Falerner, den er nach den Beschreibungen der Alten mit dem Xeres und dem Madeira vergleichen zu können glaubt. Beyde sind, wie der Falerner, strohgelbe Weine, die durch Alter oder durch besondere Umstände bey der Lese eine dunklere Farbe erhalten, beyde sind stark und dauerhaft, beyde in der Jugend hart und feurig, wie Horazens ardens Falernum, und müssen lange liegen, ehe sie milder werden. Der Xereswein scheint bey seinem herben und bittersüßen Geschmacke dem antiken Wein fast am ähnlichsten zu seyn, und auch bey ihm findet in dem Ergebniß der Gährung dieselbe Verschiedenheit statt, da man nie mit Bestimmtheit voraussehen kann, ob man einen herben oder süßlichen Wein erhalten werde; wiewohl auf der andern Seite der Boden der Insel Madeira, wie der Campania felix, vulkanisch ist, und daher auf größere Aehnlichkeit der Erzeugnisse geschlossen werden könnte. — Ein sehr unterhaltender Abschnitt handelt von dem Genusse des Weins bey den Gastmahlen der Griechen und Römer. — In den geschichtlichen Nachrichten über die Einführung fremder Weine in England findet man häufig auch Erläuterungen aus alten englischen, besonders dramatischen Schriftstellern. Vor 5 bis 600 Jahren kamen meist französische und rheinische Weine nach England, und auch die reichen Weine von den Küsten des Mittelmeeres und aus dem griechischen Archipel waren sehr geachtet. Später wurden die spanischen Weine allen andern vorgezogen. Am Ende des 17ten Jahrhunderts kamen die rothen Bordeauxweine in Aufnahme, bis die Kriege mit Frankreich den Verkehr störten. Die Gewöhnung an den starken Portwein mindert den Geschmack an süßen Weinen, und kaum findet man jezt den sonst so beliebten Canarien-Sekt mehr. Seit dem lezten Frieden kommen leichte Weine wieder häufig auf den Markt. — Der Verfasser theilt die neuern Weine in zwey Hauptklassen, rothe und weiße. Die Gattungen, Arten und Abarten hangen vom Boden, vom Klima, von besondern Oertlichkeiten und von den Eigenschaften der Reben ab. Zuerst spricht Henderson von den französischen Weinen, und sucht darzuthun, daß der Weinbau erst nach Columella allgemein in Gallien geworden sey. Die Franzosen sind jezt unstreitig die ersten Weinbauer in der Welt. Nach Chaptal waren 1808 schon 1,613939 Hectaren mit Wein bebaut, deren Ertrag im Durchschnitt auf 718,941675 Franken geschäzt wurde. In frühern Zeiten waren Weine berühmt, die jezt wenig oder gar keinen Ruf haben, z. B. die Weine von Orleans und Isle de France waren berühmter, als die Gewächse Burgunds und der Champagne, wovon der Grund unter andern auch in dem Wechsel des Eigenthums, besonders in dem Uebergange desselben aus geistlichen in weltliche Hände zu suchen ist. Die Weine der Champagne, Burgunds und der Dauphiné sind jezt die besten, und nächst ihnen die Erzeugnisse von Languedoc und Roussillon. Der Champagner wird in Flußweine (an der Marne wachsend), die meist weiß, und Bergweine, die roth sind, eingetheilt. Jene sind geistreich und schäumend, und zeichnen sich durch angenehmen Geschmack aus; doch sind die am meisten schäumenden Weine nicht immer die besten, und wenn sie nicht sehr stark sind, verfliegt viel Alcohol mit dem kohlensauren Gas, welches das Schäumen verursacht. Die leicht schäumenden Weine (Vins demi-mousseux) werden daher von Kennern vorgezogen. Der Boden der Champagne besteht aus lockerem Mergel, der auf Kreide liegt. Der beste Champagner behält seine Eigenschaften 10 bis 20 Jahre, wenn er in einer Temperatur von 54° Fahrenheit aufbewahrt wird. Troz des Ausspruches der medicinischen Facultät zu Paris, die 1778 dem Champagner den Vorzug zuerkannte, gibt Henderson dem Burgunder den Preis, und meint, daß sich die Herzoge von Burgund mit Recht die „Fürsten guter Weine" genannt haben. Der erlesenste Burgunder ist der Romanee Conti, den ein einziger kleiner Weinberg liefert, der nur 6½ englische Acre hält. Nächst ihm stand sonst der Wein von Clos Vougeot, als dieser Bezirk noch Kirchengut war; jezt aber sind der Romanee de St. Vivant und Musigny besser. Die weißen Burgunderweine gehören zu den vorzüglichsten Gewächsen Frankreichs. Der beste darunter ist der Mont-Rachet, wovon es drey, in der Güte und dem Preise verschiedene Arten (Ainé, Chevalier und Batard) gibt. Die Weine der Dauphiné gehören zu den ältesten in Frankreich, der Condrieux, der Hermitage (weißer und rother) und Cote Rotie haben jedoch erst in neuern Zeiten Berühmtheit erlangt. In der Dauphiné wächst auch ein, dem Constantia ähnlicher Wein, der aus den reifsten, auf Stroh zum Welken gelegten Trauben gemacht wird, Strohwein. Languedoc, Provence und Roussillon liefern keine Weine, die mit den Erzeugnissen der Dauphiné verglichen werden können; dagegen sind die süßen Weine dieser Landschaften vorzüglich. Die rothen Weine aus Roussillon sind die stärksten und dauerhaftesten, die Frankreich erzeugt. Die Weine Gascogne's und Guyenne's sind die bekannten Bordeauxer, deren vorzüglichste Arten der Lafitte, Grave, Chateau Margaux, Sauterne, und Barsac sind. Ins Ausland kommt jedoch wenig reiner und echter Wein aus diesen Gegenden. Die Weinhändler in Bordeaux richten ihn für die verschiedenen Märkte zu. So gibt es eine eigne Fabrik für die Ausfuhr nach England, Travail à l'Anglaise genannt. Man gießt hier zu jedem Orhoft Bordeauxer 3 bis 4 Gallonen Alicante oder Benicarlo, ½ Gallon Gährwein, und zuweilen etwas Hermitage, und wenn man diese Mischung leicht hat gähren lassen, versendet man sie als Claret nach England.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 78.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 28. September 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Fortsetzung.)

Die spanischen Weine zeichnen sich durch würzigen Geschmack, Stärke und Dauer aus. Fehlerhafte Behandlung bey der Gährung macht besonders die rothen Weine schwer. Der vorzüglichste spanische Wein ist der Xeres, wiewohl die Spanier selbst den Malaga, Alicante und Fuencaral vorziehen. Die besten Weinberge in Xeres sind in den Händen französischer und englischer Ansiedler, durch deren Bemühungen der Ertrag derselben sehr verbessert worden ist. Man nimmt dazu rothe und weiße Trauben vermischt, die man welken läßt, ehe man sie keltert. Der Most gährt vom Oktober bis zum December auf den Hefen, ehe er abgezogen wird. Der zur Ausfuhr bestimmte Wein wird mit Branntwein vermischt. Der nußartige Geschmack dieses Weins kommt von einem Zusatze bitterer Mandeln. — Die portugiesischen Weine wurden seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts häufig nach England ausgeführt, und zwar Kraft des Methuen-Vertrages, der Portugal hinsichtlich des Weinhandels den Vorzug vor andern Ländern gab, unter der Bedingung, daß es dagegen englische Wollfabrikate nehmen sollte. Vor 1715 war es nicht üblich, den Portwein mit Branntwein zu vermischen, in der irrigen Voraussetzung, ihm dadurch Haltbarkeit zu geben. Die überhandgenommene Verfälschung gab 1756 Anlaß zur Stiftung der Alto-Douro-Gesellschaft. Es entstand daraus bald ein Monopol, dessen Nachtheile Henderson darlegt. Die Gesellschaft bestimmt das Maximum des Weinpreises in dem unter ihr stehenden Bezirke. Kein Wunder, daß die Betriebsamkeit des Weinbauers dadurch gehemmt wird. Jeder sieht nur darauf, eine reichliche Menge von dem zur Ausfuhr passenden Gewächse zu liefern. Durch Mischung der verschiedenen bessern und geringern Weine des Douro-Bezirks wird der, in Geschmack und Stärke wenig verschiedene, Portwein hervorgebracht. Die dazu genommenen rothen und weißen Trauben werden mit den Trestern gepreßt, bey der Gährung nachlässig behandelt, mit Branntwein vermischt, und, wenn es an rothen Trauben fehlt, mit Hollunderbeeren gefärbt. Während der Herrschaft der Cortes wurden Versuche zur Aufhebung des verderblichen Monopols der Douro-Gesellschaft gemacht, die ein bloßer kaufmännischer Verein bleiben sollte; die Kurzsichtigkeit der Weinbauer am Douro aber und andre Umstände hinderten die Ausführung des wohlthätigen Planes. Unter den übrigen portugiesischen Weinen wird nur der Colares, der bey Cintra wächst, nach England ausgeführt. Bucellao, Setuval und Carcavellas sind die besten weißen Weine Portugals. — Die Italiener sind sorglos und nachlässig in der Behandlung des Weins. Die berühmten Weine des Alterthums leben nur in den Gesängen der Dichter. Toscana ist der einzige Theil Italiens, der gute Weine liefert, und unter diesen ist der Montepulciano, ein süßer Rothwein, der beste. Im Kirchenstaate wächst kein, der Erwähnung werther Wein, als der Albano, Montefiascone und Orvieto. Den süßlichen rothen Wein, Lacrimae Christi, kennt man besser dem Namen nach, als in der Wirklichkeit. Er wächst nur in geringer Menge und wird für den Keller des Königs von Neapel aufgehoben. Der beste kommt vom Monte Somma und Galitte. Viele geringe Weine von Pozzuolo, Nola, Torre del Greco, Ischia, werden als Lacrimae Christi verkauft. — In Griechenland hat die Natur dem Weinbau so viele Begünstigungen verliehen, als in Italien, aber die Tyranney, welche den Geist des Volkes so lange in Fesseln hielt, hat auch die Eigenschaften und die Güte des Weines vermindert. Die besten griechischen und levantischen Weine sind der Cyperwein, der Tenos, der rothe Muskatwein von Tenedos, der weiße Muskatwein von Smyrna, dem köstlichsten Ungarwein gleich. Einige Inseln liefern leidlichen Wein, und auf Zante soll man aus den Korinthentrauben einen, dem Tockayer ähnlichen Wein machen. Auf dem griechischen Festland, Macedonien ausgenommen, wächst kein trinkbarer Wein, wiewohl es auch hier nicht an günstigen Lagen fehlt.

Literaturgeschichte. Wenn man sieht, daß die ästhetische Kritik in England erst jetzt, sichtbar durch deutsche Forschung angeregt, sichern Boden und festere Haltung zu

gewinnen anfängt, könnte sich auch in Beziehung auf Byron wiederholen, was bey dem größten englischen Dichter geschehen, den, selbst nach dem bereits früher (No. 23. S. 89) in diesen Uebersichten erwähnten Geständnisse eines Engländers, erst die deutsche Kritik gründlich und tief gewürdigt hat. Es ist damit wirklich der Anfang gemacht, und man wird gerade jezt nicht ohne lebhaften Antheil lesen, was Goethe im neusten Stücke seiner Zeitschrift mit seinem klaren und ruhigen Blicke über Byron's Cain, eine in England kläglich mißverstandene Dichtung, sagt. Das Grab des außerordentlichen Mannes ist noch zu frisch, als daß in seiner Heimath die durch Partheyhaß aufgeregten Leidenschaften schon jezt genug beschwichtigt seyn könnten, um eine unbefangene Würdigung anzuhören; aber selbst seine politischen Gegner haben doch schon Palinodien angestimmt, und einer ihrer heftigsten Wortführer in der Literary Gazette (die in ihrem schwächsten Theile, dem kritischen, noch täglich dem Recepte folgt, das irgendwo im Athenäum zu einer englischen Kritik gegeben wird) meynte unlängst, das Publikum werde nach der Erscheinung der von Thomas Moore und Hobhouse angekündigten Biographien des Dichters und den versprochenen „Erinnerungen aus Byron's Gesprächen" Grundlagen haben, worauf sich ein Urtheil über ihn werde stützen lassen, das wahrscheinlich anders ausfallen dürfte, als die jezt herrschende Meynung sey. Es ist sehr zu beklagen, daß wir Byron's Selbstbiographie, allem Anscheine nach, für immer verloren haben, da sie uns gewiß das Innere des seltenen Geistes aufgeschlossen und manche Räthsel seines Wesens erklärt haben würde. Die Gründe, welche Moore bestimmten, das ihm anvertraute Denkmahl seines Freundes durch dessen Schwester vernichten zu lassen, sind noch immer nicht bekannt. Was er selber in öffentlichen Blättern darüber gesagt hat, ist nicht genügend, und das in der Zeitschrift John Bull neuerlich als Bruchstück der Handschrift abgedruckte Kapitel: „Die Hochzeitnacht," das Anlaß zur Zerstörung des Werkes gegeben haben soll, ist sehr verdächtig. Auf jeden Fall haben ängstliche, kleinliche Rücksichten obgewaltet, wie auch das beym Lord-Canzler nachgesuchte Verbot der Herausgabe der von Dallas angekündigten Privatbriefe Byron's (Lord Byron's private correspondence, including his letters to his mother written from Portugal, Spain, Greece and other parts of the Mediterranean) zu verrathen scheint. Vielleicht wird uns besonders Moore's biographisches Werk für den Verlust, den er zu verantworten hat, einigermaßen entschädigen, da man wohl voraussetzen darf, daß er die in seinem Gewahrsam gewesene Quelle benuzt haben wird. Mittlerweile hat der Baronet, Sir Egerton Brydges, Briefe über Byron (Letters on the Character and poetical genius of Lord Byron — London 1824. 8.) herausgegeben, die besonderer Beachtung werth sind, und eine im Ganzen unpartheyliche Würdigung des Menschen und des Dichters enthalten; doch möchte dasjenige, was er über B's Charakter sagt, mehr genügen, als seine Bemerkungen über dessen Dichtergeist, wo die moralische Beurtheilung der ästhetischen Kritik ungebührlich den Weg vertritt. Byron's Fehler, sagt er, gingen aus ungezähmten Ideen hervor, aus einem Uebermaß von Kraft; es waren nicht Fehler, die aus Uebertreibung entstehen, einer Frucht der Schwäche, welche die Kraft durch unnatürliche Anstrengungen ersetzen will. Er besaß eine üppige Dichtergabe, der nur das Höchste fehlte, die Form der Wahrheit. Alle seine Charaktere verrathen die Mängel seiner geistigen und sittlichen Eigenheit; es sind leidenschaftlich aufgeregte Wesen, von einseitig ausgebildeten Naturgaben, sittlichen Zwang verhöhnend, glänzenden Lastern ergeben, die Lebenslage verachtend, worin sie sich befinden, Ansprüche auf höhere Auszeichnung machend, als ihre Bestimmung ihnen gestattet, und sie glauben dadurch von allem Zwang der Lebensverhältnisse frey zu seyn, und meynen, daß sie, ohne die Achtung und Bewunderung der Welt einzubüßen, zu jeder ausschweifenden und verwegenen Handlung berechtigt seyen, die Leidenschaft oder Laune eingibt, als ob sie sich für die Herabwürdigung rächen wollten, unter Geschöpfen geringerer Art zu leben. Diese Bemerkungen sind eine Probe der vorherrschenden moralischen Beurtheilung, die nicht auf die innere Wahrheit und Konsequenz und die poetische Haltung der Charaktere sieht. Auf einem ähnlichen Standpunkte steht der Verfasser, wenn er Byron in gewissem Sinne Begeisterung abspricht, weil diese gleichförmig und unwandelbar sey, Byron aber von einer Anwandlung der höchsten Begeisterung plötzlich zu Neckerey, Hohn und Scherz übergehen und verlachen konnte, was er eben erst bewundert hatte. Eine solche Stimmung, sezt der Verfasser hinzu, habe Allem, was B. geschrieben und gesagt, höhere Kraft und mächtigern Nachdruck gegeben, er habe Alles im ungeschwächten Lichte des Augenblickes aufgefaßt, sey im Gefühle seiner Kraft unbekümmert auf sein Ziel losgegangen, und über die öffentliche Meynung sich hinaussetzend, habe er geglaubt, daß alles Gute ihn erheben, und nichts Schlechtes ihn niederdrücken könnte, all dieß aber habe einen großen Vortheil für die Entfaltung seiner Geisteskraft gehabt, die auf eben so stolzer Höhe gestanden, als in ihrer That einzig gewesen sey. Die Hand der Natur habe Byron's Gemüth eine finstere Gestalt gegeben; er habe gern das Furchtbare erhöhen, das Düstere verfinstern, das Schreckliche verstärken mögen. Zu den Eindrücken, die Byron's Gemüth in der Kindheit verdüstert und verbittert haben, rechnet der Verfasser auch den Umstand, daß seine Familie zu jener

Zeit in einer bedrängten Lage war. Sein Großoheim lebte seit einem unglücklichen Zweykampfe in menschenfeindlicher Einsamkeit, und sein Vater war wenigstens in seiner ersten Ehe unglücklich, daben rauh und hart. Byron war in klassischen Kenntnissen noch weit zurück, als er in eine gelehrte Schule trat. Dazu kam ein körperliches Gebrechen, das zu denjenigen gehörte, worüber Knaben einander ohne Schonung necken, und der Ruf, daß sein Vermögen unter seinen Ranganſprüchen wäre, und all dieß bereitete seinem stolzen und herrischen Geiste eine Kränkung, die seinem ganzen Leben die Farbe gab. Der ehrgeizige und eitle Jüngling sah sich in der gewöhnlichen Laufbahn gehemmt und gedrückt, und warf sich mit seiner ganzen Kraft auf die wildesten Bestrebungen. Er wurde mißtrauisch, menschenfeindlich, gleichgültig gegen seinen Ruf. Er fühlte, daß ein Genius in ihm die Flügel regte, den Andre nicht anerkannten, und dessen Ansprüche sie spottend zurückwiesen. Diese Bemerkungen, wie alle psychologischen Aufschlüsse, die der Verfasser gibt, sind gewiß treffend. Der Corsar ist, nach des Verfassers Meynung, B's vollkommenstes Werk, und zwar darum, weil sich die Gemüthsstimmung des Dichters, wie er sie in der Abgeschiedenheit und unter Gefahren gebildet habe, sich darin abspiegele. Hätte es diesen Vorzug, so hätte es ihn doch nicht darum. „Vor allem bekämpfte Byron — bemerkt der Verfasser richtig — Heucheley und falsche Anmaßung. Er bot die ganze Kraft seines Geistes auf, Licht auf die wahren Züge der Charaktere zu werfen, welche die Welt mit Unrecht bewundert, und den Schleyer wegzuziehen, der ihren Pferdefuß verbarg. Man macht ihm den Vorwurf, er habe bey dem Bestreben, die Heucheley zu demüthigen, das nackte freche Laster hingestellt; aber jede mächtige Kraft wird zuweilen über das Ziel hinausschießen, und der Maßstab muß darin gesucht werden, ob bey dieser Ausstellung der erhobene oder der herabgezogene Charakter mehr Unheil stifte. Das freche und enthüllte Laster hat stets sein Gegengift bey sich; verborgenes Verderbniß hingegen schleicht unter dem, mit Blumen bedeckten Boden fort, und verbreitet Krankheit und Seuchen." Mit ähnlichen Gründen vertheidigt der Verfasser Byron gegen den Vorwurf, daß er über weibliche Tugend spotte, und uns die Frauen nur in der Verworfenheit zeige, und doch alle Kraft aufbiete, um zügellose Freuden anziehend zu machen. „Gegen Laster, welche der Weltton billigt, vermag der ernste Unwille nichts, nur die Waffe des Lächerlichen kann sie treffen. Weiber, die sich offen ihren ungebundenen Neigungen überlassen, sind es nicht, die ein verderbliches Beyspiel geben; sondern das Gift wird durch diejenigen verbreitet, die sich in den Schleyer des Zartgefühls, der Sitte, der Zärtlichkeit, der weiblichen Liebenswürdigkeit hüllen. Nur durch die Berührung der magischen Lanze des Lächerlichen schwindet der Zauber." Wir übergehen, was der Verfasser über die, Byron vorgeworfenen Angriffe gegen die Religion mißbilligend sagt; aber es scheint, als ob diese Angriffe keineswegs immer so offenbar wären, als er meynt, und die Beschuldigungen oft aus einem Mißverständnisse der Absicht des Dichters hervorgegangen wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lexicographie.

Historisch-biographisches Handwörterbuch der denkwürdigsten, berühmtesten und berüchtigsten (berüchtigtesten) Menschen aller Stände, Zeiten und Nationen. Nach den besten Quellen bearbeitet von Dr. Karl Florentin Leidenfrost, Professor am Großherzogl. Sächs. Gymnasio zu Weimar. Erster Band. A — Com. Ilmenau bey Voigt. 1824. 628 S. gr. 8.

Die schwächste Seite des vielbeliebten Leipziger Conversations-Lexikons ist unstreitig die biographische. Selbst die sogenannte „Neue Folge" desselben, bey deren Redaction auf Eigennamen vorzüglich Bedacht genommen worden, hilft diesem Mangel wenig ab, weil sie bald Anfangs in die Spekulation ausartete, durch Einholung biographischer Notizen von lebenden Personen die Anzahl der Abnehmer zu vermehren; des Partheygeistes nicht zu gedenken, welcher dabey sein typokratisches Spiel trieb. Es war daher ein Bedürfniß unserer populären Literatur, welches unseren Verfasser auf den Gedanken des vorliegenden Unternehmens führte, und Herrn Karl Geib's glossirte Uebersetzung der französischen „neuen Biographie der Zeitgenossen" (s. Lit. Bl. 1822. Nr. 21.) stand demselben um so weniger im Wege, da dieses schätzbare Werk auf die Zeit vom Anfange der französischen Revolution sich beschränkt, und vorzugsweise von berühmten Franzosen handelt. Herr L. steckte sich rückwärts ein unendlich weiteres, und vorwärts ein engeres Ziel. Er schloß von den berühmten und berüchtigten Eigennamen aller Zeiten und Nationen nur diejenigen aus, welche „der Fabel und Mythologie" angehören, und wollte sich übrigens auf Verstorbene beschränken. Dem letztgedachten Theile seines Vorsatzes ist er nicht treu geblieben. Man findet z. B. den würdigen D Christoph Friedrich Ammon hier, und Gottlob ohne Todesanzeige. Den ersterwähnten Theil seines Plans hat der Verf. bis hieher mit Fleiß und Umsicht ausgeführt. An Vollständigkeit ist freylich nicht zu denken bey dem unter-

meßlichen Umfange des Stoffes; aber das Verdienst der Reichhaltigkeit springt bey dem ersten Anblicke dieses Probebandes in die Augen. Wir glauben die Anzahl der Artikel nicht zu überschätzen, wenn wir sie auf 5000 anschlagen. Bey Schriftstellern ist in der Regel, der Verheißung S. IX gemäß, auf die Angabe ihrer wichtigsten Schriften löbliche Sorgfalt verwendet. Indessen hätte, für Ausländer wenigstens, auch wohl das Fach bemerkt werden können, in dem sie sich berühmt machten. In dem Artikel Bürger z. B. ist mit keiner Sylbe angedeutet, daß der Mann ein Dichter war, und der unkundige Ausländer könnt' ihn nach seinen hier angeführten Lebensumständen weit eher für einen berühmten Juristen oder Philosophen halten. Sein Biograph Althof fehlt, und da Herr L. einmal Ammon erwähnte; so sieht man nicht, warum er den berühmten Archäologen Böttiger übergieng, dem übrigens dieser Band zugeeignet ist. Dagegen hat der jüngstverblichene Buchhändler Brockhaus einen, im Verhältnisse zu weit wichtigeren Personen sehr langen, lobseligen Artikel erhalten, der irgend einem Zeitungs-Nekrolog nachgeschrieben zu seyn scheint. Als eine Quelle der Celebrität dieses achtbaren Kaufmannes (denn das war sein Fach) werden unter andern auch seine literarischen Streitigkeiten mit Schriftstellern genannt. Uns ist nicht bekannt, daß jemals ein Schriftsteller von Bedeutung über einen eigentlich literarischen Gegenstand mit ihm in einen Streit sich eingelassen, obgleich einige die Schwachheit gehabt haben mögen, gegen seine pasquinischen Angriffe auf ihre Personen und Schriften die Justiz anzurufen. *) Was über solche Streitigkeiten gedruckt wird, ist darum noch kein literarischer Streit.

Daß es an kleinen Irrthümern in den Jahrzahlen nicht fehlt, kann nicht befremden; denn wie leicht ist eine Zahl verschrieben oder verdruckt. Als Todesjahr von dem Tragöden Brawe z. B. wird 1768 angegeben. Er starb aber 1758, bald nach der Erscheinung seines Freygeistes auf der Bühne.

Der Druck ist ungefähr wie bey'm Conversations-Lexikon, im Ganzen sehr gelesen, und noch zur Zeit scharf. Wir wünschen dem Verfasser wie dem Verleger, daß das Wachsthum der Theilnahme ihn bald stumpf machen möge.

*) Ganz recht. Einen davon kenn' ich, und der gesteht diese Schwachheit reuig ein.

M.

Unterhaltungs-Literatur.

Blümlein Wunderhold, oder Abentheuer bey dem großen Freyschießen zu Straßburg im Jahre 1576. Romantische Erzählung von C. Spindler. Straßburg, F. G. Levraultsche Buchhandlung. 1824. 161 S. 8.

Wir entsinnen uns zwar nicht, den Namen des Verfassers unter der zahlreichen Schaar deutscher Erzähler gefunden zu haben, gleichwohl können wir nicht glauben, daß diese anziehende Novelle ein Erstling sey; denn sie verräth eben so viel Uebung, als Talent und Geschmack. Die Abentheuer sind freylich nicht romantisch im Sinne der neuen Schule, welche durch geschmacklosen Gebrauch des Grotesken und Wunderbaren unsere Romantik überhaupt in üblen Ruf gebracht hat; aber sie sind anmuthig, gemüthanregend, und die Lösung des leichtgeschürzten Knotens gewährt eine vollkommene Befriedigung. Alle Charaktere haben Wahrheit, Leben und Nationalität. Das Kostüm des Ortes und der Zeit ist historisch correct, und dabey mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit gemalt, welche den Zeit- und Sittengemälden des Lieblings der Lesewelt, des Verfassers von Waverley, nichts nachgibt, sondern ihr vielmehr den Rang streitig macht durch eine weit gediegenere Kürze, durch Vermeidung aller weitschweifigen Details. Dadurch wird selbst der Fehler gedeckt, welchen der Verfasser begangen hat, bey der Exposition der Geschichte des jungen Steinmetzen Engelhardt Imhof. Man muß das Buch Recensirens halber lesen, um Anstoß daran zu nehmen, daß die Mutter diese Geschichte ihrer Tochter erzählt, welche Imhof's Geliebte und Verlobte ist, und dieselbe „hundertmal schon aus seinem Munde vernommen hat." (S. 40.)

Herr Sp. hat auf den letzten vier Blättern einige kurze historische Anmerkungen beygefügt, welche, Dank der Lebendigkeit seiner Zeit- und Sitten-Schilderung, für den Genuß der Lectüre zwar größtentheils entbehrlich, aber dennoch als Erläuterungen an ihrem Platze sind. Die 5te (S. 156 ff.), welche die Bauhütten und die Hüttenbrüderschaft des 15ten Jahrhunderts betrifft, ist besonders für verständige Freymaurer interessant. Drey Steindrücke erhöhen die Zierlichkeit des Aeußeren, von dessen Inhalte wir nur darum so wenig verrathen haben, damit es den Reiz der Neuheit nicht verliere für unsere Leser. Sie mögen das Blümchen Wunderhold, welches eigentlich Walpurgis heißt, und jenen Namen blos einer Lotteriedevise verdankt, selbst kennen lernen. Sprachfehler haben wir nicht bemerkt, man müßte denn etwa die Nachlässigkeit S. 17: „in schwarzer Kappe und Kleid" (in schwarzem Kleid' und schwarzer Kappe) dafür achten wollen.

Nr. 79.

Literatur-Blatt.

Freitag den 1. October 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Fortsetzung.)

Statistik. Die für Englands westindische Kolonien hochwichtige Angelegenheit einer Verbesserung des Zustandes der Sklaven scheint durch die Ereignisse immer mehr zur Entscheidung gedrängt zu werden. Was die standhaften Verfechter der Abschaffung der Sklaverey seit Jahren und besonders neuerlich über die Verhältnisse der Farbigen zu den Pflanzern zur öffentlichen Kunde gebracht haben, und was darauf während der lebhaften Verhandlungen durch die Wortführer der Pflanzer erwiedert worden ist, Beydes hat denjenigen, der den öffentlichen Verhandlungen gefolgt ist, in Stand gesezt, über die verschiedenen Plane zur Freylassung und Veredlung der Neger ein richtiges Urtheil zu fällen. Dazu trägt vorzüglich auch ein eben begonnenes fleißig gearbeitetes Werk bey, welches uns das, bisher nur theilweise bekannte, Gesezsystem, auf dessen Abänderung eben gedrungen wird, vollständig darlegt: The Slavery of the british Westindia Colonies described, as it exists both in law and in practice and compared with the slavery of other countries, ancient and modern. By J. Stephen — wovon der unlängst erschienene erste Theil (London 1824. 8.) die Geseze enthält. Die öffentliche Meynung über die Sklaverey hat sich mehr durch die Vorstellung der Folgen des Systems der Colonialgeseze, als durch die Kenntniß der Geseze selbst bilden können, die nur durch Erforschung wenig zugänglicher Urkunden der Colonialgesezgebung zu erlangen war. Diesem Mangel hat der Verfasser abgeholfen. Er beginnt mit einer sehr anziehenden Abhandlung über den Ursprung und die Gültigkeit der Sklavengeseze in den Colonien, wobey manche Zweifel gegen die Gesezlichkeit jener Colonialgewohnheiten, worauf das System der Sklaverey sich gründet, erhoben werden, z. B. gegen das Herkommen, das den Sklaven zu einem Zeugen unfähig macht. Darauf handelt er in besondern Abschnitten von den zum Sklavenstande gerechneten Personen, der gesezlichen Beschaffenheit dieses Standes hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Sklaven und Herrn, so wie hinsichtlich freyer Leute, und in Beziehung auf öffentliche Verwaltung überhaupt, und endlich von dem Anfange und der Auflösung der Sklaverey. Häufige Hinweisungen auf die, in andern, besonders den spanischen, portugiesischen und französischen Colonien bestehende Gesezgebung über Sklaven, geben dem Werke vielseitige Brauchbarkeit, und wenn der Engländer auf manche seiner bürgerlichen Einrichtungen stolz seyn darf, so kann er nicht ohne Scham auf die Colonialgeseze der Spanier sehen, bey welchen doch freysinnige Einrichtungen und helle Einsichten seit langer Zeit einheimisch waren. Hier war es immer herkömmlich, Freylassungen zu begünstigen, und das Gesez gab dem Sklaven ein Recht auf seine Freyheit, sobald er seinem Herrn wiederbezahlen konnte, was er gekostet hatte, und zu diesem Zwecke war ihm nicht nur der Sonntag, sondern sogar ein Wochentag zur Benuzung für sich selbst vergönnt. Hatte der Sklave durch Fleiß und Sparsamkeit den fünften Theil seines Kaufpreises erworben, so gab ihm sein Herr nach der Auszahlung der Summe noch einen Wochentag, und so fort, bis der Sklave das Ganze erarbeitet hatte. Auch in den portugiesischen und französischen Colonien standen die Sklaven unter einer weit mildern Gesezgebung, und hier, wie in den spanischen Colonien, konnte z. B. der Sklave nicht für die Schulden seines Herrn verkauft werden. Was der Sklave in den westindischen Colonien der Engländer vor dem Geseze ist, spricht auffallend die Verfügung aus, daß er, wenn das Gericht ihn zum Tode verurtheilt hat, vor der Hinrichtung geschäzt und der Werth, der aber eine gewisse Summe nicht übersteigen darf, dem Eigenthümer aus dem öffentlichen Schaze bezahlt wird. Auf mehreren Inseln, besonders auf Barbadoes, ist noch immer eine sogenannte exemplarische Todesstrafe bey schweren Verbrechen, vorzüglich bey Empörungen nicht aufgehoben. Der Sklave kann in solchen Fällen lebendig verbrannt, oder in einem Käfig dem Hungertode preis gegeben werden. Noch vor 40 Jahren wurden auf Barbadoes zwey Neger wegen eines Mordes verbrannt, wäh-

rend der Ermordete, wenn er die Neger ermordet hätte, mit einer Geldbuße von 15 Pf. davon gekommen wäre. Selbst von neuern Milderungen der ehemaligen Grausamkeit, wie z. B. die Verfügung, welche die Zahl der zu einer Zeit für ein und dasselbe Vergehen erlaubten Peitschenhiebe beschränkt, läßt sich kaum viel Erleichterung erwarten, wenn der Verfasser uns erzählt, er habe einen Treiber gekannt, der mit einem einzigen Streiche ein Maulthier durch das dicke Fell bis aufs Fleisch wund hieb.

Erd- und Völkerkunde. Die anziehenden Denkwürdigkeiten, die Hunter im vorigen Jahre über sein merkwürdiges Leben und seine Gefangenschaft unter den nordamerikanischen Wilden (Memoirs of a captivity among the Indians of North America from childhood to the age of nineteen etc.) herausgab, und die bereits in einer deutschen Uebersetzung *) zu lesen sind, erschienen vor Kurzem in der dritten Auflage. Hunter hatte schon längst die Absicht, zu den Gefährten seiner Jugend zurückzukehren. Mit der Geschichte der gesellschaftlichen Einrichtungen Europa's bekannt, und mit wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, ist er nun im Begriff, sein wohlthätiges Vorhaben auszuführen, das für die Bildung zahlreicher Volkstämme leicht von wichtigen Folgen seyn könnte, und im Mai dieses Jahres von London nach Amerika abgereiset. „Ich blicke mit Freude, sagt er, auf das Unternehmen, das ich mir freywillig vorgesezt habe. Meine Beweggründe sind nichts Geringeres, als einen großherzigen, edlen Menschenstamm, den man herabgewürdigt, betrogen und verläumdet hat, von dem Untergange zu retten, der ihm unvermeidlich bevorsteht, wenn nicht eine freundliche Hand die Ursachen wegräumt, die ihm schnellen Untergang drohen. Schon der bloße Gedanke, daß ein von der Natur so reich begabtes Volk untergehen sollte, ohne daß der Geschichte auch nur ein Andenken seines traurigen Schicksals übrig bliebe, muß jeden rühren, der ernstlich ihn erwägt, und für mich, der ich meine lebendigsten und frühesten Erinnerungen in der Mitte dieser Volkstämme finde, ist er unbeschreiblich schmerzvoll. Ich kann es nicht über mein Gefühl bringen, daran zu glauben. Abgesehen von den feindlichen Einfällen ihrer weißen Nachbarn, ist es die gegenwärtige Lebensweise dieser Völker, was ihnen den Untergang droht, der Umstand nämlich, daß sie ihren Unterhalt allein von den ungewissen Gaben der Natur erwarten können. Gezwungen, den streifenden Heerden in entlegene Gegenden zu folgen, kommen sie zuweilen halb verhungert, von Beschwerden erschöpft, und nicht selten von Krankheit gequält, in ein feindliches Gebiet. Dieß ist beynahe eine ewige Ursache des Kriegs zwischen verschiedenen Stämmen. Aber man fesse den umherstreifenden Wilden an eine Heimath, die er sein nennen kann, und wenn er auch nur halb sein Getreide erbaut, nur auf einem kleinen Fleckchen Erde, unter dem wohlthätigen Einflusse einer belebenden Sonne, im Schooße eines fruchtbaren Bodens, so wird sein kleines Feld ihm Brod geben, während seine hohen Wälder, mit ihrem Reichthum an Nüssen, die Schweine für ihn ernähren, die er in ansehnlicher Menge besizt, und die üppigen Weiden in den Ebenen seine Rinderheerden mästen und seine Milchkammern füllen. Ja, bringe man den wilden Krieger nur erst dahin, seine stolzen Begriffe von Ehre zu berichtigen und dem Ruhme zu entsagen, die Schädelhaut seiner Feinde abzuziehen; zeige man ihm lebende Beyspiele geselliger Tugend, sittlicher Würde, häuslicher Bequemlichkeit; gewinne man seinen Ehrgeiz — der nicht unterdrückt werden soll — für die Tugend, für nützliche Künste, erwecke man in ihm das Streben nach geistiger Veredlung, und der Menschenfreund wird mit Freude sehen, daß diese Wilden eben so würdige Gegenstände seines Wohlwollens sind, als irgend ein Mensch, dem er je seine Theilnahme widmete. Er wird seine Bemühungen durch schnelle und nützliche Veredlung belohnt, seinen Zeitaufwand durch ein ansehnliches Geschenk an guten Ländereyen ersezt sehen und für jede wohlthätige Handlung aufrichtige Dankbarkeit einernten." Hunter will, um die Wohlthaten des gesitteten Lebens unter den Indianern zu verbreiten, sich in der Nähe der Quapah-Indianer niederlassen. Sie haben einen tapfern und geistreichen Häuptling, dessen Muth seinen Kriegsruhm überlebt hat, und der sowohl unter nachbarlichen Indianerstämmen, als unter den Weißen Einfluß besizt. Sie haben die Gewohnheiten des gesitteten Lebens noch nicht angenommen, ihr Gebiet ist noch reich an Wild, das aber bey den Einfällen der Weißen bald verschwinden wird. Er will seine Nachbarn mit seiner wirthschaftlichen Einrichtung bekannt machen, seine bequeme Wohnung, seine reichen Wiesen, seine vollen Scheuern, seinen schönen Viehstand, kurz alle Lebensbequemlichkeiten ihnen zeigen, die er seinem Fleiße verdankt. Sie sollen auf seine unabhängige Lebensweise aufmerksam gemacht werden, sie sollen sehen, daß er nicht dem Wilde nachlaufen und seine Gesundheit bey feuchtem und kaltem Wetter in Gefahr setzen muß. Er glaubt dadurch ihren Stolz, ihr feines Ehrgefühl zu erwecken, und zum Wetteifer sie aufzuregen, da sie sich nicht gerne übertroffen sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Gefangene unter den Wilden. In drey Theilen. Dresden bey Hilscher, 1824, 8.

Dichtkunst.

Gedichte von Carl Egon Ebert. Prag bey A. C. Kronberger. 1824. 8. 209 S.

Das ist keine Kunst! so pflegt man zu sagen, wann uns Einer etwas vormacht, was All' und Jeder kann — All und Jeder kann heut zu Tage deutsche Gedichte machen; also ist die deutsche Dichtkunst keine Kunst mehr, pflegt man zu sagen, oder wenigstens dunkel zu denken, wann man in Taschenbüchern und Zeitblättern die Verse überschlägt, eine Sammlung von Gedichten aber gar nicht in die Hand nimmt. Bey so bewandter und wahrlich nicht ungerechter Stimmung der Lesewelt hat der Kritiker durchaus nicht mehr nöthig von dem poetischen Mittelgut zu sprechen — solches ist gerichtet; von positiv-Schlechtem vermag er aber nicht zu sprechen, dergleichen Ergötzliches kommt leider gar nicht mehr vor, denn wie jezt die lezte herumziehende Truppe nicht minder vortreffliche Darstellungen gibt als das erste Theater der Residenz, so sind auch die heutigen Gedichte sammt und sonders nicht allein so ziemlich regelrecht gemessen und gereimt, sondern auch voller Gemüth und Phantasie und gar nicht von einander zu unterscheiden. Zeigt er also eine Sammlung von Gedichten an, so muß er sie, im guten Sinne des Worts, für ausgezeichnet halten, und dieß ist hier der Fall. Unter dem Ausgezeichneten das Ausgezeichnetste ist das kleine Drama unter dem Titel: Alpenscene; und hieran wollen wir, als ächter Rezensent, sogleich den Tadel anknüpfen. — — .

Richtet drum nicht hart die Fehle.
Liebend übt die größte Strenge;
Denn ihr richtet eine Seele
Im Gewande der Gesänge.

Eigene Worte des Herrn Ebert an den Leser gerichtet. Der Dichter gesteht also selbst ein, daß hier nächst der Gesangsweise, welche das Gewand oder die Form ist, das Innere zu richten sey, welches sich für nichts anderes, als eine Seele ausgibt. Aber eben hierin besteht auch unser Tadel, daß dieses meistens der Fall ist, daß uns fast überall nur eine und dieselbe, des Dichters Seele nämlich, im Gewande dieser Gesänge entgegen tritt. Die Seele kann nur entweder selig oder unselig seyn und verliert sich selbst in eine dieser beyden Empfindungen. Die gewöhnliche Ansicht hält den Ausdruck dieser Stimmungen für das Kriterium der gesammten lyrischen Poesie. Das Gemüth verfertigt, nach dieser Meynung, jedes lyrische Gedicht und was das Gemüth nicht hervorbringt, ist deßhalb kein lyrisches Gedicht, wenn es sich auch dafür ausgibt. Geht man aber tiefer in das Wesen der Dichtkunst überhaupt ein, so dürfte sich finden, daß zu ihren Produktionen nicht ein einzelnes, sondern das Gesammtvermögen des Menschen: der Geist, erforderlich ist und daß also lyrische Gedichte nicht allein gemüthlich, oder gar nur selig, sondern auch geistig seyn müssen. Es mögen die Poetischen noch so sehr gegen den trockenen Verstand und die kalte Reflexion andisputiren, diese sind dennoch, selbst zu rein-lyrischen Gedichten, unentbehrlich. — Ein einzelnes für sich bestehendes lyrisches Gedicht — in so fern solches ohne andern Zusammenhang betrachtet werden kann — vermag zu der ersten gewöhnlichen Ansicht zu verleiten; bey einer Reihe lyrischer Gedichte eröffnet sich aber eine andere Betrachtung. Hier spricht der Dichter in verschiedenen Lagen seine verschiedenen Empfindungen aus, und da er also nicht in einem einzigen Gemüthszustande befangen ist, so werden selbst die einzelnen Gedichte die Spuren seiner Erhebung über sich selbst — welche man Bewußtseyn, Reflexion oder auch Ironie nennen kann — an sich tragen. Dieses aber ist gerade die tiefere Schönheit, der höhere Reiz aller Dichtung. Nun kann man zwar sagen, daß durch ein solches Bewußtseyn der Dichter aufhöre, ein Lyriker zu seyn; aber erstlich einmal, gewinnt sogar die wahre lyrische Begeisterung durch eine solche Erhebung, und zweytens gibt es, in jenem abstrakt-gemüthlichen Sinne der gewöhnlichen Meynung, wirklich keinen lyrischen Dichter. Die ausgezeichneten Künstler dieser Gattung sind keineswegs in ihren verschiedenen Stimmungen befangen, sondern besitzen sie und gebrauchen sie gleichsam als äußeren Stoff; und so wie ihnen die eigene Empfindung zur fremden wird; wird ihnen auch wohl die fremde zur eignen. Dieß Verhältniß drückt sich sogar durch die äußere Form aus, die alsdann zum Epischen oder gar Dramatischen hinüberspielt, wie z. B. in der hier beurtheilten Sammlung, des Greises Trauerlied, an das Epische, und Lebensansichten an das Dramatische gränzt. Goethe ist wohl unter den lyrischen Dichtern der am meisten plastische, aber selbst der am meisten lyrische unter ihnen: der Sänger der Laura, der nur in einer einzigen ungetheilten Empfindung zu leben und zu weben scheint, schwebt demnach über derselben, und erhebt sich in seinen lezten Gesängen durchaus über sie. — Dieser Geist nun, im Gegensatz der Seele, diese Erhebung, Besreyung, Ironie, oder wie man es sonst nennen will, vermissen wir zum Theil in diesen zwanglosen und gemüthlichen Gedichten. Zum Theil sagen wir, denn es sind deren Einzelne, welche Spuren dieser Erhebung tragen, und am hervorstechendsten finden sie sich in dem schon erwähnten Gedichte in dramatischer Form: Alpenscene, weßhalb wir es auch für das ausgezeichnetste erklärten. In den bereits erwähnten Lebensansichten ist eine heilige, das heißt, eine nicht zerstörende, sondern schaffende, Ironie niedergelegt; aber eben weil sie nur darin niedergelegt ist,

müssen wir die Alpenscene höher stellen, die eine Blüte dieses niedergelegten Dichtungs-Princips ist. Unter den Romanzen halten wir Rübezahls Braut für die beste; bey weitem weniger gut ist: Carl der Große und die Jungfrauen, die meisten andern zeigen eine Vorliebe oder eigentlich ein Vorurtheil für Leichen, Gespenster und deren abgenuzten Zubehör und Apparat. Der junge (?) Dichter sollte sich hüten, seiner Einbildungskraft diese Schwäche zu gestatten. Was diese Gedichte vor den alltäglich erscheinenden charakteristisch auszeichnet, ist ihre ungezwungene und einfache Natur. Sie sind nicht, wie jene, aus dem todten Vorsatz: „nun will ich einmal Verse machen!" sondern aus dem lebendigen Quell der Begeisterung entsprungen, zu welchem das wahre Talent von der immer gegenwärtigen Gelegenheit geführt wird. Was die Kunst der Verse betrifft, so fehlt das musikalische Element keineswegs; ja man wird meist immer auf musikalische Weise höchst angenehm berührt. Mikroskopisch anzuzeigen, wo dieses hie und da nicht der Fall ist, dazu fühlen wir uns nicht berufen, müssen aber im Allgemeinen noch sagen, daß Herr Ebert in diesen Gedichten noch kein Zeugniß gegeben hat, daß er in die geheimeren Tiefen der rhythmischen und reimenden Kunst eingedrungen sey. Und so glauben wir weder die singende Seele, noch ihr Tongewand allzu hart und lieblos gerichtet zu haben. — Wir wollten, aber wir dürfen nicht mit diesen Worten schließen, weil man glauben könnte, daß sie das Eingangsgedicht, an den Leser, bespötteln wollten. Da wir aber gegentheils dieses Gedicht, wenn auch nicht für eines der vollendeteren, doch, hinsichtlich seines Gedankens, für ein sehr schönes halten, so möge es hier eine Stelle finden:

Kaum daß junge Schmetterlinge
Wachsen fühlen ihre Flügel,
Ueben sie die bunte Schwinge,
Flatternd über Thal und Hügel;

Kaum daß junge Nachtigallen
Töne in der Kehle finden,
Laßen sie die Lieder schallen
Frey hinaus nach allen Winden;

Kaum daß junge Sängerherzen
Liederdrang und Schwungkraft spüren,
Drängt sie's auch, so Lust als Schmerzen
In die Welt hinauszuführen.

Und ihr werdet sie nicht schmälen
Ob des frohen Außenstrebens.
Vieles kann der Mensch verhehlen,
Aber nicht den Kern des Lebens.

Nicht was ihm die Brust erfüllet
Tages über, in den Nächten,
Nicht, worein er ganz sich hüllet,
D'rein er ganz sich möchte flechten.

Richtet drum nicht hart die Fehle,
Liebend übt die größte Strenge;
Denn Ihr richtet eine Seele
Im Gewande der Gesänge.

Gedanke, Bild und äußere Form einen sich hier harmonisch und überdieß weht durch das Ganze der Zauber der Poesie. Für vollendet können wir aber das kleine Gedicht nicht halten, weil die vierte und fünfte Strophe nicht so nothwendig sind, daß sie nicht gänzlich wegfallen könnten, oder wenn sie beybehalten werden sollen, einer Verbesserung bedürftig sind, indem ihr Ausdruck weder so correct und angemessen, noch so fließend ist, als der der andern Strophen. Das: Schmälen, Außenstreben, der Kern des Lebens, das: in den Nächten und drein sich flechten — würden wir gesuchte Ausdrücke nennen, wenn der Dichter nicht eben durch Suchen hätte bessere finden können; wir können sie also nur gewöhnliche und nachlässige nennen; und sie werden dieß um so mehr, im Vergleich der schönen Einfachheit, mit welcher dieses Gedicht beginnt und schließt. — Zu den in der Form vollendeteren Gedichten gehört das folgende, welches wir, um nicht mit Tadel zu enden, hier anführen:

Wasser.

Wasser trägt im Oceane
Tröstend fernhin den Betrübten,
Spült im Fluß, auf leichtem Kahne,
Den Geliebten zur Geliebten.

Wasser rauscht aus Felsenklüften
Als Gesang herab zum Thale,
Perlt als Thau aus Morgenlüften,
In der Blumen Duftpokale.

Wasser träuft, als milder Regen,
Nährend in die trockne Erde,
Wasser labt als Quell an Wegen
Wandrer, Hirten, Wild und Heerde.

Ohne daß es Wasser sänge,
Stürb' auf Erden alles Schöne,
Ach, und nur im Menschenauge
Ist das Wasser — eine Thräne.

Druck und Papier sind vorzüglich gut. Wir wünschen dem Buche recht viele freundliche Leser.

Nr. 80.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 5. October 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Fortsetzung.)

Man muß in Hunters Denkwürdigkeiten die anziehenden Bemerkungen über die Gemüthsart der Indianer lesen, um sich zu überzeugen, daß sein Plan auf eine genaue Kenntniß ihres Charakters gebaut ist. Er will aber keineswegs von ihren Gewohnheiten sich ganz entfremden; er will sich oft mit Jagen belustigen, zumal wenn seine Nachbarn ihn besuchen, da sie Geschicklichkeit im Gebrauche des Gewehrs für einen hohen Vorzug halten; er will oft an ihren Unterhaltungen Theil nehmen, die Pfeife mit ihnen rauchen, als Zeichen gastfreundlichen Wohlwollens. „Das Hauptbestreben, sagt er, muß darauf gerichtet seyn, den unsteten Wanderer in den Wäldern an Häuslichkeit zu gewöhnen. Die Natur hat ihm eine Seele gegeben, die Tyrannenketten verschmäht, aber man verwandle den kriegerischen Sinn, den dieser Hang zur Unabhängigkeit nährt, in friedliche Gesinnungen gegen die Mitmenschen. Die Natur hat in seiner Brust die Glut der Liebe zu dem sanftern Geschlechte entzündet, und man lasse durch häusliche Erziehung jenes Feuer in Güte und Aufmerksamkeit sich verwandeln, in eine Aufmerksamkeit, die seine belastete Hausfrau zu seines Gleichen, zur Genossin seiner Beschwerden, zur Theilnehmerin seiner Freuden erhebt. Die Natur hat das Feuer älterlicher Sorglichkeit in seinem Herzen angefacht, und man bringe ihn dahin, daß er seine Kinder zum Fleiße, zum Gehorsam gegen ihre Mutter, und zu allen unschuldigen Spielen und Vergnügungen anleite. Der Erfolg ist leicht vorauszusehen. Die rohe Indianer-Hütte würde sich bald in einen festen Wohnsitz verwandeln, der reiche Ertrag des Feldes die Jagdbeute ersetzen, und der unstete Wanderer bald eine Zierde des gesitteten Lebens werden. Ich habe keinen Gehülfen bey der Ausführung meines Vorsatzes, wiewohl viele Freunde in meinem Vaterlande; ich habe eine schwere Aufgabe, und nicht viel mehr als meine eigene Kraft, sie zu lösen." Hunter glaubt, daß die gegenwärtigen Umstände sein Unternehmen begünstigen. Noch vor wenigen Jahren glaubten die tapfern Indianer, daß alle vereinigten Mächte der Erde sie nicht besiegen könnten. Der muthvolle Tecumseh, von welchem der Verfasser viel Anziehendes in seinem Buche mittheilt, war selber dieses Glaubens. Sein Fall hat in Vielen den feurigen Eifer früherer Zeit gedämpft und die Hoffnung vernichtet, und die Verständigen und Erfahrnen sehen nun ein, daß sie feste Ansiedlungen gründen müssen, wenn sie nicht bald im Meere der Vergessenheit untergehen wollen. Nichts ist dem tapfern Indianer-Krieger so schmerzlich, als der Gedanke, daß sein Stamm und sein Volk vom Angesichte der Erde sollen vertilgt werden, und die Liebe zu seinem Stamm, zu seinen alten Angehörigen, zu Weib und Kindern hat ihn oft bewogen, Tage lang ohne Nahrung durch pfadlose Wüsten zu ziehen, sein Leben in der Schlacht zu wagen, und ihn zu dem Entschluße gebracht, sie bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, oder im Kampfe zu erliegen. Auch dieses mächtige Gefühl müsse gewonnen werden, sagt unser Verf. Duldet der Indianer so viel für sein Volk, warum sollte er sich nicht bewegen lassen, noch mehr für dasselbe dadurch zu thun, daß er das Streitbeil bey den Wurzeln des Friedensbaumes eingrabt, und die Hand an den Pflug legt. „Ich kenne nichts, setzt H. hinzu, was das Gefühl eines Indianers kräftiger ansprechen könnte. Er ist liebreich, er ist brüderlich, er liebt sein Vaterland, und ein solches Volk wird schwerlich das einzige Mittel versäumen, den Streich abzuwehren, der ihm Vernichtung droht, ein Mittel, das den Bedürfnissen und Leiden des Lebens abhilft und dabey Frieden und Sicherheit gewährt." Hunter will seine Ansiedlung an den anmuthigen und fruchtbaren Ufern des weißen Flusses oder St. Francis-cus-Flusses anlegen. Hier liegt sie an der Straße nach einem der ersten Märkte, und die Schnelligkeit der Dampfboot-Fahrt macht die Entfernung von achthundert englischen Meilen bis Neu-Orleans unbedeutend. Aus allen Richtungen fließen dem mächtigen Strome Flüsse zu, die einen fruchtbaren Flächenraum von mehreren tausend Meilen bewässern. So ist ein vielfacher Verkehr

der Ansiedlung mit der gesitteten Welt zu allen Zeiten offen. Ueber zweyhundert Dampfschiffe befahren jetzt „die Mutter der Gewässer" und die ihr zueilenden Ströme.

Seit dem siebzehnten Jahrhunderte hatte kein Engländer Mexico untersucht, und einen Reisebericht herausgegeben, als W. Bullock die günstigen Umstände, welche die Revolution einem solchen Unternehmen darbot, benutzte. Während eines sechsmonatlichen Aufenthalts besuchte er unter dem Schutze und der Begünstigung der neuen Regierung, die merkwürdigsten Orte, deren einige den Europäern kaum bekannt waren, untersuchte die Bergwerke, die seit den Veränderungen in Montezuma's altem Reiche die Aufmerksamkeit englischer Kapitalisten auf sich gezogen haben, forschte nach Alterthümern, zog Nachrichten über den Handel und die Manufakturen des Volkes ein, und erforschte die Naturgeschichte des Landes. Sein Reisebericht: Six Months residence and Travels in Mexico, containing remarks on the present State of New Spain, its natures productions, state of society, manufactures, trade, agriculture, antiquities etc. (London 1824 1. Bd. 8.) erzählt anziehend die Ergebnisse seiner Unternehmung, und ist ein willkommener Nachtrag zu den Nachrichten, die A. v. Humboldt, gleichfalls unter Begünstigungen, die vor ihm keiner genossen hatte, vor zwanzig Jahren zu seinem klassischen Werke sammelte. Was diesem die Eifersucht der Regierung noch verborgen haben mag, öffnete sich nach dem Umsturze der alten Herrschaft den Blicken des neuen Reisenden, der diese günstigen Umstände besonders auch dazu benutzte, eine reiche Sammlung von mexikanischen Merkwürdigkeiten zu erwerben, die er nach seiner Rückkehr in London ausstellte. Sein Buch liefert schätzbare Beyträge zur Kenntniß der Alterthümer des Landes und des gegenwärtigen Zustandes seiner Bewohner, und hat gute Karten und viele merkwürdige Abbildungen von Volkstrachten und Alterthümern. Dazu gehört auch eine Nachbildung des noch unbekannten Plans des alten Mexiko, der auf Montezuma's Befehl für Cortez gemacht wurde, und jetzt in Bullock's Besitze ist. Die von ihm gesammelten Thiere wird Swainson beschreiben. Wir wollen Einiges ausheben. Unweit der Stadt Tezcuco sah B. das Bad Montezuma's, das auf einem kegelförmigen Hügel, Namens Tescosingo liegt. Der Weg ging durch verwachsenes Gebüsch und über lose Steine hinan. Man kam bald zu den Trümmern eines ansehnlichen Gebäudes, in dessen Steinen man noch hier und da den Gipsmörtel sah. Gänge und Terrassen waren mit herabgefallenem Schutt bedeckt, und von Royal-Bäumen dicht beschattet. An einigen Stellen waren die Terrassen mit Mauerwerk über Klüfte geführt, an andern durch den Felsen gehauen. Das Bad gleichfalls aus dem Felsen gehauen und aus demselben hervorragend, ist ein schönes, 12 Fuß langes und 8 Fuß breites Becken, in dessen Mittelpunkte sich ein, 5 Fuß tiefer, Born befindet, der mit einem Geländer, und einem Thron oder Sitz, wie man ihn auf alten Gemälden der mexikanischen Könige sieht, umgeben ist. In das Becken führen einige Stufen hinab. Das Ganze ist mit mathematischer Genauigkeit aus dem Porphyr gehauen und ungemein schön geglättet. In dem Felsen sieht man ein großes Behältniß, das den Palast mit Wasser versorgte. Bey näherer Untersuchung fanden die Reisenden, daß der ganze Berg mit Palästen, Tempeln, Bädern, hängenden Gärten bedeckt gewesen war. Bullock glaubt, daß diese Alterthümer über die Zeit der Entdeckung Amerika's hinausgehen, und von einem Volke erbaut wurden, dessen Geschichte schon vor der Erbauung der Stadt Meriko verloren war. Sein Begleiter, ein Eingeborner aus Tezcuco, versicherte ihm, daß man selbst auf dem Gipfel des Berges Ueberreste von Bauwerken finde, und der Berg künstliche Höhlen habe, deren eine unweit des Gipfels, in welche Stufen hinabführen, er selber gesehen hatte. In Tezcuco sah B. Trümmer von Wasserleitungen und außerordentlich starken Bauwerken, auch viele noch ziemlich wohl erhaltene Gebäude von mexikanischer Bauart und den Palast, wo Cortez mit seinem ganzen Heere beherbergt und bewirthet wurde. — Er besuchte die berühmten Pyramiden der Sonne und des Mondes, oder St. Juan de Teotihuacan, unweit Otumba. Ueber diese Denkmäler wußte ihm Niemand, selbst der Geistliche nicht, etwas zu sagen, obgleich sie im Angesichte der Stadt sich stolz erheben. Als er sich den ungeheuern Bauwerken näherte, wurde die Gestalt der größten Pyramide immer deutlicher, und selbst die Terrassen ließen sich zählen. Die kleinere ist am meisten verfallen. Auf dem Gipfel derselben sieht man die Ueberreste eines 47 Fuß langen, 14 Fuß breiten Gebäudes, dessen Mauern meist von großen unbehauenen Blöcken sind. Der Eingang ist auf der Mittagseite, und hat drey Fenster auf jeder Seite. Die Reisenden hatten hier die große Pyramide vor sich, viele kleinere zu ihren Füßen, und überblickten den Schauplatz alter Wunderwerke, wo der größte Theil des Thales, in welchem Mexico mit seinem See liegt, eine weite Ebene, und die das Thal gegen Abend einschließenden Berge, in einem großen Landschaftbilde sich ausbreiteten. Hier besiegte Cortez das zahllose Indianerheer, und der Verfasser glaubt, daß die Höhe, von welcher der unerschrockene Held die mit Heerhaufen bedeckte Umgegend übersah, eben diese Pyramide gewesen sey, da es keine andere Anhöhe in der Gegend gebe, und er meynt, daß diese Bauwerke schon damals verfallen gewesen seyn müssen. Wären sie Gegenstände der Verehrung oder feste Punkte gewesen, so würde man sie ohne Zweifel vertheidigt haben. Die Terrassen der großen Pyramide sind gut erhalten, besonders

die zweyte, die gegen 38 Fuß breit ist, und mit einem gegen 10 Zoll dicken, aus Kalk und kleinen Kieseln bestehenden rothen Mörtel bedeckt ist. Höher hinauf haben die aufgeschossenen Nopal-Bäume die regelmäßige Gestalt der Stufen hier und da zerstört, doch ist die Gestalt des Werks im Ganzen so wohl erhalten, als die große Pyramide in Egypten. Ueberall fanden die Reisenden Bruchstücke von Werkzeugen, die Messern, Pfeilen und Lanzenspitzen glichen, von Obsidian. Der Gipfel der Pyramide ist eine ansehnliche Fläche, wo wahrscheinlich ein Tempel oder sonst ein Gebäude, und wie die Sage will, ein mit Gold bedecktes Standbild sich erhob. Bullock fand hier Bruchstücke von kleinen Bildsäulen aus Töpfergeschirr, und was ihn noch mehr überraschte, Austerschalen, die ersten, die er in Mexiko gefunden hatte. Beym Herabsteigen fand er Stücke von verzierter Töpferwaare, das eine mit erhobener Arbeit, ziemlich den sinesischen Geschirren gleich, das andere mit einem seltsamen Menschengesichte. An der Nordostseite der Pyramide, ungefähr in der Hälfte ihrer Höhe, hat man in einer entfernten Zeit eine Oeffnung zu machen gesucht. Die große Pyramide ist, nach den unsern Reisenden mitgetheilten Messungen, am Fuße 645 Fuß lang, und hat eine senkrechte Höhe von 170 Fuß, doch hält er diese lezte Angabe für zu gering. Ueber die Zeit der Erbauung der Pyramiden kann man sich blos in Muthmaßungen verlieren; die Umwohner haben eben so wenig Ueberlieferungen von diesen Werken, als sie überhaupt darauf achten. Eine alte Indianerinn, die Bullock unweit der Pyramiden fand, antwortete ihm auf die Frage, ob sie den Erbauer angeben könnte: „O ja, Herr, der heilige Franciscus.“ So hat sich das Andenken an eine gewaltige Vorzeit in einer Mönchskutte verloren! — Unter den Städten des Landes war Jalapa — woher die bekannte Arzney den Namen hat — bis ins 18te Jahrhundert hinab, eine der beliebtesten, als der größte Markt für europäische Waaren. Alle in dem ungesunden Vera-Cruz gelandeten Waaren wurden auf Mauleseln nach Jalapa gebracht, wo jährlich ein großer Jahrmarkt gehalten wurde, den die Priester — freylich Geschenke von den Kaufleuten erwartend — festlich einweihten. Der Ort ist, troz seines Verfalls, noch immer sehr hübsch, und das Klima herrlich. Unter den Kirchen ist die Domkirche ein sehr prächtig geschmücktes Gebäude mit einem silbernen Hochaltar. Beym sonntägigen Gottesdienste waren alle Frauen über der gemeinen Klasse schwarz gekleidet, mit einem schönen Spitzenschleyer auf dem Kopfe, der aber das Gesicht nicht verhüllte, da man hier von der Sitte des Mutterlandes schon mehr aufgegeben hat, als selbst in Antwerpen und den Niederlanden, die doch seit Jahrhunderten von Spaniens Herrschaft frey sind. Jalapa ist wegen seiner vortrefflichen Waschanstalt berühmt, wohin viele Bewohner der Stadt Vera Cruz ihre Wäsche senden. Eine klare Quelle versorgt das öffentliche Waschhaus, die Techacupa, wo 144 Wäscherinnen zu gleicher Zeit arbeiten können, deren jede aus einer Röhre ununterbrochen Wasser für das steinerne Gefäß erhält, in welchem die Wäsche eingeweicht wird. Sie gebrauchen nur kaltes Wasser und Seife. — Die Bewohner fand Bullock mit der Lage von Europa sehr unbekannt. Man glaubt, das ganze europäische Festland sey Spaniens Herrschaft unterworfen, und England, Frankreich, Italien, Holland, Deutschland nicht viel mehr als Provinzen, worüber der König von Spanien Statthalter setze, um die Manufacturen zum Vortheile seines Reiches verwalten zu lassen. Viele glauben, Spaniens Reichthümer geben den andern, und wie sie sagen, ärmeren Theilen Europa's ihren Lebensunterhalt. Von den europäischen Kriegen wußte man eben so wenig, doch hatte man etwas von den Flibustiern gehört, und kannte auch Drake und Walter Raleigh als Seeräuber. Bey solcher lächerlichen Unwissenheit mußten einige Erzeugnisse der englischen Erfindsamkeit, die Bullock bey sich hatte, z. B. seine Flinte in einem Spazierstock, seine Camera lucida, das größte Erstaunen erwecken. Man riß sich um ein Heft von Ackermann's Modenjournal, das er bey sich hatte, und betrachtete mit Verwunderung die Abbildung einiger öffentlichen Gebäude in London. Das Erstaunen stieg, als man hörte, wozu dieselben dienten. „Und doch sind alle diese Leute nicht Christen, sprach man erstaunt zu einander. Wie Schade, daß sie nicht Christen sind!“ Aber die Zeit kann nicht fern seyn, wo auch hier die Unwissenheit, worin die spanische Politik das Volk gehalten hat, vor der Fackel der Freyheit verschwinden wird. — Unweit Perote sah B. große Pflanzungen der amerikanischen Aloe (Agave americana), die den Lieblingstrank der Mexikaner, das Pulque liefert. Sie erreicht eine Größe, die jeden überrascht, der sie nur in europäischen Gewächshäusern sah. B. maß ein Blatt, das 10 Fuß lang, 15 Zoll breit und 8 Zoll dick war. Viele blühten eben, trugen 20 Fuß hohe Blumenstiele, und breiteten, wie kostbare Kandelaber, ihre mit gelben Blüten bedeckten Arme aus. Die Eingebornen nennen diese Pflanzen Magney. Sie werden 5 bis 6 Fuß von einander gepflanzt, und kommen in günstiger Lage binnen 10 Jahren zum Blühen, wo dann der kostbare Saft gesammelt wird. Sobald der lange Blumenstengel sich erhebt, schneidet man die Blätter um dessen Mitte ab, höhlt ihn napfförmig aus, und bricht auch die meisten übrigen Blätter ab, so daß der zu ihrer Nahrung bestimmte Saft zu dem großen Blumenstengel steigt, und in der Aushöhlung sich sammelt, wohin er so schnell strömt, daß man ihn zwey Monate lang täglich mehrmal ausschöpfen muß. Der gesammelte Saft wird in Krüge

oder Schläuche gefüllt, und nach einer leichten Gährung, die in wenigen Tagen erfolgt, ist er trinkbar. Fremde trinken ihn lieber frisch, die Eingebornen aber selten eher, bis er einen unangenehmen Geruch hat. Man macht auch Branntwein daraus. Die Blätter dienen zu Dächern, Zäunen, und ihre Fasern geben Stricke, Gewebe, Papier. Die Wurzel wird mit Zucker eingemacht. — Die prächtige Stadt **Puebla** mit 90,000 Einwohnern, die 1533 von den Spaniern erbaut wurde, übersah Bullock vom hohen Thurm der Domkirche. Ein herrliches Panorama! Vulkane und andere Berge erheben sich in der Nähe. Man sieht die drey Stunden entfernte Pyramide von Cholula, deren Fuß größer als bey der großen Pyramide ist, aber dieses gewaltige Menschenwerk schwindet zur Unbedeutsamkeit gegen die ringsum sich erhebenden Natur-Pyramiden, deren Gipfel ewiger Schnee deckt. In der Pracht und dem Reichthume seiner Kirchen, in dem Glanze der kirchlichen Gebräuche, ist Puebla vielleicht die erste Stadt in der christlichen Welt. Man sieht sich hier in eine Zeit versetzt, wovon man in Europa nur schwache Spuren findet. Heiligenbilder, Gitterwerk und Leuchter von gediegenem Gold und Silber schmücken die Kirchen, und vor allen ist die Domkirche, obgleich von einfacher Bauart im Aeußern, im Innern mit verschwenderischem Reichthum überladen. Der Hochaltar, der erst in neueren Zeiten von einem italienischen Künstler vollendet wurde, ist von so unverhältnißmäßigem Umfange, daß er einen ansehnlichen Theil der Kirche einnimmt, und bis in die Kuppel hinaufreicht, und besteht aus dem schönsten Marmor Neu-Spaniens. Die zahlreichen hohen Säulen, mit glänzenden goldenen Knäufen, der eigentliche Altar von reinem Silber mit Standbildern überladen, Alles macht einen unbeschreiblichen Eindruck, wiewohl das Ganze mit dem Gebäude nicht im Verhältniß steht, und gegen die Umgebungen zu neu ist. Unter den, mit kostbaren Rahmen geschmückten Gemälden scheinen vorzügliche Kunstwerke zu seyn, aber von Gitterwerken eingeschlossen, gestatten sie keine Annäherung und hangen meist im Dunkeln. Besonders glänzend war die Kirche beym Gottesdienst am Charfreytag; mehrere Tausend Wachskerzen auf prächtigen goldenen und silbernen Leuchtern erhellten die Pracht des Innern; ein Heer von Priestern in den kostbarsten Gewändern, wehende Fahnen; eine feyerliche, trefflich ausgeführte Musik. Merkwürdig ist eine Zuflucht für Andächtige, wo Personen beyderley Geschlechts, die sich aus dem Lärm der Welt zurückziehen wollen, um sich ungestört durch Gebete zum Abendmahl vorzubereiten, acht Tage lang frey gehalten werden. Die Anstalt ist reich begabt, ein großes, palastähnliches Gebäude, das zwey Höfe hat, deren einer aus einem schönen Garten besteht, wohin die Fenster der Bußkammern gehen. Jeder Büßer hat ein bequemes Gemach mit einem schön gearbeiteten Kruzifix und andern frommen Sinnbildern, einer hölzernen Bettstelle, Stuhl und Tisch. Bullock zählte 71 mit Nummern bezeichnete Gemächer, wo die Büßer ihre Zeit meist zubringen, ausgenommen die wenigen Augenblicke bey der sparsamen Mahlzeit, und die öffentlichen Andachtstunden in der Kapelle. Die langen Gänge, wo sie sich Bewegung machen können, sind auf das prächtigste mit goldenen und silbernen Kruzifixen und andern Verzierungen ausgestattet, und mit vortrefflichen Gemälden aus der alten Schule geziert, die Gegenstände aus der heiligen Schrift und dem Leben der Heiligen darstellen, und dazwischen liest man Bibelstellen in spanischer Sprache. Die Zimmer sind gewöhnlich zwölfmal im Jahre, abwechselnd von Männern und Frauen, bewohnt. Der Priester hat seine Wohnung in einem abgesonderten Hofe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dramatische Literatur.

Der Hypochondrist, ein Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Willibald. Allen Hypochondristen in Deutschland gewidmet. Ulm in Commission der Stettin'schen Buchhandlung. 1824. VIII und 119 S. 8.

Wenn dieses Lustspiel komisch wäre, so müßte Rec. fürchten, an der Hypochondrie zu leiden; denn er hat bey Lesung desselben nicht ein einziges Mal lachen können. Vier Akte hindurch ist der Held, ein Heraldiker, hypochondrisch, und im fünften Akte heilt ihn ein Bekannter aus dem Karlsbad, indem er sich für den englischen Wappenherold ausgibt, welcher gekommen sey, die Wappensammlung desselben zu besehen; und indem er durch die Versicherung, daß der Wappenrock die Hypochondrie vertreibe, ihn bewegt, denselben anzuziehen und darinne zu tanzen. In der Vorrede sagt der Verf.: „Manchem wird mein Lustspiel zu breit angelegt vorkommen; ich werde aber in der Hauptsache nie etwas daran ändern, und ersuche besonders Theaterdirektionen, bey einer etwaigen Aufführung, nichts zu streichen, indem das Lustspiel gewiß Niemand, am wenigsten Hypochondristen, für die es eigentlich geschrieben ist, zu lang vorkommen wird." Das beruhigt den Rec. wiederum wegen der oben ausgedrückten Besorgniß; denn ihm ist es viel, viel zu lang vorgekommen, und er kann daher nicht glauben, daß er den gehörigen Beruf dazu habe, es ausführlich zu recensieren. Es verlangt einen **hypochondrischen** Recensenten.

Der Vf. schreibt übrigens: „Mir ist recht Angst **darauf**" (st. davor); „Sie blassen ab" (werden blaß) und dergl. mehr.

Nr. 81.

Literatur-Blatt.

Freitag den 8. October 1824.

Die Zeitungen.

Die Wichtigkeit des Zeitungswesens hätte wohl eine besondere Abhandlung in diesen Blättern verdient; aber sie ist, anderer Gründe nicht zu erwähnen, deßwegen nicht erschienen, weil von der Allgemeinen Zeitung dabey hätte die Rede seyn müssen, welche als eine Rede pro domo gedeutet seyn möchte. Unseren Lesern wird indeß angenehm seyn, die Aeußerungen der Göttingischen gelehrten Anzeigen über das Zeitungswesen zu vernehmen, und so wird Folgendes aus dem 117ten und 118ten Stück von 1824 entlehnt:

Unsere Leser werden nicht verlangen, daß wir die hier *) genannten, hundertfältigen, in fünfzehn Sprachen geschriebenen Zeitungen characterisiren, oder aus dem Zeitungs-Preiscourant der Preuß. Posten, denen die allgemeine Wohlfeilheit noch kein Leides zu thun scheint, einen catalogue raisonné machen. In England könnte man sich wohl unbedenklich, und mit nachbarlicher Hülfe recht gründlich damit befassen, aber dort kennt Jedermann die einheimischen Zeitungen ohnedieß hinreichend, und ist auf die fremden nicht sonderlich neugierig. Ohne Zweifel sind die Zeitungen der gelesenste und schnell wirkendste Theil des jetzigen Schriftwesens, und die geübtesten, hin und wieder auch die mächtigsten Hände helfen daran. Das Eigenthum eines englischen oder französischen Hauptblattes gibt einen Ertrag gleich dem größten Landgute, und es fallen dabey noch außerordentliche Einnahmen von mehreren tausend Thalern vor. Diese gewann selbst ein bloßes Sonntagsblatt, the observer, welches die Gerichtsverhandlung über Thurtell's Ermordung zuerst hatte, und 137,000 Abdrücke davon verkaufte; dagegen ist es unrichtig, daß die Ministerialblätter im Solde der Minister ständen, wie man es nennt. Das könnte gar nicht ohne Wissen des Parlaments geschehen, und würde allgemeines Aergerniß geben, da Niemand weder mit seinen Steuern bezahlen noch lesen will, was den Ministern beliebte, schreiben und lesen zu lassen. Die Zeitungen gehen dort, wie alle Waaren den Käufern, den Lesern nach, und richten sich nach ihrem Sinn und ihrer Liebhaberey. So hält es der Courier mit den Herren vom Hofe, und ist immer der herrschenden Meynung des Adels, weicht aber nicht selten von den Ansichten der Ministee ab. John Bull spricht dem schlichten Bürgersmann so recht nach dem Herzen, und donnert wider die Radicalen, wie ein strenger Hausherr über schlechtes Gesinde und Störung seiner (königmäßigen) Hausordnung. Auch er macht mitunter den Ministern nichts weniger als Complimente. Aber selbst in Frankreich ist es noch nicht gelungen, die Zeitungen zu wirklichen Ministerialblättern zu machen, obgleich man sie durch große Bürgschaftsleistungen monopolisirt, und in die Hände der Reichen gebracht hat, obgleich kein neues Blatt ohne Genehmigung der Regierung erscheinen darf, obgleich die Gerichte jeden ungezügelten Ausdruck streng und schnell ahnden, und obgleich das Eigenthum mißfälliger Blätter angekauft wird, wie von der Quotidienne, der Gazette de France und der Oriflamme geschehen seyn soll. Doch dagegen ist der Aristarch wieder aufgelebt, und das Eigenthum von Labourdonnaie, Sanlot, Baguenault und Desmares geworden; Maissiere und Sarran, der auch wider die Zinsherabsetzung der Staatsschuld schrieb, werden als seine Redactoren genannt. Auch hat, aller Ungelegenheiten ungeachtet, das Oppositionsblatt, der Constitutionel, fortdauernd am meisten Absatz. *) Uebrigens erscheint zu Paris nun auch eine englische Zei-

*) Berlin bey Rücker: Nachweisung der vorzüglichsten, in deutscher, französischer, englischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, holländischer, schwedischer, dänischer, russischer, polnischer, böhmischer, ungarischer, griechischer und lateinischer Sprache erscheinenden politischen und nicht politischen Tages- und Wochenblätter und periodischen Zeitschriften, nebst Bemerkung des Preises, für welchen solche durch die K. Preuß. Postämter zu beziehen sind. 1824. Fol. 31 S.

*) Die obigen Andeutungen führen auf einen Kreuzweg, dessen Ausgang sie zwar unbestimmt lassen, ihn doch aber gleich im Anfange etwas bezeichnen. Es ist die nun wieder eingerichtete Censur, welche durch die heftigen Angriffe des Journals des Debats gegen den Premierminister hervorgerufen zu seyn scheint. Dadurch sind

tung, und in Südamerika*) stellt sich die englische Sprache der spanischen zur Seite, die französische Zeitung zu Smyrna, le spectateur oriental, ist geschlossen**), während Missolunghi, Athen und Hydra nun fünf griechische Blätter haben, hier ist nur erst der hellenische Telegraph zu Wien aufgeführt. Unter den russischen Zeitungen fehlt die Senatszeitung, auch deutsch, welche die Anstellungen und Verordnungen enthält, die academische Zeitung redigirt der Astronom Schubart; und die Moskauische die Universität daselbst, wo gleichfalls eine noch nicht angemerkte Zeitschrift, Mnemosyne, erscheint. Unter den Preußischen Zeitschriften ist die lateinische des jetzigen Rectors Friedemann zu Braunschweig, sonst zu Wittenberg: Miscellanea angegeben; den englischen sind beyzufügen, das gelehrte Cambridger Review, das radicale Westminster Review, und das grundfarblose Universal-Review, das deutsche Schriften der eigenen, doch ziemlich beschränkten Beurtheilung unterwirft, statt daß man sie bisher gewöhnlich nach Inhalt unserer critischen Zeitschriften anzeigte.

Von dem deutschen Zeitungswesen ist noch nicht die Rede gewesen und wir haben doch eins, und es darf sich mit dem französischen und selbst englischen vergleichen lassen. Wenn es auch nicht so fein und geglättet wie jenes und nicht so vertraulich und dienstfertig wie dieses ist, so nähert es sich doch, nach dem deutschen Sinn, der Idee der Universalität mehr als beyde. Welche fremde Zeitung war so frey von historischen und geographischen Schnitzern, so unbefangen, so viel berichtend und so wenig räsonnirend, als die Hamburgische Zeitung, und welche von allen war verbreiteter als sie vor der französischen Besitznahme von Hamburg. Aber ihr fehlte der Tact in der Aufnahme der Diskussionen, die Würdigung der Quellen, die Correspondenz war zu mangelhaft, und im Süden völlig beschränkt. Während sie von den Franzosen zerstört ward, erhob sich, wunderbar genug, die Allgemeine Zeitung durch den einsichtsvollen und thätigen Cotta. Sie läßt sich am leichtesten dadurch charakterisiren, daß sie zu Paris einen ultra-, einen ministeriellen- und einen liberalen Correspondenten hat, also allen Partheyen offen steht. Sie ist reicher als die englischen Zeitungen in auswärtigen Sachen, war es namentlich über das spanische Ereigniß, und sie bleibt von den Aeußerungen der englischen nichts Wesentliches, als Persönlichkeiten schuldig, welche sich entbehren lassen und den Gebildeten nicht ansprechen. Nur darin ist sie unvortheilhaft mit den englischen im umgekehrten Verhältniß, daß sie besser mit den ausländischen als mit den inländischen häuslichen Sachen bekannt macht.

Da das Zeitungswesen ein allgemeines und wesentliches Bedürfniß ist, welches das bestbediente Amt der auswärtigen Angelegenheiten mit dem geringsten Landkrämer theilt, so muß es nothwendig den Grad der Vollkommenheit haben, welchen die Literatur selbst hat. Man kann der einen Zeitung die, der andern jene Farbe geben, um auf die öffentliche Meynung so oder anders zu wirken; aber um die vollkommenste Wirkung zu haben, muß man die gewählte Farbe am vollkommensten geben. Nun kann die Zeitung des einen Landes die Nachrichten aus den Zeitungen anderer Länder nicht aufnehmen, ohne zugleich die Färbung aufzunehmen; so spiegelt sich der Geist der einen in der andern, und fehlt der eigene, so fehlt doch der fremde Geist nicht; oder die Zeitung fehlt, und ist nur ein so und sonderbar genanntes Intelligenzblatt, oder es müßte wenigstens möglich seyn, den Vortrag eines englischen Parlamentsredners in einen deutschen Reichskanzleyvortrag zu verwandeln, um dadurch rechte Nachricht von seiner Rede und ihrem Eindruck zu erhalten. In England werden allerdings die Sachen am freyesten behandelt, und da sich die englischen Nachrichten ohne ihren Geist in andern Zeitungen nicht geben lassen, so hat auf den jetzigen Zeitungsgeist entscheidenden Einfluß, daß die dortige Opposition die Streitfragen über Staatstheorien jezt beruhen läßt, und sich darauf beschränkt, die Vorschläge der Minister gründlich zu prüfen, und möglichst zu verbessern. Dieser gute Frieden unter den dortigen Meynungsmächten, die Radicalen trieben nur Gaunerunfug, hat auch unter den Zeitungen die Ruhe, das höfliche Benehmen, den Ton unbefangener Unterhaltung und Mittheilung hergestellt, worin hoffentlich das Pariser Getümmel über verfehlte Spekulationen auf Ministerstellen und Staatsrenten so wenig stören wird, als das Nachrauchen eines ausgebrannten Kraters seine Anwohner beunruhigt.

---

indessen der Zanksucht nur die Zeitungen und nicht auch die Flugschriften verschlossen, und die Zanksucht selbst, die eigentlich die Censur und mehr die Disciplin verdiente, läßt sich leider nicht in Censur nehmen. Es ist sehr zu bedauern, daß sie bey unsern Nachbarn, die doch so liebenswürdig seyn wollen, vorherrscht, und ihnen nicht blos selbst, sondern zugleich vielen guten und friedsamen Leuten großen Schaden thut. Man bemerkte sie, beyläufig gesagt, schon bey den westphälischen Friedensverhandlungen, und nannte den Herrn Servien l'ange exterminateur de la paix. Und wahrlich, die Presse bedarf auch ihres Friedens, und eines guten, dauerhaften Friedens.

*) Dort erscheint jezt eine neue Zeitung nach der andern, namentlich zu Mexico, Guadalaxara, S. Fe de Bogota, Caraccas, Buenos-Ayres, Rio-de-Janeiro, Fernambuco.

**) Durch den Smyrnäen ersezt, welcher das Ereigniß auf Ipsara nicht ohne die Kunst erzählt, die Wahrheit unter den Türken, oder gleich viel unter welchen andern Barbaren, die sie nicht leiden mögen, zu sagen, ohne zu beleidigen.

Periodische Literatur.

Paläophron und Neoterpe. Eine Schrift in zwanglosen Heften ästhetisch kritischen Inhalts, bezüglich auf Kunst und Sitte, Religion und Wissenschaft. Herausgegeben von K. E. Schubarth. Zweytes Stück. Erstes Heft. Berlin bey Dunker und Humblot. 1824. VI und 194 S. 8.

Wir freuen uns, die Fortsetzung dieser Zeitschrift, deren erstes Stück Num. 1 dieses Lit. Bl. Jahrg. 1824. beurtheilt worden, so bald folgen zu sehen. Im Allgemeinen gehen die Herren Verfasser (denn Hr. Schubarth will, der Vorerinnerung zufolge, nicht für den Verf. aller in dieser Schrift enthaltenen Aufsätze gelten) den Weg mit Besonnenheit weiter, auf welchem wir sie im ersten Stücke begleiteten; wenn aber dort manches sich fand, an dem der unbefangene Leser mehr oder weniger zweifelnd und mißbilligend anstieß, so ist die Summe dessen hier bey weitem weniger. Die Verf. halten sich ruhig forschend auf dem Pfade der vermittelnden Kritik; sie erläutern ihre Ansichten in einer viel weniger gezierten Sprache, als dieß häufig im ersten Stücke der Fall war. Es ist besonders das feste, sichere Durchführen eines Gedankens, dieses natürliche Anreihen von Glied an Glied, was mehrere Aufsätze in diesem Hefte recht vortheilhaft auszeichnet, z. B. sogleich den ersten: Ueber die antike und moderne Tragödie. Sowohl die Hauptidee in Bezug auf die Unterschiede der antiken und modernen Tragödie, wie manche andere, hierher einschlagende Ansicht ist geistreich gedacht und scharfsinnig durchgeführt. Einige Bemerkungen über diesen Aufsatz mögen hier eine Stelle finden. Der H. Verf. gibt jeder Nation eine Geisteskraft, die sich als Hauptanlage, als ein, alle andern Vermögen des Geistes überwiegendes, Hauptvermögen zeigt. Bey den Italienern soll dieß die Poesie, bey den Deutschen die Wissenschaft, bey den Griechen die Kunst gewesen seyn. So scharfblickend der Verf. durch diesen recht gut geschützten Vorpostenstand auf seinen eigentlichen Zweck hinarbeitet, so scheint uns doch eine solche Ansicht von dem Charakter des alten Griechenthums viel zu einseitig. Es war eben die harmonische Ausbildung aller geistigen Kräfte, was die Griechen so weit über jedes Volk der Erde erhob. Niemand wird ihnen das hohe Kunstvermögen, welches ihnen inne wohnte, bestreiten; aber in der Zeit, wo es in seiner schönsten Blüthe sich zu Athen entfaltete, hatte auch das wissenschaftliche Streben seinen höchsten Flug begonnen, die Poesie unsterbliche Werke geschaffen u. s. w. — Wenn wie S. 7 lesen, der Grieche kenne keine Trennung von Realem und Idealem, so stimmen wie wohl ein; es war aber diese Ansicht nur etwas anders ausgedrückt (man sprach von Objectivem und Subjectivem) längst gäng und gäbe. — Was von S. 24. an zur Vertheidigung der drey „in neuerer Zeit mit Unrecht angefochtenen" Einheiten gesagt wird, hat uns, in Bezug auf die des Raums vorzüglich, noch nicht überzeugt, daß A. W. Schlegel Unrecht hatte, als er bewies, die Griechen hätten sich nicht so sklavisch an dergleichen Nebendinge gebunden; wir könnten den Beyspielen, welche Schlegel gibt, seine Ansicht zu unterstützen, noch einige beyfügen, wenn der Raum erlaubte, in diese Materie hier näher einzugehen. — Wie der Verf. S. 27. das Material des Bildhauers und den Stoff des tragischen Dichters zusammenstellen und daraus beweisen mag, daß beyde kein willkürliches, sondern ein gegebenes wählten, ist uns durchaus unbegreiflich. Soll unter Material des Bildhauers der Marmor, das Erz u. s. w. verstanden werden? oder das durch diese Darzustellende? und im letztern Falle hätten die Griechen nie ein willkürliches gebildet? Quod credat Judaeus Apella. —

Am gehaltvollsten und gehaltensten ist nach der genannten Abhandlung die „Ueber die Gottheiten Homers." Der Verf. bemüht sich hier nach einigen allgemeinen mythologischen Andeutungen, in denen er sich unter andern lebhaft gegen die neuesten Symboliker erklärt und manche geistvolle und wahre Bemerkung mittheilt, die ursprüngliche Heimath der Homerischen Götter nachzuweisen. Der Gedanke lag nahe, und muß manches in dem dunkeln Gewinde des alten Mythus aufhellen, obgleich wir ihn in dieser Art bis jetzt nicht ausgeführt fanden. — Was wir unter der Rubrik: „Auf religiös-mentale Geschichte Bezügliches" lesen, ist nicht von Bedeutung, auch nichts neu Gedachtes, überdieß wieder überschwenglich geziert, sowohl in Bezug auf Gedanken als auf die Form. — In den zwey Aufsätzen über „Neuere Kunst" ist manches Wahre enthalten; daneben aber auch Hypothetisches und auf falscher Ansicht Beruhendes. Eine Beurtheilung derselben gehört dem Kunstblatte an. — Die folgende Probe aus einer neuen Uebersetzung der Eumeniden des Aeschylos hat von der Stollberg'schen keine auffallenden Vorzüge; Stollberg scheint eher die eigenthümliche Farbe des Originals wieder gegeben zu haben, wie viel sie auch sonst zu wünschen übrig läßt. — Unter den literarischen Mittheilungen ist nur die über Immermann's Gedichte anziehend; die zweyte, über die Gedichte von H. Stieglitz und E. Große sagt gar nichts; die dritte über B. Pandin's Uebersetzung des Shakespeare'schen Drama's: Troilus und Cressida, ist höchst oberflächlich; die vierte, über F. v. Raumer's Hohenstaufen lobt den formellen Theil dieses Werkes, während uns derselbe bey weitem zu trocken, zu gedehnt, zu kalt scheint. Der Ruf, der diesem Werke vorausging, veranlaßte Erwartungen, die nichts weniger als erfüllt wurden; die fünfte, über M en-

zel's Geschichte unserer Zeit u. s. w. unterschreibt Rec. mit voller Ueberzeugung; die sechste, über „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" etwas höchst Ueberflüssiges für die Mitwelt und höchst unbrauchbar für die Nachwelt, wenn dieß sich des Denkens nicht entschlägt, lassen wir hingestellt seyn; die siebente, über „Beyträge zur Poesie u. s. w. von J. P. Eckermann" betreffend, so möchten wir H. Schubarth auffordern, dieses seltene Werkchen einer ausführlichen Beurtheilung zu unterwerfen, da wir ihn vorzüglich geeignet halten, etwas Belehrendes und Erschöpfendes darüber beyzubringen.

X.

Geschichte.

Histoire de Saint Louis, par M. le Cte de Ségur de l'Académie françoise. Paris chez A. Eymery.

Vor kurzer Zeit hat ein christlich frommer Redner vor der versammelten Academie eine Lobrede Ludwig des Heiligen gehalten, so drückt sich ein Pariser Tagblatt aus, hier aber erzählt ein französischer Ritter uns allen das Leben Ludwig IX., und diese Erzählung ist auch eine Lobpreisung, nur eine vollständigere, eine würdigere als die andere.

In der That, die Wahrheit bedarf nicht der Schminke, und des einschmeichelnden Zaubers des Wohlredens, und um den gefeyerten Sohn der Königin Blanca würdig zu rühmen, genügt das einfache Wort über sein Leben und sein Thun,

„Er war gerecht, er war gut."

Die Schreibart und Manier des Grafen Ségur ist bekannt genug. Was an denselben lobenswerth ist, Reinheit, Ausdruck und gesunde Critik, findet man auch in diesem Buch. Und was man ihm sonst allgemein vorwirft, daß er sich vom eitlen Spiel französischen Witzes, zu weit getriebener, obwohl geistvoller Zusammenstellungen hinreißen, gleichsam verführen lasse, ist ihm in dieser Geschichte Ludwig des Heiligen nicht vorzuwerfen. Denn, sollte ihn die Schönheit des Gegenstandes hier nicht hingerissen und hinwiederum zurückgehalten haben? —

Um von diesem wirklich erhabenen, heilig genannten König ein Bild zu geben, entlehnen wir einzelne Züge aus dem vorliegenden Werke, welche ihn auf das Treffendste schildern und seinen Geist und Sinn im schönsten königlichen Lichte ächter Fürstlichkeit darstellen.

Ludwig IX. verlangte, daß kein öffentlicher Bedienstetet oder Staats-Diener Geschenke oder Besoldung annehme. — Um sein Zutrauen und eine Anstellung zu erhalten, war es aber auch nicht nothwendig, einen adlichen glänzenden Namen zu besitzen. Er sah hierbey nur auf Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit. — Man hinterbrachte ihm einst die Nachricht von einem gegen seine Person begangenen groben Vergehen. Die Hinterbringer erwarteten freudig ihren Lohn, da erwiedert der König: ich verzeihe den Schuldigen, sie haben nur mich beleidigt.

Die strengste Wahrheitsliebe war eine charakteristische Eigenschaft Ludwig IX., und diese Tugend bewog ihn, ein unter den Umgebungen der Könige sonst gänzlich unbekanntes Amt zu creiren. Er wählte zu demselben den tugendhaftesten und helldenkendsten seiner Hofleute, und ließ ihn darauf vereiden, daß er ihm, seinem königlichen Herrn und Gebieter, alle gegen seine Person und Regierung erhobenen Klagen, Tadel, selbst den Spott und alles Ueble, genau und im Worte der Wahrheit berichten solle. Und weit entfernt, durch die auf diesem Wege erhaltene genaue Nachricht von der öffentlichen Meynung erzürnt oder beunruhigt zu werden, benützte er sie nur als Lehrer und Wegweiser.

So ritterlich sich dieser Fürst auch sein ganzes Leben gezeigt, so war er doch sehr wenig galant. Eine hoch bejahrte Dame von großer Familie, welche immer noch alle Mittel aufbot, um zu gefallen, wie dieß nur im Frühling des Lebens erlaubt seyn mag, erschien eines Tages als Bittende bey seiner Audienz. „Ich werde an Ihre Angelegenheit denken, Madame, war seine Entschließung, aber Sie müssen auch an Ihr Heil denken. Man sagt zwar, daß Sie schön gewesen sind, allein Sie müssen wissen, daß Sie es nicht mehr sind. Die Schönheit des Körpers verblüht, wie die Blumen des Feldes. Darum, bitte ich, denken Sie nun nur doch an die Schönheit und Ausbildung der Seele, die für alle Zeiten dauert." Dieser vortreffliche Rath machte auf die Umstehenden einen tiefen Eindruck. — So wahr dieses Wort ist, so ist es immerhin im Munde eines französischen Königs schwer zu glauben, allein was zu glauben noch mehr Mühe kostet, was aber Herr v. Ségur doch für eben so wahr ausgibt, ist, daß die Dame den gegebenen Rath befolgte.

Ludwig IX. sagte oft zu seinem Sohn: „ich bitte dich um alles in der Welt, dir die Liebe deines Volkes zu erwerben, denn offen gesprochen, zöge ich vor, daß ein Schottländer aus Schottland, oder irgend ein anderer noch viel weiter her käme, und in Frankreich gut und gesetzmäßig herrschte, als daß dieses herrliche Land von dir schlecht und lieblos regiert würde."

Mit dem größten Interesse wird gewiß Jedermann die Nachforschungen und merkwürdigen Details über die Regierung Ludwigs IX. und deren Administration lesen, welche Graf Ségur in diesem neuen Werke mittheilt, und wie er, werden auch seine Leser den bekannten Satz des berühmten Verfassers des Esprit des lois zu würdigen wissen, in welchem dieser sagt: „daß Ludwig IX. die große Herrscherkunst verstand, seine Unterthanen zu leiten und zu führen, ohne ihnen zu befehlen, ohne sie zu nöthigen."

Nr. 82.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 12. October 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Fortsetzung.)

Die Wichtigkeit, die Columbia für das englische Handelsinteresse gewinnt, hat eine ausführliche geographische Beschreibung des neuen Freystaates veranlaßt: Columbia, being a geographical, statistical, agricultural, commercial, and political account of that country — (London 1824. 2 Bde. 8.), deren Verfasser die Werke von Humboldt, Depons und andern Reisenden benutzte, und von Zea, und besonders von Miranda, manche Nachrichten erhielt. Er gibt im ersten Theile eine Beschreibung des Landes und seiner einzelnen Theile, eine Uebersicht der eingebornen und eingewanderten Einwohner, und endlich eine Schilderung der Indianer; im zweyten ist von den Erzeugnissen, dem Handel, der Geschichte und Verfassung des Landes die Rede. Der Verfasser macht aufmerksam auf den Umstand, daß die Flut im stillen Meere 7 bis 8 Fuß hoch steigt, während sie im atlantischen auf der andern Seite des Isthmus nur so viele Zoll hoch wächst, weßhalb, wenn ein Kanal durch diese Landenge gegraben würde, die Strömung immer bey der Flut in das atlantische Meer gehen müßte. Ein solcher Kanal, wenn er für die gewöhnlich zum Handel nach Ost- und Westindien gebrauchten Schiffe fahrbar wäre, würde dem Welthandel eine neue Richtung geben, die besonders für England vortheilhaft seyn würde, indem derselbe einen nähern Weg nach Neu-Holland, den Gewürzinseln, Sina und Calcutta öffnete. Eine, für Böte zu gewissen Jahrzeiten fahrbare Straße aus dem stillen Meere ins atlantische, besteht schon seit 1788, selbst den Spaniern unbekannt. Im Innern der Landschaft Choco verbindet die Schlucht Raspadura die Quellen des Flusses Noaname, oder St. Juan, mit dem Quito, der mit dem Andegada und Zitara den ansehnlichen Fluß Atrato bildet. Der St. Juan fließt in's stille Meer. Vor mehreren Jahren ließ ein Mönch im Dorfe Zitara durch seine Kirchkinder einen kleinen Kanal in jener Schlucht graben, auf welchem nach häufigem Regen und bey hohem Wasserstande in den Flüssen, Böte mit Cacao aus dem atlantischen ins stille Meer fahren. — Auffallend ist, was der Verfasser von der wahnsinnigen Sucht zum Selbstmorde unter den Creolen in Tocuyo erzählt, die sich mit der größten Gleichgültigkeit die Kehle abschneiden, oder hängen. — In Cumana sieht man noch den Sonnenweiser, den A. v. Humboldt anlegte, wofür die Einwohner seiner dankbar gedenken. Merkwürdig ist, was der Verfasser von der feindseligen Stimmung der Indianer gegen das Christenthum sagt. Der Indianer gibt freylich immer den Glaubensartikeln seine Zustimmung und billigt die Moral, die man ihm predigt, aber in seinem Widerwillen gegen andächtige Uebungen zeigt sich sein Unglaube. So lange diese Uebungen blos in äußern Gebräuchen bestehen, machen sie ihm Spaß, das Glockengeläute, das Psalmensingen, die Musik dabey, Erleuchtungen und Kirchenverzierungen, alles dies scheint ihm zu gefallen; aber Katechismus, Predigten, stille Messen, Fasten, sind ihm ganz unausstehlich. Sein Betragen in der Kirche beweiset keineswegs Erbauung. Er kommt immer in zerlumpter, oft kaum die Nacktheit bedeckender Kleidung, ja zuweilen erscheint er splitternackt, und streckt sich während des Gottesdienstes auf die Erde. Der Indianer, der an die christlichen Lehren glaubt, gilt unter seinen Landsleuten für einen Pinsel. Zauberey und Beschwörung sind die einzigen Glaubensfahungen, die einen Indianer ansprechen. Selbst im Alter wird er nicht gläubig, und im Gegentheil verwischen sich die leichten Eindrücke, die er vielleicht in seiner Jugend zu Gunsten des Christenthums erhalten hat. Nicht selten hört man alte Weiber die Predigten verspotten, um dadurch die heilsamen Wirkungen zu zerstören, die auf die jüngeren Zuhörer daraus hervorgehen könnten. Diese alten Weiber, in allen Theilen der Kirche zerstreut, machen ihre Bemerkungen über jedes Wort des Priesters. Spricht er von Gottes Güte und Macht, so murmelt die Alte: Nun, wenn er gut und mächtig ist, warum läßt er uns denn unsere Nahrung mühsam erarbeiten? Beschreibt er die Qualen der Hölle, so fragt sie: Ist er da gewesen? Oder wer hat's ihm gesagt? Spricht er

von Abtödtung und Enthaltsamkeit — nun, fragt die Alte, thut denn der heilige Vater, der da so schöne Lehren predigt, alles dieß selbst? Ermahnt er zur Beichte, so sehen die Alten darin nichts, als die Neugier des Priesters, und meynen, Gott brauche nicht erst zu erfahren, was die Indianer thun. — Der Anhang enthält eine Uebersicht der Geschichte Columbia's, und die Verfassungsurkunde, deren Geist aus folgender Stelle der an das Volk gerichteten Einleitung hervorgeht. „Die gesetzgebende, in zwey Kammern getheilte Gewalt gibt euch vollen Antheil an der Abfassung neuer Gesetze, und die sicherste Hoffnung, daß sie stets gerecht und billig seyn werden: Ihr werdet nur durch solche Gesetze gebunden seyn, zu welchen ihr durch eure Vertreter selbst eure Zustimmung gegeben, und keine andern Abgaben bezahlen, als solche, die ihr selbst vorgeschlagen und gebilligt habt; keine Last kann euch aufgelegt werden, die nicht Alle gemeinschaftlich tragen, und sie soll nicht aufgelegt werden, um die Leidenschaften Einzelner zu befriedigen, sondern den Bedürfnissen des Staates abzuhelfen. Die vollziehende Gewalt, in den Händen eines Einzigen vereinigt, dem es obliegt über die innere Ruhe und die äußere Sicherheit der Republik zu wachen, besitzt alle, zur Erfüllung dieser hohen Pflicht nöthigen Fähigkeiten. Ihr werdet finden, daß sie in dem Glanze ihres Ansehens Wohlthaten verleihen, aber nicht Unrecht zufügen kann; sie wird ihr Schwert nur gegen die Feinde der Regierung aus der Scheide ziehen, und es ist keine Möglichkeit da, daß sie den friedlichen Kolumbier beleidige; sie gleicht einer Sonne, deren wohlthätige Wärme, in dem ganzen Staate sich verbreitend, zur Entwickelung der köstlichen Keime unseres Glückes und unserer Wohlfahrt beyträgt. Volkserziehung, Ackerbau, Handel, Künste und Wissenschaften, alle Zweige der Betriebsamkeit des Landes, stehen unter ihrer weisen Verwaltung und unter ihrem wohlthätigen Einflusse. Die richterliche Gewalt — wo alle Bemühungen der Ränkesucht ihre Kraft und der Reichthum sein Uebergewicht verliert, und vor welcher Niemand mit heiterem Gesichte erscheinen kann, wenn sie nicht in das schlichte Gewand der Gerechtigkeit gekleidet ist — soll eure Zwiste unpartheyisch schlichten, den Missethäter im Zaume halten, und die Unschuld schützen; vor ihrem geachteten Sitze wird jeder dem Gesetze huldigen, und ihr werdet hier die Leidenschaften bezwungen, die Netze der Arglist zerschnitten, die Wahrheit offen dargelegt sehen."

Der Verfasser der Skizzen aus Indien und der Erinnerungen aus der Halbinsel, hat uns eben wieder ein unterhaltendes Buch: Scenes and impressions in Egypt and in Italy (London 1824. 8.) geliefert, das eben so anziehend als die frühern ist, und selbst auf einem bekannten Boden fand sich noch reiche Nachlese. Wir heben hier seine Worte über Ali Pascha aus, welche so ganz von den Schilderungen anderer Reisenden abweichen, daß sie eben darum merkwürdig sind. „Der Pascha, heißt es, richtete zuweilen eine Frage an uns, besonders auch über die Perser und die bey denselben eingeführte europäische Kriegszucht, aber alle waren unbedeutend. Ich saß auf dem Divan, und heftete meine Blicke auf ihn, um das Gesicht des Mannes zu erforschen. Ein lebhaftes Auge, gemeine Züge, eine häßliche Nase, ein graulicher Bart, ein Aeußeres, das mehr als fünfzig Jahre ankündigt, die abgenutzten Züge jener Lebenszeit, und es schien ihn schon jenes Aussehen zu beschleichen, das dem ergrauten hinfälligen Wollüstling eigen ist. Mohammed Ali ist ein Türke, ein echter Türke. Er ist von ausländischen Abenteurern umgeben, die ihm schmeicheln, ihm Begriffe in den Kopf setzen, und Worte in den Mund legen, die für die seinigen gelten und in der That auch dafür gelten können. Sie und er wetteifern, wer am meisten von dem andern gewinnen kann, und ich glaube, der Pascha fährt dabey am besten, in so fern halb durch Gewalt, halb durch Betrug sich etwas ausrichten läßt. In seinen Ansichten von Staatswirthschaft gleicht er ziemlich jenem Landmann, der die Gans schlachtet, und sich wunderte, als er nicht mehr goldene Eyer fand. An Verbesserung seines Landes ist nicht zu denken, im Gegentheil, so viel wir sehen und hören konnten, bringt er es in Elend und Armuth. Er hat sich von seinen Türken und Albanieen losgemacht, und schmeichelt sich, seine Werbung sey ein politischer Meisterstreich. Er bezahlt seine Soldaten nicht, und sie werden nie Anhänglichkeit an ihn haben. Wenn sie nicht, was ich für wahrscheinlich halte, mit ihren Waffen davon gehen, und die Eroberungen jenseits der Wasserfälle stören, so werden sie allmählig in Verfall gerathen und in kurzer Zeit sich auflösen. Man muß den Schutz, den er reisenden Europäern gewährt, anerkennen, jedoch nicht auf Kosten der Wahrheit. Er weiß, daß die Europäer nicht kommen würden, wenn sein Land nicht sicher wäre; er ermuntert den Verkehr mit ihnen, weil es sein Wunsch ist, die Abendländer auszunehmen und zu gebrauchen, und es ist daher nothwendig, sie sehen und wissen zu lassen, daß er sie beschützt, um seine Unterthanen an ihre Gegenwart zu gewöhnen. In so fern ein Pascha unabhängig von der Pforte seyn kann, ist er es, und er weiß, daß er nur durch die Fortsetzung seiner Verbindungen mit Europa es bis an sein Ende bleiben kann. Vergebens würde der Sultan ihm jetzt die seidene Schnur schicken. Er sey nicht blutdürstig, hört man sagen, aber der Mensch wird des Blutvergießens müde, wie anderer Freuden, und wenn der Pascha durch das Abhauen eines Kopfes Gold in seine Kisten bringen könnte, würde er ohne Bedenken das Zeichen dazu geben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Periodische Literatur.

Das großartige, offenbar in englischem Geiste gedachte Unternehmen der Europäischen Revue der Geistesprodukte, einer wissenschaftlichen Monatschrift, die zu gleicher Zeit für England in englischer, für Italien in italienischer, für Frankreich in französischer, und für Deutschland in deutscher Sprache herauskommen sollte, ist bereits im ersten Viertheil dieses Jahres von Paris aus im Morgenblatte besprochen worden. Der Correspondent hatte daran gezweifelt, daß die Zeitschrift zu Stande kommen würde, doch schien die Nachricht, daß mehrere berühmte französische Schriftsteller die Theilnahme zugesagt hätten, seinen wankenden Glauben wiederum etwas befestigt zu haben. In der That hat die Herausgabe, die unseres Wissens im Junius d. J. beginnen sollte, sich leicht um einige Monate verspätigen konnen, da die berühmtesten Schriftsteller aller europäischen Nationen zur Mitarbeit eingeladen werden sollten; auch wissen wir in diesem Augenblicke (Anfang Septbr.) nicht, wie weit der Generaldirector des Institutes, der sich Mr. Walker nennt (No. 17 Westboorne Terrace, Bayswater, London), mit den außerenglischen Editionen gekommen ist: aber von der englischen haben wir das erste Monatsheft vor uns. Es führt den Titel:

The European Review; or mind and its productions, in Britain, France, Italy, Germany etc. by an association of their literary men. Edinbourgh: printed by Walker et Greig. 1824. 146 p. gr. 8.

Als Mitarbeiter werden in den Präliminarien 32, meist sehr bekannte Namen genennt, darunter Arnault, Baronto, Beranger (für das Fach: French Song, was doch wohl die lyrische Dichtkunst bedeutet), Champollion Pigeac, correspondirendes Mitglied des französischen Instituts (für das Fach der egyptischen Hieroglyphen), Champollion Jeune (für Archäologie), Graf Cicognara (für italienische Sculptur), Emeric David (für französische Sculptur), John Flaxmann, Esq. von der königl. Akademie (Sculptur überhaupt), Benjamin Constant de Rebecque — ohne Angabe des Faches —, Denon (schöne Künste), Tissot, „successor of Delille at the College of France" (french Poetry, doch wohl nicht im Gegensatze zu french Song?), Mazois (franz. Baukunst), Koch „Professor at the Royal School of Application" (Kriegskunst), Lemercier, von der franz. Academie (französisches Drama), Müllner (deutsches Drama), Professor F. C. Schlosser, „Director of the Library at Heidelberg" (deutsche Geschichte), Ugo Foscolo (Italian Song), Heiberg (Dänische und Norwegische Literatur), Worden (Amerikanische Literatur), Charles Dupin und Alexander Nimmo, Esq. (Ackerbau, Manufakturen und Handel), Jouy von der franz. Akademie (Französische Lebensweise, „French Manners") u. s. w. Henry Neele Esq. ist als Besorger der poetischen Uebersetzungen „für das Werk" — vermuthlich für die englische Ausgabe — genannt, und als „Editors" werden angeführt: Of the English Edition — Mr. Scott, of the French Edition — M. Versigné, of the Italian Edition — Sign. Ville, of the German Edition — Herr de Prati (?) Der leztgedachte Name ist jedoch in unserem Exemplare, welches die Generaldirektion eingesendet hat, mit der Feder durchstrichen, woraus wir schließen, daß hier ein Irrthum vorgegangen, und daß vielleicht die deutsche Ausgabe noch keinen Besorger gefunden hat, sey es nun wegen der Schwierigkeit, für die englisch, französisch und italienisch geschriebenen Aufsätze (jeder Mitarbeiter sendet die Arbeiten in seiner Muttersprache ein) tüchtige Schnell-Uebersetzer zu finden, oder wegen der, vielleicht noch größeren Schwierigkeit, englisch gedachte Aufsätze in deutscher Sprache durch die deutsche Censur zu bringen, die fast in jeder Stadt anders instruirt ist.

Der Inhalt dieses Heftes theilt sich in vier Partheien: Original-Arbeiten (Original-Papers), kritische Analysen jüngst erschienener Bücher, Skizzen aus neuerlichen periodischen Werken, und literarische Neuigkeiten (Literary News). Unter jenen befindet sich der Anfang einer „Correspondance avec mes arrières neveux," französisch und englisch zugleich, der französische Text aber voller Druckfehler, z. B. vne long étude, d'vn aigrette, n'ont pas eut l'idée, vne Protée, feuielles eparsées u. s. w. Sie steht unter der Rubrik: Moeurs françaises, und der Verfasser, welcher Stephanus Ancestor unterzeichnet, könnte wohl der Akademiker Jouy seyn. Unter der Rubrik: Present State of German Historicale Literature; befindet sich ein freymüthiger Aufsatz über die historische und politische Schriftstellerey der Deutschen, als Einleitung zu künftigen Kritiken einzelner Werke. Den Würtembergern wird ein gutes Lob S. 24 a. E. zu Theil. Unter den Badenern kommt vor „Paulus und Zacharias;" es sind der Herausgeber des Sophronizon und Zachariä gemeynt. Von Sachsen heißt es: „In the Saxon states is the native home of authorship." und über Politz (Pölitz), Krug, Tschirner und Luden wird löblich, doch mit gemäßigtem Liberalismus geurtheilt. Von Görres heißt es S. 23, seine politischen Meynungen hätten keine Freunde außer ihm selbst. Von Arndt, Passow, Murhardt und Gagern ist vorläufig nur ganz flüchtig die Rede, und vom Staatsmann des Herrn „Pfeilschifter" heißt es: — is of a peculiar class of political writings: of this too in future. Raumer's, Wachler's und Anderer neueste historische Schriften sind S. 25. mit Beyfall genannt. Wilhelms Germanien, Dorow's Denkmäler

alter Sprache und Kunst, und die jüngsten, vom Thüringischen Verein ausgegangenen Schriften scheint der Verf. noch nicht gekannt zu haben.

Unter der Rubrik der kritischen Analysen findet sich noch zur Zeit kein deutsches Buch, außer den von Stieglitz und Grosse 1823. zum Besten der Griechen herausgegebenen Gedichten. Diese Ehre verdanken sie wahrscheinlich mehr den Griechen, als sich selbst, auch sind die Gedichte blos beyfällig angezeigt, ohne Beleg des Beyfalls, und ohne eigentliche Kritik: der Verfasser des Aufsatzes hat blos davon Gelegenheit genommen, die türkisch-gesinnten Christen in Europa ein wenig zu persifliren. Die gehaltreichste kritische Analyse dürfte die von Carrion Nisas Geschichte der Kriegskunst, die interessanteste vielleicht die von Moore's Mem. of Capitain Rock seyn.

Unter der Rubrik; Sketches from the Periodicals etc. findet man eine anziehende Charakteristik der Amerikanischen Präsidenten und Präsidentur-Candidaten, und von den literarischen Neuigkeiten heben wir blos die aus, daß eine Negerin von 16 Jahren eine Haitische Tragödie: Christophs Tod, geschrieben, und der Präsident Boyer deren Aufführung auf dem Theater der Republik angeordnet hat. In England kann diese Schnelligkeit der dramatischen Benutzung historischer Personen freylich nicht sehr befremden, da man dort bereits Georg den Dritten namentlich auf das Theater gebracht haben soll; aber in Deutschland, wo von Friedrich II. nur die Maske auf die Bühne darf, und wo die Theaterpoeten genöthiget sind, ihn in dem Incognito eines anonymen Herzogs zu verbergen, kann diese Haiti'sche Theaterfreyheit einigen Neid erregen.

(Die deutsche Ausgabe ist von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung übernommen, welche in Kurzem das erste Heft herausgeben wird.)

Aus Italien.

Nachdem die Akademie della Crusca. im Jahr 1823 einen Preis von 500 Scudi auf eine befriedigende Lösung mehrerer, von ihr aufgegebener, sich auf die italienische Sprache beziehender Fragen ausgesezt, von den eingegangenen Beantwortungsversuchen aber keines ihren Erwartungen ein völliges Genüge geleistet, daß blos eines, von Francesco Antonio Mori herrührenden Versuches ehrenvolle Meldung hatte gethan werden können, so hat nun, unter Genehmigung des Landesfürsten, die gedachte Akademie dieselben Fragen nochmals als Gegenstand einer außerordentlichen Preisbewerbung aufgestellt. Es sind folgende: 1. Wie und zu welcher Zeit hat die Sprache der Römer angefangen, sich zu verändern, und die italienische, provenzalische und französische Sprache ins Leben zu rufen? 2. Welche Umstände und Umgestaltungen haben ganz besonders dazu beygetragen, dem italienischen Idiome eine bestimmte und eigenthümliche Anlage und Geist zu verschaffen? 3. Welches sind die Ursachen, aus welchen, und der Zeitpunkt, in welchem man angefangen hat, Italienisch zu schreiben? 4. Wann fing die Schriftstellersprache an, sich von der Volkssprache bedeutend zu unterscheiden? 5. Wie stark war der Einfluß der Volkssprache auf die der Gelehrten, und hinwiederum dieser auf jene? 6. In welchem Theile von Italien hat die Volkssprache sich der Gelehrtensprache sich am meisten genähert? 7. Haben die sicilischen Dichter auf die Sprache der übrigen italienischen Schriftsteller Einfluß gehabt? 8. Hat vor Dante, Petrarca und Boccaccio diese oder jene italienische Mundart über die andern ein Uebergewicht gehabt, und sind es die gedachten Männer, durch welche der toskanische Dialekt der vorherrschende geworden ist? 9. Warum ist die italienische Sprache nicht vorzugsweise vor den andern Sprachen, in den gegenseitigen Verhältnissen der europäischen Nationen gebraucht worden, da sie doch früher als alle übrigen Idiome Europa's zur Vollkommenheit gediehen, aus der römischen Sprache entstanden und der Mutter unter allen ihren Töchtern am ähnlichsten ist? Der äußerste Termin des Concurses ist der 31ste December 1826.

Zu Turin hat die dortige Academie der Wissenschaften abermal zwey Bände ihrer Abhandlungen (XXVI und XXVII) erscheinen lassen. Sie reichen bis auf das Jahr 1823. Die eine der beyden Klassen der Akademie, die für mathematische und Naturwissenschaften, hat dießmal zwey Abhandlungen über reine, zwey über angewandte Mathematik, vier über Physik, eine chemischen Inhaltes, sieben über Naturgeschichte und eine über Chirurgie geliefert. Etwas weniger mannigfach, jedoch auch keineswegs ohne Interesse, sind die Arbeiten, welche die zweyte, sich mit den moralischen, historischen und philologischen Wissenschaften beschäftigende Klasse darbietet, und die in fünf historischen Aufsätzen, zwey literarischen Notizen und einer Abhandlung über einen neuaufgefundenen Bildsäulen-Marmorbruch bestehen. In diese zweyte Rubrik gehört neben andern eine Abhandlung des Grafen Galeani Napione di Coconnato, über den Geburtsort des Columbus, aus welcher erhellet, daß der berühmte Seefahrer nicht, wie die Geschichtschreiber melden, ein Genueser, sondern ein Piemonteser und von Cuccaro im Herzogthum Monferrat gebürtig gewesen sey. Die Beweisgründe, welche er zur Unterstützung seiner Behauptung anführt, sind so authentisch und zahlreich, daß die Stadt Genua mit ihren Ansprüchen schlecht dabey wegkommt. Aus derselben Feder findet sich in den Memoiren der Akademie eine zweyte Abhandlung über die Tempelherrn und die Abschaffung ihres Ordens, und eine dritte über ein Hirtengedicht des Hieron. Brisonio, eines Dichters des XVI. Jahrhunderts. In einer lateinischen Lobschrift feyert Hr. Boucheron das Gedächtniß des 1822, in einem Alter von 77 Jahren, verstorbenen Gelehrten Joseph Vernazza, Bibliothekars der Stadt Turin. Umständlichen Bericht erstattet der Ritter von St. Quinceino über einen Bildsäulen-Marmorbruch unweit Seravezza, der jezt neuerdings beworben wird, nachdem er mehrere hundert Jahre lang war vernachläßigt worden. Der Fels, welcher diesen schönen Marmor liefert, ist, wie solches der Augenschein lehrt, eine Fortsezung des Felsen von Carrara. Er bildet einen hohen Berg, dem seine Weiße von fern das Aussehen eines Gletschers verschafft. Nach diesem Berge flüchten sich zur Sommerszeit die Einwohner der benachbarten Sumpfgegenden, um den Krankheiten, welche die böse Luft erzeugt, zu entgehen. Nach der Meynung des Doktors Targioni müßte der Marmor, den diese Grube liefert, auch den Lautenmachern nicht weniger dienlich seyn, als den Bildhauern; es müßten sich aus demselben eben so wohl klingende Instrumente als aus Holz verfertigen lassen. Bemerkenswerth ist auch noch eine von Hrn. v. Igliano mitgetheilte Notiz, betreffend einen Roman aus dem XIV. Jahrhundert, dessen Verfasser ein Marquis de Saluces ist, ein Vasall des Herzogs von Savoyen, mit dem er lange Zeit im Krieg begriffen war. Dieser Roman, der irrende Ritter betitelt, ist französisch geschrieben, obschon der Verfasser ein Italiener war; auch finden sich, was damals als eine Neuerung im Felde der Literatur betrachtet wurde, Verse zwischen die Prosa eingemischt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 83.

Literatur-Blatt.

Freitag den 15. October 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Fortsetzung.)

Wir hatten bis jezt nur unvollständige Nachrichten von einem der merkwürdigsten Denkmale der untergegangenen Civilisation Indiens, dem Höhlentempel zu Elora, dessen Entstehung die indische Sage einem Halbgöttergeschlechte zuschreibt, und erst Kapitän Seely, der den Alterthümern und der Mythologie Indiens ein mehrjähriges Studium widmete, hat uns neuerlich die Wunder Elora's (The Wonders of Elora, or the Narrative of a journey to the temples and dwellings excavated out of a mountain of Granite etc. London 1824. 8.) umständlich beschrieben. Elora liegt gegen 260 englische Meilen von Bombay und über 1000 Meilen von Calcutta. Seely reiste von Bombay über Puna, Ahmed-Nuggur, Toka, Aurungabad und Daulutabad dahin. Der erste Anblick des Wunderbaues, der plözlich vor ihm stand, erweckte in ihm stummes Erstaunen. Die Todtenstille des Ortes, die Einsamkeit der umliegenden Ebenen, die romantische Schönheit der Gegend, und der überall ausgehöhlte Berg selbst — Alles erregt in dem Beschauer ganz neue Gefühle. Er steht plözlich vor dem ungeheuern Tempel, der von einem großen offenen Hofe umgeben, aus dem Granitfelsen gehauen ist, vollkommen und schön in allen seinen Theilen, durch einen breiten Hof von dem nachbarlichen Berge geschieden, gegen 100 Fuß hoch, 143 Fuß lang und 62 breit, seine felsigen Zinnen erhebt, mit gut gebildeten Thorwegen, Fenstern und Treppen, und fünf schönen großen Gemächern, die regelmäßig durch Säulenreihen getheilt sind. Der mächtige Felsenbau hat einen Umfang von wenigstens 500 Fuß. Außer den Höfen gibt es noch drey, von regelmäßigen Säulen getragene Galerien, worin man 42 riesengroße Figuren aus der indischen Mythologie sieht. Diese drey zusammenhängenden Galerien, welche die Höfe umschließen, bilden einen, gegen 420 Fuß langen, aus dem Felsen gehauenen Raum. Das wäre ein schwacher Umriß von dem Wundertempel, dessen Beschreibung der Verfasser durch Abbildungen und Grundrisse erläutert. Er macht die gegründete Bemerkung, daß zu der Zeit, wo diese außerordentlichen Arbeiten begonnen wurden, die umliegende Gegend in tiefem Frieden, und im Besitze reicher Hülfsmittel, das Volk aber glücklich und zufrieden gewesen seyn müsse, das religiösen Zwecken die anhaltende Arbeit habe widmen können, welche dieser Felsentempel erforderte. Er hält es für wahrscheinlich, daß derselbe vor der Zeit entstanden, wo Mohammeds Anhänger Indiens Ruhe störten, ja lange vor den Einfällen Alexanders des Großen oder des Seleucus. Die indische Sage lautet so: Druterras, ein frommer Blinder, ein Liebling Brahma's, hatte einen Sohn, Namens Kauru, und einen Bruder, Pandu genannt. Der Oheim und der Neffe sollten die Welt beherrschen, aber sie konnten sich nicht über die Theilung der Herrschaft vergleichen. In einem Traume ward ihnen befohlen, den Streit durch ein gewisses Glücksspiel zu schlichten, und Pandu verlor. Er gelobte, das Angesicht der Menschen zu fliehen, und als er mit seinem Weibe Konti lange gereiset war, kam er in die einsame Gegend Elora's, wo er sich niederließ. Konti gebar ihm fünf Söhne. Aus frommer Absicht, dem Gott Krischna zu gefallen, fingen sie an, den Granitfelsen auszuhöhlen, und damit das Werk den Menschen wunderbar erscheine, baten sie den Gott, ihnen eine Nacht zu geben, die ein ganzes Jahr dauerte. So geschah's. Bihm, der zweyte Sohn, war der thätigste Arbeiter, aber auch mit Riesenstärke begabt, und ein so gewaltiger Esser, daß er täglich 9 Centner Fleisch aß. Als die Brüder ihre Arbeit geendigt hatten, brach der Tag an. Sie verbreiteten die Kunde von dem Wundertempel, und Millionen strömten herbey, ihn zu sehen. Die Brüder erlangten durch den Ruf ihrer Heiligkeit die Herrschaft über zahllose Länder, und zählten bald sieben Millionen Krieger. Sie beschlossen nun, ihren Vetter Kauru zu bekriegen, und obgleich auch er ein Heer von eilf Millionen hatte, so verschaffte doch Krischna's Gunst den Brüdern den Sieg. — Der Verfasser fand auf seiner Reise zu dem Tempel Stoff zu vielen Beobachtungen, und spricht viel über die indischen Angelegenheiten

überhaupt. In seinen Bemerkungen über die öffentliche Verwaltung ist er nicht sonderlich glücklich. Er verbreitet sich auch weitschweifig darüber, daß es nicht rathsam sey, in Indien eine freye Presse zu gestatten, und preiset die beschränkenden, willkürlichen Maßregeln, welche die Machthaber in neuern Zeiten dagegen genommen haben. „Man muß die Engländer erinnern (sagte vor einigen Jahren der Verfasser der Schrift: On colonial policy as applicable to the government of India — London 1822), daß ihre Brüder in Indien, welchem Berufe sie auch redlich und fleißig obliegen mögen, in Gefahr gerathen, davon entfernt, aus dem Lande verwiesen und hülflos in die weite Welt hinausgestoßen zu werden, wenn sie etwas schreiben, das der Regierung mißfällt. Die ausgesprochene Entschuldigung für die Fortdauer dieser Schändlichkeit ist, daß es gefährlich seyn würde, unbescheidene Erörterungen unter den Eingebornen bekannt werden zu lassen. Was heißt das aber anders, als daß unsre Beweggründe und Absichten die Prüfung nicht aushalten, und daß sich unsre Regierung den Ansprüchen und Wünschen eines verständigen Volkes nicht anfügen kann?" Und allerdings scheint es bitterer Spott gegen die Regierung in Indien zu seyn, wenn man meynt, daß sie von einer freyen Presse etwas zu befürchten habe. Ist das System der Verwaltung gut, so wird freye Erörterung es befestigen, ist es schlecht, so kann es nicht früh genug aufhören. Aber, fragt Seely, würde die ungeheure Bevölkerung Indiens durch eine freye Presse auch nur im Geringsten glücklicher, aufgeklärter, tugendhafter werden? Er verneint es, aber ohne Gründe. Indien sey nicht fähig, die Freyheit zu schätzen, sagt er, und das englische Regierungssystem sey gegen die Herrschaft der einheimischen Fürsten ein Segen. Es kann seyn, aber würde darum die Verbreitung von Einsicht und Kenntnissen, welche die Folge einer freyen Presse seyn müßte, nothwendig die alte Barbarey zurückführen? Wir erinnern hier an eine Bemerkung des neusten Geschichtschreibers des brittischen Reichs in Indien (J. Mill's in seiner History of british India — London 1820), die Aufschluß über diese Angelegenheit gibt. „Man muß die unglückliche Lage bedauern, worein das Gemüth des Engländers in Indien versezt wird. Durch kräftig einwirkende Umstände wird, wie bey andern Menschen, sein Verstand hingerissen, sich seinen Wünschen zu fügen, und er wird gegen den gröbsten Selbstbetrug nicht durch jene heilsamen Einflüsse geschützt, die unter günstigern Umständen auf das menschliche Gemüth wirken. Das indische Volk, worunter die Engländer leben, und auf welches die unseligen Wirkungen ihrer Täuschungen fallen, ist nicht in der Lage, die Trugschlüsse aufzudecken, wodurch ihre Beherrscher sie hintergehen. Sie wagen dieß nicht, ihre Erziehung hat sie nicht dazu befähigt, und es fehlt ihnen eine Presse, wodurch es geschehen könnte. Die Beherrscher haben daher gar keinen Beweggrund, auf ihrer Hut zu seyn, und die Gründe streng zu prüfen, wodurch sie die Nachgiebigkeit gegen ihre Neigungen vor sich selber rechtfertigen. Das menschliche Gemüth, von Zwang befreyt, beruhigt sich leicht durch Gründe, die seinen Neigungen günstig sind, und der Verstand ist ein demüthiger Diener der Neigung. Die herrschenden Engländer in Indien sind nicht nur von der heilsamen Furcht vor den forschenden Köpfen und den freyen Federn eines einsichtigen Publikums frey, sondern sie wissen auch, daß Entfernung und andere Umstände die Wahrheit vor englischen Blicken so ganz verbergen, daß sie, wenn sich die Sache nur irgend beschönigen läßt, und sie nur dafür sorgen, mit dem Minister gut zu stehen, für die Befriedigung der Erwerbsucht alle Begünstigung in England zu hoffen und selten etwas zu fürchten haben."

Als eine schätzbare Gabe müssen wir den Ertrag der Reise bewillkommnen, die der, früher schon durch eine Anleitung zur Geologie und Mineralogie bekannte R. Bakewell, von seiner Frau begleitet, durch die savoyischen Alpen, die Schweiz, und unter den ausgebrannten Vulkanen in Auvergne, zum Theil durch sehr selten besuchte Gegenden in den Jahren 1820—22 machte: Travels, comprising observations made during a residence in the Tarentaise, and various parts of the Grecian and Pennine Alps, and in Switzerland and Auvergne — London 1823, 2 Bde. 8. Der Verfasser hielt sich während zweyer Winter in Genf auf, und machte von hier im Sommer seine Ausflüge nach den Gegenden, die seine Beobachtung anzogen. Seine Bemerkungen sind das Ergebniß einer sorgfältigen Untersuchung, da er gewöhnlich einige Zeit in der Nähe der beschriebenen Gegenstände sich aufhielt, und die Erscheinungen, die er beschreibt, sorgfältig sowohl mit den Forschungen Anderer, als mit seinen frühern Beobachtungen verglich. Die Ausbeute für den Naturforscher ist so schätzbar, als der Ertrag für Völkerkunde. Der Verfasser geht von dem See Annecy aus, in dessen Nähe das abgeschiedene Dorf Talloires, Berthollets Geburtsort, war. Das traurige Schicksal des Sohnes des berühmten Chemikers, das B. hier erzählt, wird nicht allen Lesern bekannt seyn. Er war ein junger Mann von seltenen Talenten, aber weder die glänzenden Aussichten, welche ihm diese und der Rang seines Vaters öffneten, noch die Annehmlichkeiten, die ihm das gesellige Leben in Paris darbot, konnten ihn vor dem Lebensüberdrusse sichern, der ihm zulezt unerträglich ward. Er schloß sich in ein kleines Zimmer ein, wo er jede Oeffnung und Spalte verstopfte, zündete ein Kohlenbecken an, und sezte sich an einen Tisch, worauf sich eine Sekundenuhr, Feder, Dinte und Papier befanden. Er

zeichnete dann genau die Zeit auf, wo er die Kohlen anzündete, beschrieb die ersten Empfindungen, die der Dampf hervorbrachte, und die Fortschritte der Geistesbetäubung, bis endlich die Züge seiner Hand verworren und unlesbar wurden. Man fand ihn todt auf der Erde. In Faverge war Bakewell Zeuge des Drucks, der dem Volke nach dem glücklichen Erfolge des Befreyungskriegs durch die Wiederherstellung der Frohndienste aufgelegt wurde. Das romantische Thal Thones wird selten von Reisenden besucht. Die Römer bahnten zuerst durch eine enge Schlucht einen Weg dahin, der noch immer mittelst eines Esels oder Maulesels zugänglich ist. Auf der östlichen Wand des Thales sah B. einen Kalksteinfelsen, der eine Fläche von beynahe 2000 Fuß bildete, die größte unzerklüftete senkrechte Kalksteinmasse, die er je sah. Die Stadt Thones liegt höher aufwärts im Thale. Die Bauern in diesem Theile Savoyens sind meist arm; aber, bey den hier statt findenden vielfachen Unterabtheilungen des Eigenthums, lieben sie die Unabhängigkeit, und sind höflich gegen Fremde. Ihre zahlreichen kleinen Heerden, ihre fleißigen Weiber, die beym Hüten derselben sich mit Stricken, Strohflechten oder dem Spinnrocken beschäftigen, erinnern an das einfache Hirtenleben. Fast jedes Kleidungsstück ist einheimisches Erzeugniß. Der Wallnußbaum liefert Oel zur Ausfuhr nach Frankreich und Genf. Die Inwohner sind fromme Katholiken, die sehr unter dem Einflusse ihrer Priester stehen, und viel auf Prozessionen halten. Sie sind wohl gebildet, aber Beschwerden und Armuth reiben sie bald auf, und da jezt die Klöster aufgehoben sind, so sehen sich die Alten und Kränklichen oft hülflos. — Das Thal der Nieder-Isere gilt für den fruchtbarsten Theil Savoyens. Die Kalksteingipfel der Berge verlieren sich hier, und auf den Höhen gehen meist Kiesel-Breccie und dunkler Grauwackenschiefer zu Tage aus. Ein Felsenhorn hinter L'Hopital, das man sehr genau auf der Terrasse bey der Kirche von Conflans sieht, hat eine so auffallende Aehnlichkeit mit Gibbon's Profil, daß der Verfasser, der es in der günstigsten Beleuchtung am Abend sah, einen in Kupfer gestochenen Umriß von jenem seltsamen lithographischen Schattenrisse gegeben hat. Von Conflans nach Montmellian breitet das Gelände sich in eine Ebene aus, die von schneebedeckten Bergen in der Ferne umschlossen und von der stürmischen Isere durchströmt wird. Der Boden ist fruchtbar. Reben und weiße Maulbeerbäume gedeihen unter dem Schutze der Berge. Der Badeort Aix liegt in einem Thale unter einem sehr hohen Kalkfelsen, an dessen Fuße die beyden Heilquellen entspringen, deren Temperatur zwischen 111 — 117 Fahrenheit steht. Die Hauptbestandtheile sind kohlensaurer und schwefelsaurer Kalk, schwefelsaures Natrum (Glaubersalz), schwefelsaure Talkerde (Bittersalz) und Schwefelwasserstoffluft. Jährlich kommen 1500 bis 1800 Badegäste, die aber, nach dem Rathe der Aerzte, sich selten länger als höchstens vier Wochen hier aufhalten. Lähmungen, gichtische Leiden und Skrofeln sind die Beschwerden, wogegen der Heilquell sich wirksam zeigt. Das angränzende schöne Thal erstreckt sich von Chambery zu dem anmuthigen See Bourget, der durch einen schiffbaren Kanal mit der Rhone zusammenhängt, und daher, wenn nicht auch hier Beschränkungen hemmten, zu einem Verkehr mit Lyon, dem Mittelmeer und dem Innern Frankreichs benuzt werden könnte. Der Weg von Chambery zu dem neuen Felsenwege von Les Echelles beträgt ungefähr sieben Stunden. Jener Weg, auch ein Denkmal des Genies und Unternehmungsgeistes Napoleons, ist ein 27 Fuß breites, eben so hohes und 960 Fuß langes Gewölbe, das durch einen sehr harten Kalksteinfelsen gebrochen wurde, welcher früher die felsige Schlucht verschloß. Der Reisende kommt in fünf Minuten aus öder Finsterniß in's Tageslicht, und sieht eine reiche, von prächtigen Bergen umschlossene Ebene vor sich. Das Thal Les Echelles ist, nach des Verfassers Meynung, nicht durch regelmäßige Wasserströmungen ausgehöhlt, sondern eher durch Senkung des Bodens entstanden. Das Kalksteingebirge scheint hier, wie überhaupt in Savoyen, auf Sandstein zu liegen, der zuweilen senkrecht geschichtet ist, und da er von weicherem Gefüge, als der Kalkstein ist, leicht zerfällt, und Senkungen veranlaßt. Der Verfasser glaubt, daß die gewöhnliche Wirksamkeit der Atmosphäre und der Wasserströmungen nicht hinlänglich sey, die gekrümmte und senkrechte Lage der Hauptschichten zu erklären, und daß man eine hebende unterirdische Kraft annehmen müsse, die mächtig wirksam gewesen sey zur Zeit, als die Berge sich erhoben. — Das obere Thal der Isere mit den darein sich öffnenden Seitenthälern heißt die Landschaft Tarentaise, von dem alten Darentasia, der ehemaligen Hauptstadt der penninischen Alpen. Die dunklen, wilden Schiefergebirge, die es einschließen, erheben sich selten zur Linie des ewigen Schnees. Die Abhänge sind mit Wäldern bedeckt, aus welchen die nackten Felsen hervorragen, während zahllose Katarakte aus Schluchten brüllen. Kornfelder, Weinberge und Landhäuser aber beleben angenehm das breitere Thal. Auf diesem Wege nach dem kleinen St. Bernhard soll Hannibal sein Heer geführt haben, und Bakewell verficht sinnreich die Meynung, daß bey dieser Gelegenheit wirklich Essig gebraucht worden sey, freylich nicht um die Felsen zu schmelzen, wohl aber sie durch Gasentwicklung, oder durch Ausdehnung der Dämpfe, oder durch eine Vereinigung beyder Kräfte zu zerreißen. — Bakewell verweilte einige Wochen in dem neuen Badeorte Brida, unweit Moutiers. Der im J. 1819 zufällig entdeckte salinische Heilquell hat eine Temperatur von 93 — 97°,

und seine Bestandtheile sind schwefelsaure Talkerde, salzsaures Natrum, schwefelsaurer und kohlensaurer Kalk. Es schmeckt stark nach Schwefelwasserstoffluft. — Das Dorf Villard Goitrou hat seinen Namen von der auffalend grossen Anzahl der mit Kröpfen behafteten Bewohner. Auch Kretinen sind hier nicht selten. Bakewell vermuthet, daß die Ursache dieser Mißbildung in den, im Trinkwasser aufgelösten Mineralbestandtheilen zu suchen sey, und vielleicht nicht mit Unrecht, wenigstens hat man auch in andern Orten, wo man die Neigung zu Kröpfen häufig findet, die Ursache zum Theil in ähnlichen Umständen gesucht. Der Kretinismus, der erblich zu seyn scheint, ist nicht immer mit Blödsinn verbunden, wiewohl die Unglücklichen, die des Verfassers Wagen umdrängten, alle Zeichen des tiefsten physischen Elends zeigten. — Die geognostischen Verhältnisse der Landschaft Tarentaise beschreibt B. in einem eigenen Abschnitte, worin er die Ergebnisse seiner Beobachtungen umständlich darlegt. Seine Nachricht vom Ackerbau in Savoyen zeigt uns die verderblichen Wirkungen der ungebührlichen Einmischung der Regierung in den Anbau des Bodens. Die mineralischen Quellen auf der nördlichen und südlichen Seite der Centralkette der Alpen entspringen, nach seinen Beobachtungen, aus der Tiefe der Kalkformation und zwar wo dieselbe an den, auf dem Granit aufliegenden Glimmer- oder Kalkschiefer gränzt. Zieht man dabey die häufigen Erdbeben in Erwägung, so wie die öftern Erhebungen von Schichten und die sehr zweifelhafte Beschaffenheit vieler, bisher für Urgestein gehaltenen Gebirgsarten, so gewinnt der Schluß, daß unterirdische Hitze in diesen Gebirgen kräftiger gewirkt habe, als es die meisten Beobachter zugeben wollen, allerdings Wahrscheinlichkeit. — Der rothe Schnee, den die Seefahrer im Polarmeere zu beobachten so häufig Gelegenheit hatten, kommt auch in den Alpen vor; doch nur in Jahrzeiten, wo Reisende selten sind, nämlich vom März bis zu Anfange des Junius. Gegen Saussure's Meynung, daß er pflanzlicher Natur sey, vermuthet Bakewell, er sey von irgend einer Fliegenart abgesezt, weil das daraus gewonnene Oel nach Wachs riecht. Anziehend sind des Verfassers Nachrichten über Genf, Bern und das Oberland. Hier nimmt er auch Gelegenheit, seinen Landsleuten das uns Bekannte von des Herrn v. Haller Winkelzügen zu erzählen, und sagt, es sey in dessen Betragen ein so großer Mangel von Redlichkeit gewesen, daß der Mann es verdient habe, aus einem Verein achtbarer Männer gestoßen zu werden. — Die fruchtbare Ebene von Interlaken, wo ein wohlthätiges und glückliches Volk wohnt, das weder drückende Dienste zu leisten, noch lästige Abgaben zu zahlen hat und in Sicherheit die Früchte seines Fleißes genießt, veranlaßt den feinsinnigen Verfasser zu einem freudigen Blicke auf sein Vaterland, das im Gegensatze des Volkselends, welches immer das Ergebniß der Willkürherrschaft ist, seinen lange genossenen Vorzug vor allen despotischen Staaten der höhern Freyheit verdankt, die es besizt. Bey solchen Thatsachen findet er es mehr als seltsam, daß es selbst in England Schriftsteller gibt, welche die nach Freyheit ringenden Völker schmähen, und den Vortheil, das Glück und die unveräußerlichen Rechte des Volkes den willkürlichen Ansprüchen einiger wenigen Familien aufopfern wollen. Bakewell wurde zu diesen Bemerkungen besonders durch die Unterhaltung mit Reisenden veranlaßt, die aus Italien zurückkamen, und er blickt mit Unmuth auf die frühere Politik Englands zurück, das nach seiner Ansicht die Gelegenheit, den Frieden Europa's zu sichern, absichtlich zurückgestoßen habe. Aber der böse Geist, der zu jener Zeit Englands Angelegenheit leitete, sezt er hinzu, sey zu sehr von Schmeicheleyen bethört gewesen, um einsehen zu können, daß Englands Macht durch Vernichtung der freyen Staaten des Festlandes, die allein seine wahren Freunde gewesen seyn würden, vermindert werden müßte. Zum Glücke, meynt er, würden jezt weisere Rathschläge herrschend, und die englische Regierung werde bald nicht mehr von den Völkern Europa's gehaßt werden. — Von Genf reiste der Verfasser über Lyon meist durch granitische Gebirge nach Clermont, und sah zuerst bey Pont sur l'Allier den vulkanischen Tuff von Auvergne. Nach allem, was frühere Reisende, und neuerlich der wackere Daubeny aus Oxford, über die ausgebrannte vulkanische Welt dieses merkwürdigen Landes gesagt haben, wird der Geognost in des Verfassers klaren und gründlichen Nachrichten noch immer Vieles finden, was frühere Mittheilungen theils bestätigt, theils erläutert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Der, im Januar dieses Jahres zu Rom verstorbene Ritter Gius. Tambroni war 1774 zu Bologna geboren, und ein jüngerer Bruder der berühmten Hellenistin Crotilde. Sehr früh legte er sich auf die Wissenschaften, und stand eben im Begriffe, die Universität seiner Vaterstadt zu beziehen, als er sich durch die politischen Ereignisse in Italien genöthigt sah, in die diplomatische Laufbahn einzutreten. Er reisete als Angestellter bey der Gesandtschaft des Königreichs Italien nach Frankreich, und ward dann Consul zu Livorno. Mitten unter seinen öffentlichen Geschäften hörte er nicht auf, die Wissenschaften und seine Freunde zu cultiviren. Die neuesten Reformen Italiens hatten ihn bewogen, sich in eine friedliche Zurückgezogenheit nach Rom zu begeben, wo er seit 1811 gelebt hat. Mit Eifer wurden seine Lieblingsstudien hier wieder zur Hand genommen. Häufig besuchte er daneben die berühmtesten Künstler und Literatoren der Hauptstadt. Mehrere Akademien nahmen ihn zum Mitgliede an. Viele, durch ihren Rang sowohl, als durch den Schutz, welche sie den Gelehrten angedeihen lassen, ausgezeichnete Männer schenkten ihm ihr Wohlwollen, und er wußte sich desselben würdig zu erhalten. Man hat von ihm ein (zu Mailand 1807 in zwey Quartbänden erschienenes) Compendium der polnischen Geschichte. Auch verdankt man ihm die erste öffentliche Bekanntmachung von Cennino Cennini's Abhandlung über die Malerey, welche er in einem Manuscripte der Vaticanischen Bibliothek entdeckt hatte, und mit vielen Anmerkungen bereicherte. Eine Denkschrift auf den berühmten Canova und mehrere Briefe über die bey Castel Gandolfo gefundenen Aschenkrüge haben ebenfalls ihn zum Verfasser. An dem Giornale Arcadico war er Mitarbeiter. Ein vortrefflicher Ehemann und Vater verlor er frühzeitig seine Gattinn, Teresa Conti von Chambery. Untröstlich über diesen Verlust, und tief betrübt über das Schicksal seines Vaterlandes, starb er im fünfzigsten Jahre seines Lebens. Um ihn trauerten zahlreiche, mit ihm gleich denkende und fühlende Freunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 84.

Literatur = Blatt.

Dienstag den 19. October 1824.

Alterthumskunde.

Lieder und Schriften der Vorzeit, dargestellt von Ulrich Friedrich Kopp aus Hessen-Cassel. Mannheim auf Kosten des Verfassers.

Wenn wir auf dieses seltene Buch aufmerksam machen, so geschieht es mehr, um den Freunden des Faches und der Wissenschaft einen Dienst zu thun, als um unsere Kritik zu üben, zu tadeln oder zu loben. Wir führen dabey das Sprichwort für uns an: „Besser spät als nie", indem die Verspätung nicht uns zur Last fällt, sondern in den Verhältnissen begründet ist, unter denen der gediegene Inhalt dieses Werkes in den Druck gekommen ist. Der Verfasser selbst sagt hierüber in der Vorrede: „dieses Werk wird so wenig, als andere meiner Arbeiten, je im Buchladen erscheinen. Ich habe mich auch nie überwinden können, einem Buchhändler den Verlag meiner Bücher anzubieten, deren Druck so große Kosten erfordert, und welche bey dem bekannten tändelnden Geschmack des größten Theils der Lesewelt nie können ersetzt werden. Es sind daher nur wenige Exemplare gedruckt worden, und von diesen wenigen nur 12 bis jetzt ganz vollendet. Denn wegen der Kupfer, besonders der farbigen, wird ein jedes in Ansehung der Mühe und Arbeit, welche es noch nach beendigtem Druck erfordert, fast einem Manuscript zu vergleichen seyn. Wem daher nicht ganz besonders daran gelegen ist, das Werk zu besitzen, der fordere es von mir ja nicht!"

Fürwahr ein seltener Verfasser in unsrer Zeit, der dem Buchhändler keinen Schaden verursachen will, und ein eben so seltener Verleger, der dem Publikum zuruft, kommt nicht, mein Werk zu kaufen, wenn euch nicht wahre Liebe zu dem darin behandelten Stoff dazu treibt.

Indessen, dieser würdige Ernst entspricht ganz dem gediegenen und gelehrten Fleiße, mit welchem der Verfasser gearbeitet hat. Wir gestehen nochmals, daß wir meist aus Unkunde sein Werk nicht beurtheilen wollen; indessen drängt es uns, ein Verzeichniß seines Inhaltes zu geben, welchem eine kleine Probe aus der 1sten Abhandlung folgen soll. Der erste Theil enthält:

Abhandlung I. Ueber den Geburts-Adel. Enthält einen Auszug aus dem alten deutschen Gedicht, der Ritterspiegel genannt, und betrifft die Anmaßungen des Geschlechtsadels von den ältesten Zeiten her; namentlich die Frage, ob derselbe blos wegen seiner Geburt, wenn auch keine persönlichen Verdienste vorhanden sind, einen Vorzug vor andern Staatsbürgern fordern könne, welches, als der gesunden Vernunft und dem Wohl des Staates zuwider, verneint wird.

Abhandlung II. Gemälde des Sachsen-Rechts, aus der von Rom nach Heidelberg zurückgekommenen schönen Handschrift, welche beschrieben, und die vorzüglichsten Bilder mit allen Farben treu nach dem Originale gezeichnet, mitgetheilt und aus den altdeutschen Rechten und Alterthümern erläutert werden.

Abhandlung III. Reise-Bemerkungen über merkwürdige Handschriften, von Wien, Straßburg, Bamberg und Würzburg mit Schriftproben, wobey eine Untersuchung über das Alter und die Eigenschaften der codicum rescriptorum eingeschaltet ist.

Abhandlung IV. Ueber phönicische Inschriften. Worin nicht nur, was bisher in Ansehung ihrer Erklärung geschehen, gemeldet, sondern auch des Verfassers Auslegung zur Beurtheilung vorgelegt wird. Die Inschriften sind 1) von der Insel Cypern, 2) von der Insel Malta, 3) die Athenienfische.

Abhandlung V. Enthält die Kritik einiger paläographischer Schriften.

Der II. Theil enthält: Abhandlung I. Fortsetzung der Erklärung der Gemälde des Sachsenrechtes. Abhandlung II. Messingenes Taufbecken und darauf befindliche unbekannte Schrift. Abhandlung III. Schrift aus Bild, gegen die Meynung, daß nie Buchstabenschrift aus Bilderschrift entstehen könne. Abhandlung IV. Entwicklung der semitischen Schriften, und zwar:

Allgemeine Ansicht. Semit. Schriften in ihren Theilen. Vocalbuchstaben und Endbuchstaben. Semit. Schrift im Zusammenhang. Richtung derselben. Wort-Abtheilung. Interpunction. Nähere Betrachtung der einzelnen semitischen Schriften. Aelteste babylonische Schrift.

Haupt-Linie von der babylonischen bis zur hebräischen Quadratschrift. Phönicische Schrift. Aeltere hebräische und samaritanische Schrift. Aramäische ältere Schrift. Neuere palmyrische Schrift. Hebräische Abr. Schrift. Weitere Ausbreitung des semitischen Schriftstammes. Aeltere und neuere persische Schrift. Arabische Schrift. Entwicklung der heutigen syrischen und arabischen Schriften. Schrift der Zabier. Tartarische Schrift. Aethiopische Schrift.

Außerdem sind bey anderthalbtausend Holzschnitte, bestehend aus Bild, Inschriften und einzelnen Schriftzeichen, aus der sinesischen, japanischen, indischen, armenischen und ältern semitischen Schriften mit eingedruckt. Dann Steinschriften, Münzinschriften; kufische Handschrift, Abstammung des mauritanischen Alphabets.

Zur Probe mag ein altdeutsches Gedicht aus der ersten Abhandlung hier stehen. Der Dichter sucht darin auszuführen, daß nach der damaligen Verfassung in Deutschland von einem Mann aus dem niedrigsten Stande, sogar von einem Leibeigenen, ein Geschlecht hervorgehen könne, welches Deutschland sogar seinen Kaiser gäbe. In der That ist diese Skizze, so selten sie sich auch im Leben verwirklicht haben mag, doch mehr als bloße Dichtung.

Nu werdin ouch rechte eigin Luthe
mit der Hant fry wedir gegebin
also man daz wole mag bedruthe
wan ez erin herrin werdit evin 1)
und kouffin si guthir di nicht sint fry
und vorzcinsin di selbin guthe
so mogin si frome gebur wol sy 2)
werdit rebesich danne er gemuthe
so zcihin er Kinder dan in die stete. 3)
Ee guthe si do vorschoßin
und gebruchin der friheid darmete
der sie von den Forstin han genossin. 4)
Ist also menlich er kindir lebin
daz sy in den herrin hofe rithin
und en sich zcu dinste dan gebin
und togin zcu rechtin und zcu stritin
so belenit si der Herre danne
mit frygntbin die eme sterbin loz
also werdin sy der edilu Herrin manne 5)
werdit daenach er habe etwaz groz
und sint er kindir tugintsam und fromme
und diensthaftig in erin tagin
so mag ez en wol darzcu kommen
daz si werdin zcu rittern geslagin 6)
Kommen si darnach zcu sloßin
di gud und riche und veste sint
und sint si menlich und unvordroßin
so werdin si edil und alle er kint 7)
wen si di mannlehin vorlihin
und di rittermaßigin undir en han
und en helffin zcu erin krigin dan
so werdin er kindir zcu grafin gemacht 8)
Daß geschet en von dem riche. 9)
Werdin si darnach daz geacht

1) Leibeigene konnten freygelassen werden. Die Folge davon war persönliche Freyheit, und daß der Freygelassene hingehen konnte, wohin er wollte.

2) Freygelassene konnten Güter kaufen und für sich erwerben; nicht wie die Leibeigenen alles für ihren Heren. Die Güter, welche sie kauften, waren aber wohl noch keine freye, sondern solche, welche der gemeine Mann zu haben pflegte, und die sich für einen Ritter nicht schickten, und so mußten sie denn, obwohl persönlich frey, die Lasten übernehmen, welche auf dem Gut hafteten. Sie gehöreten zu den frommen Geburen oder selbst betreibenden Landleuten, welche jedoch Zinsen und Gülten zahlten.

3) Die auf sie folgende Generation ihrer Kinder, also die Kinder des Freygelassenen (Freygeborne), ziehet in die Städte.

4) Ihre Güter waren nun schon freyer, sie zahlten nur dem Stadtbeutel Schot- oder Geschoß-Geld, und erfreuten sich mannichfaltiger, den Städten von den Fürsten verliehener, Freyheiten.

5) Haben sie männliche Nachkommen, so konnten die Kinder der Stadtbewohner, Enkel des Freygelassenen, Diener (Ministerialen) des höheren Adels werden, welcher sie mit Freygütern wohl belehnen mochte.

6) und wurde der Freygeborne so vermögend, daß er und seine Nachkommen den Kriegsdienst zu Pferde thun, und eine fortwährend kriegerische Lebensart führen konnten, so waren leztere von Ritterart, und konnten zu Rittern geschlagen werden, wann sie sich tapfer und mannhaft hielten.

Zur Uebersicht mögen folgende Stufen dienen:



a) Leibeigner, nachher Freygelassener, kauft unfreye Güter. b) Mittelfreye (Freygeborne) ziehen in die Stadt. c) Des Mittelfreyen Kinder dienen dem hohen Adel, werden Vasallen. d) Höchstfreyer, wird zum Ritter geschlagen.

Hieraus erklärt sich der Sinn der unbescholtenen, d. h. freygebornen, vier Ahnen des Mittelalters, welche erfordert wurden, um zum Ritter geschlagen werden zu können. In diesem Sinne kann jezt jeder Bürger Ahnenprobe machen, wenn sein Vater und Großvater nicht Freygelassene waren. Die Aufnahme in den Orden der Ritterschaft galt demnach als wirkliche Standes-Erhöhung.

7) Erwerben sie sodann Schlösser und Herrschaften, halten sie sich dabey männlich und tapfer, so erlangen sie hiedurch factisch die Würde der Dynasten.

8) Sind ihre Herrschaften so bedeutend, daß von denselben rittermäßig-adliche Mannlehen abhängen, deren Besizer unter ihrem Banner Ritterdienste thun müssen, so mögen sie wohl in den Grafenstand erhoben werden.

9) Erst bey dieser Standes-Erhöhung muß die Autorität des Kaisers als Reichsoberhaupt hinzutreten, (weil der Grafen-Stand eigentlich ein Reichs-Amt war), während bey den vorhergehenden Standes-Veränderungen theils

sy mogin sich den forstin ggliche 10)
Gewunnen si eynes forstin Land
adir belenite si der Koning darmede
So werdin si geforstint alzcu hand
wer wolde dawedir rede. 11)
Sterbit danne Koning oder Keysere
her mag an sine stad werde gekorin
ab eme god had beschert di ere. 12)
Also werdit daz adil nicht angeborin
zcu deme erstin von anbeginne 13)
Ez stigit also uf und vellit
wer dit ebin kan besinne
Darnach man sich fromelich stellit
vellit eyner in Torheit balde
und verlusit seinen togintlichen mud
und wel wedir worte noch truwe halde
In allin dingen di her tud
her werdit gar zcu nichte
sin herrschaft snellichin vergehit:
Mit wißheit mucz her ez uzrichte
Wel her daz sin adel bestehit. 14)

G. C.

Dienste, theils Geburt von vier freygebornen Ahnen, theils der Besitz von Gütern und Vasallen das politische Vorschreiten eines Geschlechtes von selbst zur natürlichen Folge hatten.

10) In diesem Stande sind sie gleich wie des Reiches Fürsten auch denselben gleich hoch geachtet.

11) Endlich läßt der Dichter die Nachkommen des Freygelassenen, nunmehr Grafen im Besitz von Schlössern und Herrschaften, gar eines Fürsten Land, d. h. noch ausgedehntere Herrschaften, die ein staatsrechtlich geschlossenes Ganzes bilden, erwerben, oder damit belehnt werden, und sagt, daß dieselben dann wohl leicht gefürstet werden dürften. Dem Dichter ist hiebey kein Vorwurf zu machen, daß er einen Grafen vom Leibeigenen herstammen läßt. Selbst Scheidt sagt: „es können sehr wenige Grafen wissen, daß ihr Stammvater kein Freygelassener gewesen.“ Der Uebergang von dem Grafen- in den Fürstenstand aber leidet noch weniger Vorwurf, weil er durchaus keine Standes-Erhöhung, sondern zufällige Folge einer Gebietsvermehrung, Belehnung oder kaiserlichen Gnade war, und weil sogar im XIIten Jahrhundert die vier ursprünglichen weltlichen Kurhäuser noch im Grafenstand erblickt werden können.

12) Stirbt nun der deutsche König oder Kaiser, so mag er an seine Stelle (gekürt) gewählt werden, wenn ihm Gott diese höchste Ehre beschert. Der Schwabenspiegel sagt bey der Frage: „Wer zu Kunig edel genug ist?“ — „Die Fürsten söllen erwelen einen Kunig, der ein freyer „Herr sey, und also frey, daß sein Vater und seine „Mutter frey seyen gewesen und nicht söllent mittelfreyer seyn.“ Hiedurch wird bey der Kaiserwahl also nur der niedere Adel ausgeschlossen, und ein Graf kann, wie dieß auch geschehen, zum Kaiser gewählt werden.

13) und 14) Nun folgt die Moral und Schluß des Gedichtes, daß der Adel dem Menschen von Natur nicht angeboren werde, daß auf dieser Welt Glück und Unglück, Größe und Niedrigkeit wechseln, wie eine Welle die andere treibt, daß aber der Tugendhafte und Weise seines eigenen Glückes Schmid seyn könne, wie denn der Thor, der Lasterhafte, der Treulose, seines guten Namens und seines Besitzes, sey er auch so edel und altanererbt, schnell verlustig werde, oder wie sich ein altdeutscher Sänger ausdrückt:

„Eyn Edelman von gebort der sin adel swachet
Myt untugenden der nidert sich daz er gut zu ubele machet.“

Kunstlehre.

Was nüzt uns schöne Kunst im gemeinen Leben? Kurz und faßlich beantwortet von einem Kunstfreunde. Wien bey Leopold Grund 1823. 66 S. gr. 8.

Schiller hat in seiner Abhandlung über die ästhetische Erziehung des Menschen die nämliche Frage mit philosophischem Scharfsinn erörtert; aber er hat es an Popularität fehlen lassen. Unser ungenannter Kunstfreund hat nach Popularität gestrebt, aber an jenem Scharfsinne leidet er augenscheinlichen Mangel. Er beginnt mit folgender Erklärung: „Schöne Kunst ist jene Thätigkeitsart des Menschen, vermöge welcher er das Schöne hervorbringt und genießt.“ Nach dieser Definition ist jeder Ehemann, der mit einer schönen Gattin schöne Kinder zeugt, ein Künstler, und sein Ehestand schöne Kunst.

Ungeachtet dieses Fehlschusses im Definiren trifft der Verf. das Ziel der Wahrheit, wenn er später den Nutzen der schönen Kunst hauptsächlich darin sucht, daß sie gleichzeitig all' unsere geistigen Kräfte beschäftiget, und dieselben dadurch zu einem harmonischen Zusammenspiel ausbildet. Der Mensch ist eine kleine Welt, und wie man das Theater eine kleine Welt genannt hat, so könnte man auch wohl den Menschen mit einem Theater vergleichen, dessen Hauptacteurs seine geistigen Kräfte sind. Soll das Theater gut werden; so muß kein Acteur auf Kosten der andern glänzen. Alle müssen, einander wechselseitig unterstützend und belebend, im Zusammenspielen sich üben, und die schöne Kunst ist die Directrice, welche sie darin unterweist. Es ist unter diesen unsichtbaren Histrionen, wie unter den sichtbaren, eine Neigung zu ewigem Kriege herrschend, welche nur durch die schöne Kunst überwunden werden kann. Sie allein stiftet den wahren, inneren Frieden, der freylich nicht viel länger dauert, als der Genuß am eignen oder fremden Kunstwerke, aber doch immer ein Gefühl von Freudigkeit zurückläßt, welche auf die gemachte Erfahrung des Besitzes harmonischer Kräfte sich gründet. Das ungefähr ist es, was der Verfasser in dem Résumé seiner, ziemlich trockenen Betrachtung also ausdrückt: „die schöne Kunst ist es, die alle unsere Kräfte harmonisch entwickelt, hiedurch den höchst möglichen Grad von Befriedigung wahrer Glückseligkeit bewirkt, diese Befrie-

digung erkräftigt uns aber weiter zur höchst möglichen Erreichung dessen, was das Vernunftgesetz von uns fordert, daher bringt sie unser vernünftiges Wesen und unsere sinnliche Natur in einen vollkommenen Einklang, womit aber unsere Bestimmung erreicht ist, — folglich: verhilft uns die schöne Kunst zur vollkommenen Erreichung unserer irdischen Bestimmung, und hiedurch wäre ihr Nutzen für's gemeine Leben dargethan, was die Aufgabe dieser Blätter war."

Hieraus folgert er S. 63. die Pflicht, bey Anderen den Sinn für's Schöne zu fördern, und legt sie, in Bezug auf das Volk, besonders den Landgeistlichen an's Herz. Er behauptet, sie hätten so unschuldige als leichte Mittel in Händen, ihn zu nähren, zu veredeln, und dadurch dem Volke „eine wohlthätige Liebe für's Bestehende einzuflößen, welches Bestehende meistens weit schöner sey, als es unser hyper-eesoematorisches Zeitalter glauben wolle." Diese Apologie der schönen Kunst ist wenigstens sehr zeitgemäß, denn die bestehende Politik hat zuweilen schon die schöne Kunst, weil sie sich gern freye Kunst nennt, in den Verdacht der Gefährlichkeit gezogen.

Der Styl des Verfs. ist klar und nicht unangenehm. „Es erübriget uns noch von dem vierten Sohne zu sprechen." (S. 47.) ist der bedeutendeste Fehler, den wir angetroffen haben. Erübrigen heißt durch Ersparniß übrig behalten. Erträgniß für Ertrag ist provinziell, und gang und gäbe für gäng und gäbe wird wohl dem Setzer zur Last fallen.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Zu Florenz soll ein angehender dramatischer Dichter, G. B. Niccolini bereits mehrere Trauerspiele, deren Gegenstände der Nationalgeschichte enthoben sind, fertig und zum Drucke bereit haben. Eines derselben, ein ganz neues, Ino e Semisto betitelt, ist in den ersten Monaten dieses Jahres zu Florenz auf die Bühne gebracht, und schon bey der ersten Vorstellung mit großem Beyfall aufgenommen worden. Noch ungleich lauter erscholl das Lob des Verfassers bey den folgenden Aufführungen, nachdem er die über sein Stück gemachten Kritiken und Bemerkungen benutzt hatte. Mit Hinsicht auf diese gedenkt er sein Trauerspiel, an welchem eine, dieser Gattung angemessene Versification, ein lebhafter, mitunter gedrängter Styl und die darin zu Tage gelegten Grundsätze hauptsächlich gerühmt werden, in Kurzem im Drucke erscheinen zu lassen. — Auch zu Neapel hat seit einiger Zeit ein dortiger Bürger, Giulio Genoino, von mehreren seiner, auf den Bühnen von Neapel von der Schauspielergesellschaft Fabbrichesi aufgeführten Lustspiele nicht geringen Beyfall eingeärndtet. Er hatte versprochen, von Anfange dieses Jahres an monatlich eins seiner Stücke durch den Druck bekannt zu machen. Die Sujets dieser Lustspiele sind dem größten Theile nach aus vaterländischen Geschichten und Traditionen geschöpft; wie solches nachstehende Ueberschriften beweisen: J. B. Vico, J. B. della Porta, der Schneider von Santa-Sophia, Sannazar, die Hochzeit des Malers Zingaro u. s. w. Es sey, bemerkt ein kritisches Blatt, nicht abzusehen, warum Hr. Genoino nicht auch das Leben des Salvator Rosa benutzt habe, welches ihm, was allerdings der Fall ist, für vielleicht mehr als ein ähnliches Stück sehr komische Situationen, Begebenheiten und Charaktere hätte an die Hand geben müssen.

— Aus der Feder des Römers Francesco Cancellieri und unter dem Titel: Notizie sopra l'origine e l'uso dall' anello pescatorio etc., erhält man unter mancherley Notizen über den Ursprung und Gebrauch des Fischerringes und der übrigen kirchlichen Ringe, eine sehr seltsame Erzählung von einer Vermählungs-Ceremonie, welche ehemals zwischen den Bischöfen von Pistoja und den Aebtissinnen des dortigen Klosters von San-Pietro Maggiore Statt gefunden hat. Der Schauplatz war die Klosterkirche von San-Pietro. In derselben bemerkte man, neben mancherley andern, sonderbaren Zuthaten, ein aufgerüstetes Bett. Der Bischof, auf diesem sitzend, empfing von der Linken her, die Aebtissinn als seine Braut, und beschenkte sie mit einem kostbaren Ringe und einem Hirtenstabe. Die Braut hinwieder machte dem geistlichen Bräutigam das reich verzierte Bett zum Geschenk.

— In einer früherhin in der Zeitschrift für Wissenschaften, Literatur und Künste für Sizilien erschienenen, nunmehr auch besonders abgedruckten Abhandlung über die Ursache der Vulkane (Memoria sul principio motore dei volcani Palermo, bey Lorenzo Dato) erklärt sich der Verfasser, Hr. Agatino Longo, nach vorhergegangener Erörterung der von Bergmann, Patrin, Breislack und Davy auf die Bahn gelegten Erklärungsarten des großen Phänomens der vulkanischen Ausbrüche dahin, daß es ihm vorkomme, als ob keine derselben zur Erklärung der vor Augen liegenden Thatsachen genüge oder über dieselben, ihrer Gesammtheit nach, Auskunft gebe. Inzwischen schien die von Davy vorgetragene, und auch von dem Professor Maravigna in seiner Geschichte des Aetna-Brandes im Mai 1819 und in einer, in der gedachten sizilischen Zeitschrift enthaltenen Abhandlung über die Vulkane angenommene und entwickelte Hypothese in Sizilien ein entschiedenes Uebergewicht erhalten und die allgemeine Ansicht der vulkanischen Erscheinungen sich wenigstens für einige Zeit nach dieser gebildet zu haben. Dieser Meynung aber will Hr. Longo sich nicht fügen. Im Gegensatze mit dem englischen Chemiker glaubt er nicht, daß jene so oxydabeln Metalle, welche den Stoff aller bekannten Felsen, fast der ganzen, die Oberfläche des Bodens bildenden Erdschicht ausmachen, sich gegenwärtig noch in einer, unmittelbar unterhalb derjenigen, welche die vulkanischen Ausbrüche durch- und untereinander geworfen haben, sich durchziehenden Erdschicht im metallischen Zustande befinden. Er findet vielmehr in einigen der, theils auf der Oberfläche des Erdbodens, theils in nicht sehr bedeutenden Tiefen beobachteten Mischungen ein Princip, das im Stande wäre, unter günstigen Umständen alle Wirkungen des vulkanischen Feuers hervorzubringen, und die Zersetzung des, in dem Thonschiefer in so großer Menge sich vorfindenden Schwefeleisens scheint, seiner Meynung nach, jedes Forschen nach einer andern Ursache der Erdbeben, der Lava-Ausbrüche und der Beschaffenheit jener im Flusse begriffenen Felsenmaterie überflüssig zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 85.

Literatur-Blatt.

Freitag den 22. October 1824.

Länderkunde.

L'indépendance de l'empire du Brézil, présentée aux monarques européens par M. Alphonse de Beauchamp. Paris, chez Delaunay.

Das Kaiserreich Brasilien hat gegenwärtig einen Gebietsumfang, der über zwey Millionen Geviertmeilen beträgt. Seine, noch durch keine genaue Ausscheidung festgesetzten Gränzen beruhen auf den Verhältnissen zu den auswärtigen und Nachbarstaaten; die natürlichste Gränze ist die vom La Plata und Amazonenstrom gebildete. Des Reiches wirkliche Eintheilung begreift neunzehn Provinzen, nämlich: Rio Negro, Para, Maranham, Pianhy, Ceara, Rio-Grande do Norte, Parahiba, Pernambuco, Alagoas, Sergipe, Bahia, Espirito-Santo, Rio-de-Janeiro, San-Paulo, Santa-Catharina, Rio-Grande do Sul, Minas, Goyaz, Matto-Grosso. Seine, auf dem weiten Landesgebiet zerstreute Bevölkerung wurde, nach einer, statt neunzehn, jedoch nur siebzehn Provinzen begreifenden Werthung auf nicht mehr denn 3,617,900 Seelen angegeben. Spätere und die neuesten Zählungen geben die Gesammtbevölkerung Brasiliens höher denn vier Millionen an. Will man sich aber an die frühere zuverlässige Angabe halten, so zerfällt diese Bevölkerung in folgende Abtheilungen: 1,528,400 freye Menschen bilden eine gemischte Bevölkerung, die besteht aus 843,000 Weißen, worunter ein Drittheil mindestens europäische Portugiesen und ungefähr 562,000 Brasilianer, aus 426,000 freyen Mulatten und 259,400 Indianern aller Art. Rechnet man dazu annoch 159,500 freye Neger, so gibt dieß eine Gesammtzahl von 1,687,900 freyer Menschen, die im Besitz aller bürgerlichen und politischen Rechte sind.

Die Zahl der Negersclaven ist beyläufig 1,728,000, und die der Mulattensclaven beträgt 202,000; insgesammt 1,930,000. Demnach hätte Brasilien ungefähr zwey Millionen Sclaven, das will sagen, eben so viel als Freye, wofern man bey der alten Zählung stehen bleibt und die große Menge der durch die gegenwärtige Regierung zur Einwanderung veranlaßten Europäer nicht in Anschlag bringt. Uebrigens ist die Sclaverey bekanntlich in Brasilien milder als im ganzen übrigen Amerika. Die portugiesischen Gesetze gewährleisten dem Sclaven das selbsterworbene Eigenthum, und dieß ist unstreitig auch das Wichtigste, was sie für ihn thun konnten. Zweifelsohne wird die Sclaverey, dort etwas früher oder später, von selbst aufhören, wenn die Eigenthümer mehr Nachtheil als Vortheil darin erkennen, und man wird sich mit der Freysprechung der Neger, oder wenigstens mit einer allmähligen Besserung ihrer Verhältnisse beschäftigen. Wenn Rücksichten der Klugheit anrathen müssen, die gänzliche Freylassung annoch zu verschieben, und einzig nur die von freyen Vätern und Müttern erzeugten Söhne als Staatsbürger anzuerkennen, so bleiben doch allzeit noch Ausnahmen übrig, durch welche der Kaiser besondere Verdienste belohnen kann. Die bürgerlichen sowohl als die politischen Rechte der Staatsbürger Brasiliens sind übrigens durch die, vom Kaiser beschworenen Grundgesetze ausgemittelt.

Was die Indianer anbetrifft, so können sie überhaupt als Bundesgenossen der Regierung in Frieden und Krieg, somit als unter gleicher Herrschaft stehend, betrachtet werden. Es sind kleine Völkerschaften, die auf abgeschiedenem Gebiete leben. Die große Aufgabe besteht darin, sie der Unwissenheit, Barbarey und sittlichen Verderbniß durch intellectuelle und moralische Erleuchtung zu entreißen. Dieß vermag das Christenthum am zuverlässigsten. Die Missionarien haben das Werk begonnen, und setzen es weiter fort. In Kurzem werden auch die mährischen Brüder in Brasiliens Urwäldern als Apostel der Humanität und geselliger Kultur, durch Lehre und Ueberzeugung wirkend auftreten.

Unterschiede, die auf Geburt und Herkunft beruhen, sind in Brasilien vorhanden: die Aristokratie des Reichthums findet sich dort, wie allenthalben; ausgedehnte Grundbesitzungen sind daselbst gewöhnlich. Den freyen Gewerbs- und Berufsarten fehlte bis dahin sattsame Aufmunterung; auch der Militärstand hat seine nothwendige Entwicklung noch nicht erhalten. Nunmehr aber, nach-

dem die Brasilianer Seefahrt und Handlung erworben haben, in dem gegenwärtigen Zeitpunkt von Gährung und begonnenem Wetteifer, muß die Aristokratie, zum Theil wenigstens, wandelbarer werden.

Wo von Brasiliens Boden die Rede ist, muß seiner Bergwerke und Diamantgruben nicht weniger, als des fruchtbaren Gedeihens der wichtigsten Kulturarten gedacht werden. Die Zucht der Cochenille ist mit Erfolg eingeführt worden; eben so aus Madera die Pflanzungen des Zuckerrohrs; Baumwolle, Indigo, Tabak und hundert andere Erzeugnisse mehr, bieten sich wildwachsend dem Pflanzer dar. Fast alle europäischen Obstfrüchte werden in den Gärten von Rio-Janeiro gezogen. Der Hanf- und Flachsbau gedeiht am Rio-Grande, und die Pflanzengärten in Rio-Janeiro und Pernambuco acclimatisiren eine Menge fremder Gewächse.

Die Gold- und Diamant-Minen bilden auch keineswegs die erste und bedeutsamste Aussteuer des Reiches; die reichen Eisen- und Kupferminen seines Bodens sind ungleich wichtiger und nutzbarer; tüchtige Arbeiter werden dem Handel und den Künsten in Kurzem die Ausbeute derselben liefern. Das Eisen von Paracuda steht dem besten schwedischen Eisen nicht nach.

Es sind übrigens die Verhältnisse Brasiliens so beschaffen, daß seine Provinzial-Verwaltung sich den Einrichtungen föderativer Monarchien, wie deren noch einige bestehen, nähern muß. Die Provinzial- und Munizipal-Gewalten werden eine gewisse Selbstständigkeit erhalten, die mit den Grundgesetzen des Staats, wie der Kaiser Don Pedro sie am 25. März letzthin anerkannt und beschworen hat, gar nicht unverträglich sind. Jene werden sich, wie zu hoffen steht, in den Formen einer erblichen und repräsentativen Monarchie, mittelst der großen Hebel der öffentlichen Erörterung und der freyen Presse, stets besser bewähren und befestigen.

Die wesentlichen Fortschritte sind unverkennbar, welche das Land machte, seit die Regierung ihren Sitz daselbst aufgeschlagen hat, und keine seiner bedeutsamsten und reichsten Bürger durch Geschäfte, Ehrgeiz oder Gewohnheit weiterhin vom vormaligen Mutterland angezogen werden.

Die eigenthümliche Regierung sichert Brasilien auch eine eigenthümliche Seemacht. Mit den vereinbarten Vortheilen von eintausend bis zwölfhundert Meilen Küstenlandes, der Fahrt auf dem Amazonenstrom und dem Rio de la Plata, der schönsten, zahlreichen und sichern Hafen, trefflicher Fischereyen und einer geographischen Lage an der schmalsten Kanalstelle des atlantischen Meers, von wo in dreyzehn Monaten die Erdumseglung möglich ist, mit fast unzerstörbaren Materialien für den Schiffbau (die Holzarten sind fünfmal dauerhafter, als die europäischen), muß Brasilien unstreitig der mächtigste Seestaat im Südmeere werden, und er ist es auch bereits schon. Das Monopol einzig nur hatte seine nautische Entwicklung gehemmt, wie vormals diejenige der Seemacht der vereinten Staaten Amerikas. — Das mit der Landesbefreyung unverträgliche Monopol ist nun auf immer verschwunden.

Zusehends, man möchte sagen alltäglich, erhält die brasilianische Marine neuen Zuwachs; Linienschiffe werden nicht gebaut; man glaubt mit Recht, daß für's Kreuzen und für die Schiffahrt auf diesen Meeren Fregatten, Corvetten und Brigg's ungleich passender sind. Man darf nur die Zeitungen von Rio-Janeiro lesen, um sich von dem Eifer für das Seewesen zu überzeugen, der die Einwohner Brasiliens und der Hauptstadt insonderheit belebt. Jedes Blatt enthält Angaben freywilliger, für diesen Zweck dargebrachter Gaben. Man hatte anfänglich geglaubt, nach Maßgabe ähnlicher Verhältnisse, auf eine Steuer von im Durchschnitte fünf Franken auf die Person rechnen zu können; diese Vermuthung blieb jedoch weit hinter der Wirklichkeit zurück, und die freywilligen Beyträge für die Marine betrugen mehrere Millionen. Man darf sagen, es habe die brasilianische Marine gewissermaßen den Gemeingeist dieses Landes ins Leben gerufen. Die, jetzt in brasilianischem Dienste stehenden brittischen Matrosen sind ein Gegenstand der Nachstrebung und des Wetteifers für die dem Seedienst sich widmende Klasse der Bevölkerung dieses Landes geworden.

(Der Beschluß folgt.)

Dramatische Dichtkunst.

Die Macht des Wahnes. Tragödie von Christian Samuel Schier. Trier bey Gall 1824. X und 166 S. 8.

Der Wahn, welcher hier seine Macht entfaltet, ist der Glaubenswahn. Das Stück spielt im Jahre 1546. Der junge Spanier Juan Diaz ist aus reiner Ueberzeugung zur reformirten Kirche übergetreten, und steht im Begriff, mit der Tochter eines Predigers bey Neuburg sich zu vermählen. Sein Bruder Alphonso hat der heiligen Hermandad geschworen, den flüchtig gewordenen Aposaten aufzusuchen und ihn entweder in den Schoos der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen, oder die Ehre seines rechtgläubigen Stammes in dessen Blute rein zu waschen. Am Hochzeittage trifft er ein, begleitet von einem Diener, der im Solde der Inquisition steht, und im Geheim mit dem Befehl des gräßlichen Glaubensgerichtes versehen ist, den Mord selbst zu vollziehen, wenn Alphonso seinem Schwure untreu werden wollte. Die vom Glaubenswahn erstickte Bruderliebe erwacht in Alphonso; zwar versucht er, Don Juan wieder für den

Glauben seiner Väter zu erwärmen, aber das Licht der Duldung, des Bruders Festigkeit und Seelenruhe, machen ihn selbst für Augenblicke wankend: der Fanatismus hat einen starken innern Kampf zu bestehen, und würde vielleicht unterliegen, wenn die Inquisition demselben nicht einen eben so schlauen als beredten Beystand in dem Diener Pietro zugeordnet hätte. Dieser weiß es dem Alphonso zum spanischen Ehrenpunkte zu machen, daß er seinen gräßlichen Eid erfülle, und als dieser nichtsdestoweniger unentschlossen bleibt, zeigt er ihm den geheimen Befehl. Alphonso überläßt dem Diener die Ausführung der blutigen That, befördert selbst den Plan dazu, und während Pietro die mörderische Hand an den, listig aus dem Hause gelockten Don Juan legt, entleibt Alphonso sich selbst.

An tragischem Gewichte fehlt es diesem Stoffe keinesweges; aber der Verfasser hat den tragischen Helden, den Alphonso, zu passiv hingestellt, und mehr die politische Macht der Inquisition, als die moralische des Fanatismus hervorgehoben. Alphonso erscheint zu sehr als bloßes Werkzeug der Inquisition, und noch dazu als ein schwaches Werkzeug, welchem die Meisterin selbst nicht traute. Er will zwar den Brudermord begehen; aber nicht aus Fanatismus, sondern wegen des Eides, den er im Glaubenswahne geleistet hat. Denn er sagt S. 126:

Ja, ich muß!
Mich hat Eumeniden-Kuß
Zum Geschäfte eingeweiht!
Rückzukehren ist nicht Zeit.
— Als ich jenes Wort geschworen,
Hatte ich mich selbst verloren —
Es gescheh', was muß geschehn;
Leben heißet dem Beruf,
Jenem heißt er: Untergehn.
Treib' der Dämon denn sein Wesen!
Ich hab' meinen Theil erlesen;
(mit Entschluß)
Gnüg ich meinem festen Schwur,
Gnüge ich auch der Natur!

Dennoch begeht er den Mord nicht, er überläßt die That dem Diener Pietro, der damit beauftragt ist, und es scheint nach S. 117. weniger der fanatische Eid zu seyn, der ihn bestimmt, sie geschehen zu lassen, als vielmehr die Ueberzeugung, daß trotz seiner Weigerung der Bruder dem Dolche des Gerichts dennoch nicht mehr entrinnen könne. Nun sagt aber Aristoteles Poet. XIV, 15, wissentlich die insanable That thun wollen, und nicht thun, sey das Schlimmste: es sey häßlich und nicht tragisch, weil das malum atrox, das eigentliche Pathos fehle. Gegen diese Regel hat der Verf. gesündiget, und ihre Uebertretung hat in der verminderten Wirkung sich gerächt. Diese würde weit stärker, weit imposanter seyn, wenn Alphonso, hingerissen von der Leidenschaft des Fanatismus, die That selbst beginge, und dann erst, wenn sie gethan ist, von ihrem Gewicht erdrückt würde, ungefähr wie im Orest.

Das Stück geht übrigens sehr merklich nach der Melodie der Schuld, nicht blos im Versmaße, sondern auch in dem lyrischen Gange des Dialogs; doch läßt sich eignes Talent an dem Verf. nicht verkennen. Nur hat diese Melodie denselben hin und wieder ein wenig genirt, z. B. S. 23., wo der Prediger von seiner Tochter sagt:

Nun — sie ging, um sich zu schmücken
Mit der Myrthe sinn'gem Kron',
Denn noch heute soll, mein Sohn!
Euch der Ehe Band umstricken!

Daß die Krone generis masculini ist, fällt unfehlbar dem Setzer zur Last; aber das unpassende umstricken der mangelhaften Reimkunst. S. 109 sagt Alphonso zum Pietro:

Zücke Deiner Worte Spitze
Nicht auf mich mit frechem Hohne;
Spricht ein Knecht mit solchem Tone?
Fürchtest nicht des Zornes Blitze —?

und dieser antwortet in einem wunderlichen Bilde:

Euer Zorn ist wie die Kröte,
Die die Mast hat aufgeschwellt,
Und die auseinander schnellt
Auf des Mooses weichem Beete.

Nicht glücklicher in der Wahl der Gleichnisse ist der Prediger S. 9:

O wie ist das Leben schön
Wenn sich Wechselwünsche kreuzen
Für der Lieben Wohlergehn!
O wie ist das Leben schön —
Wie ein wallend Feld von Weizen.

Indessen fehlt es auch nicht an gelungenen Stellen, wovon hier diejenige zur Probe stehen mag, wo Don Juan die Ahnung seines Schicksals ausspricht.

Mit leisen Händen
Rühre ich mein Saitenspiel,
Innig quoll aus dem Gefühl
Jeder Ton, und jeder Klang
War ein tiefempfundner Sang.
So versink' ich allgemach
Bey der Zither leisem Schlag
In ein Brüten, in ein Sinnen —
Und die Seele war von hinnen.
Um mich webt's wie Geistertraum,
Die Erinn'rung malt es kaum.

Aus dem Süden kam ein Schwan
Voller Majestät gezogen,
Herrlich schwebte er heran
Wie ein Schiff durch Silberwogen,
Voll Verwundrung blickt' ich auf,
Blendend war sein Lichtgefieder;
Aber jezt, im vollen Lauf,
Stürzet er auf mich hernieder,
Ich will liebend ihn umfahn,
Aber graß — aus weiten Höhlen
Gaffet mich ein Scheusal an;
Spitzgekrümmte Krallen quälen,
Eingehau'n in meine Brust.

Meine Nerven; mit dem Schweif,
Blutgeschwollen, schlüpfrig-kalt,
Hat es mit gewalt'gem Reif
Hals und Brust mir eingeschnallt,
Und sein Dreyzack, kalt wie Erz
Fleucht in mein zerrissnes Herz.

Die beyden gelehrten Freunde des Predigers sind entbehrliche Personen, und Don Juans Braut ist zu wenig in die Handlung verflochten, um Theilnahme zu erregen.

Herr Pustkuchen und die Wanderjahre.

Endlich in der Zeitung für die elegante Welt 1824. Nr. 184, hat Herr Friedrich Pustkuchen zu den Pseudo-Wanderjahren als Verfasser sich öffentlich bekannt, und es ist das Literatur-Blatt, namentlich die Anzeige der Pseudo-*Meisterjahre* in No. 55, welche ihn dazu vermocht hat. Die Autorschaft von diesem elenden Produkte lehnt er ab, und nennt den Recensenten *blödsichtig*, weil derselbe sie vorausgesezt, weil er den Abstand dieses Erzeugnisses von dem ersten und zweyten Theile der Pseudo-Wanderjahre nicht als einen Grund für die Annahme des Gegentheils in Anschlag gebracht hat. Aber dieser Abstand oder Abfall, wenn man lieber will, zeigte sich schon bey dem dritten Theile der Wanderjahre. Die Autorschaft von diesem dritten Theile stellt Herr P. *nicht* in Abrede; er sagt blos: „diesen Abstand erkenne ich an, kann mich jedoch über die Veranlassung hier nicht erklären." Nun, wenn Herr P. das nicht kann, oder nicht *will*, so muß er sich gefallen lassen, daß die Kritik die Erscheinung dieses Abstandes sich zu erklären suche, so gut es gehen will. Es will aber nicht wohl anders gehen, als durch die Annahme, daß die beyden ersten Theile, streng genommen, einen andern Verfasser haben, als der dritte. Daher die Vermuthung, daß jene ein Werk des verstorbenen *Apels* seyen. Diese Vermuthung nennt Herr P. *albern*. Apels Tod, sagt er, fällt in den Sommer 1816 und der Inhalt der W. J. schließt sich durchgängig der spätern Zeit an. Das entkräftet aber die Vermuthung keineswegs, man müßte denn zugleich *die* aufstellen, daß Herr P. nicht einmal das Geschick besäße, ein fremdes Manuscript dieser Art in denjenigen Stellen, welche die neuere Literatur berühren, auf das auszudehnen, was sich in den ersten 5 bis 6 Jahren nach Apels Tode Bedeutendes in diesem Gebiete ereignet haben mag. Ferner räumt Herr P. von demjenigen, was im Lit. Bl. über seine Verhältnisse zu Apel gesagt worden ist, zwar soviel ein, daß er 5 Monate lang als eingeladener Freund bey *Apel* zugebracht habe; behauptet aber, daß wenn ja eine *Passivität gegen fremden Einfluß* da gewesen, keiner, der *beyde* Personen gekannt, sie jemals *ihm* zulegen (?) werde. Rec. hat nur *Apel*, nicht Herrn P. gekannt, kann also über den Sitz der fraglichen *Passivität* nicht urtheilen. Aber hier ist auch nicht von einem *fremden Einflusse* (auf Ansichten und Meynungen) die Frage, sondern von dem öffentlichen Gebrauche eines *fremden* Manuscriptes als eines *eignen* Geistesproductes. Und für diesen Gottlob ziemlich ungebräuchlichen Gebrauch wird eine plausible Vermuthung immer so lange sprechen, bis es Herrn P. gefallen wird, die Kritik über die Ursachen aufzuklären, warum seine Fortsetzung der Pseudo-Wanderjahre (im dritten Theil) so auffallend schlechter gerathen ist, als der Anfang.

Ganz besonders scheint Herr P. durch die Rüge des Umstandes affizirt worden zu seyn, daß im 3ten Theile der W. J. von den *Perserinnen* (Persern) des Aeschylus die Rede ist. Er vertheidiget sich gegen den, darin enthaltenen Vorwurf eines Mangels an Kenntniß des Griechischen. „Entweder, sagt er, lese ich des Aeschylus Werke in der Urschrift, oder in einer Uebersetzung. Wenn jenes — wie könnte ich in dem Titel eines Stückes irren, dessen ganzer Inhalt mir nicht zu schwer war. Wenn dieses — welche Uebersetzung wäre so schlecht, daß sie nicht einmal die Namen der Stücke richtig verdeutschte? Und wie soll man ein Auge nennen, welches diese Alternative nicht bemerkte?" Das Auge des Herrn P. hat einen *dritten* möglichen Fall übersehen, nämlich *den*, daß der Verf. des 3ten Theiles der Pseudo-W. J. die Perser des Aeschylus *gar nicht* gelesen, sondern blos den griechischen oder lateinischen *Titel* des Stückes zu Gesicht bekommen, und sich denselben unrichtig verdeutscht habe. Rec. gesteht gern, daß er die *theologische* Schrift des Herrn P. nicht kennt, aus welcher hervorgehen soll, daß Herr P. Griechisch genug verstehe, um nicht in jenen Irrthum zu verfallen. Aber ob der Verf. des 3ten Theiles der Ps. W. J. die Perser des Aeschylus gelesen habe oder nicht, das geht aus diesem 3ten Theile *nicht* hervor, und daß darin dem Aeschylus *Perserinnen* zugeschrieben (oder nach Hrn. P's Schreibart „zugelegt") werden, das stellt er nicht in Abrede. *Woher* nun diese *Perserinnen*? Entweder hat sie der Setzer eingeschmuggelt, oder der Verfasser eingeführt. Wenn jenes — warum sagt er es nicht? Fürchtet er, daß der Verleger, mit welchem er sich entzweit zu haben scheinet, das Manuscript als Beweismittel gegen ihn produzire? Und wenn dieses — warum erklärt er uns nicht, wie diese vertrackten Perserinnen in seinen Kopf, oder wenigstens wie sie in sein Manuscript gekommen sind.

Daß Herr P. mit Blödsicht, mit Albernheiten, mit Unverstand u. dgl. um sich wirft, das macht seine Sache nicht besser. Im Gegentheil! Es läßt der Befürchtung Raum, daß die literarische Polizei, nachdem sie endlich Goethe's anonymen Widerpart genöthiget hat, die Maske abzunehmen, die Entdeckung machen könne, es sey in keinerley Hinsicht der Mühe werth gewesen, und der Ritter Fouqué, welcher dem anscheinlich geistreichen Gegner seines Idols ein „Visir' auf!" zurief, hab' eine bäuerliche Pudelmütze für einen Ritterhelm angesehen.

Der Rec. von W. Meisters
Meisterjahren.

Nr. 86.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 26. October 1824.

Taschenliteratur für 1825.

Cornelia

von Aloysius Schreiber,

Ein Taschenbuch für deutsche Frauen,
Sowohl für Jungfraun, als für Weiber,
Ist dießmal prächtig anzuschauen.
Ihr wißt, der Verleger heißt Engelmann,
Und ist das nicht wirklich ein Engel von Mann,
Der allen Fraun
In deutschen Gaun,
Als ob sie ihn alle bezaubert hätten,
Ein solches Geschenk legt auf die Toiletten?

Das Gewand
(Der Einband wird es in Prosa genannt)
Ist von schneeweißem, gepreßtem Papier,
Zwey blaue Vignetten dienen zur Zier:
Vorn steht der Schönheit Wonnaltar,
Und Roll' und Lyra liegen darneben.
Das heißt — der Sinn ist sonnenklar —
Ihr Sänger sollt auch dieses Jahr
Die Schönheit in Liedern zum Himmel erheben.
Der Tugend Altar ist hinten zu sehn,
Ein Buch und ein Lorbeerzweig liegen am Fuße.
Auch das ist unschwer zu verstehn,
Zum Ueberfluß erklärt's euch unsre Muse:
Es ist die heil'ge Schrift, die hier am Altar liegt,
Darinne lest, ihr Fraun, und eure Tugend siegt.

Doch auch das Taschenbuch laßt mir nicht ungelesen!
Die Kupfer sind charmant, doch Räthsel bleiben sie,
Wenn ihr den Text nicht lest, der da ist, sie zu lösen;
Die meisten löst Karl Geib durch brave Poesie.
Fünf Sagen, die am Rhein von alten Burgen gehen,
Erzählt er, doch nicht in Novellen-Länge:
Ihr höret Bürgers, höret Hölty's Klänge,
Ihr fühlet Uhlands Melodieen wehen.

Ich hör' euch sagen: „Das ist Schade!
Wir wollen Prosa, nicht Gesang,
Weg mit Romanz' und mit Ballade,
Man unterhalt' uns, breit und lang!"
Allein bedenkt, die Unterhaltung
Läßt nicht, wie in der Hausverwaltung
Leinwand und Garn, sich mit der Elle messen.
Die Sage wird verewiget im Lied,
Gesungen haftet sie im Geist wie im Gemüth;
Dehnt man sie zum Roman, so wird sie bald vergessen.

Besorget nicht indessen,
Daß der Redactor Aloysius
Euch vorenthalte den Genuß,
Den bogenlang' Erzählungen gewähren.
Gar reichlich war er drauf bedacht,
Und hat die erste selbst gemacht,
Dem heil'gen Kreuz zu Ehren.
Er zeiget, wie das Christenthum
Zu Mainz im vierten Seculum
Besieget hat das Heidenthum
Mit Hülfe treuer Liebe.
Ach wenn doch bald des Kreuzes Sieg
Im grausam blut'gen Türkenkrieg
Der Smyrnéen beschriebe!
Und außerdem stehn auch noch hier
Drey andere Geschichten,
Von deren Inhalt aber wir
Euch weislich nichts berichten.
Gnug, daß fünf Sechstheil von dem Raum
Die liebe Prosa füllet,
Und der Gesang, nothdürftig kaum,
Aus schmalen Ritzen quillet.

Aus mancher quillt er lau und schaal,
Aus mancher andern frisch;
Vom Frischen steh' hier eine Schaal'
Als Prob' auf unserm Tisch.

Der Reiter und die Bleicherin.

Sie.

Hilf liebe Sonne schön
Bleichen mein Leinen.

Ich will zur Quelle gehn
Und du sollst scheinen.

Er.

Steh, Brauner, verkühl' hier und tränk dich gemach,
Ich will dich dem Zanne vertrauen,
Und weiter hinauf, bey den Erlen am Bach,
Die liebliche Dirne beschauen.

Sie.

Habe die Finger schier
Wund oft gesponnen,
Und bey dem Rädchen mir
Manches gesonnen.

Er.

Die blendenden Aermel gekraust und verkürzt,
So schwenkt sie gefällig die Glieder,
Die Flechten gelöset, das Röckchen geschürzt,
So neigt und erhebt sie sich wieder.

Sie.

Will es gern bald entzwey
Wiederum schneiden,
Und darin Eins, Zwey, Drey
Zierlich mir (!) kleiden.

Er.

Wie leise der nackte, der zierliche Fuß
Auf Gräschen und Blumen sich drücket!
Ich kann nicht vorüber, ich wage den Gruß,
Muß sagen wie sie mich entzücket.

Sie.

Hilf liebe Sonne schön
Bleichen mein Leinen,
Ich will zur Quelle gehn
Und du sollst scheinen.

Er.

Helf Gott dir, schöne Bleicherin!

Sie.

Ich danke.

Er.

Du reichst mir wohl die Kanne hin
Zum Tranke.

Sie.

Ich will dem Herrn
Erst frisch zu schöpfen gehn.

Er.

Mein Kind, nicht gern
Möcht' ich bemüht dich sehn.

Sie.

Der Brunnen ist nah,
Bin gleich wieder da.

Er.

Dort senkt sie die Glieder
Zum Borne hernieder,
Gebogen die Knie.
Ach, wähnet sie
Zu schöpfen mir kühlende Fluth?
O, freundliches Wesen!
Dieß Element
Hilft nicht, wo Liebe brennt.
Ich kann nicht im Wasser genesen,
Nicht löschen die zehrende Glut.

Sie.

Hier perlet, rein und gesund,
Erquickung für Herz und Mund.

Er.

Gieb, daß sie mich labe,
Die liebliche Gabe.

Sie.

Sacht! glühende Lippen,
Die dürfen nur nippen.

Er.

O, laß mich trinken,
Mich glücklich dünken!
Denn sieh im Quell,
So klar und hell,
Erblick' ich dein Augenlicht
Und küsse dein hold Gesicht.

Sie.

Nun das kann ich leiden.

Er.

Aber mit Freuden
Und größrer Lust,
Mit süßem Entzücken,
Kind, möcht' ich dich drücken
An meine Brust.

Sie.

Was hülf' mir das!
Ich muß mein Leinen begießen.

Er.

O, Liebchen, laß
Die günst'ge Zeit uns genießen!
Der Tag brennt schwül,
Am Bach ist's kühl.
So komm doch her!

Sie.

Nein, nimmermehr!
Ich bin nicht feil;
Gibt's andre doch genung.
Der Herr ist ja noch jung —
Ich hab' mein Theil.

Er.

Du hast einen Lieben und liebest ihn treulich?

Sie.

Ey freylich!

Er.

Behüt dich Gott vor Lug und Trug.
Vor Thränen, Gram und Schmerzen. —
Erwärmt vom treuen Herzen
Laß mir das kleine, seidne Tuch.
Dafür will ich mit goldnen Ringen
Dieß Kettlein scheibend um dich schlingen;
Gedenke mein!

Sie.

Was soll das seyn?
Wo rennt der tolle Mensch denn hin?
Was fuhr so rasch ihm wohl zu Sinn?

E r.

Fort, Brauner! schon hab' ich den Fuß im Bügel,
Streich aus, fey' über die Gräben und Hügel;
Das süßeste Glück,
Ach, laß ich zurück!

Was sagt ihr zu dem art'gen Tram'?
Uns hat's gefallen wollen.
Schumacher ist des Dichters Nam';
Ihr werdet ihm nicht grollen
Um einen einz'gen falschen Stich,
Wir meynen das märkische Mir statt Mich.
Sitzt doch der Schuh bequem,
Drückt nirgends auf die Zehen,
Die Phantasie kann angenehm
Sich drin ergehen;
Kurz wenn ihr's erwägt mit gesundem Sinn,
Und wenn ihr nicht züchtelt, so müßt ihr gestehen,
Es ist wahrhaftig was Goethisches drin,
Im Reiter und der Bleicherin.

Länderkunde.

L'indépendance de l'empire du Brézil, présentée aux monarques européens par M. Alphonse de Beauchamp.

(Beschluß.)

Die Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen wird noch geraume Zeit ungleich leichter zur See als über Land geschehen; um so mehr, als unter den neunzehn Provinzen vierzehn vom Meere bespült sind. Dieß Verhältniß fordert nothwendig, daß die Hauptstadt Brasiliens eine Seestadt sey, wie es auch die Hauptstädte von Portugal, Neapel, England, Dänemark, Schweden, Rußland und der Türkey sind, bis in der Folge einst die Oeffnung hinreichender innerer Verbindungen mit den großen Strömen gestatten mag, Neu-Petersburg vermuthlich zu Paracatou, zwischen Minas, Rio-Janeiro und Bahia zu erbauen.

Unter den Häfen dieses ausgedehnten Küstenlandes sind die, zwischen welchen die einstweilige Auswahl einer Hauptstadt schwanken konnte, auch diejenigen, welche bereits schon die wichtigsten Hülfsmittel und Vortheile darbieten. Montevideo, Maranham und der Reßif liegen vom Mittelpunkt der Bevölkerung allzuentfernt. Es bleiben Bahia und Rio-Janeiro übrig. Die Näherung zu einer temperirten Atmosphäre, nebst der Pracht und Sicherheit seiner Rhede ertheilen aber Rio-Janeiro vor Bahia unstreitbaren Vorzug.

Man darf sich nicht vorstellen, daß Brasilien hinsichtlich auf Kunstfleiß, nützliche Erfindungen und Entdeckungen, und überhaupt alles dessen, was der europäischen Civilisirung angehört, durchaus und allzuweit zurückstehe. Die Schutzpocken-Impfung ist in allen Provinzen eingeführt, und so oft ein Negerfahrer in einen Seehafen einläuft, müssen die ankommenden Neger vaccinirt werden. Dampfmaschinen sind in Brasilien in bedeutender Zahl angewandt, in den Zuckersiedereyen, zum Holzsägen, für Getreidemühlen und zum Dienst der Binnenschiffahrt. Auch Wassermühlen sind zahlreiche vorhanden. Alle europäischen Ackergeräthschaften sind in Brasilien gekannt und angewandt; die Distillirkunst hat große Fortschritte gemacht, man trifft daselbst die verschiedenen Arten Rumfortscher Ofen und Siedekessel an und je die neuesten dahin einschlagenden Erfindungen werden in den Zuckersiedereyen angewandt.

Versuche für Weinfabrikation sind in Rio-Grande und auf der Insel Itaparica gemacht worden, die auch gute Hoffnungen begründen. In Rio Grande sind große Gärbereyen in Thätigkeit. In Bahia wird der Wallfischfang im Großen betrieben; in eben dieser Stadt findet sich auch eine ansehnliche Glashütte und eine Fabrik für Tau- und Seilwerke.

Fassen wir die Bildungsanstalten in's Auge, so haben alle großen und kleinen Städte Elementarschulen, worin die Kinder lesen und schreiben lernen. Der wechselseitige Unterricht ist nicht unbekannt. In allen großen Städten befinden sich Sprachlehrer für Latein und Griechisch; Professoren, welche Unterricht in der Vernunftlehre, Sittenlehre, Rhetorik, Meßkunst und Chymie ertheilen. Rio-Janeiro besizt ein sehr schönes Museum, eine Schule für's Geniewesen und eine kaiserliche Schule des Seewesens; es werden auch Lehrkurse der Botanik und Mineralogie gehalten. Bahia und Rio-Janeiro besitzen öffentliche Bibliotheken, und Druckereyen sind überall in Brasilien vorhanden. Bahia hat eine Schule der innern und äußern Heilkunst, Pernambuco einen botanischen Garten. Geistliche Seminarien sind nur in Bahia, Rio-Janeiro und Pernambuco vorhanden. Es ist keineswegs der Fall, wie einige flüchtige Reisende versicherten, daß Brasilien von Mönchen wimmele. In Minas z. B. wird man keinen einzigen antreffen. Ueberhaupt kann man sagen, außer Bahia, Rio-Janeiro und Pernambuco gebe es keine Mönche in Brasilien: begütert sind einzig nur die vom Benedictiner- und Karmeliter-Orden. Was hier von den Mönchen gesagt ward, gilt hinwiederum auch von den Nonnen. Das Klosterleben und seine Liebhaberey sind in Brasilien außer Mode gekommen.

Anders verhält sich's mit den Wohlthätigkeitsanstalten. Rio-Janeiro und voraus Bahia besitzen Waisenhäuser und Spitäler für Arme, die hier zu Land Casa de Misericordia heißen. Häuser, worin Kranke und Findelkinder aufgenommen werden, gibt es in allen Provinzen.

Ueberhaupt sind diese Armen- und Krankenhäuser auch in meheeren Städten vom zweyten Rang reich dotirt.

Wie geben zur Kriegsmacht und den Finanzen über. Die brasilianische Heermacht begreift ungefähr 25 bis 30,000 Mann Linientruppen und über 50,000 Mann geregelter Milizen. Ihre Vertheilung ist folgende: in Rio-Janeiro befinden sich 6000 Mann Linientruppen und 15,000 Milizen; in Bahia 3600 Mann Linientruppen und 22,000 Milizen; in Rio-Grande 8000 Mann Linientruppen. Der Ueberrest von 10,000 Mann Linientruppen und 15,000 Milizen ist auf die übrigen Provinzen vertheilt. Was die gleichsam improvisirte kaiserliche Marine anbetrifft, so kann auch diese bereits über dreyßig Kriegsschiffe aufstellen.

Hinsichtlich auf Brasiliens Handelsverkehr wollen wir die Ergebnisse der Ein- und Ausfuhr zwischen England und Brasilien, und die Verhältnisse des ersteren zu Portugal ins Auge fassen. In dem, vom brittischen Ministerium über die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten von Großbritannien bekannt gemachten Werke wird angegeben, daß seit dem Zeitpunkt von Brasiliens Emancipation, der Handelsverkehr mit Portugal im Durchschnitt für nicht mehr denn 1,824,000 Pfund Sterling ansteigt, demnach einen Viertheil mehr als die der Hauptstadt, und über zweymal mehr als die des ganzen amerikanischen Festlandes, die Vereinten Staaten ausgenommen, beträgt. — Der Handel ist im Steigen begriffen: von 1820 auf 1821 hat die Einfuhr sich von 952,000 Pfund Sterling auf 1,294,000 vermehrt; die gleichzeitige Ausfuhr aber ist von 1,864,000 auf 2,278,000 Pfund Sterling gestiegen.

Brasiliens Einkünfte betrugen im Jahr 1823 die Summe von 66,743,586 Franken. Die Einnahme von 1824 wird noch höher, auf 94,721,960 Franken berechnet. Bemerkenswerth ist, daß Brasilien den großen Vorzug vor bald allen andern Ländern besitzt, keine Staatsschuld zu haben; denn, wenn gleich auf seinem Budget eine Schuld von 30,000,000 Cruzaden zum Vorschein kömmt, so steht ihr gegenüber ein Haben von 33,000,000.

Einen unermeßlichen Vortheil, welcher entweder des Bedarfs von Darlehn überheben, oder die Rückzahlung derselben erleichtern kann, besitzt Brasilien in seinen ausgedehnten Nationalgütern, über die, ohne Beeinträchtigung des Klerus und der Ordensleute verfügt werden kann. An noch nicht urbarem Lande einzig nur besitzt Brasilien so viel, als eine zwanzigmal größere Bevölkerung für ihren Unterhalt bedürfte, das will sagen, das Land mag dereinst hundert Millionen Einwohner fassen und ernähren. Dieser Grundbesitz wartet nur auf Kolonisten, und bis derselbe vollständig veräußert ist, gewährt der Ertrag der Ueberlassungen dem Staat jährliche Einkünfte. Ist einmal die Veräußerung vollendet, so wird der Staat keine außerordentliche Hülfsmittel weiter nöthig haben.

Wir schließen diese Darstellung mit zwey Rechnungsetats über die Verhältnisse Brasiliens, die eine enthält die, nach den Provinzen geordneten Einkünfte, Activ- und Passiv-Schulden, die zweyte stellt die wachsenden Staatseinkünfte Brasiliens von 1808 bis 1820 dar.

I. Vergleichende Uebersicht der Einkünfte, so wie der Activ- und Passiv-Schulden der einzelnen Provinzen Brasiliens.

Namen der Provinzen.	Einkünfte.	Schulden activе.	Schulden passive.
	Reis.	Reis.	Reis.
Minas	265,550,111.	2,695,471,316.	76,579,963.
Goyaz	30,816,994.	153,185,018.	158,413,331.
Matto-Grosso	36,726,492.	28,167,700.	785,439,331.
Sta. Catharina	23,665,436.	45,082,969.	54,109,782.
Rio grande do Sul	323,230,500.	148,687,893.	207,636,476.
St. Paulo	294,417,865.	82,620,625.	184,311,913.
Espiritu Santo	27,412,784.		
Campos	34,835,571.		
Bahia	1,420,100,385.	334,561,600.	414,217,949.
Pernambuco	1,130,661,355.	331,673,316.	57,681,327.
Rio grande do Norte	60,673,407.	11,209,832.	48,428,636.
Alagoas	95,852,887.		
Paraiba do Norte	157,615,731.	58,074,385.	8,025,498.
Piauhy	165,959,809.		
Ciara	138,784,466.	119,369,333.	2,557,935.
Maranham	1,221,870,993	187,941,729.	50,668,750
Para	307,364,926.	205,511,842.	12,055,582,456.
Rio-Janeiro	3,802,434,204.		
	9,538,974,006.	4,402,458,598.	14,104,053,347.

II. Uebersicht des progressiven Zuwachses der Staatseinkünfte von Brasilien, vom Jahr 1808 bis zum Jahre 1820.

Jahr.	Einkünfte. In Reis.		In Franken. Fr.	Cent.
1808.	2,297,904	099	14,361,900	61
1809.	2,947,901	078	18,424,381	73
1810.	5,282,894	915	33,018,093	21
1811.	3,720,488	236	23,153,051	47
1812.	3,268,613	227	20,428,832	66
1813.	4,920,202	339	30,751,264	61
1814.	4,387,736	780	27,423,354	87
1815.	4,930,922	727	30,818,267	04
1816.	5,971,400	789	37,321,254	93
1817.	7,187,678	593	44,922,991	20
1818.	7,267,149	794	49,794,486	21
1819.	8,716,460	355	54,477,877	21
1820.	9,771,171	875	61,069,824	21

№ 87.

Literatur-Blatt.

Freitag den 29. October 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Fortsetzung.)

Naturwissenschaften. Das Studium der organischen Ueberreste der Vorwelt hat auch in England, besonders seit Cuvier diese geheimnißvollen Urkunden der Vergangenheit uns aufgeschlossen, eine lebhafte Theilnahme gefunden. J. Parkinson, der schon früher (1811) ein ausführliches Werk über diesen Gegenstand (Organic remains of a former world) lieferte, hat neuerlich eine gedrängte Uebersicht dieses Theils der Naturkunde in seinen Outlines of Oryctology. An introduction to the study of fossil organic remains, especially of those found in the british strata etc. (London 1823. 8.) gegeben, die auch als schätzbare Ergänzung der von Conybeare und Philips herausgegebenen Untersuchungen über die Geologie von England und Wales dient. Er beginnt mit dem Pflanzenreiche, und zählt die verschiedenen Arten von Ligniten, Kohlen, Erdpech und Bernstein auf, und beschreibt die in der Kohlenformation vorkommenden Pflanzenabdrücke. Er hält die in Staffordshire, Derbyshire, Lancashire und bey Glasgow in dieser Formation gefundenen fossilen Bäume für succulente Pflanzen von ungemeiner Größe, den von Humboldt beschriebenen Cactus-Arten, Euphorbien u. s. w. ähnlich, geht aber offenbar zu weit in der Voraussetzung, daß die saftigen Pflanzen in einer frühern Periode der einzige Pflanzenwuchs des Erdballs gewesen seyen, da man doch eben so häufig Schilf- und Wasser- oder Sumpfpflanzen findet. Der größte Theil des Werks ist der Beschreibung der Thierüberreste gewidmet, die mit den Zoophoren beginnt. In der Aufzählung der Enkriniten und Pentakriniten zeigt P. seine vertraute Bekanntschaft mit diesen merkwürdigen Ueberresten. Die Beschreibung der Schaalthiere, worin er meist Lamark folgt, enthält ein Verzeichniß der in Großbritannien gefundenen fossilen Schaalthiere, nach der Folge der Schichten, worin sie vorkommen, geordnet. Man findet hier viele eigene Bemerkungen. Der Verfasser bestreitet die Meynung einiger Naturforscher, die aus der verhältnißmäßig späten Schöpfung der Landthiere geschlossen haben, daß die Bevölkerung der Erde mit unvollkommenen Organisationen begonnen habe. Nach dieser Annahme, sagt er, müsse man erwarten, die einfachsten Thiere in den ältesten Schichten zu finden, in den spätern hingegen immer vollkommnere Organisationen. Bey den Schaalthieren aber findet gerade das Gegentheil statt, und in den Kalkgebirgen kommen Ueberreste von Schaalthieren vor, die fast ohne Ausnahme alle bis jetzt in spätern Formationen entdeckten, oder noch in den Meeren lebenden Thiere dieser Klasse an künstlicher Organisation übertreffen. In der frühern Schöpfung findet man jene zusammengesetzten Structuren, die das Thier in den Stand setzen, sich im Wasser zu erheben und unterzutauchen, z. B. die vielfächerigen Univalven, den Nautilus, die Orthoceratiten. In der Uebersicht der fossilen Vögel, deren Vorkommen selbst nach Cuviers Beobachtungen noch immer sparsam ist, werden auch die in der Kirkdale-Höhle in Yorkshire gefundenen Knochen von Enten und Gänsen erwähnt. Der Verfasser zieht aus seinen Untersuchungen den Schluß, daß mehrere nach einander folgende Akte der Schöpfung und Veränderungen in dem Zustande des Erdballs in entfernten Zwischenräumen statt gefunden haben, und spricht es geradezu aus, daß die mosaischen Schöpfungstage Perioden von langer und unbestimmbarer Dauer gewesen seyen.

Aber dieß ist in England noch eine zu kühne Behauptung, die man dem Verfasser nicht ohne Rüge hat hingehen lassen, und wer sehen will, wie eine engherzige Berücksichtigung der mosaischen Urkunde bey der Bearbeitung der Geologie in England dem wissenschaftlichen Geiste Eintrag thut, lese nur Buckland's neustes Werk: Reliquiæ Diluvianæ, or observations on the organic remains contained in caves, fissures and diluvial gravel, and other geological phenomena, attesting the action of a universal deluge, wovon 1824 die zweyte Ausgabe, (London, 4.) erschien. Er und andere theologisirende Geologen gehen mit der, als Thatsache vorausgesetzten, Annahme einer vorübergehenden Flut, welche die Ober-

fläche des Erdballs in einer nicht zu entfernten Zeit **gleichzeitig und allgemein** bedeckte, an die Auffassung und Prüfung der Beobachtungen. Bey einem solchen verkehrten Verfahren und einer buchstäblichen Auslegung der Geschichte der Schöpfung und der Sündflut verwickeln sie sich in Widersprüche und Schwierigkeiten, wo kein anderer Ausweg übrig bleibt, als in das unantastbare Heiligthum des Kastens Noah's zu flüchten. Die vorgefaßte Meynung verrückte dem Verfasser den Gesichtspunkt bey der Benutzung der vielen schätzbaren Beobachtungen, die sein Werk enthält. In den ersten Abtheilungen desselben stellt er die in Höhlen und Felsenspalten in Großbritannien und auf dem festen Lande vorkommenden Erscheinungen auf, die, nach seiner Meynung, auf die Sündflut als wirkende Ursache hinweisen, und in der zweyten die auf der Oberfläche der Erde beobachteten Erscheinungen, worin er gleichfalls Wirkungen der allgemeinen Flut sieht. Die Thierüberreste in der oben erwähnten, 1821 entdeckten Höhle zu Kirkdale sind die Grundlage seiner Schlüsse. Diese merkwürdige, gegen 80 Fuß über dem Bette eines kleinen Flusses und weit über dessen gegenwärtigem höchsten Wasserstande erhabene Höhle enthielt die Ueberreste von 23 Thierarten, die meist mit Kalksinter oder Lehm überzogen, und größtentheils alle in eckige Stücke zerbrochen waren, aber durchaus keine Spuren einer Abrundung durch Wasserfluten zeigten. Unter diesen Ueberresten waren mehrere gleichfalls, und zwar dem Anscheine nach durch Gewalt zerbrochene Hyänenknochen, und die Anzahl der gefundenen Zähne deutete auf 200 Hyänen. Auch fand man Ueberreste des Elephanten, Tigers, Rhinoceros, Hippopotamus; die meisten aber waren Knochen der Wasserratte. Das eigenthümliche Vorkommen dieser Ueberreste führt den Verfasser zu dem, keineswegs begründeten, Schlusse, daß Hyänen in der Höhle sich aufgehalten haben, und er glaubt annehmen zu müssen, daß zu jener Zeit das benachbarte Thal ein See gewesen sey, wo der Hippopotamus und andre Wasserthiere lebten, während der Elephant, der Tiger und andre Thiere, deren Ueberreste von den Hyänen in die Höhle geschleppt wurden, die Umgegend bewohnten. Aus diesen Umständen wird nun endlich gefolgert, daß jene Thiere gleichzeitig mit den Hyänen, deren Beute sie wurden, in England gelebt haben, und zwar unmittelbar vor der allgemeinen Flut, wie der Verfasser zur Rechtfertigung seiner Voraussetzung unbündig schließt. Er folgert ferner aus seinen Voraussetzungen, daß das Klima in der nördlichen Halbkugel Veränderungen erlitten haben müsse, und läugnet, daß Meeresboden und trockenes Land ihre Stellen gewechselt haben, wie andere Geologen mit de Luc annehmen. Er besuchte im Jahre 1822 die merkwürdigsten Höhlen in Deutschland, und die Erscheinungen, die er in denselben, und besonders auch an den Thierüberresten im **Kuhloch** beobachtete, scheinen ihm den Schluß zu begründen, daß nur einmal eine Flut auf sie gewirkt hat, und zwar zu der Zeit, als sie die Wohnung wilder Thiere waren. Die in der zweyten Abtheilung des Werkes gesammelten Beobachtungen sind größtentheils fremde, die der Verfasser, nebst den auf die Ueberschwemmung der höchsten Höhen hinweisenden Beobachtungen, eben so einseitig und befangen zur Begründung seiner Behauptung zu benutzen sucht, da nun einmal die Annahme **mehrerer örtlichen, unter gleichen Umständen gleichmäßig wirkenden** Fluten zur genügenden Erklärung der ihn verwirrenden Erscheinungen, eine Ketzerey ist, die den geologischen Lehrstühlen in Oxford und Cambridge ein Gräuel seyn würde. — In gleichem Sinne und mit gleicher Befangenheit hat **Granville Penn** unlängst in seinem Comparative estimate of the mineral and mosaical Geologies (London 1823. 8.), die Ergebnisse der Naturbeobachtung mit der buchstäblichen Auslegung der mosaischen Urkunde zu vereinigen versucht. Er nimmt an, daß zwey Revolutionen hinlänglich zur Erklärung aller auf der Erde vorkommenden Erscheinungen sind, und die sechs Schöpfungstage als natürliche Tage, und nicht als eben so viele Perioden von unbestimmter Dauer angenommen werden müssen. **Buckland's** Werk gab ihm Veranlassung, seiner Schrift einen Nachtrag (Supplement to the comparative estimate u. s. w. relating chiefly to the geological indications of the phenomena of the cave of Kirkdale — London, 1823) folgen zu lassen. Er zeigt hier mit schlagenden Gründen, wie wenig **Buckland** die Voraussetzung, daß die im Kalkstein der Kirkdale-Höhle, so wie in anderen secundären Formationen, gefundenen Thierüberreste erst nach der Consolidation des Gesteins dahin gekommen seyen, wahrscheinlich gemacht hat. Er verwirft daher die Annahme, daß Hyänen und andre tropische Thiere in den nördlichen Klimaten gelebt haben, und bleibt bey seiner Behauptung, daß dieselbe Ursache, welche den im Kalkstein in Dorsetshire vorkommenden Alligator aus südlichen Breiten herbeygeschwemmt habe, auch die vereinigten Ueberreste von Elephanten und Hyänen in Yorkshire aus denselben Gegenden gebracht haben müsse. Die Zersplitterung der Knochen in eckige Stücke, worauf B. so viel Gewicht legt, glaubt **Penn** leicht durch die Annahme erklären zu können, daß die bereits auf dem Wege zu nördlichen Breiten getrennten und zerbrochenen Ueberreste noch mehr durch den Druck und die zusammenziehende Kraft des austrocknenden Kalksteins zersplittert worden seyen.

Eine Bearbeitung von **Cuvier's** klassischem Werke über das **Thierreich** hat Eduard **Griffiths** in Verbindung mit andern Gelehrten unlängst begonnen: The Animal Kingdom described and arranged in conformity

with its organisation, by the Baron Cuvier — die in vierteljährigen Lieferungen erscheint, und hier Erwähnung verdient, weil sie viele Zusätze der Herausgeber enthält, die wissenschaftliche Anordnung mit einer allgemein faßlichen und anziehenden Ausführlichkeit verbinden wollen. Die erste Lieferung enthält außer Cuvier's Einleitung und der Beschreibung der Rückenwirbel-Thiere auch eine Naturgeschichte des Menschen von dem Herausgeber, die zweyte umfaßt die vierhändigen Thiere, Affen und Lemure. Viele Kupfer zieren das Werk, worunter Landseer's und Azire's Arbeiten vorzüglich sind.

Zu den in der ersten Abtheilung dieser Uebersichten genannten naturwissenschaftlichen Zeitschriften ist mit dem Julius dieses Jahres eine neue: The Edinburgh Journal of Science (Edinburgh bey Blackwood) gekommen, die D. Brewster herausgibt, nachdem er, der ursprüngliche Begründer des Edinburgh philosophical Journal, mit dem zwanzigsten Stücke von der Herausgabe dieser Zeitschrift zurückgetreten ist, die nun Prof. Jameson allein besorgt. Die neue Vierteljahrschrift befolgt den Plan der ältern, und wird die Fortschritte in der Physik, Chemie, Mineralogie, Geologie, Botanik, Zoologie, vergleichenden Anatomie, praktischen Mechanik, Geographie, Schiffahrtkunde, Statistik, Alterthumskunde und in den schönen und mechanischen Künsten darlegen. Der Herausgeber hat die ausgezeichnetsten seiner frühern Mitarbeiter, Macculloch, die Botaniker Hooker und Greville, den Zoologen Fleming, den Zoologen und Anatomen Knox, den gewandten Hibbert für Alterthumskunde und Geologie gewonnen, und nach dem reichen Inhalt des ersten Heftes zu urtheilen, wird die neue Zeitschrift der ältern Schwester um so weniger nachstehen, da Brewster seinem ehemaligen Mitherausgeber in Tiefe und Umfang des Wissens weit überlegen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Historiographie.

Geschichte der Expedition des Generals Xaver Mina nach Mexiko im Jahre 1816. Nebst seiner Biographie und einer Schilderung der damaligen Verhältnisse der spanisch-amerikanischen Colonien im Innern und gegen das Mutterland. Nach dem Englischen des W. D. Robinson, Bürgers der Vereinigten Staaten. Mit dem Motto aus der Albanerin: „Der Erfolg ist nur der That Gepräge, nicht ihr Werth." Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1824. 305 S. gr. 8.

Auch eins von den Büchern, die (wie Riego's Biographie, s. Lit. Bl. 1821. No. 65.) im Jahre 1844 hätten erscheinen sollen. Der junge (1789 geborene) Liberationsheld, Xaver Mina, der in seinem 19ten Jahre mit 12 spanischen Soldaten zwischen den marschirenden Birnam's-Wäldern der Napoleonischen Bajonnette sich hindurch schlich, und in Navarra den Guerillaskrieg begann, welcher jenen eisernen Wäldern so verderblich wurde, war dazumal ein Mann aller Ehren, aller Orden werth. Aber der Xaver Mina, welcher nach Napoleons Falle um seiner Principien willen aus Spanien verbannt wurde, und nun über das Weltmeer schiffte, um für die Emancipation von Mexiko zu fechten; welcher dort der allein guten Sache vielen Abbruch that, und endlich, nach dem verunglückten Unternehmen auf Guanaxuato, von dem Royalistengeneral Orrantia in dem Dorfe Venadito bey Silao gefangen genommen wurde, war kaum noch der Auszeichnung werth, welche der Vicekönig ihm angedeihen ließ: der Auszeichnung, erschossen zu werden. Daß ein Bürger der Vereinigten Staaten, wie Herr Robinson (der Verf. des Originals), die Sachen aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet, und daher gegen die Regeln der guten europäischen Historiographie (das spatiöse Beywort im Sinne der bonnes lettres genommen) häufig verstößt, ist natürlich, und muß ihm zu gute gehalten werden. Ganz unpartheiisch ist ein gleichzeitiger Geschichtschreiber nun einmal nicht zu verlangen, zumal in einer Zeit des Principienkampfs. Wenn er nur mit den Thatsachen und ihrem Schauplatze hinlänglich bekannt, mit den Quellen und Beweisthümern vertraut sich zeigt, und dabey äußerlich frey, d. h. ein solcher ist, welcher seine Principien ungescheut an den Tag legen darf; so muß man schon mit ihm zufrieden seyn. Schreibt er überdieß noch schön, ordnet er gut, schildert er klar und lebendig, und hat er das Glück, in's Deutsche gut übersezt zu werden; so kann es ihm an Lesern nicht fehlen, mögen sie nun bloße Unterhaltung oder auch historische Belehrung suchen.

Das alles ist hier der Fall; aber die Belege dafür, die beweiskräftigen Extracte aus dem Buche, müssen uns die Leser vor der Hand erlassen. Im Jahre 1844, wenn es die Umstände erlauben, wenn der Gegenstand die gehörige Entfernung haben wird, kommen wir vielleicht einmal darauf zurück.

Vergleichende Tabelle über den Ostermeß- und Michaelismeß-Katalog der Weidmannischen Buchhandlung von 1824.

Ostern 1824.	Michael. 1824.	Differenz	A. Als fertig angezeigte Schriften.
2835	1805	— 1030	nämlich: in deutscher, lateinischer, griechischer rc. Sprache, aus allen Facultäten, Künsten und Wissenschaften,
158	101	— 57	Romane.

Ostern 1824.	Michael. 1824.	Differenz.	
71	32	— 39	dramatische Werke.
330	147	— 183	in ausländischen Sprachen (incl. Grammatiken und Wörterbücher) worunter
144	76	— 68	französische,
94	43	— 51	dänische,
25	12	— 13	englische,
23	1	— 22	polnische,
20	9	— 11	italienische,
12	1	— 11	holländische
—	5	+ 5	spanische,
8	—	— 8	böhmische,
1	—	— 1	wallachische,
1	—	— 1	russische,
1	—	— 1	serbische,
1	—	— 1	neugriechische.
			B. Künftig herauskommende.
			Unter welchen sich befinden: 23 theologische, 14 juristische, 12 medicinische, 4 pädagogische, 51 philologische, 19 historische, 8 naturwissenschaftliche, 4 chemische und pharmaceutische, 3 geographische und statistische, 2 politische u. publicistische, 4 technologische, 6 ökonomische, 7 Unterhaltungsschriften, 6 poetische und belletristische, 10 mathematische, 3 philosophische, 5 merkantilische, 1 musikalisches, 1 artistisches, 1 Taschenbuch, 2 literarische, 11 Sprach- u. Wörterbücher, 2 Kunst u. Alterthum betreffend, 1 vermischten Inhalts, 3 Reisebeschreibungen, 1 diplomatisches, 1 Bergbau, 5 Romane, 9 dramatische Werke. Welches alles die Summe von
3726	2024	— 1702	Nummern des Katalogs ergibt.
			Ferner zählt man unter den, als fertig angezeigten, Schriften:
528	238	— 290	theologische,
152	86	— 66	juridische,
203	82	— 121	medicinische,
383	133	— 250	pädagogische,
333	79	— 254	philologische,
317	99	— 218	historische,
237	71	— 166	naturwissenschaftliche, worunter
27	15	— 12	chemische u. pharmazeutische,
297	39	— 258	geographische u. statistische,
89	61	— 28	Landcharten u. Plane,
194	56	— 138	politische u. publicistische,
115	18	— 97	technologische,
134	83	— 51	ökonomische und forstwissenschaftliche,
380	313	— 67	poetische und belletristische (incl. Romane, dramat. Werke, Taschenbücher 2c.)
191	28	— 163	eigentl. Unterhaltungsschriften,
97	45	— 52	mathematische,
66	38	— 28	philosophische,
64	30	— 34	militärische,
18	12	— 6	merkantilische,
22	17	— 5	musikalische,
89	35	— 54	artistische,
5	4	— 1	maurerische,
203	28	— 175	Zeitschriften u. Journale,
—	17	+ 17	literärische,
—	12	+ 12	Sprach- u. Wörterbücher,
—	16	+ 16	Reisebeschreibungen,
—	3	+ 3	diplomatische,
—	1	+ 1	numismatisches,
—	1	+ 1	heraldisches,
—	1	+ 1	nautisches,
—	5	+ 5	Kochbücher.
			Numarisch verglichen, zeichnen sich folgende Buchhandlungen aus:
58	40	— 18	Reimer in Berlin,
63	39	— 24	J. G. Cotta'sche Buchhandlg. in Stuttgart.
63	37	— 26	Hartmann in Leipzig.
23	36	+ 12	Krüll in Landshut,
32	27	— 5	Basse in Quedlinburg.
20	24	+ 4	Brockhaus in Leipzig.
35	24	— 11	Landes-Industrie-Comptoir in Weimar.
vacat.	22	+ 22	Lauffer in Leipzig.
vacat.	22	+ 22	Leske in Darmstadt.
28	21	— 7	Brummer in Kopenhagen.
21	20	+ 1	Reitzel in Kopenhagen.
vacat.	20	+ 20	Steinkopf in Stuttgart.
vacat.	21	+ 21	Vogel in Leipzig.
21	21	=	Wesché in Bamberg.

Wer aus solchen Zusammenstellungen ein vergleichendes Urtheil über die Thätigkeit oder den Umfang der Geschäfte der angeführten Buchhandlungen fällen wollte, würde sich sehr irren — da die Kosten und der Umfang Eines Verlags-Artikels der einen Handlung ein Dutzend und mehr einer andern Handlung aufwiegen können. —

Die Vergleichung der Ostermesse mit der Michaelismesse gewährt noch weniger ein richtiges Urtheil, da man selbst aus dem Zusammenzählen falsche Schlüsse ziehen würde, indem z. B. die Zeitschriften öfters unter beyden Messen angeführt werden — nur das darf man als den gewöhnlichen Fall annehmen, daß, wer im Ostermeß-Verzeichniß mit seinen Verlagsartikeln nicht erscheint, diese in dem Michaelismeß-Verzeichniß nachträgt.

Nr. 88.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 2. November 1824.

Dichtkunst.

Gedichte von Amalie Louise von Liebhaber. Zweyte Sammlung. Braunschweig, gedruckt bey Vieweg. 1824. 212 S. 8.

Zweyte Sammlung? Wir kennen keine erste, die unter dem Namen eines Fräuleins von Liebhaber erschienen wäre; aber von einer Amalie Louise sind im Lit. Bl. 1823. No. 77. S. 307. poetische Versuche angezeigt, und die vorliegenden Gedichte lassen keinen Zweifel übrig, daß das Fräulein von Liebhaber eben jene Amalie Louise ist. Die Verfasserin unterscheidet sich von den meisten unserer Dichterinnen zu deutlich, als daß hier ein Irrthum zu befürchten stünde. Und sie unterscheidet sich zu ihrem Vortheil. Sie singsängelt nicht von Lieb' und Mondschein, von Rittern, Klöstern, Gespenstern und dergleichen. Sie wagt sich über die Stoffe und den Schnitt der Frauenmode hinaus. Ihre Geistesbildung, wie ihre Geistesrichtung scheint sich mehr der männlichen zu nähern.

Unter dem Titel Gisela hat sie hier die rheinische Sage vom Ritter Bremser von Rüdesheim zu einer Romanze benutzt von 66 achtzeiligen Stanzen. Mängel im Technischen sind häufig, der Kampf mit den metrischen Schwierigkeiten ist merklich; aber die Fabel ist gut gehalten, und S. 13., in der Beschreibung von Bremsers Kampfe mit dem Drachen, findet sich ein ungemein glücklicher Zug, den wir in anderen Bearbeitungen dieses Stoffes, namentlich in der neuesten, übrigens sehr gelungenen, von Karl Geib in der Cornelia für 1825, nicht gefunden haben. Der Drache hat den Schweif um des Rosses Beine geschlungen, der Ritter ist gestürzt; doch er rafft den Speer auf, wirft den blanken Schild vor, und das Unthier starrt vor seinem eignen, scheußlichen Bilde, das in des Schildes Spiegel sich malt. Diesen Moment benutzt er, ihm den Speer in den Rachen zu stoßen. Ist dieses Erstarren des Drachen vor sich selbst Erfindung der Sängerin; so macht sie ihr Ehre. In einem folgenden Gedichte, die Götter des Nordens, trägt sie mit poetischer Didaktik die Grundzüge der scandinavischen Mythologie vor, z. B.:

Heilige Stille
Herrschet im Kreise
Feyerlich rings.
Schauer erfüllet den flimmernden Kranz
Der Weltgebiete: — Sol, Maon und Jörd
Horchen, hemmend den kreisenden Tanz.
Die Schöpfung schweigt, staunet — und hört:
„Mächtig soll walten,
Hehr sich entfalten
Jegliche Kraft,
Daß Großes sie schafft!“ —

Erhaben spricht
Odin, — und Licht
Glänzet ringsum. —
„Thor — den zuerst ich erzeugt — den erhebe
Ich zu des Donners furchtbarem Gott!
Daß die Kraft, die gewaltige, lebe,
Herrsche im Weltkreis sein mächtig Gebot.
Zittre die Erde!
Fliehe die Heerde! —
Wo strafend er droht,
Nah' furchtbar sich Tod!“ —

„Ueberfluthen soll rauschend die See!
Flammengluten
Steigen zur Höh'!
Felsen zermalme sein Hammer! — er dröhne
Sturm! zerschmettre! regt ihn die Hand.
Unter dem Fußtritt des Gottes ertöne
Brausend das Meer — und bebe das Land!
Gerechtigkeit übe
Stets er, und liebe
Den, der erfleht
Huld im Gebet.“ —

„Uller, der Schöne,
Sein herrlicher Knabe,
Sey Meister im Lauf.
Zart ihm entsproßt erst dem Kinne die Blume,
Wie silberner Reif noch schimmert der Flaum. —
Ydalir sey ihm zum Eigenthume,
Der fruchtbarsten Thäler bewässerter Raum.
Pfeil und Bogen,
Gülden umzogen,
Trage der Hehre
Stets ihm zur Ehre.“

Die nämliche mannhafte Kraft, die hier unverkennbar ist, herrscht in den beyden epischen Dichtungen, die Eroberung von Zion oder der Maccabäer, und Sokrates. Der Hexameter ist nicht fehlerfrey, aber er scheint doch die Sängerin weniger, als der Reim, zu geniren.

Wir wünschen ihr Gelegenheit und Geduld, im Technischen nach guten Mustern sich auszubilden, möchten ihr aber doch, bevor dieß geschehen ist, nicht rathen, mit ihren Versuchen unter die Presse zu eilen. Das nonum prematur in annum des Horaz ist für Frauen freylich ein wenig zu lang; aber ein Drittheil davon wird immer gute Dienste leisten, wenn es benuzt wird, im Kreise von Freunden den Unterricht zu suchen, den die öffentliche Kritik nicht füglich gewähren kann. Es ist nicht eben nöthig, daß diese Freunde geübte Metriker seyen. Wenn sie nur natürlichen Sinn für den Rhythmus haben, so fühlen sie, wenn ihnen unvollkommene Verse vorgelesen werden, die Anstöße, und einmal aufmerksam gemacht, daß ein Anstoß gegeben sey, findet man dann bald, wo er steckt. Wir würden der Verfasserin Müllner's Vers und Reim auf der Bühne als eine populäre Taschenmetrik für Frauen empfehlen, wenn sie nicht über die Elemente der Metrik hinaus wäre, und wenn sich der Unterricht nicht zu eng auf das Theater beschränkte, wo der Vortrag der Verse die Hauptsache ist.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Beschluß.)

Am Schlusse dieser Abtheilung unserer Uebersicht müssen zwey Neuigkeiten erwähnt werden, die man in die Klasse der Essays setzen kann, welche in England immer eine beliebte Form waren. Durch Darstellung und Inhalt anziehend, geistreich und kräftig selbst in ihren Seltsamkeiten ist die erste: Imaginary conversations of literary men and statesmen. By Walter Savage Landor. London, 1824. 2 Bde. 8. In der leichten Form von Gesprächen gibt der Verfasser, der sich, wie es scheint, in Italien aufhält, viel Gedankenreiches über Politik, viel Unterhaltendes über Literatur. Die Gegenstände der Unterredungen sind eben so mannigfaltig, als die Sprecher, unter welchen man die berühmtesten Namen, von Perikles, Sophokles, Demosthenes, Heinrich IV., Elisabeth von England, Bacon, Cromwell, Milton, Lord Chatham, Washington, bis herab auf Napoleon und andere merkwürdige Zeitgenossen von gutem und bösem Rufe findet. „Ich habe, sagt der Verfasser selbst, in diesen Gesprächen, auch einige kleine Leute, wie Kaiser und Minister von neuem Schnitt, aufgeführt, um die großen Männer in einem desto richtigeren Verhältnisse zu zeigen, wie ein Maler einen Bettler unter einen Triumphbogen, oder ein Kameel an eine Pyramide stellen würde." Die Aeußerung im Vorworte, daß die Eigenheiten berühmter Schriftsteller in Styl und Ansichten in diesen Gesprächen nachgeahmt seyen, könnte zu der Vermuthung verleiten, hier ähnliche unterhaltende Versuche zu finden, wie Tickel's witzige Anticipation (erdichtete Reden berühmter Parlaments-Glieder zur Zeit des amerikanischen Krieges) oder die ergötzlichen Rejected Addresses; aber ungeachtet der Styl einiger Schriftsteller glücklich nachgeahmt ist, so geht doch die Porträtähnlichkeit im Ganzen nicht weiter, als eben unvermeidlich war, wenn einmal bestimmte Personen gewählt wurden, um Ansichten auszusprechen, die ihrem historischen Charakter angemessen waren; und der Verfasser hat sich nie mit seinen Sprechern verschmolzen, sondern er spricht aus ihnen, und seine Stimme verändert sich nur wenig, wenn er diese oder jene Puppe auftreten läßt. Was wir auf diese Art erhalten haben, ist vielleicht auch besser, als was die gelungenste Nachahmung hätte hervorbringen können, und einige wohlbekannte Namen werden im Ganzen treffend und wirksam benuzt, die Erörterung wichtiger Fragen und die Ausstellung verderblicher Trugschlüsse und Ränke desto eindringlicher zu machen. Der Verfasser verräth seine eigene Meynung über mehrere wichtige Gegenstände, selbst wo andre Sprecher die Erörterung führen, deutlich genug, und man muß in vielen Fällen seinen Ansichten beystimmen, und von seinem freysinnigen und unabhängigen Geiste sich angezogen fühlen; aber so scharf sein Blick ist, das Verderbniß in öffentlichen Angelegenheiten zu entdecken, so tappt er doch oft im Nebel, in Bildern und allgemeinen Redensarten herum, wenn es zu der Frage kommt, wie es besser zu machen sey, und es legt sich dann oft zu Tage, daß seine Ansichten über Staatsverwaltung, Staatswirthschaft und Gesetzgebung unklar oder irrig sind. Verhandelt er in seinen Gesprächen Gegenstände der literarischen Kritik, so findet man ihn nicht selten in einer Befangenheit, die ihn von redlicher Darlegung der Gründe und Gegengründe abhält, und besonders ist dieß auffallend in mehreren Aeußerungen über die französische Literatur, wo seine englischen Vorurtheile ihn selbst gegen französische Volksthümlichkeit überhaupt ungerecht machen. Die besten Stücke sind die Gespräche zwischen Cicero und seinem Bruder, Leopold und Dupaty, Washington und Franklin, General Lacy und dem Pfarrer Merino. Dieses lezte Gespräch liefert uns eine Stelle, welche Geist und Ton des Buches bezeichnet. Lacy sagt in Beziehung auf eine Adelskammer, daß Spanien keinen Stoff dazu enthalte, da die Erziehung der Granden mangelhaft, und der Raum zwischen der Fibel

und dem Sanbenito sehr enge sey. Dann fährt er fort: „Alle für die Franzosen entworfenen Verfassungen sind nur einstweilig. Mögen sie stolpern oder stürzen, mögen sie voranschreiten oder ausgleiten, immer geht die Richtung gerade auf Sclaverey los; nur die strengste Herrschaft kann sie von Grausamkeit oder Unfug abhalten; sie werden durch die Peitsche in gute Laune, und durch Hunger zur Zufriedenheit gebracht. Ich habe alles über die englische Verfassung gelesen, was ich nur finden konnte. Sie scheint mir ein allgemein verehrter Gegenstand, wie die Gottheit zu seyn, der aber einer Offenbarung bedarf. Ich finde nicht, daß das Oberhaus, wie ich's erwartete, zwischen dem Könige und dem Volke steht. Während einer langen Reihe von Jahren stand es nur zweymal im Widerspruch mit dem Hause der Gemeinen, einmal, als es erklärte, daß der Sclavenhandel nicht abgeschafft werden sollte, und wieder, als es behauptete, daß diejenigen, die an die Brodverwandlung glaubten, nicht tüchtig wären, ein Heer anzuführen, oder einen Rechtsstreit zu entscheiden. — Wolle oder Sandsäcke können die Heftigkeit eines gegen die Mauer geschleuderten Geschosses brechen; aber erbliche Aristokratie hat keinesweges solche Kraft gegen die Angriffe des Despotismus, der sie vielmehr gegen das Volk beschützen wird; denn ihre Macht und ihr Reichthum werden ihr zwar durch den König gegeben, müssen aber vom Volke genommen werden, und dieses hat nicht, wie jener, keinen Vortheil dabey, sich zu bereichern. Immer wurden eroberte Länder dem Sieger von den Aristokraten überliefert, die für ihre Besitzungen, ihre Macht, ihren Rang Bedingungen machten, und Volk, Vieh und Metalle aufgaben. Unter jedem Volke aber wird der Vorschlag zur Gründung eines Oberhauses lebhaften Beyfall finden. Die Reichen trachten nach Ehren, die Armen nach Schutz. Jede wohlhabende und achtbare Familie wünscht einen Pair unter ihren Verwandten zu zählen, und wo die Anzahl noch zu ernennen ist, kann jede darauf hoffen." In dem Gespräche zwischen Cicero und seinem Bruder, sagt jener: „Die Religion fordert nicht von uns, alle Fabeln des Pöbels zu glauben, sondern im Gegentheil sie zu berichtigen. Quintus: Nun, bey dem Zuströmen von Fremden aus allen Völkern, und bey unserer Bereitwilligkeit, die Possenreißereyen syrischer und ägyptischer Priester uns gefallen zu lassen, würden sonst unsre Bürger von diesen Betrügern nicht nur genarrt, sondern auch ihnen zinsbar werden. Der Syrier mag uns geißeln, bis wir in seine Klagen um Adonis einstimmen, und der Aegypter uns sagen, es sey unheilig, ein Küchlein zu essen, und heilig, ein Ey zu genießen, während ein pfiffiger Schelm aus Judäa uns zuflüstert: das ist Aberglauben; du kommst in den Himmel, wenn du mir einen Zehnten von deiner Ernte gibst. — Dieß geschieht in Judäa, wie mir Cn. Pompejus erzählt hat. Marcus: Allerdings, aber mit dem Zehnten werden alle Ausgaben für die bürgerliche Verwaltung und für den Gottesdienst bestritten; denn die Obrigkeit war, wenn man den Ausdruck im Ernste wiederholen kann, theokratisch. In Friedenszeiten würde ein Zehnten vom Eigenthum unerträglich seyn, aber die Juden hatten immer Krieg, bewohnten ein unfruchtbares Land, und waren Nachbarn eines fruchtbaren Gebietes, scharfsinnig, nachdenkend, traurig und mürrisch. Ich weiß nicht, ob wir solche Thaten vollbracht haben, wie sie, oder ob irgend ein Volk mit so viel Entschlossenheit und Hartnäckigkeit gefochten hat. Wir lachen über ihren Gottesdienst, sie verabscheuen den unsrigen, und darin sind wir, glaube ich, die klügeren, denn bey solchen Gegenständen des Nachdenkens ist es gewiß besser, zu lachen, als zu verabscheuen. Aber woher hast du denn deine Eyer und deine Küchlein? Ich habe unsern Varro wohl mancherley von ägyptischen Gebräuchen erzählen hören, aber davon doch nicht, so viel ich mich erinnere. Quintus. Die Unterscheidung ist freylich ein bischen zu abgeschmackt, selbst für die Anbeter von Katzen und Krokodilen. Vielleicht habe ich ihnen Unrecht gethan. Es kann seyn, daß ich das Volk vergessen habe, aber der Thatsache bin ich gewiß. Ich lege es in die Archive des Aberglaubens, und das rechte Fach dafür magst du selber aussuchen. Einige östliche Völker sind ihrer Priesterschaft so ganz unterworfen, daß bey der Geburt, bey Todesfällen, ja wahrlich selbst bey Heirathen, ein Priester zugegen seyn muß; er kann Strafen und Bußen auflegen, er kann dich zwingen, ihm alle Geheimnisse deines Herzens zu erzählen, er kann deine Frau, deine Tochter, deinen blühenden unschuldigen Sohn zu sich rufen, er kann von Sünden lossprechen, und von Vergebung ausschließen. Marcus. Nein, Quintus, dagegen sind Eyer und Küchlein, Katze und Krokodil nichts, du erzählst Unmöglichkeiten; so tief ist die Menschheit in ihrer tiefsten Erniedrigung nie gesunken. Der Wilde würde den Betrüger geißeln, der dieß versuchte, und der gebildete Mensch würde ihn durch Peitsche und Zischen verjagen. Einen solchen Zustand der Dinge können wir erwarten, wenn wir den Genius der Cimmerier und den Muth des Troglodyten vereinigt finden. Religionen nutzen sich ab, magst du sie mit Gold bedecken, oder in Eisen einschließen. Jupiter ist jetzt minder mächtig in Creta, als zur Zeit, wo dort seine Wiege war, und er verbreitet weniger Schrecken in Dodona als ein Schäferhund."

Prosa von einem Dichter (Prose by a poet — London 1824. 2 Bde. 12.) heißt eine Sammlung geistreicher und gemüthvoller Aufsätze, und wenn uns oft unter dem Namen eines Dichters Prosa gegeben wird, ohne daß man sie ankündigt, so zeigt sich hier in der Prosa

ein wahrhaft poetisches Gemüth. Man schreibt das Buch dem, durch seinen Wanderer in Switzerland und andere Dichtungen bekannten, J. Montgomery zu. Es enthält vermischte Aufsätze über moralische, politische und religiöse Gegenstände, Spiele der Fantasie, worunter sich einige anziehende Dichtungen finden. Alles ist leicht und lebhaft geschrieben, von einem warmen, menschenfreundlichen Gefühle und frommer Innigkeit durchweht, die sich zuweilen auch zur Schwärmerey hinneigt. Kräftige Schilderung, die aus einem innigen Gefühle für die Schönheiten der Natur hervorgeht, und eine glückliche Leichtigkeit, die mystische Sprache, die so zu dem Herzen redet, zu übersetzen, sind des Verfassers Stärke. Minder glücklich ist er, wo er leichtere Töne anstimmt; seine Munterkeit ergießt sich nicht immer frey und ungezwungen. Unter den Stücken von größerm Umfange findet man die anziehendsten. Der Verfasser wird durch die ihm eigene Stimmung immer in sich selber geführt; er denkt, möchte man sagen, mit dem Herzen. Eine Auswahl aus diesen beyden Bändchen würde gewiß unser Publikum ansprechen.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Zu Neapel war gegen Ende vorigen Jahres der unglückliche Vincenze Loco, einer der ausgezeichnetsten Köpfe unseres Zeitalters, mit Todt abgegangen. Er war in Civitá Campomarano, einem kleinen Dorfe in der neapolitanischen Provinz Molise, geboren. Seine Eltern bestimmten ihn der Advokatur. Zu Neapel kannte er den Advokaten Galanti, nach dessen Beyspiele er versuchte, das in Finsterniß gehüllte Labyrinth der Geseze mit der Fackel der Philosophie zu beleuchten. Im Gefühle der Disharmonie zwischen seinen Grundsätzen und Talenten, und seinem Berufe, wie derselbe damals betrieben wurde, zog er vor, sich auf Studien zu legen, die er für edler und wichtiger erkannte. Bey den Gelehrten seiner Zeit galt er für einen der vorzüglichsten Zöglinge der Schule eines Vico, Genovesi und Filangieri, die ihn ihres gesellschaftlichen Umganges würdigten. In den Strudel der jammervollen politischen Ereignisse von 1799 hineingerissen, traf ihn, mit einer großen Anzahl anderer Männer, deren Verbrechen einzig darin bestand, daß sie ihr Vaterland liebten, das Loos der Verbannung. Er suchte einen Zufluchtsort, erst in Frankreich, und dann im Königreich Italien, in welch lezterm Lande er seine Talente und Kenntnisse in vollem Glanze erscheinen ließ. Dessen zeugte vorerst sein Versuch über die Revolution in Neapel, deren Opfer und Augenzeuge er gewesen war, eine Schrift, in welcher er sich zwar mehrmals durch den überschwänglichen Reichthum seiner Ideen fortreißen läßt, aber selbst durch seine Abschweifungen die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, Studien und die Fruchtbarkeit seines Geistes zu Tage legt. Dann war er auch mit der Redaction des offiziellen Regierungsblattes beauftragt worden. Dieses Geschäftes entledigte er sich ebenfalls mit recht gutem Erfolge. Ganz besonders zeichnete er sich durch die Klarheit und Leichtigkeit seines Styles aus; und wenn er sich etwa zuweilen in den Fall gesezt sah, Meynungen darzulegen, die von seinen eigenen abwichen, so that er es mit solcher Beredtsamkeit, daß auch er selbst von demjenigen, dessen er andre überreden sollte, überzeugt schien. Am meisten Ehre machte er sich mit seiner Schrift: Plato in Italien, einem Romane, dessen Verdienst nicht so fast in der Erfindung, als eben in der Bedeutsamkeit der abgehandelten Gegenstände besteht, und worin der Verfasser, neben dem, daß er den Leser mit der Schule der Pythagoräer, dem Zustande von Groß-Griechenland und dem Schicksale seiner Freystaaten bekannt macht, Gelegenheit nimmt, mehrere Theorien des berühmten Vico auseinanderzusetzen, und sie nicht selten wahrscheinlicher und klarer zu machen. Vico war im nördlichen Italien vornehmlich durch das Zuthun einiger, gegen Ende des abgewichenen Jahrhunderts dahin geflüchteter Neapolitaner bekannt geworden. Zu Mailand wurde im Jahre 1801 eine neue Ausgabe seiner Sciensa nuova veranstaltet. Monti gründete und befestigte ihren Credit, indem er sie als ein dürres und unwirthbares Gebirge bezeichnete, in welchem aber reiche Goldminen verborgen lägen. Jedermann wollte dieses Werk durchlesen, aber nur Wenigen war es gegeben, den Sinn desselben von Grund aus zu fassen. Wer zum Verständnisse derselben hauptsächlich beytrug, war Loco. Unterrichtet in den Schulen eines Locke und Kant, wußte er manche Lehren des neapolitanischen Philosophen dem gemeinen Menschenverstande begreiflich zu machen. Inzwischen konnte er, troz allen den schmeichelhaften Auszeichnungen, die ihm zu Mailand zu Theil wurden, seiner Pflichten gegen sein näheres Vaterland nicht vergessen. Er kehrte 1806 nach Neapel zurück, und wurde daselbst im Verfolge der Zeit zum Mitglied des Cassations-Gerichtes, zum Staatsrathe ernannt, und mit dem Orden beyder Sizilien und der eisernen Krone beehrt. Fortwährend mit den Wissenschaften und der Literatur beschäftigt, zielten seine Wünsche und Bestrebungen auf die Direktion des öffentlichen Unterrichts. Statt dessen ward die Oberaufsicht über das Schazamt in seine Hände gelegt. Er aber glaubte, gerechte Ansprüche auf jene erstere Stelle machen zu können, weil er als Mitglied einer Spezial-Commission einen Plan zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes redigirt hatte, und die ihm übertragene Stelle als seinen Talenten und Fertigkeiten ganz heterogen betrachten mußte. Daß jener Plan, aus dem sich, mit einigen nicht sehr bedeutenden Modifikationen, von den gründlichen und lichtvollen Ansichten des Verfassers ohne Zweifel hätte Nutzen ziehen lassen, verworfen und Locos Hoffnungen dadurch gänzlich vereitelt wurden, hatte auf seine Gemüthsstimmung einen überaus nachtheiligen Einfluß. Seiner politischen Laufbahn höchst überdrüssig, und wohl auch in Folge der im Jahre 1815 eingetretenen Veränderung, die ihn noch einen gewaltsamern Schicksalswechsel befürchten ließ, verfiel er in eine schwere Gemüthskrankheit, und bald zeigten sich an ihm Spuren des Wahnsinnes, in welchem er sich fortwährend von Widersachern und Verfolgern umgeben wähnte. In einem Anfalle dieser Krankheit soll er seine sämmtlichen Manuscripte verbrannt haben. Umsonst, daß man alles, was der Kunst, der Freundschaft, ja selbst der Regierung an Hülfsmitteln zu Gebote stand, auf seine Wiederherstellung verwandte; er starb, nach neunjährigen Leiden in seinem bedauerlichen Zustande, in einem Alter von 54 Jahren. Mit sanften Manieren verband er ein vortreffliches Herz, eine unausgesezte Achtung für die Grundsäze der Gerechtigkeit, und innige Theilnahme an dem Schicksale seiner Gefährten und seiner, gleich ihm unglücklichen Freunde. Sehr zu bedauern ist es, daß er weder eine Revision seiner Schriften vorgenommen, noch auch seine Manuscripte durch den Druck bekannt gemacht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 89.

Literatur-Blatt.

Freitag den 5. November 1824.

Erziehungs-Literatur.

Briefe über Religion an Bettina von G. G. Pfeffel. Basel in der Schweighäuserschen Buchhandlung. 1824.

Da ich weiß, wie zahlreich die Verehrer und Anhänger des seligen Pfeffel besonders auch unter den Lesern dieses Blattes sind, so muß ich dieselben auf dieses kürzlich hier im Druck erschienene nachgelassene Manuscript desselben aufmerksam machen.

In der Vorrede wird gesagt, daß der ehrwürdige Pfeffel diese Blätter zwey Jahre vor seinem Tode einer Tochter geschenkt habe, welche auf einige Zeit seiner Leitung übergeben war, während sie durch einen würdigen Geistlichen zur Confirmation vorbereitet wurde. Pfeffels Aeußerung zu Folge: „ich schrieb ja nur für meine junge Freundin, sie allein wird und soll mich lesen," wurde dieser anvertraute köstliche Schatz bisher nicht dem größeren Publikum übergeben. Allein von vielen Freunden des verehrten Mannes gelesen, welche alle der Besitzerin zu Herausgabe desselben rathen mußten, entschloß sie sich hiezu, als die Gemeinde, zu welcher sie gehört, genöthigt wurde, eine Kirche zu bauen, unter der Bedingung, daß der Ertrag der Schrift zu diesem Kirchenbau verwendet werden solle. Eine Bedingung, die, in des Verewigten Sinn gedacht, ihr genügende Entschuldigung erschien, wenn es anders einer Entschuldigung hiefür bedarf.

Ueber das Verdienst dieser ganz vortrefflichen kleinen Schrift, welche ungefähr acht Bogen füllt, ein Urtheil fällen zu wollen, würde als ein Frevel an den Manen des gefeyerten Mannes erscheinen. Nur darauf aufmerksam zu machen, scheint mir genügend, und dieses geschieht wohl am besten, indem ich das folgende Stück daraus anführe.

Pfeffels Worte bedürfen kein Lob, wie sie über allen Tadel erhaben sind.

* * *

„Die Philosophen aller Zeiten haben es versucht, das Sittengesetz in einen allgemeinen Satz zusammen zu fassen. Einer der größten Weisen unserer Zeit hat es in folgende Formel eingekleidet: „Handle so, daß deine Handlungen eine Regel für alle Menschen werden können." Doch es kommt auf dergleichen Formeln gar nicht an. Das Wesentlichste ist, daß wir bey allem unserm Thun und Lassen unser Gewissen zu Rathe ziehen, und seinen Eingebungen folgen. Doch darf ich den Ausspruch eines hebräischen Weisen, den du in der Folge näher kennen sollst, nicht mit Stillschweigen übergehen; er lautet also: Liebe Gott über Alles, und deinen Mitmenschen, als dich selbst! —

„Diese Regel macht die Liebe, diese süßeste aller menschlichen Neigungen, zur Richtschnur unsers moralischen Verhaltens. Er befiehlt uns nicht, uns selbst zu lieben, weil dieser Trieb uns natürlich ist: allein er macht die Selbstliebe gleichsam zum Maßstab unsers Betragens gegen unsere Mitmenschen, und eben dadurch hebt er den Widerspruch auf, der, wie wir gesehen haben, zwischen der Selbstliebe und dem Gewissen, oder dem Glückseligkeitstriebe und dem Sittengesetze stattfinden kann. Wenn jeder Mensch seine Mitmenschen wie sich selbst liebte, so begreift jedes Kind, daß die größte moralische Ordnung in der menschlichen Gesellschaft herrschen würde.

„Der hebräische Weise beschränkt unsere Pflichten nicht auf die Menschenliebe. Zuvörderst sagt er: Liebe Gott über Alles! und um den Grund dieses Gesetzes anzugeben, sagte er: Liebe Gott, deinen Herrn, über Alles! Wir sollen also in Gott unsern moralischen Beherrscher nicht blos verehren, weil wir von ihm abhangen, sondern lieben sollen wir ihn, weil wir ihm das Leben, und alle Wohlthaten des Lebens zu danken haben.

„Allein, so könnte meine Bettina fragen: ist denn das Leben eine so große Wohlthat? Bisher war es eine Wohlthat für mich: allein so jung ich bin, so habe ich doch bey weitem mehr unglückliche als glückliche Menschen gesehen; ich habe Erdbeben, Ueberschwemmungen, Bergstürze, verheerende Krankheiten erlebt, welche die Menschen zu Tausenden, ich habe Kriege erlebt, die sie zu Zehntausenden hingerafft, und Millionen der Lebenden

auf lange, vielleicht auf ihre ganze Lebenszeit arm und elend gemacht haben. Auch ohne diese Landplagen sehe ich, daß die meisten Menschen sich kümmerlich nähren müssen; ich sehe, daß ein sehr großer Theil derselben in der Jugend stirbt, ohne das Leben genossen zu haben, und was das Traurigste ist, so sehe und höre ich täglich, daß gute Menschen im Unglück schmachten, und daß große und kleine Bösewichte im Ueberflusse schwimmen, die Tugendhaften unterdrücken und verfolgen, alle ihre Lüste, auf Kosten der leidenden Menschheit, befriedigen, und meistentheils bis an's Ende ihrer Tage die Früchte ihrer Uebelthaten genießen. Gleichwohl ist Gott unser Aller Vater, und da er Alles kann, so könnte er auch dieser moralischen Unordnung wehren, und nur die Guten glücklich, und nur die Bösen unglücklich machen.

„Wenn du, liebes Kind, mir diese Zweifel vorlegtest, so gestehe ich dir, daß ich sie nur auf eine einzige Art zu beantworten wüßte. Unser Daseyn, würde ich sagen, kann sich nicht auf unsere irdische Laufbahn einschränken; es muß sich über das Grab hinaus erstrecken, sonst würde Gott nicht Gott, das ist, er würde nicht gerecht, er würde ein schlechterer Regent seyn, als die meisten Fürsten auf Erden, die, wenn sie den Gehorsam gegen ihre Gesetze gleich nicht stets belohnen, weil sie ihn für Pflicht halten, wenigstens den Ungehorsam gegen dieselben immer als Verbrechen bestrafen. Noch mehr, meine Freundinn, wenn unser Daseyn mit diesem Leben aufhörete, so würde der Mensch im eigentlichsten Verstande das einzige mißlungene Geschöpf Gottes seyn. Ein großer Theil seiner Eigenschaften und Anlagen würden keinen weisen Zweck mehr haben, sie würden unausgebildet, wie eine Blume in ihrer Knospe zu Grunde gehen, und selbst die Vorzüge des Menschen vor den Thieren würden sehr oft für ihn ein gar trauriges Geschenk seyn. Die unvernünftigen Thiere kennen zwar die Bedürfnisse der Nahrung, aber die vielfachen Nahrungssorgen des Menschen kennen sie nicht. Sie sehen die Zukunft nicht vorher, deren traurige Aussichten uns oft so vielen Kummer machen; sie kennen die giftigen Wirkungen der Verläumdung nicht, und die zahllosen Uebel, welche die Verschiedenheit der Meynungen unter den Menschen hervorbringt, sind ihnen fremd. Die Todesfurcht ist bey ihnen ein ganz dunkles Gefühl, das sich höchstens im Augenblick ihrer Auflösung äußert, indeß der Mensch, beym vollen Genusse seiner Gesundheit und seiner Gemüthskräfte, vor dem bloßen Gedanken seiner Vernichtung zurückschaudert, und bey dem Gedanken an seine hülflose Familie die Bitterkeit des Todes im Voraus tausendfach schmecket.

„Gestehe mir, meine Bettina, daß dieses Bild, dem ich noch weit schwärzere Züge hätte beyfügen können, keinesweges übertrieben ist, und daß wir nicht nur die Gerechtigkeit, sondern selbst die Weisheit Gottes lästern würden, wenn wir nicht an eine nothwendige Ordnung der Dinge glaubten, in welcher die gegenwärtige Disharmonie sich in Harmonie auflöset, und jede Fähigkeit, jede Kraft des Menschen sich zur höhern Vollkommenheit entwickeln wird.

„Nehmen wir an, daß dieses Leben blos der erste Akt unsers Daseyns, daß es ein Stand der Erziehung und Vorbereitung zu einem fortgesezten bessern Leben ist, so erscheint uns Gott wieder als Allvater, und das Gebot des hebräischen Weisen, ihn über Alles zu lieben, wird uns zur gerechten und süßen Pflicht. Er hat immer unsere Fortdauer nach dem Tode mit diesem Gebote verbunden. Aber auch schon vor ihm haben die größten indischen, persischen und griechischen Weisen ein Leben nach dem Tode gelehrt, und alle gesittete Völker haben diese Lehre zum Grunde ihrer, im Uebrigen so verschiedenen Religionen gemacht. Cicero, der gröste unter den römischen Philosophen, sagt in einem seiner herrlichen Werke, daß die Vernunft und die Unsterblichkeit unserer Seele eben so laut, als das Daseyn Gottes predige.

„Laß uns doch, meine Freundinn, die Aussprüche unserer Vernunft über diesen so höchst wichtigen Punkt etwas näher untersuchen!

„S e e l e heißen wir das Etwas in uns, dem das Vermögen beywohnt, zu denken und zu wollen. Ist dieses Etwas eine bloße Eigenschaft unsers Körpers, die mit ihm vergeht, oder ein von ihm unterschiedenes Wesen, das ohne ihn fortdauern oder bestehen kann?

„Dieses, meine Freundinn, wollen wir zu erforschen trachten.

„A. Gesezt, du wolltest schreiben, rechnen, zeichnen, oder das Clavier spielen, so entsteht zuerst in dir der Gedanke des Schreibens, Rechnens u. s. w., dann der Wille, diese Verrichtungen vorzunehmen, und dann erst gebietest du deinen Fingern, den Entschluß deines Willens auszuführen. Die beyden ersten Verrichtungen haben ganz und gar nichts mit deinem Körper zu thun, und sind von einander ebenfalls unabhängig. Du kannst an das Schreiben, Rechnen, Musikmachen denken, ohne den Willen zu haben, diese Dinge wirklich zu thun; du kannst sogar den Entschluß, sie zu thun, wieder zurücknehmen, und wenn du bereits die Feder ergriffen, die Hände nach dem Clavier ausgestreckt hast, so kannst du deinen Willen ändern, und die Verrichtung unterlassen. So muß bey jeder f r e y e n Handlung der Körper deinem Willen gehorchen; ich sage: bey jeder f r e y e n Handlung: denn die natürlichen Bedürfnisse des Körpers sind von der Seele unabhängig, ob sie gleich auch ihnen, z. B. dem Hunger, dem Durste, dem Schlafe, vermittelst des Willens, bis auf einen ge-

wissen Grad gebieten kann. Auch dieser Umstand scheint uns anzudeuten, daß die Seele von dem Körper unterschieden sey.

„B. Wir können uns vergangener oder geschehener Dinge erinnern. Wir können uns die Eindrücke vergegenwärtigen, die sie auf unsere Sinne oder auf unser Gemüth gemacht haben, wir können uns sogar die Bilder der entferntesten Gegenstände, ohne Zuthun des Körpers, vor die Seele rufen, als ob wir sie leibhaftig vor uns sähen, und diese Darstellung geht, vermittelst unserer Einbildungskraft in unserm Inwendigen vor; ja, die Sinne, durch welche wir diese Vorstellungen erhalten haben, können geschwächt, oder gar zerstört werden, und dennoch kann die Vorstellung selbst in ihrer ganzen Lebendigkeit bestehen. Man kann z. B. das Gesicht oder das Gehör verloren haben, und sich dennoch die gesehenen Personen, Länder oder Gemälde, oder den Schall eines vormals gehörten Instrumentes, das Brüllen eines Ochsen, das Toben eines Donnerwetters deutlich vorstellen.

„C. Selbst im Schlafe, wenn die Kräfte unsers Körpers abgespannt sind, und unsre Sinne gleichsam still stehen, ist unsere Einbildungskraft beschäftigt. Es eröffnet sich in uns ein innerer Schauplatz, auf dem wir nicht nur Zuschauer, sondern selbst handelnde Personen sind. Das ist, wir träumen. Freylich ist unter unsern Traumbildern selten ein Zusammenhang, und die Handlungen des Träumenden sind nicht die Wirkungen seines Willens. Weil wir aber in diesem Zustande oft weit lebhaftere Vorstellungen als im Wachen haben, weil wir alsdann Dinge thun, an deren Bewerkstelligung uns im Wachen unser Körper hindern würde, z. B. wenn wir in der Luft zu schweben träumen, so scheint auch aus diesem Grunde unsere Seele ein von dem Körper unterschiedenes Wesen zu seyn.

„D. Trotz aller Hindernisse, welche unsere Sinne und unsere körperlichen Uebungen uns in den Weg legen, kann die Seele die Kraft erlangen, für sich fort zu wirken.

Sie kann sich so sehr in sich zurückziehen, daß sie durch das Getöse einer Mühle, eines Wasserfalls, eines Sturmes, eines Gewitters, sich in ihren Verrichtungen nicht stören läßt, und man hat häufige Beyspiele von Menschen, die mitten unter den heftigsten Schmerzen des Körpers ganz vorzügliche Werke des Geistes verfertigt, oder, wie die Mutter Heinrichs des Vierten, die während der heftigsten Geburtswehen ein Liedchen sang, das Gefühl des Schmerzens durch Zerstreuungen betäubt haben.

„E. Noch mehr, meine Bettina, der Mensch hat Ideen oder Begriffe, die so ganz von allem Körperlichen geschieden sind, daß selbst seine Sinne und seine Einbildungskraft keinen Theil daran haben, z. B. Tugend, Laster, Wissenschaft, Gelegenheit, Schönheit, Abwesenheit und hundert andere, die man eben deßwegen abstrakte Begriffe nennt, weil sie von allen sinnlichen Gegenständen geschieden und gleichsam vergeistigt worden sind. Wenn du diese Begriffe vor die Sinne bringen oder verkörpern willst, so mußt du dir erst einen Gegenstand denken, dem du sie beylegst, z. B. eine schöne Blume oder einen abwesenden Freund u. s. w. Diese Bemerkung scheint noch mehr, als die vorigen darzuthun, daß die Seele ein für sich bestehendes Wesen ist.

„F. So gibt es auch Empfindungen der Seele, die dem Körper fremd bleiben, oder doch nur, wie durch einen Gegenschlag auf ihn wirken. Bey Lesung eines geistreichen Buches bleibt er ganz müßig, und die Erzählung einer lustigen Geschichte muß zuerst auf die Seele wirken, ehe sie den äußern Menschen zum Lachen reizt, anstatt, daß wir bey sinnlichen den Sitz derselben an unserm Körper angeben können.

„Eine schmackhafte Speise, ein angenehmes Getränk kitzelt unsern Gaumen, und zur Zeit einer heftigen Kälte verdrängt das wohlthätige Gefühl eines warmen Zimmers die unangenehme Empfindung, die der Frost in unserm Körper oder in einigen Theilen desselben hervorgebracht hat. Wenn wir krank sind, so können wir fast immer die leidende Gegend unsers Körpers oder den Sitz der Krankheit angeben. Hören wir hingegen eine traurige Nachricht, oder wir lesen sie auf einem Blatte, das hundert Meilen weit herkommt, so ergreift ein schmerzhaftes Gefühl unmittelbar unsre Seele. Kein besonderes Gliedmaß unsers Körpers wird davon ergriffen; ob ihm gleich die heftige Erschütterung unsers Gemüthes eine Ohnmacht und bisweilen einen plötzlichen Tod zuziehen kann. Oft bleibt aber auch das Gemüth gefaßt, und der Körper erliegt. Diese Erscheinung, meine Freundinn, ist sehr merkwürdig, denn wenn die Seele mehr Stärke haben kann, als der Körper, so muß sie von dem Körper unterschieden seyn.

„Vielleicht machst du mir den Einwurf, daß bey vielen Menschen im hohen Alter die Seelenkräfte mit den Leibeskräften abnehmen, und daß folglich die Seele nicht von dem Körper unterschieden ist. Hierauf antworte ich durch eine Frage: Wenn das Instrument eines Virtuosen sich verstimmt, wenn eine oder mehrere Saiten daran gesprungen sind, ist es ein Beweis, daß das Talent des Künstlers abgenommen hat, oder gar verschwunden ist, wenn er nicht mehr so gut, oder gar nicht auf seinem Instrumente spielen kann? Die Seele gleicht diesem Virtuosen, sie wirket auf und durch die Organe des Kör-

pers; werden diese geschwächt oder zerrüttet, so bleibt die Seele dennoch, was sie ist, aber ihre Wirkungen werden gehemmt. Eben dieses gilt von den Trunkenen und Fieberkranken. So lange die Organe der erstern durch die Dünste des Weins betäubt, und die der leztern durch die Gewalt des Fiebers überspannt sind, so können die Verrichtungen der Seele nicht anders als unordentlich seyn; ist aber der Rausch oder die Krankheit vorbey, so kommen die Organe wieder in ihren natürlichen Zustand, und die Seele kann wieder ungehindert auf und durch sie wirken.

„Doch genug, meine Freundinn, über diese Materie. Es ließe sich noch Vieles darüber sagen, allein ich halte die dir mitgetheilten Beobachtungen für hinreichend, um es dir mehr als wahrscheinlich zu machen, daß unsere Seele ein von unserem Körper unterschiedenes Wesen ist, das ohne ihn sein Daseyn fortsetzen kann; dieses lernen wir aus ihrer Natur. Daß sie aber ihr Daseyn wirklich fortsetzen wird, dieses können wir am leichtesten und am besten aus der Natur Gottes lernen.

„Da Gott dem Menschen das Sittengesetz in die Seele gelegt hat, so kann er dabey keinen andern Zweck gehabt haben, als die moralische Ordnung für die ganze Menschheit, und die moralische Vervollkommnung, das ist, die Tugend, für die einzelnen Menschen. Er mußte also selbst die moralische Ordnung und die Tugend lieben, und sobald dieses unläugbar ist, so kann es ihm nicht gleichgültig seyn, ob die Menschen dem Gesetze des Gewissens folgen oder nicht, das heißt, ob sie tugendhaft oder lasterhaft sind. Wenn dieses ihm nicht gleichgültig ist, so kann, wie wir schon oben gesehen haben, das Schicksal der Tugendhaften und der Lasterhaften ihm eben so wenig gleichgültig, und mithin muß auch ihre Bestimmung verschieden seyn, das ist, Gott als Regent und Gesetzgeber der moralischen Welt muß in dem Schicksal der Tugend, im Schicksal der Lasterhaften sein Mißfallen am Laster offenbaren. Und da es am Tage liegt, daß das Schicksal der Tugendhaften und der Lasterhaften in diesem Leben eine Offenbarung des göttlichen Wohlgefallens für die Erstern, und des göttlichen Mißfallens für die Leztern heißen kann, so muß diese Offenbarung in einem andern Leben stattfinden, und zu diesem Ende muß die Seele des Menschen unsterblich seyn.

„Laß uns aber, meine Bettina, den Fall annehmen, daß Gott die Tugend, als eine erfüllte Schuldigkeit, unbelohnt lassen wollte, so müßte er doch das Laster, als eine Uebertretung seiner Gesetze, bestrafen. Wäre nun die Seele nicht unsterblich, so müßte er den Lasterhaften in diesem Leben bestrafen, und da könnte jeder Verbrecher sich durch den Selbstmord seiner Strafe entziehen; das ewige Gesetz des Rechts, oder, welches einerley ist, die Gerechtigkeit Gottes, würde unbefriedigt bleiben, und die moralische Ordnung müßte nothwendig gestört werden.

„Eine Betrachtung, die ich oben blos berührte, verdient, daß ich sie etwas näher entwickle, weil viele weise Männer einen Schluß für die Unsterblichkeit unserer Seele daraus gezogen haben. Gott, sagen sie, kann kein denkendes Wesen der Vernichtung übergeben.

„Der Mensch hat von ihm das Vermögen empfangen, die Natur und ihren Urheber zu erkennen; er hat ihm eine unersättliche Wißbegierde, er hat ihm den edlen Trieb nach einer immer höhern Vollkommenheit, und mit ihm die Idee der Unsterblichkeit eingepflanzt. In jeder reinen Seele erregt diese Idee nicht nur den feurigen Wunsch, daß sie nicht blos ein schöner Traum seyn möge, sondern sie erweckt auch in ihr eine hohe Ahnung, ein weissagendes Gefühl, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen werde. Wie ist es möglich, daß der allweise und allgütige Vater der Natur dasjenige seiner Geschöpfe, das ihm das liebste seyn muß, weil er es am reichlichsten ausgestattet hat, durch die Idee eines Gutes täuschen sollte, das er ihm von ferne zeigt, aber niemals zugesteht? Was würden wir von einem Vater sagen, der seinem Busenkinde die herrlichste Frucht seines Gartens darreichte, und im Augenblicke, da es darnach langte, sie ihm mit gleichgültiger Miene entzöge? Warum wies er sie ihm, wenn er sie ihm nicht geben wollte? Müßte nicht ein solches Betragen die Ehrfurcht, die Liebe und das Vertrauen des Kindes gegen den Vater schwächen, wo nicht gar zerstören? Nein, nein, meine Bettina! der Wunsch nach Unsterblichkeit ist ein vernünftiger Wunsch, er ist auf ein moralisches Bedürfniß unserer Seele gegründet. Gott kann und wird ihn nicht unerfüllt lassen."

G. E.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Den Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno bisestile 1824. (Mailand, in der königlichen Druckerey, 228 S. in groß 4.) in Betreff derer die Gesellschaft der Astronomen der Brera bezeugt, „daß die sämmtlichen darin vorkommenden Berechnungen von zwey kenntnißreichen Jünglingen, den Gebrüdern Capelli, welche aus freyer Neigung sich auf die astronomischen Wissenschaften legen, und auf eine preiswürdige Art zu den Beobachtungen der Sternwarte mitwirken, seyen unternommen und durchgeführt worden," hat der Graf B. Oriani, was auch in dem astronomischen Kalender für 1823 in Betreff von etwa vierzig, von Mailand aus sichtbaren, an den hohen Alpen sich anlehnenden Berghöhen im nördlichen Theile der Lombardie geschehen war, eine Notiz von sechzig andern Bergen beygefügt, die zum Theil von Mailand aus gesehen, zum Theil durch andere nähere, wenn schon niedrigere, bedeckt werden. Aus dem vorjährigen Verzeichnisse sind vier Berge der hohen Alpen, der Monteviso, Rosa, Simplon und das Finsteraarhorn, als außer der Lombardie gelegen, desgleichen der Monte-Cimone und Peince, als zu den Apenninen gehörend, weggelassen, und hinwieder der auf dem Hügel San Colombano stehende Thurm Sommariva, als sehr bequem zu geodetischen Beobachtungen, und als, so zu sagen, im Mittelpunkte der Lombardie, und in der Nähe des höchsten Pollifers gelegen, eingeschoben. Aus diesen Gebirgstabellen erhellet, daß die drey höchsten Berge in der Lombardie der Gavio, der Tonal und der Scalino sind. Der erste liegt 1838, der zweyte 1716, der dritte 1695 Toisen über dem Meer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 90.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 9. November 1824.

Reise-Literatur.

Briefe an deutsche Freunde von einer Reise durch Italien über Sachsen, Böhmen und Oestreich, 1820 und 21 geschrieben und als Skizzen zum Gemälde unserer Zeit herausgegeben von Dr. Wilhelm Christian Müller. Altona bey Hammerich. 2 Bände.

Zu den vielen Reisebeschreibungen über Italien noch eine, wie denn auch noch viele kommen werden! — Möchte doch jeder Reisebeschreiber ernstlich bedenken, daß es seinen Lesern natürlich mehr darum zu thun ist, durch ihn Belehrung und Kunde über das bereiste Land, als über sein Ich, über seine individuelle Ansicht zu erhalten; möchte jeder bedenken, daß es deßhalb darauf ankomme, ein nach allen Beziehungen ganzes, vollständig colorirtes und mit dem Hauche des Lebens begabtes Bild des Landes zu entwerfen, das er, wenn er Reisebeschreiber seyn will, für Andere und zum Nutzen Anderer mit Hintansetzung seiner Persönlichkeit, beweisen sollte.

Indessen reist nicht Jedermann, um nachher Reisebeschreiber zu werden, und nicht jede Reise wird beschrieben, um als Beschreibung der bereisten Länder zu dienen.

Der Zueignung und dem Titel nach scheint die vorliegende meist nur der Dankbarkeit für die Beförderer derselben ihre Entstehung zu verdanken. In so ferne muß sie dann auch aus einem ganz anderen Gesichtspunkt beurtheilt werden. —

Der Verfasser sagt in seiner Vorrede über die Aufgabe, die er sich gestellt: „Zu unserer und anderer Belehrung habe ich den Zustand der Religion, der Schulbildung, der Civilisation, der Veränderung und Verbesserung öffentlicher Anstalten, der bürgerlichen Gewerbe, des Landbau's, der Handlung, ehrlich ohne Vorurtheile zu beschreiben gesucht."

„Da man nicht Allen Alles werden kann, so dacht' ich wenigstens Vielen Vieles zu werden."

In wie fern nun dieses dem im Herzen und in der Anschauung jungen Greise von 68 Jahren gelungen ist, vermögen wir nicht so mit einem Worte hin zu entscheiden; wie wollen ihm auf seiner Reise folgen, und da dieselbe über Hannover, Halle, Leipzig, Dresden, Prag, Linz, Wien, Grätz, Laibach nach Venedig geht, vor Allem diesen, so viele interessante Gegenden und Städte Deutschlands betreffenden, beynahe den ganzen ersten Band füllenden Theil im Auge behalten.

Mehrere Briefe über Dresden, die dortige Gallerie, Ausstellung, italienische Oper, über Tharant, den ungeheuer gelehrten Böttiger, u. s. w., sind nicht uninteressant, allein je weiter wir in dem Buche lesen, um so mehr erfahren wie aus Ton und Ausdruck des Schreibers, daß der Verfasser nur seine wenigen Freunde, an die seine Briefe gerichtet, nicht aber ein größeres Publikum im Auge gehabt hat.

Die Beschreibung der sächsischen Schweiz von Pirna und dem Narrenhaus auf Sonnenstein hat uns angezogen; die von Prag ist reich und lebendig. Ueber die Geschichte Böhmens, das Land und seine Bewohner, so wie über die Anstalten für Erziehung und Verbreitung der Civilisation, ist hier manches Treffende gesagt.

Ueber Linz geht die Reise nach Wien. Nicht uninteressant sind die Zusammenstellungen von Sterbe- und Geburtslisten, von Consumtions-Verbrauch, die Aufzählung von Bildungsanstalten dieser Stadt u. s. w. Die beygefügte Behauptung, daß Wien die meisten und größten Bildungsanstalten vielleicht in der ganzen Welt habe, wird für viele Leser überraschend seyn. Neben einer, in die Sache eingehenden, Beschreibung der Kunst- und Naturalien-Sammlungen zogen uns die Notizen über die Bibliotheken jener Kaiserstadt an. Eigentlich gelungen sind die Bemerkungen über Kirchenmusik und Choralgesang (sie enthalten vortreffliche Winke), über Protestantism und deutschen Katholicism. Die Regierung, sagt der Verfasser, nimmt keinen Antheil an der Proselytenmacherey einiger katholischen Eiferer — die in der fortschreitenden allgemeinen Aufklärung das Ende ihrer Verfinsterung des Evangeliums, wenigstens des Papis-

mus fürchten. Gibt es aber dergleichen Finsterlinge nicht auch unter den Protestanten, und jezt mehr als vor 20 — 30 Jahren?! Die Regierung scheint den ausgesprochenen Unglauben sowohl, als den gemißbrauchten Aberglauben verbannen zu wollen. Die Bildung der jungen Geistlichen scheint dem Verfasser noch etwas zurück. Die den geistlichen Stand wählen, sagt er, sind gewöhnlich Kinder armer Eltern. Um Versorgung zu finden, entsagen sie (so zu sagen) der Welt. Nun fehlt ihnen die Quelle der Humanität; die Eltern sind ihnen verloren, ihr Herz bindet weder Weib und Kind, noch Haus und Baum. Sie werden oft versezt, kein Eigenthum fesselt sie an einen Ort. Sie können nichts liebgewinnen, als ihre Nahrung. Bey geringen Einkünften verbauern sie oft auf dem Lande; viele mechanische Geschäfte machen sie zu Maschinen; die Fortbildung der Welt bleibt ihnen fremder, die Begriffe ihrer Jugend erweitern sich schwer — sie bleiben die Stiefkinder der Gesellschaft, sie, deren Amt und Wirkungskreis das Erhabenste und Würdigste eines Sterblichen. Am übelsten sind die daran, welche durch Kraft des Genie's, oder durch philosophische oder protestantische, oder durch leichtsinnige Schriften, oder durch Umgang zu freyerer Ansicht gekommen, oft die Gelehrtesten — wenn sie mit der Schale den Kern wegwerfen, über den leeren Mechanismus der Gebräuche spotten, den lebendigmachenden Glauben verlieren, und in der Toleranz Indifferentisten — oder gar Heuchler — werden.

Bey den Predigten und Predigern Wiens wird auch Werners also gedacht: Ich halte ihn für den vollendetsten Volksredner. In Gestalt und Bekenntniß eines armen Sünders erscheint er auf der Kanzel. Er kennt die Abweichungen vom Tugendpfade, und trifft bald dieses Gemüth, bald jenes Gewissen. Er beschwichtigt nicht mit Heilmitteln der katholischen Kirche, er faßt den Sünder gleichsam bey den Haaren, schleudert ihn ans Kreuz, und macht ihm die Hölle so heiß, daß er keinen Rath weiß, als Besserung durch Glauben an Jesu.

Seine Sprache ist biblisch, seine Auslegung vernünftig, wozu er die Kirchenväter beweisend anführt; sein Styl ist blühend, voll schöner, treffender Bilder und Gleichnisse. . . . Er braucht kräftige, zuweilen krasse Worte, weil er das gemeine Volk anredet, und sezt auch wohl hinzu: „von gemeinen Dingen muß man gemein reden." Z. B. dieser Art: „Da sizt ein Tölpel „im Bierhause und rühmt sich, daß er nicht gestohlen, „nicht gemordet, nicht .... — oder kommt zum Beicht-„stuhl und bekennt .... Meynst du, Wicht, daß es „dem Geistlichen eine Freude wäre, sich mit deinem Sün-„denkoth zu befassen? — oder, daß seine Verkündigung „dich von deiner Schwärze weiß waschen, oder, daß der „Genuß des geweihten Brodes dich mit dem Erlöser „vereinen werde? —

In einer Predigt entwickelte er die Idee des Glaubens nach den Textes-Worten: „die Kranke berührte nur des Herrn Kleid und sie ward gesund. Und Jesus sprach zu ihr, dein Glaube hat dir geholfen." Da sagte er unter anderem: „Im Gedränge berührten wohl Hunderte „sein Kleid, aber es half ihnen nichts. — Die Erde, „die ganze Welt ist (nach dem Psalm) das Kleid Gottes, „wer berührt es nicht? Aber wem hilft es? — der lieb-„liche Aufgang eines Frühlings-Morgens — der kühle „Abend, der Schatten schöner Bäume — erquickt aber „nicht den Sünder — nur den Glaubigliebenden, der „überall Gott ahnet, denkt, schaut, fühlt — das Wort, „die Taufe, das Abendmahl gehören zum Saume des „Gotteskleides, es ist das Aeußere der Religion, nicht „das Wesen derselben. — Der Sünder kommt und sagt: „ich stehle nicht, ich besaufe mich nicht, ich gebe den Ar-„men Almosen, und erwarte in der Beichte Absolution „und Befreyung von der Hölle. — Aber das hilft dir „Alles nichts, du berührst sein Kleid, aber ohne Glau-„ben kann's dich nicht heilen, nicht gesund machen! — „Was ist gesund? wo alle Theile des Körpers in voll-„kommen harmonischem Zustande mit einer gesunden „Seele sind. Und eine gesunde Seele? die mit sich „selbst einig ist, keine heftigen Begierden der Vernunft, „die dem Gewissen und dem Gesetz Gottes widerstreiten, „wo das Herz in Ruhe, und das Gewissen ohne Reue," u. s. w.

„Glaube, Gesinnung, That können im Menschen „eben so wenig getrennt werden, als die Dreyeinigkeit „in Gott. Sie machen zusammen Eine Einheit. Durch „Liebe belebtem Glauben folgt aus der Gesinnung die „That nothwendig, gleichsam in einem Brennpunkte," u. s. w.

Der Zustand der Musik, Liebhaberey für dieselbe, und Nachrichten über mehrere zu Wien lebende große Musiker machen den Inhalt der folgenden Briefe.

Von der ferneren Reise, die über Triest, Venedig, Padua, Ferrara, Bologna und Florenz geht, machen wir vorzüglich auf die Briefe aufmerksam, welche Venedig, diesen dahinsterbenden Meeres-Riesen, beschreiben. Die Briefe über Florenz, während eines längeren Aufenthaltes geschrieben, enthalten gerade nichts Neues; das über Gallerien und Kunstsammlungen Gesagte ist mehr eine Aufzählung der Gegenstände, als künstlerische Würdigung derselben. Die Bemerkungen über naturhistorische Sammlungen, Kirchenmusik, das Gegeneinanderstellen der äußern Form des Gottesdienstes katholischer und protestantischer Confession hingegen enthalten, wie in den frühern, viel gut Gedachtes und Beherzigenswerthes, das dankbare Anerkennung verdient.

Gegen den florentinischen Adel, unter welchem wir manche hochachtbare Individuen persönlich kennen, drückt

sich der republikanische Bremer etwas absprechend aus, wenn er im Allgemeinen sagt: „Aus solchen Familien sind auch „wenige Staatsdiener bekannt. Es fehlt ihnen an den nö- „thigen Kenntnissen. Sie taugen nur zu Kammerherren, „Offizieren — oder leben in Paris von den Einkünften „ihrer Güter, deren Villen verwaist stehen."

In den Briefen aus Siena erfahren wir manches über alt-deutsche Baumeister und Baukunst in Italien.

Von der öffentlichen Musik in Rom, zumal von der Kirchenmusik, deren Zustand der Verfasser mit Vorliebe und Kenntniß behandelt, ist viel Interessantes und Eigenthümliches gesagt, besonders in Bezug auf Takt, Bewegung des Tempo's und deren Verhältniß zum Locale.

Die Briefe über Rom, Neapel oder über den eigentlichen Aufenthalt in Italien, dann die Rückkehr über Perugia, Florenz, Livorno, Pisa, Modena, Mailand, über den Simplon in die Schweiz, werden, so wie das ganze Werk, Vielen, welche die Reise nach Italien gemacht, angenehme Erinnerungen zurückrufen.

Unser Reisebeschreiber meynt es so redlich, daß wir uns gerne von ihm erzählen lassen. Die gewählte Form von Briefen an Freunde scheint uns zweckmäßig und gefällig, und am meisten haben uns die an Schleiermacher gerichteten angesprochen.

Neben manchen, in Rücksicht auf Styl und Ausdruck gelungenen Stellen haben uns die „billige Unterhaltung im Gasthof," die „jungen Studierten p. 509." und die „weißschimmlichten Ochsen p. 516." wirklich befremdet.

G. C.

Musik-Literatur.

Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz. Erster Band. Leipzig bey Cnobloch. 1824. VI und 430 S. 8.

Diese Schrift enthält I. Bildnisse, II. Betrachtungen, III. Vermischtes. Die Bildnisse sind bildlich zu verstehen, es sind Biographien berühmter Musiker. Im vorliegenden ersten Bande findet man Hillers, der Mara und Andreas Rombergs Leben. Das der Mara zieht am meisten an. Nach dem Conversations-Lexikon soll sie ihre musikalische Laufbahn in London als Citherspielerin begonnen haben. Nach unserem Verf. ist das ganz falsch. Ihr Vater war Stadtmusicus in Cassel (Schmebling mit Namen), und die Geige war das Instrument, auf welchem die nachherige berühmte Sängerin als Kind von 6 Jahren excellirte. Das kleine Mädchen war rachitisch. Der Vater trug es in die Häuser der Musikfreunde seines Wohnorts, und spielte mit demselben Duette. Einer dieser Musikliebhaber nahm Vater und Tochter mit nach Frankfurt a. M. zur Messe. Hier fand die kleine Geigerin Unterstützung. Im 9ten Jahre gab sie Concerte in Wien, und im 10ten spielte sie in London, in den königlichen Kammerconcerten. Die Art, wie das schwächliche Mädchen das Instrument handhabte, erregte Lachen, Anstoß und Mitleid, man wünschte, daß sie singen lernte, man gab ihr den alten Kastraten Paradisi zum Lehrer; aber ihr Talent entwickelte sich damals noch nicht bis zu dem Grade, daß sie in London als Sängerin hätte Sensation machen können. Der Vater ging mit ihr nach Cassel zurück, aber der Landgraf fand kein Behagen an ihrem Gesange; sie war nicht Italienerin. Schmehling wendete sich an Hiller in Leipzig, und dieser wurde nun nicht nur ihr Lehrer, sondern recht eigentlich ihr musikalischer Adoptiv-Vater. Deutschland, welches diese Sängerin geboren hatte, erzog sie auch, und in Deutschland pflückte sie ihre ersten Lorbern auf der Bühne und im Orchester der Concertsäle. London ward erst später der Schauplatz ihres Ruhmes. Auch die Anecdote von ihrem ersten Auftreten in Potsdam vor Friedrich II. wird hier ganz anders erzählt, als im beliebten Conversations-Lexikon. Sie ist charakteristisch. Gertrud Schmehling wurde in den Concertsaal geführt und an das kleine Sängerpult neben den Flügel gestellt. Sie sah den König sitzen, dem Flügel gegenüber. In sich gebückt heftete er das durchdringende Falkenauge auf sie; sie stand ruhig da. Sich ihm zu nähern, wagte sie nicht; da er aber fortwährend den Blick auf ihr haften ließ, führte sie der Concertmeister, Franz Benda, der seine Art kannte, ihm etwas näher. „Sie will mir 'was vorsingen?" sagte der König in seinem hohlen, trocknen Ton. „Wenn Ew. Majestät befehlen." „Na, sing' sie!" — Gertrud, ihrer Sache gewiß, sang ohne alle Furcht. Auf den Rath einiger dabey interessirten Männer hatte sie eine der größten Arien Grauns gewählt, den der König geachtet, ja geliebt hatte. Er kannte die Arie, und hörte aufmerksam zu. Als sie geendet, sagte er freundlicher: „Sie hat das gut gemacht. Kann sie auch von Noten singen?" Er meynte, vom Blatt: a prima vista; und Gertrud verstand es auch so. Sie antwortete getrost: Ja. Hierauf holte der König selbst eine der schwierigsten Bravour-Arien, gleichfalls von Graun, die der Sängerin nicht bekannt seyn konnte. Er schlug die Partitur auf, indem er sagte: „Die Arie ist gut. Das da" — er wies auf einige lange, künstliche Rouladen — „das ist dummes Zeug: aber wenn's gut gesungen wird, so klingt's doch hübsch. Da! sing' sie!" — Er gab die Noten hin; die Stimmen wurden aufgelegt, das Ritornell begann. Gertrud sang, und, wie sie später sagte, wenigstens ohne

Fehler. Als sie geendigt, sagte der König: „Ja, sie kann singen."

Der König stellte sie an mit 3000 Rthlr. Gehalt, und — der Violoncellist Mara half ihn verzehren. Die Heirath mit diesem Unwürdigen, dessen Namen sie verewigt hat, wurde die Ursache der spätern Unstetigkeit ihres Lebens, bey der sie zwar, besonders in England, Hunderttausende einnahm, aber auch bald wieder los wurde. Selbst nach der Trennung von ihm ging das Finanzwesen nicht viel besser. Ein Signore Florio, 24 Jahr alt, war der Begleiter der 50jährigen Sängerin, als sie zu Anfange dieses Jahrhunderts wieder in Deutschland erschien. Doch gelangte sie zum Besitz eines unbeweglichen Eigenthums in Moskau. Sie verlor es in der Verwüstung von 1812, fand Zuflucht in Liefland, und gab Kindern Unterricht in der Musik. Der Wunsch einer gesicherten Ruhe im Alter bewog sie i. J. 1819 zu einer Reise nach Berlin und London. Vergebens! Sie besuchte Cassel in derselben Absicht. Auch da fand sie nicht, was sie suchte, und kehrte nach Liefland zurück. Dort, soviel der Verf. erfahren konnte, „lebt sie noch jezt, nun in ihrem 74sten Jahre" —. Der Gedankenstrich, den hier der Verf. angebracht hat, gibt zu Betrachtungen Raum, die den Sängerinnen sehr heilsam werden können, wenn sie dieselben ein halbes Jahrhundert vor dem 74sten Lebensjahre anstellen wollen.

Des Autors Betrachtungen sub No. II. sind von anderer Art, sie betreffen größtentheils rein musikalische Gegenstände, unter andern die Fuge und die Entstehung der Oper. Nach ihm ist dieselbe hervorgegangen aus dem Bestreben eines gräcisirenden italienischen Hofes, die Tragödie der Alten nachzuahmen. Und jezt sehen wir sie herangewachsen zu einem theatralischen Ungethüm, welches seine eigne Mutter und alle wahre dramatische Kunst überhaupt zu verschlingen droht.

Das „Vermischte" sub No. III. besteht aus kleinen, meist humoristischen Aufsätzen, welche ebenfalls auf die musikalischen Dinge der heutigen Welt sich beziehen, und unterhaltend zu lesen sind.

Der Verf. ist bekanntlich seit vielen Jahren Herausgeber der Leipziger musikalischen Zeitung, und hat sich dort als einen fein empfindenden und klar denkenden Kenner und Liebhaber der Tonkunst bereits hinreichend legitimirt. Er versteht, (was nicht leicht ist), über Musik zu schreiben, während andere nur darüber blümeln, phraseln und faseln; aber seine Schreibart ist uns doch hin und wieder ein wenig zu weitschweifig vorgekommen; zu präludiös, zu dehnend, zu redensartlich. Der Druck ist ausgezeichnet gut in jeder Hinsicht.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Von Pisa, woher das literarische Publikum vor einiger Zeit aus der Feder des Professors Battini mit einer höchst erbärmlichen Apologie der Jahrhunderte der Barbarey beschenkt wurde, ist nun, unter dem Titel: De typographicæ artis abusu ad studiosam juventutem Pamenedis auch noch ein zweytes, ähnliches Zeichen der Zeit in die Welt ausgegangen. So wie nämlich der Professor Battini mit einem Angriffe auf die gesammte Civilisation unserer Tage hervortrat und dieselbe von der verderblichsten Seite darstellte, um hierauf den Ruhm der früheren Zeiten der Unwissenheit zu gründen, so hat nun der Professor der Moraltheologie an der Hochschule zu Pisa, Eligio Volpini, gleichsam als Commentator seines Collegen, es über sich genommen, nicht zwar, wie der Titel seiner Schrift besagt, von dem hin und wieder von der Buchdruckerkunst zu Verbreitung ungesunder Lehren gemachten Mißbrauche, sondern von der gedachten Kunst überhaupt, als von einer der wiederauflebenden Sittigung im Gefolge gehenden verderblichen Folge zu sprechen. In dieser Absicht werden denn mit lächerlicher Uebertreibung, gegen ein, blos in Hrn. Volpinis Phantasie existirendes „immane chaos" die Stimmen aller Jahrhunderte aufgerufen, und Worte der Apostel, des Aristoteles, Cicero, Augustinus, Horaz, Plinius, Hieronymus und einer Menge anderer Männer von ungleicher Religion, Sprache und Ansichten, Alles in höchster Verwirrung zu einem und demselben Zwecke, nämlich wider die Erfindung und die wirksamen Folgen einer Kunst angeführt, vermittelst welcher „heut zu Tage alle Arten von Schändlichkeiten, und je die verworfensten Künste der Unholdinnen, Dinge, wovon die Germanen nichts wußten, (?) dem Volke bekannt gemacht werden." — In einer, gegen Ende des vorigen Jahres zu Rom bey Bourlié erschienenen Schrift, welche den Titel führt: Notizie storiche delle stagioni e de' siti di versi, in cui sono stati tenuti i Conclavi nella Città di Roma etc. scheint es sich der Verfasser, der Abbate Francesco Cancellieri, als Hauptzweck vorgesezt zu haben, zu beweisen, daß, ungeachtet viele Papstwahlen in die heißesten Monate gefallen seyen, sich gleichwohl während der ganzen Zeit ihrer Dauer nie eine epidemische Seuche gezeigt habe, indem diejenigen, welche Berufes halber in den heißen Monaten haben reisen, und den heiligen Comitien beywohnen müssen, meistentheils (quasi sempre) ohne Nachtheil ihrer Gesundheit davon gekommen: höchst seltsamer Weise aber ergibt sich aus den von ihm angeführten Thatsachen selbst ein ganz anderes Resultat, als er hatte herausbringen wollen. Es zeigt sich nämlich, daß sich das Conclave vielmehr weit die meisten Male außer der Sommerszeit versammelt, und mehr als ein Sommerconclave für die darin Eingeschlossenen höchst verderbliche Folgen gehabt habe. So verließen z. B. im Jahre 1287, nach dem Tode Honorius IV., nachdem sechs Cardinäle verstorben waren, die übrigen alle das Conclave, wegen der Pest, an welcher noch viele andere erkrankten, und kehrten nicht eher zurück, als bis die Ansteckung aufgehört hatte, d. h. bis im Winter 1288. Aus dem Conclave von 1292 begaben sich die Kardinäle, nachdem bey eintretender Sommerszeit einer verstorben und mehrere erkrankt waren, ebenfalls auf die Flucht. Die Papstwahl Urbans des VIII., vom 29sten Juli bis 6ten August 1623, kostete dem größten Theil der Conclavisten das Leben; wer nicht starb, verfiel in schwere Krankheit. Aehnliches erfolgte bey der Papstwahl im August 1644, u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 91.

Literatur-Blatt.

Freitag den 12. November 1824.

Dichtkunst.

Gedichte von L. Tieck. Dritter Theil. *) Dresden bey Hilscher. 1823. 280 S. 8.

Obschon Tieck niemals etwas gedichtet hat, wovon man sagen könnte, daß es in die Nation eingegangen sey, wie fast Alles von Schiller und so Manches von Goethe; so hat er doch bey den ausgezeichneten Köpfen immer Beyfall zu erwerben gewußt, und durch den öffentlichen Ausdruck desselben einen Namen erlangt, der einige mittelmäßige Köpfe zu der Behauptung vermocht hat, er sey der einzige deutsche Dichter, welcher Goethen an die Seite gestellt werden könnte. Mittelmäßige Köpfe, sagen wir; denn es hat uns stets ein Zeichen von Beschränktheit geschienen, lebende Dichter, wahre Dichter nämlich — nach der Größe rangiren zu wollen, wie die Soldaten, die man nach Füßen und Zollen messen kann. Die Frage, welcher von zwey gegebenen Dichtern der größere sey, ist in den meisten Fällen nicht viel gescheidter, als die, ob Austern oder Fasanen das bessere Gericht sind. Weder die Gaumen, noch die Magen in der Welt können jemals über die Antwort einig werden, und der Grund davon ist vielleicht gerade darin zu suchen, daß beyderley Gerichte gut sind, obschon jedes Eigenschaften hat, welche dem andern fehlen. Lassen wir also diese Streitfrage denen zum Spiel, welche gern über den Geschmack disputiren, führen wir ihnen allenfalls den Ausspruch Lessings zu Gemüthe, daß derjenige der größte Geck ist, welcher die größte Fertigkeit im Bewundern hat, und halten wir uns an die Vorschrift eben dieses großen Kritikers, „bey Beurtheilung eines „Werkes sich auf das Werk allein einzuschränken, an „keinen Verfasser dabey zu denken, sich unbekümmert zu „lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er „noch schlechtere, oder noch bessere geschrieben habe, und „nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begriff man „sich aus diesem gegenwärtigen allein mit „Grund von ihm machen könne."

Im Vorworte zu diesem dritten Theile wiederholt der Dichter, was er bereits bey Gelegenheit des ersten gesagt hat: daß er dem Ansuchen vieler Freunde nachgegeben, und ihnen zu gefallen aus seinen Romanen und Schauspielen solche Gedichte, die außer dem Zusammenhange immer etwas einbüßen mußten, in diese Sammlung aufgenommen habe, insoferne sie sich zur musikalischen Composition zu eignen schienen, oder schon in Musik gesezt waren. Die Kritik kann billiger Weise nichts dagegen haben, daß Tieck seinen Freunden gefällig sey. Sie darf aber doch nicht verhehlen, daß ihr diese Methode, Bücher anzuschwellen, eben nicht sonderlich gefällt. Daß ein Dichter seine zerstreut erschienenen Gedichte sammele, ist in der Ordnung, und wird hinlänglich gerechtfertiget durch den Zweck, seinem Publikum den Gesammterwerb zu erleichtern. Aber Lieder, welche Theile anderer Werke desselben Autors sind, und nur dort ihre volle Bedeutung und Wirkung haben, hier auch mitsammeln, das sieht aus wie Buchmacherey, und kann durch die Componirbarkeit oder das Componirtseyn derselben gegen diesen Vorwurf kaum vertreten werden, zumal in Bezug auf die „Freunde von des Dichters Muse": denn gerade von diesen darf er voraussetzen, daß sie jene größeren Werke desselben Autors schon besitzen. Sehen wir einmal, Schiller hätte den Monolog der Jungfrau: die Waffen ruhn rc., seinen Gedichten einverleibt, was würden wir von ihm gedacht haben? Und was insonderheit die bereits componirten Tieck'schen Lieder anlangt, so ist darauf zu wetten, daß die Besitzer der Compositionen auch die Texte schon mitbesitzen, die Nichtbesitzer aber auch die Compositionen hier zu finden wünschen würden. Warum hat der Sammler, wenn er einmal „den musikalischen Freunden seiner Muse" gefällig seyn wollte, nicht auch diese hier mitgetheilt? Ein Eingriff in fremdes Geisteseigenthum wäre dabey nicht, da die Tonsetzer ihrerseits kein Bedenken tragen, den Text unter ihre Noten drucken zu lassen.

In diesem lezten Theile — fährt der prologus autor-

*) Der erste und zweyte sind 1821, No. 83., und 1822. No. 85. angezeigt.

fort — wird man eine Anzahl von Gedichten finden, die der kranke Verfasser auf der Reise nur als flüchtige Andenken (?) schnell in seinem Tagebuche aufzeichnete. Es war meine Absicht, diese mit Fleiß überzuarbeiten (zu überarbeiten auf Deutsch), als während dem Drucke (während des Druckes auf Hochdeutsch, s. Adelung s. v. Während) mich eine ähnliche, schmerzhafte Krankheit befiel, die es mir unmöglich machte, meinen Vorsatz auszuführen." Wenn es dem Verfasser mit diesem Vorsatze Ernst gewesen ist, wie in aller Welt hat er dessen Ausführung aufschieben können bis zum Drucke vom lezten Theile? Wollt' er denn seine Gedichte bey Durchsicht der Aushängebogen überarbeiten? Hier ist der Vorredner wohl in den Fehler verfallen, welchem die conventionelle Höflichkeit ausgesezt ist, wenn sie kleine Unarten gegen die Gesellschaft durch Nothlügen entschuldigen will: in den Fehler, nicht zu wissen, was sie spricht. Inzwischen hofft er die kleine Unart, dem Publikum Ungefeiltes zu bieten, werde von gutem Erfolge, und „der Ausdruck des Momentes frischer und lebhafter seyn, als es bey mehr Fleiß die Ausbildung des Verses oder der hinzugefügte Reim und die geordnete Strophe zugelassen hätten." Es ist möglich, daß Tieck, wenn er diese Ergiessungen vorübergehender Gefühle, diese Striche flüchtiger Lebensansichten in der metrischen Form hätte verbessern wollen, dieselben verdorben hätte; aber zugelassen hätte Vers, Reim und Strophe wohl, sie nicht zu verderben, denn das wahre Talent weiß den poetischen Moment in der Erinnerung festzuhalten, und auch während der Ausfeilung das ursprüngliche Bild der Phantasie anzuschauen. Es ist eine der leidigen Lehren von der bequemen Schule, daß die Feile der poetischen Frische schade; eine Lehre, die mit Hülfe einer gewissen conventionellen, tageblättelnden Lobhudeley selbst gute Dichter wohl schon verleitet haben mag, bey Herausgabe ihrer Werke zu verfahren, als ob es schon ein Gedicht sey, wenn sie einmal genies't haben, oder als ob ihr Name sie berechtige, ihre Schreibtafeln, ihre Schmatter-Bücher unter die Presse zu bringen.

Am Schlusse des Vorberichtes heißt es endlich: „Auch das ist Laune oder Eigensinn, daß hier mehr Kleinigkeiten und Zufälle in der Schilderung auftreten, als die Darstellung großer und begeisternder Gegenstände, die sich wohl schon oft in andern Büchern findet." Nun, auch das ist ein Luftloch, welches die bequeme Schule sich offen zu erhalten sucht, um dem Vorwurfe zu entgehen, daß sie dem Publikum Futilitäten geboten, wo sie Würdiges hätte geben können. Laune und Eigensinn sollen die Dürftigkeit des Schreibepultes entschuldigen, dessen Gründlinge man eben zu Markte bringen will. Daß Männer, welche schon Bedeutendes gedichtet haben, sich in dieser Hinsicht mit dem Publikum einige Freyheiten herausnehmen, wollen wir ihnen nicht verargen, und immerhin mag auf den Meeren der belletristischen Literatur die Flagge (der Name) die Waare decken; aber es ist besser, sie thun es schweigend, theils um sich einen schalen Vorwand zu ersparen, theils um Andere, welche auf dergleichen Nachsicht bey dem Publikum sich noch keinerley Ansprüche erworben haben, nicht zu gleicher Sorglosigkeit im Druckenlassen zu verleiten.

Um dieses Uebels willen, woran unsere belletristische Literatur krank liegt, und welches ihr auf Kosten des Geistes den Leib anschwellt, haben wir geglaubt, mit Tieck um diesen Vorbericht voll abgetragener Entschuldigungen ein wenig rechten zu müssen. Indessen müssen wir gestehen, daß die nicht überarbeiteten, ungefeilten Reisegedichte (aus Italien) hier in der That die besten sind. Ist es Eigensinn gewesen, was den Dichter bestimmte, meist nur unbedeutende Erscheinungen zu besingen; so wird dieser Fehler durch die Laune verbessert, mit welcher er dieselben besang: denn es ist, troß seiner Kränklichkeit, eine angenehme Laune. Hier eine Probe; Kleines Theater in der Arena.

Werther und Charlotte wird gespielt. —
Wie neugierig strömt das Volk
Das Lieblingsstück zu sehn,
Wie ungeduldig sucht jeder Platz,
Den Liebling als Werther zu vernehmen.

Die kleine Bude
Steht ohne Vorhang.
Das volle Sonnenlicht scheint hinein.
Unten der gemeine Mann,
In zweyen Logen die Vornehmen und Kranken.
Wie sonderbar
Strecken sich die großen runden weiten Stufen
Der Steinzirkel aus.
Ein Sechstheil nur des großen Amphitheaters
Ist eingehegt,
Um auch von dort zu schaun.
Hierher ziehn die Frauen und Mägdlein,
Mit Schmuck angethan,
In farbig seidenen Kleidern,
Sie nehmen lachend die hohen Sitze ein,
Und spannen über sich bunte Sonnenschirme.
Wie ein Tulpenbeet glänzt die Versammlung,
Wie leuchtende Edelsteine
Bewegen sich die Farben im wechselnden Schimmer.

Alles ist aufmerksam,
Und wie das Leiden der Dichtung steigt,
Errőthen die staunenden Hörer gerührt.
Carlota piange! ruft Werther
Im süßesten Schmerze melodischen Lauts,
Und alle Hände, Fächer, Tücher, Beine, Stöcke
Erregen das lauteste Getümmel freudigen Beyfalls,
Und tausend Thränen fließen.

Glückseliger Dichter,
Der du nur die schwache Feder
In den Wohllaut der süßesten Sprache
Nachlässig tauchen darfst!

Wozu noch Bilder, Gedanken, Gefühle,
Wenn dein Mutterton
Schon für dich dichtet und die Herzen bewegt?
Doch Heil dir, Werther,
Denn nie vernahm ich wieder
Die zarten Worte also schmerzlich und süß erklingend.
Charlotte, das edelste Bild,
Anmuth jede Geberde,
Kräftig und groß,
Die Stimme zart und voll: —

O weh!
Was mischt sich in die Leiden der Liebenden?
Ein ferner Donner ertönt vernehmlich,
Die leuchtenden Farben bewegen sich unruhig,
Auch das Parterre murrt schon,
Und wieder ein Schlag,
Und der Regen strömt schwer in großen Tropfen,
Da drängen sich Weiber und Mädchen herbey,
Sie springen die Stufen herab,
Ein Flammenmeer bunter Farben,
Sie suchen alle Schutz, wo keiner zu finden,
Unten kehrt man Bank und Sessel um,
Sich gegen den Regen zu bergen,
Alles murrt und zankt, Niemand weiß weswegen,
Und der geliebte Werther
Muß im Monologe
Der Leidenschaft gebieten und inne halten. —
Das Stück bleibt stehn,
So lange das Gewitter des Himmels spielt,
Darüber wird es spät und finster,
Mancher schleicht fort,
Und der durchnäßten Versammlung
Wird in der Finsterniß
Bey wenigen Lichtern,
Gegen die die Fledermäuse fliegen,
Das Schauspiel geendigt,
Und Werther gerettet,
Doch war er nicht froh mehr,
So schien es, des Lebens.

Ein anderes Gedicht auf die Veroneser Arena (S. 116.) wirft einen ernsteren Blick auf das Leben, und auf das, was wir unsere Bildung nennen; und die Beschreibung des Taubenmarktes zu Florenz (S. 144.) nimmt eine gutmüthig spottende Wendung nach demselben Gegenstande hin.

Fortgeschoben
Seh ich in hohen Körben
Der sanften Tauben Geschlechter,
Ruhig liegend, an Füßen gebunden,
Hoch auf einander gepackt,
Und aufgehoben
Eine nach der andern,
Nimmt sie behende der Alte,
Oeffnet leicht den Schnabel,
Streut einige feine Körner hinein,
Ein Zweyter empfängt sie,
Ein kleiner Trichter
Wird ihr in den zarten Schnabel gethan,
Und einige Wassertropfen eingeflößt,
Dann wirft er sie neben sich in den Korb,
Und so eine nach der andern,
Bis jede genossen,
Was sie in der Hitze bedarf.
Noch stand ich lächelnd,
Und die beyden Fütterer lächelten mir entgegen,
Weil sie meine Unwissenheit merkten,
Daß ich nie dergleichen gesehn.

Doch sinnend ging ich weiter,
Tiefer Gedanken voll,
Und meine Seele weilte
Heimathlicher Gefühle schwanger
Im lieben Vaterlande,
Dachte der *Lesezirkel*,
Der Journal-Gesellschaften,
Wo den Aufeinandergepackten,
Nach Bildung Lüsternen,
Auch so das Mäulchen geöffnet wird,
Und wenig zarte Körner
Und einige Tröpflein Wasser
Ihnen zufließt (zufließen) von geschickten Fingern.

O armes Florenz,
Daß du nur bildlich
Von unsrer Bildung
Die schwache Ahndung hegst!

Daß der Dichter nicht das sogenannte *deutsche* Florenz meynt, bedarf, da er hier in Italien singt, der Erwähnung nicht.

Was die *musikalischen* Gedichte betrifft, so wissen wir zu ihrem Lobe nichts zu sagen, als daß sie meist gedankenleer und empfindungsvoll sind, und das ist es ja wohl, was unsere Musik von der Poesie verlangt. Sie *eignen* sich nicht nur für die Composition, sondern sie *brauchen* sie auch.

Dieß gilt, in einem andern Sinne, auch von dem Gedichte *Phantasus*, welches diesen dritten Theil eröffnet, die *Composition* desselben ist dürftig, und die Ausführung ungemein nachläßig.

Der Knabe Phantasus tritt ein,

Das Haupt gekränzt mit jungen Rosen,
Die eben aus den Knospen *losen*.

Es ist Schade, daß das im Hochdeutschen gänzlich veraltete Zeitwort *losen* (*lauschen*, in der Schweiz *lošen*) das artige Bild den meisten Lesern unverständlich machen wird.

Der Frühling geht umher mit Pracht,
Hat Laub des Waldes *angefacht*,
Es brennt das *grüne Feuer* wieder. (S. 3.)

Das *grüne Feuer* finden wir schön, in Betracht unmittelbar vorher der *Sonnenschein* erwähnt ist, aber das *anfachen* will uns eben so wenig gefallen, als daß S. 30. grüne Pflanzen *entglommen* sind. Dergleichen Metaphern scheinen zum Behuf einer poetischen Wirkung das *Antithesenspiel* zu erfordern, wie es z. B. Calderon zu treiben pflegt, bey welchem die Blumen zwar auch wohl *entbrennen*, aber dagegen auch meistens in demselben Redesatze die Sterne *erblühen*.

Daß S. 4. der Dichter die Stirn *verrunzeln* läßt, mag passiren, aber daß die Lippen *verschrun-*

zeln (st. verschrumpfen) ist eine Reimgeburt. Verbrümmelt S. 5. würden wir auch dafür halten, wenn es nicht im Anfange des Verses stünde. Ungelachsen reimt ebendas. auf gewachsen. Gesezt, daß das Wort im Deutschen wirklich existirte (wir haben es nirgends gefunden); so macht es doch hier der Reim widrig, weil er es zu erzwingen scheint.

Natur hab' ich ergründen wollen,
Da kam ich gar auf seltsam Schrollen. (S. 9.)

Das provinzielle Hauptwort Schrolle (Grille, Laune) ist weiblich, soll hier der Plural stehen, so müßt' es heißen: seltsame Schrollen; die Wegwerfung der Endung des Adjectiv wäre fehlerhaft. Freylich sagt Tieck S. 11. auch:

Duft, röthlich(er) Glanz kreucht (!) aus dem Baum;

aber Schnitzer gegen die Sprache bleiben Schnitzer, wie oft auch die bequeme Poetenschule sie begehen mag. Des Raumes wegen, beschränken wir hier die Lese derselben auf die ersten 9 Seiten.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— In Mailand war vor einigen Monaten eine Schrift erschienen, welche nachstehenden Titel führte: Degl' insetti nocivi all' uomo, alle bestie, all' agricoltura, alla ortaglia etc. coi mezzi che impiegar si debbono per distruggerli o tenerli lontano e rimediare a' mali, che possono aver cagionato. Opera compilata da Antonio Ascona etc. Milano, 1824, dalla tipografia di Felice Rusconi in 12., di pag. 243. L. 2. 50. ital. Bald nachher trat aus demselben Verlage eine zweyte Schrift, wörtlich mit demselben Titel hervor, mit dem einzigen Unterschiede jedoch, daß es nun nicht mehr hieß: Opera compilata da A. A., sondern Opera di G. Bayle-Barelle, già P. P. di agraria nell' J. R. Università di Pavia, riprodotta da Ant. Ascona etc. Ueber diese seltsame Variante gibt die Chronik des literarischen Räuberwesens nachfolgenden Aufschluß. Hr. Ascona erschien bey dem Buchhändler Rusconi mit einem Manuscripte, welches er ihm anbot, und dafür ein Honorar verlangte. Der Buchhändler nahm das Anerbieten an, und bezahlte sofort das Manuscript. Bevor zum Drucke geschritten wurde, sahen die beyden Contrahenten sich gemeinschaftlich nach einem Mäcen um, dem sich das Buch bedwiren ließe. — Einen solchen fanden sie in der Person eines durch mehrere landökonomische und mineralogische Schriften rühmlich bekannten Gelehrten. Kaum war das Werkchen unter dem erstangeführten Titel ausgegeben, so ergab es sich aus dem Vergleich desselben mit einer im Giornale della Società d'incoraggiamento vom Jahre 1809 enthaltenen Abhandlung des Professors Bayle-Barelle, daß Hr. Ascona nichts weiter gethan hatte, als diese leztere getreulich und wörtlich, von der ersten Sylbe bis zur lezten, zu copiren. Um das Scandal so gut als möglich zu heben, mußte nun der Titel des Buches verändert, die Dedication weggeschafft werden, und Hr. Ascona sich selbst aus einem Verfasser oder Redacteur in einen bloßen Herausgeber umtaufen. — Unter eben diese Rubrik literarischer Plagiate gehört einigermaßen auch die Uebersetzung von G. Carpani's schon voriges Jahr in einer zweyten, verbesserten und vermehrten Ausgabe erschienenen Briefe über das Leben und die Werke Haydns (Padua, in der Buchdruckerey der Minerva). Diese unter dem Titel le Haydine bekannten Briefe wurden von einem jungen Franzosen in seine Sprache übergetragen, und zu Paris als seine eigene Arbeit gedruckt. Er trat unter dem erdichteten Namen Alessandro Bombet auf, und mehrere der gelesensten französischen und englischen Blätter äußerten sich günstig über ihn, und erhoben den Schriftsteller Bombet bis in den Himmel, ohne Carpani's auch nur mit einem Worte zu gedenken. Dieser, auf die Sache aufmerksam gemacht, beschloß seine Rechte zu vertheidigen, und warf in der Biblioteca italiana dem Franzosen den Handschuh vor. Dieser aber wagte es nicht, ihn öffentlich aufzuheben, sondern begnügte sich, aus dunkeln Hinterhalte, und ohne die Maske des Plagiarius abzulegen, dann und wann einen Pfeil gegen seinen Gegner loszuschießen. Inzwischen wurde es doch bekannt, daß der angebliche Bombet ein seit einiger Zeit zu Mailand haushäblicher Franzose sey, der vor Kurzem eine Geschichte der Malerey in Italien herausgegeben, und diesem Werke die wahren, mit denen von Alessandro Bombet zusammentreffenden Anfangs-Buchstaben seines Namens vorangesezt habe. — Von zwey noch gegen Ende des vorigen Jahres erschienenen, den berühmten Künstler Canova zum Gegenstande habenden Schriften liefert die eine, zu Turin gedruckte, (Descrizione di due Statue di Antonio Canova) eine, mit jenem, den südlichen Regionen eigenthümlichen Feuer der Einbildungskraft abgefaßte Beschreibung zweyer, zu Parma befindlicher Statuen von Canova's Arbeit, von denen diejenige die vorzüglichere ist, durch welche der Künstler, unter der Gestalt der Erzherzogin Marie Louise, in der Epoche, wo sie den französischen Thron bestieg, symbolisch die Eintracht dargestellt hat. Ein Kupferstich findet sich dieser Beschreibung beygefügt. Der Verfasser der zweyten, aus Udineschen Pressen hervorgegangenen Schrift. (Il tempio di Antonio Canova e la villa di Possagno), Hr. J. B. Bassi, beschreibt die Kirche, welche Canova, auf eigene Kosten und nach eigenen Zeichnungen an seinem Geburtsorte Possagno hat erbauen lassen. Seinem Aufsatze hat er eine Ode zu Ehren des gedachten Künstlers voran geschickt, und demselben ein Bild Canova's, nebst einem Aufrisse und Plan des Tempels, so wie auch eine Ansicht von Possagno beygefügt. Wenn er den Tempel von Possagno als das größte Denkmal erklärt, welches religiöse Pietät und das Genie eines einzelnen Menschen jemals dem Ewigen errichtet hat, so ist wenigstens so viel gewiß, daß Canova sowohl durch sein Bildhauertalent, als durch den edeln Sinn, womit er durch Errichtung jener Kirche an seinem Geburtsorte der Gottheit eine Huldigung dargebracht und zugleich seinen Mitbürgern eine Wohlthat erwiesen, sich ein Andenken bereitet hat, dessen Ruhm nimmer erlöschen wird. Es sollen, wie Hr. Bassi meldet, von einem, wenn auch enthusiastischen, doch immerhin ganz natürlichen Gefühle getrieben, die Einwohner von Possagno, Männer und Weiber, jung und alt, Reiche und Arme, sich alle Feyertage, ihren Pfarrherrn an der Spitze, und unter Absingung geistlicher Hymnen auf den benachbarten Berg begeben, um Bausteine zur Fortsetzung des Kirchenbaues herbeyzuschaffen; auch auf mehreren, zum Transporte jener Materialien bestimmten Werkzeugen die Worte: Religion und Vaterland zu lesen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In No. 90. 1ste Sp. Z. 12. statt „beweisen" lies „bereisen."

Nr. 92.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 16. November 1824.

Periodische Literatur.

Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer, insonderheit der germanischen Völkerstämme. Nebst einer Chronik des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums ꝛc., in Verbindung mit dem genannten Vereine herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Kruse, Secretär des Vereins und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1sten Bandes 1stes Heft, mit zwey Steindrucktafeln. Halle, Verlag von Friedrich Ruff. 1824. (100 S.)

Zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer Tage können wir mit Recht das Wiedererwachen der vaterländischen Alterthumskunde zählen, die in der lezten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in einem fast todtenähnlichen Schlummer lag. Mehrere kürzlich erschienene Prachtwerke bezeugen zur Genüge die Aufmerksamkeit, welche jezt ein großer Theil des gebildeten Publikums diesem Zweige des Wissens widmet, und berechtigen uns zu der frohen Erwartung, daß die Zeit nicht mehr fern sey, wo man der deutschen Alterthumskunde neben d. von Hellas und Latium eine ehrenvolle Stelle einräumen wird. Mehrere Vereine wissenschaftlich gebildeter Männer in allen Gegenden unseres gemeinsamen Vaterlandes arbeiten schon seit Jahren nach diesem Ziele hin; und es gewährt uns Vergnügen, die Leser bey dieser Gelegenheit auf das anspruchslose Wirken einer dieser Gesellschaften besonders aufmerksam machen zu können. Dieß ist der Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmäler. Es sey uns erlaubt, zuvörderst einige Worte über die erste Bildung dieses Vereins, dessen sämmtliche Urkunden und Schriften gerade vor uns liegen, vorauszuschicken, bevor wir zu der Beurtheilung der Kruse'schen Alterthümer übergehen.

Es war am 20. Juli 1819, als sich mehrere wissenschaftlich gebildete Männer auf dem Landgut des Herrn Landraths von Helmolt zu Bilzingsleben im Wipprathale, unweit der alten Sachsenburg an der Unstrut, versammelten, um die Grundlinien zu den Statuten eines Vereins zu entwerfen, welcher ausschließlich der vaterländischen, hauptsächlich der thüringischen Alterthumskunde gewidmet seyn sollte. An der Spitze dieser Berathungen stand der damalige preußische geheime Rath und Ober-Präsident zu Magdeburg von Bülow. Eine Gesellschaft von fast 200 Mitgliedern war schnell zusammengebracht, und diese trat sogleich in Wirksamkeit durch die Deckung der bey Eröffnung einer bedeutenden Anzahl altgermanischer Grabhügel aufgelaufenen Unkosten. Durch den glücklichen Erfolg aufgemuntert, unternahmen es nun mehrere Freunde vaterländischer Alterthümer, in einer am 3. October 1819 auf dem alten Schlosse Saaleck bey Naumburg an der Saale gehaltenen Versammlung, ein ähnliches Institut zu gründen; und da der ältere Verein an dem Ufer der Unstrut nach demselben Ziele hinstrebte: so kam bald eine Vereinigung beyder Institute zu Einem zu Stande, wodurch dieses Eine desto fester begründet und in seiner Wirksamkeit wesentlich verstärkt wurde. Die Leitung der Geschäfte übernahm interimistisch der thätige und kenntnißreiche Landrath Lepsius zu Naumburg, und alljährlich wurden durch einen officiellen Bericht der Direction die sämmtlichen Mitglieder über die Resultate der Bestrebungen der Gesellschaft in Kenntniß gesezt. Drey dieser Jahresberichte liegen vor uns, von denen besonders die beyden lezten aus den Jahren 1822 und 1823 höchst reichhaltig sind; und wir müssen es innig bedauern, daß nur so viel Exemplare davon abgedruckt wurden, als gerade für die Mitglieder der Gesellschaft hinreichten, daß sie mithin nicht in den Buchhandel gekommen sind. Die beygegebenen Steindrucktafeln sind äußerst sauber und genau gearbeitet, und liefern die getreuen Abbildungen von aufgefundenen Idolen, Waffen, Grabgefäßen, Münzen, und unter andern auch von einer höchst merkwürdigen römischen, die Devotion des Marcus Curtius darstellenden Bronze in Form eines Schildbuckels, welche unter der Erde auf einem Felde in der Nähe der Klosterschule Roß-

leben in Thüringen zum Vorschein kam. Was ferner durch angestellte und systematisch geleitete Nachgrabungen an deutschen Alterthümern aus dem Schooße der Erde hervorgezogen wurde, ward in dem Kabinet der Gesellschaft zu Naumburg aufgestellt, das in kurzer Zeit zu einer bedeutenden Sammlung anwuchs. Aber auch das Mittelalter blieb nicht ausgeschlossen von den Bestrebungen der Gesellschaft, und alljährlich erschienen in der Bürger'schen Buchhandlung zu Naumburg einige Hefte unter dem Titel: Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, in groß Quart, gewöhnlich von schönen Kupfertafeln begleitet, in welchen Gegenstände aus diesem Zeitraume mit vieler Umsicht behandelt wurden. Das erste Heft: Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg und deren Statuen im westlichen Chor, von dem thätigen Director der Gesellschaft, Herrn Lepsius, Naumburg 1822, löset einige Streitfragen der ältesten sächsischen Geschichte sehr glücklich auf, gibt mehrere bis jetzt noch unbenutzte Urkunden aus dem Archive des Domcapitels zu Naumburg, und verbreitet sich in einem Anhange über die Baukunst des Mittelalters, welche man bald die neugriechische oder die byzantinische, bald die ältere deutsche oder die sächsische genannt hat. Wir halten diese Abhandlung für sehr gelungen, und sind der Meynung, daß der Herr Verfasser hinsichtlich des Theoretischen kühn mit einem Stieglitz, einem Moller und Büsching in die Schranken treten könne. Das zweyte Heft: Ueber das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Kriege, Naumburg 1823, ist ein literar-historischer Versuch eines jungen Lehrers an der Landesschule zu Pforta, des Hrn. August Koberstein, welcher des Verfassers Beruf zu kritischen Untersuchungen der Art sehr vortheilhaft beurkundet. Angehängt ist diesem Heft: Etwas über des Hrn. Gottschalk Berichte von den Bergschlössern Rudelsburg und Saaleck und die Taubische Chronik, von einem Ungenannten. Dieser Ungenannte zeigt sich hier als einen gründlichen Historiker, der sich, wo er seine Wissenschaft in Gefahr glaubt, mit großer Wärme der guten Sache annimmt. Dieß ist nun zwar sehr löblich; jedoch können wir keineswegs den herabwürdigenden Ton billigen, in welchem hier von einigen Gelehrten gesprochen wird, deren Verdienste um die Geschichtskunde unseres Vaterlandes längst anerkannt sind. Das dritte Heft enthält: Die Geschichte des Schlosses Rothenburg in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt, von C. Fr. Hesse, Naumburg 1823, nebst Abbildungen und einer kritischen Beleuchtung des vermeintlichen altdeutschen Götzenbildes Püstrich, welches der Sage nach auf der Rothenburg verehrt worden seyn soll, und sich jetzt in dem fürstlich Schwarzburg-Sondershausischen Naturalienkabinet befindet. Durch diese, von umfassender Gelehrsamkeit und Scharfsinn zeugende Abhandlung wird der Püstrich mit Recht von dem altdeutschen Olympus herabgestoßen, und für ein bloßes physikalisches Kunstwerk des Mittelalters erklärt, welcher Ansicht wir nach genauer Prüfung jener unförmlichen metallenen Statue unbedingt beystimmen. Beygefügt ist noch ein drey Bogen langes Sendschreiben des Hrn. Dr. A. B. Wilhelm zu Kloster Rosleben: Ueber das Castell Radulfs, des Thüringerherzogs, welches für die Geschichte Thüringens in dem Zeitalter der Merovinger von Wichtigkeit ist. Es ist nämlich dem Verf. gelungen, an dem Ufer der Unstrut jenes Castell wieder aufzufinden, in welchem sich der Thüringerherzog Radulf im Jahre 640 gegen die fränkische Uebermacht unter Siegibert III. mit so viel Erfolg vertheidigte, daß er sich von nun an gegen die fränkischen Usurpatoren fast ganz wie ein unabhängiger König (Fredegar. Chron. Cap. 87.) der Thüringer betragen konnte. Das vierte Heft dieser Mittheilungen ist zwar im Drucke bereits vollendet, konnte aber wegen einiger noch fehlenden Kupfertafeln bis jetzt nicht in den Buchhandel kommen; es umfaßt die Geschichte des Schlosses Rudelsburg an der Saale, geschöpft aus den noch unbenutzten Urkunden des Naumburger Domcapitels, von Lepsius, und das fünfte und sechste Heft wird die Geschichte der berühmten, von Otto II. zum Gedächtniß seiner daselbst verstorbenen Vorfahren, Heinrichs I. und Otto's des Großen, gestifteten freyen Benedictiner-Abtey Memleben in der goldenen Aue von Dr. A. B. Wilhelm enthalten. Außerdem erschienen noch mehrere Schriften einzelner Mitglieder des Vereins, welche, indem sie nach gleichem Ziele hinstreben, hier erwähnt werden müssen. Hierhin gehören vor allen: Das Archiv für alte Geographie, Geschichte und Alterthümer, insonderheit der germanischen Völkerstämme, in Verbindung mit dem genannten Vereine herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Kruse zu Halle, 3 Hefte, Leipzig 1822, mit Charten und Abbildungen, Dr. A. B. Wilhelms Germanien und seine Bewohner, Weimar 1823, mit zwey Charten, Dr. Fr. Kruse's große Charte der Germania Magna, Leipzig 1823, und Dr. Franz Fiedler's Geschichte und Alterthümer des untern Germaniens oder des Landes am Nieder-Rhein aus dem Zeitalter der römischen Herrschaft, Essen 1824, mit 5 Tafeln in Steindruck. Dieß sind die Documente der Wirksamkeit des Thüringisch-Sächsischen Vereins, so lange sich die Direction desselben zu Naumburg an der Saale befand, und wir glauben der Gesellschaft zu dem in der kurzen Zeit seit ihrer Entstehung mit geringem Kostenaufwand Geleisteten mit Recht Glück wünschen zu können.

Längst war es in dem Plane gewesen, dem Vereine durch Verlegung des Centralsitzes in eine Universitätsstadt und durch das engere Anschließen desselben an irgend eine deutsche Hochschule eine festere Haltung und größere

Ausdehnung zu geben, und dieser Plan wurde denn auch in den ersten Monaten des laufenden Jahres wirklich in Ausführung gebracht. Der Berghauptmann von Veltheim zu Halle erklärte sich für bereitwillig, das Präsidium zu übernehmen, und der Prof. Dr. Kruse wurde zum Secretär der Gesellschaft gewählt. Um aber eine schnellere Communication mit den einzelnen Mitgliedern herzustellen, gründete man statt der früheren Jahresberichte ein Journal, welches in zwanglosen Heften in kürzeren Zeitabschnitten erscheinen soll, und von diesem liegt uns das erste Heft zur Beurtheilung vor.

Wir müssen gestehen, daß uns schon der Titel dieser Zeitschrift nicht ganz ohne Anstoß ließ. Der Umschlag verheißt uns nämlich: Deutsche Alterthümer, herausgegeben von Dr. Fr. Kruse. Wer sollte unter diesem Titel das Hauptorgan einer deutschen Gelehrten-Gesellschaft vermuthen? Wir glaubten auf dem innern Titel das zu finden, was wir auf dem äußern vermißten; aber auch hier war nur beyläufig erwähnt, daß das angeführte Werkchen auch eine Chronik des Thür. Sächs. Vereins enthalten solle, und daß es in Verbindung mit der genannten Gesellschaft herausgegeben werde. Nun verdankt aber diese Zeitschrift, wie wir aus guter Hand wissen, einzig und allein dem Thür. Sächs. Vereine ihr Daseyn; der Fortgang derselben hängt eben so fast ausschließlich von der Theilnahme der Mitglieder jener Gesellschaft ab: und so halten wir es mit Recht für nicht ganz billig, daß die wahre Mutter des Kindleins von diesem öffentlich so äußerst stiefmütterlich abgespeist wird. Der Inhalt dieses ersten Heftes hat uns indessen mit jenem äußeren Verstoße wenigstens einigermaßen wieder ausgesöhnt, und wir haben darin recht schätzbare Sachen gefunden. Den Reigen eröffnet eine in der zweyten Generalversammlung des Thür. Sächs. Vereins am 22. Februar 1822 von dem Herausgeber gehaltene Vorlesung: Ueber den Zweck, den wir uns bey Forschung im Gebiete des germanischen Alterthums vorsetzen können, und über die Mittel, denselben zu erreichen (S. 1—38). Eine genaue Aufzählung alles dessen, was bereits in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zur Beförderung der vaterländischen Alterthumskunde gethan worden ist, bildet die Einleitung. Die Sprache ist edel und gewählt, und eine Fülle von Sachen macht diese Vorlesung selbst für den, der nicht gerade vom Fache ist, höchst anziehend und belehrend. Mit welcher Wärme der Redner von seinem Gegenstande durchdrungen ist, möge folgende Stelle (S. 32) beweisen: „Die Geschichte ist die unsterbliche Tochter des Zeus, der mit gleicher Liebe alle Völker umfaßt. Darum möge ihre Fackel nicht blos die Pracht hellenischer und römischer Tempel beleuchten, sondern auch die cimmerische Finsterniß des Nordens erhellen. Die classische Bildung und die germanischen Studien stehen sich nicht einander entgegen, sondern sie unterstützen sich gegenseitig, und keine von beyden hat ein Recht, sich über die andere erheben zu wollen. Wenn wir aber als Deutsche sprechen wollen, und mit Recht stolz sind auf den Ruhm unserer Vorfahren, welche der weltgebietenden Roma widerstanden und endlich die Siegerin zu ihren Füßen sahen, wenn wir den zarten Keimen nachforschen, aus welchem(n) sich der Baum bildete, der im Mittelalter seine Aeste und Zweige über das westliche Europa verbreitete, und jezt die ganze gebildete Welt beschattet, dann müssen wir in das Dunkel der germanischen Vorzeit zurückkehren, und die Erde auflockern, in der jene Keime verborgen liegen, und dürfen keine Hülfe dabey verschmähen, welche das Alterthum, das Mittelalter und die Gegenwart uns darbieten.“ — Hierauf versucht in einer kurzen Abhandlung (S. 39—53.) der würdige Superintendent Worbs zu Priebus die Frage zu lösen: Sind die Urnen-Begräbnisse, die man im östlichen Deutschland findet, slavischen oder deutschen Ursprungs? Wir bekennen, daß uns die Beantwortung dieser Frage: Die Slaven verbrannten ihre Todten nicht; die Germanen thaten es; nur diesen, nicht den Slaven gehören die Urnen, die wir finden — keinesweges befriediget hat. Der Verf. sieht sich genöthiget, um seinen Satz durchzuführen, die Stelle Diethmars (Chron. lib. VIII. pag. 248. ed. Wagner.) und des Bonifacius (Epist. XIX. ed. Serar.), wo ausdrücklich von der Sitte des Verbrennens der Leichname bey den slavischen Völkern die Rede ist, höchst willkürlich blos auf diejenigen germanischen Stämme zu deuten, welche in den, von den Slaven unterjochten Landstrichen sitzen geblieben. So macht er zugleich dieß zu einer germanischen Sitte, daß die Frau nach dem Tode ihres Mannes gezwungen war, wie Diethmar und Bonifacius in den angeführten Stellen erzählen, sich selbst zu entleiben, damit sie auf demselben Holzstoß verbrannt werden konnte. Unseres Wissens galt jedoch diese Sitte unter den germanischen Völkern nur bey den für sehr barbarisch ausgeschrieenen Herulern (Procop. Bell. Goth. II, 11. edit. Lugd.), und Tacitus weiß durchaus nichts von einem so barbarischen Gebrauche bey den übrigen Germanen. Eben so wird, gestüzt auf die bekannte Stelle des Tacitus (Germ. XXVII.), von dem Verf. das Verbrennen der Todten als ein allgemein gültiger Gebrauch der alten Deutschen angenommen. Referent lebt in einer Gegend Deutschlands, wo zu keiner Zeit slavische Stämme ansässig gewesen sind, und doch hat er bey mehrfachen Eröffnungen altgermanischer Grabhügel in den schönsten Steinhäusern mehrentheils nur unverbrannt Bestattete gefunden. Oft traf er Spuren von Leichenbrand und ganze Leichname in ein und demselben Hügel, die mitgegebenen Waffen und Gefäße deuteten unläugbar auf das früheste germanische Zeitalter hin. So höchst

unsicher und unhaltbar ist also der von dem Verfasser dieses Aufsatzes aufgestellte Grundsatz, und wir müssen uns offenbar nach andern Keiterien umsehen, wenn wir ein wendisches Grad von dem eines Germanen mit Sicherheit unterscheiden wollen. Hierauf folgt ein Sendschreiben des Hrn. Hofrath Reichard zu Lobenstein: Ueber das alte Südostgermanien, welches uns sehr dankenswerthe Blicke auf die Art und Weise, wie der Verf. die alte Geographie Deutschlands behandelt, thun läßt. Hauptrichtschnur ist ihm mit Recht der so lange verkannte Alexandriner Geograph Claudius Ptolemäus. Den Suevus dieses Geographen hält Reichard für die Oder, den Viadus für die bloße Odermündung Dievenow, und die Jadua nicht für eine falsche Lesart statt Viadus, wie von jeher geglaubt wurde, sondern entweder für die Thue, die durch Bahn in die Oder geht, oder gar für die Piven, deren Wasser durch den jezt ausgetrocknet werdenden (!) langen See Madua fließt. Den Beschluß des Heftes macht eine Abhandlung über den merkwürdigen Suevenhöck bey Skopau, unweit Meeseburg, von Römer, nebst einem Nachtrag des Herausgebers. Dann folgen unter der Rubrik: Chronik des Thüringisch-Sächsischen Vereins, die Statuten der Gesellschaft zugleich mit den durch die Verlegung des Centralsitzes von Naumburg nach Halle nöthig gewordenen Abänderungen, welche wir sehr zweckmäßig finden.

Wir fühlen uns bey dem Schlusse unserer Anzeige zu dem Wunsche veranlaßt, daß die nächsten Hefte dieser Zeitschrift nicht von der in den lezten Jahresberichten beobachteten löblichen Sitte abweichen mögen, die Protocolle der angestellten Nachgrabungen in extenso mitzutheilen, die wir in dem vorliegenden Hefte vergebens gesucht haben. Diese Protocolle, welche uns den nackten Thatbestand der Ausfindungen geben, lassen uns gemeiniglich tiefere Blicke in das vaterländische Alterthum thun, als die oft sehr unhaltbaren Raisonnements der Gelehrten, und da nach den Statuten Nachforschungen im Schooße der Erde ein Hauptaugenmerk der Gesellschaft sind, so sollten diese nicht fehlen.

Nord-Amerikanische Journale.

Ein New-Yorker Blatt gibt folgende offizielle Zusammenstellung aller im Gebiete der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erscheinenden Journale für das Jahr 1823. Hiebey ist nun blos zu bemerken, daß sich nach ganz sicheren Quellen die Zahl derselben seither vermehrt hat.

Namen der Staaten.	Anzahl der Journale.
Alabama	10
Carolina (Nord-)	10
Carolina (Süd-)	12
Colombia (District von)	8
Connecticut	23
Delaware	4
Georgia	14
Illinois	5
Indiana	12
Kentucky	18
Louisiana	8
Maine	12
Maryland	22
Massachusett	35
Michigan	1
Mississippi	7
Missouri	6
New-Hampshire	11
New-Jersey	18
New-York	137
Ohio	48
Pensylvanien	110
Rhode Island	9
Tennesse	15
Vermont	8
Virginien	35
Summe	598

G. C.

Druckfehler in der Recension von Minutoli's Reise, No. 72. 73. 74. 75. des Literatur-Blattes.

S. 285. Sp. 2. Z. 17. v. o. statt Vedi-Musa lies Wadi-Musa.
S. 289. a. m. O. st. Peuting-Tafel l. Peutingersche Tafel.
S. 290. Sp. 1. Z. 12. v. o. st. Jubriwad l. Jubeibad.
S. 290. Sp. 1. Z. 17. v. o. st. Kaffee-Schama l. Kaffere-Schama.
S. 295. Sp. 2. Z. 5. v. o. st. Jtbea-Titbrambo l. Rhea-Titbrambo.
S. 297. Sp. 2. Z. 9. v. u. l. koptischen Klöstern.
S. 298. Sp. 2. Z. 24. v. o. st. Scheik-Avadah l. Scheik-Abadeh.
S. 298. Sp. 2. Z. 2. v. u. st. der Hintere l. der hintere.
S. 299. Sp. 1. Z. 17. v. u. st. Stiecl l. Ricci.
S. 300. Sp. 2. Z. 24. v. u. st. Cöney l. Cönch.
S. 300. Sp. 2. Z. 4. v. u. st. Schanzkorallen l. Schmelzcorallen.

Literatur-Blatt.

Freitag den 19. November 1824.

Jubel-Literatur. *)

Die Leiden des jungen Werther. Neue Ausgabe, von dem Dichter selbst eingeleitet. Leipzig, Weygandsche Buchhandlung. 1825. 212 S. kl. 8.

Eine interessante Erscheinung! Die Wiege von Goethe's Ruhm, frisch angestrichen, nett polirt, und geziert mit dem Bildnisse des Dichters. Ref. hat von dieser berühmten Wahr-Dichtung (so möcht' er die innigste aller Vermählungen von Poesie und historischer Wirklichkeit nennen) die erste Ausgabe vor sich, welche in derselben Buchhandlung im Jahre 1774 erschien. Das halbe Jahrhundert, welches beyde Ausgaben trennt in dem Elemente der Zeit; die grosen Wirkungen, welche während desselben das kleine Buch hervorgebracht; die Unzahl von empfindsamen Romanen, die nach demselben entstanden sind und die es überlebte; die Anfechtungen, die es bis auf die neuesten Zeiten (bis auf die Insurrection von Lieme) erfahren hat; die Wechselphasen des Geschmackes und der Kunstphilosophie, die während seines Daseyns in der belletristischen Welt vorübergegangen sind: das Alles erweckt Betrachtungen und Empfindungen, die zu einem seltenen und eigenthümlichen Genusse werden, wenn man die poetische Einleitung liest, welche der Dichter dieser neuen Ausgabe vorangeschickt hat. Auf diese Einleitung beziehen sich nämlich die etwas dunklen Worte des Titels: von dem Dichter selbst e i n g e l e i t e t, welche fast klingen, als ob er das G e s c h ä f t dieser Ausgabe eingeleitet, als ob er die Buchhandlung dazu veranlaßt hätte. Das ist ihm schwerlich eingefallen. Es war vielmehr Ehrensache der alten Verlagshandlung, diesen berühmten Artikel nicht ausgehen zu lassen auf ihrem Lager, und der Dichter, dankbar gegen die Säugamme seiner literarischen Unsterblichkeit, ließ sich bewegen, seine persönliche Theilnahme an dieser Wiedererscheinung seines funfzigjährigen Erstlinges durch einen Prolog an den Tag zu legen. „Noch einmal," hebt er an,

Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an des Tages Licht,
Begegnest mir auf neubeblümten Matten
Und meinen Anblick scheust du nicht;
Es ist, als ob du lebtest in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheidesonne lezter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkohren,
Gingst du voran und hast nicht viel verloren.

Des Menschen Leben scheint ein herrlich Loos,
Der Tag, wie lieblich! so die Nacht, wie groß!
Und wir, gepflanzt in Paradieses Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung
Bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung,
Keins wird vom andern wünschenswerth ergänzt,
Von außen düstert's, wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Aeußres deckt mein trüber Blick,
Da steht es nah, und man verkennt das Glück.

Nun glauben wir's zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Gestalt,
Der Jüngling, froh, wie in der Kindheit Flor,
Im Frühling tritt als Frühling selbst hervor,
Entzückt, erstaunt, wer dieß ihm angethan?
Er schaut umher, die Welt gehört ihm an,
Ins Weite zieht ihn unbefang'ne Hast,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Pallast,
Wie Vögelschaar an Wäldergipfeln streift,
So schwebt auch er, der um die Liebste schweift,
Er sucht vom Aether, den er gern verläßt,
Den treuen Blick und dieser hält ihn fest.

Doch erst zu früh, und dann zu spät gewarnt —

Aber nein, es wär' unbillig gegen die Verlagshandlung, diese Einleitung hier g a n z mitzutheilen. Kaufe das Buch, wer den Inhalt ansehen lernen will mit den Augen des ehrwürdigen Greises, welcher einst in voller Jugendkraft demselben die poetische Gestaltung gab; wer sich erheben will auf den Standpunkt der Lebensansicht, den die Worte bezeichnen: Du gingst voran, und — h a s t n i c h t v i e l v e r l o r e n. Mögen dieß nun Worte der Philosophie, oder Worte aus dem Buche des Un-

*) Das Buch feyert sein 50jähriges Jubiläum, seine goldne Hochzeit mit der Presse: d a s will die obige Rubrik sagen, weiter nichts.

Müllner.

muths (s. d. Westöstl. Divan) seyn, welches jezt aufgeschlagen liegt in dem Gemüth' aller Männer von Geist und Talent; genug, sie ergreifen, diese Worte, in dem Munde eines Sechs-und-siebenzigers, dem ein halbes Säculum die Schläfe mit Lorbeern schmückt. Sie dringen tiefer in die Seele, als die beyden bekannten Motto's vor dem ersten und zweyten Theile des Buchs, die sich bereits in dem Schmieder'schen Diebesdrucke der Goethe'schen Schriften von 1778 finden, und die zuverlässig von Goethe selbst herrühren, obschon sie hier sowohl, als in Goethe's Werken (Bd. 12. Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. 1817) fehlen, Ref. meynt die zwey Strophen:

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen, so geliebt zu seyn;
Ach der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sey ein Mann, und folge mir nicht nach!

Warum indessen auch das kurze, prosaische Vorwort, welches in den Werken S. 3. steht, hier weggelassen worden ist, sieht Ref. nicht recht ein, da der Abdruck im Uebrigen jener vorlezten Ausgabe der Werther-Leiden völlig gleichlautend zu seyn scheint. Das leztere ist allerdings in der Ordnung; aber fast wäre doch Ref. von dem Wunsche beschlichen worden, man hätte hier hin und wieder die erste Lesart von 1774 wiederhergestellt. Die gelben Hosen zwar (S. 148. Ausg. von 1774) gibt Ref. willig hin für die später umgearbeiteten gelben Beinkleider (S. 169. der vorlieg. Ausg. und S. 122 der Werke), aber die guten Kerls von Pfarrern (S. 149. Ausg. 1774) hätt' er lieber hier wieder gesehen, als ihre Stellvertreter, die ehrlichen Geistlichen, und der kräftige Ausdruck des Unmuths im Anfange des Briefes vom 15. Sept. (S. 148) wird ihm durch den matt verbesserten (S. 171, 1825, und S. 124, 1817) keineswegs ersezt. Indessen es wird einst die Varianten-Lese nicht ausbleiben.

Da dem sorgfältig, schön und bequem gedruckten Büchlein, welches in sauberem Einbande verkauft wird, äußerlich nichts zu einem Mode-Taschenbuche fehlt, als etwa der goldene Schnitt und ein halbes Dutzend Ramberg'scher Hund'- und Katzenbilderchen; und da der Inhalt so zu sagen ein halbhundertjähriger Kalender der Liebe ist: so empfehlen wir diese neue Einzel-Ausgabe allen Liebenden, welche ihre Geliebten sinnreicher beschenken wollen, als es mit den jeztlaufenden Almanachen geschehen kann.

Almanachsliteratur für 1825.

Das Becker'sche Vergnügen,

das heißt, J. W. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, welches F. Kind bey Göschen herausgibt, bietet dieses Mal den Oedipen der Modewelt eine ganz neue Ergötzlichkeit dar, nämlich folgende (S. 416 befindliche) Aufgabe der ästhetisch-combinatorischen Analysis.

Gespräch zwischen Mutter und Tochter.
(Wie ist es zu lesen?)

M.	Wa	Ich	Da	Nun	rum	kann	ich
wie	nicht	spin	nicht	lie	du	T.	ne
be	spin	ein	ne	A	Mut	Mäd	mer
o	chen	ter	fein	lie	war	des	ach
Kind	Ich	Pfeil	kann	Was	hübsch	fein	konnt
lich	Pfeil	stelf	da	nicht	hat	län	sig
ger	nicht	mich	un	spitz	spin	ver	ge
trof	dros	nen	nen	sen	sen	T.	M.

Unsere Leser sehen hier eine vollständige, obwohl nicht gescheckte Schachtafel, in deren 64 Feldern die 4 Abbreviaturen M. M. T. T. (Mutter, Tochter) und 60 Sylben dergestalt vertheilt sind, daß sie, nach gewöhnlicher Schreibordnung gelesen, keinen Sinn geben. Wie muß man diese 64 Elemente ordnen, damit ein Sinn hineinkomme? Das ist die Aufgabe unfehlbar. Mathematiker, welche wissen, daß 64 Elemente nicht blos in Millionen, Billionen oder Trillionen, sondern in Quatuordezillionen verschiedene Ordnungen gestellt werden können, werden über die Aufgabe lachen. Sie werden sagen, ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter, aus 4 Interlocutionen bestehend, müsse sich aus den gegebenen 60 Sylben auf hunderttausenderley, ja vielleicht auf millionerley Weise zusammensetzen lassen; und es liege mithin hier ein Afterräthsel vor, welches 100,000 Oedippe zugleich würden lösen können, und doch jeder mit einem andern Schlüssel. Darin mögen sie auch wohl recht haben; aber was thut das? Es gilt hier (wie es von dem Becker'schen Vergnügen nicht anders sich er-

warten läßt), den *besten* Schlüssel zu finden, d. h. die 64 Elemente so zu ordnen, daß nicht nur ein Sinn in das Gespräch, sondern auch möglichst viel Geist und Gemüthlichkeit in den Sinn komme, und wie leicht man in dieser Hinsicht fehlgreifen kann, das hat uns ein junger Schriftsetzer bewiesen, den wir der Auflösung halber zu Rathe gezogen haben.

Auf den ersten Blick wollt' er entdeckt haben, daß den *Stoff* des Gesprächs die *Liebe* und das *Spinnen* abgeben müßten: denn 4 Mal kommt die Sylbe *spin*, 2 Mal der *Pfeil* und einmal Gott *Amor* (im 5ten und 8ten Felde der 3ten Horizontalreihe von oben) vor. Die Wörter *fleissig* (Feld 3 und 8, Reihe 6) und *unverdrossen* (Feld 4, 7, Reihe 7, Feld 2, 6, Reihe 8) passen zum Spinnen, und das Wort *getroffen* (Feld 8, Reihe 7, Feld 1 und 5, Reihe 8) ist wie gemacht zum Verbum für den Pfeil des Amor. Bey'm zweyten Blicke bemerkte unser junger Setzer, daß 2 Mal die Sylbe *ne*, und 2 Mal die Sylbe *nen* vorkämen; das gäbe, meynte er, 2 Mal den Infinitiv *spinnen*, und 2 Mal das Wort *spinne*, welches leztere jedoch sowohl die prima præsentis indicativi, als auch die tertia præsentis conjunctivi oder der Imperativ seyn könnte. Er bemerkte ferner, daß 4 Mal *nicht* vorhanden wäre, welches auf eine Verneinung des viermaligen Spinnens hindeuten möchte; daß die Sylbe *ger* (Feld 1, Reihe 7) durchaus nur an 2 andere, nämlich an *ne* (gerne) und *län* (länger) passen wollte, und daß sie unstreitig zu *län* gehörte, weil ihre Verbindung mit *ne*, zu *gerne*, die Möglichkeit aufheben würde, aus dem vierten *spin* ein Wort zu bilden. Endlich bemerkte er 2 große *Ich* und 2 kleine *ich*, 2 Mal *kann*, einmal *konnt*, und außer den beyden großen Ich's noch vier Sylben, *Wa*, *Was*, *Da* und *Nun*, deren Initialbuchstaben verriethen, daß sie Sätze anfangen müßten; auch schloß er aus dem Umstande, daß die nur *einmal* vorkommende Sylbe *ge* zu dem Worte *getroffen* unentbehrlich sey, die Sylbe *konnt* könnte nicht zum Particip *gekonnt* werden, und müßte folglich ein Imperfectum mit dem Nothhäkchen (konnt' ich, z. B.) seyn, welches Nothhäkchen, zusammt der Interpunction überhaupt, als der Willkür des Setzers überlassen zu betrachten wäre. Durch alle diese, und noch einige andere Betrachtungen kam er zu folgendem Resultate der combinatorisch-analytischen Setzkunst:

T. Ich kann nicht länger spinnen, liebe Mutter.

M. Warum nicht, o liebes Kind? Da ich ein Mädchen war, wie du, da konnt' ich unverdrossen spinnen. Nun, spinne hübsch fleissig!

T. Ich spinne nicht — *kann* nicht! Amor — ach, sein Pfeil — sein Pfeil hat mich getroffen!

M. Was?

Wenn man nach Art des Vandermonde (s. Klügels Mathemat. Wörterb. s. v. Springer, Theil 4. S. 466), die Felder der Schachtafel mit Brüchen bezeichnet, deren Nenner anzeigt, in der wievielten Horizontalreihe das Feld liege, und deren Zähler angibt, das wievielte Feld es darinne sey; so besteht die *erste* Rede aus den Elementen der 12 Felder: [illegible]. Die Elemente der zweyten Rede liefern die 31 Felder: [illegible]? [illegible]. [illegible]! Die dritte Rede ist aus den 19 Feldern: [illegible]; und endlich die vierte Rede aus den 2 Feldern genommen: [illegible] und [illegible]. Da nun 12+31+19+2=64; so ist nicht zu läugnen, daß unser Setzer die Aufgabe, in combinatorisch analytischem Betracht, ohne Tadel aufgelöst hat; aber in *ästhetischer* Beziehung hat er gewiß sehr weit vom Ziele geschossen. Zwar hat er eine gewisse Gemüthlichkeit und Naivetät in das Gespräch hinein combinirt, ja es ist sogar etwas Theatralisches in den Dialog gekommen, nämlich die interruptorischen Gedankenstriche der dritten Rede, und das Erstaunen, welches die Mutter in dem einzigen Worte der vierten Rede ausdrückt. Aber es fehlt dem Gespräch an *Geist*, und da dieser doch unfehlbar *darin* ist, nämlich in dem Gedanken des Autors der Aufgabe; so ist die gegebene Auflösung gewiß nicht die rechte, und der Autor wird im Almanach von 1826 die Lesewelt mit einer Permutation obiger Setzer-Anordnung überraschen, welche zeigen wird, wie sehr es der Mühe werth war, sich mit dieser Aufgabe zu beschäftigen.

Man glaube daher nicht, daß dieses interessante Problem auf einen bloßen nutzlosen Zeitvertreib hinauslaufe. Gleichwie die magischen Quadrate, der Rösselsprung und andere, in Ozanam's Récréations mathématiques enthaltene Kunststückchen die combinatorische Analysis gefördert haben, so wird das vorliegende *ästhetische* Quadrat auch der Dichtkunst erhebliche Dienste leisten. Es ist die erste Grundlage der Kunst, vermittelst der combinatorischen Methode, oder (wie sie u. a. *Lorenz* nennt) vermittelst der mathematischen *Syntaktik*, aus schlechten Versen gute, aus langweiligen Aufsätzen geistreiche zu machen, blos durch veränderte Ordnung und Combination der Elemente. Auch können die mystischen Dichter, oder wie sie nach einem witzigen Vorschlage des philosophischen Grammatikers *Schmitthenner* künftig genannt werden dürften, die *Munkelpoeten*, der Form solcher Quadrate sich bedienen, um desto sicherer das Ziel der Dunkelheit und Vielsinnigkeit zu erreichen. Ja sogar den Recensenten kann diese Form von Nutzen seyn, und um ihnen zu zeigen, wie? wollen wir selbst unser kurzgefaßtes Urtheil über das vielbeliebte Becker'sche Vergnügen in ein kritisches Quadrat bringen.

Beurtheilung des Becker'schen Vergnügens.
(Wie ist sie zu lesen?)

Hund	die	Kel	ter	es	dacht	lein	Ge
ten	un	der	Wer	el	den	gibt	ge
Ku	ei	A	ne	ibr	hier	dich	gar
ber	schich	pfer	Doch	ten	Kay	nach	ye
nen	macht	fer	Ge	Nur	wenn	viel	lein
als	den	und	ha	bef	Ist	Ka	ther
ge	hal	un	Spiel	vier	Et	Hund	Eind
ter	dies	be	ben	und	nicht	Ra	ne

Aus diesen Elementen lassen sich begreiflich mancherley Recensionen combiniren, die zugleich auf mancherley Taschenbücher passen möchten. Eine davon ist gereimt, und wird nach dem Gesetze des sternförmigen Rösselsprunges gefunden, wovon im Lit. Bl. 1824. No. 41. S. 163. ein Typus steht. Man darf nur dort Anfangs- und Schlußfeld dergestalt verlegen, daß die unvollkommene Complexion zur vollkommenen wird; so kann dieser Typus zum Leseschlüssel des kritischen Quadrats dienen.

Der Nutzen dieser neuen Recensirmethode, deren Erfindung nicht sowohl uns, als vielmehr dem Räthselgeber des Becker'schen Vergnügens angehört, springt in die Augen. Auf einer Schachtafel sind viele Millionen verschiedener Rösselsprünge möglich, und auf Tafeln von mehr als 64 Feldern kann eine Unzahl von magischen Quadraten *) gebildet werden. Es wird daher nicht schwer halten, eine quadratförmige Recension dergestalt einzurichten, daß zwey verschiedene Schlüssel dazu passen, deren einer einen beyfälligen oder gar lobhudelnden, der andere hingegen einen abfälligen oder gar hämischen Sinn aufschließt; und daß mithin durch ein und dasselbe kritische Quadrat (über die doppelten Wanderjahre z. B.) sowohl die Parthey, als die Gegenparthey des Autors zufrieden gestellt werden kann, je nachdem ihnen die Redaction des Journals, etwa in einer Glosse, einen Euler'schen Rösselsprung oder ein indisches Planetensiegel (i. e. ein magisches Quadrat) als Lese- und Lese-Schlüssel in die Hand gibt. Solche wahrhaft magische Recensionen kann vernünftiger Weise kein Redacteur ablehnen, kein Verleger drucken zu lassen sich weigern, und mithin ist die obgedachte Erfindung ein Universalmittel gegen die Krankheit der Büreau- und Typokratie, woran die Respirationsfreyheit deutscher Kritik laborirt: nicht zu gedenken, daß dergleichen Recensionen auch wohl durch zweyerley ganz verschieden instruirte Censuren gebracht werden können, wenn die eine mit dem, die andere mit jenem Schlüssel sie zu lesen veranlaßt wird.

*) Ein geschachtes Quadrat heißt magisch, wenn die Felder dergestalt numerirt sind, daß in allen Reihen gleiche Summen der Zahlen sich befinden.

N a c h s c h r i f t.

Kein übler Einfall; und schwer ist das Ding eben nicht. Eine Kritik z. B. folgenden Inhaltes: „Dieses Buch können wir dem Publikum gar nicht genug empfehlen. Der Herr Verfasser hat seinen Stoff mit Fleiß und Einsicht, doch ohne Prätension bearbeitet, davon zeugt das ganze Werk" — läßt sich durch bloße Versetzung einiger Elemente in ihr Gegentheil umändern: „Dieses Buch können wir dem Publikum gar nicht empfehlen. Der Herr Verfasser hat seinen Stoff ohne Fleiß, Einsicht, und mit Prätension bearbeitet; doch genug davon, das ganze Werk zeugt." Zerstreut man nun die Sylben auf einem geschachten Quadrat von 49 Feldern:

Herr	Ein	ar	be	on	hat	Der
und	gan	von	ze	da	fi	sei
tet	Werk	wir	nen	bli	Der	sicht
das	zeugt	dem	Die	kön	len	ten
Prä	ben	Pu	ses	Buch	pfeh	doch
Fleiß	ne	em	nicht	gar	kum	nen
fer	mit	ge	nug	ob	Stoff	sas

so gibt der Schlüssel: [illegible] — den ersten Sinn; und man erhält den zweyten, wenn [illegible] und [illegible] und [illegible] und [illegible] in die Reihe anders eingeordnet werden. Eine neue Philosophia occulta, die besonders bey'm Recensiren freymaurerischer Schriften gut zu brauchen wäre.

Müllner.

Nr. 94.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 23. November 1824.

Spiel-Literatur.

1) Der unerschöpfliche Maitre de Plaisir, oder die Kunst, in allen Jahreszeiten, im Freyen und zu Hause, so wie in allen nur denkbaren Freudentagen die unterhaltendsten und belustigendsten Parthien anzuordnen. Enthaltend die besten Spiele, Lieder, Declamir- und Kunststücke, Räthsel, Charaden ꝛc. Vierte, mit neuen Spielen und Kunststücken sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Ilmenau bey Friedrich Voigt. 1824. 415 S. 12.

Da dieses Product bereits eine vierte Auflage erlebt hat; so bedarf es keiner Empfehlung. Inzwischen mögen wir nicht unterlassen, die Spiellustigen auf das S. 17 f. beschriebene, höchst geistreiche Spiel aufmerksam zu machen.

„Der todte Capuziner."

„Einer der Spielenden legt sich der Länge nach auf die Erde und stellt sich todt. Alle Damen drehen sich um ihn, indem sie laut rufen: Bruder Pancrazius, seyd ihr todt? Der Todte antwortet nichts, und macht keine Bewegung. Nun kommen die Herren, einer nach dem andern, in Prozession, und legen sich auf ihn, legen ihre Hände auf seinen Rücken, sprechen ihm ins Ohr, ähnlich dem Propheten, welcher einen Todten aufweckte. Endlich kommt der, auf den es abgesehen ist: aber kaum hat er sich auf den todten Capuziner gestreckt, so erwacht dieser, umklammert ihn mit Arm und Beinen, und während er ihn in dieser Stellung fest hält, schlägt Alles auf ihn, und er empfängt freundschaftliche Schläge."

„NB. Bey diesem Spiele müssen alle Persönlichkeiten vermieden werden, und darf da Niemand sein Müthchen kühlen wollen."

Die Kunst, freundschaftliche Schläge zu ertheilen, dabey aber alle Persönlichkeiten zu vermeiden, und nicht sein Müthchen zu kühlen, das ist die Aufgabe der Kritik. Aber leider soll sie dieselbe lösen, ohne daß ein todter Capuziner den Autor festhält, und daher sind wir gesonnen, den Compilator dieses Büchleins ohne alle Schläge durchzulassen. Nur wollen wir allen denjenigen, welche nach seiner Anleitung S. 229 ff. L'hombre spielen wollen, den Rath ertheilen, höchstens um Pfeffernüsse zu spielen, und, wenn sie über die Spiele mit der französischen Karte schreiben wollen, nicht zu schreiben, wie S. 227 viermal zu lesen ist: Treffe, indem der Name dieser Couleur nicht vom Treffen herkommt, sondern vielmehr vom Kleeblatte (trefle).

2) Die enthüllten Geheimnisse des Roulettespiels in ihrer völligen Klarheit ꝛc. Der dritten französischen Ausgabe frey nachgebildet und mit erläuternden Zusätzen und Tabellen versehen. Mit einem allegorischen Titelkupfer. Ilmenau bey Voigt. 1824. 101 S. 12.

Der Titel, so weit wir ihn oben abgeschrieben haben, läßt eine Enthüllung der Betrügereyen erwarten, welche, besonders von Seiten der Bankhalter, möglich seyn möchten, und die wäre, als Abschreckungsmittel, zu empfehlen. Aber davon ist hier nicht die Rede, sondern vielmehr von einem Anreizungsmittel, von einer „faßlichen Anweisung, wie man durch leichte, aber sichere Berechnung und Beobachtung der Fälle, mit geringem Fond, stets das Spiel zu seinem Vortheile lenken und den Verlust abwenden kann — nach 20jährigen Erfahrungen und Studien." Also im Grunde die Kunst, von der Bank zu gewinnen. Der Verf. des Originals, unfehlbar ein erfahrner Spieler, hätte seine Studien in viel kürzerer Zeit absolviren, und seine Anweisung viel faßlicher ertheilen können, wenn er Laplace's Wahrscheinlichkeits-Rechnung (calcul des probabilités f. Lit. Bl. 1821. Nr. 68 f.) zuvor studirt hätte: denn auf dieser, unbekannter Weise wie es scheint, ruht sein ganzes System. „Man weiß," sagt er S. 16, „daß das Roulette-Spiel, so wie die andern öffentlichen Spiele, außerordentliche Vortheile zum Schaden der Spielenden,

dem Banquier gewähren. Miethe, Holz, Licht, Abgaben, zahlreiche Dienerschaft, kurz alles, was er braucht und bedarf, wird davon bezahlt. Und außer diesen ungeheuren Ausgaben, welche theils Nothwendigkeit, noch mehr übertriebener Luxus gebietet, sammlen Leute solcher Art oft ein colossales Vermögen."

„Es sind aber nicht allein die Zeros, welche so erfreuende Wirkungen hervorzubringen vermögen. Das Betragen der Spielenden ist es, was ganz eigentlich den Beutel füllt. Sie begehen von allen Seiten Fehler und wissen nichts von einer Spieltaktik, die jeder kennen soll und muß. Geldgierde und Leidenschaft vertreten Vielen den ruhigen Weg, welchen sie wandeln müßten. Die am glücklichsten sind, mögen sich freuen, wenn sie das Geld, was sie gewannen, nur allein wieder verloren, während es noch andere gibt, die gänzlich ausgebeutelt werden. Die Unkenntniß einer guten Methode, verbunden mit Eigensinn — wohin soll das führen?"

„Wenn es Spielende gibt, die aus Mangel an Nachdenken, oder weil der Haufen Goldes vor ihnen sie so freundlich anlächelt, mit leerem Beutel und spitziger Nase abziehen, so sieht man viele, die sich noch tiefer in den Abgrund stürzen. Ich meyne die Halbklugen, welche einen eignen Gang im Spiele zu haben sich einbilden. Sie beziehen sich auf Folgerungen, die sie aus einigen frühern Sitzungen abstrahirten, studiren emsig eine Handvoll durchstochener Karten, und glauben nun, eine unfehlbare Methode zu haben, die Bank zu sprengen."

„Ein Spieler solcher Art kann wirklich kaum die Stunde der Eröffnung der Sitzung erwarten. Mit lächerlicher Sicherheit wirft er sein Geldstück auf den Teppich. Siehe da, gefehlt! Er doppelt einfach, zweyfach, will den Umschwung der Chance erzwingen, aber ach! alle seine Misen vereinigen sich zur Vergrößerung des Haufens, welcher den Cylinder umgibt. Er seufzt, aber — morgen ist ja auch ein Tag, da man den Verlust ersetzen kann. Kein Baum fällt vom ersten Hieb. Es war das Schicksal, welches mich heute verfolgte, spricht er im Monolog, aber mein Gang im Spiel ist vortrefflich; es kann, nein, es kann nicht fehlen. Wie aber? ist er zum Unglücke verdammt? ein kleiner Gewinn lockt ihn an, stärkt seinen Muth und seine Hoffnung, nun kann er sich nicht länger halten, es muß biegen oder brechen, er bedeckt, besäet gleichsam den Tisch mit Geldstücken aller Art, und läßt kaum zum Unterscheiden der Numeros Platz übrig. Man sollte glauben, die Thaler in seiner Hand wären glühend, damit er sich schnell ihrer entäußern müßte. Und was ist das Ende? Er verliert alles, und geht eben so nach Hause, wie den Abend vorher, wahrlich. arm, wie ein Capuziner. Aber auf halbem Wege kann man nicht stehen bleiben. Wagen gewinnt! Blind ist bey ihm das Vertrauen, das Verlorne wieder zu gewinnen, er macht neue Aufopferungen, aber — wehe ihm! Bald steht er, aller Hülfsmittel beraubt, nackt und hülflos da, während man ihn belacht. Und doch bedauert er es in größter Noth, nicht noch Hilfsmittel zu besitzen, um sein Glück von Neuem versuchen zu können. Nicht immer, meynt er, würde ihm Fortuna unhold seyn. Sie ist ein Frauenzimmer, und hat nur ihre Launen. Oder war sie es nicht, die ihm den mehr sichern Weg beym Roulette-Spiel vorzeichnete."

„Andere Spieler sind so höflich (?) zu glauben, diese oder jene Nummer habe stets einen Begleiter bey sich rc. Sie sprechen über die Sympathie der Zahlen in dem Cylinder, beobachten die Art, wie jeder Tailleur Gewohnheit hat, die Kugel zu schnellen, und kurz, es gibt nichts Abgeschmacktes und Kindisches, was sich nicht viele Spieler — sonst Menschen an (von) Geist — erlauben, um sich und ihre leichtgläubigen Zuhörer zu täuschen."

„Wissen sie denn aber nicht, oder wollen sie es nicht wissen, daß alle Numeros, daß alle Farben und Combinationen ohne die geringste Ausnahme, ein Erscheinen, Schwinden und Wiederkehren in sich begreifen? Sie alle erschöpfen sich gleichsam, wenn sie die angewiesene Proportion überschritten, oder verbessern im Gegentheil ihre Trägheit. Jede unter ihnen ist nur augenblicklich begünstigt. Wenn die eine sich Anticipation erlaubt, so bleibt die andere zurück, und so ist durchgängig Gegeneinandersetzung."

„Gebe man sich nur die Mühe, das Schwarz und Roth, Paar und Unpaar u. s. w., die Transversalen, Colonnen, eine Zeit hindurch, wie ich mir die Mühe nicht verdriesen ließ, zu zählen. Es wird sich ergeben, daß in ihrem Gange ein vollkommner Accord herrscht, der freylich dem gewöhnlichen Kopfe auffallend seyn wird, übrigens aber dem Aufgeklärten als natürlich, sogar nothwendig, erscheint. Ja, es gibt Gesetze, welchen die Hazardspiele unwandelbar unterworfen sind." So weit der Verf.

Es läßt sich allerdings hören, daß dasjenige, was wir Zufall nennen, auch einer gewissen Regel unterworfen sey, zumal wenn diese unbekannte Macht mit ihrem anscheinlich ganz freyen Spiele durch den menschlichen Erfindungsgeist in einen abgeschlossenen Kreis von gleichmäßigen Möglichkeiten gebannt ist. Es ist plausible, daß sie dem großen Weltgesetze des Gleichgewichtes diene, und auf dieser Wahrscheinlichkeit ist der Wahrscheinlichkeits-Calculus wesentlich basirt. Setzen wir die Gewißheit eines Falls = 1, und die Unmöglichkeit = 0; so läßt sich alles, was zwischen diesen beyden Begriffen liegt, als ein Bruch betrachten, alles, was man, im weitesten Sinne des Wortes, Wahrscheinlichkeit nennen möchte, fällt innerhalb der Gränzen

von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{\infty}$. Die Wahrscheinlichkeit ist, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ein Bruch der Gewißheit, und wenn die Anzahl aller möglichen Fälle bekannt und $= n$ ist, so ist die Wahrscheinlichkeit eines jeden dieser Fälle $= \frac{1}{n}$. Darnach sind, bis auf einige Vortheile für die Bank (die Nullen), die Wetten in dem fraglichen Spiele berechnet: der Bruch $\frac{1}{n}$ sey so groß oder so klein, als man will, die Bank sezt dem Preise, um welchen der Ponteur wettet, diesen Preis $n-1$ Mal entgegen. Hat jener z. B. eine Farbe besezt, (deren es hier nur zwey gibt), so ist $n=2$, also die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes $= \frac{1}{2}$, und die Bank zahlt den einfachen Saz, $\frac{1}{n-1} = 1$. Hat er hingegen auf eine Nummer gesezt (deren 36 vorhanden sind); so ist die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes (der Bruch $\frac{1}{n} = \frac{1}{36}$. In 35 Fällen gewinnt die Bank, in Einem Falle nur der Ponteur; tritt aber dieser Eine Fall wirklich ein, so verlieren alle 35 Nummern der Bank, und sie zahlt den Einsaz $(n-1)$ Mal $= 35$ Mal. Das macht die Wette gleich, in Betracht der Ponteur 35 Mal hintereinander verlieren muß, um so viel zu verlieren, als die Bank verliert, sobald er Ein Mal gewinnt. Inzwischen steht die Wage der Wahrscheinlichkeit, scharf genommen, auf diese Weise nur insoferne inne, als man die Frage auf einen ersten und einzigen coup bezieht. Sezt man eine Reihe von coups (Drehungen) voraus, so gewinnt die Sache eine andere Gestalt. Die Wahrscheinlichkeit eines gegebenen Falles x wächst nämlich mit der Anzahl der coups, die ihn herbeyführen können, und wenn dieselbe für einen einzigen coup $= \frac{1}{36}$ ist, so scheint sie für 36 coups wieder auf $\frac{1}{2}$, als auf diejenige Größe anzusteigen, wo die Wette gleich steht bey gleichem Preise auf beyden Seiten. Und hier nun ist der Punkt, wo es vom Ponteur abhangt, sie ungleich zu machen, zu seinem Vortheile, weil es ihm freysteht, das Spiel des Zufalls zu beobachten, und zu beliebiger Zeit zu wetten. Setzen wir, er wartet 36 coups ab, und bemerkt, daß eine gewisse Nummer nicht herausgekommen ist. Nun fängt er an, diese Nummer zu besetzen, mit dem Entschlusse, die Besetzung im Falle des Verlustes 35 Mal zu wiederholen. Dann ist es, im schlimmsten Falle für ihn, eben so gut, als ob er den sechs-und-dreyßigfachen Saz darauf gewettet hätte, daß die besezte Nummer in 72 coups herauskommen werde, nur mit der Concession, daß sein Gewinn in eben dem Maße sich mindern solle, wie die Fehl-coups, vom 37sten an, sich vermehren. Hier steigt, wenn man von leztgedachter Concession abstrahirt, (welche freylich den Gewinn $= 0$ macht, wenn erst der 72ste coup der Treffer ist) die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes (die für beyde Theile zusammen $=1$, d. h. Gewißheit ist) für ihn auf $\frac{3}{4}$ und fällt für die Bank auf $\frac{1}{4}$: denn da das Verhältniß der Anzahl der Nummern zu der Anzahl der coups $= 1:2$; so verliert die Bank von ihrer Wahrscheinlichkeitsgröße, die $= \frac{1}{2}$ war, die Hälfte, und dem Ponteur wächst dieselbe zu.

Man sieht leicht, daß dieser Gewinn, ein Gewinn an bloßer Wahrscheinlichkeit, vom Ponteur vermehrt werden kann, je länger er wartet, je mehr coups er vorüber gehen läßt, ehe er anfängt, die außengebliebene Nummer, Farbe oder andere chance zu besetzen. Nur darf man nicht vergessen, daß diese Berechnung der Wahrscheinlichkeit zulezt immer nur auf einer wahrscheinlichen Voraussetzung ruhet, nämlich auf der, daß dem sogenannten Zufalle ein mysteriöses Streben inwohne, das gestörte Gleichgewicht der Fälle herzustellen.

Aber was ist dieses Gleichgewicht? Wie ungefähr sieht dessen Begriff aus? Nun, man denke sich den unwahrscheinlichen Fall, daß in 36 coups alle 36 Nummern herauskämen, und folglich eben so viel Mal Roth als Schwarz, Passe als Manke, Gerad' als Ungerade ꝛc. Hier hätte der Zufall nur die Zeit- und Zahlenfolge der Fälle in Unordnung gebracht, aber das Verhältniß ihrer Anzahlen $(=1:1)$, das arithmetische Gleichgewicht der Fälle und Gegenfälle, gar nicht gestört. Stört er es aber, bringt er in n coups nur $n-x$ der möglichen Fälle heraus, hebt er die Gleichheit der Anzahlen von Fall und Gegenfall auf; so ist es doch nur für diese Reihenfolge von n coups unwiderruflich gestört, es kann in $n+y$ oder in $n \times z$ coups entweder vollkommner hergestellt, oder das Verhältniß der Anzahlen von Fall und Gegenfall kann der Gleichheit wieder angenähert werden; und es ist wahrscheinlich, es ist nach des Verfs. Versicherung durch Erfahrungen bestätiget, daß dieses geschehe, und zwar um so gewisser und vollständiger, je größer die Anzahl der coups angenommen wird.

Darauf gründet sich sein System, welches Ref. am besten durch ein Beyspiel von dessen Anwendung anschaulich zu machen hofft. Einer seiner Bekannten spielte häufig auf einzelne Nummern. Er hörte Anfangs von fern dem Abrufen der herauskommenden Nummern zu, notirte sich jedesmal die Anzahl der coups und durchstrich die herausgekommene Nummer auf seiner Markirkarte. Waren nur noch 3 Nummern übrig; so fing er an mitzuspielen, besezte jede derselben, und zwar meist um so höher, je mehr coups vorhergegangen waren. Kam nun Eine davon vor dem 12ten coup heraus; so hatte er offenbar gewonnen. Blieb sie länger; so pflegte er für die folgenden 12 coups den Saz mäßig zu steigern. Kam

sie endlich, so verfolgte er die beyden übrigen mit desto weniger Wagniß, weil er nun schon wieder im Vortheile war, dafern Eine davon nur vor dem 18ten coup erschien. Bey der lezten konnte er ruhig den 36sten abwarten. Und den wartete er gewöhnlich ab, wenn nicht etwa — die Summe, die er für diesen Abend bestimmt hatte, früher erschöpft war. Er gewann meistentheils, selten viel, verlor aber nie bedeutend, und hatte den doppelten Vortheil, daß vor dem Anfange des Mitspielens die Beobachtung des Spieles ihm die Zeit vertrieb, und daß während des Mitspielens die Fortzählung der Fehl-coups seine Aufmerksamkeit hinreichend beschäftigte, um ihn vor dem Andrange der Leidenschaften zu bewahren.

Diesen Wahrscheinlichkeits-Calculus auf das gleichzeitige Spiel mehrerer chances auszudehnen, und sich denselben durch tabellarisch eingerichtete Markir-Karten zu erleichtern, das ist es hauptsächlich, was der V., leider mit weit mehr Geschwätz und ungesalzenem Scherz, als Klarheit, seine spiellustigen Leser zu lehren sucht, und wobey er, angeblich nach Erfahrungen, die er durch die Vergleichung von vielen Tausend beobachteten „Kugelungen“ (in Einer Woche 39,835, nach S. 101) festgestellt hat, die Zeit-Gränzen des Außenbleibens der verschiedenen chances angibt, und die Wahrscheinlichkeit, womit sich ihre Wiederkehr erwarten läßt, in Crisen, Mittelziele, Maturitäten u. s. f. eintheilt.

Wer einmal dieses Spiel spielen will, der wird wohlthun, diesem Lehrer zu folgen: denn so viel wenigstens ist klar, daß dieser Spiel-Calculus gegen die Leidenschaften, welche die Pointeurs zu ruiniren pflegen, wenigstens eben so viel Schutz gewährt, als — nach Hermes-Sinteuis — das Studium des Generalbasses gegen die Regungen des Geschlechtstriebes.

Niederländische Zeitschriften.

1) Vaderlandsche Letteræfeningen. — Amsterdam bey Leenemann.

Diese Zeitschrift, von welcher jeden Monat ein Heft von wenigstens 100 Seiten in 8. erscheint, darf in Bezug auf niederländische National-Literatur wohl als die beste bezeichnet werden. Detaillirte Analysen der in den Niederlanden erschienenen Bücher findet man vorzüglich in ihr. Ihr Charakter besteht in einer gesunden, scharfsinnigen und unpartheyischen Kritik, welche in einem freymüthig einfachen und überzeugenden Ton geschrieben ist.

2) Magasin voor wetenschappen, kunsten en letteren. Amsterdam bey Meyer Warnars.

Dieses vorzügliche Werk genießt in Holland längst anerkannten Ruf. Es nahm schon 1785 seinen Anfang, und währte bis 1812 fort, wo es in Folge politischer Ereignisse aufhören mußte; es umfaßte hauptsächlich Geschichte, Naturwissenschaften, belletristische Werke u. s. w. Seine Redactoren waren stets Gelehrte vom Fache und Schriftsteller vom ersten Rang. — Seit 1822 hat Herr van Kampen, ein als Verfasser mehrerer nützlicher Werke rühmlichst bekannter Schriftsteller, die Redaction dieser Schrift mit all dem Fleiß und Eifer wieder übernommen, den man von ihm erwarten konnte. Alle drey bis vier Monate erscheint eine Lieferung von 150 Seiten in 8.

3) Algemeen letterlievend maandschrift. (Monatliches Lit. Bl.) Amsterdam bey Brouwer.

Diese Monatsschrift, welche es übernommen, mit allen in den Niederlanden erscheinenden Werken bekannt zu machen, Aufsäze über Literatur aufzunehmen u. s. w., verdient den andern guten Zeitschriften Hollands würdig zur Seite zu stehen: doch entgeht sie dem Vorwurf nicht, in ihren Analysen manchmal zu oberflächlich zu seyn.

4) Tydschrift voor binnen en buitenlandsche letterkunde. Amsterdam bey Abbink. (Zeitschrift für vaterländische und fremde Literatur.)

Diese Zeitschrift hat nur erst mit dem Ende des Jahres 1823 begonnen. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, einen allgemeinen Ueberblick sowohl über die fremde, als holländische Literatur zu geben. Sie erscheint in Monatsheften von fünf bis sechs Blättern. Ihre Redaction ist sehr fleißig und sorgfältig. In den bis jezt erschienenen Heften derselben finden sich mehrere vortreffliche Analysen fremder und einheimischer Werke, Anecdoten, Poesien u. s. w.; auch ist sie wegen ihrer Mannichfaltigkeit und Unpartheylichkeit, dieser beyden so wesentlichen Eigenschaften periodischer Schriften, sehr zu loben. Gewiß ist zu wünschen, daß die Theilnahme des Publikums die Fortdauer eines Werkes begünstige, das sich durch einen sehr guten Anfang ausgezeichnet hat.

5) Gezondheidsblad. Amsterdam bey Van Es. (Gesundheitsblatt.)

Dieses Blatt enthält häufig interessante Artikel über Erhaltung der Gesundheit und praktische Heilkunde. Jedes Heft ist von einem oder anderthalb Bogen.

6) Geneeskundige mengelingen, uitgegeven van wegen het genootschap arti salutiferi. Amsterdam bey Van Es. (Medicinische Verhandlungen, herausgegeben von der Gesellschaft art. salutif.)

Ein für Aerzte sehr interessantes Werk, welches alle drey Monate in Heften von fünf bis sechs Bogen erscheint.

7) Hippocrates magazyn, von den Doctoren Sander und Wachter herausgegeben, erscheint zu Rotterdam.

Dieses von zwey sehr gelehrten Männern herausgegebene Werk ist für den ausübenden Arzt eine wahre Fundgrube. Viele der ausgezeichnetsten Aerzte theilen mittelst desselben ihre Erfahrungen und Meditationen mit. Es erscheint von drey zu vier Monaten in Lieferungen von sechs bis sieben Bogen.

(Der Beschluß folgt.)

Verbesserung.

In der Rec. von Schiers Macht des Wahnes No. 85. S. 339. Sp. 1. Z. 2. ist zu lesen: das Licht der Aufklärung, statt d. L. der Duldung.

Nr. 95.

Literatur-Blatt.

Freitag den 26. November 1824.

Dramatische Literatur.

Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne, von J. H. von Wessenberg. Segnius irritant animos demissa per aures, quam quæ sunt oculis subjecta fidelibus. Horat. Constanz, gedruckt bey J. M. Bannhard. 1824. 80 S. 8.

Dieser Abhandlung des ehrwürdigen Bisthumsverwesers von Constanz kann keineswegs der Vorwurf gemacht werden, daß ihr Verfasser Andere darin für und wider sprechen, seine eigene Meynung aber fast nur errathen lasse, wie von dem Stäudlin'schen Geschichtbuche über den nämlichen Vorwurf von einem andern Rec. neuerlich in diesen Blättern (Nr. 35) gesagt ward. Erörterungen über die Natur der Verbindung von Kunst und Sittlichkeit darf man hier auch nicht suchen; aber das Daseyn dieser Verbindung heischt der Verfasser, sey es nun zwischen Gleichberechtigten (Pairs) im Geisterreiche, oder zwischen einem Primären und seinem Secondären. Ist die Verbindung vorhanden, so erklärt er sich für, ist sie nicht vorhanden, gegen die Schaubühne, und den Zweck der Abhandlung drückt die Schlußstelle also aus: „Möge dieser Versuch beytragen, eine Reinigung unserer Schaubühne von ihren sittlichen Mackeln zu veranlassen! Mögen die Priester, Verehrer und Liebhaber der dramatischen Kunst vereinigt dahin wirken, daß es tief unter ihrer Würde geachtet werde, das Publikum auf Kosten der Tugend zu ergötzen; daß sie vielmehr, gemäß dem hohen Rang, der ihr unter den schönen Künsten gebührt, und vermöge des Einflusses, den ihr Zauber, durch Anregung der verschiedenen Anlagen und Kräfte der Menschheit, ausübt, nicht nur eine reine Fülle von Genuß und Vergnügen spende, sondern auch bildend Herz und Sitten veredle!“

Von einem summarischen Ueberblick der Geschichte der Bühne ausgehend, weiset Hr. von Wessenberg nach, wie dieselbe in Athen und einigen andern griechischen Städten nicht allein unter den Volksvergnügungen den ersten Rang einnahm, sondern noch die höhere Bestimmung hatte: eine fromme Gesinnung von den Göttern und göttlichen Dingen, und den Sinn für erhabene Bürgertugenden, die Liebe der geordneten Freyheit und den Haß der Tyranney zu beleben und zu steigern; wie in Rom hingegen die Bühne darum nie zur Würde einer Religions- und National-Anstalt gelangte, weil, im Zeitraume der Freyheit Rom's, seine aufdämmernde Literatur sich nach der griechischen bildete und griechische Stoffe behandelte, später unter den Kaisern hingegen es mißlich gewesen wäre, die freysinnigen Tugenden großer Republikaner verherrlichen zu wollen, wie die Schauspiele des Mittelalters nach biblischen Geschichten und der Legende durch Rohheit und Unschicklichkeit der Behandlung vielmehr als durch Wahl des Gegenstands Tadel verdienten, indem mit verständiger Auswahl der Bibel unstreitig höchst rührende und erhebende Auftritte für dramatische Zwecke enthoben werden mögen u. s. w. Von den Verirrungen und Gebrechen der neuesten deutschen Bühne alsdann umständlicher handelnd, werden, neben andern mehr, als solche bezeichnet, die vielfältige Nahrung, die dem Aberglauben und der Wundersucht dargeboten wird, und die weichliche Romantik, die leidend, empfindelnd, sophistisch klügelnd und nachgebend, alle Kraft und allen Ernst vertilgt, und dem verfeinerten Geschlechtstrieb eine immer ausschließlichere Herrschaft bereitet. Bey Gelegenheit des ersteren Punkts wird beyläufig gesagt: „Von Goethe's Faust kann hier nur insoferne die Rede seyn, als der Geist dieses alle Schranken kühn übersliegenden Drama's auf manche Werke, die die Bühne betreten, Einfluß erhielt. Geist und Herz allen Lockungen zur Verirrung und zum Bösen bloßgestellt und ihnen unterliegend, dieß ist der Gegenstand des Stücks. Alles, was darin vorgeht, entsteigt dem Abgrund der finstern Mächte. Mephistopheles (das böse Princip) herrscht darin mit Allgewalt. Die Züge satanischer Virtuosität und menschlicher Schwäche sind mit Witz und Scharfsinn meisterhaft gezeichnet und nebeneinandergestellt. Aber dieß ist auch Alles. Von einer Erhebung des guten Princips über das böse, von der bessern, höhern Kraft im Menschen, von der

Macht seines Willens, von seiner Verwandtschaft mit Gott zeigen sich nur zuweilen leise Spuren, und also gleich werden sie wieder verwischt. Es sind die Erbärmlichkeiten der Zeitgenossen darin mit treuer Wahrheit abgespiegelt. Schade, daß das Gute, Wahre und Rechte hinwieder nirgend mit wahrem Ernst in Schutz genommen ist! Doch wird der tiefer Forschende im Faust eine Bestätigung finden, daß alles Wissen und alle Kultur bey völligem Mangel an Demuth und Glauben zu nichts führe, als allen Täuschungen des Geistes der Lüge zu überliefern." Hinsichtlich auf den verweichlichenden Einfluß, welchen die neuere Bühne dem Sexualverhältnisse einräumt, wird auf die von Griechenland zurückweisend bemerkt: „Warum war der Geschlechtsliebe in ihrer Süßigkeit sowohl als in ihrer Schmerzen Bitterkeit, in ihrer Zärtlichkeit sowohl als in ihrer Wuth, im griechischen Drama nie die Hauptrolle, warum waren ihr nur untergeordnete Rollen vergönnt? Blos deßwegen, weil sie etwas Alltägliches, Gemeines ist, weil sie mit aller Macht, die sie ausübt, doch keinen höhern Adel verleiht, weil sie den Weisen, den Helden, den Edelsten vor allen Menschenkindern nicht auszeichnet, vielmehr sie zu dem gemeinen Haufen herunterstellt, weil sie in ihrer Leidenschaftlichkeit oft in verbrecherische Schwäche oder Raserey ausartet, weil ihre getreue Schilderung weit mehr die Leidenschaft entzündet, als davor warnt oder davon heilt; weil endlich die Herrschaft, die der Liebe auf dem Theater eingeräumt wird, nothwendig die Herrschaft der Weiber über die Männer in einem die Ordnung und das Wohl der Gesellschaft störenden und gefährdenden Grad erweitert." Im Gegensatze damit findet sich die Verirrung der neueren Bühne also bezeichnet: „Der alles beherrschende Geschlechtstrieb ist jezt die Seele der Schauspiele wie der Romane. Zahllose Schaaren solcher Dichtungen sind nichts weiter, als mehr oder minder getreue Gemälde der verderblichen, den innern Frieden und das häusliche Glück zerstörenden, Richtungen und Ausschweifungen jenes Triebes. Seine Ausschweifungen werden aber auf mancherley Weise, im Namen bald der Natur, bald der Vernunft, sophistisch beschönigt und entschuldigt, obgleich Natur und Vernunft dem Geschlechtstrieb, damit er zur Beglückung und Veredlung des Menschen diene, eine sehr stille und eingezogene Sphäre, die der Häuslichkeit anweisen."

Was ihr Verfasser von der Bühne heischen und hoffen möchte, und daß er keineswegs ihren Verächtern angehöre, wird annoch folgende Stelle darthun. „Welche Verstärkung für die Macht der Religion und der Gesetze, wenn mit ihnen die Schaubühne in Bund tritt, sie, auf welcher Alles Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamanthus Gericht hält! Besonders hat die höher stehende Klasse von Menschen Ursache, dankbar gegen die Bühne zu seyn. Hier hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören, Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier, den Menschen. Uebrigens soll die Bühne nicht nur von den Lastern abschrecken, sondern auch vor den Thorheiten, deren Zahl das der Laster weit übersteigt, warnen und davon entwöhnen. Hier lehren Gemälde heidnischer Pfaffenwuth, Religionshaß und Verfolgung vermeiden. Mit eben so glücklichem Erfolg würden sich von der Schaubühne auch Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen; das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden, erschütternden Gemälden an uns vorüberführen; hier könnten unsere Väter eigensinnigen Maximen entsagen, unsere Mütter vernünftiger lieben lernen." Die vorstehenden Stellen sind hinreichend, den Charakter der kleinen Schrift zu bezeichnen, worin viel Einzelnes mannichfachen, mitunter gegründeten Widerspruch finden wird; die gründliche Kritik müßte der Abhandlung eine Abhandlung entgegensetzen, aber niemals würde sie den edlen Sinn und das schöne Ziel verkennen dürfen, die der Verfasser im Auge hatte.

Jahrbuch deutscher Nachspiele. Herausgegeben von Holtei. Dritter Jahrgang, für 1824. Breslau bey Graß, Barth und Comp., und Leipzig bey J. A. Barth. 343 S. 8.

Der Ausdruck Nachspiele, obwohl neuerlich L. Tieck in seinen Abendzeitungsaufsätzen über das Theater seines Wohnortes kein Bedenken getragen hat, ihn von Müllner's kleineren Lustspielen zu gebrauchen, kommt uns immer etwas ungeschickt vor, wenn er Dramolets oder Stücke bezeichnen soll, die nicht lang genug sind, um den herkömmlichen Theaterabend für sich allein auszufüllen. Denn zwey und drey dergleichen Stücke machen oft bey den größten Bühnen die Darstellung eines Abends aus, und dann paßt doch der Ausdruck: „Man gibt heute nichts als drey Nachspiele," ungefähr eben so gut, als der auf den Berliner Theaterzetteln, aller Kritik zum Hohne, noch immer gebräuchliche: „Lustspiel (oder Schau-Trauerspiel) in einer Abtheilung." Der Herausgeber hätte das Unpassende seines geschmack-

losen Titels wenigstens bey dem ersten der hier gesammelten Stücke fühlen sollen: der König und der Künstler, geschichtliches Schauspiel in einem Akte von Bärmann; denn dieses ist vielmehr ein Vorspiel, ein Stückchen, welches sich höchstens dazu eignet, am Geburtstage eines Königs der gewöhnlichen Darstellung vorangeschickt zu werden, um demselben das Compliment zu machen, daß er die Künstler beschütze und in Ehren halte. Nach Analogie der Kind'schen Theorie von den Malerschauspielen könnte man es aber auch ein Bildhauer-Schauspiel nennen. Die Anecdote hätte wirksam werden können, wenn der Verf. es verstanden hätte, sie zu handhaben. Der Hochverraths- und Ketzerey-Prozeß, welchen man dem Bildhauer wegen einer geheim gefertigten und verborgen gehaltenen Statue bereitete, von der sich am Ende fand, daß sie, nicht ein Götzenbild, sondern das Bild des Fürsten war, bey welchem der dankbare Künstler Aufnahme gefunden hatte - dieser Prozeß, meynen wir, hätt' eine echt dramatische Handlung abgeben können; aber gerade dieser Prozeß ist es, welchen der Verfasser mit dem offenbarsten dramaturgischen Ungeschicke behandelt hat. Die Intrigue des Anklägers ist so plump und einfältig, er selbst so verdächtig, seine Bosheit so handgreiflich, und die Falschheit der bestochenen Zeugen wird so leicht (sogar noch vor der förmlichen Vernehmung) an das Licht gebracht, daß alle Spannung des Interesse, welches man an dem Ausgange eines processualischen Drama zu nehmen pflegt, nothwendig wegfallen muß, und der Zuschauer nur nothdürftig durch die Neugier hingehalten wird, endlich die Bildsäule zu sehen, welche vom Anfang' an verhüllt auf dem Theater gestanden hat.

Das zweyte Stück: Nein, von Herrn Gustav von Barnekow kann zwar kaum ein „Lustspiel" genannt werden, da es eben nichts Komisches und überhaupt eigentlich keine Handlung enthält; aber der Einfall, welcher demselben zum Grunde liegt, ist so artig und ergötzlich, daß man bedauern muß, ihn nicht fester in den Boden der Wahrscheinlichkeit gepflanzt zu sehen. Ein aus dem Felde heimkehrender Offizier trifft seine Geliebte in der seltsamen Lage an, auf alle Fragen mit Nein antworten zu müssen. Da er nun Anfangs seine Fragen natürlich stellt, z. B.: ob sie ihn noch kenne, ihm gewogen sey, u. s. f.; so erhält er ungünstigen Bescheid. Nachdem er aber errathen hat, daß hier eine Laune dahinter stecken müsse, stellt er seine Fragen künstlich, und erhält durch das „Nein" durchaus erwünschte Antworten. Um diesen Scherz zu bauen, kam es nur darauf an, eine plausible und belustigende Nothwendigkeit für dieß ewige Neinsagen zu erdenken, der Verf. hat aber nichts erdacht, als einen Befehl des Vaters der Geliebten, welchem diese pünktlich gehorcht, weil der Vater in diesem Punkte äußerst streng ist. Das ist aber unwahrscheinlich, weil sich kein verständiger Zweck des Befehls denken läßt: denn selbst der Spaß, welcher sich hier daraus ergibt, konnte von dem Vater nicht vermuthet werden. Er ist rein zufällig, der Liebhaber durfte nur gleich Anfangs ein einziges Mal anders fragen, z. B. Haben Sie mich vergessen? statt: Haben Sie meiner gedacht? so fiel der Spaß weg. Die Verse sind nicht übel, und die Sprache rein. Doch wenn es S. 58. heißt:

> Gehorsam fordert er, nichts spricht davon mich frey,
> Und wenn auch sein Befehl nur eine Laune sey.

so ist das gegen die Sprachlehre. Wenn auch fordert wäre; aber ob auch hätte das sey zugelassen:

> Ob sein Befehl auch nichts als eine Laune sey.

Daß der Verfasser das militärische Hauptwort Oberst nicht declinirt, läßt im Drama sich zur Noth als Militärjargon entschuldigen.

Mehr Werth hat das dritte Stückchen: Blind und Lahm, von Herrn Ludwig Robert. Zwey Liebende wollen sich bey ihrem Wiedersehen dadurch prüfen, daß sich die Dame für blind, der Herr (auch ein heimkehrender Offizier) hingegen für lahm geworden ausgibt. Der Einfall gehört zwar nicht unter die ausgesuchten, aber er ist nicht auf alltägliche Weise ausgeführt. Kein Theil täuscht den andern, jeder weiß den Betrug, der ihm gespielt werden soll, glaubt aber den gelungen, den er selbst spielen will. Daraus ergibt sich manches Ergötzliche, welches der zwischen beyde Hauptpersonen gestellte Oheim herauszuheben weiß, indem er zugleich die Nichtigkeit solcher Prüfungen in das gehörige Licht stellt. Aber leider ist das nicht blos ausgeführt, sondern ausgesponnen, und der Faden wird am Ende zu dünn, weil er zu lang wird. Das Metrum dieses Stücks sucht der Verf. in einer Art von Dissertation zu rechtfertigen, die er vielleicht abgekürzt haben würde, wenn ihm dasjenige bekannt gewesen wäre, was vielfältig, und noch neuerlich *) in Müllner's Spielen für die Bühne, Bd. 1. S. 283 ff. über die Eintönigkeit des deutschen Alexandriners bemerkt worden. Dort ist gezeigt, daß demselben die Abwechslung fehlt, welche im französischen Alexandriner daraus hervorgeht, daß die Franzosen die Sylben nur zählen, nicht messen, mit andern Worten, daß es bey ihnen keine Versfüße gibt. Müllner glaubte, daß diesem Übel einigermaßen

*) Nicht allzu neuerlich; sondern vor 9 Jahren. M.

dadurch abgeholfen werden könnte, daß man das französische Cäsurgesetz milderte, und cum grano salis das Enjambement zuließe. Herr Robert hat denselben Zweck hauptsächlich dadurch zu erreichen gesucht, daß er statt der männlichen Cäsur in den jambischen Sechsfüßler abwechselnd eine weibliche, dactylische, oder amphimacerische einführte, z. B. S. 87.

O Friede, dessen Segnungen, | deß Sinn nur der versteht,
Der dich in Angst und Kriegesnoth | weinend von Gott erfleht. —
Ei was! Ein paar Lieferanten | und Plündrer ausgenommen,
So ist wohl Ruh' und Frieden | der ganzen Welt willkommen.

Das hebt allerdings die Eintönigkeit des Alexandriners auf, aber es bringt eine andere hervor, und wenig oder nichts scheint dabey gewonnen, daß die Cäsur, statt durch einsylbigen Schlag, durch ein zwey- oder dreysylbiges Schleppen sich überall bemerklich macht. Die weibliche Cäsur besonders macht bey weiblichem Versende nur noch eine Eintönigkeit mehr. Sollte der cäsurlose jambische Vers der Alten nicht bessere Dienste leisten? *) Inzwischen hat Herr R. seinen After-Alexandriner mit Geschick gehandhabt, und es wird allenfalls seiner Regeln, aber nicht seine Schuld seyn, wenn minder geschickte Versificatoren noch jene Sechsfüßler bilden, die durch den Schwanz in der Mitte das Ansehen von aufrechtstehenden Affen bekommen. Uebrigens findet man auch hier einen indeclinablen Obersten, z. B. S. 98: „Zum Oberst!" Und dieser Oberst kann ebendaselbst für (vor) Ungeduld nicht warten.

Das vierte Stück, genannt: Ein Morgenscherz, von Karl Immermann, spricht für die Meynung, die bereits im Lit. Bl. 1822. No. 89. laut geworden ist: daß Herrn I's dramatischer Creditbrief nicht auf das Haus Thalia laute. Der Morgenscherz ist so geschwätzig und doch so gezwungen, so gewaltsam poetisch, daß, wenn am Ende die Freundin der Braut sagt:

Der Vorhang fällt so gleich. Das Weitre, im Gedichte
Macht's Langeweile nur —

man darauf antworten möchte: Sie ist schon fertig. Es ist nicht überlev, daß diese Lucinde am Schlusse den Morgenscherz sowohl recensirt, als erklärt, nämlich so:

Es hat der Morgenscherz hübsch abgespielet sich,
Der Mittag kam heran. Laßt uns zur Mahle gehn,
Denn die Forelle wird schon auf dem Tische stehn.
(An die Zuschauer.)
Umsonst, sie hören nicht. An Euch, Ihr klugen Leute
Das so nothwend'ge Wort, was dieser Scherz bedeute.
In Deutschland ist der Scherz kein Narr, der harmlos springt;
Es ist ein scharfer Schütz, deß Pfeil zur Scheibe bringt.
Die Lieb' ist frohberedt, die Lieb' ist still und stumm,
Die Lieb' ist Trau'r und Lust, die Lieb' ist klug und dumm,
Die Liebe geht im Kreis, als wie ein Mühlenroß,
Und denkt, sie wandre weit. — Sie baut sich manches Schloß.
Die Liebe jauchzet auf, die Liebe ächzt beklommen,
Wer ihr die Thorheit nimmt, hat Alles ihr genommen!

*) Ich glaube kaum. M.

Das fünfte Lustspiel: Fragt nur mich um Rath! von einem Herrn Aldini, auch in Alexandrinern, hat zwar ebenfalls nur Einen Act, füllt aber 90 Seiten groß 8., und wir müssen offenherzig bekennen, daß wir es nicht haben durchbringen können vor Ungeduld über die Langweiligkeit, welche sogar diejenige noch übertrifft, die der Verf. in der alten Bäuerin Thekla (der Rathgeberin einer jungen Wittwe) selbst personifizirt hat. Handlung und Dialog schleichen recht eigentlich dem Reime nach. Der Vers mit dem Nothhäkchen S. 212:

Es ist nicht fein von Ihr, daß sie solch' Meynung hat —

ist bey Weitem noch nicht der schlechteste.

Die Posse endlich: Die Luftschiffer, aus dem Nachlasse des D. Sessa, Verfassers von Unser Verkehr, ist in Prosa geschrieben. Zwey bejahrte Landjunker werden vom Liebhaber ihrer respective Nichte und Braut, der sich als reisenden Experimental-Physiker verkleidet hat, mit verbundenen Augen in einen Luftball gesetzt, mit dem sie aufzusteigen wähnen, und geben endlich ihre Einwilligung zur Heirath, damit der Liebhaber nicht ausschwatze, wie plump sie sich haben anführen lassen. Einige beyläufige witzige und satyrische Einfälle sind alles, was hier den Leser ergötzen, und die Luftpassagiere im Ballon alles, was die Gallerie zum Lachen bringen kann. Der verstorbene Verfasser, der in Unser Verkehr viel Talent zur Charakteristik des Niedrigen zeigte, hat wahrscheinlich die Schwäche dieser Arbeit selbst gefühlt, und Herr v. Holtei hat nicht wohl gethan, dieselbe an das Licht zu ziehen.

Er selbst hat gar nichts beygetragen. „Weil ich bessern Producten den Raum nicht nehmen wollte," sagt er S. IV, „obschon ich einige kleine Stücke vorräthig habe." Sind sie nicht besser wie dieses und das vierte; so thu' er damit wenigstens, wie Sessa mit dem seinigen gethan hat: er gebe sie bey Lebzeiten nicht heraus.

Nr. 96.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 30. November 1824.

Weltweisheit.

Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie. Ein Versuch von Friedrich Ancillon. Berlin bey Duncker und Humblot. 1824. XII und 152 S. 8.

Dieser „Versuch“ ist, seinem Gegenstande nach, ein Versuch von großer Wichtigkeit; denn es handelt sich dabey um nichts Geringeres, als um die Zurückführung der Philosophie auf die Basis aller Religion, auf den Glauben an eine moralischfreye unsterbliche Seele und an einen persönlichen Gott. Man weiß, wie Jacobi, vor einem halben Jahrhundert ungefähr, angefochten und gleichsam verketzert wurde, weil er einen Glauben predigte in der philosophischen Kirche, die nichts für wahr gelten lassen wollte, als was der Mensch wissen, begreifen, beweisen kann. Man bedachte damals und bedenkt häufig auch noch nicht, daß die menschliche Seele, wenn sie ihr eignes Daseyn beweisen und ihr Wesen begreifen will, wie einen Grundsatz oder Lehrsatz der Mathematik, vollkommen dem ergötzlichen Lügner Münchhausen ähnlich ist, welcher behauptete, sich und das Reitpferd, auf welchem er saß, bey seinem eignen Haarzopfe aus einem tiefen Moraste herausgezogen zu haben. Will der menschliche Geist einmal philosophiren; so muß er Eins wenigstens voraussetzen und ohne Beweis annehmen: sein eignes Daseyn, und schon diese Voraussetzung, obschon Cartesius mit seinem: Ich denke, folglich bin ich, derselben den Anstrich eines Beweises gab, ist immer nichts anderes, als ein Glauben, wofür es keine innere Bürgschaft gibt außer dem Gefühl. Dieser Glaube nun involvirt unmittelbar einen zweyten, nämlich den Glauben an Wesenheiten (Existenzen nach unserem Verf.) außer der menschlichen Seele, die überhaupt zu dem Begriffe eines Dinges nur dadurch gelangen kann, daß sie es von andern Dingen unterscheidet. Sie fühlt ihr eignes Daseyn lediglich insoferne, als sie Dinge außer sich wahrnimmt, sey es nun durch die ihr dienenden Sinne des Leibes, oder durch ihren inneren Sinn, den unser Verf. S. 40 Vernunft nennt, und über welchen er sich also erklärt:

„Die Vernunft, von der ich hier rede, ist nicht ein Werkzeug oder ein Organ, das dazu dient, gewisse Verrichtungen zu thun, sondern eine wahre productive Kraft, ein schaffendes Vermögen, das seine eigene Offenbarung hat; das nicht beweist, was da existirt, sondern die Existenzen anschaut, und sie nur im Bewußtseyn aufgehen läßt; das sich nicht damit begnügt, das Gegebene zusammenzusetzen und aus dem Gegebenen zu schließen, sondern selbst uns die Realität gibt. Diese Vernunft ist keine arithmetische Maschine, sondern ein thätiges Prinzip, das nicht mühsellig und langsam zur Wahrheit gelangt, sondern von der Wahrheit ausgehet, weil es sie in sich selbst findet.“

„Diese Vernunft, das innere Auge, welches unmittelbar das Licht des Seyns empfängt, und die Existenzen wahrnimmt, wie das körperliche Auge die Umrisse und die Farben der sinnlichen Welt, ist ein unmittelbarer Sinn, der das Unsichtbare anschauet.“

„Diese Vernunft ist der Grund alles Wissens, denn alles Wissen beziehet sich auf Realität und Existenzen.“

„Alles Wissen muß zulezt, oder zuerst, auf Thatsachen, allgemeinen Thatsachen, nothwendigen Thatsachen des inneren Sinns beruhen; auf Thatsachen, die uns uns selbst und die Ueberzeugung des Daseyns anderer übersinnlichen Wesen geben.“

„Diese Thatsachen sind für uns geistige Anschauungen. In sofern sie uns eine schnelle, klare, objective Wahrnehmung der Realität geben, führen sie mit Recht den Namen Anschauung; in wieferu diese Anschauung sich auf Gegenstände der unsichtbaren Welt bezieht, verdient sie den Beynamen einer geistigen.“

„Eine solche Anschauung, ein solches geistiges Gefühl erzeugt den philosophischen Glauben. Dieser Glaube bestehet in der unmittelbaren Wahrnehmung der Existenzen, welche den Sinnen ganz verborgen und verschlossen sind, die sich uns aber im Innern offenbaren, und zwar mit einer nothgedrungenen Ueberzeugung ihrer Objectivität.“

„Glauben, im philosophischen Sinne, heißt also, ohne Beweis, ohne Vernunftschluß, ohne irgend eine Deduction, Wahrheiten höherer Art, die zu den übersinnlichen, und nicht zu der Welt der Erscheinungen gehören, annehmen."

„Dieser philosophische Glaube beziehet sich, wie der theologische, auf die Mysterien der unsichtbaren Welt; aber wenn dieser leztere sich auf das Ansehen einer äußern Offenbarung gründet, so gründet sich jener auf die Offenbarungen des inneren Sinnes oder des Bewußtseyns."

„Weit entfernt, daß der philosophische Glaube der Vernunft entgegengesezt wäre, ist er nicht einmal wesentlich von derselben verschieden; er ist vielmehr die Vernunft selbst, in ihrer Quelle oder ihrer Grundlage angeschaut."

„Die Vernunft sezt etwas gegebenes oder allgemein anerkanntes und angenommenes voraus, und alle Vernunftschlüsse setzen die Vernunft, und eine solche Vernunft, voraus. Also bestehet das Wesen der Vernunft nicht in Vernunftschlüssen, sondern diese künstlichen Verrichtungen sind ohne eine höhere unmittelbare, unabhängige Vernunft nicht denkbar; jene Ausdrücke sind also nichts weniger als identisch."

„Diese Vernunft, und der Glaube an dieselbe, sind nicht in Hinsicht der Ueberzeugung, die sie bewirken, und ihrer Resultate, sondern nur in Hinsicht ihrer Art, die Ueberzeugung herbeyzuführen, und des Mittels, wodurch sie zu ihren Resultaten gelangen, vom Wissen verschieden. Der philosophische Glaube nimmt Existenzen an, die weder zu begreifen noch zu beweisen sind. Der Glaube ist also wohl ein Wissen um die Existenzen, allein er weiß nicht die Existenzen, wenn man unter Wissen — beweisen, erkennen, begreifen, versteht."

Diese Erklärungen sind die Achse, um welche die ganze vorliegende Abhandlung sich drehet. Diesen „allgemeinen inneren Sinn, diese höchste Seherkraft im Menschen," nennt der Verf. später (S. 48) den intellectuellen Instinkt, weil er auf der einen Seite durch plözliche, schnelle, (eine Taotologie, sollten wir meynen) einförmige, unwiderstehliche Eingebungen sich verkündiget; auf der andern aber diese Eingebungen sich auf Gegenstände beziehen, die nicht zum Gebiete der Sinne, sondern der übersinnlichen Welt gehören.

Man wird bemerkt haben, daß schon hier in der Philosophie des Vs. Poesie sich regt, und, in der That, sie zeigt sich später (S. 65), wo von dem philosophischen Wissen, und insonderheit von dem Unterschiede zwischen ephemerer und permanenter Existenz die Red' ist, in melodisch ertönenden Fluge.

„Eine schöne Lilie erhebt sich, auf ihrem emporragenden Stiel, in eleganter Form und mit blendendem Glanze. Sie ist uns in der Anschauung gegeben, und diese Anschauung zwingt uns gebieterisch und unwiderstehlich, die Existenz dieser Blume anzuerkennen. Wir können diese Nothwendigkeit nicht abwehren. Sie ist von der Vorstellung der Lilie unzertrennlich, eine Vorstellung, die wir nach Belieben weder läugnen, noch hervorbringen, noch abändern können."

„Die Anschauung und die Empfindung, welche diese Lilie uns gibt, sind nicht diese Lilie selbst. Wir gestehen, daß wir nicht mit Gewißheit von der Vorstellung der Lilie auf ihre inneren und reellen Eigenschaften schließen können. Aber dieser Zweifel erstreckt sich nicht bis auf die Existenz der Lilie; diese können wir nicht läugnen. Wir sind gezwungen, zu gestehen und anzunehmen, daß außerhalb Unser etwas von uns Unabhängiges da ist, welches uns die Vorstellung der Lilie gibt, und uns keine andere geben kann."

„Diese schöne Pflanze hat sich entwickelt, hat geblüht, hat vermittelst des in ihr eingeschlossenen Samens sich fortgepflanzt. Bald nachher verwelkt, vertrocknet, hat sie sich in Staub aufgelöset, und es ist von ihrer eleganten Form und ihrem prächtigen Leben nichts geblieben."

„Diese schnell vorübergehende Existenz, die uns von dem, was das Wesen oder der Gegenstand war, eine gewiß nicht ganz entsprechende Vorstellung oder Anschauung gegeben hat, war sie eine wirklich reelle Existenz?"

„Wir glauben es fest und unwandelbar, weil wir nicht anders können; wir glauben es, weil wir fühlen, und mit einer unwiderstehlichen, mit keiner andern zu verwechselnden Gewalt fühlen, daß wir diesen Gegenstand oder dieses Wesen weder wachend noch schlafend geträumt haben, obwohl wir beydes öfters gethan, aber von der Gegenwart immer unterschieden; weil wir fühlen, daß wir diesen Gegenstand oder dieses Wesen nicht freywillig durch eigene schaffende Kraft hervorgebracht haben. Dieses Wesen, sich trennend und unterscheidend von der ganzen Natur, was und wie es auch seyn mag, hat sich nicht allein uns dargeboten, sondern hat dieses unter individuellen Formen gethan."

„Alle materielle Wesen, deren Existenz nur durch die Sinne auf eine mittelbare Art offenbaret werden, und die Sinne selbst, mit dem Körper, dem sie inwohnen, der sie unterhält und ernähret, sind, in ihren verschiedenen Erscheinungen und Phasen, jener Lilie, dem Lieblinge der Natur, ähnlich. Der Lilie Geschichte ist die ihrige. Von der Eiche, die Jahrhunderte lang unbemerkt im Walde langsam wächst, bis sie ihre Vollendung erreicht, und dann Jahrhunderte an Kraft und an Umfang abnimmt, ehe sie ihren Staub mit dem der mütterlichen Erde vermischt, — bis zu der

Blume, die in einem einzigen Tage wie ein Hauch entstehet und vergehet; vom Löwen und Tiger, welche in unbesiegter Stärke ihre wilde Bewegung und ihr blutiges Leben in der Wüste lange führen, um in der Wüste ihr Grab zu finden, bis zur Mücke, der nur ein Augenblick beschieden ist; von der Sonne, die nicht immer geleuchtet, und auch einst verlöschen wird, bis zum Prisma der Bergkrystalle, bilden sich alle Wesen, um zu erscheinen, und verschwinden, um nie wieder zu erscheinen; nachdem sie alle sich unseren Sinnen längere oder kürzere Zeit offenbart, sie auf eine mehr oder minder anziehende oder zurückstoßende Art erregt und gerührt haben, werden sie zersezt, und, in ihre Elemente aufgelöset, hinterlassen sie keine Spur ihres Daseyns."

Der feste und unwandelbare Glaube, der hier in Anspruch genommen wird für die sinnlichen Wahrnehmungen, muß, wie uns dünkt, zulezt immer wieder als ein Gebäude betrachtet werden, welches auf der obigen Voraussetzung des intellectuellen Instinktes ruht, denn wer anders, als jener Instinkt, kann uns die Eingebung machen, daß die Sinne, die wir so oft auf dem Betruge ertappen, in dem gegebenen Falle nicht lügen? daß nicht die Phantasie uns einen Streich spielt, wie dem Macbeth, dem sie einen Dolch vorspiegelt, als er damit umgeht, den Duncan zu ermorden? Wenn es inzwischen darauf ankommt, der sogenannten philosophischen Speculation einen Schlagbaum vorzuwerfen auf derjenigen Seite, wo sie Gefahr läuft, im Unergründlichen sich zu verlieren; so wüßten wir kaum, was dazu besser taugte, als eben jener intellectuelle Instinkt. Wenn der Philosoph den Eingebungen dieses Instinktes unbedingt trauet, so sind zuvörderst alle Zweifel an der moralischen Freyheit der menschlichen Seele ausgeschlossen: denn sie fühlt dieselbe so klar, wie ihr eignes Daseyn, sie nimmt keine Wesenheit außer ihr wahr, welche mit eiserner Nothwendigkeit ihren Willen zu dieser oder jener Handlung bestimmen könnte.

„Die ganze moralische Welt, sagt der Verf. S. 115, drehet sich um den Mittelpunkt der Freyheit, und kennt keine andern Angeln. Wir können diese Thatsache weder begreifen, noch mit ihr ganz deutliche Begriffe verbinden. Sehr wahr. Wir können diese Thatsache nicht mit der Nothwendigkeit vereinigen. Ich gebe es gern zu. Wir können diese Thatsache nicht in Einklang bringen mit dem göttlichen Vorherwissen. Auch richtig. Allein schwächt dieß alles die Thatsache?"

Dagegen wäre vielleicht nur der Zweifel aufzutreiben, daß die menschliche Seele sich minder frey fühlt im Denken, als im Wollen, daß Gedanken und Gefühle ohne vorgängigen Willensact in ihr entstehen, daß diese das Produkt einer unerkannten Nothwendigkeit seyn können, und daß also der Wille, der doch immer nach Maßgabe vorgängiger Gedanken oder Gefühle zum Handeln sich bestimmt, vielleicht unter mittelbarer Botmäßigkeit der unerkannten Nothwendigkeit stehen könnte. Indessen ist dieser Zweifel wohl nicht so schwer, daß er nicht sollte aus dem Wege geräumet werden können; gesezt auch, daß man neben dem intellectuellen Instinkte noch einen besondern moralischen annehmen müßte.

Jener offenbart uns demnächst auch die Unsterblichkeit der Seele, obschon etwas minder klar, als deren moralische Freyheit. Unmittelbar fühlen wir freylich diese Unsterblichkeit (Fortdauer mit Bewußtseyn) nicht; aber wir fühlen die Unmöglichkeit, eine absolute Vernichtung der Seele zu denken, und das zwingt uns, das Gegentheil derselben, die Fortdauer zu glauben.

Zulezt offenbart uns der intellectuelle Instinkt einen persönlichen Gott, wenn wir mit dem Scharfsinne unseres Vs. den Begriff einer Ursache von dem eines Grundes unterscheiden. Nach ihm (S. 99. ff.) ist die Ursache einer Thatsache nichts, als eine andere Thatsache, welche jene hervorgebracht hat; der Grund aber ist allezeit der Gedanke einer freyen Intelligenz, von welcher die fragliche Thatsache die Ausführung ist. Wenn nun die Frag' ist von der Entstehung der Thatsache, die wir Natur nennen; so ist das keine Frage nach der Ursache der Natur, die immer wieder ihre Ursache haben müßte, sondern eine Frage nach dem lezten Grunde derselben, der als Gedanke in einer freyen Intelligenz gesucht werden muß; und das führt nothwendig auf das Daseyn eines persönlichen Gottes, der eben die freye Intelligenz ist, in welcher der Grund der Natur liegen muß, wenn sie überhaupt einen haben soll. Den muß sie aber doch wohl um so gewisser haben, als sie keine lezte und oberste Ursache haben kann, weil jede Ursache eine Thatsache ist, die wiederum eine Ursache voraussezt, wenn man nicht einen Grund (ein ideelles Princip im Gegensatze des reellen, nach unserm Verf.) statuirt, der ohne weitere Ursache denkbar ist, als Gedank' einer freyen Intelligenz, eines freythätigen Schöpfers. Daß für uns das Wie seiner Schöpfung ein unerklärliches Geheimniß ist, stößt diese Offenbarungen unseres intellectuellen Instinktes nicht um; und wir haben nur die Wahl, über die Welt auf der Basis des Glaubens an einen persönlichen Gott, oder gar nicht zu philosophiren, d. h. uns in einem ewigen Kreise von Afterschlüssen herumzudrehen, deren Resultat entweder Schwindel oder Trostlosigkeit ist.

Das Leztgedachte wollen wir, wenn es den etwaigen philosophischen Lesern des M. Bl. gefällig ist, hübsch bleiben lassen. Von Eingebungen halten wir zwar nicht viel; aber die Eingebungen der Vernunft, de-

nen Herr A. das Wort redet, machen billig eine Ausnahme; das sind echte Eingebungen von oben, während die mystischen meistens von unten kommen, oder aus der Mitte. Die philosophische Katheder-Kritik wird freylich dem Verfasser den Vorwurf machen, daß er nicht scharf genug denke; aber man wird nicht läugnen können, daß er schön denkt, und unsere Leser werden bereits an obigen Citaten bemerkt haben, daß er auch schön schreibt. Inzwischen ist seine Schreibart nicht frey von Gallicismen und Berlinismen. Z. B. S. 7: „es ist immer auf uns selbst, daß wir eine Spitze des Zirkels ruhen lassen." Ebendas.: „indem sie ihr Gebäude auf die menschliche Natur (auf der menschlichen Natur) errichtet und begründet." S. 16: „welche außer der sinnlichen Welt nichts kennen, und über dieselbe (derselben) nichts ahnen." Ebendas.: „in die Geheimnisse der übersinnlichen Welt eindringen zu wollen, und auf sie durch phantastische Mittel einwirken können zu wähnen" (zu wähnen, daß man — einwirken könne). S. 25: „ein Interesse an gewisse (gewissen) Wahrheiten." S. 6 u. a. mehreren Orten wird das Princip oder die Quelle einer Wissenschaft ihr Ausgangspunkt genannt, welches zweydeutig ist, da Ausgang sowohl den Antritt als das Ende einer Laufbahn bedeutet. Der Druck ist, im Verhältniß zu der gewöhnlichen deutschen Preßsudeley, brillant zu nennen, und wir haben ihn ziemlich correct gefunden.

Namenkunde.

Die Moden in den Taufnamen; mit Angabe der Wortbedeutung dieser Namen von M. Johann Christian Dolz, Vicedirector der Raths-Freyschule zu Leipzig. Leipzig bey J. A. Barth. 1825. VI und 176 S.

Obschon die Taufnamen ihrem Hauptzwecke nach nichts als Sprachzeichen sind, wodurch die Individuen einer und derselben Familie von einander unterschieden werden sollen; so hat doch ihr Klang und ihr Sinn so mancherley Einfluß auf das Leben, daß ihre Wahl nicht für ganz gleichgültig gehalten werden kann. Bey den Dichtern, zumal bey den dramatischen, steht sie sogar unter dem Gebote der Kunst, Namen sind ihnen Mittel, Vorstellungen und Empfindungen anzuregen, und gar füglich könnte die Onomatologie als ein eignes Kapitel in die Poetik aufgenommen werden: denn es ist doch immer der Erklärung werth, warum die Cordelia im Lear nicht Goneril heißen durfte. Wieviel ferner in der Liebe auf Klang und Sinn der Taufnamen ankommt, weiß jeder, der geliebt hat, und zur ars amandi gehört die Onomatologie um so gewisser, je wirksamer hier die poetische Deutung der Namen ist, in deren mündlichem Ausdrucke sich oft eine Fülle von unaussprechlichen Empfindungen zusammendrängt. Schon in diesen Beziehungen ist die historische und sprachforschliche Untersuchung der üblichen oder üblich gewesenen Taufnamen von praktischem Interesse sowohl für das Leben als für die Kunst, und ein gutes, etymologisches Taufnamen-Lexikon würde leicht ein größeres Publikum finden, als ein Lexikon der Blumensprache.

Etwas Aehnliches vermutheten wir hinter dem Titel des vorliegenden Buches; aber wie fanden uns betrogen. Hr. D. sagt sehr wenig über die Moden in den Taufnamen, er ist in der Erklärung ihrer Bedeutung meistentheils nachtretend, ungründlich und unbefriedigend, und was er darüber zusammengelesen hat, das trägt er vor ohn' allen Plan, ohn' alle Ordnung. Ein Gebrechen, welches er selbst gefühlt zu haben scheint, und welchem er durch ein alphabetisches Register aufzuhelfen gesucht hat. Zum Unglück ist dieses nicht ohne Fehler in den Seitenzahlen gedruckt, bey Gerhard z. B. wird auf S. 39 gewiesen, dort aber kommt der Name gar nicht vor, sondern S. 30, wo jedoch nichts weiter zu lesen ist, als die trockene, vage und unmotivirte Angabe, daß die Namen Gerhard und Hartwig den Starken, Kraftvollen, den Vertheidiger bedeuten. Eben so flach hin spricht er S. 31 über den Namen Hugo, der mit Hauck, Hoyer und Hügel verwandt seyn soll. Er beruft sich auf Beneken, und scheint Herders Erklärung (in der Schrift: Verstand und Erfahrung, Leipzig bey Hartknoch 1799 Theil I. S. III.) gar nicht zu kennen: „Hug, Hugo, Hugr, sagt dort die Note, hieß in der nordischen Sprache der Gedanke, der innere Sinn, die Neigung. Hugsa, Hägsa heißt denken, geheim aussinnen, im Schilde führen." (Daher vielleicht Here, nach der Anmerkung S. VIII.) Plausibler erklärt er den seltnen Vornamen Rulemann, welchen der Hr. Bischof Eylert führt. „Er ist unstreitig englischen Ursprungs und bedeutet wahrscheinlich einen Mann, welcher nach der Regel lebt; denn Rule heißt bekanntlich nicht nur Regierung, sondern auch Regel, Richtschnur. Nun, es heiße auch Lineal, Winkelmaß, Muster, Modell u. s. w., und der Begriff eines Mustermannes liegt dem Worte so nahe, daß wohl nur der Witz auf den Gedanken verfallen könnte, dasselbe durch Regierungsmann zu übersetzen. Wer zufällig das Unglück hat, eine Brigitte zu lieben, der findet S. 98 den Trost, daß der Name eine Prächtige, eine berühmte Schöne, eine Hellglänzende bedeutet; aber von den Beweisgründen für diese Erklärung schreibt Lucas nichts; er fehlt sogar, nebst vielen anderen gangbaren Taufnamen, im Register. Eben so müssen diejenigen, welchen der Name Alona gefällt, es dem Verf. auf's Wort glauben, daß er die ausnehmende Schönheit bedeutet. Da Houwald in seinem jüngsten Trauerspiele, die Feinde, ihn für die Geliebte des Kronprinzen gewählt hat: so mögen die Theaterrecensenten die Richtigkeit dieser Erklärung untersuchen.

Nr. 97.

Literatur-Blatt.

Freitag den 3. December 1824.

Geschichte.

Die Ruinen der Rudelsburg und des Schlosses Saaleck, in ihren historischen Beziehungen dargestellt, mit urkundlichen Beylagen und Zeichnungen, auch einem doppelten Anhange, von C. P. Lepsius. Naumburg 1824. Bey A. C. Bürger. 108 S. gr. 4. Preis 2 Rthlr.

Dieses Werkchen bildet das vierte Heft der von dem Thüringisch-Sächsischen alterthumsforschenden Vereine herausgegebenen Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschung, welche, wie wir aus den früher erschienenen Heften schließen müssen, hauptsächlich der Geschichte des Mittelalters und zwar des vaterländischen (Thüringen und Sachsen) gewidmet sind. Der bescheidene Verfasser will seine Arbeit nicht als eine Geschichte und noch weniger als ein historisches Gemälde, sondern blos als einen Versuch, über die ehemaligen Verhältnisse beyder Burgen einiges Licht zu verbreiten, angesehen haben. Zu einem Mehreren, so sagt er in dem kurzen Vorwort, biete die dürftige Ausbeute der Urkunden keinen Stoff. Nun gewährt allerdings der Gegenstand dieser mühevollen Untersuchungen zunächst nur ein lokales Interesse, was bey den meisten Monographien dieser Gattung der Fall ist; aber der Nutzen derselben für die Aufhellung der provinziellen und allgemeinen Geschichte ist darum nicht weniger entschieden. Wie die spezielle Geschichte ohne Kenntniß der allgemeinen ein Unding ist, so kann die allgemeine, wenn sie auf Vollständigkeit und Treue Anspruch machen will, ohne die sorgfältigste geschichtliche Bearbeitung der einzelnen Theile nicht bestehen. Beyde befinden sich also in der genauesten Wechselwirkung, ungefähr wie die Chorographie und Geographie nach der anerkannt richtigen Feststellung des Claudius Ptolemäus (Geogr. I, 1.), und können sich gegenseitig durchaus nicht entbehren. So viel im Allgemeinen über das Verdienstliche dieser Arbeit, die wir jetzt etwas näher ins Auge fassen wollen. Es sind bereits mehrere Schriften vorhanden, in welchen die Geschichte beyder Schlösser abgehandelt wird; aber gerade die beyden ausführlichsten und bekanntesten sind auf so unhaltbarem Grund gebaut, daß wir es für nöthig erachten, bey dieser Gelegenheit die Freunde der vaterländischen Geschichte warnend darauf aufmerksam zu machen. Die erste finden wir unter dem Titel: Historische Nachricht von der Rudelsburg, im 1. Hefte des 1. Bandes des im Jahre 1792 zu Dresden erschienenen Journals für Sachsen, und die zweyte ist im 5. Bande S. 287 der vielgelesenen Ritterburgen Deutschlands von Friedrich Gottschalk enthalten, welche leztere Christian (nicht Friedrich, wie S. 9 der Lepsius'schen Schrift steht) Niemeyer, der bekannte Verfasser des deutschen Plutarchs und des Heldenbuchs, in den seitdem entschlafenen Thüringischen Provinzialblättern 1822 S. 79, nicht ohne Lobpreisungen, im Auszuge mitgetheilt hat. Sowohl Herr Gottschalk als auch der ungenannte Verf. des zuerst angeführten Aufsatzes gaben jedoch fast nichts, als ein Gewebe von Fabeln und Mährchen, denn sie stützten sich beyde hauptsächlich auf die Berichte der sogenannten Raubischen Chronik, deren historischer Unwerth (sie ist ohne Zweifel das Machwerk eines Naumburgischen Antiquitätenkrämers aus dem vorigen Jahrhundert, Namens Raub, der von der Leichtgläubigkeit seiner lieben Landsleute durch Abfassung chronikartiger Berichte über Naumburg und dessen Umgebung nicht ungeschickt Vortheil zu ziehen wußte) durch den anonymen Verfasser eines erbarmichten Aufsatzes im zweyten Hefte der Mittheilungen des Thür. Sächs. Vereins S. 72 mit sehr überzeugenden Gründen dargethan worden ist. Herr Lepsius hat nun einen ganz andern, ungleich mühsamern, aber untrüglichen Weg eingeschlagen, indem er sich in der vorliegenden Schrift blos auf die Resultate seiner Untersuchung der sämmtlichen noch vorhandenen Originalurkunden, welche über die Geschichte beyder Burgen einiges Licht verbreiten können, beschränkt. Die Urkunden selbst, die noch ungedruckten nämlich, ein und zwanzig an der Zahl, sind in einem Anhange dem Werkchen beygefügt, und können als eine schätzbare Bereicherung der

Diplomatik des Mittelalters angesehen werden. Der erste Abschnitt gibt uns zuvörderst historisch begründete Nachrichten von der Burg Saaleck und den Voigten zu Saaleck im zwölften und zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts; der zweyte über die Inhaber der Rudelsburg vom Ende des zwölften bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Der dritte Abschnitt verbreitet sich ausführlich über die Abstammung der Schenken zu Saaleck, einer Nebenlinie der in der Thüringischen Geschichte so berühmten Schenken zu Vargula, welches der etymologische Aberwitz früherer Zeit von dem Römer Quinctilius Varus (Varila Quinctilii Vari de nomine dicta, Quem dedit Arminius cum legione neci. J. C. Olearii Rer. Thuring. Syntagma p. 364.) herleiten wollte, und erzählt uns die Geschichte dieses Dynastenhauses von der Erwerbung der Herrschaft Saaleck bis zu deren Verkauf an das Stift Naumburg i. J. 1344. Der vierte und fünfte Abschnitt endlich beschließt die Geschichte beyder Burgen, indem er den Wechsel der Besitzer bis auf die neuesten Zeiten fortführt. In dem dreyßigjährigen Kriege fand die Rudelsburg durch Einäscherung ihren Untergang, und die Burg Saaleck scheint schon früher, da sie bey verändertem Kriegswesen aufgehört hatte, den Bischöfen zu Naumburg „in Kriegen und Nöthen“ als sicherer Zufluchtsort zu dienen, in Verfall gerathen zu seyn. Ein doppelter Anhang ist dem Werkchen hinzugefügt. Der erste sub Lit. A. macht uns bekannt mit zwey handschriftlichen Sammlungen der Pfortaischen Klosterbriefe, von denen die ältere, ein schöner Codex membranaceus, auf der Schulbibliothek zu Pforta, die jüngere, ein Codex chartaceus, im dortigen Rentamtsarchiv aufbewahrt wird, welche beyde für die Aufhellung der Geschichte Thüringens von großem Werthe sind, und bis jezt noch zu wenig benuzt wurden. Der zweyte sub Lit. B. handelt über das Alterthum des benachbarten Salzortes Sulza, und gibt einige sehr schäzbare Beyträge zur Geschichte des dortigen Klosters. Der Verfasser tritt in dem Eingange dieses zweyten Anhanges unbedenklich auf die Seite Reichards, welcher in seinem „Germanien unter den Römern“ (S. 99 und 126) die Sächsische Saale für jenen von Tacitus (Annal. XIII. 57.) erwähnten salzreichen Fluß nimmt, der den Vernichtungskrieg zwischen den an seinen Ufern benachbarten Catten und Hermunduren veranlaßte, und ist zugleich mit dem Consistorialrath Dr. Ilgen der Meynung, daß namentlich die Salzquellen zu Sulza zu denen gehörten, um welche jener blutige Kampf gekämpft wurde. Als Beweise für seine Behauptung führt er die um Sulza häufig vorkommenden Spuren einer starken Bevölkerung in der frühesten germanischen Zeit und namentlich den benachbarten sogenannten Sonnenberg an, den er, nach mehreren daselbst aufgefundenen Alterthümern und nach einer daran sich knüpfenden Tradition, für ein dem Sonnendienst gewidmetes Heiligthum hält, und nach jener Stelle des Tacitus (eos maxime locos propinquare coelo, precesque mortalium a diis nusquam propius audiri) mit den Sulzaer Salzquellen in Verbindung bringen zu müssen glaubt. Dieß ist nun aber nach unserer Ansicht kein haltbarer Entscheidungsgrund in einer Sache, über welche nur nach historisch-geographischen Grundsätzen abgestimmt werden kann. Die Gränzen des alten Catten- und Hermundurengebietes zu der von Tacitus genau bezeichneten Zeit (i. J. 58 n. Chr.) deuten offenbar jenen namenlosen Salzfluß nicht auf die Sächsische, sondern auf die Fränkische Saale; denn nach dem von Morelli entdeckten Fragmente des Dio Cassius (Dion. Cass. fragmenta a Jac. Morellio edita, Bassani 1798 p. 32) hatte der römische Feldherr Domitius Aenobarbus den heimathlos umherschweifenden Hermunduren auf dem damals (im Beginne der christlichen Zeitrechnung) von Einwohnern entblößten nördlichen Ufer der Donau Wohnsitze angewiesen, wo wir sie auch in der Germania des Tacitus (Cap. XLI.) wiederfinden. Wenn wir nun annehmen wollten, das alte Hermundurengebiet hätte von der Donau bis an die Ufer der Sächsischen Saale gereicht, welche übermäßige Ausdehnung eines nicht allzubedeutenden germanischen Volksstammes bekämen wir dann? Ueberdieß hat man in dem vergangenen Jahre, im Flußgebiete der Fränkischen Saale, innerhalb des alten Gaues Grabfeld, des Gravionarion des Ptolemäus, zahlreiche altgermanische Gräbermassen entdeckt, die offenbar einen Cattischen Ursprung verrathen, und Gräbermassen müssen in diesem Streite wohl entscheidender seyn, als eine annoch problematische heilige Stätte. Wir können also den Ansichten des Hrn. Verf. keineswegs beypflichten, eben so wenig, wie dem S. 8 von ihm aufgestellten Grundsatze: daß runde Thürme auf ein höheres Alterthum hindeuten, als vierseitige. Die römische Baukunst, das Vorbild der fränkischen, führt hier den kräftigsten Gegenbeweis. Jede Kunst ist ja stets von dem Leichteren zu dem Schwierigeren übergegangen, nie umgekehrt, und ein runder Thurm fordert eine höhere Kunstausbildung als ein vierseitiger, das ist erwiesen. Sehr zu loben ist übrigens der in dem vorliegenden Werkchen herrschende ruhige Geist anspruchsloser Forschung und die gediegene, wahrhaft kernhafte Schreibart, die sich durchgängig freyhält von dem eitlen stylistischen Flitterstaat, welcher dem wahren Historiker nie geziemt. Eben so verschmäht der Verf. alle die trügerischen Kunstgriffe deutschthümelnder Scribenten, welche, um für ihren Gegenstand an Interesse zu gewinnen, das Mittelalter auf Kosten der Gegenwart zu erheben suchen. Die beygegebenen Steindrucke und Kupfertafeln sind sauber und reinlich gearbeitet, und dienen dem Werkchen als eine sehr freundliche Ausstattung. Besonders hat uns

das Titelkupfer angezogen, welches eine perspektivische Ansicht der Rudelsburg, durch das gothische Fenster des Saalecker Thurmes gesehen, darstellt; wir vermissen an ihm nichts als den Namen des wackeren Künstlers.

Philosophie.

Wilhelm Gottlieb Tennemann's Grundriß der Geschichte der Philosophie für den akademischen Unterricht. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage oder zweyte Bearbeitung von Amadeus Wendt, ord. Prof. der Phil. zu Leipzig. Leipzig bey J. A. Barth. 1825. XVI und 562 S. gr. 8.

Φιλοσοφῶ heißt buchstäblich nichts anderes als *sapientiam amo*, ich liebe die Weisheit. Warum haben die Sprachreiniger das exotische Wort Philosophie durch Weltweisheit verdeutscht? Weisheitsliebe oder Gernweisheit wäre viel passender. Die deutsche Philosophie trägt vor der jeder anderen Nation den Charakter der Liebe an sich: sie ist leidenschaftlich, ausschweifend, eifersüchtig und veränderlich. Ihre Geschichte ist eine wahre Liebesgeschichte, und ließe sich weit leichter in der Form eines Romans bearbeiten, als in der Gestalt einer Wissenschaft. Vielleicht führt einmal ein Ausländer diesen Einfall aus; aber die Weisheitsliebe der Deutschen ist nur darauf bedacht, die papierne Welt mit Wissenschaften zu bevölkern, und hat unter die Wissenschaften eine Fruchtbarkeit gebracht, die allenfalls mit der Fruchtbarkeit der Juden wetteifern könnte. „Die Geschichte der Philosophie," sagt unser Verf. S. 18, „wurde von den alten Philosophen nicht als besondere Wissenschaft behandelt." In diesem Stücke sind wir viel weiter, bey uns wird fast die Geschichte jeder Wissenschaft als eine besondere Wissenschaft vorgetragen, und sobald sie nur einigermaßen herangewachsen ist, bekommt sie wieder eine Geschichte, die als besondere Wissenschaft ausgebildet werden muß. In der That findet sich hier ein Paragraph (35), welcher die Ueberschrift führt: „Geschichte der Geschichte der Philosophie." Freylich nur noch ein Embryo, wenig über zwey Finger lang; aber doch schon in drey Perioden gegliedert: in die Perioden von Bayle bis Leibnitz, von Brucker bis Tiedemann, und von Kant bis auf die neuesten Zeiten. In 50 bis 100 Jahren füllt vielleicht die Wissenschaft von der Geschichte der Geschichte der Philosophie einen tüchtigen Octavband, so gut, wie jezt die bloße Philosophie-Geschichte.

Setzen wir inzwischen allen Scherz bey Seite, und gestehen wir, daß keine Wissenschaft ihre eigene Geschichte weniger entbehren kann, als die deutsche Philosophie: denn sie ist eigentlich nichts als eine Geschichte, nichts als die Vorgeschichte einer Wissenschaft, die erst noch geschaffen werden soll für die deutsche Nation. Philosophien zwar, Systeme, haben wir seit 50 Jahren in Ueberfluß gehabt; aber keines ist zur Nationalphilosophie geworden, alle haben nur gelebt, um zu sterben und anderen Platz zu machen, denen sich kein anderes Prognostikum stellen läßt. Nur das Kantische macht insoferne eine Ausnahme davon, als es mit einzelnen Ansichten in einigen positiven Wissenschaften sich festgesezt hat, besonders in der Jurisprudenz: es ist bis in die Entscheidungsgründe der Gerichtshöfe gedrungen, wie unter andern aus Kinds *Quaest. forens.* zu ersehen ist.

Will unter diesen Umständen ein deutscher Student Philosophie studiren; so kann er damit vernünftiger Weise nichts anderes wollen, als sich vorbereiten zur Wahl irgend eines Systems oder zur Erfindung eines neuen; und der Lehrer, wenn er es redlich meynt, und nicht blos darauf bedacht ist, Proselyten seines Systems zu machen, kann es nicht füglich Umgang nehmen, ihm die Geschichte der Philosophie vorzutragen, ohne welche im Grunde kein System, wenigstens kein modernes, vollkommen verständlich ist.

Der Compendien dieser Geschichte gibt es viele, und dasjenige, womit der verstorbene Tennemann i. J. 1812 hervortrat, ist eines der brauchbarsten wegen der Klarheit und Unbefangenheit, womit es die verschiedenen, theils aus der Mode gekommenen, theils noch mit einander kämpfenden Systeme in ihren Grundrissen charakterisirt. Es fand daher bald Eingang, der Verf. erhielt bereits i. J. 1815 durch eine zweyte Auflage Gelegenheit, es zu vervollständigen; als diese aber fast vergriffen war, überraschte ihn der Tod. Da Werke dieser Art, um vollkommen brauchbar zu bleiben, nothwendig von Zeit zu Zeit fortgeführt werden müssen bis auf die neuesten Zeiten; so berufte der Verleger den Herrn Prof. Wendt zur Besorgung der dritten Auflage. Diese Wahl war sehr verständig: denn Wendt ist ein Philosoph, der keine eigenthümliche Philosophie zu verfechten hat, kein neues, selbst ersonnenes System auszubreiten denkt, und solche Philosophen sind — wenn schon nicht die berühmtesten — doch die besten, wenigstens für die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie. Ueberdieß hatte Wendt von

Tennemanns Grundrisse auf seinem eigenen Catheder Gebrauch gemacht, er kannte dessen Vorzüge und Mängel aus Erfahrung, er war sonach der Mann, ihnen abzuhelfen, und zwar zum Theil ganz im Sinne des verstorbenen Verfassers, weil er durch die Hand des Verlegers ein durchschossenes Exemplar der ersten Auflage erhielt, in welchem sich Anmerkungen befanden, die Tennemann bey der zweyten Auflage noch nicht benutzt hatte. Diese bestanden hauptsächlich in einer zwar ausführlichen, aber fragmentarisch hingeworfenen Darstellung der Fichte'schen und Schelling'schen Lehren. Hier mußte geordnet und verbunden werden, das machte eine Charakterisirung der gleichzeitigen philosophischen Ansichten und Systeme von Bouterweck, Krug, Fries, Schulze, Köppen erforderlich, und die beabsichtigte Fortführung des Tennemann'schen Grundrisses führte auch nothwendig auf die nachzeitigen Ansichten und Systeme von Herbert, Hegel, Wagner u. a. Da nun überdieß manche Lücken auszufüllen waren, die in einer so verwickelten Geschichte, wie die der Philosophie ist, wohl keiner ganz vermeiden kann, und da ein Selbstdenker, wie Wendt, auch bey der Bearbeitung eines fremden Werkes unmöglich ganz sich verläugnen kann: so mußte natürlich aus der neuen, verbesserten und vervollständigten Auflage ein Compendium werden, welches von einem neuen Werke mehr durch den Titel und durch die Methode, als durch den wesentlichen Inhalt sich unterscheidet.

Es führt daher den Namen einer zweyten Bearbeitung mit Grund, und wenn ein literarisches Unrecht dabey ist, so besteht es nur darinne, daß dieser Name beynahe zu wenig sagt.

Von dem, was dem Bearbeiter eigenthümlich angehört, ist die Charakterisirung der neueren, von Tennemann noch nicht gekannten oder doch noch nicht berührten Ansichten und Systeme die Hauptsache. Und hier hat Ref. den Bearbeiter überall befriedigend, überall verständlich gefunden, mit alleiniger Ausnahme des Paragraphen: Hegel S. 511—513. Aber das liegt unfehlbar an Hegel, nicht an Wendt. Der souveraine Satz der Hegel'schen Philosophie: Was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig, hat den Ref. noch nicht davon überzeugen können, daß Hegels Philosophie — wirklich sey, besonders in ihrer Anwendung auf die Staats- und Rechts-Wissenschaft. „In der Anwendung der fortschreitenden Methode," sagt Wendt, „zeigt sich zwar großer Scharfsinn; aber die Darstellung hat eine Trockenheit und Härte, welche das Verständniß ungemein erschwert." Ref. muß bekennen, daß diese Trockenheit und Härte ihm das Verständniß — was man so eigentlich Verständniß nennt — unmöglich gemacht hat.

Obschon das Buch die Jahrzahl 1825 trägt; so ist doch die Wendt'sche Vorrede schon 1823 geschrieben. *) Daher reicht denn die Zeittafel nur bis auf Reinhold und Maaß, und bey Darlegung der Grundzüge von Eschenmeyers Ansicht (S. 507 und 508), hat die ähnliche von Friedrich Ancillon (Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie 1824) noch nicht erwähnt werden können.

*) Sie scheint geschrieben zu seyn zur dritten Auflage; das vorliegende Buch von 1825 nennt sich eine vierte, und ist vermuthlich ein unveränderter Abdruck der dritten.

Müllner.

Ueber das Studium der Philosophie in England.

Es ist sehr erfreulich zu bemerken, wie in England das Studium der deutschen Philosophie nun eine andere und zweckmäßigere Richtung nimmt. Der Sinn für Erforschung und Aneignung dessen, was in Deutschland in den verschiedenen Zweigen der Philosophie geleistet worden, ist erst in der neuern Zeit lebhaft geweckt worden: diejenigen aber, welche sich mit dieser Wissenschaft beschäftigten, huldigten alsbald der Schelling'schen Schule, und gaben in prunkenden Worten das Unverstandene und Unverdaute einem Publikum wieder, das, von Natur kühl und frostig, bey weitem nicht in die Mysterien des Ueberschwänglichen eingeweiht war, und daher die deutschen Philosophen ohne weiteres für etwas Weniges verrückt ansehen zu dürfen glaubte. Kant's Lehren kannte nur ein kleinerer Theil aus einer verstümmelten lateinischen Uebersetzung; sein System populär zu machen, möchte auch in früheren Jahren kaum möglich gewesen seyn, wo allenthalben Wortgepränge dem klaren Denken und Forschen entgegenstand. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, sich zu dem zurückzuwenden, wovon wir ausgehend eine neue Bahn gebrochen sahen, auf der Besonnene mit Glück nun weiter schreiten. In der eben erscheinenden Encyclopædia Londinensis ist die Kantische Lehre (Art. Philosophy) nach Snell's „Handbuch der Philosophie für Liebhaber" und dessen „Einleitung in das Studium der Philosophie" durch Hrn. Thomas Wirgman klar und einfach-faßlich dargestellt, und wir können es uns nicht versagen, unsern Landsleuten den Namen des Gelehrten preisend zu nennen, der es zuerst versuchte, der Kantischen Philosophie in England Eingang zu verschaffen, und der bey der Wahl der vielfachen Erörterungen über jene Lehre glücklich genug war, auf Snell's Darstellungen zu treffen, die durch ihre seltene Klarheit und Einfachheit auch in Deutschland am meisten zur Popularität der Kantischen Philosophie beytrugen.

X.

Nr. 98.

Litteratur-Blatt.

Dienstag den 7. December 1824.

Dichtkunst.

Vermischte Gedichte von Wilhelm Meinhold. Coserow (auf Usedom in Pommern) bey dem Herausgeber, und Greifswald in Commission der Universitäts-Buchhandlung von C. A. Koch. 1824. 172 S. gr. 8.

Ein junger Landsmann des verewigten Kosegarten legt hier den Kunstfreunden ein Bändchen Talentproben vor, bey deren Prüfung sie das Talent schwerlich verkennen werden. Er hat sich in verschiedenen Gattungen versucht. Ueberall zeigt sich Kraft des Gemüths und der Phantasie, wenn schon nicht überall so glücklich, als in folgendem Winterbilde:

Wie gräßlich schreint der Schnee,
Wie krachet unter meinem Fuß die Scholle!
Kein Leben rings so weit ich seh',
Nichts, nichts, als Schnee —
Und pfeifend über diese grauenvolle,

Erstarrte Flur der Nord.
Die Sonne blässer jeden Schreckensmorgen
Und fort und ewig fort,
Nur Tod und Mord,
Im Wettergrau'n der Tagesnacht verbergen!

Wie dampft das Thal, wie fürchterlich!
Es stöhnt die braune Creatur der Felder,
Und krümmt und kauert sich
So hungerig
Und so erstarrt am weißen Rain der Wälder!

Hier liegt ein Vögelein,
Ob kaltem Schnee gespreizt die kleinen Flügel. —
Wollt' Niemand Futter streu'n
Dir, Vögelein!
Daß du vergehen mußtest an dem Hügel?

Und, oh! Entsetzen, schaut!
Was blitzet dort am schrägen Kirchhofsberge? —
Der Todtengräber haut,
Mit dumpfem Laut,
Ein Grab hinein in's tiefe Thal der Särge!

Und unten steht ein Greis
Und seufzt empor mit thränenvollen Blicken;
Sein Haar hängt lang und weiß
Und starrt von Eis,
Und nackend liegt sein Leib auf zween Krücken!

Ach armer, alter Mann!
Wollt' Niemand deiner Blöße sich erbarmen?
Du zeigst den Berg hinan — — —
Oh Mann, oh Mann,
Der nirgend weiß, als dorten zu erwarmen!

Er weiß Empfindungen zu malen, wenn schon nicht überall so anregend wie in dem Abend auf dem Anstande.

Es scheint der Mond so helle
Am grauen Fichtenrand,
Es rauscht des Meeres Welle
So dumpf am fernen Strand. —

Kein Thier ist mir erschienen.
Oh daß ich heimwärts wär'!
Wie schwebt es von den Dünen
So schemenhaft daher!

Wie rauscht es durch die Eichen,
Wie knistert's rings herab,
Und senkt wie Menschenleichen
Das welke Blatt in's Grab!

Ich weiß nicht welches Bangen
Mich wunderbar durchzückt,
Als ob mein Geist den langen
Vernichtungsarm erblickt — —

Ich schmett're dich nicht nieder,
Komm' ruhig, sich'res Thier!
Mir graust es durch die Glieder
Als zielt' es auch nach mir.

Wenn seine beyden Oden auf die Schlacht von Leipzig weniger ansprechen, so liegt der Grund davon wohl größtentheils am Stoffe. Diese Schlacht, welch ein poetischer Moment in der Geschichte sie auch seyn mag, hat in ihren Folgen so viel poetische Hoffnungen noch unerfüllt gelassen, daß der Gedanke daran in der jetzigen Zeit nur von höchst prosaischer Wirkung auf die Gemüther seyn kann. Das soll uns inzwischen nicht abhalten, dem Dichter ein Bravo zuzurufen, wenn er S. 17 singt:

Krach' lauter, lauter mußt du seyn,
Der du die Erde weckst,
Du Donnersturm! Und das Gebein
Des Franken niederstreckst.

Ha horch! schon spricht's die Erde mit,
Jezt ruft's der Himmel nach:
„Das ist der Kampf, den Herman stritt,
Als er die Fessel brach!“

So schlägst du groß, so mußt du seyn,
Du laute Völkerschlacht,
Daß Haufen stürzen, und allein
Ihr Sturz wie Donner kracht!

Ja, der in Gottes Wolken geht,
Ist schmetternd, doch zu schwach,
Wann eine Freyheit auferstebt,
Dann folgt ein andrer Schlag! —

Daß er um der gedachten beyden Oden willen nicht mit den „Siegespoeten am Parnaß“ (s. Müllners Vermischte Schriften Bd. 1.) in eine Klasse gehört, dafür spricht unter andern sein Unmuthsgesang S. 127, bey'm Anblick der Bildsäule Luthers auf einem Kupferstich:

Ich kann den heil'gen Unmuth nicht verschmerzen.
Was hat die Welt von diesem Bild' Gewinn?
Oh Held, sie rissen dich aus ihrem Herzen,
Und stellten dich vor ihre Augen hin!

Wo ist dein Glaube, der das Joch gebrochen
Und frey und kühn den großen Feind bekriegt,
Wo ist die Kraft, mit welcher du gesprochen,
Wo die Vernunft, mit welcher du gesiegt?

Ach nichts! ach nichts! ist unsrer Zeit verblieben,
Das Große hat bey uns nicht Ruh und Rast,
Denn was noch göttlich spricht, das wird vertrieben,
Und was noch denkt wie du, das wird gehaßt!

Die Wahrheit flieht mit klagender Geberde
Den dunklen Ost, und sucht im fernen West
Sich ein Asyl auf einer freyer'n Erde,
Wohl wird verlassen, wer sich selbst verläßt! —

Und abermals umbraust uns das Gewitter,
Worin der große Feind verborgen ist,
Doch jezo bist du Erz, und sinkst in Splitter
Herab vom Strahl des argen Antichrist!

Und braune Männer werden einstens weilen
Vor deinem Torso und die Schrift befeln,
Wie wir jezt sinnend vor den Trümmersäulen
Persepolis, und Pasargada's stehn.

Was lächelt ihr des Dichters Traumgesichte,
Der dem Verhängniß euch verfallen sieht?
Oh eitle Thoren! fraget die Geschichte,
Ob je ein Volk auf Erden es vermied?

Sank nicht die Herrlichkeit des Indus nieder,
Und ist Aegyptos reiche Flur nicht stumm?
Nie kehrt die Majestät Carthago's wieder,
Und nie das starke Volk von Latium!

Wo der Triumphgesang in stolzen Tönen
Umjauchzte das erhab'ne Capitol,
Da hört man jezo fromme Seufzer stöhnen,
Da kniet das Volk der Welt vor dem Idol!

So sinkt dahin im flücht'gen Tanz der Horen
So Heldenruhm, als Götterherrlichkeit —
Denn was da lebt, das hat die Zeit geboren,
Und das vertilgt auch wiederum die Zeit.

Und selbst die schönste That hat ihre Grenzen —
Denn Staub nur bleibt der Mensch dem großen Geist,
Der heut ihn noch in seiner Schöne glänzen,
Und morgen glanzlos niederfallen heißt.

Doch tönt nicht Salamis von Siegeswonne,
Hält Marathon nicht abermals Gericht?
Ersteht nicht Hellas Volk? oh Gottes Sonne,
Verlaß dieß Volk, und auch das meine nicht! —

Das Idyll, der Sturm an der Ostsee (S. 50), hat der Verf., vor Jahresfrist ungefähr, wenn Ref. nicht irrt, im Morgenblatte mitgetheilt. Es verdient Beyfall, obwohl der Pfarrherr zu viel darin prediget. Reicher an Gedanken und an Farben ist das Gedicht, der Streckelberg (S. 72 bis 122), zu welchem das Titelkupfer gehört.

Sollen die Scenen aus dem unvollendeten Trauerspiele Odoacer S. 132 ff. eine Anfrage an die Kritik seyn, ob das Talent des jungen Dichters auch auf diese Gattung der Poesie sich erstrecke; so muß Ref. mit non liquet darauf antworten. Zwar läßt uns hier der Dichter nicht ohne Kunst einen interessanten Blick thun in die Seele eines Sohnes, worinnen der Vaterhaß als ein neugebornes Ungeheuer liegt, und an einer prophetischen Verwünschung aus dem Mund' eines Unglücklichen zur Mordlust sich auffängt. Aber dieser tragische Zug allein reicht noch nicht hin zu dem Urtheil über des Vfs. Beruf zum Tragöden. Die Sprach' ist nicht ohne Gehalt und Kraft; aber die Kunst des Dialogs bedarf der Ausbildung.

Auf jeden Fall ist die Kritik diesem Sänger die Aufmerksamkeit schuldig, ihn aufmerksam zu machen, auf die Fehler, denen er noch in Handhabung der Sprache und des Versbaues ausgesezt ist. S. 7 singt er:

Im Lufthauch der um Angerblümchen streift,
Wie im Orkan, der tausend Eichen schmettert.

Warum nicht deutscher: der Eichen niederschmettert? Warum hat er S. 11 das Rothbäkchen: „Und seufzend find't das arme Herz sich wieder,“ nicht vermieden? z. B. — findet sich die Seele wieder. Offenbar sprachwidrig ist die Stelle S. 22:

Wo zur grünen Rasenbank
Ich die Theure pflegte locken.

Warum vermied er die grammatikalische Sünde nicht auf dem Auswege der poetischen Freyheit: Ich die Theure pflog zu locken? „Welch' (welch' ein) Morgenhimmel“ (S. 35) gibt einen um so empfindlicheren Anstoß, da es im Anfange des Gedichtes vorkommt. „Welch' Teufel“ (S. 142) ist der Compagnon zu diesem Verstoß. Die Pforten, die dich umgeben“ (S. 45) sind selbst dann nicht zu rechtfertigen, wenn man das fürstliche Grabgewölbe oder gar den Sarg darunter versteht.

Den vermischten Gedichten ist ein biographisch-kriti-

scher Aufsatz über Kosegarten angehängt, worinnen Herr Meinhold sich die undankbare Mühe gibt, den verewigten Dichter gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß er, zur Zeit der Napoleonischen Weltherrschaft, eine feurige Lobrede auf den Usurpator gehalten. Napoleon war ein Held, er war der Held seiner Zeit, und

Recht oder nicht; der Ausgang mag es melden,
Den Scalden zieht es ewig hin zum Helden.

Sprachwissenschaft.

Die Lehre von der Satzzeichnung oder Interpunction in der deutschen Sprache, nebst einer kurzen vorbereitenden Darstellung der Satzlehre, von Fr. Schmitthenner. Frankfurt a. M. in der Hermannischen Buchhandlung 1824. VI und 90 S. 8.

Auf der ersten Seite des Buches findet man folgenden Perioden: „Noch täglich sehen wir den Gang, welchen die Ausbildung des Menschengeistes und demnächst auch der Sprache, die für den Gedanken die Stoffwelt ist, wo er, um fortzuleben, einen Leib anzieht, in der Geschichte genommen hat, in dem Leben des Einzelnen sich wiederholen.“ Dieses Satzgefüge ist so mißgefügt, daß es bey allen denjenigen, welche den Einschachtelungsstyl (s. Lit. Bl. 1822. No. 97. S. 388) nicht lieben, nothwendig ein sehr ungünstiges Vorurtheil gegen den Schriftsteller erregen muß, welcher damit einen Vortrag der Satzlehre beginnt. Aber Herr S., der sich bereits durch andere Schriften (s. u. a. Lit. Bl. 1823. No. 59.) im Fache der Sprachlehre vortheilhaft bekannt gemacht hat, denkt deutlicher, als er bisweilen schreibt, und seine Satzlehre ist besser, als der Satzbau in obigem Beyspiele. Aus dem Wesen der Sätze, woraus ein Periode besteht, aus ihren logischen Verhältnissen untereinander, entwickelt er die Regeln für den Gebrauch der Interpunctionszeichen, die er in Satztheil- und Satzton-Zeichen eintheilt, je nachdem sie entweder blos Pausen andeuten (wie Komma, Kolon ꝛc.) oder auch zugleich eine gewisse Tongebung bezeichnen, wie das Fragzeichen und das Ausrufungszeichen. Sein System ist im Ganzen scharf und klar durchdacht, und wenn man auf Dunkelheiten stößt; so rühren sie meistentheils von dem leidigen Purismus her, der nicht immer consequent durchgeführt wird. Um die Fremdwörter: Komma, Kolon und Semikolon, für den Begriff der Satztheile selbst zu sparen, (s. S. 38 Anmerk.) verdeutscht er sie durch Einstrich, Strichpunkt, Doppelpunkt. Warum nicht auch den Punkt durch Stich, und dem gemäß jene durch Einstrich, Strichstich, Doppelstich? Das Adjectiv sprachlich (für grammatikalisch oder grammatisch) wollen wir nicht anfechten; aber S. 40 stellt er demselben denklich (in dem weitesten Sinne von logisch) gegenüber, ohne zu bedenken, daß dieses Wort schon eine andere Bedeutung hat (denkbar, glaublich), die in der Verneinungsform (undenklich, vor undenklicher Zeit) am kenntlichsten hervortritt. Es ist hauptsächlich die Fortbildung nach dem Gesetz der Analogie, welche die Sprachreiniger zum Probierstein ihrer Erfindungen von Surrogaten für Fremdwörter gebrauchen sollten. Jenes denklich ist schon darum bedenklich, weil man bald auch ein undenklich daraus bilden würde, welches etwas ganz Anderes bedeutet, als der Neolog damit würde sagen wollen.

Entschieden erklärt sich der Verf. S. 9 und 48 gegen die Vermehrung der üblichen Interpunctionszeichen, und sein Grund verdient vollkommenen Beyfall: Schriftsteller sollen die Sätze so stellen, daß Zweydeutigkeit vermieden wird, aber nicht dem üblen Bau der Perioden durch Zeichen nachhelfen. Mit diesem Grundsatze scheint es im Widerspruche zu stehen, daß der Verf. S. 25 und 78 dem Gebrauche mathematischer Zeichen in der Sprachlehre das Wort redet, z. B. des Additionszeichens (+) für beygeordnete Sätze, des Gleichheits- und Aehnlichkeitszeichens (= und ∽) für gleichgeltende, vertauschbare, tautologische. Aber er empfiehlt das blos zu „sprachlehrlichem“ Gebrauch, und was er darunter versteht, zeigt das Beyspiel S. 9 deutlich. Er gebraucht dort einige solche Zeichen, um dem Schüler klar und kurz vor Augen zu stellen, von welcher Art jeder Satz des betrachteten Perioden ist; und das ist im Allgemeinen eben so wenig zu tadeln, als die Bezeichnung der Sylbenquantität im Gradus ad Parnassum.

Für unrichtig halten wir die Regel S. 54, nach welcher das Fragzeichen auch allen eingefügten Fragwörtern beygesezt werden soll, z. B.: der Tod erwartet uns alle, wo? und wenn? aber, das steht bey Gott. Da hier der Frageton nicht stattfindet, was soll das Fragzeichen? Herr S. hätte, um von seinem Irrthume zurückzukommen, nur daran denken dürfen, daß man die Fragwörter hier auch als Substantiven selbst mit dem Artikel, zu gebrauchen pflegt; z. B.: Das Wo und Wann aber steht bey Gott; das Warum wird offenbar ꝛc. Das Ob ist ausgemacht, das Wie hangt von den Umständen ab.

S. 55 ist er in eine wunderliche Vermischung der Begriffe verfallen, indem er die glossirenden und parenthesirten Frag- und Ausrufungszeichen, welche z. B. die Recensenten den citirten Stellen beyzufügen pflegen, in die Interpunctionslehre zog. Das hätt' in den Anhang gehört, wo er von den Correctur-

Zeichen spricht, i. e. von denjenigen, deren sich die Correctoren der Druckbogen zu bedienen pflegen. Er führt für einen solchen Gebrauch des Doppelfragzeichens das Beyspiel an: Euler behauptet, daß das Licht durch Schläge auf den Aether erzeugt werde (??). Diese eingeschlossenen Zeichen sind aber nichts als parenthesirte, eingeschobene Noten. Werner in seinem abentenerlichen Gedichte, die Weihe der Unkraft, ließ sie in der That als Noten unter den Text setzen, und manche Zeitungsleser schreiden solche Zeichen mit der Bleyfeder an den Rand der Tageblätter, um in ihren Lese-Nachfolgern Zweifel an der Wahrheit dieser oder jener Nachricht, oder an der Unbefangenheit des Berichterstatters zu erregen. Wer das mit der sprachlichen Interpunction verwechseln wollte, der würde Gefahr laufen, auch Okens famöse Eselsköpfe in der Isis für Interpunctions-Zeichen anzusehen. Es gehört nicht einmal in das Kapitel der stilistischen und anderen „sprachlehrlichen“ Zeichen, welches der Verf. S. 72 ff. mit vieler Einsicht und sehr umfassend abhandelt.

Das Unterstreichen, welches im Druck ein Durchschießen, Größer- oder Anders-Drucken wird, läßt er als Hervorhebungszeichen gelten, und faute de mieux muß er das freylich wohl, obschon es den Druck unangenehm bunt, und daher ein anderes Auskunftsmittel wünschenswerth macht. In die S. 85 aus König Yngurd als Beyspiel angeführte Stelle: der Löwe, weil er stark ist, herrscht im Wald u. s. w., hat sich ein falsches Komma eingeschlichen, welches zum Beleg dienen könnte, wie schwer das Hervorhebungszeichen zu entbehren ist: Bey Hrn. S. ist hier gedruckt:

> Im dunkeln Reich, selbst unter unsern Füßen
> Gilt als Gesetz der Stempel der Natur.

Ref. faßt den Satz so: Selbst in dem dunkeln Reich unter unseren Füßen gilt u. s. w., und würde demnach, ohne Komma nach Reich, denselben so sprechen:

Im dunkeln Reich selbst unter unsern Füßen. *)

Bey einem andern, aus demselben Drama genommenen Beyspiele S. 74 hätte bemerkt werden sollen, daß Apostrophen wie: Ich lieb' die Stille ꝛc., nur da statthaft sind, wo die Schriftsprache die Bequemlichkeiten und Nachlässigkeiten der Mundsprache nachzuahmen befugt ist; damit die Schüler sich nicht etwa verleiten lassen, solcher Nothhäkchen sich zu bedienen, wenn sie den Virgil oder Horaz in deutsche Reimverse bringen wollen.

Herr S., obwohl selbst Purist, scherzt S. 8 geistreich mit den Sprachreinigern, indem er ihnen das Wort Munkeley, wegen der Verwandtschaft desselben mit μυειν, und wegen des Anklanges an dunkel, als ein Surrogat des Fremdwortes Mysticismus empfiehlt. Die sogenannte Karfunkel-Poesie, die im Dunkeln leuchten will, aber es nur dunkler macht, kann gar füglich Munkelpoesie genannt werden, und es wird in den neuen Almanachen weder an Munkelgedichten, noch an Munkelgeschichten fehlen. Vielleicht werden diese summenden Kerbthiere, welche das Ohr für die Lieder der Sangvögel taub zu machen drohen, ein wenig scheu, wenn man sie mit diesem Spottnamen ruft.

*) Daran würd' er nicht zum Besten thun. Das Reich bedarf keiner Hervorhebung; es genügt, wenn nur das selbst so eng daran geschlossen wird, daß man merkt, es gehöre dazu.

M.

Niederländische Zeitschriften.

(Fortsetzung.)

8) Roomsch-katholyke bibliotheek voor het koningryk der nederlanden. — Bois-le-Duc bey Langenhuyzen. (Römisch-katholische Bibliothek für das Königreich der Niederlande.)

Dieses Werk, von welchem von zwey zu zwey Monat ein Band von 6—7 Bogen erscheint, enthält zum öftern interessante Artikel über Kirchengeschichte und über Predigten. Der Zweck desselben ist, Liebe für die katholische Religion einzuflößen, solche möglichst zu verbreiten, gute Bücher, welche in ihrem Geiste geschrieben sind, anzuzeigen und bekannt zu machen, solche aber, welche der römisch-katholischen Religion zuwiderlaufen oder als für dieselbe gefährlich erachtet werden, als verwerflich zu bezeichnen. So lobenswerth auch der Religionseifer seyn mag, so meynen wir doch, daß die Mitarbeiter dieser Schrift sich manchmal von demselben zu weit fortreißen lassen. Christliche Liebe und Duldung müssen der Redaction einer solchen Zeitschrift vor Allem zur Richtschnur dienen. Denn obwohl eine Menge Schriftsteller reformirten Glaubens gleichen Vorwurf verdienen und in ihren Schriften den bittersten Haß gegen die Katholiken aushauchen, so sollten die Redactoren dieses Journals doch einen bessern, schönern Weg gehen.

9) Annales littéraires des Pays-Bas. Brüssel bey Weissenbruch.

Dieses ist eine, der Literatur, den Künsten, dem Handel und der Industrie gewidmete, Zeitschrift, von welcher alle vier Tage 1 Bogen erscheint. Herr Ricord der ältere, ein ausgezeichneter Schriftsteller, steht an der Spitze ihrer Redaction. Ihr Inhalt ist unterrichtend, angenehm und von großer Mannichfaltigkeit. Besonders zeichnet er sich durch seine Kritiken dramatischer Werke aus.

(Der Beschluß folgt.)

Literatur-Blatt.

Freitag den 10. December 1824.

Sprachkunde.

Theoretisch-Praktisches (praktisches) Elementarbuch der deutschen Sprache nach naturgemäßer Methode, von Fr. Schmitthenner, Prorector am Herzoglich Nassauischen Pädagogium in Dillenburg ꝛc. Hadamar in der neuen Gelehrten-Buchhandlung. 1823. XII und 322 S. 8.

Diese geistreiche Schrift schließt sich an des Vfs. Sprachlehre für Gelehrtenschulen an, welche im Lit. Bl. 1823. No. 59 beurtheilt worden ist, und welcher sie eigentlich wohl hätte vorausgehen sollen: denn jene Sprachlehre hat der V. selbst als eine *logische* bezeichnet, die er auf *eigene* Grundsätze der Denklehre baute; und diese eigenen Grundsätze treten natürlicher Weise hier, in dem *Elementarbuche*, weit deutlicher, als in der ausgeführten philosophischen Grammatik, an's Licht, eben weil es die einfachen Elemente der Sprachkunst sind, welche daraus abgeleitet werden. Da inzwischen *beyde* schätzbare Schriften nunmehro *vorhanden* sind; so hängt die Priorität oder Posteriorität des Gebrauches von den Lehrern ab, und es ist nur zu wünschen, daß es deren viele geben möge, welche die Hauptidee des Vfs. völlig zu begreifen und im Unterrichte folgerecht zu realisiren im Stande sind.

Die gewöhnlichen Elementar-Lehrbücher nehmen, wie Herr S. im Vorworte S. V sehr richtig bemerkt, die deutsche Sprache als eine todte und fremde, die man erst zu *lernen* habe. Daher der Zuschnitt nach dem Muster der lateinischen Sprachlehre. Aber der Jüngling, welcher eine Gelehrtenschule besucht, ist voraussetzlich schon im praktischen Besitze seiner Muttersprache, „die gefühlt und *gelebt* (?) aus unserem Inneren quillt,“ und wenn er hier noch *Unterricht* darin empfangen soll; so kann der Zweck desselben nicht dahin gehen, ein *Gedächtnißwissen* zu begründen, indem es die größte Verkehrtheit wäre (S. IV.), die Muttersprache in der Grammatik gewissermaßen abzutödten und als ein caput mortuum dem Gedächtnisse zu überliefern. Dieser Unterricht soll vielmehr als ein Mittel in geschickter Hand *dazu* dienen, den Menschen in der geheimsten Werkstätte seiner Gedanken zu ergreifen, zu erregen und zur absoluten Bildung, was die Vernunft ist, emporzuführen. In der Sprache ist der ganze Mechanismus unseres Denkens, von der Empfindung und einfachen Vorstellung an durch Begriff, Urtheil und Schluß zur Idee äußerlich dargestellt, und der Instinkt der Vernunft hat diese Darstellung geschaffen. Wenn nun der Sprachunterricht nicht ohne allen Verstand getrieben wird, so muß sich der Geist in diesem Gegenbilde selbst erblicken, das Bewußtseyn des Denkens sich an dem Bewußtseyn der Sprachgesetze entzünden. Materiale Zwecke, wie Gewandtheit und Richtigkeit im Gebrauch der Sprache, sind dem höheren formaler Bildung untergeordnet, und ohne ihn überall nicht zu erreichen, wie aus einer richtigen Ansicht der Sprache von selbst hervorgeht.

Zu diesem höheren Sprachunterrichte vorzubereiten, sind allerdings die obgedachten Elementar-Lehrbücher von lateinischem Zuschnitte wenig geeignet, und dieß bestimmte Herrn S. zur Abfassung des gegenwärtigen, welches den Weg ebnen soll, um in die Tiefen des Geistes der Sprache einzudringen. „Wie nun in der Sprachlehre für Gelehrtenschulen, wenigstens nach der Absicht des Verfassers, überall auf den Begriff, der die bewegende Seele der Sache ist, hingeführt ist, und durch Vergegenwärtigung der Verhältnisse des Denkens an den Sprachformen das selbstbewußte Denken, und eine freye Bewegung der Gedanken vorbereitet werden soll; so soll in dem Elementarbuch eine Genesis dieser Sprachformen, und zwar durch die bewußte Construction des Schülers selbst gegeben werden.“

So bestimmt der V. S. V. das Verhältniß beyder Schriften zu einander, und das ist, meynen wir, klar genug, obschon der Ausdruck: „durch die bewußte Construction des Schülers selbst,“ etwas in's Dunkle fällt. Daß ein Unterricht solcher Art für Gelehrtenschulen sehr zu empfehlen ist, weiß Ref. aus eigner Erfahrung, obwohl er ihn nicht in so elementarischer Gestalt genossen hat. Auf der sächsischen Fürstenschule Pforta, wo er für

die Universität sich vorbereitete, wurden die *alten* Sprachen gründlich gelehrt; aber für die Handhabung der Muttersprache im Schreiben war ihm das wenig förderlich, und er schrieb bis in die mittlere Klasse besser lateinisch als deutsch. Hier erst ging der Unterricht in der deutschen Sprache an: der damalige Mathematikus *Schmidt* (auch als mathematischer Schriftsteller rühmlich bekannt) las über dieselbe, in vorherrschendem Bezug auf ihren Gebrauch zu Kunstzwecken, besonders in der Poesie, und nun erst ging dem Ref. ein Licht auf über den Geist der Muttersprache, welches wiederum auf den Geist der todten Sprachen einen belebenden Wiederschein warf. Herrn Schmitthenners Bestreben ist auf denselben Zweck gerichtet, nur daß er weiter auf die ersten Elemente zurückgeht, als jener vortreffliche Lehrer in den wenigen Stunden thun konnte, welche ihm dazu vergönnt waren. Die Art, wie er dabey verfährt, ist streng folgerecht, aber nichts weniger, als trocken, weil sie nicht nur überall zu *denken* gibt, sondern oft auch durch interessante Ansichten der Verhältnisse zwischen Gedanken und Empfindungen und ihrem Ausdruck überrascht. So z. B. vergleicht der V. die Selbstlauter S. 15 ff. mit den Farben. Dem U-Laut soll das *Roth* entsprechen als eine schreyende, und heftig anregende Farbe. Er wird aus der Tiefe der Brust hervorgebracht. Hieraus erklärt es sich, daß nur die heftigsten Gefühle, sowohl die jubilirende Freude, die aus diesem Laute zum J-Laut hinaufsteigt, als auch das tiefe Grausen sich in demselben äußern, und daß er häufig in den Namen von Dingen sich findet, welche mit der einen oder der andern Empfindung in Beziehung stehen (Juchhei, Jubel, Wuth, Blut, Glut). Auch findet er sich oft in den Namen *rother* Dinge (Funke, Purpur, Kupfer); doch befremdet es, daß der Verf. dabey nicht auch an die *schwarze* Farbe gedacht hat, (Fluch, Hut, Grube und dergl.) was gewiß geschehen wäre, wenn er Werner's Februar studiert, oder diejenige Recension desselben gelesen hätte, welche in den Namen der drey Fluchesopfer: Kunz, Trud' und Kurt Kuruth, eine mystische Vocalmalerey suchte. *) Ref. will eben nicht behaupten, daß solche Ansichten tief in den Geist der Sprache führen; sie sind dazu viel zu anfechtbar: aber sie *unterhalten* doch bey der Betrachtung steriler Gegenstände, und zeigen einen regsamen Geist, der immer auch ein anregender ist. Der Verf. mag vielleicht hier und da ein wenig zu weit gehen, wenn er einzelnen *Mitlautern* besondere Bedeutungen beylegt, die wohl nur gewissen *Sylben* angehören, z. B. wenn er im M und im N eine Kraft sucht, zu *verneinen*, (S. 25 und 28) vermuthlich weil *Nicht*, *Nein* und die Sylbe *Miß* verneinend sind. Indessen philosophirt er über die Art, wie die *Naturlaute* den Sinn der Wörter schattiren, meistentheils plausibel, und über den Werth verwandter Ausdrucksformen gibt er Erklärungen, die fast immer dazu geeignet sind, die wahre *Freyheit* im Gebrauche der Sprache zu befördern, indem sie deren logische *Schranken* kenntlich machen. Und das eben ist gar sehr am Platze zu einer Zeit, wo die Schriftsteller so viele *falsche* Freyheiten sich herausnehmen, indem sie das natürliche Recht, in der Sphäre der Sprache zu *schaffen*, bis zum Eingriff in die unwandelbaren Denkgesetze treiben.

Darin dürfte der Hauptwerth seiner Behandlung des Stoffes liegen, die wir hier nicht füglich näher charakterisiren können.

Zwey Anhänge sind dem Buche beygegeben. Der eine enthält „Lesestücke" aus Dichtern und Prosaikern, begleitet mit Hinweisungen auf diejenigen Sätze des Systems, welche durch einzelne Stellen derselben bestätiget und erläutert werden. Der zweyte, obschon der Verf. bey'm Niederschreiben desselben die Recension seiner Sprachlehre a. a. O. des Lit. Blattes schwerlich schon gelesen haben kann, ist dennoch seinem Inhalte nach eine versuchte Rechtfertigung gegen einen dort ausgesprochenen Tadel.

Getadelt nämlich wurde dort „der leidige deutsche Purismus in der Terminologie der Grammatik," und der gedachte Anhang handelt von den *Kunstwörtern der Sprachlehre*. Dem Verf. ist nach S. 307. nicht unbekannt, daß sein Purismus oder Neologismus in der Terminologie die Meynung *Kant's* gegen sich hat, welcher in dem Schmieden neuer Kunstwörter „eine Anmaßung zur Gesetzgebung in Sprachen" finden wollte. Herr S. bietet allen Scharfsinn auf, diese Meynung zu widerlegen, allein es gelingt ihm nicht. Zwar wird man ihm gerne zugestehen, daß das *Kunstwort* (terminus technicus) nichts weiter ist, als ein *willkürliches Zeichen*, dem eine bestimmte Bedeutung in irgend einer Kunst oder Wissenschaft beygelegt wird (S. 320); und daß aus dem Rechte jedes Menschen, neue Ideen zu schaffen und seine Gedanken auf eine ihm eigenthümliche Weise zu verbinden, auch das Befugniß folgt, den Ausdruck, den die Idee ihm gebietet, zu gebrauchen. (S. 308.) Aber dieses Recht, für *neu*geschaffene oder neugestaltete Begriffe neue Kunstwörter aus den Elementen der Muttersprache zu erschaffen, hat Kant unseres

*) S. Leipz. Lit. Zeit. 1815. No. 298. Sp. 2380, verbis: „Er ward in der Taufe Kurt genannt, und gleichwie in den Wahlverwandtschaften *Mittler* den Beruf zum Mittleramte in seinem Namen trägt, so sprach nun die ganze Familie: Kunz, Trud' und Kurt Kuruth, durch den hier allein herrschenden tiefsten Selbstlauter U., als ein Gegenstand des gespenstischen Entsetzens sich aus."

Müllner.

Wissens nicht bestritten; und obschon ein Kunstwort ein ursprünglich willkürliches Begriffs-Zeichen ist (wie im Grunde jedes Wort überhaupt); so hört doch die Willkür billig auf, sobald das Zeichen angenommen ist von überwiegender Mehrzahl, sobald das Kunstwort sich etablirt hat, gleichviel aus welcher Sprache dasselbe genommen ist. Die Eintheilung des Himmels in Sternbilder und die Namen der lezteren waren ursprünglich auch sehr willkürlich; aber alle Versuche, sie abzuändern, sind gescheitert, weil sie die Gefahr mit sich brachten, das Verständniß zu verwirren, und die Mühe forderten, etwas allgemein Bekanntes umzulernen, um hier einen Ausdruck aus der Kunstsprache der Schauspieler zu gebrauchen. Mit den Kunstwörtern der Grammatik hat es eine sehr ähnliche Bewandtniß. Wer irgend Unterricht in der lateinischen Sprache erhalten hat (und das ist ja wohl auf allen Gelehrten-Schulen die Bedingung der Aufnahme); der weiß, ungefähr wenigstens, welche Begriffe die Kunstwörter: Infinitiv, Particip, Subject und Prädicat bezeichnen. Wie nun auch immer Herr S. diese Begriffe in seiner Sprachlogik zuschneiden und ordnen möge; wenn er den Infinitiv die Schwebeform, das Particip das Mittelwort, das Subject das Grundwort und das Prädicat das Sagniß nennt; so wird man ihn nicht überall verstehen können, ohne seine Terminologie (S. 315. ff.) nachzuschlagen, daferne man sie nicht etwa — auswendig gelernt hat. Ref. ist keinesweges wider die Verdeutschung der fremden Kunstwörter, aber er glaubt, sie müsse an die Bedingung gebunden werden, daß sie sofort an das fremde Kunstwort mahne, wie z. B. des Verfs. Lippen-, Zungen- und Gaumenlaute (labiales, linguales und palatinæ) und allenfalls auch sein Satzband (copula) und seine Satzfügung (Syntax). Auch sein Nennfall (nominativus) ist nicht zu tadeln, er ist sogar schon etablirtes Kunstwort, was er unstreitig dem Umstande verdankt, daß er eine sehr treue Uebersetzung des fremden Kunstwortes ist; aber wer wird leicht bey seinem Ergänzfalle an den Genitiv, bey dem Betheilfalle an den Dativ denken? Wer bey der Schwebeform an das Verbum ohne Bestimmung von Zeit und Person, an den Infinitiv? Wer bey dem Merkmals oder Sondernamen an das nomen abstractum? Oder bey der Nachvergangenheit an das Præteritum in futuro, wovon sie gerade das Gegentheil auszudrücken scheint, da eine Vergangenheit, die erst noch werden soll, doch nicht füglich eine Nachvergangenheit genannt werden kann?

Jemehr es dem Verf. Ernst darum ist, den höheren Schulen nützlich zu werden, und jemehr er Beruf dazu hat, im Fache der Sprachphilosophie fortzuarbeiten; um so mehr wünscht Ref., daß er obige Gegengründe sorgfältig berücksichtigen, und dem Bedürfnisse der Leichtverständlichkeit das Vergnügen der logischen Wörterschaffung aufopfern möge.

Der Druck des Buches ist bequem, aber nicht correct, und in dem Erratenverzeichnisse sind Druckfehler von Bedeutung unangezeigt geblieben, z. B. S. 116 der Dativ: Meinen lieben Brüder (Brüdern), S. 275 die Verwirrung der Zahlen im Text und in den Anmerkungen, welche dadurch entstanden ist, daß im Text die Zahl 3 zweymal vorkommt, die Zahl 7 hingegen gar nicht, und dergl. mehr.

Was der Verf. S. 223 über die Ziererey sagt, welche in der neumodischen Nachäffung der Schreibart alter Chroniken liegt, ist beachtungswerth, auch die Bemerkungen über Goethe's Styl S. 245. ist dessen unmündigen Nachahmern zu empfehlen; aber die Behauptung, daß „die Manier, in welcher von manchen Neuern, wie z. B. dem Baron de la Motte Fouqué u. A. die Sprache behandelt und mißhandelt wird, als der Vorbote des Verfalls unserer Literatur anzusehen sey,“ ist hypochondrischer Natur.

Taschenliteratur für 1825.

1) Minerva, bey Gerhard Fleischer.
2) Urania, bey Brockhaus.

Von diesen beyden Taschenbüchern, die schon eine hübsche Reihe von Jahren die Allotriophagie der Lesewelt —

Doch halt! Der größte Theil der Lesewelt hat weder Griechisch gelernt, noch Medicin studirt. Im Convers. Lex. steht das Wort Allotriophagie nicht, und das neue encyklopädische Wörterbuch von Pierer ist zwar schon im B., das Wort steht auch richtig darin; aber es ist noch neu, dieses Wörterbuch, ist noch nicht fertig bis zum Z., und hat also, seines Reichthums ungeachtet, noch nicht Verbreitung genug in der Lesewelt. Ich muß also das fragliche Wort vor allen Dingen erklären. Allotriophagie ist eine Krankheit, welche darin besteht, daß die Kranken es nicht lassen können, Allotrien zu essen, als da sind Splunen, Ameisen, Sand, Kreide, Kieselsteinchen und dergleichen Dinge mehr, welche von gesunden Leuten für ungenießbar gehalten werden, und auch wirklich nicht mit Fug unter die gesunden Nahrungsmittel gezählt werden können, obwohl Kranke sich dabey ganz leidlich befinden. Nun will ich zwar keinesweges die Behauptung wagen, daß die beyden genannten Taschenbücher schon eine hübsche Reihe von Jahren her nichts als ungenießbare Allotrien geliefert hätten. Aber all' unsere belletristischen Taschenbücher, und die Tageblätter dazu, haben doch die Basis ihres Bestandes, fi-

gürlich zu reden, in einer gewissen Allotriophagie der Lesewelt, d. h. in einem Hange, allerley Kleinigkeiten lieber zu lesen, als Werke von Bedeutung und voll Nahrungsstoff.

Daher kann ich denn füglich behaupten, daß die Minerva und Urania schon eine hübsche Reihe von Jahren die Allotriophagie der Lesewelt befriediget haben, ohne daß die eine Göttin der andern merklich nachgestanden oder den Rang abgelaufen hätte in der Lesewelt ersprießlicher Gunst. Aber für das Jahr 1825 muß ich entschieden der Urania den Vorzug geben.

Zwar enthält die Minerva u. a. eine Erzählung von Fouqué, und noch dazu eine Maler-Erzählung; einen Fündling von Jacobs, der mir kein Gründling zu seyn geschienen hat; mehrere Romanzen von Gustav Schwab, dessen Romanzen ich immer mit Vergnügen gelesen habe; und eine kleine Reise-Beschreibung von Matthisson, die durch die Schilderung wohlthuender Empfindungen angenehm wird. Auch liefert die Minerva Kupfer aus Goethe's Egmont, alle von Ramberg gezeichnet. In der ersten Scene bellt ein Hund ganz im Vordergrunde, während die Bürger den bedenklichen Toast: Ordnung und Freiheit! ausbringen, gleich als ob er die spanische Polizei in den Niederlanden aufwecken wollte; in der zweiten Scene wird der Windhund der Regentin eben abgeführt: und in der ersten Scene des vierten Aufzugs sind auf einem kleinen Wassertümpel drey Enten zu sehen, deren eine eben den Kopf untertaucht, und höchst natürlich und wahr den Schwanz in die Höhe streckt. Das Alles sind erfreuliche, löbliche, empfehlende Eigenschaften.

Aber dennoch muß ich, wie gesagt, für 1825 der Urania den Vorzug geben; denn sie ist, wie mein Almanachsspediteur mir geschrieben hat, gar nicht erschienen. Ich will es nicht leugnen, daß sie dadurch mein Urtheil zu ihrem Vortheil und zum Nachtheil der Minerva einigermaßen bestochen hat, indem sie mir die Bequemlichkeit verschaffte, einen Almanach recensiren zu können, ohne ihn vorher auch zu durchblättern. Allein mein Beyfall hat nicht blos subjective Gründe, sondern auch objective. Ich suche das Verdienst nicht sowohl im Nichterscheinen, als vielmehr in dem muthmaßlichen Warum desselben, welches der Urania Ehre macht. Sie ist schon früher einmal einige Jahre lang außengeblieben, und als sie wiederkam, brachte sie, gleich als ob sie neue Schöpferkräfte gesammelt hätte, Erzeugnisse von Bedeutung mit, wenn ich nicht irre, die bezauberte Rose, Werners Februar und Oehlenschlägers Hirtenknaben. Ich muß daher vermuthen, daß sie dießmal aus gleichem Grunde sich zurückgezogen hat, und daß sie nicht eher wieder erscheinen wird, bis sie im Stand ist, etwas zu bringen, das sich auszeichnet und werth ist, daß die Kritik davon rede. Thäten das alle belletristischen Almanache, wahrlich, es wäre gut für alle, (Almanache sowohl als Leser und Recensenten) und um diesen Preis wär' es ihnen leicht nachzusehen, wenn sie nebenbey den Bedürfnissen der Allotriophagen auf der einen, und denen des belletristischen Durchfalls auf der andern Seite dienten.

Niederländische Zeitschriften.

(Beschluß.)

Außer diesen Zeitschriften erscheinen in Holland noch folgende andere weniger interessante oder ausgezeichnete.

1) Annales belgiques. Gand bey Haadin.

2) Messager des sciences et des arts. Ebendaselbst bey Goesin-Verhagbe.

3) Recensent, ein Amsterdamer Blatt.

4) Allgemeene konst en letterbode. (Kunst- und Litteratur-Bote.) Harlem.

5) Journal d'agriculture, d'économie rurale et des manufactures. Brüssel.

Sehr interessant, und besonders in Frankreich sehr verbreitet.

6) Luxemburger Wochenblatt.

7) Maandboekje der stad Middelburg. Middelburger Monatschrift.

8) Scaramouche en zyne Vrinden. Rotterdam. (Scaramouche und seine Freunde.)

Diese in einem einzigen und originellen Tone geschriebene Zeitschrift zeichnet sich durch unterhaltende Anecdoten aus.

9) Euphonia, bey Zimmermann in Utrecht.

Dieses Blatt, welches monatlich fünf- bis sechsmal erscheint, enthält häufig gute Poesien und Anecdoten.

10) De Boitenman. (Der Landmann)

von Herrn Serrurier redigirt, erscheint im Haag. Er enthält viel Gutes im Fache der Landwirthschaft.

11) De Start (der Stern).

Diese periodische Schrift wird von dem Wohlthätigkeits-Verein der nördlichen Provinzen des Königreichs herausgegeben. Sie erscheint zu Amsterdam in Monatsheften von fünf Bogen, und enthält Details und Nachrichten über die Einrichtung der von jenem Verein begründeten Kolonie Frederiksoord, dann Mittheilungen über Armen-Versorgung jeder Art, und überhaupt über Alles, was zu Verbesserung des Zustands bedürftiger und unglücklicher Armen beytragen kann.

12) Le Philanthrope. Brüssel bey Weissenbruch.

Diese Zeitschrift ist das Organ der Wohlthätigkeits-Gesellschaft der südlichen Provinzen des Reichs.

Hiezu kommt noch die erst ganz neuerdings erscheinende Sentinelle, deren Redacteur Herr Froment ist. Dieses Blatt erscheint monatlich einmal, und zeichnet sich durch guten Geschmack, Lebhaftigkeit und Witz aus.

C. C.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 14. December 1824.

Almanachs-Literatur für 1825.

Das Wendt'sche Vergnügen.

Wenn ich die Wahl hätte, möcht' ich tausendmal lieber ein Almanach seyn, als ein Recensent: denn die Almanache sind beliebt, die Recensenten verhaßt, und jene werden gut bezahlt, diese schlecht. Zwar bekommen sie Bogen-Honorar genug; aber leider wird es gemessen nach den Bogen, welche sie schreiben, nicht nach denen, welche sie lesen, und man verlangt, daß sie viel lesen und wenig schreiben, d. h. sich kurz fassen sollen. Von den drey Erzählungen dieses Almanachs hab' ich Eine gelesen, den neuen Pygmalion, nur 89 Seiten lang, von Karl Immermann. Ich hab' also 5 1/2 Bogen gelesen, aber wenn ich den Inhalt kurz referiren soll; so wird davon nicht 1/8 Bogen voll. Ein Baron heirathet die Tochter seines Försters: das ist das Endr der Geschichte, deren Mittel und Anfang darinne bestehen, daß er sie zu sich in sein Schloß nimmt, um sie zu seiner künftigen Gemahlin erziehen zu lassen; daß ihn die Erzogene und schön Herangewachsene alsdann nicht mag; daß sie aber Liebe zu ihm faßt, als er die seinige aufgegeben zu haben scheint.

Ueber die Art, wie Herr Immermann das erzählt hat, könnt' ich zwar im Nothfall einige Zeilen mehr zu Papier bringen; aber 89 Seiten nun und nimmermehr. Ich sag' also blos, daß er es mit mehr Geist als Gemüth erzählt hat (in Almanachen findet man meistentheils den umgekehrten Fall), und daß er besonders die Scene des Wiedersehens ungleich besser gezeichnet hat, als Herr Ramberg, welcher der Försterstochter statt der Attitüde der Ueberraschung eine Operntänzerinnen-Stellung gegeben, und dem vor Entzücken über so viel Schönheit in die Knie sinkenden Baron ein Schafsgesicht angezeichnet hat. Doch muß ich es loben, daß er auf diesem Bilde keinen Hund angebracht. Ueberhaupt sind unter den 12 Bildern nur 4 Ramberg'sche, und in allen nur 3 Hunde nebst einem Hirsch, von welchen 3 Hunden überdieß 2 zur Sache gehören, nämlich zu W. Gerhards Gedichte, der Bettler und das Kind.

Man sieht, daß ich auch dieß Gedicht gelesen habe, und ich versichere, noch viel' andere dazu. Eins davon müssen meine Leser auch lesen, weil es ein wahres ist. Es ist von F. Rückert und lautet so:

> Geist genug und Gefühl in tausend einzelnen Liedern,
> Streu' ich, wie Duft im Wind, oder wie Perlen im Gras.
> Hätt' ich in Einem Gebild' es vereinigen können, ich wär' ein
> Ganzer Dichter, ich bin jezt ein zersplitterter nur.

Wahr, leider wahr! Disjecta membra poëtæ! Aber warum ist dem also? Weil es der Almanache zu viel gibt: Bettler, lauter Bettler, welche die spazieren gehenden Poeten Deut um Deut ausbeuteln.

Den Druck muß ich dießmal besonders loben. Noch im vorigen Jahre gehörte dieser Almanach zu denjenigen, an deren Futteralen die Buchbinder zugleich Brillen-futterale anbringen sollten, damit man sie bequem mit Brillen verschenken könnte. Jezt sind die Lettern merklich gewachsen, sie werden denen des Kind'schen Vergnügens wenig oder nichts nachgeben. Die früheren Jahrgänge von 1791—1824 werden für 22 Rthlr. offerirt, und die 4 lezten für 2 Rthlr. 16 gr. Als Ursache von leztgedachter Ermäßigung wird angeführt, daß mehrere darinnen enthaltene Novellen aufs neue und zwar einzeln aufgelegt worden sind, „ohne alle billige Berücksichtigung des ersten Verlegers.“ Ja, summum jus, summa injuria! Auf den Almanachen steht: für das Jahr N. N. Ist das Jahr N. N. vorbey, so wird die Novelle von ihrem Verfasser anderweit herausgegeben für die Ewigkeit, wenn nicht ein Anderes bedungen worden ist.

Dramatische Dichtkunst.

Tetralogie tragischer Meisterwerke der Alten und Neueren, zusammengestellt, aus den Ursprachen neu übersezt und erläutert von L. Petz. Kaschau, Verlag von Otto Wigand, 1824. 46 und 408 S. gr. 8.

Unter einer **Tetralogie** verstehen die Dramaturgen bekanntlich eine Reihe von vier Dramen, welche eine zusammenhängende Fabel ausführen, und vermittelst dieses Zusammenhanges unter sich ein Ganzes, ein aus Dramen bestehendes dramatisches Gedicht bilden. Agamemnon, die Coephoren und die Eumeniden des Aeschylus (die Ermordung des Agamemnon, die Rächung derselben durch die Hand Orests, und des Orest Erlösung aus den Händen der Furien) machen zusammen eine **Trilogie** (beyläufig eine weit vollkommnere, als Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod); und wenn diese drey Tragödien, die man bekannter Maßen unter dem Namen Orestia begreift, von irgend einem Erklärer oder Uebersetzer mit der Iphigenia in Aulis von Euripides zusammengestellt, erklärt oder übersezt würden; so möchte das **allenfalls** wohl eine Tetralogie tragischer Meisterwerke genannt werden können, ungefähr in dem Sinne, wie **Döbrentei's** Uebersetzung der **Schuld**, wenn er sie mit einer ungarischen Uebersetzung der **That** von Therese Artner hätte verbinden wollen, eine **Dialogie** heißen möchte. Aber Herr P. stellt hier den gefesselten Prometheus des Aeschylus, den standhaften Prinzen von Calderon, den König Oedip des Sophokles, und den König Lear des Shakspeare zusammen: Stücke, deren Fabeln nicht den entferntesten Zusammenhang untereinander haben. Und es ist um so schwerer zu begreifen, wie er für diese Zusammenstellung den Titel Tetralogie wählen konnte, da er recht gut zu wissen scheint, was eine Trilogie für ein Ding ist, indem er S. 17. der Einleitung die bekannte Vermuthung ausspricht, daß der gefesselte Prometheus wahrscheinlich mit dem **Feuerbringer** und dem **erlösten** Prometheus (die verloren gegangen sind) eine **Trilogie** ausgemacht habe.

Ungleich besser, als der Titel des Buches, ist dem Verf. die Einleitung gerathen. Eben so scharfsinnig als klar, eben so schön als wahr, philosophirt er hier über das Wesen der Poesie im Allgemeinen, und der dramatischen insbesondere. Mit dem Ausdrucke des reifsten Geschmackes und der selbstständigsten Unbefangenheit charakterisirt er die vier Dichter und ihre vorliegenden Werke. Hier ein Beleg dieses Lobes.

„Die Hauptperson interessirt sowohl im Oedipus als im Lear bey weitem mehr, als Prometheus oder Fernando. Die Ursache hiervon mag wohl die seyn, weil sie bis zum lezten Augenblicke immerfort lebhaft thätig sind, sich immer eine Seite ihres Charakters entfaltet, immer ihr gegenwärtiger Zustand den vorhergehenden voraussezt, und ihr Inneres gleichsam von Grund aus aufgewühlt wird. Beyde sind großen Theils durch Leidenschaft selbst an ihrem Unglücke Schuld, und sie fühlen es, das bringt sie uns näher. Prometheus ic., Fernando ist enthusiasmirt; beydes läßt uns kalt: aber Oedipus und Lear sind unglücklich, sie sind es nur dadurch, daß sie Menschen sind; wir versetzen uns an ihre Stelle, und finden das menschliche Schicksal beweinenswerth, das so großem Unglücke preisgegeben ist. Prometheus und Fernando könnten jeder auf der Stelle ihr Schicksal ändern, wenn sie sich dem Willen ihrer Obern unterwürfen; daher erregt ihr Betragen nur Bewunderung. Ihr Schicksal ist ihr Werk. Die kleinen Fehler, die Hitze des Temperaments und der Jähzorn bey Oedipus und Lear, sind sehr menschliche Fehler, die sich jeder leicht selbst verzeiht, das traurige Schicksal, das sie trifft, ist diesen Fehlern nicht angemessen, und so wird unser Mitleid rege. Sie stehen überhaupt dem wirklichen Menschenleben näher, wo gewöhnlich das Verhängniß, verbunden mit den freyen Handlungen, des Menschen Schicksal bestimmt. Indessen sind Thränen nicht gerade der lezte Zweck der Tragödie; nur fallen sie mit denselben oft zusammen. Der Anblick eines Menschen in großem Unglücke, das uns an seiner Stelle auch hätte treffen können, regt am tiefsten unsere geistigen Kräfte auf; und diese Thränen, die wir da weinen, sind eigentlich Thränen voll Wollust, indem wir damit zugleich die energischeste Empfindung unseres geistigen Daseyns haben, wenn die geistigen Kräfte am lebhaftesten beschäftigt sind; daher die Stoiker sogar den Göttern den Genuß einer solchen Seligkeit zuschreiben, wenn sie sagen: Homo cum adversa fortuna colluctans dignum Deo spectaculum."

Das ist ein sehr faßlicher Commentar zu dem XIIIten Kap. der Poetik des Aristoteles. Inzwischen geht demselben (S. 11. der Einl.) eine Ansicht voran, welche mit diesem aristotelischen Urtheile im Widerspruche zu stehen scheint. Nachdem der V. überzeugend dargethan hat, daß der Mensch, der **innere** Mensch, in seinem Wollen, Erkennen und Empfinden, der würdigste und am meisten belohnende Gegenstand für die dichterische Darstellung ist, fährt er fort: „daß der Mensch Gutes oder Böses wollen kann, das unterscheidet ihn vorzugsweise vor den übrigen vernunftlosen Bewohnern der Erde. Er ist aber ein Sklave, indem er das Böse, er ist nur frey, indem er das Gute will. Folglich zeugt das Gute von intensiverer Kraft. Je mehr nun Kraft im Menschen ist, und je edler diese Kraft angewendet wird, um so bedeu-

tender ist das Wesen des Individuums, dem die Kraft angehört. Ist der Mensch die höchste Potenz der Natur, so ist der edle und große Charakter die höchste Potenz der Menschheit. Kann daher der Dichter Handlungen, Begebenheiten, Schicksale lebendig darstellen, die uns den edlen und großen Charakter im größten Conflict zeigen mit seiner Umgebung, und ihn in seine ganze Herlichkeit kleiden, so hat er die schönste Aufgabe gelöst."

Diese Schlußfolge führt zu dem bekannten Irrthume der Moral-Aesthetiker, welche die Dichtkunst und insonderheit die Tragödie auf die Darstellung von Tugendhelden beschränken möchten, und die Behauptung des Stagyriten, daß der beste tragische Held ein solcher sey, qui nec virtute et justitia excellit, nec per malitiam et turpitudinem in mala incidit, mit der Ausflucht abzuweisen suchen, daß Aristoteles ein Heide gewesen, obschon sie außer der aristotelischen Ableitung a priori auch eine hundertfältige Erfahrung, einen Hamlet, einen Macbeth u. s. w. gegen sich haben. Die Darstellung eines in der Tugend großen Charakters erwärmt das Herz der gebrechlichen Menschheit für die Tugend ungleich schwerer, als die Darstellung des Unheils, welches aus Fehltritten gegen die Tugendlehre hervorgeht, und die tragische Dichtkunst, für welche die Charaktere ihrer Personen nur Mittel zum Zwecke der Anschaulichmachung erhabener Ideen sind, hat es in ihrer Gewalt, die Tugend in ihrer ganzen Herrlichkeit zu zeigen, indem sie uns die Schwächen, ja selbst die Laster darstellt, welche ihren Triumph im Leben hindern, und sie in das Reich der Ideale verweisen. „Inzwischen hat wohl Herr P. mit der „schönsten Aufgabe" vielmehr die schwerste gemeynt, welche allerdings darinne besteht: mit der bloßen Darstellung eines vollkommen tugendhaften Charakters und seiner Schicksale die nämlichen Wirkungen hervorzubringen, welche die besten Tragödien auf anderem Wege hervorgebracht haben mögen. Ob sie nicht ganz unmöglich sey, wollen wir hier nicht untersuchen; aber der Grund der Schwierigkeit liegt offenbar darinne, daß die Bewunderung eines Wesens unserer Gattung eine erkältende Empfindung ist, die unser Gemüth von dem bewunderten Wesen abstößt, indem sie uns eine Art von Demüthigung zufügt. Kann man an einem Charakter von höchster Tugendstärke die Tugend so darstellen, daß wir sie ohne Bewunderung lieben können, dann wird auch jene Aufgabe nicht unauflöslich seyn.

Die Einleitung, haben wir gezeigt, ist besser, als der Titel; aber wie ist es mit dem Texte des Buches? mit den Uebersetzungen? Bilden diese das dritte Glied einer stetigen Proportion? Sind sie besser als die Einleitung? Leider nein! Zwar fehlt es ihnen nicht an gelungenen Stellen; aber im Durchschnitt sind sie so beschaffen, daß wir kaum begreifen, wie ein Mann, der soviel Geschmack für die Poesie und so viel Einsicht in das Wesen derselben zeigt, und bey dem Vortrag eigener Gedanken einer so guten Prosa mächtig ist, es hat wagen mögen, sich damit neben die beyden Stolberg, neben Schlegel und auch nur neben Wieland zu stellen, dessen Verdeutschung des Lear von ziemlich problematischem Werthe ist, obschon mehr Poesie darin athmet, als in der Eschenburgischen. Hier einige Belege für dieß harte Urtheil.

In der berühmten Hunger-Rede des standhaften Fernando S. 175. heißt es:

Denn so liest man, daß im dunkeln
Anfang eines Staats der Löwe,
Als König der Thiere, runzelt
Er die Stirne, sträuben Locken
Sich zum Scheitel krönend, ruhet,
Und den Muth bezwingt, die Beute
Fahren läßt, die leicht errungne,
Die sich ihm von selbst ergeben.

Den 3ten Vers mag vielleicht der nachlässige Setzer verhunzt, der Verf. mag geschrieben haben: Als der Thiere König. Aber nach der Verheißung in der Einleitung sollen die Uebersetzungen vor allen Dingen deutsch seyn. Was ist das für ein Deutsch? Was ist der Sinn dieser Stelle? Wie Schlegel sie gegeben hat, können die Besitzer des Lit. Bl., wenn sie Schlegel selbst nicht zur Hand haben, im Jahrgang 1821. No. 82. finden. Der Sinn ist: Wir lesen, daß der Löwe, der König der wilden Thiere, dessen sträubiges Haupthaar bey'm Runzeln der Stirn sich kronenartig erhebt, die leichte Beute verschont, die sich widerstandlos ergibt. Wer mag diesen Sinn herausfinden aus des Verfs. abenteuerlichem Perioden?

Ferner heißt es in eben dieser Rede:

Die Granatfrucht, die um unter
Allen Früchten Königin zu
Heißen, mit den spitzen Punkten
Einer Rinde sich gekrönt sieht,
Läßt, wenn sie von Gift durchdrungen
Ward, die Prachtrubinen welken,
Die sie schmücken, in die schmutz'ge
Topasträu." sie verwandelnd.

Spitze Punkte? Wenn das Poesie ist, so muß es eine mathematische seyn. Die Red' ist von stechenden (hervorstechenden) Spitzen der Schale, welche dem Stiele genüber eine kleine Krone bilden.

Lear's Apostrophe an das Ungewitter hebt S. 328. so an.

Blas, Wind! daß dir die Backen bersten! wüthe, blase!
Ihr Wolkenbrüche und Orkane gießt,
Bis ihr die Thürm' umplätschert, Wetterfahnen
Im Wasser steben.

Umplätschert? Till' you have **drenched** our steeples? Eichenbuez hat **überschwemmt**. Das Entsprechendere wäre wohl **ertränkt**, **ersäuft**; aber die Vorstellung des **Plätscherns** liegt gar nicht in dem Worte.

Das folgende: Rumble thy belly full, spit fire, spout rain! gibt Herr P.:

> **Rumple** dich toll und voll! Spey. Feuer! Rausche, Regen!

Abgesehen von der Trivialität des Rumpelns; so ist doch hier die Vorstellung offenbar und ganz sinnwidrig **umgekehrt** worden. Nicht: Rumple dich **voll**, sagt Lear zu dem Unwetter, sondern: Tobe deinen vollen Bauch **aus**, spey und gieß, bis er **leer** ist.

S. 349. ist der alte Gloster, als Regan ihm den Bart rauft, gar wunderlich höflich. „Nichtswürd'ge **Dame**,“ nennt er die naughty lady, nachdem er den Augenblick vorher die unmerciful lady hartherz'ge **Frau** genannt. Warum nicht dort schon **Dame** und später etwa gar: Nichtswürdige Prinzessin?

Solcher Anstöße gibt es viele, der Vers ist meistens schwerfällig gehandhabt, doch die **Kraft** der Shakspear'schen Diction gibt Herr P. im Ganzen besser wieder, als den Prunk und Schmelz der Calderon'schen. Auch ist er, aus ähnlicher Ursache vielleicht, glücklicher mit Aeschylus als mit Sophokles. Der Schluß des Prometheus ist gelungen zu nennen.

> Und in der That, nicht bloß in Worten mehr,
> Bebet die Erde.
> Schmetternder Hall langhinrollenden Donners
> Rollt, und die feurigen Zacken der Blitze
> Leuchten hervor, die wirbelnden Winde
> Wälzen den Staub auf. Und herumtummelt sich
> Aller Stürme Gesause: sie sagen sich
> Gegenseitigen Kampf an;
> Und mit Gekrach stürzt die See an den Himmel.
> Ha! dieser Schlag zuckt ja offenbar
> Mir zum Schrecken von Zeus auf mich gerade her!
> O meiner Mutter heiliges Haupt, o, der du allen
> Dein gemeinsames Licht aufgeben heißest, Aether,
> Du siehst's, wie widerrechtlich ich leide!

Daß er im Lear das **Austreten** der Augen weggeschafft hat, wollen wir nicht rügen, da er in der Einleitung von der **Aufführbarkeit** seiner Uebersetzungen spricht; aber Cornwall **reißt** dem Gloster das Auge aus und tritt mit dem Fuße darauf, das ist fast noch widriger. Auch in den antiken Tragödien hat er manche **Milderung** eintreten lassen, vielleicht um der Censur willen eintreten lassen **müssen**.

Die Erläuterungen der griechischen Stücke sind zweckmäßig populär, der Druck anständig, aber nicht sonderlich correct.

Periodische Literatur.

Im Jahr' 1820 erschienen zu Hamburg Nordalbingische Blätter, eine Musen-Monatsschrift, die gute Mitarbeiter hatte, aber nichts desto weniger bald wieder eingegangen zu seyn scheint. Wenigstens haben wir nicht mehr als 6 Hefte davon zu Gesichte bekommen. Mitten im Laufe dieses Jahres hat eine

Nordalbingische Biene

auszufliegen begonnen. Ihr Stock ist das Taubstummen-Institut in Schleswig, der Bienenvater (Redacteur) heißt **Otto Koch**, und ist, seiner im Lit. Bl. 1822. No. 73 beyfällig angezeigten **Sanct-Gotthardsblume** nach zu urtheilen, ein talentvoller Dichter. Wir haben von dieser **Wochenschrift** die ersten 4 Blätter vor uns. Sie unterhalten, meist durch kleine **prosaische** Aufsätze, ganz angenehm, vor allen durch den Traum: der neue Epimenides. Der Träumer ist ein deutscher Polizey-Inspektor vom Jahre 1823. Indem er ausschläft von einem kleinen Burgunder-Rausche, träumt ihm, daß er erwache, und zwar, ein zweyter Epimenides, im zwanzigsten Jahrhundert. Während seines hundertjährigen Schlafes haben die Bestrebungen der Obscuranten, der Ultra-Monarchisten, der Sociétés des bonnes lettres u. s. w. so glücklichen Erfolg gehabt, daß er, der Polizey-Inspektor aus dem neunzehnten Säculum, für einen Freygeist, Rundhütler (Demagogen) und Majestätsverächter gilt, und auf die Folter gespannt wird, wovon er **wirklich** erwacht, und sich in den Händen zweyer muthwilligen Mädchen wiederfindet, die eben beschäftigt sind, dem Schläfer die ausgestreckten Arme festzubinden. Die Idee ist nicht neu, aber die Ausführung voller humoristischer Einfälle, von denen zu wünschen ist, daß sie nicht **prophetischer** Natur seyn mögen; denn man verbrennt in dem erträumten Jahrhunderte wieder Hexen, ein Probst Donnerkeil prediget wider den Gebrauch der Vernunft in Religionssachen; der Dichter Speichel macht sein Glück durch ein Jammergedicht auf den Leichdorn der Fürstin Mutter, und der Theaterzettel bedroht diejenigen, welche in dem Teaueespiele: der zerschmetterte Hoheitsverächter oder Wurm krümme dich im Staube, Mißfallen laut werden lassen möchten, mit dem Pranger. Der leztgenannte Zug ist jedoch kaum stark genug für das geträumte zwanzigste Jahrhundert; er gehört, im Wesentlichen, dem wirklichen **neunzehnten** an. Siehe den Artikel **Cavalletto** in Müllner's Theaterlexikon, Vermischte Schriften, Band 1.

Literatur-Blatt.

Freitag den 17. December 1824.

Almanachs-Literatur für 1825.

Aglaja,

verlegt von Wallishausser in Wien, redigirt von niemand (es wäre denn etwa vom Verleger selbst), bringt uns dieses Mal einen ganz neuen periodischen Poeten (so nennen wir nach Analogie der „periodischen Presse" und des halbveralteten französischen „poëte cyclique" die Almanachsdichter) und ein ganz neues poetisches Wort.

Der neue Poet ist Doctor (philosophiæ vermuthlich) und heißt mit Namen Hüttenbrenner. Er debütirt mit einem Lied von der Weide. Die Weide ist aber keine Schaaf-Weide (Trift), sondern ein Weidenbaum, und zwar eine Thränen-Weide, welche S. 273 über den Verlust ihres Liebchens klagt. Wer dieses Liebchen gewesen? Man sollte denken, ein Bach, oder ein Teich, der eben vertrocknet oder abgelassen worden; denn Thränenweiden küssen gern den Spiegel des stehenden Wassers und die Wellen der rieselnden Flut; da aber unser Poet die Thränen-Weide ausdrücklich sagen läßt:

Mein Liebchen war der Heide
Und aller Bäume Zier;

so muß es wohl ein Baum gewesen seyn, den die Art gefällt hat, und wir wissen nicht zu sagen, was der neue periodische Poet mit diesem Klagliede der Weide hat sagen wollen. Hat er etwa sich selbst als Thränen-Weide personificirt? Er nehme sich in Acht, daß ihm nicht die Muse, um die er buhlt, einen Korb aus seinen eignen Zweigen flechte!

Das neue Wort, welches wir oben verkündigten, ist von Herrn F. Rückert, und kommt vor in den Hafisischen (i. e. west-östlich divanisirten) Vierzeilen S. 102:

Das Herz der Knospe wird durchwonnt von dir,
Der Rosen Antlitz übersonnt von dir.
Wie kann vor dir die Lilie stehn? Sie hat
Ihr Licht vom Mond, sein Licht der Mond von dir.

Die Poesie kann nur dabey gewinnen, wenn sie conjugiren lernt; ich wonne dich, du wonnest mich, er wonnet sich u. s. w., und es muß liebende Poeten mit Freude erfüllen (i. e. durchwonnen), wenn sie künftig in ächt Hafisischem Deutsch singen können:

Mach' auf des Ladens Schieber,
Reich' einen Kuß mir süß,
Und wonne mich hinüber,
Entzück', in's Paradies.

Inzwischen auch in alten, längst gangbaren Worten weiß F. Rückert Schönes zu sagen; doch ist unter den 32 Hafisischen Vierzeilen und unter den 24 Rückert'schen, bald mehr-bald minderzeiligen „Bruchstücken" oder Dichtschnitzeln (S. 250) nichts, was uns wirklich gefallen hätte, als die Lehre des Heilandes: Liebet eure Feinde rc., in folgender Paraphrase:

Laß aus dem Buche guter Sitten hier
Dir lesen das Kapitel feiner Zucht.
Wer schmerzlich dir das Herz aufreißt, dem gib,
Wie der großmüth'ge Schacht, des Goldes Wucht.
Thu' minder, als der Fruchtbaum nicht, o gib
Dem, der mit einem Stein dich wirft, die Frucht.
Lern' von der Muschel Edelmuth, gib dem,
Der dich zerschlägt, die Perle, die er sucht.

An allen übrigen Poesien dieses Almanachs ist nichts Merkwürdiges. Zwey Erzählungen, die nicht sowohl Novellen als vielmehr weit ausgeführte Romane sind (die eine von Rochlitz, die andere von einem Herrn Weingarten) füllen den übrigen, bey weitem größeren Theil des Raumes. Die Heldin der letztgedachten Geschichte ist ein Judenmädchen, das an Sentimentalität keiner Christin weicht.

„Nun, und die Kupfer?" Die sind wieder von John, und unter allen Almanachskupfern für das Jahr 1825 höchst wahrscheinlich die besten. Aber mit der Wahl der Gemälde, die er copirt hat, sind wir nicht sehr zufrieden. Nur Rubens Kirchenväter und Carravaggio's Lautenspielerin haben uns angezogen. Daß über die Bilder nichts gesagt wird in dem Buche, als in welcher Gallerie sie sich befinden, ist ein Mangel, auf dessen Abhülfe der nächstkünftige zwölfte Jahrgang Bedacht nehmen sollte.

Experimental-Physik.

Denke dir, liebste Emilie! von Biot's Experimentalphysik, deren Anzeige im Literatur-Blatt *) du, nach deinem neulichen Schreiben, spät, aber, wie du dich auszudrücken beliebst, „mit Vergnügen“ gelesen hast, ist indeß bereits eine dritte Auflage erschienen, und die Leopold-Voß'sche Buchhandlung zu Leipzig läßt davon, durch M. Fechner, eine deutsche Uebersetzung bearbeiten, die auf 4 ziemlich starke Bände mit 19 Kupfern berechnet ist, und gleichwohl im Subscriptionspreise nur 6 Rthlr. 16 gr. kosten soll. Ich hatte keine Ruhe, bis ich diese Uebersetzung bekommen konnte: da liegt nun der erste Band vor mir, alle meine Erwartung schon durchs Aeußere übertreffend, Groß-Octav-Format, schöner Druck, reine Kupfer. Ich muß dir aber doch den ganzen Titel hersetzen, wenn du, meine liebe, für die Physik so leidenschaftlich eingenommene Freundin! dich selbst genauer mit dem Werke bekannt machen sollst: Lehrbuch der Experimental-Physik der Erfahrungs-Naturlehre, von J. B. Biot. 3te Auflage. Uebersezt von M. Fechner. Und um dir zu dieser Bekanntschaft Lust einzuflößen, will ich das Buch mit der Feder in der Hand lesen, und dir das Interessanteste daraus, — hierher setzen. Theile aber mein Schreiben nicht etwan wieder der Fräulein N. mit; sie hat von einer ähnlichen Vertraulichkeit Gebrauch für ein öffentliches Blatt gemacht; ich will dieß nicht, ich will mich gehen lassen, und ganz bequem und plan schreiben, wie es eben erforderlich ist, um dir einen Genuß ohne Anstrengung zu verschaffen. Erst lese ich meiner Frau vor, die einen Schlüssel in der Hand hat, wie der Theaterfreund in Wilhelm Meisters Leseprobe, und gleich klopft, wenn ihr etwas unverständlich bleibt; das geb' ich dann anders, und damit magst du die vielen corrigirten Stellen in diesem Briefe entschuldigen. — Nun lies nur selbst fort, und lobe mich ein Bischen, wenn ich es mit Leichtigkeit getroffen habe; ich präsentire dir da eine Olla-Potrida-Leseschüssel mit eingemachten physikalischen Lesefrüchten; aber eingemacht in den Zucker angenehmschneller Verständlichkeit, und nicht in das scharfe Salz der Polemik, wie es noch keiner delicaten Damenzunge zugesagt hat. — Vor allen Dingen muß ich dir aber eine Stelle aus der Vorrede hersetzen, die deinen, mir mehrmals geäußerten, Zweifeln wegen der Solidität des physicalischen Wissenschaftsgebäudes ein Ende machen soll. „Ich habe“ sagt Biot, S. XI. „in dieser Ausgabe alle neuen Entdeckungen und Bereicherungen der Physik aufzunehmen gesucht; und da der Druck ziemlich lange gedauert hat, so wird man auch die, während derselben gemachten noch in einem Anhange finden. Alle diese neuen Reichthümer aber lassen sich den großen, schon früher festgesezten Abtheilungen einordnen; und selbst diejenigen Resultate, welche von den bisher bekannten Thatsachen am weitesten entfernt zu stehen schienen, fanden ihre Stelle unter den leztern mittel- oder unmittelbar, ohne fremdartig zwischen bestehende Beziehungen zu treten. Dieß ist aber das Kennzeichen einer Wissenschaft, die das Wahre getroffen hat, und die, ohne daß sie darum abgeschlossen und vollendet zu seyn braucht, auf zu festen Grundpfeilern ruht, um je einen Umsturz befürchten zu dürfen.“ Was sagst du nun? Man befindet sich wirklich wohler in den Gemächern eines Hauses, auf dessen Grundbau gehörige Sorgfalt verwendet worden ist, und wie viel Artiges habe ich dir in diesen einzelnen Gemächern (Kapiteln) darzubieten! Da, gleich im ersten, mit „allgemeinen Betrachtungen über die Materialität“ angefüllten, ein von Wollaston angegebenes Verfahren, Platinadräthe von ganz unglaublicher Feinheit zu erhalten. „Man befestiget zu diesem Zwecke einen dicken Platinadrath in der Axe einer hohlen, cylindrischen Form, welche man vollends mit geschmolzenem Silber ausfüllt, das um den Drath erstarrt. Hierauf zieht man das Ganze durch einen Drathzug, und bewirkt hiernächst die Auflösung des Silbers durch rauchende Salpetersäure, welche das Platin nicht angreift, und solchergestalt Dräthe lezteren Metalles von solcher Feinheit zurückläßt, daß sie dem unbewaffneten Auge kaum sichtbar sind.“ Du begreifst nämlich, liebe Freundin! daß, da der Platin in der Axe eines Silbercylinders steckt, die Verfeinerung auf dem angegebenen Wege eine gleichmäßige seyn muß. — Während du dich aber vielleicht gar entschließest, diesen interessanten Versuch, der die unendliche Theilbarkeit der Körper in ein helles Licht sezt, durch einen dortigen Freund vor deinen Augen wiederholen zu lassen, werde ich in aller Stille über das zweyte und dritte sich mit den Grundbegriffen von Raum, Ruhe u. s. w. und der Zerlegung der Kräfte beschäftigende, nichts Interessantes für dich enthaltende Kapitel wegachen, um zur Lehre vom Gleichgewicht (viertes Kapitel) zu gelangen. In dieses gehören deine Fragen über den Schwerpunkt, deren ich mich noch sehr wohl erinnere. Ich sagte dir immer vor, daß, um die Lage des Schwerpunktes eines Körpers zu finden, man diesen Körper so auf eine horizontale Ebene zu stellen habe, daß er dieselbe nur an Einem seiner Punkte

*) Nr. 29 sqq. des Jahrganges 1820; wenn du die Blätter vielleicht nochmals vergleichen wolltest.

Nürnberger.

berühre, wonächst sich der gesuchte Schwerpunkt in der durch den Berührungspunkt gehenden lothrechten finde; du lachtest mich aber aus, indem du mir die Schwierigkeiten wiesest, diese einzige Stellung bey den meisten Körpern zu finden, indeß der Astronom der Greenwicher Sternwarte, Pond, ein sinnreiches Mittel erdacht, um gleichwohl zum Ziele zu kommen. Er kehrt nämlich den zu untersuchenden Körper seitwärts an eine kleine geneigte Ebene, die mittelst einer Schraube sanft erhöhet werden kann, und beobachtet nun die Neigung dieser Ebene in dem Momente, da der Körper nach der entgegengesezten Seite umfällt. Wiederholt man diesen Versuch in zwey verschiedenen Lagen des Körpers, so gibt der Durchschnittspunkt der beyden entsprechenden Verticalen den Schwerpunkt. — Du wirst dieß, meine scharfsinnige Freundin! mit ganz wenigem Nachdenken übersehen: — Mit dem Schwerpunkt ist's überhaupt eine artige Sache: die meisten Künste des indianischen Jongleurs, von dem du mir neulich so viel scheinbare Wunderdinge geschrieben hast, beruhen auf einem feinen Gefühle des Schwerpunkts und auf der Geschicklichkeit, ihn über einer sehr kleinen Basis zu erhalten. Hierbey thut die Bewegung — und manche jener Kunststücke werden dir nun auf rinmal klar werden — unentbehrliche Dienste: durch sie wird die Basis allemal nach der Seite gelenkt, wohin der Schwerpunkt sinken will, oder er selbst wird auf die entgegengesezte Seite gelenkt. Es würde z. B. unmöglich seyn, einen Tellee ruhend auf eine Degenspitze zu stellen; aber dieß ist sehr leicht, wenn der Teller dabey schnell um seine Mitte gedrehet wird. Alsdann beschreibt der wahre Schwerpunkt einen kleinen Zirkel um diese Spitze, und indem er nach der einen Seite bereits herabsinken will, ist er, in dem Augenblicke, da dieß Sinken anfängt, auch schon auf der entgegengesezten Seite angelangt, daß also der anfangende Fall sogleich wieder aufgehoben wird, u. s. f. — Das ist hübsch, und muß dir gleich einleuchten; dagegen will ich über Hebel, Rolle und schiefe Ebene, davon das fünfte Kapitel handelt, nichts anführen, weil du diese Vorrichtungen, wie ich mich eben erinnere, in deinem Apparate selbst besitzest. Was aber das sechste, „vom Gleichgewichte der, keiner Zusammendrückung fähigen, tropfbaren Flüssigkeiten" überschriebene Kapitel betrifft; so hat sich die Physik in dieser Rücksicht künftig unumstößig auszudrücken. Wasser darf nicht mehr zu den Flüssigkeiten gerechnet werden, die „keiner Zusammendrückung fähig sind." Ich erinnere mich sehr bestimmt, gelesen zu haben, daß Oersted, der bekannte dänische Physiker, die Zusammendrückbarkeit des Wassers auf experimentalem Wege dargethan hat. *) Du sollst das Nähere darüber erfahren, wenn ich die etwas delicaten Versuche selbst wiederholt haben werde. — Luftförmige oder elastische Flüssigkeiten, z. B. die Luft, die wir athmen, unterscheiden sich, wie du weißt, von jenen tropfbaren Flüssigkeiten durch Ausdehnbarkeit und (größere) Zusammendrückbarkeit; und von der Betrachtung ihres und des Gleichgewichtes fester Körper, welche in schwere Flüssigkeiten eingetaucht sind (siebentes und achtes Kapitel) kömmt unser V., im neunten Kapitel, zu allgemeinen Begriffen über die verschiedenen Arten der Bewegung, über Zeit, Geschwindigkeit und Masse. Meine liebe Freundin! hier werde ich deine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müssen; ich habe nichts Geringeres im Sinne, als dich, auf diese Veranlassung, mit den Gesetzen des freyen Falles bekannt zu machen, die Biot, unter Beziehung auf die Atwood'sche Fallmaschine, sehr schön vorträgt. Willst du leztere Maschine hiernächst selbst sehen, so darfst du, bey deiner vorhabenden Reise nach Halle, nur dem Kabinet des dasigen Pädagogiums einen Besuch machen, wo man auch mir die Anstellung von Versuchen damit sehr bereitwillig gestattet hat. — Jezt aber fange damit an, etwan eine Kugel, z. B. eine bleyerne, auf die freye Hand zu legen: sie drückt dich, weil sie schwer ist; ziehst du aber die unterstützende Hand weg, so fällt die Kugel, in Folge jener Wirkung der Schwere, lothrecht herab. Du wendest mir ein, das sey eine weltbekannte Sache. Wohl! aber die Gesetze dieses freyen Falles der Körper sind's nicht so ganz. Ich führe erstlich an, daß, den Widerstand der Luft bey Seite gesezt, große und kleine, schwere und leichte Körper unter den nämlichen Umständen, mit einerley Geschwindigkeit fallen: ein Loth fällt so schnell als ein Pfund. Denn du wirst mir doch zugeben müssen, daß zwey und dreyßig Lothstücke eins so schnell fallen, als das andere, und daß es hiebey keinen Unterschied macht, ob sie einander berühren, zusammenhängen oder nicht. Du nimmst, indem ich dieß behaupte, in die eine Hand eine Feder, und in die andere jene Bleykugel, lässest beyde fallen, und machst mich auf den Unterschied der Geschwindigkeit aufmerksam. Liebste Emilie! dieser Unterschied rührt, wie gesagt, blos vom Widerstande der Luft her, den freylich eine Bleykugel leichter überwindet, wie eine Feder. Bist du noch nicht überzeugt, so laß dir nun den Versuch mit einer Luftpumpe wiederholen: unter der luftleeren Glocke derselben fällt in der That die leichteste Feder so schnell, als die schwere Kugel. — Hiernächst nimm nun die oben erwähnte Atwood'sche Fallmaschine wieder zur Hand: man kann daran die Räume abmessen, die ein solcher fallender Körper in der ersten, zweyten, dritten u. s. w. Secunde seines Falles durchläuft. Das wird dich ergötzen.

Nürnberger.

*) Anmerk. Ich sehe eben, daß der Anfang des Werkes dieser Entdeckung auch bereits Erwähnung thut. Oersted's Apparat wird S. 192 des [illegible]sten B. der Annales de Chimie et de Physique beschrieben; und der Umstand, daß sich der Schall durch tropfbare Flüssigkeiten fortpflanzt, spricht a priori für die Sache.

In der ersten Secunde fällt der Körper durch fünfzehn, in der zweyten durch fünf und vierzig, in der dritten durch fünf und siebenzig Fuß, und so immer um dreyßig Fuß mehr. Nach zwey Secunden ist er also durch sechzig, nach drey durch einhundert fünf und dreyßig Fuß gefallen; und wenn du diese Fallhöhen mit den zugehörigen Zeiten vergleichst: so wirst du mit Vergnügen finden, daß sie sich, wie die Quadrate derselben, nämlich wie vier zu neun verhalten. *) Du wirst mir zugeben müssen, daß diese Regelmäßigkeit Seitens der fallenden Körper sehr überraschend ist. Ach! es geht nicht überall auf der Welt so regelmäßig zu. — Laß mich jezt gleich auf einen verwandten Gegenstand, auf die krummlinige Bewegung (zehntes Kapitel) übergehen. Ich muß ihn mit der Frage einleiten, ob du schon vom Parallelogramm der Kräfte gehört hast. Nimm, mir zu liebe, einmal ein rechtwinklich vierecktes Brett, rolle auf dessen oberer Kante eine Walze fort, um welche ein Faden gewickelt ist, an dem eine Kugel herabhängt, und bemerke den Weg, den die Kugel dabey beschreibt: du wirst sehen, daß die Linie dieses Weges schräge von einer Winkelspitze zur andern geht; man nennt sie die Diagonale des Vierecktes, welches seinerseits ein Parallelogramm **) heißt. Jezt merkst du, wohin ich will. Auf die Kugel wirken gleichzeitig zwey Kräfte: während sie die Schwere durch die vertikale Seite des Parallelogramms treibt, rollt deine Hand den angeknüpften Faden längs der horizontalen fort; ***) und der Körper kann also nur einen Mittelweg, nämlich die Diagonale dieses Parallelogeamms beschreiben, welches darum den obigen Namen des Parallelogramms der Kraft führt. Ich sehe hier eine Einwendung auf deinen Lippen schweben, bin aber auch schon bereit, darauf zu antworten. Du führst mir nämlich einen geworfenen Stein an: für diesen träten doch ganz die nämlichen Umstände ein, und gleichwohl sehe man deutlich, daß derselbe nicht in der angegebenen geradlinigen Richtung, sondern in einer Art von Bogen wieder zur Erde herabsinke. Ja, lasse sich nur einer mit Damen ein! Bezöge ich mich auch auf Biot, ich müßte, wie artig er die Sache vorträgt, „einen „contredit de production" erwarten, denn, die Einwürfe anlangend,

Was wir Physiker alle nicht sehen,
Das werden die Augen der Damen erspähen. **)

Aber wenn ich dich nun auf die verhältnißmäßige Kleinheit des Bretes und den Widerstand aufmerksam mache, den die Steife des Fadens, an welchem die Kugel hängt, der beschleunigenden Kraft der Schwere entgegensezt, so wirst du mir doch nothwendig einen Unterschied zugeben müssen, der zwischen der Diagonalmaschine und jenem von dir gewählten Beyspiele des freyen Falles besteht. Es ist übrigens ganz gut ausgesucht, jenes Beyspiel, um dir einen vollkommen deutlichen Begriff von der krummlinigen Bewegung zu geben, die also entsteht, wenn eine andere Kraft den Körper stets aus seiner vorigen Richtung bringt. Die krumme Linie endlich, in der du den Stein zur Erde kommen siehst, heißt eine Parabel. **)

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Anmerk. Nimm mir die lange, ausgestrichene Stelle hier nicht übel; der pochende Schlüssel hat mich dazu gezwungen; und ich schwärze sie nur als Anmerkung, mit der Bitte um Mittheilung an H. M. Fechner, der, wie ich eben erfahre, deine Bekanntschaft besizt, wieder ein.

Der Satz, daß sich beym freyen Falle die Räume wie die Quadrate der Zeiten verhalten, wird gewöhnlich aus der Formel

$$ds = v\,dt$$

hergeleitet, indem man für v seinen Werth $2gt$ substituirt, und durch Integration von $ds = 2gt\,dt$, so daß für $t = 0$, auch $s = 0$, $s = gt^2$ erhält (wo g die Galileische Zahl bedeutet). Allein halten wir uns einmal an die bloße Beobachtung des Resultates der ersten Secunde: der fallende Körper hat in derselben eine effective Geschwindigkeit von 15 Fuß, und sammelt, wie der Versuch lehrt, eine virtuelle von 30 Fuß auf. Da leztere mit dem Anfange der zweyten Secunde zur effectiven wird, so muß er also in dieser 30 Fuß mehr als in der ersten, und nach der bloßen Natur einer gleichförmig beschleunigenden Kraft, in der dritten Secunde wiederum eben so viel mehr als in der zweyten u. s. w. machen. — Ich habe mich ganz in diese Vorstellungsart verliebt; und wenn du ihr nur einiges Nachdenken schenken willst, verträgst du dich wohl auch damit. Melde mir doch gelegentlich, was M. Fechner dazu gesagt hat. Nürnberger.

**) Ich komme schon wieder mit einer Anmerkung, weil ich nicht recht weiß, wie ich mit dir daran bin. Eigentlich heißt Parallelogramm jede geradlinige, vierseitige Figur, in welcher zwey und zwey Seiten parallel sind. Also gehören Quadrat, Oblongum, Rhombus und Rhomboid her. Euklides hat auch diese allgemeine Benennung nicht. Nürnberger.

***) Anmerk. Die einfache, hier beschriebene Vorrichtung gehört zum physikalischen Apparate, und führt den Namen der Eberhard'schen Diagonatmaschine. Du hättest hinter dem gelehrten Titel am Ende etwas sehr Künstliches gesucht. Nürnberger.

*) Anmerk. Ich darf dir, bemerkungsweise, hier anführen, daß ich, durch diese Wendung, bey einer der Vorlesung zuhörenden jungen Dame viel Glück gemacht habe. Sie wäre im Stande gewesen, mir, über das Kompliment, den Beweis zu erlassen. Nürnberger.

**) Anmerk. Wenn ich von dir verlangen dürfte, daß du auch nur etwas von der algebraischen Zeichensprache verständest, so würde ich mich gegen dich so erklärt haben, wie gegen meinen ältesten Jungen, der mit den krausen algebraischen Formeln schon ganz vortrefflich umzuspringen weiß. Nenne, sage ich dem, die beyden Coordinaten der apollonischen Parabel, C und C^{1}, so wird ihre Gleichung, wie du weißt, $C^2 = pC^{1}$ oder $C = \sqrt{p}\,\sqrt{C^{1}}$, d. h. = dem Produkte einer constanten Größe in $\sqrt{C^{1}}$. Der Wurf gibt $C = vt$, also $t = \frac{C}{v}$; der Fall gibt $C^{1} = gt^2$, also $t = \frac{\sqrt{C^{1}}}{\sqrt{g}}$, woraus $C = \frac{v}{\sqrt{g}}\sqrt{C^{1}}$ = dem Produkte einer constanten Größe in $\sqrt{C^{1}}$, wie eben. Nun muß sich der geworfene, d. h. der Wirkung jener beyden Kräfte unterworfene Körper nach jeder Zeit t in einem, durch die, diese Kräfte ausdrückenden Ordinaten bestimmten Punkte befinden, folglich bilden alle diese Punkte in ihrer Stätigkeit eine Parabel von der angegebenen Gleichung. — Kürzer kann man's freylich nicht geben, und das, liebste Emilie! ist der unschätzbare Vorzug der krausen Zeichen. Nürnberger.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 21. December 1824.

Experimental-Physik.

(Beschluß.)

Du darfst nur ein gutes Wort an mich wenden, so will ich dir über die merkwürdige Natur dieser krummen Linie noch viel artigere Dinge sagen. Für diesen Augenblick aber muß ich gleich auf das folgende (eilfte) Kapitel übergehen, welches vom Pendel handelt. Nun, einen Pendel kennt jede Dame: da braucht sie nur nach der Pendüle zu sehen, und ich kann mir also die Beschreibung ersparen. Ich will aber nicht hoffen, daß du das Ding an der Uhr für ein bloßes Bey- oder Spielwerk gehalten hast: es steht wirklich mit dem Räderwerke in Verbindung; und da die Schwingungen des Pendels das Eigene haben, daß gleiche Bögen in unwandelbaren gleichen Zeiten zurückgelegt werden, so kannst du dir nun den sicheren, gleichförmigen Gang deiner Pendeluhr erklären. Mit der Anwendung eines solchen Pendels zur Regulirung der Uhr oder einer andern Maschine ist es indeß nicht abgemacht; und wenn du all' das Wissenswürdige davon kennen lernen willst, so fasse dir ein Herz, und lies einmal dieß ganze darüber handelnde Kapitel selbst. *) Es ist mir eigentlich verdrüßlich, daß ich zu diesem Briefe nur ein Paar Bogen zusammengesteckt habe, und nun nichts mehr einflicken kann: ich wäre gern ausführlicher über alle diese Gegenstände; da ist gleich im folgenden (zwölften) Kapitel wieder von einer höchst interessanten Materie, dem Stoße der Körper, die Rede. Du mußt dießmal vorlieb nehmen; ich will das nächste Mal vorsichtiger seyn. Spielst du nicht Billard? So ein Billard ist recht dazu gemacht, um die Lehre vom Stoße, dessen Theorie mehr Schwierigkeiten hat, als du auf den ersten Anblick glaubst, zu versinnlichen. Etwas muß ich dir schon davon sagen; du magst den Versuch hernach anstellen. Ich bin, mit Mephistopheles zu reden,

> Ich bin des neuen Lehrtons satt,
> Muß wieder recht den Doctor spielen;

und frage dich also zuerst, was das heißt: ein Körper stoße den andern? Du meynst das zwar recht gut zu wissen, aber du kannst mir's doch nicht schulgerecht sagen. Wenn ein Körper seine Bewegung nicht fortsetzen kann, ohne einen andern vor sich aus der Stelle zu treiben, so sagt man, er stoße den lezteren; und weil dabey ein Theil seiner Bewegung in den andern überzugehen scheint, so nennt man den Vorgang auch Mittheilung der Bewegung. Geht die Linie, nach der sich des stoßenden Körpers Schwerpunkt bewegt, auch durch des andern Körpers Schwerpunkt, so heißt der Stoß central, sonst excentrisch. Steht die erwähnte Linie auf der Ebene, in der sich beyde Körper berühren, senkrecht, so heißt der Stoß gerade; sonst schief. — Sage mir nun aufrichtig, ob du diesen Unterschied zwischen centralem und geradem Stoße schon gekannt hast? Ich muß dich schon einmal ein Bischen mit dergleichen Distinctionen martern, damit du, durch meinen Vortrag verführt, nicht anfängst, die Physik für eine gar zu leichte Sache zu halten. Der pochende Schlüssel meiner Frau controllirt mich nur zu scharf, sonst hätte ich lange gern einmal über die Schnur gehauen. — Mit der gereimten Drohung da oben ist's aber mein Ernst doch nicht; vielmehr sollst du aus dem nun daran kommenden, noch ernsteren dreyzehnten, von den Bewegungen incompressibler Flüssigkeiten, z. B. des Wassers, handelnden Kapitel nur eine artige Spielerey erfahren. Es ist nämlich in diesem, sonst überaus lehrreichen Kapitel viel von den Springbrunnen die Rede; du hast ja einen solchen in deinem Garten. Man soll zur Belustigung „leere Eyer in den Wasserstrahl legen, die durch den steten Impuls in der Höhe erhalten werden, und sich dabey immer um sich

*) Anmerk. Wenn du dich dazu entschließen solltest, so wirst du auf eine Anmerkung des Uebersezers stoßen, in welcher er der Cycloide oder Radlinie Erwähnung thut, und dabey den Ausdruck „durchschwingen“ in Bezug auf cycloidische Bogen gebraucht. Du wirst hier anstoßen: schwingen in cycloidischen Bogen kann ein Pendel nur, dessen Gewicht an einem Faden hängt, der sich dabey von cycloidisch geformten Körpern abwickelt; ein Stangenpendel muß immer Kreisbogen beschreiben. Seze also fallen statt schwingen, und denke dir einen cycloidisch geformten Kanal, den eine Kugel durchrollte. Sprich nur mit H. Fechner darüber: er wird mich gleich verstehen. Nürnberger.

selbst drehen." Ich habe das versuchen lassen: es sieht allerliebst aus; und die theoretischen Folgerungen, die man daran knüpfen kann, und die ich, um nicht wieder aus der Rolle zu fallen, deinem eigenen Nachdenken überlasse, machen die Sache noch interessanter. — Das fünfzehnte, die Bewegung luftförmiger Flüssigkeiten betrachtende Kapitel beschließt endlich das erste Buch, und ich mache dich, im ersten Kapitel des zweyten Buches, sogleich mit etwas Interessantem über die Verfahrungsart, Ausdehnungen zu messen, bekannt. Von Vernier oder Nonius*) nämlich hast du doch schon gehört? aber kennst du die sinnreiche Einrichtung eines solchen Meßwerkzeuges? Ich werde recht stolz darauf seyn, wenn ich's dir in wenigen Worten und ohne Zeichnung deutlich zu machen verstehe. Denke dir also, deine Elle, die jezt zwey Fuß hält, enthalte deren z. B. zwölf, um größere Stücke Zeug schneller übermessen zu können; zugleich handle sich's aber darum, auch kleine Reste von nicht mehr ganz Einem Fuße damit sehr genau zu messen, ohne doch mühsame Unterabtheilungen auf den Fußmaßen selbst anzubringen. Da nimmt man nun die Länge von eilf Fußen auf der ersten Elle, und theilt sie auf einem zweyten, um Einen Fuß kürzeren, in zwölf Theile; der sind die zwölf kleineren Theile der lezteren gleich eilf größeren der ersteren, oder Ein kleinerer Theil gleich $\frac{11}{12}$ des größeren, d. h. da der Fuß bekanntlich in zwölf Zolle getheilt wird, jeder Theil der zweyten Elle ist um Einen Zoll kleiner, als ein Theil der ersten. Nun denke dir diese beyden Ellen gegeneinander gelegt, so daß die äußersten Theilstriche auf einander passen, so stehen die folgenden erst um Einen, dann um zwey, drey u. s. w. Zoll von einander ab; und du begreifst den Augenblick, daß man sie nur gegen einander zu verschieben braucht, um die Länge eines Zeugrestchens in Zollen zu bestimmen, ohne auf der ersten Elle eine solche mühsame Unterabtheilung anzubringen. — Das ist doch wahrhaft so sinnreich, als es nur irgend seyn kann. Und gleichwohl dürfte dir vielleicht aus dem folgenden (zweyten), die Wage betrachtenden Kapitel dieses zweyten Buches die Art, auch mit einer unrichtigen Wage richtig zu wägen, noch mehr gefallen, zumal da sie so außerordentlich einfach ist. Du thust den zu wägenden Körper nämlich nun in die eine Schale der Wage, und erfüllst die andere etwa mit Sand, bis die Zunge genau einsteht. Hierauf nimmst du den Körper weg, und legst statt seiner so viel Gewicht hin, daß das Einstehen hergestellt ist; so zeigen diese Gewichtstücke gewiß des Körpers wahres Gewicht an, die Wage mag genau seyn oder nicht. Das ist so einleuchtend, daß ich deinem Scharfsinne kein Compliment machen würde, wenn ich mich erst in Erläuterungen darüber einließe. — Bey'm Thermometer (drittes Kapitel) habe ich wieder den großen Vortheil, daß ein solches Ding an deinem Fenster hängt, und ich dich also nur dahin zu verweisen brauche. Du siehst eine, bis zu einer gewissen Höhe mit Quecksilber gefüllte gläserne Röhre vor dir, und bemerkst eine mit 0, 1, 2, u. s. w. bis 80 bezeichnete Eintheilung; — daß das so eingerichtete Instrument aber den Zweck hat, die Grade der Wärme oder Kälte anzugeben, ist dir sehr wohl bekannt. Alle Körper werden nämlich, bey eintretender und auf sie wirkender größerer Hitze ausgedehnt; das Quecksilber aber gewährt, neben andern Vortheilen in diesem Bezuge, noch den, vorzugsweise empfindlich gegen die Wärme zu seyn. Sezt man jene Röhre in eiskaltes Wasser, welches eben gefrieren möchte, so fällt das Quecksilber bis zu dem Nullpunkte der oben erwähnten Theilung; erhizt man aber das Wasser hiernächst, so steigt das Quecksilber, sich ausdehnend, wieder höher, bis es, bey der Hitze des Wasserkochens, den 80sten Grad erreicht.*) So einfach geht die ganze Geschichte auseinander: und nicht weniger einfach verhält es sich um den Barometer (fünftes Kapitel), auf welchen ich, mit Uebergehung des vierten, vom Binden und Freywerden des Wärmestoffes handelnden, dir nicht recht zugänglichen Kapitels, gleich komme. Liebste Emilie! wie sich das mit dem Barometer verhält, will ich dir, nach Anleitung unseres Biot und seines braven Uebersetzers, spielend erklären, oder heiß mich nicht Nürnberger; du mußt mir nur den Gefallen thun, und genau ausführen, was ich dir jezt vorschreiben werde. Nimm also eine, einige Schuh lange, oben zugeschmolzene Glasröhre, von beliebiger Weite, und fülle sie durch die untere Oeffnung ganz mit Quecksilber, daß gar keine Luft in der Röhre bleibt. Hiernächst halte diese Oeffnung mit dem Finger zu, und bringe die Röhre

*) Anmerk. Erschrick nur nicht vor dem gelehrten Namen; das Instrument heißt so nach seinen Erfindern. Nonius oder Nunnez, wie er eigentlich heißt, war ein portugiesischer Mathematiker des sechzehnten Jahrhunderts: er beschreibt seine Erfindung in dem, 1542 gedruckten Werke: de crepusculis. Vernier aber lebte zu Dornans in der Franche-Comté; er ging noch einen Schritt weiter als Nunnez. Sein Schriftchen: Construction du cadran nouveau, erschien 1631 zu Brüssel. Nun kannst du mitreden. Nürnberger.

*) Anmerk. Ich muß dir noch bemerken, daß dein, so eingetheiltes Thermometer, nach seinem Erfinder, ein Reaumür'sches heißt, obwohl die ursprünglichen Reaumür'schen Thermometer statt des Quecksilbers Weingeist enthielten. Ich habe es zuerst erwähnt, weil dein's gerade so ist. Außerdem aber hat man noch Celsius'sche Thermometer, die vom Eis- bis zum Kochpunkte 100; und Fahrenheit'sche, die 180 Grad zählen. Daher findest du bey Thermometerangaben oft ein R. oder C. oder F. nachdem ein oder ein anderer Thermometer gemeynt ist. Nürnberger.

so in ein, gleichfalls mit Quecksilber gefülltes Gefäß, sodann aber nimm den Finger weg. Was wird jezt geschehen? Du meynst, nun werde die Röhre ganz auslaufen; — um Vergebung! nur ihr oberer Theil wird leer, und eine, etwas über 27 Zoll hohe Quecksilbersäule bleibt in der Röhre stehen. Denn sieh, auf dem Quecksilber im offnen Gefäße ruhet eine Säule atmosphärischer Luft, und drückt das Quecksilber in der Röhre empor, da deren zweytes, zugeschmolzenes und luftleeres Ende keinen Gegendruck der Luft leidet. Du wirst mir einwenden, das Bischen Luft bis zu deiner Stubendecke könne dazu unmöglich hinreichend „schwer" seyn; aber den Druck der Luft muß man nicht geradezu von ihrer Schwere, sondern vielmehr von ihrer Spannkraft abhängig annehmen. Im Freyen erfolgt der Versuch genau so, wie im Zimmer, ungeachtet im ersteren Falle eine viel höhere Luftsäule unmittelbar über dem Quecksilber zu stehen scheint; aber die Decke deines Zimmers hindert die Luft eben so wohl, sich auszubreiten, als es die darüber stehende höhere Luftschicht im Freyen thut, und die Spannung ist also, im nämlichen Augenblicke, hier und dort gleich groß. *) Denke dir nun, diese Spannung nehme zu, so muß das Quecksilber im Barometer steigen, und dieß ist das ganze Geheimniß der sogenannten Wettergläser, die nichts weiter, als solche gekrümmte, und mit Quecksilber gefüllte Barometer-Röhren sind, auf deren offenes Ende der Druck der Luft wirkt, während das andere, angegebenermaßen luftdicht verschlossen und luftleer ist. Steigt das Quecksilber im Wetterglase, so hat also die Elasticität der Luft zugenommen, und das pflegt heiteres Wetter zu bedeuten, gleichwie umgekehrt das Fallen Regen, Sturm oder so etwas bringt, oder vielmehr zu bringen pflegt. **) Auf diese interessante Abhandlung von den Barometern folgt, im siebenten Kapitel eine Betrachtung über die Spannkraft der Gasarten, die gewiß nicht weniger interessant ist, nur nicht für eine liebe Freundin, wie du, die die Physik zu ihrem Vergnügen treibt. Ich gehe also wieder darüber weg, um im achten Kapitel gleich zu den Wasser- und Luftpumpen zu kommen. Wenn deine Leute aus dem benachbarten Born, mit so geringer Mühe ein Glas des köstlichsten Quelles hervorbringen, so denkst du nicht an die künstliche Vorrichtung, die erforderlich ist, um dir so schnell dazu zu verhelfen. Nun, was ich dir, aus Veranlassung des Barometers, vom Drucke der Luft gesagt habe, soll dir das Verständniß bald eröffnen; und hiernächst magst du denn gelegentlich das betreffende Kapitel selbst vergleichen. Für jezt denke dir also, um bey dem hauptsächlichsten stehen zu bleiben, eine einfache, in dem Wasser des Brunnens stehende Röhre; in diese paßt recht genau ein Kolben, der einem Eimer gleicht, dessen Boden sich von unten nach oben öffnet; die Röhre aber ist über dem Wasserspiegel mit einer Klappe verschlossen, die ebenfalls von unten nach oben aufgeht. Zieht man nun den Kolben mittelst des Schwengels und der Zugstange in die Höhe, so entsteht in der Röhre ein luftleerer Raum, in welchen das Wasser, die Klappe aufstoßend, durch den Druck der äußern Luft, eben so hinauf gepreßt wird, wie das Quecksilber in der Barometer-Röhre. Stößt man aber den Kolben wieder hinunter, so kann das Wasser durch die, nur von unten nach oben aufgehende Klappe nicht wieder zurück, muß also den Kolbenboden aufstoßen, und wird so allmählig bis zur Ausgußröhre gehoben. Dieß wiederholte Aufziehen und Niederstoßen des Kolbens nennt man das Kolbenspiel; und du wirst mir wenigstens zugeben müssen, daß ein sinnreicheres, und, was das Ergebniß betrifft, erfrischenderes kaum erdacht werden kann. Mir selbst wird, schon beym Schreiben darüber, frischer, und ich will dir, im Zuge, in welchen ich dadurch gekommen bin, gleich noch die Frage vorlegen: ob du weißt, was ein Pyrometer ist? das neunte Kapitel, vom Maß der Ausdehnung fester Körper, bringt mich darauf. Du weißt es wahrhaftig nicht. Sieh, ein Pyrometer ist ein Instrument, um höhere Hitzgrade zu messen, als durch den Thermometer, dessen Glasröhre dabey bald in Fluß kommen würde, geschehen kann. Man hat dergleichen von Brongniart, der sich ihrer bedient, um die hohen Hitzgrade seiner Oefen in der Porzellanfabrik zu Sèvres, aus der du Tassen besitzest, zu bestimmen. Die Einrichtung gründet sich auf die oben erwähnte Eigenschaft der Körper, von der Wärme ausgedehnt zu werden. Diese Ausdehnung mißt man. Wie? ist hier im Buche ganz allerliebst beschrieben. Lies nur nach. Ich wollte es hersetzen, habe es aber, wie du siehst, wieder wegstreichen müssen; der pochende Schlüssel hat mich dazu gezwungen. So habe ich dir auch aus den fünf folgenden Kapiteln, die von der Ausdehnung der Gasarten und tropfbaren Flüssigkeiten durch die Wärme, und von der Natur der Dünste handeln, für dießmal nichts sagen mögen; ich werde ja öfter ein physikalisches Peris-

*) Anmerk. Fasse doch diesen Umstand ja wohl ins Auge, liebe Emilie! er scheint mir, wenn ich sonst nichts übersehen habe, hier von Biot übergangen, und ist doch entscheidend für Erlangung eines deutlichen Begriffs von der Natur des Herganges. Glaube mir nur, diese vollkommene Deutlichkeit der Grundbegriffe, das ist der rechte Punkt! Nürnberger.

**) Anmerk. Mit dieser Auseinandersetzung muß ich's getroffen haben: meine Frau hat nicht ein einziges Mal geklopft, zum Beweise, daß sie mich vollkommen verstanden hat, oder dieß wenigstens glaubt. Ich muß dir aber doch noch anführen, daß plötzliches Fallen des Barometers in der Regel mit Sturm vergesellschaftet ist. Mein lieber Magdeburger Landsmann, Otto von Guericke, den du als Erfinder der Luftpumpe gewiß kennst, hat das schon gewußt. Er sagte im Jahre 1660 aus dem starken Fallen seines Wetterglases einen Sturm an; und nach zwey Stunden erreichte dieser Magdeburg wirklich. Das steht geschrieben in seinem berühmten Werke: Experimenta nova Magdeburgica de vacuo spatio; Amst. 1672, Fol. pag. 100. Nürnberger.

chen an dich schreiben. Blos auf den Unterschied zwischen Dunst und Gas muß ich dich aufmerksam machen; du möchtest beyde für gleichbedeutende Dinge halten. Wenn du deinen Thee kochst, so wird ein Theil des Wassers durch die Hitze verflüchtiget, und entweicht in Luftgestalt; legt sich aber dergleichen Dunst irgendwo an, z. B. an den Deckel der Theekanne, so läuft er, wie du oft beobachtet haben wirst, beym Erkalten zu Tropfen zusammen und wird wieder Wasser. Siehst du, das ist der Charakter der Dünste, bey dem allmähligen Erkalten, erst zu einem sichtbaren Nebel, in welcher Gestalt sie dann Dampf heißen, und hiernächst zu einer tropfbaren Flüssigkeit verdichtet zu werden. Gas dagegen nennen wir Physiker eine permanent-elastische Flüssigkeit, die unter keinerley Bedingung tropfbar wird. Die Luftart, womit man die Luftballons füllt, ist ein solches Gas; und, um dir ein näheres Beyspiel anzuführen, die uns umgebende atmosphärische Luft, abgesehen von den verdünsteten Feuchtigkeiten, die sie enthält, ist ebenfalls ein solches Gas. Merke dir nun aber auch den Unterschied, er pflegt von den Damen, wie so mancher andere, nicht recht beachtet zu werden. Das Alles wird noch näher, im fünfzehnten, von der Verdunstung überschriebenen Kapitel, beleuchtet, ich muß dich, auf Veranlassung desselben, vor einem Vorurtheile warnen, welchem sich, nach dem Vorbilde der antiphlogistischen Physiker aus dem vorigen Jahrhunderte, viele Meteorologen ergeben haben, indem sie annehmen, die Luft besitze einen chemischen Verwandlungseinfluß auf das Wasser." Sie sehen demgemäß den Regen, — um gleich auf eins der wichtigsten Resultate des Verdunstungsprozesses überzugehen — als einen Niederschlag aus jener vermeynten chemischen Auflösung des Wassers in der Luft, als eine Wiedervereinigung seiner getrennten Elemente, an. Glaube daran ja nicht; und schenke überhaupt den einfachsten Erklärungen immer am ersten Glauben: man ehrt die Natur dadurch. „Die Versuche von Saussüre, Delue, Dalton u. A. erlauben eine erklärende Darstellung aller Resultate, ohne Mithülfe jener Verwandlung; und es berechtiget daher nichts, sie anzunehmen, da kein Umstand (wirklich gar keiner) darauf hindeutet." Ich halte mich an die ganz einfache Thatsache: Wenn eine tropfbare Flüssigkeit in freyer Luft steht, so verfliegt, verdunstet sie allmählig. Die Atmosphäre namentlich also erfüllt sich beständig mit solchen Wasserdünsten, und gibt sie unter eintretenden Umständen, der Erde als Regen u. s. w. zurück. Dabey bleib stehen, um den ganzen Vorgang höchst einfach zu finden; bey'm Weitergehen könntest du dich vielleicht in Subtilitäten verwickeln. Nach dieser Vorbereitung wirst du einsehen, wie wichtig es für die Physiker ist, die Wassermenge zu kennen, die sich in der atmosphärischen Luft gerade in Dunstgestalt vorfindet; *) und „von den Mitteln zu dieser Bestimmung handelt derjenige Theil der Physik, welchen man die Hygrometrie nennt" (sechzehntes Kapitel). Das Instrument, dessen sie sich dazu bedient, heißt Hygrometer, und du hast solch ein Ding tausendmal gesehen, ohne die deutliche Rechenschaft, was das lange Haar, welches den wesentlichen Bestandtheil daran ausmacht, eigentlich soll. Höre nur, Haare, die man durch Auslaugen in einer Kali-Auflösung dazu vorbereitet hat, besitzen in einem höheren Grade als andere Körper, die Eigenschaft, sich in der Trockenheit zu verkürzen, und in der Feuchtigkeit zu verlängern; und du begreifst also, daß die Verbindung eines solchen Haares, vermittelst einer Rolle, mit einer langen, längs eines Gradbogens hinstreichenden Nadel, hinreicht, um das Maß der Trockenheit oder Feuchtigkeit im Allgemeinen zu bezeichnen. Das ist der einfache Mechanismus des Dinges mit dem gelehrten Namen, gegen dessen unbedingte Zuverlässigkeit ich aber noch Zweifel habe, die ich indeß für heut unterdrücken muß, da ich mit Schrecken sehe, daß mein Papier zu Ende geht. Da kann ich dir von den noch vorhandenen sieben Kapiteln dieses ersten Bandes meines lieben Fechner-Biot, nur im Allgemeinen sagen, daß sie vom specifischen Gewichte, von der Kapillarität und Elasticität handeln. Allein sey ohne Sorgen: du sollst von diesen Dingen noch Artiges genug zu hören bekommen; beruhige mich nur erst über das Schicksal dieses ersten Brieschens in seiner Art. Es ist so etwas Ungewöhnliches, über Gegenstände, wie die hier verhandelten, an eine Dame zu schreiben, daß ich, bey allem Respekte vor deiner Liebe zur Physik, doch wegen der Aufnahme nicht ganz ohne Besorgniß bin. Höre, ich will dir da einen Vorschlag machen: Hab' ich's getroffen mit Erregung deines Interesse, und in der Behandlung des Stoffes, so antworte mir gar nicht: das ist das sicherste Mittel, mich zu einer baldigen Fortsetzung zu zwingen, da ich ohne deine Briefe nicht wohl seyn kann. Wenn aber nicht, so sende mir mein Manuscript recht bald zurück, um mich schnell von der Sucht zu heilen, allen meinen Unterhaltungen einen ernsten Charakter zu ertheilen. An einer Süßigkeit, um die Pille einzuwickeln, wird's dir ja nicht fehlen. Sieh, so machen's die Redactionen: man hat seine Lust an der artigen Wendung, mit der sie einem Aufsätze, die eben nicht in ihren Kram taugen, zurücksenden; und das kann, nach Zeit und Umständen, den gediegensten Arbeiten, und diesen am ersten, begegnen. Es ist recht curios, und ich sage dir's nicht so ohne alle Gründe en passant. — Nun heut ist Donnerstag; und wenn ich also künftigen Donnerstag keine Antwort von dir habe, so weiß ich, woran ich bin, und schreibe an Leopold Voß nach Leipzig um den zweyten Band seines Fechner-Biot. Bis dahin lebe recht wohl.

Sorau den 18ten Novbr. 1824.

Dr. Nürnberger.

*) Anmerk. Du siehst, liebste Emilie! hier oben wieder die ausgestrichene Stelle; ich kann mir aber nicht helfen: was mich der pochende Schlüssel im Texte meines Briefchens zu streichen zwingt, muß ich zuweilen versuchen, in Gestalt einer Anmerkung wieder einzuschwärzen. Mit der Hygrometrie nämlich ist's bey alle dem eine kitzliche Sache: was sie kennen lehrt, ist eigentlich nur die Fähigkeit eines Mediums, Wasser mitzutheilen. Sieh, ich stelle mir vor, das längere Verweilen von Wasserdünsten in der atmosphärischen Luft amalgamire sie dergestalt mit derselben, daß jene hygrometrische Indication darüber bis auf Weiteres verloren gehe. Was mich in dieser Ansicht bestärkt, ist der merkwürdige, von den Aeronauten beobachtete Umstand, daß in den höheren Luftschichten die hygroscopischen Substanzen eine große Trockenheit anzeigen, wiewohl verdünnte Luft zur Aufnahme und Beherbergung von Dünsten in dem nämlichen Maße geschickter ist. Allein die seltenere Alteration des heitern Zustandes jener höhern Schichten verstattet den darin enthaltenen Dünsten eine elastische Permanenz, welche den hygrometrischen Einfluß überwältiget.

Nürnberger.

Nr. 103.

Literatur-Blatt.

Freitag den 24. December 1824.

Dichtkunst.

Hebels allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Aus der Allemannischen Mundart übersezt von Adrian. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1824. 271 S.

„Hebels allemannische Gedichte ins Hochdeutsche übergetragen! Wahrhaftig ein unglücklicher Gedanke!“ rief ein geistreicher Freund dem Verfasser dieser Anzeige entmuthigend entgegen, als er das Buch auf dessen Pult aufgeschlagen und diesen im Begriff antraf, zur Recension zu schreiten. „Ist es, fuhr er fort, nachgerade nicht eben so unzweckmäßig, als wenn man einer hübschen Schwarzwälderin, einer echten und gerechten Allemannierin, ihre eigenthümliche, sie einzig zierende Tracht auszöge und, um sie bey der Welt vom guten Ton einführen zu können, und auch dieser ihre Schönheit einleuchtend zu machen, — sie in Hofdamentracht stecken wollte? Möchten nicht die derbrothen Wangen und der braune Hals, die zu Strohhut und Mieder so gut passen, unter dem Schleyer und im seidnen Shawle, gemein, und die naivsten Bewegungen des schönen Kindes ungelenk und plump erscheinen?“ Ref. sah mit Sorgen auf das offene Buch und die geschnittene Feder; da er aber die Anzeige nicht im Leichtsinn unternommen hatte, so ermannte er sich doch bald zu einer Antwort, die im Wechselgespräche vollständiger und siegreicher wurde, als er erwartet hatte, und die er jezt, nachdem der Freund ihn verlassen, nur niederschreiben darf, um die Rezension des Büchleins fertig zu machen.

Freylich, lautete diese Antwort, wäre es ein vergebliches, ja thörichtes Bemühen, dem Bauermädchen Modetracht anlegen zu wollen: wenn alle Welt, auch die fremde und vornehme, in seiner heimischen Tracht, die ihm wie angegossen ist, das Kind betrachten und bewundern könnte. Wie aber, wenn jener Anzug den unglücklichen Zauber in sich trüge, daß er das Mädchen, sobald es die Heimath verläßt, für Jedermann unsichtbar macht? Soll man auch dann noch keine Umkleidung wagen, wenn diese Verwandlung das einzige Mittel ist, eine so seltene Schönheit den sehnsüchtigen Blicken Vieler zu gönnen? Freylich nicht, wenn diese Schönheit nur die einer vierschrötigen Bauerndirne ist, wie sie der Freund anzudeuten schien; aber, gibt es denn nicht gerade in Allemannien, d. h. im Schwarzwald und in der Schweiz, eben unter jenen Bäuerinnen die feinsten Gesichter und geborne Grazien, die in jedem Gewande (wenn auch im einen mehr, im andern weniger) schön und anmuthig bleiben; und sieht man nicht wirklich, z. B. in Bern, dasselbe schöne Kind, das die Woche über den Strohhut auf dem Kopf, im schwarzen Mieder und faltigen Rock, schmuck und sittig nach dem Markt und in den Garten wandelt, Sonntags in knapper, französischer Tracht sich gleich reizend und anmuthig bewegen? Und ist nicht für absolute Schönheit und Grazie ein solcher Wechsel des Anzugs, wenn der leztere nicht eben absolut abgeschmackt ist, die rechte Schönheitsprobe?

Und nun, bey Seite die Vergleichung! Es leidet keinen Zweifel, daß die Hebel'schen Gedichte in ihrer Urgestalt einem grossen Theile Deutschlands kaum halbverständlich, ja dessen ganzem Norden, wo das Interesse für Poesie so lebendig, und vielleicht lebendiger ist, als bey uns Süddeutschen, — ein ganz verschlossener Schatz sind. Ref. hat selbst in Norddeutschland diese Erfahrung oft gemacht. Aufgefordert, die Hebel'schen Gedichte im Vorlesen selbst den empfänglichsten Lesern durch Milderung und kurze Erläuterung des Dialekts, dessen er mächtig zu seyn sich rühmen darf, genießbar zu machen, ist er nach langem Abquälen, doch immer damit gescheitert, und der Schluß des Liedes war immer: wir verstehen es eben doch nicht. Keine Wahl also: entweder müssen unsere nordischen Brüder zu uns nach Allemannien kommen, und unsern Dialekt nach seinem Geiste, wo er erst Poesie wird, lernen, und das ist nichts Kleines, auch mit einer flüchtigen Schweitzerreise nicht abgethan; oder wir müssen darauf denken, die Gedichte ih-

nen in ihre Mundart überzutragen. Gewiß, auch dieses ist nichts Leichtes, aber ist es etwas so ganz Undankbares, wie den Ref. der Freund überreden wollte? Der Geist der allemannischen Sprache und des allemannischen Gedichts ist kein derb-bäuerischer, der, ins Hochdeutsche hinüberwandernd, in diesem unedel und gemein auftritt: er ist vielmehr die Sprache des Herzens und Gemüths und des unschuldigen Witzes, zart und sinnvoll; einzig fähig, die kindliche Thräne und das Lächeln des Kindes in Worte zu verwandeln. Mit Geschick ins Hochdeutsche übergetragen, sollte er diesem eher etwas Sanftes, Weibliches mittheilen, als Unbiegsamkeit und Härte hineinbringen. Freylich bleibt Vieles an ihm, wie an jeder Sprache, unübertragbar; aber so wenig wir uns dadurch von andern Sprachen abhalten lassen zu übersetzen, so wenig kann das hier der Fall seyn. Meister in der Uebersetzungskunst haben uns bewiesen, daß unser Schriftdeutsches die feinsten Schattirungen des in fremder Sprache Gedachten und Empfundenen wiederzugeben im Stande ist. Sollte dieß in Beziehung auf allemannische Gedichte wenigstens nicht bey manchen derselben möglich seyn?

Es fragt sich nun: leistet die vorliegende Uebersetzung etwas der Art? — Mein Freund fing an in dem Buche zu blättern. Er las gleich auf den ersten Seiten des ersten Gedichts, das die Wiese, diesen wunderlieblichen Waldstrom des Breisgau's besingt, folgende Verse:

„Im verschwiegenen Schooße der Felsen heimlich geboren,
An den Wolken gesäugt mit Duft und himmlischem Regen,
Schläfst du, ein winziges Kind, in deinem verschlossenen
Stübchen,
Heimlich, wohlverwahrt. Noch nie haben (∪∪!) menschliche Augen
Schauen dürfen, und sehn, wie schön mein Mägdelein daliegt
Im kristallnen Gemach und in der silbernen Wiege;
Und es hat noch kein menschliches Ohr sein Athmen erlauschet,
Oder sein Stimmchen gehört, sein heimliches Lächeln und
Weinen.
Nur die stillen Geister, sie gehn auf verborgenen Pfaden
Aus und ein, und ziehen dich auf, und lehren dich laufen,
Geben dir fröhlichen Sinn und zeigen dir nützliche Dinge;
Und es ist auch kein Wort verloren, was sie dir sagen.
Denn, wie du dich bewegen kannst auf eigenen Füßlein,
Schlüpfst du mit leisem Schritt aus deinem kristallenen
Stübchen,
Baarfuß heraus und blickst mit stillem Lächeln zum Himmel.
O wie bist du so nieblich, wie hast du so heitere Aeuglein."

Diese Stelle gefiel dem Tadler selbst, und er wußte außer dem gerügten metrischen Verstoß nichts daran auszusetzen; er gestand, daß das Poesie geblieben sey, und konnte nicht widersprechen, als Ref. beyfügte, daß der süße Hauch des allemannischen Dialekts auch noch jezt in diesen Versen wehe. Beym Weiterlesen fand sich denn freylich Vieles zu tadeln. Der Hexameter ist nicht überall mit der gleichen Sorgfalt behandelt; hier und da scheint er vom Uebersetzer ganz vergessen worden zu seyn, wie im dem auf jene Stelle unmittelbar folgenden Vers:

„Nicht wahr, hier aussen ist's schön, so hast du dir's immer
(lies nimmer) gedacht."

Hebel:

„Gell do ussen isch's hübsch, und gell, so hesch der's nit
vorg'stellt."

Und warum denn nicht wörtlicher, etwa so übersezt:

„Gelt! da draussen ist's hübsch? und gelt, so dachtest dir's
nimmer?"

Die wörtliche Uebersetzung des allemannischen Hexameters wird freylich bald durch die Dehnungen seiner Sprache, die im Hochdeutschen wegfallen, bald durch deren Verkürzungen, die dieses auflösen muß, höchst schwierig; aber in solchen Fällen verlangt die Kritik eine, eben so geistreiche, als das Original schonende, Umarbeitung, und nicht Verse, wie folgende:

| ∪ ∪ |
„Nimm du | hier meinen | Ring, und wenn du kein Geld
mehr besitzest

| — ∪ ∪ |
Weder zu Haus, noch | irgendwo |, sieh, es kann dir nicht
fehlen; —

| — ∪ ∪ | — ∪ ∪ | — ∪ ∪ |
Nur an | keinem | Feyertag, | das wollt' ich, | selbst dir nicht |
rathen! rc.

— — | — — | | | — ∪ ∪ |
„An dem | ewgen | Beten und | unter | nuplosen | Thränen:"

Solche Verse entstellen besonders zahlreich den Karfunkel und den Statthalter von Schopfheim, in dem es z. B. heißt.

| — ∪ ∪ |
„Mancher | brave Mann | konnte nicht mehr im Sturme
sich halten,

| — — | — — |
Und verlustig der | Habe | mußt' er | hungern und betteln."

und gar:

| — ∪ ∪ |
„Schaaren von | Nachzüglern | ließ auch der | Frieden im
Lande zurück noch."

Weit glücklicher ist Herr Adrian in der Uebersetzung der jambischen Verse, zumal der reimlosen fünffüßigen, und gewiß hat Hebel, dem das Buch dedicirt ist, sich gewundert, daß Gedichte, wie: der Wächter in der Mitternacht, Eine Frage, Noch eine Frage, und besonders die Vergänglichkeit, auch im Hochdeutschen so rührend, so scheinbar ursprünglich geblieben sind. Auch von den gereimten Jamben sind viele sehr glücklich behandelt; wir zeichnen die Irrlichter aus.

Das Schwierigste — nicht der Form, sondern dem Inhalt und dem Geiste nach — waren wohl die rein lyrischen Gedichte, die eigentlichen Lieder. Auch hier hat der Uebersetzer oft viel geleistet. Der Wächterruf hat viel von der allemannischen Milde, Sonntagsfrühe viel von der allemannischen Frische behalten. Wie schön sind im leztern Gedichte die Verse geblieben:

„Wie glänzt so hell auf Gras und Laub
Vom Morgenthau der Silberstaub!
Wie weht die frische Maienluft
Von Kirschenblüth' und Schlehenduft!
Die Bienchen fliegen arbeitsam,
Nicht wissend, daß der Sonntag kam."

— — — — —

„Das Vöglein sagt: ey freylich, ja!
O Wunder, seht, er ist schon da!
Er legt ja seinen Himmelsschein
Um Blüth' und Laub in Busch und Hain!
Das Distelfinkchen vornen dran
Hat auch sein Sonntagskleid schon an."

Unter die gelungensten Lieder gehört der Sommerabend (S. 48), schade, daß der Uebersetzer hier sich Einmal zur prosaischen Modernisirung verleiten läßt. Die kraft- und saftvollen Worte Hebels von der Sonne:

„Und uf der Bleichi hat sie gschaft
Hüt je und je us aller Chraft."

heißen in der Uebersetzung;

„Und auf der Bleiche war sie heut
In ihrer vollen Thätigkeit."

Ref. meynt, folgende, viel wörtlichere, Nachbildung wäre ziemlich nahe gelegen:

„Und auf der Bleiche, voller Kraft,
Wie hat sie je und je geschafft!"

denn je und je und geschaft werden doch nicht als allemannische Ausdrücke verbannt werden sollen? Nein, dieses Epurationsprincip hat der Uebersetzer, voll richtigen Takts, auch sonst nicht befolgt. — Manche Worte, die dem Allemannischen gar gut anstehen, lauten freylich im Hochdeutschen ganz anders: der Mond, der sein „Jäckchen" (Tschöpli) anhat, und der Taugenichts, der „das Dieterchen" (der Dieterli) heißt, machen eine kuriose Figur.

Bey denjenigen Gedichten endlich, in welchen der allemannische Bauer oder sein Mädchen so recht in ihrer Aeußerlichkeit auftreten, konnte sich allerdings Recensent, mit dem Freunde, nicht entbrechen, an die Bauernmagd in Hoftracht oder den Bauernjungen im Modefrack zu denken. Dieß trifft besonders das Lied Hans und Verene (S. 126), aus dem wir ein Paar Verse zur Vergleichung beysetzen:

Hebel:

Am Zistig früeih bym Brunne
Se redt's mi frei no a:
„Chumm, lüpf mer Hans! was fehlt der echt?
„Es isch der näume gar nicht recht,
Nei gar nit recht!"
I denk mi Lebtig dra.

Adrian:

Am Dienstag früh beym Brunnen,
Da sprach sie gar mich an:
„Komm, hilf mir, Hans! was fehlet dir?
„Dir ist nicht wohl, das glaube mir.
Ja glaub' es mir!"
Mein Lebtag denk' ich dran!

Hebel:

Ein arme Kerli bin i,
Arm bin i, sell isch wohr.
Doch hani no nüt Unrechts tho,
Und sufer gwachse wäri jo,
Das wäri scho,
Mit settem hätt's ke G'fohr.

Adrian:

Ein armer Bursche bin ich,
Arm bin ich, das ist wahr.
Doch niemals that ich Unrecht noch,
Und gut gewachsen bin ich doch,
Das bin ich doch?
Man nimmt mich, das ist klar!'

Der lezte Vers, bey Hebel unnachahmlich schön, ist in der Uebersetzung, die einen ganz andern Gedanken unterschiebt, total verunglückt, und durch das französirende:

das ist klar! gar übel verundeutscht. Das Uebrige aber scheint uns auf Rechnung des Gegenstands und nicht des Uebersetzers geschoben werden zu dürfen.

Die besser gerathenen der eigentlichen Bauernlieder sind: der Schwarzwälder im Breisgau S. 231. Auf den Tod eines Zechers S. 267. und der Wegweiser S. 269. Diese Lieder haben so ziemlich sich in die Kleider des Wandsbecker Boten gesteckt, und da, däucht uns, hat der Uebersetzer die allein passenden für sie gefunden. Ebendieß ist mit einigen ernsten und rührenden der Fall. Darunter scheinen uns die gelungensten im ganzen Buche: der Abendstern S. 226 und: das Gewitter S. 252. —

Am Ende mußte der Freund mit Ref. sein Endurtheil dahin fällen, daß doch diese Unternehmung an sich so unrecht nicht sey, und die Art und Weise der Ausführung zwar noch mancherley vermissen lasse, daß aber der Uebersetzer doch eine gute Anzahl Hebel'scher Gedichte dem hochdeutschen Leser auf eine Art zugänglich gemacht habe, für welche ihm dieser nur dankbar seyn kann. — Ab.

Geschichte.

Manuscript von 1813, oder kurze Darstellung der Begebenheiten dieses Jahres; ein Beytrag zur Geschichte des Kaisers Napoleon von dem damaligen Kabinetssekretär, Baron Fain. Aus dem Französischen übersetzt. 1r Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. XII u. 409 S. 8. 1824.

Dieses Werk ist keines der vielen, den gleichen Gegenstand befassenden, welche nur durch ein Zusammentragen von Hörensagen entstanden sind, welche von Mund zu Mund gegangen, durch Uebertreibung oder Bosheit entstellt, nur erst nach den mannichfachsten Verfälschungen zu Papier gebracht wurden. Der Verfasser war überall selbst gegenwärtig, wo uns seine Blätter hinführen, mit eigenen Augen und Ohren hat er selbst das Beschriebene gesehen, gehört, und was das Beste ist, auch beurtheilt. Im Kabinet und auf dem Schlachtfeld in das geheimste Vertrauen gezogen, hat er die Ausführung der entworfenen Plane selbst mit erlebt. Er war in das Geheimniß der Gedankenreihe, die solche entwerfen hieß, und in das des Geistes eingeweiht, der sie ausgeführt. Er hatte die Befehle zu schreiben, welche Alles anordneten, und konnte hernachdem ihre Befolgung beobachten. Alle Berichte, deren Ganzes er zu empfangen, zu sammeln und zu ordnen hatte, mußten ihn endlich auf das vollständigste in den Geist der militärischen Operationen und des Räthsels der Politik seines Herrn einweihen.

Gewiß konnte nie Jemand in einer bessern Stellung des Geschichtschreibers sich befinden, und seine Arbeit sagt uns, daß B. Fain dieser Stellung zu entsprechen wußte. Von allen Werken, welche jene großen Epochen der Geschichte zum Gegenstand haben, gibt es keines, welches mehr das Gepräge eines aufgeklärten Geistes und unbestochener Wahrheitsliebe an sich tragen. Auf das deutlichste spricht aus demselben jene, beym Geschichtschreiber so seltene Vereinigung des Talentes und der Geradheit. Durch eine immer lebhaft fortlaufende, selbst dramatisch zu nennende Erzählungsweise wird unser Beyfall erregt, und stets werden wir mehr und mehr angezogen. Der oberflächliche Leser wie der tiefer forschende Kundige werden beyde gleich gefesselt.

In der That kenne ich auch keinen Historiker, dessen Styl so sehr mit dem des Historien-Malers verglichen werden könnte, in der folgerechtesten chronologischen Perspektive, in der schönsten Anreihung der Situationen gruppiren sich die Ereignisse vor unsern Blicken, wir selbst wohnen den mit so lebhaften Farben beschriebenen Begebenheiten bey; jeder Bericht entwickelt vor uns rasches dramatisches Leben, jede Schlacht das wahreste Bild der Bewegung des Kampfes. Durchdrungen von dem Geiste eines Titus Livius und Tacitus läßt der Verfasser die noch neue Zeit jener Ereignisse, ein Theil unsers eigenen Lebens, im ernst-edlen Gewande classischen Alterthums an uns vorüberschreiten. Bis zur lezten tragischen Entwicklung wird unsere Theilnahme immer mehr und mehr gesteigert wie die Wichtigkeit und Größe der Handlung zunimmt.

Eines der schönsten Kapitel der neueren Geschichte bildet seine Beschreibung der Schlacht von Lützen, wie auch der Bericht über die Prager Verhandlungen der Feder des ersten Politikers Ehre machen würde. Diese so denkwürdige Schlacht von Lützen, auf der alten berühmten Wahlstatt geschlagen, wo nach der Catastrophe von Moscau und dem Rückzug aus Rußland, die französische Armee noch einmal den blutigen Sieg zu erringen strebt, erregt das Interesse des Lesers. Hier in diesem classischen Todtenfelde sehen wir die Blüthe der französischen und preußischen Jugend fallen; zum Erstenmale die Waffen in der Hand, fallen beyde unter dem Ruf „für Vaterland und Freyheit!“ und das unübersehbare Grab, das die Gebeine zweyer Nationen aufnimmt, beschattet Eine Cypresse, Ein Lorbeer.

Wie viele Thatsachen erfahren wir aus diesem Buch, die bisher nur halb bekannt, oder in einem falschen Licht dargestellt worden waren. Die Geschichte aber sucht und kennt allein die Wahrheit. G. E.

Nr. 104.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 28. December 1824.

Geschichte.

Die Schicksale der alten und neuen Cortes von Spanien, durch Ernst Münch. In zwey Bänden. 1ster Band. Stuttgart in der Metzler'schen Buchhandlung. 1824.

Die Aufgabe, welche vorstehendes Werk zu lösen versucht, gehört nicht zu den leichteren, wie man auf den ersten Anblick wohl sich vorstellen möchte. Nicht nur hängt über den ältern Ereignissen, die die Anfänge und Fortschritte und endlich den Fall der alten gesetzlichen Cortes von Spanien begleitet haben, noch manches historische Dunkel, und ein großer Theil des Materials zu einer kritischen Geschichte derselben liegt, vom Partheygeist verwirrt und verunstaltet, unbenutzt in Archiven, oder fiel in ungeweihte Hände, die wiederum einseitig es zu Apologien der Faktion, ohne Rücksicht auf die höhern, und von ihr unabhängigen Interessen der Geschichte verarbeitet haben; sondern auch die neuern, und noch weniger die neuesten Begebenheiten sind von der Art, daß eine gründliche und allen Bedingungen der historischen Kunst genügende Darstellung dessen, was zur Wiederherstellung jener alten Staatsrepräsentation, im Gewande eines neuen Zeitgeistes und desjenigen, was durch dieselbe Gutes und Schlimmes, und endlich mit derselben Tragisches wieder geschehen ist, noch lange nicht möglich seyn wird. Die Ursachen brauchen nicht erst detaillirt angegeben zu werden. Und somit wenden wir uns mit einigen Gedankenstrichen gleich zur vorliegenden Schrift, welche wenigstens einen Grundriß zu geben versucht hat, nach welchem dereinst ein solches Unternehmen ausgeführt werden mag. Der Verfasser derselben, Schweizer von Heimath, aber Deutschland stets mit warmer Liebe, (was alle seine früheren Schriften bezeugen), als sein gemeinsames geistiges Vaterland erkennend, hat es seiner Vaterstadt Rheinfelden, einer durch ihre Treue an das Reich und den mannhaften Widerstand während einer sehr langen Belagerung durch die Schweden bekannten Besitzung des Hauses Oesterreich, nunmehr zum schweizerischen Kanton Aargau gehörig, in einer frischen, aber im Ausdrucke ächt republikanischer Grundsätze zwischen den Partheyen des Tags die Mitte haltenden Vorrede zugeeignet; „dem Partheyschriftsteller — also meynt er unter anderm — könnte es Gefahr oder Verachtung erwecken, je nachdem seine Farbe in der öffentlichen Meynung herrscht oder abgestorben ist; ich, der Bürger eines friedlichen Freystaates, aber mächtig erfüllt von den Grundsätzen, die ihm das Daseyn gegeben, von den Grundsätzen der Freyheit und des Rechtes, habe das Gemälde, das nur zu lebendig in dem Mitgefühle aller, für höhere Gedanken nicht unempfänglicher Menschen steht, mit wahren Farben nur, ohne Leidenschaft, aber auch ohne Menschenfurcht, und ohne Hoffnung eines Gewinnes von Königshuld oder Bürgergunst zu verfertigen mich unterstanden, und biete in ihm ein bald erhebendes, bald schrecklich niederschlagendes Schauspiel von Wechseln des Glückes, der Geistesgröße wie der Ohnmacht von Männern an, so ihre Zeit gewaltig gelenkt, bereichert oder elend gemacht haben; ferner von Völkern, welche wechselnd, in Zuständen der Anarchie und Sklaverey, der Freyheit und des Despotismus und allen Gräueln bürgerlicher Partheyung geschwankt, und nach einem kurzen Traume des Sieges unausführbarer Ideale, durch Thorheit mehr und Gutmüthigkeit als durch Mißbrauch und Uebermuth, eine Katastrophe erlebt haben, welche sie plötzlich wieder in einen unausfüllbaren Abgrund von Jammer und Elend stürzte. Der Schrey der Verzweiflung dieser Nation, — die gegen die kühnen Neuerer, wie gegen das wahre Interesse des Königthums selbst und gegen ihr eigenes Eingeweide, getrieben von bösen Geistern, unablässig wüthet, regte mich auf, in dieser unvollkommenen Skizze alte und neue Zeit, und wie aus beyden Wohl und Wehe sich erzeugt, kurz zu zeichnen, und durch Betrachtung früherer Formen, in denen jene Monarchie sich bewegt, zu sicherer Würdigung der neuesten Vorfälle einen Wegweiser in die Hand zu geben.“ Der Verfasser will sofort aus der Geschichte, die er bearbeitete, als aus einer großen Lehrmaterie überzeugen, daß „in den Extremen der Partheyen kein Heil-

und im Wahnsinn, der der Freyheit oder dem urkundlichen Recht und alten Herkommen in einseitigem Siegesrausche flucht, kein Segen für die Völker zu finden ist." Das Folgende schildert die Glückseligkeit seines Freystaates, und all jener Staaten, die „nach Grundsätzen der Mäßigung und Gerechtigkeit, durch weise und loyale Fürsten regiert werden," und den „Segen jener Verfassungsanstalten, die nicht erst das Schwert in gefahrvollem Aufstande zu erkämpfen braucht, sondern die das Ansehen der Jahrhunderte und die innere Ehrwürdigkeit ihres Charakters heiligt." Der Schluß der Zueignung enthält eine Lobrede auf die Treue und die Tapferkeit seiner Mitbürger in früheren Zeiten, und enthält unter anderm die auch von Andern in unserer Periode wohl zu beherzigenden Worte: „Es ist eine Zeit nun, wo auch der Große nichts ist, wenn er sich selbst aufgibt, und der Kleine unbemerkt von dem Willen mächtigeter Gewalten verschlungen wird; aber auch diesem letztern steht ein großes Feld zum Ruhme annoch offen, wenn er die Kräfte, welche nach außen nichts mehr wirken können, zur Verbesserung des innern, geistigen Haushalts verwendet." —

Das Iste Buch nun schildert in zwey Kapiteln die Geschichte der alten Kortes von Kastilien und Leon, und die Kortes und Freyheiten der Arragonier bis nach den Zeiten Ferdinands des Katholischen und der Isabella von Kastilien, nach den besten, ältern und neuern Quellen; das IIte die Zeiten Don Karlos I. (Karls V.) Die Beschränkungen und Beeinträchtigungen der Nationalfreyheiten durch beyde oben genannte Könige, durch Ximenes und die Inquisition; darauf folgt eine umständliche und kritische Beschreibung der beyden mächtigen Aufstände der Communeros und Germanaden, Padilla's und des Maria Pacheco Heldenmuth, und den tragischen Ausgang dieser Insurrektion, der mit Untergang der wesentlichsten Bestandtheile der alten Verfassung endigt; schließlich die Begebnisse mit Perez und Lanuza, die für die Freyheit der Arragonier sich erhoben, den Unionsversuch des Grafen von Olivarez, und den Aufstand der Katalonier zu Ende des 17ten Jahrhunderts, der ihnen den letzten Ueberrest ihrer Rechte kostete.

Im IIIten Buche sofort ist die Geschichte der neuen Kortes erzählt; nämlich: zuvörderst, was für Erhaltung der Nationalselbstständigkeit und des Thrones der Bourbone geschehen, die Bildung, Reformen und der Sturz der Kortes von Kadir, alles sehr ruhig und unpartheyisch. Darauf das Gewebe von den vielen tragischen Scenen, welche die Restauration von 1814 begleitet haben, und den mißlungenen Verschwörungen Porliers, Lacy's, Vidals, van Halens u. A., und jener ersten, durch den Hauptanführer Abisbal selbst verrathenen Insurrektion des Expeditionsheeres zu Kadir. Das 2te Kapitel desselben Buches beschreibt sonach den äußerst interessanten Gang der erneuerten Verschwörung unter den Patrioten jener Armee und den Einwohnern von Kadir, so wie der Städte in der Nachbarschaft und das Verhältniß, in welchem sie zu den Liberalen auf andern Punkten standen, aus Quellen, mit denen ein nachmaliges Mitglied der Kortes, Galiano, und nach ihm der Staatsmann zu Offenbach, zuerst bekannt gemacht, und somit den Dank der Geschichtschreiber verdient haben. Die folgenden Kapitel aber haben als das Anziehendste des ganzen Werkes, und als Gegenstück zum Kampfe Padilla's und der Communera des 16ten Jahrhunderts den Ausbruch der Insurrektion bey las Cabezas und auf der Isla de Leon, unter Riego's und Quiroga's Ausführung den kecken und mißlungenen Versuch des Obersten Rotaldo's auf Kadir, die Bewegungen Freyre's und der, der Königssache treu gebliebenen Anführer, ferner die Auftritte und Scenen in den verschiedenen Provinzen, welche auf den Ruf für Herstellung der Konstitution sich begeben, die Art, wie der Hof zu Madrid im kritischen Augenblicke sich benommen, und was er zur Aufrechthaltung seiner unbeschränkten Gewalt fruchtlos gewagt, endlich den kühnen Zug Riego's an der Spitze einer mobilen Kolonne durch mehrere Landschaften, und endlich, nachdem die Gräuelscenen zu Kadir, die einen so unaustilgbaren Fleck in Spaniens neuerer Geschichte bilden, und in welche noch immer die historische Leuchte nicht ganz hineinzünden darf, den vollständigen Sieg der Revolution durch den Einzug des Nationalheeres in Kadir. Wen sollte nicht der Gedanke an die Nichtigkeit aller menschlichen Entwürfe und Werke erschüttern, wenn er gedenkt, welch ein herbes Loos so bald den jetzt vergötterten Helden des Tages bereitet worden. Diese Betrachtung eines tief ergriffenen Gemüthes liegt in den Worten, womit der Verfasser, nachdem er Quiroga's Verherrlichung auf dem Gemeindehaus zu Kadir geschildert, den ersten Band seines Geschichtwerkes schließt:

„Betrügliches Glück! Falsches Schicksal! Kaum sind drey Jahre verflossen, so flüchtet der, den du zum Held n der Freyheit erhoben, und mit aller Glorie ihres Glanzes umgeben hast, abermals mit dem Brandmal des Rebellennamens aus denselben Thoren, auf Meereswogen und dem entfernten Inselstaate die Rettung seines Lebens suchend; der Nebenbuhler seiner Größe endigt schimpflich auf dem Schaffot, gemeinen Missethätern gleich; die übrigen zwey (O donoju und Lopez Banos) hat nur früherer Tod oder feiges Verlassen der beschworenen Sache vor dem Mordbeil gesichert; und aus denselben Mauern, von denen Quiroga und Riego jetzt siegestrunken nach der Hauptstadt Spaniens eilen, zieht König Ferdinand VII. die Vollstrecker schwerer Rache abermals zu seiner Seite, nach eben jener Stadt,

um den hergestellten Thron der absoluten Herrschaft von Neuem zu besteigen.“ —

Die zahlreichen, oft sinnstörenden Druckfehler, die auf dem 2ten Blatt schon beginnen, lassen bedauern, daß der Verleger nicht an Ort und Stelle einen genauen Revisor der Correktur bestellt hat. — r.

Unterhaltungs-Literatur.

Die fürstlichen Frauen der Vorzeit. Romantisch-geschichtliche Darstellungen von Sophie Mai. Erster Theil. 1824. bey Herbig.

Clio, bey all dem strengen Ernste, den ihr Geschäft fordert, ist und bleibt doch immer ein Frauenzimmer, das sich gern geschmückt sieht. Unsere Verfasserin besizt eine geschickte Hand, um die genannte Muse bey der Toilette zu bedienen, wenn sich dieselbe anschickt, einen ästhetischen Theecirkel oder eine romantische Redoute zu besuchen. Sie scheint zwar das Talent der verstorbenen Benedicte Naubert (Verf. des Walter von Montbarri, der Amalgundr u. s. f.) nicht zu besitzen; das Talent, die Muse der Geschichte so natürlich zu putzen, daß man glauben sollte, sie sey ganz unbekleidet (beyläufig ein Talent, worinnen selbst der vielgerühmte Sir W. Scott unserer verewigten Landsmännin nachsteht); aber sie entstellt doch auch dieselbe nicht durch hochromantische Frisur oder durch Ueberladung mit den böhmischen Steinen der neuesten poetischen Prosa. Mit einem Worte, sie hat Beruf, wenn nicht zum historischen Romane, doch zur historischen Novelle. Hier hat sie deren vier mitgetheilt: Hiltrudis von Baiern, Agnes Maria von Mähren, Ingeborg von Norwegen und Emma von Glorester. Die dritte scheint uns die gelungenste zu seyn; aber der Raum gestattet uns nicht, mehr daraus anzuführen, als daß sie mit einer Scenenschilderung anhebt, die Sir Scott selbst nicht imposanter hätte wählen und nicht besser ausführen können: es ist die Braut-Krönung der Prinzessin von Norwegen in Opslo (der alten Hauptstadt, dem französirten Auslo im Yngurd), interessant durch die Lage der Braut (ungefähr die Lage der Asla, wenn sie sich des Königs Alf Procurator Gyldendrog hätte antrauen lassen müssen) und romantisch durch einen Schicksalsring, der auf dem Zuge nach der Kirche auf ihren Weg fällt.

S. 212 ist die Rede von des Herzogs Erik liebenswerthem Benehmen an den deutschen Höfen, und von seiner gastlichen Gestalt. Dieses Beywort (für schön, einnehmend, wohlgefällig) ist nicht zum schicklichsten gewählt: denn in Bezug auf die eigentliche Bedeutung müßte man sich dabey eine Gestalt denken, die Appetit erweckt. Doch still, Kritik! du hast das Werk eines Frauenzimmers vor dir, und noch dazu eines Frauenzimmers von so gastlichem Namen. Denk' an Uhlands Recensenten des Lenzes, des Mai!

Periodische Literatur.

Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von A. W. v. Schlegel. Zweyten Bandes erstes Heft. Bonn bey Weber. 1824. 148 S. 8.

Dieses Heft, überhaupt das fünfte der Zeitschrift (S. Lit. Bl. 1823 No. 19 und 85) enthält eine „Allgemeine Uebersicht,“ von welcher der Verf. S. 70 sagt, daß sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch mache, und daß er sich darinnen auf dasjenige beschränkt habe, was ihm die Grundlage alles Uebrigen zu seyn scheine: Grammatik, Auslegungskunst und philologische Kritik! Die Vollständigkeit der sogenannten Uebersichten, über große Literaturzweige, ihre Zustände, und die Bestrebungen ihrer Anbauer, ist selten weit her; sie laufen meisten Theils auf ein flaches und flüchtiges Räsonnement über abgerissene Einzelheiten hinaus, womit der Uebersichtler zufällig bekannt geworden ist, und die er si bien que mal zu einem Ganzen zu verbinden sucht, welches er für den gegenwärtigen Zustand der Sache ausgibt. So hören wir oft einen Einzigen über die Schriften aus zwanzig verschiedenen Fächern der Literatur schwatzen, und er sucht uns vergebens zu verhehlen, daß er in 18 oder 19 von diesen 20 Fächern keinen Bescheid weiß. Der wahre Gelehrte hingegen beschränkt sich gern auf das Fach, in welchem er ganz zu Haus ist, und leistet darin etwas Rechtes von übersichtlicher Darstellung. So hier unser deutscher Indier. An seine frühere Beleuchtung des Wilson'schen Sanskrit-Wörterbuches schließt er hier eine geistreiche Beurtheilung der Grammatik von Yates (Calcutta 1820), und der Chrestomathie von Herrn Prof. Frank in Würzburg an. Dem leztgedachten sucht er eine Arbeit zu ersparen, welche derselbe in der Vorrede angekündiget hat. Herr F. hat nämlich seiner Chrestomathie eine Abbildung des indischen Sonnengottes auf dem siebenspännigen Wagen vorgesezt, und in dem Vorberichte gesagt: es sey das Bild einer Statue, welche „in curia perillustris Societatis Indiæ“ aufbewahrt, und von welcher er in einem Werke über die indischen Mythen und Denkmäler handeln werde. Schlegel gibt ihm zu vernehmen, daß er mystificirt worden ist, obwohl nicht durch andere, wie sein Landsmann Beringer und Wilford, sondern durch seine eigne Inadvertenz. Das gerühmte indische Denkmal ist nämlich nichts Anderes, als ein im Jahre 1814 von dem englischen Bildhauer Coade Lambeth verfertigtes Kaminstück, wie an dem Marmor deutlich geschrieben steht. Der Oberbibliothekar hatte den Gedan-

len, eine Zimmerverzierung von einem Gegenstande der indischen Mythologie zu entlehnen, und der Künstler bediente sich in vollem Maße der Freyheit, denselben nach europäischem Geschmack umzumodeln.

Demnächst spricht Schlegel über die bengalische Grammatik und Chrestomathie von Haughton, und kommt S. 29 auf folgende, frappante Behauptung: „Die Vorzüge derjenigen alten Sprachen, welche wir wegen der Vollkommenheit ihres Baues am meisten bewundern müssen, des Griechischen, des Lateinischen, des Sanskrit, sind unerreichbar und unersetzlich: es wäre vergeblich zu hoffen, daß im Laufe der Jahrhunderte noch irgend einmal Sprachen von ähnlicher Art entstehen könnten. Wir müssen sie für Denkmale eines andern Weltalters, einer feenen, weit über den engen Horizont unserer Geschichte hinaus liegenden Vorzeit anerkennen. Jene Sprachen sind die Urgebirge des menschlichen Geistes; es mag Sprachen des Uebergangs und der zweyten und dritten Bildungsstufe geben, alle von hohem Alter: die neueren Mundarten aber, deren Entstehung aus dem Zusammenstoß der Völker wir geschichtlich nachweisen können, gleichen jener Gebirgsart (Nagelfluhe, poudingue), welche aus lose verkitteten Kieseln und abgerundeten Bruchstücken verschiedener Steinarten besteht, und sich sogleich als eine formlose Anschwemmung vorübergehender Wasserfluthen verräth." Wir wollen hier nicht untersuchen, ob diese Vorliebe für das Sanskrit, die sich in das Lob der todten Sprachen unserer Schulen versteckt, zu weit gehe oder nicht; genug, daß sie dem Verf. den mühevollen Weg der Forschung erleichtert.

Der zweyte Abschnitt enthält die Fortsetzung von der grammatischen Abhandlung Humboldt's, deren im Lit. Bl. 1823. No. 85 gedacht worden ist. Der Scharfsinn, womit H. über das Wesen des Verbum, des Infinitiv, des Gerundium u. s. w. philosophirt, macht den Aufsatz lesenswerth auch für diejenigen, denen die Suffixa (S. 71 steht Suffira) der Sanskritsprache böhmische Dörfer sind.

Den dritten Abschnitt endlich bildet die ausführliche Ankündigung des Ramayana, französisch und deutsch, die wir als bekannt voraussetzen dürfen, da sie auch in besonderen Abdrücken verbreitet worden ist.

Antikritik,

das Kind'sche Taschenbuch betreffend.

Der Schrift-Setzer (oder Steller), welcher im Lit. Bl. No. 93 v. J. 1824 das magische Quadrat oder Planetensiegel im Becker'schen Vergnügen gelöset hat, scheinet nicht gern Verse zu setzen; denn sonst würde er leicht folgenden Schlüssel gefunden haben: $\frac{112233245}{153824571}$, $\frac{5667788}{6384726}$. $\frac{11334422}{48372616}$, $\frac{5566278}{5814253}$! $\frac{211243344}{737451638}$! $\frac{5566778}{2457164}$. $\frac{8117}{8262}$? $\frac{233445}{758143}$ — $\frac{5667788}{7263815}$. Das ist in ungereimten Versen:

M. (Mutter). Nun spinne, spinne, liebes Kind,
Hübsch fleißig, unverdrossen.
Da ich ein Mädchen war, wie du,
Was konnt' ich da nicht spinnen!
T. (Tochter). Ich kann nicht, liebe Mutter, ach!
Ich kann nicht länger spinnen.
M. Warum nicht? T. Amor, o sein Pfeil —
Sein Pfeil hat mich getroffen.

Antwort.

Recensent, welchem diese neue Lösung, als anonym eingesandt, vom Herrn Redacteur mitgetheilt worden, hat sie seinem Räthselrathe, dem jungen Setzer, mitgetheilt, und dieser behauptet, der Herr Antikritikus verstehe nichts von der Setzkunst. Sein Schlüssel könne metrisch gut seyn, aber er sey typographisch falsch; denn wenn einmal, wie in seinem 4ten Verse, der bloße Versanfang den Initialbuchstaben rechtfertigen solle, so müßten alle Verse mit Initialbuchstaben anfangen: nun sey aber im ganzen magischen Quadrat' oder Setzkasten kein großes H zum Hübsch, und kein großes S zum Sein zu finden; im Felde ¼ stehe hübsch, nicht Hübsch, und im Felde ⅛ sein nicht Sein. Wenn also diese neue Lösung die rechte seyn sollte, so müßte der Herr Setzer des Becker'schen Vergnügens zwey Böcke gemacht haben, oder der Verfertiger des Planetensiegels selbst.

Ich getraue mich nicht diesen wichtigen typographischen Streit zu entscheiden; aber so viel weiß ich, daß mir beyde Lösungen keine Genüge leisten. Ich vermuthe, daß in dem Zauberquadrat ein geistreiches Gespräch steckt, und das hat mir weder der metrische noch der typographische Combinator herausgefunden.

Dagegen hat der Erstgenannte meine magische Recension des Beckerschen Vergnügens in folgende Knittelverse aufgelöst:

Nur Eine Katze gibt es hier,
Doch der Hund' einen halben und vier.
Rathet, wenn ihr nachgedacht.
Wer die Kupfer habe gemacht.
Aber unter den Gedichten
Ist kein Hund, und unter den Geschichten
Keine Katz'; allein gar viel
Sind nicht besser, als dieß Spiel.

Die Kenner des Rösselsprunges mögen die Auflösung prüfen nach dem von mir angedeuteten Schlüssel im Lit. Bl. No. 41.

D. Rec.

Nr. 105.

Literatur-Blatt.

Freitag den 31. December 1824.

Periodische Litteratur.

Deutsches Museum; herausgegeben von Ernst Münch, in Verbindung mit deutschen, schweizerischen und elsässischen Gelehrten. 1ster Band, 1s—3s Heft. Freyburg im Breisgau; bey Friedrich Wagner. 1824.

Diese neue Zeitschrift ist dazu bestimmt, im Geiste jener frühern, die den gleichen Namen trugen, und deren jede, leider, an ungünstigen Zeitverhältnissen scheiternd, zu bald wieder einging, für Geschichte im weitesten Sinn des Wortes, dann aber auch für klassische Literatur, Philologie und Philosophie zwischen Gelehrten aus Deutschland, Helvetien und dem Elsaß eine Art Vereinigungspunkt zu rein wissenschaftlichen Zwecken zu bilden. Diese Tendenz ist frisch und freymüthig, mit nur allzugegründeter Klage über so viele Schattenseiten und Verkehrtheiten der neuesten Literatur und ihrer Lieblingsneigungen in der Vorrede ausgesprochen, mit welcher der Herausgeber, Professor an der Hochschule zu Freyburg, das deutsche Publikum begrüßt. Derselbe scheint aus guten Gründen aber gleich in den folgenden Heften den Plan des Journals vereinfacht, und blos auf historische und literarhistorische Motive sein Augenmerk geheftet zu haben, was wahrscheinlich dem Erfolg desselben in mehr als einer Hinsicht zuträglicher seyn wird. Das 1ste Heft eröffnet sich mit einigen Bruchstücken der paradoxen, aber höchst geistreichen und selten gewordenen Abhandlung des berühmten Agrippa von Nettesheim, de vanitate et incertitudine scientiarum u. s. f., worüber, so wie über den Verfasser selbst, Meiners in den Lebensbeschreibungen berühmter Männer ausführlichere Nachricht gibt. Die Uebersetzung ist vom Herausgeber, begleitet mit einem kurzen Vorwort über Agrippa und seine Deklamation. Darauf folgt eine äußerst gehaltvolle und gründliche, an historischen Paradoxen aber nicht minder reiche Abhandlung Wolfgang Menzels, des Verfassers der Streckverse: Charakteristik des altgermanischen Lebens betitelt, womit ein größeres Werk, das eine Menge von Momenten des altdeutschen Volkslebens auf gleiche Weise schildern soll, angekündigt wird. Niemand wird diesen trefflichen Aufsatz ohne gesteigertes Interesse lesen, obgleich mancher Leser seine eigene Meynung zu Protokoll zu geben hie und da versucht werden dürfte. Von Deubers diplomatisch-historischer Untersuchung über Hermann v. Stahlek, Pfalzgrafen bey Rhein, läßt sich erst reden, wenn der Aufsatz, welcher etwas unschicklich abgebrochen hier erscheint, ganz gedruckt seyn wird. An Stahlek reihen sich zwey Bruchstücke aus einem größern Werke des Herausgebers: Franz von Sickingen, dessen Geschichte aus Quellen und Urkunden bearbeitet, bald erscheinen soll. Die, meistens sehr seltenen Urkunden, welche zur politischen und Religionsgeschichte damaliger Zeit höchst wichtige Beyträge und Aufschlüsse bieten dürften, werden vom Verfasser mit versprochen. Durch die vorliegende Bruchstücke werden Franzens große Plane in ein helleres Licht als bisher gestellt. Der ungedruckte Brief Napoleons wird von den Herausgebern der Oeuvres complettes nicht unbeachtet bleiben, da seine Aechtheit verbürgt ist. Nur glauben wir, daß er keineswegs an Berthier, sondern an einen der an jenem denkwürdigen Tage kommandirenden Marschälle geschrieben worden sey, da die Natur des Auftrags sowohl, als der Umstand, daß Berthier in Napoleons Nähe selbst sich befunden haben muß, gegen die erstere Annahme streiten. Der Mittheiler wird wahrscheinlich dieß selbst bey näherer Betrachtung einsehen. Des edlen Wankers kurze Biographie, zum Theil nach Hug, zum Theil aus eigenen Notizen, vom Herausgeber, wird den Männern eine willkommene Gabe seyn, die nach Wessenbergs Zurücktritt wenigstens einen Mann von Wankers Ruf und Verdienst im Besitz jener wichtigen Würde zu sehen sich freuten. Deubers Uebersetzungen einer Ode Pindars haben für den Philologen Werth; die deutsche scheint uns aber hie und da etwas steif und gezwungen; lieblicher munden die von einem Ungenannten gebotenen Petrarchica, womit das Heft schließt.

Das 2te Heft setzt Agrippa's philosophische Ansichten von der Wissenschaft und dem Leben seiner Zeit fort; die

Stockphilologen und Grammatiker werden es auch jezt noch für eine Satyre auf sie ansehen. Das ganze liebe Unwesen, wie es auch heute noch unter uns lebt und tollt, ist von dem unruhigen Manne, der ihrer Herrschaft hier so wenig Achtung bezeigt, trefflich geschildert. Eine frische, kräftige Meerluft weht aus den so wunderbaren und wechselreichen als tragischen Geschichten Hakon Jarls, des skandinavischen Usurpators, entgegen, den Oehlenschläger in seinem Drama auf würdige Weise verewigt hat. Der Herausgeber hat diesen Helden aus den wenigen, von ihm vorhandenen Quellen, nämlich Saxo, Snorri, Torfäus und einigen spätern Berichten ausführlich und getreu bearbeitet; gut wäre es, wenn auch die Schicksale Sigurd Jarls und Hakons II., die mit denen des erstern einen sehr interessanten Cyklus bilden, auf ähnliche Weise gegeben, und die Skaldenlieder eingeschaltet würden, die von Eywind Skaldaspillo, Einar Thambaskelfr u. A. auf Hakon I. vorhanden sind. Man hofft nicht für einen Altdeutschthümler angesehen zu werden, wenn man die Klagen eines deutschen Patrioten des 17ten Jahrhunderts über das Sprach- und Sittenverderbniß und den Sieg des Fremdthums in Deutschland mit warmem Herzen vernimmt und, auch in Bezug auf unsere Zeit, nur mit einigen Varianten, unterschreibt. Der ehrliche Philander von Sittewald, aus dessen Visionen das Bruchstück mit den nöthigen Orthographieverbesserungen vom Herausgeber mitgetheilt worden, und der mit seinem eigentlichen Namen Moscherosch heißt, und ein sehr berühmter Schriftsteller seiner Zeit war, würde heut zu Tage wohl nicht Papier genug finden, wenn er nur alle die neuen Modethorheiten in Sprache, Sitten, Literatur und Politik, welche die ältern verdrängt oder vielleicht blos vermehrt haben, grißeln wollte. Von Kausler lieferte einen schätzbaren Beytrag zu San Martins, des Befreyers von Chili Lebensgeschichte; doch ist die Skizze viel zu kurz und nicht genugsam umfassend, um so mehr, da über diesen merkwürdigen Mann Materialien hinreichend vorhanden sind. Weißgerbers Uebersetzung und Kommentar vom Kyklopen des Theokrit verräth viele Belesenheit und schätzbare philologische Kenntniße, doch hätten die Verse etwas geründeter und wohlklingender seyn können. Immerhin möge aber derselbe fortfahren, den Dichter ganz auf solche Weise zu bearbeiten. Die dichterische Weitschweifigkeit seiner Prosa verzeiht man der gemüthlichen Wärme, mit der er seinen Liebling zu behandeln scheint. Uebrigens sollte, wie schon oben angedeutet worden, das Museum künftig weniger solchen, als reinhistorischen Aufsätzen Raum gönnen. Einige Notizen über Snorre's herrliche Heimskringla, wovon der Inhalt, weil das Buch äußerst selten geworden, hier gegeben wird, so wie über diesen ausgezeichneten nordischen Geschichtschreiber selbst, und ein merkwürdiger Brief des berühmten Saladdins an Kaiser Friederich den Rothbart sind die lezten Stücke dieses Heftes.

Das am reichsten ausgestattete ist das 3te Heft des Isten Bandes. Die Allemannischen Brüder von K. Walchner, der durch ein Schriftchen über Otto von Sonnenberg, Bischof zu Konstanz, und einen historischen Aufsatz über Paul V. sich bereits vortheilhaft bekannt gemacht und so eben auch eine Geschichte von Pfullendorf angekündigt hat, geben einen äußerst schätzbaren Beytrag zur Geschichte der Universität Paris, von deren Gestalt und Leben in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die Einleitung handelt, und liefern genaue Nachricht von dem Buchdrucker-Kleeblatt Ulrich Gehring, Martin Kranz und Michael Freyburger, welche, mit Privilegien Ludwigs XI. begabt, die Buchdruckerkunst in Paris zuerst einführten; ferner von Johann a Lapide und seinen Verdiensten, nebst drey sehr interessanten Beylagen, nämlich einem Verzeichniß der am Ende des 15ten Jahrhunderts in Paris vorhandenen Kollegien, (man zählte deren 41); einer Elegie des berühmten Buchanans: de misera conditione litteras humaniores Lutetiae docentium und dem Indigenatsbrief des Königs für die drey Buchdrucker. Der 2te Aufsatz, vom Herausgeber, gibt eine Uebersetzung der Konstitution der gegenwärtig so viel besprochenen alten Kortes von Lamego nebst historischem Kommentar, ein zur Verständniß dieses Gegenstands und für die Tagsgeschichte nicht unwichtiger Beytrag, je seltener jenes Aktenstück geworden ist. Von vorzüglichem Werthe ist Hottingers Bruchstück seiner Fortsetzung von Joh. Müllers und Glutz-Blotzheims Schweizergeschichte; es enthält, in einer, der beyden preiswerthen Vorgänger nicht unwürdigen Sprache und mit rühmlicher Unpartheylichkeit alle Vorfälle schildernd, der Eidgenossen Bündniß mit Franz I. vom Jahr 1521, „das vorzüglichste und traurigste Denkmal eidgenössischer Entartung," wie das begleitende Vorwort des Herausgebers sich ausdrückt. Die Rechtlichkeit und der Freyheitsstolz vieler ächten Schweizer jener Zeit, besonders unter Zürichs Landvolk, spricht darin auf rührende Weise sich aus. Moscheros patriotische Klagen werden sofort geschlossen, und eine, wiewohl zu kurze und unvollständige Nachricht von seinem Leben und literarischen Wirken aus der Feder des Dr. Welck dient als Epilog dazu. Nun folgt ein Bruchstück aus des Herausgebers IVtem Theile der Heerzüge wider die Osmanen u. s. f. enthaltend die Geschichte der Verrätherey und des Falles von Caminar Sava, der vorzüglich zur Niederlage der Hetäristen bey Tergovist sehr viel beytrug, und des glorreichen Opfertodes des unsterblichen Sa-

-ars Jordaki (oder Georgs des Olympiers, wie Pouqueville ihn nennt) des ersten grossen Märtyrers für die Freyheit der Neugriechen; endlich die Fortsetzung von Deuders Stablek, in ihrem Inhalte sehr interessant, aber wiederum in karger Portion zugemessen; möge der Verfasser, an dem vielleicht die Schuld vorzüglich liegen mag, in größern Abschnitten solche Arbeiten einrücken lassen; denn daß von dem Herausgeber dieß geschehen, läßt sich nicht wohl denken, da sein Journal selbst bey solcher Oekonomie Gefahr läuft. Ein besonderer, der Kritik geweihter, Artikel gibt Recensionen von Gerlachs neuer Prachtausgabe des Sallusts, von Rottecks VII. Band der Allgemeinen Geschichte, Routiers Denkwürdigkeiten und von der Ausgabe zweyer Schweizerchroniken, von Justinger und Tschachtlan. —r.

Dramatische Dichtkunst.

Das Auge der Liebe. Ein Lustspiel von Karl Immermann. Hamm bey Schulz und Wundermann. 1824. 143 S. 8.

Ein neuer Sommernachtstraum à la Shakspeare! Im Vorspiel erscheinen Oberon und Titania, entzweyt um einen Knaben, welchen die Elfenkönigin ihrem Gemahl entführt hat. Der erzürnte Geisterfürst befiehlt seinem Diener Puk (hier Droll, wie bey Schlegel), zur Strafe für diesen Knabenraub Titaniens Liebling, die reizende Prinzessin Amanda, vom Hofe zu Neapel in Wüsteneyen zu entrücken, und alle nur ersinnliche leibliche Häßlichkeit über ihre Person auszuschütten. Dieser Zauber soll auf ihr lasten,

> Bis das Aug' der Liebe sie entdeckt,
> Und als Scheusal Liebe sie erweckt.

Titania ist überzeugt, daß nur der Tod diesen Fluch lösen könne, und es bleibt ihr nichts übrig, als der Entschluß, Amanden in Träumen glücklich seyn zu lassen. So schließt das Vorspiel.

Beym Beginn des Lustspiels ist Amanda bereits verschwunden. Sie ist nicht die Tochter des Königs von Neapel, sondern eine Prinzessin von Deutschland, deren Vater sie ihm anvertraute. Der Kronprinz von Neapel war mit ihr durch die Bande der zärtlichsten Neigung verbunden, und trauert nun um ihren unbegreiflichen Verlust. Der König von Deutschland hingegen, der ihr Verschwinden bereits vernommen hat, ist erzürnt darüber, und rückt heran, den König von Neapel mit Krieg zu überziehen, weil er glaubt, man enthalt' ihm die Tochter vor, oder hab' ihr ein verborgenes Leid zugefügt. Der Kronprinz zieht gegen ihn in's Feld. Der Feldzug führt ihn in den Wald, wo die häßlich metamorphosirte Amanda, unsichtbar von Titanien und ihren Elfen beschirmt und durch Träume beglückt, als Pflegling eines Bauern lebt. Der Prinz sieht sie, erkennt sie mit dem Auge der Liebe an ihren Augen und an ihrer Stimme (welche Droll zu metamorphosiren vermuthlich vergessen hat), und Titania zeigt dem Oberon das trotz seines Zaubers glückliche Paar. Sie fordert nun die Entzauberung Amandens, aber Oberon besteht noch auf einer Probe: erst dann soll der Zauber gelöst werden, wenn der Prinz sein geliebtes Scheusal zu Hofe führen wird, um die Vermählung zu schließen.

Mittlerweile ist der Feind herangerückt, und der Jägermeister Claudius, dem Prinzen als Chef des Generalstabs beygegeben, hat so schlechte Anstalten zur Schlacht getroffen, daß dieselbe auf dem Punkte steht, verloren zu werden. Der Prinz, nachdem er den Armen der Liebe sich entwunden, kommt an zur höchsten Zeit, gewinnt die Schlacht, und gibt dem Reiche den Frieden, indem er dem feindlichen Könige eröffnen läßt, daß Amanda wiedergefunden sey, und er im Begriff stehe, ihr seine Hand zu geben. Da er wirklich von seinem Vater die Einwilligung zur Heirath mit der Häßlichen begehrt, so muß Oberon den Zauberfluch lösen, Amanda wird schön, wie vorher, und der Vermählung steht weiter kein Hinderniß entgegen.

Das ist die Hauptfabel, in welcher, wie man bemerkt haben wird, nicht mehr Geist ist, als in hundert und aberhundert andern Feenmährchen, welche zu Ehren der Allgewalt der Liebe ersonnen worden sind. Lachstoff ist wenig darin, nämlich in der Fabel an und für sich: denn er könnte seinen Sitz nur haben in der anscheinlichen Absurdität der Zärtlichkeit, welche der Prinz für eine grundhäßliche Prinzessin empfindet und an den Tag legt; aber was in diesem Verhältnisse etwa von komischer Kraft liegen möchte, das entnervt der Umstand, daß der Prinz hier eine Bezauberung nothwendig voraussetzen muß. Wollte der Verf. hier die lächerliche Zärtlichkeit nachahmen, welche im Sommernachtstraume die von Oberon's Magie verblendete Titania dem von Puk mit einem natürlichen Eselskopfe begabten Leinweber Zettel erweist; so schoß er sehr weit vom Ziele. Der Quell des Lächerlichen liegt dort nicht sowohl im sichtbaren Eselskopfe Zettels, als vielmehr in seiner geistigen Rüpelhaftigkeit. Die leiblichen langen Ohren waren ein derber Spaß für die Gallerie der damaligen Zeit. Auf ein gebildetes Publikum würde Shakspeare mit mehr komischer Kraft haben wirken können, wenn er den Eselskopf weggelassen, Titanien zu einer zufälligen Zuschauerin der Trauerspielprobe gemacht, und dem verblendeten Zauber die Wirkung gegeben hätte, daß die Feen-Königin in den Tölpel von Pyramus, in seine künstlerische Darstellung der Leidenschaft sich verlieben mußte. Bey Herrn J. ist die komische Wirkung in der Anlage des Verhältnisses schon

verfehlt; die Fortdauer der Liebe für die verzauberte Häßliche ist ihrem Wesen nach *rührend*, und wie lächerlich sie auch die Personen des Stücks finden mögen, welche in der abscheulichen Hülle Amanden nicht wieder erkennen; *wir* kennen sie, wie der Prinz, und können daher nicht *mitlachen*.

Inzwischen hat der Verf. in die Haupthandlung den Faden einer Episode eingeflochten, welche jenen Mangel ergänzen zu wollen scheint. Der alte Jägermeister Claudius hat eine junge, hübsche Frau ohne Temperament (Frigida), welche entfernt vom Hofe in ländlicher Häuslichkeit lebt. Als er in den Krieg ziehen soll, geräth er, auf Veranlassung einiger Späße seines Knechtes Hans Türk über den Hahnrei-Orden, auf den Einfall, die Treue seiner Gattin prüfen zu lassen durch zwey Gecken, die Kammerherren Thomian und Seybold. Der eine soll ihm den Ring, der andere die Halskette derselben als Siegeszeichen bringen, und sie, die Frigida, ermahnt er beym Abschied, diese Kleinodien sorgsam zu bewahren. Diese Ermahnung mißverstehend, *verschließt* sie dieselben. Nun spielt Türk den beyden Eroberern den Streich, jedem derselben eine von den herausgeputzten Mägden der Frigida statt der Herrschaft vorzustellen, und von den Mägden erhalten die Kammerherren Ring und Kette, welche diese aus dem Gewahrsam der Herrin entwenden. Triumphirend schicken sie dieselben dem Claudius zu, welcher nun Rache schnaubt gegen das vermeintlich ungetreue Weib. Er klagt Frigida vor dem König an, der Prinz führt eine Untersuchung, und bringt leicht die Wahrheit an den Tag, welche den Jägermeister beruhiget, und die Kammerherren beschämt. Mit dem Elfenwesen hängt diese Episode blos dadurch zusammen, daß Droll kurz vor dem Beginn der Gerichtsverhandlung dem Seybold die Perrücke abreißt, und dem Thomian die Nase lang zieht. Diese Nebengeschichte liefert einige komische Scenen, besonders zwischen den beyden Gecken und den verkleideten Mägden, deren eine so belesen ist, daß ihr Gespräch mit Thomian zu einer Brocken-Lese aus der Braut von Messina, der Schuld und anderen neuesten Dramen wird, nicht ohne Wirkung auf das Zwerchfell belesener Leser.

Diese Wirkung fehlt auch der *Charakterzeichnung* nicht, die drey Narren, Claudius, Thomian und Seybold, sind zweckmäßig unterschieden, und Hans Türk sammt den Mägden sind ergötzlich in der niedrigeren Sphäre der Komik. Im *Ausdruck* hingegen vermißt man Haltung und Takt. Man merkt fast in jeder Zeile, daß er shakspearisch seyn soll; aber er ist es selten, und wo er demselben nahe kommt, tritt er zu deutlich als Copie hervor. Das Wort- und Sylbenspiel S. 16 u. 17 z. B. mit *ziemen*, *ziemlich*, Ochsen*ziemer*, *ziehn*, *Simon*, *Ziem'ges* u. s. w. ist bis zum Aberwitz ausgesponnen. Von *gelungenen* Einfällen hier zwey Beyspiele. S. 23 fragt der alte Claudius seinen Knecht: „Was hältst du von meiner Gestalt?"

Joh. Türk.

„Die Wahrheit zu reden, Herr, die Gestalt ist ein bischen schimmlig, aber ich wollte darauf wetten, daß euer Schatten sich ganz frisch gehalten hat. Stellt euch einmal in die Sonne, Herr Jägermeister, so! — Blitz! was für ein Schatten! Ein so gesunder, starker, vigoureuser Schatten, wie jemals gesehen worden. Ein vollblütiger, derber Schatten! Gegen ihn seyd ihr ein Schatten, Herr Jägermeister. Euer Schatten hat keine Hörner —"

Dieser Einfall hat unstreitig viel komische Kraft in sich. Dagegen ist Schönheit in der Stelle, wo der Prinz seinem Vater den Zustand seines Innern, den Grund seiner fortdauernden Liebe zu der Häßlichen erklärt,

Zweyerley blieb ihr aus alter Zeit,
Ihre süße Stimme und das Auge.
Nehmet einem Weibe alle Reize,
Lasset ihr die Stimme und das Auge,
Und der Liebende wird sie erkennen.
Sagte sie nicht tausendmal: du Herz!
Mit dem einzig holden Flötenlispeln,
Welches jezt noch dringt aus rauhen Lippen?
Und mich sollt' es rühren nicht, wie sonst?
Sandte sie nicht tausend Liebesblitze
Aus denselben theuren blauen Augen,
Deren Schimmer unverwüstet strahlt:
Und mich träfen nicht mehr diese Blitze?
Nein, mein Vater, kluge Meister setzen
Auf die Werke ihrer Hand ein Zeichen.
Leidet nun das Bild auch noch so sehr
Von der Zeiten Lauf und plumpen Fäusten,
Bleibt das Stück des Meisters kenntlich doch,
Ward das Zeichen nicht hinweggerieben.
Also kannt' ich auch an jenen Zeichen
Dieses Meisterstück der höchsten Meister.

Vergleichen wir dieses Stück mit des Vs. ersten Lustspielversuche (die Prinzen von Syrakus, 1821, beurtheilt im Lit. Bl. 1822. No. 89); so ist nicht zu verkennen, daß Herr J. Vorschritte gemacht hat. Zwar ist seine Humoristik noch nicht frey von den a. a. O. gerügten „*epileptischen Zufällen*;" aber es kommen allgemach auch freye Flügelschläge und natürliche Zuckungen gesunder Lust zum Vorscheine. Nur zu *Sommernachtsträumen* ist der poetische Webestuhl noch nicht eingerichtet; die duftähnliche Feinheit, welche das Auge des Lesers so täuscht, daß er selbst zu träumen wähnt, fehlt dem Gewebe; es ist noch zu derber Einschlag, noch zu viel *Zettelhaftigkeit* darin: und der Weber wird wohl thun, an Arbeiten dieser Art nicht eher zu gehen, bis er sich in der Stimmung befindet, welche im Midsummernight's dream Theseus mit den Worten schildert:

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,
„Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
„Und wie die schwangre Phantasie Gebilde
„Von unbekannten Dingen ausgebiert,
„Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
„Das luft'ge Nichts, und giebt ihm festen Wohnsitz.
„So gaukelt die gewalt'ge Einbildung;
„Empfindet sie nur irgend eine Freude,
„Sie ahndet einen Bringer dieser Freude
„Und in der Nacht, wenn uns ein Graun befällt,
„Wie leicht, daß man den Busch für einen Bären hält."

Müllner.

Nro. 25.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 4.

In der lithographischen Anstalt von C. Espagne in Münster erscheint auf Subscription:

Bildnisse der beym Westphälischen Friedensschlusse zu Münster und Osnabrück versammelt gewesenen Gesandten, in Steindruck. Mit biograph. Notizen. In gr. Folio.

Davon ist die erste Abtheilung, welche die auf dem Friedenssaale zu Münster befindlichen Bildnisse enthält und in 9 Lieferungen, jede zu 4 Blatt, besteht, vollendet. Die 2te Abtheilung wird die auf dem Rathhause zu Osnabrück befindlichen Bildnisse enthalten, und in 7 Lieferungen à 4 Blatt bestehen. Der Subscript. Preis ist für jede Lieferung 2 Rthlr. (wozu noch der Text unentgeldlich geliefert wird), also für die erste Abth. 18 Rthlr. — und für die 2te Abth. 14 Rthlr., — und dauert noch bis zur Vollendung der 2ten Abth. fort.

Subscription darauf nimmt die unterzeichnete Buchhandlung an, bey welcher auch 1 Exemplar der 1. Abth. zur Ansicht liegt.

Leipzig, im Juli 1824.

P. G. Kummer.

Anzeige

vom

herabgesezten Preise der vier Jahrgänge der Cornelia, 1820, 1821, 1822 und 1823.

Auf vielfältiges Verlangen hat sich der Unterzeichnete entschlossen, die vier Jahrgänge 1820 bis 1823 des Taschenbuchs

Cornelia. Taschenbuch für Teutsche Frauen. Herausgegeben von A. Schreiber. Mit Kupfern.

auf den geringen Preis von 4 fl. — oder 2 Rthlr. 10 ggr. herabzusetzen, um welchen sie durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten sind (so lange nämlich der nicht bedeutende Vorrath aller vier Jahrgänge reicht).

Die Jahrgänge 1820, 1822 und 1823 werden auch einzeln abgegeben zum herabgesezten Preise von 1 fl. — oder 16 ggr. jeder Jahrgang.

Von dem gegenwärtigen Jahrgange (1824) der Cornelia, womit eine neue Folge begonnen hat, die an Bogenzahl, Größe des Formats, Vorzüglichkeit der Kupfer und sonstiger äußerer Eleganz bedeutend mehr leistet, sind noch eine kleine Anzahl Exemplare vorräthig, und durch alle solide Buchhandlungen à 4 fl. — 2 Rthlr. 16 ggr. zu haben. Der Verleger hat die Genugthuung gehabt, von dem Publikum seine Bemühungen zur Vervollkommnung dieses Taschenbuchs durch reichlichen Absatz anerkannt zu sehen, und er hofft, daß der in wenigen Wochen durch alle Buchhandlungen zu erhaltende Jahrgang für 1825, der mit vortrefflichen Kupfern von Eßlinger, Fleischmann, Hofmann und Lips geziert ist, sich jenes Beyfalls noch in höherm Grade werde zu erfreuen haben.

Heidelberg, im Juli 1824.

Joseph Engelmann.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch der Geschichte der Deutschen, für Schulen und höhere Bildungs-Anstalten sowohl, als zum gründlichen Selbstunterricht von A. Junghans.

gr. 8. 842 S. Preis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Nicht leicht dürfte irgend ein anderes über diesen Gegenstand vorhandenes Werk seinem auf dem Titel ausgesprochenen Zweck so vollkommen entsprechen als das obige. Wir dürfen daher dasselbe um so mehr allen, denen es darum zu thun ist, die Geschichte unseres Volkes und Vaterlandes gründlich und angenehm kennen zu lernen, empfehlen, als dessen Verfasser sich bereits mannigfach als vaterländischer Geschichtsforscher rühmlich gezeigt hat. Das gegenwärtige Lehrbuch, welches mit dem ersten Erscheinen des deutschen Volkes anhebt, und mit dem zweyten Pariser Frieden und der genauen Darstellung des deutschen Bundes schließt, also die Zeit von ungefähr 113 Jahr vor Christi Geburt bis 20. November 1815 umfaßt, ist zu deutlicherer Uebersicht des Ganzen und zur Erleichterung des Unterrichts in fünf Zeiträume, 12 Bücher, 96 Kapitel und 570 Paragraphen getheilt. Von den fünf Zeiträumen läuft der erste: von den ältesten Zeiten bis auf die Entstehung des fränkischen Reichs; der zweyte: von der Entstehung des fränkischen Reichs bis auf die Entstehung des deutschen Reichs; der dritte: von der Entstehung des deutschen Reichs bis zum Tode Kaiser Heinrichs V.; der vierte: vom Tode Kaiser Heinrichs V. bis auf Kaiser Karl V.; und der fünfte endlich: von Kaiser Karl V. bis auf die Errichtung des deutschen Bundes. Jedes der zwölf Bücher umfaßt meistentheils die Geschichte eines ganzen deutschen Herrscherstammes, oder sonst einer geschlossenen Zeitepoche, und die Regierungszeiten der deutschen Kaiser und Könige bilden in der Regel die einzelnen Kapitel. Dabey ist auf die Culturgeschichte Deutschlands, vorzüglich die Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse besondere Rücksicht genommen, und sind deren Darstellung zu Ende jeden Buchs eigene Kapitel gewidmet. Uebrigens ist auch von Seiten der Verlagshandlung dem Werke durch guten Druck und weißes Papier ein gefälliges Aeußere verliehen worden, und wird dasselbe sonach gewiß in jedem Betracht den Beyfall der geneigten Leser, denen es eben sowohl eine interessante Unterhaltung, als gründliche Belehrung gewährt, sich erwerben.

In der Vossischen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen:

Bally, François und Pariset, Medicinische Geschichte des gelben Fiebers, welches in Spanien, und besonders in Catalonien im Jahre 1821 beobachtet wurde. Aus dem Franz. übers. von Dr. A. Liman. 1824. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Zu meinem Verlage ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

HORTUS BOTANICUS

hortorum vivorum siccorumque novitates illustrans,

auctore

Ludovico Reichenbach,

Dr. et Prof. Dresd.

Centuria I. Decas I. II.

Jede Decade (in gr. 4. in elegantem Umschlag) enthält 10 Kupfertafeln mit Text, und kostet schwarz 18 Gr., ganz fein colorirt 1 Thlr. 12 Gr.

Es möchte wohl dem Botaniker, in der gegenwärtigen Zeit, nicht leicht eine angenehmere Unternehmung anzuzeigen seyn, als die Herausgabe eines Werkes, welches die bildliche und wörtliche Darstellung der zahlreichen neuen, noch nicht abgebildeten, oder nur dem Namen nach bekannten Gewächse, aus den verschiedenen Familien des natürlichen Systems, beabsichtigt. Ich halte daher auch jedes Wort der Empfehlung, sowohl des Zweckes, als auch der Ausführung, für überflüssig, und kann hierüber um so mehr schweigen, als die glücklichen Verhältnisse des Hrn. Verf. für vollkommen entsprechende Ausführung eines so wichtigen Unternehmens eben so bekannt sind, als seine Thätigkeit für die Wissenschaft, der er sich gänzlich widmet. Das Werk wird sich auch der Darstellung von Neuigkeiten botanischer Gärten vor allen ähnlichen dadurch auszeichnen, daß die Tafeln, so oft es geschehen kann, nicht nach cultivirten, sondern nach, im Vaterlande wildgewachsenen Exemplaren gezeichnet werden. Dem Hrn. Prof. steht dazu das kostbare Tournefort-Rivinusische, Hebenstreit-Ludwigische u. a., so wie sein eignes ausgezeichnetes Herbarium, zu Gebot, in denen allen noch so viele unbenutzte Schätze befindlich sind. Was die Künstler bey diesem Werke, unter beständiger Aufsicht des Hrn. Prof. leisteten, mag die eigne Ansicht lehren. Ich zweifle sehr, daß man irgend eine Ursache zu gerechtem Tadel auffinden wird, und freue mich des Bewußtseyns, für Ausstattung dieses gründlich der Wissenschaft gewidmeten Werkes alles gethan zu haben, was den Wünschen des botanischen Publikums entsprechen kann, wozu ich auch ganz vorzüglich eine schnelle Folge der Hefte rechne, um von der großen Masse der neuen Entdeckungen so schnell als möglich das bekannt gemacht zu sehen, was für die Zeit eben das Interessanteste ist.

Leipzig, den 11. Juli 1824.

Carl Cnobloch.

Bey Heinrich Wilmans ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Umsonst. Eine Familien-Geschichte in Bruchstücken. Auch unter dem Titel: Unterhaltungen im traulichen Abendkreise. 1. Band. 8. geh. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Der Verfasser überreicht in diesem Bändchen dem Publikum eine Erzählung in Bruchstücken, höchst anziehenden Inhalts, voll der sinnigsten Betrachtungen, deren blühend gemüthlicher Styl sich den besten Erzeugnissen dieser Gattung unserer Literatur anreiht. Walter Scott entwirft uns mit psychologischem Scharfsinne in seinem Alterthümler das ergreifende Bild einer jener Erscheinungen, in welcher dem, zur Uebersinnlichkeit gesteigerten Bewußtseyn des Wachträumenden die Geisterwelt entgegen tritt. Der Leser wird sich überrascht fühlen, die Fäden, welche sich hier aus einem ähnlichen Traumgesichte gleichsam unsichtbar durch diese Erzählung hinziehen, in der Enträthselung jenes unheimlichen Päckchens wieder aufzufinden, dessen deutungsvolle Ueberschrift aus der Titel angibt.

Frankfurt a. M. im Juli 1824.

Neue Verlagsbücher der Riegel- und Wießner-schen Buchhandlung in Nürnberg.

Holzschuher, Heinr., Gedichte vermischten, dießmal meist komischen Inhalts. 8. Wunsiedel (in Commiss.) 12 gr. oder 54 kr.

Langii, C. H. de, Regesta sive Rerum Boicarum Autographa ad annum 1300. Vol. II. 4. maj. Monaci, Impensis Regiis. (in Commiss.) 4 Thlr. oder 6 fl.

Dieser Band enthält das diplomatisch raisonnirende Verzeichniß aller baierischen Archival-Urkunden von 1201 bis 1250.

— — bairische Jahrbücher von 1179—1294. Aus den Urkunden des Reichs-Archivs gefertigt. Unveränd. Ausgabe von 1816 mit Berichtigungen und Zusätzen. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Lesebuch für Volksschulen. 2r Th. 8. 48 kr.

Wer mit Aufmerksamkeit den Gang der Pädagogik in den meisten deutschen Ländern verfolgt, wird die hohe Wichtigkeit sorgfältig ausgewählter Lesebücher erkennen, zugleich aber auch mit Bedauern wahrnehmen, wie die meisten der vorhandenen dem beabsichtigten Zwecke durchaus nicht entsprechen. Das gegenwärtige macht eine rühmliche Ausnahme, indem es einen reichen Vorrath des Trefflichsten aus vaterländischen Musterschriftstellern enthält, der geeignet ist, den Kindern hohes Interesse einzuflößen, denkenden Lehrern aber eine reiche Quelle zur Belehrung und Erklärung öffnet. Der erste Theil, im vorigen Jahre erschienen, hat bereits durch seine Einführung in mehreren Schulen seinen Werth und Nutzen bewährt. Der äußerst wohlfeile Preis, der bey Abnahme in Partien noch gemindert wird, erleichtert die Anschaffung auch den Unbemittelten.

Mannert, K., Ueberblick von Nürnbergs Aufkeimen, Blüthe und Sinken. Aus dem neuen Taschenbuche von Nürnberg, 2r Jahrg., unverändert abgedruckt. Mit einer Ansicht von Nürnberg und einem Kärtchen des vormaligen Nürnbergischen Gebiets. 8. brosch. 20 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Den Freunden der vaterländischen Geschichte und ihres hochgeachteten Darstellers wird es lieb seyn, für ihre Sammlungen diesen besondern Abdruck zu erhalten.

Orpheus, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von Dr. C. Weichselbaumer. 2s Heft. gr. 8. brosch. 20 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Nicht leicht hat eine Zeitschrift sich gleich nach Erscheinung des ersten Heftes so ausgezeichnet vortheilhafter Beurtheilungen im In- und Auslande zu erfreuen gehabt, wie Orpheus. Mit Ungeduld wurde das zweyte Heft

erwartet, und wir sind gewiß, auch dieses verdient gleich günstige Beurtheilung. Möchten nun nur recht viele Freunde einer würdigen Lectüre sich für die Abnahme erklären, damit wir das vaterländ lische Unternehmen immer fester gründen können.

Der Sammler für Kunst und Alterthum in Nürnberg. 1s Heft. Mit 5 Kupf. gr. 8. brosch. 1 fl. 12 kr.

Durch diese Unternehmung wird einem gefühlten Bedürfnisse abgeholfen, denn bey dem jetzigen regen Streben für die Kunst in Nürnberg mußte es Bedürfniß werden, anzuerkennen, was Nürnberg an Kunstschätzen aus alter Zeit noch besitzt; wie man solche, verbarg sie Zufall oder Unkenntniß, würdigend wieder hervorzieht, und bestrebt ist, sie gut zu erhalten; wie Neues geschaffen wird, das zwar im Umfang sich mit frühern Arbeiten nicht messen darf, aber in den Geist der alten Künstler eindringt; wie endlich mit Recht derer gedacht werden muß, die an dem schönen Werke der erneuerten Kunstbildung thätigen Antheil nehmen. Geistvoll behandelte Umrisse befördern die hin und wieder nöthige bildliche Darstellung, und dem geschmackvollen Aeußern kann der Vorwurf nicht gemacht werden, den würdigen Inhalt durch gemeines Gewand entstellt zu sehen. Damit auch der Vorwurf wegfalle, Gewinnsucht habe das Unternehmen ins Daseyn gerufen, so ist ein mäßiger Preis bestimmt worden, wie er selten bey ähnlichen Werken stattfindet.

Seckendorf, Kr. Dir. v., Spanisch-deutsches Wörterbuch, 2r Theil, die Buchstaben F bis Z enthaltend.

Der bereits in öffentlichen Blättern sowohl, als in Privaturtheilen vollgültiger Kenner anerkannte Werth dieses Werkes macht unsererseits jeden empfehlenden Beysatz überflüssig. Nur bemerken wir, daß die erste Abtheilung desselben, der nun vollständig erschienene spanisch-deutsche Theil, unabhängig vom deutsch-spanischen, dessen Druck nun beginnt, um den Preis von 8 Thlr. sächs. oder 12 fl. rhein. abgegeben wird.

Bey Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Urika, die Negerin.

Aus dem Französischen der Herzogin von . . .
kl. 8. geh. 18 ggr. oder 1 fl. 21 kr.

Es bedarf wohl nur der Anzeige der Erscheinung dieses mit so vielem Enthusiasmus in Frankreich aufgenommenen Romans, im deutschen Sprachgewande, um bey dem deutschen Publikum dieselbe günstige Aufnahme zu finden. — Diese rührende Erzählung, deren Gegenstand, wie bekannt ist, nicht ganz Fiction ist, vorgetragen in einem einfach edlen Styl, wird gewiß in allen gefühlvollen Herzen ihre Anklänge wiederfinden.

Frankfurt a. M. im Juli 1824.

Heinrich Wilmans.

Bey **J. Engelmann in Heidelberg** ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte und Beschreibung von Aachen, mit Burtscheid, Spaa und deren Umgebungen. Von **A. Schreiber**, Großh. Bad. Hofrathe und Historiographen. Nebst einer Anleitung zum wirksamsten Gebrauche der Heilquellen, von **E. H. Höpffner**, Doctor der Medicin und Chirurgie, Stadt-Physikus zu Aachen, der Nieder-Rheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn Mitgliede. Mit einem Titelkupfer u. einer Karte. Schön gebunden 3 fl. 30 kr. — 2 Thlr. 8 gr.

Handbuch für Reisende am Rhein von Schaffhausen bis Holland, in die schönsten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen. Von **A. Schreiber**, Großh. Bad. Hofrathe und Historiographen. **Dritte**, von Neuem sehr verbess. und bedeutend verm. Aufl. Mit 2 neuen Karten, gez. vom Prof. **Brühl** in Mainz u. in Kupfer gest. von L. Heß. Broch. 5 fl. — 3 Thlr. 8 gr.

Auch unter dem Titel:

Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art den Rhein von Schaffhausen bis Holland, die Mosel von Coblenz bis Trier, und die Bäder am Taunus, so wie Aachen und Spaa zu bereisen. Mit den Abstechern: I. Von Straßburg nach Baden und in das Murgthal; II. von Mannheim nach Rheinbaiern, Rheinhessen, Kreuznach und in das Nahethal; III. über Heidelberg, die Bergstraße, nach Darmstadt und Frankfurt; IV. von Trier bis Metz, nebst einer kurzen Schilderung des weitern Mosellaufes; V. von Aachen über Lüttich, Löwen, Brüssel, Antwerpen bis Rotterdam; VI. nach Amsterdam und einigen andern holländ. Städten; und den interessantesten Sagen aus der Gegend des Rheins und des Taunus. Nebst einem Anhange.

Dasselbe mit 8 Städteplanen, nämlich: von Basel, Straßburg, Mainz, Frankfurt a. M., Coblenz, Bonn, Cöln und Düsseldorf. 5 fl. 36 kr. — 3 Thlr. 20 gr.

Von diesem vorzüglichen Werke ist folgende Prachtausgabe erschienen:

Vollständiges Gemälde der Rheinlande von Schaffhausen bis Holland und der schönsten anliegenden Gegenden. Mit 40 Kupf., gezeichnet u. gestochen von Prof. **Rour**. Schöne Ausgabe in gr. 4., auf geglättet Velinpapier. Preis auf 1. Sorte Velinpap. 44 fl. — 29 Thlr. 8 gr. Ditto 2. Sorte 38 fl. — 25 Thlr. 8 gr. Ditto 3. Sorte 28 fl. — 18 Thlr. 16 gr.

Schreibers, A., Auszug aus seinem Handbuche für Reisende am Rhein von Schaffhausen bis Holland 2c., enthaltend die Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf. Nebst einem Anhange, die Mainreise von Mainz bis Aschaffenburg enthaltend. Mit 1 Karte. Geb. in Futteral 3 fl. — 2 Thlr.

Dahl, J. K., (Großh. Hess. Kirchenrath), Historisch-statistisches Panorama des Rheinstroms von Bingen bis Coblenz. Oder Beschreibung aller an und auf dem Rheine in dieser Strecke gelegenen Ritterburgen, Schlösser, Festungen und andern Merkwürdigkeiten. Nebst einem Anhange vom Johannisberge im Rheingau. 8. In rad. Umschlage, br. 1 fl. 30 kr. — 1 Thlr.

Engelmann, Dr. J. B., Heidelbergs alte und neue Zeit: Stadt, Universität, Bibliothek, Schloß und Umgebungen. 8. 1 fl. 45 kr.

Das Schloßbüchlein, oder kurze Geschichte und Beschreibung des Heidelberger Schlosses. Ein Wegweiser für Fremde. (Besonderer Abdruck aus vorstehendem.) Broch. 24 kr. — 6 gr.

Xenion. Gabe der Erinnerung an Heidelberg. Zehn Ansichten von Heidelberg und dem Schlosse, nebst einem kurzen Texte und dem Schloßbüchlein. 1 fl. 24 kr. — 22 gr.

Jäger, Karl (Pfarrer in Bürg bey Heilbronn), Handbuch

für Reisende in den Neckargegenden von Cannstatt bis Heidelberg, und in dem Odenwalde. Mit dem Abstecher von Cannstatt nach Stuttgart, und einem Anhange von Sagen des Neckars und des Odenwaldes. Mit Ansichten. 8. Broch. 3 fl. — 2 Thlr.

Schreiber, A.. Handbuch für Reisende nach Baden im Großherzogthum, in das Murgthal und auf den Schwarzwald. Nebst einer Auswahl der interessantesten Sagen aus dem alten Alemannien. Mit einer Anleitung zum wirksamen Gebrauch der Bäder in Baden, und einem Supplement, die neuesten Veränderungen und einige interessante Zugaben enthaltend. Auf Franz. Velinp., mit einer neuen Karte von der Gegend von Baden, vom Murgthale und vom Schwarzwalde, und 9 Ansichten von Primavesi. Mit allegor. Umschlage. Broch. 6 fl. — 4 Thl. Auf Velinpap., ohne die Ansichten, mit Titelkupf. 3 fl. 30 kr. — 2 Thlr. 8 gr. Ditto auf Druckpap. 3 fl. — 2 Thlr.

Malerische Reise nach Heidelberg, in 10 Blättern, gez. nach der Natur van J. J. Meyer, gest. von Hegi, Hürlimann, C. Meichelt, J. J. Meyer und C. Nordorf, und sorgfältig colorirt nach Angabe des Zeichners. Mit dem nöthigen Texte. Gr. Fol. 66 fl. — 44 Thlr.

Liebhaber, welche sich direct an mich selbst wenden, genießen eines bedeutenden Rabatts.

Diese Blätter werden auch einzeln verkauft.

Malerische Reise am Rhein, von den Vogesen bis zum Siebengebirge. Von A. Schreiber, Großh. Bad. Hofr. und Historiographen. Mit 40 von Prof. Roux nach der Natur aufgenommenen und rad. Blättern. Fol. Schön geb., in Futteral 24 fl. — 16 Thlr.

Malerische Reise an der Mosel von Coblenz bis Trier. Nebst der Mosella des Ausonius, übersezt von Carl Geib. In 12 Blättern, gezeichnet von Fries, Kunz, Rottmann, Xeller, und gestochen von Hegi, Kunz und Schnell. Quer-Fol. Mit Text. Vor der Schrift 33 fl. 22 Thlr. Mit der Schr. 16 fl. — 10 Thlr. 16 gr. Mit ausgemalten Kupfern. Pracht-Exemplar 44 fl. — 29 Thlr. 8 gr.

Sechs malerische Ansichten von Heidelberg u. seinem Schlosse. Nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit beschriebenem Texte von Hrn. Hofrath A. Schreiber. 4 fl. — 2 Thlr. 16 gr. Illuminirt 8 fl. — 5 Thlr. 8 gr.

Baden und das Murgthal. In 9 maler. Ansichten von Primavesi. Groß Fol. 4 fl. — 2 Thlr. 16 gr. Illum. 8 fl. — 5 Thlr. 8 gr.

Das Haardtgebirge und die Gegend von Worms u. Nierstein. Dargestellt in 9 malerischen Ansichten. Nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit einem kurzen Texte. 6 fl. — 4 Thlr. Colorirt 16 fl. 30 kr. — 11 Thlr.

Bingen, Creuznach, das Nahthal und der Donnersberg. Dargestellt in 6 malerischen Ansichten. Nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux. Mit einem kurzen Texte. 4 fl. 48 kr. — 3 Thlr. 4 gr. Colorirt 12 fl. — 8 Thlr.

Der Rheingau bis Bingen. In 6 Ansichten nach der Natur gezeichnet und radirt vom Prof. Roux. 4 fl. — 2 Thlr. 16 gr. Colorirt 11 fl. — 7 Thlr. 8 gr.

Der Rhein von Bingen bis Coblenz. In 12 Ansichten nach der Natur gezeichnet und radirt von Prof. Roux. 8 fl. — 5 Thlr. 8 gr. Colorirt 22 fl. — 14 Thlr. 16 gr.

Der Rhein von Coblenz bis Bonn. Dargestellt in 9 malerischen Ansichten. Nach der Natur gezeichnet u. radirt von Prof. Roux. Mit einem kurzen Texte 6 fl. — 4 Thlr. Colorirt 16 fl. 30 kr. — 11 Thlr.

Die Bäder des Taunus. Dargestellt in 6 malerischen Ansichten. Gezeichnet von Fries, Kunz und Rottmann, und gestochen von Schnell. Mit einem kurzen Texte und einer poetischen Zugabe. 8 fl. — 5 Thlr. 8 gr. Colorirt 22 fl. — 14 Thlr. 16 gr.

Raphaels Bildniß, gestochen von Carl Barth in Rom. 3 fl. — 2 Thlr.

Das bekannte von Morghen gestochene Bildniß Raphaels konnte höheren Anforderungen nicht genügen, da Form und Geist des Urbildes darin verfehlt sind. Hr. Barth hat van Raphaels Original (gegenwärtig in der Sammlung des Kronprinzen van Bayern) eine Zeichnung gemacht und mit einem Erfolg gestochen, den selbst Goethe anerkannte, indem er (im 2. Hefte der Schrift über Kunst und Alterthum am Rhein, S. 177) das Blatt des Deutschen weit über das Morghensche sezt.

Die Madonna mit dem Kinde, gemalt von Jul. Romano, gezeichnet von Xeller, gestochen von M. Eßlinger.

Abdrücke mit feiner Schrift des ersten Hunderts 1 fl. 12 kr.

Das Jahrbuch deutscher Nachspiele,

Herausgegeben van Carl v. Holtei,

wird von nun an im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheinen, und von seiner bisherigen Tendenz nur insofern abweichen, als es den Titel:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele

führen, und dadurch der Meynung zu entgehen suchen wird: als wäre es blos für scherzhafte Kleinigkeiten bestimmt. — Wie für die drey bisher erschienenen Jahrgänge, wird auch für den nächsten und alle folgenden von Seiten der Redaktion und der Verleger Alles aufgeboten, den Antheil zu verdienen und zu vermehren, dessen sich dieses Unternehmen bisher in der Theater- und Lesewelt zu erfreuen hatte; und wir dürfen wohl um so mehr auf Begünstigung rechnen, da der Wunsch, Original-Stücke auf den deutschen Bühnen zu haben, immer lauter wird, und wir zu diesem Zwecke mit allen Kräften das Unsrige beytragen wollen. Außer den verehrten Theaterdirektionen machen wir auch besonders Vorsteher von Gesellschafts-Theatern aufmerksam auf unser Jahrbuch.

Der Jahrgang für 1825 soll Beyträge enthalten von Bärmann, Lebrün, Robert, Sessa, Schall und dem Herausgeber. Wir sorgen für ein gutes Aeußere bey diesem dramatischen Taschenbuch, welches spätestens im September dieses Jahres erscheint, und geben es für den Preis von 1 Thlr. 16 Gr. Alle königl. Postämter und sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen darauf an.

Berlin, im Juni 1824.

Vereins-Buchhandlung.

Bey Ch. G. Kayser, Buchhändler in Leipzig, ist so eben erschienen:

Der Weitzenkorb, oder Prüfung und Lohn. Vom Verf. der Tabakspfeife. 8. Schreibpap. 1 Rthlr. 6 gr.

Sophiens Reisen und merkwürdige Schicksale in England und der Türkey. Eine Geschichte zum Troste bedrängter Liebenden. 8. Schreibpap. 1 Rthlr. 8 gr.

Intelligenz-Blatt.

Antwort auf die Antwort eines Recensenten.

Der Herr Rec. der Hoffmann'schen Umrisse zur Erd- und Staatenkunde vom Lande der Deutschen ist so gütig gewesen, sich im III. St. des XIII. Bds. der neuen allg. geogr. u. statist. Ephemeriden S. 349 u. f. ausweichend, und Scheingründe für sich anführend, zu erklären, und denkt vielleicht so den Verf. abfertigen zu können. Da nur die 6te Frage mit einem vornehmen peccavi beantwortet ist, bleiben noch 5 Fragen zu beantworten übrig, und damit die Zahl durch den Abgang nicht verringert werde, mag als neue Frage hinzugefügt werden:

6. b. Ist es wirklich wahr, daß der Verf. die ihm in der Antwort von neuem, als übersehen, vorgeworfenen Hülfsmittel nicht benutzte? Beliebe der Herr Rec. gefälligst das Buch zu lesen, so wird er sie nicht nur benutzt, sondern Kasthofer, den der Herr Rec. ja zum zweiten Male als unbeachtet aufführt, verschiedentlich genannt, ja, was noch mehr ist, einzelne Stellen sogar wörtlich aus demselben entlehnt finden. S. 23 findet der Herr Rec. die Entstehung der Rutschlauinen wörtlich aus Kasthofer, und unter dem Striche den Namen des Verf. und die Seite des Buches angegeben. S. 24 unten kann der Herr Rec. lesen, daß die Stufen des Pflanzenwuchses in den Alpen meist nach Kasthofer genommen sind. Was später erschienen, als das Buch geschrieben, wurde nicht benutzt, dafür aber sehr vieles auf eigenen Wanderungen Bemerktes und gewiß mehr denn fünfzigmal so viel, als genannt worden, das hat aber der Herr Rec. freilich nicht bemerkt.

Der Herr Rec. beliebt zu sagen: daß der Verf. das Land der Deutschen zu einem wahren Zerrbilde gemacht, nicht nach seinem Bestande, nicht wie die Geschichte es ihm vorgeschrieben, sondern nach Gutdünken hier ungebührlich ausgedehnt, dort eingezogen habe, und, um den kurzen Sinn der vielen Worte des Herrn Rec. kurz zu fassen, daß der Verf. die Theile des westlichen Frankreichs, von welchen der Niederschlag in den Rein gelangt, so wie die Niederlande zum Reingebiet gezogen. Der Verf. soll über diese ungebührliche Anquickung von mehr als 3 Millionen Menschen sich rechtfertigen.

Hier die Rechtfertigung, Herr Rec.

1) Ist die vom Verf. angegebene Gränze nicht in der Natur vorhanden, oder nicht richtig angegeben?
2) Weiß der Herr Rec. eine bessere Westgränze für das Reingebiet? — Wenn der Herr Rec. die angegebene tadelt und eine bessere weiß, warum sagt er sie denn nicht? — Man muß nicht tadeln, wenn man nicht weiß, wie es besser gemacht werden kann.
3) Kann der Verf. dafür, daß die Flüsse des Elsasses und die Mosel in den Rein fließen, und somit, wie die Maas, zum Reingebiet gehören? oder
4) Weiß der Herr Rec. gewiß, daß diese Flüsse nicht zum Gebiet des Reinstroms gehören? wohin fließen und gehören sie denn?
5) Wo ist nach Gutdünken ungebührlich ausgedehnt oder eingezogen, und wenn der angegebene Bestand falsch ist, welches ist der wahre Bestand des westlichen Reingebietes oder des Ganzen? — Hat die Natur durch ihre Umgränzungen Zerrbilder gemacht, woran zu zweifeln, so ist der Verf., der das Land nach diesen Gränzen richtig beschreibt, daran doch wohl nicht Schuld? — Die Geschichte hat bei Abgränzung der Flußgebiete nichts vorzuschreiben, Herr Rec.

Fände der Herr Rec. es vielleicht nicht für gut, diese Fragen zu beantworten, und dem Reingebiete eine bessere Gränze anzuweisen, als die Natur, und nach dieser das Buch, ihm gegeben, so wird der Herr Rec. wohl erlauben, daß die angegebene einstweilen, als richtig, beibehalten werde, und demnach aller Tadel, den er hieraus zu folgern beliebt und zu beweisen scheinen möchte, wegfalle.

Obgleich der Herr Rec. in den vielen Worten über die Benennung „Nordsee" Recht zu haben nicht zu beweisen und den Verf. von seinem Unrecht nicht zu überzeugen vermag; soll er doch Recht haben. Der Verf. aber bittet den Herrn Rec., ihm zu erlauben, daß er eben so gut, wie fast alle andere Geographen, auch künftig „Nordsee, oder deutsches Meer" schreiben dürfe. In den Kleinigkeiten, daß z. B. Papenburg nicht aufgenommen, in der Einleitung die Canarienvögel und das isländische Moos ausgelassen worden, hat Rec. vollkommen Recht. Solcher Mängel werden noch viele sich aufsuchen lassen, und der Verf. würde sich glücklich preisen, wenn das die größten Irrthümer seiner Arbeit wären.

Daß der Herr Rec. an vielen Zeitschriften mit und daß er viel schreibt, glaubt der Verf. ihm gerne. Wird aber das Viele auch immer gut?

Stuttgart, den 27. Juli 1824.

K. F. V. Hoffmann.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung wird, wenige Wochen nach Verkündigung des neuen Hypothekengesetzes, erscheinen:

Ausführliche Erläuterung des neuen königl. würtemberg'schen Hypotheken-Gesetzes, von Seeger, Rechtsconsulent.

Der Zweck dieser Arbeit geht dahin, das neue Gesetz vollständig zu erklären, und durch Zusammenstellung seiner einzelnen Theile mit dem bisherigen Rechtsisysteme, so wie durch Erörterung der etwa vorkommenden schwierigen Fragen, dessen Anwendung dem Geschäftsmanne zu erleichtern.

An Eltern, Hauslehrer und Schulmänner.

Von des Unterzeichneten

Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts, drey Thle. gr. 8,

wird im Laufe dieses Jahres die achte Ausgabe erscheinen. Das Werk selbst umfaßt bekanntlich sowohl das Allgemeine als das Specielle der Erziehungs- und Unterrichtslehre; die Pflichten und die Verhältnisse der Eltern und der häuslichen Erziehungsgehülfen, so wie die

Organisation des gesammten Schulwesens, und endet mit einer Uebersicht der Geschichte der Pädagogik.

Das fortdauernde Vertrauen des Publikums hat es mir aufs neue zur Pflicht gemacht, alles, was mich fortgesetztes Nachdenken und vieljährige Erfahrung gelehrt hat, zur nochmaligen genauen Durchsicht, Berichtigung, Ergänzung und Vermehrung des neuen Abdrucks anzuwenden. Zwar sind bey allem wechselnden Treiben auf diesem Gebiet und manchen ganz unerwarteten Erscheinungen und Ueberspannungen, meine Ueberzeugungen im Ganzen dieselben geblieben, und selbst das Zurückkommen vieler, die das, was neu schien und Außerordentliches versprach, eine Zeitlang blendete, hat mich darin nur mehr befestigt. Dennoch wird man finden, daß nichts, was zum Besseren strebt, was sich als tüchtig in der Praxis bewährt hat, von mir übersehen wurde. Die Anzeige der besten Schriften über einzelne Materien ist bis auf die neuesten Zeiten fortgesezt.

Dr. Aug. Herm. Niemeyer.

Um nach dem Wunsche des Herrn Verfassers auch fernerhin minder begüterten Eltern, Schulmännern und Lehrern den Ankauf möglichst zu erleichtern, wird wiederum, wie bey den vorigen Auflagen, der Weg der Pränumeration eröffnet. Man erhält gegen Vorausbezahlung das Ganze (wenigstens 108 Bogen engen Drucks und vorzügliches Papier) für den auf Gemeinnützigkeit berechneten geringen Preis von 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr. Wer Pränumeranten sammelt, erhält auf 10 Exemplare das 11te frey. Der nachmalige Ladenpreis ist 5 Thlr. 12 Gr. oder 9 fl. 54 kr. Man ersucht alle Freunde des Schul- und Erziehungswesens, welche sich für das Werk interessiren wollen, Namen und Gelder der Pränumeranten vor Ende September portofrey einzuschicken, nach deren Eingang der erste Theil sogleich ausgeliefert werden wird, dem die andern unverzüglich folgen sollen.

Halle, den 19. Juli 1824.

Buchhandlung des Waisenhauses.

Jacobs, Fr., Elementarbuch der griechischen Sprache für Anfänger und Geübtere. Erster Theil. Neunte verbesserte rechtmäßige Auflage. 8. 18 gr.

Diese neunte, einzig rechtmäßige Auflage ist wirklich eine verbesserte und das Aeußere derselben in Correctheit und Sorgfalt des Drucks, wie in ausgezeichnet gutem Papier ist vorzüglicher als bey irgend Einer der frühern Original-Ausgaben. So dürfen Verfasser und Verleger ja wohl hoffen, daß das dabey interessirte Publikum immer weniger die verschiedenen Nachdrücke dieses, in ganz Deutschland eingeführten Schulbuches begünstigen wird, da diese nur nach der 2ten, 4ten oder 7ten Originalausgabe zum Theil höchst incorrect abgedruckt sind und demnach dieser 9ten Auflage im Innern und Aeußern weit nachstehen.

Jena, im August 1824.

Friedrich Frommann.

Herabgesezter Preis.

Durch Nacht zum Licht.

Ein Trauerspiel mit Chören in fünf Aufzügen. Preis statt 18 Gr. Courant oder 22½ Sgr., jezt herabgesezt auf 8 Gr. Courant oder 10 Sgr. oder 36 Kr.

Nordhausen. — N. Landgraf.

Literarische und artistische Neuigkeiten.

Bey uns und in allen Buchhandlungen sind zu haben:

Das Leben des Heilandes. Treu geschildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen. Mit sechs Holzschnitten (Maria mit dem Kinde; das Vaterunser; der verlorene Sohn; das Abendmahl; Christus am Kreuz; die Auferstehung;) und einem Umschlag (zwölf Momente aus der heiligen Geschichte in sich fassend) von Gubitz. 1 Thlr. 4 Gr.; cartonnirt 1 Thlr. 8 Gr. ohne Holzschnitte 18 Gr. (Auf 22 eng, aber auch mit angenehm lesbarer Schrift gedruckten Bogen ist hier Alles gesammelt, was sich über das Leben des Heilandes auffinden ließ, und in der Erzählung der einfache biblische Ton beybehalten. Dieß so eben erschienene Werk wird sich Jedem empfehlen und es gewiß bewähren, daß es keinem andern Buche der Art nachsteht, und in vielen Einzelnheiten Vorzüge hat.)

Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Von Otto Schulz, Professor am grauen Kloster zu Berlin. Brosch. 9 Gr. (Der Abdruck ist von vielen Seiten gewünscht worden, weil der Verfasser die beste, umständlichste Abhandlung über diesen höchst anziehenden Gegenstand lieferte.)

Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse zu haben; von F. W. Gubitz. Erstes Heft. Nr. 1—474. 1 Thlr. 12 Gr. 2tes Heft. Nr. 475—866. 1 Thlr. 6 Gr. (Diese Verzierungen sind so geschäzt, daß Jeder, dem es um typographischen Schmuck oder um eine Menge trefflicher Embleme und Allegorien zu thun ist, sich dieselben anschafft.

Berlin. — Vereins-Buchhandlung.

In der Heinsiusschen Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die neue Armida.

Roman von Amalia Schoppe, geborne Weise,

Verfasserin der „Eugenia," der „Lebensbilder" u. a. m.

Preis 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Bey Friedrich Frommann ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Torquato Tasso's befreytes Jerusalem, übersezt von J. D. Gries. Vierte rechtmäßige Auflage, von Neuem durchgesehen. 2 Theile. gr. 8.

Auf Velinpapier geglättet und geheftet 5 Rthlr. 16 gr. Auf extrafeinem weißen Druckpapier 4 Rthlr. Auf ordinärem Druckpapier 3 Rthlr. 12 gr.

Auch diese vierte Auflage hat gegen die vorhergehenden durch die sorgfältigste Feile des Herrn Uebersetzers wieder bedeutend gewonnen, wodurch der allgemein anerkannte Werth dieser Uebersetzung noch erhöhet worden. Druck und Papier sind gleichfalls vorzüglicher als bey der 3ten Auflage, der Preis aber ist derselbe geblieben.

Jena, im August 1824.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Adelung, J. C., kleines deutsches Wörterbuch für die Aussprache, Rechtschreibung, Biegung und Ableitung, in welchem überdieß alle grammatikalische Benennungen erklärt, und sehr viel fremde Wörter verdeutscht werden. Fünfte, nicht blos vermehrte und berichtigte, sondern ganz umgearbeitete Auflage, in welcher dieses Wörterbuch als ein ganz neues Werk erscheint. Ausgearbeitet von Karl Benj. **Schade**, Dr. der Philos., Consistorialass., Schulinsp. und Schloßpred. zu Sorau. 8. 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Der unsterbliche Name des Verfassers, und fünf kurz aufeinander folgende, rechtmäßige Ausgaben obigen Buches, durch welche über 20,000 Exemplare in das Publikum verbreitet wurden, machen es unnöthig, noch etwas über den Werth und Nutzen desselben zur Empfehlung hinzuzufügen.

Leipzig, im Juli 1824.

Weygand'sche Buchhandlung.

Den zahlreichen Herren Subscribenten auf

Schubarts sämmtliche Gedichte. 3 Bände.

Wohlfeile, correcte und wie Schiller's, Wieland's und Klopstock's Werke gedruckte

Ausgabe in Taschenformat

mache ich hiermit die Anzeige, daß der Druck derselben bereits begonnen hat, und das Werk im September d. J. die Presse verlassen werde. Der wohlfeile Subscriptionspreis für das Ganze beträgt 1 fl.

Frankfurt a. M., Juli 1824.

J. C. Hermannsche Buchhandlung.

Bey Unterzeichnetem ist kürzlich erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Von

dem geistlichen Liede,

besonders der ältern

Kirchenliedern.

Von dem Verfasser

von

Wahl und Führung.

8. geh. 45 kr. rheinisch. 10 ggr. sächs.

Gegenstand und Verfasser müssen wohl das allgemeine Interesse für diese Schrift um so sicherer erregen, als sie einem in unserer Zeit so vielfältig gefühlten Bedürfniß begegnen.

August Oswald in Heidelberg und Speyer.

Bey **R. Landgraf in Nordhausen** ist erschienen:

Kurze Einleitung in das Studinm der Weltgeschichte,

für die jüngern Freunde dieser Wissenschaft von C. A. **Pätz**. 8. Preis 16 Gr. Courant oder 20 Sgr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Der Verfasser hat in dieser Schrift nicht nur die, einem nützlichen und zweckmäßigen Studium der Geschichte nothwendig vorausgehenden Kenntnisse und Begriffe darzulegen und zu entwickeln gestrebt; sondern auch durch Weckung des Verstandes zum Nachdenken über historische Gegenstände auf den Geist der Geschichte hingewiesen, und so auch denjenigen, welche ohne fremde Anleitung die Geschichte lieben und treiben, das Studium derselben nützlich und lehrreich zu machen gesucht. Daher möchte von dieser Seite diese Schrift vorzüglich zu empfehlen seyn.

Inhalt:

1) Geschichte, Begriff davon. — 2) Eintheilung der Geschichte, nach Stoff, Inhalt, oder dessen, was sie erzählt und der Form. — 3) Was erfordert das Studium der Geschichte, wenn es mit Erfolg betrieben werden soll, besonders von dem Freunde und Verehrer derselben? — 4) Nothwendige Hülfswissenschaften zum Studium der Geschichte. — 5) Von den Quellen der Geschichte. — 6) Der Mensch in seinem Thun und Wirken ist vorzüglicher Gegenstand der Geschichte. — 7) Die Erde, der Schauplatz der Weltbegebenheiten, welche große Veränderungen mag sie erlitten haben? — 8) Wie mögen so manche zum menschlichen Leben nützliche und nöthige Entdeckungen und Erfindungen gemacht worden, und wie mögen Staaten entstanden seyn? — 9) Werth und Würde der Geschichte. — 10. Eintheilung der Weltgeschichte der Zeit nach; Absteckung der Hauptperioden in den kleinern Perioden. — 11) Kurze Anleitung zu einer zweckmäßigen Einrichtung und Betreibung des Studiums der Geschichte. — 12) Angabe einiger guten und zweckmäßigen Bücher zum Studium der Weltgeschichte.

Bey **Friedrich Frommann** in Jena sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Raccolta di autori classici italiani. Poeti. Vol. XI. XII.

oder:

Torquato Tasso la Gerusalemme liberata. Data in luce da C. L. Fernow. Edizione seconda. Riscontrata e corretta sopra i migliori esemplari. S'aggiungono in questa edizione le dichiarazioni necessarie. 2 Vol. gr. 12. Geheftet 2 Rthlr.

Diese zweyte Ausgabe ist eine ganz neue Bearbeitung von einem unserer geachtetsten Philologen, und liefert, nach kritischer Collation der besten ältern und neuern Ausgaben, einen Text, so correct, wie die Italiener ihn selbst kaum haben; auch sind die nöthigsten Anmerkungen neu dazu gekommen. Druck und Papier sind gut, der Preis ist nicht erhöht.

Die zehn ersten Theile der ganzen Sammlung enthalten:

Vol. I—III. *La divina commedia di Dante Alighieri* esattamente copiata dalla edizione Romana del P. Lombardi. S'aggiungono le varie lezioni, le dichiarazioni necessarie, e la vita dell' Autore nuovamente compendiata da C. L. Fernow. 3 Vol. gr. 12. 1807. 3 Rthlr. 18 gr.

Vol. IV. V. *Le Rime di Francesco Petrarca* riscontrate e corrette sopra i migliori esemplari. S'aggiungono le varie lezioni, le dichiarazioni necessarie, ed una nuova Vita dell' Autore più esatta della antecedenti da C. L. Fernow. 2 Tomi. gr. 12. 1806. 2 Rthlr. 12 gr.

Vol. VI—X. *Orlando furioso di Lodovico Ariosto.*

Rivedutto e corretto col confronto delle migliori edizioni *da C. L. Fernow.* V Tomi. gr. 12. 1805. 5 Rthlr.
Die 12 Theile complet kosten also 13 Rthlr. 6 gr.
Jena, den 1. August 1824.

Neue Musikalien des Verlags von H. A. Probst in Leipzig:

Blangini, F., drey neue italienische Canzonetten mit unterlegten deutschen Liedern von W. Gerhard mit Begleitung des Pianoforte. 10 gr.
Danzi, F. sechs Lieder mit Begleitung des Pianoforte. Op. 70. 16 gr.
Berbiguier, T., Fantaisie sur la Cavatine de la Gazza ladra de Rossini pour la Flûte avec Orchestre. Op. 65. 1 Rthlr. 4 gr.
Fürstenau, A. B., Variations brillantes sur un thême da Preciosa: „Es blinken so lustig die Sterne" pour la Flûte avec Orchestre. Op. 30. 1 Rthlr. 16 gr.
Cremont, P., Trois grands Duos concert. pour deux Violons. Op. 12. 1 Rthlr. 8 gr.
Berbiguier, T., Trois Duos concert, pour deux Flûtes composés des Ouvrages de Mozart, Cimarosa et Rossini. Op. 66. Liv. 1 et 2. à 20 gr.
Kummer, Gasp., Trois Duos faciles p. deux Flûtes. Op. 14. 1 Rthlr.
Kuhlau, Fr., Trois grands Solos pour la Flûte avec Acc. de Pianoforte ad lib. Op. 57. Nr. 1. 1 Rthlr.
Carafa, M. Ouverture de l'Opéra du Valet de Chambre pour le Pianoforte avec Flûte ou Violon. 12 gr.
Ries, F., „Rule Britannia," Grandes Variations pour le Pianoforte avec tout l'Orchestre. Op. 116. (Es dur.) 2 Rthlr. 16 gr.
Czerny, Charles, Quatrième Sonate pour le Pianoforte. Op. 65. 1 Rthlr. 20 gr.
— — Rondeau en Walse pour le Pianoforte. Op. 66. 1 Rthlr.
Kalkbrenner, F., Air varié pour le Pianof. Op. 51. 10 gr.
— — Trois Andante pour le Pianof. Op. 54. 10 gr.
Pixis, J. P., Variations sur un thême national de l'Ukraine pour le Pianoforte. Op. 67. 12 gr.
Reissiger, G., Etrennes aux Elèves. Deux Sonates agréables pour le Pianoforte. Op. 22. Nr. 2. 14 gr.
Schmitt, Aloys, „O ma tendre Musette," Thême avec Variations brillantes pour le Pianof. Op. 43. 16 gr.
Schoberlechner, F., Sonate pour le Pianof. Op. 25. 16 gr.
Beethoven, L. v., Grand Trio. Op. 1. Nr. 1. arrangé pour le Pianoforte à 4 mains par Fréd. Schneider. 1 Rthlr. 12 gr.
— — Grand Trio. Op. 11. dto. dto. 1 Rthlr.
Mayer, Charles, Ouverture pour le Pianoforte à 4 mains. 16 gr.
Mühling, A., Grand Nocturne pour le Pianoforte à 4 mains. Op. 29. 1 Rthlr. 8 gr.
Seyfried, J. de, Ouverture de l'Opera: „zum goldnen Löwen" pour le Pianof. à 4 mains. Op. 48. 20 gr.
Molino, F., Trois Rondeaux brillants d'une Exécution facile pour la Guitarre. Op. 28. 10 gr.

Im Verlage der Imman. Müllerschen Buchhandlung in Leipzig ist nachstehende empfehlungswürdige Schrift so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geist aus Arndt's wahrem Christenthum.

Es sind hier die kräftigsten Stellen für Geist und Herz aus des frommen Arndt's noch immer verehrter und vielgelesener Schrift dieses Namens sorgfältig ausgewählt. Wer Sinn für Worte dieser Art hat, kann den geringen Aufwand für diese Geistesnahrung nie bereuen; und eben, daß auch der weniger Bemittelte und der Zeitbeschränkte Gelegenheit fände, den eigentlichen Geist des edlen Mannes doch zu genießen, vermochte den Sammler dieser Sätze, sie unverändert so mitzutheilen, wie sie hier folgen. Das Buch ist auf schönes weißes Papier mit deutlichen Lettern gedruckt und der Preis nur Acht Groschen. Auch sind Exemplare auf Velinpapier à 14 gr. zu bekommen.

Urania,

oder

die Natur in ihrer höhern Bedeutung.

Eine Anthologie für edle Menschen.

Herausgegeben

von

Joh. Hugo Wyttenbach.

Mit 1 Kupf. gr. 8. Leipzig bey Kayser. geb. 1 Rthlr. 16 gr.
Schweizervelinpap. geb. 2 Rthlr. 16 gr.

Der Herr Verfasser obiger Blumenlese hat durchaus geschmackvoll gewählt; das Buch ist reich an prosaischen und poetischen Erzeugnissen des Neuen, so wie des Alterthums, die im Gewande der besten Uebersetzungen den heimischen Boden betreten. Ich habe das Buch gebildeten Damen, ich habe es noch mehreren, den höher gebildeten Ständen angehörenden mitgetheilt, und es hat sie Alle gleich angesprochen und das Gemüth innig ergriffen. Ein solches Buch allen Gebildeten zu empfehlen, trage ich daher nicht das mindeste Bedenken. R.

Auszug eines Schreibens der Frau Hof-Apothekerin W. Aust, zu Dillenburg, im Herzogthum Nassau, vom 23. April 1824. an Hrn. Christoph Burckhardt-Iselin, Sohn, Nr. 1640 in Basel.

„Das von Ihnen erhaltene Laeysonische Augenpulver gebrauche ich nach Vorschrift seit 7 Wochen mit „dem besten Erfolg; schon in den ersten 8 Tagen konnte „ich meine Brille, deren ich mich seit 6 Jahren bedienen „mußte, weglegen, und kann nun bey Licht die feinste „Nadel einfädeln, und den feinsten Druck lesen, welches „ich vorher mit der Brille kaum mehr bey Tag zu thun „im Stande war."

Genehmigen Sie rc. rc. rc.

(Unterzeichnet) W. Aust, Hof-Apothekerin.

An Hrn. Christoph Burckhardt Iselin, Sohn, Nr. 1640 in Basel.

Dillenburg, den 3. Juli 1824.

„Mit Vergnügen bin ich Ihren Wunsch zufrieden, den guten Erfolg, welchen ich von diesem vortreff„lichen Augenmittel habe, zum Wohl unserer Mitmen„schen (aus religiösem Sinn) durch öffentliche Blätter be„kannt zu machen. Sowohl in die Schweizer-, als in jede „andere Zeitungen können Sie es nach Ihrem Belieben „einrücken lassen."

Ich bin rc. rc.

(Unterzeichnet) W. Aust, Hof-Apothekerin.

NS. Die Einsicht der Originalbriefe steht Jedermann bey der Niederlage in Basel zu Diensten.

Nro. 27.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 4.

Uebersetzungs-Anzeige.

Um Collisionen zu vermeiden, zeigen wir hiemit an, daß zu gleicher Zeit mit dem Originale, eine deutsche Uebersetzung von dem Werke des Baron Fain: „Manuscript vom Jahre 1813" in unserem Verlage erscheinen wird.

Stuttgart, den 20. August 1824.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheint von Neujahr 1825 an:

Hertha.

Zeitschrift für Erd- und Staatenkunde,

besorgt von

Heinrich Berghaus

und

Karl Friedrich Vollrath Hoffmann.

Förderung und Verbreitung der Erd-, Völker- und Staatenkunde, Bereicherung und Berichtigung des geographischen Wissens und Aufbewahrung dessen, was zerstreut so oft auf lange verloren bleibt, ist der Hauptzweck dieser Zeitschrift. Abhandlungen über alle Zweige der Erd-, Völker- und Staatenbeschreibung, Anzeigen der bedeutendsten Werke (Bücher und Karten), durch welche die Wissenschaft gefördert wird oder das Fortschreiten derselben aufgehalten werden könnte, so wie Auszüge aus den vorzüglichsten geographischen, ethnographischen und statistischen Werken fremder Zungen bilden den Inhalt der Hertha, die in zwanglosen Heften so erscheint, daß 3 Hefte einen Band mit Register ausmachen und 4 solcher Bände in jedem Jahre herauskommen.

Ueber den Werth des Gegebenen ziemt uns kein Urtheil, doch dürfen wir bemerken, daß die vorzüglichsten Erdkundigen und die (in dieser Wissenschaft) berühmtesten Gelehrten des In- und Auslandes die Verfasser des Inhaltes sind, und daß wir stets bemüht seyn werden, mittelst einer durch ganz Europa verbreiteten Korrespondenz, mit der Zeit Schritt zu halten.

Berlin und Stuttgart den 15. Juli 1824.

Heinrich Berghaus
und
Karl Fr. Vllr. Hoffmann.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auszüge aus einem Tagebuche geschrieben auf den Küsten von Chili, Peru und Meriko in den Jahren 1820, 1821, 1822 von Basil Hall, Kapitän der k. brittischen Flotte, Verfasser einer Reise nach Loo Choo. 1r Bd. Aus dem Engl. übersezt. Broch. 2 fl. 24 kr.

Die Mittheilungen eines so verständigen und unpartheyischen Beobachters müssen doppelt willkommen in dem Augenblick seyn, wo sich so viele Blicke nach den reichen Ländern Süd-Amerika's wenden, die seit länger als einem Jahrzehend das Joch abwarfen, das Alt-Spanien seinen Colonien aufgelegt hatte. Wir wissen noch nicht viel von den Ereignissen jenes Kampfes und auch nicht viel von den Sitten und Gesinnungen des Volkes, noch weniger von seinem Eifer oder seiner Tüchtigkeit für die Freyheit, von den Absichten oder den Fähigkeiten seiner Führer, und von den Wirkungen, welche der Genuß der Freyheit und Unabhängigkeit bereits auf das bürgerliche und sittliche Leben gegeben hat. Der Verfasser gibt uns ungemein lebendige, anziehende Schilderungen der häuslichen Sitten und Gewohnheiten der Bewohner und sehr verständige Bemerkungen über die jugendlichen Staatseinrichtungen. Seine Mittheilungen sind um so wichtiger für die Geschichte des süd-amerikanischen Freyheitkampfes, da er Augenzeuge mehrerer merkwürdigen Ereignisse war. Lord Cochrane's Unternehmungen werden hier treu erzählt und gewürdigt; wir erfahren viele anziehende und neue Nachrichten über San Martin und die durch ihn und Cochrane bewirkte Befreyung Peru's, und von dem Einflusse, den diese Revolution auf den Wohlstand, geselliges Glück, geistige und sittliche Bildung schon gehabt hat, wird so günstiges Zeugniß gegeben, daß man sich bey den neuesten Parlamentsverhandlungen auf dieses Werk berief.

Bey Metzler in Stuttgart ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Die Schicksale der alten und neuen Kortes von Spanien, durch Ernst Münch. In 2 Bänden. Erster Band. gr. 8. 1 fl. 40 kr. rhein. od. 1 Rthlr. sächs.

Nicht als Partheyschriftsteller, sondern mit wahren Farben, gleich entfernt von Leidenschaft wie von Menschenfurcht, liefert der schon rühmlichst bekannte Hr. Verf. in diesem Werke eine historische Schilderung der spanischen Kortes, die schon seit Jahrhunderten, besonders aber in der neuesten Zeit, die Blicke der Welt auf sich gezogen. Ein bald erhebendes, bald schrecklich niederschlagendes Schauspiel des Wechsels des Glückes, der Geistesgröße und Ohnmacht von Männern, so ihre Zeit gewaltig gelenkt, bereichert, oder elend gemacht haben, ferner von Völkern, welche wechselnd in Zuständen der Anarchie und Sklaverey, der Freyheit und des Despotismus, und allen Gräueln bürgerlicher Partheyung geschwankt, und nach einem kurzen, aber schönen Traume des Siegs unausführbarer Ideale durch Thorheit und Gutmüthigkeit mehr, als durch Mißbrauch und Uebermuth eine Katastrophe erlebt haben, welche plötzlich sie wieder in einen Abgrund von Elend stürzte — dieß ist der Inhalt des Gemäldes, welches hier zur Betrachtung aufgestellt ist. — Der zweyte Band erscheint nächstens.

An die Besitzer von Wieland's und Klopstock's Werken.

Von der

Kupfersammlung zu Wieland's Werken

49 Blätter in 4 Lieferungen

(Pränumerationspreis für jede Lieferung 1 Thlr. sächs. oder 1 fl. 48 kr. rhein.)

sind bereits zwey Lieferungen erschienen. Die dritte folgt zu Michaelis, und bis Ostern 1825 ist das Ganze vollendet. Nur durch ein so thätiges Zusammenwirken eines Vereins der ersten Künstler Deutschlands war es möglich, diese schöne Kupfersammlung in so kurzer Zeit zu liefern. Da sie in jeder Buchhandlung einzusehen ist, so bedarf es keiner Empfehlung, sondern nur einer Durchsicht, um ein Urtheil darüber fällen zu können.

Von den ersten Abdrücken avant la lettre sind noch einige wenige Exemplare auf breitem Papier für Kunstliebhaber zum Preis von 6 Thlr. 16 gr. sächs. für's Ganze zu haben.

Auch sind von der

Kupfersammlung zu Klopstock's Werken

12 Blätter

noch Exemplare zu dem Preis von 1 Thlr., und von den ersten Abdrücken auf breitem Papier für 3 Thlr. zu erhalten.

Die Abdrücke dieser Kupfer sind so gemacht, daß sie nicht allein zur Taschen-Ausgabe, sondern zu jeder andern Octav-Ausgabe gebunden werden können. Jedes einzelne Blatt aus beyden Sammlungen kostet 3, ein Porträt 4 gr.

Leipzig, im August 1824.

Friedrich Fleischer.

Aufforderung an Freunde der englischen Sprache.

Bey der immer zunehmenden Verbreitung der englischen Sprache im deutschen Publikum dürfte es nicht unerwartet seyn, den Wunsch auszudrücken, daß sich einige Gelehrte entschließen möchten, ein politisches Journal in englischer Sprache, an einem oder mehreren Wochentagen, in Deutschland herauszugeben. Dasselbe würde sich gewiß einer günstigern Aufnahme als das Frankfurter französische Journal zu erfreuen haben.

Alle Pomologen

macht man auf die ausführliche Anzeige des klaßischen Werkes: Systematische Classifikation und Beschreibung der Kirschensorten vom Freyherrn v. Truchseß in den Oekonomischen Neuigkeiten Nr. 43 und 46 aufmerksam.

Anzeige.

Der Herausgeber des Magazins für Pharmacie, Hr. Medicinalrath Dr. Hänle in Karlsruhe, ist unerwartet schnell mit Tod abgegangen; er starb am 23. Juni d. J. an einem Nervenschlag, zu frühe für unsere Kunst, für deren Erweiterung mitzuwirken das Ziel seines rastlosen Lebens war. Seine mannigfaltigen Verdienste um die Pharmacie sind hinlänglich bekannt, als daß es einer weitern Anpreisung derselben bedürfte; der Beyfall, mit dem seine schriftlichen Arbeiten aufgenommen wurden, bürgt für sie. Auch das Magazin für die Pharmacie erfreute sich durch seine Bemühungen, alles Wichtige, Neue, was den Pharmaceuten interessirt, möglichst schnell zu verbreiten, eines zahlreichen Publikums. — Aufgefordert von dem Sohn des Verstorbenen, Herrn Apotheker Hänle in Lahr, und der Verlagshandlung, die Redaktion dieses Journals zu übernehmen, habe ich mich dazu entschlossen, und werde dasselbe unter dem Titel:

Magazin für die Pharmacie

und die dahin einschlagenden Wissenschaften

in ähnlichem Plane wie bisher, fortsetzen; und ich werde suchen, durch schnellste Lieferung aller wichtigern, die Pharmacie berührenden Notizen u. s. w. aus ausländischen Journalen, wozu mir meine hiesige Lage und Verhältnisse gute Gelegenheit gibt, so wie durch gehaltvolle Originalaufsätze den Werth desselben nach Kräften zu erhöhen. Alle meine Freunde und wissenschaftliche Männer unserer Kunst bitte ich, mein Unternehmen gütigst mit Beyträgen zu unterstützen.

Heidelberg, den 12. August 1824.

Dr. Geiger.

Zu dieser erfreulichen Fortsetzung des Magazins der Pharmacie werden auch wir durch gutes Papier, hübschen Druck, pünktliche und schnelle Ablieferung das Unsrige beyzutragen suchen und regelmäßig jeden Monat 1 Heft in geschmackvollem Umschlag versenden; der Preis per Jahrgang mit Abbildungen bleibt unverändert 9 fl. 30 kr. sächs. 5 Thlr. und jährlich werden ohne Preiserhöhung noch 4 Porträts von den jezt lebenden berühmten Pharmaceuten, Chemikern und Physikern beygegeben.

Karlsruhe, den 14. August 1824.

Chr. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerey.

Von nachstehenden, bey Metzler in Stuttgart erscheinenden Werken sind ausführliche Ankündigungen in allen deutschen Buchhandlungen unentgeldlich zu erhalten:

Britannia oder Neue englische Miscellen. Eine Monatschrift für das Jahr 1825, herausgegeben von einer Gesellschaft teutscher Literaturfreunde in London. 8.

Allgemeine Taubstummen- und Blinden-Bildung, besonders in Familien und Volksschulen. Zugleich Handbuch für die Sprach-Bildung hörender und redender Kinder, von W. F. Daniel. 8. Subscriptpr. bis zur Erscheinung. 3 fl. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr. sächs.

Zweyhundert vierstimmige Choralmelodien der evangelischen Kirche, herausgegeben von C. Kocher, F. Silcher und Frech. gr. 8. Subscriptpr. bis zur Erscheinung auf Druckp. 1 fl. 54 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 4 Gr. sächs., auf Schreibp. 2 fl. 18 kr. od. 1 Rthlr. 10 Gr. sächs.

Bey Ludwig Herbig in Leipzig ist erschienen und in Wien zu haben: bey Tendler und v. Mannstein, Gerold, Mörschner u. Jasper und allen Buchhandlungen daselbst.

Scott, Walter, Redgauntlet. Eine Erzählung aus dem 18ten Jahrhundert, vom Verfasser des Waverley. Aus

dem Engl. von Sophie May. 3 Thle. 3 Rthlr. 18 gr. Der 3te Theil wird in 14 Tagen nachgeliefert.

May Sophie. Die fürstlichen Frauen der Vorzeit. Romantisch-geschichtl. Darstellungen. 1r Thl. 1 Rthlr. 12 gr.

Bey Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Urika, die Negerin.

Aus dem Französischen der Herzogin von . . .
fl. 8. geh. 18 ggr. oder 1 fl. 21 kr.

Es bedarf wohl nur der Anzeige der Erscheinung dieses mit so vielem Enthusiasmus in Frankreich aufgenommenen Romans, im deutschen Sprachgewande, um bey dem deutschen Publikum dieselbe günstige Aufnahme zu finden. — Diese rührende Erzählung, deren Gegenstand, wie bekannt ist, nicht ganz Fiction ist, vorgetragen in einem einfach edlen Styl, wird gewiß in allen gefühlvollen Herzen ihre Anklänge wiederfinden.

Frankfurt a. M. im Juli 1824.

Heinrich Wilmans.

Bey Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen:

Encyclopädie, Allgemeine, der Künste und Wissenschaften von genannten Gelehrten verfaßt und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. gr. 4. mit Kupfern und Charten. Zwölfter Theil von Boochanpoor bis Brezow (mit welchem die 6te Lieferung geschlossen ist).

Der Preis dieses Werkes, inclusive der 7ten Lieferung, welche außer den 13. und 14. Theil ein unerläßlich nöthig gewordenes Supplementkupferheft zu den beyden Buchstaben A und B mit umfaßt, ist für 830 Bogen Text und 150 Quarto-Kupfertafeln u. Landcharten, cartonirt 56 Thlr. 16 Gr. Velinp. 73 Thlr. 8 Gr.

Von der Michaelismesse 1824 an hören diese Subscriptionspreise definitive auf, und kostet alsdann jeder erschienene Theil 6 Thlr., auf Velinpapier 8 Thlr., und wird hierauf mit Bestimmtheit gehalten werden. Auch sind in allen Buchhandlungen und bey dem Verleger ausführlichere Ankündigungen über den Geist der Unternehmung, die Abfassung und Einrichtung zu finden.

Lykurgos Rede wider Leokrates. Einleitung, Urschrift, Uebersetzung und Anmerkungen, größtentheils kritischen Inhalts von G. Pinzger. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Lycurgi Oratio in Leocratem; ad optim. libr. fidem recensuit et annotationem criticam adjecit Gustavus Pinzger. Ed. scholarum potissimum usibus accomodata. 8maj. 8 Gr.

Diese neuen vollständigen Ausgaben für Lehrer und Schüler sind nunmehr erschienen und die zahlreichen Besteller werden ersucht, ihre Nachfragen bey den resp. Buchhandlungen zu wiederholen, indem nun alle mit Exempl. versehen sind.

Walter Scotts sämmtliche (prosaische) Werke. Neu und vollständig übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von B. J. F. v. Halem, K. L. M. Müller, Sophie May und A. Wagner u. a. m. — fl. 8.

Diese Ausgabe, die in 50 bis 60 Bändchen sämmtlich bis 1824 erschienene prosaische Werke des großen Unbekannten (the great Unknown), wie Sir Walter Scott ohne allen Zweifel richtig von seinen Landsleuten bezeichnet wird, enthalten soll, ist so wohl angenommen, daß deren Fortsetzung und Beendigung im nächsten Jahre nun nichts mehr entgegen steht. Die bis jetzt erschienenen Bändchen (Preis einzeln genommen 1 Thlr.) enthalten:

Waverley	2 Theile.
Nigels Schicksale	3 —
Peveril vom Gipfel	3 —
Kenilworth	2 —
Quentin Durward	3 —
Erzählungen meines Wirths 1. Sammlung in 4 Theilen, enthält den schwarzen Zwerg und die Presbyterianer.	
Ivanhoe	3 —
St. Ronans-Brunnen	3 —
Red Gauntled	3 —
Guy mannering (Astrolog).	3 —

Die drey letzten Romane sind noch unter der Presse, werden aber unverzüglich erscheinen, und die ersten 28 Bändchen der sämmtlichen Werke ausmachen. Käufer der ganzen Sammlung erlangen einen sehr niedrigen Preis, nämlich für den ersten bis 24sten Theil 18 Thlr.

Noch erscheint nächstens zu dieser Ausgabe die erste Lieferung einer Kupfersammlung Gallerie zu Walter Scotts Werken von den besten Meistern nach ausgewählten englischen Originalen oder auch neuen Zeichnungen gestochen, über deren Preis und Bedingungen bey der Erscheinung das Nähere bekannt gemacht werden wird.

Außer allen bekannten Buchhandlungen nehmen vorzüglich hierauf Bestellungen an, in Wien: C. Gerold, Schaumburg u. C., Mörschner u. Jasper, Tendler u. v. Mannstein, Beck, Heubner, Grunds Witwe u. Kupffisch, Wallishauser, Schalbacher u. Volke; in Pesth: Kilian, Hartleben; in Prag Calve, Kronberger u. Weber u. s. w.

Im August 1824.

Für Gymnasien, Lyceen und lateinische Lehr-Anstalten.

Bey Metzler in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

T. Livii Patavini Historiarum ab Urbe condita libri qui supersunt omnes, cum deperditorum fragmentis et epitomis omnium ad optimas editiones emendavit selectamque lectionum varietatem textui subjecit Leon. Tafel. 8maj. Tom. I. u. II. gr. 8. Preis des ganzen, aus 3 Theilen bestehenden Werks von mehr als 100 Druckbogen auf Druckpap. 3 fl. 12 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 20 Gr. sächs., auf Schreibvelinp. 4 fl. 48 kr. rhein. oder 2 Rthlr. 18 Gr. sächs.

Durch Correctheit, schönen Druck und gutes Papier gleich ausgezeichnet, ist diese Ausgabe überdieß wohlfeiler als irgend eine der bisher existirenden Editionen des Livius. Diese vereinigten Vorzüge haben derselben gleich bey der Erscheinung des ersten Bandes zahlreiche Abnehmer verschafft; bereits ist sie auch in vielen Lehr-Anstalten eingeführt und von vielen Seiten sind uns schon sehr günstige Urtheile über dieselben zugekommen. Die beyden erschienenen Bände enthalten die Bücher 1 bis 20 und 21—33; der im Octob. od. Nov. d. J. erscheinende letzte Band, welcher den Abnehmern dann unentgeldlich nachgeliefert wird, giebt das 34ste — 45ste Buch nebst den Fragmenten. Lehranstalten, welche im Winterhalbjahre nicht gerade die Bücher 34—45 behandeln,

können also diese Ausgabe bereits im nächsten Semester zu Grunde legen.

Bey Heinrich Wilmans ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Umsonst. Eine Familien-Geschichte in Bruchstücken. Auch unter dem Titel: **Unterhaltungen im traulichen Abendkreise.** 1. Band. 8. geh. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Der Verfasser überreicht in diesem Bändchen dem Publikum eine Erzählung in Bruchstücken, höchst anziehenden Inhalts, voll der sinnigsten Betrachtungen, deren blühend gemüthlicher Styl sich den besten Erzeugnissen dieser Gattung unserer Literatur anreiht. Walter Scott entwirft uns mit psychologischem Scharfsinne in seinem Alterthümler das ergreifende Bild einer jener Erscheinungen, in welcher dem, zur Uebersinnlichkeit gesteigerten Bewußtseyn des Wachträumenden die Geisterwelt entgegen tritt. Der Leser wird sich überrascht fühlen, die Fäden, welche sich hier aus einem ähnlichen Traumgesichte gleichsam unsichtbar durch diese Erzählung hinziehen, in der Enträthselung jenes unheimlichen Päckchens wieder aufzufinden, dessen deutungsvolle Ueberschrift uns der Titel angibt.

Frankfurt a. M. im Juli 1824.

Bey dem Verleger W. Lauffer in Leipzig und durch alle Buch- und Musikhandlungen sind zu erhalten:

Musikalien.

Thomas, E. M., musikalischer Jugendfreund für Pianofortespiel zur Bildung eines ruhig leichten, gefälligen Vortrags und als erste praktische Weihe in das System der Musik. 3 Thle. 4. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Von diesem, für den Unterricht und Ausbildung in der Musik so vorzüglichen Werke, ist von dem ersten und zweyten Theile eine neue ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage erschienen.

— — **musikalischer Gesellschafter am Pianoforte, dem Hauptumfange nach für Deutschlands gebildet erwachsene Töchter.** 9 Lieferungen und ein Nachtrag vierhändig. 4. à 12 gr. oder 54 kr. complet. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Dieser Gesellschafter ist mit grofsem Beyfall aufgenommen und wird in seiner Fortsetzung durch Subscribenten gesichert.

— — **2 Trauermärsche für das Pianoforte auf den Tod des Fürsten von Schwarzenberg.** Zweyte mit einem dritten Trauermarsch vermehrte Auflage. 4. 4 gr. oder 18 kr.

— — **3 neue Trauermärsche.** Zweyte verbess. Auflage. 4. 4 gr. oder 18 kr.

Schicht, Schlufs-Chor aus dem Oratorio: Das Ende des Gerechten. Gedichtet von Rochlitz. 4. 4 gr. oder 18 kr.

Weigl, Duetto aus der Oper: Die Schweizerfamilie. 4. 6 gr. oder 27 kr.

Harder, A., leichter und fafslicher Unterricht, das Pianoforte zu stimmen. 2 gr. oder 9 kr.

* * *

Kant, J. Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von C. W. Hufeland, k. pr. Staatsrath und Leibarzt. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1824. 10 gr. oder 46 kr. geheftet.

Lebensgeschichte des Magnetiseur Grabe, wahr und unpartheyisch dargestellt und für seine Freunde und Gegner gleich interessant. 8. 1824. 8 ggr. oder 36 kr. geheftet.

Der Magnetiseur Grabe, welcher durch seine Kuren, seine Verfolgung und Freylassung das größte Interesse, vorzüglich in Preußen und Sachsen erregt, ist hier der Wahrheit getreu, von einem sehr würdigen Manne nach dem Leben geschildert, der sogar erbötig ist, die Wahrheit alles hier Gesagten vor jedem Gericht zu bestätigen.

Bärensprung, A. G. F. Dr. Manuale pharmaceuticum seu collectio omnium in officinis ad huc usitarum formularum medicarum, quae in recentioribus pharmacopoeis non inveniuntur. 8. 1824. 14 ggr. oder 1 fl. 3 kr.

Der Zweck dieses pharmaceutischen Handbuchs ist, den Apothekern eine kurze Uebersicht derjenigen Recepte zu geben, die in den neueren Pharmacopöen, als veraltet und ungebräuchlich sehr oft ausgelassen sind; deren Verfertigung aber in den Officinen nicht selten noch verlangt wird. Diese Sammlung dürfte daher, als eine kurze Uebersicht aller veralteten oder ungewöhnlichen Arzneyformeln vielen Apothekern ein wahres Bedürfniß seyn.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind:

Beck C. F., 12 leichte dreystimmige Gesänge zum Gebrauch des method. Singunterrichts in Schulen. 3te Sammlung		48 kr.
Dessen Concert f. Pfte. mit Begl. von 2 Violinen Alt und Bafs	2 fl.	42 —
Ernst, Variat über ein Thema v. Carafa. f. Guit. und Flöte Nr. 1.		36 —
Dessen ditto ditto aus Rossini's Barbier v. Sevilla f. do. N. 2.		36 —
Dessen ditto ditto von Mad. Vespermann gesung. f. do. N. 3.		48 —
Dessen ditto ditto Bolero von Carafa f. do. N. 4. .		36 —
Dessen ditto ditto aus Rossini's Gazza ladra f. do. N. 5.		36 —
Guenin M. A. 3 Sonaten f. Violine mit Begleitung einer zweyten Violine op. 10. .	1 fl.	30 —
Henkel. Auswahl von Rondos und Polonaisen f. Pfte. Nr. 15 bis 28 jede		8 —
Heuschkel. Rossini's Marsch aus Semiramis f. 4 Hände arangirt		48 —
Hummer, G. Variat. f. Pfte. und Flöte. op. 13.		48 —
Kuffner, J. Militär-Musik op. 146. .	4 fl.	
Reicha 6 Quint. f. Flöte, Hautbois, Clarinette, Horn u. Fagott op. 100. Nr. 1 bis 6 jedes	3 fl.	12 —
Dessen 6 grofse concertante Trios f. Pfte., Violine u. Violoncells op. 101. jedes .	3 fl.	30 —
Schmitt, A. Sonate f. Pfte. f. Anfang. op. 52. N. 1.		36 —
Dessen ditto ditto op. 52. N. 2. und 3., jede		48 —
Vogler, G. Portrait		36 —
Weber, G. Portrait		48 —
Dessen Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst zum Selbstunterricht. zweyte, durchaus umgearbeitete Auflage. 4 Bände	14 fl.	24 —

Nro. 28.

Intelligenz-Blatt.

1824.

In der Keyser'schen Buchhandlung zu Erfurt ist jezt erschienen:

Allgemeines Lehrbuch der Geographie von Europa.

Auf Befehl Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen August von Preußen bearbeitet von

L. W. Meineke.

(Aeußerst geringer Preis: 48 Bogen 1 Rthlr. 12 gr.)

Eine kurze Angabe des Inhaltes zeigt am besten, wie zweckmäßig dieses Werk, sowohl zum öffentlichen Vortrag, als auch zum Selbststudium bearbeitet ist.

Es zerfällt in vier Hauptabschnitte.

I. Mathemat. Geogr. II. Physische Geogr., welche sich auf den ganzen Erdball beziehen, und denen nur eine solche Ausdehnung gegeben worden ist, als nöthig, um einen klaren Begriff von ihnen zu bekommen.

III. Reine Geogr. 1r Abschn. A. Europa's Festland. B. Grenzmeere. C. Binnenmeere. D. Meerbusen. E. Meerengen, und F. Inseln. 2r Abschn. Physische Eintheilung der Länder Europa's nach den sieben Stammgebirgen, mit Hinzuziehung der Nord- und Ostsee. Rein geographische Beschreibung eines jeden Landes nach dessen: 1. Name, Lage, Größe. 2. Oberfläche, Boden im Allgemeinen. 3. Gebirge mit den Uebergangsorten, den Pässen und höchsten Spitzen. 4. Abdachung. 5. Ebenen, Steppen, Moräste, Landseen. 6. Vorgebirge. 7. Seeküste, Häfen, Ankerplätze, Busen. 8. Flüsse mit den Nebenflüssen und Hauptübergangspunkten. 9. Canäle. 10. Landstraßen. 11. Klima, Anbau, Produkte. 12. Volk.

IV. Politische Geogr. A. Mittel-, B. West-, C. Nord-, D. Ost-Europa. Beschreibung eines jeden Staates nach dessen: 1. Namen, kurze Geschichte, Lage, Grenzen, Größe. 2. Bestandtheile. 3. Bevölkerung, Wohnplätze. 4. Staatsform, Orden. 5. Finanzen. 6. Münzen, Maaße, Gewichte. 7. Festungen etc. 8. Militärbehörden etc. 9. Land- und Seemacht. 10. Eintheilung und Ortsbeschreibung. 11. Historisch merkwürdige Oerter.

Subscriptions-Anzeige.

J. B. Biot's Lehrbuch der Experimental-Physik oder Erfahrungs-Naturlehre.

Dritte Auflage, übersezt und mit Zusätzen von M. Gustav Theodor Fechner, akademischen Docenten zu Leipzig.

Vier Bände, mit 19 Kupfertafeln.

Obwohl Deutschland selbst mehrere schätzbare Werke über Physik eigenthümlich besizt, so dürfte doch an Vollständigkeit und mit Gründlichkeit verbundener Klarheit keines vor Biot's Précis de physique expérimentale, von dessen so eben in Paris erschienenen, mir während des Drucks in Aushängebogen zugekommenen, dritten Auflage ich hiermit eine der Wissenschaft und des Verfassers würdige Uebersetzung ankündige, den Vorrang behaupten; gewiß aber wird dieß Werk allen bisherigen vorgezogen werden können, insofern es eine vollständige und eine klare Einsicht gewährende Zusammenstellung, auch aller neu hinzugekommenen Entdeckungen enthält, welche in den lezten Jahren die Physik so wesentlich bereichert und den Standpunkt mancher Zweige derselben beynahe völlig verrückt haben. Gemeinnütziger als des nämlichen Verfassers größeres, nur dem Physiker so zu sagen von Profession bestimmtes, Werk, wird das vorliegende dadurch, daß es bey derselben Reichhaltigkeit und zusammenhangenden Darstellung der Resultate, sich der Entwickelung physischer Gesetze in der Art, wie sie nur dem geübteren Mathematiker verständlich sind, enthält, und dadurch für die Einsicht der meisten zugänglicher wird. Obwohl schon von der ersten Auflage dieses Werks eine Uebersetzung erschienen ist, so kann doch diese, mehrerer Mängel der Bearbeitung abgerechnet, bey den zeither gemachten Fortschritten der Physik, den Ansprüchen der jetzigen Zeit nicht mehr genügen, und ich hoffe daher durch diese Uebersetzung der dritten, alle neuen Bereicherungen jener Wissenschaft umfassenden, Auflage den Wünschen und dem Bedürfnisse Vieler entgegenzukommen.

Das Werk wird aus 4 Bänden, mit 19 Kupfertafeln, bestehen, und habe ich zur Erleichterung des Ankaufs den äußerst billigen Subscriptionspreis von 6 Rthlr. 16 Gr. bis zur Vollendung festgesezt.

Der erste Band ist so eben erschienen, und die übrigen Bände sollen bis zum Monat März k. J. vollendet seyn.

Leipzig, den 15. August 1824.

Leopold Voß.

Im Verlage von Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dolz, M. J. C., die Moden in den Taufnamen, mit Angabe der Wortbedeutung dieser Namen. 8. geh. 20 Gr.

Ein Werkchen, allen Gebildeten, insbesondere auch den Frauen gewidmet, die irgend Interesse daran nehmen, die üblichen Vornamen näher kennen zu lernen, mit großer Umsicht und Belesenheit bearbeitet, nicht trockene Nomenclatur, sondern geistreich behandelt und des Beyfalls werth, dessen die vielen Arbeiten des wackern Verfassers so ungetheilt sich erfreuen.

Bey J. G. Mittler in Leipzig ist erschienen:

Morgenstunden meiner Muse. Von Karl Kühnel. Erstes Bändchen. 8. 12 Bogen. Preis 20 Groschen.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Spaziergang
im Labyrinth der Geschichte.
In Briefen an Demoustier's Emilie.
Herausgegeben von Chr. Kuffner.
Erster Band.
Die Halle der Vorwelt.

8. 1824, in Umschlag broschirt 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Der Verfasser hat bey diesem Werke die schöne, aber schwierige Aufgabe gelöst: den interessanten Stoff (die Begebenheiten aller Völker und Zeiten) in der gefälligsten Gestalt darzustellen. Er hat deßhalb diejenige Briefform gewählt, in welcher Demoustier seine allgemein beliebten mythologischen Darstellungen an Emilien schrieb. Darf das deutsche Werk dem französischen in der Schönheit der Gemälde nicht nachstehen, so hat jenes vor diesem auf jeden Fall den Vorzug, welchen die Geschichte vor der Mythologie behauptet.

Der Verfasser behandelt den Reichthum des historischen Stoffes in sechs Bändchen, deren jedes ein für sich bestehendes Ganzes geben wird, indem das erste Bändchen die Halle der Vorwelt; das zweyte die Lichtgestalten der heiligen Vorwelt; das dritte die Geschichte der ersten Menschenbildung und der Erfindungen; das vierte die Geschichte der ältern Reiche und Griechenlands; das fünfte die römische Geschichte in ihrem ganzen Umfange; das sechste die Geschichte des romantischen Mittelalters enthalten soll.

Dieses durch Inhalt und Vortrag gleich anziehende Werk eignet sich, indem es Schönheit der Phantasie mit Tiefe und Reinheit des Gemüths verbindet, zur Lectüre für die weibliche Welt, wie auch für die gebildetere Jugend; dabey wird es Männern und Jünglingen durch Geist und Humor nicht minder zusagen, und in allen Fällen eben so viel Belehrung als Vergnügen gewähren.

Der zweyte Band ist unter der Presse.

Bey J. H. Cawitzel in Berlin sind so eben fertig geworden und an alle Buchhandlungen Deutschlands versendet:

Ehrenberg, Dr. Friedr. Zur Gedächtnißfeyer der Entschlafenen. Beylage zu des Verfassers Schrift: Für Frohe und Trauernde. 8. VI u. 282 S. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Die Schrift für Frohe und Trauernde, welcher sich die gegenwärtige als eine unentbehrliche Beylage anschließt, ist mit so entschiedenem Beyfall aufgenommen worden, und hat so vielfältig erbaut und getröstet, daß es keiner andern Empfehlung dieser Fortsetzung bedarf, als die einfache Anzeige ihres Daseyns.

Jeder, S. Ch. M., Allotrien. Zur Unterhaltung in Feyerstunden. 8. 462 S. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Ein durch ernste wissenschaftliche Werke höchst ausgezeichneter Schriftsteller bietet hier pseudonym dem Publikum die Ausbeute seiner Mußestunden dar, es auf eine ungemein angenehme Weise über die mannigfaltigsten Gegenstände belehrend. Unter den achtzehn Aufsätzen, welche der Band enthält, sey es erlaubt, besonders aufmerksam zu machen auf die ihrem Inhalte nach verwandten: Untergang der Tempelherren, Geschichte der Freymaurer, Geschichte der Rosenkranzer, der Seher Schwedenborg, Geschichte der Illuminaten, Kriege der Frauen mit den Maurern, der Leichnam als Feldherr u. s. w. Wem sollte es nicht erwünscht seyn, sich durch solche Lectüre eben so erheiternd zu unterhalten, als zu unterrichten? Darum eignet sich das Buch eben so gut für Leihbibliotheken, als für die Büchersammlung jedes Gebildeten.

Frank, A. L. T., der Bischof und der Ritter. Eine ächte Sage aus Altdeutschland. 8. IV u. 186 S. Preis 18 gr.

Eine Geschichte voll Sturm und Graus, die sich jedoch sanft und friedlich auflöst. Ob in der Art des Vortrags die Darstellungsweise eines bekannten Dichters nachgeahmt oder parodirt wird, möge dem Scharfsinn des Publikums zu entscheiden überlassen bleiben.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Hesekiel, Blicke auf Halle und seine Umgebungen. Ein Wegweiser für Reisende und zur freundschaftlichen Erinnerung für ehemalige akademische Bürger. Mit 16 Vignetten und einem Plane. 8. Halle. gebunden 2 Rthlr. 8gr., auf Schreibp. 3 Rthlr., Schweizerpap. 4 Rthlr.

Bey Ludwig Oehmigke in Berlin ist erschienen:

Denkmäler alter Sprache und Kunst, herausgegeben von Dr. Dorow, Hofrath rc. Erster Bd. 2s, 3s Heft, mit 2 Steindrucktafeln. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 18 gr.

Der Inhalt dieser 2 Hefte, mit interessanten Beyträgen vom Geh. Archivrath Höfer, Jacob Grimm, Dr. Marsmann und C. v. Ledebur ausgestattet, wird für den Forscher alter Kunst und Sprache höchst wichtig seyn.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Jörg, Dr. J. C. G., kritische Hefte für Aerzte und Wundärzte. 3s Heft. gr. 8. 12 Gr.
Auch unter dem Titel:
Wie lernen wir die Heilwirkungen der Arzneyen auf den menschlichen Körper am gewissesten kennen?

Im ersten Hefte (5 Bogen stark. Preis 10 Gr.) handelt der Verf. über die Frage: wie sollen wir als Aerzte prüfen, um das Gute zu erhalten. Das zweyte Heft von 12 Bogen, Preis 21 Gr., ist ganz allein einer gründlichen Würdigung der Hahnemannischen Homöopathie gewidmet.

Leipzig, im August 1824. Carl Cnobloch.

Mill, J., Elemente der Nationalökonomie, aus dem Englischen übersezt von Dr. A. L. von Jakob, mit Zusätzen vom Staatsrath von Jakob. 8. Halle, bey Carl August Kümmel. Druckp. 1 Thlr. 18gr. Schreibpap. 2 Thlr. 8gr. Schweizerp. 3 Thlr.

In diesem Werke sind die Grundsätze der Nationalökonomie mit der größten Präcision und Klarheit vorge-

tragen, und das System dieser Wissenschaft ist nicht leicht deutlicher zu übersehen. Daher eignet es sich nicht blos für Staatsgelehrte, sondern kann als ein zweckmäßiges Lehrbuch für alle gebildeten Stände betrachtet werden, welche sich einen richtigen Begriff von dieser Wissenschaft in möglichster Kürze verschaffen wollen. Die von dem Hrn. Staatsrath v. Jakob hinzugekommenen Zusätze geben der Uebersetzung einen nicht unbedeutenden Vorzug vor dem Original.

Bey Fried. Franckh hat im Laufe vorigen Monats die Presse verlassen und ist bey demselben, so wie in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz, um beygesezte Preise zu haben:

Bismark, General Graf von, Schützensystem der Reiterey. gr. 8. elegant broschirt 2 fl.

Zur Empfehlung dieses Schützensystems reicht der Name des in ganz Deutschland berühmten Herrn Verfassers hin, um die Aufmerksamkeit jedes mit seiner Waffe vertrauten Reiter-Offiziers auf sich zu ziehen.

Memoiren über die Kriege des Kaisers Napoleon in Europa, seit 1796 bis 1815. 1r bis 4r Band.

Enthält:

Feldzug des Kaisers Napoleon in Deutschland im Jahr 1809, nebst den besondern Operationen der Armeecorps in Italien, Polen, Sachsen, Neapel und Walcheren; vom General Pelet nach seinem ausführlichen Tagebuche, nach seinen bey der Armee auf Befehl angestellten Untersuchungen, und der Correspondenz Napoleons mit dem Major-General rc. mit Belegen und vielen bisher ungedruckten Aktenstücken. Eine nothwendige Ergänzung des Memorials des Grafen Las Cases. Aus dem Französischen übersezt von General J. von Theobald. 1r Band. gr. 8. broschirt 3 fl.

Das Werk ist so eben in Paris und gleichzeitig in einer vorzüglichen deutschen Uebersetzung erschienen. Es ist das Wichtigste und Gediegenste, was bis jezt über das Leben und über die Regierung dieses als Feldherr und Staatsmann gleich außerordentlichen Mannes erschienen ist — von einem Manne herausgegeben, der als Jüngling schon jene denkwürdigen Schlachten mitfocht, die in der neuern Geschichte beyspiellos sind. Herr Pelet, zulezt General bey der alten Garde, hat es sich von seinem Eintritt in die Armee an zur Pflicht gemacht, Materialien zur Geschichte dieser Feldzüge zu sammeln; was er damals angefangen und in den verschiedenen Feldzügen bis 1815 fortgesezt hat, übergibt er jezt der Welt. Das Werk hat, wie für den Militär, so für den Diplomaten und Staatsmann gleich großes Interesse, denn wie man das Genie des Feldherrn aus allen Operationen und Befehlen hervorgehen sieht, so ist die Politik jener Zeit mit eben so viel Geist und Wahrheit dargestellt und mit Aktenstücken belegt, welche zum größten Theil bis jezt unbekannt waren. Insbesondere machen wir noch die Herren Offiziere von den Truppen des ehemaligen Rheinbundes auf das Werk aufmerksam, deren Mehrzahl mehr oder weniger Antheil an diesen Siegen und Großthaten genommen hat, und von denen der Herr Verfasser mit der größten Achtung und Anerkennung ihrer bekannten Tapferkeit und Ergebenheit spricht.

Zeitschrift für Kriegswissenschaft. Herausgegeben von Hauptmann von Kausler. 2r Band 1s Heft. gr. 8. broschirt 2 fl.

Stuttgart, 15. August 1824.

An alle solide Buchhandlungen wurde so eben versandt:

Das Wächterhorn zu Cussalin, oder Geschichten aus alter wendischer Zeit, von J. E. Benno. Prenzlau, in der Ragoczyschen Buchhandlung 1824. XII u. 340 S. 8. Preis 1⅓ Rthlr. oder 1 fl. 24 kr.

Es ist seither der Brauch, und man glaubt, einen jeden neuen Roman, welcher dem Publikum vorgeführt wird, am besten zu loben, wenn man von ihm rühmt: „er sey ganz in Walter Scotts Geiste empfangen und ausgeübet.“ Ich will und darf indeß diesem „Wächterhorn“ eine unverdächtigere Empfehlung mit in die Lesewelt geben durch die Versicherung, daß in demselben ein eigner freyer und kräftiger Dichtergeist walte, der es nicht bedarf, sich einem fremden Namen, wäre es auch der gefeyertste, anzuschließen. Gleichwohl hatte sich Hr. Benno hier die nicht leichte Aufgabe gestellt, eine so entfernte rohe Zeit, als der Kampf des Christenthums mit dem heidnischen Wendenthum in Pommern ist, mit den Gebilden seiner Phantasie erfreulich zu beleben und die schwachen geschichtlichen Fäden, welche von dorther noch zu uns herüber reichen, mit glücklicher Hand für das Gewebe seiner Dichtung zu benutzen. In welchem Maße ihm dieses gelungen, und mit wie sicherm Blick, aber zugleich auch mit welchem reichen productiven Vermögen er jene Aufgabe gelöst, kann ich vielleicht am genügendsten andeuten, wenn ich sage, daß ich es von Blattseite zu Blattseite immer mehr vergaß, es sey die Arbeit eines Freundes, die ich, in der bestimmten Absicht, sie kritisch zu mustern, in die Hand genommen, sondern mich allmählig, mit gänzlichem Selbstvergessen, von dem sanft wiegenden Strome seiner Dichtung habe forttragen lassen, ohne kaum irgendwo in diesem reinen Genusse gestört worden zu seyn. Die genaue Beobachtung der Oertlichkeiten (dem doppelt interessant, der sie näher kennt) soll in diesem Lobe nur dem, troz einer reichen Zuthat des Schauerlichen, so glücklich über das Ganze verbreiteten Geist einer einfachen Milde und der gelungenen Zeichnung und Haltung der Charaktere nachstehen, unter welchen Allen Wilka, das Starke mit dem Zarten vereinend, als Hauptfigur auf eine ausgezeichnete Weise hervorragt. Die edelgehaltene unverkünstelte Sprache darf dem Buche als ein Vorzug mehr angerechnet werden; und das Zusammentreffen von so viel verdienstlichen Eigenschaften in demselben wird daher auch nicht verfehlen können, ihm den Weg in die Hände recht vieler Leser zu bahnen. Es ist darum auch weniger noth, diesen Roman noch besonders als zuläßig für den Toilettentisch und das Arbeitskörbchen der Damen zu empfehlen, als es vielmehr eine Empfehlung für Beyde seyn möchte, wenn sich das „Wächterhorn“ (in Gestalt dieses Büchleins versteht sich!) recht vielfältig auf und in ihnen antreffen ließe.

Hakon.

(Verfasser der grauen Mappe.)

So eben hat die Presse verlassen und ist an alle Buchhandlungen versandt:

Die Hölle des Dante Alighieri, übers. u.

erläutert von Karl Streckfuß. gr. 8. geh. Preis 2 Rthlr.

Zum bessern Verständniß des Gedichts im Ganzen sind demselben vom Uebersetzer Andeutungen zur Kenntniß des Dichters und seines Zeitalters vorausgeschickt, zur Erläuterung des Einzelnen aber die nöthigen Anmerkungen beygefügt worden.

Halle, im Juli 1824.

Hemmerde u. Schwetschke.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Kurze, deutliche, in Regeln geordnete Anweisung zur

Orthographie

der deutschen Sprache für Bürger- und Landschulen; auch für die untern Klassen der Gymnasien brauchbar, von J. G. F. Hopfe; zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. Preis 6 Gr. Courant oder 7½ Sgr. oder 27 Kr.

Dieses praktische Werkchen für Schulen hat in seiner ersten Ausgabe bereits den verdienten Beyfall erhalten. Jetzt, da es von dem Verfasser bedeutend vermehrt und dadurch noch brauchbarer geworden ist, darf es wohl eine eben so günstige Aufnahme erwarten, als die erste Ausgabe.

In der Keyserschen Buchhandlung in Erfurt ist erschienen:

Die Geschichte der christlichen Feste in Predigten

von

S. J. Ramann.

(Zwey Theile. 8. Preis: 2 Rthlr. 8 ggr.)

Aus einer kürzlich erschienenen Rezension *) führen wir wörtlich an:

„Wenn über diese Gegenstände gepredigt werden soll, „so verdienen diese Predigten als Muster empfohlen zu „werden, und man muß ihnen das Lob der Erbaulichkeit „zugestehen. Die Disposition ist einfach und natürlich. „Zuerst wird die Entstehung des Festes erklärt, und dann „eine Anwendung davon zur Erbauung gemacht. Die „Sprache ist populär, ohne niedrig zu seyn, und hat eine „sanfte Wärme, die dem Herzen wohlthut.

*) Jenaische Lit. Ztg. Erg. Bl. 1824. Nro. 46.

Bey mir ist so eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Strahlen des Lichts

aus den heiligen Hallen des Tempels der Wahrheit, der Weisheit und Erkenntniß. Für die stillen Feststunden des Lebens gebildeter Christen gesammelt von J. P. Hundeiker. gr. 8. geb. 1 Rthlr. 12 Gr.

Der Verf. entschloß sich zur Herausgabe dieser äußerst sorgfältigen Auswahl vortrefflicher, Geist und Herz erhebenden Stellen aus deutschen Meisterwerken, da sie größtentheils bey weitem noch nicht so bekannt sind, als sie es verdienen, und da er aus Erfahrung weiß, daß solche einzelne verständliche schöne und kraftvolle Stellen von edlen, für das Schöne, Wahre und Gute empfänglichen Jünglingen und Jungfrauen mit Wohlgefallen gelesen und wieder gelesen werden.

Herr Hundeiker schließt die Vorrede mit folgenden Worten: „Nun, so gehe denn hin in die Welt, mein Büchelchen, begeistere viele junge Gemüther zur Tugend und Gottesfurcht, zum siegenden Kampf gegen die Sünde und das Unrecht, zur Standhaftigkeit und zum Muth unter den Stürmen des Lebens — zur innigen Verbindung mit dem himmlischen Vater."

Das Buch empfiehlt sich auch zugleich durch sein hübsches Aeußere.

Leipzig, im August 1824. Carl Cnobloch.

Anzeige für praktische Juristen.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

Allegate

zum

Allgemeinen Landrechte, der Gerichtsordnung, Kriminalordnung, Hypothekenordnung, Depositalordnung, dem Sportel-Kassen-Reglement, der Sporteltaxe und dem Stempelgesetze der preußischen Staaten; die auf einander Bezug habenden Vorschriften derselben, so wie die noch geltenden, abändernden oder ergänzenden Gesetze und Verfügungen der Justiz-, Polizey- und administrativen Behörden ꝛc.

von

C. L. P. Strümpfler,

Land- und Stadt-Gerichts-Direktor in Gardelegen und Hofgerichtsrath.

Zwey Bände.

50 Bogen in gr. 8.

Da es bey diesem Unternehmen sowohl von Seiten des Hrn. Verfassers als des Verlegers, weniger auf Gewinn als auf Gemeinnützlichkeit abgesehen ist, so konnte der Preis sehr niedrig gestellt werden — derselbe ist für beyde Bände nicht mehr als 1 Rthlr. 18 Gr. Courant, wofür es durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Magdeburg, im August 1824.

Der Buchhändler Rubach.

Literarische Anzeige.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Voß (Joh. Heinrich) Idyllen. Ausgabe der letzten Hand. Taschenformat auf Schreibpap. 1 Rthlr., auf Druckpap. 16 gr.

— desselben ländliche Gedichte 2 Thle. 1r Thl. Luise, 2r Thl. Idyllen. Taschenformat auf Schreibpapier 2 Rthlr., auf Druckpapier 1 Rthlr. 8 ggr.

Kähler (Ludw. Aug.) Philagathos, Andeutungen über das Reich des Guten. Ein Beytrag zur einfachen Verständigung über christlich-religiöse Wahrheit, für denkende Freunde derselben. 2s Stück. 8. 18 ggr.

Die Mahleiche, oder die Schuld.

Vom Verfasser der natürlichen Tochter u. s. w. 2 Thle. 8. Preis 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr. rhein. (in Kommission).

ist so eben bey J. F. Hartknoch in Leipzig fertig geworden.

Nro. 29.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 4.

Erwiederung

auf die Recension in Nr. 39, 40, 41 des Lit. Bl. über „des Rösselsprunges einfachste und allgemeinste Lösung."

Der Herr Recensent verwirft meine Definition als unmathematisch aus dem Grunde, weil ich sage: „Eine in Quadrate eingetheilte, mithin rechtwinkelige Figur." Er sagt:

„Unter einer rechtwinkeligen Figur versteht man eine solche, deren sämmtliche Winkel rechte Winkel sind."

Ich frage nun den H. Recensenten:

Giebt es in der ebenen Geometrie rechtwinkelige Dreyecke?

Verneint er diese Frage: so darf ich mich wohl jedes Streites mit ihm begeben.

Bejaht er sie: so muß er, da es bekanntlich kein ebenes Dreyeck giebt, dessen sämmtliche Winkel rechte Winkel sind, eingestehen, daß seine Erklärung von rechtwinkeligen Figuren unmathematisch ist.

Mich über den weitern Inhalt der Recension zu verbreiten, halte ich hiernach nicht für nöthig.

Bey dieser Gelegenheit mache ich auf folgende, durch ein sonderbares Verschreiben entstandene Unrichtigkeit in dem fraglichen Werkchen aufmerksam.

Seite 15 Zeile 5 von oben, statt „das lezte Feld" lese man „das erste Feld", und statt „erstes Feld" lese man „leztes Feld."

Sodann in dem Beweise zu diesem Lehrsatze, statt: „Damit aber u. s. w." lese man: „damit aber $z - v = 1$ werde, muß $v = (z - 1)$ seyn: dann ändert sich die Formel in folgende: $(z - (z - 1))$ wird zu $((z - 1) + 1)$ d. i. 1 wird zu z.

Bey jeder Ableitung nach b, §. 6. wird (vermöge §. 7. zu b) $(m - (m - 1))$ d. i. 1 zu $(x + (m - 1) + 1)$ d. i. zu $x + m$: aber $x + m = z$; also wird 1 zu z.

Fulda. Warnsdorf.

Antwort.

Nennt der Herr Verf. Figuren, welche eine oder einige gerade Seiten haben (z. B. Zirkel-Segmente, Sectoren) geradlinige Figuren? Bejaht er die Frage, so ist es nicht der Mühe werth, ihm auf seine (ziemlich anzügliche) Frage zu antworten; verneint er sie aber, so wird er leicht von selbst begreifen, daß man Figuren, worinnen ein oder einige schiefe Winkel sich befinden, nicht füglich schiefwinklige Figuren nennen kann, und daß der Grund, warum man es nicht kann, auch für solche Figuren gilt, worinnen ein oder einige rechte Winkel (nebst anderen schiefen) sich befinden: diese können weder rechtwinklig noch schiefwinklig genannt werden, es sind gemischtwinklige Figuren, gleichwie das Segment, der Sector, die Halbellypse u. s. w. gemischtlinige sind. Nur das ebene Dreyeck, weil es mehr als einen rechten Winkel niemals haben kann, macht davon eine Ausnahme, und heißt rechtwinklig mit einem rechten Winkel und zwey schiefen. Der Herr W. hat hiernach sehr wohl gethan, „über den weiteren Inhalt der Recension sich nicht zu verbreiten."

Das sonderbare Verschreiben, welches er bey dieser Gelegenheit berichtiget, ist fürwahr sehr sonderbar: Herr W. hat sich nicht nur im Lehrsatze verschrieben, sondern auch den verschriebenen Lehrsatz in optima forma bewiesen. Ist das etwa auch nicht unmathematisch? Indessen haben wir diesen Fehler in der Recension nicht gerügt, weil er jedem Mathematiker von selbst einleuchten muß, und weil einem Dilettanten billig eine Mathematik zu Gute gehalten wird, welche — verschriebene Lehrsätze beweist.

Der Rec.

Lexicon, novum, manuale græco-latinum et latino-græcum. Primum a Banjamine Hederico institutum, post Samuelis Patricii, Johannis, A. Ernestii, Car. Chr. Wendleri, T. Morellii, Petri. H. Larcheri, Fr. Jac. Bastii, C. J. Blomfieldii caras, denuo castigavit, emendavit, auxit Gustavus *Pinzger*, recognoscente Francisco *Passovio*. Editio quinta. gr. 8. 2 Bde. Subscr. Preis Druckp. 6 Thlr. 16 gr. Leipzig, bey Joh. Fr. Gleditsch.

Die durch alle Buchhandlungen und bey dem Verleger zu erlangende Ankündigung und Probe 24 Seiten in gr. 8. giebt die genaueste Auskunft über diese Fünfte Ausgabe des Hederich'schen Lexicons.

Nachdem nunmehr der Druck dieser neuen, beynahe um die Hälfte vermehrte Auflage begonnen hat, läßt sich der Preis, welcher früher nur ungefähr angegeben worden ist, näher bestimmen.

Der Ladenpreis wird nach Beendigung des ganzen Werks, welche bald nach der Ostermesse 1825 erfolgen wird, circa 120 Bogen Petit gr. 8.. auf 8 Thlr. 8 Gr. und 10 Thlr. fein Papier zu bestimmen seyn, wer aber von jezt an oder bey Empfang der ersten Abtheilung, bey dem Verleger oder jeder beliebigen Buchhandlung 6⅔ Thlr. erlegt, erlangt diesen unbezweifelt billigen Preis, welcher später nicht mehr gewährt wird.

Im Juni habe ich versendet:

Galeni, Cl., opera omnia. Editionem curavit D. Car. Gottl. Kühn. Tom. VIII. 8maj. Etiam sub titulo: opera medicorum græcorum quæ exstant. Vol. VIII. 5 Rthlr.

Im November erscheint hiervon der 9te Band und zu Anfang des Jahres der 1ste Band des Hippocrates, welcher mit ersterm gleichmäßig fortgesezt wird.

Leipzig, im August 1824.

Carl Cnobloch.

Bey P. H. Guilhauman in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ansichten aus dem Rheinlande über die neue preußische Kirchenagenda. gr. 8. geheftet 18 kr.

Cardelli, Handbuch für Kaffeewirthe, Zuckerbäcker und Destillateurs; enth.: die beste Verfahrungsweise um Kaffee, Chokolade, Punsch, Eis, erfrischende Getränke, Liqueurs u. s. w. zu verfertigen, nebst Zubereitung der Essige und aller Arten von Branntweinen. A. d. Franz. 8. geheftet 1 fl. 48 kr.

Disting, die Rheinfahrt; ein didaktisches Gedicht. 8. geheftet 24 kr.

Ellrodt, Fr. With. von, über Zweck und Einrichtung des Bürgermilitärs zu Frankfurt a. M. gr. 8. 36 kr.

Howship, Joh., praktische und durch zahlreiche Krankheitsgeschichten erläuterte Bemerkungen über die Zufälle, die Unterscheidung und Behandlung einiger der wichtigsten Krankheiten der untern Därme und des Afters. Nach der zweyten Aufl. a. d. Engl. übersezt von Dr. Cl. Wolf. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Wagner, Dr. F. L., neues Handbuch der Jugend für katholische Bürgerschulen, umgearbeitet von Dr. und Prof. Th. A. Dereser. 6te verm. und verb. Auflage. gr. 8. 48 kr.

Waller, Joh., Abhandlung von dem Alpdrücken, dem gestörten Schlafe, erschreckenden Träumen und nächtlichen Erscheinungen. Nebst der Heilart dieser lästigen Zufälle; a. d. Engl. übersezt von Dr. Cl. Wolf. 2te Aufl. 8. geheftet 36 kr.

Bey J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Freyreis, G. W., (Naturforscher S. Maj. des Kaisers von Brasilien rc.) Beyträge zur näheren Kenntniß des Kaiserthums **Brasilien**, mit Berücksichtigung der Einwanderung fremder Ansiedler nach diesem wichtigen Lande, nebst einer Schilderung der neuen Colonie Leopoldina, und der wichtigsten Erwerbzweige für europäische Ansiedler, so wie auch einer Darstellung der Ursachen, wodurch die Langsdorff'sche und andere Ansiedlungen mißglückten. Erster Theil. Preis 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Der Reisegefährte S. D. des Prinzen von Neuwied legt, nach **zehnjährigem** Aufenthalte in Brasilien, seine Ansichten und Erfahrungen über dieses wichtige Kaiserthum in obigem Werke nieder.

Hufnagel, Dr. E., (Professor der Geschichte am Gymnasium zu Frankfurt a. M.) Handbuch der alten Geschichte, Erd- und Länderkunde, für die mittleren und oberen Classen der Gelehrtenschulen bearbeitet. Erste Abtheilung. gr. 8. Preis 21 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Dieses Handbuch der alten Geschichte bezweckt zunächst die Beförderung und Belebung des streng wissenschaftlichen Studiums der Geschichte auf Gymnasien. Hinsichtlich des Plans und der Einrichtung möchte es mit dem bekannten **Bredow'schen** die meiste Aehnlichkeit haben; aber es **unterscheidet** sich von **diesem** durch den weit grösseren Reichthum an Materialien, durch ausführlichere Darstellung der Geographie und der Literatur der Quellen, so wie der in den Vortrag gewebten, pragmatischen Ansichten.

Lyra-Klänge und Prisma-Farben, in lebenswarmen Bildern vom Verfasser des **Antonio und Felippo**.

Dasselbe auch unter dem Titel:

Adelheid und Guido oder das Asyl am Niagara-Katarakt. Aus den Papieren eines transatlantischen Reisenden. — **Auszüge** aus Pfarrer Traulliebs Tagebuche. Zwey Erzählungen. kl. 8. Preis 1 Rthlr. 4 gr. oder 2 fl.

Des Verfassers früher erschienener Roman: Antonio und Felippo, hat eine allgemein günstige Aufnahme gefunden; diese neuen genialen Schöpfungen desselben werden von dem gebildeten Publikum mit gesteigertem Interesse aufgenommen werden.

Thilo, Dr. L., (Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Frankfurt a. M.) Materialien für den Unterricht in der Elementar-Geometrie. Erster Theil. Sammlung geometrischer Aufgaben und Lehrsätze, mit synthetischen Auflösungen und Beweisen. Erster Band. Mit 8 Kupfertafeln. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Sammlung geometrischer Aufgaben und Lehrsätze, mit synthetischen Auflösungen und Beweisen, als Material des Unterrichts in der Elementar-Geometrie. Erster Band: enthaltend, als Einleitung, eine Abhandlung über die geometrischen Aufgaben und Lehrsätze überhaupt, und aus der Planimetrie die Aufgaben und Lehrsätze, welche die Congruenz und Gleichheit der Figuren betreffen. Mit 8 Kupfertafeln. gr. 8. Preis 2 Rthlr. 4 gr. oder 3 fl. 45 kr.

Der Titel sagt hinlänglich, was man in dem Werke selbst zu suchen habe. Es ist vorzüglich für den Gebrauch des Lehrers der Geometrie bestimmt, welcher darin eine große Masse von Lehrstoff auf eine solche Weise zusammengestellt findet, daß ihm eine eigenthümliche und fruchtbare Anwendung desselben bey seinem Unterrichte leicht, und zugleich der Besitz vieler andern, oft seltenen Hülfsmittel entbehrlich wird.

Wilbrandt, Dr. G. B., (Professor zu Gießen) Darstellung des thierischen Magnetismus, als einer in den Gesetzen der Natur vollkommen gegründeten Erscheinung. Preis 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Friederich, Dr. G., Luther, ein historisches Gedicht in vier Gesängen. Zweyte wohlfeilere Ausgabe. 4. Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Sendschreiben an einen Diener des göttlichen Worts über Kirchenverfassung und Liturgie. gr. 8. geheftet. Preis 4 gr. oder 18 kr.

Im Verlag der Keyser'schen Buchhandlung in Erfurt ist erschienen:

Dr. C. F. L. Wildberg
die Geschäftsführung der Physiker
als
Polizey- und Gerichts-Aerzte
in Beyspielen.

Diese Sammlung polizeylich- und gerichtlich-medizinischer Berichte und Gutachten bildet den dritten Theil des praktischen Handbuchs für Physiker, dessen vorzügliche Brauchbarkeit bereits allgemein anerkannt worden ist. Alle drey Theile kosten 4 Rthlr. und sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Se. Durchlaucht, der souveraine Herzog zu Nassau, hat dem Herrn Verfasser für die Zusendung eines Exemplars des gedachten Werkes die große goldene Verdienstmedaille zu ertheilen geruhet, was diesem Werke gewiß zu keiner geringen Empfehlung gereichet.

Bey Joseph Stenz in Mainz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die heilige Kirche Gottes in Kampf und Prüfung. Dargestellt von J. W. Knacker. Erstes Bändchen, welches die Kirche Gottes im alten Testamente darstellt. 8. Mainz. 1824. Geheftet 1 fl. 36 kr.

Widerlegung der Lang'ischen Behauptung einer gesetzlichen Sünde-Anbefehlung unter den Jesuiten; nebst Andeutung von philosophischen Heilmitteln gegen die vier innern Hauptrevolutionsprincipe im jetzigen Europa, von Christian Mensch (einem Protestanten). 8. Ebendas. 1824. geheftet 1 fl. 36 kr.

Neuigkeiten der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin. Oster-Messe 1824.

Bärenrath (Bup) Ergänzungen und Nachträge zur zweyten Ausgabe der Königl. Preuß. gesetzlichen Vorschriften über Aufgebot und Trauung. 8. Wird den Käufern des Buches selbst (16 Gr.) gratis beygegeben.

Bellermann (Joh. Joach.) die Urim und Thummim, die ältesten Gemmen. Ein Beytrag zur biblisch-hebräischen Alterthumskunde. Mit 1 ill. Kupf. gr. 8. 12 Gr. geheftet.

Bluhme (Dr. Fr.) Iter italicum, oder literarische Reise in Italien. 1s Heft Archive, Bibliotheken und Inschriften in Oberitalien. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Calderon Schauspiele. Aus dem Spanischen übersetzt von J. D. Gries. VIr Band. gr 8. Druckp. 2 Rthlr. Auf feinem Papier 2 Rthlr. 12 Gr.

Desberger (Königl. Preuß. Bataill. Arzt) Blatzrune, worin der Pelvimeter pluriformis als neueste Erfindung eines Instrumentes für Entbindungskunde, und als Beytrag zu diesem Theile der Nachkommenschafts-Heilkunde (Medicina Propagini) abgebildet und beschrieben ist. Mit Kupfern. Folio. 1 Rthlr. 8 Gr.

Eschenburg (J. J.) Handbuch der klassischen Literatur, mit bis auf die neueste Zeit fortgesetzter Literatur-Nachweisung. 7te völlig berichtigte Auflage. gr. 8. 2 Rthlr. (Wird Michaelis fertig.)

Heinsius (Theod.) deutscher Hausschatz für Jedermann, oder allverständliches deutsches Sprachbuch für den Nährstand und das Geschäftsleben, zur Vermeidung des Fehlerhaften und Undeutschen im Sprechen und Schreiben. 2te viel vermehrte und berichtigte Ausgabe. 8. 1 Rthlr.

Hermbstädt (Dr. S. F.) chemische Grundsätze der Kunst, alle Arten harte und weiche Seife zu fabriciren, oder Anleitung zur rationellen Kenntniß und Ausübung der Kunst, Seife zu sieden, für denkende Seifensieder, um ihr Gewerbe gründlich kennen und ausüben zu lernen; so wie für Hauswirthinnen, die ihren Bedarf an Seife selbst anfertigen wollen. Zweyte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. 1 Rthlr. 8 Gr.

Hermbstädt (Dr. S. F.) Grundriß der Färbekunst. Dritte nach einem ganz neuen Plane bearbeitete Auflage. 2 Bände. gr. 8.
(Letzteres erscheint zu Michaelis.)

Körner (Christian Gottfr.) für deutsche Frauen. gr. 8. 8 Gr.

— — (Theodor) Leyer und Schwert. 6te von dem Vater des Dichters veranstaltete Ausgabe. 8. 16 Gr.

Möser (Justus) Osnabrückische Geschichte. Mit Urkunden. IIIr und letzter Band. Herausgegeben von Dr. C. B. Stüve zu Osnabrück. (An alle drey Auflagen dieses Werkes sich anschließend.) gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Pfeil (Dr. W.) kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, in Verbindung mit mehreren Forstmännern und Gelehrten herausgegeben. IIr Band 1s Heft. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Richter (D. A. G.) die specielle Therapie. (Auszug aus dem grossen Werke in 9 Theilen.) IVter und letzter Band. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Rasnack (Marie) neues Stettiner Kochbuch, oder Anweisung auf feine und schmackhafte Art zu kochen, zu backen und einzumachen, nach durch funfzigjährige eigene Erfahrung bewährten Recepten. 8. 1 Rthlr.

v. Savigny, C. F. Eichhorn und J. F. L. Göschen Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Band V. Heft 1 und 2. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Für Leihbibliotheken und Lesegesellschaften.

Anthia und Habrokomes. Aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesos, übersetzt von J. G. Krabinger. 8. München, bey Fleischmann. 16 gr.

Dieser Erotiker zeichnet sich durch einfache Natürlichkeit, warme Phantasie und freysinnige Ideen aus und gewährt eine höchst anziehende Lectüre.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Reinhard's Erhebungen über Welt und Gegenwart zu Gott und Zukunft. Christliche Belehrung und Beruhigung über die Unvollkommenheiten und Uebel des Erdenlebens aus den Religionsvorträgen des seel. Oberhofpredigers



Dr. Reinhard gezogen von M. J. H. Weiber. 8. Chemnitz, Starke. 1 Rthlr. 18 gr.

Es war ein glücklicher Gedanke, aus den vortrefflichen Vorträgen des unvergeßlichen Reinhard das auszuwählen und zusammenzustellen, was dem trostbedürftigen und trostersehnenden Gemüth Stärkung und Erquickung zu gewähren so ganz sich eignet. So können nun auch die, denen es zu schwer fällt, die zahlreichen Sammlungen der Reinhard'schen Predigten sich eigen zu machen, und die doch so gern des großen Mannes salbungsvolle, kräftig zum Herzen sprechende Worte vernehmen, und auf sich wirken lassen möchten, diesen ihren Lieblingswunsch erfüllt sehen, und in truben Stunden dessen theilhaftig werden, was ihnen noth thut, um nicht zu verzagen.

Im Magazin für Kunst, Geographie und Musik, Berlin Königstrafse No. 3. ist erschienen:

Post-Charte vom Preufsischen Staate, und beträchtlichen Theilen der angränzenden Länder unter Autorisation des Königl. Preufs. General-Post-Amts in 25 Blättern entworfen und gezeichnet von Heinrich Berghaus, ord. öffentl. Lehrer bey der Königl. Akademie zu Berlin.

Zur Empfehlung dieser Charte, welche die verschiedenartigen Postenstalten, die Angabe deren Entfernung von einander, die fahrenden, reitenden Cariol- etc Post-Course, Chausseen, Hauptflüsse, Andeutung der Gebirge durch die Schrift enthält, glauben wir nichts weiter anführen zu dürfen, als dafs wir die benöthigten Materialien den liberalen Gesinnungen des Königl. Preufs. hohen General-Post-Amts verdanken. Die Charte ist nach dem Verhältnisse von [illegible] der wirklichen Längen-Ausdehnung (1 Meile = [illegible] Linien) entworfen.

Da der Werth dieses Werkes erst jezt nach seinem vollständigen Erscheinen ermessen werden kann, so dürfte dessen Anschaffung für viele wünschenswerth seyn, die dessen frühere Ankündigung unbeachtet gelassen, weſshalb wir uns veranlafst finden, den Subscriptionspreis der Charte von 6 Rthlr., auf Leinewand gez. in Etui von 8 Rthlr. 16 gr. noch einige Zeit bestehen zu lassen.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig ist so eben der 3te Theil von

Hadschi Baba's Abenteuer,
herausgegeben von Jacob Morier.
Aus dem Englischen übersezt von Rudolf Wald.

erschienen.

Preis der 3 Theile 4 Rthlr.

Diese gelungene Uebersetzung zeichnet sich wegen ihrer vielen trefflichen Anmerkungen und des Anhangs:

Ueber den gegenwärtigen Zustand Persiens und den Charakter seiner Bewohner.

ganz besonders aus.

Bey J. G. Heyse in Bremen ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Zahlhas, J. B. v., neue Schauspiele enthaltend:
Marie Luise von Orleans.
Der Bender.

gr. 8. geh. 1 Rthlr.

Shakespeare, W. König Lear. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Neu übersezt und für die deutsche Bühne frey bearbeitet von J. B. von Zahlhas.

gr. 8. geh. 15 ggr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Wilhelm Meisters Tagebuch.
2 Theile, elegant geheftet.
2te vermehrte und verbesserte Auflage 2 Thlr. 8 gr.
Leipzig, bey Friedrich Fleischer.

Für die Besitzer der alten Auflage des 1sten Theiles sind eine kleine Anzahl Exemplare des neuen 2ten Theils mehr gedruckt und für 1 Thlr. 4 gr. zu erhalten. — Mit dem Verf. v. W. Meisters Meisterjahren hat der Verf. des obigen keine Gemeinschaft.

Bey Ph. H. Guilhauman in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Cardelli, Haushofmeister des Herzogs von ** Handbuch für Kaffeewirthe, Zuckerbäcker und Destillateurs; enthaltend die beste Verfahrungsweise, um Kaffee, Chocolade, Punsch, Eis, erfrischende Getränke, in Branntwein, eingemachte Früchte, Zuckerwerk, Spiritus, Essenzen, künstliche Weine, leichtes Backwerk, Bier, Aepfelwein, wohlriechende Wasser, Pomade und Schönheitsmittel zu verfertigen, nebst Zubereitung der Essige und aller Arten von Branntweinen. Ein auch für Parfumeurs, Droguisten und Herboristen sehr nützliches Werk, und unentbehrlich für diejenigen Personen, welche die Annehmlichkeiten des Lebens genießen wollen. A. d. Franz. nach der dritten Auflage übersezt. 8. geheftet 1 fl. 48 kr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schwantz, J. M., kurze Nachricht von der Entstehung und Feyer der christlichen Sonn- und Festtage. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Chemnitz, Starke. 6 gr.

Diese Schrift wird allen, die über das Geschichtliche der kirchlichen Sonn- und Festtage sich näher zu unterrichten wünschen, um so mehr willkommen seyn, da sie sich bey verhältnißmäßiger Vollständigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit empfiehlt. Die dritte Auflage hat durch Hinzufügung der Apostel- und Heiligenfeste, einen neuen Werth erhalten, und eignet sich daher ganz besonders zur Einführung in Schulen.

Nro. 30.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 4.

Schill's Leben.

Bey F. A. Brockhaus in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ferdinand von Schill.
Eine Lebensbeschreibung
nach Original-Papieren.
Herausgegeben
von
J. C. L. Haken.
Zwey Bändchen mit Schill's Bildniß und einem Plane der Gegend um Stralsund.
8. 36½ Bogen auf feinem Schreibpap. 2 Thlr. 18 Gr.

Eine treue, aus den besten und größtentheils bisher noch ganz unbenutzten handschriftlichen Quellen und Schill's eigenen Aufsätzen geschöpfte Biographie des von der ganzen deutschen Nation in seinem seltenen Werthe einst so freudig anerkannten Mannes gehörte bis jezt zu den unerfüllten Wünschen Vieler, die nur unvollständig oder auf eine vielfältig entstellte Weise mit dem Wirken und den Leistungen dieses hochherzigen Märtyrers für deutsche Ehre und Freyheit bekannt wurden. Daß sie in der vorliegenden, von einem vortheilhaft bekannten Historiker mit Sorgfalt und Glück bearbeiteten Schrift diese Befriedigung nicht vermissen werden, steht mit großem Rechte zu erwarten, und gewiß werden sie in derselben durch eine Menge neuer und merkwürdiger Aufschlüsse über die Geschichte der denkwürdigen Jahre 1806—9 angenehm überrascht werden. Allein auch noch in einer anderweitigen Beziehung kann dieses Werk durch die sachkundige Entwickelung der kühnen und glücklichen Unternehmungen, wodurch Schill sich als Partheygänger so rühmlich auszeichnete, über die Natur des kleinen Krieges vielfache Belehrungen und neue Ansichten gewähren und dadurch die besondere Aufmerksamkeit junger und alter Militärs verdienen, so wie es eine Menge interessanter Notizen über Schill's wackre Freunde und Kampfgenossen aufbewahrt.

Herabgesezte Bücherpreise.

Bey W. Starke in Chemnitz sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach der Revolutionsopfer, enthaltend 1) Gustav III., König von Schweden. 2) Ludwig XVI., König von Frankreich, mit 15 Kupfern. Ladenpreis 1 Rthlr. 8 gr., jezt für 8 gr. dasselbe in Maroquin geb. Ldpr. 1 Rthlr. 16 gr. für 12 gr.

Paris wie es war; oder Gemälde dieser Hauptstadt und ihrer Umgebungen in den Jahren 1806, 7 u. 8. Ladenpreis 1 Rthlr. 16 gr., jezt für 16 gr.

Bey N. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Feldmeß-Catechismus
für Stadt- und Landschulen, auch zum Selbstunterricht für Unstudirte, Forst-Wissenschafts-Lehrlinge, Künstler, Bauprofessionisten und den Landwirth; von Dr. J. C. C. Rommerdt. Mit zwey Kupfertafeln. 8. Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Aus dem Titel dieses Buchs ist dessen äußerst gemeinnütziger Zweck zu ersehen. Alle, denen solches gewidmet wurde, werden schon sehr oft das Bedürfniß eines Leitfadens oder Hülfsmittels zum Lehren und Erlernen der unentbehrlichsten geometrischen Kenntnisse drückend gefühlt, und gewünscht haben: dazu leicht und wohlfeil zu gelangen. — Wohlfeiler und bequemer aber, als durch den Ankauf dieses Catechismus, möchte ihr Wunsch wohl nicht erreicht werden können; — wird doch wohl auf einen Luxusgegenstand, oder ein flüchtiges Vergnügen, oft mehr verwandt; der Besitz dieses lohnenden Hülfsmittels ist aber bleibend.

Als vieljähriger glücklicher Lehrer und — selbst wirklicher Feldmesser, wußte der Herr Verfasser auch hier, wie anerkannt in seinen gewichtigen frühern geometrischen Schriften, Faßlichkeit mit Gründlichkeit auf eine anziehende Art zu verbinden, und stets den Gesichtspunkt fest zu halten, den Lernenden Schritt vor Schritt es wahrnehmen zu lassen: er lerne nicht trockene, überflüssige Wahrheiten, sondern könne von diesen Lehren auch im Geschäftsleben den deutsichtigsten Gebrauch machen. Zur großen Erleichterung des Unterrichts für den Lehrer, Schüler und den sich Selbstunterrichtenden ist auch ein sehr zweckmäßig ausgearbeitetes catechetisches Register mitgetheilt worden, und selbst solche bedeutende Hülfstafeln und Hülfszeichnungen, daß sehr kostspielige Meßinstrumente durch beyde leztere vollkommen ersezt und erspart werden können. Es ist auf den Bedarf der Künstler, Bauhandwerker, wie der Forst- und Landwirthe, durchgehends Rücksicht genommen, namentlich also auch alle im Felde und Walde vorkommenden practischen Vermessungsfälle leicht und gründlich zu lösen, gelehrt worden. Lehrer bey Schulen, und Hausväter, denen geometrische Kenntnisse etwa ganz fehlen, können zutrauensvoll sich und ihre Schüler nach diesem Buche zu unterrichten, unternehmen; es ist dasselbe — wie schon gesagt — eben so äußerst verständlich, als zweckmäßig gründlich geschrieben. — Der im vorigen Jahre von demselben Verfasser für dieselben Subjecte (für den geringen Preis von 16 Gr.) erschienene Rechen-Catechismus macht (nach des Autors Erklärung) gewissermaßen mit diesem Feldmeß-Catechismus ein Ganzes aus und wird deßhalb auf solchen hiermit gleichfalls aufmerksam gemacht.

Bey Ludwig Herbig in Leipzig ist erschienen:

Scott, Walter, Redgauntlett. Eine Geschichte aus dem 18ten Jahrhundert. Vom Verfasser des Waverley. Aus d. Engl. von Sophie May. 3 Theile. 3 Rthlr. 18 gr.



May, Sophie, die fürstlichen Frauen der Vorzeit. Romantisch geschichtliche Darstellungen 1r Th. 1 Rthlr. 12 gr.
Dramatische Beyträge von Uno. 16 Bändchen. Enthaltend: Gelegenheit nach Halle. Die Pappeln. Freund Sturm. 1 Rthlr. 8 gr.

Bey Friedr. Ruff (Firma: Rengersche Sortiments-Buchhandlung) in Halle ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Kornelia

oder

fromme Herzenserhebungen zu Gott in Gesängen

von

J. J. Wolf.

(In eleganten Umschlag broschirt auf Druckpap. 1 Thlr.; auf Schreibpap. 1 Thlr. 6 gr., auf Velinpap. 1 Thlr. 12 gr.)

Diese metrischen Gebete sind in Witschels beliebter Versart verfaßt und für Erbauung suchende Christen (namentlich für Prediger und Schullehrer) bestimmt, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß sie unter diesem sich der Freunde bald recht viele erwerben werden. Erhebende Gedanken, glückliche Behandlung derselben, ächt christlicher Sinn und schöne, fließende Verse, sind Eigenschaften, die es den hoch und allgemein beliebten Morgen- und Abendopfern von Witschel an die Seite stellen.

Bey Breitkopf und Härtel in Leipzig ist erschienen:

Onslow, Sonate p. l. Pianof. à 4 ms. Op. 22. Pr. 1 Rthlr. 12 gr.
— — Quintetto p. 2 Viol. Alto et Violoncelle. Op. 23. Pr. 1 Rthlr. 16 gr.
— — Quintetto p. 2 Viol. Alto et Violoncelle. Op. 24. Pr. 1 Rthlr. 16 gr.

Vorläufige Anzeige.

Die in jüngster Zeit hervorgetretenen mehrfachen Ankündigungen von Verdeutschungen von

Shakspeare's
dramatischen Werken

veranlassen mich zu der Bekanntmachung, daß ich eine vervollständigte Ausgabe der Schlegelschen Uebersetzung, deren allgemein anerkannter Werth jede Lobpreisung überflüssig macht, in Kurzem veranstalten werde, dergestalt, daß wenigstens die gegenwärtig in der Uebersetzung vorhandenen Stücke bis Ostern künftigen Jahres geliefert werden sollen. Ueber Zeit und Weise der Erscheinung der Fortsetzung behalte ich mir die ausführlichere Angabe vor. So viel darf ich nur im Voraus versichern, daß die günstigste Aussicht für eine vollendete Bearbeitung der bisher unübersetzten Werke des großen Dichters vorhanden ist, und daß von meiner Seite nichts versäumt werden soll, um die baldige Erfüllung herbeyzuführen.

Die Ausgabe wird anständig und gut gedruckt erscheinen, und der Preis der geringern Ausgabe wird für das ganze Werk auf keinen Fall mehr als Vier Thaler betragen, und nach Maßgabe der sich ergebenden und zu hoffenden reichlichen Theilnahme noch in etwas ermäßigt werden. Zwey bessere Ausgaben werden mit verhältnißmäßiger Erhöhung des Preises erscheinen. Vorausbezahlung verlange ich nicht, aber ich lade die Freunde des Dichters zur Bestellung und Unterzeichnung ein.

Berlin, im August 1824.

G. Reimer.

Im Verlage der Schulz- und Wundermann'schen Buchhandlung in Hamm und Münster haben so eben folgende zwey Schriften von rühmlichst bekannten Dichtern des deutschen Vaterlandes die Presse verlassen:

Hermann's Tod.

Trauerspiel in fünf Akten,

von

Wilhelm Frhrn. von Blomberg.

Mit 1 saubern Titelkupfer.

(8. Preis 16 gGr. Pracht-Ausgabe 22 gGr.)

Das Auge der Liebe.

Ein Lustspiel

von

Karl Immermann.

(8. Preis 16 gGr. Velin-Ausgabe 22 gGr.

Zu haben in allen soliden Buchhandlungen.

Bey W. Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kindervater, C. V., Natur- und Erndtepredigten. 2te Aufl. gr. 8. 1 Rthlr.

Der Werth dieser Predigtsammlung ist anerkannt, und sie bedarf daher keiner weitern Empfehlung. Wer wahre Erbauung sucht, wird sie hier reichlich finden, und von dem so anziehenden Inhalte dieser Kanzelvorträge sich eben so sehr erheben, als von der herzlichen, faßlichen und eindringenden Darstellung wohlthuend angesprochen fühlen.

Erschienen und versandt ist:

Annalen der Physik und Chemie, herausgegeben zu Berlin von J. C. Poggendorff. Ersten Bandes erstes Stück oder Jahrgang 1824. 5s Stück. (Der ganzen Folge der Annalen 77r Bd. 1s Stück.) gr. 8. Mit 1 Kpfrtafel.

enthaltend: 1) Berzelius Untersuchungen über die Flußspathsäure und deren merkwürdigste Verbindungen 1ste Abtheilung; 2) Arfredson über Zersetzung der schwefelsauren Metallsalze durch Wasserstoffgas; 3) H. Rose Versuch einer chemischen Bestimmung der Glimmerarten; 4) Liebig Zerlegung des knallsauren Silbers; 5) Wöhler Zerlegung der Cyansäure; 6) Mitscherlich über das Verhältniß der Form der krystallisirten Körper zur Ausdehnung durch die Wärme; 7) Winkler meteorolog. Tagebuch der Sternwarte zu Halle, Monat May; nebst einem Vorworte.

Leipzig, am 20. Juli 1824.

Joh. Ambr. Barth.

An alle Buchhandlungen habe ich kürzlich versandt:

Wangenheim, C. B. v., Auswahl launiger und ernster Gedichte für Declamation. 8. 12 Gr.

Der Herausgeber glaubt, daß diese Sammlung weder überflüssig noch ohne Nutzen seyn dürfte, da sie sich durch die Auswahl und durch die mannigfaltige Verschiedenheit in den Gedichten vortheilhaft auszeichnet.

Leipzig, im August 1824.

Carl Cnobloch.

Kügelgen's Leben.

Bey F. A. Brockhaus in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Leben

Gerhards von Kügelgen

erzählt von

F. Ch. A. Hasse.

Mit dem Bildnisse des Künstlers und acht Umrissen von seinen Gemälden;

nebst einigen Nachrichten aus dem Leben des k. russ. Cabinetsmalers

Karl von Kügelgen.

Gr. 8. 31½ Bogen auf dem feinsten französischen Druckpapier 3 Thlr. 8 gr.

Gerhards von Kügelgen Leben hat eine schöne Eigenthümlichkeit. Selten ging so wie hier der Künstler und der Mensch aus einer Wurzel hervor. Noch seltener erblickte man dieselbe Natur in Zwillingsbrüdern fast unter gleichen Verhältnissen so wie hier. Nicht minder anziehend ist ihr äußeres Leben durch romantische Verwickelung. Der grauenvolle Tod des Einen zerriß das Band des innigsten Doppellebens. Daher ist Gerhard der Hauptgegenstand dieser Schrift; allein auch des noch lebenden, berühmten k. russ. Cabinetsmalers Karl von Kügelgen merkwürdige Schicksale sind mit aufgenommen, so weit sie in Gerhards Leben eingreifen. Der Hr. Verf. hat die Einheit des Ganzen festgehalten, indem er den religiös-sittlichen Grundton des seltensten Einklangs in allen menschlichen Verhältnissen und in den Werken des Historienmalers, zum Theil mit dessen Worten aus Briefen des engsten Vertrauens, bezeichnete. Auch für die Zeitgenossen — darunter viele merkwürdige Menschen, welche Gerhard von Kügelgen in Bacharach, Bonn, Koblenz, Mainz, Rom, München, Riga, Dorpat, Reval, St. Petersburg, Berlin, Dresden, Weimar, Leipzig, Halberstädt u. a. a. O. gekannt haben — ist das Buch reich an interessanten Erinnerungen. Des Meisters letzte acht, noch nicht gestochenen Werke sieht man hier in Umrissen. Sein Bildniß, von ihm 1813 gemalt und von Gottschick gestochen, zeigt ihn als Wanderer. So erschlug ihn der Raubmörder. — Böttiger's „Worte am Grabe," Kind's „Phantasie" und andere Zeugnisse edler Freunde (Fernow, Morgenstern, Steffregen u. A.) schmücken diese auch in typographischer Hinsicht würdig ausgestattete Biographie. — Im Anhange wird der verwickelte Untersuchungsproceß nach den Acten erzählt, der als Gegenstück zu dem Fonk'schen, die öffentliche Aufmerksamkeit bereits in einem hohen Grade erregt hat.

Post-Reise-Handbuch

von C. F. John,

Königl. Preuss. Geh. Post-Calculator.

Von diesem Werke sind in weniger als einem Jahre zwey Auflagen vergriffen worden und die dritte vermehrte und verbesserte hat so eben die Presse verlassen.

Wir dürfen uns aller Anpreisung dieses jedem Reisenden und Geschäftsmanne unentbehrlichen Buches enthalten, wenn wir bemerken, dass es bereits von mehreren Staatsbehörden zur Benutzung für amtliche Zwecke geeignet befunden worden ist. Um Irrthümern zu begegnen, erwähnen wir, dass das Werk nicht allein über die Postfahreinrichtungen Preussens, vielmehr über die der gesammten Europäischen Staaten Belehrung gewährt.

Den Reisenden dieses sich nicht minder durch sein zweckmässiges und freundliches Aeussere empfehlende Werk noch anziehender zu machen, hat der Herr Verfasser in Folge mehrseitiger Aufforderungen sich bewegen lassen, der neuen Auflage noch die vornehmsten Reise-Routen zwischen Haupt-Orten und nach Bädern zuzugeben.

Dennoch ist der frühere Preis des Buches, um die Anschaffung zu erleichtern, von 1 Rthlr. 12 gr. auf 1 Rthlr. 6 gr. für ein sauber broschirtes auf Velinpapier gedrucktes Exemplar herabgesetzt.

Berlin, Königstr. No. 3.

Magazin für Kunst, Geographie u. Musik.

Bey W. Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Théâtre ou choix de drames aisés pour faciliter l'étude de la langue françoise par J. H. Emmert. 2 Toms. 8. 2 Rthlr.

Keine Lectüre eignet sich mehr zur Erlernung einer fremden Sprache, als dramatische Werke. Sie sind anziehend, und die Ausdrücke die des gemeinen Lebens, deren Kenntniß für die Unterhaltung durchaus nothwendig ist. Obige Sammlung hat den Zweck, dem Lernenden die Erwerbung der französischen Sprache leicht und angenehm zu machen, und ist bereits in vielen berühmten Schulen eingeführt und als zweckmäßig befunden worden.

Bey Friedr. Ruff (Firma: Rengersche Sortiments-Buchhandlung) in Halle ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Entwurf zur möglichst einfachen und mindest kostspieligen Organisation eines Heeres in einem deutschen Staate, ganz besonders dem Preußischen. Von einem Preuß. Stabsofficiere. Mit einer illum. Charte, einem großen Schlachtplane und Tabellen. gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Verleger glaubt dieses Werkchen mit Recht allen denkenden Officieren und Beamten empfehlen zu dürfen, da es einen hochwichtigen Gegenstand mit Scharfsinn, Umsicht und geziemender Freymüthigkeit behandelt.



Im Laufe des nächsten Jahres erscheint, zur Steuer des Nachdrucks, den ein bekannter Nachdrucker zu unternehmen, und in der Schweiz zu verbreiten beabsichtigte:

Joh. v. Müllers Geschichten
Schweizerischer Eidgenossenschaft,

eine wohlfeile Ausgabe sämmtlicher von des Verf. eigener Hand herrührenden 5 Bände. Der Unterzeichnungspreis derselben wird nicht höher steigen als Fünf Kronenthaler oder 7½ Thaler Sächsisch, bey zu erwartender lebhafter Unterstützung durch bedeutende Bestellung aber noch Ermäßigung finden. Für Liebhaber besserer Ausgaben werden solche auch in verhältnißmäßig erhöhten Preisen zu haben seyn.

Leipzig, im August 1824.

Weidmann'sche Buchhandlung
G. Reimer.

So eben ist bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Christian Wilhelm von Dohm, nach seinem Wollen und Handeln. Ein biographischer Versuch von W. Gronau. 4 Rthlr.

Nach dem Urtheil der Kenner gehört diese Schrift zu den bedeutendern Erscheinungen in unsrer neueren Literatur, und gewährt allen gebildeten Lesern durch Inhalt und Darstellung zugleich eine belehrend-unterhaltende Lectüre. Neben der treuen Schilderung des berühmten Mannes sind in derselben auch viele anziehende Schilderungen von merkwürdigen Personen enthalten, mit welchen Dohm in Verbindung und meistens auch in Briefwechsel gestanden hat. Einen vorzüglichen Werth haben die Darstellungen der denkwürdigen Begebenheiten, an welchen er größern oder geringern Antheil hatte, und von dem hier nur die Aachensche Unruhe, die Lütticher Revolution, das Neutralitäts-System im nördlichen Deutschlande, die Friedensverhandlungen zu Rastadt und der Gesandten-Mord als Beyspiele erwähnt werden. Das Buch ist überdem reich an treffenden Bemerkungen und Winken über Geschäfts- und Lebensverhältnisse, wie auch über manche wichtige jezt viel besprochene allgemeine Angelegenheiten, und kann in dieser Hinsicht jungen Männern, insbesondere angehenden Staatsdienern von ernstem Sinn und Eifer für ihren Beruf mit Recht als eine sehr lehrreiche Lectüre empfohlen werden. Den Besitzern der Dohmschen Denkwürdigkeiten meiner Zeit ist diese Lebensbeschreibung, als innig damit zusammenhängend und sie theilweise fortführend, zur Vervollständigung unentbehrlich.

Den 24. August 1824.

Meyer'sche Hofbuchhandlung in Lemgo.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Rivinus, E. F., historisch-statistische Darstellung des nördlichen Englands, nebst vergleichenden Bemerkungen auf einer Reise durch die südwestlichen Grafschaften. (30 Bogen mit Vign.) 8. br. 1824. 1 Thlr. 20 gr.

Allen, denen es um genaue Kunde der wichtigsten Theile des merkwürdigen Landes zu thun ist, nach welchem sich unausgesezt aller Blicke richten, wird diese Reise vom Jahre 1823 vielfache Belehrung und einen nicht gewöhnlichen Genuß gewähren. Der jezt seiner Bestimmung in Nord-Amerika zugeeilte Verfasser, dem wohl die nur Wenigen zugänglichen Quellen zu Gebote standen, theilt die interessantesten Nachrichten über öffentliche Verfassung, Einrichtungen, Wohlthätigkeits-Anstalten, Handel, Schifffahrt, Fabriken, Maschinenwesen, Häfen, Kanäle, Zölle rc. mit. — Das Leben der Britten aller Stände und unter den verschiedensten Verhältnissen ist vielseitig beleuchtet. — Die Beschreibung von Naturmerkwürdigkeiten, Alterthümern, Denkmälern, Heilquellen rc. erhöhen bey gebildeter Darstellung das Interesse des Buchs, das mit steter Rücksicht auf die Geschichte ausgearbeitet ist. Wir nennen nur einige Hauptpunkte aus dem mit ächt britischer Freymüthigkeit ausgeführten Gemälde: Manchester, Liverpool, York, Hull, Halifax, Lancaster, Leeds, Sheffield, Birmingham, Bath, Insel Wight rc. Der ausführliche Inhalt gewährt eine genaue Uebersicht des ganzen Werkchens.

Bey uns ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe eines Augenzeugen der griechischen Revolution vom Jahre 1821. Nebst einer Denkschrift des Fürsten Georg Cantacuzeno über die Begebenheiten in der Moldau und Walachei in den Jahren 1820 und 1821. Mit Rigas Portrait. gr. 8. sauber broschirt. Preis 1 Thlr.

Dieses Werkchen ist nicht mit dem vielen gehaltlosen Geschreibsel über den Aufstand der Griechen zu verwechseln. Es enthält die Berichte zweyer Augenzeugen von hohem Range, welche selbst bedeutende Rollen in diesem Kampfe mitspielten, belegt Vieles mit interessanten Actenstücken, und gibt eine befriedigende Auskunft über die hier und da verkannte Verbindung der Hetäristen und über das unvermeidliche Mißlingen der Kriegs-Operationen in der Moldau und Walachei. — Das Portrait des edlen Märtyrers für die Freyheit der Griechen, Rigas, wird Viele erfreuen.

Eberhard, A. G., Westold und sein Freund. 2 Thle. mit Titelkupfern. 8. Preis 2 Thle. 12 gr.

Statt eigener Empfehlung dieses Romans erlauben wir uns nur auf die beyfälligen Anzeigen desselben in Nro. 81 der Zeitung für die elegante Welt, und in Nro. 42 des Wegweisers der Abendzeitung aufmerksam zu machen.

Renger'sche Verlags-Buchhandlung
in Halle.

Berichtigung.

In No. 20. des Intelligenz-Blattes S. 76. ist der Preis von W. A. Gerle's „Schattenrisse und Mondnachtbilder", 3 Theile, Leipzig bey A. Wienbrack in 2 Rthlr. 20 gr. zu berichtigen.

Ebendaselbst, in der folgenden Anzeige, ist zu lesen: Füngladh statt Huigladh.

Nro. 31.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 4.

Tübingen, bey H. Laupp ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Etymologische Versuche für Alterthumswissenschaft und Sprachkunde, von L. F. Heyd, Stadtpfarrer in Markgröningen. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Raumer's Geschichte der Hohenstaufen.

Bey F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte
der
Hohenstaufen
und ihrer Zeit
von
Friedrich von Raumer.
Erster bis vierter Band.

Erster Band: 40½ Bogen und eine Tabelle, enthält an Kupfern: Ansicht der Gegend um Hohenstaufen, gestochen von Ph. Veith; Plane von Antiochien und Jerusalem, gestochen von P. Schmidt; Charte von Mittel- und Süd-Europa nebst Kleinasien für das Jahr 1100, gestochen von P. Schmidt.

Zweyter Band, 38½ Bogen, enthält an Kupfern: Kaiser Friedrich I, gezeichnet von J. Raabe und gestochen von Zumpe.

Dritter Band, 48 Bogen, enthält an Kupfern: König Philipp, gezeichnet von J. Raabe und gestochen von Zschoch; Kaiser Friedrich II., gezeichnet von J. Raabe und gestochen von Zschoch; Charte von Mittel- und Süd-Europa nebst Kleinasien für das Jahr 1200, gestochen von P. Schmidt.

Vierter Band, 43½ Bogen und vier Tabellen, enthält an Kupfern: Ansicht der Gegend um Scurcola und Alba, gest. von Ph. Veith; Papst Innocenz IV., gestochen von C. A. Schwerdgeburth; König Ludwig IX., gezeichnet von J. Raabe und gestochen von Zumpe; Karl von Anjou, gezeichnet von J. Raabe, gestochen von Zschoch; Konradin, gezeichnet v. J. Raabe und gestochen von Zumpe; Plan des Schlachtfeldes von Tagliacozzo oder Scurcola, gestochen von P. Schmidt.

Die verschiedenen Ausgaben dieses Werks kosten:

Nr. 1. auf gutem weißen Druckpap. in gr. 8., erster bis vierter Band, 15 Thlr.

Nr. 2. auf dem feinsten franz. Druckpap. in gr. 8., erster bis vierter Band. 20 Thlr. 6 Gr.

Nr. 3. auf dem feinsten franz. Velinpap. in gr. 8., mit Kupfern vor der Schrift, erster bis vierter Band, 30 Thlr.

Von den zwey Ausgaben in gr. 4. mit größerer Schrift sind die drey ersten Bände erschienen, deren der vierte bald nachfolgen wird. Ich habe mich entschlossen, für diese beiden Ausgaben bis zu deren Beendigung folgende ungemein billige Pränumerations-Preise zu bestimmen, wozu sie in allen Buchhandlungen zu erhalten sind:

Nr. 4. auf dem feinsten franz. Schreibpapier in gr. 4., Pränumerations-Preis für das ganze Werk in sechs Bänden, 30 Thlr.

Nr. 5. auf dem feinsten franz. Velinpapier in gr. 4., mit Kupfern vor der Schrift, Pränumerations-Preis für das ganze Werk in sechs Bänden, 50 Thlr.

Der Druck des fünften und sechsten Bandes dieses Werks ist schon so weit vorgeschritten, daß ich mit Bestimmtheit die Vollendung derselben noch für dieß Jahr versprechen kann.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen, mit besonderer Rücksicht auf Baiern. Früher herausgegeben von Dr. C. F. Meyer, nun fortgesezt von S. Behlen. 2r Band in 4 Heften. Mit Kupfern. gr. 8. 1824. brosch. Preis 4 Thlr. 16 ggr. oder 8 fl. rhein.

Die ersten zwey Hefte sind an alle Buchhandlungen versandt, das 3te verläßt so eben die Presse, welchem das 4te auch in Kurzem folgen wird. Die außerordentliche Gediegenheit des Inhaltes dieser Zeitschrift wird gewiß jeden practischen Forstmann sowohl, als auch den Theoretiker und Jagdliebhaber sehr ansprechen; zu ihrer Empfehlung wage ich daher nichts zu sagen, und ersuche jeden, sich von dem Inhalte wie von dem Werthe derselben durch Einsicht bey der ihm zunächst gelegenen Buchhandlung zu überzeugen.

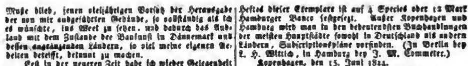
Bamberg, im Juli 1824.

Wilh. Ludw. Wesché.

Meine Anstellung als königlicher Baumeister in Holstein und ein 20jähriger Aufenthalt zu Altona in der, für Handel und Wohlstand so günstigen, Periode von 1783 bis 1804 gaben mir als praktischem Architecten eine seltene Gelegenheit, durch Ausführung vieler beträchtlicher Gebäude sowohl in Hamburg als Altona selbst, als an den Ufern der Elbe und in deren Umgebung, meine Kunst auszuüben. Da es nun Jedem, dem sein Fach am Herzen liegt, erwünscht seyn muß, die Erfindungen seiner Vorgänger und Zeitgenossen benutzen zu können; so schien es mir nicht überflüssig, das Resultat meiner Bemühungen in der practischen Baukunst bekannt zu machen. Dieß erzeugte bey mir schon damals den Wunsch, meine Arbeiten in Kupfer gestochen herauszugeben, was ich indessen aufschieben mußte, als mir von der Regierung der ehrenvolle Auftrag ertheilt ward, sowohl die in der Residenz abgebrannte Königsburg, als auch das neue Rath- und Gerichts-Haus, die Hauptkirche, nebst mehreren ansehnlichen öffentlichen Gebäuden aufzuführen.

Diese beträchtlichen architectonischen Arbeiten haben mich vom Jahre 1804 an so sehr beschäftigt, daß mir keine





Muße blieb, jenen vieljährigen Vorsatz der Herausgabe der von mir ausgeführten Gebäude, so vollständig als ich es wünschte, ins Werk zu setzen, und dadurch das Ausland mit dem Zustande der Baukunst in Dännemark und dessen angränzenden Ländern, so viel meine eigenen Arbeiten betrifft, bekannt zu machen.

Erst in der neueren Zeit habe ich wieder Gelegenheit gefunden, jenen Wunsch in Ausführung zu bringen, und es ist gegenwärtig meine Absicht, ein Werk zu liefern, welches nicht allein für den gebildeten Künstler, sondern auch für den jüngern Kunstschüler von Nutzen seyn, und zugleich den, mit dem Baufache in näherer Verbindung stehenden, Handwerkern zur Anleitung dienen könnte, da es auf eine Reihe praktischer Erfahrungen gegründet ist, welche ich während eines Zeitraums von 40 Jahren zu sammeln Gelegenheit hatte, in welchem mir das so seltene Glück ward, von den unbedeutendsten Privat-Bauten an bis zu den größten öffentlichen Gebäuden, die sich ein Architect wünschen kann, auszuführen.

Das Werk wird blos Arbeiten enthalten, welche nach meiner Zeichnung und unter meiner speciellen Aufsicht ausgeführt sind.

Da das Ganze zwey Bände in Groß Folio, jeden zu etwa 16 Heften, ausmachen wird; so habe ich, um dessen Anschaffung zu erleichtern und Zeit zum Radiren der Platten zu gewinnen, den gewöhnlichen Weg der Herausgabe in Heften und auf Subscription gewählt, wobey übrigens zu bemerken ist, daß man sich bey Unterzeichnung auf die ersten Hefte auch für die übrigen verbindlich macht. Jedes Heft wird aus 6 Blättern mit genauen Umrissen bestehen, da eine ausgeführtere Darstellung das Werk zu kostbar machen würde, um unter Künstlern und Handwerkern allgemein bekannt zu werden. Einige der architectonischen Gegenstände, welche zur deutlicheren Auffassung des Effekts eine perspectivische Anschauung erfordern, sind auf diese Art dargestellt. Alle Details und Gesimsprofile der beträchtlicheren Gebäude sind nach einem großen Maßstabe gezeichnet, und es ist dazu ¼ der wahren Größe gewählt, um dadurch der Vergleichung der verschiedenen Maße zu entgehen, auch sind alle Grundrisse, Durchschnitte und Aufrisse so viel möglich nach einem Maßstabe gezeichnet.

Da es mit meiner Absicht, der Weitläuftigkeit bey der Herausgabe dieses Werks zu entgehen, nicht übereinstimmen würde, demselben einen ausführlichen Text beyzufügen; so habe ich mich blos auf eine kurze Erklärung der beträchtlichsten Arbeiten beschränkt. Z. B. des Schlosses; der Hauptkirche und des Rathhauses zu Kopenhagen, so wie anderer Gebäude, wo zum Theil alte Fundamente und Mauern benuzt werden mußten, oder wo die besondere Beschaffenheit des Locals nothwendige Modificationen in der Anlage des Projectes herbeyführte.

Die beyden ersten Hefte werden spätestens Ausgang dieses Jahres erscheinen, und in der Folge zwey Hefte vierteljährig.

Der Preis jedes Heftes auf gutem Papier ist 1⅓ Species-Thaler oder 4 Mark Hamburger Banco, mit Inbegriff aller Unkosten.

Diejenigen, welche lavirte Exemplare wünschen, in welchen alle Blätter, mit Ausnahme der Gesimsprofile und übrigen Details, in Sepia getuscht und so genau ausgeführt sind, daß sie als architectonische Handzeichnungen betrachtet, auch für Dilettanten Interesse haben können, werden solche erhalten, wenn auf dem Subscriptionsplan dafür unterzeichnet wird. — Der Preis jedes Heftes dieser Exemplare ist auf 4 Species oder 12 Mark Hamburger Banco festgesezt. Außer Kopenhagen und Hamburg wird man in den bedeutendsten Buchhandlungen der meisten Hauptstädte sowohl in Deutschland als andern Ländern, Subscriptionspläne vorfinden. (In Berlin bey L. H. Wittich, in Hamburg bey J. M. Commeter.)

Kopenhagen, den 15. Juni 1824.

Christian Friderich Hansen,
Etatsrath und Oberbau-Director in Dännemark,
Ritter des Dannebrog-Ordens und Dannebrogsmann.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Brenner, Dr. Fr., Geschichtliche Darstellung der Verrichtung und Ausspendung der Eucharistie, von Christus bis auf unsere Zeiten, mit beständiger Rücksicht auf Deutschland und besonders auf Franken. gr. 8. Bamberg. Preis 1 Thlr. 12 ggr., oder 2 fl. 42 kr.

Auch unter dem Titel:

Geschichtliche Darstellung der Verrichtung und Ausspendung der Sacramente rc. 3r Band.

Der Herr Verfasser, rühmlichst bekannt durch die beyden ersten Bände dieses Werkes, welche das heilige Sacrament der Taufe und der Firmung enthalten, durch seine Dogmatik, wie auch durch seine übrigen, sämmtlich in meinem Verlage erschienenen Schriften, behandelt in diesem Bande die Geschichte der Abendmahlsfeyer oder der heiligen Messe in der Art, daß er ihre allmähliche Entwickelung und Gestaltung nach jeder, auch der geringsten Handlung, und nach allen Gebeten bis zur gegenwärtigen Form mit möglichster historischer Genauigkeit darlegt. Mit gleicher Umsicht erklärt er sich über die Personen, die Zeit, den Ort und sonstige Umstände, welche auf die Eucharistie-Verrichtung Bezug haben. Da das heilige Abendmahl eines der wichtigsten Religions-Geheimnisse und dasjenige ist, welches der Priester täglich zu verrichten hat; so wird diese, mit solcher Vollständigkeit und von einem solchen Verfasser bearbeitete Schrift, vorzüglich dem Geistlichen, dann aber auch jedem Forscher der Kirchengeschichte und der christlichen Archäologie nicht anders als höchst willkommen seyn, denen ich sie mit der festesten Ueberzeugung von der Gründlichkeit und Gediegenheit ihrer Abfassung empfehlen kann.

Bamberg, im Juli 1824.

Wilh. Ludw. Wesché.

Literatur.

Der warnende und belehrende Volksfreund. Ein Exempelbuch für Geistliche und Schullehrer, und ein Lesebuch für Jedermann, welches Alters, Geschlechtes, Standes und Glaubensbekenntnisses er sey. Herausgeg. von Dr. Joh. Paul Pöhlmann, Pfarrer zu Ostheim am Ries. Erlangen in der Palm'schen Verlagsbuchhandlung 1824. 8. Preis 1 fl.

Der durch viele gediegene Erziehungs- und Volks-

schriften mit Recht berühmte Verfasser hat seinen ausgezeichneten Verdiensten durch die Herausgabe dieses Volksfreundes die Krone aufgesezt. Er enthält eine trefflich gewählte Sammlung wahrer Unglücksgeschichten, die durch Unwissenheit, Aberglauben, Sorglosigkeit, Leichtsinn und Muthwillen veranlaßt und von dem Verfasser in der menschenfreundlichen Absicht erzählt worden, um vor ähnlichen Fehlern und den daraus entstehenden traurigen Ereignissen nachdrücklich zu warnen. Möchten die menschenfreundlichen Regierungen unsers deutschen Vaterlandes, die so edel für das Leben und die Gesundheit ihrer Unterthanen sorgen, dieser nützlichen Volksschrift ihre Aufmerksamkeit schenken und die Verbreitung derselben zum Segen der Menschheit fördern.

E. Dr. W.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Hornthal, Dr. Fr. L. v., zweyte Abhandlung über das Anlehensgeschäft der vereinigten baierischen Gutsbesitzer, oder über den Kreditverein in Baiern. gr. 8. brosch. Preis 10 ggr., oder 45 kr. rhein.

Der Herr Verfasser führt in dieser Schrift die Ansichten über die Bildung des so dringend nothwendigen Kreditvereins in Baiern, welche er in der ersten Abhandlung aufstellte, näher aus, prüft die abweichenden Plane und Meynungen genauer, und zeigt insbesondere, auf welchen Grundlagen diese Anstalt errichtet werden müsse, damit sie solid und dem dreyfachen Interesse der Gutsbesitzer, der Kapitalisten und der Regierung vollkommen entsprechend sey.

Bamberg, im Juli 1824.

Wilh. Ludw. Wesché.

So eben ist in der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Penelope,

Taschenbuch für das Jahr 1825.

Herausgegeben von Th. Hell. 14r Jahrg. Mit Beyträgen von van der Velde, Blumenhagen, Eck, v. Heyden, Laun, von der Malsburg, Schilling, v. Schlippenbach, Weisflog und dem Herausgeber und 8 Kupfern. 16. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 12 gr., oder 2 fl. 45 kr. rheinl. In Maroquin vergoldet mit ersten Kupferabdrücken 2 Thlr. 12 gr.

Dieses Taschenbuch hat sich bereits seit mehrern Jahren im Publikum einen so guten Namen erworben, daß man es unbedenklich jeder Dame schenken kann. Herausgeber und Verleger haben auch diesen Jahrgang würdig auszustatten gesucht, und eine flüchtige Ansicht des Inhalts wird den sich stets mehrenden Freunden der Penelope zeigen, was sie zu erwarten haben. — 6 Darstellungen nach Ramberg aus Schillers Bürgschaft, das Portrait der Dauphine Maria Josepha von Sachsen nach Schnorr von Fleischmann, und eine Ansicht aus Pempelfort von Welsch schmücken das empfehlungswerthe Büchlein.

Sophronizon

oder

unpartheyisch-freymüthige Beyträge zur neuern Geschichte, Gesezgebung und Statistik der Staaten und Kirchen,

herausgegeben von

Dr. J. E. G. Paulus.

6r Jahrg. 4s Stück

ist erschienen und versandt. Es enthält:

Lügen und Wahrheiten über teutsch-protestantisches Universitätswesen. Lügen gegen teutsche Geistesbildung, besonders gegen teutsch-protestantische Universitäten. Unterscheidung des unächten vom ächten Universitätsgeist. Heyne über das Palladium der Universitätslehre. Etwas von der Ausstattung der Universität Dorpat. Zur Verbesserung der Universitäten. Einiges a. das Schuldenmachen, b. das Klopffechter-Recht, c. geheime Verbindungen betreffend. Die Gräfin von Grävenitz und eine freymüthige Verwahrung der ächten Episcopalrechte unter Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg. Ueber Schulaufsicht von Staat und Kirche. Ist es zweckmäßig, besondere Schulinspektoren in dem evangelischen Würtemberg aufzustellen? Ist es zweckmäßig, einen eigenen Schulrath aufzustellen? Ist es zweckmäßig, daß ein Schulrath aus Gliedern beyder Confessionen zusammengesezt werde? Einige Bemerkungen des Herausgebers über vervielfältigte und gemischte Schulaufsicht. Leonis Papae epistola Encyclica. Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. — Die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher von der Beendigung des Waffenstillstandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. v. W. Jesuiten und Geschichte. Schreiben eines forschenden Freundes. Von C. Fr. Neumann. Beylage eines katholischen Verfassers.

Heidelberg, den 10. Sept. 1824.

August Oswald's Universitäts-Buchhandlung.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Churchill's, J. M., Abhandlung über die Acupunctur. Aus dem Engl. übersezt von J. Wagner. Mit Vorrede und Zusätzen herausgegeben von J. B. Friedrich. Mit 1 Kupfer. 8. br. Preis 8 ggr., oder 36 kr. rhein.

Die Acupunctur hat nach den Berichten englischer und französischer Aerzte sich in wichtigen Krankheitsfällen als ein sehr wirksames und kräftiges Heilmittel bewiesen. Die Merkwürdigkeit der hier mitgetheilten Heilungsgeschichten und die Ueberzeugung, daß diese Verfahrungsart mit Recht die Aufmerksamkeit eines jeden praktischen Arztes verdient und einer genauern Prüfung und Untersuchung würdig ist, wie auch, man kann fast sagen, das gänzliche Unbekanntseyn dieser Operation in Deutschland hat den Herrn Uebersetzer bewogen, dieselbe in unserer Muttersprache dem ärztlichen Publico wiederzugeben.

Bamberg den 1. Juli 1824.

Wilh. Ludw. Wesché.



Bey Ziegler und Söhne in Zürich ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aeschinis oratoris opera Graece. Animadversionibus illustravit Jo. Henr. Bremius Helveto Turicensis Vol. II. in 8. Turici. 1824. 1 fl. 6 kr.

Während der Ausarbeitung dieses zweyten Theils erhielt der verdienstvolle Herausgeber die Oratores Atticos von Immanuel Becker. Er machte, wie billig, die Recension dieses Gelehrten im Wesentlichen zur Grundlage des Textes, und gab sich Mühe, in den Anmerkungen dieselbe zu begründen. Vorher hatte er die Ausgabe dieses Gelehrten von 1818 zum Grunde gelegt, und daher sind im Anfange die Abweichungen der neuen Ausgabe angezeigt. Später wurden einzig die Lesarten der neuen Ausgabe berücksichtigt. Die Anmerkungen in diesem Band sind in dem Sinn und Geiste geschrieben, welcher in der Vorrede des ersten Theils entwickelt ist.

In der Palm'schen Verlags-Buchhandlung in Erlangen ist erschienen:

Butsch, L., liturg. Versuch, oder deutsches Ritual für kathol. Kirchen. 3te Aufl. 4. 1 fl. 12 kr.

Glück, Dr. C. F., ausführliche Erläuterung der Pandecten nach Hellfeld, ein Commentar, 25r Band. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Kaiser, Dr. G. P. C., Kobeleth, das Collectivum der Davidischen Könige in Jerusalem, ein philos. Lehrgedicht über den Umsturz des jüdischen Staates. 8. 1 fl.

Kayser, C. P., interessante Erzählungen aus den römischen Annalen des Livius. Ein zum Verstehen ganzer Werke der römischen Klassiker zweckmäßig vorbereitendes Uebungsbuch für Anfänger im Lesen der Alten oder mittlern Classen der Gymnasien. 2te sehr verb. Aufl. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Pöhlmann, Dr. J. P., der warnende und belehrende Volksfreund. Ein Exempelbuch für Geistliche und Schullehrer und ein Lesebuch für Jedermann, welches Alters, Geschlechtes, Standes und Glaubensbekenntnisses er sey. 1r Thl. 8. 1 fl.

Schulfreund für die deutschen Bundesstaaten, 76 Bdchn. oder des baierischen Schulfreunds 176 Bändchen, herausgegeben von Dr. H. Stephani. 8. 1 fl.

Wörlein, J. W., Rechnungsaufgaben für baierische Volksschulen. Nach Türk, Stephani, Pöhlmann, Dinter, Hofmann rc. methodisch bearbeitet gr. quer 8. 1 fl. 30 kr.

In Commission:

Schreber's Säugthiere, 69s Heft. gr. 4. 3 fl. 36 kr.

Zweyte Subscriptions-Anzeige.
Vom 1. Sept. bis Ende Jahres 1824
von
F. H. Jacobi's sämmtlichen Werken.
4 Bände in 12.
Wohlfeile, correcte, wie Schiller, Wieland und Klopstock und auf weißes Papier veranstaltete Ausgabe in Taschenformat.

Kaum war unsere im April erlassene Subscriptions-Anzeige auf Jacobi's Werke in Deutschland bekannt geworden, als eine so große Anzahl von Subscribenten sich dafür einfand, daß die vorhandene ziemlich starke Auflage nicht alle Wünsche befriedigen konnte, und eine bedeutende Anzahl von Bestellungen unerfüllt bleiben mußte.

Um inzwischen unsere Pflicht auch gegen diejenigen Subscribenten zu erfüllen, die ohne unser Verschulden nun von dieser Auflage keine Exemplare erhielten, haben wir uns entschlossen, eine neue in gleichem Formate zu unternehmen, mit dem einzigen Unterschied, daß die Zahl der Acht kleinen Bände in Vier größere, jeder zu circa 16 Bogen in 12. abgetheilt werden. Der sehr billige Subscriptionspreis bleibt wie derjenige der frühern Ausgabe auf weiß Druckpapier 3 fl., auf Postpapier 4 fl. 30 kr. rheinisch bestimmt.

Diese Vier Bände werden im Laufe des Februars 1825 von hier aus versendet. Bis Ende des Jahres nehmen alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz darauf Bestellungen an.

Wir erlauben uns dabey zugleich auf eine ähnliche Unternehmung, nämlich die Herausgabe
von
Friedrich von Matthisson's Schriften.
Sechs Bände.
Mit Bildniß und Vignetten in Taschenformat
aufmerksam zu machen. — Es erscheinen davon Vier Bände mit Ende des Jahres, und die Zwey lezten in der Ostermesse 1825. Der Subscriptionspreis ist
auf Druckpapier zu 5 fl. 15 kr.
— Postpapier — 7 fl. —
— Velinpapier — 8 fl. 45 kr.

Bis Ende des Jahres bleibt auch hierfür die Subscription offen.

Nachher werden die Preise beyder Ausgaben beträchtlich erhöht, und die bisherigen Bedingnisse sind nicht mehr gültig.

Zürich, im August 1824.

Orell, Füßli und Comp.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Gehrig, Joh. Mart., die zehn Gebote Gottes im Geiste und Sinne Jesu aufgefaßt, erklärt und in Reden dem christlichen Volke vorgetragen. Ein Handbuch für Seelsorger, Schullehrer und christliche Hausväter. 2te Aufl. 8. 1824. Preis 20 ggr., oder 1 fl. 30 kr. rhein.

Die erste Auflage dieses trefflichen und mit besonderer Umsicht bearbeiteten Werkes fand in Kurzem eine solche günstige Aufnahme, daß ich für unnöthig erachte, etwas zu seiner ferneren Empfehlung zu sagen, der würdige Herr Verfasser ist überdem fast jedem Theologen schon zu rühmlich bekannt; ich kündige daher hierdurch nur das neue Erscheinen dieses vorzüglich bearbeiteten und seit Kurzem gefehlten Gegenstandes an.

Bamberg, im Juli 1824.

Wilh. Ludw. Wesché.

Nro. 32.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 4.

Pölitz, Prof. K. H. L., die Staatswissenschaften. 6 Theile. gr. 8. 1823 u. 24. (159 B.) 9 Thlr. 22 gr. I. (37½ B.) Natur- und Völkerrecht, Staats- und Staatenrecht und Staatskunst. II. (23¾ B.) Volkswirthschaft, Staatswirthschaft, Finanz- und Polizeywissenschaft. III. (32½ B.) Die Geschichte des europ. Staatensystems aus dem Standpunkte der Politik. IV. (43¾ B.) Staatenkunde und positives öffentliches Staatsrecht (Constitutionenrecht). V. (22¾ B.) Prakt. (europ.) Völkerrecht, Diplomatie und Staatspraxis.

In diesem Werke ist zuerst der Versuch verwirklicht worden, die gesammten Staatswissenschaften als ein in sich abgeschlossenes Ganzes, und zwar im Lichte unserer Zeit darzustellen, so daß jede einzelne Staatswissenschaft auf dem Standpunkte erscheint, den sie durch den neuesten Gaden erreichte. Ganz neu bearbeitet wurde das positive, öffentliche Staatsrecht und die Diplomatie, die in diesem Werke zum Erstenmale unter einem wissenschaftlichen Gepräge in den Kreis der übrigen Staatswissenschaften aufgenommen worden sind; allein auch die Staatskunst hat der Verf. aus einem ihm eigenthümlichen Gesichtspunkte gefaßt, und von allen bisherigen Bearbeitungen wesentlich verschieden behandelt. Die Darstellung selbst ist theils für das Selbststudium denkender Staats- und Geschäftsmänner, überhaupt für die Bekanntschaft der gebildeten Zeitgenossen mit dem gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunkte der Staatswissenschaften, theils für akademische Vorträge berechnet. Das Werk ist daher Hand- und Lehrbuch zugleich. Es enthält jede einzelne Wissenschaft in systematischer Haltung nach logischer Anwendung, und ausgestattet mit möglichst vollständiger Literatur, zugleich aber auch in stylistischer Hinsicht unter einer lebensvollen, den gebildeten Leser ansprechenden Form, so daß, nach diesen Eigenschaften, dieses Werk besonders dazu sich eignet, die gründliche Kenntniß der Staatswissenschaften — gleich weit entfernt von jeder excentrischen Verirrung der neuern Zeit — in der Mitte der gebildeten Zeitgenossen zu verbreiten und durch die organische Einheit des Ganzen eine vollständige Uebersicht über das reiche und in sich selbstständige Gebiet dieser Wissenschaften zu gewähren.

Tübingen. Nachricht für Freunde des Gesanges.

Auf die vielen Anfragen, die dreystimmigen Choralmelodien des Hrn. Musikdirektors Silcher dahier betreffend, dient zur Nachricht, daß die zweyte Auflage des ersten Hefts unter der Presse ist, und bey mir in kurzer Zeit mit derselben schönen Notenschrift, wie die erste Auflage dieses Hefts, zu haben seyn wird.

Zugleich füge ich noch bey, daß von demselben Verfasser 6 vierstimmige Hymnen oder Figuralgesänge auf hohe Festtage und zur Abendmahlsfeyer, letztere mit zweckmäßigen Orgelsätzen verbunden, als erstes Heft; ferner 6 Männer-Quartette für freundschaftliche Zirkel in meinem Verlage in Bälde erscheinen werden.

H. Laupp.

Neue Musikalien im Verlag von H. A. Probst in Leipzig.

Crescentini, G., 25 nouvelles Vocalises ou Etudes de l'Art du Chant avec Accomp. de Pianoforte ou Harpe. (broschirt.) 3 Rthlr.

Cherubini, L., La Primavera (der Frühling) vierstimmige Cantate italienisch und deutsch mit Begleitung des Pianoforte. 1 Rthlr. 4 gr.

Präger, H. A., Douze Ecossaises piquantes pour le Violon seul. Op. 45. 12 gr.

Berbiguier, T. Trois gr. Duos concert. p. deux Flûtes. Op. 71. 1 Rthlr. 16 gr.

Fürstenau, A. B., Variations brillantes sur un thème de Preciosa: „Es blinken so lustig die Sterne," p. la Flûte avec Pianoforte. Op. 30. 1 Rthlr.

Czerny, Charles, Les Charmes de l'Amitié. (Das Glück der Freundschaft.) Thême de L. v. Beethoven varié p. le Pianoforte. Op. 55. 16 gr.

Hummel, J. N., Deux Thèmes avec Variations p. le Pianoforte. Op. 1. (Nouvelle Edition.) 12 gr.

Kalkbrenner, F., Variations brillantes avec Introduction et Finale sur des Thèmes de l'Opera: der Freyschütz; pour le Pianoforte. Op. 71. 16 gr.

Meyer, Charles, Premier grand Rondeau p. le Pianoforte. 12 gr.

Ries, F., Rule Britannia. Grandes Variations p. le Pianof. seul. Op 116. 1 Rthlr. 8 gr.

Schmitt, Aloys, Nouvelles Etudes p. le Pianof. Op. 55. Liv. 1 et 2. à 1 Rthlr. 8 gr.

Beethoven, L. v., Grand Quintuor, Op. 16. arrangé p. le Pianof. à 4 mains par Fréd. Schneider. 1 Rthlr. 12 gr.

Kalkbrenner, F., Valse p. le Pianof. à 4 mains. 4 gr.

Neue Verlagsartikel 1824; welche bey Orell, Füßli und Comp. in Zürich erschienen und in allen Buchhandlungen um die beygesetzten Preise zu haben sind:

Alexandri Aphrodisiensis, Ammonii Hermiae filii, Plotini, Bardesanis Syri et Georgii Gemisti Plethonis de Fato quae supersunt graece, ad Codicum Mstorum. edit. version. fidem recens. interpretat. latinam. Hugonis Grotii et alior. emend. varietat. lect. et notas adj. J. C. Orellius. Insertae sunt animadvers. J. C. Orellii, Prof 8.
Auf Druckpapier 3 fl. Postpapier 4 fl. 30 kr. gegl. Velinpap 5 fl 30 kr.

Anzeigen, kritische, und Beurtheilungen der im Jahr 1823 und 1824 erschienenen vorzüglichen Werke der schweiz. Literatur. 4 Hefte. 8. br. 2 fl. 30 kr.

Bonstetten's, K. Victor v., Schriften. Herausgegeben von Fr. von Matthisson. 2te Aufl. 12. br. 2 fl.

Galerie des Antiquités grecques ou Tableaux des contrées les plus remarquables et des productions des



arts les plus intéressantes de l'ancienne Grèce, publiés par J. Horner. Traduit de l'allemand. 1e Livraison. 4. br. 5 fl. 30 kr.

Kirchhofer, M., Wahrheit und Dichtung. Sammlung schweiz. Sprüchwörter. Ein Buch für die Weisen und das Volk. 12. 1 fl. 30 kr.

Kupfersammlung zu J. G. Jacobi's sämmtlichen Werken in 13 Blättern. Gezeichnet und gestochen von Lips, Rosmäsler, Ustert, Schnithe u. Hegi. 8. geh. 48 kr.

Tacitus, C. C., Geschichtsbücher, übersezt von H. Gutmann. Mit philolog. und historischen Anmerkungen. gr. 8. 2 fl. 15 kr.

Usteri, L., Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffes mit Hinsicht auf die übrigen Schriften des N. T. Ein exegetisch-dogmat. Versuch. 8. 1 fl. 30 kr.

Im Magazin für Kunst, Geographie und Musik, Berlin, Königstraße No. 3. ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Frankreich mit besondrer Rücksicht auf die Unebenheiten, im Maßstabe von $\frac{1}{2000000}$ abgebildet von Heinr. Berghaus, ordentl. öffentl. Lehrer bey der königl. Bau-Academie zu Berlin, auf fein Velin gedruckt schwarz 1 Rthlr. 12 gr. illum. 2 Rthlr.

Diese Charte zeichnet sich durch die sorgfältigste Behandlung sowohl der Hydrographie als des Terrains des Landes aus, und läßt mit einem Blick die Beschaffenheit desselben übersehen. Sämmtliche Kanäle Frankreichs sind darin so gezeichnet, daß die fertigen von den im Bau begriffenen, so wie von den projectirten leicht zu unterscheiden sind. Die absolute Höhe über der Meeresfläche ist sowohl bey den Haupt-Bergen als bey den Hauptstädten und merkwürdigen Niederungen in Toisen ausgedrückt, angegeben. — Rücksichtlich des Stiches dieses Werkes glauben wir versichern zu dürfen, daß die Ausführung desselben den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art des In- und Auslandes an die Seite gestellt werden darf; auch für guten Druck, schönes Papier und saubre Illumination haben wir gesorgt.

Bey Fr. Aug. Herbig in Berlin erschien so eben eine deutsche Uebersetzung

„von Washington Irving"

Königsmark, der lange Finne, ein Roman aus der neuen Welt. Aus dem Englischen vom Uebersetzer der Jungfrau am See. In 9 Büchern u. 2 Bände. 2 Thlr. 12 gr.

Das literarische Conv. Bl. macht bereits auf diesen Roman aufmerksam. Nachdem es den Witz und Humor in seiner polemischen Tendenz gegen den gefeyerten Scott gerichtet, zeigt es, wie der geistreiche Verfasser ein getreuer Anhänger altenglischer Romane eines Fielding und Smollet, den schottischen Dichter von Anfang bis zu Ende bekriegt. — „In der sehr einfachen Geschichte weiß er alle Charakterzüge Scott's und jeden seiner Lieblingscharaktere zu persifliren, ohne dabey zu carikaturiren, oder die lebendige Möglichkeit der Personen zu entziehen. Dabey sind die Hiebe gegen allgemeinere Modetorheiten, als die Finanzspeculationen der neuern Zeit, das Unwesen eines pietistischen Pfaffenthums eben so treffend als ergötzlich, und das Leben unter den nordamerikanischen Wilden, die Charakteristik der Quäker bekunden den plastischen Geist des Verfassers." —

Ferner erschien in demselben Verlage:

„Aphanasia"

oder der Kampf der Liebe im Norden und Süden. Nach wahren Ereignissen aus den Jahren 1812 u. 15; mitgetheilt von C. F. Bork, ehemal. russ. kaiserl. Hofschauspielers zu St. Petersburg. 1 Thlr. 12 gr.

Der Verfasser lernte während seines Aufenthalts in Moskau eine angesehene gräfliche Familie kennen, und theilt hier unter Veränderung der Namen, höchst interessante Ereignisse aus dem Leben derselben — und zugleich einzelne Schilderungen und Scenen aus dem lezten Kriege mit, die bis jezt nicht bekannt wurden und einen passenden Uebergang gewähren. Diese dem Leben entnommenen, rasch auf einander folgenden Begebenheiten und Verwickelungen sowohl, als die sich dabey entfaltenden Charaktere, sind ganz geeignet, den Leser zu fesseln und seine Spannung in dem Grade zu steigern, daß es sich Wenige werden enthalten können, das einmal angefangene Buch vor der Beendigung aus der Hand zu legen.

Neue Verlagsschriften der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden, zur Ostermesse 1824:

Las Cases, Tagebuch über Napoleons Leben. — Eine treue Uebersetzung des Mémorial de St. Hélène. 9s und 10s Bändchen. gr. 8. br. 1 Thlr. 12 Gr. 11s Bändchen 1 Thlr. 12s Bändchen mit einer neuen Charte von Helena, br. 1 Thlr. 6 Gr.

Die ersten 8 Bändchen kosten jedes 18 Gr., also zusammen 6 Thlr., mithin alle 12 Bände 9 Thlr. 12 Gr.

Es folgen nun noch 2 Bändchen Ergänzungen zu 2 Thlr. so daß das vollständige Werk von 14 Theilen Thlr., 18 Gr. zu stehen kömmt.

J. A. Kramm, 160 erprobte Kunststücke und Mittel für Liebhaber der Physik, für Künstler, Handwerker und Landwirthe. 8. br. 1 Thlr. 6 Gr.

C. A. LeCoq, Entwurf zu Vorlesungen über Terrainlehre und Recognoscirung. Mit 2 Kupfertaf. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ch. T. Otto, der Katholik und Protestant, oder: die unzäglichsten Glaubenswahrheiten, in welchen die katholische Kirche von der protestantischen abweicht; biblisch und geschichtlich dargestellt. 8. (11 Bogen) 15 Gr.

D. J. A. Remm, Grundlehren der Mathematik für angehende Forstmänner. Zweyter Theil, die Raumgrößenlehre und Rechnung, mit 5 Kupfern. gr. 8. 1 Thlr.

Deren erster Theil enthält: die Zahlenlehre, welche 18 Gr. kostet.

F. G. Rouvroy, Vorlesungen über die Artillerie. Zweyter Band. 2te verbess. Aufl. mit 11 Kupf. gr. 8. 4 Thlr.

Die zweyte Auflage des 1sten Theils ist im vorigen Jahre erschienen, zu 4 Thlr.

Technologie, oder die Gewinnung, Benutzung und Verarbeitung der Naturprodukte; zunächst für Bürgerschulen, dann auch für Künstler und Handwerker, für Landwirthe, Bierbrauer und Branntweinbrenner. Zweyte verb. Aufl. (21 Bogen) 8. für 18 Gr.

Zeitschrift für Natur- und Heilkunde von Carus, Ficinus, Kreißig und Seiler. 3ten Bandes 2tes und 3tes Heft, mit Kupf. br. zusammen 2 Thlr.

Dabey dient zur Nachricht, daß:

J. C. Petri Handbuch der Fremdwörter in deutscher Schrift- und Umgangssprache; zum Verstehen und Vermeiden jener entbehrlichen Ausdrücke. Vierte sehr bereicherte und verb. Aufl. noch in der 2ten Vorausbezahlung zu 2 Thlr. 8 Gr. auf Velinpap. bis Ende d. J. durch alle Buchhandlungen zu haben ist. Später tritt der volle Ladenpreis von 3 Thlr. ein.

Arnold'sche Buchhandlung.

Für Reisende und Postbeamte.

In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin ist kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Siegmeyer, J. G., königl. Geh. Postamts-Calculator, Neues Handbuch für Reisende, Correspondenten und Postbeamte in Deutschland und den angränzenden Ländern. Nach den neuesten und besten Materialien bearbeitet. 8. geheftet 1 Rthlr. 12 gr.

Hr. G. P. Calculat. Siegmeyer, durch die frühere Herausgabe seines „Allgemeinen Post-Reisebuchs und vollständigen Meilenanzeigers von Europa,“ so wie durch mehrere treffliche Postkarten dem Publikum schon vortheilhaft und als ein Schriftsteller bekannt, der solchen mühseligen und schwierigen Arbeiten hinlänglich gewachsen, auch durch sein Dienstverhältniß in den Stand gesezt ist, Quellen benutzen zu können, die nicht Jedermann zugänglich sind, liefert in dem vorliegenden Werke ein Handbuch, das als das vollständigste und am zweckmäßigsten geordnetste in seiner Art empfohlen werden kann. Das Ganze enthält 1165 verschiedene Reiserouten durch ganz Europa, mit zuverlässiger Angabe der Meilen; die Zahlungssätze bey Reisen mit den ordinären- Schnell- und Extraposten in allen Ländern Europa's und die Einrichtungen des Postwesens in jedem Staate; Wasser-Reisen; Verzeichniß aller Badeorte und Gesundbrunnen; Werthbestimmung aller gangbaren europäischen Münzen; Vergleichung der Meilen, der Wagengeleise ic. ic.; Bestimmung des Abganges der Eilwagen und Diligencen in Frankfurt am Main und in Basel; alphabetisches Register sämmtlicher Stationsorte, und außerdem noch eine Menge dem Reisenden wie dem Postbeamten wissenswerther Notizen.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind so eben neu erschienen:

Freye Bekenntnisse
eines Veteranen der Maurerey und anderer geheimen Gesellschaften; zur Beherzigung für die Eingeweihten und zur interessanten Belehrung für Nichtmaurer. 8. geheftet. 12 ggr., oder 54 kr.

Vollständige und auf Erfahrung gegründete Anweisung,
Weinessig aus Branntwein
auf die einfachste und wohlfeilste Art zu verfertigen. Nebst einem Anhang, mehrere Sorten wohlriechende und andere componirte Essige, Essenzen, Wasser ic. zu bereiten. Von Dr. G. F. Bärensprung. 8. geh. 8 ggr., oder 36 kr.

Der vollkommene Blumenzeichner,
oder Unterricht in der Blumenzeichenkunst, zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterricht von Feicke. Zweyte von A. Adamich völlig umgearbeitete Aufl. 1ste Lieferung in 16 lithogr. Vorlegebl. 1 Thlr. 2te Lieferung in 20 lithogr. Vorlegebl. 1 Thlr. 8 gr., complett 2 Thlr. 8 gr., oder 5 fl. 12 kr.

Vorkenntnisse des Kopf- und Tafelrechnens,
für Anfänger im Rechnen, von J. C. A. Böhme. 8. 2 ggr., oder 9 kr.

Allgemeine Schreibestunden,
für Schule und Haus, in 84 nach der Feder in Kupfer gestochenen Vorlegeblättern, von A. Bergmann. 15 ggr., oder 1 fl. 8 kr. (Der 2te Cursus erscheint in 14 Tagen.)

Die Lehre von der praktischen Anwendung des thierischen Magnetismus als Heilmittel.
Für Aerzte und Nichtärzte geschrieben von Dr. C. P. Lübecke. 8. 15 gr., oder 1 fl. 8 kr.

Für Leihbibliotheken

sind in der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin kürzlich nachstehende, besonders empfehlungswerthe Schriften erschienen:

Horn, D. Franz, Erhebung und Beruhigung. Erzählungen und Lebensbeschreibungen. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Langbein, A. F. E., Jocus und Phantasus. Mit Kupf. von Ramberg und Jury. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Laun, Fr. die Glücksritter. Ein komischer Roman. 8. 1 Rthlr. 12 kr.

Stein, Hofr. und Prof., Carl, Gleich und gleich. Ein komischer Roman. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Voß, Jul. von, der lustige Bruder. Ein komischer Roman. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

—— **Derselbe, Auswahl neuer Lustspiele für das** königl. Hoftheater in Berlin. Enthält: 1) Verfehlter Haßluft, Original-Lustspiel in 5 Aufz. 2) Berlin im Jahre 1724. Lustsp. in 1 Aufz. 3) Berlin im Jahre 1624. Lustsp. in 2 Aufz. 4) Berlin im Jahre 1924. Lustsp. in 2 Aufz. 8. 1 Rthlr. 16 gr.

Weißer, Fr., Ernste und heitere Stunden. 8. 1 Rthlr. 10 gr.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Douanen- und Quarantain-Verfassung
des
Oestreichischen Kaiserstaates
in ihrer gegenwärtigen Gestalt.
Vorgetragen
von
Dr. A. A. Kronagger,
k. k. geprüften Justiziär und Cameral-Examinator. gr. 8. 1824. 1 Thlr. 10 gr.

Wir glauben nicht, daß eine Schrift erst einer besondern Empfehlung bedürfe, die schon bey ihrem ersten Anblicke für eine so vielseitige Brauchbarkeit sich so lebendig ausspricht. Ein Werk, wie dieses, das sowohl hinsichtlich seiner so gemeinnützigen Tendenz und seines, den



Gegenstand vollkommen erschöpfenden Umfanges, als auch seiner getreuen und faßlichen Darstellung sich so vortheilhaft ankündet, muß dem Geschäftsmanne jeder Kategorie eine erfreuliche Erscheinung seyn.

Literarische Anzeige.

In der Freyer'schen Buchhandlung in Annaberg sind eben erschienen und in allen Buchhandlungen (in Leipzig bey C. Enobloch) zu haben:

Musivstücke
von
Heinrich Schumann.
8. Preis 20 Gr.

Wie bey der musivischen Kunst die einzelnen farbigen Steine, oder Glas- und Marmorstücke, sorgfältig gewählt seyn müßen, um ein schönes Gemälde zu bilden, das einem Heiligthume der Musen zur Zierde gereichen kann; so sind auch in diesem Werke die einzelnen prosaischen und poetischen Stücke mit Aufmerksamkeit gearbeitet und stellen ein Ganzes dar, bey dem der gebildete Leser mit ununterbrochener Theilnahme verweilen wird. Diese Versuche, wie sie der bescheidene Verfasser im Vorworte nennt, enthalten acht prosaische und sechs und zwanzig metrische Stücke. Jene sind: das Fest in Athen, das Weihnachtsgeschenk, Convenienz und Natur, das glückliche Erwachen, der Congreß der Sterne, erstes und zweytes Sendschreiben aus dem Gebiete der Zukunft, und einige Züge aus Franklins Leben. Diese beleben schon durch die erste Idylle: Moses am Brunnen in der Wüste, jedes für dichterische Schönheit empfängliche Gemüth so sehr, daß es sich den Genuß der vollständigen Lectüre gewiß nicht versagen wird.

Die
romantischen Sagen des Erzgebirges.
Wahrheit und Dichtung.
Gemeinschaftlich herausgegeben
von
D. Ewald Victorin Dietrich
und
A. Tartor.
Zweytes Bändchen. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr.

Die Verfasser haben ihr Versprechen, dem ersten Bändchen ihrer vaterländischen Volkssagen ein zweytes folgen zu lassen, erfüllt, und dasselbe so schön und reich ausgestattet, daß sie des Beyfalls und Dankes derer, für welche es bestimmt ist, gewiß seyn können. Da übrigens die erste Sammlung der romantischen Sagen der Vorzeit, durch sachkundige Männer empfohlen, bey dem Publikum eine sehr günstige Aufnahme gefunden hat, so bedarf es zur Empfehlung dieser zweyten Sammlung der romantischen Sagen des Erzgebirges blos der Versicherung, daß sie jener an Werth nicht nachstehe, und daß sich in ihr der dichterische Schwung des einen, wie der einfache und klare Erzählungston des andern Verfassers wieder finde.

Bey W. Lauffer sind neu erschienen:

Empfehlungswerthe Romane.

Margaretha von Nordheim, oder Ahnung und Schicksal. Herausgegeben von Dr. K. Venturini, 2 Bände. 8. 2 Thlr. 8 gr., oder 4 fl. 12 kr.

Die Heldin von Saragossa. Aus Spaniens neuester Zeitgeschichte. Nach N. A. v. Salvandy's Don Alonzo bearbeitet von W. v. Gersdorf. 2 Bände. 8. 2 Thlr. 6 gr., oder 4 fl. 3 kr.

Lidia die Erbtochter, oder die Grafen von Löwenheim. Von W. v. Gersdorf. 2 Bände. 8. 2 Thlr., oder 3 fl. 36 kr.

Die Ruinen des Waldschlosses und vier Erzählungen, von der Verfasserin: Verirrungen oder die Macht der Verhältnisse. 8. 1 Thlr. 4 gr., oder 2 fl. 6 kr.

Abentheuer im Schlosse Bruck. Eine Geschichte aus den Hugenottenkriegen. Von Th. Hildebrand. 2 Bde. 8. 2 Thlr. 8 gr., oder 4 fl. 12 kr.

Gemälde aus Gegenwart und Vergangenheit. Von Charl. Pfeiffer, Kön. B. Hofschauspielerin. 2 Bände. 8. 2 Thlr. 6 gr., oder 4 fl. 3 kr.

Bey Tendler und von Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Monographia Serpentum hungariae
Auctore Emerico Frivaldszky.

8. maj. Pestini. 1823. 12 gr., oder 54 kr. Mit 1 Kupfer.

Inhalt:

1s Kapitel. Allgemeine Einleitung in die Naturgeschichte der Schlangen.
2s — — Anatomisch-physiologische Beschreibung.
3s — — Kennzeichen und Klassification der Schlangen.
4s — — Beschreibung aller in Ungarn vorkommenden Arten mit Synonimien und Varietäten.
5s — — Vortheile und Bedeutung der Schlangen.
6s — — Vom Unterschied der giftigen und giftlosen Schlangen; Eigenschaften des Schlangengiftes. Folgen des Bisses: Gegengifte des Schlangen-Giftes. Heilart der Gebissenen.

Subscriptions-Anzeige.

Dr. M. Luthers Vorreden zu den Büchern der heiligen Schrift,

besonders gedruckt als eine Einleitung zum Lesen der Bibel. Leipzig bey W. Lauffer. Subscriptionspreis bis Ende November d. J. 6 ggr. oder 27 kr.

Der Mann, der uns zuerst die Heilige Schrift in deutscher Sprache geschenkt hat, und auf dem Gottes Geist bey diesem großen Werke so sichtbar ruhete, hatte dieselbe auch mit Worten des Geistes und der Kraft begleitet und in die Welt eingeführt. Diese Vorreden, welche in den alten Lutherischen Bibeln vor jedem Buche der Heiligen Schrift vorgedruckt waren, sind in neuern Zeiten, aus unbekannten Gründen, daraus hinweggelassen worden, bleiben aber dennoch die beste Einleitung zum Lesen der Bibel, und sollen hier in einem besondern Buche von ungefähr 160—170 Seiten gedruckt werden, welches jedem Bibelleser und allen Bibelgesellschaften mit dem herzlichsten Wunsche empfohlen wird, daß Gott dasselbe auch ferner zur Erbauung und Verbreitung seines Geistes segnen möge.— Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an, auch sollen die Namen der Herren Subscribenten dem Werke vorgedruckt werden.

Nro. 33.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 4.

Auf nachstehendes sehr interessante Buch machen wir hiermit nochmals aufmerksam:

Nachtgedanken über das A-B-C-Buch von Spiritus Asper.

Mit Noten und schönen Holzschnitten. 2 Bände in 8. Leipzig, Wienbrack. Preis 3 Rthlr. 12 gr.

Wer die Thorheiten der Menschen mit treffendem Witz, oder beißender Satyre dargestellt sehen will, der buchstabire in diesem A-B-C-Buche. Sey auch immer die Lust und Fähigkeit eines jeden, der dieß Buch zur Hand nimmt, noch so verschieden: hier darf er sich Befriedigung versprechen.

Im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau ist nun wieder erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stunden der Andacht. 8 Theile in 2 Bänden. gr. 8. Neunte ganz wohlfeile Ausg. in Bibeldruckformat. Auf ordinärem Papier 2 Thlr. 16 gr., oder 4 fl. Auf weißem Papier 3 Thlr. 16 gr., oder 5 fl. 30 kr.

Von dieser wohlfeilsten Ausgabe ist nun der erste Band erschienen, welcher die vier ersten Theile enthält; der zweyte Band, die folgenden vier Theile enthaltend, wird noch bis Ende dieses Jahres erscheinen; es wird dabey zugleich ein Ersparniß des Einbandes für sechs Bände bezweckt. Somit ist mein Vorhaben erfüllt, auch dem Unbemittelten ein Werk käuflich zu machen, das seinen hohen religiösen Werth unter allen Menschenklassen darthut; denn nun sind an die 50,000 Exemplare davon gedruckt worden, ungerechnet die verschiedenen Nachdrucker-Ausgaben. Aber solche Wohlfeilheit der Preise würde ohne einen so beträchtlichen Absatz unmöglich gewesen seyn. Ich bin darum auch im Voraus überzeugt, daß diese wohlfeilste Ausgabe, welche so erscheinen wird, allenthalben eine gute Aufnahme finden werde. Auch verlieren sich endlich nach und nach die unter katholischen Glaubensgenossen geflissentlich erregten grossen Vorurtheile gegen dieses rein-evangelische Erbauungsbuch; ja man streitet sich jezt sogar darum, daß es wahrhaft katholischen Ursprungs, und der Verfasser ein Katholik seyn müsse. — Die Thoren, sie streiten immer noch, jezt wie vormals, um Nebendinge, statt sich nur an das Beseligende und Erhebende zu halten, wie es in Jesu Christi Geist und Sinn rein und unverfälscht darin gelehret wird, und das nur allein diesem Werk Eingang verschafft.

Es sind nun in allen Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz, so wie auf den Hauptniederlagen des Verlegers, in Aarau, Frankfurt, Leipzig und Nürnberg, vorräthige Exemplare in guter Anzahl von dem ersten Bande dieser neunten Auflage zu haben, und man beliebe sich mit den Bestellungen an jede nahegelegene Buchhandlung zu wenden, welche auch den zweyten Band seiner Zeit an die Käufer abliefern wird.

Hirzel, C., neue praktische französische Grammatik, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. Dritte neu bearbeitete Ausgabe von C. v. Orell. gr. 8. 14 gr., oder 54 kr.

Diese dritte Auflage, welche eben die Presse verlassen, erscheint nun in einem höhern Grad von Vollkommenheit, und ist dadurch noch brauchbarer und empfehlenswerther geworden. Es ist dieses treffliche Lehrbuch auch bereits in den meisten Schulen der Schweiz, so wie in vielen Lehranstalten Deutschlands eingeführt, und mit verdientem Beyfall aufgenommen worden. Korrektheit, sauberer Druck, starkes Papier und die Wohlfeilheit des Preises befördern auch in jeder Hinsicht die allgemeine Einführung desselben. Gerne wird der Verleger ein Exemplar unentgeldlich Jedem überlassen, welcher sich von dem Werth dieses guten Schulbuches vorher überzeugen und die Einführung desselben befördern mag.

Auch befindet sich bereits unter der Presse ein vollständiges Schulwörterbuch der französisch-deutschen und deutsch-französischen Sprachen, das zunächst zum Gebrauch für Schulen, und gewissermaßen als zweyter Theil zu Hirzels Grammatik bestimmt ist. Es wird beyläufig 36 Bogen stark, und im gleichen Format wie die Grammatik gedruckt, und bis Ende dieses Jahres in meinem Verlag erscheinen. Der Preis desselben ist 18 gr., oder 1 fl. 6 kr., die Grammatik kostet 14 gr., oder 54 kr.; jeder Schüler kann sich also beydes zusammen um den äußerst wohlfeilen Preis von 1 Thlr. 8 gr., oder 2 fl. anschaffen. Auch können vorläufig Bestellungen darauf in jeder Buchhandlung, so wie direkt beym Verleger, H. R. Sauerländer in Aarau, gemacht werden.

Biblische Erzählungen nach Hübner. Zum Gebrauch in Bürger- und Landschulen. Vom Dr. J. P. Trefurt, Superint. in Göttingen. 2 Theile. 3te verm. Aufl. gr. 8. Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 23 Bogen. 9 ggr.

Der rühmlichst bekannte Herr Verfasser hat sich hier wieder ein grosses Verdienst um die Jugend erworben. Die Auswahl der Erzählungen ist mit der größten Sorgfalt geschehen und dabey den Kindern ein treffendes Wort gesagt, was gerade für sie gehört und ihnen frommt. Die darunter stehenden Fragen sind ganz den Regeln der Catechetik gemäß. Es bedarf daher keiner weiteren Empfehlung dieses schon mehrseitig in Schulen eingeführten Buchs, dessen Preis äußerst billig ist.

Neue Musikalien, welche im Magazin für Kunst, Geographie und Musik, Berlin, Königstraße Nro. 3 erschienen sind:

Für Pianoforte.

Cimarosa, Ouverture aus der Oper: die heimliche Ehe für das Pianof. zu 4 H. einger. von C. Hinge. 1 Rthlr.



D'Alleyrac, Ouverture aus der Oper Adolph u. Clara, für Pianof. einger. von C. Klage. 12 gr.
Kelz, J. F., Variat. über das Lied Gruss an die Schweiz für Pianof. 14 gr.
—— Variat. über den Jägerchor aus der Oper Euryanthe. 8 gr.
Mantey v. Dittmer, Fantaisie en forme de Var., p. le Pianof., sur un thème favori de Himmel „An Alexis." Oeuv. 6. 16 gr.
—— Ouverture zu dem Schauspiel „Ludwig der Bayer" für Pianof. zu 4 Händen einger. vom Componisten. 20 gr.
—— Festmarsch und Fackeltanz f. Pianof. 10 gr.
—— Adagio ed Allegro agitato concert. per il Pianof. con Viol. o Flauto. 1 Rthlr.
Pax, C. E., 6 Walses à 4 m. p. le Pianof. 12 gr.
Weber, C. M. v., Pot-pourri für Pianof. nach Lieblingsmelodien aus der Oper: Euryanthe. 18 gr.
Winter, P. v., Ouverture aus der Oper: Romeo und Julie, für Pianof. eingerichtet. 10 gr.
Dieselbe zu 4 Händen. 20 gr.

Für Saiten- und Blasinstrumente.

Braun, G., Divertimento pour l'Hautbois avec Accomp. de l'Orchestre Oeuv. 5. 20 gr.
Gabrielsky, W., 14 Divertissements Fac. et progres: pour 2 Flûtes C. 1 et 2 à 12 gr.
—— Fantaisie p. la Fl. 8 gr.
—— — Suisse p. la Fl. 6 gr.
Kelz, J. F., Variat. für Violine über das Thema aus Preciosa „Einsam bin ich" mit Quartett-Begleit. ad libit. 12 gr.
—— Variat. für die Flöte über die Cavatine aus Euryanthe „Glöcklein im Thale" 4 gr.
Neithardt, A., Quintett für Flöte, 2 Violon, Viola und Bass. 1 Rthlr. 6 gr.
Vern, A., 6 grands Duos concert. p. 2 Flûtes.
Liv. 1. 1 Rthlr. Liv. 2. 1 Rthlr. 18 gr.
Wagner, 12 Tänze für 2 Viol., Clar., Flöte, 2 Hörner und Bass. 1 Rthlr.

Für Gesang.

Gaede, Th., Polihymnia, ein Cyclus von Liedern mit Begleit. d. Pianof. 14 gr.
Lobedanz, G. L. F., Herrn Trillermüllers Debüt mit Anmerkungen des Kapellmeisters; eine musikalische Burleske für eine Tenor- und eine Bassstimme, mit Begleit. des Pianof. 14 gr.
Sammlung hebräischer Original-Melodien mit untergelegten Gesängen von Lord G. G. Byron und deren Uebersetzung vom Geheim. Kriegsrath Kretschmer. 3 Rthlr. 8 gr.

Die dritte sehr verbesserte Auflage von

W. A. Lindau, Dresden und die Umgegend. — Erster Theil: neues Gemälde von Dresden, in Hinsicht auf Geschichte, Oertlichkeit, Kultur, Kunst und Gewerbe, Mit einem Plane von der Stadt und deren Umgebungen

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen, 25 Bogen stark und eingebunden für 1 Thlr. 16 Gr. zu bekommen:

Dieses zuerst 1816 erschienene Buch ist in den beyden folgenden Auflagen und besonders in dieser dritten, in allen Theilen so sehr verbessert worden, daß das früher ausgesprochene günstige Urtheil, es gehöre zu den besten Topographieen deutscher Städte, von dieser neuen Bearbeitung um so mehr gelten dürfte. „Es soll den doppelten Zweck erfüllen, sagt der Verf. im Vorwort: zunächst den fremden Besucher mit den örtlichen Merkwürdigkeiten bekannt zu machen, aber auch sowohl für Einheimische, als Entfernte, ein so vollständiges topographisch-statistisches Gemälde der Stadt zu liefern, als bey den zu Gebote stehenden Mitteln nur irgend möglich war." Besonders muß aufmerksam darauf gemacht werden, daß die Beschreibungen der reichen artistischen und wissenschaftlichen Sammlungen Dresdens in dieser neuen Auflage theils ganz neu bearbeitet, theils sorgfältig berichtigt worden sind, und nun die einzig vorhandene Darstellung des neuesten Zustandes derselben liefern.

Der zweyte Band enthält das Rundgemälde der Umgegend von Dresden etc. mit einer neuen topographischen Reisekarte, wovon die zweyte verb. Aufl. im Jahr 1822 erschienen ist und eingebunden ebenfalls 1 Thlr. 16 Gr. kostet.

Dresden, im Juli 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist erschienen:

Knigge, Freiherr A. v., Ueber den Umgang mit Menschen. 4 Theile. (1r—3r Th. 10te Aufl. nebst Biographie des Verfassers. 1822. 4ter Th. von Wilmsen. 1824.) 8. Mit 1 Titelkupfer nach Ramberg. 2 Rthlr. 16 ggr.

Herr Prediger Wilmsen in Berlin hat das obige geschätzte Knigge'sche Meisterwerk, worin Jünglinge und Jungfrauen die untrüglichsten Rathschläge für ihr Benehmen in jeder Lage und in jedem Verhältnisse des Lebens, und überhaupt die vielseitigste Anleitung zur Erwerbung der so höchst unentbehrlichen Menschenkenntniß finden, nicht allein mit Sorgfalt überarbeitet und mit einem Anhange:

„Regeln des Umgangs mit Kindern, praktisch dar-
„gestellt für Erzieher und Kinderfreunde. 8.
„(apart 12 ggr.)"

schon früher vermehrt, sondern auch jezt noch durch einen neuen 4ten Theil bereichert, der auch besonders zu haben ist unter dem Titel:

Wilmsen, F. P., Weltton und Weltsitte. Ein Rathgeber für junge Männer bey ihrem Eintritte in die große Welt. 1824. 16 ggr.

Nachdem in der Einleitung durch einen anziehenden Dialog die Nothwendigkeit eines weltklugen Benehmens dargethan ist, wird in 4 Vorlesungen der Jüngling beym Eintritt in die Welt mit Bemerkungen, Regeln und Winken beschenkt, welche ihn vor Verletzung des Anstandes und der guten Sitte, vor Verlegenheiten und Kränkungen sichern, und zu einer freyen und unbefangenen Ansicht und Beurtheilung der großen Welt und ihrer Sitten, ihres Tons und ihrer Lebensweise leiten sollen. Höchst interessant ist es, dem verdienstvollen Verfasser in seiner Würdigung Alles dessen, was in der großen Welt als Sache von Wichtigkeit gefordert, hochgehalten, gefeyert wird, in der Prüfung ihrer conventionellen Ge-

bräuche, Meynungen und Vorurtheile, in der Darstellung einer wahren, feinen und vollendeten Bildung, in der Verhaltung des Ideals eines Weltmanns Schritt vor Schritt zu folgen. Es läßt sich mit Zuversicht erwarten, daß diese für die äußere Bildung zunächst bestimmte nützliche Schrift ein zahlreiches Publikum finden wird.

Bey H. Ph. Petri in Berlin erschien und ist in allen Buchhandlungen (Stuttgart bey Metzler und Sattler; Tübingen bey Laupp und Osiander) zu haben:

Neues Museum
des
Witzes, der Laune und der Satyre.
Herausgegeben
von
H. Ph. Petri.

Dritter Band. Mit Karrikaturkupfer. Preis des Bandes, aus 4 Heften bestehend, 2½ Rthlr.

Zur Empfehlung dieses Journals folgt hier in der Kürze die Inhaltsanzeige des dritten Bandes. — Das Alter der Damen. Von A. Roland. — Der Chorführer Str. Von C. Locusta. — Agnes vom Monte Pulciano. — Begebenheiten eines Augenblicks. — Geburtstagsangebinde. Von Jolosus Fatalis. — Der musikalische Sonderling. — Britteralaune. Von C. Karoli. — Sentenz. — Der große Christoph. Ein komisches Epos in 5 Gesängen v. Th. Reich. — Walter Scott, Posse in 2 Aufz. Von Dr. B. Wolf. — Nordische Aepfel. — Die neue Sappho (zum Karrikaturkupfer.) — Der Schwätzer auf dem Café national. — Die Kunst der Schwärmerey. — Immanuel Schwänkendieck's Aphorismen über Passionen. Von C. Locusta. — Der Streit um Horchwörter. Von Jol. Fatalis. — Polnische Volkslieder. Vom Prof. Dr. Männich zu Krakau. — Die drey Frauen. Schwank von Dr. B. Wolf. — Trinklied. Von H. Burdach. — Friedrich Landmann. — Anekdoten. — Epigramme. — Witzige Repliken. — Satyrische Aphorismen &c. von Bonafont, M. Cunow, Hone, Karl Müchler, K. Sprengel, Jul. v. Voß, Ferd. Wachter u. Andern.

Beyträge, mit Angabe der Bedingungen, unter welchen der Abdruck erfolgen kann, werden unter der Adresse des Herausgebers erbeten.

Alle sechs Wochen erscheint ein Heft von diesem Journale, und ist solches durch sämmtliche resp. Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Bouche, Carl Paul, die Quadratur des Zirkels. Nebst Nachträgen, auch für Nichtgeometer bestimmt. Mit 2 Tafeln in Steindruck. gr. 8. geh. ⅓ Rthlr.

Dessen Beleuchtung der bisher befolgten Systeme, den Inhalt des Kreises zu bestimmen. Ein Anhang zur Quadratur des Zirkels. Mit 1 Tafel in Steindruck. gr. 8. geheftet. ⅙ Rthlr.

Burdach, H., Lebensgemälde, der Wirklichkeit nachgebildet in Sagen und Erzählungen aus der alten und neuen Zeit. 8. ⅚ Rthlr.

Cunow, Martin, Federstiche. Erste Sendung. Neue Ausgabe. 8. Geheftet. ⅔ Rthlr.

Inhalt: Von den Vorzügen unedirter Werke. — Eröffnungsrede, gehalten vom zeitigen Präsidenten des Bachus-Klubbs, in der Kreisstadt Gimpelshagen. — Der Pferde Triumph; ein historisches Gemälde. — Doppel-Apologie, der Recensenten et vice versa. — Meine Rede über das Studium der Geschichte, gehalten auf einer Poststation vor einer Gesellschaft Dilettanten. — Die Dorf-Revue; ein strategischer Bericht. — Pater Schalks Rede über die Legende vom Mann ohne Kamm. — Des Schul-Kollegen Zachäus Storch Ferien-Reise, von ihm selbst dem Druck übergeben. — Autoris Memorabilia Doctoris Philosophiae Frei. — Die Seereise, oder Epistel des Doktor Frei an den Herausgeber. — Ansätze zu philosophischen Vorlesungen, genommen aus der klugen Jungfrau. — Dissertation eines Doktorhutes. —

Dessen Federstiche. Zweyte Sendung. 8. Geh. ⅔ Rthlr.

Inhalt: Quasi-Vorrede; oder: Warum schreibt ein Mensch? und, wenn er angefangen hat, warum hört er nicht auf, sondern schreibt fort? — Ueber eine sehr allgemeine Krankheit und deren Heilungsarten. — Eine Nacht unter Gewehr; oder: Mein Feldzug. — Gelegenheitsreden von Dr. Frei. — Bittschrift eines Reisenden an den Niederpeilsdorfer Amtmann. — Des Geheimen Rath v. Schlange Privatissima, gegeben dem Fürsten Krieglied XXXXIX, Selbstherrscher im Monde. — Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. — Beweis, daß einem Schulmann die Armuth zuträglich sey. — Kleine Schriften in kleinen Schriften. — Teleskopische Betrachtungen der Erde; eine Stunde, gegeben der Sonnenjugend auf dem Gymnasium zu Heliopolis, vom Professor Adlerflug. — Vorlesung über den Humor, auf Verlangen mir selber gehalten.

Hoffmann, Dr. L., das Pfarrhaus. Ein Gemälde des menschlichen Herzens. Mit einem von L. Wolf gezeichneten und von Meno Haas gestochenen Kupfer und einer Titelvignette. 8. 1⅓ Rthlr.

Kuhn, Dr. August, Mimosen. (Mimosa pudica L.) Erzählungen für gebildete Frauen. 8. Geh. 1⅓ Rthlr.

Inhalt: Blätter aus Edmunds Tagebuche. — Zwanzig Jahre. — Blondina. Eine Sicilianische Novelle. — Die Quelle der Liebenden. — Reise-Abenteuer. — Die edle Gattin. —

Dessen Mimosen. Zweytes Bändchen. 8. Geh. ⅚ Rthlr.

Auch unter dem Titel:

Der Räuber Müller und seine Familie. — Die Drehorgel. — Nureddin's Zögling. — Drey Erzählungen.

Locusta, Karl, die Doppeleiche. Ein Phantasiegemälde aus den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges. In Briefen an Christian S****. 2 Bde. 8. Geh. 2⅚ Rthlr.

Schaden, Adolph von, das Fischermädchen, oder Kreuz- und Querzüge zu Wasser und zu Lande einer M*****rin. Romantisches Gemälde. 8. ⅚ Rthlr.

Dessen feindliche Freunde und freundliche Feinde. Roman. Mit einem Vorwort von Jul. v. Voß. 8. 1⅙ Rthlr.

Voß, Julius von, neue Theaterpossen nach dem Leben. 8. 1 Rthlr.

Inhalt: 1) Der Strolower Fischzug. 2) Die Damenschuhe im Theater; Fortsetzung der Damenhüte.

Dessen Trauerspiele. 8. Geh. 2 Rthlr.

Inhalt: 1) Mustapha Bairaktar. 2) Die Gradressen.

Müchler, Karl, Almanach dramatischer Spiele für Gesellschaftstheater. (Führt auch den Titel: Bühnenspiele. 2te verm. Aufl.) Inhalt: 1) Das zerbrochene Bein. 2) Der Kranke im Hospital. 3) Der Selbstmord. 4) Der Langweilige. 5) Die Gelegenheitsgedichte. 6) Husarenliebe, oder die Heirath auf dem Husch. 7) Das gestohlne Haus. 12. Geheftet. ⅔ Rthlr.



In der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist erschienen:

Robinson, W. D., (Bürger der Vereinigten Staaten) Geschichte der Expedition des Generals Xaver Mina nach Mexiko im Jahre 1816. Nebst seiner Biographie und einer Schilderung der damaligen spanisch-amerikanischen Colonien im Innern und gegen das Mutterland. Aus dem Engl. übersezt. 8. 1824. 1 Rthlr. 4 ggr.

Xaver Mina ist ein zu berühmter Mann, als daß nicht Alles, was auf ihn Bezug hat, jeden Freund der Geschichte unserer Zeit zur Lectüre einladen sollte, besonders da hier so viele interessante Aufschlüsse über den Zustand der spanisch-amerikanischen Colonien und über die Entwickelung der dortigen grosen Begebenheiten dargeboten werden.

Für Aerzte, Pharmaceuten und Droguisten.

Bey uns erschien so eben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Brandes, Dr. R., Bericht vom Felde der pharmaceutischen Literatur. 2r Jahresbericht v. 1823. Mit 13 lithographirten Tafeln. 8. 2 Rthlr., oder 3 fl. 36 kr.

Auch unter dem Titel:

Archiv des Apotheker-Vereins im nördlichen Teutschland. 9r Band.

Was wir von dem ersten Jahrgang dieses Berichts sagten, können wir im vollen Maße von dem hier angezeigten nur wiederholen. Es wird eine gründliche Nachweisung von allem, was die Pharmacie im weitesten Sinne betrifft, gegeben. Die lithographirten Tafeln enthalten die Krystallformen aller gebräuchlichen, und vorzüglich die in neuerer Zeit in den Arzney-Schatz aufgenommenen Salze, was um so interessanter seyn dürfte, als wir wirklich noch kein Werk besitzen, was diesen Gegenstand so gründlich und umfassend darstellt, als dieser Bericht.

Th. C. Fr. Varnhagen'sche Buchhandlung.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist erschienen:

Tellkampf, Dr. A., Darstellung der mathematischen Geographie mit besonderer Rücksicht auf geographische Ortsbestimmungen. Mit numerischen Anlagen u. zwey Kupfertafeln. 1824. 4. 1 Rthlr. 8 ggr.

Der talentvolle Verfasser gibt hier einen vortreflichen Leitfaden für Studierende, welche im Gebiete der Mathematik nicht mehr Neulinge sind, besonders für Mathematiker des Militärstandes. Er verweilt daher vorzüglich bey Gegenständen, die man sonst, weil man sich zu enge Schranken zieht, in solchen Vorträgen häufig bey Seite sezt; als z. B. geographische Ortsbestimmung, das Verfahren bey Gradmessungen und die Berechnungsweise der Dimensionen des Erdkörpers. So findet sich ein Verzeichniß der geographischen Länge und Breite von 240 Puncten der Erdoberfläche, eine Anweisung über Construction der Land- und See-Charten u. s. w. darin. Der Druck ist sauber und correct.

Bey Tob. Löffler in Mannheim sind so eben folgende interessante Romane erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Ritter Raimund's Fahrten, Abentheuer und Schicksale, oder der heil. Bund im Felsthale. Eine Rittergeschichte a. d. Zeiten König Artus und der Tafelrunde. 8. 1 fl. 30 kr.

Der Irländische Schwarzkünstler und die Giftmischerin. Ein Roman aus dem Engl. 2 Bände. 8. 3 fl. 36 kr.

So eben ist bey uns erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Wie darf man in den deutschen Bundesstaaten über politische Gegenstände schreiben? Eine Untersuchung von Joh. Christ. Freyherrn von Aretin, königl. baier. Appellations-Gerichts-Präsidenten. Altenburg 1824. gr. 8. broschirt in farb. Umschlag. Preis 16 Gr.

Der Name des als Staatsmann und Gelehrten rühmlich bekannten Herrn Verf. bürgt dem Publikum für die lichtvolle Behandlung des auf dem Titel ausgesprochenen Gegenstandes, weßhalb wir uns aller weitern Andeutung desselben enthalten.

Altenburg, den 15. Sept. 1824.

Literatur-Comptoir.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Pertz, Dr. G. H., Archiv der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften Deutscher Geschichten des Mittelalters. Vr Band. 1s—4s Heft.

Auch unter dem Titel:

Pertz, Dr. G. H., Italienische Reise vom November 1821 bis August 1823; besonders abgedruckt. 1824. gr. 8. Mit Steinzeichnungen. 1 Rthlr. 12 ggr.

Allen Literatoren, besonders Bibliothekaren, Alterthumsfreunden und Geschichtsforschern wird die längst erwartete Erscheinung dieser höchst interessanten und reichhaltigen Reisebeschreibung des talentvollen Historikers Dr. Pertz, sehr erfreulich seyn. Zugleich zeigen wir an, daß wir die Fortsetzung des obigen Archivs vom Vten Bande an übernommen haben, und daß das 5te und 6te Heft dazu bereits unter der Presse sind.

Hannover, im Sept. 1824.

Hahn'sche Hofbuchhandlung.

Nro. 34.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 4.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung zeigt, um Collision zu vermeiden, an, daß eine Uebersetzung von

Derniers momens de Napoleon pour Antommarchi,

bey ihr unter der Presse ist, und nächstens erscheinen wird.
Stuttgart, den 8. Oktober 1824.

Memoiren-Literatur.

So eben sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Memoiren des Herzogs von Choiseul;

ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet.
gr. 8. 15 ggr., oder 1 fl. 9 kr.

Es enthält dieser Theil der Denkwürdigkeiten des Herrn von Choiseul, welche wir dem Publikum übergeben:

1) Die Reise Ludwig XVI. am 20sten Juni 1791 nach Varennes.
2) Die Strandungsgeschichte einer Anzahl Emigrirten bey Calais, welche sich im englischen Dienste nach Ostindien eingeschifft hatten.

Wenn die erste Abtheilung viele noch unbekannte und historisch höchst wichtige Beyträge zur Geschichte der französischen Revolution liefert, so schaudert man andererseits bey Lesung der zweyten Abtheilung über die Politik neuerer Zeit.

Schrecklich ist, wie manche Machtmänner damaliger Zeit blutdürstig auf gerichtliche oder Pöbel-Verurtheilung der Gestrandeten drangen, und man muß sich überzeugen, daß eine Jacobinus-Regierung aus der Hefe des Volks jede Menschlichkeit ausziehen kann, um eine alte Rache zu befriedigen. Am abscheulichsten klingt es, daß die Verfolgung der Unglücklichen von eben dem Direktorium ausging, das die Menschenrechte zu beschützen geschworen hatte. Solche Bücher sind das schönste Präservativ wider Revolutions-Neigungen mißvergnügter Staatsbürger.

Th. G. Fr. Varnhagen'sche Buchhandlung.

Zeitschrift für Physiologie.

Untersuchungen
über
die Natur des Menschen, der Thiere und der Pflanzen
in Verbindung
mit mehreren Gelehrten,
herausgegeben von
Friedrich Tiedemann, Gottfried Reinhold Treviranus
und
Ludolph Christian Treviranus.
Mit 5 Kupfertafeln und 2 großen lithographirten Blättern.
1r Bd. 8 fl. 45 kr. rhein. 4 Thlr. 20 ggr. sächs.

ist nun erschienen und versandt. Er enthält: 1) Ueber die Zeugungstheile und die Fortpflanzung der Mollusken, von G. R. Treviranus. 2) Beobachtungen über Mißbildungen des Gehirns und seiner Nerven, von F. Tiedemann. 3) Seltene Anordnung der größern Pulsaderstämme des Herzens in einem Kinde, von F. Tiedemann. 4) Ueber einige im Gehirn der Menschen und Thiere vorkommende Fettarten, von L. Gmelin. 5) Versuche über den Uebergang von Materien in den Harn, von Wöhler.

In der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Briefe
über
Religion an Bettina
von
G. C. Pfeffel.

Ord. Pap. 45 kr., Schreibpap. 1 fl., Velinp. 1 fl. 30 kr.

Jedem Freunde der Literatur und Religion, besonders aber den zahlreichen Freunden und Zöglingen des verehrten Verfassers muß die endliche Herausgabe dieses Werkchens erwünscht seyn. Der Zweck des ehrwürdigen Greises ging dahin, einen dem kindlichen Gemüthe faßlichen und angemessenen Religionsunterricht für einen geliebten Zögling zu schreiben; wie schön derselbe dieses Ziel erreicht, wird jeder Leser mit Vergnügen erkennen. Seiner Bestimmung zufolge eignet sich das Werkchen also hauptsächlich zum Geschenke an junge Töchter, und wird gewiß jeder eine angenehme Gabe seyn. Dasselbe ist im gleichen Format wie die früher erschienenen Versuche gedruckt, und für die Besitzer derselben auch ein Titel als Supplementdruck beygelegt.

Folgende schöngeistige Schriften von H. Clauren, G. Schilling, van der Velde, C. Weisflog und Andern sind so eben bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

H. Clauren, Scherz und Ernst. 2te Sammlung, 7r und 8r Band: die Großmutter und der General-Bevollmächtigte. 8. Velinpap. 1 Thlr. 15 Gr.

— — Scherz und Ernst, 2te Sammlung, 9r und 10r Band: die Gräfin Cherubim. 2 Theile. 1 Thlr. 15 Gr. Die erste Sammlung von 10 Bänden kostet 9 Thlr. 21 Gr., und die 10 Bände der 2ten Sammlung 10 Thlr. 3 Gr., mithin alle 20 Bände 20 Thlr. Bis Weihnachten d. J. aber nur 15 Thlr., wofür solche durch alle Buchhandlungen zu bekommen sind.

F. W. Bruckbräu, Marie von Brabant. Historisch-romantisches Trauerspiel. Velinpap. 1 Thlr.

G. Schilling, die Vorzeichen. 2 Thle. Velinpapier 2 Thlr. 6 Gr.

— — die Reise nach dem Tode. 2te umgearb. Auflage. 1 Thlr.



G. Schilling, die Gefährten. 2 Thlr. 1 Thlr. 21 Gr.
Auch unter dem allgemeinen Titel:
Schriften von G. Schilling. 2te Sammlung. 26—30r Bd. 5 Thlr., im Pränum.-Preis 4 Thlr.
Die erste Sammlung von 50 Bänden kostet bis Ende d. J. statt 50 Thlr. nur 33 Thlr., und die 2te Sammlung von 30 Bänden statt 30 Thlr. nur 24 Thlr., wofür jede Buchhandlung Bestellung darauf annehmen kann.
C. F. v. d. Velde, das Liebhaber-Theater. 8. Velinpap. 1 Thlr. 6 Gr.
— — der böhmische Mägdekrieg. 2 Thlr. 1 Thlr. 18 Gr.
— — Christine und ihr Hof. 1 Thlr. 12 Gr.
Auch unter dem allgemeinen Titel:
Schriften von v. d. Velde. 15—18r Band.
C. Weisflog, Phantasiestücke und Historien. 1r und 2r Band. 8. Velinp. 2 Thlr. 18 Gr.
Deren 3r und 4r Band ebenfalls 2 Thlr. 18 Gr.

Dresden, im Juli 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

W. G. Beckers Taschenbuch
zum geselligen Vergnügen für 1825,
herausgegeben von Friedr. Kind
mit 14 Kupfern, Tänzen und Musik.
Leipzig, bey G. J. Göschen.

Ein witziger Schriftsteller hat mein ganzes Geschlecht Schmetterlinge genannt, vermuthlich weil es sich sehr vermehrt, sich von Blüthen und nicht von schweren Früchten nährt. Ein anderer Recensent nennt uns, nicht übel, Pfefferkuchen. Diese Vergleichung verpflichtet uns zu ergebenstem Danke; denn Pfefferkuchen werden zu Weihnachten und Neujahr sehr geliebt und gesucht. Ob mein Kuchen gut gerathen ist, das zu sagen verbietet mir der Anstand und das Sprichwort; das Urtheil muß den Kennern und Kritikern überlassen.

das Beckersche Taschenbuch
herausgegeben von
Friedrich Kind.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutscher Regenten-Almanach
auf das Jahr 1825.

Historisch-biographische Gallerie der jezt regierenden hohen Häupter. Herausgeg. von H. F. Rumpf. Erster Jahrgang. Mit 8 Portraits. In höchst elegantem Einband, Etuis u. Goldschnitt. 2 Rthlr. sächs., oder 3 fl. 36 kr. Pracht-Ausgabe auf holländ. Postpapier in weißem Atlas 3 Rthlr., oder 5 fl. 24 kr.

Der erste Jahrgang dieses Almanachs beginnt mit der Charakteristik und der Regenten-Geschichte derjenigen acht Herrscher, welche im deutschen Bunde die ersten Stellen einnehmen. Als eine gewiß sehr ansprechende Zugabe geht das Portrait jedes Regenten Seiner Geschichte voran. Zu diesen Kupferstichen — sämmtlich von anerkannten Meistern — gestatteten besonders günstige Umstände die Benutzung der neuesten und ähnlichsten Original-Gemälde. Ludwig Meyer lieferte das Portrait Friedrich Wilhelm III., Bolt die des Königs von England (Hannover) und des Königs von Würtemberg, Bollinger die des Königs von Sachsen, Bayern und des Kurfürsten von Hessen, Jügel Kaiser Franz I. und den Großherzog von Baden. Der so höchst interessante Text zählt 400 Seiten, denen die 50 Seiten starke vollständige Genealogie der souverainen europäischen Häuser folgt, welche zugleich von allen europäischen Staaten die nöthigsten statistischen Notizen liefert. Die nächsten Jahrgänge werden die übrigen erlauchten deutschen Bundesfürsten enthalten, denen später die Häupter der andern europäischen Staaten folgen. Druck und Papier, so wie das Aeußere dieses Almanachs, sind dem hohen Gegenstand, womit er sich beschäftigt, angemessen.

Schriften
über
die spanische Revolution.

Bey Friedr. Franckh in Stuttgart haben im Monat August die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz um beygesezte Preise zu haben:

Tagebuch
der
politischen und militärischen
Ereignisse in Spanien.
Vom Juli 1822 bis Juli 1823.
Vom Grafen Pecchio.
Nach dem Englischen.
gr. 12. broschirt 1 fl. 12 kr., oder 18 gr. sächs.

Für die neueste Tagsgeschichte ein höchst interessantes und treffliches Werkchen! Graf Pecchio gibt in diesem Tagebuche charakteristische Skizzen der merkwürdigsten Ereignisse und Erscheinungen. Aus der Masse dessen, was er beobachtet, beschrieben und mit geistreichen Zügen gezeichnet hat, heben wir einstweilen Folgendes heraus:

Der 7te Juli 1822. — Die Communeros. — Der Congreß von Verona. — Sind die Revolutionen ansteckend? — San Miguel. — Don Juan Romero Alpuente, Grenadier von 65 Jahren, Exdeputirter. — Spanische Beredtsamkeit. — Der Beichtstuhl. — Des Königs Reise. — Abisbal. — Malaga. — Neues Ministerium. — Franzosen in Madrid. — Riego. — Cadix im Juni 1823. u. s. w. u. s. w.

Denkwürdigkeiten
zur
Lebensgeschichte
des
Don Raffael Riego.
Von einem spanischen Offizier.
Aus dem Englischen.
Mit Riego's Bildniß.
gr. 8. broschirt. Preis 1 fl. 12 kr., oder 18 gr. sächsisch.

Das Bestreben des spanischen Volkes, sich eine den Zeitumständen und der Menschenwürde mehr anpassende Regierungsform zu erlangen, hat seit 3 Jahren die Au-

gen der Welt auf diese Nation gezogen; nicht weniger aber hat Riego, als Urheber dieser Revolution, deren Opfer er auch wurde, die allgemeine Theilnahme auf sich gelenkt, und es wird Jedermann von höchstem Interesse seyn, das Leben dieses merkwürdigen Mannes genauer kennen zu lernen. Diese Denkwürdigkeiten enthalten zugleich auch einen Theil der Geschichte der spanischen Revolution, da wo Riego selbst gehandelt hat, überhaupt sind solche ein nothwendiger Beytrag zu unserer neuern Geschichte. Eine willkommene Zugabe wird das ganz treffende Bild Riego's, das dem Werkchen beygegeben ist, für Jeden seyn.

Im Magazin für Kunst, Geographie und Musik, Berlin, Königstrasse No. 3, ist erschienen und in allen Kunsthandlungen Deutschlands zu haben:

Madonna del Duca von Raphael in Linienmanier von Franz Stöber in Wien gestochen, 12 Zoll hoch und 8 Zoll breit, vor d. Schrift 6 Rthlr., mit derselben 4 Rthlr.

Das Original Gemälde befindet sich im Pallast Pitti zu Florenz und ist diess der erste Kupferstich, welcher von demselben erschienen; die Ausführung desselben lässt hinsichtlich der Treue im Ausdruck, der zarten Behandlung des Fleisches, so wie der kräftigen Haltung des Hintergrundes und der Draperie nichts zu wünschen übrig.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott's Söhne in Mainz erschienen sind:

Almenräder, C., Potpourri für Fagott mit Begleit. von 2 Violinen, Alt und Bass, 2 Hautbois, 2 Horn und Fagott oder Pianof. allein. Op. 3. 3 fl.
Auswahl von Opern-Arien für eine Flöte. 4tes Heft aus Quinto Fabio von Nicolini, aus Alfred von Gallenberg und Moses von Rossini. 40 kr.
Pocelth, 6 Schlittage-Walzer (1te Sammlung) für Guitarre arrangirt. 36 kr.
Grosheim, 3 Fantaisien für Pianof. allein. 1 fl. 36 kr.
Kreuzer, Conr., 10 vierstimmige Gesänge von Uhland. Op. 24. 3e Heft. 3 fl.
Kuffner, J., 3 Duette f. 2 Violinen. Op. 143. 2 fl. 48 kr.
—— 2 Duette f. 2 Flöten. Op. 148. 2 fl.
—— 6te Sinfonie f. Orchester. Op. 150. 5 fl.
Lieus, prakt. Anleitung zum Gesang-Unterrichte für Schulen. 3tes Heft. 40 kr.
Molique, B., concertante Duetten für Flöte u. Violine. 48 kr.
Mozart, Auswahl von Arien aus Titus f. Pianof. ohne Gesang arrangirt. 1 fl. 48 kr.
Reissinger, M., Variat. für Guit. 24 kr.
Rink, Hymne. Danket dem Herrn, f. Sopran, Alt, Tenor und Bass. Op. 75. 1 fl. 36 kr.
—— Charfreytags-Cantate f. Sopran, Alt, Tenor und Bass mit obligater Orgel oder Clarinet-Begleitung. Op. 76. 2 fl.
Rossini's Barbier von Sevilla, f. Pianof. ohne Gesang mit Begleit. von Violine oder Flöte. 7 fl. 12 kr.
—— Ouvert. der Oper Eduard und Christine, f. Flöte, 2 Violinen, Alt u. Violell, arrg. v. Anthes. 1 fl. 24 kr.
Rossini's 2tes Potpourri aus der diebischen Elster, f. Guitarre, Flöte oder Violine und Alt, von J. Kuffner. Op. 151. 1 fl. 36 kr.
Schmitt, Aloie, Sammlung von Rondos, Sonaten, Variationen etc. f. Pianof. Op. 52. No. 4. 36 kr.
Dasselbe No. 5 und 6. jedes 48 kr.
—— Rondo concertant für Pianof. und Violcllo. Op. 49. 1 fl. 12 kr.
—— —— für Pianof. u. Violine od. Flöte. Op. 50. 1 fl. 24 kr.
Schmitt, Jacob, Sonate f. Pianof. Op. 25. 48 kr.
v. Winter, Peter, königl. baier. Kapellmeister, vollständige Singschule in vier Abtheilungen mit deutschen, ital. und franz. Vorbemerkungen und Erläuterungen. 16 fl. 12 kr.
Zulehner, C., Epiphonie, oder die heiligen drey Könige, von Goethe, komisches Terzett für Tenor u. 2 Bässe mit Pianof. Op. 14. 1 fl. 12 kr.
Sutor, W., königl. hannöv. Kapellmeister, Portrait. 36 kr.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Vollbeding, M. Joh. Chr. Ueber Mir und Mich, Vor und Für, oder praktischer Rathgeber in der deutschen Sprache. Für die allgemeinen Bedürfnisse unserer Zeit. 3te verbesserte und vermehrte Aufl., nebst einem grammatisch kritischen Wörterbuche. 2te Aufl. 1824. (Das Wörterbuch apart 16 ggr.) 20 ggr.

Dieses Werk hat vorzüglich wegen der darin glücklich durchgeführten Idee, die Gründe, auf welchen der herrschende Sprachgebrauch beruhe, bey den Begriffsbestimmungen und Worterklärungen zu berücksichtigen, wie auch den eigenthümlichen Geist der Sprache dabey zu erfassen, eine so gute Aufnahme gefunden, daß der Herausgeber sich bald aufgefordert sah, diese neue Auflage zu besorgen, welche sich durch Ausfüllung der noch vorgefundenen Lücken und durch möglichste Vollständigkeit auszeichnet; so daß also dieß Werk als ein zuverlässiger Rathgeber in der Deutschen Sprache mit Recht kann empfohlen werden.

In der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel sind erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Münch, Prof., Heerzüge des christlichen Europa's gegen die Osmanen und Versuche der Griechen zur Freyheit. Vom ersten Erscheinen der Osmanenmacht bis 1821. 3 Thle. gr. 8. brosch. 5 fl., oder 3 Rthlr. 3 ggr.
Henne, J. A., schweizerische Lieder und Sagen. gr. 8. brosch. 2 fl., oder 1 Rthlr. 6 ggr.
Handbuch zum Militärunterricht für Schweizeroffiziere aller Waffen, als Versuch eines Vertheidigungssystems der schweizerischen Eidgenossenschaft, mit Karten und Planen. gr. 8. brosch. 4 fl., oder 2 Rthlr. 12 ggr.
Walter, F. A., Vorstudien zur Weltgeschichte. gr. 8. 4 fl., oder 2 Rthlr. 12 ggr.
Wissenschaftliche Zeitschrift, herausgegeben von Lehrern der Baseler Hochschule. 2 Hefte. Der Jahrgang 4 fl., oder 2 Rthlr. 12 ggr.



Montoux, J. F., Grammaire élémentaire, allemande française à l'usage des écoles, rédigée d'après Adelung, Heyse et Heinsius. 8. 1 fl. 20 kr. od. 20 gr.

Heinrich Zschokke's ausgewählte sämmtliche Schriften.

Wohlfeile Ausgabe in Taschenformat,
wie Schillers, Klopstocks und Wielands Werke.
In vier und zwanzig Bänden.
Aarau 1825.
Im Verlag bey Heinr. Rem. Sauerländer.

Den Freunden deutscher Literatur wird eine zum Erstenmal veranstaltete Sammlung der seit dreyßig Jahren zerstreut erschienenen Schriften und einzelnen Werke von H. Zschokke wohl keine unwillkommene Erscheinung seyn. Derselbe wird eine sorgfältige Ausgabe des Bessern treffen, und die lezte Feile anwenden, da wo es nöthig befunden wird. Eine Skizze seiner Lebensgeschichte will er nun selbst entwerfen, und im ersten Bande mittheilen, da seit Kurzem zwey verschiedene, nicht ganz zuverlässige Umrisse davon erschienen sind.

Die ganze Sammlung soll in zwey Hauptabtheilungen, jede von 12 Bänden, im beliebten Taschenformat, erscheinen, um sich an die seither veranstalteten ähnlichen Ausgaben von Schillers, Klopstocks und Wielands Schriften anzureihen.

Die erste Abtheilung wird die verschiedenen historischen, philosophischen und politischen Schriften, so wie jene zur Belehrung und Bildung des Volkes u. s. w. enthalten, jedoch nur mit strenger Auswahl dessen, was für Gegenwart und Zukunft von einigem bleibenden Werth ist; die baierische Geschichte und die von Graubünden, ohnehin erst in neuen Auflagen erschienen, sollen späterhin als Supplementbände nachgeliefert werden.

Die zweyte Abtheilung wird eine ausgewählte Sammlung der interessantern belletristischen Schriften umfassen, und die seither zerstreut erschienenen gelungenen Erzählungen und Gedichte ebenfalls in 12 Bänden enthalten.

Eine Hauptsache bey solchen Taschenausgaben ist aber die Wohlfeilheit der Preise, und diese kann nur durch eine beträchtliche Anzahl von mehrern Tausend Subscribenten bewirkt werden.

Daher wird von Seiten des Verlegers hiemit ein Subscriptions-Termin für drey Monate, vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1824, für sehr entfernte Gegenden bis Ostern 1825, eröffnet, in der zuversichtlichen Erwartung, daß das literarische Publikum auch dieses Unternehmen begünstigen werde, da sonst zu so wohlfeilen Preisen die Ausführung desselben unmöglich würde.

Jeder Band nämlich soll 24 bis 25 Bogen stark, und im äußerst wohlfeilen Preise von 30 kr. oder 7 gr. erlassen werden.

Die ganze Sammlung von 24 Bänden auf sauberm halbweißem Papier kommt demnach nur auf 12 fl. oder 7 Thlr. zu stehen. Da aber eine Ausgabe auf schönem weißen Schweizer-Druckpapier von manchen Freunden gewünscht werden wird, so kann man auch auf eine solche gute Ausgabe subscribiren, welche zu 16 fl. oder 9 Thlr. 8 gr. erlassen, wohl empfehlenswerth werden soll.

Nach Verfluß des Subscriptions-Termins werden die Preise erhöht, und wird keine Subscription weiter angenommen. Es ist billig, daß auch nur den Subscribenten solche Wohlfeilheit gewähret werde.

Die ersten zwey bis drey Bände sollen in nächster Oster- oder Jubilatemesse 1825 erscheinen, und die sämmtlichen 24 Bände bis Ende 1825 vollendet seyn, indem sechs bis acht Pressen ununterbrochen darin arbeiten und das Ganze prompt beendigen werden.

Damit aber auch die Anschaffung dieser schönen Sammlung möglichst erleichtert werde, so wird keine Pränumeration oder Vorausbezahlung verlangt, sondern man bittet nur die Subscription an eine zunächst gelegene Buchhandlung oder an den Verleger beförderlichst einzusenden, um den anberaumten Termin nicht zu versäumen.

Die Zahlung geschieht dann zur Hälfte mit 6 fl., oder 3 Thlr. 12 gr. für die Ausgabe auf halbweißem, und mit 8 fl. oder 4 Thlr. 16 gr. auf ganz weißem Papier zur Oster- oder Jubilatemesse 1825, und die andere Hälfte zur Herbst- oder Michaelismesse 1825, an diejenige Buchhandlung, bey welcher man subscribirt hat.

Es werden sämmtliche Buchhandlungen in Deutschland und in der Schweiz Subscription zu diesen festgesezten Preisen annehmen, und der Verleger wird für reinen saubern Druck und für gutes, schönes Papier besorgt, und sich die würdige Ausstattung der ganzen Sammlung besonders angelegen seyn lassen; das wohlgetroffene Bildniß des Hrn. Verfassers, durch einen geschickten Künstler verfertigt, wird jeder Ausgabe beygefügt.

Die Ausführung dieses Unternehmens, zu solchen billigen und wohlfeilen Preisen, wird jedoch einzig von der Theilnahme der verehrten Literaturfreunde abhängen, denen es hiermit freundlichst empfohlen ist.

Ein Geschichtschreiber, der seit dreyßig Jahren seine ausgezeichnete Laufbahn verfolgte, und in jeder Epoche seinen Zeitgenossen mit Unbefangenheit und Wahrheitssinn die erfolgten Ereignisse darstellte; auch was sonst in Stunden der Muße Heiteres und Lehrreiches aus Geist und Genie sich ihm entfaltete, dessen sämmtliche Schriften werden immer auch von seinen Zeitgenossen mit Liebe aufbewahrt, mit Achtung anerkannt und freundlichst aufgenommen werden.

Aarau, den 1. Oktober 1824.

H. R. Sauerländer.

Für Aerzte und Apotheker.

Bey Leopold Voß in Leipzig erschien so eben:

Vorschriften zur Bereitung und Anwendung einiger neuen Arzneymittel, als: der Brechnuß, der Morphinsalze, der Blausäure, des Strychnins, des Veratrins, der China-Alkalien, des Emetins, des Jodins, des Jodinquecksilbers, des Blaustoff-Kaliums, des Krotonöls u. a. m. von F. Magendie. Aus dem Franz.

Vierte,
nach der vierten des Originals und den englischen Bearbeitungen von Haden und Dunglison verbesserte und vermehrte Auflage. Besorgt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von Prof. Dr. G. Kunze. 8. Preis 12 gr.

Nro. 35.
Intelligenz = Blatt.
1 8 2 4.

Coopers neuester Roman:
Der Lootse
oder
Abenteuer an Englands Küste.
Ein Seegemälde. Uebersetzt von *r. 3 Theile. 8. 3 Rthlr. und auf Velinp. 3 Rthlr. 6 gr.

ist so eben fertig u. an alle Buchhandlungen versendet worden.

Wir haben romantische Gemälde, Gemälde aus den Kreuzzügen, Familien- und noch andere Gemälde haben wir, aber ein Seegemälde fehlte uns noch, und dieß erhalten wir hier aus der Hand des Schriftstellers, der uns in den Ansiedlern eine neue Welt schilderte; der uns in diesem auf das Meer an Brittaniens Küste versetzt, wo die wunderbarsten Abenteuer zu Wasser und zu Lande, die originellsten Charaktere in der gespanntesten Erwartung erhalten. Stürme toben, Schiffe scheitern, Seeschlachten werden geliefert, und die Liebe ist der Faden, welcher durch alle diese Abenteuer leitet. Daß die Uebersetzung trefflich sey, darf dem nicht gesagt werden, der die Ansiedler las.

In 3—4 Wochen erscheint von demselben Verfasser und demselben Uebersetzer: „der Spion," nach dem Englischen Original, nicht nach der verstümmelten französischen Uebersetzung. Preis auf sehr schönem Schreibpapier 3 Rthlr.

Leipzig, den 20. Sept. 1824.

C. Wienbrack.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lebensbilder
Von Ch. Kuffner.
Enthält:

1. Mariechens schwarze Stunde. 2. Der Liebesdienst. 3. Der Traum des verirrten Kindes. 4. Die dreyzehnte Person. 5. Die Erdbeeren, oder das wandelnde Geschenk. 6. Die Strafe des Rächers. — 8. Wien, 1824. In Umschlag broschirt 20 gr., od. 1 fl. 30 kr.

Da es hier nicht darum zu thun ist, die Versuche eines Neulings der Lesewelt zu empfehlen, sondern um das Werk eines vielseitig bekannten Schriftstellers anzuzeigen, begnügt sich die Verlagshandlung mit der Bemerkung, daß diese Lebensbilder, welche das Leben lebendig darstellen in seinen mannichfaltigen Gestalten, einen größern Kreis von Leserinnen und Lesern wohl schon deßhalb finden mögen, weil ihnen hier ein Reichthum von ergreifenden und anziehenden Scenen, Charakteren, Begebenheiten und Verhältnissen des Lebens mit hellem sowohl, als mit dunkelm Colorit, in Licht- und Nachtstücken, begegnen, folglich Genuß für Geist, Rührung und Laune gewähren wird.

Im Verlage der Neuen Günterschen Buchhandlung zu Glogau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ariosto's Liebeskapitel, metrisch übersezt von S. G. Laube. 8. geheftet. 8 gr.

Der Bibelfreund an Kinder-Seelen. Geschenk für Confirmanden. 8. geh. 4 gr.

Menzel, Ch. F., Auswahl aus meinen Predigten. Erste Lieferung. gr. 8. 16 gr.

Schatzkästlein für den Bürger und Landmann, oder auserlesene Sammlung vorzüglicher und erprobter Rathschläge, Mittel und Recepte. 3s Heft. 8. geh. 8 gr.

Wiecke, C. W., die wichtigsten Begebenheiten der allgemeinen Weltgeschichte, in einem gedrängten Ueberblicke für die unterste Classe eines Gymnasiums.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Die Rächer, oder: die Zerstörung der Sachsenburg. Historisch-romantisches Gemälde der Vorzeit von E. F. Fröhlich, Verfasser des Eduardo da Rasto u. a. m. 1824. 1 Rthlr. 4 ggr.

Rolando Rolandini der furchtbare Land- und Seeräuber-Fürst. Eine romantisch-abenteuerliche Geschichte, dargestellt von E. F. Fröhlich. 2 Bde. 1825. 1 Rthlr. 18 ggr.

Erschienen ist und versandt:

Neue Jahrbücher für Religions-, Kirchen und Schulwesen. Herausgegeben von J. Schuderoff, D., etc. etc. Sechster Band (der ganzen Folge 46r Band). 1s Heft. gr. 8. Preis eines Bandes von 3 Heften 1 Thlr. 12 gr.

Leipzig, am 22. Sept. 1824.

Joh. Ambr. Barth.

Von der Ettingerschen Buchhandlung in Gotha ist so eben versandt worden:

Briefe über die Toilette der Damen, von Mad. Elise Voïart. Aus dem Franz. übersezt und den Gebildeten des schönen Geschlechts gewidmet von Friedr. Krug. Taschenform. eleg. cart. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Anpreisung der hier angezeigten Schrift würde ganz überflüssig seyn, da das Original derselben, als Arbeit einer Dame, in mehreren gelesenen Blättern, namentlich aber im Literaturblatt zum Morgenblatt Nro. 13. 1823. durch Hrn. Dr. Börne, und im Frankfurter Journal des Dames et des Modes No. 5, 1824. durch Hrn. Lemater, so schmeichelhafte Anerkennung gefunden hat,



daß wir nichts hinzuzufügen haben, als daß Hr. K., indem er dieses Werkchen durch eine gelungene Uebersetzung in Deutschland gemeinnütziger zu machen sucht, sich den Dank des gebildeten weiblichen Publikums dafür erwerben wird: da dasselbe nicht, wie man vielleicht vermuthen dürfte, ein fades Verzeichniß von Recepten, sondern eine angenehme eingekleidete Geschichte der Toilette in 14 Briefen einer Dame an ihre Freundin, mit Belehrungen und Warnungen vor gefährlichen Schönheitsmitteln enthält, und sich daher, so wie durch sein elegantes Aeußere, als ein sehr schickliches Geschenk für den Putztisch der Damen empfiehlt.

Von L. Halirsch, dem Verfasser des im vorigen Jahre bey mir erschienenen dramatischen Gedichts Petrarka, ist so eben erschienen:

Die Demetrier,

Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Preis 14 gr.)

Der allgemeine Beyfall, mit dem das Publikum den Petrarka empfing, wird gewiß auch diesem neuen Gedichte zu Theil werden.

Leipzig im Juli 1824.

A. Wienbrack.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Joh. Jac. Mniochs auserles. Schriften. 3 Thle. Halle, bey Eduard Anton. 8. 4 Rthlr. 16 gr.

Diese Schriften des verstorbenen Verfassers, der sich durch seinen Geist und seine Belesenheit in verschiedenen Fächern der Literatur, wie durch seine merkwürdigen Schicksale auszeichnete, haben so viel Eigenthümliches sowohl in ihrer Art, als auch in ihrer Form, daß sie unter den Denkmälern deutscher Sprache und Rede eine vorzügliche Stelle behaupten werden. Der Leser findet hier prosaische Aufsätze, bald ästhetischen, bald philosophischen, bald eigentlich religiösen Inhalts, und Gedichte, die sich bald in den höhern lyrischen Kreisen mit lebendigem Schwunge bewegen, bald mehr Gelegenheitsgedichte, Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, aus dem Gebiete der Freundschaft behandeln. Den Epigrammen fehlt es nicht an scharfem Salze, die Gebete zeichnen sich durch Gedankenfülle und durch körnige, kräftige Darstellung aus. Die zerstreuten Blätter von Marie Mnioch, der Gattin des Dichters, sind eine erfreuliche Zugabe, und machen mit einer schönen, reich begabten, tief empfindenden Seele bekannt.

Bey Tendler und von Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Mancherley aus dem Gebiete der Geschichte und Dichtung von Joseph Wend,

k. k. Hauptmann.

8. Mit 1 Titelkupfer elegant broschirt 1 Rthlr. 4 gr.

Diese Sammlung empfiehlt sich allen größern und kleinern Lesezirkeln durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts, den der Verfasser folgendermaßen abgetheilt hat:

Balladen, Sagen und Lieder . .	Seite	1—52.
Erzählungen	—	53—116.
Dichtungen	—	117—172.
Die Heilung, Lustsp. in vier Aufz.	—	173—274.

Der größte Theil der Aufsätze ist nach wirklichen Begebenheiten bearbeitet, was die Lectüre um so anziehender macht. Die Verlagshandlung hat ihrerseits für schönes Papier und gefälligen Druck gesorgt.

Die Freunde, Verehrer, Uebersetzer und Kritiker Walter Scott's machen wir auf folgende interessante Schrift aufmerksam:

Der Verirrte, Walter Scott's nächster und neuster Roman. 8. geh. 1 Thlr. 8 gr.

welche bey uns und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist.

Neue Günthersche Buchhandlung in Glogau.

Jugendschriften,

welche in allen Buch- und Kunsthandlungen, in Stuttgart bey Metzler zu haben sind:

Begebenheiten eines kleinen Vogelfängers, oder die belohnte Dankbarkeit. Ein Lesebuch für Jung und Alt. Mit illum. Kpfrn. geb. 1 Thlr., oder 1 fl. 48 kr.

Blumenknospen, in einer Reihe angenehmer und lehrreicher Erzählungen für folgsame Kinder. Mit illum. Kpfrn. geb. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 fl. 24 kr.

K. F. Daras, **die Kinder in der Zauberwelt.** Ein Mährchenbuch. Mit illum. Bildern. geb. 1 Thlr., oder 1 fl. 48 kr.

K. F. Daras, **der lehrreiche Erzähler für die Jugend.** Mit illum. Kpfrn. geb. 1 Thlr., oder 1 fl. 48 kr.

Ellmenreichs Landhaus, oder das Leben in der Schweiz. Mit illum. Kpfrn. geb. 1 Thlr. 4 Gr., oder 2 fl. 6 kr.

Karl Grumbach, **der Jugendspiegel;** ein Lehr- und Sittenbuch für die deutsche Jugend. Mit illum. Kpfrn. geb. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 fl. 24 kr.

Karl Grumbach, **Gymnasion,** oder das Buch der Lehre und der Unterhaltung, für Lehrer und Lernende. broch. 16 Gr., oder 1 fl. 12 kr.

M. J. H. G. Hesse, **Bilder-Quodlibet** in alphabetischer Ordnung. Ein kleines element. Lesebuch f. gute Kinder. Mit illum. Kpfrn. geb. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 fl. 36 kr.

M. J. H. G. Hesse, **Abendunterhaltungen der Wildhelmischen Familie,** oder kleines, lehr-

reiches und unterhaltendes Lesebuch für Anfänger. Mit illum. Kpfrn. geb. 2 Thlr., oder 3 fl. 36 kr.

Geschenk für Kinder,
oder neuestes ABC-Buch; deutsch, französisch und russ. Mit illum. Kpfrn. geb. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl.

Hermanns und Dorotheens
ABC Lese- und Bilderbuch.
Mit illum. Kpfrn. geb. 8 Gr., oder 36 kr.

Dr. J. C. Jdling,
Glockentöne aus dem Jugendleben.
Mit 1 Bilde. broch. 12 Gr., oder 54 kr.

Die fleißigen Künstler und Handwerker.
Ein leichtes deutsch und franz. ABC- und Lesebuch für Kinder, zur Einsammlung nützlicher Begriffe. Mit illum. Kpfrn. geb. 1 Thlr. 6 Gr., oder 2 fl. 15 kr.

H. A. Kerndörfer,
Laura's Stammbuchsblätter,
oder Denkmäler der Liebe, Freundschaft und Dankbarkeit in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens. Nebst dazu passenden Unterschriften. geb. 1 Thlr., oder 1 fl. 48 kr.

Erstes Lese- und Bilderbuch
für folgsame Kinder. Mit illum. Kpfrn. geb. 12 Gr., oder 54 kr.

Chr. Niemeyer,
Erweckungen zum Lernen und Nachdenken,
oder Bilderwelt. Mit illum. Kpfrn. geb. 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 fl.

Die Reise nach Leipzig zur Messe.
Ein belehrendes und belustigendes Bilder- und Lesebuch für Kinder. Mit illum. Kpfrn. geb. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 fl. 36 kr.

A. Textor,
Kinderspiele für alle Jahreszeiten;
Mit illum. Kpfrn. geb. 1 Thlr. 16 Gr., oder 3 fl.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen u. in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Was macht uns glücklich?
dem Glücklichen zur Warnung, um glücklich zu bleiben; dem Unglücklichen zur Lehre, um glücklich zu werden; zur Erkenntniß, zur Beruhigung, zum Troste für Alle.
In Briefen an einen Freund
von
Ebersberg.
8. in Umschlag broschirt 1825. 5 gr., oder 22 kr. rhein.

Diese Schrift, von welcher vor Kurzem in einem beliebten Journale ein Auszug geliefert wurde, beantwortet in einer jedr verständlichen und angenehmen Schreibart mit Umsicht und Sachkenntniß die interessante, uns allen höchst wichtige Frage, worin das menschliche Glück wohl bestehe und wie es allein zu erreichen sey. Wenn schon der gedrängte Auszug hievon mit so warmem Antheil gelesen ward, um wieviel größern sollte nicht die vollständige und gründliche Auseinandersetzung dieses allgemein wichtigen Gegenstandes gewinnen? Sie eignet sich für alle Classen der Leser, für jeden Stand, für jedes Geschlecht und Alter; und man ist fest überzeugt, daß Niemand dieses Werkchen ohne eine Beruhigung und heilsamen Trost, ohne Veredlung des Herzens und Erhebung der Seele aus der Hand legen wird. Es ist nett ausgestattet, Papier und Druck schön, der Preis des Ganzen schon darum sehr billig, weil die Verleger auf eine zahlreiche Theilnahme rechnen zu können alle Ursache haben.

Bey Ch. G. Kayser in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die dritte vermehrte und verbesserte Auflage
vom
Vater Unser.
Ein Erbauungsbuch für jeden Christen.
Mit einem herrlichen Christuskopf von Schwertgeburth gestochen und einer Vignette (Maria mit dem Kinde) von Prof. Gubitz geschnitten. In drey verschiedenen Ausgaben:

Ausgabe No. 1. in gr. 8. Schweizer Velinpapier 1 Thlr. 16 gr.
Ausgabe No. 2. in gr. 8. weiß Druckpap. 1 Thlr.
Ausgabe No. 3. in 8. weiß Druckpap. 16 gr.

Möge diese dritte Auflage des Gebetes Jesu in seinen verschiedenen Bearbeitungen (140) zur Beförderung christlicher Erbauung und zur Belebung eines frommen und tugendhaften Sinnes so viel beytragen als ihre Vorgängerinnen!

Lang, E., Raritätenbüreau für gute Knaben und Mädchen, worin sie den reichhaltigsten Stoff zu angenehmen Zeitverkürzungen und Belehrungen finden. 16 Bändchen, mit 96 illum. Kupfern. Gebund. und in Futteral. Chemnitz, Starke 3 Rthlr.

Welch freundliches, willkommenes Weihnachtsgeschenk der Jugend dieses Raritätenbüreau mit seinen 16 kleinen niedlichen Büchlein sey; wie sehr es ihr gereiche zur heitern Ergötzung, zum angenehmen Zeitvertreibe und zur anziehenden Belehrung, kann Recensent aus eigener Erfahrung, die er damit an seinen Kindern gemacht, bezeugen, und es allen den Eltern empfehlen, die ihren Lieblingen durch mehr als durch bloßes Spielwerk das schöne Fest zu einem Freudenfeste machen wollen. Um auch unbemittelten Eltern den Ankauf desselben zu erleichtern, hat der Verleger den Preis bis Ende December 1824 auf 2 Rthlr. 8 gr. herabgesetzt, wofür es in allen Buchhandlungen zu bekommen ist.

Im Verlage von Leopold Voß in Leipzig ist so eben erschienen:

Dr. G. P. Ollivier, über das Rückenmark und seine Krankheiten. Eine von der königl. medizin. Gesellschaft zu Marseille am 23sten Okt. 1823 gekrönte Preisschrift. Mit Zusätzen vermehrt von Dr. Justus Radius. gr. 8. Mit 2 Steintaf. in 4. Preis 1 Rthlr. 20 Gr.



Neue Musikalien
des Verlags von H. A. Probst in Leipzig.

Kreutzer, Conr., Lieder und Romanzen von Uhland, mit Begleit. des Pianof. Op. 60. 10te Folge der Frühlings- und Wanderlieder. 20 gr.
Lindpaintner, P., Concerto p. la Flûte avec Accomp. de Gr. Orchestre. Op. 46. 3 Rthlr.
Onslow, George, Quintetto p. deux Violons, Alto, Violoncelle et Basse. Op. 24. 1 Rthlr. 12 gr.
Berbiguier, T., Trois gr. Trios p. trois Flûtes. Op. 30. No 1. 16 gr.
Drouet, L., Fantaisie facile sur l'air du Barbier de Seville de Rossini: Ecco ridente p. Flûte et Pianof. 10 gr.
Bochsa, N. C., „Se a Caso Madama." Duo favori des Noces de Figaro arr. en Rondeau p. Harpe ou Pianoforte avec Flûte ou Violon. 12 gr.
Hummel, J. N., Deux Thêmes avec Variations p. le Pianoforte. Op. 2. (Nouvelle Edition.) 12 gr.
Kalkbrenner, F., Fantaisie sur l'Air: Rule Britannia p. le Pianoforte. Op. 53. 12 gr.
—— —— Variations brillantes avec Introduction et Finale sur des Thêmes de l'Opéra: der Freyschütz; p. le Pianoforte. Op. 71. 16 gr.
Mayer, Charles, Deux Nocturnes p. le Pianof. 8 gr.
Beethoven, L. v., Grand Trio. Op. 1. No. 2 et 3. arrangé p. le Pianof. à 4 mains par Fr. Schneider. 1 Rthlr. 12 gr.
Czerny, Charles, Nocturne brillant p. le Pianoforte à 4 mains sur l'air national de l'Allemagne: „Das waren mir selige Tage" Op. 71. 1 Rthlr. 16 gr.

Taschenbücher für 1825.

Bey Joseph Riedl in Wien ist erschienen und bey A. G. Liebeskind in Leipzig, so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Aurora. Taschenbuch für 1825. Herausgeg. von Franz Gräffer. 16. Mit Kupfern. 1 Rthlr. 16 gr.
Der Freund des schönen Geschlechts. Taschenbuch für 1825. Herausgeg. von Dr. Fr. Müller. 16. Mit illum. und schwarzen Kupfern. 1 Rthlr. 8 gr.
Das Veilchen. Taschenbuch für 1825. Mit illuminirten u. schwarzen Kupf. 16. 1 Rthlr. 8 gr.

Diese Taschenbücher zeichnen sich sämmtlich sowohl durch ihren Inhalt (die Beyträge sind von den beliebtesten Schriftstellern), als auch durch ihre reiche äußere Ausstattung vortheilhaft aus. — In lezterer Hinsicht möchten sie wohl als unerreicht dastehen, da sie an Eleganz und Nettigkeit gewiß alle ähnlichen Produkte übertreffen, und nichts zu wünschen übrig lassen.

Ueber Harnverhaltungen.

Bey Leopold Voß in Leipzig erschien so eben:

J. Lisfranc, Ueber Verengerungen der Harnröhre. Aus dem Französ. der Herren J. B. Bésignié und J. B. Ricard. gr. 8. Preis 18 Gr.

Das Ducamp'sche Werk über denselben Gegenstand (Leipzig, 1823. 1 Rthlr. 12 Gr.), welches Deutschland mit der Kauterisationsmethode bekannt macht, ist mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden. Dieser Schrift dient die hier angezeigte als eine nothwendige Ergänzung, in welcher Prof. Lisfranc, dem ärztlichen Publiko als einer der ersten Chirurgen Frankreichs bekannt, die Ducamp'sche sowohl, als alle übrige bekannte Operationsmethoden der Harnröhrenverengerungen der gründlichsten und belehrendsten Kritik unterwirft, und vielfältige eigne Erfahrungen und Ansichten mittheilt.

Bey G. D. Bädeker in Essen sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fiedler, Dr. Fr., Geschichten und Alterthümer des untern Germaniens, oder des Landes am Nieder-Rhein, aus dem Zeitalter der römischen Herrschaft. Erstes Bändchen. Mit 5 Steindrucktafeln. Auch unter dem Titel: „Römische Denkmäler der Gegend von Xanten und Wesel." 1 Rthlr.
Gritert, F., das heilige Land, oder Palästina bis auf Christi Zeit. Zweyte verbesserte Auflage. 4 gGr.
Möller, A. W., Karte des heiligen Landes, zum Gebrauch der Stadt- und Landschulen beym Unterricht in der heiligen Geschichte. 16 gGr.
Tappe, W., die Alterthümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest. Zweyte Hälfte, oder die Bauwerke nach dem 12. Jahrhundert. Mit 3 Blättern Steinzeichnungen. 4. 16 gGr.
Dessen Darstellung einer neuen äußerst wenig Holz erfodernden und höchst feuersichern Bauart. Achtes Heft. Mit 3 Blättern Steinzeichnungen. 16 gGr.

Anzeige
für die Besitzer der Taschenausgabe von Schillers Werken und den dazu erschienenen Supplement-Bänden.

Um die herabgesezten Pränumerationspreise sind noch in allen Buchhandlungen zu haben:

Achtzehn Titelkupfer zur wohlfeilen Taschenausgabe von Schillers Werken in 18 Bändchen. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. Pränumerationspreis 1 Thlr. 8 gr. Sächs., od. 2 fl. 24 kr. rhein.
Sechs Titelkupfer zu den 6 Supplementbänden der wohlfeilen Taschenausgabe von Schillers Werken in 18 Bändchen. Leipzig, bey Gerhard Fleischer. Pränumerationspreis 12 Gr. Sächs., oder 54 kr. Rhein.

Abenteuer und Schicksale des Pudels Cäsaria,

von ihm selbst erzählt und nebst zwey andern Erzählungen, herausgegeben von Th. Ernst. 8. Preis 22 gr., oder 1 fl. 40 kr. Rhein.
ist so eben bey Hartknoch in Commission erschienen.

Nro. 36.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 4.

Tübingen. Bey C. F. Osiander ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Die Krankheiten des Menschengeschlechts, historisch und geographisch betrachtet. 2r Band.

Auch unter dem Titel:

Chronik der Seuchen, in Verbindung mit den gleichzeitigen Vorgängen in der physischen Welt und in der Geschichte der Menschen, von Dr. Friedrich Schnurrer. 2r Bd. von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. gr. 8. 660 Seiten 4 fl. 15 kr. (Beyde Bände 7 fl.)

Nachdem in der deutschen Literatur schon so manch großes Werk der Geschichte der Medicin gewidmet und mit Beyfall hingenommen worden ist, darf für die angezeigte Schrift eines dem Publikum nicht unbekannten Verfassers, in welcher nicht die Schicksale der Medicin, sondern neben den physischen Schicksalen des Menschengeschlechts dessen Krankheiten und die zugleich stattfindenden Vorgänge in der Luft, dem Wasser und der Erde abgehandelt werden, gewiß eine günstige Aufnahme erwartet werden. Denn welcher Arzt, dem es nicht einzig blos um das Receptschreiben zu thun ist, wird nicht gerne lesen, wie sich die wichtigsten Krankheiten, die er zu behandeln hat, nämlich die Volkskrankheiten, im Verlauf der Zeit ausbildeten und unter welchen Umständen sie zuerst entstanden? Aber eben so wichtig ist das Buch auch für den Meteorologen und Physiker, der nirgends eine so vollständige Angabe aller Meteore, Erdbeben und ähnlicher Vorgänge antreffen möchte, am wichtigsten wohl für den Freund der Geschichte, welcher hier nicht nur sehr gewissenhaft geprüfte Materialien, sondern auch richtige Andeutungen findet, und da endlich auch der Darstellung besonderer Fleiß gewidmet wurde, so glauben wir, daß das auf ausländische, wie auf deutsche Literatur gleich gegründete Buch sich nicht nur für die Büchersammlung des Gebildeten wie des Gelehrten vom Fach, sondern eben so sehr für Lese-Institute und öffentliche Bibliotheken, für welche letztere es unentbehrlich seyn möchte, eigne.

In allen Buchhandlungen ist zu finden:

L'ami des enfans et des adolescens, p. Berquin. Accomp. de l'explication des mots et phrases en faveur de la jeunesse allemande. Par Dr. J. H. Meynier. 2 Tomes. Nouv. édition. in 8. à St. Gall 1824. 2 fl., oder 1 Rthlr. 8 gr.

Ein leichteres, zweckmäßigeres und angenehmeres Hülfsmittel zur unentbehrlichen Erlernung der französischen Sprache für die deutsche Jugend, als dieser längst überall bekannte und beliebte Berquinsche Kinderfreund dürfte wohl, ohne andern Lehrbüchern nahe treten zu wollen, nicht vorhanden seyn. Der Gebrauch und die Einführung desselben in vielen Schulen Deutschlands haben diese 4te Auflage nothwendig gemacht, und auch sie ist von dem hochgeschätzten Herrn Herausgeber, Verfasser mehrerer franz. Lehrbücher, aufs neue revidirt, verbessert und mit erleichternden Noten vermehret worden.

St. Gallen, im October 1824.

Huber und Comp.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sind folgende neue Schriften versandt worden:

Aurbacher, L., Grundlinien der Psychologie. Als Propädeutik zum Unterrichte in der Rhetorik und Poetik. 8. 8 gr., oder 36 kr.

Belustigungen, philologische. Aus der Brieftasche eines oberdeutschen Schulmeisters. 2 Hefte. 8. (Werden nicht getrennt.) 16 gr., oder 1 fl. 12 kr.

Bona, des Cardinals, geistliche Weisheitslehre. Aus dem Lateinischen. Mit dem Bildnisse des Cardinals Bona. gr. 8. 20 gr., oder 1 fl. 30 kr.

Gütle, J. Chr., wissenschaftliche Erfahrungen, Entdeckungen und Verbesserungen, oder zeitgemäße Auswahl und Beyträge für Kunst und Wissenschaft, für Handel, Luxus und Gewerbe, bestehend in praktischen Angaben und Vorschriften für Fabrikanten, Technologen und Oekonomen, dann für Künstler und Handwerker. Auch zum Nutzen der wichtigsten Bedürfnisse in der städtischen und ländlichen Haushaltung. Ein Hülfsbuch für alle Stände. Mit Kupfern. (Auch unter dem Titel: Chemisch-technologische Erfahrungen. 2. Theil.) 8. 1 Thlr., oder 1 fl. 48 kr.

Hazzi, Staatsrath von, über die Veredlung des landwirthschaftlichen Viehstandes, zugleich die Grundlage des Wohls und Reichthums einer Nation. gr. 8. 16 gr., oder 1 fl. 12 kr.

Hölderich, J., Leitfaden der Geographie. 4te Auflage. 8. 4 gr., oder 18 kr.

Maffei, (Giuseppe Cavaliere), italienisches Lesebuch für Anfänger. Zum öffentlichen und Privat-Sprach-Unterrichte mit erklärenden teutschen Anmerkungen. 3te Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr., oder 2 fl.

Milbiller, Dr. J., kurzgefaßte Geschichte des Königreichs Baiern, zum Gebrauche beym Unterricht in den königlich baierischen Schulen. 4te Auflage. Mit 1 Abbildung. gr. 8. 16 gr., oder 1 fl.

— — kurzgefaßte Geschichte der Deutschen, zum Gebrauch beym Unterrichte in Gymnasien. 2te Aufl. gr. 8. 16 gr., oder 1 fl. 12 kr.

Moser, M., meine Ansichten über die Verwaltung des Stiftungs-Vermögens der Landkirchen, aus dem Standpunkte der Kirchen meines Pfarrbezirks. gr. 8. 6 gr., oder 24 kr.

Scherer, Rückblick auf die 25jährige Regierung Seiner Majestät des Königs. Eine Rede, in der königlichen Akademie der Wissenschaften zur Feyer des 16. Februars 1824 gelesen. gr. 8. Geheftet. 6 gr., oder 24 kr.

Schleiß, M. J., Advent- und Fastenpredigten. gr. 8. 1 Thlr., oder 1 fl. 48 kr.

Waas, Isidor, nützliche und unterhaltende Kenntnisse zunächst für die Jugend, und wohl auch für Erwachsene. gr. 8. 12 gr., oder 54 kr.





Yelin, Dr. Ritter von, über die Blitzableiter aus Messingdrahtstricken ꝛc., nach zwey merkwürdigen Blitzschlägen auf den Kirchthurm zu Roßhell im Rezatkreise, und auf den Thurm des Gräflich von Toerring-Seefeld'schen Schlosses zu Seefeld im Isarkreise des Königreichs Baiern. Zweyte verm. Aufl. gr. 8. 6 gr., oder 27 kr. Jos. Lindauer'sche Buchhandlung in München.

Anzeige.

Literarische Annalen der gesammten Heilkunde.

In Verbindung mit

Hrn. Geheimen Rath Gräfe in Berlin, Medic. Rath v. Walther in Bonn, Med. R. Steffen in Stettin, Prof. Sachs in Königsberg, Regiments-Arzt Wutzer u. Dr. Haindorf in Münster, Dr. Ammon und Schilling in Dresden u. m. a.

herausgegeben von

Dr. Justus Friedrich Carl Hecker,

außerordentlichem Professor der Heilkunde an der Universität Berlin, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Berlin, bey Th. Chr. Fr. Enslin.

Unter diesem Titel erscheint vom Monat Januar 1825 an eine Zeitschrift, die zur gründlichen Bearbeitung der Heilkunde mitwirken und ihren Lesern einen kritischen Ueberblick über die neuesten Fortschritte derselben gewähren soll. Die medicinische Literatur hat bey allen gebildeten Völkern an Umfang und Gehalt so zugenommen, daß der Standpunkt der Beurtheilung nicht überall feststeht, und zum großen Nachtheil der Erfahrungsheilkunde ein gefährliches Schwanken in den Lehrmeynungen hier und da Systemsucht herrschend gemacht hat. Eine große Zahl von Zeitschriften trägt gegenwärtig zur schnellen Verbreitung neuer Ansichten und Entdeckungen mehr als jemals bey, ungeachtet aber die meisten derselben der Wissenschaft höchst ersprießlich sind, so sprechen doch einsichtsvolle Männer den zeitgemäßen Wunsch aus, es möge sich unter ihnen ein Organ finden für die gesunde Kritik, die ohne Anmaßung und allein auf die Natur und die Gesetze des Denkens gegründet, die Wahrheit vom Irrthum zu scheiden bemüht sey. Ermuthigt durch die Theilnahme vorurtheilsfreyer, gelehrter und thätiger Mitarbeiter, wagt es der genannte Herausgeber mit einem solchen Unternehmen hervorzutreten, überzeugt, daß auf dem einzuschlagenden Wege des Guten viel geschehen und der im Fortschreiten begriffenen Wissenschaft innere Gediegenheit nach Kräften gesichert werden könne. Durch eine einfache äußere Einrichtung wird die Redaction der literarischen Annalen den Erfordernissen der Zweckmäßigkeit zu entsprechen suchen. Es soll:

1. in der Regel jedes Stück eine Originalabhandlung enthalten, die irgend einen noch zweifelhaften Gegenstand aus dem ganzen Bereiche der Medicin zur Sprache bringt, und durch Begründung neuer, oder durch festere Bestätigung alter Lehrsätze irgend einen wahren Fortschritt in der Kunst und Wissenschaft veranlaßt.
2. Den übrigen Raum sollen kritische Anzeigen der neuesten Werke aller Nationen einnehmen. Mitarbeiter und Herausgeber werden unablässig bemüht seyn, das Gedeihen der Erfahrungsheilkunde durch diesen wichtigen Zweig einer wohlgeordneten Literatur zu befördern. Sie halten Gründlichkeit, Klarheit und Kürze für die unumgänglichen Bedingungen dieses Bestrebens. Das Gute soll, wo es sich auch findet, gewürdigt, das Irrthümliche mit Ruhe und Bescheidenheit widerlegt, und das Unwichtige mit Stillschweigen übergangen werden. Somit ist keine besondere Art und Form von Schriften von diesem Unternehmen ausgeschlossen.
3. Hierzu gesellen sich kritische Darstellungen wichtiger Grundansichten und Lehrgebäude, Biographien verdienter Aerzte und kurze Nachrichten aller Art, die neben dem, was das wahre medicinische Wissen befördert, jedem Arzte von Wichtigkeit sind.

Als Verleger habe ich der vorstehenden Anzeige noch folgendes beyzufügen: zu Anfang eines jeden Monats wird von diesen Annalen ein Heft, von acht Bogen im Durchschnitt, erscheinen, welcher Umfang nach der Meynung des Herrn Herausgebers dem literarischen Bedürfniß vollkommen entspricht. Vier solcher Hefte werden einen Band ausmachen, der seinen besondern Titel erhält; der ganze Jahrgang von 12 Heften kostet 8 Rthlr. — und wird nicht getrennt; wer die Bogen wöchentlich einzeln zu erhalten wünscht, die mit fortlaufenden Nummern versehen werden sollen, bezahlt 9 Rthlr. — Bestellungen kann man in allen Buchhandlungen und auf den Postämtern machen.

Berlin, den 1sten October 1824.

Th. Chr. Fr. Enslin.

Pränumerations-Anzeige einer Handausgabe des Corpus juris civilis.

Die vor ungefähr 1½ Jahre von mir angekündigte Herausgabe des

Corpus juris civilis gr. 8.,

welche der Hr. Regierungsrath Dr. Beck nach einem mit dem verstorbenen Hrn. Domherrn Dr. und Ass. Haubold verabredeten Plan in meinem Verlag herausgiebt, ist seitdem im Druck so weit vorgerückt, daß ich nunmehr die Größe derselben so wie die Zeit seiner gänzlichen Vollendung näher bestimmen kann.

Dieses Werk soll aus drey Abtheilungen, die zusammen 230—40 Bogen betragen werden, bestehen, und binnen hier und zwey Jahren beendigt seyn. Um den Ankauf zu erleichtern, setze ich bis zur Erscheinung der zweyten Abtheilung den äußerst billigen Pränumerationspreis von 6 Rthlr. 16 gr. sächs. fest, und damit ein jeder Liebhaber sich selbst von dem Werthe des Buchs überzeugen kann, so wird binnen hier und einem Monate die erste Abtheilung von beynahe drey Alphabeten, als der ungefähre dritte Theil des Ganzen, in allen Buchhandlungen zu haben seyn.

Leipzig, den 20. Sept. 1824.

Carl Cnobloch.

Bey L. Oehmigke in Berlin ist eben erschienen:

Hagen, H. v. d., Denkmale des Mittelalters. gr. 8. br. 14 gr. Court.

Maßmann, D. H. F., Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet des 8ten Jahrhunderts. Nebst 2 ungedruckten Gedichten des 14ten Jahrhunderts. 8. 12 gr. Cour.

Reichenbach, v., statistisch-topographische Alterthumskunde der Stadt Freyenwalde a. O. 8. br. 4 gr. Cour.

Bey Tendler und von Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Hofmann,

der vollkommene Jäger mit dem Vorsteh-Hunde und sichern Schütze. Zweyte vermehrte Auflage von Carl Timlich. 8. Wien 1824. XVIII und 228 Seiten stark mit 6 Kupfertafeln in Umschlag broschirt 16 gr., oder 1 fl. 12 kr.

Der gute Absatz der ersten sehr starken Auflage dieses Werkes hat uns veranlaßt, eine zweyte sehr vermehrte, besonders mit einem Zusatze über die Neuerungen in der Structur und dem Gebrauche der Jagdgewehre, versehen, zu veranstalten, deren Preis wir jedoch ungeachtet der größern Bogenzahl bedeutend verringert haben. — In vielen Gegenden der österreichischen Monarchie werden die Vorsteh-Hunde nach Anleitung dieses Werkchens dressiret, und bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht, ohne sie während der Dressirzeit tyrannisiren zu dürfen, wodurch sie oft die Liebe und Anhänglichkeit verlieren, hierdurch allein empfiehlt sich das Werk schon hinreichend.

Pränumerations-Anzeige.

Cervantes sämmtliche Werke.

Aus

der Ursprache neu übersezt.

Zwölf Bände.

Wohlfeile, correcte und wie Schiller's, Wieland's, Klopstock's und Shakespeare's Werke gedruckte

Ausgabe in Taschenformat.

Pränumerations-Preis für alle 12 Bände 4 Thlr., in zwey Terminen zahlbar.

Das ganze Werk wird in 12 Bänden, und zwar in folgender Ordnung erscheinen:

1 bis 6ter Band: Don Quixote.
7 — 9ter — Novellen und lehrreiche Erzählungen.
10 — 12ter — Persiles und Sigismunda, das Trauerspiel Numancia, und Cervantes Biographie.

Alle 12 Bände erscheinen im Laufe des nächsten Jahres, und zwar in zwey Lieferungen, nämlich die ersten 6 Bände, den Don Quixote vollständig enthaltend, in der Leipziger Jubilate-Messe, die lezten 6 Bände am 1. October. Der Pränumerations-Preis für das ganze Werk ist 4 Thlr., in zwey Terminen zahlbar, und dauert bis Ende Februar k. J. Man zahlt für die erste Lieferung 2 Thlr. sogleich bey Anmeldung, und wiederum 2 Thlr. für die zweyte Lieferung noch vor Ende August k. J.

Auch wird eine kleine Anzahl Exemplare auf feinem französischen Druck-Velinpapier abgedruckt, wovon der Pränumerations-Preis für das Ganze 6 Thlr. ist. Da sich dieses aber schnell vergreifen möchte, so bitte ich um ungesäumte Bestellung.

Alle gute Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Pränumeration an. Wer sich unmittelbar an den unterzeichneten Verleger wendet, erhält auf 6 Exemplare das 7te frey.

Als eine Probe des Drucks und Papiers dient die ausführlichere Anzeige, welche in allen Buchhandlungen unentgeldlich ausgegeben wird.

Quedlinburg, im Sept. 1824. G. Basse.

In allen Buchhandlungen ist zu finden:

Die Dogen.

Tragödie in fünf Akten, von Fedor Jömar. Mit Musik für Pianoforte, componirt von Grandjean. 8. St. Gallen 1824. geh. 1 fl. 36 kr., oder 1 Rthlr.

Der erste Versuch eines jungen genialen Dichters, über welchen sich ein unpartheylicher und kompetenter Beurtheiler wie folgt, äußert: .... „Wenn aber auch schon in den ersten Akten manche Vortrefflichkeit liegt, so finden sich deren noch immer mehr und interessantere in dem vierten und fünften Akt. Die Pflichten der Regenten, das Glück einer auf redlichem Gehorsam gegründeten Regierung, die Freyheit am Zügel der Ordnung, der Undank des Pöbels und vieles andere schildert der Verfasser sehr geschickt, und man muß auf einen sehr hohen Grad von Gelehrsamkeit und poetischen Geist desselben schließen. Er verdient daher Aufmunterung zu fernern theatralischen Arbeiten, da wir zwar keinen Mangel an neuen Tragödien leiden, der bessern und vorzüglichern aber immer noch sehr wenige sind."

St. Gallen, October 1824.

Huber und Comp.

Im Magazin für Kunst, Geographie und Musik, Berlin, Königstraße No. 3, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grundlinien zu einer neuen Theorie der Erdgestaltung in astronomischer, geognostischer, geographischer und physikalischer Hinsicht, von K. F. Klöden; mit 7 illum. Kupfertafeln carton. 2 Rthlr. 18 gr.

Das Publikum hat sich durch die beyfällige Aufnahme, welche das Werk bisher gefunden hat, so günstig über den Werth desselben ausgesprochen, daß wir uns in unserer Erwartung nicht getäuscht gefunden haben, in demselben ein Geistesprodukt zu liefern, das auf eine höchst anregende Weise nicht allein für den Gelehrten vom Fache eine Menge dunkler und schwieriger Fragen zur Sprache bringt und den Weg zur glücklichen Beantwortung derselben anbahnt, sondern zugleich für jeden gebildeten Mann von hohem Interesse ist, indem es Gegenstände behandelt, nach welchen der denkende Mensch nothwendig streben muß, Licht zu erhalten. Die Einfachheit und Klarheit der Darstellung, mit welcher eine Menge der schwersten Probleme behandelt sind, macht es jedem Gebildeten möglich, dem Verfasser in seinen Entwickelungen zu folgen, während der eigenthümliche Gang der Untersuchungen gewiß nicht ohne die fruchtbarsten Folgen für die Wissenschaft bleiben wird. Wir glauben um so mehr die Aufmerksamkeit derer, die noch nicht mit diesem Werke bekannt sind, darauf lenken zu dürfen, als auch Se. Majestät der König von Preußen, der jedes wahrhaft wissenschaftliche Streben so gern belohnt, sich bewogen gefunden haben, dem Verfasser für die Uebersendung des Buches eine goldene Medaille zu verleihen.



Der Besitzer eines Original-Oelgemäldes wünscht den wahren Namen des Malers zu wissen. Es stellt den Triumph Davids vor; dieser, als Schäferknabe, den Kopf Goliaths auf einem langen breiten Schwert mit beyden Händen tragend, wird am Thore von Jerusalem von einer Gruppe Jungfrauen empfangen, die theils singen, theils Instrumente spielen; am Thore steht Sauls Tochter, die ihm einen Myrthenkranz entgegenhält.

Es ist auf Leinwand, auf einer dicken Kreidemasse gemalt, und circa 6 Fuß hoch, in verhältnißmäßiger Breite, und vor einigen Jahren aus Spanien nach Deutschland gekommen.

Dieses Bild ist von G. Saenredam in Kupfer gestochen mit der Inschrift: Cum reverteretur etc. Bartsch sagt in seiner Peintre graveur, daß dieser Kupferstich nach Lucas van Leyden sey; indessen ist das Gemälde eher in Rembrandts Manier, und die Composition ganz von jener verschieden, die Bartsch unter den Gemälden und Kupferstichen des Lucas van Leyden beschreibt. Auch stimmt die Jahrszahl 1600 über das Monogramm L. mit dem Leben dieses Künstlers nicht überein, der bekanntlich 60 bis 70 Jahre früher gestorben ist. Sollte dieses Bild nicht von Diego de Leyva seyn, der Anfangs des 17ten Jahrhunderts lebte, in Rom studierte, und dessen Werke sehr selten sind, und außer in der Abtey Miraflores bey Burgos, wenig gefunden werden?

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 4.

Bey Otto Wigand, Buchhändler in Kaschau, ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, vorzüglich bey Eggenberger in Pesth, Mörschner und Jasper in Wien, Wigand in Preßburg und Oedenburg, Gastl in Brünn, Fink in Linz, Krenberger und Weber und J. Krauß in Prag zu haben:

Tetralogie tragischer Meisterwerke der Alten und Neueren zusammengestellt, aus den Ursprachen neu übersezt und erläutert von L. Petz. gr. 8. In Umschlag broschiert 2 Rthlr. 12 gr., od. 7 fl. 30 kr. W.W.

Inhalt:

Prometheus, der Gefesselte, von Aeschylos.
Der standhafte Prinz, von Calderon.
Oedipus als Herrscher, von Sophokles.
König Lear, von Shakspeare.

Der Wunsch, dem Freunde der Kunst sowohl, als dem ausübenden Künstler durch einen leichten Ueberblick über die verschiedenartigen Leistungen jener Meister der tragischen Kunst, die in neueren Zeiten keinem Gebildeten unbekannt geblieben sind, Genuß und Anregung zu gewähren, bestimmte den Hrn. Verfasser, eine neue Verdeutschung derselben zu unternehmen. Die meisten bisherigen Uebersetzungen, welche von diesen und ähnlichen Werken gegeben worden, können fast nur durch eine Vergleichung mit dem Original wahrhaft verstanden und genossen werden. Daher wirken sie auch nicht auf den Leser, wie sie sonst unfehlbar wirken müßten. Außerdem schien eine solche Zusammenstellung zweyer griechischen, eines spanischen und eines englischen Stückes zur Vergleichung für den Theoretiker sowohl, als für den Dichter, der gern mit Geistesverwandten Umgang pflegt, aus mehr als einer Hinsicht wünschenswerth. Denn bloße abstracte Theorie ohne bestimmten Bezug bringt die Kunst nicht weit; allein die Anschauung vollendeter Kunstwerke begeistert oft zu lebendigen Productionen. Die Vergleichung der verschiedenartigen Form erhebt den Blick über das Conventionelle, und richtet ihn auf das ewig Bestehende, das zu jeder Zeit und vor jedem Richterstuhl schön bleibt. Um auf eine solche Ansicht hinzuweisen, ist jedem Stücke eine Einleitung beygegeben, wodurch der Leser auf die zur Beurtheilung nöthigen Hauptmomente aufmerksam gemacht wird. Die Uebersetzung ist fließend, die Sprache bildend und dem Original eines jeden Stückes so angepaßt, daß man keine der Schönheiten desselben vermissen wird.

Frühlingsblumen auf dem Gebiete des einsamen Nachdenkens, gesammelt in dem Garten der Menschheit und der Religion. Von M. T. Josephi. gr. 8. In Umschlag broschirt 1 Rthlr., oder 3 fl. 45 kr. W.W.

Einiges aus dem Inhalte dieses Werkes:

Die Eitelkeiten des menschlichen Lebens. Gedanken über die Freundschaft. Betrachtung über die höchsten Zwecke des Lebens. Die Würde des Geistlichen. Das Grab. Der Tod. Der Neid. Der Ueberdruß des Lebens. Die Grausamkeit. Der Selbstmord. Die Nemesis. Hauptzüge zu dem Bilde eines guten Gesellschafters. Das Bild eines guten Richters. Gedanke, Entschluß und Freyheit des Willens als ein göttliches Menschenvorrecht. Der Atheist. Das wahre Glück des Menschen. Die Versüßung des Lebens. Der Wein. Die Leiden der Menschen. Der Baum des Lebens. Das Ideal. Die Wahrheit und Kunst etc. etc. etc.

Theater für Kinder. Von Kitty Hofmann, geb. von Blei. 12. brosch. 18 gr., oder 1 fl. 30 kr. W.W.

Inhalt.

1. Die Angebinde. 2. Die kleine Aschenbrödel. 3. Die Wundergaben. 4. Gewinn durch Verlust.

Alle diese Theaterstücke sind den Begriffen und Talenten der Kinder möglichst angeeignet. Um den Inhalt mannigfaltiger gestalten zu können, und um den Kindern auf der Bühne zu Hülfe zu kommen, spielen in allen alten Stücken erwachsene Personen mit, welches Aeltern und Erziehern willkommen seyn wird. Eine einfache, aber fromme, heitere Sprache herrscht im ganzen Buche, und es ist jede Empfehlung würdig. Vorzüglich eignen sich diese Kindertheater zum Geschenke bey Geburts- und Namenstagen, für fleißige und gute Kinder, denen ein solches Geschenk nicht nur viel Freude, sondern auch angenehme Unterhaltung gewähret.

Artner, Therese von, stille Größe. Schauspiel in 3 Akten. gr. 8. Schreibpap. brosch. 1 Rthlr., oder 2 fl. 30 kr. W.W.

Neue hundert Weltwunder, Naturgeheimnisse und außerordentliche Erscheinungen auf und unter der Erde, im Stein-, Thier- und Pflanzenreiche, im Meere, in der Luft und an dem Monde. 1 r Thl.

Der zweyte Theil unter dem besondern Titel:

Neue hundert Kunstwunder, Denkmale menschlicher Größe, welthistorische Merkwürdigkeiten, Meisterstücke des Schöpfungsgeistes und Erhabenheit irdischer Erfindungsgabe, Ruinen des Alterthums und Pracht Monumente der Vor- und Mitwelt. Mit 12 Kupfern. gr. 8. In Umschlag broschirt. Beyde Bände 3 Rthlr. 12 gr., oder 10 fl. W.W.

Zur nähern Beurtheilung führen ich Einiges aus dem Inhalte dieses höchst interessanten Werks an.

Größe und unermeßlicher Reichthum der Natur. Aus der Erde gegrabene Ueberreste des sibirischen Mammuths. Die Schlange Anakunda. Die Himalayen-Gebirge. Die Eishöhle bey Szilitze in Ungarn. Das berühmte Salzbergwerk zu Wieliczka. Die reichen Diamantgruben in Brasilien. Die Gebirge auf dem Monde. Unterirdische Wälder. Schilderung der Wüsten und ihres Jammers. Das ewige Feuer. Gefallner Blutregen. — Schilderung



der Stadt Herculanum und Pompeji. Beschreibung von Petersburg, Bethlehem und Nazareth. Die Ruinen von Theben und Palmyra. Das heil. Grab zu Jerusalem. Der Tempel zu Mekka. Das Denkmal Kaiser Josephs in Wien und in Mähren. Grabmal Peter des Großen, Gustav Wasa's und Karl XII. Denkmal des Mädchens von Orleans. Die Katakomben in Paris, bey Agrigent und in Sicilien. Der Palast des Königs von Persien zu Ispahan. Das bürgerliche Zeughaus in Wien. Die Kanonensäule zu Moskau. Der eddystonische Leuchtthurm. Die Pyramiden in Egypten. Die erste Kettenbrücke für Wagen. Die Gärten und Schlösser des Fürsten Lichtenstein zu Eisgrub. Die chinesische Mauer. Die babylonischen Mauern und hängenden Gärten der Semiramis. Das brittische Museum. Die Wasserwerke Londons. Die englische Gasbeleuchtung. Herschels großes Teleskop. Der englische Telegraph. Merkwürdige Automate. Die schreibende Figur. Lebendige Gemälde. Die sich selbst ladende Kanone. Die Schätze des Serails. Das ungeheure Vermögen der großen Handelsbank zu Pekin ic. ic.

In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin sind kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brandt, Heinr. v., kön. preuß. Hauptmann, Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit, verglichen mit den besten älteren und neueren Werken über die Kriegskunst, und mit besonderer Hinsicht auf Napoleons Memoiren. gr. 8 Mit 1 Kupfer. 1¾ Rthlr.

Des General Rogniat's Considérations sur l'art de la guerre ic. sind in Frankreich der Gegenstand wiederholter Betrachtungen und Beleuchtungen gewesen. Der Oberst Marbot hat ihnen sogar ein eignes Werk gewidmet, und selbst in Napoleons Memoiren geben sie häufig den Stoff zu eben so reichhaltigen als interessanten Noten. Ein geachteter Schriftsteller hat eine gelungene deutsche Uebersetzung der Considérations geliefert, denen er Marbots Noten im Auszuge hinzufügte. H. Hauptmann v. Brandt legt die Rogniat'schen Considérations und die Ansichten ic. des Hrn. Major v. Decker dem vorliegenden Werke zum Grunde, betrachtet mit prüfendem Blick die Theorien Rogniat's, stellt sie den Ansichten eines Erzherzogs Carl, eines Valentini, Jomini, Napoleon und anderer ausgezeichneten Feldherren und militärischen Schriftsteller gegenüber, und entwickelt dabey mit anziehender Freymüthigkeit seine eigenen Ideen, die er während seiner Feldzüge in Deutschland, Spanien und Rußland zu sammeln Gelegenheit hatte, und die um so gediegener genannt zu werden verdienen, als sie die Früchte rein praktischer Erfahrungen eines Mannes sind, der mit der älteren und neueren Kriegsgeschichte auf das Innigste vertraut ist, und mit einem Schatz von seltenen Kenntnissen ausgerüstet, seine militärische Laufbahn betrat.

Haupt-Uhren-Niederlage in Frankfurt a. M.

Preis-Courant in Gulden im 24 fl. Fuß pr. Stück.

Feine Taschen-Uhren.

In Tzizal (einem ganz dem Golde ähnlichen Metalle.)

Eingehäusige von 2½ à 3 fl. Mit vergoldetem Zifferblatte feine Herren- und Damen-Uhren 5½ à 6 fl. Herren-Repetir-Uhren 12 à 13 fl.

Goldplattirte Damen-Uhren, den Goldstrich haltend.

Eingehäusige mit weißem Zifferblatte 14 fl., mit goldenem oder silbernem Zifferblatte 16 fl., mit Springdeckel (à savonette) 15 fl.

In feinem 13löthigen Silber.

Eingehäusige von 4½, 5, 7, 8, à 12 fl., mit Monats-, Wochentags- und Sekundenzeiger 30 fl., mit springenden Sekunden für Aerzte (secondes mortes) 50 fl. Ganz schwere bord rond vielekige 9 fl., Repetier 14 und 15 fl., ganz feine polirte Repetir-Uhren 18, 20, 24, bis 27 fl. Von selbst Stunden und halbe schlagend, auch repetirend 44 fl. Wecker mit Glocke 27 fl., dieselbe repetirend 66 fl.

Zweygehäusige mit 1 silbernen und 1 Fanis-Kapsel 5½ a 9 fl. Extra verziert, mit Perlen, farbigen Steinen oder mit gemaltem Zifferblatte, messingenem oder silbernem Staubdeckel 7 a 12 fl., dieselben mit schildkrötener Kapsel 6½ a 12 fl.

Englische mit 2 silbernen Gehäusen, leicht und schwer 7 a 11 fl., ganz schwere mit messingenem oder silbernem Staubdeckel oder auch Sekundenzeiger 8½ bis 15 fl. Englische Repetie mit Glocke 36 à 40 fl.

Dreygehäusige mit 2 silbernen und 1 Fenißkapsel 7½ fl.

In feinem 18karatigem Golde.

Damen-Uhren mit Springdeckel oder emaillirtem, silbernem und goldnem Zifferblatte, von 18, 20, 22, 24, 25 a 30 fl., ganz schwere 40 à 50, mit Springdeckel und goldnem excentrischen Zifferblatte 40 a 48, mit Turquoisen und farbigen Steinen besezt 38 à 48, mit farbigem Golde und großen Rubinen besezt, Pracht-Uhren 90 fl., mit Perlen mit und ohne Emaille 30 à 44 fl., mit goldgetriebenem Zifferblatte (ciselé) 36 à 40, mit goldnem Zifferblatt, schwarz gravirtem Emaille englische Art, neueste Façon 50 a 60 fl., ganz flache Cylinder (à Lépine) 60 a 90 fl., dieselben mit goldnem oder silbernem Sekunden-Zifferblatte auf Diamanten gehend 120 fl., Repetir-Uhren 66 à 80 fl., dieselben ganz flach (à Lépine) mit und ohne Sekunden-Zeiger auf Diamanten gehend 150 a 220 fl.

Herren-Uhren mit weißem oder goldnem Zifferblatte, von 30, 36 à 50, ganz flache mit Cylinder (à Lépine) 60 a 80, dieselben mit goldnem oder silbernem Sekunden-Zifferblatte, ganz fein auf Diamanten gehend 70 a 100 fl., mit springendem Sekunden-Zeiger für Aerzte (secondes mortes) 88 à 100 fl.

Herren-Repetir-Uhren mit weißem oder goldnem Zifferblatte, leichte und schwere, 2 und 3 Hämmer 36 a 88, mit beweglichen Figuren 48 à 60, flache Cylinder (à Lépine) 120 fl., auf Diamanten gehend 150 à 200 fl., auf Diamanten gehend mit goldnem Zifferblatt, Sekunden zeigend, feinste Sorte 220 à 300 fl. Mit Musik, jede Stunde ein Stück spielend, 150 fl. Mit springenden Sekunden für Aerzte, ganz schwere 220 fl.

Zweygehäusige englische mit 2 goldenen Gehäusen auf Glocken schlagend, Datum zeigend 132 fl.

NB. Um häufigen Anfragen zu begegnen, finde ich mich veranlaßt, hiermit bekannt zu machen, daß die im vorigen Jahre in diesen Blättern, Beylage der Allgemeinen Zeitung No. 186, 203 Morgenblatt-Intelligenzblatt No. 34 angekündigte Kunst-Uhr längst verkauft sey; dahin-

gegen findet sich gegenwärtig von dem nämlichen Pariser Meister vorräthig: eine goldne Schnupftabaksdose, zwey Stücke spielend, mit darin angebrachter Repetir-Uhr, von selbst jede Stunde ein Stück spielend, welche nicht unter 550 fl. bestellt werden kann, die aber für Rechnung des Künstlers zu 400 fl. abgegeben wird.

Stock- und Pendul-Uhren.

In Holzkasten mit Bronze und Alabaster verziert, Stunden und halbe auf Federn schlagend, 30 Stunden gehend, von 28 à 40 fl. Dieselbe Stunden und Viertel schlagend, aber 8 Tage gehend, eine Vermehrung von 30 fl.

Pariser mit Sturzglas und Sockel.

Sämmtlich Stunden und halbe auf Glocke schlagend und 14 Tage gehend. In Alabaster mit feinen neuesten Verzierungen 60 fl., ganz große von 70 bis 84 fl., mit 4 Säulen von 80 à 100 fl.

In Rosenholz, in Form eines Quarré oder einer Leyer mit feinem Bronze verziert 100 fl., mit 4 Säulen schwarz gebeizt in Ebenholz, neueste Façon 110 fl.

In feinem Pariser Bronze, kleinste Sorte, nur 8 Tage gehend, 46 fl., ganz feine mittlerer Größe mit 1 und 2 Figuren 90 à 100 fl. Ganz große 110, 120, 140, 150, 160, 180 à 240 fl. Eine solche mit 4 Stück Musik kostet mehr 80 fl.

Wand-Uhren in vergoldetem Rahmen, mit gutem Oelgemälde, 36 Stunden oder 8 Tage gehend, Stunden und halbe, auch Viertel schlagend, von 60 à 80 fl., mit täglich dreymaligem Geläute kostet mehr 30 fl., mit zwey Stück Musik, jede Stunde von selbst ein Stück spielend, kostet mehr 20 fl., Pracht-Gemälde auf Blech, Stunde und Viertel schlagend, mit täglich dreymaligem Geläute, jede Stunde ein Stück spielend, 174 fl.

In ganz vergoldetem Rahmen, eine Sonne vorstellend, neueste Façon, Stunden und Viertel schlagend, Datum zeigend 60 fl.

Uhrwerke zu Stock-, Pendul- und Gemälde-Uhren.

In Gemälde, 36 Stunden gehend, Stunden und halbe schlagend, 18 fl., Viertel schlagend 36 fl., 8 Tage gehend 40 fl., dieselbe ein Viertel schlagend 54 fl., Geläute mit 6 Hämmer 22 fl.

Zu Stock-Uhren, mit Zifferblatt, Reif und Glas eine Vermehrung auf obigen Preisen von 2, 4 à 6 fl. das Stück. Ein Wecker eine Vermehrung von 8 fl.

Gegenstände mit Stahl-Harmonika-Musik.

Dosen in Blech, 2 Stücke spielend, 13, 16 und 18, dieselben in fein lackirtem Blech, als fertige Rauchtabaksdosen, 25 à 30 fl., Schnupftabaksdosen in Schildkrott 20 à 33 fl., in Silber mit 20karatigem Golde plattirt 70 fl. In Gold von 120 à 200 fl.

Damen-Arbeits-Kistchen mit Spiegel, Scheere etc. ordinaire und mittelfeine von 22 à 36 fl. Ganz feine Pracht-Arbeit 40 à 60 fl.

Petschafte in Silber mit Gold plattirt, ein Stück spielend, 16 fl., Uhrschlüssel in Gold, ganz schwer, ein Stück spielend, 27 à 31 fl.

Große Musik in Holz, in Möbel oder Pendul-Uhren einzupassen, 3 Stücke spielend, 44 à 50, 4 Stücke 54 à 60, 12 Stücke spielend, Meisterwerk 200 fl.

Sämmtliche obige Uhren werden auch auf Bestellung abgezogen und richtig gehend geliefert, und kosten alsdann eine Vermehrung von 1½ für gewöhnliche Taschen-Uhren, für Repetir-, Schlag- und Wecker-Uhren 2 fl. Pendul- und Gemälde-Uhren 2 fl. 42 kr. Der vollständige Preis-Courant von allen obigen Gegenständen wird von Unterzeichnetem gratis ausgegeben. Nur bey Abnahme von Parthieen und Dutzenden wird Nachlaß gestattet, sonst sind alle Preise fest (prix fixe).

Briefe und Gelder werden portofrey erbeten.

Frankfurt a. M. im October 1824.

Sigmund Geisenheimer.
Sandgasse Lit. H. No. 53.

Bey Ernst Fleischer in Leipzig wurden so eben fertig:

Zehn Titelkupfer
zu dem
Conversations-Lexicon
jeder Ausgabe,
oder
Bildnisse berühmter Männer
als
Vor- und Sinnbilder
der schönen Künste und Wissenschaften.

Nach den besten Originalen von einigen unserer vorzüglichsten Künstler gestochen.

Subscriptions-Preis für sämmtliche zehn Blätter 1 Rthlr. 4 gr. Conv., oder 2 fl. 6 kr. Rhein.

Unter den verschiedenen Ausgaben des Conversations-Lexicons weichen drei derselben im Format von einander ab; es wurden daher von den Kupfern eben so viel Ausgaben (welche auch jedem schon gebundenen Exemplar jeder einer älteren Auflage leicht eingeklebt werden können) zu folgenden Subscriptions-Preisen (so bis auf weitere Anzeige gültig) veranstaltet, wonach man die Bestellungen zu richten bittet:

No. 1. Im Format der gewöhnl. Ausgabe: 1 Rthlr. 4 gr. Conv.
No. 2. In Groß-Octav: 1 Rthlr. 8 gr. —
No. 3. In Quart: 1 Rthlr. 16 gr. —

Es steht zu erwarten, daß außer den Besitzern des Conversations-Lexicons, sich noch viele Interessenten zeigen werden, welche mit diesem Helden-Cyclus der schönen Künste und Wissenschaften ihre Zimmer zu schmücken wünschen.

Den Käufern dieser Kupfersammlung diene zur Nachricht, daß für die „Neue Folge des Conversations-Lexicons," welche der 11. und 12. Band des ganzen Werkes bilden, ebenfalls zwey Titelkupfer zu Anfang des künftigen Jahres in einer besondern Supplement-Lieferung erscheinen, worauf man in allen Buchhandlungen zu folgenden Preisen (ohne Vorausbezahlung) subscribiren kann.

No. 1. Im Format der gewöhnl. Ausg.: 6 gr. Conv.
No. 2. In Groß-Octav: 8 gr. —
No. 3. In Quart: 16 gr. —

Dieses Supplement enthält zwey treue Portraits von Christoph Columbus und Capitain James Cook, den berühmten Entdeckern zweyer neuen Welttheile.



In der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist erschienen:

Funke's, C. Ph., Mythologie für Schulen und zum Selbstunterricht. Zweyte gänzlich umgearbeitete Aufl. von G. H. C. Lippold. Mit 1 Kupfer von Ramberg u. vielen Abbild. 1824. gr. 8. 1 Rthlr.

Diese ganz neu und mit sorgfältiger Vermeidung jedes Anstoßes bearbeitete vollständige Mythologie ist nicht nur allen Gebildeten, so wie Frauenzimmern auch zur Verständniß deutscher Dichtungen vorzüglich zu empfehlen, sondern wird gewiß bey der zweckmäßigen Behandlung, den vielen Kupfern und dem wohlfeilen Preise, auch fernere Einführung in Schul- und Unterrichts-Anstalten finden.

In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fouqué, Fr. de la Motte, Lebensbeschreibung des kön. preuß. Generals der Infanterie, Heinr. Aug. Baron de la Motte Fouqué. gr. 8. Mit 1 Plan des Treffens von Landshut. Subscript. Preis 2 Rthlr. 16 gr.

Der Lebenslauf des Generals Fouqué, der als Feldherr schon im ersten schlesischen Kriege sich bewährte, späterhin im 7jährigen Kriege eine bedeutende Rolle spielte und von seinen Jugendjahren an bis ins höchste Alter der Vertraute und der geprüfte Freund Friedrichs des Großen war, ist reich an Ereignissen, die dem Militär, dem Staatsmann, so wie jedem Vaterlandsfreunde von höchstem Interesse seyn müssen. Dabey war es dem Verfasser bey Bearbeitung dieser überaus anziehend vorgetragenen Lebensgeschichte nicht blos vergönnt, die von dem Verewigten sorgfältig aufbewahrten Familien-Papiere benutzen zu können, es standen ihm auch überdieß noch mehrere, bis dahin unbenuzte und nicht für Jedermann zugängliche Quellen offen, so daß der Leser über viele bisher noch in Dunkel gehüllte Verhältnisse der damaligen Zeit Licht erhält, welche wohl wenigen Eingeweihten nur bekannt werden konnten. Außer einer treuen Uebersetzung des vollständigen Briefwechsels zwischen Friedrich II. und dem General Fouqué, umfaßt das Werk zugleich einen wichtigen Abschnitt aus der Geschichte des großen Königs, zu jener für die preuß. Monarchie so verhängnißvollen Zeit des 7jährigen Krieges, und die angehängten Beylagen: über die Dichtergabe Friedrichs und über dessen religiöse Ansichten, liefern für die Charakteristik des königl. Helden sehr beachtungswerthe Notizen.

Für Leihbibliotheken:

Laun, Fr., Noth aus Ueberfluß. Ein komischer Roman. Seitenstück zu dem Romane: der Liebhaber ohne Geld. 2 Bändr. 8. 2 Rthlr.

Wenn schon der Liebhaber ohne Geld sich eines besondern Beyfalls der Lesewelt zu erfreuen hatte, so wird dieses Gegenstück, in welchem der Held der Geschichte grade durch Ueberfluß an allen Glücksgütern des Lebens in eben so drollige Verlegenheiten sich verwickelt sieht, als Jener durch den gänzlichen Mangel des Geldes, um so mehr noch eine heitere Unterhaltung gewähren, als es dem beliebten Verfasser hier ganz besonders gelungen ist, diese Aufgabe mit eben so vieler Gewandtheit als origineller Laune zu lösen.

Bey B. F. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbüchlein des guten Tons und der feinen Gesellschaft.

Ein treuer Wegweiser für junge Leute, sich in Gesellschaft und im Umgange beliebt zu machen und sich in allen vorkommenden Fällen gut und richtig zu benehmen. Nebst einer Anleitung zum Tranchiren und Vorlegen und einem Anhange ganz neuer Gesellschaftsspiele und Pfänderauslösungen. Mit 2 Kupfertafeln. Zweyte verbesserte und stark vermehrte Ausgabe, 266 Seiten. Geheftet, Preis 12 gr., oder 54 kr.

Für wenige Groschen wird hier das geboten, was man durch eigene Erfahrung im praktischen Leben oft so theuer erkauft, Lebensklugheit, anständiges und richtiges Benehmen für die meisten Fälle. Diese kleine Schrift, deren Original kürzlich zu Paris erschien und den lautesten Beyfall fand, verbreitet sich über das Wesen der Gesellschaft von gutem Ton, gesellige Tugenden, bestehende Gebräuche und die Nothwendigkeit, sie zu kennen, über das Aeußere des Mannes von Welt und die Kunst zu gefallen und für sich einzunehmen, über die Frauen und die Vortheile, welche sie jungen Männern im Umgange gewähren, die Rücksichten, die man ihnen schuldig ist. Ueber ein richtiges und wohlanständiges Benehmen beym Karten- und Gesellschaftsspiel, an Gastmahlen, Bällen, Schauspielen, Vergnügungsörtern, Hochzeiten und Kindtaufen, Leichen-Ceremonien und der Trauer, über Wohlanständigkeit im Briefschreiben u. s. w. Dann folgt die Tranchirkunst von 30 verschiedenen Arten Braten, Fischen rc., darauf die deutliche Beschreibung 21 ganz neuer sehr sinniger und unterhaltender Gesellschaftsspiele und den Beschluß machen 36 noch ganz unbekannte sehr belustigende Pfänderauslösungen. Auch in Deutschland hat diese kleine Schrift, welche so richtige, wahrhaft praktische und daher für das Leben so anwendbare Vorschriften enthält, den Beyfall des Publikums und mehrerer kritischen Blätter erhalten, so, daß sich die erste Auflage schnell vergriffen hat. Gegenwärtige zweyte empfiehlt sich zwar durch mehrere Vorzüge und Zusätze und ist daher 36 Seiten stärker, aber deßhalb doch im Preise nicht erhöhet worden.

Bey G. D. Bädeker in Essen sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gläser, Karl, kurze Anweisung zum Choralspiel mit Vor- und Zwischenspielen für ganz Ungeübte, die keine Kenntniß d. Harmonie u. Komposition besitzen. br. 10 gGr.

Krummacher, Dr. F. A., Bibelkatechismus, d. i. kurzer und deutlicher Unterricht von dem Inhalt der heiligen Schrift. Siebente vielfach verbesserte u. vermehrte Auflage. 12. 6 gGr.

Dessen Katechismus der christlichen Lehre nach dem Bekenntniß der evangel. Kirche. Zweyte verb. Aufl. 3 gGr.

Religions- und Kirchengeschichte, kleine, ein Leitfaden für den Unterricht der evangelischen Jugend. Nebst einer Zugabe über die Reformation in Westphalen und am Niederrhein. 4 gGr.

Lieth, L. A. T., Kindergedichte für das zartere Alter. Zweyte verbess. und stark verm. Auflage. 8 gGr.

Nro. 38.

Intelligenz-Blatt

1824.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

National-Kalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1825. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen, (nach dem Stuttgarter Meridian) zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute faßlich eingerichtet von Christian Carl André, Königl. Württemberg. Hofrathe und Herausgeber der Zeitschriften: Hesperus und Oekonomische Neuigkeiten. Dritter Jahrgang. Mit 3 Abbildungen. Preis 2 fl.

Der allgemeine Beyfall, womit das Publikum die bisherigen Jahrgänge aufgenommen und die besondre Anempfehlung an sämmtliche Oberämter des Königreichs Württemberg, deren das Ministerium des Innern auch den diesjährigen abermals gewürdigt, wird ihn von selbst in die Hände desjenigen Publikums bringen, für das er bestimmt ist. Er enthält des Lehrreichen und Unterhaltenden zu viel, als daß durch eine bloße, kurze Uebersicht davon ein hinlänglicher Begriff gegeben werden könnte. Doch machen wir vorzüglich auf die traurige Warnungs-Geschichte eines Württembergischen Auswanderers aufmerksam, welche Alle lesen und beherzigen sollten, ehe sie den Wanderstab ergreifen, um das gewisse Gute im Vaterlande mit dem ungewissen in der Ferne zu vertauschen.

Zu besserer Uebersicht der Reichhaltigkeit dieses Kalenders lassen wir daher hier lieber die vollständige Inhalts-Anzeige folgen:

I. Küchengarten-Kalender. (Fortsetzung des landwirthschaftlichen Kalenders vom vorigen Jahre.) II. Merkwürdigkeiten am Himmel. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) Der Planet Merkur mit einer Abbildung. III. Feste und Feyertage der Christen. (Fortsetzung von 1812.) Das Fest der heiligen drey Könige oder das Epiphanienfest. (Vergleichen Kalender 1821.) – Legende von den heiligen drey Königen. – Ehemaliger Aufzug der heiligen drey Könige an den neuen Jahrstagen. – Noch heutige Dreykönigsfeyer in England. – Melanges der schon oft empfohlnen Dorfzeitung über die drey Könige. IV. Kalender-Bestimmungen. (Fortsetzung.) 1. Die Sonntage. 2. Die Osterfeyer der Juden 1825. V. Von der Pflege der Kinder bey und nach der Geburt und in den ersten Lebensjahren. VI. Eduard Jenner. (Mit dessen Portrait.) VII. Rudolf und Nana. Wahre Anekdote 1816 von Haug. VIII. Der Spieerabend. Alte und neue Zeit! Sie und wie! IX. Feuerfeste Strohdächer. (Mit einer Abbildung.) X. Zur Geschichte der Kartoffeln. XI. Patriotische Musterpredigt über einen seltnen Gegenstand. Die wechselseitige Brandversicherungs-Anstalt aus dem doppelten Gesichtspunkte des Staates und der Religion; in einer geistlichen Rede den Bewohnern des Kaiserstaats von Oestreich empfohlen. (Schluß vom vorigen Jahre.) XII. Erscheinung auf dem Kirchhofe. XIII. Von der Witterung. XIV. Das Erdbeerkraut. XV. Folgen einer abenteuerlichen Kunst. XVI. Die Zähne. XVII. Warnung vor den Blattern. XVIII. Der Pfarrer von Geising. Wahre Begebenheit. XIX. Der leichte Wanderer. (Mit Musik.) XX. März. (Mit Musik.) XXI. Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Feinde und Wohlthäter des Menschengeschlechts. (Fortsetzung vom vorigen Kalender.) A. Die Edeln, Bessern und Vernünftigen. Neue Lebensrettungen. 1. Der wackre Lehndeutsche Wagner in Preuß. Westphalen. 2. Der muthige Hüttner in Ostpreußen. 3. Kreissekretär Mrongovius und der junge Olech in Preußen. 4. Kindesliebe und Treue in Schlesien. 5. Die entschlossnen, muthigen Mühljungen in Oestreich. 6. Der brave Wankum in Steyern. 7. Der brave Student in Wien. 8. Der brave Soldat Thum in Böhmen. 9. Muth eines zwölfjährigen Mädchens in Tirol. 10. Muth und Geistesgegenwart des Schäferknechts Becker zu Mühlheim bey Coblenz. 11. Die beyden Pfyhahn oder der gute und schlechte Rock. – Wolfgang Heerlein im Hildburghäusischen. 12. Geistesgegenwart. 13. Das gute Gewissen. 14. Der edle Matrose in Frankreich. 15. Frau von Lafayette. 16. Der uneigennützige Arzt. 17. Edle Art zu schenken. 18. Der großmüthige Pfarrer in Ungarn. 19. Der brave Soldat in Wien. B. Die Schlechtern, weniger Vernünftigen. 1. Fünfzehn Mordthaten von Hamburg, in Württemberg, Magdeburg, Frankreich, England, Bayern, Preußen. 2. Drey Gaunerstreiche in Preußen und England. 3. Mißhandlung eines Kindes durch seine Stiefmutter. 4. Ein boshafter Brandstifter in Thüringen. 5. Abscheuliche Seeräuberey. 6. Der unbesonnene Knabe. XXII. Noth und Rettung. XXIII. Der Stadtkämmerer als Astronom. XXIV. Jacob Colborn, der kleine Rechenmeister. XXV. Regeln zu einer guten Haushaltung. XXVI. Trost. XXVII. Die Türkensteuer. XXVIII. Gefahren, von denen wir in Deutschland nichts wissen. XXIX. Wie Gemeinden durch Ablösung schädlicher Rechte und Gewohnheiten, Quellen eines sichern Einkommens sich verschaffen können. (Ein wirkliches Beyspiel aus dem Gothaischen.) – XXX. Das Verborgene. XXXI. Das Thermometer. XXXII. Die große Aehnlichkeit. XXXIII. Gespenster-Geschichten. (Fortsetzung.) Eine Fegefeuerseele wird mit einem Hammer geläutert. XXXIV. Die berühmte Linth-Unternehmung in der Schweiz. (Man kann, was man ernstlich und vernünftig will!) XXXV. Das Jubiläum in Rom für 1825 angekündigt. XXXVI. Der Gang der Verlobung. XXXVII. Sicheres Mittel bald einen Mann zu bekommen. (Fortsetzung.) XXXVIII. Geschichte des Angelo del Duca. XXXIX. Martin und Maria. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) XL. Geschichte eines Auswanderers. (Dem Hanseatischen Generalkonsul Herrn Lindenberg in Lissabon gewidmet.) XLI. Briefe einiger Landleute. XLII. Gemeinnützige Vorschläge und Anstalten. (Fleiß und Sparsamkeit oder das wahre Goldbergwerk für Jedermann.) XLIII. Die entzweyten Nachbarn. Eine komische Erzählung. XLIV. Engels Lebensweisheit des alten Witt. XLV. Gewittergefahren. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) 1. Merkwürdige Wirkung



des Blitzes auf den menschlichen Körper. 2. Blitzschläge in Prag. 3. Blitzschlag zu Tuttlingen im Würtembergischen. 4. Ueber Blitz und Blitzableiter. XLVI. Feuersgefahren. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) 1. Der Brand in Weißenstadt im Bayreuthschen. 2. Brand zu Stotzingen im Würtembergischen durch Selbstentzündung des Grummets. 3. Der endlich entdeckte, ruchlose, alte Brandstifter in Ungarn. 4. Der bestrafte junge Brandstifter. 5. Mit dem Löschen des Feuers ist die Gefahr noch nicht abgewendet. 6. Brandunglück im Hannöverschen. 7. Ein Kind verbrennt in Breslau aus Nachlässigkeit. 8. Ueber hundert Personen verbrennen aus Nachlässigkeit eines alten Küsters. 9. Der Brand in Gneß und Feodnitten in Steyermark. 10. Der Brand von Streberdorf in Oestreich. 11. Noch mehrere Brand-Schreckensscenen im Oestreichischen. 12. Brand in Schaffa in Mähren. 13. Ein höchstes Generalrescript an sämmtliche deutsche Dorfschaften in Brandsachen. 14. Aufforderung zu Vorschlägen wegen neuer Erfindungen und Verbesserung der Feuerlösch-Anstalten. 15. Ueber Menschenrettung aus brennenden Häusern. 16. Der Löschwisch, der einfachste und wohlfeilste Feuerlöscher. 17. Leonhards Rettungsmaschine in Berlin. 18. Feuerlöschproben. XLVII. Die Mühlen. XLVIII. Der musterhafte Schultheiß im Nassauischen. XLIX. Aberglauben und Vorurtheile. 1. Die behexten Schweine. 2. Der Schatzgräber im J. 1823, wörtlich wahr. 3. Ein auf dem Wege gefundener Brief. 4. Der philosophische Zettel. L. Der blinde Bildhauer Kleinhanns. LI. Lebensrettungen. 1. Eines Kindes in Frankfurt. 2. Eines Knaben in Wien. 3. Zweyer Handwerksburschen in Kopenhagen. LII. Unglücksfälle. (Fortsetzung vom vorigen Jahre.) A. Durch Wasser: 1. In Frankreich. 2. In Preußen. 3. Im Badenschen. 4. Im Norwegischen. B. Durch Einsturz in Frankreich. C. Durch Gift: 1. Im Hildburghausischen. 2. Im Preußischen. 3. Ueber Vergiftung an sich gesunder Nahrungsmittel durch kupferne Kessel. D. Durch Luft: 1. Zu Kalbe im Preußischen durch Gewalt der Dämpfe. 2. In England durch Stickluft. 3. In Bayern durch Stickluft. 4. Im Preußischen durch Stickluft. 5. Durch Kohlendampf: a. In Wien. b. In Sicilien. 6. In Frankreich durch brennbare Luft. 7. Im Würtembergischen durch Kohlensäure. — Schutzmittel gegen Kohlensäure in Kellern von D. Monheim in Aachen. — Seitenstück von dem Thierarzt Hanenschild in Oestreich. E. Durch Sturm in den Niederlanden. F. Durch Pulver und Gewehr: 1. In Bayern. 2. Im Weimarischen. 3. Im Preußischen. G. Durch thierisches Wuthgift: 1. In Bayern. 2. Im Eisenachischen. 3. Merkwürdiger Vorfall mit einem tollen Fuchse. H. Durch Schreck in England. I. Durch Volksgedränge in Berlin. LIII. Empfehlenswerthe Schriften. LIV. Schlußwort.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen:

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von Dr. Theodor Hartleben. September 1824.

Neue allgemeine politische Annalen. Vierzehnter Band, Erstes Heft.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser; herausgeg. v. C. C. André. Oktober 1824.

Polytechnisches Journal, eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft rc., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Fünfter Jahrgang, September 1824.

Uebersetzungs-Anzeige.

In unserm Verlage erscheint binnen Kurzem eine deutsche Uebersetzung von

Le Gil Blas de la revolution par Picard. 5 Vol.

Josef Max und Komp. in Breslau.

Bey J. J. Bohné in Kassel sind so eben folgende interessante Schriften erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Döring, Dr. G., Freykugeln. Prosaische und poetische Schüsse in Erzählungen, Gedichten und Novellen. 8. Kassel, 1824. 1 Rthlr. 10 gr. oder 2 fl. 33 kr.

Humoristische Nachtwachen des ehemaligen brittischen Majors Humphrey Ravelin Esq. Der zweyten Ausgabe des Originals frey nachgebildet von C. von S. 8. Ebend. 1824. 1 Rthlr. 20 gr. oder 3 fl. 18 kr.

Letzteres Werkchen ist insbesondere auch für den gebildeten Militär von vielem Interesse.

Berlin, im Verlage von Duncker und Humblot ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anekdoten-Almanach

auf das Jahr 1825. (Sechzehnter Jahrgang.)
Herausgegeben von K. Müchler.
Mit 1 Kupf. geb. 1 Rthlr. 8 gr.

Ferner ist daselbst erschienen:

Blum (Carl) Vaudevilles für deutsche Bühnen und gesellige Zirkel; nach dem Franz. bearbeitet. (Enthaltend: Der Schiffskapitän. — André. — Die Heirath im zwölften Jahr. — Gänserich und Gänschen. — Der Bär und der Bassa.) 12. Nebst zwey Musikbeylagen. geb. 1 Rthlr. 8 Gr.

Rellstab (L.) Karl der Kühne. Trauerspiel in 5 Aufz. 12. geb. 16 gr.

Müchler (K.) Vergißmeinnicht. Sammlung auserlesener Stellen aus deutschen, griechischen, römischen, englischen, italiänischen und französischen Schriftstellern, in der Originalsprache mit deutscher Uebersetzung. Ein Taschenbuch, vorzüglich zum Gebrauch für Stammbücher. 18 Bändchen. Dritte verbesserte Auflage. 18.

mit Kupf. geh. 1 Rthlr. (Alle drey Bände zusammen, sonder gebunden, 3 Rthlr.)

Scott (Walter) Quintin Durward. A. d. Engl. übersezt (mit historischen Anmerkungen) von G. H. Spiker. 3 Bände. 12. geh. 3 Rthlr.

Nachricht wegen Krafts deutsch-lateinischem Lexikon.

Der 2te Band wird wegen grösserer als vermutheter Stärke erst Anfang Decembers und damit die ganze sehr stark vermehrte Ausgabe beendet, was jezt bestimmt übersehen werden kann. Bis zum Erscheinen gilt zwar der billige alte Pränumerationspreis von 5 Rthlr. oder 9 fl. rhein. (wobey die 6ten und bey 15 die 5ten Exemplare bey mir frey gegeben werden), wird jedoch nur den, bis Ende November gemachten Bestellungen garantirt, so wie die Aufnahme in das Pränumeranten-Verzeichniß. Zugleich mit Erscheinen tritt (wie ich es stets halte) der Ladenpreis ein.

Leipzig, Ende Oktobers 1824.

Ernst Kleins Comptoir.

Bey Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Orphea,
T a s c h e n b u c h
für 1825.

Zweyter Jahrgang.

Mit acht Kupfern nach Ramberg zu Mozarts Don Juan.

Taschenformat. Gebunden mit Goldschnitt, in Futteral. Preis: 2 Rthlr. Conv., od. 3 fl. 36 kr. Rhein.

Inhalt: I. Der Vertraute. Erzählung von Wilhelm Blumenhagen. — II. Der Purpursegen. Erzählung von Gustav Schilling. — III. Das Riesenkind. Gedicht von Carl Streckfuß. — IV. Die Jungfrau von Bernstein. Eine Sage. Erzählt v. C. Mahrbach. — V. Zwey Balladen von Ernst Raupach. — VI. Juliette. Erzählung in Briefen von Friedr. Kind. — VII. Der Renegat. Erzählung von Ernst Raupach. — VIII. Der Keuschheitsmantel. Ballade von Wilhelm Gerhard. — IX. Der Diener des Augenblicks. Erzählung von K. G. Prätzel.

Dieses Taschenbuch wurde im vorigen Jahre mit einer Kupfergallerie aus dem Freyschützen eröffnet, und fand bey seinem ersten Erscheinen eine günstige Aufnahme. Um so mehr ließ es die Redaction sich angelegen seyn, der Fortsetzung durch innern Gehalt und ein geschmackvolles Aeußere gleichen Beyfall zu sichern. Der vorige Jahrgang ist noch für denselben Preis von 2 Rthlrn. in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Bey B. F. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der poetische Nothhelfer
und theilnehmende Sänger

an Geburts-, Namens-, Neujahrs- und Stiftungstagen, beym Confirmations-, Kindtauf- und Hochzeitfeste, bey Jubelhochzeiten und Polterabenden, an den Gräbern geliebter Personen, bey Abschied und Trennung, bey Empfang und Anwesenheit hoher Personen, bey Beförderungen, bey Uebersendung von Geschenken, bey den Herzensangelegenheiten der Liebenden und bey allen übrigen durch eine poetische Weihe zu feyernden Gelegenheiten des menschlichen Lebens. Nebst einem Anhange passender Gelegenheitsgesänge, sinnreicher Stammbuchsaufsätze und auserlesener Grabschriften. Herausgegeben von M. Thieme. gr. 12. in eleg. Umschlag geheftet. 1 Rthlr., oder 1 fl. 48 kr.

Für die Freunde Dresdens und seiner Umgebungen ist so eben bey uns erschienen:

Umsicht auf der Kuppel der Frauenkirche in Dresden; zwey große Blätter, aufgenommen, gezeichnet und gestochen vom Professor C. A. Richter, nebst Beschreibung, 2 Thlr. Dasselbe mit einem nach der Natur colorirten Blatt 5 Thlr.

Beyde Ausgaben sind auf sichere Bestellung durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ulm, Ludwigsburg von uns zu bekommen.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

In der Keyserschen Buchhandlung in Erfurt ist neu erschienen:

Dr. C. F. L. Wildberg

Lehrbuch
der gerichtlichen Arzneywissenschaft
zum
Gebrauch academischer Vorlesungen.

(gr. 8. 36 Bogen. Preis: 2 Rthlr.)

und in allen Buchhandlungen zu haben.

Mädchen-Erziehungs-Anstalt in Paris.

L'institution de jeunes demoiselles, dirigée depuis treize ans par Mme. D'Aubrée, rue du pot de fer St. Sulpice, Faubourg St. Germain, à Paris, a été transférée, le 1er de ce mois, rue du Harlai No 9. au marais près le boulevard. Cette dernière maison a été occupée par un établissement semblable, fondé, il y a plus de trente ans, par Mme. de Maucler ancienne abbesse de l'abbaye royale, du calvaire de la fere, à laquelle avait succédé feu Mme. de Ryan sa nièce.

Octobre 1824.

Bey G. D. Bädeker in Essen sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blätter, militärische. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von F. W. v. Mauvillon. Jahrg. 1824. 7 Rthlr. 12 gGr.

Reise eines deutschen Artillerie-Offiziers nach Griechenland und Aufenthalt daselbst vom August 1822 bis Juni 1823. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen desselben bearbeitet von F. W. v. Mauvillon. broch. 18 gGr.



Tappe, C. H., Punkte, oder Anfangsgründe im Zeichnen. Mit 12 Steintafeln. 20 gGr.
Dessen das Bild von Atom, oder Grundriß der Zeichenkunst. Mit 12 Steintafeln. 20 gGr.

Bey Ernst Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Vollständige

Englische Sprachlehre

für den ersten Unterricht
sowohl, als
für das tiefere Studium
nach
den besten Grammatikern und Orthoepisten: Beattie, Harris, Johnson, Lowth, Murray, Nares, Walker u. A. bearbeitet, und mit vielen Beyspielen aus den berühmtesten englischen Prosaikern und Dichtern der ältern und neuern Zeit erläutert
von

J. G. Flügel.

8. Broschirt. Preis 1 Rthlr. 10 gr.

Welchen Zwecken diese neue englische Grammatik entsprechen soll, und mit welchen Hülfsmitteln das Werk bearbeitet wurde, erklärt schon der Titel im Allgemeinen; läßt aber den neuen Plan der Zusammenstellung, den Reichthum der Materien, so wie den kritischen Geist ihrer Behandlung keineswegs errathen. Daß hier etwas ganz Vorzügliches geleistet wird, bleibt der Prüfung und Anerkennung aller Urtheilsfähigen überlassen. Druck und Papier werden an die Produkte der englischen Pressen erinnern.

Schriften über Homöopathie, für Aerzte u. Nichtärzte.

Vom D. S. Hahnemann sind nunmehr wieder neu vermehrt und verbessert erschienen:

S. Hahnemann, Organon der Heilkunst. 3te verm. und verb. Aufl. gr. 8. mit dem Bildnisse des Verfassers. Velinpap. 2 Thlr.
Dasselbe in französischer Sprache, übersezt von H. v. Brunnow. gr. 8. 2 Thlr.
— — reine Arzneymittellehre. 2ter Band, mit einer Abhandlung: Geist der homöopathischen Heillehre. 2te verm. Aufl. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
Die 2te verbesserte Auflage des Ersten Bandes erschien im vorigen Jahre und kostet ebenfalls 2 Thlr. 12 Gr.

Diese Schriften sind in allen Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ulm, Ludwigsburg für die beygesezten Preise zu bekommen.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Herabgesezte Bücherpreise.

Um den vielfältig an uns ergangenen Ersuchen, untenstehende Bücher im Preise herabzusetzen, zu willfahren, und dadurch auch die unbemittelten Gelehrten in Stand zu setzen, sich dieselben anschaffen zu können, haben wir uns entschlossen, die Preise dieser bis Michaelis 1825 auf die Hälfte herabzusetzen.

Meusel, J. G., das gelehrte Teutschland, oder Lexicon der jezt lebenden teutschen Schriftsteller, 4te Auflage. 1r bis 4r Thl., nebst 13 Nachträgen, sonst 30 Rthlr. 12 ggr. jezt — 15 Rthlr 6 ggr.
desselben Werkes fünfte stark vermehrte Auflage, 1r bis 16r Bd. sonst 30 Rthlr. 12 ggr. jezt — 15 Rthlr. 6 ggr.
Meusel, J. G., das gelehrte Teutschland, oder Lexicon der teutschen Schriftsteller im 19ten Jahrhundert, nebst Supplementen zur 5ten Auflage desjenigen im 18ten, 1r bis 4r Bd. sonst 7 Rthlr. jezt — 3 Rthlr. 12 ggr.

Lemgo, im October 1824.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Bey Friedr. Franckh in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben
Ferdinands des Siebenten,
Königs von Spanien.
Aus dem Englischen
des Michael J. Quin
übergetragen
von
Friedrich Ritter.
Mit Ferdinands Bildniß.
gr. 8. broschirt 2 fl. 42 kr.

Dieses aus sichern Quellen geschöpfte und mit Urkunden belegte Werk eines spanischen Rechtsgelehrten gibt nicht nur die hellsten Aufschlüsse über den Charakter und die Handlungen des gegenwärtigen Königs von Spanien, sondern berichtet auch Alles getreu, was sich mit demselben vor und auf seiner Reise nach Valençay und von seinem Aufenthalte daselbst, bis zum Ausbruche der spanischen Revolution zugetragen hat. Indem es mit eben so viel Freymuth als Unpartheylichkeit und Wahrheit die Umgebungen des Monarchen schildert, und von manchen Begebenheiten die geheimsten Triebfedern aufdeckt, beleuchtet es die Ereignisse eines Landes, welches seit mehr als einem Jahrzehent die Aufmerksamkeit aller Publiker auf sich gezogen hat, und liefert somit merkwürdige Materialien für einen künftigen Geschichtschreiber der jetzigen Zeit.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Ewald, J. L., (weil. Kirchenrath) Christliche Erweckungen am Morgen und Abend, in Freuden und Leiden, in Gesundheit und Krankheit; auch Fest-, Abendmahls- und Erndtebetrachtungen. Dritte vom Superintendenten Kreiger in Dransfeld verbesserte Auflage. 8. (11 Bogen). 4 ggr.

Die erfreuliche allgemeinere Aufnahme, welche Erbauungsbücher unter allen Ständen jezt finden, hoffen wir durch dieses Buch noch zu befördern, indem der würdige Herausgeber dieser neuen zweckmäßigen Bearbeitung auf die uneigennützigste Weise dazu beygetragen hat, für selbiges diesen ungewöhnlich geringen Preis ansetzen zu können.

Hahn'sche Hofbuchhandlung.

Nro. 39.

Intelligenz - Blatt.

1 8 2 4.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen wird in wenigen Tagen gleichzeitig mit dem Original erscheinen:

Gespräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch geführt während eines Aufenthalts zu Pisa in den Jahren 1822 und 1823. Von Thomas Medwin Esq. vom 24. leichten Drag. Reg., Verfasser des „Ahasverus." Aus dem Engl.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist so eben erschienen:

Manuskript von Achtzehn hundert und dreyzehn, oder kurze Darstellung der Begebenheiten dieses Jahres; ein Beytrag zur Geschichte des Kaisers Napoleon, vom Baron Fain, vormaligem Kabinets-Sekretär. Aus dem Französischen übersetzt. 2r Bd. Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Von Goethe. Zweyten Bandes zweytes Heft. Mit drey Kupfern. Preis 2 fl.

Inhalt des Morphologischen Heftes. — Irrwege eines morphologisirenden Botanikers, von Hrn. Nees von Esenbeck. — Von dem Hopfen und dessen Krankheit, Ruß genannt, vom Herausgeber, von Nees v. Esenbeck, von Bergmeister Lösch. — Grundzüge allgemeiner Naturbetrachtung, von Dr. Carus. — Die Lepaden. — Das Sehen in subjectiver Hinsicht, von Purkinje; Auszug mit Bemerkungen des Herausgebers. — Ernst Stiedenroths Psychologie. — [illegible] von der Hasenscharte. — Das Schädelgerüst aus sechs Wirbelknochen auferbaut. — Vergleichende Knochenlehre, Beyspiele älterer Behandlung, sämmtlich vom Herausgeber. — Preussische Gestüt-Pferde von Bürde, Würtembergische Gestüt-Pferde von Kunz, aufgeführt von D'Alton. — D'Altons Skelette der Nagethiere. — Genera et species palmarum von Martius; Reisebeschreibung der Letztern in Brasilien, Physiognomik der Pflanzen, betrachtet vom Herausgeber.

Inhalt des Naturwissenschaftlichen Heftes. — Die Basaltsteinbrüche am Rückersberge bey Oberkassel am Rhein, von Hrn. Nöggerath. — Zur Geognosie und Topographie von Böhmen. — Fahrt nach Pograd. — Ueber die Auffindung und den Fortgang des Freyherrl. von Junker-Bigattoschen Bergbaues auf der St. Amalien-Silberzeche zu Sangerberg, von dem Eigenthümer. Schreiben an Hrn. von Leonhard, von dem Herausgeber, von 1807. — Freymüthiges Bekenntniß. — Auszug eines Schreibens des Hrn. von Eschwege, Lissabon den 2. Juni 1824. — Recht und Pflicht. — Durch das Gas des Marienbrunnens angegriffenes Grundgebirg. — Gestaltung anorganischer Massen. — Catalogue raisonné des variétés d'Amphibole et de Pyroxène provenants du Wolfsberg en Bohême par Mr. Fr. Soret. — Der Wolfsberg. — Uralte neuentdeckte Naturfeuer- und Glutspuren. — Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen. — Witterungslehre. — Ueber die Gewitterzüge in Böhmen, von Hrn. Grafen Caspar von Sternberg. — Die Meteorologischen Anstalten des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, von Dr. Ludwig Schrön.

Neue Schriften für Mineralogen.

Von Fr. Mohs ist nun der zweyte und letzte Band von dem **Grundriß der Mineralogie**, mit zehn Folio-Kupfertafeln erschienen, und in allen Buchhandlungen für 5 Thlr. zu bekommen.

Der erste Band, mit vier Folio-Kupfertafeln, erschien im Jahre 1822 zu 4 Thlr.

Beyde Bände sind zu 9 Thlr. in allen Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ulm, Ludwigsburg zu bekommen.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Anzeige.

Von Bürger's sämmtlichen Werken, herausgegeben von Karl von Reinhard, ist nunmehr auch der siebente und letzte Band bey mir erschienen. Statt aller weitern Empfehlung dieser Ausgabe berufe ich mich auf das Urtheil von Goethe, welcher in einem in der Vorrede zu diesem Bande abgedruckten Briefe an den Herausgeber sagt: „daß keine Büchersammlung eines ächten Literatur-Freundes auch nur in historischer Hinsicht einer so interessanten Mittheilung entbehren könne."

Der Preis dieser 7 Bände ist auf Velinpapier in 8. . . . . 5¼ Rthlr.
und auf schönem Velinpapier in gr. 8. . 8¼ —

Berlin im Oktober 1824.

C. H. G. Christiani.

Bey G. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Die Kunst zu walzen von Engelmann. 12. Geheftet. Preis 7½ Sgr. od. 6 gr. Conv. od. 27 kr.

In unserm tanzlustigen Zeitalter möchte wohl eine gründliche Anweisung, leicht und schön zu walzen, eine nicht unwillkommene Erscheinung seyn; denn unter allen Tänzen nimmt ja doch der Walzer die erste Stelle in Deutschland ein, und schön zu walzen — ist gewiß auch etwas Schönes.

Neue Schriften, welche in der Stettin'schen Buchhandlung in Ulm erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Anekdoten- und Exempelbuch, historisch-literarisches. Charakteristische Züge von Witz und Aber-



witz, Klugheit und Thorheit, Tugend und Laster; aus dem Leben gelehrter und ungelehrter, berühmter und berüchtigter Menschen. Nebst vielen unterhaltenden Beyträgen zur Sitten- und Kulturgeschichte für Leser aus allen Ständen. 16 Bdchen. 8. brosch. 2 fl. 15 kr.

Baur, S., Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker- und Sittengeschichte alter und neuer Zeit. Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für alle Stände. 6r Bd. 8. brosch. 2 fl.

— — Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen. Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt. 1r Band, neue verbesserte Auflage. gr. 8. 2 fl.

Briefe über die General-Synode zu Ansbach 1823. Von einem Beobachter. 8. brosch. 24 kr.

Das Buch der Liebe, oder die Kunst durch Liebe glücklich zu seyn und glücklich zu machen. Allen zärtlichen Jünglingen und Mädchen, allen liebenden Frauen und Männern geweiht von C. Heinrich. 12. brosch. 54 kr.

Conz, C. Ph., Gedichte, neue Sammlung. 8. 2 fl. 30 kr.

Dresch, Dr. L. von, Geschichte Deutschlands seit der Stiftung des Rheinbundes. 16 Buch 1ste Abtheilg. Deutschland in der Periode des Rheinbundes; von der Stiftung desselben bis zum Kriege mit Oestreich 1809. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Ebner, G. Fr., kurze und gründliche Anweisung zum Flachsbau, oder Rathgeber für denkende Landleute, welche den Flachsbau auf eine vortheilhafte und nützliche Art betreiben und denselben zum höchstmöglichsten Ertrage bringen wollen. 8. brosch. 12 kr.

Emporkömmling, der gestürzte, oder die Heirath durch List. Ein Original-Lustspiel in 5 Aufzügen, von Arnim. 8. 48 kr.

Gräter, F. D., zerstreute Blätter, zweyte Sammlung. 8. 3 fl.

Höck, Dr. J. C. A., statistische Darstellung der Landwirthschaft in den deutschen Bundesstaaten. Nebst einem Grundriß der Landwirthschafts-Polizey und der Statuten mehrerer land- und forstwirthschaftlichen Vereine und Bildungsanstalten. gr. 8. 1 fl. 45 kr.

Hypochondrist, der, ein Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Willibald. Allen Hypochondristen in Deutschland gewidmet. 8. 1 fl.

Jobler, C. G., Geschichte, Land- und Ortskunde der souveränen deutschen Fürstenthümer Hohenzollern, Hechingen und Sigmaringen. Beyträge zur Geschichte von Schwaben. Aus gedruckten und geschriebenen Quellen für Freunde vaterländischer Geschichte gesammelt. 8. 1 fl.

Martens, G. von, Reise nach Venedig, über Ulm, Wien und Triest. 2 Thle. Mit 1 Karte, 3 Kupfern und 7 lithogr. Abbildungen. gr. 8. 9 fl.

Moichinger, J. W., deutliche und gründliche Anweisung zum Rechtschreiben, dem Gebrauche in deutschen Schulen gewidmet. gr. 8. 40 kr.

Rösling, Ch. L., der Galvanismus aus dem Dunkel ins Licht hervorgezogen. 2 Theile. Mit 6 Tafeln. gr. 8. 9 fl.

Schaul, J. B., italienische Grammatik für Frauenzimmer. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Schmidt, M. J., Geschichte der Deutschen. Fortgesetzt von Dr. L. von Dresch. 23r Theil, oder neuere Geschichte 17r Theil. Enthaltend: Deutschlands Geschichte in der Periode des Rheinbundes; von der Stiftung desselben bis zum Kriege mit Oestreich 1809. (Für die Besitzer der Ulmer und Wiener Ausgabe.) gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Schwarz, Math., was kann ein Schullehrer in seinem gesetzlichen Wirkungskreise zur religiösen Bildung seiner Schulkinder beytragen? Eine gekrönte Preisschrift. Nach seinem Tode zum Besten der verwaisten Familie zum Druck befördert von Joh. Schwarz. 8. 48 kr.

Seutter, J. G. Freyh. von, die Staatswirthschaft auf der Grundlage der Nationalökonomie und ihrer Anwendung auf innere Staatsverwaltung, und der Begründung eines gerechten Steuer-Systems. 3 Bde. gr. 8. 9 fl.

Weisser, F., Muse und Muße. In einem Kranz von Erzählungen, Lustspielen, Satyren und vermischten Aufsätzen. 8. 2 fl. 30 kr.

Wirth, M., die Pharisäer. Ein Beytrag zum leichtern Verstehen der Evangelien und zur Selbstprüfung. 8. 1 fl. 15 kr.

In Commission.

Anbreiens, G. G., Musikdirektors und Organisten am Münster zu Ulm und der allgemeinen schweizerischen Musikgesellschaft ordentliches Ehrenmitglied, Leben, Meinungen und Schicksale, von ihm selbst beschrieben. Mit 1 Titelkupfer. 8. 2 fl.

So eben ist fertig geworden:

Alpenrosen,

ein Schweizer-Almanach auf 1825.

Preis 3 fl. 30 kr. Gute Ausgabe 4 fl. 20 kr.

Ferdinand Bosalli in Frankfurt.

Bey Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben (Preis 2 Thlr. in Maroquin 3 Thlr. 18 Gr.):

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1825.

Mit 12 Kupfern und Musik.

Inhalt: der neue Pygmalion, Novelle von K. Immermann; die Deportirten, von L. Schefer; der Apollo von Belvedere, von Fr. von Gaudy. — Gedichte von W. Müller, W. Gerhard, Fr. Rückert, Castelli, Hallrich, Kuhnel, Petrik, Seidel, Wendt u. a. m.

Die vollständige Folge dieses Taschenbuches 1791 bis 1824, oder 33 Jahrgänge, herausgegeben von W. G. Becker, Fr. Kind und A. Wendt, kostet neu gebunden mit Goldschnitt 22 Thlr. 16 Gr.; die neuesten vier Jahrgänge 1821 bis 1824 besonders, mit Beyträgen von H. Clauren, L. Tiek, Helmina von Chezy u. a. m., zusammengenommen kosten anstatt 7 Thlr. 8 Gr. nur 2 Thlr. 10 Gr.

Neue Schrift für Tabackfabrikanten.

W. Schmidt, Die Tabacksfabrikation der Franzosen und Holländer, verbunden mit der Tabacksbereitung der Deutschen; nach den neue-

sten Entdeckungen der Chemie und einer 20jährigen Erfahrung. gr. 8. 2 Thlr.

In allen Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ulm, Ludwigsburg zu haben.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Uebersetzungs-Anzeige.

Von dem vor Kurzem in England erschienenen Werke:

„Italy and the Italians in the Nineteenth Century by A. Vieusseux“ 2 vols.

erscheint nächstens eine, von dem Herausgeber der „Originalien“ Georg Loß, gefertigte deutsche Bearbeitung in unserem Verlage, welches wir zur Vermeidung von Collisionen hiedurch anzeigen.

Berlin, im October 1824.

Beerlus-Buchhandlung.

Für Lesezirkel, Leihbibliotheken.

Bey J. J. Bohné in Cassel sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Osmond, oder der Sturm der Leidenschaft. Ein Roman. Frey nach dem Engl., von Georg Loß. 2 Thle. 8. 1823. 2 Rthlr. 16 gr., od. 4 fl. 48 kr.

Blumauer, K., Erichs Erzählungen im geselligen Abendkreise. 8. 1823.
1 Rthlr. 8 gr., oder 2 fl. 24 kr.

Oehlenschläger, Tordenskiold. Drama mit Gesängen von G. Loß. 8. 1823.
16 gr., oder 1 fl. 12 kr.

Bey B. F. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Statistische, politische und historische
Beschreibung
der
Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Nach dem Englischen des Dr. B. Warden, frey übersetzt und bearbeitet von J. G. F. Cannabich. gr. 8. Preis 2 Rthlr., oder 3 fl. 36 kr.

Für alle, welche für die Vereinigten Staaten ein wissenschaftliches, merkantilisches oder persönliches Interesse haben, war das Warden'sche Werk, als das neueste, reichhaltigste, geordnetste und vollständigste beynahe unentbehrlich. Aber bey der Stärke von 5 dicken Banden und bey einem Preise von 2 Pfund Sterling und 2 Schilling war es besonders den der englischen Sprache Unkundigen nicht zugänglich. Der Verleger glaubte also ganz nach den Wünschen des Publikums zu handeln, wenn er einen anerkannt tüchtigen Geographen zu einem Auszug veranlaßte. In diesem Auszug ist nicht nur alles Wesentliche des Originals treu wiedergegeben, sondern durch die ausgebreiteten Kenntnisse des Herrn Uebersetzers und durch die vielen ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel hat diese Uebersetzung selbst noch manchen bedeutenden Vorzug vor dem Original erhalten, und verdient um so mehr die allgemeine Aufmerksamkeit, da hier die vollständige Beschreibung eines Landes geliefert wird, welches jezt zu einer solchen Ausdehnung angewachsen ist, daß erst eilf Länder von der Größe Frankreichs ihm an Flächeninhalt gleichkommen würden, welches nicht aus unfruchtbaren Steppen und aus von Kälte starrenden oder von Sonnenglut verbrannten Landstrecken, sondern aus fruchtbaren, größtentheils gut angebauten Gegenden in dem schönsten und gemäßigtsten Klima bestehet. Und was wird dieser Staat, dessen Kräfte sich kaum zu entwickeln angefangen haben, der einen solchen Reichthum an Hülfsmitteln vereinigt, erst in Zukunft werden, da er jezt schon der zweyte Handelsstaat der Welt ist und dessen merkwürdige Regierungsform seine Bewohner so ungemein begünstigt.

Neue schöngeistige Schriften.

C. Weisflog, Phantasiestücke und Historien, 4 Theile, 5 Thlr. 6 Gr. sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ulm, Ludwigsburg zu haben.

Deßgleichen:

Salvator Rosa und seine Zeit, aus dem Engl. der Lady Morgan von Th. Hell. 2 Thle. 2 Thlr. 6 Gr.

Fr. Laun, Myrthenzweige. Die ersten Drey. 8. Velinp. 1 Thlr.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

So eben ist bey L. Oehmigke in Berlin erschienen:

Castaing der zweyfache Giftmischer; nach französischen Aktenstücken bearbeitet vom Dr. L. Hoffmann. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 6 gr. (1 Rthlr. $7\frac{1}{2}$ Silb.)

Der Gegenstand dieses Werkes ist von solcher Wichtigkeit, daß er ohne Zweifel das Interesse des gesammten gebildeten Publikums in Anspruch nimmt. Sowohl der Psycholog als der Jurist werden hierin Stoff zu mannichfaltigen Betrachtungen finden, und da dasselbe seinem Inhalte wie seiner Sprache nach eine sehr angenehme Unterhaltung gewährt, der Preis auch mäßig gestellt ist, so wird es zur Anschaffung in Leihbibliotheken sehr empfohlen.

Von den so beliebten und mit so allgemeinem Beyfall aufgenommenen

Phantasiegemälden
von
Dr. Georg Döring

ist so eben der dritte Jahrgang für 1825 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Der Preis ist 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Frankfurt a. M. im October 1824.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.



So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

K. Keller.

die Gloganischen Rathsherrn,

eine Erzählung aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.
Leipzig bey Friedrich Fleischer 1824.
Preis 1 Rthlr. 4 gr.

Wem sonst die lebhaften Schilderungen aus der schlesischen Vorzeit des unvergeßlichen Van der Velde erfreuten, dem wird auch dis obige mit demselben regem Interesse erfüllen, und hier wie dort beym Schlusse des Buches den Wunsch lassen, daß der Verfasser sich bald wieder mit einer Gabe seiner Muse einfinden möge.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen sind.

Auber, Arien aus der Oper: Der Schnee. Wenn unterm Eis die Fluth erstarrt. Mit Guitarre-Begleitung. 16 kr.
— — aus derselben Oper: Ringsum in dem Pallaste. Mit Guitarre-Begleitung. 16 kr.
Bech, C. F., Variat. f. Pfte. 36 kr.
Diehl, C., Rheinweinlied aus Brauns Rheinfahrt f. Guit. oder Pfte. 16 kr.
Sieben Favorit-Walzer fürs Pfte., Donau-Walzer benannt, jeder 8 kr.
Drey Favorit-Walzer f. Pfte. aus der Oper: der Schnee, jeder 8 kr.
Horetzky, F., 6 brill. Walzer f. Guit. Op. 10. 16 kr.
Kiefer, C. J. M., Gesänge f. Jagdliebhaber mit Guit. Begleitung. 45 kr.
Kuffner Jos., Portrait gravirt von Schalch. 48 kr.
Rossini, Oper Richard et Zoraide als Quart. f. 2 Violinen, Alt et Violcllo von Kufner arrang. 8 fl. 6 kr.
— — Dieselbe f. Flöte, Violine, Alt et Violcello 8 fl. 6 kr.
Roy, C. E., Trompeten-Schule, für Trompete mit und ohne Klappen 3 fl.
Voigt, C. L., Uebungen für Violello mit Beglt. eines 2ten Violclls. Op. 13. 1 fl. 12 kr.

Bey Mörschner und Jasper in Wien ist so eben erschienen:

Johann Pfeiffers

lyrische und epigrammatische

Bagatellen

in 12. Geheftet, Preis 16 gr.

Der Verfasser dieser Sinngedichte, welche sich durch Originalität, treffenden Witz, gediegenen Humor, eine feine Satyre, und was man überhaupt treffend nennt, auszeichnen, beurkundet durch die Herausgabe derselben seinen echten Beruf zu dieser, in Deutschland immer kärglicher gepflegten Gattung Gedichte. Dieser gerechten Anempfehlung werden alle Leser gewiß beystimmen.

Bey C. G. Hendel in Cöslin erscheint zu Ostern 1825 auf Subscription:

„Wie erzieht man Levkoiensaamen, der gefüllte Stöcke in Menge giebt, woran erkennt man ihn, und wie verschafft man sich davon Floren in höchster Vollkommenheit und Schönheit und von langer Dauer, sowohl im freyen Garten als in Töpfen?" Von F. H. A. Thiele. 8.
Druckp. 16 gr., od. 1 fl. 12 kr. Schrbp. 20 gr., od. 1 fl. 30 kr.

Wer vergebens darnach strebte, seine Levkoien in gewünschter Fülle zu erziehen, der findet hier das enthüllte Geheimniß, den sonst so seltenen und theuern Saamen selbst zu gewinnen. Eine genauere Anzeige nebst Inhaltsverzeichniß ist durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Es ist mir erfreulich, in Beziehung auf die früher angekündigte Ausgabe von

Joh. v. Müller's

Geschichten

Schweizerischer Eidgenossenschaft

denen, welche ein Interesse dafür haben, die angenehme Nachricht ertheilen zu können, daß diese neue Ausgabe durch ein bisher ungedrucktes Fragment aus dem literarischen Nachlasse des Verfassers eine Zugabe und daher Vorzüge vor allen frühern Ausgaben erhalten wird. Es ist dieß das vollständige 4te Kapitel des 5ten Buches, nebst den dahin gehörigen Anmerkungen, und umfaßt die J. 1489 — 99 bis zur Erklärung des Schwabenkrieges.

Ungeachtet dieser wesentlichen Bereicherung und der dadurch vermehrten Kosten finde ich mich dennoch veranlaßt durch die Umstände begünstigt, den früher festgestellten Preis von 5 Kronenthalern auf 4½ oder 6 Rthlr. 18 Gr. Sächsisch zu ermäßigen. Eine andere Ausgabe auf feinem weißen Papier wird 5½ Kr. Thl. und die auf Velinpapier 7 Kr. Thl. kosten. Der Ladenpreis wird ansehnlich erhöht werden.

Leipzig im Oktober 1824. G. Reimer.

J. A. Fromm, 160 erprobte Kunststücke und Mittel für Liebhaber der Physik, für Künstler, Handwerker und Landwirthe. 8. broch. 1 Thlr. 6 Gr. Dresden, Arnold'sche Buchhandlung.

Ein Recensent in der Leipziger Literaturzeitung 1824 No. 221 sagt davon: „Es zeichnet sich diese Sammlung vor ähnlichen, jezt in Menge erscheinenden, durch ungemein deutliche Beschreibung und sorgfältige Wahl aus, so, daß die empfohlnen Dinge ihrem Zwecke gewiß meistens entsprechen dürften."

In allen Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ulm, Ludwigsburg zu haben.

Bey R. Hölscher in Coblenz ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus.

Urkunden-Sammlung der Rhein- und Mosellande, der Nahe- und Ahrgegend und des Hundsrückens, des Maifeldes und der Eifel. Von Wilhelm Günther III. 1r Abtheilung mit 43 Siegelabdrücken.
(Enthält die Urkunden von 1300 — 1350.)
Preis 2 Rthlr.

Coblenz M. M. 1824.

Nro. 40.

Intelligenz-Blatt

1 8 2 4.

Dem für Erd-, Völker- und Staatenkunde sich interessirenden Publikum zeigen wir hierdurch an, daß der erste Heft der

H e r t h a,

Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde, unter Mitwirkung des Herrn Freyherrn Alexander von Humboldt, besorgt von Berghaus und Hoffmann,

unter der Presse ist und zu Ende dieses Jahres ausgegeben wird.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung wird in wenigen Tagen erscheinen:

Antommarchi, die lezten Augenblicke Napoleons. gr. 8. brochirt.

Las Cases sagt im 8ten Bd. seines Tagebuchs S. 358: „Ich hatte gehofft, mit Genauigkeit und Wahrheit die kleinsten Umstände der lezten Augenblicke des großen Mannes mittheilen zu können. Sie sind mir anfänglich sogar von einem der Männer angeboten worden, die ihm die Augen geschlossen hatten; ich habe aber nachher vernommen, daß derselbe sich die öffentliche Bekanntmachung dieser Umstände selbst vorbehalten hätte. Auf diese Art werden diese so interessanten und allgemein ersehnten Details für das Publikum nicht verloren seyn, das überdieß in dieser Beziehung, noch eine weitere Hoffnung in einem Manuscript des Doctor Antommarchi hat. Das Tagebuch dieses Gelehrten, das die zwey lezten Jahre seines erlauchten Patienten umfaßt, wird zur Vervollständigung der Schriften über das ganze Gefangenschaftsleben von Longwood dienen und zugleich wissenschaftlich alle Details der Krankheit und der Leiden des großen Mannes liefern. Dadurch dürfte die Bekanntmachung desselben von hohem Werth seyn."

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Manuscript von Achtzehn hundert und dreyzehn, oder kurze Darstellung der Begebenheiten dieses Jahres; ein Beytrag zur Geschichte des Kaisers Napoleon, vom Baron Fain, damaligen Kabinets-Sekretär. Aus dem Französischen. 1r Bd. gr. 8. broch. 2 fl. 36 kr.

Inhalt des ersten Bandes.

Erste Abtheilung. Der Kaiser kommt in den Tuilerien an. — Mallet's Verschwörung. — Erste Arbeiten im dem Konseil und im Kabinete. — Erste beschlossene Plane. — Unterhandlungen. — Verrath des Generals York. — Die Russen setzen über den Niemen. — Konkordat von Fontainebleau. — Fortsetzung der Ereignisse im Norden. — Die französische Armee zieht sich über die Oder, und später über die Elbe zurück. — Eröffnung der Sitzung des gesetzgebenden Körpers. — Darstellung der Lage des Reichs. — Preußens Abfall. — Fortschritte der Koalition. — Die Verbündeten machen Anstalt, über die Elbe zu gehen. — Abreise Napoleons. — Supplement zu der ersten Abtheilung. (Historische Urkunden.)

Zweyte Abtheilung. Der Kaiser kommt in Deutschland an. — Eröffnung des Feldzugs an der Saale. — Schlacht von Lützen. — Ankunft der französischen Armee zu Dresden. — Erster Aufenthalt zu Dresden. — Schlacht bey Bautzen und Wurschen. — Folgen der Schlacht bey Bautzen und Würschen. — Einzug in Schlesien. — Abschluß des Waffenstillstandes. — Supplement zu der zweyten Abtheilung. (Historische Urkunden.)

Neue Schriften.

Zu Las Cases Tagebuch über Napoleons Leben 2c., in 12 Bänden, mit einer Charte von St. Helena, sind nun noch zwey Bändchen Nachträge unter dem Titel:

Kritische Bemerkungen und noch nicht bekannt gemachte Anekdoten, zur nothwendigen Ergänzung und Berichtigung jenes Werkes;

erschienen und für 1 Thlr. 12 Gr. in allen Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ulm, Ludwigsburg zu haben. Alle 14 Bände kosten 11 Thlr. 6 Gr., wovon noch eine kleine Anzahl Exemplare vollständig zu haben sind bey der

Arnold'schen Buchhandlung in Dresden.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellung darauf an.

Bekanntmachung

die Aufnahme auswärtiger Zöglinge bey der Königl. Sächs. Akademie der bildenden Künste zu Dresden betreffend.

Die Anzahl derjenigen jungen Leute, welche sich um die Aufnahme unter die Zahl der Zöglinge bey der königlich sächsischen Akademie der bildenden Künste zu Dresden bewerben, steht durchaus in keinem Verhältniß mehr zu den in den akademischen Lehrsälen vorhandenen Räumen. Daher ist es unvermeidlich, daß den Bewerbern oft erst mehrere Monate nach ihrer Anmeldung der wirkliche Zutritt zu den akademischen Lehranstalten verstattet werden kann. Ein solcher Verzug hat sich als besonders drückend für diejenigen Kunst-Jünger ergeben, welche, von auswärtigen Orten sich deshalb hierher wendend, einen größern Theil der zu ihren Studien allhier und zu ihrem Unterhalt während deren Dauer, bestimmten Zeit und Mittel, unbenuzt für ihren Hauptzweck haben verzplittern müssen.



Die General-Direction der Königl. Akademie, darauf bedacht, diesem Uebelstande, so viel an ihr ist, zu begegnen, fordert deßhalb hierdurch alle diejenigen auf, welche, außerhalb Dresden und seinen nächsten Umgebungen einheimisch, in der Folge als Zöglinge in der Königl. Kunstakademie aufgenommen und des Unterrichts in selbiger theilhaftig zu werden wünschen, sich in Zeiten schriftlich an die General-Direction zu wenden, und bey derselben im Voraus anzufragen: ob? und zu welcher Zeit? sie als wirklich theilnehmende Zöglinge bey der Akademie der bildenden Künste allhier würden aufgenommen und zugelassen werden können?

Dieser Anfrage ist eine genaue Angabe

Ihres eigenen Namens;
Des väterlichen Namens und Standes;
Des Orts und Landes ihrer Geburt und ihres Aufenthaltes (mit Benennung der nächsten Post-Station und genauer Addresse, wegen ihrer Wohnung);
Ihres Geburts-Jahres und Tages;
Auch eine Bezeichnung derjenigen Vorschritte, welche sie vielleicht auf der künstlerischen Laufbahn bereits gemacht haben,

beyzufügen. Wer ohne solche vorgängige Anfrage, oder ohne die Antwort der General-Direction darauf abzuwarten, die Reise anher unternehmen sollte, würde es lediglich sich selbst zuzuschreiben haben, wenn er wie solchenfalls fast nicht ausbleiben könnte, entweder ohne seinen Zweck zu erreichen, längere Zeit hier verweilen, oder wohl gar ganz unverrichteter Sachen wieder abreisen müßte.

Dresden, am 10ten November 1824.

Graf Vitzthum von Eckstädt
Hofmarschall in aufhebender General-Direction
der Königl. Sächs. Akademie der bildenden Künste.

Bey B. F. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbuch aller neuen wichtigen Erfindungen und Entdeckungen, sowohl in den Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken, als in der Land- und Hauswirthschaft. Mit Berücksichtigung der neuesten deutschen, französischen und englischen Literatur. Herausgeg. v. H. Leng. Erster Jahrgang, enthält die Erfindungen vom Jahre 1822. gr. 12. Preis gebunden 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Dieses Jahrbuch hat die Bestimmung, die wesentliche Lücke auszufüllen, welche unsre Literatur seit dem Jahre 1810 durch das Aufhören des Busch und Bellermann'schen Almanachs der Erfindungen, zum Bedauern aller Liebhaber gehabt hat, denn, welchem Gebildeten und welchem Culturfreund sollte es nicht erwünscht seyn, in einem solchen gemeinnützigen Jahrbuch die summarische Uebersicht aller Fortschritte im Reiche des menschlichen Wissens zu erhalten? und welchem Gelehrten, Künstler, Landwirth, Fabrikanten und practischen Handwerker sollte sie nicht von dem größten Nutzen seyn? Hier findet er ja alles mit Fleiß zusammengestellt, was in Hunderten von deutschen, französischen und englischen, oft so kostbaren, Werken, die er sich doch alle nicht verschaffen kann, umher zerstreut ist. Um der Gefahr zu entgehen, solche Erfindungen, die die Probe nicht halten, ohne Erfahrung aufzunehmen, sondern damit sie die erforderliche Reife erhalten, hat der Herr Herausgeber absichtlich 1 bis 2 Jahre verstreichen lassen und sich dadurch in den Vortheil einer strengern Auswahl und größern Vollständigkeit gesezt. Obgleich sich der größte Theil dieses ersten Jahrgangs mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt, so fehlt es darin doch nicht an neuen wichtigen Erfindungen für den Technologen, z. B. Verfertigung der damascirten Säbelklingen. Gesundheits-Glasuren für irdene, kupferne und eiserne Geschirre. Ueber die verschiedenen Stahllegierungen. Neuerfundene Thurmuhren. Flachs- und Hanf-Surrogat aus Hopfenranken. Das englische Bleichpulver. Ueber viele Verbesserungen in der Gerberey und Färberey. Wasserdichte Hüte. Mannichfaltige Anwendung der Knochengallerte ꝛc. ꝛc.

H. Claurens Schriften.

Von H. Clauren Scherz und Ernst sind bis jezt zwey Sammlungen, jede zu 10 Bänden, erschienen, welche zusammen 20 Thlr. kosten.

Zu Unterdrückung eines verstümmelten Wiener Nachdrucks wollen wir bis Ende d. J. den Preis derselben auf 15 Thlr. herabsetzen, wofür solche durch alle Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ulm, Ludwigsburg zu bekommen sind.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Verzeichniß

der neuen Verlagsbücher von Florian Kupferberg in Mainz, für 1824, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Curiositäten-Almanach, allgemeiner unterhaltender, auf alle Tage im Jahr. Herausgegeben v. Chr. Aug. Fischer. 1r Jahrg. 1825. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Es ist die Richtung des allgemeinen literarischen Bedürfnisses und Geschmackes, wodurch wir auf diese Unterhaltung geleitet worden sind. Wenn wir nämlich die große Masse von Freunden der encyclopädischen Unterhaltung und Belehrung überhaupt betrachten, dann die bedeutende Anzahl solcher Personen in Anschlag brachten, die nach neuen Ideen begierig, dennoch bey ihrer Lage und Stellung, blos fragmentarisch, gleichsam nur im Fluge zu lesen gezwungen sind, so schien uns allerdings ein solches tägliches Ideenmagazin, ein eben so gefälliges Bedürfniß als willkommenes Werk zu seyn. Wenn nun dieser Almanach die größte Mannigfaltigkeit, mit der Auswahl und die Annehmlichkeit des Vortrags, mit der Zierlichkeit des Aeußern und der Billigkeit des Preises verbindet, so schmeicheln wir uns vielleicht nicht zu viel, wenn wir hoffen, uns mit dem Beyfalle eines großen Publikums beehrt zu sehen.

Fabricius, Dr. F. G. A., medicinisch-gerichtlicher Fall der Tödtlichkeit einer penetrirenden Bauchwunde mit Vorfall und Verletzung. gr. 8. 4 gr. oder 15 kr.

Gratz, Dr., der Apologet des Katholicismus. Eine Zeitschrift zur Berichtigung mannigfaltiger Entstellung desselben. 5s und 6s Heft. gr. 8. 1 Rthlr. od. 1 fl. 36 kr.

Kepp, P. D., Lichenen-Flora von Würzburg, oder Aufzählung und Beschreibung der um Würzburg

wachsenden Flechten. Mit einer neuen Zusammenstellung der Gattungen und einer Erläuterung der Gattungsmerkmale begleitet. Mit 1 Steintaf. 10 gr. od. 45 kr.

Hoffmann, J. J. J., der mathematische Jugendfreund oder populäre Darstellung der Grundlehren der reinen und angewandten Mathematik. 1e Abtheil. 1r Band. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Auch unter dem Titel:

Hoffmann, J. J. J., der arithmetische Jugendfreund. 1r Band. 8.

Horst, G. C., Flora oder die Blumen in ihrer höheren Bedeutung. Ein Weihnachtsgeschenk für Jünglinge und Jungfrauen. 8. 16 gr. od. 1 fl.

Lehne, F., einige Bemerkungen über das Benehmen der gelehrten Gesellschaft zu Harlem, ihrer Stadt die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zu ertrotzen. Nebst einem Nachtrage, veranlaßt durch eine sogenannte Recension in der Hallischen Literaturzeitung. Zweyte Ausgabe. 8. 5 gr. od. 20 kr.

Muhl, G., der Volksunterricht in seiner Nothwendigkeit, so wie in seiner Einwirkung auf die Gesammtbildung des Menschen. Mit 1 Steintafel. gr. 8. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

Naubert, Dr., Königskerzen. Eine Sammlung romantischer und abentheuerlicher Erzählungen. 2 Theile, wohlf. Ausgabe. 8. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Rasenwoll, P., malerische Ansichten und Bemerkungen auf einer Reise durch Holland, die Niederlande, Baden, die Schweiz und Würtemberg. 2 Thle., wohlf. Ausg. 8. 1 Rthlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Starklof, Ludw., der verlorne Sohn. Ein Roman, 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 6 gr. od. 4 fl.

Stein, G. P. W., geographische Trigonometrie, oder die Auflösung der geradlinigen, sphärischen und sphäroidischen Dreyecke, mit ihrer Anwendung bey größeren geodätischen Vermessungen und der Projection der Charten, sowohl theoretisch als auch rein-analytisch dargestellt und mit einem Anhange über Winkelmeßinstrumente begleitet. Mit 8 Steintaf. gr. 4. 3 Rthlr. 16 gr. od. 6 fl. 36 kr.

Steininger, J., Bemerkungen über die Eifel und Auvergne. gr. 8. 5 gr. oder 27 kr.

Umpfenbach, Dr. H., die Lehre von dem Gleichgewichte und der Bewegung fester und flüssiger Körper, mit 6 Steintaf. gr. 8. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Wetzler, J. E., über Gesundbrunnen und Heilbäder. 3r Theil. 8.

Auch unter dem Titel:

Wetzler, J. E., über Gesundbrunnen und Heilbäder insbesondere oder Nachrichten über die vorzüglichsten Gesundbrunnen und Heilbäder in Böhmen. 8. 1 Rthlr. 20 gr. od. 3 fl. 18 kr.

Bey R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Neueste Blumensprache.

Eine Gabe, der Liebe und Freundschaft geweiht. Zweyte vermehrte Auflage. 12. Geheftet. Preis $7\frac{1}{2}$ Sgr. od. 6 gr. Conv. od. 27 kr.

Der Beyfall, den die erste Ausgabe erhielt, ermunterte den Verfasser, diese zweyte Ausgabe mit noch 66 Artikeln zu bereichern.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind so eben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Maurerische Ansichten.

Herausgegeben vom Hofrath von Schütz. Erstes Heft. 8. geh. 6 gr. oder 27 kr.

Von diesem Journal für Freymaurer erscheint alle 4—6 Wochen ein Heft, deren 4 einen Band bilden.

Inhalt des ersten Heftes: Nothgedrungene Erklärung d. Br. v. Schütz über und gegen die Freymaurerloge in Z. — Wodurch können Maurer sich die öffentliche Achtung erwerben? — Ansichten über verschiedene Gegenstände der Maurerey. — Vortrag in einer Freymaurerloge gehalten, über echte und unechte Maurerey.

Trudchen.

Eine Erzählung von Charl. Pfeiffer, K. B. Hofschauspielerin, 1r Bd., hat auch den Titel: Gemälde aus Gegenwart und Vergangenheit, 3r Bd. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. (3 Bde. 3 Rthlr. 6 gr. oder 5 fl. 51 kr.)

Neue Schriften.

Cours de Style diplomatique, red. p. H. Meisel. Tome II. 8. br. 3 Thlr.

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ulm, Ludwigsburg zu haben. Der 1ste Band kostet 2 Thlr. 6 Gr., und mithin das ganze Werk 5 Thlr. 6 Gr.

Dresden, d. 15. Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Verlags- und Commissionsbücher der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg 1824.

Besten, Whist. Tabelle 4. 2 gr.

Kartenlegerin, die kleine, oder die Kunst, aus Karten wahrzusagen, ein Unterhaltungsspiel für frohe Gesellschaften. Fünfte Aufl. 16. 4 gr.

Koch, J. F. W., tausendjähriger Kalender, zum schnellen und sichern Auffinden aller kirchlichen Feste und Wochentage jedes Jahres in diesem Zeitraum, gr. 8. geheftet 8 gr.

Dessen 2, 3 und 4stimmig gesetzte Chorgesänge zu der in dem Preuß. Staate angeordneten Liturgie in Ziffern. 4. 6 gr.

Dieselben in Noten. 4. 8 gr.

Kochbuch, Magdeburgisches, oder Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will. 1r Band, neue vermehrte Auflage, nebst einem vollständigen Sachregister über alle 3 Bände dieses Werks, 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Desselben Werks 2r Bd. 8. 1 Thlr.

— — 3r Bd. 8. 1 Thlr.

Lieder für Soldaten mit Melodien. gr. 8. 1½ gr.

Liedertafel. Eine Sammlung von Liedertexten, von denen Compositionen für 4 Männerstimmen existiren. 16. 8 gr.

Nagel, D. F. G., die Schule der Verstandesübungen, für Bürger- und Landschulen, 3r und letzter Th. (alle 3 Theile 66 Bogen stark kosten 2 Rthlr. 12 gr.), nebst einer kurzen Theorie der Denkübungen und der Mut-



tersprache, als geistiges Bildungsmittel betrachtet, 8. 1 Thlr.

Dasselbe Buch ohne die kurze Theorie rc. unter dem Titel: Sammlung zweckmäßiger Epigramme, Räthsel und anderer Spiele des Witzes und des geschärften Nachdenkens, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für die reifere Jugend, herausg. von D. F. G. Nagel, 8. 22 gr.

Apart ist auch zu bekommen:

Nagel, D. F. G., über Verstandesübungen und den Unterricht in der Muttersprache als Bildungsmittel der Erkenntnißkräfte, eine theoret. Zugabe zur Schule der Verstandesübungen, 8. 4 gr.

Nicolai, C. A., Vorlegeblätter zur Erlernung einer einfachen und leichten Handschrift; für Landschulen. 1s Heft. 4. 6 gr.

Oppermann, das Armenwesen und die milden Stiftungen in Magdeburg, vierte Nachricht: vom Jahr 1822. 8 1 Thlr.

Bey Joseph Engelmann in Heidelberg ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Leonhard, K. C. Ritter v. (Geh. Rath und Professor zu Heidelberg), Charakteristik der Felsarten. Für academ. Vorlesungen und zum Selbststudium. In 3 Abtheilungen. III. Abtheil. Konglomerate, lose Gesteine und Kohlen. gr. 8. Complett mit dem Bildnisse des Verf. Ladenpreis 12 fl. oder 8 Thlr.

De la Garde Reise von Moskau nach Wien, über Kiow, Odessa, Constantinopel, einen Theil des schwarzen Meeres, bis Varna, Silistria rc. In Briefen an Julius Griffiths. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Therese Huber. Brochirt 3 fl. oder 2 Thlr.

Gebete und Erweckungen zum Gebet. Ein Andachtsbuch für Familien. Herausgeg. von Dr. J. B. Engelmann. In gestochenem allegorischen Umschlage elegant brochirt. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 14 gr.

Die Madonna mit dem Kinde, gemalt von Jul. Romano, gezeichnet von Xeller, gestochen von Eßlinger. Abdrücke mit feiner Schrift des ersten Hunderts 1 fl. 12 kr. oder 19 gr.

Maria mit dem Jesuskinde, gemalt von Luigi, gezeichnet von Xeller, gestochen von Eßlinger. Abdrücke mit feiner Schrift des ersten Hunderts 1 fl. 12 kr. oder 19 gr.

So eben ist bey Unterzeichnetem erschienen:

C. Corn. Taciti Agricola

Cum lectionis varietate et annotatione edidit Ernestus Dronke. Confluentibus 1824. 20 Sgr.

Dieses biographische Meisterwerk eignet sich wegen seiner Kürze, und weil es ein abgeschlossenes Ganzes bildet, am meisten für die statarische Lectüre auf Schulen und Akademien und bereitet am besten vor zum Verständniß der größern Werke des Tiefsten aller Geschichtschreiber. Da jedoch der gewöhnliche Text aller kritischen Genauigkeit mangelt, so hat der Herr Herausgeber zunächst auf diesen Punkt sein Augenmerk gerichtet, und durch neue Vergleichungen einer vatikanischen Handschrift und der zum Theil unverglichenen ersten Ausgabe einen wohlbegründeten Text herzustellen gesucht. Aber auch für die Sacherklärung ist, so weit es nöthig schien, gesorgt, und das Brauchbare, was die frühern Ausgaben enthielten, unter dem Namen der Verfasser aufgenommen worden. Somit hofft der Herausgeber einen doppelten Zweck zu erreichen, nicht nur einen gewöhnlichen Druck geliefert zu haben, sondern auch eine Ausgabe, welche höhern Anforderungen entsprechen soll.

Für die typographische Ausstattung habe ich durch schönes Papier und guten Druck gesorgt.

Coblenz M. M. 1824.

J. Hölscher.

In der Weygandschen Buchhandlung ist so eben erschienen und bey Laupp und Osiander in Tübingen und in Stuttgart bey Löflund, Metzler, Sattler und Steinkopf zu bekommen:

Taschenausgabe wie Schiller's, Klopstock's und Wieland's Werke

von:

Die Leiden des jungen Werther von Goethe.

Ausgabe auf Berliner Velinpapier mit Goethe's wohlgetroffenem Bildniß, elegant cartonirt 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Ausgabe auf gutes Druckpapier mit Goethe's wohlgetroffenem Bildniß, elegant broch. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Das Bildniß von Goethe, apart. Erste Abdrücke, in gr. 4. 6 Gr. oder 27 kr. rhein.

Wir feyern mit dieser neuen Auflage der Leiden des jungen Werther das funfzigste Jubeljahr, und genügen zugleich den fortwährenden Nachfragen des Publikums. Es bedarf wohl weder der Anpreisung eines Werkes, welches in der Reihe der Gebilde dieses Genius seine Stelle so lange behauptet, so vielfach das In- und Ausland angezogen und berührt hat; noch auch selbst nur einer namentlichen Erwähnung des Dichterfürsten, der geistigen Majestät, welche die Literatur ihres Landes schuf, und die europäische durchleuchtete, wie der edle Lord Byron von ihm sagte.

Wir machen nur darauf aufmerksam, daß es dem hehren Dichtergreise gefallen, dieß, sein Jugendwerk, metrisch einzuleiten; daß wir es mit seinem wohlgetroffenen Bildniß geschmückt, und in dem beliebten Taschenformat, worin Klopstock, Schiller und Wieland erschienen und Shakespeare erwartet wird, anständig ausgestattet, den Freunden der Literatur darbieten.

Leipzig im Nov. 1824.

Schriften für Aerzte und Nichtärzte.

D. Struve: Die künstlichen Mineralwässer rc., mit einer Vorrede vom D. Kreyßig. 8. Velinpap. 21 Gr.

ist in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden erschienen und in allen Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ulm, Ludwigsburg zu haben.

Nro. 41.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 4.

Bekanntmachung
die Aufnahme auswärtiger Zöglinge bey der Königl. Sächs. Akademie der bildenden Künste zu Dresden betreffend.

Die Anzahl derjenigen jungen Leute, welche sich um die Aufnahme unter die Zahl der Zöglinge bey der königlich sächsischen Akademie der bildenden Künste zu Dresden bewerben, steht durchaus in keinem Verhältniß mehr zu den in den akademischen Lehrsälen vorhandenen Räumen. Daher ist es unvermeidlich, daß den Bewerbern oft erst mehrere Monate nach ihrer Anmeldung der wirkliche Zutritt zu den akademischen Lehranstalten verstattet werden kann. Ein solcher Verzug hat sich als besonders drückend für diejenigen Kunst-Jünger ergeben, welche, aus auswärtigen Orten sich deshalb hierher wendend, einen größern Theil der zu ihren Studien allhier und zu ihrem Unterhalt während deren Dauer, bestimmten Zeit und Mittel, unbenuzt für ihren Hauptzweck haben verzplittern müssen.

Die General-Direction der Königl. Akademie, darauf bedacht, diesem Uebelstande, so viel an ihr ist, zu begegnen, fordert deshalb hierdurch alle diejenigen auf, welche, außerhalb Dresden und seinen nächsten Umgebungen einheimisch, in der Folge als Zöglinge in der Königl. Kunstakademie aufgenommen und des Unterrichts in selbiger theilhaftig zu werden wünschen, sich zu Zeiten schriftlich an die General-Direction zu wenden, und bey derselben im Voraus anzufragen: ob? und zu welcher Zeit? sie als wirklich theilnehmende Zöglinge bey der Akademie der bildenden Künste allhier würden aufgenommen und zugelassen werden können?

Dieser Anfrage ist eine genaue Angabe

Ihres eigenen Namens;
Des älterlichen Namens und Standes;
Des Orts und Landes ihrer Geburt und ihres Aufenthaltes (mit Benennung der nächsten Post-Station und genauer Addresse, wegen ihrer Wohnung);
Ihres Geburts-Jahres und Tages;
Auch eine Bezeichnung derjenigen Vorschritte, welche sie vielleicht auf der künstlerischen Laufbahn bereits gemacht haben,

beyzufügen. Wer ohne solche vorgängige Anfrage, oder ohne die Antwort der General-Direction darauf abzuwarten, die Reise anher unternehmen sollte, würde es lediglich sich selbst zuzuschreiben haben, wenn er wie solchenfalls fast nicht ausbleiben könnte, entweder ohne seinen Zweck zu erreichen, längere Zeit hier verweilen, oder wohl gar ganz unverrichteter Sachen wieder abreisen müßte.

Dresden, am 10ten November 1824.

Graf Vitzthum von Eckstädt
Hofmarschall u. einstweilige General-Direktion der Königl. Sächs. Akademie der bildenden Künste.

Bey B. F. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. von Saint Martins
Monographie der Hundswuth.
Von der medicinischen Gesellschaft zu Paris mit dem ersten Preise gekrönt und ins Deutsche übersezt von D. E. Fitzler. gr. 8. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl 48 kr.

Eine umfassende Beurtheilung der Hundswuth, und eine vollständige Kritik ihrer verschiedenen Behandlungsweisen seit Hippokrates hatte unsre Literatur noch nicht aufzuweisen. Die obbenannte Schrift des Herrn von St. Martin überliefert uns eine solche, und sie darf uns zu um so größeren Erwartungen berechtigen, als sie des ersten Preises für würdig erkannt, und nächstdem in einem Lande ans Licht trat, wo gerade die wissenschaftlichsten Köpfe seit geraumer Zeit mit Untersuchung der Hundswuth sich beschäftigten. — Wir finden in ihr, nächst einer umsichtigen Schilderung dieser Krankheit und ihrer einzelnen Symptome, nach ihren verschiedenen Perioden und ihren relativen und individuellen Verschiedenheiten, eine nüchterne, auf die Beobachtung aller Jahrhunderte gegründete Beurtheilung derjenigen Theorien, die in Beziehung derselben aufgelegt waren, so wie das Wesen dieses eben so räthselhaften als furchtbaren Uebels, so weit es der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft gestattet, in seinen Tiefen verfolgt, nach seiner pathologischen Bedeutung gewürdigt, und endlich die rationellste Behandlung derselben angegeben.

Nouvelle Grammaire allemande, ou principes généraux et particuliers de cette langue. Ouvr. trad. de Mr. Heinsius, par I. B. Taillefer. 8. br. 1 Thlr. 3 Gr.

ist in allen Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ulm, Ludwigsburg zu bekommen.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnoldische Buchhandlung.

Bey G. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Praktische Jägerschule für angehende Jäger und Liebhaber der Jagd, welche die Gunst der Diana spielend erlangen wollen. Von Günther Schild. 8. In eleganten Umschlag geheftet. Preis $17\frac{1}{2}$ Sgr. od. 14 gr. Cour. od. 1 fl. Rhein.

Eine willkommene Gabe für die Verehrer der Diana.

Bey W. Starke in Eberwalde ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Muhme Freundlich, ein angenehm belehrendes Bilderbuch für fleißige Knaben und Mädchen



von Dr. C. Lang, mit 12 illum. Kupfern, 2te wohlfeilere Ausgabe. 8. geb. 1 Rthlr.

Der Inhalt dieses Büchleins entspricht seinem Titel; es sind freundliche Erzählungen für freundliche Kinder, und gewiß wird die anspruchlose Weise der Kleinen die allen gemeinsame Muhme lieb gewinnen und lieb behalten.

H — ch.

Durch alle Buchhandlungen ist für 12 kr. oder 3 gr. zu haben:

Verzeichniß einer aus 2810 No. bestehenden Sammlung gebundner Bücher, welche für beygesezte billige Preise zum Verkauf stehen

bey W. G. Galfert, Buchhändler und Antiquar in Ansbach.

Bey W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

Ansichten

wichtiger Gegenstände des höhern, geistigen Lebens

von

J. A. Thiele von Thielenfeld.

2 Bände. 8. Zweyte Auflage.

Preis 2 Thlr.

Inhalt des ersten Bändchens.

Menschenwürde — Stolz — Glaube — Hoffnung — Liebe — Selbstsuche — Großmuth — Licht und Finsterniß — Freyheit — Selbsterkenntniß — Veredlung — Uebel in der Welt — Weisheit — Geistesstärke.

Inhalt des zweyten Bändchens.

Muth im Unglück — Weisheit — Gerechtigkeit — Vernunft — Tugend — Leben — Religion — Gewissen — Christenthum.

Die Gegenstände, mit welchen der, als populärer Schriftsteller im Fache der praktisch-religiösen Wahrheiten rühmlichst bekannte Herr Verfasser seine Leser beschäftigt, sind schon an sich erhaben und würdevoll, einflußreich auf die Veredlung des innern Menschen; sie liegen dem Herzen so nahe und stehen in einer so durchgängigen Beziehung auf das Leben, daß sie gelesen zu werden gewiß verdienen.

Neue Schriften, welche sich vorzüglich zu

Weihnachtgeschenken

eignen und in allen Buchhandlungen zu Tübingen, Ulm, Ludwigsburg eingebunden zu haben sind:

C. F. M. Richter, Reisen zu Wasser und zu Lande. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. 4 Thle. 8. Velinpap. eingeb. 4 Thlr. 8 Gr.

A. Müller, lehrreiches und unterhaltendes Lesebuch, zur leichtern und schnellen Erlernung der Gallicismen oder Eigenheiten der französischen Sprache, um die Ausdrücke zu vermeiden, welche dem Geiste derselben zuwider sind. gr. 8. broch. 2 Thlr.

K. A. Förster, Sammlung auserlesener Gedichte für Gedächtniß- und Redübungen, nach einer fünffachen Abstufung vom Leichten zum Schwerern. Zweyte verb. Aufl. geb. Velinpap. 1 Thlr. 12 Gr.

K. W. Münnich, (Prof.) Anfangsgründe der Erdbeschreibung für die Jugend der höhern Stände, in deutscher und französischer Sprache. 8. geb. 12 Gr.

Technologie, oder die Gewinnung, Benutzung und Verarbeitung der Natur-Produkte. Zunächst für Bürgerschulen ꝛc. Zweyte verb. Aufl. 21 Bogen 8. 18 Gr.

J. C. Petri Handbuch der Fremdwörter in deutscher Schrift- und Umgangsprache; zum Verstehen und Vermeiden jener entbehrlichen Einmischungen. 4te sehr vermehrte Aufl. 8. Velinpap. geb. bis Ende d. J. im Pränum. Pr. 2 Thlr. 8 Gr., nachher im Ladenpreis 3 Thlr.

Dresden, im Okt. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

In der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und bey Laupp und Osiander in Tübingen, und in Stuttgart bey Löflund, Metzler, Sattler und Steinkopf zu haben:

Der Hausfreund für Künstler, Kaufleute und Landwirthe.

Eine Sammlung der nützlichsten, auf vieljährige Erfahrung gegründete, Erfindungen, in Bezug auf Kunst, Gewerbe, Handlung und Landbau. 8. br. 12 Gr., oder 54 Kr. rhein.

Wir können dieses Werkchen als einen nöthigen und nützlichen Hausbedarf allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft mit Recht empfehlen, da die in demselben enthaltenen Recepte gewiß jeder Erwartung entsprechen, und die Anwendung derselben von dem besten Erfolg seyn wird.

Leipzig, im Nov. 1824.

Herabgesezte Bücherpreise.

Um den vielseitig geäußerten Wünschen zu genügen, haben wir uns entschlossen, die Preise nachstehender allgemein als vortrefflich anerkannten Werke auf ½ Jahr zu ermäßigen, und dadurch deren Anschaffung bedeutend zu erleichtern:

1) Bartholdy und Rumpf, Gallerie der Welt, in einer bildlichen und beschreibenden Darstellung von merkwürdigen Ländern, von Völkern, von Thieren, von Natur, Kunst und Kunsterzeugnissen, von Ansichten der schönen Natur, von alten und neuen Denkmälern ꝛc. Mit sehr vielen illum. Kupf. und Karten. In groß Quart, auf engl. Schreibpapier, 5 Bände, 1799—1812. Sonst 33 Thlr., jezt 22 Thlr.

2) Neue Bilder-Gallerie für junge Söhne und Töchter, zur angenehmen und nützlichen Selbstbeschäftigung aus dem Reiche der Natur, Kunst, Sitten und des gemeinen Lebens, 15 Bde. mit illum. Kupf. Groß Oktav. 2te verb. Aufl. 1805—1812. Sonst 41 Thlr., jezt 27 Thlr.

3) Schäffer, der Weltumsegler, oder die Reise durch alle fünf Theile der Erde, mit vorzüglicher Hinsicht auf ihre Bewohner, auf die Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst ꝛc. Zum Selbstunterricht der Jugend zweckmäßig abgefaßt. 7 Bände in Quarto, mit 66 illum. Kupfern und Karten. Zweyte Aufl. 1820. Sonst 21 Thlr., jetzt 14 Thlr.

Vorstehende Werke, deren ausgezeichneter Werth die Kritik sowohl als der Beyfall des Publikums längst anerkannt haben, enthalten einen reichen Schatz der nöthigsten, nützlichsten und angenehmsten Kenntnisse über die Erde und ihre Bewohner. Sie sind zum Selbstunterricht für jedes Alter geeignet, und führen auf leichten, lehrreichen Wegen zu allem Wissenswerthen, Schönen und Großen, was Natur und Kunst über den weiten Erdkreis verbreitet haben. Zugleich vertreten sie bey allen gebildeten und auf Bildung Anspruch machenden Ständen eine vollständige Bibliothek, indem sie eine namenlose Anzahl von Gegenständen umfassen, die selbst viele Hunderte der kostspieligsten Werke nicht darbieten würden.

C. G. Flittner'sche Verlags-Buchhandlung in Berlin.

Amerikanische Literatur.

Cooper, der Spion, oder das neutrale Land. Ein Gemälde Nordamerikanischer Sitte und Natur zur Zeit des Freyheitskampfes. Aus dem Englischen von *r. 3 Thle. 8. Leipzig, Wienbrack. Preis 3 Rthlr., wofür es in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Der Verleger bemerkt nur, daß uns der Uebersetzer diesen trefflichen Roman des Cooper nach der ersten Original-Auflage, nicht nach der ganz verstümmelten französischen Bearbeitung wiedergegeben hat. Die originellsten Charaktere, die wechselnden Schicksale des Krieges in Amerika, die treue Schilderung der Natur und Sitten jenes fernen Welttheils fesseln, wie in den Ansiedlern und dem Lootsen, jeden Leser. Doch im Spion wird besonders das schöne Geschlecht von drey Grazien angezogen werden, welche darin eine Hauptrolle spielen.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover sind neu erschienen:

Grotefend, A., (Lehrer am königl. Pädagog. in Ilfeld.) Materialien lateinischer Styl-Uebungen für die höheren Klassen der Gelehrtenschulen. 8. 1824. 10 ggr.

Dessen Commentar dazu, nebst eingestreuten grammatischen Bemerkungen und Excursen. 1825. 8. 1 Thlr.

Durch diese „Materialien" ist einem mehrseitig gefühlten Bedürfnisse abgeholfen, indem selbige den geübtern Schülern einen ausgewählten deutschen Text zum Uebersetzen darbieten, ohne dem Nachdenken durch eine beygefügte Phraseologie zu sehr zuvorzukommen.

Der Commentar ist dazu bestimmt, theils dem einsichtsvollen Lehrer den Gebrauch der Materialien für die Bildung des lateinischen Styls zu erleichtern, theils den Schüler praktisch in eine gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache und in eine richtige Beurtheilung derselben im Gegensatz der Muttersprache einzuführen, ihn auf eine genaue Unterscheidung der lateinischen Synonymen, auf die Vermeidung von gewissen Germanismen, auf den römischen Bau der Sätze, und auf eine philosophische und umfassende Ansicht der gewöhnlichen Sprachregeln hinzuleiten. Was die Grotefend'sche oder Bröder'sche Grammatik in dieser Hinsicht enthalten, ist an den passenden Stellen allegirt; dazu kommt eine große Zahl eigener Bemerkungen des Hrn. Verfassers, theils kurz angedeutet, theils wo die Sache es erfordert, ausführlich entwickelt und mit den nöthigen Beweisstellen aus den Classikern belegt, oder auch in eigenen Excursen bearbeitet.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sammlung neuer Muster zum Sticken in Plattstich und Tambourin, gezeichnet von einer Hamburgerin. 1825.

Dieses neue Heft der mit allgemeinem Beyfalle aufgenommenen Sammlung schließt sich als 15te Lieferung derselben an, und wird sowohl bey den zahlreichen Abnehmern seiner Vorgänger, als auch bey denjenigen, die deren Bekanntschaft hiemit zum Erstenmale machen, freundliche Aufnahme finden.

Hamburg, im November 1824.

Perthes und Besser.

In der Helwing'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Dienstreglement für die königlich Hannöv. Truppen, erster oder allgemeiner Theil. gr. 8. 1 Rthlr. 8 ggr.

Jansen, C. H. C. F., Statistisches Handbuch des Königreichs Hannover, oder alphabet. Verzeichniß sämmtlicher Städte, Flecken, Dörfer, Höfe, Mühlen, adelicher Güter, mit Angabe der Anzahl der Häuser, Einwohner, der Gerichtsbarkeit, Steuerbehörden, Kirchen u. s. w., nebst topographischer Eintheilung und Bestandtheilen der Provinzen, Landdrosteyen, Aemter, Patronalgerichte, Distrikte u. s. w. gr. Median 63 Bogen. 3 Rthlr.

Bey C. G. Ackermann in Dessau ist erschienen:

Gedichte von Fr. Hesekiel.

8. Auf Velinp. eleg. broch. 1½ Rthlr. od. 2 fl. 15 kr.

Statt aller Empfehlung dieser Gedichte wird die Anzeige genügen, daß „des Dichters Weihe" poetische Epistel, welcher unter den Preisgedichten zur Urania 1818 das Accessit zuerkannt wurde, die Sammlung in einem neuen Abdruck eröffnet, welcher sich die übrigen Dichtungen würdig anschließen.



Zu haben in Stuttgart bey Metzler, in Tübingen bey Laupp, in München bey Finsterlin, in Nürnberg bey Riegel und Wießner, in Augsburg bey Engelbrecht, in Wien bey Gerold, Hauder, Mörschner und Jasper, Schaumburg u. Comp., Tendler und v. Manstein, Wallishauser, so wie in allen andern Buchhandlungen der deutschen Bundesstaaten und der Schweiz.

Ankündigung

einer wichtigen und unentbehrlichen Schrift für Aerzte und Wundärzte, für Candidaten der Arzneykunst und Zöglinge in medicinischen Lehranstalten.

Auf die vierte, von Neuem stark vermehrte und verbesserte Auflage von:

Dr. K. G. Schmalz,
Versuch einer medicinisch-chirurgischen
Diagnostik
in Tabellen,
oder Erkenntniß und Unterscheidung der innern und äußern Krankheiten, mittelst Nebeneinanderstellung der ähnlichen Formen;

welche in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden erscheint, wird in allen Buchhandlungen bis Ostern 1825 3 Thlr. Vorausbezahlung und bey Ablieferung des Werkes zu Johannis 1825 1 Thlr. 12 Gr. Nachschuß angenommen. Das Werk erscheint in groß Folio auf sehr schönem Papier, mit möglicher Raumersparung. Der Ladenpreis, welcher mit der Ostermesse 1825 eintritt, beträgt 6 Thlr. — Eine ausführlichere Ankündigung ist in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu bekommen.

Bey Goedsche in Meißen ist erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Amphion, Geschenk für Freunde des Gesanges und des Pianofortespiels auf das Jahr 1825. Herausgegeben von J. Dotzauer. Ein musikalisches Vergißmeinnicht, in elegantem Einbande. 4. 1 Rthlr. 6 gGr., oder 2 fl. 15 kr.

Können Geliebte, Freunde, Eltern und Kinder für einander eine zierlichere Gabe wählen, als diese frisch duftenden Blüthen unsrer ersten Componisten, von denen ein Spohr und Maria von Weber die Namenreihe der gefeyerten Mitarbeiter dieses Werkes beschließen. Durch ein elegantes Aeußere eignet es sich besonders zu einem angenehmen Weihnachts-, Neujahrs-, Geburts- und Namenstagsgeschenk. — — Was kann das Herz dem Herzen Schöneres geben — Als wie Gesang und Saitenspiel!

Bey T. Trautwein in Berlin ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Die Paria's. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französ. des Casimir Delavigne vom Freyherrn v. Biedenfeld. Preis sauber broch. Velinpap. 18 gr.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Abhandlungen
aus dem
Gebiete der gesammten Akologie,
zur
Begründung eines Systems derselben;
von
Julius Vinzenz Krombholz,
Doctor der Medicin und Chirurgie und kaiserl. königl. ordentl. öffentl. Professor der Staatsarzneykunde an der Universität zu Prag.
Erster Theil.
Mit 9 lithograph. Tafeln. 1825. gr. 4. stark 54 Bogen. Preis 6 Rthlr.

Der als practischer Arzt und öffentlicher Lehrer gleich geschätzte Hr. Verfasser dieses Werkes vermißte während einer Reihe von Jahren, wo er die mit seinem Lehramte der chirurgischen Pathologie verbundenen Vorträge über Akologie zu halten hatte, in Hinsicht dieser Letztern nur zu sehr die nöthigen Hülfsmittel, besonders im Gebiete der überall nur bruchstückweise und im Auszuge bearbeiteten Instrumenten- und Maschinen-Lehre. Dieß bewog ihn, die in den Werken aller Zeiten und Völker zerstreuten Materialien mit großem Kosten- und Zeitaufwande zu sammeln, zu ordnen, zu beschreiben, abzubilden und zu beurtheilen, jedoch nur in der Absicht, das Gesammelte zur Vervollständigung seiner eigenen öffentlichen Vorträge zu verwenden. Indessen drängte sich ihm bald die Ueberzeugung auf, daß die Bekanntschaft damit überhaupt Jedem, der sich der Operativ-Chirurgie und der damit verbundenen Akognosie widmet, nützlich seyn müsse. Daß das Bestreben des Hrn. Verf., aus dessen Feder nur Gediegenes fließt, durch den Beyfall des mit dieser Wissenschaft vertrauten Publikums sowohl, als durch den des erhabenen Gründers des akologischen Lehramtes auf den k. k. österreichischen Universitäten, dessen Namen das Werk an der Stirn trägt, werde gekrönt werden, läßt sich mit Zuversicht voraussagen, und so glaubt denn auch die Verlagshandlung, sich an das alte Sprichwort, daß ein guter Wein keines Kranzes bedürfe, erinnernd, zur Empfehlung dieses vortrefflichen Werkes nichts weiter als das Verzeichniß seines reichen Inhalts hier beyfügen zu dürfen:

1. Das Allgemeine und Specielle der Lehre von dem Turnikets auf 120 Quart-Seiten, welcher Gegenstand nirgends in diesem Umfange behandelt wurde und eine Menge noch unbekannter Maschinen mittheilt; 2. von den scharfen Instrumenten, und zwar: a. die Geschichte, Literatur, das Allgemeine und Specielle von den Lanzetten auf 40 Q. S. b. Bistouris auf 50 Q. S. c. Skalpellen auf 74 Q. S. d. Messern auf 4 Q. S. e. Scheeren auf 56 Q. S. f. Nadeln auf 26 Q. S. g. Feilen auf 3 Q. S. h. Troicarts auf 9 Q. S. i. Meißeln auf 3 Q. S. k. Schabern auf 1 Q. S. l. Sägen auf 16 Q. S.

Neun Tafeln in Folio enthalten sehr deutlich und rein lithographirte Abbildungen von 780 Instrumenten und Maschinen, auf die Hälfte verjüngt. Auch das Werk selbst ist correct und sauber gedruckt.

Nro. 42.

Intelligenz-Blatt

1824.

In der Buchhandlung des Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Frohberg, Regina, die Rückkehr. Ein Roman. 2 Bände. 8. geh. 2 Rthlr. 6 gr., oder 4 fl. 3 kr.

Die dem Publikum bereits durch ihre frühere Schriften rühmlichst bekannte Verfasserin übergibt demselben hiermit abermals ein Gemälde, von dem man voraussehen darf, daß es nicht minder sinnig zu dem Gemüthe des Lesers sprechen wird. Die Charactere sind aus einem reichen Gefühlleben gegriffen, und ziehen uns mit Liebe bis zur Entwickelung nach sich hin, so daß die neue Bekanntschaft, in welche die Verfasserin den Leser einführt, ihm eine freundlich willkommene seyn wird.

Frankfurt am Main, im Okt. 1824.

Heinrich Wilmans.

Im Verlage der Ragoczyschen Buchhandlung erschienen so eben und wurden an alle Buchhandlungen versandt:

Friedrich Heinrich von der Hagen (Professor in Berlin), Erzählungen und Mährchen. Erster Band. 8. Weiß Druckpap. 1⅓ Rthlr.

Für die zahlreichen Verehrer des Verfassers genügt gewiß die bloße Anzeige von dem Daseyn des Werkchens, und somit glauben wir jeder weitern Empfehlung überhoben zu seyn, und nicht einmal nöthig zu haben, auf die frühern Werke dieses allgemein geschätzten Schriftstellers, auf seine „Briefe in die Heimath“ (worauf diese Erzählungen und Mährchen insbesondere Bezug nehmen), „Edda-Lieder“, „Heldenbilder aus den Sagenkreisen Karls des Großen“ u. s. w., aufmerksam machen zu dürfen.

Benno, J. C., Das Wächterhorn zu Cussalin, oder Geschichten aus alter wendischer Zeit. 8. 1⅓ Rthlr.

Welch einen hohen Werth dieser historische Roman habe, darüber hat sich der Verf. der grauen Mappe (Hr. Superintendent Haken) im 2ten Stücke des 5ten Bandes der Pommerischen Provinzialblätter so zur Genüge ausgesprochen, daß jede weitere Anpreisung völlig als unnütz zu betrachten ist.

Adami, W., Weinranken. Erster Theil. Mit einem Titelkupfer nach Ramberg. 8. 1 Rthlr.

Der Verfasser, dem Publikum durch sein in Wien und Berlin mit so vielem Beyfall aufgeführtes Lustspiel: „der Temperamentsfehler“ vortheilhaft bekannt, bietet in dieser neuen Schrift den Freunden der humoristischen Literatur eine ohne Zweifel höchst willkommene Gabe dar, in der man reiche Erfindungsgabe mit Witz und Laune gepaart gewiß nicht vermissen wird. Bey der Schaalheit der meisten neuen Schriften in diesem Fache wird dieses Werk um so eher raschen und ausgebreiteten Eingang in die Lesezirkel der gebildeten Welt finden, als es sich, neben den genannten Vorzügen, noch besonders dadurch bemerkbar macht, daß in demselben so manche treffende Bemerkungen über Welt- und Gesellschaftsverhältnisse niedergelegt sind, und also gewiß niemand unbefriedigt lassen dürfte.

Ueber Fortsetzung und Erweiterung der Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Zweyter Jahrgang 1825.

Dieß literarische Unternehmen, welches das Angenehme mit dem Belehrenden, das Nützliche mit dem Zerstreuenden in sich vereint, dessen Bestreben nach dem Guten und Wahren sich offenbart, das den Fortschritten der Bildung, der Industrie, des Kunstfleißes, der Literatur und aller übrigen Wissenschaften nachzufolgen sich bemüht, dem Alles wichtig genug erscheint, was auf der ganzen civilisirten Erde einer größern Aufmerksamkeit und einer nähern Prüfung würdig ist; ein Unternehmen, bey dessen Begründung und Fortsetzung die Redaktion und die Verlagshandlung weder Mühe noch Kosten gescheut haben, hat, wie dieß von einem aufgeklärten und unterrichteten Publikum zu erwarten stand, nicht nur eine sehr günstige Aufnahme gefunden, es darf sich auch der besondern Unterstützung mehrerer ausgezeichneter Literatoren erfreuen.

Mit dem Beginn des zweyten Jahrgangs der Unterhaltungsblätter werden, statt der bisherigen wöchentlichen 1½ Bogen, regelmäßig 2 bis 2½ Druckbogen, im gleichen Format, wie bisher, erscheinen. Außerdem sollen alle 14 Tage Beylagen von ½ bis zu einem ganzen Bogen beygefügt werden, welche eine gedrängte Uebersicht von alle dem enthalten, was in der Literatur, der Kunst und in den übrigen Wissenschaften Merkwürdiges und Beachtungswerthes erschienen ist, nebst interessanten Notizen, Korrespondenznachrichten, Anzeigen und gedrängten Beurtheilungen über verschiedene Gegenstände. Die eingehenden reichhaltigen Beyträge und schätzbaren Mittheilungen aus Frankreich, England, Italien, Deutschland und der Schweiz häufen sich zu einem Vorrath von so interessanten Materialien, daß eine Erweiterung dieses Journals unumgänglich nothwendig geworden. Dadurch wird demselben eine größere Vollständigkeit in allem Wissenswerthen verliehen, und der Erwartung des gebildetern Publikums in Deutschland und der Schweiz in jeder Hinsicht genügender entsprochen werden können.

Der Preis für den ganzen Jahrgang für 1825 ist 12 fl. rheinisch für das südwestliche, und 8 Thlr. für das nordöstliche Deutschland. In allen bekannten deutschen Buchhandlungen und Zeitungs-Expeditionen werden darauf Bestellungen angenommen, und die Versendungen durch den Buchhandel regelmäßig alle 14 Tage, und durch die Postämter jede Woche expedirt.

H. R. Sauerländer in Aarau.



Bey Enslin in Berlin sind so eben erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Gesammelte Schulschriften,

von

August Spilleke,

Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums und der Realschule in Berlin.

gr. 8. Preis 1 Rthlr. 4 gr.

Bibliothek der Kriegswissenschaften

oder Verzeichniß aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1824 in Deutschland und Frankreich erschienenen Bücher über die Kriegskunst und Kriegsgeschichte, und über deren nöthigste Hülfswissenschaften, nämlich die Fechtkunst, Reitkunst, Pferdewissenschaft, Schwimmkunst und Mathematik. Nebst einem Materienregister. gr. 8. Preis 8 gr.

Bibliothek der Handlungswissenschaft

oder Verzeichniß der vom Jahre 1700 bis zur Mitte des Jahres 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über alle Theile der Handlungskunde und deren Hülfswissenschaften, nämlich des Buchhaltens, der Correspondenz, des Geldwesens, Rechnens, Handlungs- und Wechselrechts rc. Nebst einem Materienregister. gr. 8. Preis 6 gr.

In der Renger'schen Verlags-Buchhandlung in Halle ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens für 1825,

von Elisa v. d. Recke, geb. Gr. v. Medem, Adler, Bretschneider, Demme, J. H. Fritsch, Fulda, J. Ch. H. und R. Ch. Gittermann, Haug, Justi, Marks, A. H. Niemeyer, Arth. v. Nordstern, Riemäcker, Strack, G. W. C. Starke, Veillodter, Wilmsen, Witschel und dem Herausgeber J. C. Bater. — Mit Kupfern und Musikbeylage. Preis 1 Thlr 12 gr., oder 2 fl. 42 kr. rhein. In gepreßtem Papier mit Goldschnitt, 2 Thlr., oder 3 fl. 36 kr. rhein.

Nach freundschaftlicher Uebereinkunft mit dem sonstigen Herrn Verleger erscheint dies Jahrbuch von jetzt an, dem Wunsche des Herrn Herausgebers gemäß, in seinem Wohnorte, in der oben genannten Buchhandlung; und der gegenwärtige Jahrgang liefert hoffentlich den Beweis, daß diese Unternehmung, in Absicht der äußeren Ausstattung, bey jenem Wechsel gewiß nicht verloren hat, so wie der reiche und mannigfaltige Inhalt auf sehr erfreuliche Weise von der warmen Theilnahme höchst würdiger Arbeiter zeugt.

Dieß Jahrbuch gehört jedem Geschlecht und jedem Alter an; der Gebeugte wird darin Trost, und der Lebensfrohe wird darin heilsame Anregungen und Hinweisungen auf etwas noch Höheres, als seine Lebensfreuden, finden; und wenn dieß Jahrbuch sich gleich vorzüglich mit zu einem Weihnachts-, Geburtstags- und Confirmations-Geschenk eignet: so ist sein innerer Werth doch an keine besondere Zeit gebunden, und wird in jeder stillen, einer ernsten Betrachtung gewidmeten Stunde einem religiösen Gemüthe zur wohlthuenden Erwärmung und Erhebung dienen.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung zu Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse.

Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu Zimmermanns Taschenbuch der Reisen

herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer,

Verfasser des Gemäldes der physischen Welt.

Dritter Jahrgang.

Mit 5 Kupfertafeln. 1825. 12. Stark $19\frac{1}{2}$ Bogen. Preis 2 Rthlr.

1823 oder 1ster Jahrgang. Mit 4 Kupfertafeln und 1 Charte. $18\frac{1}{4}$ Bogen stark. Preis 2 Rthlr.

1824 oder 2ter Jahrgang. Mit 5 Kupfertafeln und 1 Charte. $19\frac{1}{4}$ Bogen. Preis 2 Rthlr.

Die beyden ersten Jahrgänge dieses nützlichen Taschenbuches sind so günstig aufgenommen worden und haben sowohl im In- als Auslande einen so starken Absatz gefunden, daß man deutlich sieht, diese neue literärische Unternehmung des schon früher durch sein Gemälde der physischen Welt rühmlich bekannten Verfassers habe ein wesentliches Bedürfniß der Zeit befriedigt. Die Leser werden in dem vorliegenden Jahrgange, außer einer Allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen, auch zwey Beschreibungen von Hauptstädten (Stockholm und Rio Janeiro) finden, eine Erweiterung des Planes, welche bey den folgenden Jahrgängen beybehalten werden soll. Auch die übrigen Aufsätze, Uebersichten der neuesten merkwürdigsten Reisen und Auszüge daraus, zeugen für das Bestreben des Hrn. Verf., nach und nach über alle Gegenden der Erdoberfläche die neuesten Beobachtungen zu sammeln und das Dunkel, welches noch auf einigen liegt, immer mehr aufzuhellen. Am besten wird sich die Wahrheit dieser Bemerkung aus der nachstehenden Inhalts-Uebersicht ergeben:

Allgemeine Uebersicht der neuesten Entdeckungen im Gebiete der Länder- und Völkerkunde. 1. Stockholm. 2. Arago's Spazierfahrt um die Welt. 3. Chiwa und seine Bewohner. 4. Die Länder am Mississippi 5. Ueberreste der alten amerikanischen Stadt Huehuetlapallan. 6. Ueber das Erdeessen einiger wilden Völker. 7. Die Pyrenäen. 8. Savoyen. 9. Rio de Janeiro. 10. Die Isländer. 11. Ehrenrettung des Montblanc gegen den Monte-Rosa.

Die Kupfertafeln enthalten Nr. 1. Ansicht der Kirche Nossa Senhora da Gloria in Rio Janeiro. 2. Ruinen auf der Insel Timian. 3. Tigerjagd der Gauchos in Paraguay. 4. Ansicht von Chiwa. 5. Thurmähnliches Gebäude zu Hurhuetlapallan.

An Gartenfreunde und Botaniker.

Den vielen neuen Entdeckungen zu Folge und dem Wunsch zahlreicher Botaniker und Gartenfreunde gemäß, muß Herr Professor Dietrich die Nachträge zu seinem vollständigen Lexicon der Gärtnerey und Botanik fortsetzen. Der erste Band dieser neuen Folge ist bereits unter der Presse, und man kann in jeder Buchhandlung Bestellung darauf machen, auch daselbst die älteren Theile des Werks noch im Subscriptionspreise erhalten, nämlich alle zwanzig für 45 Rthlr. oder einzelne für 2¼ Rthlr.

Die Verleger, Gebrüder Gädicke in Berlin.

Literarische Anzeige.

Bey uns sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Robert, Ludw., Kassius und Phantasus, oder der Paradiesvogel. Eine erzromantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlungen, in drey großen und drey kleinen Aufzügen, nebst einer empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hunde des Aubery.

Persiflage des jetzigen Zustandes der Bühnen ist der Stoff, in geistreicher und origineller Weise ausgeführt, und diese Komödie gefiel auf den Theatern zu Wien, Carlsruhe u. s. w. auch in der Darstellung. 20 Gr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von Carl v. Holtei. Vierter Jahrgang für 1825. 1 Thlr. 16 Gr.

Inhalt:

Die Fledermäuse oder: „Klug soll leben!" Schwank von C. Lebrün. — Es wird zur Hochzeit gebeten, aber die Richtigen. Lustspiel von Ludwig Robert. — Die Sonntagsperücke. Posse von Sessa (Verf. von „Unser Verkehr" u. s. w.). — Der Oberrock. Drama v. Bärmann. — Der Wiener in Berlin. Liederposse von Carl v. Holtei. — Das Kinderspiel, oder die vernünftigen Leute. Lustspiel von Karl Schall. (Dieser Jahrgang zeichnet sich vor jedem früheren aus, wie denn überhaupt der Herausgeber sich immer mehr beeifern wird, gute deutsche Originalstücke in diesem Jahrbuch zu sammeln.)

Berlin, Oktober 1824.

Vereinsbuchhandlung.

Neue Schauspiele.

H. Clauren, der Bräutigam aus Mexiko. Lustspiel in 5 Aufzügen. 8. Velinpap.

ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu Stuttgart, Ulm, Tübingen und Ludwigsburg für 1 Thlr. 4 Gr. zu haben.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnoldische Buchhandlung.

Gesellschaftsspiele, welche in allen Buch- und Kunsthandlungen vorräthig sind:

Damanno,
der Wahrsager aus Indien. Mit 25 Karten. In einer runden Schachtel, und Erklärung. 12 Gr., oder 15 Silbergroschen.

Die Erbschaft in Krähwinkel,
Ein Lotteriespiel; mit 72 Karten. In Etui 16 Gr., oder 20 Silbergr.

Der Freyschütz.
Mit 24 Karten und 2 Würfeln. In Etui 12 Gr., oder 15 Silbergr.

Der Jahrmarkt in Knofelingen.
Mit 32 illum. Karten. In Etui 12 Gr., oder 15 Silbergroschen.

Alphabetisches Myriorama.
Mit 24 illum. Karten, womit unzählige Landschaften zusammengestellt werden können. In Etui 1 Thlr.

Osiris.
Ein Wortbildungsspiel. Mit 300 Buchstaben. In Etui, 8 Gr., oder 10 Silbergr.

Pythia.
Ein Frag- und Antwort- auch Pfänderspiel. Mit 120 Karten. In Etui 12 Gr., oder 15 Silbergr.

Unser Verkehr.
Komisches Frag- und Antwortspiel. Mit 20 Figuren. In Etui 12 Gr., oder 15 Silbergr.

Das Konzert in Krähwinkel,
oder die tollen Musikanten. Mit 15 illum. Karten. In Etui 16 Gr., oder 20 Silbergr.

Freundschaft und Scherz.
In Zuschriften und Antworten durch den Zufall des Würfels. Mit 138 Karten. In Etui 16 Gr., oder 20 Silbergroschen.

Die Hasenjagd.
Mit illum. Kärtchen. In Etui 16 Gr. oder 20 Silbergr.

Der Hahnenkampf auf dem Tische.
Mit 13 Kärtchen. In Etui 12 Gr., oder 15 Silbergr.

In der Helwing'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist zu haben und durch alle gute Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Dittmer, H. D., Beschreibung aller Feyerlichkeiten im Hannöver'schen Lande bey Anwesenheit Königs Georg IV. im Oktober 1821, mit dem Bildniß S. M. und 20 Abbildungen der Triumph-Pforten u. s. w., wovon einige von Ramberg; mit geschichtlichen Rückblicken, 46 Bogen. gr. 4. geh. 2 Rthlr. 12 ggr.

Wackerbarth, Graf von, die früheste Geschichte der Türken bis zur Vernichtung des Byzantinischen Kaiserthums, oder bis zur Eroberung von Constantinopel, 1453, dann fortgeführt bis zum Tode Kaiser Muhameds II. im J. 1481. Fol. 175 Bogen. Schreibpapier. 6 Rthlr. 12 gr.



Bey H. Burchhardt in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Versuch
eines methodischen Leitfadens
beym Unterrichte
in der Elementar-Geographie
für Landschulen
von
Ferdinand Wilhelmi,
Königl. Schul-Inspektor und Prediger.
Mit 1 Kupfert. 8. Pr. 8 gr.

Der Titel spricht sich über den Zweck dieses gemeinnützigen Werkchens schon so genügend aus, daß es einer Aufzählung des Inhalts nicht bedarf. Daß übrigens diese Arbeit eine gelungene ist, dafür bürgt der Name des Verfassers, der als Schul-Inspektor und Prediger hinlängliche Gelegenheit fand, zu erforschen, auf welche Weise es am rathsamsten ist, in Landschulen die Elementar-Geographie vorzutragen.

Bey Franz Wimmer in Wien ist bis zum lezten December 1824 im herabgesezten Preise von 3 Rthlr. 8 gr. (vorher 7 Rthlr. 8 gr.) zu haben:

Des weiland Jac. Friedr. von der Null Mineralien-Cabinet,

nach einem durchaus auf äußere Kennzeichen gegründeten Systeme geordnet, beschrieben und durch Hinzufügung vieler, dem gegenwärtigen Zustande der Mineralogie angemessener, erläuternder Anmerkungen und nöthiger Berichtigungen, als Handbuch der Oryctognosie brauchbar gemacht von F. Mohs. 3 Theile 1804. 109 Median-Bogen stark und auf Post-Druckpapier gedruckt.

Der Verleger hält alle weitere Empfehlung dieses Werkes für überflüssig, da die Namen von der Null und Mohs bereits sowohl im Aus- als Inlande rühmlichst bekannt sind.

Neue schöngeistige Schriften.

Gr. Schütze, heitere Stunden. 3 Thle., jeder 1 Thlr. 3 Gr., zusammen 3 Thlr. 9 Gr.
C. Weisflog. Phantasiestücke und Historien. 1r und 2r Band. 8. Velinp. 2 Thlr. 18 Gr.
Deren 3r und 4r Band. 8. Velinp. 3 Thlr. 12 Gr.
C. F. v. d. Velde Schriften, 15ter Theil: das Liebhaber-Theater. Velinp. 1 Thlr. 6 Gr. — 16ter u. 17ter Theil: der böhmische Mägdekrieg. 1 Thlr. 18 Gr. — 18r Theil: Christine und ihr Hof. 1 Thlr. 12 Gr.
G. Schilling Schriften, 2te Sammlung, 26r und 27r Bd.: die Brezeliden. 2 Thle. Velinp. 2 Thlr. 6 Gr. 28r Bd.: die Reise nach dem Tode. 1 Thlr. 29r und 30r Band: Gefährten. 2 Thle. 1 Thlr. 21 Gr.

erschienen in der Arnold'schen Buchhandlung und zu haben in allen andern Buchhandlungen, zu Stuttgart, Ulm, Tübingen und Ludwigsburg.

Privat- und Lesebibliotheken
empfehle ich die bey mir erschienenen
Mittheilungen
in Verbindung mit Böttiger, J. Bührlen, v. Fouqué, v. Houwald, Jacobs, v. Miltitz, Raupach, Suabedissen und Wellentreter, herausg. von Friedr. Rochlitz. 3 Bde. 8. mit 3 Portraits, sauber geb.
3 Thlr. 12 Gr.

Dieses Buch, welches früher als Fortsetzung des Leipziger Almanachs für Frauenzimmer erschien, verdient wegen seines trefflichen und gediegenen Inhalts mehr bekannt zu werden, als es bis jezt ist, daher habe ich es als ein vollständiges Werk nochmals ins Publikum gebracht, und zugleich durch einen erniedrigten Preis den Ankauf erleichtert.

Der Inhalt desselben ist:

1r Theil: 1) Kurfürst Moritz von Sachsen, biographische Skizze von C. W. Böttiger. 2) Mancherley in Versen v. F. L. Bührlen. 3) Das Leben im Geist und in der Wahrheit von J. C. A. Heinroth. 4) Girolamo della Finestra von Fouqué. 5) Der Ritter und sein Hund, nach Hans Sachs von Rochlitz. 6) Vorrede ohne Buch von demselben. 7) Reime von demselben, a) der König und die Maid, b) der Wandersmann. 8) Reflexionen von F. L. Bührlen. 9) Die Seufzerbrücke von L. B. v. Miltitz. 10) Frauenziel v. Jacobs. 11) Zartgefühl von demselben. 12) Die Freunde, Schauspiel v. Rochlitz.

2r Theil: 1) Herzog Heinrich der Fromme von Sachsen, Biographie von C. W. Böttiger. 2) Der Traum, ein Märchen, oder das Märchen ein Traum, dramatische Phantasie v. E. Raupach. 3) Die Nacht in Terracina, Erzählung v. L. B. v. Miltitz. 4) Der Mensch, anthropologische Skizze, v. Heinroth. 5) Guido und Fiametta, Novelle von Fr. Jacobs. 6) Grillen von Fr. Rochlitz. 7) Die Todeswunde, Erzählung von Fouqué. 8. Mancherley von F. L. Bührlen. 9) Die Seelenwanderung, Lied, von E. v. Houwald. 10) Die Erkennung, Anekdote v. Fr. Jacobs.

3r Theil: 1) Phil. Jac. Spener. Biographie von Suabedissen. 2) Ach, wär' es so! dramat. Phantasie von Raupach. 3) Die zweyte Heirath, Erzählung v. Wellentreter. 4) Der Judenmord zu Lissabon, Novelle v. Jacobs. 5) Ein Traum von Rochlitz. 6) Mancherley in Versen von Bührlen. 7) Bürgersleute von ehedem, Lustspiel von Rochlitz.

Die vorhergehenden vier Jahrgänge des Frauenzimmer-Almanachs zum Nutzen und Vergnügen 1817—20, welche ebenfalls von Fr. Rochlitz besorgt sind, und Beyträge von Bührlen, Fouqué, Jacobs, von Miltitz, B. Naubert, Riemer, Rochlitz, F. Tarnow, Wellentreter und einige ungedruckte Briefe v. Gellert, Iffland, J. Müller, Schiller und Wieland enthalten, mit 26 Kpfrn v. W. Böhm, Eßlinger, Fleischmann und Schwerdgeburth, habe ich ebenfalls auf 2 Thlr. herabgesezt.

Leipzig, im Nov. 1824.

Carl Cnobloch.

Intelligenz - Blatt.

1 8 2 4.

Um Collisionen zu vermeiden, zeigen wir hiemit an, daß in unserem Verlage eine deutsche Uebersetzung der

Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812, par le Général Comte de Ségur

erscheint.

Stuttgart, den 10. Dec. 1824.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Mit größter Verwunderung vernahm ich, daß an mehreren Orten absichtlich das Gerücht verbreitet wird, „es fehle das in meinem Verlag erschienene Werk:

„Rosenmülleri, J. G., Scholia in novum Testamentum. 5 Tomi. gr. 8.“

Dieses ist ganz unwahr, da eine beträchtliche Anzahl Exemplare davon noch vorräthig sind, und wenn einzelne Theile in der Folge einer neuen Auflage bedürfen, ich besorgt seyn werde, dieselbe zu veranstalten, überhaupt nichts unterlassen werde, was diesem vortrefflichen Buche seinen bisherigen Beifall sichern kann.

Nürnberg, den 25. Nov. 1824.

Carl Felßecker.

Folgende sehr nützliche und zugleich geschmackvolle Jugendschriften sind bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleines Bilder A B C,
mit 264 sehr sauber colorirten Abbildungen, von Chr. A. L. Kästner, geb. 1 Thlr.

J. A. C. Löhr, das Fabelbuch für Kindheit und Jugend.
Dritte von Chr. Aug. Lebr. Kästner vermehrte Aufl. Mit 16 color. Kupf. 408 Seiten. 8. geb. 1 Thlr. 16 Gr.

Rinaldo's Reisen durch Deutschland.
Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend zur Beförderung der Vaterlandskunde. 8. 3 Bände mit 12 illum. Kupf. geb. 4 Thlr.

Interessante Erzählungen aus der wirklichen Welt.
Zur Unterhaltung für wißbegierige Söhne und Töchter. 8. Mit 4 illum. Kupfern, gebund. 1 Thlr. 8 Gr.

Albert und Eugenie,
für Jüngere und Aeltere von A. M. F. Seemann, herausgeg. von D. C. W. Spieker. 8. Mit 4 sehr schön illum. Kupfern, geb. 1 Thlr. 12 Gr.

Erziehungs-Schule,
in anziehenden, muntern und lehrreichen Unterhaltungen. Ein Lesebuch zum Vergnügen und zur Belehrung für Schulen und zum Selbstgebrauch. Als Seitenstück zu Weiße's Kinderfreund, von Louise Hold. 1r Band mit 1 Kupf. 1 Thlr.

Funke, J. J., Carl der Tausendkünstler,
oder Sammlung mechanischer, chemischer, magnetischer und Karten-Kunststücke und arithmetischer Belustigungen, zur angenehmen geselligen Unterhaltung. Sechste durchgängig neue und umgeänderte Auflage von Kermsdorfer. Mit 6 Kupfern. 8. geb. 1 Thlr.

Der kleine mechanische Künstler,
oder Anweisung zu mancherley nützlichen und angenehmen kleinen Handarbeiten. Ein Buch für die Jugend in ihren Neben- oder Freystunden von D. Hr. Rockstroh. Mit 8 Kupfern. 12. geb. 21 Gr.

J. A. C. Löhr, Bilder nebst Text zu Lust und Lehr für die Jugend.
Mit 33 illum. Kupfern. geb. 1 Thlr. 12 Gr.

J. A. C. Löhr, Mancherley Begebenheiten und Geschichten aus dem Leben des kleinen Andreas.
Ein Büchlein für Kinder. Mit 2 Kupfern. geb. 1 Thlr.

Naturgeschichte der Hausthiere,
mit Hinsicht ihrer Benutzung in der Oekonomie und Technologie, zur belehrenden Unterhaltung für Kinder. Dritte vermehrte Auflage mit 17 illum. Kupf. 8. geb. 1 Thlr.

Gründliche Anweisung zeichnen zu lernen,
zum Privat- und Selbstunterricht, in einer Folge von 26 Lehrblättern, 22 Holzschnitten und mit neun und einem halben Bogen erklärenden Text nach A. F. Oeser, von A. Kaßmäßler, einem Schüler desselben. gr. 4. 3 Thlr.

Dessen gründliche und vollständige Anweisung zum Blumenzeichnen,
nach Prudeld mit 30 Kupfern, neue Auflage. gr. 4. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Nov. 1824.

Carl Cnobloch.

Deutsche und französische Buchhandlung von W. Zirges in Auerbach's Hof in Leipzig.

So eben ist bey mir herausgekommen:

Das Urtheil der Geschwornen oder die Rache eines Weibes. 2 Thle. in 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Der große Beyfall, den diese höchst anziehende wahre, jedoch in das Gewand des Romans kunstvoll eingekleidete Geschichte vor Kurzem in Paris erhielt, wird ihr hoffentlich auch von der deutschen Lesewelt zu Theil werden, um so mehr, da der interessante Stoff ganz dazu gemacht ist, sie besonders vermelen angenehm zu unterhalten.

Casperi, D. C., System des chirurgischen Verbandes. Neue, mit einem Register und zehn lithographirten Figuren verm. Ausgabe. gr. 8. 1824. 2 Rthlr. 4 gr.

Der praktische Werth dieses Werkes, das durch die Vermehrung sehr gewonnen hat, ist anerkannt.



In Commission habe ich erhalten:

Mémoires historiques et militaires sur Carnot, rédigés d'après ses manuscrits sa correspondance inédite et ses écrits par P. F. Tissot. Avec Portrait. in 8. Paris 1824. br. 2 Rthlr. 8 gr.

Sie zeichnen sich unter der Menge in unserer Zeit herausgekommenen Denkwürdigkeiten sehr vortheilhaft aus, und sind dem Militär und neuern Geschichtsforscher unentbehrlich.

Daß wieder 9 neue Nummern meines französischen Sortiment-Catalogs bey mir gratis ausgegeben werden, halte ich mich bey dieser Gelegenheit anzuzeigen, so wie mein vollständiges Sortimentlager neuer und neuester französischer Werke nochmals zu empfehlen, für verbunden.

Vor einem Monat ist an alle Buchhandlungen versandt:

Eine gelungene Uebersetzung des Romans des berühmt gewordenen Amerikaners Cooper:

Der Spion,

Roman des Amerikaners Cooper aus dem amerikanischen Revolutionskriege. Uebersetzt von L. Hermann. 3 Bde. 3 Rthlr. 18 gr.

Die anziehendste und treueste Schilderung der Charaktere, Sitten und Gebräuche eines Volks in einem fremden Welttheile aus einer merkwürdigen Weltbegebenheit, die Ausmalung der interessantesten Situationen, welche die Erwartung auf's höchste spannen, findet sich in diesem Buch, das besonders alle Verehrer Walter Scotts anziehen wird, da der Verf. sich schon als Meister in ausgeführten Gemälden der Natur und des Lebens bewähret hat, wie Amerika, England und Frankreich und deren Kunstrichter rühmend anerkennen.

Ernst Kleins literarisches Comptoir
in Leipzig.

Schriften, welche sich zu Weihnachts- und andern Geschenken eignen:

Des Quintus Horatius Flaccus vier Bücher der Oden in gereimten Uebersetzungen; nebst Erklärungen für gebildete Nichtgelehrte, von Dr. K. Kannegießer (Professor in Breslau). Mit einem saubern Titelkupfer. gr. 8. 1 Rthlr. 27½ Sgr. (1 Rthlr. 22 ggr.) auf Schreibpap. 2¼ Rthlr.

Die germanische Edda, oder die deutsche Götterlehre, in Gedichten von Dr. E. Steckling in Dresden. gr. 8. 1¼ Rthlr. auf Schreibp. 1½ Rthlr.

Herrmann, der erste Befreyer der Deutschen; historisch dargestellt von Dr. E. Steckling. 8. 1¼ Rthlr., auf Schreibp. 1½ Rthlr.

Amor und Hymen, ein idyllisches Gedicht in zwölf Gesängen von Dr. K. L. Kannegießer (Prof. in Breslau) gr. 8. 25 Sgr (20 ggr.) auf Velinp. 1 Rthlr.

Erzählungen und Mährchen von F. H. v. d. Hagen (Professor in Berlin). Erster Theil. 8. 1½ Rthlr.

Das Wächterhorn zu Ensfalin, oder Geschichten aus alter wendischer Zeit, von Benno. 8. 1¼ Rthlr.

Weinranken von W. Adami. Erster Theil. Mit einem Titelkupfer nach Ramberg. 8. 1 Rthlr.

Bey C. G. Ackermann in Dessau ist erschienen:

Lieder des Lebens und der Liebe.

Von Wilhelm Müller.

(Der Gedichte eines reisenden Waldhornisten 2ter Band.) 8. Velinp. eleg. broch. 1 Rthlr. od., 1 fl. 48 kr. Rhein.

Inhalt: Tafellieder für Liedertafeln (31). Die Winterreise (24). Ländliche Lieder (12). Wanderlieder (6). Devisen zu Bonbons (16).

Zu haben in Stuttgart bey Metzler, in Tübingen bey Laupp; in München bey Lindauer; in Nürnberg bey Riegel und Wießner; in Augsburg bey Engelbrecht; in Wien bey Gerold, Heubner, Mörschner und Jasper, Schaumburg und Comp., Tendler und v. Manstein, Wallishauser, so wie in allen andern deutschen Buchhandlungen.

Von H. Cotta, K. S. Oberforstrath,

sind in der Arnold'schen Buchhandlung erschienen:

H. Cotta, Tafeln zur Bestimmung des Inhalts und Werthes unverarbeiteter Hölzer. Auf allerhöchsten Befehl entworfen. Zweyte verb. Aufl. br. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Anweisung zur Waldwerthberechnung. Zweyte verbess. Aufl. 1 Thlr.

— — Anweisung zum Waldbau. Dritte verbess. Aufl. 2 Thlr.

— — Anweisung zur Forsteinrichtung und Abschätzung (Taxation). 1 Thlr. 4 Gr.

— — Hülfstafeln dazu 1 Thlr.

— — die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau, oder die Baumfeldwirthschaft. 1r Bd. in 4 Heften. 2 Thlr. 8 Gr.

So eben ist erschienen:

J. Hübner's
Zeitungs- und Conversations-Lexikon,

Ein und dreyßigste Auflage,

dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von F. A. Rüder.

1r Theil. A — F.

Mit folgenden 40 Bildnissen:

1. Adolph Friedr., Herzog von Cambridge. — 2. Alexander I., Kaiser von Rußland. — 3. Angoulême, Herz. Ludw. Anton v. Bourbon. — 4. Arndt, E. M. — 5. Böttiger, K. A. — Carl XIV., König v. Schweden. — 7. Carl Ludw. Aug., Kronprinz von Baiern. — 8. Colocotroni. — 9. Devrient, Ludw. — 10. Eß, Leander v. — 11. Ferdin. VII., König v. Spanien. — 12. Friedr. Aug., Herz. v. Sachsen. — 13. Friedr. IV., Herz. v. Sachsen-Gotha u. Altenburg. — 14. Friedr. Wilh. III., König von Preußen. — 15. Friedr. Wilh. Kronpr. v. Preußen. — 16. Friedr. Franz, Herzog v. Mecklenburg-Schwerin. — 17. Gneisenau, Graf von. — 18. Goethe, J. W. v. — 19. Hardenberg, Fürst. —

20. Hermes, Claus. — 21. Hebel, J. P. — 22. Hess, Carl. — 23. Humboldt, Alexander v. — 24. Johann VI., König v. Portugall. — 25. Krummacher, F. A. — 26. Lichtenstein, Heinrich. — 27. Ludwig, Großherzog v. Baden. — 28. Ludwig XVIII., König v. Frankreich. — 29. Maximil. Joseph, König v. Baiern. — 30. Metternich, Fürst Clemens Wenzel Lothar. — 31. Peter Friedr. Ludw., Herz. von Holstein-Oldenburg. — 32. Schleiermacher, Friedr. — 33. Sömmering, Sam. Th. v. — 34. Stein, Freyherr von. — 35. Thorwaldsen. — 36. Tiek, Ludw. — 37. Voß, J. H. — 38. Wessenberg, J. H., Freyh. v. — 39. Ypsilanti, Demetr. — 40. Zschokke, Heinr.

Der Pr. Preis für alle 3 Theile, mit 140 à 150 Bildnissen, ist in allen Buchhandlungen 6 Thlr. 8 Gr. bey mäßiger Entfernung vom Verlagsorte.

Ausführliche Ankündigungen sind besonders zu haben, und erscheint der 2te und 3te Theil 1825 vollständig.

Sollen und Wollen.

Drey Vorlesungen vom Justiz-Commissionsrath

Tiebe.

gr. 8. Preis 16 Gr.

Da diese Schrift sich mit den heiligsten Angelegenheiten des Menschen beschäftigt, und nach kurzen Vorbereitungsblicken auf die bisherigen Systeme der Philosophie neue Ansichten zur Entfaltung des innern geistigen Lebens wie zur Vereinigung der theoretischen und praktischen Philosophie in verständlicher Sprache enthält, so wird solche gewiß willkommen seyn.

Donnerkeil in die Zeit geschmettert von Omikron.

gr. 8. Preis 16 Gr.

Inhalt: 1) Wetterleuchten. 2) Gewitter. 3) Geographische Rührungen. 4) Zeit-Antipode. 5) Humoristische Ode ohne Anfang und Ende, in Prosa.

Leipzig, bey Joh. Fr. Gleditsch.

In Wien bey Beck, Gerold, Grunds Wittwe und Kupffitsch, Haas, Härter, Heubner, Kupffer, Mörschner und Jasper, Schalbacher, Schaumburg und Comp., Tendler und v. Manstein, Wallishauser und Wimmer.

In Prag bey Buchlers Wittwe und Stenhaal, Calve, Enders, Kraus, Kronberger, Weber und Widtmann, so wie in allen andern guten Buchhandlungen.

Bey Ch. G. Kayser in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Buch der Tugenden,

in Beyspielen aus der neuern und neuesten Geschichte, von Christian Niemeyer, Verfasser des deutschen Plutarchs, des Heldenbuchs, des John Knox u. a. m. Mit 32 Bildnissen. gr. 8. geb. 2 Rthlr.

Der Titel spricht sich über den Inhalt des Buchs deutlich genug aus, und der Name des Hrn. Herausgebers verbürgt die Gediegenheit so wie die Reichhaltigkeit des Inhalts zur Gnüge. Abgebildet sind: Louise, Königin von Preußen — Maria Antoinette, Königin von Frankreich — Charlotte, Prinzessin von Wales — Anna Dorothea, Herzogin von Curland — Friederike, Herzogin von York — Angelica Kaufmann — Stanislaus Poniatowsky — Friedrich II. — Joseph II. — Georg III. — Ludwig XVI. — Franz, Herzog von Dessau — Fr. Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels — Karl von Dalberg — Blücher — Schwarzenberg — Kleist von Nollendorf — Louis, Prinz v. Preußen — Heinrich, v. Krosigk — Theodor Körner — Andr. Hofer — Wieland — Marmontel — Moses Mendelssohn — Mozart — Sal. Geßner — Salzmann — J. A. Hermes — Schessner — Benj. West — Chr. Kühnau — Malesherbes.

Für Schulen ist eine wohlfeile Ausgabe ohne Kupfer veranstaltet, welche Vorsteher von Gymnasien, Schulen u. s. w. in einzelnen Exempl. als Probe-Exemplar bey directer Bestellung von der Verlagshandlung gratis erhalten.

Bey W. F. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der thierische Magnetismus

in seiner Anwendung auf die Pflanzenwelt, den Acker- und Gartenbau, oder Anweisung, wie man vermittelst desselben, ohne Kosten, das Wachsthum und das Gedeihen der Feld- und Gartenfrüchte in hohem Grade befördern, dadurch viel Dünger ersparen, den Saamen vor der Aussaat befruchten und selbst die Art verbessern kann. Nebst einigen nützlichen Recepten zur Bier- und Essigbereitung mit Anwendung magnetischer Mittel. Für Oekonomen, Gartenbesitzer und Blumisten. Pr. 12 gr., oder 54 kr.

Diese kleine Schrift, welche in gedrängten aber großen Umrissen einen Ueberblick über das geheime Leben und Treiben in der Natur, besonders in der Pflanzenwelt gibt, beweiset, daß der bisherige kostbare und schwierige Weg zur Entwickelung der Gewächse (der Dünger) nicht der einzige sey, und lehrt hierzu neue Mittel und Kräfte, deren Anwendung den Menschen wieder um eine Stufe höher hebt, da sie ihn zu einem zweyten Schöpfer durch seinen freyen Willen macht, und die Generationen auf Jahrhunderte hinaus der Sorge für ihren Unterhalt entschlägt. Der Oekonom, der Garten- und Blumenfreund, so wie der Naturforscher und Philosoph werden diese Schrift mit dem größten Nutzen und Interesse lesen. Die nach diesen Ansichten mitgetheilten Bier- und Essigrecepte wiegen allein den geringen Betrag für obiges Buch vielfach auf.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geheime Verhaltungsbefehle der Jesuiten,

oder

Monita secreta Societatis Jesu.

broch. 20 ggr., oder 1 fl. 24 kr. Rheinisch.

Aachen.

J. La Ruelle, Sohn.



Nro. 44.

Intelligenz-Blatt

1 8 2 4.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen sind zur Michaelis-Messe 1824 folgende Werke erschienen:

Almanach des Dames, pour l'an 1825. 3 fl.

Annalen, neue allgemeine politische. 13r bis 15r Band. 12 Hefte. gr. 8. broch. 9 fl.

Ciceronis orationum pro Scauro, pro Tullio et in Clodium fragmenta inedita, pro Cluentio, pro Caelio, pro Caecina variantes lectiones. Orationem pro T. A. Milone a lacunis restitutum ex membr. palimpsestis biblioth. R. Taurinensis Athenaei, ed. et cum Ambrosianis parium orat. fragm. compos. cura A. Peyron. 4. 6 fl. 36 kr.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins 1824. 12 Hefte. 8. broch. 3 fl.

Denkmale der christlichen Religion, oder Sammlung der ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Roms, vom 4ten bis 13ten Jahrhundert aufgenommen und herausg. von Gutensohn und Knapp. 3s und 4s Heft. gr. Fol. 10 fl.

Fain, Freyherr von, Manuscript von 1813, enthaltend den Abriß der politischen und militärischen Begebenheiten dieses Jahres. Zur Erläuterung der Geschichte der Regierung Napoleons. gr. 8. 2 fl. 36 kr.

Gau, F. C., neu entdeckte Denkmäler von Nubien an den Ufern des Nils von der ersten bis zur zweyten Katarakte, gezeichnet und vermessen im Jahr 1819; als Fortsetzung des grossen Werkes über Egypten. 10s 11s Heft. gr. Fol. Velinpapier 36 fl. Fein Papier 18 fl.

Gespräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch geführt während eines Aufenthaltes zu Pisa in den Jahren 1821 und 1822, von Thomas Medwin. Aus dem Engl. 8. br. 2 fl. 45 kr.

Goethe, von, über Kunst und Alterthum. 5r Band 2s Heft. 8. br. 2 fl. 24 kr.

— — Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. 2r Bd. 2s Heft mit 3 Kupfern gr. 8. broch. 2 fl.

Hall, Basil, Auszug aus einem Tagebuche, geschrieben auf den Küsten von Chili, Peru und Mexico in den Jahren 1820 bis 1822. 1r Bd. gr. 8. br. 2 fl. 24 kr.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausg. von C. K. André. Jahrg. 1824. gr. 4. 16 fl.

Jahrbücher der Baukunde, Herausg. von Freyherr von Pechmann. 1s Heft. gr. 4. 1 fl. 48 kr.

Journal, polytechnisches, eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Manufakturen rc. Herausgeg. von J. G. Dingler. Jahrg. 1824. gr. 8. br. 16 fl.

Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama, allgem. deutsche. Herausg. von Th. Hartleben. Jahrg. 1824. gr. 4. 9 fl.

Karte von Norddeutschland, nach den besten astronomischen und trigonometrischen Hülfsmitteln bearbeitet von Green. No. 3. 8. 11. 12. als Fortsetzung von Coulon's Charte von Süddeutschland. 36 Blätter. 30 fl.

Kunstblatt. Jahrgang 1824. gr. 4. 6 fl.

Literaturblatt. Jahrg. 1824. gr. 4. 6 fl.

Morgenblatt für gebildete Stände. Jahrg. 1824. gr. 4. 20 fl.

Mozin, Abbé, Dictionnaire français-allemand, et allem. franç. T. II gr. 4. 4 Vol. 18 fl.

Rengger, A., Beyträge zur Geognosie, besonders zu derjenigen der Schweiz und ihrer Umgebungen. 1r Band 1ste Lieferung. gr. 8. 1 fl. 45 kr

Schillers Kampf mit dem Drachen, in 16 Umrissen von Retzsch. Mit einigen Andeutungen. gr. 4. in Futteral 4 fl.

— — sämmtliche Werke. Taschen-Ausgabe. 4te Lieferung oder 10r—12r Band. Pränum.-Preis für 18 Bände 9 fl. 24 kr.

Steudel, Dr. E., nomenclator botanicus, enumerans ordine alphabet. nomina atque synonyma tam generica tum specifica a Linneo et recent. de re botanica scriptoribus plantis imposita. Cryptogamia. 8. maj. 5 fl.

Tausend, Der, und Einen Nacht noch nicht übersetzte Mährchen, Erzählungen und Anekdoten, zum erstenmale aus dem Arabischen ins Franz. übersetzt von J. v. Hammer und aus dem Franz. ins Deutsche von Zinserling. 3r Bd. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Zeitung, allgemeine, Jahrg. 1824. gr. 4. 18 fl.

Anzeige an Eltern und Erzieher.

Bey Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grimm, A. L., Christblumen. Eine Weihnachtsgabe für Kinder.

Auch unter dem Titel:

Sammlung kleiner Geschichten für das zärtere Alter. 2 Bändch. 12. Mit 12 illum. Kupfern, gebunden 3 Rthlr., oder 5 fl. 24 kr.

Der durch mehrere gediegene Jugendschriften schon rühmlichst bekannte Verfasser gibt hier nun auch dem zärteren Jugendalter eine Sammlung kleiner Geschichten und Mährchen. Bey dem großen Ueberfluße an Kinderschriften mangelt es doch immer noch an guten Schriften dieser Art. Man wird dem Herausgeber dieser Christblumen darum sicher Dank wissen für seine verdienstliche Arbeit. Die in denselben gegebenen Mährchen und Geschichten gewähren der Jugend nicht allein eine unschädliche ergötzliche Lektüre, sondern sie stellen auch eben so viele Bilder aus einer reichen Gemüthswelt dar, welche gewiß einen bleibenden und wohlthätigen Eindruck auf junge Gemüther machen werden. In dieser Rücksicht sind sie auch ganz passend mit dem Namen der Christblumen bezeichnet, und die erste Geschichte bildet gleichsam eine allegorische Einleitung in die kleine Sammlung.

Frankfurt am Main, im Okt. 1824.

Heinrich Wilmans.



Bey W. F. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gallerie aller Regenten,

welche einem gewaltsamen Tode geopfert wurden, oder Hauptbegebenheiten aus dem Leben der Fürsten, welche durch Meuchelmord, in Schlachten und auf andere gewaltsame Art geendigt haben. Nach dem Französischen bearbeitet, mit Berichtigungen u. Ergänzungen. Zwey Bände. 8. 2 Rthlr. 8 gr., oder 4 fl. 12 kr.

Diese Gallerie liefert die höchst interessante Geschichte von 510 hohen Opfern des Meuchelmordes und des Heldentodes, und diese Anzahl wird schon auf den ersten Anblick dafür bürgen, daß sie vollständig ist. Als Unterhaltungsbuch sowohl, wie als eine sehr mühsam aufgefundene historische Zusammenstellung, ist sie Geschichtsfreunden als Leihbibliothetsbesitzern sehr zu empfehlen.

Cornelia. Taschenbuch für Teutsche Frauen auf das Jahr 1825. Herausg. von Aloys Schreiber. Zehnter Jahrg. Neue Folge. Zweyter Jahrgang. Mit Kupfern, gezeichnet von Keller und Opitz, und gestochen von Eßlinger, Fleischmann, Hofmann und Lips. Preis: In sehr elegantem Einbande, mit farbiger Umschlag Vignette. 4 fl., oder 2 Thlr. 8 gr. Feine Ausgabe, mit Goldvignetten und Kupfern des ersten Hunderts, 5 fl. 30 kr., oder 3 Thlr. 6 gr.

Das gebildete Publikum, welches dem ersten Jahrgang der neuen Folge der Cornelia eine so freundliche Aufnahme angedeihen ließ, wird sich bey dem gegenwärtigen zweyten durch dieselbe Form und äußere Eleganz und durch einen wo möglich noch vollendeteren, mannichfaltigern und genußreichern Inhalt, als bey jenem, den unpartheyische Kritiken vor vielen andern schätzbaren Taschenbüchern auszeichneten, befriedigt finden. — Romantische Dichtungen, lyrische Ergießungen des Gefühls, Gemälde aus der ältern Geschichte, und Scenen der modernen Welt bilden hier den schönsten und interessantesten Verein. Den poetischen Theil eröffnet die fortgesetzte Gallerie Rheinischer Sagen, von Karl Geib, als ständiger Artikel des Taschenbuchs. Der Dichter hat dießmal besonders reichhaltige Stoffe gewählt, und solche auf das glücklichste, mit der nämlichen Liebe und Kunst, wie die vorigen, welche so manche gefühlvolle Leser und Leserinnen ansprachen, behandelt.

Der prosaische Theil enthält vier köstliche Gaben, nämlich:

1) Kurheim und Zelda, oder Sieg des Christenthums über das Heidenthum. Von Aloys Schreiber. Eine der gelungensten Hervorbringungen des trefflichen Dichters und Geschichtschreibers.

2) Mathilde, Gemahlin Heinrich des Vogelers. Schilderung einer Deutschen Frau aus dem zehnten Jahrhundert. Von D. J. B. Engelmann. Einfach historische und rührende Schilderung des Lebens einer vortrefflichen Fürstin.

3) Natalie. Eine Erzählung von Johanna Schopenhauer. Fortsetzung der Erzählung „Leontine" im Jahrgange 1824 der Cornelia. Mit der nämlichen Welt- und Menschenkenntniß, wie in der Leontine, gibt hier die geistreiche Verfasserin ein anziehendes und rührendes Gemälde der edelsten, aus anerkannter Pflicht geschehenen, Entsagung eines liebenden Herzens. —

4) Verhängniß. Erzählung von L. Kruse. Eine herzergreifende tragische Geschichte, welche ganz ihrem ernsten Titel entspricht, und die Aufmerksamkeit des Lesers in steter Spannung erhält. —

Der sehr elegante und geschmackvolle Umschlag des Taschenbuchs zeigt die Altäre der Schönheit und Tugend mit ihren Attributen, und das Titelkupfer das herrliche, wahrhaft ideal-schöne Bild der Maria mit dem Jesuskinde, gezeichnet nach Luigi's Gemälde von Keller, und gestochen von Marelo Eßlinger. Jede dieser Darstellungen ist von einer sinn- und gemüthvollen poetischen Erklärung, von Karl Geib, begleitet. Eben so empfehlen sich durch schöne, naturgemäße und ausdrucksvolle Zeichnung, und durch Feinheit des Stichs die sechs übrigen Kupfer.

Jeder Freund und jede Freundin des Guten und Schönen, welche dieses Werk kennen lernen, finden sich gewiß überzeugt, daß die Redaction und Verlagshandlung alles anwandten, um durch Mitwirkung geistvoller Schriftsteller und trefflicher Künstler ihrem Institut einen immer höheren und bleibenden Werth zu schaffen, und daß dieser edle Zweck nicht verfehlt worden ist.

Heidelberg. J. Engelmann.

Im Verlage der Roßnagel'schen Buchhandlung in Dillingen erscheint:

Magazin der besten deutschen Klassiker. 18.

Keine von den bisher erschienenen Ausgaben genügt dem jetzigen Zeitbedürfnisse besser, keine bietet dem Käufer mehr Vortheile dar, und keine macht es auch dem Wenigerbemittelten leichter, sich das Ganze anzuschaffen, als die unsrige. Mit einem ungemein wohlfeilen Preise verbindet dieselbe auch äußere Eleganz. Schönes Papier, besonders bey der Ausgabe Nro. 1.; neue Schrift und vorzüglich schöner Druck. Das Ganze wird rein und frey von Druckfehlern jeder Art seyn. Der größte Vortheil aber ist gewiß der, daß alle Monate 2 Bändchen erscheinen, von denen eines im Subscriptionspreise in der Ausgabe Nro. 2. nie über 30 kr. zu stehen kommt, und die nur jedesmal beym Empfange bezahlt werden dürfen. Auf diese Art schafft man sich die ganze Sammlung an, ohne auf einmal dafür eine bedeutende Summe auszugeben, (welches bey dem jetzigen Geldmangel ohnehin wenige thun können), und ist doch in einigen Jahren im Besitze des Ganzen. Monatlich einen Gulden kann doch beynahe jeder Gebildete, wenn er auch blos von seinem Verdienste leben muß, leicht erübrigen. Wir haben von diesem Werke 4 Ausgaben veranstaltet. Nro. 1. auf weißem Druckpapier. Nro 2. auf milchweißem Druckvelinpapier. Nro. 3. auf Schreibp. Nro 4. auf Velinp. Sämmtliche Ausgaben sind in einen farbigen in Kupfer gestochenen Umschlag geheftet, die Ausgabe Nro 4. aber ist steif gebunden mit Goldschnitt. — Es sind bereits die ersten 4 Bändchen fertig, von denen das erste Salis Gedichte, und die 3 andern Matthissons Gedichte enthält. Salis Gedichte kosten in der Ausgabe Nro. 1. 18 kr. Nro. 2. 21 kr. Nro. 3. 24 kr. Nro. 4. 36 kr.

Matthissons Gedichte 3 Bändchen kosten in der Ausgabe Nro. 1. 1 fl. 12 kr. Nro. 2. 1 fl. 21 kr. Nro. 3. 1 fl. 48 kr. und Nro. 4. 2 fl. Man subscribirt auf die ganze Sammlung. Austreten darf Niemand, da sich sonst eine Unordnung in den Auflagen ergeben würde. Wer vor der Beendigung austreten will, sehe sich um einen Abnehmer, welchen er gewiß findet. Wer sich der Mühe des Subscribentensammelns unterziehen will, erhält das 10te Exemplar gratis. Diejenigen, welche schon Classiker in andern Ausgaben besitzen, die sie nicht mehr zu erhalten wünschen, wollen dieß gefälligst bey der Subscription bemerken. Dieß können aber nur diejenigen thun, welche noch vor May beytreten. Einzelne Werke werden nicht abgegeben, die wir uns nicht mit Nachdruck beschäftigen. Subscribenten erhalten die Ausgabe Nro. 1. um den 9ten Theil wohlfeiler, die Ausgabe Nro. 2. aber um den Preis der Ausgabe Nro. 1. 2c. Proben der Ausgaben liegen vorräthig: in Augsburg in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung, dann im Comptoir der königl. priv. Augsburger politischen Abendzeitung und in der Wolf'schen und Wagner'schen Buchhandlung, welche auch Subscription darauf annehmen.

Dillingen, den 19. Nov. 1824.

Durch das Verlags-Expeditions-Büreau

W. A. J. Roßnagel.

In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Philagathos Andeutungen über das Reich des Guten. Ein Beytrag zur einfachen Verständigung über christlich-religiöse Wahrheit, für denkende Freunde derselben. Herausgegeben von Dr. Ludwig August Kähler. 8. Zweytes Stück. 18 gr.

Philagathos begegnet hierin zuerst der rationalistischen Genügsamkeit, welche mit den im Begriff des Gewissens einfach zu Tage liegenden Elementen aller Religionen haushalten zu können meynt, durch Hinweisung einer Idee auf die Theologie und das Bedürfniß reuiger Sünder und schöner Seelen. Dann weist er den ästhetischen Supernaturalismus zurück, insofern dieser aus jener Hinweisung Gründe für die Nothwendigkeit und Wahrheit ziehen zu können meynt. Er zeigt, daß religiöse Gefühlsbearbeitung ohne große Weisheit das natürliche Gleichgewicht schöner Seelen stört und die Verkehrtheit eitler und buhlerischer Frömmigkeit mehrt; daß eine solche Beredsamkeit weder kirchlich noch geistlich, weder dem deutschen Volke noch dem Zeitalter angemessen ist, macht dieses durch einige aus dem Leben gegriffene Beyspiele anschaulich, und kommt auf die Nothwendigkeit einer im Gewissen angedeuteten aber tiefer aufzusuchenden Begründung zurück.

Anzeige für Journal-Leser, Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Die in unserm Verlag erscheinende Zeitschrift:

Hebe

wird auch im künftigen Jahre ununterbrochen fortgesetzt werden. Wie bisher wird es ein Hauptaugenmerk der Redaktion bleiben, in diesem Blatte Beyträge zu einer vielseitigen Unterhaltung zu liefern, und bey Erreichung dieses Zieles hinter keinem der bessern deutschen Zeitblätter zurückzubleiben. Wir bitten daher das lesende, der schönen Literatur befreundete Publikum hiermit um seine Aufmerksamkeit für unsere Zeitschrift, welche in wöchentlichen Lieferungen erscheint, und durch alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter bezogen werden kann. Der Preis des Jahrgangs ist 6 Thlr. sächs., oder 10 fl. 48 kr.

Leipzig, im Nov. 1824.

Magazin für Industrie und Literatur.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Gemälde der physischen Welt oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde.

Nach den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet

von

Joh. Gottfried Sommer,

Professor am Conservatorium der Tonkunst zu Prag.

Fünfter Band.

Geschichte der Erdoberfläche.

Mit 5 Kupfertafeln, 1825. gr. 8. stark 26 Bogen.

Preis 1 Rthlr. 16 gr.

1. Bd. (das Weltgebäude.) Mit 11 Kupfertafeln. 1819. stark 29 Bogen. Preis 2 Rthlr. 20 gr.
2. — (physikalische Beschreibung der festen Oberfläche des Erdkörpers.) Mit 14 Kupfertafeln 1821. stark 32½ Bogen. 3 Rthlr. 6 gr.
3. — (physikalische Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers.) Mit 9 Kupfertafeln. 1823. stark 35 Bogen. 3 Rthlr.
4. — (physikalische Beschreibung des Dunstkreises der Erdkugel.) Mit 4 Kupfertaf. und 2 Steinabdrücken. 1823. stark 26¼ Bogen. 1 Rthlr. 16 gr.

Es würde überflüssig seyn, dieses vortreffliche Werk, über dessen Werth sich nicht nur die zahlreichen Abnehmer, sondern auch die gelesensten und berühmtesten öffentlichen Blätter des In- und Auslandes ausgesprochen haben, noch weitläufig empfehlen zu wollen. Man begnügt sich daher mit der Anzeige, daß so eben der fünfte Band dieses Werkes vollendet und an alle Buchhandlungen versendet worden sey. Er umfaßt einen Gegenstand, welcher unter das Anziehendste gehört, was das Nachdenken jedes Gebildeten aufzuregen vermag, nämlich die Geschichte der muthmaßlichen Entstehung und Ausbildung der jetzigen Oberfläche des Erdkörpers. Der Hr. Verf. hat Alles, was über diesen merkwürdigen Gegenstand in der neuesten Zeit beobachtet und geschrieben worden ist, sorgfältig durchgegangen und die Ausbeute dieser Forschungen in dem vorliegenden Bande seines Werkes niedergelegt. Der Leser wird hier über die ursprüngliche Entstehung der Erdrinde aus dem Was-



fee, über die Art, wie sich die ersten Schichten derselben gebildet haben, über die Zerstörungen, welche das neue Gebilde bald wieder erleiden mußte, so wie über die Entstehung der spätern Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsmassen, über die zahlreichen lebendigen Geschöpfe, deren Ueberreste wir noch jezt im Schooße der Gebirge antreffen, über den Untergang ganzer Länder und Inseln, über die Sagen der alten Völker von einer großen Fluth, über das angeblich hohe Alter des Menschengeschlechts und über die vornehmsten Hypothesen, welche die Weisen aller Zeiten über die Entstehung der Erde gehabt haben, auf's Klarste und Unterhaltendste belehrt werden. Fünf Kupfertafeln, welche Abbildungen von Gebirgsdurchschnitten und merkwürdigen Versteinerungen enthalten, dienen eben so sehr zur Verdeutlichung als zur Zierde des Ganzen.

Der sechste und lezte Band (Allgemeine Uebersicht der organischen Welt) erscheint binnen Jahresfrist.

Anzeige.

Unvermuthete Hindernisse haben bisher den Herrn Verfasser des im Verlag der unterzeichneten Buchhandlung herausgekommenen Werkes:

„Die edelsten Frauen der deutschen Vorzeit, nach den vorhandenen Quellen und Urkunden dargestellt von A. W. Heikel. 1823."

abgehalten, den jedoch bereits fast ganz vollendeten zweyten Band zu liefern. Derselbe wird indeß in möglichster Bälde erscheinen.

Bey dieser Gelegenheit hält man es zugleich für Pflicht, auf dieß eben so interessante als gründliche Werk, welches nicht allein in mehreren Zeitschriften (z. B. National-Chronik der Deutschen 1823 Nro. 11. Abendzeitung 1823. Wegweiser Nro. 22. Hallische Literaturzeitung 1823. Ergänz.Bl. Nro. 91. Allg. Repertorium der Literatur, 1823. 4ten Bds. 2tes Stück Nro. 20. rc. rc.) die günstigsten Recensionen erfahren hat, sondern auch von mehreren fürstlichen Personen eben so huldvoll als gnädig aufgenommen wurde, auf's Neue aufmerksam zu machen. Der Preis des ersten Bandes ist 1 Rthlr. 10 gr.

Nürnberg, im Nov. 1824.

Heinr. Haubenstricker.

So eben hat der zweyte Theil des

Handbuch der Definitionen

aller in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre vorkommenden Begriffe u. s. w. M—Z.

von

Dr. A. Wießner

die Presse verlassen, und ich schmeichle mir, daß der Beyfall, der dem ersten Theile so allgemein gezollt wurde, auch diesem zweyten Theile nicht entgehen werde. Da das Werk 18 Bogen stärker geworden ist, als Anfangs bestimmt war (die Bogenzahl beläuft sich, statt auf 60, jezt auf 78), so muß ich dasselbe um 16 Gr. (also pro Bogen kaum 1 Gr.) erhöhen; so daß die Herren Subscribenten bey Empfang des zweyten Theils 2 Thlr. entrichten, die Herren Pränumeranten aber 16 Gr. nachzahlen. Diesen Pränumerationspreis von 3 Thlr. 8 Gr. für das ganze Werk werde ich, in Folge vielseitig eingegangener Aufforderungen, bis Ostern 1825 gelten lassen.

Leipzig, den 18. Nov. 1824.

A. Wienbrack.

Bey H. Burchhardt in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Denkwürdigkeiten

aus dem öffentlichen und verborgenen Leben des Verfassers vom erziehenden Staate. Ein Beytrag zur Menschenkunde, Staatsregierung, Erziehungslehre und Christenthum.

Von

Johann Heinrich Martin Ernesti.

8. 24 Bogen. Preis 1 Rthlr.

Der Verfasser, der schon seit mehreren Decennien dem Vaterlande als einer seiner geachtetsten Literatoren bekannt ist, legt in dieser Schrift ein treues Bekenntniß über sein öffentliches und Privat-Leben ab. Es finden sich hier wichtige Andeutungen zur Aufklärung manches Zeitereignisses, und von besonderem Werthe sind die mitgetheilten und noch ungedruckten Briefe großer Staatsmänner und berühmter Gelehrten. Das Ganze ist vollkommen geeignet, die mit der Aufsicht über das Erziehungswesen im Staate beauftragten Beamten auf manche bisher verborgen gehaltene Mängel aufmerksam zu machen, deren Abstellung für die Menschheit heilbringend seyn würde.

Neue schöngeistige Schriften.

L. Tieck, Novellen, 3r und 4r Theil. 8. Velinpap. 1 Thlr. 18 Gr.

Auch unter dem besondern Titel: Die Reisenden und musikalische Leiden und Freuden.

Der erste und zweyte Theil enthalten: die Gemälde und die Verlobung, ebenfalls zu 1 Thlr. 18 Gr.

sie sind in allen Buchhandlungen, zu Stuttgart, Ulm, Tübingen und Ludwigsburg zu bekommen.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Wir zeigen hiermit an, daß die versprochene weitere Ausführung des 6ten Kapitels

der Forsttaxation nach ihrem ganzen Umfange von Hrn. Forstrath J. W. Hoßfeld

über die Werthbestimmung der Wälder und Ausgleichung der Servituten, als zweyte Abtheil. des zweyten Bandes, unter der Presse ist und nächstens versendet werden wird. — Das Werk ist hiermit geschlossen und umfaßt nun alles, was zu Erschöpfung dieser Wissenschaft gehört.

Hildburghausen, im Nov. 1824.

Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Nro. 45.

Intelligenz-Blatt.

1 8 2 4.

Literarische Anzeigen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von Dr. Theodor Hartleben. November 1824.

Polytechnisches Journal, eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft rc., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten. Fünfter Jahrgang, 1824. 11tes Heft.

Zu Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken.

Bey Joseph Engelmann in Heidelberg ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Gebete und Erweckungen zum Gebet. Ein Andachtsbuch für Familien. Herausg. von D. J. B. Engelmann. In allegor. Umschlage 2 fl. 24 kr., oder 1 Thlr. 14 gr.

Der Herausgeber hat, indem er nach guten Andachtsbüchern gesucht, die seiner Familie und seinen Zöglingen zusagen sollten, diese Sammlung veranstaltet worin, wie es in der Vorrede heißt, „weder Bombast und Schwulst, noch Flachheit und Leere, oder auch spielendes Liebeln mit dem Heiligsten, und poetische Mystik, wie man solche, nicht nach ihrem schönen und trefflichen Sinn, sondern gewöhnlich, zu nehmen pflegt, herrschen; sondern er hatte gute, schlichte, reinen Herzen fromme Gemüther vor Augen, die von Vorurtheilen und Partheynamen nichts wissen oder nichts wissen mögen; die Gott im Geiste und der Wahrheit verehren und dem Erlöser von Herzen ergeben sind.“ — So entstand dieser herrliche Kranz, gewunden aus den schönsten Blumen, welche die Muse der Religion und des Gefühls spendet. — In den Betrachtungen über Gott, Jesus, Tod und Unsterblichkeit, in den Trostgesängen bey den Gräbern unserer Lieben, in den Morgen- und Abendliedern, und andern vermischten Inhalts, wird das fromme Gemüth Erhebung zur Andacht, Beruhigung im Leiden, und Kraft zum heitern Fortschreiten auf der Prüfungsbahn dieses Lebens finden — und so wird dieses Buch jedem Familienkreise und jedem Einzelnen ein willkommener Begleiter seyn. Die geschmackvollen Umschlag-Vignetten geben in Figuren und Attributen eine sinnbildliche Darstellung der Religion und Andacht, und der ihnen dargebrachten Huldigung.

[illegible]

[illegible]

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Theoretisch-praktische Anleitung zum Whistspiele, oder Gesetze, Regeln, Feinheiten und Eigenthümlichkeiten des beliebten Whistspiels. Ein treuer Rathgeber für Kenner und sicherer Leitfaden für Anfänger, die hierin den vollständigsten Unterricht erhalten. Nebst 12 lehrreichen Musterspielen, einer Erklärung aller im Whist üblichen Ausdrücke und Redensarten, und einer Uebersicht des Klein-Whist und Bostonspiels. Vom Verfasser des königlichen l'Hombre-, Piquet- und Tarockpapperspiels. 12. Wien 1825 in Umschlag broch. 12 gr., oder 54 kr.

Bey der heutigen allgemeinen Verbreitung dieses beliebten, des menschlichen Verstandes würdigen Kartenspiels, ist eine vollständige und gründliche Anleitung zur Erlernung desselben um so wünschenswerther, als die bereits bestehenden theils zu oberflächlich, theils für den Anfänger zu unverständlich sind. Der Verfasser ist durch die frühere Bearbeitung des l'Hombre-, Piquet- und Tarockpapperspiels bekannt genug, als daß wir nöthig hätten, etwas zum Lobe des obigen Werkes zu sagen.

Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1825, von Ehrig aus dem Thale,

ist so eben bey uns erschienen und durch alle Buchhandlungen in und außer Deutschland zu erhalten. Es enthält 3 Possen, 2 Schauspiele, 1 Lustspiel, und ist mit 5 interessanten Kupfern geschmückt. Buchhandlungen, welche mit uns nicht in Verbindung stehen, belieben sich an Herr Kaßmann in Leipzig zu addressiren.

Comptoir für Literatur.

Bey C. W. J. Krahn in Hirschberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen, in Stuttgart bey Metzler, zu haben:

Schlesisches Taschenbuch
für das Jahr 1825.
Herausgegeben
von W. L. Schmidt. 2ter Jahrgang.

Mit Beyträgen von Contessa d. Aeltern, E. Wetzlar, Agnes Franz, Caroline Leßling, Arminia, Brandte, Kastor, Legner, Dyta, Schindler und dem Herausgeber. 16. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 16 gr., mit 5 Kupfern und 1 Musikbeylage.

Freundliche Anerkennung und Unterstützung wurde dem Herausgeber und Verleger des Schles. Taschenbuchs ... [illegible] ... möge durch eine recht freundliche Aufnahme das Unter-



nehmen ferner Gedeihen finden, und Kunst und Wissenschaft der Schlesier ihm einen ehrenvollen Platz unter der Zahl der übrigen beliebten Taschenbücher feststellen.

Bey Ludw. Herbig in Leipzig ist erschienen:

Sphinx, Neues Archiv für den thierischen Magnetismus und das Nachtleben überhaupt. In Verbindung mit mehreren Naturforschern herausgegeben von Dr. D. G. Kieser, Hofrath und Professor zu Jena. 1r Bd. 1s Heft. Preis 18 gr.

Bey C. G. Ackermann in Dessau ist erschienen:

Die Reise in die Heimath,

Miscellen aus dem Gebiete der Moral und Psychologie.
Von Aug. Fr. Holst.

8. Preis 1 Rthlr. 8 Gr., oder 2 fl. 24 kr.

Allen Lesern, welche sie finden, weihet der Verf. diese Bogen, mit dem herzlichen Wunsche, sie nicht ganz unbefriedigt zu lassen. Dem Bessern, was gebildeten Lesern geboten wird, möchten sie gern sich nähern, soviel sie können, und sie werden ihres Zieles nicht verfehlen. Die Begegnisse einer Reise — es gibt ja kein treffenderes Bild des Lebens — sind der Faden, an welchen eine Reihe von Betrachtungen angeknüpft sind, welche sich den Zweck gesezt haben, die Erhebung des Herzens zu erleichtern und zu begünstigen, und den Geist zum Nachdenken zu veranlassen, und dieses Zweckes werden sie nicht verfehlen.

Zu haben in Stuttgart bey Metzler, in Tübingen bey Laupp; in München bey Finsterlin; in Nürnberg bey Riegel und Wießner; in Augsburg bey Engelbrecht; in Wien bey Gerold, Heubner, Mörschner und Jasper, Schaumburg und Comp., Tendler und v. Manstein, Wallishauser, so wie in allen Buchhandlungen der deutschen Bundesstaaten und der Schweiz.

So eben ist bey J. J. Bohné in Cassel erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

„Schmieder, Dr. K. Chr., Mythologie der Griechen und Römer für Freunde der schönen Künste. Zweyte vermehrte Ausgabe mit 33 Kupfern und 5 Steinabdr. 8. Kassel. 1825. 1 Rthlr. 4 Ggr."

Neben so manchen äußerst vortheilhaften Recensionen über die erste Auflage dieses Buchs ist der beste Beweis seiner Vortrefflichkeit der, daß binnen so kurzer Zeit eine starke Auflage vergriffen ward. Es eignet sich ganz für Dilettanten, als auch besonders für die Jugend beyderley Geschlechts, und kann als passende Weihnachts- und Neujahrsgabe gelten.

Das Neueste der Physik.

Der zweyte Band von

Biot's Experimental-Physik, dritte Auflage,

ist so eben an Subscribenten gesandt.

[illegible]

Bey Joseph Engelmann in Heidelberg ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Reise von Moskau nach Wien, über Kiow, Odessa, Constantinopel, einen Theil des schwarzen Meeres, bis Varna, Silistria x. x. In Briefen an Julius Griffiths, vom Grafen de la Garde. Aus dem Französ. mit Anmerkungen von Therese Huber. Preis 3 fl., oder 2 Thlr.

Die Schilderung dieser Reise, welche in den Jahren 1811 und 1812 statt hatte, gibt ein anschauliches und lebensreiches Gemälde jener interessanten Gegenden, ihrer Merkwürdigkeiten, Sitten und Gebräuche, und mancher characteristischen Züge, die andere Reisebeschreibungen nicht liefern, welche sich mehr mit statistischen und geographischen Notizen über Länder- und Völkerkunde, als mit den besondern Begebenheiten, die dem Reisenden widerfuhren, oder die er zu bemerken Gelegenheit hatte, beschäftigen. Der Graf de la Garde erzählt als wissenschaftlich gebildeter Weltmann, und man lernt durch ihn, außer dem Merkwürdigen, was Länder und Städte, die er durchzog, für Natur und Kunst enthalten, vieles von dem Leben und Treiben der Vornehmeren, der Russen, Polen, Türken, Griechen rc., in deren gesellige Kreise er eingeführt ward, so wie von dem der geringeren Volksklassen, das er beobachtete, kennen, und manche Ereignisse, die sowohl ihn selbst, als andere Personen, betreffen, werden eine interessante und, in psychologischer Hinsicht, Theilnahme erregende Unterhaltung gewähren. Die durch mehrere schätzbare Schriften bekannte Uebersetzerin, Frau Therese Huber, hat nicht allein dieses Werk in einem eben so gediegenen als fließenden Style übertragen, sondern es auch mit einer gehaltvollen und unpartheyischen Einleitung, und mit erklärenden, auch die und da berichtigenden, Anmerkungen versehen; so daß wir überzeugt seyn dürfen, jedem gebildeten Leser eine um so mehr erfreuliche und genußreiche Gabe damit zu bieten.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Seefahrer. Romantische Dichtung. 3 Theile. 6 Rthlr.

Indem wir nun die Vollendung dieser Dichtung anzeigen, so freuen wir uns, hinzufügen zu können, daß dieselbe als ein ächt dichterisches Werk, auch bereits durch einen unserer beliebtesten Dichter eine ehrende Würdigung in der Zeitung für die elegante Welt gefunden hat, und wir theilen dessen Verse als eine poetische Inhaltsanzeige hier mit:

Wild grünt die Erde. Fern auf reichen Wellen
  Lockt Meer hinaus zur Fahrt und rauscht und blinkt.
  Umsonst, daß holde Häuslichkeit dir winkt,
  O Jünglingsgeist! du schwillst und Segel schwellen.
Fort rückt's dich rauh zu herben Klippenstellen,
  Wo Hoffnung dir und Heimathland versinkt.
  Doch Himmelströme wall'n. Die Seele trinkt —
  Und bald muß auch der Erdraum sich erhellen.
Die gaukelt bunt die neue Welt entgegen.
  Die Liebe winkt vom goldnen Felsenthurm.
  Du klimmst hinan. Da trifft's wie ein Skorpion dich.
Doch frommer Dulder, Schmerz wird dir zum Segen,
  Ein Eden ward gesät im Wettersturm,
  Und heimathlich umblüht ein sel'ger Lohn dich.

Wie dieses Werk als eine vorzügliche Gabe zu Weihnachten oder Neujahr benutzt wurde, glauben wir zu demselben Zwecke auch folgende Schriften wieder in Erinnerung bringen zu können:

„Glockentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen. Von Fr. Strauß. 1r–3r Thl. in 1 Band. Vierte Aufl. 1 Thlr. 8 gr.“

„Der Charakter und die Bestimmung des Mannes. Von Fr. Ehrenberg. Zweyte Aufl. 1 Thlr. 20 gr.“

Bey Ernst Fleischer in Leipzig erschien so eben:

William Shakspeare's Leben

von

Aug. Skottowe.

Teutsch bearbeitet

durch

Adolf Wagner.

Mit einem Bildniß Shakspeare's.

Auch unter dem Titel:

Shakspeare's dramatische Werke.

Supplementband

zu der Taschenausgabe in 16 Bänden.

Diese höchst wichtige Schilderung von Shakspeare's Leben trat in London so eben ans Licht, und wurde einstimmig als die vorzüglichste aller bis jezt vorhandenen Biographieen des großen Dichters ausgezeichnet. Die deutsche Uebersetzung schließt sich durch Uebereinstimmung des Formats und einen ähnlichen Druck genau der neuen Taschenausgabe von Shakspeare's dramatischen Werken an. Für den Subscriptionspreis von 9 Gr. ist sie in allen Buchhandlungen zu haben.

In der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und bey Laupp und Osiander in Tübingen, und in Stuttgart bey Löflund, Metzler, Sattler und Steinkopf zu haben:

Der Gesundheitsfreund, ein theoret. und prakt. Handbuch für Krankenpfleger u. s. w. und diejenigen, welche sich selbst warten wollen. Aus dem Französ. des Morin, von Dr. Wendl, Arzt zu Rochlitz. gr. 12. broch. 16 Gr., oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Dieses Werk enthält eine genaue Erklärung über die Art, Kranke zu pflegen, Vorschriften zur Bereitung der Getränke und Speisen, die Kranken und Reconvalescenten zuträglich und zweckdienlich sind. Daher ist dieses Buch für Familienväter und Mütter und alle diejenigen, die mit Kranken umzugehen haben, ein unentbehrliches Handbuch.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands von Fr. Gottschalck. Sechster Band. Mit Kupf. und Vign. 8. Preis geheft. 1 Rthlr. 12 gr.

Halle, den 1. Nov. 1824.

Hemmerde und Schwetschke.

Bey Heinrich Wilmans ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Bleibtreu, Ludw., Darstellung des Sternhimmels, oder Anweisung zur Kenntniß der Gestirne durch Selbstunterricht. Mit 3 Abbildungen in Steindruck. 12. geheftet. 1 Thlr. 6 gr., oder 2 fl. 15 kr.

Die einfachen und leichten Mittel, zur Kenntniß der Gestirne zu gelangen, welche die gegenwärtige Anleitung darbietet und durch die beygefügten Abbildungen anschaulich macht, werden um so willkommener seyn, da es wohl keine Kenntniß gibt, welche die Wißbegierde des menschlichen Geistes reichlicher belohnen könnte, wenn es auch bey dem jetzigen Stande der gesellschaftlichen Bildung noch erlaubt wäre, darin zurückzubleiben. — Durch den abwechselnden Vortrag aller bis jezt bekannten Merkwürdigkeiten und Wunder des Himmels, hat der Verfasser gesucht, die Aufmerksamkeit seiner Leser zu beleben; seinem Publikum durch ein anständiges und zierliches Gewand der Herausgabe ihre Achtung zu bezeigen, ist die Sorge der Verlagshandlung gewesen.

Frankfurt am Main, im Nov. 1824.

Anzeige für Maurermeister, Zimmermeister, Bau-Eleven, Polierer u. s. m.

In der unterzeichneten Buchhandlung erschien so eben und ist daselbst, wie in allen Buchhandlungen Deutschlands, zu haben:

Zweytes Heft

der Sammlungen architektonischer äußerer Verzierungen,

bestehend in 25 in Kupfer gestochenen Zeichnungen, als Aufrissen, Grundrissen zu verschiedenen Gebäuden im neuern und höhern Styl u. s. w., nebst den verschiedenen bey einem Bau vorkommenden Bauanschlägen, ganz auseinandergesetzt und berechnet, mit einer genauen Beschreibung der in diesem Hefte vorkommenden Gegenstände, als: Grundrisse mit ihren Feuerungsanlagen, nach neuerer Art u. s. w. für die Obengenannten, so wie auch für die, welche im Voranschlagen noch nicht ganz bewandert sind, und für alle Liebhaber der Baukunst; herausgegeben von Fr. Träger, K. Regierungs-Conducteur in Berlin. Preis 4 Rthlr. (das erste Heft kostet auf ord. Papier 3 Rthlr., fein Papier 4 Rthlr.)

Berlin, in der Buchhandlung von Fr. Aug. Herbig.

Neue Musikalien

von

Breitkopf und Härtel

in Leipzig.

v. Boyneburgk, F., grande Walse pour le Pianoforte. 8 gr.

Köhler, H., petite Etude pour le Pianoforte conten. 24 Préludes faciles et progressifs dans tous les tons majeurs et mineurs. Oeuv. 146. 16 gr.

Mühling, A., 3 grandes Marches pour le Pianoforte à 4 mains. Oeuv. 33. 16 gr.



Mühling, A., 6 Polonoises brillantes pour le Pianoforte à 4 mains. Oeuv. 34. Liv. 1. 2. à 20 gr.

Neukomm, S., O Amor Brazileiro. Caprice pour le Pianoforte sur un Londù Brésilien. Oeuv. 37. 12 gr.

— L'amitié et l'amour. 2 Esquisses pour le Pianoforte. Oeuv. 38. 12 gr.

— L'amoureux. Fantaisie pour le Pianoforte avec accomp. de Flûte. Oeuv. 39. 16 gr.

Onslow, G., Sonate pour le Pianoforte à 4 mains. Oeuv. 22. 1 Thlr. 12 gr.

— 6me Quintetto arr. à 4 mains par Mockwitz. 1 Thlr. 8 gr.

Siegel, D. S., Variations sur la Cavatine de Tancredi pour le Pianoforte. Oeuv. 34. 12 gr.

Sörgel, F. W., Polonoise pour le Pianoforte et Violon. Oeuv. 18. 12 gr.

— 6 Etudes pour le Pianoforte en forme de Sonates. Oeuv. 19. 1 Thlr.

Für Gesang.

Crescentini, H., Exercices nouveaux pour la Vocalisation musicale. Neue Uebungen für die Singstimme ohne Worte. Oeuv. 1. 2 Thlr.

Dressel, Fr., 20 Gesänge mit Begleitung der Guitarre. Oeuv. 32. 1 Thlr.

Mühling, A., 12 Lieder für vier Männerstimmen. 36tes Werk. 1 Thlr. 8 gr.

Neukomm, S., Canon aus dem Ostermorgen: „Preis und Ehre sey dem Geber," für drey Solostimmen und Chor mit Pianofortebegleitung. 4 gr.

Für Guitarre.

Dressel, Fr., Recueil de Pièces faciles et agréables p. Guitare à l'usage des commençans. Oeuv. 31. 16 gr.

Portrait von Fr. Schneider. 8 gr.

Bestellungen auf die bekannte Zeitschrift

Originalien

für 1825 bittet man frühzeitig aufzugeben.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendt:

Grimm, A. L., Mährchenbibliothek für Kinder. Aus den Mährchen aller Zeiten und Völker ausgewählt und erzählt. 6r Band.

Auch unter dem Titel:

Mährchen der alten Griechen und Römer. 1r Band. Mit 1 Kupf. 8. auf Velinp. geh. 1 Rthlr. 12 gr., oder 2 fl. 42 kr.

— Dasselbe auf Druckpapier, ohne Kupfer 1 Rthlr., oder 1 fl. 48 kr.

Der so sehr beliebte Verfasser gab in den ersten fünf Bänden das für die Jugend Geeignetste aus den Mährchen der Tausend und Einen Nacht, welche mit großem Beifall aufgenommen wurden. Nicht minder anziehend wird die Jugend die Mährchen der alten Griechen und Römer finden, die in Hinsicht der Bearbeitung seinen Vorgängern in nichts nachstehen.

Frankfurt am Main, im Nov. 1824.

Heinrich Wilmans.

Bitte.

Das Werk

Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß

ist von allen Seiten mit so ausgezeichneter Güte aufgenommen, daß Unterzeichneter sich schmeicheln darf, das Publikum werde auch ein an dasselbe sich anschließendes gern aus seiner Hand empfangen.

Dieß soll enthalten:

1) Hoffmanns in Taschenbüchern und a. a. O. zerstreute, in den Serapions-Brüdern nicht gesammelte Erzählungen, (wonach es auch als eine Fortsetzung dieses zu betrachten);

2) Nachträge zur Biographie Hoffmanns auf den Grund neuerer Mittheilungen.

Um aber die Materialien zu dieser letzten Abtheilung in möglichst reicher Fülle zu erhalten, wendet sich Unterzeichneter an alle, die mit Hoffmann in näherem oder entfernterem Verkehr gestanden, mit der Bitte — ihn baldigst (unter der Addresse der Dümmlerschen Buchhandlung in Berlin) von dem, was sie von H. wissen, und zur Publicität für geeignet halten, je umständlicher, desto besser, in Kenntniß zu setzen, wodurch manches, was in der Biographie nur hat angedeutet werden können, im helleren Lichte erscheinen wird. Noch ist es an der Zeit, aber auch nur eben noch; denn nur bald wird in dem Drange der Begebenheiten, in dem wir leben, jede, auch die Geschichte des einzelnen Menschen, zum Mythus [illegible]

Die verehrten Redactionen deutscher Zeitungen ersucht aber Unterzeichneter ergebenst und dringend, dieser seiner Bitte eine Freystelle in einem ihrer nächsten Blätter zu gönnen. Der Ertrag des jetzt beabsichtigten, wie des frühern Werks, ist ausschließlich der [illegible] Wittwe eines geschätzten deutschen Dichters bestimmt, [illegible] wollte dazu nicht gern sein Scherflein beytragen!

Wir haben, Statt einer Westminsterabtey für unsere Proceres, eine privilegirte literarische Doppelgänger, die auch noch die Angehörigen jener um ihr Eigenthum betrügt; (die Wittwe Hoffmann machte eben eine solche Erfahrung) — sollen nicht die Gutgesinnten [illegible] zusammentreten, um diese wenigstens vor der Noth zu schützen?

Aus diesen Gründen hofft der Unterzeichnete überall keine Fehlbitte gethan zu haben.

Der Verfasser von Hoffmanns und Werners Biographieen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Denkwürdigkeiten von Joseph Fouché,

Herzog von Otranto,

ehemaligem Polizeyminister in Frankreich.

Aus dem Französischen.

Darmstadt, bey C. W. Leske.

Preis 1 Thlr. 18 gr., oder 3 fl. [illegible]

Diese unlängst in Paris erschienenen Memoiren haben daselbst das größte Aufsehen erregt. Sie geben die wichtigsten Aufschlüsse über sehr viele Ereignisse einer ewig denkwürdigen Vergangenheit. Das deutsche Publikum wird nicht mit minderer Theilnahme dieses höchst interessante Werk aufnehmen.

Nro. 48.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 4.

Ankündigung und Preisaufgaben der Wiener allgemeinen Theaterzeitung und des Unterhaltungsblattes für Freunde der Kunst, Literatur und des geselligen Lebens.

1825. Achtzehnter Jahrgang.

Wien, bey Tendler und von Mannstein und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands. (Groß 4. Velinpapier. Wöchentlich drey Nummern.)

Mit dem 1. Jänner 1825 beginnt der achtzehnte Jahrgang dieser Zeitschrift. Es würde unbescheiden seyn, hier lobpreisend anzuführen, was sie, um sich zu vervollkommnen, von Jahr zu Jahr geleistet hat; es würde aber auch ungerecht seyn, ihr dieß Bestreben nach Vervollkommnung absprechen zu wollen. Die Inhalts-Anzeige hat die Namen der geschätztesten Mitarbeiter angegeben. Die werthvollen Beyträge derselben liefert die Zeitung unausgesetzt, und somit wäre also auch im neuen Jahrgange gesorgt, den Lesern, bey einer seltenen Auswahl, die anziehendste Mannichfaltigkeit zu liefern.

Ein besonderer Schmuck wird gleich in den ersteren Blättern des achtzehnten Jahrganges geboten werden, nämlich das Preisgedicht zur höchsten Geburtsfeyer Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich. Fünf und zwanzig Dukaten in Gold sind dafür festgesetzt. Der Termin ist bis 18. Jänner 1825.) Der Concurrenten sind schon jetzt sehr viele, die bedeutendsten Köpfe treten in die Schranken.

Aber die Redaktion will bey einer solchen Veredlung ihrer Zeitschrift nicht stehen bleiben. Sie setzt noch fernere Preise aus, und zwar abermal:

fünf und zwanzig Dukaten in Gold

auf die beste Schilderung aller, seit der segensreichen Regierung Sr. Majestät des Kaiser Franz I. geschehenen Einrichtungen, Verbesserungen, Verschönerungen, Errichtungen von Instituten und Bildungsanstalten &c. &c. in der Residenz und Monarchie, aus welchen laut die Vatergüte des Herrschers, Seine stete Sorge für Unterthanenwohl spricht. Ferner:

fünf und zwanzig Dukaten in Gold

auf die beste prosaische Erzählung, entweder ernsten oder humoristischen Inhalts; nebst einem Accessit von:

zwölf Dukaten in Gold

auf die zweytbeste Lösung dieser Aufgabe. Endlich:

sechs Dukaten mit einem Accessit von drey Dukaten in Gold

auf den besten Anekdoten-Kranz, der jedoch wenigstens aus zwanzig einzelnen Witzspielen bestehen muß, welche Preise sämmtlich am 15. Oktober 1825 vertheilt werden.

Sämmtliche Preisbewerbungen beginnen sogleich, und die Einsendungen können ganz nach Belieben der Concurrenten erfolgen, nur versteht es sich von selbst, daß auch ein Termin beobachtet werden muß; dieser ist für die Erzählungen um den Anekdoten-Kranz der erste September 1825, welcher nicht überschritten werden soll.

Diese leztgenannten Preisgegenstände, welche einzeln höchstens einen Raum von zwey Druck-Bogen nach dem Formate der Theaterzeitung einnehmen dürfen,

werden insbesondere noch mit sechs Dukaten in Gold, den gedruckten Bogen gerechnet, honorirt

und dieses Honorar gleich nach dem Abdruck bezahlt, welcher entweder noch im Laufe der Concurrenzzeit oder gleich nach der Bekanntmachung der Preise erfolgt.

So wie bey dem Gedichte zur höchsten Geburtsfeyer Sr. Majestät werden die Preisrichter später bekannt gemacht.

Die Einsendungen geschehen mit einer Devise und versiegeltem Namen sammt Angabe des Wohnorts des Verfassers.

Auswärtige werden ersucht, sich der fahrenden Post zu bedienen.

Zuschriften aller Art und Einsendungen werden nur portofrey angenommen.

Die Redaktion schmeichelt sich nach solchen Vorkehrungen, daß ihr die lesende Welt auch ferner Antheil schenken werde, indem sie keine Mühe, keine Kosten unangewendet lassen will, die Zufriedenheit des Publikums und die gute Meinung derjenigen zu erwerben, auf deren Beyfall sie stolz seyn würde.

Man pränumerirt in Wien bey dem Redakteur (Jägerzeile Nr. 510, im Heuslerischen Hause neben dem Theater) ganzjährig mit 40 fl. W. W., halbjährig mit 20 fl. W. W., 20 fl. oder 10 fl. Rthlr.

Auswärtige wenden sich am besten an die löbliche k. k. Hauptzeitungsexpedition in Wien, oder an die Redaktion selbst, wenn dieses aber unbequem seyn sollte, an die betreffenden löblichen Postämter in Deutschland, an die zunächst liegenden k. k. Postämter der österreichischen Monarchie, und bezahlen ganzjährig 24 fl. Rthlr. rheinisch, wofür ihnen die Zeitung wöchentlich zwey Mal auch in die entferntesten Provinzen portofrey zugeschickt wird.

Was jene Einsendungen betrifft, welche für die bekannten andern Rubriken oder für die ausgeschriebenen Preise nicht bestimmt sind, vorzüglich die Correspondenz-Nachrichten über Theater, Kunst, Leben &c., so haben die Einsender nur ihre Bedingungen portofrey zu richten an

Adolf Bäuerle,
Redakteur, Wien, Jägerzeile Nr. 510.

Subscriptions-Anzeige.

Unvorhergesehene Umstände hinderten bisher die Bearbeitung der, zu des Herrn Hofrath Meyer's Geschichte der bildenden Künste bey den Griechen von ihrem Ursprung bis zum höchsten Flor, gehörigen 31 Kupfer in kl. Folio, welche mit dem in lezter Ostermesse erschienenen Werke nicht zugleich mit ausgegeben werden konnten. Nun aber dürfen wir dem Publikum gewiß versprechen, daß diese Kupfer in Kurzem erscheinen



werden, indem ein großer Theil der Zeichnungen bereits in unsern Händen sind. Wir haben uns entschlossen, diese Umrisse in 5 Heften im Laufe des nächsten Jahres auf Subscription, à 3 Thlr. für alle 5 Hefte, zu liefern. Der nachherige Ladenpreis wird 5 Thlr. 12 Gr. betragen; das bereits erschienene Werk selbst kostet auf Druckpap. 2 Thlr. 12 Gr. und auf Schreibpap. 3 Thlr. Das erste Kupferheft wird im nächsten Januar, und das zweyte in der kommenden Ostermesse ausgegeben, so daß das Ganze im Laufe des nächsten Jahres beendigt seyn wird. Da wir keine Kosten gespart, um dieses gediegene Werk auch im Aeußern seinem Inhalt entsprechend zu liefern, so dürfen wir uns im Voraus der Unterstützung des Publikums schmeicheln. Die bisherigen Abnehmer des Buches werden höflichst ersucht, ihre Bestellungen auf die Kupfer bey denjenigen Buchhandlungen zu machen, welche es ihnen lieferten, indem später keine Kupfer ohne das Werk gegeben werden.

Dresden, im November 1824.

Walther'sche Hofbuchhandlung.

In unserm Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs, zweyter Theil.

Auch unter dem Titel:

Leben und Kunst der Alten, von Friedrich Jacobs. Ersten Bandes erste und zweyte Abtheilung. 8. 3 Rthlr. 12 gr.

Wir hoffen, daß die Anzeige von der Erscheinung dieses Werkes jedem Freund der alten Literatur und Kunst, somit jedem Gebildeten angenehm seyn werde. Die vorliegenden beyden Bände umfassen die zwölf Bücher der „griechischen Blumenlese," und sind als eine völlige Umarbeitung der vom Hrn. Verf. 1803 erschienenen Auswahl zu betrachten, welche sich unter dem Namen Tempe bey allen Gebildeten einzuführen wußte. — Verstand der heitre, lebensfrohe und stets schaffende — Schaffen war ihnen Dichten — Sinn der Griechen, jedem Wesen, jeder Person und Sache, mit welchen sie in Berührung kamen, eine poetische, befreundende Seite abzugewinnen, sprach ihnen aus dem Leblosen ein belebender Geist entgegen, und wußten sie im Werke des Zufalls oder der natürlichen Wirkung sichtbarer Ursachen, das augenblickliche, auf sie berechnete Walten zahlreicher, mit den Sterblichen in Wechselwirkung stehender Dämonen und Götter zu finden, so sind ihre Dichtungen der treueste Spiegel ihres Seyns, eines freyen, lebendigen, stets wohlwollenden und unwillkührlich verschönernden Geistes. Die griechische Blumensammlung und die von dem Hrn. Verf. gegebene Blumenlese vereinigt eine sehr bedeutende Anzahl poetischer Bildwerke zu einer reichhaltigen und in der deutschen Nachbildung wohlgeordneten Ausstellung. Die Verbergung des auf die Form der einzelnen Gedichte gewendeten Fleißes macht diesen Fleiß nachbar; leicht und zwanglos bewegt sich das Gebilde des Dichters in den schwierigsten Formen, der belebende Hauch des Geistes läßt die Beengung des Materiellen vergessen. Es kömmt uns nicht zu, zu beurtheilen, wie der berühmte Verf., gleich bewandert in den einheimischen wie in den hellenischen Geistesgefilden, seine schwere Aufgabe gelöst hat, ob es ihm gelungen ist, bey fortgesetzter Aufmerksamkeit auf dieses Lieblingserzeugniß, und bey einer durchgängigen Umarbeitung des dem Publikum schon in der frühern Gestalt theuren Werkes den ausgedehnten Ansprüchen zu genügen, welche er selbst daran macht — die Vorrede enthält zugleich eine ausführliche Abhandlung über die Anwendung des griechischen Versmaßes in deutscher Sprache — ; — nur das glauben wir versichern zu können, daß es für den Gelehrten keine erfreulichere Erholung in seinem Kreise, für den Gebildeten aber, dem das schwierige griechische Original nicht zugänglich ist, keine eben so angenehme als belehrende Unterhaltung geben kann, als diese, die als Erzeugniß des tiefsten Studiums, alle schwerfälligen Erinnerungen daran verschmäht und dem Leser in sinnvoller Anordnung ein treffliches Bild des Alterthums vorführt, und welche bey fortgesetzter Betrachtung nur gewinnt und immer neue Seiten der Anschauung darbietet. Wie billig beginnt das erste Buch mit einer Auswahl der schönsten Gedichte über die Götter, das zweyte beschäftigt sich mit den Heroen und sonst ausgezeichneten, der Mythe gehörigen Sterblichen, das dritte mit den Dichtern, das vierte mit den berühmten historischen Namen und wirklichen Helden, das fünfte ist den andern Classen der menschlichen Gesellschaft gewidmet, wie das sechste den Frauen vorbehalten ist: überall Ernst und Scherz in freundlichem Wechsel. Das siebente Buch enthält Lehren der Weisheit und Ansichten des Lebens, das folgende Beschreibungen von Städten und Ländern; das neunte ist der Liebe, das zehnte dem Tode geweihet, im eilften haben Thiere und Pflanzen ihren Platz, das zwölfte giebt einen willkommenen, größtentheils nicht aus der griechischen Anthologie entlehnten Anhang, in welchem die herrlichen Ueberbleibsel aus den Gedichten von Theognis und Solon, Kallinos, Tyrtäos, Bion, Moschus und Andern vereinigt wurden. — Uebrigens wird hoffentlich das, einer Dame gewidmete Werk, auch dem schönen Geschlechte sich zu befreunden wissen.

Gotha. Ettinger'sche Buchhandlung.

Bey Breitkopf und Härtel in Leipzig ist in einer neuen Auflage erschienen:

Ueber die Structur, Erhaltung, Stimmung, Prüfung rc. der Orgel,
von G. C. Fr. Schlimbach.
Nebst 5 Kupfertafeln gr. 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

In der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und bey Laupp und Osiander in Tübingen, und in Stuttgart bey Metzler, Sattler, Steinkopf und Löflund zu haben:

Brachmann, Louise, auserlesene Dichtungen, herausgegeben und mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin begleitet vom Professor Schütz in Halle. 1ster Band. gr. 8. br. 1 Thlr 16 gr., oder 3 fl. rhein.

Desselben Werkes 2ter Band. gr. 8. broch. 1 Thlr. 8 gr., oder 2 fl. 36 kr. rhein.

Leipzig, im Nov. 1824.

Erinnerung.

Alle, welche auf die sich immer mehr verbreitende Zeitschrift

Der Gesellschafter,

herausgeg. von F. W. Gubitz,

für den nächsten Jahrgang sich neu abonniren wollen, ersuchen wir, es spätestens bis den 1sten Januar 1825 uns anzuzeigen.

Berlin, den 24. Nov. 1824.

Maurer'sche Buchhandlung, Poststraße No. 29.

Uebersetzungs-Anzeige.

Um allenfallsige Collisionen zu vermeiden, zeige ich hiermit an, daß von der so eben in Paris erschienenen

Correspondance de Lord Byron avec un ami p. Dallas

eine deutsche Uebersetzung beynahe vollendet ist, und solche den 15. Januar 1825 bestimmt versandt wird.

Stuttgart, den 20. Dec. 1824.

Friedr. Franckh.

Nachricht.

In den allgemeinen Kunst- und Literatur-Notizen rc., welche bey uns gratis zu haben sind, befindet sich u. a. ein fortlaufendes Verzeichniß von Büchern rc., die gesucht werden, ingleichen ein fortlaufendes Verzeichniß von Büchern rc., die für annehmliche Gebote abgelassen werden sollen, worauf wir Literaturfreunde aufmerksam machen und selbigen diese Notizen zu gleichem Zwecke zu empfehlen.

Das literar. Central-Comptoir
in Leipzig.

Ankündigung.

Deutsche Bücherkunde oder Handlexicon aller, seit 1750—1823 in Deutschland erschienenen Bücher, mit Angabe des Formats, der Verleger und der Preise; herausgegeben von C. G. Kayser und mit einem Vorworte von F. A. Ebert, Bibliothekar in Wolfenbüttel. 2 Bände in gr. 8. jeder 600 bis 700 Seiten stark.

Pränumerations-Preis 5 Thlr. 12 Gr. auf Druckpap., 6 Thlr. 16 Gr. auf groß Schreib-Velin-Papier. Diese Pränumerations-Preise werden aber nur bis zum Januar 1825 gewährt. Ohne den baaren Betrag kann ich auf keine Bestellung zum Pränumerationspreise Rücksicht nehmen, worauf unveränderlich gehalten wird. Sobald diejenige Anzahl Exemplare, welche bestimmt ist, zu dem billigen Präm.-Preise von 5 Thlr. 12 Gr. abgelassen zu werden, vollzählig ist, wird keine Vorausbezahlung mehr angenommen. Die spätern Preise sind 7 Thlr. 12 Gr. Druckpapier, — 8 Thlr. 16 Gr. Schreib-Velin.

Ausführliche Ankündigung und Probedruck ist in jeder Buchhandlung zu haben.

Leipzig, im Nov. 1824.

Joh. Friedr. Gleditsch.

Walter Scott's
sämmtliche Werke
Vollständige Ausgabe der prosaischen Schriften

in 42 Bändchen. 8. Leipzig bey J. F. Gleditsch.

Neu und vollständig übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von G. J. F. von Halem, K. L. M. Müller, Sophie May, A. Wagner u. a. m. 1823—1825.

	Einzelner Pr. Thlr.	Gr.	In der Sammlung Thlr.	Gr.
* 1r 2r Theil enthält Waverley.	2	–	1	12
* 3r 4r Nigels Schicksale.	2	–	1	12
* 5r 6r 7r Peveril.	3	12	2	6
* 8r 9r Kenilworth.	2	–	1	12
* 10r 11r 12r Quentin Durward.	2	12	2	6
* 13r Der schwarze Zwerg.	1	–	–	18
* 14r 15r 16r Die Presbyterianer.	3	–	2	6
* 17r 18r 19r Ivanhoe.	3	–	2	6
* 20r 21r 22r St. Ronans Brunnen.	3	–	2	6
23r 24r Red Gauntlet.	2	–	1	12
25r 26r Guy Mannering.	2	–	1	12
27r 28r Der Alterthümler.	2	–	1	12
29r 30r Erzählungen eines Kreuzfahrers.	2	–	1	12
31r 32r Der Abt.	2	–	1	12
33r 34r Das Kloster.	2	–	1	12
35r 36r Der Pirat.	2	–	1	12
37r bis 42r Rob Roy, das Herz von Midlothian, Braut von Lammermoor und Montrose.	6	–	4	12
	42	–	31	12

Diese Ausgabe zeichnet sich durch Vollständigkeit und Uebertragung im Geiste des Originals, so wie durch die, den dunklen Stellen beygefügten erläuternden Anmerkungen, vor vielen der leitherigen Uebersetzungen rühmlich aus. Vorstehende Aufzählung (die bereits ausgegebenen sind mit einem * bezeichnet) gibt eine Uebersicht des Inhaltes der Theile so wie der Preise, einzeln oder zusammen genommen.

Die ganze Sammlung zusammen genommen wird demnach einige dreyßig Thaler kosten, und eine kleine Bibliothek bilden, welche jedem Alter und Geschlecht unbedenklich in die Hände gegeben werden darf, und eine ebenso geistreiche als anziehende und belehrende Unterhaltung gewährt. Die Herausgabe wird ununterbrochen betrieben. Hierzu erschien in demselben Verlage eine Gallerie zu Walter Scott's Werken 1s Heft mit Darstellungen zu Waverley, Ivanhoe, Guy Mannering, Alterthümler, Kenilworth, schwarze Zwerg, welche durch alle Buchhandlungen in zwey Ausgaben zu erlangen sind, zwar zunächst für obige Ausgabe bestimmt, jedoch um auch allen andern Ausgaben in deutscher, französischer, englischer und dänischer Sprache beygefügt werden zu können. Der Stich ist von den besten Meistern, meistens nach den vorzüglichsten englischen Originalen, und werden die folgenden Hefte auch Portraits der in Walter Scott's Werken vorkommenden Individuen liefern.

Die Ausgabe in gr. 8. erste Abdrücke kostet 2 Thlr. 12 Gr. In klein 8. erste Abdrücke 1 Thlr. 16 gr.

In Wien zu haben bey Armbruster, Beck, Gerold, Gronds W. und K., Haas, Härter, Heubner, Kupffer,

Mörschner und J., v. Mösle, Schallbacher, Schaumburg und Comp., Tendler und v. Manstein, Volke, Wallishauser und Wimmer.

In Prag bey Buchlers W. und St., Calve, Enders, Hartmann, Kronberger u. W., und Widtmann.

In der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen:

Für alle königl. Preuß. Justizbeamte:

Handbuch der gerichtlichen Stempelverwaltung. Eine systematische Zusammenstellung der Vorschriften des Königl. Preuß. Gesetzes wegen der Stempelsteuer vom 7ten März 1822 und der in Bezug auf dasselbe späterhin ergangenen Bestimmungen und Verordnungen für Justizbeamte. Nebst Tabellen über die Berechnung der Stempelsätze, von C. D. F. G. Schmidt, Königl. Preuß. Regierungsrathe und Provincial-Stempelfiscal von Pommern. Zweyte vermehrte Auflage. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 4 ggr., oder 1 Rthlr. 5 sgr.

Ein, wie schon der ungewöhnlich schnelle Absatz der ersten Auflage beweiset, höchst brauchbares Werk, welches durch die Sicherheit und Richtigkeit, mit welcher es sich zum praktischen Gebrauch eignet, bald ein unentbehrliches werden wird.

Für Färber, Drucker, Bleicher:

Die dritte verbesserte und sehr vermehrte Auflage von

S. F. Hermbstädt, Grundriß der Färbekunst, oder theoretische und praktische Anleitung zur rationellen Ausübung der Wollen-, Seiden-, Baumwollen- und Leinenfärberey, so wie der Kunst, Zeuge zu drucken und zu bleichen. Nach physikalisch-chemischen Grundsätzen und als Leitfaden zum Unterricht der inländischen Kattunfabrikanten, Färber und Bleicher, auf allerhöchsten Befehl entworfen. 2 Bde. gr. 8. Preis 2 Rthlr. 20 ggr., od. 2 Rthlr. 25 sgr.

Der Kenner wird bald sehen, welche reiche Zusätze diese neue Bearbeitung erhalten hat, und mit Zuversicht können wir versichern, daß der Käufer einen reichen Schatz für seine Kunst erhält.

Für Seifensieder,

die ihr Gewerbe gründlich kennen und ausüben lernen wollen; für Hauswirthinnen, welche ihren Bedarf an Seife selbst anzufertigen wünschen:

Dr. S. F. Hermbstädt, chemische Grundsätze der Kunst, alle Arten harte und weiche Seife zu fabriciren, oder Anleitung zur rationellen Kenntniß und Ausübung der Kunst, Seife zu sieden; 2te durchaus verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Preis 1 Rthlr. 8 ggr., oder 1 Rthlr. 16 sgr.

J. J. Eschenburg, Handbuch der alten Literatur, oder kurzer Entwurf der Kenntniß der klassischen Schriftsteller, der Mythologie, Archäologie und übrigen Alterthumskunde der Griechen und Römer. 7te völlig umgearbeitete und besonders in der Literatur-Nachweisung reich vermehrte Auflage. gr. 8. Preis 2 Rthlr.

Ein Buch, wie dieses, muß, in den immer wieder nöthig werdenden neuen Auflagen, um ihm die anerkannte Brauchbarkeit zu erhalten, durch Hinzufügung der Resultate der neuen und neuesten Forschungen und durch Vervollständigung der Literatur-Notizen bereichert werden. Auch die flüchtigste Vergleichung dieser neuen Ausgabe mit der frühern wird zeigen, daß die Ueberarbeitung mit treuestem Fleiße und tüchtiger Sachkenntniß gemacht, und so wird sie gewiß für Gymnasien, Schulen und zum Privatstudium auch ferner, vielleicht das brauchbarste Handbuch abgeben.

Calderon Schauspiele VIr Band von Gries. gr. 8. 2 Rthlr., fein Pap. 2 Rthlr. 12 gr.

Neuigkeiten von F. A. Gall zu Trier. 1824.

Carové, Dr. F. W., über das Recht, die Weise und die wichtigsten Gegenstände der öffentl. Beurtheilung; mit steter Bezieh. auf die neueste Zeit. 3 Rthlr., od. 5 fl. 24 kr.

Elter, J. P., Juristische Abhandlungen. gr. 8. à 18 Ggr. oder 1 fl. 21 kr.

Gall, L., die Schnellgerberey in Nordamerika; mit 46 Abbildungen in Steindruck. gr. 8. geh. 7 Rthlr., od. 12 fl. 36 kr.

Hetzrodt, J. B. M., Notices sur les anciens Trévirois; suivies de recherches sur les chemins romains, qui ont traversé le pays des Trévirois; 2e édit. in 8. 1 Rthlr., oder 1 fl. 48 kr.

Hoerer, J., der rheinländische Weinbau rc. 2r Theil, mit 24 Abbild. in Steindruck. gr. 8. à 1 Rthlr. 12 Ggr., oder 2 fl. 42 kr.

Schler, Dr., Chr. S., die Macht des Wahnes. kl. 8. weiß Druckp. à 21 gGr., od. 1 fl. 36 kr., Schreib-Velinpap. à 1 Rthlr., od. 1 fl. 48 kr.

Früherer Verlag.

Criminal-Prozeß gegen P. A. Fonk. 2 Bde. gr. 4. 1822. Herabges. Preis 7 Rthlr., oder 12 fl. 36 kr. ord.

Gall, L., Meine Auswanderung nach Nordamerika rc. 2 Bde. gr. 8. mit 10 lithogr. Charten und Abbildungen. Weiß Druckpap. à 5 Rthlr. 8 gGr., od. 9 fl. 30 kr.

Dasselbe, Schreibp. à 6 Rthlr. 12 gGr., od. 11 fl. 42 kr.

Hand, W., Moral der Morgenländer. gr. 8. 1821. à 12 gGr., od. 54 kr.

Haupt, Th. v., K. Pr. Landgerichtsrath, Epheukränze. gr. 8. 1821. Druckp. à 1 Thlr. 12 gGr., od. 2 fl. 42 kr.

Dasselbe, Schreibp. à 1 Rthlr. 18 gGr., od. 3 fl. 9 kr.

Hetzrodt, J. B. (K. Pr. Regierungsrath), Nachrichten über die alten Trierer, gr. 8. 2te Aufl. 1821. à 1 Rthlr., oder 1 fl. 48 kr.

Walther, Dr., Ph. F. v., Vorträge, gehalten in Fonk's Criminal-Prozeß; ein besonderer Abdruck aus vorgenanntem größerem Werke. 1822. 12 gGr., od. 54 kr.

Zu Ostern 1825 erscheint:

Carové, Dr. F. W., Ueber Alleinseligmachende Kirche. 1r Bd. gr. 8. Preis 3 Rthlr., oder 5 fl. 24 kr.





